Vertraute Briefe
über die innern
Verhältniſſe
am
Preußiſchen Hofe
ſeit dem Tode
Friedrichs II.

Mit Anmerkungen und Zuſätzen.

Amſterdam und Cölln, 1807.
bey Peter Hammer.

Bibl.
Ord.
Lund.

Bitte an die Leſer.

Druckfehler und etwanige andre Fehler, welche wegen Entfernung des Verfaſſers und Herausgebers vom Druckort entſtanden ſind, wird der geneigte Leſer beſtens entſchuldigen. Bey einer etwanigen Fortſetzung dieſer Briefe ſollen ſie ſämmtlich gerügt und verbeſſert werden, wie ſolches auch am Schluſſe verſprochen worden.

Univ. Bibl.
München

Vorerinnerung.

Einer meiner Freunde, der an dem unglücklichen Tage Berlin verließ, wo die traurige Nachricht von der verlornen Schlacht bei Jena dort eintraf, überſandte mir dieſe intereſſanten Briefe, welche ich ungeſäumt dem

Publiko übergebe, beſonders, da mein Freund ſolche bereits von Stettin und Graudenz aus, über die neuern Ereigniſſe fortgeſetzt hat.

Inhalt.

Inhalt.

Erſter Brief. S. 1

Reiſe nach Berlin 1786. — Grobheit des Poſtmeiſters in Croſſen. — Potsdam. — Friedrich II. Sterben. — Berlin. — Ueber Friedrichs II. Regierung. — Erhaltung des politiſchen Gleichgewichts. — Friedrichs Widerwille gegen die Preuſſen.

Zweiter Brief. S. 14

Friedrichs II. Tod. — Departement der auswärtigen Angelegenheiten. — Cabinetsrath. — Herzberg. — Hoym. — Friedrichs Furcht vor Rußland und Oeſtreich. — Geſchichte der Armee. — Urſachen der Siege über die Oeſtreicher. — Schlacht bei Mollwitz. — Friedrichs Syſtem in der Politik. — Der Verdienſtorden. — Beförderung nach dem Dienſtalter. — Die Armee als Maſchine betrachtet. — Ausländer in der Armee. — Warum Friedrich die Truppen haranguirte. — Kriegserfahrenheit der Preuſſen. — Nur Adliche erhalten Officierſtellen. — Errichtung von Magazinen. — Verpflegung der Truppen im Kriege. — Bezahlung und Montirung der Truppen. — Das Lazaretweſen. — Enrolement und Aushebung der Soldaten. — Eximirte. — Das Invalidenweſen. — Unterricht der Soldatenkinder. — Neues Kriegsſyſtem.

Dritter Brief. S. 34

Fortſetzung des vorigen — Bewaffnung der Truppen. — Artillerie. — Infanterie. — Cavallerie. — Ihre unzweckmäßige Bekleidung. — Avancement.

Vierter Brief. S. 41

Das Finanzweſen. — Die Domainen. — Das Contributionsweſen. — Die Accise. — Revenüen von den Regalien. — Juſtizverfaſſung, Regierungsmethode des Königs. — Unterſtützung des Fabrikweſens. — Denkfreyheit. — Friedrichs Spöttereyen über Religion.

Fünfter Brief. S. 59

Friedrich Wilhelm II. — Feldherren: Braunſchweig, Möllendorf, Kalkreuth. — Miniſter: Schulenburg-Kehnert, Herzberg, Hoym.

Sechſter Brief. S. 61

Aufhebung der Tobacksregie und des Zuckermonopols. — Freyheit des Getraidehandels. — Beluſtigungen des Königs.

Siebenter Brief. S. 63

Biſchofswerders, Rietz und ſeiner Frau Einfluß. — Gräfin Ingelheim. — Voß. — Vorſtender. — Eroberung Hollands. — Roſenkreuzerey. — Wöllner.

Achter Brief. S. 65

Tod der Ingelheim. — Ihr Bruder, Herr von Voß, wird Miniſter. — Beyer. — Manſtein. — Herzberg bewegt den König zu einer drohenden Stellung gegen Rußland und Oeſtreich. — Will Polen eine feſte Conſtitution geben. — Ueberläßt Frankreich und Belgien ſich ſelbſt. — Unterſtützt im Geheim die Patrioten in den öſtreichiſchen Niederlanden. — Joſephs raſche Schritte bringen Oeſtreichs Regierung ihrer Vernichtung nahe. — Sein Tod. — Leopold gewinnt Preußens Machthaber — beſchleunigt Herzbergs Fall —

die Reichenbacher Convention. — Vertrag zu Pillnitz. — Friedrich Wilhelms Verſchwendung des Schatzes. — Er erläßt den Holländern die Kriegskoſten. — Kreuzzug gegen Frankreich. — Rückzug aus der Champagne. — Cüſtinens Diverſion gegen Mainz. — Sieg bey Jemappe. — Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig. — Religionsedict und Cenſurreglement — die Rietzin.

Neunter Brief. S. 71

Pohlens Beſitznehmung. — Huldigungseid der Pohlen. — Wehklagen der abgeſetzten pohlniſchen Officianten. — Einführung der in Preußen üblichen Juſtiz- und Finanzordnung — die deutſche Sprache wird den Pohlen aufgedrungen. — Erhöhung des Stempelweſens, der Zölle und Abgaben. — Verſetzung ſchlechter Beamten nach Südpreußen. — Hr. von Voß kaltes und zurückſtoßendes Benehmen — ſeine Oekonomie. — Er leidet keinen Widerſpruch. — Seine Geſchöpfe. — G. R. Schulz. — Hr. v. Göckingk — Beſchaffenheit der Collegien. — Die Inſurrektion. — Madalinsky. — Koſciuſko und Dombrowsky. — Vernichtung der Beſatzung von Warſchau. — Der Feldzug 1794 in Pohlen. — Schwerin sen. und jun. Favrat, Elsners, Manſtein u. a. Unterfeldherren. — Koſziuſko ſchlägt die Preußen, und rückt nach Warſchau vor. — Die Preußen belagern Warſchau. — In Gneſen bricht eine Inſurrektion aus — die kleinen detaſchirten Corps werden geſchlagen. — Aufhebung der Belagerung von Warſchau. — Ferſen nimmt Koſziuſko gefangen. — Nur die neuinländiſch-pohlniſchen Regimenter zeichnen ſich aus. — Unterſchleife beim Feld-Kriegs-Commiſſariat. — Beſtrafung der Inſurgenten. — Graf Hoym. — Herr von Buchholz Unterminiſter. — Der Baſeler Friede. — Urſachen der Siege der Franzoſen.

Zehnter Brief. S. 86

Südpreußen hat in der Wirklichkeit gewonnen. — Steigen der Güther im Preiſe. — Sicherung des Eigenthums durch das Hypothekenweſen. — Verſchönerung der Städte. — Das Fabrikenſyſtem wird von dem Agrikulturſyſtem verdrängt. — Schädliche Folgen dieſer Veränderung.

Eilfter Brief. S. 90

Folgen des Ackerſyſtems in Pohlen.

Zwölfter Brief. S. 94

Einziehung der geiſtlichen Güther und Staroſteyen. — Schenkungen an die Günſtlinge des Königs. — Kränklichkeit des Königs. — Brief der Gr. Lichtenau an den König. — Warnung, keinen Krieg mit Frankreich anzufangen. — Hoym widerſetzt ſich der Einziehung der geiſtlichen und ſtaroſteylichen Güther. — Biſchofswerder ſetzt ſie durch, um ſich zu bereichern. — Fataler Streich, der ihm begegnet. — Graf Murowsky. — Gutsverſchenkungen an Triebenfeld. — Reichsgraf von Lüttichau, Goldbeck, Hünerbein.

Dreyzehnter Brief. S. 102

Tod des Königs. — Hermbſtädts Experimente mit reiner Lebensluft.

Vierzehnter Brief. S. 104

Charakteriſtik der Gräfin Lichtenau. — Der Gen. Biſchofswerder. — Der Kämmerer Rietz. — Die Gräfin Dehnhoff. — Die Gräfin Ingelheim. — Der Miniſter Wöllner.

Funfzehnter Brief. S. 112

Reſultate der Regierung Friedrich Wilhelm II. — Der Schatz iſt verſchwendet, — die Armee verdorben. — Urſachen der Verderbtheit des Adels. — Verfall der Juſtiz. — Allgemeine Liederlichkeit. —

Struenſee hält das Accis- und Manufakturſyſtem aufrecht. — Urſachen der Entzweyung Struenſee's mit Hoym.

Sechszehnter Brief. S. 121

Zweckmäßige Veränderungen beim Militair.

Siebenzehnter Brief. S. 122

Friedrich Wilhelm III. ſchlechte Erziehung. — Seine Anlagen. — Sein herrliches Gemüth. — Commandirt bey Belagerung von Landau. — Seine Unerſchrockenheit. — Charakter der Königin. — Hr. von Köckeritz. — Menken — Hr. von Zaſtrov — Gefangennehmung der Gräfin Lichtenau. — Entfernung Biſchofswerders. — Menken ordnet das Cabinet an. — Schulenburg errichtet eine Generalcontrolle der Finanzen. — Friedrich Wilhelm III. überträgt dem Cabinet die oberſte Staatsgewalt. — Oppoſition der Cabinetsräthe gegen die Miniſter. — Betrieb der Angelegenheiten des Militairs durch Hrn. v. Zaſtrov.

Achtzehnter Brief. S. 131

Friedrich Wilhelm III. bleibt ſeinem alten Charakter getreu, — vermeidet allen Prunk und Glanz, — hält ſtrenge auf Ordnung. — Der preußiſche Staat geht ſeiner Auflöſung entgegen. — Die Regierung ergreift nur halbe Maaßregeln. — Verdorbenheit der Nation, beſonders Berlins.

Neunzehnter Brief. S. 138

Friedrich Wilhelm III. Abneigung gegen den Krieg. — Er wählt das Neutralitätsſyſtem. — Das Syſtem der Erhaltung des Gleichgewichts iſt vernichtet. — Preußen mußte ſich mit Frankreich verbinden. — Seine Grenzen befeſtigen, und die ſchon vorhandenen Veſtungen in Vertheidigungsſtand ſetzen.

Zwanzigſter Brief. S. 144

Menken hat reſignirt. — Rüchel will alle Exemtionen vom Soldatenſtande vernichten. — Beyme wird an Menkens Stelle Kabinetsrath. — Er iſt für das franzöſiſche Syſtem.

Ein und zwanzigſter Brief. S. 147

Mobilmachung der preußiſchen Armee, weil Kaiſer Paul Preußen zum Beitritt gegen England zwingen will. — Sein Tod verhindert den Krieg. — Vortheile der acquirirten Länder in Deutſchland.

Zwey und zwanzigſter Brief. S. 149

Graf Haugwitz, Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. — Der Cabinetsrath Lombard.

Drey und zwanzigſter Brief. S. 152

Das Innere des Staats gewinnt durch den Frieden. — Struenſee eröffnet eine Anleihe zur Bezahlung der Schulden. — Antagonismus der Miniſter und des Cabinets. — Voß und ſeine Gehülfen. — Klavia und Borſtende. — Hardenberg. — Er iſt engliſch geſinnt. — Schrötter. — Er iſt für den Phyſiokratismus ſehr eingenommen. — hat tüchtige Gehülfen an Klewitz, Schön, Boſe und Mirus. — Hoym. — Er wird erſt nach ſeinem Tode gewürdigt werden. — Schleſien iſt die blühendſte Provinz des preußiſchen Staats. — Die Urſachen: Induſtrie und Kunſtfleiß. — Münchow und Schlabrendorf, Hoyms Vorgänger. — Letzte Unterredung Friedrichs mit Hoym. — Sein Benehmen unter Friedrich Wilhelm II. — Wird unter Friedrich Wilhelm III. denuncirt. — Erhält ſich durch den guten Eindruck, den er auf die Königin macht. — Sein Charakter. — Schulenburg. — Sein

Charakter. — Unter ihm arbeiten Schladerndorf, Menher und [illegible].

Vier und zwanzigſter Brief. S. 165

[illegible] von den Franzoſen. — Gefahr, die hierdurch Preuſſen drohte. — Haugwitz Entfernung. — Hardenberg erhält ſeine Stelle. — Schlechtes Betragen preußiſcher Officianten in Pohlen. — Händel der Grundherren und Unterthanen in Schleſien. — Populaires Benehmen des Königs.

Fünf und zwanzigſter Brief. S. 172

[illegible] des dritten Standes und des Adels. — Nöthige Modificationen des Adels.

Sechs und zwanzigſter Brief. S. 178

[illegible], die Preußen betreffen. — Mißwachs und Ueberſchwemmung. — Unterſtützung [illegible] Unglücklichen aus dem Schatze. — Reiſe des Königs nach [illegible]. — Beym's Abneigung gegen das Fabrikſyſtem. — Hardenberg bewirkt Rumbolds Befreyung. — Lombard, Köckeritz und Möllendorf ſind franzöſiſch geſinnt.

Sieben und zwanzigſter Brief. S. 182

Charlottenburg, Potsdam und Sansſouci. — Eintheilung der Zeit des Königs. — Erziehung der königlichen Kinder. — Erhaltung der Hofetiquette durch Frau von Voß.

Acht und zwanzigſter Brief. S. 185

Hungersnoth in den Jahren 1804 und 1805. — Urſache, unfruchtbare Jahre und Leerheit der Landmagazine. — Nachtheilige Wirkungen der freyen Getreideausfuhr. — Benehmen Preußens bei dem Kriege Frankreichs mit Oeſtreich und Rußland. — Bemühungen des ruſſiſchen Cabinets, das preußiſche zum Kriege zu beſtimmen. — Friedrich Wilhelms Erklärung. — Napoleons Marſch durch das Anſpachiſche. — Unterredung Napoleons mit Mack. — Eindruck, den der Durchmarſch durch Anſpach auf den König machte. — Marſch der preußiſchen Armee nach Franken. — Kampf zweyer Hofpartheyen. — Der König ſchwankt zwiſchen beiden. — Der hohe Adel und das Miniſterium ſind engliſch geſinnt. — Der Herzog von Braunſchweig ſtimmt für den Krieg. — Möllendorf räth zum Frieden. — Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel und Blücher ſind für den Krieg. — Zaſtrow räth zum Frieden. — Der Prinz Louis Ferdinand. — Sein Aeußeres. — Sein Charakter. — Stimmt für den Krieg. — Köckeritz. — Kleiſt. — Maſſenbach. — Pfuhl. — Die Stabsofficiere ſind für den Frieden. — Die Subalternen für den Krieg. — Nicolai. — J. v. Müller. — Hirt. — Kotzebue. — Reichard. — Merkel. — Buchholz. — Bülow. — v. Held. — Ankunft des Kaiſers Alexander in Berlin. — Die Potsdamiſche Convention. — Aeußerung des Königs über die Schlacht bei Auſterlitz. — Beſorgniſſe der Königin. — Haugwitz reiſet zu Napoleon. — Convention mit Frankreich. — Preußen beſetzt Hannover. — Nimmt es in Beſitz und tritt Anſpach, Cleve und Neufchatel ab. — Allgemeines Mißvergnügen.

Neun und zwanzigſter Brief. S. 198

Napoleons Aeußerung über Preußen. — Witzeleyen über die Regierung. — Benehmen der Gensdarmen. — Sie bringen Hardenberg ein Ständchen. — Man wirft Haugwitz die Fenſter ein. — Die königliche Autorität verliert ihr ganzes Gewicht. — Weder Frankreich noch Rußland achten das preußiſche Cabinet. — Sarkasmen des Prinzen Louis. — Stimmung der gemeinen Claſſe. — Vergleichung der

Macht Frankreichs und Preußens. — Wegnahme der preußiſchen Schiffe nach der Acquiſition von Hannover. — Hardenbergs Widerlegung der Angriffe franzöſiſcher Journaliſten in der Berliner Zeitung. — Beym's und Lombard's Aeußerungen hierüber. — Beym's Streit mit Hardenberg. — Die engliſch-ruſſiſche Parthey hat die Königin zu ſich hinüber gezogen, und verſtärkt ſich täglich. — Man ſucht Unfrieden in der Ehe des Königspaars hervorzubringen. — Bittſchriften der Stände ganzer Provinzen, ſie nicht zu vertauſchen. — Cabinetsordre Friedrich Wilhelms I. auf eine ähnliche Bittſchrift. — Bericht des Marquis Luccheſini. — Wichtigkeit des Beſitzes von Hannover für Preußen.

Dreyßigſter Brief. S. 211

Baron Stein erhält Struenſee's Stelle. — Sein Charakter. — Er ſucht den Mangel des baaren Geldes durch Treſorſcheine zu erſetzen.

Ein und dreyßigſter Brief. S. 215

Ueber den Krieg mit Schweden.

Zwey und dreyßigſter Brief. S. 216

Rückkehr der Königin von Pyrmont. — Ordre an die Armee, ſich in Bewegung zu ſetzen. — Bewegungsgründe zu dem Kriege mit Frankreich.

Drey und dreyßigſter Brief. S. 218

Gründe zum Verluſt der am 14ten October verlornen Schlachten bei Jena und Auerſtädt. — Verfall der preußiſchen Armee. — Mangel an einem Oberfeldherrn. — Der Herzog von Braunſchweig. — Zweckwidrigkeit des Operationsplans. — Von der Schlacht am 14. Octob. — Das Hiſtoriſche der Tage vom 5ten bis zum 15ten October. — Großer Kriegsrath am 6ten Oct. in Erfurt. — Rückzug des General Tauenzien von [illegible]. — Tod des Prinzen Louis. — Der Herzog von Braunſchweig verliert alle Faſſung. — Mißmuth des Königs. — Urſachen, weshalb die Königin zur Armee ging. — Tapferkeit des Königs. — Betrachtungen auf der Flucht von Weimar nach Magdeburg. — Ruhe des Königs nach der Schlacht. — Blücher täuſcht den General Klein durch einen vorgeblichen Waffenſtillſtand. — Hohenlohe erhält vom König den Oberbefehl über die Ueberreſte der geſchlagenen Armee. — Unmöglichkeit, dem Befehle des Königs in Folge, ſie über die Oder zu führen. — Kleiſt in Magdeburg verweigert dem Hohenlohe'ſchen Corps Munition, Proviant und Fourage. — Lächerlichkeit der Klagen Hohenlohe und Blüchers über Mangel an Lebensmitteln. — Auflöſung der Armee in einzelne Corps. — Das Blücherſche geht an die Elbe. — Das Weimarſche bleibt iſolirt. — Das Schimmelpfenningſche und Bilaſche wird abgeſchnitten und zerſtreut. — Der Reſt wird bei Prenzlau gefangen.

Vier und dreyßigſter Brief. S. 240

Hohenlohe's Charakter. — Er iſt kein Verräther.

Fünf und dreyßigſter Brief. S. 243

Fall der Feſtungen an der Oder und Spandau's. — Knobelsdorf — Ingersleben. — Schlechte Verfaſſung der Feſtungen. — Lombard's Gefangennehmung und Befreyung. — Weſſen man ihn beſchuldigte. — Wie man ihn behandelte.

Sechs und dreyßigſter Brief. S. 246

Ueber die Action bei Halle. — Rückzug über Deſſau. — Die Studenten werden von Halle exilirt. — Vereinigung des Corps des Prinzen von Würtemberg mit Blüchers Armee. — Wird bei Lübeck gefangen genommen.

Sieben und dreyßigſter Brief. S. 249

Befreyung der in Erfurt gefangenen 6000 Mann durch den Lieutenant Hellwig. — Verlegenheit, in welche Möllendorf geräth. — Magdeburgs Fall. — Ob Kleiſt ein Verräther oder ein Feiger? — Complott der ſubalternen Officiere, ſich der Uebergabe zu widerſetzen. — Wartensleben. — Alvensleben.

Acht und dreyßigſter Brief. S. 252

Oeffentliche Stimmung in Berlin vor und nach der Schlacht bei Auerſtädt. — Kampf der Parteyen. — Der Schwerdtfeger Sauerbrey. — Aeußerung der Stimmung des Publikums im Theater. — Wallenſteins Lager und der politiſche Zinngießer. — Unzelmann. — Mangel am Patriotiſmus. — Collecte zu Mänteln für die berliniſche Garniſon. — Statt 70000 Thlr. bringt man nur 6000 zuſammen. — Schulenburg giebt nur 25 Thlr. — Federkrieg der berliner Journaliſten. — Merkel. — Muchler. — Nachricht vom Rückzuge des General Tauenzien und vom Tode des Prinzen Louis. — Siegesnachrichten. — Nachricht von einer totalen Niederlage. — Furcht und Angſt. — Entfernung der Caſſen. — Flucht der Capitaliſten, des Adels, der patriotiſchen Schriftſteller. — Flucht der Bauern nach Berlin. — Erwartung aller Gräuel des Kriegs. — Errichtung einer Municipalität. — Hatzfeld wird zum Gouverneur ernannt. — Schulenburg entfernt ſich. — Maaßregeln des neuen Gouvernements. — Deputation an den Kaiſer Napoleon. — Napoleons Antwort. — Vorſchläge, Berlin vor einem Ueberfall zu ſchützen. — Auszug aus: „Was war nach der Schlacht bei Jena zur Rettung des preußiſchen Staats zu thun?" von J. von Voß.

Neun und dreyßigſter Brief. S. 271

Die Franzoſen in Berlin. — Charakterloſigkeit der gewöhnlichen Berliner. — Hülin wird Commendant des Platzes. — Das Davouſtſche Corps marſchirt durch die Stadt. — Der Magiſtrat überreicht dem Marſchall die Stadtſchlüſſel. — Fortdauernder Durchzug des franzöſiſchen Heeres. — Ankunft des Kaiſers. — Sein Aeußeres. — Sein Empfang. — Vorſtellung der Geiſtlichen durch den Miniſter des theologiſchen Fachs; der Mitglieder des Juſtizdepartements durch den Juſtizminiſter. — Der Fürſt von Hatzfeld wird arretirt. — Der Kaiſer begnadigt ihn. — Hohenlohe capitulirt. — Die Colonne des Herzogs von Weimar iſt eingeſchloſſen. — Der Prinz Auguſt gefangen. — Im Zeughauſe findet ſich noch viel Geſchütz, Waffen und Kriegsvorräthe. — Denunciationen der königlichen Effecten. — Ankunft des Generals Clarke. — Eintheilung der eroberten Provinzen. — Eid der Beamten. — Druck der Einquartirung. — Proclamation wegen Ablieferung der Waffen. — Zug des franzöſiſchen Heeres nach Pohlen. — Errichtung preußiſcher Regimenter für den franzöſiſchen Dienſt. — Aufruf des Fürſten von Iſenburg. — Organiſation einer neuen Municipalität. — Errichtung der Bürgergarde. — Verordnung wegen Annahme der Treſorſcheine. — Sorge für die unentbehrlichſten Nahrungsmittel. — Wohlfeiler Preis des Getraides. — Bezahlung der Beſoldungen und Penſionen. — Wiederherſtellung des Poſtenlaufs. — Napoleon verläßt die Hauptſtadt und geht nach Cüſtrin. — Wegführung der Friedensgöttin. — Wohlfeiler Preis der Pferde und Ochſen, der Koſtbarkeiten u. ſ. w. — Flor des Wechſelgeſchäfts. — Betragen der Durchmarſchirenden. — Ueber die neuorganiſirte Bürgergarde.

Vierzigſter Brief. S. 295

Jubel der Berliner am 16ten Oct., dem Geburtstage des Kronprinzen. — Siegesnachrichten. — Der Unglücksprophet. — Schrecken zwiſchen Furcht

und Hoffnung. — Anmaßung einiger Officiere vom dritten Bataillon. — Schulenburgs Anſchlag wegen der verlornen Schlacht. — Troſtloſigkeit der Berliner. — Neue Siegesnachrichten. — Beſtätigung der Nachricht von der verlornen Schlacht. — Allgemein herrſchende Unordnung. — Vorſchlag, die Havel zu vertheidigen. — Ankunft von Bleſſirten und Zerſtreuten. — Streit eines Invaliden mit einem Huſaren. — Gerüchte von der Ankunft der Ruſſen. — Ankunft der Franzoſen. — Deputation an den Kaiſer Napoleon. — Sein feyerlicher Einzug. — Gute Mannszucht der Franzoſen. — Der Officier und der Schneider.

Ein und vierzigſter Brief. S. 315

Bemerkungen über die Franzoſen in Berlin. — Aeußerungen in der Provinz über Berlin. — Frankfurt. — Reiſe von Frankfurt nach Berlin. — Zweckmäßigkeit der eingeführten Polizeyordnung. — Große Parade im Luſtgarten. — Die Nationalgarden und Schützengilden. — Friedrichs Degen und Krücke. — Napoleons Unterredungen über die preußiſche Verfaſſung. — Seltenheit grober Exceſſe. — Strenge Beſtrafung der Exceſſe des franzöſiſchen Militairs. — Betragen der preußiſchen Officiere. — Wuth über das Militair.

Zwey und vierzigſter Brief. S. 325

Publikandum wegen Abſtellung verſchiedener Mißbräuche bei der preußiſchen Armee. —

Drey und vierzigſter Brief. S. 332

Ueber die Vertheidigung von Glogau und deſſen Uebergabe. — Patriotismus der Schleſier. — Verfügungen zur Vertheidigung der ſchleſiſchen Feſtungen. — Mangel an Beſatzung. — Uebler Empfang der auf ihr Ehrenwort entlaſſenen zurückkehrenden Officiere. — Klagen der gemeinen Soldaten über Verrätherey. — Pläne zur Vertheidigung Schleſiens. — Organiſation eines allgemeinen Landſturms. — Bildung eines Jägercorps aus den Büchſenſchützen. — Aushebung von Rekruten. — Operationsplan. — Der Fürſt von Pleß. — Capitulation von Glogau. — Hauptgrund, weshalb es capitulirte. — Lobenswürdiges Benehmen des Kammercollegii in Glogau. — Hrn. Bertrands Antwort. — Verzweiflung der Weber. — Die Kaufleute ſind ſchlechte Patrioten. — Allarmirung durch einen baieriſchen Deſerteur.

Vier und vierzigſter Brief. S. 349

Künftiges Schickſal des preußiſchen Staats. — Worauf Preußens Macht gegründet war. — Ausartung der Armee und Vernichtung des Finanzweſens unter Friedrich Wilhelm II. — Theilung der Gewalt unter Friedrich Wilhelm III. — Friedrichs Principe waren zu modificiren, nicht aufzugeben. — Worin Friedrich es verſah. — Urſache davon. — Zweckmäßigkeit der Annahme des Adoptionsſyſtems. — Intereſſe Frankreichs bei der Erhaltung des preußiſchen Staats. — Ueber die Wiederherſtellung Pohlens. — Napoleons Operationslinie. — Natürliche Hinderniſſe. — Zu hoffende Veränderungen in Norddeutſchland und in Preußen.

Zuſätze.

Erſter Zuſatz. S. 347

Zweyter Zuſatz. S. 347

Faktum in Betreff des General Manſteins. — Tapferkeit des Regiments-Chirurgus Roſenfeld.

Dritter Zuſatz. S. 348

Märchen in Betreff der ſiegreichen franzöſiſchen Generale.

Vierter Zuſatz. S. 349
Die Gräfin Lichtenau in Glogau. — Rothhardt. — Benkowitz. — Nagel. — Fink. — Fantano. — Trojer.

Zuſatz ad voc. Requiſitionen. S. 350
Frankreich und Preußen haben ein gleiches Intereſſe gegen England. — Englands Repreſſalien. — Verluſt der deutſchen Handelsplätze. — Contributionen. — Gänzliche Niederlage des Handels und der Induſtrie. — Mittel die Bedürfniſſe der Truppen zu befriedigen, ohne das Wohl des Landes völlig zu Grunde zu richten.

Zuſatz zu S. 260. S. 356

Ueber den Charakter der Berliner. S. 356

Noten und Anmerkungen des Setzers.

A. S. i
Catharina der Theilung Pohlens ohne gehörige Beweiſe beſchuldigt. — Das Project der erſten Theilung rührt von Friedrich her. — Warum Catharine einwilligte. — Potemkins Abſichten auf die Krone Pohlens. — Warum Friedrich Danzig nicht erhielt. — Die letzten beyden Theilungen Pohlens ſind durch die ſeichte Politik des preußiſchen Cabinets herbeygeführt. — Pitts Feindſchaft gegen Rußland. — Graf Stackelberg. — Igelſtröm.

B. S. iii
Veranlaſſung der Cur des Königs mit Lebensluft. — Biſchofswerder. — Baumann. — Clemens. — Bismarr, Rüdiger, Alchymiſten.

C. S. v
Urſachen der Verſtändigung Frankreichs und Rußlands. — Sergeief. — Krüdener. — Anerbietungen Frankreichs. — Pauls Freundſchaft wird gewonnen. — Die Engländer verweigern ihm Malta. — Er erklärt ihnen den Krieg und legt Beſchlag auf alles engliſche Eigenthum.

D. S. vii
Ueber Rußlands Staatsintereſſe in Betreff des Handels mit England.

E. S. ix
Ueber den Tod Pauls I. — Sein Charakter. — Seine Tugenden und Fehler. — Graf Buxhövden. — Fräulein Nelidof. — Fräulein Lopuchin. — Graf von der Pahlen. — Ueber Pauls Mörder.

F. S. xv
Den Engländern iſt Pauls Tod nicht zuzuſchreiben.

G. S. xvi
Ueber die bewaffnete Neutralität.

H. S. xvi
Ob Preußens Macht mit der Rußlands zu vergleichen?

I. S. xvii
Ueber den Gebrauch fremder Ausdrücke.

K. S. xvii
Ueber die Folgen der Aufhebung der Verbindung Englands mit Deutſchland.

Nachſchrift des Verfaſſers. S. xix

Nachſchrift des Herausgebers. S. xx

Erſter

Erſter Brief.

Berlin, im Jahr 1786.

Der Geiſt regiert die Welt und nicht der Leib, ſagte mir mein Vater, wie er mich hierher ſchickte, und zur Poſt begleitete. Du gehſt an einen Ort, den man jetzt den erſten in der Welt nennen kann, da hier ſeit 46 Jahren der größte Kopf, der je einen Thron beſaß, Alles nach ſeinem einzigen großen und feſten Willen geſchaffen, gelenkt und vollbracht hat. Sein Geiſt belebte hier den Miniſter wie den Straßenjungen, den Feldmarſchall und den Tambour, den Gelehrten und Layen; durch alle fuhr er wie ein elektriſcher Funken; jede Form, jede Handlung, jedes Leben und Weben war in ihm und durch ihn vorhanden.

Du wirſt, mein Sohn, jetzt noch alles ſo finden, wie ich Dir geſagt habe; denn noch lebt der Erſte der Menſchen. Auch nach ſeinem Tode wird er noch fort leben — dieſer Geiſt, nach und nach wird er aber immer ſchwächer und ſchwächer wirken, und zuletzt ausgehn wie ein Licht. Das wird man nicht glauben, der äußere Schein wird eine lange Zeit das Innere und das Ausland täuſchen. — Es werden ſich ſelbſt diejenigen täuſchen, die das Staats-Ruder lenken.

Die Regierungs-Maſchine iſt aber dann nur einem Kartenhauſe ähnlich, welches auf einem Granitblock von

Knaben aufgeführt iſt, ſie klatſchen in die kleinen Hände, und freuen ſich über ihren Bau; wie ſie aber darüber jauchzen, kommt ein Störenfried, tippt mit dem Finger daran, und das ſchöne Kartenhaus fällt zuſammen.

Darüber erboſt, werfen die Jungen den Herrn mit Koth; ohne die Miene zu verziehen, haut er ein Paarmal mit der Hetzpeitſche unter ſie, und ſie zerſtieben wie Spreu vor dem Winde. Lächelnd ruft der Mann ihnen nach:

> Ihr dummen Jungen, euer Kartenhaus hätte der erſte Windſtoß doch vernichtet, ich werde dieſem Granitblock eine beſſere Beſtimmung geben, und ihn zum Eckſtein eines Pallaſtes gebrauchen. Wenn ihr älter werdet, dann ſeyd ihr erſt fähig zu begreifen, daß ich Recht hatte.

Ziehe hin, mein Sohn, in Frieden, fuhr mein Vater fort, ich werde die Zeiten nicht mehr erleben, wo Friedrichs Geiſt auslöſchen wird. Ertrage es mit Hingebung, ſuche dich hinweg zu ſetzen über dein Zeitalter, welches deine Kinder das erbärmliche nennen werden.

Laß dich nicht in den Schlamm hinabziehen, der dich umgeben wird, und hüte dich vor einer Anſtellung im Dienſte des Staats; denn wenn du nicht pflichtwidrig handeln und mit den Wölfen heulen willſt, die Dich umgeben, ſo wirſt Du zurückgeſetzt und endlich fortgejagt werden.

So weit mein Vater!

Ich mußte über ſeine Prophezeihungen lächeln, und ſprach zu mir ſelbſt: Das Alter ſucht in der Ferne immer Unglück, und hält ſein Zeitalter für das Beſte, das macht der Egoism. Ich aber ſehe das goldene Zeitalter vor mir, denn mit jedem Jahre ſteigt die Aufklärung, Alles eilt der Vollendung entgegen. — Ich werde allein nicht müſig zuſehen, ſondern ich werde mich zum Staatsmanne bilden, und Theil nehmen an der Regierung, — befehlen iſt beſſer als gehorchen!

Ich hatte erſt die Univerſität Halle verlaſſen, hier die Rechte ſtudiert, mein Kopf war voll von Nettelblattſchen Theſen. Mein Herz ſtrömte vom reinen Feuer des Patriotiſm über. Ganz wollte ich mich ohne Eigennutz dem Dienſte des Vaterlandes hingeben, ich wollte mich ſo bemerkbar machen, daß ſelbſt Friedrichs Späherblick mich erreichte, und in kurzem dachte ich mich an der Spitze der Geſchäfte. Ich glaubte nichts gewiſſer, als daß jeder Staatsminiſter nur den bravſten, fleißigſten, geſchickteſten Arbeiter vorziehe, und daß keiner ohne glänzende Eigenſchaften auf Beförderung rechnen könnte.

Mein Vaterland war jenſeits der Elbe, nur üppige Fluren hatte ich von jeher geſehen; Moräſte, Sandwüſten, Kiefernhaiden waren meinen Augen ſtets fremd geblieben. Berlin kannte ich nur aus Büchern, für mich war es der Sitz der Götter; alles was ich nur Schönes und Vortreffliches mir denken konnte, häufte meine Phantaſie in Berlin zuſammen.

So kam ich über die Elbe bey Hohen-Ziatz in den Sand; der Poſtmeiſter, ein roher Mann, wie es deren ſo viele giebt, ſchlug mir die Tobackspfeife aus dem Munde, wie ich rauchend aus dem Poſtwagen ſtieg, mit der derben Lection:

Ich ſolle die Naſe ins Poſt-Reglement ſtecken, wonach das Tobacksrauchen auf der Poſt verboten ſey. Ich ſagte mir zwar: der Mann hat Recht! Unhöflich iſt er aber doch, denn er hätte dir es mit Manier ſagen können; vielleicht aber gehört es zum Dienſt eines Poſt-Officianten, wie das Poſthorn für den Poſtillion, recht grob zu ſeyn. Ich glaube, ich hörte einſt einen Reiſenden erzählen, der einem Poſt-Officianten ſagte:

Herr, ſeyn ſie nicht ſo grob!

daß dieſer geantwortet hätte:

Herr, wiſſen ſie nicht, daß dies im Reglement ſteht?

In Croſſen ſoll auch die Grobheit ein Inventarium bey dem Poſtamte ſeyn, wenigſtens hörte ich vor einiger Zeit einen Reiſenden ſagen: Gottlob, der grobe Poſtmeiſter in Croſſen iſt todt. O! ſagte ein zweyter: Kommen ſie nur hin, der jetzige iſt noch weit gröber.

Nach Croſſen mag man von Berlin, Wien oder Petersburg kommen, ſo erhält man ſtets ein Pferd mehr, wie man mitbringt; auch kommts wohl, daß man es bloß nur bezahlt, ohne es zu bekommen. Jeder arme Teufel, der für zweydrittheilige Bezahlung auf der ordinairen Poſt in Croſſen einpaſſirt, muß hier das Ganze zahlen, und führe er auch nur bis Groß-Leſſen zwey Meilen weiter.

Ich kam alſo nach Ziatz, und bekam beynahe Ohrfeigen, und fuhr im tiefen Sande, rechts und links kieferne Haiden, über Brandenburg nach Potsdam.

Hier änderte ſich die Szene:

Es war ein heller Frühlingsmorgen, wie ich den Berg herunter fuhr, der über Potsdam die Havel umgürtet. Die Sonne, die in voller Pracht eben aufging, warf ihre Strahlen auf das neue Palais, und ſtellte es meinem Auge glänzend und in Feuer ſchwimmend dar, vor mir über am Terraſſen-Hügel ragte aus friſchem ſchönen Laube der Sitz des Weiſen (Sansſouci) hervor, von dem mein Auge ſich nicht abzuwenden vermogte.

So fuhr ich in's Thor, wo ich in jedem Hauſe einen Pallaſt, in jedem Gardiſten einen Helden erblickte. Im Gaſthofe wurde ich aber bald abgekühlt, denn man verzweifelte an dem Leben des Einzigen, der Preuſſen über alle Staaten empor hob.

Von Potsdam fuhr ein Officiant, der ehemals unter der Garde gedient hatte, mit dem Poſtwagen. Er ſchimpfte auf Friedrich. Denke dir! wenn der Kerl nicht 14 Zoll gemeſſen, und mir durch ſeine Größe imponirt hätte, ich glaube, ich hätte ihn erwürgen können. Er ſagte:

> Gott ſey Dank, daß der alte Filz bald abdrücken wird, er hat uns zuletzt noch recht cujonirt; bey der letzten Revue war er gar des Teufels. Die Krücke flog ihm nur ſo in der Hand, und alle Augenblick hieß er bald den einen, bald den andern Staabs-Officier ſich ins Teufels Namen hinter die Fronte ſcheren.

Warum war er aber ſo übel gelaunt, da er doch ſonſt ſo gütig war? fragte ich.

> Den Teufel war er gütig, Herr, da wiſſen Sie's nicht. Gütig iſt er in ſeinem Leben nicht geweſen, der Teufel war ſtets in ihm. Da kann ich Ihnen etwas davon erzählen, junger Herr, ich habe mir ſchon mehr Wind um die Naſe wehen laſſen, wie Sie:

Wie wir da im Kartoffelkriege in Böhmen ſtanden, und der Herzog von Braunſchweig den dummen Streich bei Hohen-Elb machte, Gotts alle Wetter, wie kam der Alte angefegt. Prinz, ſchrie er wüthend, wiſſen Sie

wohl, daß Sie ein dummer Teufel ſind? Prinz oder nicht, Sie müſſen Ordre pariren, oder das . . . .
Da ſtand der Held von Hohfeld blaß wie Kalk an der Wand.

Es waren aber in jener kurzen Campagne ſchon, ſo kurz wie ſie war, viele Unordnungen vorgegangen, beſonders ſtahlen die Commiſſarien das Futter über die Gebühr. Das merkte der Alte, und ſchrieb an den Grafen Hoym ungefehr Folgendes:

> Ihr habt mir andere rechtſchaffene Commiſſarien zu ſchicken, denn die Kerls ſtehlen juſt wie die Raben; dabey könnt ihr ihnen bedeuten, wenn ſie es wie ihre Vorgänger machen wollten, ſo würde ich ſie aufhängen laſſen, wie die Krammetsvögel!

Ich will Ihnen ſagen, junger Herr: der alte Schnupftobacksfabrikant ſieht die Menſchen ſo vor Beeſter an, und glaubt immer von ihnen übers Ohr gehauen zu werden. Ja, wenn Sie von gütig ſprechen wollen, da iſt der neue Herr, der will's Gott bald daran kommen wird, der iſt gütig! der nennt alles Sie, grüßt alle Menſchen, achtet kein Geld, liebt das Vergnügen, und hat den Grundſatz: Man muß leben und leben laſſen. Herr, bei dem wird's ein Leben geben; das Geld, was der Alte zuſammengeſcharrt hat, wird wie in Waſſerbächen aus dem Schatze ſtrömen. Was werden die Weiber nicht für eine gute Zeit haben? und Wein, ja Herr, wie Waſſer wollen wir ihn ſaufen, denn, wiſſen Sie, ich bin in der Kellerey angeſtellt.

Ich gratulire Ihnen, erwiederte ich, und ſtieg aus, denn wir waren in Zehlendorf.

Nachher floß es dem Gardiſten recht vom Munde, bis wir nach Berlin hereinfuhren. Ich hörte aber nicht mehr auf ihn. Ich dachte für mich ungefähr Folgendes:

> So iſt der Menſch in der Regel, er ſieht weder vor noch hinter ſich, nur die Gegenwart hat für ihn Reitz. Ob Friedrich Schleſien erobert, dadurch ſich unter die erſten Mächte Europens verſetzt hat, und nun mit dem Schwert in der Hand das Gleichgewicht aufrecht erhält, wodurch wir im ſeeligen Genuß des Friedens leben, das iſt dem Säufer einerley, ihm gewähren nur die Weinfäſſer in der Kellerey einen Reitz, die Friedrich Wilhelm ihm aufthun wird.

Unter dieſen Betrachtungen fuhr ich die Leipziger Straße hinan, und konnte die Palläſte mit meinen Augen nicht umfaſſen, und die Höhe der Kunſt nicht erklimmen, welche hier thronte. Ich ſtieg im goldenen Adler ab.

Im goldnen Adler fand ich eine ſehr gebildete, aber in ihren Meinungen ſehr verſchiedene Geſellſchaft. Das Geſpräch war aus ſehr natürlichen Gründen nur auf den großen Gegenſtand, auf Friedrichs nahen Tod gerichtet. Für etwas anders hatte niemand eine Idee. Da man in Berlin reden kann, was man will, und der König ſelbſt keine Pasquille auf ihn unterdrückt, ſo ſprach man auch ſehr frey über die Folgen, welche der Tod Friedrichs haben würde. Mancher junge Officier in der Geſellſchaft meinte: nun würde der Dienſt nicht mehr für ihn ſo viel Läſtiges haben, und er würde ungeniert dem Vergnügen nachjagen können. Die ältern äußerten aber laut, daß mit ihm auch der Heldengeiſt, Diſciplin und Subordination nach und nach von der Armee weichen würde. Einige einheimiſche Kaufleute freuten ſich über die zu erwartende Abſchaffung der ſtrengen fiskaliſchen Maaßregeln bey der Acciſe. Kurz, ein jeder in der Geſellſchaft war anderer Meinung, wie ſein Nachbar.

Endlich nahm ein Greis das Wort, und ſprach: Meine Herren, ich lebte unter Friedrich Wilhelm I. und während der Regierung des großen Königs; ich habe mich unter beyden an eine ſtrenge Regierung gewohnt; ich bin Zeuge der Großthaten Friedrichs geweſen, und habe bemerken können, wie ſein großer Geiſt ſich nach und nach ſeinen Umgebungen mittheilte. Wir alle leben jetzt hier im Genuß der Früchte, die ſein Genie hervorbrachte. Freyer iſt kein vernünftiger Sterblicher in einem Winkel der Erde, wie wir hier in unſerm Lande es ſind. Mögen unſere Abgaben drückend, der Wein theuer, der Militair- und Civildienſt beſchwerlich ſeyn, ſo iſt unſerer Entwickelungs-Freyheit doch kein Ziel geſetzt, unſer Eigenthum iſt ſicher, ſo wie unſre Perſonen. Ich fragte nie darnach, ob der Regent ein Herz hatte, aber wohl, ob ein Geiſt und die aus ihm hervorgehende ſchaffende Kraft in ihm war. Dieſe nur macht den Regenten und iſt für den Staat; ſein Gemüth aber nur für ſeine Familie vorhanden.

Hier dachte ich an meinen Vater, wie er ſagte:

„Der Geiſt regiert die Welt und nicht der Leib!“

Dieſer Greis war nachgehends mein Führer und Freund, und ſagte mir über die Regierung, welche jetzt zu Ende geht, folgendes: Friedrich hatte drei Haupt-Principe, welche er während ſeiner ganzen Regierung durchzuführen bemüht war.

In Rückſicht der Verhältniſſe gegen außen hatte er der Idee vom Gleichgewicht der Staats-Gewalt in Europa Ausbildung gegeben.

Man ging von dem Grundſatze aus:

Daß ein zu großer Staat durch einen Regenten beherrſcht, (die ſo oft projectirte Univerſal-Monarchie) den Deſpotism erzeuge, der nur Sklaven dulde, und keine ſtets ſteigende Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zulaſſe. Beſſer wären mehrere kleine Staaten, die ſich einander die Waage hielten, die ein Rechts-Princip unter ſich aufſtellten, wornach ein jeder in ſeinen vorgezeichneten Grenzen bleiben müſſe.

Dieſe Theorie wäre recht gut geweſen, wenn nicht ein jeder Staat, ſo oft es ſich nur thun ließ, dagegen geſündigt hätte. Es fehlte an einer Garantie, die dieſem Princip die Haltung gab. Nun erſchien aber unter den Regenten der größte Kopf in Europa, der ganz von dieſem Grundſatze beſeelt war, nachdem er ſich durch Schleſiens Beſitz in den Stand geſetzt hatte, niemand fürchten zu dürfen. So lange dieſer große Kopf herrſcht, ſteht nun das Princip feſt, mit ihm wird es aber auch wieder fallen.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege war ihm der Schlachtenruf ein Gräuel, er bewieß es 1778, wo er für Bayern ſich hingab, ohne einmal Kriegskoſten zu verlangen. Pohlens gänzliche Auflöſung wäre 1772 ſchon geſchehn, wenn Friedrich gewollt hätte; er war mit dem kleinſten Theil zufrieden, reſpektirte (wie ſie vor ſich ging) der Städte Danzig und Thorn Landes-Hoheit, ließ ſich beinahe von ihnen Hohn ſprechen.

Er war es, der den Fürſtenbund im deutſchen Reiche errichten wollte, und der dem Kaiſer **Joſeph** antwortete, der ihm bei Neiſſe ſagte:

> Sire, je prends le Sud, prenés le Nord de l'Allemagne, alors nous sommes Maitres du monde!

Sire, dann würde ich der Zerſtörer des Gleichgewichts unter den europäiſchen Mächten ſeyn, deſſen Grundſätze ich ſtets befolgt, und andern angerathen habe.

Als **Friedrich** zur Regierung kam, war ſein Staat zu klein, um andere imponiren zu wollen, zu groß, um von andern auf ſich einwirken zu laſſen; eine ſolche Mittelmäßigkeit war für keinen großen Kopf erträglich. Nur durch eine Acquiſition konnte dieſer Zuſtand verbeſſert werden. **Friedrich** ergriff alſo die Gelegenheit, ſeinen Staat durch Schleſien zu vergrößern, mit beyden Händen, welche **Carls** VI. Tod, und alte Anſprüche auf 4 Fürſtenthümer in dieſer Provinz darboten.

Billig kann man die Frage aufwerfen: warum **Friedrich** nicht Sachſen, theils mit Gewalt, theils durch Convention nahm, wenn er dem König **Auguſt** die Krone von Pohlen mit dem Beſitz von Oſtpreußen erblich verſchafft hätte?

Die Vortheile für Preußen, welche dieſe Acquiſition gewährte, fallen in die Augen.

Es legte einen feſten Damm zwiſchen ſich und Rußland, und indem es Pohlen eine feſte Regierung gab, hinderte es jede Einwirkung, welche Rußland, dem Gleichgewichtsſyſtem zum Trotz, ſich nachher in die pohlniſchen Reichsangelegenheiten erlaubte.

Sachſen für Preußen, welch vortheilhafter Tauſch? Jene Provinz voll Induſtrie, und in Rückſicht der geizügen Entwickelung die erſte Deutſchlands, bevölkert und fruchtbar, bewohnt von einem biedern gutmüthigen Volke, welches ſeine Verfaſſung liebt, ſeinem Herrn völlig ergeben iſt. Dieſe, ein langer Streifen, der vertheidigungslos in jedem Kriege mit Rußland Preis gegeben werden muß, voll von Sümpfen, Seen und Moräſten; arm an aller Induſtrie und Kunſt; bewohnt von Wölfen und einem Volke, welches die ſarmatiſche Abkunft nicht verläugnen kann; kleine verſchlagene Augen, ſtumpfe Naſen, kurze dicke Hälſe, aufgeworfene Lippen, eine eingedrückte Stirn, dies ſind die Abzeichen, welche dies tückiſche, hinterliſtige Volk vom Deutſchen unterſcheidet.

Bekanntlich konnte Friedrich die Preußen nie leiden, beſonders, ſeitdem ſie im ſiebenjährigen Kriege ſich gleich den Ruſſen hingaben, und ohne Gram ihre Regierung wechſeln wollten.

Dieſe Apathie und Gleichgültigkeit gegen den, der regiert, liegt ganz im Charakter dieſes Volks. Der Herr, der ihm viel zu eſſen, und wenig Prügel giebt, iſt der beſte; ſo denkt der Bauer gegen ſeinen Grundherrn; denn ſeit Jahrtauſenden hat die Feudal - Ariſtocratie ihn hier zu einer Beſtie, den Edelmann zu einem übermüthigen Schlemmer herabgewürdigt, der, ſeitdem der Geiſt der Chevallerie in den ſtehenden bezahlten Heeren unterging, ſich nur mit eſſen, trinken, Kinderzeugen, und ſchlafen beſchäftigt. Ohne Eigenthum, alſo ohne Intereſſe für das Leben, kennt der Bauer keine andere Glückſeligkeit, als wenn ein Gericht Klöße vor ihm dampft, und die Nacht ihn von viehiſcher Arbeit zum Schlaf abruft.

Für Kunſt und Cultur in jeder Art iſt dies Volk nicht empfänglich. Alle Mühe, die Friedrich ſich gab, hier beyde zu wecken, war vergebens; denn auch in den wenigen Städten iſt der Bürger nur um ein wenig gebildeter wie der Bauer, treibt die kunſtloſeſten Zweige der Induſtrie nach alter Weiſe, und hat keinen Sinn für eine ſtets ſteigende Cultur.

Wohl mag Friedrichs Geiſt jenen kühnen Gedangefaßt haben.

Zu ſchwach in jener Zeit, und abhängig von Frankreich, wagte er es nicht, nach der verbotenen Frucht zu greifen, und war zufrieden, wie man ihm Schleſiens Beſitz garantirte.

Sehr viel Gutes hat übrigens das Gleichgewichtsſyſtem für Europa erzeugt, und die goldenen Früchte deſſelben waren wohl, ſeitdem es zu einiger Ausbildung unter Friedrichs Einfluß gedieh, die ſich ſo hoch empor geſchwungene deutſche Literatur, mit allen ihren Folgen, Druck- und Preßfreyheit, Ausbildung der Künſte und Handwerke, und ſo viele andre.

Unſtreitig bringen die mäßig großen Staaten, durch die gegenſeitige Reibung beſſere Köpfe hervor, wie ein unförmlicher Coloß, der einen Deſpoten an der Spitze, nur Sclavenſinn, Ignoranz und Stumpfheit zu Tage fördert.

Geſetzt auch, daß häufiger der Krieg jene kleinern Staaten durchzieht, ſo iſt auch dieſer ſelbſt ein Reizmittel, ſchlummernde Geiſteskräfte zu wecken, ſtatt daß der ewige Frieden in einer Univerſalmonarchie, ewigen Schlaf und einen Stillſtand verſpricht, welcher den Menſchen ſeiner Entwickelung nicht näher führt.

Wie lange dies Syſtem nach Friedrichs Tode noch fortdauern wird, das wird davon abhängen:

Ob ſich bald ein großer Kopf unter den Regenten an die Spitze ſtellen wird, den gleiche Grundſätze beleben, wie unſern König.

Wodurch der König dies Syſtem aufrecht erhält, das iſt ſein großer Geiſt, den er in die Diplomatik hinein legt, und ſein ſtehendes Heer, welches wieder ſeine Baſis in dem wohlgeordneten preußiſchen Finanzweſen hat.

Zweyter Brief.

Berlin.

Ich ſchloß mein letzteres Schreiben, da mich die, für alle Preußen ſchreckliche Nachricht von **Friedrichs** Tode betäubte, und ſeitdem ich hier bin, finde ich meines Vaters Ahndung beſtätigt.

Ja, Freund, das große Weſen iſt nicht mehr, welches für alle ſeine Unterthanen, aus ſo verſchiedenen Völkerſtämmen beſtehend, eine belebende Gottheit war. Sie iſt untergegangen, Preußens erwärmende Sonne, noch einige Zeit wird ihr Abglanz im Abendroth leuchten, dann aber wird auch dieſes verſchwinden, und wir endlich in dicker Finſterniß umhertappen, hin und her ſchwanken, und nicht wiſſen, wornach wir greifen ſollen, um ſicheren Tritts zu gehn.

Friedrich ſtarb, wie er gelebt hatte, groß und hehr, wie es einem Götterähnlichen gebührt. Er ſtarb unter den Staatsgeſchäften, in ſeinen Kleidern, den Hut auf dem Kopf, in ſeinem Lehnſtuhl.

Das ſchrecklichſte Gefühl durchbebt ſeitdem alle wakkern Preußen, deren Geiſt einige Spannen vor ſich ſieht. Ich mag ihn weder ausdrücken noch ausmalen, den niederſchlagenden Gedanken über die künftige Zeit. Ich will mich hinwerfen in den Staub in Deinen Gärten, wo Du einſam wandelteſt, großes Weſen, und die Erde küſſen, die Dein Fuß betrat.

Künftige Geſchlechter werden nach Jahrtauſenden Dich und Deine Thaten erſt würdigen, welche Dein Zeitalter noch wenig begriff; denn Dein Geiſt war über Deine Generation hinaus, und ragte ins Unbegreifliche empor, der Gottheit nahend.

Verſtimmt und trübe, wie vom Donner gerührt, ſehe ich alle Verſtändigen; ſie ahnden, daß ihre Herrſchaft zu Ende geht; ſie werden ſich zurückziehen in die Einſamkeit, und in der Rückerinnerung der vergangenen Zeit nur noch frohe Stunden verleben. Heiter ſehe ich alle Geſichter der Gewinnſüchtigen, der Intriguanten, der Coquetten, der Liederlichen, der Schlemmer, der H**** Ihr Reich hebt an; ſie wollen den Staat zerreißen, ſich in die Beute theilen; was fragen ſie nach dem Vaterlande?! Sinnenkitzel, der feinſte phyſiſche Genuß in der Zukunft, das iſt ihre Tendenz; mag der Staat darüber zu Grunde gehn, was kümmerts ihnen?!

Ich blieb in meinem vorigen Schreiben bei der Diplomatik ſtehen, die Friedrich zu handhaben pflegte; jetzt will ich Dir das Nähere darüber eröffnen.

Die auswärtigen Angelegenheiten beſorgt das ganz für ſich beſtehende Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Friedrich iſt ſelbſt Chef davon, die Miniſter Herzberg und Finkenſtein, die Räthe, (ein Dohm) ſind mehr die Expedienten des Königs, als daß ſie vor ihren Kopf die Sachen leiteten.

Der Cabinetsrath, der dem Könige Vortrag macht, iſt lediglich ſein Schreiber und weiter nichts. Herzberg.

der ein Mann voll von Patriotiſm iſt, ſich ganz nach des Königs Syſtem gebildet hat, iſt derjenige, welcher den königlichen Sentiments die Form giebt; und deſſen Rath der König auch wohl hört. Dohm iſt lediglich ein Publiciſt, der genau die deutſche Conſtitution kennt, und den Inhalt aller Reichs-Fundamental-Geſetze ſich zu eigen gemacht hat. Ein genialiſcher Kopf iſt er nicht, jedoch ſehr brauchbar als Inſtrument.

Der König fürchtete nichts mehr in den letzten Zeiten, als das Verdringen des ruſſiſchen Rieſen gegen den Süden, und die Abſichten Catharinens und des Fürſten Potemkin *), Pohlen zu unterjochen. Eben ſo ängſtlich war er bei den Reformen, die Joſeph in Oeſtreich veranlaßte, da er genau die ſchlummernden Kräfte dieſes Reichs kannte, die er ungern aufrütteln ſah. Frankreichs Nullität fürchtete er nicht, er prophezeyte nahe Auflöſung. Englands Einfluß auf den Continent zu Preußens Nachtheile war nicht denkbar, und alle übrigen Mächte waren gar nicht zu fürchten.

Es war daher bey der Allianz der beyden Kaiſerhöfe ihm nicht unlieb, wie das Gewitter ſich über Griechenland zuſammen zu ziehen ſchien. Hier war die Exploſion weit von ſeinen Grenzen, und wenn ſie ihm zu tobend, zu vernichtend würde, dann konnte er ſchnell ſich Böhmens bemächtigen. Doch, er iſt geſtorben, ehe es dahin gekommen iſt, und es bleibt zu erwarten, was die jetzige Regierung thun wird.

* * *

---

*) S. die Note A.

Die ſtärkſte Maſchine in dem von Friedrich aufgeführten Staatsgebäude iſt die Armee.

Was war ſie in vorigen Zeiten? wie iſt ſie organiſirt? was kann ſie leiſten?

Im dreyßigjährigen Kriege beſtand die brandenburgſche Armee aus 4000 Mann. Der große Churfürſt erſchuf zuerſt eine eigentliche Armee; wie er ſie gegen die Schweden und Franzoſen gebrauchte, das lehrt die Geſchichte.

Friedrich I. war zu ſehr für nichts bedeutende Dekorationen des Throns eingenommen, liebte nur Glanz und Pracht und einen üppigen Hof, und bekümmerte ſich wenig um die Armee.

Daher kam es denn auch, daß damals der Soldat nicht ſo geachtet wurde, wie der Civiliſt. Ja nach der damals erlaſſenen Rangordnung, ſtand der oberſte Kammerherr über dem Feldmarſchal, und dieſer mußte jenem Platz machen. Nach ſeinem Tode und bey dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm I. änderte ſich dies bald. Friedrich Wilhelm war ein Soldatenfreund, er ſchätzte aber nur das Mittel, ohne den Zweck zu achten. Der Soldat, die Armee, beſonders die Garden waren dieſem ſonſt in vielen Eigenſchaften großen Manne, wie den Kindern eine Puppe, ein Spielzeug; Man zieht es des Spaßes wegen aus und an, läßt es mechaniſch ſich bewegen, drehen und wenden, ohne zu wiſſen, warum.

Die Armee galt damals nicht wegen ihrer innern Würde, ſondern par l'ordre du Roi! ſie imponirte nur durch die ihr anklebende Form, durch Größe, martialiſches Aeußere, durch Kleidung, und die ihr beiwohnende Vorliebe des Königs. Der Staat bezahlte dies größtentheils aus Ausländern beſtehende Heer, und wußte nicht, warum.

Daß dieſe Marionetten je Provinzen erobern, oder den Staat vertheidigen ſollten, das fiel Niemanden, am wenigſten dem Könige ein. Er ließ ſich alles, ſelbſt die gröbſten Beleidigungen der Hannoveraner und Holländer gefallen; man ſchlug ungerächt ſeine Werber todt, und wenn er auch einmal Miene zum loßſchlagen machte, war es doch nie ſein Ernſt, und durch einen großen Kerl, den man ihm für die Garde ſchickte, war bald alles wieder beigelegt.

Die ſtehenden Heere, durch Ludwigs XIV. Kriege anſehnlich vermehrt, und durch den Succeſſions- und Türkenkrieg mehr ausgebildet, fochten zwar ſchon mit vieler Artillerie, mit Schießgewehr und Bajonetten in gedrängten Haufen, aber ſie waren doch nicht in der Vollkommenheit vorhanden, wohin ſie Friedrich führte. Man theilte ſchon damals zwar die Heere in Bataillone, und fand in ihrem combinirten Feuer ihre Stärke; aber es fehlte ihnen noch viel, bis Leopold von Anhalt-Deſſau die eiſernen Ladſtöcke bei der preußiſchen Armee einführte, und die Bataillone, die ſonſt ſechs Mann hoch ſtanden, drey Mann hoch aufſtellte. Friedrich Wilhelm bleibt aber der Ruhm: die große Diſciplin und Ordnung in die Armee gebracht zu haben, welche ſie heute noch auszeichnet. Seitdem wurde ein preußiſches Bataillon eine Feuer- und kugelſpeyende wandelnde Maſchine, womit man nun noch zwey leichte Canonen vereinigte. Die Artillerie war aber noch nicht ſo ausgebildet, und zum Felddienſt geſchickt gemacht, wie jetzt; man kannte noch keine reitende Artillerie und ihre Wirkſamkeit.

Dagegen hatten die Franzoſen es ſchon im vorigen Jahrhundert, ſowohl in der Fortifications- als Belagerungskunſt ſehr weit gebracht, und es allen Nationen darin weit zuvor gethan. Mit Vaubans Hülfe zog Ludwig XIV. von Hüningen bis Dünkirchen eine Kette von Veſtungen um Frankreichs Provinzen, die jeden Angriff unmöglich, wenigſtens ſehr gefährlich machten.

Die preußiſche Cavallerie fand Friedrich als ein ſehr ſchlecht zuſammengeſetztes Chaos, durchaus ungeſchickt zu ſchnellen Evolutionen, ging ihr Angriff nur immer grade aus; ihre Rüſtung in Verhältniß zu der Kraft der Pferde war viel zu ſchwer; ihr Zäumung ſchlecht; die Reiter konnten weder reiten noch hauen; die ganze Tendenz der Cavallerie ging nur darauf hin: durch den erſten Stoß die feindliche zu werfen. An leichten Truppen, ſowohl Reiterey als Fußvolk, fehlte es den Preußen 1740 gänzlich, und da die Oeſtreicher daran einen Ueberfluß hatten, ſo thaten ſie dadurch in den erſten ſchleſiſchen Kriegen den Preußen großen Abbruch, beſonders bei den Rückzügen aus Böhmen.

Wie Friedrich mit dem, von Friedrich Wilhelm I. exercirten, von Leopold von Anhalt-Deſſau organiſirten Heere 1740 die Oeſtreicher bei Mollwitz zum erſtenmale ſchlug, da gewann er vorzüglich durch die Infanterie, vom Zufall geleitet, (nicht durch ſein Feldherrn Talent) die Schlacht. Europa ſtaunte, daß ein junger Prinz, in dem man den Schöngeiſt, nicht aber den Feldherrn kannte, die durch ſo viele Kriege berühmt gewordenen Oeſtreicher, über denen noch der Geiſt Eugens ſchwebte, von einem erfahrnen Feldherrn (Neuperg) angeführt, beſiegte, und ſein Ruf erhielt dadurch eine ſichere Baſis.

Was war es aber, was die Oeſtreicher beſiegte? Theils der Geiſt des, von Leopold eingeführten neuen Kriegsſyſtems, die eiſernen Ladſtöcke, und der Gleichtritt der, durch Disciplin gehaltenen, Infanterie, theils der Zufall. Wie die ſchlecht zuſammengeſetzte Cavallerie der Preußen von dem öſtreichiſchen General Römer durch die weit geſchicktere öſtreichiſche Reiterey geworfen worden war, den König in ihre raſche Flucht mit hinein zog, er alles verlohren glaubte, da ſtanden ſeine Bataillone wie Granitfelſen, gaben ein raſches wiederholtes Bataillon-Feuer, welches die öſtreichiſchen ſchlecht geſchloſſenen, und zu klumpigt aufgeſtellten Linien nicht erwiedern konnten, beſonders da ſie mit ihren hölzernen Ladſtöcken brouillirt waren, die ſehr oft zerbrachen.

Der Zufall mußte aber das beſte thun, Schwerin benutzte ihn, und gab dadurch den Ausſchlag. Die preußiſche Armee ſtellte ſich bei Mollwitz in Schlachtordnung. Der rechte Flügel lehnte ſich an Herrndorf, der linke an einen Bach. Da die Cavallerie, welche auf dem rechten Flügel die Flanken deckte, der Infanterie nicht Spielraum ließ, ſo war man genöthigt, drey Bataillone der erſten Linie hier weg zu nehmen, ſie auf der rechten Seite aufzuſtellen, und durch ſie dieſe Flanke der beyden Linien Infanterie zu decken. Dieſe durch Zufall entſtandene Diſpoſition gewann die Schlacht; denn wie die feindliche Cavallerie die preußiſche des rechten Flügels geworfen hatte, attaquirte ſie die hier ſtehende Infanterie; hier fand ſie nun die aufgeſtellten 3 Bataillone, welche nicht nur dieſen Angriff zurück warſen, ſondern mit gefälltem Bajonet dieſe Cavallerie attaquirte und zerſtreute.

Neuperg verſuchte nun durch wiederholte Angriffe auf dieſen Punkt die Schlacht zu gewinnen, aber vergebens! Fünf Stunden währte hier der Kampf, bis Schwerin plötzlich ſeinen noch nicht angegriffenen linken Flügel vorrücken ließ, wodurch der rechte der Feinde in der Flanke bedroht wurde, worauf Neuperg das Schlachtfeld räumte.

Friedrich ſah als großer Geiſt ſehr wohl das Mangelhafte ein, wodurch ſeine Armee, die ihr erſtes Probeſtück bei Mollwitz abgelegt hatte, beinahe alles verloren hätte, und von dieſem Augenblick an ſehen wir in ihm das Feldherrn-Talent ſich entwickeln. Sein genialiſcher Kopf ſchuf ein eignes Syſtem der Kriegskunſt, wodurch er nachher ſieben Jahre dem größten Theil von Europa widerſtand, und welches er zur höchſten Vollkommenheit brachte, weshalb denn auch jetzt die preußiſche Armee die erſte in der Welt iſt.

Ein großer Kopf findet bald diejenigen, welche ihm nahe kommen, und ſo ſammelte er ein Corps von Generalen um ſich her, von denen ein jeder ein Genie war. Ich darf die Namen dieſer Herren nicht aufzählen, ſie ſind allzu gut bekannt. Unter ihnen that Seidlitz und Ziethen das Mehrſte für die Cavallerie. Tempelhof und Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg für die Artillerie. Ferdinand v. Braunſchweig, Keith, Schwerin, Prinz Heinrich und ſo viele andere, waren ſowohl große Feldherren, als Infanterie-Generale.

Ich habe die preußiſche Armee geſchildert, wie ſie Friedrich aus den Händen ſeines Vaters erhielt, jetzt will ich auseinander ſetzen, was er daraus gemacht hat.

Friedrichs Syſtem in der Politik war, das Gleichgewicht unter den Mächten zu erhalten, ſich deshalb empor zu arbeiten und ſeine Staaten zu ſchützen, dazu diente ihm die Armee; ſie war ihm nur eine künſtlich zuſammengeſetzte Maſchine. Als ſolche war ſie ihm nur als ein Ganzes vorhanden, die Einzelnheit und deren moraliſche Qualität galt ihm Nichts, nur das Phyſiſche hatte für ihn hierin einen Werth. Der Feldherr, den er an die Spitze dieſer Maſchine ſtellte, um ſie zu leiten, mußte ein Mann von Kopf und Energie ſeyn; auf ihn kam alles an. Die ihm untergebenen Officiere waren zum Theil als ein Stück jener Maſchine anzuſehn, zum Theil dienten ſie aber auch zu ihrer Führung und Leitung als moraliſche und nicht bloß phyſiſche Weſen. In dieſer Hinſicht mußte der König ein allgemeines Princip aufſtellen, um dadurch auf ihre Moralität einzuwirken; dies that er dadurch, daß er ihnen das Ehrgefühl einprägte, welches ſich allen mittheilte, und einen Esprit du Corps hervorbrachte, der in allen Kriegen von den beſten Folgen war. Der Verdienſt-Orden, den der König einführte, hing genau damit zuſammen. Der Officier durfte, vermöge dieſes alle belebenden Ehrgefühls, nie in der Schlacht, ſo wie auf Commando ſeinen Poſten verlaſſen; und im gemeinen Leben im tiefſten Frieden nie eine Beleidigung auf ſich ſitzen laſſen, ſondern er mußte ſie mit Blut abwaſchen. Wenn er eine Thatſache auf Ehre verſicherte, ſo mußte dies ſo gut ſeyn wie ein Schwur, und Niemand durfte daran zweifeln. Es mußte im Sinn dieſes Princips vorausgeſetzt werden, daß ein Officier ſo brav und geſchickt ſey wie der andere, deshalb fielen alle Vorzüge weg; man wurde nach dem Dienſtalter befördert Der König wußte recht gut, daß nur die Feldherren gebohren werden, er kannte jeden Officier, und wenn es zum Kriege kam, ſo zog er die Genies in den General-Staab, und aus dieſem gab er den alten ſtumpfen Generalen Adjutanten. Dieſe machten dann die Feldherren, jene dienten nur zur Repräſentation. Zeichnete ſich ein Officier ganz vorzüglich aus, wie Seidlitz, dann nur wurde eine Ausnahme gemacht, und er außer der Rangliſte befördert.

Die Armee als Maſchine und mechaniſches Kunſtwerk betrachtet, duldete es, daß ſie aus Individuen beſtand, die nur Körper hatten; dieſe Körper mußten nur geſund und ſtark ſeyn. In ſo fern man die Körperkraft in einem großen Mann mehr vorhanden zu ſeyn wähnt, wie in einem kleinen, wurde das Normalmaaß von 5 Fuß und 3 Zoll als das Minimum in der Armee angenommen. Bei dieſen Individuen war die Moralität gleichgültig, wenn ſie in den Dienſt traten, daher nahm man ſelbſt Diebe und Straßenräuber, Zigeuner und Vagabonden auf. Damit ſie ihre Schuldigkeit thaten, führte man ausgeſucht harte Leibesſtrafen, Stock- und Spießruthen ein, und damit ſie nicht davon liefen, wurde eine Menge von Controllen eingeführt, ſo daß dies möglichſt gehindert wurde.

Da der König eine Armee, denen der übrigen Mächte gleich, unterhalten wollte, das Land aber zu arm an Menſchen war, Ackerbau und Induſtrie auch nicht vernachläßigt werden durften, ſo mußten die Finanzen und das Geld dazu dienen, die Armee vollzählig zu erhalten

Es wurden daher ſo viele Ausländer geworben, als man brauchte.

Da der König durchaus nichts von dem moraliſchen der Soldaten erwartete, ſondern alles von der auf den Stock baſirten coerzitiven Gewalt in ihren Rücken, ſo war es nicht nöthig, dem gemeinen Soldaten eine Ausſicht auf Beförderung zu gewähren, daher war das äußerſte des Avancements für den Gemeinen, der Feldwebelpoſten.

Wir finden zwar, daß Friedrich in ſeinen Kriegen die Truppen harangirte, dies geſchah aber mehr der Officiere, als der Gemeinen wegen, und wenn es auch wegen dieſer geſchah, ſo hatte er dazu folgende Beweggründe. Er wußte ſehr wohl, daß ſeine Soldaten in der Regel nicht aus Patriotiſmus und aus Vaterlandsliebe oder Zuneigung für ihn fochten, ſondern wenn ſie in die Schlacht gingen, ſo thaten ſie es, weil ſie dazu gezwungen wurden; da aber der Beſiegte immer übler daran iſt, wie der Sieger, ſo fochten ſie ſtets brav, um nicht geſchlagen zu werden; ſie fochten brav, da ſie die Erfahrung aus ſo vielen Schlachten ſich zu eigen gemacht hatten, wie es dem Beſiegten zu gehn pflegt: Der Sieger plündert, der Beſiegte wird geplündert; der Sieger mißhandelt, der Beſiegte wird gemißhandelt; der Sieger lebt in Saus und Braus, der Beſiegte wird wie ein Stück Vieh eingeſtallt, muß Hunger und Durſt leiden. Es kam hinzu, daß die Preußen mit der Gefahr bekannt waren, ein großes Zutrauen auf ihre Feldherren, beſonders auf den König ſetzten, und wenn man daher gefunden hat, daß die Preußen in Maſſe ſehr brav waren, ſo geſchahe es aus jenen Gründen. Hierzu kam noch Raubgier nach der Beute.

Es lagen alſo die Fundamente der preußiſchen Kriegs-Maſchine in dem Point d'honneur des Officier-Corps, in der Subordination, in der mechaniſchen Fertigkeit der Einzelnheiten, ein mechaniſches lenkbares Ganze, (Armee genannt,) auszumachen, und in dem Corporalſtock, der dieſe Fertigkeit einzwang; endlich in den genialiſchen Köpfen, die Friedrich als Feldherren an die Spitze zu ſtellen wußte.

Man hat ſich ſo oft ſchon öffentlich und im Stillen darüber ſkandaliſirt:

> Daß Friedrich (dieſer ſo verſtändige Mann) zu ſeinen Officieren nur Edelleute anſetzte, da doch unter den bürgerlichen eben ſo talentvolle Köpfe wären, wie unter dem Adel.

Lag aber dieſe Idee nicht der Organiſation des Officier-Corps zum Grunde? War ſie nicht innigſt damit verbunden? Wie Friedrich ſeine Armee erſchuf, da war der Geiſt der Chevallerie noch in dem Adel vorhanden, die ſogenannte Cavalier-Parole hatte noch einen Werth; es gab Geſchlechter, die noch viel auf ihren alten Namen hielten, und ſie brachten in das Militair das Ehrgefühl mit hinüber, welches der König gebrauchte, um dem Officier-Corps ſeine Haltung zu geben.

Im Jahre 1740 war die deutſche Literatur noch in ihrer Kindheit, unfähig, dem dritten Stand die nöthige Bildung zu geben. Bei den Ausländern, beſonders bei den Franzoſen, mußte man ſie ſuchen. Nur der Adel hatte in der Regel das Vermögen dazu, ſich die nöthige feine Bildung zu verſchaffen. Ein Hauptzweck, den der König aber dabei hatte, nur dem Adel die Officierſtellen zu geben, war auch die Aufrechthaltung der Subordination. Es herrſchte in ſeinen Staaten das Leibeigenthum und der Unterthänigkeits-Nexus; der Bauer war gewöhnt, ſtets in ſeinem Grundherrn denjenigen zu erblicken, der ihm Befehle geben konnte; trat er nun in die Armee, ſo fand er in ſeinem Officier den Herrn wieder, welchem zu gehorchen ihm zur Gewohnheit geworden war.

Friedrich ſuchte nach obigen ſein Heer, welches er für nichts mehr und nichts weniger als für eine Maſchine anſah, auf die Kunſtfertigkeit, die vom Feldherrn gemachten Diſpoſitionen auszuführen, zu gründen; dieſe mechaniſche Fertigkeit bald vorwärts, bald rückwärts, bald rechts, bald links, in geſchloſſenen Linien — in einer vollkommenen Harmonie der Einzelnheiten zum Ganzen, auf Commando, ſich zu bewegen; ohne darauf zu achten, ob es auf eine Batterie, durch Bäche und Moräſte, oder auf dem Revüe-Platz ging, ſuchte er bei den Zwiſchenpunkten in der Armee (bei den Officiers), die theils gehorchend, theils befehlend, mithin theils Geiſt, theils Körper (Inſtrumente) waren, durch das Point d'honneur, wozu er den Geiſt der Chevallerie des Adels benutzte, bei dem gemeinen Mann, der lediglich Körper oder Inſtrument war, durch den Corporalſtock, an den er ſeine Recruten ſchon gewöhnt fand, hervor zu bringen, da die Feudal-Ariſtocratie in dem preußiſchen Staate dem Grundherrn den Prügel in die

Hand gab, um die Unterthanen damit in Zucht und Ordnung zu halten. Wenn aber Friedrich wohl einſah, daß es ſehr ſchwer war, in dem Soldaten das Gefühl zu unterdrücken, welches die Natur in ihm gelegt hatte, (Todesfurcht), ſo wurde alles benutzt, was in ihm dieſe Furcht überwinden konnte. Dies geſchah dadurch, daß er der Armee ein großes Zutrauen zu ihm, dem König, und ein großes Vertrauen zu ihrer eignen Stärke einflößte. Daß er ihnen faſt eine noch größere Furcht vor der Flucht, als vor dem Tode ſelbſt, beibrachte. Daher kam es denn auch, daß er oft vor der Schlacht bekannt machen ließ:

Heute giebts keine Retirade.

Um die Armee, dieſer wandelnden Veſtung, ihre Subſiſtenz zu ſichern, hatte Friedrich ſelbſt in Friedenszeiten eine Menge von Magazinen etablirt, wohin die Domainen-Aemter einen Theil ihrer Pacht in Körnern lieferten, einen zweyten Theil lieferte das Land, nach dem Contributionsfuß, gegen Bezahlung eines Durchſchnittspreiſes; einen dritten Theil kaufte er auch wohl in Pohlen, welches Land für ihn eine Kornkammer war, da er die Häfen an der Oſtſee geſperrt hatte.

Die Verpflegung der Truppen im Kriege geſchah durch die Commiſſariate. Dieſe waren hinter der Fronte mit der Armee marſchirende, aus Finanzbedienten zuſammengeſetzte Collegia, die auf alle Weiſe den Truppen die nöthigen Bedürfniſſe verſchaffen mußten, worüber ſie Rechnung ablegten. Den Sold zahlte die General- und die bei jedem Heere mitziehende Special-Kriegs-Caſſe, die wieder ſo viele Ableiter hatte, als es Regiments-Caſſen gab.

In den Regimentern war die Bezahlung und die kleinen Montirungsſtücke der Soldaten den Compagnie-Chefs gleichſam in Entrepriſe gegeben. Ihnen zahlte man, was der Etat beſagte, der dieſer Zahlung zum Grunde lag, und in Friedenszeiten war der Beſtand beſtimmt, wie viel Mann die Compagnie in Dienſt aufſtellen muſte, und wie viel beurlaubt werden konnten, für welche leztern der Chef die Etats-Summen einſteckte. So erhielten auch die Compagnie-Chefs gewiſſe Werbegelder, wofür ſie die erforderliche, vom Könige beſtimmte, Anzahl Ausländer anwerben muſten. Jedes Regiment mußte jährlich über ſeine Oeconomie der Ober-Rechnungs-Kammer Rechnung ablegen, und die jährigen Special-Revüen vor dem König belehrten ihn, ob die Regimenter ſo beſchaffen waren, wie es die Vorſchrift beſtimmte. Die nöthigen Remonte-Pferde für die Cavallerie ließ der König kaufen, und die Tücher, Stickereyen, Treſſen u. ſ. w. wurden für die Armee für Königl. Rechnung in den desfalls angelegten Fabriken gefertigt; oder man gab die Lieferung Privatperſonen in Entrepriſe.

Das Lazaretweſen ging ſtets für Rechnung des Königs, in Friedenszeiten erhielten aber die Regiments-Chirurgen die etatsmäßigen Medicingelder, womit ſie auskommen muſten.

Hierbei iſt zu bemerken:

Erſtens. Daß bei der Verpflegung durch Commiſſariate der König gar ſehr betrogen wurde, indem die Commiſſariatsbedienten zum Theil aus den Provinzen zuſammengeraft und ſehr ſchlecht bezahlt wurden, weshalb ſie recht eigentlich auf Betrügereyen ausgingen; die Chefs aber, wenn ſie große Lieferungs-Contrakte abgeſchloſſen, durch glänzende Anerbietungen geblendet, oft mit den Lieferanten unter einer Decke ſteckten. Da auch zum Brodverbacken ein großer Beckerey-Train mitgenommen wurde, ſo ſtahl alles, was zu dieſem Geſchäft beauftragt war, und wenn zur Transportirung der Artillerie, des Feldlazarets und der Beckerey eine Menge Pferde, und alſo auch deren Verpflegung nöthig war, ſo gab es hier wieder Gelegenheit, ſich Betrügereyen zu erlauben. Die ſehr natürliche Folge davon war: daß der Soldat im Felde oft Mangel litt, oder ſchlecht verpflegt, und daher häufig zur Plünderung gezwungen wurde; daß das Fuhrweſen ſchlecht beſpannt war, und oft die Kriegs-Operationen deßfalls ſtockten. Da aber bei allen übrigen Armeen dieſe Gegenſtände noch unvollkommner wie bei den Preußen behandelt wurden, ſo hatte die preußiſche Armee auch hierin Vorzüge.

Zweitens. Durch die den Regimentern überlaſſene Verpflegung wurde die Haabſucht der Compagnie-Chefs zu ſehr rege gemacht; da aber der König ſie dafür verantwortlich gemacht hatte, daß die Regimenter, beſonders im Kriege, complet und vorſchriftsmäßig gekleidet waren, ſo war dieſe Methode derjenigen vorzuziehen, wonach dieſe Gegenſtände bei andern Armeen Commiſſarien überlaſſen waren, denen das Ehrgefühl fehlte, welches die preußiſchen Compagnie-Chefs beſeelte, und die die Truppen nicht wie dieſe zur Schlacht führen durften.

Wenn auch **Friedrich** bei ſeiner Armee das Bagageweſen ſehr reducirt hatte, ſo blieben doch in dieſer Hinſicht eine Menge von Bedürfniſſen übrig, welche nachgeführt wurden, wie die Zelter, die Bagage der Officiere u. ſ. w. Es war auch eingeführt, daß die Officiere bei der Infanterie Reitpferde erhielten, um die Beſchwerlichkeiten des Marſches nicht ſo ſehr zu fühlen, welche am Tage der Schlacht die Bagage und den Nachzug vermehrten.

Die Completirung der Armee geſchah theils durch Werbung im Auslande, theils durch erzwungene Aushebung der Landeskinder nach dem Normalmaaß. Die Provinzen waren desfalls in Cantons eingetheilt, worin jeder dienſtfähige Mann geprüft und in eine Liſte eingetragen wurde. Jedes Regiment hatte einen ſolchen Bezirk, woraus es ſeine Recruten aushob.

Das Enrollement und die Aushebung geſchah durch eine, aus einem Officier des Regiments und eine Civilperſon zuſammengeſetzte Commiſſion. Jede Provinz hatte aber eine eigne Canton-Verfaſſung, und es fanden eine Menge von Exemtionen vom Soldaten Dienſte ſtatt. Frey war der Adel, gewiſſe Gewerke, wie die Tuchmacher und Bergleute, der Erbe einer bauerlichen Nahrung, die Neubauer, die Juden und Menoniſten, der Beſitzer eines Capitals von 6000 Thlr. Frey waren manche Provinzen und Städte: Cleve, Oſtfriesland, Berlin, Potsdam, Breslau u. a. m.

Das Invalidenweſen war äußerſt ſchlecht organiſirt, ungeachtet des Invalidenhauſes in Berlin, worin nur Wenige Aufnahme fanden. Ungeachtet der vorgeſchriebenen Verſorgung manches Veteranen im Civildienſt, blieben eine Menge von militairiſchen Krüpeln übrig, die bettelnd durch das Land zogen.

Eben ſo ſchlecht ſahe es mit dem Schulunterricht der gemeinen Soldatenkinder aus, man überließ ſie der Natur. Zur Bildung der Officiere waren zwar Cadettenhäuſer vorhanden, da ſie aber zum Erſatz des Officier-Corps nicht hinreichten, ſo wurden die Junkers bei den Regimentern eingeführt, die als Unterofficiere placirt, vom Adel freywillig geſtellt, und für den Officierſtand phyſiſch und mechaniſch gebildet wurden; denn auf das Moraliſche ſah man nicht.

Wenn man das Militair-Syſtem ſeit 1740 bis jetzt beim Lichte beſieht, und überdenkt, was Friedrich zu ſeiner Ausbildung gethan hat, ſo findet man, daß ſolches gegen die Methode voriger Jahrhunderte ſehr vervollkommnet iſt, daß aber dabei noch viel zu thun übrig bleibt.

Vor alten Zeiten kämpfte ein Volk gegen das andere in Maſſe, und das ſiegende durchzog große Länderbezirke; dies lehren uns die Heerzüge, die Völkerwanderungen, und die Feldzüge der Saracenen, eben ſo die Kreuzzüge u. a.

Das Ritterweſen brachte zuerſt wieder das Kriegsweſen in ein gewiſſes Syſtem.

Jene Kriege waren wahre Vertilgungskriege, man führte ſie oft aus Haabſucht, einer Idee wegen, oder für einen einzigen Eroberer ohne Zweck.

Seit dem letzten Jahrhundert, und ſeit der Einführung feſter Staats-Vereine und der ſtehenden Heere zum Schutz derſelben, wurde das Kriegführen eine Kunſt, an der nur der kleinſte Theil der Völker Antheil nahm. Die Soldaten ſchlugen ſich, in Armeen vereinigt, auf einem kleinen Bezirk herum; das Volk, der Bürger, Bauer und Edelmann blieben ruhig bei ihren Beſchäftigungen, und nur da, wo grade die Krieger ſich tummelten, geſchah hierin eine Stöhrung.

Jene künſtlich organiſirten Kriegs-Maſchinen, Armeen genannt, führten alle ihre Bedürfniſſe bei ſich, und durch die eingeführte Diſciplin war das Privat-Eigenthum möglichſt geſichert. Die Brandſchatzungen und Plünderungen machten nur die Ausnahme von der Regel aus.

Die Kriege hatten nicht mehr gänzliche Auflöſung beſtehender Staats-Vereine, und alter durch das Herkommen geheiligter Verfaſſungen, Einführung einer andern Religion, oder einer Univerſal-Herrſchaft zum Ziele, ſondern es ging nur um den Beſitz einzelner Provinzen, und wie gegen Friedrich II. Europa zu Felde zog, ſo wollte man ihm doch das Churfürſtenthum laſſen, und ſeine Unterthanen in den zu eroberten Provinzen ſollten bloß, ohne daß ihr Privat-Eigenthum verletzt würde, einen andern Staats-Chef anerkennen.

Sind wir nun auch auf dieſe Weiſe vorgerückt, iſt auch eine Rechts-Theorie unter den Mächten aufgeſtellt, wornach man Krieg führt und Frieden ſchließt, welches durch wechſelſeitiges Gleichgewicht und das Intereſſe Aller gegen Einen garantirt wird, ſo hat doch dieſes Syſtem auch ſehr üble Folgen nach ſich gezogen.

Dieſe

Dieſe ſind offenbar:

1. Daß ſtehende Heere im Frieden wie im Kriege unterhalten werden müſſen, wovon die Laſt und die Koſten die producirenden Staatsbürger drückt.
2. Daß die Mächte Europens dieſe ſtehenden Heere ſtets, ohne auf das Verhältniß des National-Einkommens Rückſicht zu nehmen, vermehren, ſtatt daß ſie ſolche reduciren ſollten, auch dadurch in ihren Finanzen zurückkommen, und in den jährigen Defizits untergehen müſſen.
3. Daß die Soldaten lauter Conſumenten ſind, und wenig oder nichts produciren, auf öffentliche Koſten gefüttert werden, da doch nur Arbeit den National-Reichthum baſirt, der den Wohlſtand der Staatsbürger zur Folge hat.
4. Daß die Soldaten größtentheils Ignoranten ſind, und durch ſie die Wiſſenſchaft gar nicht gefördert wird, welche doch die Menſchheit ihrer Beſtimmung, der Entwickelung geiſtiger Kräfte näher führen ſoll.
5. Daß durch dieſe müßiggehenden Soldaten die Immoralität und der regelloſe Luxus täglich vermehrt wird, wodurch eine Verderbenheit allen Claſſen und Geſchlechtern ſich mittheilt, die eine Auflöſung aller bisher beſtandenen Formen nach ſich ziehen muß.

Dritter Brief.

Berlin.

Bei den ehemaligen Volkskriegen ſah man auf keine Subſiſtenz-Baſis, weil man die Gegend plünderte, wohin man kam, auch lebte man oft von Eicheln und Quellwaſſer und vom Wildpret, welches damals mehr wie jetzt die Wälder bevölkerte; man kümmerte ſich auch wenig um die zurückgebliebenen Kranken und Maroden, ſie kamen um. Man ſicherte ſich dahero auch keine Anlehnungspunkte im Rücken, und fürchtete das Abſchneiden von der Subſiſtenz-Baſis nicht. Nur die Tapferkeit des einzelnen, die Kenntniß von dem Terrain, auf dem man gerade ſtand, und deſſen Benutzung; ob die Sonne ins Geſicht oder auf den Rücken ſchien; ob man Anhöhen oder Defileen und Thäler beſetzt hatte; ob Regen oder Wind einem läſtiger wie dem andern war; Das waren Dinge, worauf es ankam.

Die ſtehenden Heere, die Veſtungen, Pulver und Bley, der Unterhalt der Truppen u. ſ. w. erfordern aber ſo vielerley Kenntniſſe und Wiſſenſchaften; die Ausbildung der Kunſtfertigkeit einer Armee (Taktik) hat eine ganz eigne Doktrin zum Grunde, daß der Soldat, welcher ſich zum Feldherrn empor arbeiten will, ſich alle dieſe Kenntniſſe eben ſo theoretiſch und praktiſch aneignen ſollte, wie der Juriſt ſeine Pandecten, der Theologe ſeine Dogmatik, und der Arzt die Arzneikunde ſtudiert und anwendet.

Theilt man nun auch die preußiſche Armee in zwey Theile, in Körper und Seele, in Inſtrument und Handhaber deſſelben, bringt in jene Cathegorie die Gemeinen und Unterofficiere, in dieſe den Officier und Feldherrnſtand, ſo überzeugt man ſich doch auf den erſten Blick, daß der dirigirende Theil, das Officier-Corps, viel zu empyriſch-mechaniſch gebildet wird. — Nichts lernen dieſe Herren, wie die Exercierkunſt, ſie lernen die Handgriffe und geben Unterricht darin, ohne das Warum zu verſtehen, ſo wie der Rechenmeiſter in der Arithmetik Unterricht nach auswendig gelernten Formeln ertheilt, ohne ihren Grund zu kennen. Hierzu kommt, daß der Officier nach dem Patent befördert wird, daß man ihn darnach zum General erhebt, ohne zu unterſuchen, ob er dieſem Poſten vorſtehen kann oder nicht. Man hat alles der Natur überlaſſen, ob ſie nämlich Genies erſchaffen will, die ſich ſelbſt emporſchwingen oder nicht. Wird ein Friedrich dieſe nun auch wohl bald herausfinden? werden es auch ſeine Nachfolger? Wird man daher künftig nicht oft Generale an der Spitze der Heere erblicken, die weiter kein Verdienſt haben, als daß ſie lange dienten? daß ihnen die Natur eine geſunde Conſtitution verlieh? Werden wir nicht Feldherren Armeen commandiren ſehn, die beſſer in einem Fleiſchſcharrn mit dem Beil, als auf dem Schlachtfelde mit dem Schwerd bewaffnet wären? Werden wir nicht Greiſe die Truppen anführen ſehn, die ſich beſſer in den Sorgenſtuhl paßten, als vor die Fronte? Sollte für den Krieg ſich nicht beſſer die Jugend als das Alter paſſen?

Ein anderer Gegenſtand iſt die Armatur, woran ſo manches auszuſetzen iſt.

Die Artillerie theilt ſich in ſchwere und leichte, jene iſt für die Veſtungen, dieſe für die Armee; aber iſt dieſe nicht noch immer zu ſchwer? Durch die Einführung der reitenden Artillerie iſt ſehr viel gewonnen, aber immer noch nicht genug. Theils iſt ſie nicht ſehr zahlreich theils ſind die Kanonen noch zu ſchwer. Der Zweck der Feld-Artillerie iſt kein anderer, als ſie ſchnell da aufzuſtellen, wo ſie mit Nachdruck auf den Feind wirken kann, ſie muß daher ambulant und ſo leicht als möglich ſeyn, ſo daß man ſie allenfalls durch Menſchen ſchnell von einem Ort zum andern, durch Berg und Thäler fortbringen kann. Da hat man aber 6, 8, 12, 24 Pfünder, fährt ihrer zu Dutzenden auf einem Punkt zuſammen, wo man bei Aufſtellung der Schlachtordnung ſie zweckmäßig placirt zu ſeyn wähnt; ſchnell ändert ſich aber oft die Diſpoſition, und die Batterie wird nutzlos; ſchwerfällig befindet ſie ſich dann auf einer Stelle, wo ſie überflüßig iſt, und fällt als ſichere Beute dem Feinde in die Hände. Menſchenhände können ſie nicht fortbringen, zum Anſpannen iſt nicht Zeit, es ſind auch wohl die Pferde erſchoſſen; und ſind die Kanonen auch beſpannt, ſo fährt man damit mühſam fort, und ſtößt bald auf ein Hinderniß, welches das Terrain entgegenſtellt.

Nimm einmal eine Muskete in die Hand, und betrachte ſie aufmerkſam; iſt ſie nicht eine weit ungeſchicktere Waffe zum tödten wie eine Vogelflinte? Todtſchieſſen iſt aber ihr Zweck. Der Soldat, der ſie führt, zielt nicht, und verſteht ſich nicht aufs Schieſſen, oder weiß nichts vom Laden, oder von der Conſtruction ſeines Gewehrs. Er iſt nur aufs Geſchwindfeuern, oder vielmehr Knallen abgerichtet. Das Gewehr ſelbſt iſt ſchlecht gebohrt, ſchlecht geſchäftet, und der Kolben zum Anlegen nicht geſchickt. Das Zündloch iſt ſo groß, daß die größte Kraft des Pulvers herausfährt; das Pulver ſelbſt iſt von der ſchlechteſten Art.

Was ich ſage, kann ich practiſch beweiſen. Ich berufe mich auf das Zeugniß des Herrn v. Scheel, der in der Garde diente: daß einſt bei einem Probefeuer, welches von einem Bataillon auf eine breterne Wand gemacht wurde, 20 Schüſſe ſaßen, mithin waren 680 zwecklos geſchehen.

Der Säbel der Infanterie iſt völlig überflüßig.

Das Bajonet könnte eine gute Waffe ſeyn, wäre es anders conſtruirt; ſo wie es jetzt iſt, zieht es das Gewehr herunter, und damit zu tödten, iſt äußerſt mühſam; wäre es länger, das Gewehr einem Stutzer ähnlich, hätte es eine ſcharfe Seite, ſo wäre es geſchickter zum tödten.

Eben ſo unzweckmäßig iſt die Cavallerie bewaffnet. Wozu Carabiner und auch Piſtolen? es wird kein Feind damit getödtet. Der Säbel macht den Cavalleriſten, und der iſt nichts werth, denn ſein Gewicht liegt zu ſehr nach vorne, der Reuter verhaut ſich damit; und überdies kann er nicht fechten, und weiß damit nicht umzugehn. Die Pferde ſind mit tauſend überflüßigen Dingen behängt, die nicht für den Krieg, ſondern bloß zur Beläſtigung der Pferde zu ſeyn ſcheinen.

Eben ſo zweckwidrig iſt die Bekleidung. Frey ſoll ſich der Krieger bewegen können, nicht durch unnöthigen Putz von weſentlichern Dingen abgehalten werden; er darf kein Spielzeug, keine Puppe großer Herren ſeyn. Jetzt iſt er es, weniger bei uns, wie bei andern, aber immer noch zu viel.

Wozu die Friſuren? Die ſteifen Zöpfe? Die Schnüre? Die Stickereyen? Die weißen Hoſen? u. ſ. w. Man gebe bequeme nicht beläſtigende Kleider, die den Körper gegen Wind und Wetter ſchützen; man laſſe die Haare auf pohlniſche Weiſe abſchneiden; man vermeide allen Putz, allen Glanz, und laſſe den Soldaten auf nützlichere Gegenſtände ſein Augenmerk richten. Man wirft ein: Der Soldat muß beſchäftigt werden, ſich an Accurateſſe gewöhnen. Giebt es dazu nicht noch beſſere Gelegenheiten, wie das Friſiren und Hoſenbürſten? Man laſſe den Infanteriſten mit ſeinem Gewehr ſchießen lernen, man laſſe den Cavalleriſten viel reiten und fechten; man mache beyde durch Tanz und Voltigirkunſt geſchickter und lenkbarer. Man laſſe ſie Wettrennen anſtellen, ſich ringen, Ball ſchlagen, kurz man übe ihre Körperkraft; dadurch wird der Soldat geſchickt, als Theil einer Kriegs-Maſchine ſeine taktiſchen Bewegungen mit einer großen Leichtigkeit zu verrichten.

Was das Avancement anlangt und die Beſtimmung: Wer ſoll Soldat ſeyn? ſo kann die jetzige Methode nicht lange mehr vorhalten.

Friedrich, der 1740 unter dem dritten Stande wenig oder gar keine Bildung fand, der die darauf wirkende Literatur damals verachten mußte, that ganz recht, nur dem Adel die Officierſtellen zu geben.

Keineswegs aus Vorurtheil hielt er mehr vom Verſtande des Adels als des Bürgers, das beweiſen Michaelis und Struenſee; er benutzte nur ein Phantom (den Ritterſinn), der dieſer Claſſe noch anklebte, zu ſeinen Zwecken.

Jetzt haben ſich die Dinge ſehr geändert: Durch Friedrichs vortreffliche Regierung, die der geiſtigen

Entwickelung ſeiner Unterthanen den größten Spielraum geſtattet, hat ſich die deutſche Literatur außerordentlich gehoben, ohne daß er es ſelbſt ahndet und glaubt. Er wähnt ſie nur in Frankreich, indem er die deutſche Sprache nicht verſteht. Die goldnen Früchte dieſer Literatur haben ſich beſonders dem dritten Stande mitgetheilt; denn da der Adel ſich vom Könige begünſtigt glaubte, wähnte er: er dürfe im Militair unwiſſend ſeyn und bleiben, wenn er nur den Dienſt kenne; mithin widmete er ſich weniger den Wiſſenſchaften. Der dritte Stand iſt daher in ſeiner Bildung dem Adel zuvorgekommen. Das Geld, welches durch Künſte, Fabriken und Handlung, die beſonders vom Könige begünſtigt wurden, ſich mehrte, that auch das ſeinige, um dieſen Stand civiliſirter zu machen, und es iſt ſo weit gekommen, daß dieſe Claſſe eben ſo gut geſchickte Officiere ſtellen könnte, wie der Adel, wie es denn auch die Artillerie lehrt, worunter der Bürgerliche avanciren darf. Da aber kein Bürgerlicher in der Infanterie und Cavallerie ſein Fortkommen findet, ſo ſucht ſich jeder vom Soldatenſtand perfas et nefas zu eximiren.

Selbſt der Bauer iſt in den mehrſten Provinzen (beſonders diesſeits der Oder) civiliſirter geworden. Seine Seele, ſein Geiſt fangen ſchon an über das Phyſiſche in ihm die Oberhand zu gewinnen. Er fängt an, über ſeine Beſtimmung im Soldatenſtande nachzudenken; es ſträubt ſich etwas in ihm dagegen, bloßes Inſtrument zu ſeyn, und bei der jetzigen Kriegskunſt iſt der Soldat der ſchlechteſte, der raiſonirt und moraliſchen Takt hat; er muß Inſtrument und nichts weiter ſeyn; daher ſind die weſtpreußiſchen und pommerſchen Regimenter auch die beſten.

da hier noch ſtrenges Leibeigenthum herrſcht, welches den Geiſt nicht aufkommen läßt. Je mehr nun die Cultur zunimmt, (und das wird ſie in ſchnellen Schritten,) deſto ſchlechter muß die Armee, ſo wie ſie jetzt geſtaltet iſt, werden. Ja ich bin überzeugt, würde Friedrich jetzt gebohren, ſtatt daß er ſtarb, er würde ſelbſt das jetzige Kriegs-Syſtem vernichten, und eins dem Zeitalter anpaſſenderes an die Stelle ſetzen.

Unmöglich kann auch noch lange das Cantonweſen, ſo wie es iſt, beſtehen, und die Exemtion ſo mancher Claſſe vom Soldatendienſt ſtatt finden, wie jetzt. Die Laſt fiel bisher immer nur auf einen Theil des Volks, der bei der im Steigen begriffenen Cultur ſie nicht länger allein wird tragen wollen.

Der Adel, der nur bisher freywillig ſich dem Officierſtande widmete, verliert nicht nur täglich mehr den alten Takt, und vermiſcht ſich mit den andern Ständen, ſondern da er ſtets üppiger und liederlicher wird, ſeine alte Beſtimmung verkennt, ſeine Güther mit Schulden überhäuft, fängt er immer mehr an, keine Ehre mehr darin zu ſuchen, im Soldatenſtande zu dienen. Es fehlt ihm auch ſchon zum Theil das Vermögen dazu, und wenn er ſelbſt dient, und nur eine Ausſicht ſieht, ſeine Lage durch Heyrath oder Erbſchaft zu verbeſſern, ſo ſucht er auf alle Weiſe loszukommen. Es wird daher dahin kommen, daß Alles ohne Ausnahme, was dienſtfähig iſt, dienen muß, und man dann die geſchickteſten Subjecte aus allen Ständen zu Officieren anſetzt. Dadurch wird die Armee eben nicht ſchlechter werden, beſonders wenn man Militair-Schulen allgemeiner machen wollte.

Vierter Brief.

Berlin.

Was das Finanzweſen anlangt, welches die Grundlage ausmacht, worauf das Militairſyſtem beruht, fuhr mein alter Freund fort, ſo iſt ſolches höchſt vollkommen organiſirt. Sie haben ſich dem Cammeraldienſt gewidmet, Freund; ich bin grau darin geworden, ich will Ihnen einen Umriß davon geben; und ſollten bald Reformen darinn vorgehen, ſo wird doch die Grundlage bleiben; auf alle Fälle können Ihnen dann meine Erfahrungen mehr nützen, als ſchaden.

Die Finanzen, als der vorzüglichſte Zweig des Kammeralreſſorts, ſind an und für ſich ſelbſt zu beleuchten, beſonders iſt aber ihre Verwaltung und die Form, unter der die Verwaltungsbehörden handeln, darzuſtellen.

Man kann füglich die Finanzen unter vier Rubriken bringen. Ich theile ſie

a. In Domainen Gefälle,
b. Contribution,
c. Acciſe,
d. Regalien Gefälle. Hierher gehören: Land- und Waſſerzölle, Stempelgebühren, Poſtrevenüen, Bergwerksausbeute, Chargen-Rechte, Conceſſions- und Salzabgabe, u. a.

Die Domainen.

Eine allgemeine Bemerkung, die ich vorausſenden muß, iſt: daß, ſo verſchieden die Provinzen ſind, und je nachdem ſie dem preußiſchen Staate einverleibt wurden, ſo verſchieden iſt auch ihre Finanzverfaſſung, und wenn man die preußiſchen Finanzen in ihrer Grundlage ganz im Detail entwickeln wollte, ſo müßte man es bei jeder Provinz verſuchen. Darauf kann ich mich hier nicht einlaſſen; dies erfordert das Studium der Provincial-Kammeral-Akten. Hier kann nur vom Allgemeinen die Rede ſeyn.

Der preußiſche Staat zieht den vierten Theil ſeiner Revenüen aus den Domainen, dies veranlaßt mich, zu behaupten: daß die Regierung mehr direkte Reſourcen hat, wie irgend ein Staat in der Welt, das heißt, im Verhältniß zu ſeiner Größe. Keiner der übrigen civiliſirten Staaten iſt ſchuldenfrey, und kann eine ſolche Maſſe von Grundeigenthum ſein nennen, wie Preußen.

Die dem Staatscredit in Oeſtreich, Frankreich, Spanien, England, Rußland, Schweden, Dännemark und Holland zu Grunde liegende Hypothek iſt nicht einmal Grund und Boden, der Staatseigenthum wäre, ſondern dieſe Hypothek beruht in der Regel nur auf einer Idee, (Staatsgarantie genannt,) vermöge welcher man das Zutrauen zu der Regierung hervor bringt: ſie werde ſtets Wort halten. Je nachdem dieſes Zutrauen ſteigt oder fällt, je nachdem ſteigen und fallen auch die Staatspapiere, und dieſes Schwanken iſt der Regierung ſo nachtheilig, wie den Regierten. Die Regierung (als Schuldner) iſt ſtets von dem Creditor (der Nation) dependent; und die Nation berechnet ihre Unterthänigkeitspflicht nach dem niedrigen Maßſtabe des Geldes. Der Wuchergeiſt, das Judenthum verdirbt die beſten activſten Staatsbürger, und die Immoralität wächſt alle Jahre mit den Staatsſchulden in gleichem Verhältniß. Zuletzt, wenn der Strohm aus ſeinen Ufern tritt, geräth alles Privateigenthum in Gefahr, und es geſchieht eine Translocation deſſelben; das Vermögen fällt aus den Händen der gebildeten Wohlhabenen in die Hände des Pöbels.

Dieſen Zuſtand, dem ſich die mehrſten civiliſirten Staaten in Europa nähern, hat Preußen noch lange nicht zu fürchten. Es hat einen Ueberſchuß bei den Einnahmen, und die Domainen, über welche die Regierung ohne Einmiſchung der Nation frey diſponirt, ſind noch großer Verbeſſerungen fähig und gewähren im Nothfall eine ſichere Hypothek. Selbſt der geprieſene engliſche Staatscredit, der ſich ſeit Jahrhunderten durch das richtige Zahlen der Zinſen in Anſehn erhalten hat, beruht auf der unſichern Hypothek des jährigen Gewinns, der dem Nationalreichthum durch den Seehandel zuwachſen wird. Nordamerica hat ſich ſchon von Englands Uebermuth frey gemacht. Sollte einſt die indiſchen Völkerſtämme ein gleicher Geiſt beſeelen, ſo iſt die ſtolze Inſel um ihre Colonien, um ihren Handel, (die Quelle ihres Staatscredits,) der die ungeheuern Kriegsſchiffe vom Stapel laufen läßt. Vielleicht ſinkt dann dieſer jetzt ſo mächtige Staat zu der Niedrigkeit einer Corſaren-Republik hinab.

Die preußiſchen Domainen ſind in Bezirke getheilt, die man Aemter nennet.

Unter Friedrich Wilhelm dem Churfürſten wurden ſie durch Edelleute (Amtshauptleute) adminiſtrirt.

Dieſe theilten die Revenüen mit dem Regenten, und der Churfürſt, zu ſehr mit der Politik und den auswärtigen Angelegenheiten beſchäftigt, konnte nicht an beſſere Verwaltung derſelben denken.

Friedrich I. brauchte Geld, um die Decorationen ſeines neuen Königthums zu bezahlen; er vereinzelte und vererbpachtete ſämmtliche Staatsgüther nach falſchen Grundſätzen gegen ein baares Kaufgeld und einem jährigen leichten Grundzins.

Friedrich Wilhelm I., kaum zur Regierung gelangt, zog die verſchleuderten Domainen wieder ein, und gab ſie auf ſechs Jahr nach einem ſpeculativen Ertrage (Anſchlag) tüchtigen Oeconomen gegen eine verhältnißmäßige Sicherſtellung in Pacht. Der Anſchlag wurde alle ſechs Jahr erneuert, und wenn der Beamte ihn zu erfüllen verſprach, ſo blieb er im Genuß der Pacht. Die neu errichteten Provincial-, Kriegs- und Domainenkammern, denen ſämmtliche Finanz- und Landes-Polizey-Angelegenheiten, wie auch die Juſtiz in den Aemtern übertragen wurde, und welchen der König wieder das Generaldirektorium, als General-, Landes-, Polizey- und Finanzbehörde vorſetzte, hatten die Aufſicht über dieſe General-Domainen-Pachten, und ließen durch ein Mitglied (Departements-Rath) die Anſchläge nach gewiſſen, vom Generaldirektorio aufgeſtellten, vom Könige approbirten Grundſätzen (die nach der verſchiedenen Localität ſich modificiren ließen,) anfertigen, revidirten ſolche, und ſandten ſie dem Generaldirektorio zur Rügen-Reviſion und Approbation ein. Auf den Grund derſelben wurden die Pachtcontrakte gefertigt, die der König confirmirte. Durch die Anſchläge wurde nicht bloß der Ertrag ausgemittelt, ſondern ſie ſtellten auch die Verhältniſſe der Unterthanen zu dem Amte, durch tabellariſche Verzeichniſſe (Präſtationstabellen) feſt, ſo daß jene nicht willkührlich behandelt werden konnten.

Die Beamten erhielten eine Norm und Vorſchrift: Wie viel ſie jährlich vom Ertrage im Amte wieder ausgeben ſollten, und wie viel ſie zur Domainencaſſe einzuſenden hätten (Etats). Wie ſie dieſe Norm befolgt hatten, darüber mußten ſie von einem Jahr zum andern Rechenſchaft geben. (Amtsrechnung.)

Aus ſämmtlichen überſchießenden Amtsrevenüen conſtituirte ſich die Einnahme der Provincial-Domainen-Caſſe; die davon in der Provinz zu beſtreitenden Ausgaben wurden bei Hofe feſtgeſetzt, und nach Maaßgabe des Domainen-Caſſen-Etats ſandte man die Domainen-Caſſen-Ueberſchüſſe nach Berlin zur General-Domainen-Caſſe; dieſer lag wieder ein Etat von ſämmtlichen Landes-Domainen-Revenüen, und über die von derſelben zu beſtreitenden Ausgaben zum Grunde, nach welchen der Diſpoſitionscaſſe die Ueberſchüſſe gezahlt wurden, worinn ſich der Netto-Ertrag ſämmtlicher Landes-Revenüen ſammelte, und welche nach Abzug aller noch vorkommenden Staatsausgaben den Schatz conſtituirte.

Alle dieſe Caſſen mußten einem beſonders vom Könige etablirten Rechnungscollegio (Ober-Rechenkammer) Rechnung ablegen. Der Treſorier, der der älteſte Finanzminiſter war, nahm aber der General-Kriegs-Domainen- und Diſpoſitionscaſſe die Rechnungen ab, fertigte ihre Etats, und übergab alle Jahre ſowohl darüber, als über die Beſtandsgelder des Schatzes eine compte rendu.

Die Etats wurden vom Generaldirektorio nach geſchehener Reviſion der O. R. K. den Provincialcaſſen mitgetheilt. Sie enthielten alle nur denkbare zu beziehende Einnahmen und zu beſtreitende Ausgaben; nach Titeln und Behufs unvorhergeſehener Fälle hatten ſie extraordinaire Fonds. Auf dieſe Weiſe wurde das Domainenweſen auf einen ſo ſichern Fuß eingerichtet, daß keine Betrügereyen möglich waren, und der König konnte im Nu durch die Generaletats das Ganze controlliren, und auf eine feſte jährige Einnahme rechnen, da außer den Etatstiteln keine Ausgaben paſſirten. Nicht ſo richtig ging es mit der Domainen-Forſt-Adminiſtration zu, bei dieſer ließ ſich keine Verpachtung denken, ſie blieb in Adminiſtration, und geſtattete Unterſchleife in Menge. Friedrich II. hat im Ganzen jene weiſe Einrichtung ſeines Vaters gelaſſen, wie ſie war.

Da aber die Tendenz ſeiner Regierung im Innern ſtets darauf ausging, alle Gegenſtände zur Entwickelung, und ihrer Vollendung näher zu bringen, ſo wendete er auch alles an, die Aemter mehr zu cultiviren, daher ließ er die Gemeinheiten theilen, machte wüſte Aecker durch Coloniſten urbar, trocknete Sümpfe und Moräſte aus. Er wirkte auf beſſere Viehzucht durch edlere Razen u. ſ. w. dies alles iſt Ihnen bekannt. Was aber mehr war, wie dieſe Meliorationen, beſtand darinn: daß er dem Bauer und Unterthan eine feſte Beſtimmung gab, und ſie ganz aller Willkühr entriß, weshalb er auch die Juſtiz, welche vom Pachter abgehangen hatte, durch einen beſondern Juſtizbeamten verwalten ließ. Jetzt nach einem 23 jährigen Frieden ſehen ſie den höchſten Wohlſtand in den Aemtern, und es wird ſelten der Fall ſeyn, daß der Pachter nicht ein reicher Mann wäre; und ſo viele reiche Leute dieſer Art es giebt, ſo viele Geldquellen hat die Regierung, wenn's einmal Noth thut. Die Domainenbauern ſind aber die glücklichſten, die es giebt, und wenn ſie auch Naturaldienſte verrichten müſſen, ſo geſchieht dies doch nach Regeln, welche ein Contrakt an die Hand giebt, ſo daß ſie dieſe Laſt nicht fühlen.

Das Contributionsweſen.

So verſchieden die Provinzen ſind, ſo verſchieden ſind die Grundlagen der Steuern.

Man hat bey den alten Provinzen die Steuerverfaſſung gelaſſen, wie ſie durch das Herkommen nach und nach entſtanden war, in Schleſien und Weſtpreußen aber machte man 1743 und 1772 ein neues Cataſter nach feſtgeſtellten Detaxations-Principien. In einigen Provinzen erhebt man die Steuern von den Individuen ſelbſt, in andern zahlt der Adel ein Averſionalquantum, und ſubrepartirt es. In einigen Provinzen zahlt der Adel und die Geiſtlichkeit nichts; in andern ſind ſie mit heran gezogen, oder geben ein Ritterpferd, welches mit 40 Rthlr. bezahlt wird.

Ich kann wohl ſagen: daß es mich wundert, daß **Friedrich** eine ſo große Ungleichheit im Steuerweſen zuließ: Alle directen Abgaben ſollten gleichmäßig vertheilt ſeyn, und da man die Ausſaat jeder Provinz genau kannte, ſo hätte der König die ſämmtlichen verſchiedenen Einnahmen an Steuern, die ungefähr den Domainen-Revenüen gleich ſeyn, und den vierten Theil des Staats-Einkommens betragen mögen, unter eine Rubrik bringen, und das jetzige Etatsquantum fixiren, ſolches auf die

Provinzen repartiren, und den Kammern die Subrepartition auf Grund und Boden (er ſey adlich, ſtädtiſch, bürgerlich oder bäuerlich) nach einfachen Detaxations-Grundſätzen überlaſſen ſollen.

Es iſt zwar wahr, daß jetzt die Steuern, ſo mannigfaltig und verſchieden auch ihre Benennungen ſeyn mögen, doch in Rückſicht ihrer Betrags in Verhältniß zu dem Werth des Grund und Bodens, höchſt unbedeutend ſind, da ſie vor langer Zeit feſtgeſetzt und regulirt wurden. Seit dem hat ſich aber der Geldwerth vermindert, und der des Grund und Bodens iſt geſtiegen.

Was aber von Wichtigkeit iſt, ſind die Natural-Lieferungen, die nach dem Maaßſtabe des Cataſters erhoben zu werden pflegen, wodurch alsdenn groſe Krongravationen entſtehen.

Die Erhebung der Steuern geſchieht übrigens durch die Kreiß-Steuer-Aemter, nach Anleitung des Steueretats; ſie ſenden ihr Quantum an die Provincialkriegscaſſe, von welcher der Ueberſchuß an die Generalkriegscaſſe und von dieſer an die Diſpoſitionscaſſe eingeſandt wird. Die Rechnungsablegung geſchieht unter eben den Modificationen, wie bey den Domainen-Rechnungen.

Die Acciſe.

Wenn irgend etwas den König bey ſeinem Volke verhaßt machte, ſo war es die Acciſe; mehr noch ihre Verwaltung durch Franzoſen. Es war aber keine Abgabe beſſer wie dieſe dazu geeignet, die Zwecke des großen Königs zu befördern. Die Melioration der Domainen ging nicht ſo ſchnell, daß davon eine Erhöhung der Einnahme zu erwarten war. Die Contribution auf dem alten Fuß zu laſſen, und ſie nicht zu erhöhen, beruhte auf

Ver-

Verträgen. Es blieb alſo nichts übrig, als durch die Acciſe das zu bewirken, was der König wollte: Eine ſtärkere Einnahme.

Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt: daß der König unter den erſten europäiſchen Mächten ſich aufrecht erhalten wollte; daß er von dem Syſtem des Gleichgewichts unter ihnen in der Politik ausging. Dieſem Willen Nachdruck zu geben, bedurfte er einer zahlreichen Armee; dieſe wollte bezahlt ſeyn.

Er mußte auch auf den Fall eines Kriegs eine Maſſe von baarem Gelde vorräthig haben, um daraus ſeine Armeen-Bedürfniſſe beſtreiten zu können. Dies war alles um ſo nöthiger, weil das Land nicht von der Natur dazu geeignet war, ſtarke außerordentliche Auflagen wegen des Kriegs zu tragen. Wenn nun direkte baare Abgaben ſich immer gleich bleiben, das Geld aber im Werth verliert, ſo mußte der König in ſeiner künſtlichen Staatsmaſchine auf eine Abgabe ſinnen, die ihn mit der ſteigenden Cultur bereicherte. Dieſe Abgabe mußte von der Art ſeyn, daß ſie unvermerkt einging und erhoben wurde. Sie mußte im Verborgenen mehr den Reichen als den Armen treffen, alle nach Maaßgabe ihres Genuſſes gleich beſteuern, und daher bewirken: daß die Zahler ſelbſt den Beytrag beſtimmten, den ſie zu den Staatscaſſen beyzutragen hatten, je mehr ſie Vortheil von der Societät zogen.

Es konnte keine Abgabe ſich beſſer zu dieſem Zweck paſſen, wie die Acciſe. Der König führte ſie auch nicht erſt ein, ſie war ſchon ſeit vielen hundert Jahren da; er gab ihrer Erhebung nur eine andere Form.

Friedrich reducirte dieſe Abgabe vorzüglich auf die beyden Hauptgrundſätze: die Acciſe immer zu erhöhen, je mehr die Conſumtibilien luxuriöſer Art waren, das platte Land und die rohen Produkte aber damit zu verſchonen.

Da er ſeine Nation nicht intrigant genug fand, die Defraudationen zu hindern, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu den Franzoſen, die ihm nach Art der franzöſiſchen Regie dieſe Conſumtions-Steuer verwalten mußten. Sie gebrauchten tauſend Modificationen, um alle Unterſchleife durch Controllen zu hindern, indem ſie dem Könige ein Etatsquantum ſchaffen mußten, von welchem ſie Antheile erhielten.

Man kann auch nicht anders ſagen, als daß ſie es weit darinn brachten, wofür ſie die gedrückte Nation mit dem Namen Schnifler beſchenkte.

Es iſt wahr, daß die unendlichen Reviſionen alle Welt genierten, daß man aufs äußerſte Chicanen ausgeſetzt war; man mußte aber bedenken: der Zweck heilige das Mittel. Arm konnte die Nation nicht dadurch werden, ſondern die Acciſe kam gleich wieder durch tauſend Canäle, beſonders durch das Militair, in die Hände des Volks.

Wenn der preußiſche Staat nicht aus ſo vielen heterogenen Theilen zuſammengeſetzt geweſen wäre, ſo war es nicht nöthig, am Conſumtionsorte die Acciſe einzuziehen, es konnte durch die Zölle an den Grenzen geſchehn. Da aber die preußiſchen Provinzen zum Theil ſehr nahe Grenzen haben, ſo mußte jede mit Mauern umgebne Stadt in Rückſicht ihrer Conſumtion ſcharf controllirt, ja ſogar entfernte iſolirte Provinzen gegen die übrigen vereinigten als Ausland behandelt werden.

Was mir bei dieſer Einrichtung nicht gefällt, iſt das Tobacks- und Zuckermonopol, welche zum Druck der Unterthanen, und auch ſelbſt nicht zum Vortheil des Königs gereichen.

Die Acciſerevenüen können etwas mehr als das dritte Viertel der Staatseinnahme ausmachen. Sie werden von den Acciſe-Aemtern jeder Stadt nach einem Tarif erhoben, dem Etat gemäß an die Direktionscaſſe jeder Provinz eingeſandt, welche das Nettoquantum an die Generalacciscaſſe in Berlin einſenden, woraus die Ueberſchüſſe in die Diſpoſitionscaſſe fließen. Die Direktionen in den Provinzen ſind jetzt Collegia, die, abgeſondert von den Kammern, Zölle und Acciſe, unter Aufſicht der Generaldirektion, deren Chef hier Hr. de Launai iſt, verwalten.

Die desfalſigen Rechnungen revidirt die O. R. K.; der Generaldirektor giebt aber dem König unmittelbare Rapports, und iſt ihm für das Ganze verantwortlich.

Revenüen von den Regalien.

Dieſe Ihnen zu detailliren, iſt hier nicht der Ort. Ihre Verwaltungsbehörden ſtehen mit Ausnahme des Poſtweſens unter dem Generaldirektorio; ſie betragen etwas weniger als das letzte Viertel der ganzen Einnahme, die jetzt einige 30 Millionen betragen mag.

In Rückſicht der Verwaltung der Finanzen habe ich ſchon oben das Wichtigſte einfließen laſſen. Größtentheils liegen die Zügel der mehrſten Verwaltungszweige im Generaldirektorio mit Ausnahme des Rechnungs-, Acciſe-

und Poſtweſens. Das Generaldirektorium beſteht aus mehreren Departements; einem jeden, oder auch mehreren derſelben, ſteht ein Miniſter vor.

Am Ende ſteht der König allen Adminiſtrationszweigen als letzte Inſtanz vor, und gebraucht einige Cabinetsräthe zur Expedition ſeiner Verfügungen. Er iſt erſter Feldherr, erſter auswärtiger Miniſter, erſter Miniſter des Innern. Er iſt die große Einheit, aus der der Segen über ſein Land durch vielfache Canäle ausfließt. Er iſt die Sonne, an der ſich jeder ſeiner Unterthanen erwärmt. Sein Ohr iſt allen offen, furchtbar trifft ſein Gericht Hohe und Niedere.

Die Juſtiz iſt zwar den Landes-Regierungen lediglich ohne Einmiſchung des Königs übertragen; ja ſelbſt der König hat ſich ihren Entſcheidungen unterworfen, und einem Miniſter, dem Großcanzler, die General-Aufſicht übertragen. Durch die bekannte Arnoldiſche Geſchichte hat aber der König gezeigt, daß er eine Form, die nicht mehr zweckmäßig iſt, zu zerbrechen verſteht, wenn es nöthig iſt.

Unſre alten Advokaten, ſo wie die Richter, die beynahe eine Kaſte bildeten, wie die Braminen, ſchreyen zwar gewaltig über die Despotie des Königs, und daß er es wagte, in ihr Heiligſtes eine Fackel zu werfen. Der Aufgeklärte, der mit dieſen Formaliſten zu thun gehabt hat, findet aber leicht, daß der König ſehr recht hatte; ja ſogar der Fall ſelbſt, die Müller Arnoldiſche Proceßſache iſt ſo angethan, daß der geſunde Menſchenverſtand, der mehr werth iſt, als alle juriſtiſche Formeln, für den Müller entſcheiden muß.

Alle drey Urtel begründeten ſich auf das Gutachten eines Waſſerbauverſtändigen, der ein Ignorant war. Der Hr. v. **Gersdorf** hatte nehmlich einen neuen Teich angelegt, wohin er das Waſſer leitete, welches die Mühle ſpeiſte; aus dieſem Teiche kam nun zwar dies Waſſer wieder zur Mühle, aber auf einem Umwege. Es iſt bekannt, daß das Waſſer bei einem Umwege in der Quantität verliert, beſonders mußte dies bei einer neuen Teichanlage der Fall ſeyn; es mußte alſo wenigſtens ein Interimiſtikum regulirt, und der Müller entſchädigt werden, wenn die drey Urtelsverfaſſer nicht bloße juriſtiſche Formaliſten geweſen, und noch einen tüchtigen Bauverſtändigen zur Lokaluntersuchung abgeſchickt hätten.

Eine zweyte Hauptidee des Königs in Rückſicht ſeiner Regierungsmethode war folgende:

Der König wollte den Staat, wie der Hausvater ſeine Familie, ſeine Wirthſchaft regieren; er wollte für ſeine Unterthanen denken und handeln, ſo daß ſtets ihr Beſtes erfolgen müſſe. Er ſah ſich nicht als Eigenthümer ſeines Landes an und wähnte, ſolches ſey nur für ihn da; ſondern nannte ſich den erſten Diener des Staats.

Im Sinn dieſer Maxime war es daher, daß er dem Volke eine große Wohlhabenheit, und ſo viele phyſiſche Genüſſe, wie nur möglich waren, verſchaffen wollte. Er nahm Gradationen in der Cultur an, ordnete das Grobe dem Feinern unter, und adoptirte das Colbertſche oder Fabrikenſyſtem. Er unterſtützte und hob zuerſt auf alle Weiſe, und zwar unmittelbar, den Ackerbau durch Coloniſten-Etabliſſements und Urbarmachung wüſter Flächen.

Er theilte Prämien aus, machte Flüſſe ſchiffbar, ließ Canäle graben, und ſuchte das Leibeigenthum, wo es möglich war, aufzuheben, wenigſtens zu mildern. Er ſicherte dem Bauer einen Stand in der Societät, und verſchaffte ihm ein Eigenthum, dadurch aber Intereſſe am Leben. Die fruchtbaren Brüche an der Oder, Warta und Netze, die bevölkerten Gegenden in Pommern und Weſt-Preußen, ſind davon redende Beweiſe.

Mehr galt ihm aber das Fabrikweſen und die Induſtrie. Der Ackerbau war dieſen untergeordnet, da er durch jene den Reiz erhielt, ſich empor zu ſchwingen. Deshalb belaſtete er den Ackerbau mit einigem Zwang. Die Ausfuhr roher Produkte war verbothen. Bei dem Getraide war ein Normalpreis feſtgeſetzt, welcher die Freyheit der Ausfuhr oder ihr Verbot beſtimmte. Die rohen Produkte mußten in die Städte zu Markte gefahren werden, und damit die Preiſe derſelben für den Städter nicht zu hoch gingen, legte er Landmagazine an, und kaufte in wohlfeilen Zeiten Getraide; wenn aber durch Unfruchtbarkeit Mangel entſtand, ſo öffnete er dieſe Kornkammern, wodurch er unter andern bei der Theurung 1771 und 1772 ſeinem Lande die größten Wohlthaten erzeigte. Beſonders mußte ihm Pohlen als ein großes Getraidemagazin in ſolchen Fällen dienen, deſſen Debouche's an der Oſtſee in ſeinen Händen waren.

Er gab den Fabrikanten, wenn es an Capitalien fehlte, große Vorſchüſſe; er baute ganze Städte, belohnte und begünſtigte die Kunſt auf alle Art.

Diejenigen Fabriken, welche große Fonds bedurften, legte er für ſeine Rechnung an, und um auch Theil am Handel zur See zu haben, etablirte er die Seehandlung.

Damit immer das Geld in Ueberfluß in Circulation erhalten wurde, errichtete er Banken und Lombards, und gab ihnen einen Fonds von acht Millionen.

Es hat eine Menge von Unverſtändigen gegeben, die dieſe Methode des Königs tadelten; ſie ſagten:

Der Regent muß nicht wie ein Hausvater regieren, ſeine Sache iſt es blos, das Privateigenthum und die Perſonen ſowohl von außen als von innen zu ſichern, durch Erziehung und desfalls anzulegende Schulen die Köpfe aufzuklären, die Communikation im Innern durch Canäle und Landſtraßen zu erleichtern, und nicht mehrere Abgaben einzuziehen, als gerade der Staat zur Erreichung jenes Zwecks bedarf; dieſe Abgaben müſſen aber in einer einzigen Grundſteuer beſtehen, deren Betrag der Cultivateur beim Verkauf der rohen Produkte ſich geſchwinde bezahlt macht, wodurch die Abgabe ſelbſt auf die Maſſe am beſten vertheilt wird. Im übrigen muß jeder Staatsbürger Freyheit haben, ein Geſchäft zu treiben, welches er will, und welches ihm am mehrſten einbringt. Fern ſey jeder Zwang, der auf dem Handel, der Aus- und Einfuhr laſtet, der den Ackerbau drückt, und den freyen Menſchen hindert, ſich zu entwickeln.

Man könnte dieſe Grundſätze als richtig anerkennen, wenn von jeher alle Staaten dieſe Freyheit reſpektirt hätten. Da aber gerade das Gegentheil ſtatt gefunden, da die europäiſchen Seemächte die andern Welttheile unterjocht haben, und die hier gemachten Sclaven dazu gebrauchen, die, unſern Gaumen kützelnden Colonialwaaren anzubauen; da eine jede dieſer Mächte, beſonders England, ſich das Weltmeer ausſchließlich anzueignen bemüht iſt, ſo würde es wohl große Thorheit ſeyn, einen Staat, der wie der preußiſche ſituirt iſt, ſich ſelbſt und ſeinen vereinzelnten Kräften zu überlaſſen, wie und wann er ſich entwickeln wollte. Es würde ganz dem Einfluß jener Mächte hingegeben worden ſeyn, für ſie den Boden mühſam beackert, und dagegen von ihnen die feineren Genüſſe mit großem Verluſt erhalten haben.

Wohl uns, daß ein Kopf, wie der unſers großen *Friedrichs*, den Hausvater machte, für alle dachte und handelte, die einzelnen Staatskräfte vereinigte, ſammelte, und dann mit vereinter Gewalt kräftig auf Entwickelung hinwirkte, der Sclaverey zu entgehn, die jene beſſer ſituirten Seemächte uns aufbürden wollten. Dies war beſonders nöthig, da einen großen Theil ſeiner Staaten ein träges pflegmatiſches Volk bewohnte, welches derbe Reizmittel erhalten mußte, um aus ſeinem Schlafe aufgerüttelt zu werden.

Was würde aus jener Freyheit hervorgegangen ſeyn? Herren und Sclaven, große Grund-Eigenthümer, die ihr Leben den Lüſten geweiht hätten, und arme unglückliche Bettler, die mit dem Vieh in die Wette die die Aecker mühſam zu bearbeiten gezwungen worden wären.

Die dritte Haupt-Maxime *Friedrichs*, welche ſeiner Regierung zum Grunde lag, war endlich die:

Dem menſchlichen Geiſte in ſeiner Entwickelung, durch Religionszwang, durch ängſtliche Cenſur und andere Mittel, keinen Zwang anzulegen.

Man kann bei uns ſchreiben, denken und reden, was man will, wenn dadurch keinem Dritten Schaden zugefügt, und die Geſetze nicht profanirt werden. Ganz gleich waren dem Könige alle Religionen und Sekten; er ſelbſt bekannte ſich zu keiner. Ganz gleichgültig war es ihm, was man von ihm ſagen mochte; ja er achtete ſelbſt der Pasquille nicht, die man auf ihn machte.

Dieſe Regierungsmaaßregel hat die preußiſchen Staaten zu einem Zufluchtsort für alle guten Köpfe gemacht, die an andern Orten wegen ihrer Meinungen verfolgt wurden; es ſind dadurch in der Nation ſelbſt die Talente, die ſonſt noch lange geſchlummert hätten, geweckt worden; und beſonders dadurch wurde es möglich, daß in dem nicht langen Zeitraum der königlichen Regierung, beſonders ſeit dem Hubertsburger Frieden, ſolche große Fortſchritte in allen Theilen der Wiſſenſchaft und Kunſt gemacht worden ſind. Das einzige, was Tadel verdient, iſt die Schwachheit, welche der König darin zeigte, öffentlich über das, was das Volk bisher für heilig hielt, zu ſpotten, und ſelbſt gradezu alte Formen, die bisher Regeln für das Thun und Laſſen des ideenloſen großen Haufens gebildet hatten, zu zerſtören. Dadurch übereilte er ſein Zeitalter, und ſtiftete manches Unheil wider ſeinen Willen. Mochte er doch glauben, was er wollte, er mußte es ſich aber gar nicht merken laſſen, ſondern er durfte nur der Preſſe keinen Zwang anthun, und ſehr bald würde dadurch nach und nach der Nebel, der auf den Köpfen laſtete, zerſtreut worden ſeyn.

Doch Friedrich zeigte durch dieſe einzige Schwäche, die ich an ihm bemerkt habe:

Daß er ein Menſch und kein Gott war!

Sehr leicht war aber die Quelle davon aufzufinden. Seine Erziehung unter ſeinem bigotten Vater war von der Art geweſen, daß ſie dem Adlerfluge ſeines Geiſtes Hinderniſſe in den Weg legen wollte; dieſer zerbrach aber jede Feſſel, und wie er nun als Regent frey geworden war, verachtete er alle jene Formen, die ihn gedrückt hatten; er ſchonte ſie daher nicht, ohne zu bedenken: daß der größte Theil ſeines Volks etwas haben mußte, um ſich daran zu halten, und daß der Geiſt, der ihm fehlte, nicht im Stande war, die Lücke auszufüllen.

Fünfter Brief.

Berlin.

Hier endigte mein alter Freund ſeinen Unterricht, der mich ganz für das practiſche Leben einweihte, und mir die Staatsmaſchine, ſo wie ſie unter **Friedrich** organiſirt war, darſtellte. Ob ſie ſo bleiben, ob man ſie fortwirken laſſen, und der König ſie nur blos im Umſchwung erhalten, oder hin und wieder in die Räder eingreifen wird? das muß uns bald die folgende Zeit lehren.

Wie ſoll ich **Friedrich Wilhelm** II. ſchildern? Die Natur that für ihn im Phyſiſchen alles. Ohne daß es ihm am Verſtande fehlte, (ob zwar er kein **Friedrich** iſt,) ſo ſchuf ſie ihn doch nicht im richtigen Verhältniß des Geiſtes zu dem Körper. Es iſt kein Gleichgewicht unter beyden vorhanden. Der Körper überwiegt den Verſtand, und die Leidenſchaften laufen mit dem Kopfe davon. Der Geſchlechtstrieb iſt in dieſem kräftigen Körper ſo ſtark, daß die Seele in dem Augenblick, wenn jener am heftigſten dominirt, ſich in einer wahren Apathie befindet. Er ſpannt ihm alle Nerven; zu häufige und übertriebene, durch künſtliche Reitzmittel vermehrte Genüſſe ſchwächen ihn dergeſtalt, daß der Geiſt ſich nie von jenen Paroxiſmen erholen kann.

Omne animal post coitum triste!

Bis jetzt iſt zwar alles den alten Gang gegangen. Der König hat die Stelle des erſten Feldherrn und des erſten Miniſters übernommen, dies kann aber nicht lange dauern, er wird dann nur repräſentiren, die Zügel der Regierung entweder vertheilt werden oder in eine Hand fallen. Wohl uns, wenn das Letztere erfolgte, und ein Richelieu oder Prinz Eugen erſchiene; denn die preuſſiſche Staatsmaſchine iſt nur für einen großen Kopf an der Spitze organiſirt.

Die erſten Feldherren ſind jetzt unſtreitig: Braunſchweig, Möllendorf, Kalkreuth. Als Miniſter aber verdienen beſonders Schulenburg-Kehnert, Herzberg und Hoym genannt zu werden. Biſt Du aber nicht meiner Meynung, daß der beſte Feldherr und Miniſter unter der Aufſicht eines Friedrichs, es nicht grade unter Friedrich Wilhelm ſeyn wird?

Sechſter Brief.

Im Jahr 1787.

Ich privatiſire hier, und habe es aufgegeben, im Civile eine Carriere zu machen, indem ich mich täglich mehr überzeuge, daß nicht mehr unter dieſer Regierung am Vervollkommnung der Staatsmaſchine, ſondern an ihrer Auflöſung gearbeitet wird.

Bis jetzt hat man zwar manche gute Veränderungen gemacht, ſie kommen aber nicht von oben herab, ſondern von verſchiedenen Seiten her. Die Gewalten fangen ſich an zu trennen. Jede will nur in ihrem Kreiſe wirken, ohne ſich an die andre zu kehren, und daraus wird bald eine Miniſterial-Ariſtokratie entſtehen, und jede Provinz anders regiert werden, wie die benachbarte.

Man hat die Franzoſen weggeſchickt, die Tobacksregie und das Zuckermonopol aufgehoben, auch ſoll der Getraidehandel frey ſeyn. Das erſtere iſt recht gut, das letztere iſt ſchon ein Eingriff in das Räderwerk der Staatsmaſchine.

Will man das Agricultur-dem Fabrikenſyſtem vorziehen, ſo wirft man alles über den Haufen, und dies geſchieht gewiß; denn die Miniſterial-Regierung hebt an, und dieſe Herren haben groſe Güther; durch einen freyen Getraidehandel ſteigen die Preiſe der Producte, mit ihnen auch dieſe im Werth.

Der König amüſirt ſich mit der Riezen auf eine höchſtphyſiſche Art, das heißt: Er braucht entweder ſie, oder diejenige, welche ſie empfohlen hat. Er iſt aber in Fräulein v. Voß verliebt, die Hofdame bei der verwittweten Königin iſt. Dieſe Eroberung wird mit allen Künſten der Coketterie und Galanterie auf beyden Seiten betrieben; wird aber wohl mit einer ganz gewöhnlichen Schwangerſchaft, und der Erhebung der Familie ſammt ihrer Beſchützerin enden.

Siebenter Brief.

Im Januar 1788.

Ich habe Dich lange ohne Nachricht gelaſſen, und ſeitdem iſt Vieles hier verändert: Der König arbeitet nicht mehr mit ſeinen Räthen; der Obriſt Biſchofswerder hat den mehrſten Einfluß; außer ihm der Königl. Kammerdiener Herr Riez und ſeine quaſi Frau Gemahlin. Es erhebt ſich aber eine neue Parthey unter dem Schutz der erſten königlichen Maitreſſe, der Gräfin Ingenheim, gebohrner v. Voß. Ihr Bruder, ehemaliger Landrath, der Cammer-Präſident der hieſigen Churmärkiſchen Cammer geworden iſt, und dem man Energie und Kopf zutraut, ſoll auf einen kräftigen Einfluß mit ſeinen Freunden hinarbeiten. Gut Unterrichtete wollen wiſſen, daß eigentlich der ehemalige Privatſecretair dieſes Mannes, Namens Vorſtender, ſeine rechte Hand ſey.

Außer der Eroberung Hollands, zu der Herzberg die gereizte Perſönlichkeit des Königs benutzt haben ſoll, wovon unten ein Mehreres, iſt das Intereſſanteſte: daß man den König in die Verbindung der Roſenkreuzer gezogen hat, von welcher Biſchofswerder die Seele iſt. Der Miniſter Wöllner, ein ehemaliger ordinairer Kammerrath des Prinzen Heinrich, dem man das geiſtliche Departement anvertraut hat, iſt mit in dieſem Bunde; er hat einige geiſtliche Räthe an ſich gezogen, und nun unterhalten ſie den König mit Viſionen. Im Gefolge dieſer Roſenkreuzerey werden manche Reformen vor ſich gehn.

Hollands Eroberung konnte Preußen ſehr wichtig werden, wenn man künftig dem Schutzrecht der alten Verfaſſung, und der Autorität des Prinzen von Oranien durch eine Armee von 50000 Mann Nachdruck gegeben hätte.

Holland hält noch einigermaßen das Gleichgewicht des Seehandels aufrecht, und kann Preußen als Vormauer und Flankendeckung in jedem Kriege mit Frankreich dienen.

Ueber das luſtige Leben bei Hofe, über das Geld, was man wegwirft, über die Menge neugebackener Grafen und Edelleute, will ich Dich nicht unterhalten; es iſt ganz in der Ordnung, und ſtimmt zu dem Geiſt der jetzigen Regierung vollkommen.

Achter Brief.

Im Jahr 1792.

Ich wollte in den verfloſſenen Jahren meine Unterhaltung mit Dir nicht fortſetzen, da Du ſchon aus vielerley Broſchüren geleſen haben wirſt, wie es hier zugeht. Ich führe nur die dreyerley Wirkungen an. Die Ingelheimen iſt todt; ihr Bruder aber Miniſter geworden, und erhält ſich beym Könige in Credit. vielleicht wegen angenehmer Rückerinnerungen. Einfluß auf das Ganze hat er nicht. Er iſt ein ganz gewöhnlicher Kopf, zwar unbeſtechlich und rechtſchaffen, dabei voll Energie, aber ſehr öconomiſch. Biſchofswerder auf der einen, Riez und ſeine Frau auf der anbern Seite theilen ſich in der Regierung durch das Cabinet. Der Cabinetsrath Beyer und der expedirende Adjutant Manſtein haben nur einen unbedeutenden Einfluß. Jene ſind ſich entgegen, alle vermeiden aber, dem Könige nur auf die entfernteſte Art zu zeigen, daß ſie ihn beherrſchen, weil er glaubt, er regiere ſelbſt.

Herzberg, der noch ganz in Friedrichs Geiſt denkt unb handelt, vermochte den König zu einer drohenden Stellung gegen Rußland und Oeſtreich, und wollte den Pohlen eine feſte Conſtitution geben; Frankreich und Belgien überließ er dem Orcan, der im Innern wüthete. Hieran that er ſehr weiſe. Er unterſtützte in Geheim die Patrioten in den öſterreichiſchen Niederlanden, um dieſe Macht zu ſchwächen.

Oeſtreichs Regierung war aber ihrer Vernichtung nahe, da Joſeph mit zu raſchen Schritten dem dritten Stande aufhelfen, den Druck der übrigen von ihm abwälzen wollte. Er nahm der Geiſtlichkeit die Mittel, der Aufklärung länger entgegen zu wirken, indem er ihre Güther einzog; er ſchwächte den Adel, da er dem Bauer ein Eigenthum gab, und die Steuern auf alle Stände in gerechter Gleichheit vertheilen wollte. Um die Unzufriedenheit zu vermehren, fiel das Project der Vernichtung des ottomanniſchen Reichs nicht nach Wunſch aus; es wurden neue Auflagen deshalb gemacht, und noch zur rechten Zeit trat der Kaiſer vom Schauplatz ab, indem der Tod ihn mancher Leiden überhob, welche das Verhängniß über Oeſtreich ausſchüttet.

Leopold, ein größerer Diplomatiker als Feldherr, wußte Preußens Machthaber zu gewinnen. Herzbergs Fall wurde von ihnen beſchloſſen, mit ihm fiel zugleich ſein und Friedrichs Syſtem. Mit Erſtaunen ſah die Welt die Reichenbacher Convention, ohne das geringſte Opfer von öſtreichiſcher Seite, ſchließen, und Preußen gab ſich ſeinem Einfluß hin, und ſchloß ganz gegen ſein wahres Intereſſe den Vertrag zu Pillnitz, bot die Hände zur Auflöſung Pohlens, allen ſeinen vorigen Verſprechungen, die Conſtitution von dieſem Jahre aufrecht erhalten zu wollen, zum Trotz.

Oeſtreich mit Preußen gegen Frankreich im Bunde; wäre dieſer Gedanke wohl je in Friedrichs Geiſte entſproſſen? Preußen verſäumt die Gelegenheit, dem mächtigen Kaiſerhauſe durch einen raſchen Feldzug eine ſeiner

Provinzen zu entreiſſen, und tritt gegen ſeinen natürlichen Alliirten auf, um Oeſtreich Provinzen erobern zu helfen.

Es ſchien, als wenn Friedrich Wilhelm nur einen Schatz geerbt hätte, um ihn für ſeine Verwandte (wie in Holland) und für andre Mächte zwecklos zu verſchwenden. Den Holländern erließ er die beträchtlichen Kriegskoſten aus Großmuth, ohne zu bedenken, daß kein Staatschef als ſolcher großmüthig ſeyn darf. Aus welchem rechtlichen Grunde zahlten wohl die preußiſchen Unterthanen ſchwere Abgaben, um den reichen Holländern eine Verfaſſung aufzudringen, die ſie nicht mehr mochten? Etwa, weil die Prinzeſſin von Oranien die Schweſter des Königs war? Was konnte Preußen von Frankreich wohl erobern, was zu conſerviren geweſen wäre? Was konnte es Preußen nützen, ein Stück von Pohlen zu acquiriren, und Nachbar zwey feindlich geſinnter groſſer Mächte zu werden, die ſich den größten Theil der Beute aneignen wollten? Durch Weſtpreußens Eroberung wollte Friedrich eine Verbindung mit Oſtpreußen bewirken, nie hätte er eine gänzliche Vernichtung Pohlens zugelaſſen. Es war nichts wie Perſönlichkeit und Regentenſtolz, was den König zu jenen Schritten verleitete. Er wollte großmüthig den Beſchützer der alten Verhältniſſe in Europa machen, die Frankreichs Democraten anzutaſten wagten. Der Roſenkreuzer Biſchofswerder hatte ihm viel vom Jacobinismus vorgeſchwatzt, und wurde von Oeſtreich, welches Lothringen und Elſaß erobern wollte, ſo wie von den Emigrirten unterſtützt. Biſchofswerdern war alles daran gelegen, Herzberg außer Einfluß zu ſetzen, und ſich durch Pohlens Acquiſition zu bereichern. Es erfolgte nun ein Kreuzzug gegen Frankreich, der ganz kürzlich zur Schande der Alliirten für dieſes Jahr von den Franzoſen zurückgeſchlagen wurde.

Man wollte in Frankreich eine Idee durch die Waffen vernichten, welche das ganze Volk eben erſt mächtig ergriffen hatte, und man achtete eine Reihe von Veſtungen, welche die franzöſiſchen Grenzen ſchützen, für nichts, ließ ſie rechts und links liegen, nahm zwey der ſchwächſten, und marſchirte grade auf Paris los, ohne die nöthigen Mittel zum Zweck ergriffen zu haben. Man zog nicht den zehnten Theil der Truppen zuſammen, um das herculiſche Projekt durchzuſetzen, ein Volk in einer Meinung zu bekämpfen, die 24 Millionen Menſchen auf gleiche Weiſe durchdrungen hatte, nachdem die Oppoſitionsparthey ſich ſelbſt exilirte.

Ohne an einen Rückzug zu denken, ohne ſich eine Operationsbaſis zu ſichern, wollte man durch einen Coup de main ein großes Reich und eine Hauptſtadt erobern, worin ſich die ganze Armee, [illegible] ein Regentropfen in einem See, verloren hätte. Die Folgen ſind Dir bekannt.

Der Rückzug aus der Champagne hat den Ruhm der preußiſchen Truppen auf ewig befleckt. Cüſtinens Diverſion gegen Mainz hat die ganze Kriegskunſt, ſo wie ſie da ſteht, perſiflirt, und der durch unregelmäßige Haufen bei Jemappe über regulaire Truppen erfochtene Sieg hat bewieſen, daß die Natur über die Kunſt alles vermag, wenn ſie alle ihre Kräfte in Thätigkeit ſetzt.

Eine, alle Individuen belebende Idee beſiegte hier eine durch die Kunſt hervorgebrachte Form, ſo wie es immer der Fall war.

Belgien iſt für Oeſtreich verloren, und die preußiſche Armee iſt ihrer Vernichtung durch eine geheime Convention entgangen, die aber jetzt ſchon von neuem gebrochen worden iſt.

Das Lächerlichſte bei dem ganzen bodenloſen Plan iſt das Manifeſt, welches der Herzog von Braunſchweig zu unterſchreiben gewagt hat, um dadurch ſeinen Ruhm, womit er ſich im ſiebenjährigen Kriege und in Holland bedeckte, zu beflecken.

Indem man in der Politik von Friedrichs Principen abging, folgte man im Innern einer noch zweckwidrigern Maaßregel. Man wollte plötzlich der Druck- und Preßfreyheit einen Riegel vorſchieben, die Friedrich 46 Jahre lang beſchützte. Man erließ ein Religionsedikt und ein Cenſurreglement, und wagte es, der Nation vorſchreiben zu wollen, was ſie glauben, und der Publicität übergeben ſollte. Man unterſagte alle geheimen Verbindungen, indem der König an der Spitze einer ſolchen Verbindung ſtand, die ihre heuchleriſchen Abſichten mit dem Schleyer der Finſterniß bedeckt hatte.

Man hat zugleich alles angewendet, alle guten Köpfe zu entfernen oder zu intimidiren, und andere an ihre Stelle geſetzt, die zu allen verkehrten Handlungen eines verdorbenen Cabinets mit dem Kopfe nicken, um dafür mit Penſionen, Pfründen und Capitalien beſchenkt zu werden.

Die Riezin, die in ihrer Jugend Citronen feil bot, hat einen Hof um ſich verſammelt, der ihrer Geilheit entſpricht; ihr M[illegible], der noch immer zu der Claſſe derer gehört, die den Kutſchbock beſteigen, läßt die Erſten des Landes in ſeinem Vorzimmer warten, und der Ausländer

Biſchofswerder läßt ſeiner geldgierigen Ehehälfte ſich ein gnädiges Lächeln mit Geld aufwiegen.

Die beſten Köpfe unter den Miniſtern, Herzberg und Schulenburg, ſind entfernt, und durch Mitglieder des Roſenkreuzerbundes erſetzt.

Der offne gerade Patriot wird verſcheucht, Heuchler treten an die Stelle.

In Maſſe fließt das Geld aus dem Schatze, um verderbliche Projecte auszuführen.

Kurz man jagt im Galop zum Ziele der Auflöſung einer Staats-Verfaſſung, an der Friedrich ein halbes Jahrhundert mühſam baute.

Neunter Brief.

Im Jahr 1795.

Das neue Syſtem, auf Inconſequenz begründet, hat, ſeitdem ich Dir das Letztemal ſchrieb, ſich noch immer weiter ausgebreitet. Der Schatz iſt nicht nur verſchwendet, ſondern man fängt auch ſchon an, in Frankfurt und Holland Anleihen zu eröffnen. Man hat aber durch Pohlens Theilung die Grenzen des Staats erweitert, und die Nationalkraft verſtärkt, antworteſt Du: O ja! Das iſt die Corpulenz eines Waſſerſüchtigen, der ſchnell im Umfange wächſt, deſſen concentrirte geſunde Säfte ſich in Waſſer auflöſen, worinn er zuletzt erſtickt.

Pohlens Beſitznahme, die jetzt gedämpfte Inſurrection und der Baſeler Frieden, ſind drey Akte, wodurch Preußens jetzige Machthaber vor der Welt öffentlich dokumentirt haben, daß ſie nichts von dem verſtehen, was preußiſches Staatsintereſſe heißt.

Ich werde Dir alle drey aus einander ſetzen, und Du wirſt bald aufhören, über Preußens Vergrößerung zu triumphiren.

Pohlens Beſitznahme.

Wie die Möllendorfſche Armee ohne Schwerdſchlag ein Land occupirte, dem Preußen kurz vorher ſeinen Schutz zugeſichert hatte, da begab ich mich nach Poſen, um in der Nähe den Beobachter zu machen, und mein Taſchenbuch zu bereichern.

Ich ſah hier den bisher freyen Adel Pohlens den Huldigungseid unter Händeringen ablegen. Ich hörte ihn von einem Miniſter die Verſicherung ertheilen, wie der König ſeine alten wohl erworbenen Rechte unangetaſtet laſſen wolle, ohne dies Verſprechen auszuführen; denn ſonſt müßte man die Occupation nicht unternommen haben.

Bald darauf hörte ich das Wehklagen aller der pohlniſchen Officianten, denen man ihre Stellen genommen hatte, und ſie mit deutſchen beſetzte. Ich ſah die Begierde ſo vieler hungrigen Preußen, die in ihrer Anſtellung das Mittel gefunden zu haben glaubten, ihre Taſchen zu füllen. Ich konnte weder dieſe ganze Occupation gerecht, noch dem Staatsintereſſe Preußens angemeſſen finden, noch weniger ſchien mir die Einrichtungsmethode, welche der Miniſter v. Voß anzunehmen für gut fand, der Klugheit gemäß. Denke Dir ein Land, deſſen Einwohner ſich in zwey Theile theilen, in Herren und Sclaven, von denen die erſteren ſeit Jahrhunderten in einer regelloſen Ungebundenheit lebten, die letztern alles Gefühl für eine bürgerliche Exiſtenz verloren hatten, und durchaus nur als lebendige Ackerinſtrumente anzuſehn waren; ein Land, worinn die katholiſche Religion auf dem Großen Haufen noch ihren Einfluß behauptete, wo man eine eigne Sprache redete, eine Nationaltracht beſaß, und wo ein allgemeiner Charakter ſich zeigte, der durchaus mit dem Deutſchen in Disharmonie war. In dieſem Lande wagte es der Miniſter Voß, die in dem ſtreng gehaltenen militairiſchen Preußen übliche Policey-

und Finanzordnung einführen zu wollen; er war ſo kühn, ſogleich eine Detaxationscommiſſion des ſämmtlichen Grund und Bodens anzuſetzen, ohne das zu repartirende Quantum in Zolle zu beſtimmen; er drang den Pohlen die deutſche Sprache auf, die ſie nicht verſtanden, und gab ſich nicht die Mühe, ſeine neuen Geſetze, (wenigſtens verſtändlich) ins Pohlniſche überſetzen zu laſſen, ſondern es wurden Ignoranten als Translateurs gegen einen kargen Lohn angeſetzt. Außer dem erſt nach geſchehener Detaillirung zu beſtimmenden Steuerquanto wurde noch das Stempelweſen erhöht, die Muſik der Dudelſäcke verpachtet, die Zölle und Conſumtionsabgaben erhöht, und mit größter Strenge eingetrieben.

Die Officianten, welche man fand, jagte man fort, obſchon ſie ihre Stellen erkauft hatten, und ſetzte dagegen in der Regel den Ausſchuß aus dieſem Stande an, der ſich in den alten Provinzen befand.

Es ſchien, als wollte man ein Botanibay aus Süd-Preußen für alle ſolche Officianten machen, welche längſt hätten caſſirt oder aufgehenkt werden ſollen. Dabei war der Hr. v. Voß gegen die ans Splendide gewöhnten Pohlen nicht bloß kalt und zurückſtoßend, ſondern auch ganz eigentlich öconomiſch; ſeine Tafel war ſehr frugal ſervirt, ſein äußeres ſo ſimpel als möglich, ſeine Sprache diktatoriſch; Widerſpruch litt er nicht; ſeine Geſchöpfe waren ſämmtlich im Aktenſtaube gebildete Finanziſten, die aus dem pohlniſchen Koth gar zu gern gleich harte Thaler gemacht hätten. Der G. R. Schultz, ein auf den oſtpreußiſchen Aemtern erzogener ehemaliger Aktuarius, demnächſt Calculator, zuletzt Kriegs- und endlich Geheimer Finanzrath, hatte ganz den verſchloſſnen in ſich gekehrten Provincialcharakter, der dieſem Volke eigen iſt. Er dirigirte das Claſſifications- und Domainenweſen, ließ Berge von Akten und Zahlen auf Zahlen häufen, woran kein wahres Wort war; denn ſeine Oeconomie-Commiſſarien verſtanden zwar, ſich per nefas den Beutel zu ſpicken, aber nicht die Aecker abzuſchätzen. Er ſelbſt hatte nur mechaniſch die oſt- und weſtpreußiſchen Domainen veranſchlagt, und Claſſifikationsgrundſätze im Kopfe, die er auf Süd-Preußen anwendete; es war aber nicht die geringſte Genialität, aber deſto mehr Eigenſinn in ihm, nach dieſen abgenutzten Leiſten in Pohlen verfahren zu wollen, woraus nur verkehrte Reſultate entſtehen mußten.

Herr von Göckingk, der Dichter und G. R. hat zwar etwas gefälliges in ſeinen Manieren, iſt aber ſehr weitläuftig in ſeinen Erzählungen, und kann vor vieler Arbeit nie zu den Geſchäften kommen.

Ich ſchildere Dir nicht erſt die Collegien, ſie waren aus lauter Großvätern, die das Präſidium, und aus ungezogenen Knaben, die die Räthe ausmachten, zuſammengeſetzt. Das Allerlächerlichſte war, daß man dieſer harten Civilorganiſation nicht den geringſten militairiſchen Nachdruck gab. Das Möllendorfſche Corps wurde im Winter 1793 bis auf wenige Truppen aus Pohlen zurückgezogen, wie die Inſurrection ſchon im Entſtehen war.

Wollten die drey Mächte einmal Pohlen theilen, ſo mußten ſie gleich dem Ganzen ein Ende machen; bei der erſten Occupation ſchoben ſie aber allen Brennſtoff in den gebliebenen Ueberreſt des Reichs zuſammen; alle edle Patrioten, alle verſtoßenen Officiere, alle abgeſetzten Officianten ſammelten ſich hier, und es war bei ſolchen verkehrten Maaßregeln wohl kein Wunder, daß 1794 im Frühling das Feuer, welches ſchon lange unter der Aſche geglimmt hatte, loßbrach, und in hellen Flammen aufloderte.

So geſchah denn, und das mit Recht,

die Inſurrection.

Eine Nation (darunter ſind nur die Freyen oder der Adel zu verſtehn,) die Jahrhunderte keine andre Richtſchnur gekannt hatte, wie ihren freyen Willen, die im Genuß aller Rechte ſich von jeher befunden hatte, die die Natur durch einen ſtarken Körperbau und durch ihre Früchte jedem verleiht, der ſich in ihren Beſitz zu ſetzen vermochte, ſollte ſich ſogleich dem ſtrengen Civilgeſetz und allen ſteifen Formen fügen, für die Preußens Regenten ſeit zwey Jahrhunderten ihr Volk empfänglich gemacht hatten? wie war das zu erwarten?

Hätte Friedrich Wilhelm II. nicht dieſem Staate zuerſt ſeine ſelbſt geſchaffene Conſtitution garantiren wollen, hätte er nur nicht den Protektor verſtellterweiſe vorher gemacht, ehe er zur Theilung ſchritt, ſo wäre es möglich geweſen, dieſe Nation zu gewinnen, und ihren ganzen Haß auf Rußland als Urheber der Theilung zu werfen. Dann konnte Friedrich Wilhelm bei der erzwungenen Huldigung etwa ſagen:

> Unvermögend zwey große benachbarte Staaten von der Auflöſung des pohlniſchen Reichs abzuhalten, ſah ich mich genöthigt daran Theil zu nehmen, um meine Macht im Verhältniß zu den ſtets zunehmenden Kräften jener Mächte ebenfalls zu vermehren. Ich will

aber euer Schickſal ſo erträglich als möglich machen, und ihr ſollt mich ſegnen, daß das Verhängniß mich zu eurem Regenten beſtimmte. Ich will euch eine Verfaſſung geben, derjenigen ganz gleich, die ihr 1792 am 2ten May ſanctionirt habt. Ich ernenne demnach den Prinzen Louis, meinen zweyten Sohn, zum Vice-König der vereinten Provinzen Süd- und Neu-Oſtpreußen. Ich beſtimme ein Quantum an Steuern, dem gleich, welches ihr bisher gezahlt habt; die Repartition überlaſſe ich der Landſchaft, welche ihr etabliren und daraus einen Ausſchuß dem König zur Seite ſetzen möget. Sammlet eure Civilgeſetze, ich will ſie ſanctioniren. Errichtet eine Nationalarmee in ihrer bisher üblichen Tracht, — ſie werde aus den noch vorhandenen Regimentern genommen. Ich ſehe euch mehr wie Bundes-Verwandten als Unterthanen an, darum möget ihr auch alle Civilſtellen mit Eingebohrnen beſetzen, und eure Sprache beibehalten, die nur einer größern Ausbildung bedarf. Die geiſtlichen Güther ſollen, ſo wie die Staroſteyen, in Domainen verwandelt werden, um aus ihren Einkünften zu eurer Erleichterung die Staatslaſten tragen zu können; es ſollen aber verſchiedne als Lehen zur Belohnung der Verdienteſten in der Nation dienen.

Auf dieſe Weiſe behandelt, würde der Pohle den König verehrt haben, ſtatt daß er ihn jetzt von Grund des Herzens haßte. Im Frühling brach zuerſt die Inſurrection aus, indem einer ihrer Generale, (Madalinsky) verſchiedene preußiſche Cavallerie-Poſtirungen aufhob, und ſich nachher mit Kosziusko's und Dombrovsky's Truppen in den Cracauiſchen Gebirgen vereinigte. Warſchau's Beſatzung wurde, wie die Zeitungen ausführlich meldeten, von den Bürgern und noch übrigen pohlniſchen Regimentern vernichtet, und nun ſetzte ſich der König von Preußen mit etwa 50000 Mann in Marſch, um die Inſurgenten zu vertilgen.

Der Feldzug 1794 in Pohlen.

War der Rückzug der preußiſchen Heere aus der Champagne eine große Demüthigung für ihren Stolz geweſen, ſo war es dieſer pohlniſche Feldzug noch mehr. Die Generale Schwerin, senior und junior, Favrat und Elsner, Manſtein u. a. waren die Unterfeldherren, der König ſtellte ſich an die Spitze, und war unter allen noch der unterrichtetſte.

Die Armee marſchirte immer vorwärts bis gegen das Cracauiſche, Kosziusko ſammelte ſeine, mit Senſen bewaffneten Bauern, und das an Zahl ſehr geringe regulaire Militair, um nach Warſchau vorzurücken, und ſich hier zu concentriren; er kam aber mit der preußiſchen Armee zum Gefecht, und o, welch Wunder! die Senſenbauern jagten ein pommerſches Regiment in die Flucht! der König ſammelte es aber wieder, indem er rief: Seyd ihr Preußen? ſeyd ihr Pommern?

Die Preußen ſchrieben ſich zwar den Sieg zu, aber demungeachtet rückte Kosziusko mit der Armee gegen Warſchau vor, concentrirte ſich hier, und erwartete die Preußen und die Ruſſen.

Die preußiſche Armee rückte nach, und fing die berühmte Belagerung von Warſchau an, die zwey Monate dauerte, ohne daß man vorher je dieſe Stadt unter die Veſtungen hätte zählen hören.

Zuerſt beſaß man kein ſchweres Geſchütz. Wie man es aus Schleſien hatte kommen laſſen, fiel es den Generalen erſt ein, daß keine Munition vorräthig ſey; dieſe wurde von Graudenz verſchrieben, und bei Plozk von den Inſurgenten weggenommen.

Endlich brach im Rücken der Armee bei Gneſen eine Inſurrection aus. Denn man hatte von Warſchau bis Berlin 70 Meilen weit, etwa 4 Bataillone in Poſen und Frankfurt zurückgelaſſen, und nun detaſchirte man kleine Corps von 2 bis 3000 Mann, unter Zekuli, Schwerin, Elsner, Polens und Manſtein, der aus Schleſien heranrückte. Zekuli wurde in Bromberg aufgerieben, Manſtein in Kosten überfallen, wo er ſich in ein leeres Faß verſteckte.

Die übrigen marſchirten da, wo der Feind nicht war, und unterdeß Zekuly bei Bromberg aufgerieben wurde, blieb Schwerin ruhig in Poſen, und beſuchte alle Abend das Theater. Endlich mußte die ſchlecht betriebene Belagerung von Warſchau ſchändlich aufgehoben werden, und die Armee an den Rückzug gegen die ſchleſiſchen Grenzen denken.

In Poſen hatte ein Cavallerie-Oberſter das Commando; dieſer ſandte zuweilen kleine Commandos aus, um Streifcorps der Inſurgenten aufzuheben; die Anſtalten dazu wurden aber ſo betrieben, daß die Pohlen zeitig davon unterrichtet waren: wenn die Preußen dann ankamen, waren ſie entfernt, und wenn ſie zurück gingen, rückten ſie wieder ein.

Die Belagerung von Warſchau wurde aufgehoben, wie ſchon geſagt worden, und die preußiſche Armee war ihrer Auflöſung nahe, wenn nicht der ruſſiſche General

Ferſen zur rechten Zeit gekommen wäre, und Koszinsko gefangen genommen hätte. Hat dieſer Edle damals wirklich ausgerufen: Finis Poloniae! ſo hatte er ganz Recht; denn mit ihm entwich dieſem Verſuche der Conföderation der gute Genius, und ſie wurde nun nur als ein Vehikel gebraucht, Schändlichkeiten auszuführen.

Die beſten Generale, Dombrovsky und Madalinsky, waren mit einem Theil der Truppen nach Bromberg vorgerückt, und ſollten von Schwerin eingeſchloſſen werden, der ihnen aber nichts zu Leide that; ſie mußten ſie aus einander gehn laſſen, da Praga und Warſchau genommen waren. Die Preußen hatten eigentlich in dieſem Feldzuge nichts gethan, und keine Lorbeeren errungen. Der einzige General Hund in Thorn, oder vielmehr ſein Adjutant, der Herr von Voß, zeichnete ſich durch eine ſolide Vertheidigung aus, dafür erhielt Herr von Hund ein Guth geſchenkt, Herr von Voß den Verdienſtorden ohne Einkommen.

Unter den Preußen zeichneten ſich nur die weſtpreußiſch-pohlniſchen Regimenter aus (Holwede und Schwerin), die bei Warſchau mehrere Schanzen erſtürmten.

Koszinsko machte wohl einen Fehler, daß er das Gebirge im Cracauſchen verließ, und ſich nach Warſchau begab, wo er auf allen Seiten eingeſchloſſen wurde; wenn je für ihn eine mögliche Ausſicht vorhanden war, zu ſiegen, ſo konnte es nur durch einen Krieg à la Vendée geſchehen.

Hatte ſich das Militair ſchlecht genommen, ſo war es bei dem Civile noch mehr der Fall.

Der König etablirte eine Commiſſion, welche beſonders darauf achten ſollte, daß keine Inſurrection entſtände; ſie war aber aus den allerelendeſten Mitgliedern zuſammengeſetzt, die durchaus unfähig waren, eine Verſchwörung zu entdecken, noch weniger ſie in ihrem Fortgange aufzuhalten. Wie ſie entſtanden und organiſirt war, löſte ſich dieſe Behörde auf, die paſſive viel zur Entwickelung beigetragen hatte.

Das Feld-Kriegs-Commiſſariat unter der Direction eines Flesch ſchien auch nur deshalb vorhanden zu ſeyn, damit die Armee ſchlecht verpflegt, die Lieferanten bereichert, und die Commiſſariatbedienten erkauft würden. Eigentlich dirigirte der Jude Itzig aus Berlin die Geſchäfte, und ſein Einfluß bei Hofe war ſo ſtark, daß, wie die Juden Herz, Kuhn und Gottzeiner den Schfl. Hafer um 4 Gr. wohlfeiler liefern wollten, wie jener, ihr Geſuch abgeſchlagen wurde.

Dieſe Schändlichkeiten bewogen jemanden, in Peterkau in die ſüdpreußiſche Zeitung zur nehmlichen Zeit, wie das Commiſſariat von Peterkau nach Poſen translocirt wurde, einrücken zu laſſen: daß eine große Räuberbande, die ſich bisher in dortiger Gegend aufgehalten, nunmehr ihren Weg nach Poſen genommen hätte.

Wie die Revolution durch Rußland gedämpft und nun das übrige Pohlen getheilt war, da dachte man auch an Beſtrafung der Inſurgenten. Vorher wurde aber Herrn von Voß das Departement genommen, und dem Grafen Hoym in Schleſien übergeben; dieſem gab man aber noch einen Unterminiſter, Herrn von Buchholz, ehemaligen Chargé d'affaires bey der Republik Pohlen, zum Gehülfen.

Dieſen

Dieſen Mann hatte ſchon Friedrich II. aus der Pepiniere des Prinzen Heinrich genommen, und ihn nach Warſchau geſchickt, um beſonders hier auf die Weiber zu wirken, denn er war ſchön und liebenswürdig. Er hatte lange Jahre ſeiner Beſtimmung entſprochen, und zum Beſchluß ſeiner Laufbahn in dieſer Art ein junges liebenswürdiges pohlniſches Weibchen geheyrathet. Mit dieſer kam er nach Poſen, wo es ſeine Beſtimmung war, einen kleinen Miniſterialhof zu machen, die vornehmen Pohlen an ſich zu ziehen, und ſie zu amüſiren; nebenher aber zuweilen den Sitzungen des Cammercollegii beizuwohnen. Dieſe Rolle ſpielte er mit Anſtand, und es iſt wahr, daß ſeine Feten brillant und geſchmackvoll waren. Es begegnete dieſem gutmüthigen Mann aber ein Unglück, was ihn um ſeine Frau, ſein Amt und ſein Renomee bringen wird. Seine Nerven waren ſo abgeſtumpft, daß er zu allen Zeiten des Tags ſich nicht des Schlafs enthalten konnte. Beim Eſſen, in den Seſſionen des Cammercollegii, kurz bei allen Gelegenheiten überfiel ihn dieſer Schlaf.

Sein Secretair, der Kriegsrath Buchholz, veruneinigte ihn mit dem Grafen Hoym, und nun wurden Intriguen in Menge angewendet, um dieſen zu ſtürzen, woran aber der Miniſter Buchholz ſehr unſchuldig war.

Die Inſurrectionscommiſſion, wobey Herr v. Buchholz präſidirte, verfuhr ſehr glimpflich mit den Pohlen; wenigen Inſurgenten wurden die Güther weggenommen, die mehrſten kamen mit einem Stück Geld davon.

Der Graf Hoym nahm als ein feiner Mann voll Lebensphiloſophie die Pohlen ganz anders, wie ſein Vorgänger. Er überhäufte ſie mit Höflichkeit, caſſirte die

Claſſificationscommiſſion, beſtimmte die Steuern auf eine erträgliche Art, und hob die Muſikzettel auf.

Der Baſeler Frieden.

Der Gang, den der Rheinkrieg der Alliirten genommen hat, iſt Dir bekannt. Nach dem Rückzuge von Weißenburg ſchob Preußen alles Unglück auf Oeſtreich; Oeſtreich auf Preußen. Die in dieſen Feldzügen gewonnenen Schlachten bei Pirmaſſens und Kaiſerslautern hatten gar keine Erfolge, denn im Spätherbſt 1794 zogen ſich die Preußen nach Weſtphalen, nachdem ſie vorher dieſſeits des Rheins müßig geſtanden hatten. Statt Holland zu beſetzen, ſahen ſie ruhig zu, wie es die Franzoſen eroberten, wodurch die einzige Tendenz, welche der Krieg für dieſe Macht haben konnte, verloren ging.

Das gröſte Uebel, was Preußen durch dieſe Eroberung Hollands begegnen konnte, iſt: daß England ſich nun den Beſitz der holländiſchen Colonien, ſeiner Handlung und Marine ungeſtört aneignen darf, wodurch der Deſpotism über alle Meere begründet wird. Endlich wurde der berühmte Baſeler Frieden abgeſchloſſen, wodurch wir die jenſeits des Rheins liegenden Provinzen an Frankreich proviſoriſch abtraten, um dafür auf Deutſchlands Unkoſten dereinſt entſchädigt zu werden.

Das war das Reſultat eines Kriegs, der ohne allen Grund angefangen, ohne allen Grund beendigt war, der viele Millionen gekoſtet hatte, in Frankreich eine Republik entſtehen machte, den König **Ludwig** XVI. aufs Chafot brachte, und vielen tauſend Unſchuldigen das Leben koſtete.

Man ſieht keinen Grund ein, warum die Alliirten erſt 1792 die Waffen ergriffen, um die Monarchie in

Frankreich zu retten, und warum es nicht ſchon 1789 geſchah, wo dem Könige noch mehr Spielraum gelaſſen war, wie drey Jahre ſpäter?

Dies kam daher: daß in Preußen 1789 Herzberg, 1792 aber Biſchofswerder regierte.

Der ſo unglücklich geführte Krieg zeigte der Welt, daß man den Feind auch durch irreguläre, mit Lumpen behängte Haufen ſchlagen kann, und daß die wandelnden Veſtungen (ſtehenden Heere) jenen das Feld räumen mußten.

Dies kam daher: daß jene Haufen exaltirt, durch eine Idee entbrannt waren, und die Batterien erſtürmten, als wären ſie von Furien gepeitſcht.

Es kam daher: daß jene ſtehenden Heere kein Geiſt, keine Einheit des Willens lenkte, ſondern ein Areopagus, aus alten, an der Form klebenden Generalen zuſammen geſetzt.

Es kam daher: daß in den franzöſiſchen Heeren derjenige zum Anführer ſich empor ſchwang, den die Natur dazu geſchaffen hatte, und den ſie dazu auszeichnete; in der alliirten Armee aber dieſer Feldherrncharakter in demjenigen vorausgeſetzt wurde, der aus einem vornehmen Schooß entſproßen war, und dem das Alter mit den Jahren auch das Feldherrntalent mitgebracht hatte.

Deshalb wurden in den franzöſiſchen Armeen oft Schulmeiſtern und Stiefelwichſern, Advocaten und Köchen die Feldherrnſtellen mit Recht eingeräumt, ſtatt daß die Feldherrn der Alliirten füglich zu Schneidern, Friſeuren u. ſ. w. herabgeſetzt zu werden verdient hätten.

Es kam daher: daß die Franzoſen einen Volkskrieg, die Deutſchen einen Krieg der Kunſt führten; in jenen wirkte die Natur, in dieſen allein bezahlte Mittel und Reſultate einer künſtlichen Form. War es auch ein Phantom (der Freyheitsſchwindel), der die Franzoſen exaltirte, ſo wirkte er doch kräftiger, wie die durch den Corporalſtock erzwungenen, mit 2 Gr. täglich bezahlten Dienſte der deutſchen, in bunte Lappen geſteckten Knechte, Soldaten genannt.

Die Franzoſen thaten in ihrer Idee alles für ſich, die Deutſchen für andere; ja ſie wußten ſelbſt nicht, für wen und warum?

Wie in den Franzoſen die Natur ſo nachdrücklich, wie zuerſt, zu wirken aufgehört hatte, da förderte ſie ein Product zu Tage (die neue Kriegskunſt), welches alles Alte weit übertraf. Dies beruhte vorzüglich darin: die größte Kraft auf die Schwächen des Feindes zu werfen, ſolche zu durchbrechen, um die vortheilhafteſten Punkte des Terrains je eher je lieber zu erreichen, und ſich hier feſtzuſetzen, alles zu entfernen, und ſich davon loßzumachen, was einen Aufenthalt und ein Hinderniß im Fortrücken abgeben könne (Bagage); ſich auf dem Flecke zu nähren, wo man ſtand, und das feindliche Land auszuſaugen (Requiſitionen).

Dadurch vermochte man es, den Soldaten beſſer zu unterhalten, und ihn an nichts Noth leiden zu laſſen, ſtatt daß die deutſchen armen Teufel oft Tage lang an allem Nothwendigen Mangel litten, und wenn ſie, hungernd vom Bedürfniß getrieben, einmal zulangten, mit Prügeln beſtraft wurden; unterdeß manche Officiere, beſonders aber die Commiſſaire und Lieferanten, von demjenigen ſchwelgten und Capitale ſammelten, was den Soldaten gebührte.

Der deutſche Soldat hat noch überdies die angenehme Ausſicht, wenn ihm etwa ein zweckloſes Gefühl des Bravhaltens anwandelt, was der Menge fehlt, zum Krüppel geſchoſſen zu werden, und dann zeitlebens auf Krükken betteln gehn zu müſſen, oder als ein Nacht-, Thurm- oder Thorwächter bis ins hohe Alter hinauf bey Tag und Nacht dem Staate um ein Lumpengeld zu dienen, oder auf der Poſt als Schirrmeiſter ſich zerſchlagen, oder wohl gar als Stockmeiſter die Criminalgefangenen bewachen zu müſſen.

Jedes Genie, welches aus dem Bürgerſtande ſich in die deutſchen Armeen verirrt hatte, mußte in ihnen untergehn, ſtatt daß es in den franzöſiſchen die glänzendſten Ausſichten hatte.

Wie alle europäiſche Mächte nur ſtehende Heere unterhielten, da war das preußiſche ihnen allen überlegen, weil es alle übertraf; aber ſeit dem der Convent in Paris das Volk in Maſſe aufbot, da war es aus mit allen Kriegsmaſchinen, Armeen genannt.

Nur dann, wenn Deutſchland in Maſſe aufſtehen, wenn es alle Hinderniſſe zerbrochen haben wird, die der Entwickelungsfähigkeit ſeiner Einwohner im Wege ſind, wenn alle Prärogativen, die nicht die Natur und das Verdienſt dem Menſchen verlieh, vernichtet ſeyn werden, nur dann kann es hoffen, mit Frankreich zu balanciren.

Zehnter Brief.

Poſen 1797.

Ich habe die Acquiſitionen bereiſet, die Preußen in Pohlen gemacht hat, und bin hierher zurückgekommen. Bei dieſer Reiſe hat ſich mir die Bemerkung aufgedrängt:

> Daß die Südpreußen in der Wirklichkeit ſehr viel gewonnen, in der Idee alles verloren haben, ſeit ſie die Regierung wechſelten; daß aber Preußen, wie es dieſen Ländern und ihren Bewohnern die Souveränität aufgedrungen hat, dabei ſein eignes Intereſſe verkannte.

Dieſe Behauptung werde ich beweiſen, und Du wirſt mir Recht geben.

Sobald die freye Entwickelungsfähigkeit im Phyſiſchen und Moraliſchen Zweck der Menſchen und der Staaten iſt, ſo hat Pohlen durch die preußiſche Souveränität gewonnen, inſofern dieſe die coercitive Gewalt enthielt, alle Hinderniſſe, die jenem Zweck entgegen ſtanden, wegzuräumen.

Preußen that noch mehr: Es opferte einen Theil ſeiner Exiſtenz auf, indem es Pohlen in ſich aufnahm.

Nach der Politik **Friedrichs** waren Pohlens Debouche's an der Oſtſee nur für Preußen da, nur für dieſes baute es ſeine Aecker, und von dieſem erhielt es für ſein Getraide, was zu geben ihm gefällig war. Dies hat aufgehört, und ſeitdem ſteigen alle Güther im Preiſe.

Kein Menſch wußte in Pohlen, was ſein war. Die Preußen fixirten das Eigenthum des Grund und Bodens durch das Hypothekenweſen, wodurch ebenfalls die Güthe rpreiſe auf eine enorme Weiſe ſtiegen.

Die Städte waren Miſt- und Kothhaufen; die Preußen räumten ſie aus und verſchönerten ſie auf alle Weiſe. Man ſehe Poſen vor und nach der Occupation.

Die Prozeſſe hatten in Pohlen kein Ende; der Mächtigſte hatte immer Recht. Die Preußen führten die Juſtiz ein. Der Bauer war ein Ackerinſtrument; die Preußen gaben ihm einen Stand in der Societät, und ſicherten ihm ſeine Rechte.

Im Weſentlichen hat alſo Pohlen gewonnen, nicht ſo Preußen. Dieſes benutzte Pohlen ehemals als Unterlage ſeiner Stärke, als Inſtrument ſeiner wachſenden Größe, was nun alles wegfällt.

Verloren haben die Pohlen die Idee ihrer Selbſtſtändigkeit, die ſie nie zu realiſiren vermochten. Hätte Preußen nur dieſe geſchont, und jenen Thörichten glauben laſſen, ſie regierten ſich ſelbſt, es wäre nie eine Inſurrection entſtanden.

Beneficia non obtruduntur, das hätte Preußen bedenken ſollen. Da es dieß vergaß, that es etwas Widerſinniges, wofür die Strafe folgen wird:

Preußen geht in Pohlen einſt unter!

Sobald das Hypothekenweſen völlig eingerichtet ſeyn wird, dann ſteigen die Güthe rpreiſe; den Beſitzern werden die Capitale zu Verbeſſerungen fehlen, ſie werden ſie zu hohen Zinſen in den alten preußiſchen Provinzen ſuchen und finden. Dieſe Capitale, dem Fabrik-

und Handlungsweſen entzogen, werden in Südpreußen ſich verlieren. Durch die eröffneten Debouche's an der Oſtſee wird Pohlen ſeinen Weitzen den Engländern theuer verkaufen, dadurch werden alle übrigen rohen Produkte in die Höhe gehen; es darf nur ein unfruchtbares Jahr alsdann eintreten, und die Fabriken, beſonders in Berlin, ſind am Ende ihrer Laufbahn.

Ich will mich hier nicht auf den alten Streit des Vorzugs des Agricultur- oder Fabrikenſyſtems einlaſſen. So viel iſt aber doch gewiß:

> Daß, wo einmal das Letztere angenommen worden, wie es Friedrich that, man nicht plötzlich zu dem erſtern übergehen darf.

Friedrich konnte im Ankauf der rohen Produkte den Engländern ſo wenig eine Concurrenz verſtatten, als die Einfuhr engliſcher Waaren erlauben, wenn er ſein Militairſyſtem durchſetzen wollte. Denn ſein Volk bewohnte weder ein Land, deſſen geographiſche Lage dem Handel ſo günſtig war, wie die von England, noch war ſein Volk ſo induſtriös wie das engliſche, noch waren ſo viele Capitale vorhanden, wie in jener Inſel. Er mußte daher durch ſein Ausfuhrſyſtem, durch ſein Magazinweſen, durch ſeine Fabriken es dahin bringen, die Preiſe der Dinge zu leiten, damit ihm die Mittel blieben, ſeine Armee auf den Beinen zu erhalten.

Da der Ackerbau, von einem Volk ausſchließlich betrieben, daſſelbe ſtets in Herren und Sclaven theilt, von denen die Einen nur genießen, die Andern arbeiten, wodurch die Entwickelung nicht gefördert wird, und es Friedrichs Abſicht war, ſein Volk auszubilden, ſo mußte er das Fabrikenſyſtem ergreifen, und in dieſem, nicht-im Reichthum des Ausländers, mußte der Stimulus für die Agricultur liegen.

Auf dieſe Weiſe läßt es ſich (beſonders da Friedrich Pohlen zum Zuge hatte) erklären, warum er in Berlin und Potsdam ſo viele Fabriken etablirte. Jetzt iſt nun das Agriculturſyſtem beliebter, weil alle Miniſter Agronomen und Guthsbeſitzer ſind, das Fabrikendepartement einen Zweig des Generaldirectorii ausmacht, deſſen vorſitzender Miniſter, Struenſee, den Kampf mit der Mehrheit nicht beſtehen kann.

Eilfter Brief.

Poſen 1797.

Soll ich Dich nunmehro mit den Folgen des Ackerſyſtems bekannt machen, die es in Pohlen ſeit Jahrhunderten hervor gebracht hat? Es ſey:

In einem Bezirk von mager gedüngten Aeckern, worinn Du keinen Obſtbaum, keine grüne Hecken, keine Gärten, ſondern weiter nichts wie Erde und ſpärliche Kornähren erblickſt, ſiehſt Du einzelne große Haufen, ganz den zuſammengefahrnen Miſthaufen ähnlich, die man vor den Thoren von Berlin, Wien, Paris und London ſieht. Das ſind pohlniſche Dörfer.

Du kommſt näher, und der Koth ſtemmt ſich Dir entgegen, in welchen die auf hölzernen Säulen ruhenden, mit Lehm ausgeſchlagnen, und mit Stroh gedeckten Hütten angeklebt ſind. Vor der Thüre befindet ſich der Düngerhaufen, der mit dem Flur parallel liegt, ſo daß der Koth ins Haus bequem hinein- und wieder hinausflieſſen kann. Du bückſt Dich und gehſt hinein; einige Sauen, mit nackten Kindern ihnen ähnlich vermiſcht, ſtürmen Dir entgegen, fahren Dir zwiſchen die Beine, und rennen Dich über den Haufen.

Du raffſt Dich auf, öffneſt eine angelehnte Thüre, und befindeſt Dich in der einzigen Wohnſtube des Hauſes. Hier ſiehſt Du die nackten Wände, im Winkel ein

Bett voll muſtriges Stroh mit beſchmierten Schaafpelzen bedeckt, darüber einen an die Wand geklebten, mit Fliegendreck colorirten Heiligen, außer dem einen unbehobelten Tiſch und eine ihm ähnliche Bank. Der Wirth ſitzt mit ſeiner Ehehälfte beim Eſſen, beyde in beſchmutzten zerriſſenen Schaafpelzen und bloßen Füßen; die Haare hängen wild um den Kopf, und ſind voll Weichſelzöpfe; die Läuſe kriechen zu Dutzenden ohne Schaam darinn herum, und laſſen ſich hier recht wohl ſeyn.

Ohne Tiſchtuch, aus einer hölzernen Schüſſel, die nie gewaſchen wird, ißt man Sauerkohl mit Leinöl, der Dir recht lieblich entgegen dufftet.

Du verläßt den Sitz des Elends, und fragſt nach dem Herrn des Dorfs; man zeigt Dir ein hölzernes Haus mit Schindeln gedeckt, ohne alle Verzierung. Du trittſt ein; es begegnet Dir ein Kerl mit Lumpen bedeckt, ungewaſchen und ungekämmt; es iſt der Struße, der alle unreinlichen Dünſte in der Wirthſchaft hier verrichtet; er hat im Entree einen Keſſel voll heißen Waſſers placirt, und einen Pferdeſchwanz in der Hand, damit wäſcht er die Teller, die ihm ein ſchmutziger Bedienter aus dem Eßſaal hinausreicht.

Du wirſt in dieſen Eßſaal geführt, und ſetzeſt Dich mit zu Tiſche; die Suppe iſt verzehrt; es kommen Rinderkaldaunen, die nicht völlig rein gemacht ſind; Landochſenfleiſch, halb gar mit ſauren Gurken; Schöpſenragout mit Zwiebeln überladen; ein Braten, aus dem nach jedem Schnitt das Blut läuft, und Sallat mit ranzigem Oel angemacht.

Man ſetzt eine ungeheure Flaſche Bier hin; ſtatt eines Pfropfens hat man ſie mit Lehm verklebt, das Bier ſelbſt iſt von einer dicken Lehmgauche nicht zu unterſcheiden. Endlich kommt Ungarwein, und ein Glas ohne Fuß geht ſo lange gefüllt um den Tiſch, bis alles beſoffen ſich unter demſelben befindet; denn es iſt des Herrn Geburtstag. Jedesmal, wenn man ausgetrunken hat, gießt man den Reſt im Glaſe über ſich in die Stube, auch ſchneuzt man ſich mit den Fingern während des Eſſens in die Stube, und wiſcht ſich mit einem Schnupftuche Finger und Naſe ab. Hat man kein Tuch, ſo geſchieht dies mit dem Ermel.

Am andern Tage iſts Sonntag; es iſt ein ſchöner Tag, Du gehſt und ſiehſt im Dorfe die Einwohner ſich beluſtigen. Womit? Sie liegen vor der Thüre auf dem Miſte, und ſuchen ſich die Läuſe ab.

Bald darauf ertönt in der Schenke der Dudelſack; die Jugend eilt hin, und es beginnt der Bärentanz, der darin beſteht, daß ein Bauer und eine Bäuerin ſo lange um eine in der Stube ſtehende Säule herumlaufen, bis ſie ſchwindlich hinſinken. Wer einige Ditchen hat, ſäuft ſo lange, bis er damit fertig iſt und beſoffen umfällt.

Ich ſpreche mit dem Herrn über ſeine Oeconomie, über die Ackerwirthſchaft. O! ſagt er, der Soff in Bier und Brannteweín geben das mehrſte baare Geld. Wenn Martini kommt, dann verkaufen meine Bauern ihre ganzen Vorräthe auf dem Markte in Poſen: Brod, Saat und Deputatkorn, Heu und Stroh; aber das iſt mir Recht: denn das gelöſete Geld verſaufen ſie alles in der Schenke, und es fließt in meinen Sack. Freylich kommen ſie um Lichtmeſſe herum mit dem Sack auf dem Rücken auf den Hof, und verlangen einen Vorſchuß an Brod und Saatgetraide von mir; ich muß es ihnen auch geben, wenn ſie nicht davon laufen ſollen; aber ich halte ſie kurz, gebe ihnen zur Nothdurft, was ſie brauchen, ſetze es zu hohen Preiſen an, und laſſe ſie, der Ordnung wegen, tüchtig abkantſchuhen.

Sagen Sie mir doch, frage ich ihn: wie machen Sie es denn, wenn Ihnen ein Dorf abbrennt, da Sie doch alle Häuſer für Ihre Rechnung wieder aufbauen laſſen müſſen?

Ja das iſt zwar ein ſchlimmer Umſtand, da helfe ich mir aber folgendergeſtalt:

Ich laſſe ſo viel Bauholz in der Haide anſchlagen, als nöthig iſt, ſämmtliche Gemeinden müſſen es anfahren, die Bauern müſſen das Mehrſte beim Aufbau ſelbſt verrichten, und dem Zimmermeiſter gebe ich pro Haus einen Ducaten; da ſteht in 6 Wochen das Dorf wieder da.

Würden Sie es aber nicht lieber ſehen, ſetzte ich meine Unterhaltung fort, wenn ihre Bauern beſtimmte Dienſte leiſteten, ihr Saat-, Vieh- und Bauinventarium ſelbſt beſäßen und ergänzten?

O ja! antwortete der Guthsbeſitzer, aber das wollen die Canaillen nicht; man hat es hier in der Nachbarſchaft auf einem Domainenamte verſucht, aber die Bauern waren nicht dazu zu bringen

Aber, mein Gott, warum denn nicht?

Weil ſie zu faul ſind, und ihnen ihr alter paſſiver Zuſtand, worin ſie für nichts zu ſorgen haben, beſſer gefällt.

Das iſt ſchlimm, dachte ich, ſo weit hat es das Ackerſyſtem gebracht.

In Pohlen liegt der Untergang der preußiſchen Monarchie, dabei bleibts.

Zwölfter Brief.

Poſen 1797.

Ungeachtet aller Verſprechungen der Huldigungscommiſſarien 1793, daß die geiſtlichen Güther und Staroſteyen ihren Beſitzern bleiben ſollten, wenn ſie reſpective 50, 75 und 81 Procent Abgaben zahlen würden, ſo wie die Luſtration den Maaßſtab beſtimmt, hat man dieſe Güther jetzt ſämmtlich eingezogen, den Beſitzern eine magere Competenz ausgeworfen, und den ſchönſten Theil derſelben den Günſtlingen des Königs geſchenkt. Das war Biſchofswerders Plan bei der Occupation von Südpreußen.

Beſchenkt ſind ganz vorzüglich der General Biſchofswerder, der Major Zaſtrov, expedirender Adjutant des Königs, der Fürſt Hohenloh, Hr. v. Treskov, ein Kaufmann in Berlin, der Reichsgraf v. Lüttichau, Geſandter am Niederſächſiſchen Kreiſe, Hr. v. Hünerbein, Hr. Marquis de Lucheſini u. a. m.

Mit den geiſtlichen Güthern möchte es hingehen; daß man aber den Staroſten ihre Beſitzungen nimmt, die ſie erkauft haben, das ſcheint mir ungerecht zu ſeyn, beſonders, wenn man ſehen muß, daß dieſe Einziehung nicht zum Vortheil des Staats, ſondern der Privatperſonen geſchieht, die den Thron umlagern.

Du wirſt wohl ſchon gehört haben, daß der König an der Bruſtwaſſerſucht kränkelt, daß ſeine Tage gezählt ſind, und man ſeiner Auflöſung entgegenſieht; man will alſo noch die letzte Lebenszeit dieſes Gutmüthigen benuzzen, um auf Koſten des Staats ſich zu bereichern.

Der König thut gar nichts mehr im Politiſchen und im Innern des Staats ohne Einfluß; er iſt in dem vorigen und in dieſem Jahr ſo ſchwach geworden, daß es kaum glaublich iſt. Er wohnt im Marmorpalais, wo die Tänzerin Schaltzky ſeine letzten Tage ihm erträglich zu machen ſucht.

Die Riezin, die zur Gräſin Lichtenau emporgehoben iſt, und die Bäder von Pyrmont und Piſa in dem verfloſſenen Sommer beſuchte, ſchrieb zuerſt von Pyrmont aus an den König:

„Ich habe hier einen Mann gefunden, der meine
„ganze Neugierde erregt hat; er iſt bei Jahren, ſein
„Aeußeres zeigt viel Würde, er ſpricht wenig, iſt verſchloſſen,
„und iſolirt ſich, macht ſich aber dennoch
„durch ſein frapantes Weſen Allen bemerkbar; ſein
„feuriges Auge entdeckt nur zu ſehr, was in ihm vorgeht,
„und die geringſte Kleinigkeit entſchlüpft nicht
„ſeinem tiefen Beobachtungsgeiſte.

Der König antwortete ihr: „Das iſt einer von den geheimen Obern, geh zu ihm und frag: „Ob ich mit Frankreich wieder Krieg anfangen ſolle oder nicht?“

Die Lichtenau antwortete: „Der Sonderling iſt abgereiſt.“

Aus Piſa ſchrieb ſie dem König aber:

„Ich habe meinen Sonderling wieder gefunden, er
„hat mir geſagt: Melden Sie Ihrem Herrn und

„König: er ſolle um Gotteswillen keinen Krieg mit „Frankreich anfangen, in ihm läge der Untergang ſeines Hauſes; natürliches gleiches Intereſſe knüpfe „beide Staaten an einander, und nur der Unſinn könne dies Band trennen.“

Der König befolgte dieſen Rath, und **Bonaparte** konnte ruhig den Sieg bis vor die Thore vor Wien tragen. Die Gräfin **Lichtenau** gab aber dadurch den ſtärkſten Beweis: daß ſie nicht durch engliſches Geld erkauft war, wie man allgemein geglaubt hat.

Der Graf **Hoym**, dem zuerſt vom Cabinet ein Gutachten abgefordert wurde, unter welchen Modalitäten die geiſtlichen und ſtaroſteylichen Güther eingezogen werden könnten, ſetzte ſich mit Macht dagegen, und zeigte an: daß der König bey der Huldigung den Beſitzern ihre Rechte garantirt hätte, daß demnach dieſe Güther abgeſchätzt, die geiſtlichen auf 50, die ſtaroſteylichen noch höher in der Contribution angeſetzt wären; daß der König nicht ſehr viel durch die Einziehung, beſonders in der erſten Zeit, profitiren werde, da eine Menge Geld zur Unterhaltung des Gottesdienſtes, zu milden Stiftungen, und zur Alimentation der Geiſtlichkeit, vom Ertrage abgezogen werden müſſe; daß die Gebäude und das Viehinventarium in ſchlechtem Zuſtande auf dieſen Güthern ſich befände, und man beſſer für das königliche Intereſſe ſorgen werde, wenn man nach und nach die Abgaben erhöhen wolle. Der üble Eindruck, den dieſer Gewaltſtreich auf die Nation und auf das gemeine Volk machen würde, welches der Geiſtlichkeit anhinge, ſey endlich in ſeinen Folgen gar nicht zu berechnen. Das half aber Alles nichts, **Biſchofswerder**, oder vielmehr ſeine Frau,

wollte

wollte ſich bereichern, deshalb mußte Friedrich Wilhelm II. wortbrüchig werden.

Ein fataler Streich begegnete dieſem königlichen Günſtling, kurz vor der Inſurrection, mit ſeiner Tochter:

Der Beſitzer der Staroſtey Kolo, der Graf Gurovsky, ein junger Krüppel mit einem kurzen Beine, ſonſt ein Ungethüm, und unter den jungen Pohlen der verdorbenſte, reiſte nach Berlin, um ſich den Beſitz ſeiner Staroſtey zu ſichern; man wieß ihn an Biſchofswerdern. Dieſer nahm ihn gnädig auf, zog ihn in ſeinen Familienzirkel, und es entſtand dadurch ein Liebesverſtändniß zwiſchen ihm und der Fräulein Biſchofswerder. Der Vater gab ſeinen Segen, und die Hochzeit wurde in Frauſtadt feyerlich begangen. Fünf Tage nachher waren aber die jungen Leute mit einem Uebel befallen, welches die gerechteſte Urſache zur Scheidung enthielt. Die hintergangene Ehefrau gab bei der Poſenſchen Regierung die Scheidungsklage ein; es wurde ein Interimiſticum regulirt, und ein Guth des Grafen, Namens Murowanna Goßlin, in Sequeſtration genommen, um daraus der Ehefrau ſtandesmäßigen Unterhalt anzuweiſen. Das Guth war 120000 Thlr. werth, und es hafteten 30000 Thlr. Schulden darauf. Der junge Gurovsky, voll Verzweiflung, beſonders da er durch ſeine Frau angeſteckt zu ſeyn behauptete, trat der Inſurrection bei.

Nach der Beendigung derſelben war dem General Biſchofswerder daran gelegen, dieſe ſchmutzige Sache auszugleichen; man ſchlug ihm den Kriegsrath v. Triebenfeld zum Vermittler vor.

Die Inſurrection war beendigt, Gurowsky ſaß in Glogau auf der Veſtung. Hier erklärte ihm Hr. v. Triebenfeld: Wenn er ſeiner Frau nicht Murowanna als Entſchädigung abtreten würde, ſo ſolle er wegen ſeiner Verbrechen am Leben beſtraft werden; Gurowsky ließ ſich dadurch verleiten, jenes Guth abzutreten.

Triebenfeld erhielt ein ähnliches Guth bei Kaliſch, und die übrigen Helfershelfer wurden nicht weniger bedacht.

Sobald die geiſtlichen Güther eingezogen waren, zog Biſchofswerder den Hrn. v. Triebenfeld nach Berlin, der ſich in den goldnen Adler einquartierte, und brauchte ihn, die Vorſchläge wegen der zu verſchenkenden Güther zu machen, da er ſehr viele Localkenntniſſe beſaß.

Im Cabinet fertigte man jedesmal das Concept der Schenkungsurkunde aus, ſchickte es an den Hrn. v. Triebenfeld, der die Namen der Güther einrückte, welche der Donatarius erhalten ſollte. Dem ſchon beinahe abgeſtorbenen Könige legte man das Mundum vor, ſagte ihm: Es wären unbedeutende Vorwerke, und er dankte Gott, wenn er die Urkunde unterſchrieben hatte.

Biſchofswerdern war nichts daran gelegen, Güther in Südpreuſſen zu beſitzen, kaum waren ſie ihm tradirt, ſo wollte er ſie auch verkaufen; dazu fand ſich denn auch ein Gimpel aus Coppenhagen, ein während des Reichs-Interimiſticums neu gebackener Reichsgraf v. Lüttichau, der ein großes Vermögen beſaß. Biſchofswerder machte ihn zum Geſandten am niederſächſiſchen Kreiſe, und ſchlug dem Könige vor, dieſen Millionair dadurch ins Land zu ziehen, daß man ihm Güther in Südpreußen ſchenkte. Dies geſchah, und zur ſchuldigen Dankbarkeit kaufte er Biſchofswerdern ſeine Donationen für 50000 Stück Friedrichsd'or ab.

Dieſer Lüttichau erhielt nun eine Menge Güther, und da man dem Könige nicht zu viele verſchiedene Namen nennen wollte, ſo wurden die Güther, die man andern Creaturen ſchenken wollte, auf des Grafen Namen geſetzt, der darüber einen Scheinkauf-Contract ſogleich mit dem wahren Donatario eingehn mußte.

Der Reichsgraf v. Lüttichau ſollte aber auch Domainen-Pächter werden: Die Herrſchaften Cretzyn und Pollazewo gehörten ehemals dem Miniſter Görne. Nach ſeiner Abdankung wurden ſie eingezogen, und für Rechnung der Seehandlung, auf Abſchlag der Görneſchen Defecte von 900000 Thlr., adminiſtriret.

Hr. v. Struenſee übergab ſolche aber 1795 der Poſenſchen Kammer als Domainen, jedoch mußte dieſelbe, nach dem vom Könige approbirten Amortiſationsplan, 36 Jahre lang der Seehandlung 50000 Thlr. auf jenes Capital und Zinſen zahlen.

Der Reichsgraf von Lüttichau extrahirte eine Cabinetsordre, wornach ihm die Pacht dieſer Güther auf 36 Jahr gegen das Quantum von 50000 Thlr. jährlich überlaſſen werden, und wobei es ihm freyſtehen ſollte, für Königliche Rechnung zu bauen und zu melioriren. Die Aemter trugen aber 64000 Thlr. Brutto ein, mithin hätte der Reichsgraf Lüttichau jährlich 14000 Thlr. profitirt, welche in 36 Jahren 50400 Thlr. ausmachten, ohne den Vortheil einer ſo weit ausgedehnten Pacht zu berechnen.

Die Poſenſche Kammer ſetzte ſich gegen die Ausführung dieſes ſchändlichen Projects, und der König ſtarb zu früh, ehe es durchgeſetzt werden konnte.

Auf die allerſonderbarſte Weiſe erhielten zwey Perſonen Güther geſchenkt, die nicht die entfernteſten Anſprüche darauf hatten. Der erſte war der Poſtdirector Goldbeck in Warſchau, der andere, Hr. v. Hünerbein, ehemaliger Atjutant des Prinzen Louis. Die Güther, welche Hr. v. Goldbeck erhielt, ſollte ein Namensvetter von ihm bekommen, [illegible] der Schenkungsurkunde hatte aber die Canzley eine Verwechſlung gemacht.

Dem Könige dieſen Verſtoß anzuzeigen, wagte man nicht, und ſo blieb jener im Beſitz.

Hr. v. Hünerbein war der Geliebte der ſchönen Knobelsdorfen, Hofdame der Prinzeß Louis; dieſe hielt ſich mit dem Könige in Pyrmont auf.

Einſt war der König des Morgens bei dieſer Prinzeß zum Frühſtück, wie die Knobelsdorfen durch das Zimmer ging. Es entfuhren ihm die Worte: hübſch Mädchen, Prinzeß!

O ja! (antwortete dieſe,) ſie iſt ſchon Braut!

Mit wem?

Mit dem Hrn. v. Hünerbein; es iſt aber eine wahre Verbindung der Liebe, denn ſie haben beyde nichts.

Heyrathen, Güther ſchenken! war die Antwort des Königs.

Man fertigte ſogleich eine Eſtafette an den Herrn von Hünerbein nach Karge ab, wo er in Garniſon ſtand, mit der Notiz: er ſolle der Prinzeß eine Bittſchrift an den König überſenden, worinn er ein Guth in

Vorſchlag brächte. Hr. v. Hünerbein wählte das benachbarte Kloſter Obra, 200000 Thlr. am Werth. Die Supplik ging ab, und bald darauf war er im Beſitz des Guths und ſeiner ſchönen Braut.

Ich könnte noch viele Fälle von ähnlichen Schenkungen anführen, es mag aber an jenen genug ſeyn, um zu zeigen, wie der Hof unter der vorigen Regierung beſchaffen war, und wie dergleichen Begünſtigungen verdienſtloſer Creaturen unter den Hofleuten auf die Pohlen wirken mußte, ſtatt, daß der König Gelegenheit gehabt hätte, die pohlniſche Nation wieder mit ſich auszuſöhnen, wenn er den unglücklich gewordenen pohlniſchen Officieren und Officianten Vorwerker geſchenkt hätte.

Dreizehnter Brief.

Berlin im Spätherbſt 1797.

Die beiden letztern Lebensjahre **Friedrich Wilhelms II.** waren keine Regierungs- ſondern vielmehr Auflöſungs-Perioden alles deſſen, was **Friedrich II.** 46 Jahre lang mühſam erſchaffen hatte.

Der König dachte im neuen Garten in Potsdam nur daran, wie er ſeinem einzigen Triebe, der Wolluſt, gnügen wollte. Die kräftige Natur in ihm war nicht mehr im Stande, hinlänglichen Stoff zu bereiten, um ſeinen wollüſtigen Genüſſen Reitz zu verſchaffen. Alle künſtlichen Reitzmittel wurden zuletzt vergebens verſchwendet, und endlich, wie alle Spannkraft der Nerven erſchlafft war, löſten ſich die Säfte in Waſſer auf, und der Tod war nicht mehr abzuhalten, dem Lebensprincip ein Ende zu machen, was die Natur auf ein Jahrhundert zuerſt ausgebildet hatte.

Der Tod des Königs war ſchrecklich. Nachdem der Chemiker **Hermſtädt** an ihm Experimente mit reiner Lebensluft *) zwecklos gemacht hatte, konnte er die letzte Nacht vor ſeinem Tode nicht mehr ſchlafen; er ſetzte ſich um zwey Uhr in einen mit Leder ausgeſchlagenen Federſtuhl, frühſtückte noch Coffee und Zwieback, und kaum war das Frühſtück verzehrt, als der Todeskampf begann.

*) Man ſehe die Note B. im Anhange.

Der Sterbende litt fürchterlich. Krampfhaft zerriß er mit den Daumen das Leder an den Lehnen des Stuhls, und verwünſchte ſein Leben. Er äußerte verſchiedene Male: „Einen ſolchen ſchweren Tod habe ich wohl nicht verdient; ich habe es immer gut mit meinem Volke gemeint; die Campagnen haben mich ruinirt,“ u. ſ. w.

Gegen den Morgen ſtarb er. Seine Lieblinge hatten ihn verlaſſen; bezahlte Hände bedienten ihn im Tode. Die Lichtenau war Abends vorher ſpät von Charlottenburg zurückgekehrt, hatte ſich ruhig ſchlafen gelegt, und ließ am Morgen, wie der König ſchon todt war, noch fragen: wie Sr. Majeſtät geſchlafen hätten? Sie wohnte im Cavalierhauſe im neuen Garten.

Wie der König todt war, nahm Biſchofswerder die königlichen Inſignien, ritt über die Havelbrücke jenſeits der Meyerey, und dachte: Gute Nacht, Herrſchaft! Was du im Trocknen haſt, das haſt du!

Vierzehnter Brief.

Berlin.

Da die alte Regierung ſammt ihrem Syſtem zu Ende iſt, und eine neue anhebt, ſo wird Dir eine Charakteriſtik derer, die die mehrſte Gewalt hatten, nicht unlieb ſeyn. Hier folgt ſie:

Die **Gräfin Lichtenau, gebohrne Enken,** war das Kind ar[illegible]ltern; der König als Prinz liebte ihre ältere Schweſter, und beſuchte ſie öfter zur Nachtzeit.

Einſt verlangte er Punſch, wie es ſchon ſpät war. Die jüngere Schweſter ſollte Zitronen ſchaffen, und weigerte ſich deſſen; die ältere, darüber erboſt, gab ihr eine Maulſchelle. Die Thränen und das Geſchrey der kleinen lockte den Prinzen herbey, und ſein wollüſtiges Auge entdeckte bald Umriſſe an ihrem Körper, die ihn exaltirten, und von dieſem Augenblick an erklärte er ſie für ſeine Geliebte.

Er ließ ſie in Paris erziehen. Wie ſie zurückkam, und den Prinzen mehr wie jede andere feſſelte, bemerkte ſie der König, und beſtand auf ihrer Entfernung.

Auf dieſe Weiſe bekam ſie einen Mann an Rietz, und war des Prinzen Frau. Sie liebte ihn wirklich; ja ſie war ſogar eiferſüchtig, bis endlich ihre Exiſtenz von einem klügern Betragen abhing. Nun wurde ſie die Kupplerin des Königs, und unterrichtete die Schlachtopfer ſeiner Wolluſt, wie ſie mit dem König ſich zu benehmen hätten. Sie hatte aber ſo genau des Königs Reitzbarkeit ſtudiert, daß, wenn er durch häufigen Wechſel ſich abgeſtumpft hatte, die alte Freundin noch Reitzmittel im Rückenhalt hatte, wodurch ſie ihn ſo zu feſſeln wußte, daß er immer zu ihr wieder zurückkam.

Bösartig war ſie nicht; ſie war ganz Weib, rachſüchtig in der Liebe und eitel.

Sie hat manche Schurken gehoben und Bettler bereichert, die ſie nach ihrem Fall mit Füßen treten wollten.

Sie hat den König nie zu großen Ausgaben für ſie verleitet, und was ſie erhielt, war wahrlich für einen königlichen Verſchwender, der 100 Millionen aus dem Fenſter geworfen hatte, eine Bagatelle.

Einige Güther in der Mark, für ein paar Mal hunderttauſend Thaler Juwelen, und 500000 Thlr., um welche ſie Struenſee prellte, waren das Ganze. Auf Struenſee lautete die Aſſignation der 500000 Thlr.; er hielt die Zahlung aber zurück, bis der König todt war.

Güther in Südpreußen hat ſie ſich nie ſchenken laſſen; ſie wurden an andere verſchenkt. Beſtochen von fremden Mächten war ſie nie. Am Tode der Ingelheimen war ſie unſchuldig; die Roſenkreuzerey war ihr zum Gelächter; ſie perſiflirte ſolche in Gegenwart des Königs; dadurch machte ſie ihn oft wüthend.

Die Natur hat ihr alle Reitze verliehen, um genußliebende Männer zu feſſeln; tändelnde Liebe war nicht ihre ſchwache Seite, ſondern voller phyſiſcher Genuß, mit allen Reitzen ausgeſtattet, die die Natur zuläßt.

Ihr Körper war wunderſchön, ganz Ebenmaaß, ohne Gleichen.

Es fehlte ihr nicht an der Unterhaltungsgabe und an Geſchmack in Kunſtſachen. Ihr Tiſch war der ausgeſuchteſte in Berlin, ihre Zirkel die zwangloſeſten und freudenvollſten, die es gab.

Sie war zu einer Maitreſſe gebohren und gebildet.

Der General Biſchofswerder.

Biſchofswerder war ein ganz gewöhnlicher Kopf, und hatte keinen böſen Charakter; ſein Gemüth war aber den äußern Eindrücken zu ſehr offen, woraus eine große Schwäche des Willens entſtand. Er war ein ſächſiſcher Cavallier, und wurde in den Roſenkreuzer-Orden gezogen; er war ein Mitglied des Schröpferſchen Bundes, und einer von denen, die dieſer Geiſterſeher und Betrüger in Leipzig täuſchte. Er begleitete ihn auch ins Roſenthal, wo er den Brüdern Aufklärung zu geben verſprach, ſich aber erſchoß.

Biſchofswerder, dadurch nicht geheilt, verfolgte den Weg der Schwärmerey, und benutzte dazu die Maçonnerie; er machte kleine Reiſen, um ſeinen Anhang zu verſtärken; ſo hielt er ſich auch eine Zeitlang in Grünberg bei dem General **Frankenberg** auf, der ihn mit Gelde unterſtützte; denn er war ſehr arm.

Dem Kronprinzen empfohlen, ſuchte er ihn bald für ſeine Geiſterſeherey und alchymiſtiſchen Projecte zu gewinnen, welches ihm leicht glückte, da gewöhnlich große Wollüſtlinge ſich der Schwärmerey hingeben. Er wurde alſo der Liebling des Prinzen, da er die Schwächen deſſelben zu ſeinem Vortheile zu benutzen wußte, und ſich nie die Miene gab, als wolle er eine Herrſchaft über ihn ausüben.

Wie Friedrich Wilhelm König geworden war, miſchte ſich Biſchofswerder nie direkt in die Angelegenheiten des Staats, ſo wenig wie in die Liebſchaften des Königs; er machte keine Anſprüche auf Beförderung, ſo wenig wie auf Geſchenke; ja ſelbſt die Angelegenheiten des Militairs bearbeitete er nicht, ſondern verhielt ſich ganz paſſiv. Wenn nun der König, wie es oft geſchah, zwiſchen Meinungen ſchwankte, ſo eilte er zu ſeinem Vertrauten, um ſich Raths zu erholen; er fand und benutzte ihn auf der Stelle. Wenn der König mit ſeinen Vergnügen innigſt beſchäftigt war und aufgefordert wurde, ein wichtiges Staatsgeſchäft zu entſcheiden, ſo wurde Biſchofswerder gerufen, und es hieß dann: machen Sie die Sache ab, wie Sie glauben, daß es am beſten iſt.

Biſchofswerder entſchuldigte ſich dann wohl, es half aber nicht, und wenn alles expedirt war, unterſchrieb der König die Rein-Schrift, ohne ſie zu leſen.

Unbedeutende Gegenſtände überließ Biſchofswerder dem C. R. Beyer, ja ſelbſt Rietzen, der durch den Cabinetsſekretair, ſeinem Bruder, Cabinetsordres fabriciren ließ.

Biſchofswerder befolgte dieſe Methode bis ans Ende ſeiner politiſchen Laufbahn, und ſelbſt die Gütherſchenkungen in Südpreußen wurden auf eben dieſem Wege verhandelt. Der Donatarius kam desfalls bittend ein, die Bittſchrift wurde dem Grafen Hoym zum Gutachten mitgetheilt, worauf dann die Schenkungsurkunde erfolgte. Vorher war aber alles durch Privatbriefe eingeleitet.

Mit der Lichtenau war Biſchofswerder im ewigen Kampf; ſie konnte ihn aber nicht ſtürzen, weil der König auf alle ihre Klagen ſtets antwortete: nicht Biſchofswerder, ſondern ich habe das ſo gewollt.

Zuletzt durfte ſie ſeinen Namen nicht mehr nennen.

Schulenburg und Herzberg ſtürzte Biſchofswerder eben ſo wenig, wie den Miniſter von Voß, direkt; dieſe Herren verſahen es darin, daß ſie dem Könige zu imponiren verſuchten, wenn die Gerechtigkeit auf ihrer Seite war; dann klagte es der König ſeinem Freunde Biſchofswerder, und dieſer durfte nur ſagen: „Mein Gott! ſind Ew. K. M. nicht Herr und König?“ ſo wurden jene disjuſtirt und mußten ihren Einfluß aufgeben.

Die ganze Politik Biſchofswerders beſtand darin: Nichts zu ſcheinen und Alles zu ſeyn!

Selbſt in der Roſenkreuzerey, in den Andachtsübungen, verhielt ſich Biſchofswerder paſſiv. Wenn der König Zweifel äußerte, ſo hieß es: „Ja es iſt ſonderbar, meine Vernunft ſträubt ſich ſtets gegen dieſe wunderbaren Erſcheinungen; aber ich kann mich doch nicht entbrechen, fortgeſetzte Prüfungen anzuſtellen.“

„Da haben Sie recht, pflegte dann der König zu antworten, wir wollen neue Verſuche machen,“ wodurch er ihn dann immer mehr umſtrickte.

Unter den Mitgliedern dieſes Bundes waren einige verführt, andere waren Helfershelfer, und andere benutzten dieſe Verbindung zu ihrer Beförderung.

Ganz gemein war Biſchofswerder nicht, ſo daß er ſich der Beſtechung hingegeben hätte; deſto mehr aber ſeine Frau.

Die in Südpreußen veranſtalteten Gütherverſchleuderungen waren auch ihr Werk, indem ſie ihren Mann dazu verführte, wenn ſie ihm ſtets ſagte: „Sie werden wie ein Bettler ſterben, wenn Sie nicht jetzt noch die letzten Tage des Königs benutzen, um für Ihre Familie etwas zu thun“ u. ſ. w.

Der Kämmerer Rietz.

Ein ganz gemeiner Menſch. Als Bedienter des Königs, wie er noch Prinz war, ertrug er alle Launen deſſelben. Friedrich Wilhelm war jähzornig, und mißhandelte oft ſeine Leute; dies that ihm ſehr leid, ſobald dieſe Hitze verflogen war, und er machte es durch Geſchenke wieder gut.

Rietz ließ ſich nun von ſeinem Herrn Ohrfeigen, Stockprügel, Fußtritte und Mißhandlungen jeder Art gefallen, und war geduldiges Inſtrument; er entſchädigte ſich dadurch, daß er die ihm untergebenen Bedienten eben ſo wieder mißhandelte, wie er vom Prinzen gemißhandelt wurde.

Wie er nun endlich für ſeinen Herrn ſich zum Deckmantel ſeiner Lüſte, zum Ehemann für ſeine Maitreſſe, hingeben mußte, da ſaß er feſt auf ſeinem Poſten, ſo lange jene in Anſehn ſtand; dies war das einzige Band, welches ihn an ſeine Frau Gemahlin feſſelte.

Rietzens Genuß beſtand im Eſſen und Trinken, in der Befriedigung ſeines Hochmuths, im Sammeln eines Capitals fürs Alter.

Im neuen Garten, in dem Hauſe am Eingange, feyerte Rietz ſeine Bachanale; hier floß der Champagner und alle edle Weine wie Waſſerbäche.

Seinen Hochmuth kitzelte er beſonders auf den Reiſen des Königs, wo er alle Commiſſarien, beſonders die Landräthe, tyranniſirte.

So kam er einſt in den Sternbergiſchen Kreis, ſprang wüthend aus dem Wagen, ſchrie nach Pferden, ſchimpfte auf den Landrath, auf ſeine Langſamkeit u. ſ. w. Es war finſter, der Landrath, ein Mann voll Feuer und Ehrgefühl, erſchien, und rief im ſtärkſten Baß: Wer will hier Befehle ertheilen außer mir? dem ſoll ja der T.... auf den Kopf fahren! Will der Schuhputzer wohl in ſeinen Wagen? u. ſ. w.

Rietz, der größte Poltron, ſchwieg mäuschenſtill, und ſetzte ſich ganz unbemerkt in den Wagen, fuhr fort, und hütete ſich wohl, den Landrath zu verklagen; der König hätte ihn mit Fußtritten regalirt.

Der Durſt dieſes gemeinen Menſchen nach Gelde war der Grund, daß eine ſolche Menge Orden unwürdigen Gegenſtänden ertheilt, und der Adel ſo wohlfeil verkauft wurde, da ihm anſehnliche Gebühren dafür zufloſſen. So mancher Edelmann, der den Zunamen Sechs und Achtziger erhielt, iſt nicht vom Könige, ſondern von ſeinem Kammerdiener geſtempelt worden, ſo daß er gar nicht Urſache hat, ſich deſſen zu rühmen.

Die Gräfin Dehnhof.

Eine vorübergehende Liebſchaft des Königs brachte ſie empor, die ihn nach den erſten Genüſſen ſättigte. Sie hatte nicht Verſtand genug, ihn zu feſſeln, und ließ ſich, durch einige Schwärmer verführt, einfallen, ſich in Staatsgeſchäfte miſchen zu wollen. Schon vergeſſen, ſtahl ſie ſich in den neuen Garten, wo der König einem Concert beiwohnte; wie eine Furie mit fliegenden Haaren drängte ſie ſich durch, legte das mit dem Könige erzeugte Kind vor ſeine Füße, mit den Worten: „Da haben Sie Ihr Eigenthum zurück!“ und entfernte ſich.

Der König blieb ruhig und ſagte: „Verſorgen!“ worauf das Kind weggebracht, und die Mutter verwieſen wurde.

Die Gräfin Ingelheim.

Ein Opfer ihrer Familie, die ſie zu überzeugen ſuchte: ſie müſſe ſich dem Könige hingeben, um den Staat zu retten.

Sie ſelbſt, durch überſpannte Ideen hingeriſſen, ging hierauf ein, und wie ſie fand, daß der König nicht zu beſſern war, nährte ſie innern Gram, durch Reue erzeugt, der ihr ſchwaches, reizbares Nervenſyſtem zerrüttete, und den Tod zur Folge hatte.

Der Miniſter Wöllner.

Ein gemeiner Intriguant, Biſchofswerders Inſtrument. Er ſuchte dem König die Religion als ſubjectives Bedürfniß darzuſtellen, damit dieſer, wenn ſein Geiſt durch Wolluſt ganz entkräftet wäre, als reuiger Sünder in die Hände der von ihm hingeſtellten Kreaturen Hermes, Hilmer und Woltersdorf fiele.

Ich übergehe ſo viele andere, die nur abhängige Kreaturen von jenen Hauptperſonen bei Hofe waren. Sie ſind vergeſſen.

Funfzehnter Brief.

Berlin 1797.

Jetzt will ich mit Dir kurz die Reſultate durchgehen, welche Friedrich Wilhelms Regierung für den preußiſchen Statt hervor brachte.

Bei ſeinem Tode imponirt dieſer Staat nur noch durch den Nachklang des Ruhms Friedrich II., durch äußern glänzenden, die Welt täuſchenden Schein. Inwendig hat der Wurm ſeine Hauptſtützen zernagt.

Der Schatz, auf den die Stärke der Armee und des Militairs fundirt iſt, wurde nicht bloß zwecklos verſchwendet, ſondern es ſind 22 Millionen Thlr. Schulden contrahirt.

Die Armee iſt von Grund aus verdorben.

Indem Friedrich ſeinem Grundſatz bis ans Ende ſeiner Tage getreu war, dem Adel die Officierſtellen gegeben hatte, und wähnte: dem Bürgerlichen fehle die Bildung und das Ehrgefühl, auf der andern Seite aber alles that, durch Preßfreyheit die Wiſſenſchaften zu befördern, theilten ſich dieſe mehr dem dritten Stande, als dem Adel mit, und dieſer thörichter Weiſe ſtolz auf einen Vorzug, den er ererbt und nicht verdient hatte, gab ſich der Liederlichkeit und der Ungebundenheit im vollſten Maaße hin, und übte die Kunſt ſo wenig wie die Wiſſenſchaft.

Daher

Daher war ſchon 1778 die Armee verdorben; der König war über ſo viele Unordnungen, die unter ſeinen Augen vorgingen, und deren Grund er nicht enträthſeln konnte, wild und ſtets übler Laune. Er kannte das Zeitalter nicht mehr. Er machte Frieden, indem er fürchtete, geſchlagen zu werden, und ſeinen Ruhm zu überleben.

Dieſe Verderbtheit des Adels nahm in eben dem Grade zu, als er durch einen langen Frieden, durch die immer ſteigende Cultur, durch das Pfand-Credit-Syſtem reicher wurde.

Jeder Strohjunker, der ſonſt kaum einen Bedienten halten konnte, hielt einen kleinen Hof, Koch, Jäger, Equipage und die ganze Litaney. Auf ſeinem Tiſche mußten die feinſten Weine und auſerleſenſten Gerichte ſtehen. Er lebte im Winter in der Stadt und für ihre Freuden, und das Spiel fraß einen großen Theil ſeiner Einkünfte. Dieſe Ueppigkeit theilte ſich Frau und Kindern mit, alle alte Formen und Sitten waren ihnen zum Gelächter.

Nun kam die Regierung Friedrich Wilhelms dazu, der Hof ging in allem, was nur Luxus, Verſchwendung, Ueppigkeit, Liederlichkeit und Hintenanſetzung aller Sittlichkeit genannt werden konnte, voran; die Hauptſtadt ſtimmte mit ein, und die Provinzen folgten bald nach. Man konnte Berlin das große Bordel des preußiſchen Staats nennen, worinn wenig Weiber ihren Männern, und umgekehrt, getreu waren, wenige Mädchen unſchuldig ins Ehebette kamen, ja ſelbſt das unnatürliche Laſter der Sodomie täglich üblicher wurde.

Die adlichen Officiere, ſchon verdorben, ehe ſie in den Dienſt kamen, fanden hier nur den Auswurf ihres Geſchlechts als Vorbilder der Dienſt war ihnen Nebenſache. Ihre Vorgeſetzte waren ihnen ein Geſpött, Subordination ein läſtiger Zwang, Uniformität dumme Etikette, der Gemeine ein Klotz, an dem ſie ihr Müthchen kühlten, wenn ſie üble Laune hatten. Die Nächte in den Hurenhäuſern, in Sauf- und Spielgeſellſchaften zugebracht, machte ſie den Tag über für jedes ernſte Studium unfähig. Nur Romanenleſerey und Weiberintriguen machten ihre Beſchäftigung aus. In den Provincialſtädten dachten ſie nur an Verführung anderer Eheweiber, an Eheverſprechungen, unſchuldige Mädchen zu täuſchen, und an Betrügereyen im Spiel, oder wie ſie Schulden machen könnten, die ſie nie zu bezahlen dachten. Dabey waren ſie herriſch und arrogant, verachteten alle andere Stände, und deſpotiſirten ſie, wo es nur möglich war, und dachten nichts weniger als an das Studiren militairiſcher Wiſſenſchaften. Ihre militairiſchen Uebungen waren nur praktiſch; ihnen fiel es nicht ein, die Beweggründe aufzuſuchen. Jedes neue Manöver lernten ſie, wie der Handwerker einen neuen Handgriff in ſeiner Kunſt.

Sie waren die größten Ignoranten in der ganzen Nation. Müßiggang, den Faulheit erzeugt, und Ausſchweifungen, die Nervenſchwäche zur Folge haben, machten ſie ſelbſt für jene kleinen Uebungen unfähig, für den Krieg unbrauchbar.

Die Generale dachten nur daran, wie ſie die Armeen zu einem Spielzeuge herabwürdigen wollten, alle ihre neuen Ideen ſtrebten nach dieſem Ziele.

Statt daß die Cavallerie reiten und hauen ſoll, unterrichtete man ſie in ſolchen Uebungen, die die ſogenannten ſpaniſchen Bereiter zu üben pflegen, um ihr Publikum zu beluſtigen.

Die Cavallerie ſollte auf einem kleinen Raume, wie die Infanterie, ſich drehen und wenden lernen, und es fehlte nur noch, daß man des Spaßes wegen Cavallerie-Quadrillen aufführte.

Der General **Dolfs** hat beſonders hierin ſehr viel geleiſtet, und er würde ſich zu einem Directeur eines Marionettentheaters geeignet haben.

So war die Armee beſchaffen, die allein durch Geſchicklichkeit, Kenntniß, Bildung und muſterhafte Aufführung ihrer Officiere gehalten werden ſollte, und die in Südpreußen die auffallendſten Beweiſe vom Gegentheil gab.

Nicht beſſer war das Civile. Die Juſtitz, von **Friedrich** ſcharf controllirt, jetzt ſich allein überlaſſen, vom Könige durch verſchiedene Cabinets-Ordres entheiligt, (die Endurtel enthielten), fing von neuem an, in den alten langweiligen, koſtſpieligen Schlendrian zu fallen; die Advocaten, (die Geißeln jedes Staats) gingen in den Juſtitzcommiſſarien nicht unter, ſondern blühten recht friſch wieder auf, da es ihnen frey ſtand, Klagen zu kaufen, und Actus voluntariae jurisdictionis auszuüben.

Mit Juden und Wucherern im Bunde, ſtempelten ſie ſich zu einer Kaſte, die von den Früchten des Fleiſſes Anderer leben will, und übten, wo möglich, auf die ſchlecht bezahlten Richter einen despotiſchen Einfluß aus, wozu ihnen ihr Geld das Mittel an die Hand gab. Die Proceſſe, die, nach **Friedrichs** Willen, nur ein Jahr dauern ſollten, beſonders die Concurſe, wobey die Curatoren ſich bereicherten, wurden wieder in die Länge gezogen. In Südpreußen ſah man die Juſtitz-Adminiſtration als einen Modum acquirendi an, und die ſchlechteſten Menſchen füllten hier die wichtigſten Poſten aus. Im Finanzfach war jeder Miniſter Deſpot in ſeinem Departement; der Generalvortrag im Generaldirektorio erſtreckte ſich nur auf unbedeutende Gegenſtände; die Miniſter hatten unter ſich einen ſtillſchweigenden Vertrag geſchloſſen, wornach ein jeder that, was ihm beliebte.

Keine Allgemeinheit war nicht vorhanden. Was man in dem einen Departement als ein Princip aufſtellte, das betrachtete man in dem andern, als dem allgemeinen Wohl höchſt nachtheilig.

Kam man aus einer Provinz in die andre, ſo war es, als käme man in Feindes Land.

Die Stellen wurden nie nach Verdienſt und Würden beſetzt, ſondern nach der Laune der Chefs. Daher kamen Bedienten und Jäger, Friſeurs und Ladendiener in Poſten, wohin ſie durchaus nicht gehörten.

Die allgemeine Liederlichkeit, die vom Hofe ausging, hatte auch dieſe Claſſe ergriffen; keiner kam mit dem ihm noch überdies karg zugemeſſenen Solde aus. Der Officiant nimmt alſo zum Schuldenmachen ſeine Zuflucht, und diejenigen, welche die königl. Finanzen verwalten ſollen, können ihren eignen nicht vorſtehen. Aus dieſem Schuldenweſen entſtehen die größten Niederträchtigkeiten, deren ſich der Officiant erlaubt: Beſtechungen und Verfälſchungen, wovon ich Dir unglaubliche Beyſpiele erzählen könnte. Es iſt ſo weit gekommen, daß der Rechtſchaffene, der auf Ehre und Pflichterfüllung hält, beſpöttelt, ausgelacht, verfolgt, verläumdet und zurückgeſetzt wird.

Was die höhern Officianten, Präſidenten, Miniſter und geheimen Finanzräthe anlangt, ſo giebt es unter ihnen wohl noch verſchiedene, die in Friedrichs Geiſte leben; ſehr viele ſind aber nur von dem Princip der Selbſterhaltung ausgegangen, haben ſich Connexionen zu verſchaffen geſucht, Güther gekauft, mehrere einträgliche Poſten zu combiniren gewußt, und nur daran gedacht, ſich zu bereichern.

Es war unter dem jetzt verſtorbenen König in Berlin nur ein Studium: Wie man ſich den regierenden Perſonen bei Hofe nähern wollte, ſey es ein Schurkenſtreich, oder eine ſchlechte Handlung, das war gleich viel! Wenn es hieß: N. N. hat Connexionen, ſo machte man ihm Complimente, und ein Kammerpräſident hätte es nicht gewagt, einer ſeiner Canzelliſten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waſchzettel der Gräfin Lichtenau ſchriebe. Solche Menſchen wurden dann begünſtigt, befördert, übertragen, ihre Fehler überſah man, und drückte dagegen oft den rechtſchaffenen fleißigen Arbeiter, der zu edel dachte, als den Hofſchranzen nachzulaufen, der alsdenn mißmuthig, und mit Verdruß ſeinem Amte vorſtand.

Zu beklagen und zu bedauern war mancher edle Jüngling, der in den Civildienſt mit tugendhaftem Feuer trat, und mit voller Wärme des edelſten der menſchlichen Gefühle, voll Patriotism, offenbare Mißbräuche, die zum Druck des Unterthanen gereichten, abſtellen wollte. Er wurde wie ein Geck, wie ein Windbeutel, ein Projectmacher verlacht, verächtlich behandelt, und ſeine Vorſchläge als pia desideria ad acta geſchrieben.

Bei dem allen wurde in den Collegien viel gearbeitet, alle Wochen zwey bis drey Sitzungen gehalten, für das Wohl des Ganzen wacker geſtritten; es wurden über jede Kleinigkeit ſtarke Protokolle aufgenommen, eine Menge Acten geheftet, viele Berichte und pomphafte, mit Phraſen angefüllte Reſcripte erlaſſen; die Sachen blieben aber, wie ſie waren, in der ſchändlichſten Verwirrung. Beſonders zeigten ſich diejenigen Geſchäftsmänner, welche viel thun, aber wenig ſchreiben ſollten, die Commiſſarien bei der Armee, ſehr groß im Schreiben, ſehr klein im Herbeiſchaffen des Proviants. Dicke Acten, Rechnungen und Belege lieferten ſie nach vollendetem Feldzuge ab, aber die Pferde waren verhungert, die Armee tagelang ohne Brod geweſen, und die Kranken waren ohne Pflege und Arzney geſtorben.

Die franzöſiſche und pohlniſche Campagne liefert dazu ſchauderhafte Belege, die dem Publiko bekannt ſind.

Bei dem Accisdepartement waren in der Form weſentliche Veränderungen vorgegangen; die Sache blieb die nehmliche und mußte es bleiben, denn dieſes Syſtem war zur Erhaltung des Militair eine nothwendige Circulationsmaſchine. Es ging dadurch ſicher, ohne Reſte, ohne Verzug mit dem Zeitalter fortſchreitend, ein großer Theil der Staatsrevenüen ein, und es ſetzte ſie ohne Aufenthalt in 250000 Canälen durch den Sold der Armee wieder in Cours. Man hatte die Ausländer und manches Gehäſſige, welches die ſtrengen Viſitationen hatten, entfernt, und der Zufall ſetzte dieſem Departement einen Mann an die Spitze, der dieſen Poſten ganz ausfüllte. Es war der Miniſter *Struenſee*. Dieſer Mann, ein bürgerlicher, von *Friedrich* als talentvoll anerkannt und ſchnell empor gehoben, hatte aber beſtändig mit ſeinen Collegen zu kämpfen, und bildete die Minorität.

Struenſee war bürgerlich, und hatte ſelbſt als Miniſter in den Augen des hohen Adels die Untugenden dieſes Standes an ſich behalten, d. h. er repräſentirte nicht genug. Er war ſehr liberal, und nahm jeden Gebildeten, adlich oder nicht, gern an ſeinen Tiſch; er wußte mehr, als er zu wiſſen ſchien, und ſchmückte ſich nicht mit fremden Federn.

Dieſer kluge Mann hält mit aller Gewalt das Acciſ- und Manufacturſyſtem in Friedrichs Geiſt, und mit ihm das ſtädtiſche Intereſſe aufrecht, was ſeinen Collegen außer Schleſien ein wahrer Gräuel iſt, die nur aus dem Ackerbau das Wohl des Staats hervorgehen laſſen, weil ſie keine Fabriken, ſondern große Güther beſitzen.

Mit dem Grafen Hoym entzweyte ſich Struenſee auf folgende Weiſe:

Wie er noch Profeſſor bei der Ritterakademie in Liegnitz war, und ſein Bruder Dännemark regierte, hatte Friedrich ſchon ſeine Aufmerkſamkeit auf ihn gerichtet, und ſchrieb an den Grafen Hoym:

„Er ſolle ja auf den Profeſſor Struenſee Acht haben, damit er nicht nach Dännemark auswanderte.“

Der Graf Hoym ſprach darüber mit Struenſee, welcher verſprach, in Liegnitz bleiben zu wollen; dennoch ging er fort. Der König, der es bald erfuhr, war ſehr böſe, und gab dem Grafen Hoym einen Verweiß. Wie nun Struenſee Miniſter geworden war, erzählte der Graf Hoym einſt in einem kleinen Zirkel jenen Fall, und äußerte:

„Was doch nicht aus dem Menſchen werden kann; aus einem Schulmeiſter ein Miniſter!“

Struenſee, der das wieder erfuhr, fühlte ſich beleidigt; und da er etwas rachſüchtig war, ſo wurde er ein erklärter Feind des Grafen Hoym.

Indem Struenſee nach eben den Grundſätzen das Accis- und Manufacturweſen, wie unter der vorigen Regierung, verwaltete, erhielt er noch die Hauptcaſſe im Staate in guten Umſtänden, und Friedrich Wilhelm, wenn er Geld brauchte, nahm ſeine Zuflucht zu ihm; dies war es, was ihn hielt, ſonſt hätte die Hofcabale ihn längſt geſtürzt.

Auch in Südpreußen zeigte ſich Struenſee als ein Mann von Kopf. Er ließ hier die Conſumtionsabgaben, ſo wie er ſie fand, vorläufig beſtehen, trieb ſie nur regelmäßiger ein, wie unter der vorigen Regierung. Nach und nach benutzte er aber die Zölle dazu, die nehmlichen Abgaben von ausländiſchen Waaren einzuziehen, wie in den alten Provinzen.

Sechszehnter Brief.

Berlin.

Keine Regierung iſt ſo ſchlecht, daß ſie nicht auch etwas Gutes hervorbrächte; ſo war es auch unter der vorigen Regierung der Fall.

Man hat beim Militair einige zweckmäßige Veränderungen getroffen. Dieſe beſtehen kürzlich in folgenden:

Es iſt eine menſchlichere Behandlung der Soldaten vorgeſchrieben worden. Die Rekruten ſollen beim Exerciren nicht mehr willkührlich gemißhandelt werden. Die Blechkappen ſind abgeſchafft, und dagegen Filzhüte eingeführt worden. Man hat leichte Füſelierbrigaden errichtet, die wie die Jäger im Felde benutzt werden.

Man hat bei jedem Regiment Scharfſchützen angeſtellt, welche einzeln fechten, und ihren Feind aufs Korn nehmen, daher im Zielen ſich üben müſſen.

Das Invalidenweſen iſt vervollkommt, und wenigſtens erhält der Invalide, der nicht im Civile verſorgt werden kann, jährlich 12 Rthlr.

Siebzehnter Brief.

Berlin 1798.

Die neue Regierung hebt an, die alte hat neun und ein halb Jahr lang nur auf die Vernichtung der Staatsmaſchine hingearbeitet. Wird die jetzige das wieder gut machen, was jene verdorben hat? Wird ſie es vermögen? Ich zweifle!

Friedrich Wilhelm III. hatte die ſchlechteſte Erziehung, ſo über alle Maßen ſchlecht, wie ſie nur ein Kronprinz haben kann. Der Vater bekümmerte ſich mehr um ſeine unehlichen als um die ehlichen Kinder. Sie waren der Mutter überlaſſen. Dieſe, ſtets mit ihren Finanzen brouillirt, ſah ſie oft Tage lang nicht; ſie waren daher ſich ſelbſt, ihrer Bedienung und einem Miſantropen, ihrem Hofmeiſter Beniſch, übergeben, der gewöhnlich an Krämpfen im Unterleibe litt. Wenn die Prinzen oft etwas lebhaft wurden, ſo ſchrie Herr Beniſch gleich: Mein Gott, welch ein Lerm! ich bin ein Kind des Todes! was bin ich unglücklich und geplagt, wäre ich nie gebohren u. dgl.

Der Kronprinz war nicht ohne Anlagen, und er äußerte ſchon in ſeiner frühen Kindheit Charakter, welches ſelbſt Friedrich bemerkte, wie Dir bekannt iſt. Was aber das Schätzbarſte an ihm war, wodurch ihn die Natur auszeichnete, war ſein herrliches Gemüth. Er konnte

Univ. Bibl.
München

niemanden leiden ſehn, er konnte niemanden beleidigen, alles in ihm war Beſcheidenheit und Reſignation, nicht der kleinſte Anſtrich von Bosheit, Rache, Neid, Hochmuth und Arroganz war ihm zu Theil geworden.

Auf einen ſolchen Charakter mußte eine ſo zweckwidrige Erziehung die unglücklichſten Eindrücke machen, und die traurigſten Erfolge hervorbringen.

Der Prinz wurde in ſich gekehrt, verſchloſſen, menſchenſcheu und verlegen in der Geſellſchaft; er erhielt kein Vertrauen zu ſich ſelbſt.

Selbſt im Oeconomiſchen wurden die Prinzen ſchlecht gehalten; für ihren Tiſch wurden 600 Thlr. bezahlt, dafür erhielten ſie ſo wenig, daß ſie oft hungrig die Tafel verließen.

Wie der Kronprinz nachher in Brühls Hände kam, da war nichts mehr gut zu machen; er war und blieb verſchloſſen, ohne Selbſtvertrauen, daher verlegen und blöde, wo er öffentlich auftrat; alle Repräſentation war ihm zum Ekel, alle feyerlichen Akte in ſeiner ihm zugetheilten Rolle waren ihm zuwider. Er war am liebſten für ſich allein und unter ſeinen Bekannten. Er wurde verheyrathet, und mußte eine Zeitlang den Feldzug am Rhein und in Pohlen mitmachen, ja ſelbſt die Belagerung von Landau commandiren.

In dieſen Feldzügen ſah er nur unglückliche Erfolge. Von Landau zog er ſich zurück, aus Pohlen mußte er fliehen, und ſeine Ausſichten des Kriegs gaben ihm nicht die geringſten Aufmunterungen, einſt den Eroberer zu ſpielen.

Er zeigte aber hier eine große Unerſchrockenheit, die allen Prinzen aus dem Hauſe Hohenzollern eigen iſt.

Seine Gemahlin hatte von der Natur alles erhalten, was an ihrem Geſchlechte liebenswürdig genannt werden konnte. Die ſchönſte Königin, und eine noch ſchönere Seele. Sie war ganz Weib im eigentlichſten Verſtande. Es war nicht der geringſte Anſpruch auf Theilnahme an der Herrſchaft ihres Mannes in ihrem Charakter zu finden, nur Hingebung in den Willen deſſelben, eine Anhänglichkeit an ſeine Perſon, durch Liebe genährt und erhalten, das reine Bild der Unſchuld und hoher weiblicher Sittlichkeit: das waren die Hauptzüge in dem Charakter Louiſens, die beſtimmt zu ſeyn ſchien, einen König glücklich zu machen, und der Nation das Muſter einer Ehefrau zu geben, wie ſie ſeyn ſollte.

Außer dem Grafen Brühl, einem feinen Hofmann, wurde dem Kronprinzen der Major von Köckeritz als Adjutant beigeordnet, der außerordentliche Aehnlichkeit des Charakters mit ihm hatte.

Herr v. Köckeritz war ſehr arm als Knabe im Cadettenhauſe erzogen, und hatte von unten auf in der Garde gedient. Er war ſtets ein Muſter der Ordnung und des Dienſtfleißes; er hatte die Liebe der Vorgeſetzten und die Liebe ſeiner Cameraden erworben, weil er zu gehorchen verſtand, und ſeine Freunde mit Liebe und Gefälligkeit behandelte. Seine Untergebene beherrſchte er durch Leutſeligkeit und Humanität. Dieſer Mann iſt unfähig, ein Kind zu beleidigen, und in ſeiner reinen Seele iſt nur ein Wunſch: Alle Menſchen glücklich zu machen.

Es iſt allen Menſchen von dieſem Charakter eigen, daß ſie kein Zutrauen in ſich ſelbſt ſetzen, und mit Beſcheidenheit und Reſignation zu oft andrer Rath anhören, und um nicht zu fehlen, zu ängſtlich in ihren Entſchlüſſen ſind. Wenn dies ein Fehler iſt, ſo wäre es der einzige, der ſich in dem Charakter des Herrn v. Köckeritz auffinden läßt.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß das kronprinzliche Haus im letztern Regierungsjahre Friedrich Wilhelms II. einen natürlichen Abſcheu vor den Umgebungen des Königs haben mußte. Dieſer traf vorzüglich die Gräfin Lichtenau, welche ſeit ihrer Vorſtellung bei Hofe alle Prinzen des Hauſes, ſelbſt die Königin, mit Hochmuth behandelte. Man hatte ſie überdies irrig in Verdacht, daß ſie von der Apathie des Königs für ihr Intereſſe unerlaubten Nutzen zöge.

Alle, die ſich in dieſer Zeit Patrioten nannten, überſchwemmten den Prinzen mit Projekten zur Abſtellung ſo vieler Mißbräuche, daß er ſich nach einem Manne ſehnte, der ſie zu würdigen verſtände, und dazu Kenntniß des Landes und des Dienſtes beſäße. Dieſen Mann fand er in der Perſon des Cabinetsrath Menken.

Dieſer rechtliche Mann war unter der Regierung Friedrich Wilhelms zurückgeſetzt, weil man ihn für einen Jacobiner hielt.

Unſtreitig gehörte er zur Parthey der Democraten; ſein Brief an Zerboni, im Genius der Zeit abgedruckt, beweiſt es. Er gehörte zu ſo vielen andern, die durch die franzöſiſche Revolution hingeriſſen waren: alle Folgen der Feudal-Ariſtokratie zu haſſen; die den dritten Stand den übrigen gleichſetzen, und alle Prärogativen des Adels vernichten wollten; die alle Willkühr des Regenten haßten, nur dem Geſetz eine Herrſchaft einräumten, und Freunde der Preß-, Cenſur- und Denkfreyheit waren. Hieraus folgte eine Abneigung gegen einen Krieg mit Frankreich und gegen die alte Regierung und ihre Stützen.

Menken, durchaus rechtſchaffener gerader Mann, impulſirte daher auf den Prinzen, und Herr v. Köckeritz mußte mit ihm einverſtanden ſeyn.

Es befand ſich noch ein Mann bei Hofe, der unter der vorigen Regierung in der letzten Zeit expedirender Generaladjutant des Königs geweſen war, der ſich ſchon damals dem Prinzen näherte. Es war Hr. v. Zaſtrow.

Dieſer Mann beſaß eine außerordentliche Gewandheit des Charakters, und wußte ſich in alle Verhältniſſe des Lebens zu finden. Es ließ ſich von ihm erwarten, daß er auch unter der neuen Regierung eine Rolle ſpielen würde.

Der erſte Schritt der neuen Regierung war die Gefangennehmung der Gräfin Lichtenau, und die Entfernung Biſchofswerders. Das letztere war ſehr erklärbar, das erſtere war eine Uebereilung; denn es fehlte an ſichern Indizien einer Landesverrätherey, deren man die königliche Maitreſſe ſchuldig glaubte, und die aus ihren Papieren nachher nicht zu beweiſen war.

Indem der König dies verfügte, ging er aus ſeinem Charakter heraus, und es iſt voraus zu ſehen, daß es ihn einſt gereuen wird.

Die Güther der Gräfin wurden, nachdem die Unterſuchung vorbei war, confiſcirt, ſie ſelbſt auf die Veſtung nach Glogau geſetzt, ihr aber eine Penſion von 4000 Rthl. angewieſen, wodurch der König den Beweis gab, daß er ſeinem Charakter wieder getreu handelte.

Menken und der Graf Schulenburg wurden nun in Thätigkeit geſetzt, und es erfolgten eine Menge motivirter Cabinetsbefehle, welche die Jahrbücher der preußiſchen Monarchie durch den Druck bekannt gemacht haben. Sie betrafen beſonders die Wiederherſtellung der Druck- und Preßfreyheit, eine vernünftige Cenſur, die durch Cabinetsbefehle nicht zu unterbrechende Juſtiz u. a.

Menken ordnete durch das Cabinet dem Könige einen vorher nicht verhanden geweſenen Staatsrath bei. Es wurden förmliche Cabinetsſitzungen gehalten; es gab hier ein Civil-, Militair- und auswärtiges Departement, ein Journal, eine Regiſtratur und allen Anhang eines Collegiums. Jede neue Auflage, jede königliche Etatserhöhung und extraordinaire Ausgabe, jede Domainen-, Pacht-, Contrakts-Confirmation, die Beſetzung der Civilſtellen bis zum Rath, jede bedeutende Sache im Innern der Staatsverwaltung mußte dem König angezeigt werden, und wurde im Cabinet, deſſen Präſident er war, vorgetragen und entſchieden.

Der Miniſter Schulenburg errichtete eine Generalcontrolle der Finanzen, um dadurch die letzten Enden der Staatsverwaltungszweige in Händen zu haben; er war es aber, der darin ein großes Verſehen in Hinſicht der alten Staatsverwaltung und deren Erhaltung machte, daß er ſich nicht bemühte, Chef der Verwaltung des Innern zu werden, und ſich das Cabinet zu ſubordiniren.

Durch die Organiſation des neuen Cabinets war eine Behörde unter königlicher Autorität entſtanden, die allen übrigen Staatsbehörden vorgeſetzt war; im Civile war die Stelle in dieſem neuen Collegio mit einem Bürgerlichen, und in der Perſon des Cabinetsraths Menken mit einem erklärten Democraten beſetzt; dadurch erhielt der dritte Stand einen Repräſentanten in der Nähe des Königs in dem ihm vortragenden Rath.

Von dieſem Augenblick an war es um die Autorität des Staatsraths, des Generaldirectorii und des Adels geſchehen.

Ich will hier gar nicht in Erwägung ziehen, ob dies gut oder böſe war, wenigſtens war es zu zeitig.

Der Cabinetsrath Menken war nach der neuen Organiſation eigentlich einziger Miniſter des Innern, ohne Repräſentation, im Gewande des ſchlichten Bürgers; die Miniſter waren nur ſeine Inſtrumente.

Der expedirende Generaladjutant war der einzige Kriegs-, und der expedirende Rath in auswärtigen Angelegenheiten der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Wäre dieſen neuen Arrangements auch nichts vorzuwerfen geweſen, ſo war es doch der gerechte Vorwurf des collegialiſchen Verhältniſſes und der ängſtlichen Langſamkeit, der allen Collegien anklebt.

Der Staatschef muß nur durch Befehle, die nicht motivirt ſind, auf die Staatsmaſchine wirken; wie ein elektriſcher Schlag müſſen ſeine Worte jede Saite des Inſtrumentes durchbeben, und es muß keinem Unterthan Gelegenheit und Raum gegeben werden, die Befehle zu critiſiren. Die neuen Cabinetsbefehle enthielten aber Rationes dubitandi und decidendi, und waren den Urteln eines an alte Formen gebundenen Gerichtshofes gleich.

Die Folgen dieſer falſchen Maaßregel zeigten ſich bald. Das Cabinet wurde mit Beſchwerden und Bittſchriften überſchwemmt, und verwandelte ſich in ein Dikaſterium.

In

In dem Augenblick, wo das Cabinet jene Form erhielt, hörten die ehemaligen oberſten Staatsbehörden auf, zu ſeyn, was ſie ſonſt waren, wie ich oben angeführt habe.

Friedrich enthielt in ſeinem Geiſte den Sammelpunkt aller oberſten Staatsgewalt.

Durch Friedrich Wilhelm II. ging dieſe Einheit verloren, dagegen hatten die Behörden mehr Spielraum, und nur in einzelnen Fällen griffen die Günſtlinge durch Cabinetsbefehle in das Räderwerk der Staatsmaſchine.

Friedrich Wilhelm III. zog aber die ganze oberſte Staatsgewalt wieder an ſich. Da er aber als junger Mann zu wenig Erfahrung und nicht den Geiſt Friedrichs beſaß, der Staat auch viel größer, der politiſche Himmel trüber geworden war, um ſelbſt dieſe Gewalt ausüben zu können, ſo übertrug er ſie einem neuen Collegio, dem Cabinet.

Er mußte dieſem Cabinet einen tüchtigen Präſidenten, einen Schulenburg vorſetzen. Da aber dem Civil-Militair- und auswärtigem Departement jedes Mal ein Einzelner vorſtand, ſo handelte auch jedes Departement mit dem andern nicht in der nöthigen Harmonie.

Das übelſte bei der Sache war aber: daß die Cabinetsräthe, dem äußern Schein nach, den Miniſtern nachſtanden, in der Wirklichkeit aber im Hintergrunde, unter der Aegide der königlichen Autorität, ihnen Befehle gaben, ohne dafür verantwortlich zu ſeyn.

Deshalb, weil ſie bürgerlich waren, entſtand in ihnen eine Oppoſition gegen den Adel, der das Miniſterium ausmachte. Und wollte man auch behaupten: Es ſey nöthig geweſen, die Feudalariſtocrati zu vernichten, welches dadurch bewirkt werden müſſe, ſo leidet doch keine Staatsverfaſſung ſolche Sprünge, wenn ſie nicht zuſammen ſtürzen ſoll, am wenigſten die preußiſche.

Der Geiſt der Oppoſition zeigte ſich auch ſehr bald im Cabinet, da eine Menge Verfügungen zum Beſten des Bauernſtandes erlaſſen wurden, die auf Vernichtung des Unterthänigkeits-Nexus hindeuteten, und die Tendenz einer Auflöſung des Bandes verriethen, welches bisher den Bauernſtand an den Adel geknüpft hatte, wodurch dieſer wohlhergebrachte Rechte einbüßte.

Hätte der König eine ganz neue Verfaſſung, in der kein Erbadel exiſtirte, einführen wollen, er konnte es nicht beſſer darauf anlegen, wie durch dies bürgerliche Cabinet.

Auf das Militair hatte dieſe neue Einrichtung noch keinen ſolchen Einfluß, wie auf die übrigen Stände, da ein Staabsofficier deſſen Angelegenheiten im Cabinet betrieb, wozu Hr. v. Zaſtrov beſtimmt war.

Achtzehnter Brief.

Berlin 1799.

Man ſollte glauben, daß der Charakter des Menſchen dadurch metamorphoſirt werden müſſe, wenn man ihn, über alle Geſetze und Formen erhaben, auf einen Thron ſtellte.

Bei Friedrich Wilhelm III. war dies gar nicht der Fall. Er blieb ſeinem alten Charakter getreu, und war nicht aus der Rolle zu bringen, die er vorher geſpielt hatte.

Er blieb in dem kronprinzlichen Palais wohnen; er vermied allen Prunk, allen Glanz, er blieb populair wie vorher, ſein Hausetat wurde wenig vermehrt; er hütete ſich vor groſſen Geldausgaben, und ſammelte wieder, was ſein Vater verſchwendet hatte *). Er zeigte nicht auf die entfernteſte Weiſe eine Neigung zum zweyten Geſchlecht auf unerlaubten Wegen. Er haßte alles Hofceremoniel, und vermied, wo es möglich war, jede Gelegenheit, wo er den König in ſeiner Perſon zeigen mußte.

Er war nur im Cirkel ſeiner Familie und Freunde, eines Köckeritz u. ſ. w. vergnügt, hielt aber ſtrenge auf Ordnung im Cabinet, ſo wie in ſeinem Hauſe.

---

*) Der König, ſagte er gleich anfangs, wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müſſen.

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß die Cabinetsglieder es nie wagen durften, dem König imponiren zu wollen; ſie mußten auf dem Wege der Ueberzeugung ihm beikommen. Und hatten ſie ein vorhandenes Geſetz für ihre Meinung anzuführen, ſo konnten ſie gewiß ſeyn, Friedrich Wilhelm werde es nicht antaſten; denn es war ſein feſter erklärter Wille, nach Geſetzen regieren zu wollen und ſie unverbrüchlich zu halten.

Wahrlich, wenn Friedrich Wilhelm III. unmittelbar auf Friedrich II. gefolgt wäre; wenn die franzöſiſche Revolution nicht den ganzen Continent in ihren Strudel mit hineinzuziehen gedroht; wenn dieſem jungen König ein Premierminiſter zur Seite geſtanden hätte, der in Friedrichs Geiſt fortgearbeitet, und mit dem Zeitalter fortgeſchritten wäre, die preußiſche Staatsverfaſſung wäre unauflösbar und die beſte geblieben, welche es je gab.

Unter den oben angeführten Umſtänden ging ſie ihrer Auflöſung, zwar nicht auf dem Wege der vorigen Regierung, aber doch auf einem andern entgegen.

Der König, ſo wie ſein Cabinet, iſt das humaneſte, welches nur je exiſtirt hat; man will alles durch Liebe ausrichten, und ergreift deshalb immer halbe Maaßregeln.

Die Nation iſt aber durch die vorige Regierung, durch die Revolutionswuth, durch den immer wüthender um ſich greifenden Luxus mit ſeinen Folgen, ſo ſehr verdorben worden, daß nur recht volle kräftige Maaßregeln ſie wieder in das rechte Gleis führen können.

Die Regierung handelt aber wie ein gefühlvoller ſentimentaler Arzt: Der Patient leidet am Krebsſchaden, es ſollten rechte derbe Schnitte in das geſunde Fleiſch verſetzt werden, um einen Stillſtand hervorzubringen; man ſetzt auch wohl das Meſſer an, der Patient ſchreyt aber gewaltig; nun wirft man das Meſſer weg, und legt lindernden Balſam auf, man klebt die Wunde zu, das Gift frißt unter ſich, und mit einem Male iſt der ganze Körper inficirt. So wird es dem preußiſchen Staate ergehen.

Man ſollte glauben, das reinſittliche, einfache, nüchterne Leben der königlichen Familie, die große Rechtlichkeit des Königs, ſeine grenzenloſe Güte, die Tugenden der Königin, das Muſterhafte im Betragen eines Köckeritz, eines Menken, hätten auf den Hof, auf die Reſidenz, auf die Provinzen wirken ſollen? Keineswegs!

Die Nation iſt ſchon zu ſehr verderben. Die Schlemmer in Berlin ſpotten über die Nüchternheit des Königs; ſie haſchen und ſuchen nach irgend einer Aeußerung des königlichen Ehepaars, ob nicht ein Funken von Unregelmäßigkeit in ihnen iſt, ob der König oder ſeine Gemahlin keine geheime Liebe nähren; ſie möchten vor Bosheit berſten, daß ſie auf dieſem Spiegel keinen Flecken finden können.

Die große Popularität Friedrich Wilhelms iſt ihnen zuwider; er ſoll ſich mit einer Glorie umgeben, er ſoll einen brillanten Hof halten, wo es etwas zu brudern, wo es Intriguen und Kabalen giebt, wo man etwas Neues erfährt. Das iſt der langweiligſte Hof, der Berliner, ſagen ſie, den es giebt, da fließt ein Tag wie der andre dahin; man möchte vor langer Weile ſterben.

In der Reſidenz hat man die phyſiſchen Genüſſe ſo verfeinert, daß das Leben bei Hofe damit recht grell abſticht.

Es giebt hier eine Menge von Leuten aus dem Militair- Civil- und Handlungsſtande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener beſucht, die Delicateſſen des Auslandes nach den verſchiedenen Jahreszeiten recht friſch verſchlungen, die feinſten Weine aus den heißen Zonen dabey genoſſen, um den Magen in Spannung zu erhalten.

Des Mittags nimmt man ein üppiges Mahl bei einem franzöſiſchen Koch ein, der jedem Gericht eine ſolche Würze zu geben weiß, daß es nur eine Vorbereitung und Anſpannung der Geſchmacksnerven für das nächſtfolgende ausmacht. Man verweilt dabei ſo lange, bis es Zeit iſt, ins Schauſpiel, zu einer Spiel- oder Theegeſellſchaft zu gehen.

Im Theater und bei den Thee's beſtellt man eine Zuſammenkunft mit verliebten Weibern, oder ſpinnt neue Liebesintriguen an; beim Spiel ſetzt man den höchſten Point aus, um entweder ſein Vermögen zu verdoppeln, oder zu verlieren. Gegen 10 oder 11 Uhr gehts in die Freudenhäuſer oder zum Liebchen.

Die Weiber ſind ſo verdorben, daß ſelbſt vornehme adliche Damen, eine F. v. C., ſich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Weiber und Mädchen von Stande an ſich ziehen, um ſie zu verführen, wobey ſie die Kunſt verſtehen, leichte Anſteckungen zu curiren, für Schwangerſchaften aber künſtliche Präſervative zu verkaufen.

Mancher Zirkel von ausſchweifenden Weibern von Stande vereinigen ſich auch wohl, und miethen ein meublirtes Quartier in Compagnie, wohin ſie ihre Liebhaber beſtellen, und ohne Zwang Bachanale und Orgien feyern, die ſelbſt dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu geweſen wären.

Du findeſt oft in den erſten H***häuſern noch wahre Veſtalinnen gegen manche vornehme berliner Dame, die im Publiko als Tonangeberin figurirt.

Es giebt vornehme Weiber in Berlin (eine G. K***), die ſich nicht ſchämen, im Schauſpielhauſe auf der H***bank zu ſitzen, ſich hier Galane zu verſchaffen, und mit ihnen zu Hauſe zu gehn.

Ich mag Dir dies Bild nicht noch mehr ausmahlen, Du würdeſt nicht glauben, daß es wirklich ſo iſt, und daß meine Phantaſie mich täuſchte.

Da Berlin der Centralpunkt der preußiſchen Monarchie iſt, von wo alles Böſe und Gute über die Provinzen ſich ausgießt, ſo hat ſich jene Verdorbenheit auch dort nach und nach ausgebreitet.

Die Herbſtmanövers und die Revüen ziehen aus allen Garniſonen viele Officiere nach Berlin; vom Civile kommen die Referendarien zum großen Examen hierher; die Aerzte müſſen hier, ſo wie die Baubedienten, ihren Curſum machen; mancher reiche Jüngling eilt des Vergnügens wegen hierher, ſo daß eine Sammlung vieler Provinzialiſten ſich hier befindet, die ſich nur zu leicht in die Geheimniſſe der berlinſchen Freuden einweihn laſſen, darin theils untergehn, theils das Gift mit zu Hauſe nehmen, und es hier ihren Umgebungen einimpfen.

Das Verderben der Sitten hat ſich auf dieſe Weiſe allen Ständen mitgetheilt. Der Officierſtand, der, ſchon früher ganz dem Müſſiggange hingegeben, den Wiſſenſchaften entfremdet war, hat es am weiteſten unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten alles mit Füßen, dieſe privilegirten Störenfriede, was ſonſt heilig genannt wurde, Religion: eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit der Alten. Ihre Weiber ſelbſt ſind unter ihnen Gemeinguth geworden, die ſie verkaufen und vertauſchen, und ſich wechſelsweiſe verführen. Das bis zur tiefſten Niedrigkeit geſunkene zweyte Geſchlecht läuft in der Reſidenz, ſo wie in den Provinzialſtädten, nur dieſen jungen Müſſiggängern nach, bei denen ſie kräftige Befriedigung ihrer Geilheit erwarten, ſehr oft aber nur erſchlaffte Muskeln finden, denen man durch angezwängte knappe Kleidung, durch wattirte Hoſen und falſche Waden ein Anſehn zu geben wußte.

Kein ehrlicher Bürgersmann, kein ſolider Civiliſt kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht ſchon verunreinigt hätten, oder wenn ſie unſchuldig in den Eheſtand trat, nicht zu beflecken verſuchten. Dieſe entnervten, an Seele und Leib befleckten jungen Greiſe! wie wollen ſie die Strapatzen des Kriegs aushalten, ſie, die kaum im Stande ſind, die kleinſte Reiſe zu Fuße zu machen, oder das Geringſte vorzunehmen, was Anſtrengung koſtet? Ich kenne ehrenvolle Ausnahmen; Es iſt die Minorität.

Selbſt der Bauernſtand iſt durch den Luxus verdorben worden: der Hurerey und Völlerey, dem Spiel und allen Laſtern ergeben; er achtet keiner Sittenlehren ſeines Pfarrers mehr, die Geſetze ſind ihm zum Gelächter geworden, alle Bande, die das Volk feſſelten, ſind aufgelöſt.

Einer ſo verderbenen Nation, in der weder Vaterlandsliebe, noch Induſtrie, noch häuslicher Fleiß mehr zu finden, worin nur Genußliebe, Egoism und Geldgier anzutreffen iſt, um jene zu befriedigen, für die war der ſanfte, gutmüthige, rechtliche Friedrich Wilhelm III. nicht zum König geſchaffen.

Er, der rechtſchaffenſte Mann in ſeinem Staate, von einer Brut umgeben, die keine einzige Tugend kennt, wie wäre er fähig, ſie durch Liebe, durch ſanfte Geſetze zu zügeln? Nein! Ein Deſpot ohne Gleichen mußte auf Friedrich Wilhelm II. folgen, um dies Geſchmeiß zu regieren. Wenige, aber ſtrenge Geſetze mußten mit unerbittlicher Strenge ausgeführt, die Hälfte des Civils fortgejagt, die andere Hälfte zweckmäßiger beſchäftigt werden.

Das Militair mußte täglich in Uebung erhalten, alle unwiſſende und faule Officiere caſſirt, und den andern angedeutet werden, daß nur Kenntniſſe im Fach ſie zum Ziele führen könne.

Krieg mußte entſtehn, um ſo viele alte Krüppel und Friedensgenerale zu entfernen, die nur in den Kamaſchen-Dienſt eingeweiht waren, und mit einem martialiſchen Geſicht in der Garniſon die Parole auszugeben verſtanden, ihren Bauch aufgeſchwemmt hatten, und ihre vom Podagra angelaufenen Füße mit ſich herum ſchleppten.

Krieg mußte Jahre lang die Armee von ſo vielen halbverfaulten jungen Greiſen reinigen, die ihre Leichname nur in bunte Lappen zu ſtecken verſtanden, keine Idee vom Kriegsweſen hatten, und bei der erſten Campagne wie die Fliegen hinfallen würden.

Krieg mußte entſtehen, um in der Armee die Genies und kräftigen Jünglinge empor zu bringen, die in dem bisherigen Schlamm ſonſt erſtickt wären.

Die jetzige preußiſche Armee iſt die des Hannibals in Capua. Von ihr erwarte ich nichts! Sie hat von auſſen viel Schimmer, blendendes, lackirtes Weſen; dahinter iſt wurmſtichiges Holz.

Neunzehnter Brief.

Berlin 1800.

Friedrich Wilhelm III. liebt den Krieg nicht. Die Folgen des zwecklos angefangenen Rheinkrieges, der unglückliche Feldzug in Pohlen, mögen dazu viel beigetragen haben; mehr aber noch der völlig ausgeleerte Schatz, den er wieder anzufüllen beabſichtigte, und das Unglück, welches Oeſtreich durch ſeine ſtets unglücklichen Feldzüge über ſeine Staaten gebracht hat.

Es befand ſich auch eine ſtarke Parthey bei Hofe, die den franzöſiſchen Waffen den glücklichſten Erfolg wünſchte, und die noch immer von Volksregierung beſeelt wurde. Man ſah auch nur im Allgemeinen in Oeſtreich den Feind Preußens, nie in den Franzoſen, und hielt es für den Staat vortheilhaft, daß jenes Reich geſchwächt wurde.

Der König wählte demnach das Neutralitätsſyſtem, indem er, ſo wie ſein Miniſterium, überzeugt war, daß es keiner wagen würde, ſolches zu verletzen, und daß Preußen mächtig genug ſey, jeden Angriff abzuwehren. Deshalb wurde im vorigen Jahre eine Allianz gegen Frankreich abgelehnt, wo man bei Suwarovs Siegen, durch eine Diverſion in den Niederlanden, dieſe Provinzen hätte erobern können.

Ich kann dieſem Syſtem nicht meinen Beyfall geben, theils weil es an und für ſich nichts taugt, theils weil man keine energiſchen Mittel anwendet, um es aufrecht zu erhalten.

Das Syſtem der Erhaltung des Gleichgewichtes iſt ſeit der Theilung von Pohlen, ſeit den Eroberungen Frankreichs, ſeit dem alles drückenden Seedeſpotism der Engländer, vernichtet. Kein Staat geht mehr davon aus, ein jeder greift zu, und die kleinen Staaten ſind herrenlos die ſichere Beute des mächtigen Nachbars geworden. Wie kann ein Staat in dieſem allgemeinen Wirrwar, wo keine Regel, kein auf Rechtlichkeit gegründetes Princip, kein Tractat, keine Garantie, kein gegebenes Wort etwas mehr gilt, noch bei dem alten Syſtem beharren? Staaten ſind keine Privatperſonen, die gewiſſe Regeln in Rückſicht ihres gegenſeitigen Eigenthums befolgen müßten, da ſie einen Richter haben. Es iſt kein Tribunal [illegible]handen, welches die Streitigkeiten unter den Mächten entſcheiden, und ſeinen Sentenzen Nachdruck geben könnte.

Preußen mußte alſo, wo alles nach Vergrößerung ſtrebt, mit zulangen, und ſeine Macht über die ſeiner geographiſchen Lage entſprechenden kleinern benachbarten Staaten, Sachſen, Heſſen, Hannover und andere ausdehnen. Es hat im vorigen Jahre dazu die beſte Gelegenheit vorbei gehen laſſen.

Fragt man: Ob Preußen die engliſche oder franzöſiſche Parthey ergreifen ſolle? ſo werde ich für die letztere entſcheiden.

Preußen kann, ſo wie Frankreich, nur daran gelegen ſeyn, Englands Handelsmonopol zu vernichten, da dadurch alle Induſtrie und jede Entwickelung im Innern gehemmt und gelähmt wird. Ein gleiches Intereſſe verbindet daher beide Nationen ſo lange, bis England fällt.

Auf der andern Seite muß beiden Staaten daran gelegen ſeyn, ſich gegen den Coloß im Norden anzuſtämmen, daß er den Süden nicht erdrückt.

Alle Menſchen beſeelt der Trieb nach mehrern phyſiſchen Genüſſen. Da der Süden dieſen mehr befriedigt, wie der Norden, ſo haben die wilden Völkerſtämme des Nordens, wie die Geſchichte beweiſt, immer nach dem Süden geſtrebt und ihn zu überſchwemmen geſucht. Daß Rußland von Peter I. an es beabſichtigt hat, beweiſen ſeine Eroberungen in Schweden, Pohlen und der Türkey.

Inſofern die Continental-Mächte ſtets Frankreich ſeit 1792 angefeindet haben, war dieſer Krieg von Seiten Oeſtreichs und Preußens höchſt unpolitiſch; von Seiten Rußlands war nur der Operationsplan falſch.

Indem Paul ſeine Truppen durch fremde Länder viele hundert Meilen weit ſchickte, um Frankreich an ſeinen Grenzen anzugreifen, that er einen großen Sprung, der zu nichts führte, als daß er ihm ſeine beſten Truppen koſtete.

Paul mußte dem Syſtem Catharinens treu bleiben, Oeſtreich und Preußen, ſo wie Italien, gegen Frankreich aufhetzen, und unterdeſſen über die Türken und Perſer herfallen, und ſeine Macht hier ausdehnen. Dann ging er Schritt vor Schritt, und wenn er Griechenland beſaß, konnte er mit Nachdruck auf Italien wirken.

Preußens Neutralitätsſyſtem enthielt demnach das Bekenntniß ſeiner Schwäche. Für ſich richtete es dadurch gar nichts aus, bei den Nachbarn verlor es die Achtung, und indem es ſich auf beiden Achſeln trug, wurde es von allen gehaßt, und ſank täglich mehr zur Nullität herab.

Friedrich Wilhelm mußte ſchon 1798 zu den Waffen greifen und ſeine ganze Armee mobil machen, Sachſen, Heſſen und Hannover, ſo wie die Küſten der Oſt- und Nordſee beſetzen, jene Mächte aber innigſt mit ſich vereinigen.

Es mußte Oeſtreich und Rußland mit Krieg bedrohen, England mit der Wegnahme Hannovers, um zu einem allgemeinen Frieden zu gelangen, der Frankreich ſeine Colonien, ſeine Handlung, ſeine Marine wieder gab, Holland reſtituirte, und eine Beſetzung dieſes Staats und die Wiedereinführung des Erbſtatthalters zuließ.

Frankreich würde mit beyden Händen dieſe Bedingungen angenommen haben.

Wollten die Alliirten nicht, ſo verband Preußen ſeine 200000 Mann mit den franzöſiſchen Truppen, ſchloß den Englän[illegible]n alle Häfen, vernichtete ihren Einfluß in den Hanſeſtädten, und auf den Meſſen in Leipzig, Frankfurt und Braunſchweig, verkaufte ihnen weder Weitzen noch Holz, und nahm Hannover in Beſitz.

Unterdeß die Ruſſen in Italien waren, nahm es Curland weg, und ſchloß auch hier den Engländern die Häfen; Oeſtreich brachte es um Böhmen und Mähren, und ſetzte ſich in den Veſtungen dieſer Provinzen feſt.

Auf dieſe Weiſe nahmen wir Theil an den franzöſiſchen Eroberungen, und unſer verwöhntes Militair würde von den Franzoſen das neue Kriegsſyſtem gelernt haben.

Das unglückliche Neutralitätsſyſtem iſt die Frucht der Eiferſucht zwiſchen dem Adel und dem dritten Stande. Jener wünſchte theils aus Perſönlichkeit, theils weil er ſeine rohen Produkte theuer an die Engländer verkauft, einen Krieg gegen Frankreich; dieſer, aus der induſtriöſen und literariſchen Claſſe beſtehend, wünſchte eine Allianz mit Frankreich; die Regierung, ſtets von beyden Partheyen angegangen, ſchlägt den Mittelweg ein, und bleibt neutral. Wollte man aber wenigſtens doch dieſer Neutralität Nachdruck geben!

Das ſtehende Heer, bei ſeiner durch den langen Frieden erfolgten Erſchlaffung, dürfte dazu nicht hinlänglich ſeyn.

Zuerſt ſollte man an beſſere Befeſtigung der Grenzen denken, wenigſtens diejenigen Feſtungen, die ſchon vorhanden ſind, in Vertheidigungsſtand ſetzen; dafür geſchieht wenig oder nichts; man ſcheut die Mittel, (Koſten) und muß doch den Zweck wollen. Weſel, ſo wie es iſt, kann ſich nicht acht Tage halten, und könnte unüberwindlich gemacht werden. An der Weſer haben wir gar keine Feſtung. An der Elbe iſt Magdeburg verfallen. Spandau, von der Natur zur Feſtung beſtimmt, iſt nur für die Staatsgefangenen beſtimmt. An der Oder iſt Stettin nicht mehr haltbar, Cüſtrin vernachläſſigt, und Glogau zu klein. Alle Feſtungen an der ruſſiſchen Grenze wollen wenig bedeuten, nur gegen Oeſtreich hat man Schleſien geſichert.

Die Idee des Fürſtenbundes, von Friedrich aufgeſtellt, hat man aufgegeben, ungeachtet der Zeitpunkt eingetreten iſt, ihr Realität zu geben.

Das Land iſt voll von Waffenfähigen, aus denen man eine Landmiliz bilden möchte, die das Innere ſchützen könnte, wenn die Armee nach außen wirkte, und die auf alle Fälle eine Reſerve bildete.

Die Franzoſen haben uns an Maynz gezeigt, wie man Feſtungen anlegen muß, und ihre Nationalgarden haben unſre Kerntruppen geſchlagen.

Dieſe Erfahrungen ſind für uns ohne Nutzen geweſen. Wir tappen im Finſtern, und ſtützen uns auf ſchwache Hoffnungen. Wir ſind ſtolz auf die Thaten Friedrichs, und vegetiren nur in ſeinem Nachruhm! Sein Geiſt iſt von uns gewichen. Wir wollen noch die alten Preußen ſeyn, und vernachläſſigen ſeine Grundſätze. Wir vergeſſen ganz, daß ſein Geiſt, der preußiſchen Nation mitgetheilt, nur die Wunder hervorbrachte, die Europa in Erſtaunen ſetzten, und daß jetzt, wo er von ihr gewichen iſt, der alte Schlaf wieder eintritt, der eine allgemeine Abſpannung zur Folge haben wird.

Geſetzt, Frankreich wäre durch unſere Hülfe noch mächtiger geworden, wie es ſchon iſt, ſo vermehrten wir auch unſre Kräfte, und welch Intereſſe konnte dieſer Staat wohl haben, Preußen zu unterdrücken? Dies könnte nie ein anderes ſeyn, als uns durch Kanonen unſerm eignen Intereſſe entgegen zu führen, und uns Wohlthaten aufzudringen.

Zwanzigſter Brief.

Berlin 1800.

Menken hat, wie Du ſchon weißt, reſignirt; durch ſein Syſtem wurde bald eine Oppoſition im Militair erzeugt. Der General Rüchel, ein feuriger Mann, ganz von dem hohen Werth des preußiſchen Militairs eingenommen, und von ſeiner nothwendigen Erhaltung überzeugt, wollte alle Exemtionen ſo mancher Privilegirten vom Soldatenſtande vernichten. Menken opponirte ſich, von dem Grundſatze ausgehend, daß Privilegia zu ſchützen wären, und der König entſchied für ſeine Meynung.

Rüchel hatte ganz Recht: Dieſe Exemtionen ſind eine wahre Peſt, und beruhen auf einem ungerechten Fundament. Der Staatschef iſt da, um eine Form, die allgemein als unpaſſend anerkannt iſt, zu zerſchlagen.

Rüchel iſt aber kein Mann für den König; er fährt durch und fällt mit der Thüre ins Haus. Der ſanfte Menken behandelt den König mit großer Beſcheidenheit. Er mußte daher ſiegen, beſonders da es im Charakter des Königs liegt, keine Privatrechte anzutaſten.

Der König fragte Menken, wen er an ſeine Stelle zu ſetzen für fähig hielte. Er nannte den G. F. R. Borſtende, den G. F. R. Goßlar, den K. G. R. Beym. Der König fragte, wer der Rechtſchaffenſte unter dieſen ſey: Menken ſagte: Beym, und ſo wurde dieſer Cabinetsrath.

Beym war auf der Univerſität in Halle als ein Menſch von Kopf und Talenten bekannt; er war damals ſchon ein Verehrer des Demokratiſm, und wie er während der vorigen Regierung ſeine Carriere beim Kammergericht machte, da gehörte er zu der Oppoſitionsparthey, und war mit Menken von der franzöſiſchen Revolution enthuſiaſmirt. Er heyrathete eine reiche Frau, die ſein Glück begründete, weshalb die Dankbarkeit ihn zu ihrem Sklaven machte, und die daher Einfluß auf ihn erhielt.

Man hält ihn durchgehends für einen rechtſchaffenen, talentvollen, energiſchen Mann, der beſonders feſt in ſeinen Grundſätzen iſt, und ein herrliches Gemüth beſitzt. Er blieb ſtets der Freund ſeiner Freunde, und dies erſtreckte ſich ſogar auf die academiſchen Brüder, die ſo mancher andere im Strudel des bürgerlichen Geſchäftslebens zu vergeſſen pflegt.

Für ſeinen jetzigen Poſten paßt er nur deshalb nicht, weil er zu ſehr an der juriſtiſchen Form kleben, und alle Sachen durch die Brille des Landrechts anſehen wird. Seine Freunde meynen aber, er werde ſich bald in das Weſen ſeines jetzigen Poſtens einarbeiten. Gewiß iſt es, daß er einen großen Einfluß erhalten, und der König ſich ihm ganz hingeben wird, denn ſein Vortrag iſt blühend, alles umfaſſend, daher überzeugend; ſeine Motiven ſind ſtets aus der Rechtlichkeit entlehnt, die ſo ganz das reine Herz des Königs durchglüht.

Beym muß nach ſeinen Grundſätzen den Adel und alle Ausflüſſe der Feudalariſtocratie haſſen; er wird auf ihre Vernichtung hinwirken, daher bald mit dem Adel, mit dem Miniſterio, mit dem Militair in Oppoſition treten.

Er kann nicht anders, als für das franzöſiſche Syſtem ſeyn, es wird alſo die preußiſche Politik im alten Gleiſe fortgehn.

Ein und zwanzigſter Brief.

Berlin 1801.

Ein Theil der preußiſchen Armee wurde mobil gemacht, weil man ſich auf einen Krieg mit Rußland vorbereiten wollte. Die Veranlaſſung war folgende: Nachdem der erſte Conſul der Franzoſen, der glückliche ſtets ſiegreiche Bonaparte, nach der Schlacht bei Marengo, mit Paul I. Kaiſer von Rußland ſich verſtändigt hatte, *) dieſer ſeine Armee zurück berief, und völlig überzeugt war, der engliſche Handlungsgeiſt, der auf die Welt einen deſpotiſchen Einfluß äußert, müſſe auch auf Rußlands Handel und Schiffahrt nachtheilig wirken **), dem England ſeine rohen Produkte gegen die Fabrikate ſeines Kunſtfleißes mit einem jährigen Verluſt überläßt, ſo ſchloß er Traktaten, um das engliſche willkührliche Seerecht zu vernichten, und Preußen zum Beitritt zu zwingen, inſofern es nicht beitreten wollte. Da wir aber unſer Neutralitätsſyſtem nicht aufgeben wollten, ſo war der Krieg entſchieden, wenn die ruſſiſchen Großen nicht ihren Kaiſer aus der Welt geſchaft hätten ***). Indem ſie das thaten, handelten ſie conſequent, in Hinſicht ihrer Kaſte und deren Privilegien. —

---

*) S. Note C. im Anhange.

**) S. Note D. ib.

***) S. Note E. ib.

Die Feudalariſtocratie wird es immer mit England halten, weil es den Guthsbeſitzern ihre rohen Produkte, durch lebendige Ackerinſtrumente erzeugt (ihre Bauern), abkauft. Sie werden ſtets das Fabrikenſyſtem und die Indûſtrie herabſetzen, weil dadurch die Städte und der dritte Stand gehoben wird, welche ihnen endlich den Untergang bringen.

Sobald Paul ſich daher zu Frankreich hinüber neigte, und das wahre Intereſſe Rußlands durchſchaute, mußte er fallen *).

Wie ſoll wohl je aus der ruſſiſchen Marine, aus dem Handel und der Indûſtrie in dieſem Staate, etwas werden, ſo lange England auf dem Meere dominirt? **)

Mit Pauls Fall trat die engliſche Parthie in Rußland wieder in ihre alten Rechte, und Preußen war von einem Angriff befreyt, den es keineswegs wünſchte.

Die mobil gemachten Truppen wurden nun gebraucht, um die acquirirten Länder in Deutſchland zu beſetzen. Dieſe Acquiſitionen gewähren Preußen eine wahre Vergrößerung ſeiner Macht, da ſie ſeine zerriſſenen Staaten arrondiren, die Weſer und Elbe dominiren, und die weſtphäliſchen Provinzen mit den alten Provinzen vereinigen.

---

*) S. Note F. im Anhange.

**) S. Note G. ib.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Berlin 1802.

Die auswärtigen Angelegenheiten werden im alten Styl betrieben, und ſind noch immer mit Neutralität geſchwängert.

Der Chef dieſes Departements, Graf **Haugwitz**, wird verſchieden beurtheilt. Ich vermag nicht, über ihn abzuſprechen.

Gewiß iſt es, daß er in jüngern Jahren den Schwärmer machte, und ſich zum Pietismus neigte. Unter der vorigen Regierung gehörte er mit zum Roſenkreuzerorden, und jetzt ſcheint er dieſe Verirrungen des Geiſtes der früheren Zeit völlig aufgegeben zu haben; denn er genießt das Leben. Die Mehrſten, die ihn kennen, behaupten: Er habe viel Verſtand und Tournüre, und ſtehe ganz auf ſeinem Poſten.

Der Cabinetsrath **Lombard**, der auf den König in dieſem Departement den mehrſten Einfluß hat, war der Sohn eines Friſeurs aus der franzöſiſchen Colonie in Berlin.

Friedrich II. verlangte von Herrn **Gedicken** einen jungen Gymnaſiaſten für die Cabinetscanzley, der der franzöſiſchen Sprache mächtig wäre. Die Wahl fiel auf **Lombard**.

So kam er empor, und gab ſich unter der vorigen Regierung durch die Gräfin Lichtenau einen Schwung.

Er hatte ein angenehmes Aeußere, wußte den Freuden des Lebens Reiz zu geben, und hatte die franzöſiſche und deutſche Sprache in ſeiner Gewalt. Sein Vortrag war hinreißend, ſein Styl fließend; war es ein Wunder, daß er ſtieg?

Er verfolgte ſeine Laufbahn auch unter der jetzigen Regierung, knüpfte das Band der Freundſchaft mit Beym, ſo daß ihre Familien nur eine auszumachen ſchienen.

Man wollte dem erſten Conſul Bonaparte einen Chargé d'affaires nach Brüſſel entgegen ſchicken; hier fiel die Wahl auf Lombard. Er führte das Geſchäft glücklich aus, und wurde nach ſeiner Rückkehr mit königlicher Gnade überhäuft. Dies ging ſo weit, daß er als Bürgerlicher zur königlichen Tafel gezogen wurde, wo er die ganze Geſellſchaft unterhielt.

Man muß geſtehen, daß es dem Sohne eines Friſeurs Ehre macht, es ſo weit gebracht zu haben. Es kommt darauf an, ob er es auch verdient. Der Neid hat viele Fehler an ihm entdeckt, das war natürlich, um ſo mehr, da er auch nicht frey davon iſt.

Er iſt ein liebenswürdiger Roué, und da er ſtets das Leben genoſſen hat, ſo iſt ſein Körper hinfällig geworden.

Er ſcheint jetzt für alles Gute und Böſe gleichgültig geworden zu ſeyn, die Menſchen als Produkte anzuſehn, darauf nicht zu achten, ob ein Poſten gut oder ſchlecht beſetzt wird, und zu denken: Quilibet praesumitur malus!

Eine Partie Whiſt, die Geſellſchaft ſeiner Vertrauten und ein hübſches Mädchen ſind ihm lieber, als das Studium der Staatsverhältniſſe in Europa. Dennoch pflegt er das Beſte, was darüber herauskommt, zu leſen, und hängt dem franzöſiſchen Syſtem an, theils weil er Franzoſe iſt, theils weil jeder, der das preußiſche Staatsintereſſe begriffen hat, dafür eingenommen ſeyn muß.

Zu Bubenſtreichen, zur Verrätherey, Beſtechung u. ſ. w. halte ich dieſen Mann nicht fähig.

Drey und zwanzigſter Brief.

Berlin 1803.

So wenig, wie das Neutralitätsſyſtem, meiner Meinung nach, den Staat gegen Außen ſichern wird, ſo ſehr gewinnt doch das Innere durch die Segnungen des Friedens, ſtatt daß das ſüdliche Deutſchland, beſonders Oeſtreich, immer mehr in Verfall geräth.

Die Schulden, welche die vorige Regierung contrahirt hatte, und die des Königs von Pohlen, welche Preußen übernommen hat, ſind mit 16 Millionen durch eine Finanzoperation bezahlt. Struenſee eröffnete von Seiten der Seehandlungscompagnie eine Anleihe, und mit dem erborgten Gelde kaufte er jene Papiere auf.

Der C. R. Beym hat den Einfluß, welchen Menken dieſer letzten Inſtanz in Civilſachen auf die übrigen Behörden zu verſchaffen wußte, noch verſtärkt. Die Menge von Sachen, die aber dadurch hierher gezogen wurden, und die dieſe Behörde in ein Collegium verwandelt, und die Anſetzung mehrerer Mitglieder nöthig gemacht haben würde, welches Beym nicht conveniren konnte, haben es bewirkt, daß die Cabinetsordres kürzer geworden ſind, und daß eine Verfügung erlaſſen wurde, wornach Niemand die verſchiedenen Inſtanzen vorbei gehn darf, wenn er ſich an das Cabinet wenden will.

Die Miniſter müſſen aber alle Monate einen Generalbericht von allen Begebenheiten dem Könige erſtatten, die in ihrem Departemente Intereſſe gewährten.

Wenn auch nichts gegen dieſe Geſchäftsführung einzuwenden wäre, ſo tadle ich es doch, daß ſowohl Menken, als Beym, ſich nicht zu Miniſtern des Innern erheben ließen, von denen der Impuls auf alle übrigen Behörden ausging. Sie mußten zugleich Präſidenten des Generaldirectoriums werden, um hier eine Allgemeinheit zu bewirken.

Das Cabinet wäre dadurch für ſeine Operationen verantwortlich geworden, und der Antagonismus, der jetzt unter den Miniſtern und dem Cabinet exiſtirt, hätte aufgehört. Zugleich mußte Beym in den Adelſtand erhoben werden, da dieſer Stand bis jetzt noch, nach dem allgemeinen Landrecht, der erſte im Staate iſt, und nur nach und nach aus der Welt geſchafft werden kann.

Wie viele Cabalen, Intriguen und Verdrehungen der königlichen Befehle wären dadurch vermieden worden?

Das Generaldirectorium hat zwar noch keine Allgemeinheit in ſeine Verfügungen gebracht, und es exiſtirt unter dieſem Schilde immer noch eine Bürokratie; man kann aber nicht in Abrede ſtellen, daß die verſchiedenen Departements, wenn auch nach verſchiedenen Grundſätzen, dennoch gut verwaltet werden.

Der Miniſter Voß, der ſämmtliche Marken, Pommern und Südpreußen zu ſeinem Departement erhalten, und viel mit ſeinen Privatſachen zu thun hat, wird durch zwey Männer unterſtützt, denen es weder an Verſtande und Talenten, noch an Energie fehlt; Klavig und Borſtende.

Hardenberg, der die fränkiſchen Provinzen, Weſtphalen und Niederſachſen dirigirt, iſt unter allen Miniſtern in Berlin der humanſte, gegen ſeine Officianten der höflichſte, dabey ein Mann von außerordentlichen Talenten und vielem Feuer. Er wird auch in politiſchen Dingen um Rath gefragt, und iſt engliſch geſinnt. Kommt es daher, daß er in Hannover ehemals angeſtellt war, und in England lebte, oder iſt es Patriotiſmus, der ihn anfeuert, zu wünſchen: Preußen möge unter den Continental-Mächten ſeinen alten Rang behaupten, und ſich daher Frankreich entgegenſtellen; das weiß ich nicht. Gewiß iſt es aber, daß er aus Ueberzeugung, aus Grundſätzen dies Syſtem angenommen hat, und nicht durch gemeine Mittel dazu vermocht worden iſt.

Der Miniſter **Schröter** dirigirt außer Südpreußen die Provinzen jenſeits der Oder. Er war ehemals im Militair und beim Kriegscollegio placirt, wo er manche nützliche Einrichtungen machte.

Er gehörte mit zum Roſenkreuzerbunde, und hat einen Anſtrich von Schwärmerey; ſein Aeußeres iſt rauh und abſchreckend. Wer ihn genau kennt, lernt ihn ſchätzen.

Er will aufrichtig das Gute, und ſucht es mit Energie durchzuſetzen. Er thut alles zur Cultivirung der Domainen in ſeinem Departement, woraus ſolches größten Theils beſteht; er iſt daher auch für das Agriculturſyſtem, für freye Ausfuhr und Handel, kurz für den Phyſiokratiſmus ſehr eingenommen. Er arbeitet mit allen Kräften daran, die Naturaldienſte aufzuheben, womit es ihm auch glückt. Im Caſſenweſen hat er die größte Ordnung eingeführt. Er hat tüchtige Gehülfen an Kleveno, Schön, Boſe und Mirus.

Struenſee habe ich Dir ſchon geſchildert.

Die merkwürdigſten unter den Miniſtern ſind Hoym und Schulenburg, beyde von Friedrich gewählt.

Hoym wird von vielen gehaßt, verläumdet, beneidet und öffentlich getadelt (conf. das ſchwarze Buch,) von andern gelobt, angebetet und geliebt. Er wird nach ſeinem Tode erſt gewürdigt werden.

Soll man an den Früchten den Baum erkennen, und an den Thaten den Mann, ſo hätten ſeine Lobredner Recht; denn Schleſien iſt die blühendſte Provinz des preußiſchen Staats; dies hat in folgendem ſeinen Grund:

Schleſien iſt ſeit 1740, unabhängig vom Generaldirectorio in Berlin, regiert worden, und konnte daher durch eigne Kraft ſich ausbilden und erheben. Die Regierung war ſtets in ſeiner Mitte, und konnte darauf ohne Weitläuftigkeit einwirken.

Wie Friedrich Schleſien eroberte, fand er ein ganz andres Land, ganz andre Menſchen, ganz andre örtliche Verhältniſſe, als er in den Marken, in Preußen, in Pommern verlaſſen hatte; er ſah ſehr bald ein, daß dort ganz andre Regierungs-Maaßregeln genommen werden müßten, wie hier. Er hatte dieſe Provinz erobert, es befanden ſich hier viele Katholiken und Anhänger der alten Regierung; er mußte alſo ſchonend mit der Nation umgehen, die er ſich unterwerfen wollte. Hieraus entſtanden die Beweggründe zu der eigenthümlichen Provinzialregierung, die ſich bis heute noch erhalten hat.

Die Natur hat Schleſien alles verliehen, was den phyſiſchen Genuß erhöhen kann, fruchtbaren Boden, hinreichende Weide, Ueberfluß an Holz und Mineralien, einen ſchiffbaren Strom und ein geſundes Clima.

Das Volk, ſarmatiſchen Urſprungs, wurde ſchon in alten Zeiten, an den ſüdlichen Ufern der Oder, durch herübergekommene Deutſche vermiſcht, welche ſich anſiedelten und die rohen Producte, die der Boden in Ueberfluß hervorbrachte, zum Genuß verarbeiteten und geſchickter machten.

Die Induſtrie wurde daher hier bald einheimiſch, die Bevölkerung nahm zu, es entſtanden eine Menge Städte und ein richtiges Verhältniß zwiſchen rohen Producenten, Conſumenten und Fabrikanten. Was im Lande nicht von den in Menge erzeugten Fabrikaten verbraucht wurde, das ging in das nahe Pohlen und auf der Oder ins Ausland, von wo der Zufluß an Gelde immer mehr zunahm.

Es wurden dadurch Deutſche, beſonders Proteſtanten, hereingezogen, denen Carl XII. vor hundert Jahren die freye Ausübung ihrer Religion verſchaffte.

Hätte die öſtreichiſche Regierung, durch den Katholicism verleitet, nicht ſtets auf die ſchleſiſchen Proteſtanten nachtheilig eingewirkt, ſo würde der Wohlſtand des Landes noch größer geweſen ſeyn, wie Friedrich als Eroberer erſchien.

Die größere Aufklärung und Cultur war immer im Gefolge der Induſtrie, welche Städte erbaute, und den dritten Stand emporhob; ſie läßt ſich hier ſtets eher nieder, als da, wo der Ackerbau nur wenige Herren und viele Zeloten erzeugt; ſie knüpft mit dem Auslande eher Verbindungen an und erweitert den Ideenkreis, als da, wo der Bauer nur ſeinen Acker kennt, und kaum das nächſte Dorf aufzufinden weiß.

Durch Induſtrie entwickelt ſich der Geiſt ſchneller, ſie giebt ihm einen höhern Schwung, wie der Ackerbau, und ſie iſt ſtets das Grab des Feudalism.

Durch die vom Adel unabhängigen Städte erhält der Bürger ein Gegengewicht, und er wird außer Stand geſetzt, was außer ihm iſt, ſeinem Egoism zu opfern.

Es entſteht im Verkauf der rohen Producte im Innern unter dem Grundherrn und Bauern eine größere Gleichheit, wo die Städte die Nachfrage erhöhen, als da, wo der Grundherr allein in großer Entfernung die rohen Producte dem Ausländer verkauft, und der Bauer ſeine eignen Erzeugniſſe entweder ſelbſt conſumiren, oder dem Herrn überlaſſen muß. Der Bauernſtand war daher ſelbſt in Schleſien wohlhabender, wie in der Nachbarſchaft, und aus ſeiner Wohlhabenheit ging nach und nach ſeine größere Freyheit und Selbſtſtändigkeit hervor.

Das, was Friedrich in den übrigen Provinzen erzwingen, wo er immer von Seiten der Regierung Beyſpielsweiſe voran gehn mußte, das fand er ſchon in Schleſien erzeugt: Induſtrie und Kunſtfleiß!

Wenn er in den alten Provinzen das durch den Feudalism in tiefen Schlaf und Apathie verſunkene Volk aufwecken mußte, ſo fand er es in Schleſien munter und wach, und in reger Thätigkeit.

In den alten Provinzen mußte er alles neu aufbauen; in Schleſien durfte er nur nachhelfen, den Reiz erhöhen.

Es war daher ſehr natürlich, daß Schleſien ſeine Puppe wurde. Es war begreiflich, daß er hier die Regierung aus der Nation ſelbſt hervorgehen ließ, und ſich nur an die Spitze ſtellte. Es war conſequent, daß cultivirtere, induſtriöſere Volk, deſſen Regierung er erobert hatte, nicht den dümmeren, ſchläfrigen, gröberen Brandenburgern unterzuordnen. Schleſien erhielt daher gleich ſeine eigne, ganz von der Reſidenz unabhängige Regierung.

Es wurde ein eigner Finanzminiſter für dieſe Provinz angeſetzt, der nur vom Könige abhing, und ihm allein verantwortlich war. Die Collegia und Unterbehörden wurden zwar der Form nach denen im alten Lande gleich organiſirt, jedoch größtentheils durch Eingebohrne beſetzt. Die Richtſchnur für ihr Wirken fanden dieſe Behörden in den Provinzialgeſetzen, Herkommen, Sitten und Verhältniſſen. Die Provinzialeinnahmen blieben zur Verwendung größtentheils im Lande, und nur der reine Ueberſchuß floß in den Schatz.

Nicht von Berlin, ſondern aus dem Büreau des ſchleſiſchen dirigirenden Miniſters gingen die Befehle und Reſcripte für die Nation hervor, und durch die Organe deſſelben, die Kammern in Glogau und Breslau.

Schneller war hier das Triebwerk der Regierungsmaſchine an Ort und Stelle, als wenn es ſeinen Umſchwung erſt von Berlin aus hätte erhalten ſollen.

Auf dieſe Weiſe konnte das Wohl der Provinz nicht dem der hungrigen ſandigen Marken geopfert werden. Sie erhielt ihre Nahrung durch ſich ſelbſt, und nur der Ueberfluß ging nach Berlin zur Verherrlichung der Monarchie.

Friedrich mußte demnach eine ſehr weiſe Wahl treffen, indem er Schleſien einen einzigen Miniſter und Landesverweſer gab, der ihn repräſentirte. Sie fiel zuerſt auf Münchow, dann auf Schlaberndorf, endlich auf Hoym. Der Erſtere regierte nicht lange, der Zweyte begründete Schleſiens Wohlſtand, und half es zum drittenmale erobern, indem er dem Sieger Friedrich in die Hand arbeitete, ſeine Pläne oft errieth. Er war ein weiſer kraftvoller Mann.

Schlaberndorf bildete Hoym, der bei der Breslauiſchen Kammer von unten auf diente, und er ſoll dem König auf dieſen, von der Natur reichlich ausgeſtatteten Kopf aufmerkſam gemacht haben.

Friedrich prüfte ihn durch ſchwierige Aufgaben, durch Commiſſionen in Preußen, durch das ihm übertragene Präſidium in Cleve, und ernannte ihn 1769 zum Miniſter von Schleſien.

Wenige Menſchen haben von der Natur ein ſo gefälliges Äußere erhalten, wie Hoym. Wenige können ſeiner Anmuth widerſtehen, am wenigſten das zweyte Geſchlecht, deſſen Verehrer er ſtets war, und auf welches er ſelbſt im Alter noch Eindruck macht. Dies macht man ihm zum Vorwurf, und ſagt doch zugleich, daß er ein böſes Herz habe, welches, meiner Meynung nach, in der Regel ein Widerſpruch iſt.

Unter der Regierung Friedrichs war Hoym ganz ſein Organ; niemand wußte beſſer die großen Plane des Königs zur fortſchreitenden Cultivirung der Provinz, der Localität anzupaſſen, und dem königlichen Willen zu begegnen, wie dieſe Miniſter.

Wie der König im Jahr 1785 die letzte Revüe in Schleſien hielt, ließ er den Miniſter Hoym kommen, und ſagte ihm:

„Lebe er wohl, er ſieht mich nicht wieder!“ Hoym widerſprach; der König fuhr fort:

„Laſſe er es gut ſeyn, ich werde ihm ſagen, wie es
„nach meinem Tode gehn wird: Es wird ein luſtiges
„Leben bei Hofe werden. Mein Neffe wird den Schatz
„verſchwenden, die Armee ausarten laſſen. Die H***
„werden regieren, und der Staat wird zu Grunde
„gehn. Dann trete er auf, und ſag er dem Könige:
„Das geht nicht, der Schatz iſt dem Lande, nicht Ih-
„nen; und wenn mein Neffe auffährt, dann ſag er
„ihm: ich habe es ſo befohlen; vielleicht hilft es, denn
„er hat kein böſes Herz. Hört er?

Hoym war ein zu großer Welt- und feiner Hofmann, als daß er dieſen Auftrag ausgerichtet hätte; und dann war er auch zu weiſe, als daß er nicht vorausgeſehen hätte: es werde wenig helfen, ihm aber ſchaden und außer Einfluß ſetzen.

Er ſah Friedrich Wilhelm mit andern Augen wie der König.

Bei der folgenden Regierung mußte Hoym alle Künſte, Intriguen, Geſchenke, kurz jedes Mittel anwenden, um dem Neide in Berlin Stillſchweigen zu gebieten, die Verläumdung verſtummen zu laſſen, ſich ſichere Nachrichten von jeder Cabale zu verſchaffen, und die Höflinge ſich dependent zu machen. Er mußte gezwungen oft Verfügungen erlaſſen, die man auf ſeine Rechnung ſchrieb, unterdeſſen ſie von Biſchofswerdern und andern Creaturen bei Hofe herrührten. Alles, was der Hof von ſeinen Helfershelfern, ſelbſt aus den Hefen des Volks, verſorgt wiſſen wollte, das aſſignirte man an den ſchleſiſchen Miniſter. Hätte Hoym ſich opponirt, ſo hörte er auf, Miniſter zu ſeyn; wollte er alſo Schleſiens Verfaſſung erhalten, ſo mußte er mit Anſtand nachgeben,

geben, manche königliche Befehle unſchädlich zu machen ſuchen, manche abwenden und anders auslegen.

Hoym beging einen Fehler, indem er Südpreußens Adminiſtration übernahm, wo nichts zu verbeſſern war, und wo jeder Miniſter ſeinen Ruf gefährdete. Er fand auch beinahe hier das Grab ſeines bürgerlichen Seyns; denn er wurde in die Verſchenkungen der Domainen hinein gezogen, gerieth mit Buchholz in Disharmonie, wurde denuncirt, und beinahe von Friedrich Wilhelm III. entfernt, wenn ſeine erſte Erſcheinung bei dem neuen Hofe, wo er alles durch ſeinen Esprit de conduite für ſich einzunehmen wußte, nicht einen guten Eindruck auf die Königin gemacht hätte, wodurch er alle ſeine zahlreichen Feinde demüthigte, die ſchon über ſeinen nahen Fall triumphirten. Er gab bloß Südpreußen ab, wozu er ſelbſt ſeinen Nachfolger vorſchlug, ſtudierte den neuen Hof, und war bald ſo initiirt, daß er ſich eine neue Miniſterialbahn vorzeichnete, worinn er nie untergehen wird. Ich übergehe die verſchiedenen öffentlich im Druck erſchienenen Schmähſchriften auf ihn; es ſind nichts weiter als Pfeile, die ſeine Feinde unter den Großen, durch bezahlte oder verleitete Schriftſteller auf ihn vergebens abdrücken ließen.

Daß Hoym ein Mann von Kopf, durch lange Erfahrung zum Miniſter von Schleſien recht eigentlich gebildet iſt, das können ſeine Feinde ſelbſt nicht abläugnen. Sie ſagen aber: Er hat ein ſchlechtes Herz, hält nicht, was er verſpricht; er iſt ein Sklave der Weiber und dergleichen.

In einem Miniſter ſoll man nur den Kopf, nicht das Herz tadeln; was hat dies mit der Regierung zu ſchaffen? Thatſachen dokumentiren es aber, daß Hoym manche, die ihm ſchadeten, ſchonte, und nicht unglücklich machte; das iſt genug, um zu beweiſen: daß ſein böſes Gemüth, wäre es ihm auch zu Theil worden, dem Verſtande nicht zuvorkam.

Kein Staatsmann hat es mehr in ſeiner Gewalt, bald den Miniſter, bald den Menſchen in ſich zu zeigen, wie Hoym. Ich glaube ſelbſt, daß der geſchickteſte Mahler zwey ſich ganz unähnliche Gemälde von ihm zeichnen würde, je nachdem er ihn in der einen oder andern Attitüde fand.

Er iſt gegen Fremde, ſelbſt gegen Officianten, die ſtets um ihn ſind, in ſeinen Familienzirkeln in Dyrenfurth oder auf der Reiſe, ganz anders, als wenn er in ſeiner Canzelley oder im Audienzzimmer ſich befindet. Ich glaube, daß dies der Klugheit eines Miniſters völlig angemeſſen iſt. Ich kenne andere, die dadurch, daß ſie den Miniſter in ihre Familie, in ihre Privatgeſchäfte mit hinüber nehmen, und die Form, welche dieſe Charge ihnen aufbürdet, bei Tiſche, in ihrer Schlafſtube, ja ich möchte ſagen, ſelbſt auf dem Nachtſtuhle nicht vernachläſſigen, ſich allen Menſchen verhaßt machen.

Der Miniſter Schulenburg.

Ein ganz eigentlicher Zögling Friedrichs des Großen. Seine Bildung und Beförderung ſind Dir bekannt. Sein Geſicht ſpricht ſchon den Verſtand und den Scharfſinn aus, der ihm eigen iſt; er iſt äußerſt affabel und human, und in Geſchäften ſchnell entſchloſſen, trifft bald den wahren Geſichtspunkt und die beſten Mittel zum Zweck.

Er iſt ein Freund des zweyten Geſchlechts.

Da er nicht wie Hoym bei der vorigen Regierung zu reſigniren, und ſich in ſo viele Falten einzuſchmiegen verſtand, oder zu ſtolz dazu war, verlor er ſeinen Einfluß. Dies war hinreichend, ihn bei der neuen Regierung zu accreditiren, und indem er dem König den Plan zur Generalcontrolle vorlegte, hätte er ihm einen ähnlichen zu einer, in ſeiner Perſon vereinigten Oberaufſicht aller Civilbehörden zeichnen laſſen, und ihm darüber ſelbſt wöchentlich Vortrag, die Cabinetsexpedienten aber zu ſeinen Subordinirten machen ſollen; dann war er Premierminiſter, den der Staat bedurfte. Er hatte alles, was dazu gehörte, Kopf, Repräſentation, Manier, Energie, Kenntniſſe, Vermögen und den Stand. Da er General war, konnte er auch dem Militair den erſten Impuls geben; eben ſo in der Politik. Der König hätte an ihm einen würdigen Lehrer gehabt, und wenn er ſtarb, hätte er ſeine Grundſätze gewiß befolgt. Niemand würde es gewagt haben, ihn zu ſtürzen, und der preußiſche Staat, unter dieſer Aegide bei dem guten Willen des Königs, konnte in der großen Criſis, worinn die europäiſchen Staaten zeither ſchwebten, zur größten Höhe der Vollkommenheit gedeyen.

Da er dies vernachläſſigte, entſtand die fatale Antipathie zwiſchen dem Cabinet und den Miniſtern, dem Militair und Civile, dem Adel und dem dritten Stande. Der Wein iſt dadurch in Gährung gerathen, und wird dem Faß den Boden zerſprengen.

Der Miniſter Schulenburg ſcheint jetzt von dem Grundſatz auszugehen, ſich nach und nach zurückzuziehen, da er ſeinen Einfluß täglich fallen, den des Cabinets ſteigen ſieht.

Man macht ihm zum Vorwurf, daß er den reichen Banquier Liebmann Meyer beſonders dadurch begünſtige, daß er ihn ungeheuer beim Poſtweſen und bei der Lotterie gewinnen laſſe.

So viel iſt gewiß, daß dieſer Mann ſich Reichthümer ſammelt; dies liegt aber in der Natur der Sache:

> Der Staat hat ihm große Entrepriſen überlaſſen, wozu eben ſo große Capitale erforderlich ſind. Er ſichert ſich dadurch die Etatsſummen; mag der Entrepreneur gewinnen. Wollte er dieſe Finanzzweige adminiſtriren laſſen, ſo würde er betrogen werden.

Unter Schulenburg arbeiten drey geſcheute und rechtſchaffene Männer: Schlaberndorf, Meyher und Willens.

Vier und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Hannover iſt von den Franzoſen beſetzt, das erſte Glied in der Kette der nordiſchen Fürſten geſprengt. Wie war es möglich, dies zuzulaſſen?

Das auswärtige Departement ſchläft, der Donner der Kanonen hat es an Preußens Grenzen nicht erweckt. Entweder mußte Preußen, mit Frankreich im Bunde, längſt England und allem, was ihm anhängt, den Krieg erklärt, und in Folge deſſen Hannover mit ſich vereinigt haben, oder es gegen Frankreich vertheidigen und das engliſche Syſtem adoptiren. Letzteres wäre unpolitiſch geweſen, und wird es ſtets bleiben, ſo lange England das erzwungene Seerecht nicht aufgiebt. Das ſchlechteſte Syſtem iſt aber noch beſſer, wie gar keins.

Bis hierher, und nicht weiter, konnte nur das Neutralitätsſyſtem extendirt werden. So wie Hannover, und dadurch das Herz des preußiſchen Staats, bedroht war, mußte man ſich zu einer Parthey bekennen, mit ihr ſiegen oder untergehn.

Indem dies nicht geſchehen iſt, hat Preußen ſeine Achtung vor ganz Europa, als Beſchützer des Nordens von Deutſchland verloren, und das Zutrauen der Fürſten, die hier ſeine natürlichen Alliirten ſind, iſt dahin.

Verloren ſind für Preußen alle Arten von Kriegsbedürfniſſen, an Soldaten, Geld, Kanonen, Munition, Gewehren und Pferden, welche Hannover in einem Kriege mit Frankreich gewähren konnte. Verloren und tournirt ſind alle weſtphäliſchen Provinzen, die dortigen Truppen, die Heſſen und Weſel durch die Beſetzung der Veſtungen an der Weſer, des Forts George und Lüneburgs. In zwey Eilmärſchen können die Franzoſen vor Magdeburgs verwahrloſten Wällen erſcheinen.

Was will man mit dieſer zugelaſſenen Beſetzung Hannovers andeuten? Hat England ſie nicht durch Preußen abwenden zu laſſen gewünſcht? Unterließ man ſie deshalb, weil ſie widerrechtlich geweſen wäre? Oder ſetzte man ein ſo gutes Zutrauen in die Franzoſen, daß man von ihnen glaubte, ſie würden den Preußen nichts zu Leide thun? Das iſt das Zutrauen eines Ehemanns, der ſeinem Freunde ſeine Frau ins Bett giebt, und ſo gutmüthig iſt, zu glauben, er werde ſie nicht benutzen.

Wenn zwey Privatperſonen eine Societät errichten, ihre Capitale zu gleichen Zwecken anwenden, wird es der Eine zugeben, daß der Andere in ſein Haus kommt, hier Befehle ertheilen, und über Küche, Keller, Garten und Feld diſponiren will? Eben ſo wenig konnte Preußen (auf die natürlichſte Weiſe von der Welt mit Frankreich zu einem Zweck vereint: England zu demüthigen,) es zugeben, daß dieſer Staat Hannover beſetzte, und es vielleicht Preußen wieder überlaſſen wird, wenn es ausgeſogen iſt.

Der Oberconſul iſt dadurch mit den Schwächen unſers Cabinets völlig vertraut geworden. Aus dieſer zugelaſſenen Beſetzung Hannovers wird er Erfahrungen ziehen, die ihn vermögen werden, Preußen mit verächtlichen Augen anzuſehen.

Haugwitz iſt entfernt, die böſe Welt ſagt: Er habe zu lange geſchlafen, und nie vor Mittag Audienz gegeben.

Wahr iſts, daß er mit ſeinen Finanzen brouillirt iſt.

Hardenberg hat ſeine Stelle. Ob der feurige Charakter dieſes Mannes das Neutralitätsſyſtem lange gut heißen wird, das bezweifle ich ſehr; und da er von der engliſchen Partey iſt, ſo möchte er wohl nicht die Sachen aus dem richtigen Geſichtspunkte nehmen.

Die Zeit wirds lehren, und **Lombard**, **Beym**, **Köckeritz**, **Möllendorf** und andere werden wohl die franzöſiſche Partey nicht ſinken laſſen.

In Pohlen geht es luſtig her; Wunder iſts, daß die Nation ruhig iſt.

Der Ausſchuß von Officianten, den man hier verſorgt hat, und der mancher vornehmen H*** einen Mann gab, fängt an, ſich in ſeiner ganzen Blöße zu zeigen. Ein Landrath, Baron von **Narath**, im Peyſernſchen Kreiſe iſt der Brandſtiftung und des Straßenraubes; der Landrath **Wargarsky**, Kaliſchen Kreiſes, iſt des Todtſchlags beſchuldigt, da man den Abt **Lizsky** bei ihm ermordet gefunden hat. Der Präſident **von Appeln** in Peterkau hat ſich erſchoſſen, weil ſeine Betrügereyen entdeckt worden. Der Kriegsrath **Denso** iſt caſſirt, da er unrechtmäßige Sportuln eingezogen hat; der Cammerfiscal **Schnakenburg** und Jagdfiscal **Hayne** ſind ebenfalls wegen ähnlicher Verbrechen caſſirt.

Die einzigſte Anekdote in ihrer Art iſt folgende:

Ein gewiſſer **Gottwald** aus Glogau wurde Inquisitor publicus in Poſen. Er war ſo geſchickt als gewiſſenlos und liederlich; er ließ alle Criminalprozeſſe liegen, die Liſten darüber fertigte er fälſchlich an; mancher Criminalgefangene harrte Jahre lang auf ſeine erſte Vernehmung. Einer ſeiner Mandanten, Herr K. G. R. Kiez, ertrank aus Vorſatz, und hinterließ ein Teſtament, welches ein Pasquil auf den Großcanzler war. Herr Gottwald fand für gut, dieſem eine Abſchrift zu ſchicken. Er erregte dadurch Aufmerkſamkeit auf ſich, und man unterſuchte die Aechtheit ſeiner Prozeßliſten. Hier kam man hinter ſeine Verfälſchungen, ſperrte ihn zu den Gefangenen in der Frohnfeſte ein, und verſicherte ihm, daß er nicht eher frey ſeyn ſolle, bis er ſämmtliche Akten inſtruirt hätte. Er entledigte ſich dieſes Auftrags ſchnell genug, und da er ſein Schickſal (Caſſation) voraus ſah, führte er mit einem gleichgeſinnten Freunde, dem Polizeycommiſſair Lignovsky, folgendes Bubenſtück aus:

Es ſaß ein Jude in der Frohnfeſte, der reiche Verwandten in Kaliſch hatte. Dieſe wandten ſich an Gottwald, wie er noch frey war, und baten, gegen ein Stück Geld, um die Befreyung ihres Vetters. Er machte Hoffnung dazu. Nach ſeinem Arreſt wandte er ſich nach Kaliſch, verſammelte die reichen Vettern ſeines Inquiſiten um ſich, und ſprach:

„Ihr wißt, ich bin der Inquisitor publicus, mir hat daher die Regierung in Poſen den Auftrag ertheilt, euch vorzuſtellen: daß, wenn ihr mir ſogleich 4000 Thl. in Golde zahlt, ſo ſoll ich euch eine Anweiſung an den Stockmeiſter geben, euren Vetter Iſaak euch zu überliefern.“

Nachdem die Juden gehandelt hatten, zahlten ſie eine beträchtliche Summe, erhielten die Anweiſung, und wurden in Poſen ausgelacht.

Gottwald wandte ſich aber nach Mecklenburg; hier war auf dem Lande einer ſeiner academiſchen Freunde Pfarrer. Dieſer hatte ihm in Halle erzählt: ſein Vater, der vor ihm die Pfarre beſaß, habe unter den Kirchengefäßen einen koſtbaren Abendmahlskelch aus gediegenem Golde. Gottwald fährt directe nach dieſem Dorfe, ſteigt im Gaſthofe ab, geht zum Pfarrer und ſpricht:

„Ich komme hier auf Irrwegen her, und will nach Hamburg reiſen; ich bin nicht gewohnt, auf Stroh zu ſchlafen, geben Sie mir gütigſt ein Nachtquartier.“

Der Pfarrer erkennt ſeinen academiſchen Bruder, fällt ihm um den Hals, und läßt auftragen, was Küche und Keller vermögen. (Er war unverheyrathet; eine alte taube Köchin bediente ihn). Es wird ſcharf getrunken; der Paſtor machte einen guten Wirth; die angenehmen Rückerinnerungen an die academiſche Laufbahn verſüßen den Wein. Der Wirth trinkt ſich ein Räuſchchen. Gottwald, im Saufen geübt, nimmt das Wort und ſagt:

„Höre Bruder, den Götterwein, den König aller Weine, den edlen Ungar, haſt Du gewiß noch nie gekoſtet; ich habe einige Flaſchen bei mir, willſt Du ihn verſuchen?“

Der Paſtor lechzte darnach.

„Jedoch nur unter einer Bedingung, fuhr Gottwald fort: Du haſt mir ehemahls erzählt, es ſey ein koſtbarer Abendmahlskelch hier bei der Kirche, dieſer

Ungar iſt es werth, daß man ihn aus goldenem Gefäße trinke; hole den Kelch, wir ſind allein.“

Dies geſchieht ohne Umſtände, und **Gottwald** trinkt bald den Paſtor unter den Tiſch, ſteckt den Kelch ein, der großen Werth hatte, und eilt davon.

Was ſagſt Du zu dieſem Criminalrichter?

Alle Veſtungen im Lande ſind mit ſüdpreußiſchen Officianten überladen, und es iſt ein Schimpf geworden, als Civiliſt in dieſer Provinz zu dienen.

In den übrigen Provinzen geht es zwar nicht ſo toll zu, aber auch hier zeigt ſich eine große Schlaffheit in der Exemtion der Geſetze, die in den Regierten eine ſtets größerwerdende Widerſetzlichkeit hervorbringt.

In Schleſien ſind fortdauernde Händel unter Grundherren und Unterthanen, die oft blutig enden. Das bürgerlich geſinnte Cabinet unterſtützt die letztern, indem es ihr Schickſal mildern will. Dies wäre nun recht gut, wenn es nicht auf Koſten des Adels geſchähe, der hier eine Societät durch das Creditſyſtem ausmacht. Schwerlich wird es die Regierung (wie der Plan zu ſeyn ſcheint) dahin bringen, daß Gleichheit der Rechte ſo ſchnell entſtehe; beſſer wäre es, ſie ſuchte den Adel mehr durch Anſtellung im Dienſt zu erziehen, um ihn durch eigne Ueberlegung dahin zu bringen, daß er die gezwungenen Hände ſeiner Unterthanen in freye verwandelte.

Die mangelhafte Exemtion mancher zweckmäßigen Verfügungen liegt beſonders in der Immoralität der Officianten, die wieder durch ihre ſchlechte Bezahlung veranlaßt wird. Wenige haben die nothwendigſten Bedürfniſſe; die mehrſten müſſen oft ihren Genuß durch Plackereyen, Betrügereyen, Beſtechungen und auf andere Art befriedigen.

Es iſt ſelbſt ſo weit gekommen, daß vermöge königlicher Verordnung ein Officiant contrahirte Schulden nicht bezahlen darf, wenn er nur 400 Thlr. Gehalt hat.

Dies erſtreckt ſich auf alle Claſſen,

Den Thron ſelbſt reſpectirt man nicht mehr; der König iſt zu populär und human; er ſollte ſich mit einem Nimbus umgeben, und mehr der Etiquette huldigen.

Dies iſt aber gar nicht Friedrich Wilhelms Sache. Ich ſah ihn kürzlich ſelbſt bei einer Viſite, die das königliche Ehepaar der verwittweten Prinzeß Heinrich ablegen wollte, vor dem Wagen, mit 6 Pferden beſpannt, zu Fuße hergehen, worin die Königin ſaß.

Er fährt mit der Königin ſehr oft in einem Cabriolet von Charlottenburg nach Berlin, und führt die Pferde ſelbſt. Ein Bedienter reitet hinter her.

Im Garten in Charlottenburg ſieht man ihn unter einer Menge von Berlinern einſam wandeln, wie jeder andere Privatmann.

Ich ſage es noch einmal, dieſe verdorbene Generation verdient keinen ſolchen König.

Wenn er recht verdrießlich iſt und ſieht, wie er hintergangen wird, wie ſchlecht die Menſchen ſind, ſoll er oft ausrufen: Warum hat mich Gott *) zum König gemacht?

---

*) Andere ſagen: der Teufel, des Contraſts wegen.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Die Partey des dritten Standes verſtärkt ſich täglich mehr gegen den Erbadel, das bürgerliche Cabinet an der Spitze. Man ſagt, der König habe Beym nobilitiren wollen, er hätte es aber ausgeſchlagen; dennoch iſt er Guthsbeſitzer geworden, und hat dadurch den Charakter des Grundherrn angenommen. Das Cabinet ſcheint mir nicht conſequent zu handeln:

> Daß es auf der einen Seite den Erbadel zurückſetzt, indem es dem Bauerſtande ſo viel möglich Gelegenheit giebt, ſich von der Unterthänigkeitspflicht loß zu machen, auf der andern Seite aber durch die Indigenatsvorſchriften den reichen Bürgerlichen den Ankauf adlicher Güther erſchwert; Daß ferner in Südpreußen die Dismembration adlicher Güther erſchwert, in Schleſien aber ſolche bis auf ein Drittheil des Flächeninhalts eines Dominiums nachgegeben wird, obſchon in Südpreußen keine, wohl aber in Schleſien eine Societät des Adels exiſtirt, welche für die Geſammtheit und das Zuſammenbleiben der Dominien den Intereſſenten der Pfandbriefe Garantie geleiſtet hat.

Der dritte Stand ſchließt den größten Theil der Officianten, bis zum Geheimen Finanzrath hinauf, in ſich; er enthält unter ihnen die arbeitende, der Adel die repräſentirende Claſſe (Paradepferde.) Im Bürgerſtande findeſt Du die Reichen: Kaufleute, königl. Beamten, adliche Pächter, Fabrikenherren, und manche Gewerke. Du findeſt hier die meiſten Gelehrten: Schriftſteller, Profeſſoren, Schullehrer, Aerzte, Juriſten. Du findeſt hier die Künſtler: Muſici, Kupferſtecher, Mahler, Bildhauer, Zeichner u. ſ. w.

Die Juden machen einen eignen Stand aus, und ſuchen allenthalben die Blüthen des Fleißes anderer ſich anzueignen und den Adel auszubeuteln.

Welche Claſſe findet man im Adel? Das Militair, arrogant, hochmüthig, prahleriſch, ohne Kenntniſſe, mit Schulden überladen. Guthsbeſitzer, die nur die Pächter ihrer Creditoren aus dem dritten Stande ſind, und die keine Idee von ihren Pflichten haben; die Müßiggänger, durch Erbrechte, Heyrath oder Güterſchacher und Schwindel reich geworden; die Wüſtlinge, Liederlichen, reiſende Spieler und Pflaſtertreter.

Es bedarf wohl keiner Frage, welche Partey ſiegen wird? Die Idee, welche dem Adel ehemals zum Grunde lag, und die ſelbſt Friedrich noch aufrecht erhielt, war keinesweges verwerflich. Ihr Mißbrauch, und da man ſie mißverſtand, hat dem Ganzen geſchadet, und erzeugt jetzt nur müßige Koſtgänger des Staats.

Indem der Adel, aus den vorzüglichſten Anführern unſrer Alten im Kriege entſproſſen, erblich wurde, vereinigte man damit den Grundſatz: ſtets nach Grundſätzen der Ehre zu handeln. Man wälzte auf den Erbadel die die ganze Laſt der Landesvertheidigung durch die Kriegsdienſte, und die Vormundſchaft über das unmündige Landvolk durch die Unterthänigkeit.

Kaum gebohren, war der Edelmann verpflichtet, ſich zu ſeinen Pflichten geſchickt zu machen.

Sein Ehrenwort galt ſo viel wie ein Schwur, und ſeine Aufführung mußte ohne Tadel ſeyn.

Die Regierung hätte von [illegible]her zur Erhaltung dieſer Kaſte zwey Maaßregeln befolgen ſollen:

1. Mußte ſie jeden der Vorrechte dieſes Standes berauben, der ſich ihrer unwerth gemacht hatte;
2. Mußte ſie aus dem dritten Stande alle darinn aufnehmen, die es verdienten, und weder den Adel um Geld verkaufen, noch Bürgerlichen das Incolat ertheilen. Der Bürgerliche, der es verdiente, ein Edelmann zu ſeyn, mußte erſt geadelt werden, dann konnte er ſich als ſolcher ankaufen. (Der Dienſtadel).

Es giebt einen Dominialadel (Guthsbeſitzer), einen Nationaladel (alle Edelleute ohne Güther). Wollte man nun einführen:

1. Daß jeder Bürgerliche, der ein adliches Guth zu kaufen geneigt wäre, nicht bloß das Kaufpretium nachwieſe, (das Geld begründet nicht die Ehre,) ſondern dokumentirte: daß er ein ehrliebender rechtlicher Mann ſey, ſo würde ihm der Adel und das Recht verliehen, ein Ritterguth zu beſitzen;
2. Daß im Militair und Civile jeder, der ſeiner Verdienſte wegen zum Officier und zum decretirenden Officianten befördert würde, dadurch den Adel erhielte;
3. Eben ſo, daß jeder Kaufmann und Fabrikenherr, deſſen Unternehmungen zum allgemeinen Beſten gereichten;

4. Jeder Gelehrte, der dafür anerkannt würde, den Adel verdient hätte;

ſo würden wir bald alle gebildete und rechtliche Leute in dieſem Stande aufgenommen ſehen.

Wollte man dann jeden daraus verſtoßen, der nur ein einzigesmal wortbrüchig geworden, durch Urtel und Recht eines ſchlechten Streichs überführt wäre; der ohne Noth den Dienſt des Staats aufgäbe; alle Banqueroutirer, durch ſchlechte Wirthſchaft in Concurs gerathene Grundherren, u. ſ. w. und das Grundprincip dieſes Standes, die Ehre, ſtets im Auge behalten, ſo würde ſolcher durch dieſen einen großen Reiz erhalten, zum Beſten des Staats zu wirken, und der Macht des Geldreichthums entgegen arbeiten.

Endlich müßte dieſer Stand bleiben, aber nur Bedingungsweiſe, ſo lange man ſich ſeiner werth bezeigt. Es ginge auf dieſe Weiſe nicht der Adel ſelbſt auf die Erben über, ſondern nur der Anſpruch daran; und wenn bei den Guthsbeſitzern die Vorrechte des Adels im Guthe liegen, ſo müßte jeder Beſitzer, der ſich deſſelben nach obigen Grundſätzen unwürdig machte, das Guth ſeinem nächſten qualificirten Erben überlaſſen.

Die Vorrechte der adlichen Guthsbeſitzer müſſen nicht darin beſtehen:

Von Staatslaſten befreyt zu ſeyn, die der Bürger und Bauer trägt.

Keineswegs:

Der Guthsbeſitzer ſollte Vater, Vormund und Bildner ſeiner Unterthanen ſeyn; ſie in der Noth mit Rath und That unterſtützen. Er ſollte eine Zwiſcheninſtanz unter Regenten und Unterthanen bilden, jenem für dieſe in Rückſicht der Staatslaſten haften.

Jetzt iſt der Adel nur für Rechnung der übrigen Stände da, die ihn häufig wegen ſeiner täglich zunehmenden Schlechtigkeit, Dummheit, Unwürdigkeit und gemeinen Weſen verachten und lächerlich machen, und ihn bei der erſten günſtigen Gelegenheit unter die Füße treten werden.

Jetzt ſchon ſieht ſich der Regent genöthigt, Aemter, die man ehemals adliche Chargen nannte, Bürgerlichen zu verleihen. Die adlichen Güther kommen in die Hände der Bürger und Bauern, da der Adel weder Geld hat, noch zu wirthſchaften verſteht, und nur die Officierſtellen ſind ausſchließlich ſein, da man dazu ohne Unterſchied Liederliche und Ignoranten aufnimmt.

Es iſt übrigens Zeit, daß dies Princip der Ehre von der Regierung beſſer benutzt wird, um den Unterthanen einen Reitz zur Tugend zu geben, beſonders da alle Religioſität vernichtet iſt, die dieſen Zweck hatte; denn jetzt ſteht nur der Geldreichthum in Anſehen, der in der Ferne phyſiſchen Genuß zeigt.

Alles widmet ſich dem Judenthum, und alle Stände laufen dem glänzenden Götzen nach, und lachen über alles, worin man ſonſt noch einen Werth ſetzte. Geld haben, um genießen zu können, ſchnell viel und gut, das iſt die heilloſe Tendenz des Zeitalters. Womit dies enden wird, fragſt Du?

Mit allgemeiner Barbarey.

Daß das Cabinet die Unterthänigkeitsverhältniſſe auflöſen will, dadurch wird es den Adel nicht ſtürzen, was geht der den Nominaladel an? Dadurch wird das einzige

einzige Band, was die rohe Volksmaſſe, ſeit die Religion vernichtet iſt, noch zuſammen hielt, zerreißen. Einen Stand hat der Bauer ſchon bei uns; das Leibeigenthum iſt nicht mehr, einige Gegenden ausgenommen, vorhanden, und wollte man nur dies ausrotten, dagegen wäre nichts zu erinnern; daß man aber dem Bauer hilft, contraktmäßige Verbindlichkeiten nicht zu erfüllen, dazu ſehe ich keinen Grund. Daran iſt aber der Phyſiokratism Schuld. Dieſer lehrt: Je kleiner die Güther werden, je mehr ſteigt die Cultur! Ich behaupte aber: je kleiner die Güther werden, je mehr ſinken wir in Armuth, und auß dieſer wieder in die Sklaverey. Ein einziger Krieg, ſo wie er jetzt geführt wird, bringt dies zu Staude.

Sechs und zwanzigſter Brief.

1804.

Dem König leuchtet kein Glücksſtern: Kriege umgeben ſeine Staaten; der nahe Umſturz des Continents bis an die Weichſel ſcheint aus Frankreich hervorzugehen. Wir ſchlafen über einem Vulkan, und werden nicht erwachen, wenn uns ſchon das Haus über dem Kopfe brennt; erwachen wir dann, ſo wirds uns wie dem Schlaftrunkenen gehn, den man wie einen Ball aus einem Winkel in den andern wirft.

Im innern giebts unfruchtbare Erndten, täglich ſteigende Preiſe der erſten Bedürfniſſe, die wir für Colonialwaaren den Engländern liefern. Dies Jahr hat eine Ueberſchwemmung die mehrſten Provinzen betroffen, und einen ungeheuren Schaden angerichtet. Bei dieſer Gelegenheit hat es ſich gezeigt, wie gut ein Schatz iſt. Der König hat daraus viele Unglückliche nachdrücklich unterſtützt.

Der König hat dieſes Jahr eine Reiſe nach Schleſien gemacht, wo er ſeit vier Jahren nicht geweſen war. Dieſe Provinz glaubt ſich von Friedrich Wilhelm III. zurückgeſetzt, da Friedrich alle Jahre dahin kam, und ſie mit königlichen Gnadengeſchenken überhäufte. Man glaubte beſonders dies Jahr, wegen der großen Verwüſtungen, welche die Ueberſchwemmung angerichtet hatte, Anſpruch auf anſehnliche Unterſtützung zu haben; es werden aber nur einige 70000 Thlr. gegeben; der Schaden betrug aber einige Millionen. In den Marken hatte aber der König 120000 Thlr. angewieſen.

Die Feinde des Grafen Hoym ſagen: er habe den Schaden ſehr geringe angegeben, um vom Könige, der nicht gerne Geld giebt, ein gnädiges Lächeln zu erhaſchen. Andere ſagen: die Schuld liege an Beym, der, ſeitdem er ein Ritterguth beſitze, das Agriculturſyſtem angenommen habe, und das beſonders in Schleſien zu Hauſe gehörende Fabrikſyſtem verwünſche. Er ſolle geäußert haben:

> Wenn dies Syſtem gut wäre, ſo würde es ohne Unterſtützung rentiren; im andern Fall hätte der Staat keine Veranlaſſung, ſich deſſelben anzunehmen.

Du weißt, ich haſſe den Phyſiocratism: ich habe Dir darüber ſchon oft meine Meynung geſagt.

Es wurde in Schleſien, ehe der König kam, oft davon geſprochen: Die geiſtlichen Güther ſollten hier eingezogen werden; der Miniſter ſetze ſich aber dagegen, da ihn die Geiſtlichkeit oft mit Gelde unterſtütze.

Wenn ich dies auch nicht glaube, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Geiſtlichkeit zu manchen extraordinairen Etatsausgaben, wozu keine Fonds vorhanden ſind, die nöthigen Gelder hergeben muß. Es iſt nichts daraus geworden. Man behauptet, daß die Geiſtlichkeit die Verwendung der Königin erlangt habe.

Andre ſagen: die Cabinetsräthin Beym habe ſich desfalls bei ihrem Manne für die Geiſtlichkeit verwendet, nachdem dieſe ſie durch wichtige Gründe von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt hätte.

Dieſe Frau bereiſte nehmlich Schleſien in Geſellſchaft dreyer Freunde ihres Mannes, und wurde allenthalben mit großer Devotion aufgenommen; der hohe Adel ſelbſt wetteiferte in der Auszeichnung, die er ihr bezeugte, und bewieß dadurch, daß er ſeine Vorurtheile gegen den Bürgerſtand abgelegt habe.

Ich glaube es nicht, daß ein Mann, wie Beym, die geringſte Rückſicht auf die Interceſſionen ſeiner Frau nehmen würde. Das Wahre in der Sache iſt: daß der Kanzler Homuth beym Auguſtinerſtifte in Breslau dem Cabinet eine Deduction der geiſtlichen Gerechtſamen vorlegte, die Beym, der einer der erſten Juriſten iſt, gleich von der Unmöglichkeit der Einziehung der Güther überzeugte. War die Cabinetsräthin Beym hoch aufgenommen worden, ſo wurde es der Cabinetsrath noch weit mehr. Alles beſtrebte ſich, ihn zu fetiren. Er iſt ein jovialer Mann, der unter Freunden gern vergnügt iſt; wer könnte das übel deuten? Man hatte ſeinen Wagen mit Delicateſſen ausgeſtopft, ſo daß er die Vorſpannbauern damit tractirte, und auf der märkſchen Grenze, wo man nicht ſo artig iſt, äußerte: Daß man in Schleſien zu leben wiſſe, und daß der Geiſt Hoyms ſich allen ſeinen Subalternen mitgetheilt habe.

Ich erzähle Dir dieſe unbedeutenden Dinge nur deshalb, um Dich zu überzeugen, daß aus dieſem Beym dem preußiſchen Staate ein erſter Miniſter heran reift, wobey er vielleicht beſſer, wie bei der jetzigen Excentricität, in der Verwaltung fahren möchte.

Im auswärtigen Departement weht ſchon der engliſche Geiſt Hardenbergs, der auch die Freylaſſung des engliſchen Geſandten Rumbold franzöſiſcher Seits bewirkte, da Bonaparte einen Krieg mit dem feſten Lande vermeidet, um England endlich zu demüthigen. Er wird nur noch durch Lombard gedämpft, der franzöſiſch geſinnt iſt. Herr v. Köckeritz, dem jeder Krieg ein Greuel iſt, ſtimmt ihm bei, eben ſo Möllendorf u. a. und ſo möchte der Friede noch wohl fortdauern.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Ich habe mir das Vergnügen gemacht, Charlottenburg und Potsdam, und hier die königlichen Schlöſſer und Gärten zu beſehen:

Ein heiliger Schauer durchbebte mich, wie ich mich dem Wohnſitze des groſſen Mannes näherte, der um ſich her eine neue Schöpfung hervorgehen ließ. Ich glaubte, man habe ſeine Zimmer in Sans souci gelaſſen, wie ſein Geiſt die Hülle und dieſe Wohnung verließ; man hat aber alles moderniſirt, mithin alles verdorben.

Das Begräbniß ſeiner Hunde erinnerte mich an die Menſchlichkeit des großen Mannes, der vielleicht nie einen Freund fand, der ihn begriff, und den der Geſelligkeitstrieb zu den Hunden führte.

Er ſchätzte in ſeinen menſchlichen Umgebungen nur den Verſtand, in den Hunden fand er Anhänglichkeit an ihn als Menſchen, die er ſeines Gleichen nicht zutraute, von denen er glaubte, ſie ſähen nur ſtets den König in ihm; deshalb wurde der große Mann auch nicht böſe, wenn der gereitzte Quintus ihm Sottiſen ſagte.

Der Bilderſaal war noch in der alten Verfaſſung. Ein alter Führer ſagte mir: der König ſey gewöhnlich um 11 Uhr hineingegangen; oft, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſey er verdrüßlich geweſen, dann habe er die Thüre des Saals hart zugeworfen. Jedes

Mal um 12 Uhr ſey ſein Lieblingshund gekommen, und habe an der Thüre gekratzt, um dem Könige die angerichtete Tafel anzukündigen, dann ſey er immer heiter aus dem Saal gekommen. Die Entfernung von den Staatsgeſchäften, der Eindruck, den die Mahlerey auf ſein Gemüth machte, und auch ſelbſt vielleicht der Hund, hatten dieſe Aufheiterung bewirkt.

Das neue Palais hat durch die Zerſtörung der Colonade viel verloren, aus deren Marmorblöcken Friedrich Wilhelm das Marmorpalais erbaute, welches für ein Landhaus zu groß, für einen Palaſt zu klein, ein elendes, auf einen Sumpf geſchmacklos erbautes Mittelding iſt.

Im Schloß in Potsdam lagen der Degen, der Orden und die Krücke Friedrichs offen in einem Zimmer auf dem Schreibtiſch deſſelben. Mich wundert, daß man dieſe Andenken hier ſo offen hinlegt. Ich würde ſie wie Heiligthümer bewahren.

Bei der Krücke dachte ich: Ach führſt du doch einmal unwillkührlich in die Hand unſers guten Königs, welch paniſches Schrecken würdeſt du unter denen anrichten, die dich noch von alten Zeiten her kennen!

Die Zimmer des jetzigen Königs und der Königin ſind hier und in Charlottenburg höchſt einfach. Rohrſtühle und ganz bürgerliche Meubles findeſt Du hier. Das Bett des Königs, ganz ohne Zierrath, mit Gace umzogen, fiel mir auf, weil es ſo kurz war, und ich dachte bei mir: du ſchläfſt bequemer wie der Monarch.

Ich fand hier die Minerva, Poſſelts Annalen, die Rangliſte der Armee, und ſauber zuſammengelegte Uniformen und mehrere Hüte auf Büſten geſetzt.

Der König theilt ſeine Zeit ſehr weiſe ein. Er läßt faſt täglich ſich Vortrag machen, nachher lieſt er, ißt ſchnell und einfach, bleibt in ſeiner Familie, und geht oder reitet oft ganz allein ſpatzieren; auch hetzt er wohl ein paar Haſen in Paretz, ein kleines Güthchen unweit Potsdam, welches er ſchon als Kronprinz gekauft hat.

Gott wolle dieſen rechtlichen guten Mann dem Staate und mit ihm den Frieden erhalten; da aber Letzteres nicht denkbar iſt, ſo bedaure ich ihn, da er ſich nicht ſchnell entſchließen kann, und die Dinge zu moraliſch anſieht, auch das Collegialiſche zu ſehr liebt. Er iſt das wahre Gegenſtück eines Deſpoten, und ſollte König von England ſeyn, dann wäre die Welt in Frieden.

Die königlichen Kinder ſind Herrn Delbrück anvertraut, der ſie gut erziehen ſoll; man behauptet aber, der Kronprinz habe wenig Talent. Das wäre ſehr ſchlimm.

Die Oberhofmeiſterin v. Voß erhält, ſo viel an ihr iſt, die Hofetiquette, und wenn der König ſie deßfalls auch oft beſpöttelt, ſo läßt ſie ſich doch nicht irre machen, und das finde ich gut. Denn wenn auch das Hofceremoniel an deutſchen Höfen im jetzigen Zeitalter lächerlich iſt, ſo iſt ein zu populairer Hof, wie der Preußiſche jetzt iſt, auch nicht für den vornehmen Pöbel.

Acht und zwanzigſter Brief.

1805.

Das vorige Jahr hat mit einer Hungersnoth beſchloſſen, das jetzige damit angefangen. Die nächſte Urſache waren mehrere auf einander gefolgte unfruchtbare Jahre, die entfernte, die Leerheit aller Landmagazine.

Ich habe Dir ſchon früher Friedrichs Grundſätze in der Getraidepolizey aus einander geſetzt; ſie waren für die preußiſchen Staaten die beſten. Er ſperrte, wenn der Normalpreis erreicht war, und öffnete ſeine Magazine. Er gab die Ausfuhre frey, und kaufte für die Magazine ein, wenn der Preis ſo niedrig war, daß der Cultivateur nicht dabei beſtehen konnte.

Die preußiſchen Finanziſten, die außer Schleſien nur das Domainenintereſſe und die Steigerung der Gütherpreiſe im Auge haben, verſuchten ſtets die Freyheit des Getraidehandels im Innern und gegen außen; ſie beten es den Oeconomiſten und unſern neuen Phyſiomaten Thaer, Schmalz u. a. nach, und vergeſſen über den Coſmopoliten den Patrioten.

Wer wird es bezweifeln, daß allgemeine Handelsfreyheit in der ganzen Welt die Staaten ſchneller zum Ziele führen würde? Wer kann aber ſo thöricht ſeyn, wenn die erſten Handelsſtaaten gegen die übrigen feindſelig handeln, jenen Grundſatz beibehalten zu wollen? Die Staaten können nicht nach der chriſtlichen Moral handeln: Wenn dich jemand auf den einen Backen ſchlägt, ſo reiche ihm den andern auch dar!

Es iſt ſo lächerlich als verderblich, die Veredlung der rohen Producte im Innern zu vernachläßigen, und nur viel Geld für jene vom Ausländer einzunehmen, da Geld an und für ſich nichts iſt, und für die Artikel des Luxus dem Ausländer dreyfach wieder hingegeben werden muß.

Da behaupten aber die Thoren: Nur die rohen Producte haben wahren Werth, ihre Veredlung iſt nichts. Sie vergeſſen, daß Genuß Zweck aller Production iſt, und daß ein Stück Holz, als Stuhl verarbeitet, für den, der ſitzen will, nur einen Werth hat, keinesweges aber als Klotz zu dieſem Behuf etwas taugt. Oder ſollen wir zu den wilden Schweinen in den Wald zurück, und mit ihnen Eicheln freſſen und uns im Koth wälzen?

Beſonders nachtheilig wirkt das Syſtem auf Preußen, deſſen Gewicht auf der Armee ruht. Bei den jetzigen Preiſen der Dinge koſten aber 25000 Mann ſo viel, wie unter Friedrich 10000; denn jetzt koſtet der Scheffel Rocken 4 Thlr., ehemals 1 Thlr.

Der Guthsbeſitzer gewinnt auch nichts dabei, da er nicht mehrere Scheffel Getraide producirt, ſondern nur ums Geld annimmt; das iſt aber nur ein Nominalwerth: denn er giebt eben ſo viel wieder aus. Das Ganze iſt blos ein Spiel der Phantaſie.

Der Fabrikant, der Officiant, Soldat und der Staat verliert dabei; der erſte, weil ſeine Fabrikate nicht mit den ſteigenden Preiſen der rohen Producte Schritt halten; der zweyte und dritte, weil ſein Sold bleibt, wie er iſt; der letzte, da die Contribution nicht erhöht wird.

Dieſes Jahr haben mehrere Dinge die Aufmerkſamkeit des berliner Publikums ganz allein beſchäftigt. Zuerſt war es **Gall** und ſeine Schädellehre, dann **Jungius** und ſeine Luftfahrt, endlich der wieder erneuerte Continentalkrieg. **Napoleon**, Kaiſer der Franzoſen, ganz durch ſein Selbſt auf dieſe Stuffe erhoben, ſich nur allein durch ſeinen Geiſt darauf erhaltend, zu einem neuen Krieg mit England hingeriſſen, da dieſes Reich den Frieden zu Amiens nicht erfüllt hat, ficht an Frankreichs Küſten. Seinen feſten Blick auf Englands Küſten gerichtet, die Möglichkeit des Hinüberkommens berechnend, als der verkehrte Wille der Continentalmächte ihn mit ſeiner an Sieg gewohnten Armee in vierzig Tagen in Schwabens Fluren hinab zieht; hier nimmt er eine öſtreichiſche Armee gefangen, verjagt den Kaiſer aus ſeiner Reſidenz, geht den vereinigten Heeren der Ruſſen und Oeſtreicher entgegen, ſchlägt ſie bei Auſterlitz, macht mit **Franz** II. Frieden, verſchenkt die eroberten Provinzen an ſeine Alliirten, und in zwey Monaten hat er dies alles vollbracht, und feyert ſeinen Triumph in Paris.

Hier will ich Dich nur unterrichten, wie Preußen ſich bei dieſer Angelegenheit benommen hat,

Wir ſahen hier ruhig den Herbſtmanövers zu, und bewunderten die Schlachten auf Templos Hügeln, die Uebergänge über die Panke, und die Gefechte bei Potsdam, wie der Feind ſupponirt wird, als plötzlich der Marſchall **Dúroc** erſchien, um unſern Hof für Frankreich zu gewinnen, da Oeſtreich und Rußland **Napoleon** mit einem neuen Kriege bedrohte. Welche Vortheile er unſerm König dargebothen hat, iſt nicht recht bekannt geworden; gewiß iſt es aber: daß der Beſitz Hannovers und der von Schwediſchpommern darunter begriffen war.

Der ruſſiſche Kaiſer ſchien für ſeine Perſon durch die Hinrichtung E*** und der Verletzung des baadenſchen Territorii gegen Napoleon aufgebracht, das öſtreichiſche Cabinet aber durch Subſidien zu dieſem Kriege verleitet worden zu ſeyn, den England als einen Ableiter der franzöſiſchen Heere von ſeinen Küſten entſtehen ließ.

Das ruſſiſche Cabinet wandte alles an, das unſrige zum Kriege zu beſtimmen, und der Kaiſer Alexander ſchrieb ſelbſt an unſern König, und ſtellte ihm die gefährlichen Abſichten Napoleons vor, der Deutſchland zu einer franzöſiſchen Provinz machen wolle. Friedrich Wilhelm ließ ſich aber in ſeinem Neutralitätsſyſtem nicht irre machen, und ſchlug jede Verbindung, die dem zuwider ſeyn könnte, aus; auch den bald nachher verlangten Durchmarſch ruſſiſcher Truppen lehnte er von ſich ab mit der Erklärung:

> Daß, wenn die Armeen der beiden Kaiſerhöfe ſeine Neutralität verletzen würden, ſo müſſe er die franzöſiſche Partey ergreifen.

Dies war alles, was Duroc ausrichten konnte, und in Gemäßheit dieſer Erklärung marſchirte eine Armee an die ruſſiſchen Grenzen.

Wahrſcheinlich wäre eine Allianz mit Frankreich zu Stande gekommen, wenn Hardenberg nicht das auswärtige Departement gehabt hätte, deſſen feurige Beredſamkeit auf den König mehr einwirkte, als Lombards durch körperliche Schwäche afficirter Geiſt; über dies war derſelbe abweſend und brauchte die Bäder in Piſa.

Unterdeſſen Napoleon gewiß vorausſetzte, daß die Preußen mit den Ruſſen ſchon handgemein geworden wären, marſchirte er durch das Anſpachſche, um Mack bei Ulm einſchließen zu können, welches ihm auch völlig glückte.

Ich habe Gelegenheit gehabt, im Manuſcript die Unterredung zu leſen, welche Napoleon mit Mack vor der Capitulation bei Ulm hatte, die ein großes Licht über jene Begebenheit wirft.

Mack ſagt zu Napoleon: Wenn ich die Neutralität des Anſpachſchen nicht reſpectirt hätte, wäre ich E. K. M. Planen zuvor gekommen.

Der Kaiſer. Warum haben Sie es nicht verſucht?

Mack. Ich würde meinem Monarchen einen neuen Krieg zugezogen und bewirkt haben, daß der König von Preußen Böhmen genommen hätte.

Der Kaiſer (mit einem Lächeln). Das würde er nicht gethan haben.

Du ſiehſt hieraus, wie genau der kluge Kaiſer den Charakter Friedrich Wilhelms kannte, der auch in der Politik nur von der Rechtlichkeit ausgeht.

An den Marſchall Bernadotte ſoll der Kaiſer, indem er den Durchmarſch befahl, geſchrieben haben:

„Man muß alles aufs Spiel ſetzen, um alles zu gewinnen.“

Es war gerade in Berlin bei dem Miniſter Hardenberg eine Fete, wie der Courier die Nachricht von dieſem Durchmarſch brachte. Alles war betroffen, Hardenberg aber wüthend. Da die fränkiſchen Provinzen zu ſeinem Finanzdepartement gehören, ſo traf ihn dieſer Streich doppelt, und er eilte, dem König ſogleich zum Kriege mit Frankreich zu rathen.

Einen eben ſo widrigen Eindruck machte dieſer Durchmarſch auf den König: da er ſtets moraliſch in der Politik handelt, ſo ſetzt er es auch von andern voraus, und da Napoleon durch jene Handlung ſeinem Verſprechen, Preußens Neutralität reſpectiren zu wollen, zuwider handelte, ſo wurde dadurch das Gemüth des Königs aufgereizt.

Hätte der König ſich auf der Stelle entſchließen können, die weſtphäliſche Inſpection, mit den Heſſen vereinigt, nach Holland zu ſchicken, mit den Truppen in Berlin und dem Magdeburgiſchen, in Vereinigung der Sachſen, Würzburg anzugreifen, ſo kam Napoleon in eine ſchlimme Lage. Bei der Unentſchloſſenheit des Königs verſäumte man aber die Gelegenheit, und ließ die Mackſche Armee gefangen nehmen.

Endlich wurde der in Preußen marſchirenden Armee der Rückzug und der Marſch nach Franken befohlen.

Um dieſe Zeit theilte ſich der Hof in zwey Partheyen, die ſich wüthend bekämpften; die eine war engliſch-ruſſiſch, die andere franzöſiſch; der König ſchwankte zwiſchen beiden, ſein Gemüth zog ihn auf die ruſſiſche, das Nationalintereſſe auf franzöſiſche Seite, und es wird Dir intereſſant ſeyn, wenn ich Dir die Perſonen beider Partheyen ſchildere.

Der hohe Adel war natürlich engliſch geſinnt, denn Napoleons Erhebung war ihm eben ſo unerträglich, als ſeine Plane: den Continent von England abzuſchneiden, dem theuern Abſatz ſeiner rohen Erzeugniſſe verderblich. Das ganze adliche Miniſterium war alſo engliſch geſinnt. Schulenburg ſoll aber geſagt haben: der König möge eine Partey ergreifen, welche er wolle, ſo ſolle er doch mit Energie handeln.

Hardenberg habe ich Dir ſchon geſchildert, und wenn die franzöſiſchen Beſchuldigungen ihn auch nicht treffen, daß er durch engliſches Gold beſtochen geweſen ſey, ſo zogen ihn doch ſeine Grundſätze und ſeine Perſönlichkeit zu dieſer Partey hinüber.

In der Armee ſtanden Braunſchweig, Möllendorf, Hohenlohe, Kalkreuth, Rüchel, Blücher, Zaſtrow, der Prinz Louis Ferdinand, und in der Adjutantur, ſo wie im Generalſtabe, Köckeritz, Kleiſt, Maſſenbach, Pfuhl an der Spitze.

Der Herzog von Braunſchweig war überzeugt, daß Frankreichs und Preußens Staatsintereſſe nur eins ſey; er fürchtete aber die Individualität Napoleons und glaubte, er ginge davon aus, Deutſchland ſich zu unterwerfen, die Kaiſerkrone auf ſein Haupt zu ſetzen, und den deutſchen Fürſten Geſetze zu geben; deshalb ſtimmte er für den Krieg.

Möllendorf ſpielte von jeher den Hofmann, und trug gern auf beiden Schultern; überdies hatte ihn das Alter abgeſtumpft, er liebte die Ruhe, und ſah in Oeſtreichs Fall Preußens Erhebung, konnte ſich in die neue Anſicht der Dinge nicht finden, und rieth alſo zum Frieden. Hohenlohe hat einen unbegrenzten Stolz als Reichsfürſt; er wünſcht mit Erfolg den Feldherrn zu ſpielen, ihm mußte das Commando einer Armee zufallen; er war alſo für den Krieg.

Der nehmliche Fall tritt bei Kalkreuth ein; überdies iſt er ruſſiſch geſinnt; er ſtimmte für Krieg. Rüchel und Blücher ſind beides Männer, die noch vor dem Greiſenalter, in der jetzt thatenreichen Periode Feldherrn Ruhm einerndten möchten; ihnen liegt der alte Ruhm der Armee im Sinn, den ſie von neuem anfriſchen wollten; ſie ſtimmten alſo für den Krieg.

Zaſtrow, den der König für einen zweyten Neſtor hält, rieth zum Frieden; wahrſcheinlich fürchtete er im andern Fall eine Inſurrection in Südpreußen, und die Zerſtörung ſeiner Güther.

Der Prinz Louis Ferdinand.

Unter allen preußiſchen Prinzen that die Natur am mehrſten für dieſen. Sie gab ihm einen geſunden, ſchönen, ſtarken Körper, die heftigſten Leidenſchaften, aber auch einen hellen Verſtand. Er durchblickt alles ſchnell, keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt iſt ihm fremd, er vermag ſie ſich alle anzueignen, wenn er will, und worauf er gerade fällt. Der Wirkungskreis eines appanagirten Prinzen, eines Friedensgenerals war ihm zu klein; ſchon in der Rhein-Campagne zeigte ſich ſein feuriger Geiſt: denn wo es am ſchärfſten herging, da war er gewiß dabei.

Für ihn war nur der Königsthron, und da er ihn nicht beſaß, ſo wußte er nicht, was er mit ſeiner Kraft anfangen ſollte; er ließ alſo ſeinen Leidenſchaften den Zügel ſchießen, und gab ſich ganz dem phyſiſchen Genuß hin. Bei Tage Champagner, des Nachts ſchöne Mädchen, zur Abwechſelung Muſik und Jagd, unter dieſe theilte er ſein Leben. Die Menſchen ſah er als Producte an, für ſeinen Genuß zu verbrauchen. Moralität war nicht in ihm.

Unter

Unter ſo verſchiedenen Charaktern, wie der des Königs und dieſes Prinzen, konnte keine Sympathie ſtatt finden; ſie haßten ſich wechſelſeitig, vermieden ſich, und einer ſtieß den andern von ſich.

Der nüchterne Friedrich Wilhelm, der ſo oft betrunkene Louis; der ſparſame König, der verſchwenderiſche Prinz; jener voll Sittlichkeit, die dieſem ein Geſpött war; wo war da an Harmonie zu denken?

Daß Louis für einen Krieg gegen Frankreich ſtimmte, geht ſchon aus obigen hervor. Das war für ihn eine Laufbahn, Ruhm zu erwerben und Napoleon zu beſiegen; mit dieſer Idee erwachte der Prinz und ſchlief mit ihr ein.

Er brauchte alle Mittel, um dahin zu gelangen; beſonders reitzte er den König durch Perſiflage, Sarkasmen und beißenden Witz.

Herr von Köckeritz, der tägliche Geſellſchafter Friedrich Wilhelms, war nie für Krieg, am wenigſten gegen Frankreich geſtimmt, da er die Größe Napoleons anſtaunt, und daraus nichts Gutes für Preußen hervorgehen ſah.

Kleiſt, erſt Adjutant geworden, ergab ſich dem Willen der mächtigſten Partey, und hatte noch wenig Einfluß auf den König.

Maſſenbach iſt enthuſiaſtiſch für Frankreich und Napoleon eingenommen. Er beſitzt viel Phantaſie, auf welche große Geiſter mächtig einwirken. Er ſchrieb einen Band von Briefen an alle obige Perſonen, um ſie zur franzöſiſchen Partey hinüber zu ziehen.

Pfuhl iſt ein Mann von Kopf und Kenntniſſen; er iſt verſchloſſen und ruhmſüchtig; er äußerte ſeine Grundſätze wenig, ſtimmte aber für Energie und Nachdruck in der Regierung, man ergreife eine Partey, welche man wolle.

In der Armee war der größte Theil der Staabsofficiere für den Frieden, da er ihnen mehr Einkünfte verſchafft, und ſie mehr die Rolle des Bürgers, als des Soldaten ſpielen. Sie haben ſich verheyrathet, Kinder erzeugt, ſich Beſitzungen verſchafft, oder treiben Geldgeſchäfte, und haben Anſehn und Autorität von ihren Vorfahren im ſiebenjährigen Kriege ererbt.

Die Subalternen waren für den Krieg. Sie glaubten, eine preußiſche Armee könne nie geſchlagen werden; ſie hofften Avancement, Abwechſelung und Auszeichnung. Beſonders äußerten die Officiere der Gendarmen in Berlin dieſe Geſinnung ſehr laut, und mehr wie es ſchicklich war. Sie haben in der Nähe des Königs für ihn keine Achtung, weil er ſie viel zu human behandelt.

In der bürgerlichen Welt waren alle alten Officianten, beſonders die aus dem Militair, die Civilcarriere ergriffen hatten, und noch in dem Zeitalter Friedrichs zu ſeyn wähnten, gegen Frankreich eingenommen. Die jüngern, die mehr mit dem Zeitalter fortgerückt waren, wollten, man ſolle das preußiſche Staatsintereſſe an das franzöſiſche knüpfen, um durch daſſelbe größer zu werden.

Die Kaufleute nahmen eine Partey, welche ihrem Handelsintereſſe entſprach. Die Geiſtlichkeit haßte Napoleon, weil er ihnen zu katholiſch geſinnt war.

Die Berliner Gelehrten bildeten auch zwey Parteyen. Die alten Nicolai u. a. ſchwiegen.

Johannes v. Müller, ganz vom Democratiſm als Schweizer durchdrungen, wie könnte er Napoleon lieben? Napoleon? der eine neue Monarchie ſchuf, und organiſche Geſetze gab, die man weder jetzt, noch ehemals in irgend einer Verfaſſung antrifft, an die die Welt ſich erſt gewöhnen muß.

Dem Hofrath Hirt war es nicht recht, daß man die Kunſtſachen aus Italien nach Paris verſetzt hatte.

Kotzebue und Reichard waren in Paris nicht mit einer ſolchen Auszeichnung behandelt worden, wie ſie es ſich gedacht hatten.

Merkel, der Redacteur des Freymüthigen, war ruſſiſch, ohne recht zu wiſſen, warum.

Friedrich Buchholz, unter allen der ſcharfſinnigſte, ein gebohrner Feind der Feudalariſtocratie, gab den Ideen Napoleons durch den erſt herausgekommenen neuen Leviathon Anwendung.

Bülow, der Verfaſſer des Geiſts des neuen Kriegsſyſtems, war für eine Univerſalmonarchie eingenommen; Napoleon war in ſeinen Augen der Mann, der dies Syſtem durchſetzen konnte.

Herr v. Held ſaugt aus alten Begebenheiten Gift und läſtert gern; es iſt ihm gleich, was, und wer ihm dazu Gelegenheit giebt, er iſt dabei eigentlich nicht böſe; er findet aber ſeine Stärke darin, an allen Gegenſtänden die lächerliche Seite aufzufinden und aufzudecken.

Durchaus franzöſiſch geſinnt, war die franzöſiſche Colonie aus Anhänglichkeit für ihre Nation.

Unter dieſen Umſtänden kam der Kaiſer Alexander nach Berlin. Das Terrain war ihm nicht unbekannt, es gab ſeiner Partey den Ausſchlag und ſchloß die Potsdamſche Convention, deren Tendenz uns bekannt iſt.

Kaum war er fort und bei Auſterlitz geſchlagen, ſo war der König umgeſtimmt, der eigentlich wider ſeinen Willen ihm nachgegeben hatte. Man ſagte mir, er habe, wie die Nachricht von der verlorenen Schlacht eingegangen, geäußert:

Im Grunde iſt es ein Glück für die Welt, daß Napoleon ſiegte; nun wird Friede.

Die Königin hatte ehemals nie Antheil an den Staatsangelegenheiten genommen; Alexander ſtellte ihr die große Gefahr vor, in der das preußiſche Haus ſchwebte, ſie wurde davon durchdrungen und theilte dem Könige ihre Beſorgniſſe mit, der ſie aber lange Zeit überhörte, da er keinesweges, wie man zu ſagen pflegt, unter dem Pantoffel ſteht. Lombard und Beym, die zum böſen Spiele gute Miene gemacht hatten, drangen in den König zu negociren. Der exilirte Haugwitz wurde von ſeinen Güthern geholt, um bei Napoleon den Frieden zu bewirken. Er reiſte noch vor der Schlacht bei Auſterlitz zum Kaiſer. Dieſer nahm ihn zwar gnädig auf, ſagte ihm aber: Er ſollte nach Wien gehen; er ſey täglich im Begriff, eine Schlacht zu liefern, die alles entſcheiden würde; jetzt könne er auf keine Negoziation ſich einlaſſen. Nach der Schlacht ließ Napoleon den Grafen Haugwitz acht Tage warten, dann empfing er ihn in den Zimmern Maria Thereſiens, und wie Jener von der Neutralität Preußens zu reden anfing, nahm Napoleon die Abſchrift der Potsdamer Convention aus ſeinem Portefeuille und ſagte: Kennen Sie dies Document, wodurch Preußen hinreichend an den Tag legt, wie es gegen Frankreich geſinnt iſt? von Neutralität kann alſo nicht mehr die Rede ſeyn.

Haugwitz ſchloß endlich die bekannte Convention ab, wornach Preußen die engliſchen, ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen aus Niederſachſen entfernen, und Hannover proviſoriſch beſetzen mußte. Nachher mußten wir ſolches in Beſitz nehmen, und Anſpach, Cleve und Neufſchatel abtreten. Die Armee wurde auf den Friedensfuß geſetzt, und die engliſche Partey knirſchte mit den Zähnen; die Armee fluchte; die Dichter machten Pasquille, und jedermann, er mogte eine Partey genommen haben, welche er wollte, ſah ein: daß durch die ſchwachen Maaßregeln der Regierung, Preußens Ruhm begraben ſey.

Neun und zwanzigſter Brief.

1806.

Weder der Kaiſer der Franzoſen, noch ſeine Armee, konnten noch Achtung für eine Regierung, für ein Volk haben, welches nicht conſequent handelte, ſondern halbe Maaßregeln nahm und ſtets im Trüben fiſchen wollte. Man ſagt, Napoleon habe bei irgend einer Gelegenheit geäußert:

> Preußen ſey ein Raubvogel, der nur nach Cadavern wittere.

Sonderbar war es, daß kurz nach dem Abſchluß des Friedens mit Frankreich, dem kein Krieg vorher gegangen war, ein Okan der Bellona den Kopf herunterſchleuderte, die auf dem Arſenal in Berlin ſteht.

In Berlin ſuchte man auf Koſten der Regierung ſich durch Witzeleyen zu entſchädigen, worunter ich einige anführen will.

Man erzählte:

> Wie eine der oft wiederholten Staatsconferenzen auf dem Schloſſe zu Potsdam beendigt geweſen ſey, habe Alexander den Degen und ſonſtige noch vorhandenen Andenken von Friedrich dem Großen zu ſehen verlangt; man habe ſie gebracht, unter andern auch die Krücke; ſie wären auf dem Conferenztiſch liegen geblieben. Wie nun am andern Tage bei einer

neuen Conferenz den Miniſtern die Thür geöffnet werden, ſey ein paniſches Schrecken in ſie gefahren, wie ſie die wohlbekannte Krücke erblickt hätten.

Man trug ſich mit einer Carrikatur herum, wornach Napoleon dem Könige aus einem Medizinglaſe einen Löffel voll mit Gewalt eingab, welches die Signatur hatte:

Das Churfürſtenthum Hannover.

Schlimmer als dieſe Paſquille war das Benehmen der Gendarmen, welche nach ihrer Rückkehr dem Miniſter Hardenberg ein Ständchen brachten; es geſchah unter den Augen des Königs. Dem Miniſter Haugwitz warf man die Fenſter ein; wer es that, wurde vermuthet, es kam aber nicht heraus. Die desfalls befohlene Unterſuchung wurde unterdrückt. Man beſchuldigte damit den Prinzen Louis. Andere ſagten: es wären Perſonen der engliſchen Geſandtſchaft geweſen.

Durch die Unterzeichnung der Convention mit Frankreich, durch die Vertauſchung einiger Provinzen, durch die hierüber entſtandenen öffentlichen Schmähungen gegen den König, welchen man nachſah, verlor die Königliche Autorität ihr ganzes Gewicht. Der König fühlte dies ſo, wie der Hof; die Königin war untröſtlich. Frankreich achtete ſo wenig das preußiſche Cabinet, wie Rußland. Die erſte Macht wollte ihren Geſandten nicht mit Hardenberg, die andere nicht mit Haugwitz conferiren laſſen, deßhalb ſollte Graf Keller das Portefeuille übernehmen; er machte Bedingungen; man ging davon ab, und beruhigte endlich Alopeus den ruſſiſchen Geſandten.

Welche Sarcasmen ſich Louis erlaubt, geht aus folgendem hervor:

Ein Büſtenhändler zeigte ihm den Gott Mars und den König. Louis ſagte: Ja ja, der erſte iſt der Gott Mars, und der letzte iſt der Gott Halt.

Alle dergleichen Scandaloſa wurden in die Provinzen und ins Ausland geſchrieben, wurden vermehrt, verſchönert und verbeſſert. Der rechtliche Mann beſeufzte und beklagte den König; die naſeweiſe Jugend, die Fähndriche und Referendarien, lachten und ſchimpften auf die gemeinſte Art auf Ihn, der es ſo gut mit der Nation meynte. Was hatte er denn verbrochen?

Ich habe ſchon früher geſagt, was Preußens Syſtem ſeyn ſollte. Zuerſt hätte es Frankreich, mit dem es ſtets eine Tendenz gegen England hat, nicht ſo mächtig werden laſſen ſollen; war dies aber einmal geſchehen, ſo mußte es ſich an daſſelbe anſchließen. Die Potsdammer Convention war ein Verſtoß gegen das Staatsintereſſe; wollte man es aber nachher noch verſuchen, Frankreich anzugreifen, ſo war es Zeit vor der Schlacht bei Auſterlitz, nicht nachher. War der erſtere Zeitpunkt verſäumt, ſo blieb nichts als der Frieden übrig, ſonſt ladete ſich Preußen die Laſt des Krieges allein auf.

Einen Scandal gaben die zurückgekommenen Trainpferde, für welche die Trainofficiere und Inſpektoren das Futter gefreſſen hatten. Sie wurden in Berlin meiſtbiethend verkauft. Man erzählte: ſechs Berliner Gaſſenjungen hätten ein Pferd für 6 Gr. gekauft, ſich alle ſechs darauf geſetzt, und wären ſodann im Thiergarten ſpazieren geritten. Nie war die Neugierde ſtärker geſpannt, als kurz vor der Schlacht bei Auſterlitz; vom

Miniſter [illegible] General bis zum Corporal und Miethkutſcher hinab ahmte alles der engliſchen Sitte nach, über den ungewiſſen Ausgang der Sache zu wetten.

Die gemeine Claſſe ſelbſt theilte ſich in Parteyen. Einer war Ruſſiſch, der andere Franzöſiſch, niemand Oeſtreichiſch geſinnt, ſo ſehr klebt dieſem Volke ohne Grund der Nationalhaß an; ſie ſcheinen ihn mit der Muttermilch eingeſogen zu haben. Die Vernünftigen dankten Gott, daß der Krieg noch einmal die preußiſche Monarchie verſchont hatte; ein Krieg, der nur vernichtend für uns ſeyn kann, der im glücklichſten Fall uns nichts weiter einbringt, als uns eine Allianz mit Frankreich einbringen würde; der im unglücklichen Fall aber die preußiſche Dynaſtie vernichten, und ein von der Natur ſtiefmütterlich behandeltes Land in eine Wüſteney verwandeln würde.

Dieſer Krieg wäre weiter nichts geweſen, als ein dem alten Syſtem, der von Friedrich II. erſchaffenen Form dargebrachtes Opfer; ein Streben, den alten militairiſchen Ruhm wieder zu erlangen.

Hieri[illegible] gehet es aber Preußen wie Simſon, nachdem Delila ihm die Haare abgeſchnitten hatte; es glaubt ſich wie dieſer noch in dem Beſitze ſeiner vollen Kraft. Dieſe iſt aber nur ſcheinbar, denn es fehlt ihr die Seele, der Geiſt, das Leben. Die vom Wurm gefreſſene Eiche prangt von außen, ihre Aeſte und Zweige breiten ſich weit umher aus, ſie grünen noch und treiben Blüthen, aber keine Früchte; die Blüthen verwelken und der erſte Windſtoß wirbelt ſie in den Forſt umher.

Ich kann daher unmöglich denen Unrecht geben, die mit Frankreich den Frieden ſchloſſen. Mögen ſie es aus richtigen Grundſätzen oder aus Schwäche [illegible]en haben; mögen ſie es geweſen ſeyn, die früher zum Frieden riethen, wie noch die Ausſichten glänzender waren, oder nicht; kurz in dieſem Augenblick nach dem 2ten Dec. 1805 war Preußen nur durch einen Frieden mit Frankreich zu retten. Sagt man: Preußen darf Frankreich nicht ſo viele Gewalt auf den Continent verſtatten, ſo blieb, nachdem die Ruſſen und Oeſtreicher geſchlagen waren, dieſem Staate in der Lage, worin er ſich befindet, bei ſeiner exiſtenten Regierung, bei ſeiner verzogenen Armee, bei dem Mangel an Feldherren weiter nichts übrig, als ſich Frankreichs Einfluß hinzugeben, ſo wie es Bayern gethan hatte.

Man vergleiche: Auf der einen Seite Frankreich mit 30 Millionen Einwohnern, welches eine Armee von viermalhunderttauſend Mann auf den Beinen hat, welche funfzehn Jahr durch den Krieg geübt, und größtentheils Sieger geweſen ſind.

Da die Franzoſen den Soldaten nach Verdienſt befördern, und dahin ſtellen, wo er hin gehört, ſind ſie ihres Sieges gewiſſer, als andere Nationen, wo es nach der Rangliſte gehet. Die Truppen haben innerhalb funfzehn Jahren geprüft, welche Waffen, welche Bekleidung, welches Kriegsſyſtem in jedem Terrain das zweckmäßigſte iſt. Der Krieg hat ſie gegen alle Drangſale und Strapatzen abgehärtet, und ſie ſind ganz eigentlich zu Soldaten gebildet. Weggeworfen haben ſie allen Tand, alle Spielereyen; behalten haben ſie das, was der Krieg erfordert. An ihrer Spitze ſtehet ein Mann, der ſchon deshalb ſich auszeichnet, da er vom Artillerie-Lieutenant bis zum Kaiſer der Franzoſen und König von Italien in zwölf Jahren empor geſtiegen iſt; den ſein erſter Feldzug bis nahe vor die Thore von Wien führte; der ein Jahr ſpäter an den Quellen des Nils Siegesfeſte feierte, wohin noch kein Europäer gekommen war. Ein Feldherr in der Kraft des Mannes, voll Geiſt, Kühnheit und eiſerner Beharrlichkeit, auf dem Schlachtfelde wie in dem Cabinet, der jede blutige Periode der Revolution durchlebte, ſich endlich an ihre Spitze ſtellte und ſie beſchloß.

Frankreich iſt ein ſelbſtſtändiger Staat von einem Völkerſtamme bewohnt, welcher ſich mit Recht die große Nation nennt, unter welcher einerley Sprache, einerley Sitte und Geſetz ein unauflösliches Band hervorbringt; geſchützt gegen Deutſchland durch eine Reihe von Feſtungen, unangreifbaren Poſitionen, und natürlichen, den Feind aufhaltenden Bollwerken.

Preußen iſt dagegen ein Staat aus Stückwerk zuſammengeſtickt, ein künſtliches Machwerk, woran die Natur keinen Theil hat, ſondern unter die erſten Mächte Europens durch ein Genie empor gehoben und gehalten; herabgeſunken von dieſer Höhe, wie der Geiſt verſchwand. Wie viele Völkerſtämme führen den Namen Preußen, die ſich wechſelſeitig haſſen? Wie verſchieden ſind die Geſetze, Sitten, Sprachen und Meinungen dieſer verſchiedenen Völker? Ihre Zahl verhält ſich zu der von Frankreich wie 1 zu 3, die Bundesſtaaten und Italien hinzugerechnet, wie 1 zu 6.

Die preußiſche Armee, die Hauptſtütze, der Schlußſtein des künſtlichen Baues, ſeit 40 Jahren im Frieden; an eine alte verbrauchte Form gewöhnt, glänzt ſie nur noch als ein Luftgebilde am Firmament. Sie iſt auf den Corporalſtock, auf eine dauerhafte Leibesconſtitution ihrer

Generale, und auf ein Phantom (den Ritterſinn) gegründet, der ſchon lange nicht mehr vorhanden iſt.

Die Grenzen ſind von allen Seiten unbeſchützt und unbeſetzt; der Feind kann hereindringen, wo es ihm beliebt.

An der Spitze des Staats und der Armee ſteht ein junger Mann, der für den Frieden erzogen und gebildet iſt, der den Krieg haßt, dem nicht Tugenden des Hausvaters, aber die Talente des Feldherren abgehen, oder doch nicht mit denen eines Napoleons zu vergleichen ſind. Er hat ſeine Regenten- und Feldherrngewalt auf andere übertragen, die ſich darin theilen, und die Einheit, welche der Staat an ſeiner Spitze verlangt, auflöſen.

Wie wäre es anders zu erwarten: als daß Preußen in einem Kriege mit Frankreich unterliegen müßte?

Auf Napoleons Geheiß hat Preußen Hannover occupirt und dagegen Cleve diesſeits des Rheins, Neufſchatel und Anſpach abgetreten. Das Londner Cabinet hat desfalls durch allbekannte öffentlich in Druck erſchienene Noten das preußiſche angefeindet und ſeine Duplicität darzuthun ſich bemüht. Das ſind nun die Folgen von der großen Rechtlichkeit des Königs in der Politik.

Gab er der Idee des großen Friedrichs Raum und organiſirte den nördlichen Fürſtenbund, und erhob ſich zum Beſchützer deſſelben, ließ die Demarkationsarmee auf den Beinen, beſetzte Hannover ſtatt der Franzoſen, benutzte es in militairiſcher Hinſicht als eine preußiſche Provinz, befaßte ſich aber nicht mit der Souveränität, vertauſchte Anſpach und Bäyreuth ſchon beim Lüneviller Frieden gegen niederſächſiſche und weſtphäliſche Provinzen, ſo wurde er jetzt nicht gezwungen, jene Provinzen abzutreten und eine andere dafür zu empfangen, wodurch er ſich einen Krieg mit England und Schweden aufbürdete, ſich der Doppelſinnigkeit verdächtig machte, und etwas that, was ſeinem perſönlichen Charakter völlig widerſpricht.

Wie aber 1802 die Franzoſen Hannover beſetzten, da that es Preußen nicht, weil es England widerſinniger Weiſe nicht zugeben wollte. Wir erklärten allen Mächten die Neutralität und hatten nirgend eine Armee mobil, um dieſer diplomatiſchen Idee Nachdruck zu geben.

Der ausgebrochene Krieg, die Wegnahme unſerer Schiffe, der Fall ſo vieler preußiſchen Handlungshäuſer, war nach jener Acquiſition von Hannover vorauszuſehen, und das preußiſche Cabinet überhörte die Vorſtellungen und Anfragen der Kaufleute. Dieſe Apathie ging ſo weit, daß man der berliniſchen Kaufmannſchaft auf ihre Frage: ob von engliſcher Seite etwas der Handlung und Schiffahrt Nachtheiliges zu fürchten ſey? antwortete: Es ſey keine Gefahr vorhanden. Vierzehn Tage ſpäter nahmen die Engländer die preußiſchen Schiffe weg, die, auf jene Antwort ſich verlaſſend, in See gegangen waren. Wir ließen die engliſchen Schiffe, beſonders in der Oſtſee, ruhig auslaufen, und nahmen mehrere Millionen engliſcher für Oeſtreich 1805 hierher ſpedirter Subſidien, die in den Händen der Gebrüder rc. Aſten waren, nicht in Beſchlag; ſie waren nach dem Preßburger Frieden hier durch den engliſchen Geſandten aufgehalten worden.

Es iſt wirklich ſo, als wenn bei uns die geſcheuteſten Männer den Kopf verlöhren. Hardenberg, beleidigt durch franzöſiſche Journaliſten, die ihn fälſchlich beſchuldigen, von England beſtochen geweſen zu ſeyn, widerlegt dieſe Angriffe in der berliner Zeitung, und der König erlaubt es

Er weiß, daß keiner in der Nation jenes Gerücht glaubt, dennoch ſtellt er (der preußiſche Staatsminiſter) ſich den franzöſiſchen Journaliſten gegen über.

Man erzählt über dieſe Begebenheit folgende ſpecielle Umſtände:

Wie Hardenberg jene beleidigenden Aeußerungen in den franzöſiſchen Zeitſchriften geleſen hatte, verlangte er wiederholt ſeinen Abſchied. Auf einen an ihn gerichteten Brief der Königin, worin ſie ihn zu bleiben bat, blieb er; ſetzte aber ſeine oben angeführte Vertheidigung auf. Er ging damit zum Könige und erklärte, daß er nur unter der Bedingung auf ſeinem Poſten bleiben könne, wenn Sr. Majeſtät erlaubten, daß er jene Vertheidigung in die berliner Zeitungen einrücken laſſen dürfe. Dieſe Genehmigung erfolgte.

Kaum hatte Beym und Lombard ſolche geleſen, als ſie laut ihr Mißvergnügen darüber äußerten; ja Beym ſoll ſogar ſchriftlich ſich darüber gegen Hardenberg ausgelaſſen haben. Dieſer empfand es ſehr übel, daß ein Cabinetsrath ſich unterſtand, einen Staatsminiſter zu tadeln; es kam darüber unter ihnen im Vorzimmer des Königs zum heftigen Streit, der die Feindſchaft beider veranlaßte. Unſtreitig hatte Beym in der Sache, keineswegs aber in der Manier recht, und bewies dadurch, wie weit jetzt ſchon die Cabinetsinſtanz zu gehen wagt.

Ganz genau mag dieſe Erzählung nicht mit der Wahrheit übereinſtimmen, aber etwas Wahres iſt an der Sache.

Die engliſch-ruſſiſche Partey, welche die Königin zu ſich hinüber gezogen hat, verſtärkt ſich täglich; die franzöſiſche wird immer ſchwächer. Man hat die ganze Weiblichkeit der Königin aufgereizt; man hat ſie mit allen Pasquillen und Witzeleyen auf den König bekannt gemacht; ihr geſagt: Napoleon habe allen alten Dynaſtien, die ſich mit ſeiner Familie nicht vereinigen wollten, den Umſturz gedroht. Wenn Preußen ſich nicht bald dem Ungewitter mit aller Macht entgegen ſetzte, ſo ſey ſie und ihre Kinder verloren; gleich dem Könige von Sardinien und Neapel, werde ihr Mann ſich in die Arme Rußlands werfen müſſen.

Die Königin hat das ungeſtüme Verlangen der jungen Officiere und einiger jungen Generale erfahren, die den Krieg wollen; ſie hat manche Broſchüre geleſen, die gegen die Alleinherrſchaft Frankreichs auf dem Continent kämpfen. Louis Ferdinand hat ſie auf alle Weiſe mit Bitterkeit und Sarcasmen über das jetzige Regierungsſyſtem unterhalten. Iſt es nicht natürlich, daß dieſe reizbare Frau, die das richtigere Syſtem der heutigen Politik nicht zu durchſchauen vermag, dahin gebracht iſt, ihren Mann zum Kriege zu bereden?

Man hat alles gethan, um Unfrieden in der Ehe des Königspaares hervor zu bringen. Man hat dem Könige verliebte Zuſammenkünfte mit der Tänzerin Schulz angedichtet, mit der er zu Charlottenburg im Garten ein Paar Worte gewechſelt hat, da es eine Jugendbekanntſchaft von ihm iſt; man will wiſſen, daß unter dieſem ſonſt ſo friedlichen Ehepaar laute Zwiſtigkeiten vorgefallen wären.

Wohin der König nur blickte, da ſtellten ſich ihm Unzufriedene dar, die keine Achtung für eine Regierung bezeigten, die bisher immer ſchwache Maaßregeln genommen hat. Die Stände ganzer Provinzen kommen bittend ein, ſie nicht zu vertauſchen, wie die der Grafſchaft Mark, deren Bittſchrift im politiſchen Journal im Druck erſchienen iſt. Dieſer Vorſtellung hat eine Abſchrift einer Cabinetsordre Friedrich Wilhelms I. beigelegen, welche eine Reſolution auf eine ähnliche zu ſeiner Zeit eingegangene Bittſchrift dieſer Stände enthielt, worin es hieß: „Ich müßte verrückt oder beſoffen ſeyn, wenn ich meine getreuen Stände der Grafſchaft Mark gegen Mameluckeu vertauſchen wollte.“

Unſer Geſandter in Paris, Marquis Lucheſini, ſoll ebenfalls dem König gemeldet haben:

> „Er könne auf Napoleons Verſprechungen ſich nicht verlaſſen, Frankreich gehe auf die Zerſtörung des Hauſes Hohenzollern aus, und werde bald die Larve der Freundſchaft abnehmen.“

Alles dies zuſammen genommen wird am Ende den König bewegen, zur unrechten Zeit loszuſchlagen.

Der König iſt einer von den Menſchen, die ſich ungern von einer Idee trennen, die ſich in ihrem Kopfe feſtgeſetzt hat; wird ſie ihnen dann mit Gewalt entriſſen, ſo fallen ſie in das entgegengeſetzte Extrem, und gehen darin zu Grunde, da ſie ſelten die beſten Mittel zum Zweck ergreifen.

Seit 1797 war in dem König die Idee der Neutralität; wird er endlich in den Krieg gezogen, ſo wird er auch eher darin untergehen, als einen ſchimpflichen Frieden machen.

Die

Die Abtretungen der alten Provinzen, beſonders des Anſpachſchen, haben dem Könige ſehr wehe gethan. Es war das Stammhaus der Hohenzollern. Haugwitz war beſonders inſtruirt, dies Napoleon ins Gedächtniß zurückzurufen. Lachend antwortete er: „Pa! wenn man älter wird, wirft man die Wiege weg.“

Hannovers Beſitz iſt für Preußen in militairiſcher und finanziſtiſcher Hinſicht von der äußerſten Wichtigkeit; dies wird jeder einſehen, nur nicht die leidenſchaftlichen Hannoveraner.

Die altdeutſche Reichsverfaſſung hat unter andern Nachtheilen auch dieſen hervorgebracht, daß ſie unter ein und dem nehmlichen Völkerſtamme Eiferſucht, Neid und Nationalhaß erzeugte.

Unter Georg II. konnte Hannover ſich noch Preußen gegenüber ſtellen; ja dieſer Monarch höhnte ſogar ſeinen Bruder Friedrich Wilhelm I., und nannte ihn den kleinen Corporal. Seitdem, daß Preußen zu einer Macht vom erſten Range emporſtieg, organiſirte ſich jene Antipathie noch mehr, und die Hannoveraner thaten ſich immer auf den König von England etwas zu gute.

Läßt man in dieſer Sache das Gemüth aus dem Spiele und nur den Verſtand darüber abſprechen, ſo findet man, daß die Verbindung Hannovers mit England für erſteres immer nachtheilig war. Dies weitläufig zu beweiſen, halte ich für ſehr überflüßig, denn es liegt am Tage: Hannover leidet als Theil des Continents durch die merkantiliſche Univerſalmonarchie Englands; es litt ſeit hundert Jahren durch die Verbindung mit England ganz beſonders, da es an allen Kriegen dieſes Staats

Theil nahm, welche blos wegen des politiſchen Intereſſe Englands, nicht wegen Hannover, geführt wurden.

Die Könige von England waren nur Churfürſten von Hannover, ſie betrachteten dieſes Land als einen Zufluchtsort, wenn das engliſche Volk einmal ſeinen König abſetzen, oder wenn das fortſchreitende Creditſyſtem die jetzige engliſche Regierung umſtürzen ſollte.

Die Hannoveraner mußten unter Georg II. bei Dettingen im ſiebenjährigen Kriege unter dem Herzog von Cumberland und Ferdinand von Braunſchweig, in Gibraltar unter Elliot und in Oſtindien bluten, damit England ſeine Uebermacht zur See behaupten, und Frankreichs Theilnahme am Handel vernichten konnte. Die im ſiebenjährigen Kriege gemachten Schulden drücken jetzt noch dieſes Land, und die neueſte Invaſion der Franzoſen, durch England veranlaßt, hat ſeine Mitbürger an den Bettelſtab gebracht.

Es iſt lächerlich, in der engliſchen Erklärung über die preußiſche Beſitznahme Hannovers die Unrechtmäßigkeit derſelben aus der Moral entnommen zu ſehen.

Preußen hätte längſt Hannover occupiren ſollen, ehe es den Franzoſen einfiel; und nie wird Deutſchland in Ruhe kommen, wenn Hannover nicht von England abgeriſſen wird; nie wird Frankreich den engliſchen Einfluß vom deutſchen Boden entfernt ſehen, wenn dieſe Trennung nicht Beſtand hat.

Dreyßigſter Brief.

Berlin 1806.

Struenſee's Stelle iſt durch den Baron Stein erſetzt; er iſt ein Ausländer; Naſſau war ſein Vaterland, woher er noch anſehnliche Revenüen zieht. Er fing ſeine Laufbahn in der Grafſchaft Mark beym Bergweſen an, welches eigentlich ſein Fach iſt; er wurde unter dem Miniſter Heinitz in Wetter Bergrath, Oberbergrath, dann Kammerpräſident in Minden, Oberpräſident der weſtphäliſchen Kammer, und endlich Miniſter des Accis- und Manufacturdepartements.

Er iſt ein feuriger, vielwiſſender, energiſcher Mann; von einer in ihm entſtandenen Idee gehet er nie ab; er fürchtet nichts über und neben ſich, und familiariſirt ſich nicht mit dem, was unter ihm iſt. Seine Rechtſchaffenheit iſt ohne Mackel, ſeine Thätigkeit kennt keine Gränzen. Er wagt es, alte Formen, die ihm zweckwidrig ſcheinen, zu zerbrechen, und hat Kraft und Phantaſie genug, etwas anders an die Stelle zu ſetzen. Sein Platz wäre der eines Premierminiſters des preußiſchen Staats, und wenn er auch viele Mißgriffe machen, ſeine Ueberzeugung nicht immer die richtigſte ſeyn ſollte, ſo würde er doch ein feſtes, unabänderliches Syſtem annehmen, und ſowohl in den äußern als innern Staatsverhältniſſen ſolches durchführen; und wenn ſelbſt ein falſches Syſtem angenommen würde, ſo wäre es doch beſſer, wie gar keins. Alle Oppoſitionen, der Antagonismus zwiſchen Cabinet und Miniſterium, das ewige Schwanken der Regierung, das Zaudern und Conferiren in Staatsangelegenheiten, die ſchnelle Entſchlüſſe erfordern, alles Excentriſche, kurz alle collegialiſche Behandlung der letzten Enden der Staatsgewalten, die uns an den Abgrund führen muß, würde aufhören und große, mächtige Einheit, wie unter Friedrich, dann wiederkehren.

Niedertreten würde dieſer Starke alle Parteyſucht, alle Kabale und den ſo verderblichen Einfluß ſo vieler heterogener Weſen, die bisher auf die Staatsmaſchine wirkten.

Dies wären die glänzenden Seiten dieſes Mannes; er hat aber auch Kehrſeiten:

Iſt er nicht fähig, ſich von andern inpulſiren zu laſſen, was nie ein Miniſter ſollte, da das Inpulſiren auf andere ſeine Sache iſt, ſo muß er doch Informationen durch Andere über Oertlichkeiten annehmen, wenn er nicht Gott iſt. Stein läßt ſich aber auch ſelten unterrichten; er hört nicht genug; er fragt, und kaum hat der Antwortende zu ſprechen angefangen, ſo will er ſchon alles begriffen haben. Dies iſt ein großer Fehler. Stein hat nichts Anziehendes, ſondern viel Abſtoßendes in ſeinem Aeußern; er iſt ungefällig, hart und rauh gegen ſeine Officianten.

Die in ihm entſtandene, und aller ihm entgegengeſtellten Hinderniſſe ungeachtet, durchgeführte Idee des Papiergeldes, welches unter dem Titel von Treſorſcheinen in Umlauf geſetzt iſt, hat die Nation gegen ihn aufgebracht, die Federn vieler Schriftſteller in Bewegung geſetzt, und iſt auch, meiner Meinung nach, falſch und irrig.

Friedrich hatte, wie ich Dir ſchon oft geſchrieben habe, das Collbertſche Syſtem angenommen. Dahin gehörte die Anlegung der Banken, Lombards, der Seehandlungs-, die Manufactur-, Meliorations- Bau- und Prämienfonds. Wie nun das Agrikulturſyſtem jenes zu verdrängen anfing, da lieh man auch auf liegende Gründe, die Bank discontirte nämlich Hypotheken-Inſtrumente.

Pohlen wird aquirirt; kaum war das Hypothekenweſen eingerichtet, ſo nahmen die dortigen Guthsbeſitzer auf ihre Grundſtücke groſe Capitalien in den alten Provinzen, beſonders in Berlin, von hieſigen Capitaliſten, aus den Wittwen- und Invalidencaſſen u. a. m. Die Inhaber der Hypotheken pflegten ſolche dann oft bei der Bank diſcontiren zu laſſen, und ſo kam es, daß an 20 Millionen Thaler baares Geld nach Südpreußen ging.

Der Miniſter Struenſee hatte es auf ſich genommen, die von Friedrich Wilhelm II. im Auslande gemachten Schulden von 22 Millionen zu bezahlen, zu denen diejenigen kamen, die man für den König von Pohlen zu berichtigen übernommen hatte. Er eröffnete alſo durch die Seehandlung eine Anleihe, erhielt ſolche und zahlte damit jene Schulden dem Auslande.

Es war daher der Circulation eine Menge Geld entgangen, und der Handelsſtand fühlte bald dieſen Mangel. Er wurde noch drückender, wie im Juny 1805 die ſämmtlichen Banken aufhörten, kaufmänniſche Wechſel zu diſcontiren.

Dieſen Mangel zu erſetzen, ergriff der Miniſter Stein die Idee der auszugebenden Treſorſcheine.

Das Manifeſt darüber erklärt ſelbſt die Veranlaſſung auf eine höchſt irrige Weiſe; es heißt darin:

> Da es an baarem Gelde fehlt, ſo muß man welches machen, um den Mangel zu erſetzen.

Dies iſt aber eine Contradictio in adjecto: man muß Sachen machen, um Geld hervorzubringen und nicht umgekehrt.

Was dieſen Treſorſcheinen entgegen zu ſetzen war, beſtand vorzüglich darin: daß ſie gar nicht fundirt waren und unſichere Ausſicht der Realiſation gewährten; daß ſie leicht nachzumachen waren; daß ſie nicht in kleinern Theilen als 5 Thlr. gebraucht werden konnten; daß nicht bei jeder Acciſecaſſe ſolche realiſirt würden oder zu haben waren.

Willſt Du hierüber etwas Ausführliches leſen, ſo nimm den preußiſchen Staatsanzeiger zur Hand.

Ein und dreyßigſter Brief.

Berlin.

Ich ſoll Dir über den Krieg mit Schweden etwas melden? Mein Gott, iſt denn da ein Krieg? Friedrich II. wollte den ſchwediſchen Geſandten bei dem Congres in Hubertsburg nicht ſprechen, indem er ſagte: Der König von Schweden hat mit meinem Obriſt Belling Krieg geführt, mit dem mag er auch Frieden ſchließen; und jetzt? Man läßt 30 bis 40,000 Mann nach Anclam marſchiren, um den Unterhandlungen des Cabinetsminiſterii Nachdruck zu geben, und alle unſere großſprecheriſchen Höflinge nennen den König von Schweden den nordiſchen Donquixot, den nordiſchen Hanswurſt. Er iſt aber keins von beyden; er iſt ein Mann von Charakter, und es iſt ſchade, daß ihm ſo wenig Mittel zu großen Zwecken verliehen wurden. Er hat doch einen Willen; und wäre es auch ein verkehrter, ſo iſt es doch beſſer, ein Monarch hat einen Willen, als gar keinen.

Dieſe Demonſtrationen gegen Schweden laſſen uns ahnden, was Preußen und ſeine Militairmacht leiſten wird, wenn einmal eine ernſtliche Fehde ausbricht.

Zwey und dreyßigſter Brief.

1806.

Die Königin iſt von Pyrmont zurückgekehrt, und von ihrem Gatten zärtlich empfangen worden.

Wie ſie dort hinging, glaubten einige, die franzöſiſche Partey habe dieſe Reiſe veranlaßt, um den König anderweitig zu amüſiren und von ſeiner Frau abzuziehen; andere aber wollten wiſſen, die ruſſiſche Partey habe dieſe Entfernung bewirkt, um dadurch die Sehnſucht des Königs nach ſeiner Frau, von der er nie getrennt war, zu erregen, woraus denn am Ende der Sieg für Sie erfolgen müſſe. Sie hat Recht gehabt, denn kaum war Louiſe zurückgekehrt, als der König an einem Morgen ſeinem Adjutanten ſelbſt befahl, ſofort durch Couriere die ganze Armee in Bewegung zu ſetzen.

Die rückkehrende Königin hatte ihn zum Entſchluß gebracht, durch einen Krieg mit Frankreich dem Nationalwillen (wie er glaubte) gegen ſeine beſſere Ueberzeugung nachzugeben. Unſeliger Entſchluß! Jetzt 1806 Krieg mit Frankreich? Warum nicht 1805? Hierin allein liegt das Unbeſonnene dieſer raſchen Kriegserklärung. Die nämlichen Gründe, welche Preußen in dieſem Jahre hat, mit Frankreich zu brechen, hatte es auch 1805, und unter ganz andern Verhältniſſen, wie jetzt. Das iſt Dir bekannt, ich ſchweige darüber.

Wie wird Oeſtreich lachen? welches wir vor und nach der Schlacht bei Auſterlitz im Stich ließen?

Nachdem der König einmal jenen Entſchluß genommen hatte, war der ganze Hof überzeugt: Es werde zum Kriege kommen, nur Beym hoffte noch etwas von der Unterhandlungsgabe des Grafen Haugwitz; ob und mit Recht, weiß der Himmel! Denn wenn wir einmal Krieg mit den Franzoſen haben müſſen, dann war doch wohl 1805 dieſe Kunſt ſchlecht angewendet.

Die Hauptbewegungsgründe zu dieſem Kriege ſoll die Aeußerung Napoleons ſeyn: 1) Hannover an den König von England zurückgeben zu wollen, wenn dadurch Frieden zu erlangen ſey; 2) die fortdauernde Anweſenheit franzöſiſcher Truppen in Deutſchland; 3) die Vereinigung der Veſtung Weſel mit Frankreich. Das Erſtere iſt durch nichts erwieſen; das Zweyte von den Ruſſen veranlaßt, die Cattaro nicht räumen; das Letztere iſt recht eigentlich gleichgültig, nachdem man einmal dieſe Veſtung abgegeben hatte.

Drey und dreyßigſter Brief.

Berlin.

Ich ſende Dir, was mir Freund B. von der Armee eingeſandt hat.

Weimar d. 15ten Octbr. 1806.

Du willſt von mir die nächſten Gründe und eine detaillirte Darſtellung der Begebenheiten vom 1ſten bis zum 15ten Octbr. wiſſen, da ich der alliirten Armee gefolgt bin, und hier einen genauen Beobachter abgegeben habe. Wohlan! ich kann Deine Wißbegierde befriedigen, und manchen Aufſchluß geben, der dem Geſchichtsforſcher dereinſt nicht unbedeutend ſeyn wird.

Zuerſt höre mich über die entfernten und nächſten Gründe zum Verluſt der am 14ten Octbr. verlornen Schlachten bei Jena und Auerſtädt, dann ſoll das Hiſtoriſche folgen.

Ich habe Dir ſchon irgendwo in meinen vorigen Briefen bemerkbar gemacht, daß die preußiſche Armee ſchon 1778 nicht mehr die von 1758 war; daß ſie in Südpreußen und bei verſchiedenen Gelegenheiten am Rhein 1792 und 1795 zeigte, daß ſie ihrer Auflöſung entgegen gehe.

Was Gibbon in ſeiner Geſchichte des Verfalls des römiſchen Reichs im 1ſten Theile Seite 256 über die Erſchlaffung der römiſchen Königsmacht unter dem

Sever ſagt, paßt völlig auf die preußiſche Armee, beſonders in dem letzten Jahrzehend:

> „Sever ließ ſich durch Dankbarkeit und übel verſtandene Politik und durch den Schein der Nothwendigkeit bewegen, die Nerven der Kriegszucht erſchlaffen zu laſſen. Er ſchmeichelte der Eitelkeit der Soldaten mit der Ehre, goldne Ringe tragen zu dürfen. Er erlaubte ihnen, ſich ihr müßiges Leben in ihren Quartieren durch die Geſellſchaft ihrer Weiber bequemer und angenehmer zu machen. Er gab ihnen einen höheren Sold, als ſie jemals erhalten hatten, und lehrte ſie bei jeder öffentlichen Veranlaſſung von Furcht oder Freude außerordentliche Geſchenke erwarten, und bald auch fordern. Stolz auf ihre Vorzüge und ihren Ruf, durch Ueppigkeit entkräftet, und durch ihre gefährlichen Vorrechte über die Gleichheit mit andern Unterthanen erhaben, wurden ſie bald ungeſchickt zu kriegeriſchen Unternehmungen, drückend für den Staat, und einer gehörigen Subordination unfähig. Ihre Officiere behaupteten den Vorzug ihres Ranges durch mehr verfeinerte und koſtbare Ueppigkeit ꝛc.

Die häufigen Exceſſe, die ſich ganz vorzüglich die Officiere der Garniſon in Berlin ſchuldig machten; die Studentenſtreiche der königlichen Haustruppen; die kurz vor dem Ausbruch des Krieges durch die Straßen der Hauptſtadt gegangene Schlittenfahrt, um die Weihe der Kraft zu perſifliren, und ſo viele Knabenſtreiche, deren ſich die preußiſchen Officiere im vorigen Jahre in Sachſen ſchuldig machten; der Uebermuth, den ſie in den Provinzen in ihren Friedens-Garniſonen allenthalben zeigten, wo ſie mit den andern Ständen zuſammen kamen; ihr unerhörter Müſſiggang, ihre Spielſucht, ihr Mangel an allen Kenntniſſen, ihre geübte Laſterhaftigkeit, ihre Verſchwendung und Schuldenlaſt, alles dies, was notoriſch iſt, worüber nur eine Stimme war, begründete das Verderben dieſer Stütze des Staats.

Es war wirklich ſo weit gekommen, daß das Militair ſelbſt begriff: es ſey eine unnütze Bürde für den Staat, es müſſe einmal wieder zeigen, weshalb es vorhanden ſey; deshalb wünſchte die Armee den Krieg.

Natürlich ſpreche ich hier bloß vom Officiercorps; die Gemeinen waren nicht durch erhöhten Sold oder andere Vorzüge verdorben, ſondern durch erſchlaffte Subordination, durch vernachläſſigte Uebung, und durch das ihnen ohne Einſchränkung nachgegebene Heyrathen. Sie wünſchten aber auch den Krieg, weil ſie des Hin- und Hermarſchierens ohne Zweck müde waren.

Der Mangel an einem Oberfeldherrn, der mit dem Zeitalter mitgegangen war, kann als der vorzüglichſte Grund unſers Unglücks angeſehen werden. Der König iſt ein rechtſchaffener Mann, das wiſſen wir alle, aber kein Feldherr, und es fehlte Ihm auch die Beurtheilung, wer unter ſeinen Generalen dazu geeignet ſey. Er urtheilte nach dem Erfolg. Er wußte, daß man den Herzog von Braunſchweig als einen der erſten Heerführer genannt hatte, er ſchenkte ihm daher ſein ganzes Zutrauen. Der Herzog mag wohl in früheren Zeiten einiges Talent gehabt haben; aber ſeit er das berühmte Manifeſt 1792 unterſchrieb, hörte er auf, derjenige zu ſeyn, wofür man ihn vorher gehalten hatte. Dies war das Dokument der größten Verſtandesſchwäche.

Jetzt war er ein ſtets zwiſchen Wollen und Nichtwollen ſchwankender, kränklicher, alter Greis, der wohl noch über eine Diſpoſition reden, aber ſie gar nicht mehr ausführen konnte, und dem die neue Kriegskunſt, die Schnelligkeit in der Ausführung der neueren Strategie, völlig fremd war. Die unter ihm zunächſt commandirenden Generale hatten weder Achtung für ihn, noch konnten ſie ſolche haben. Sie waren unter ſich entzweyt, ein jeder handelte nach ſeinem Kopf mit dem andern in Widerſpruch, und es war bei Jena und Auerſtädt keine Armee, ſondern nur mehrere Diviſionen vorhanden, in denen kein Zuſammenhang war. Kurz, es fehlte ein Kopf, oder ein enger Ausſchuß, um die Kriegsoperationen zu entwerfen und zu leiten — es fehlte an Kundſchaftern und an ſichern Nachrichten von den Bewegungen des Feindes. Man hatte darüber viel geſprochen, viel geſchrieben, aber nichts ausgeführt.

Es fehlte an einer zahlreichen Reſerve. Man hatte unter dem Titel einer Landmiliz darüber viele Verfügungen erlaſſen, aber nichts ins Werk gerichtet.

Es fehlte an einer zweckmäßigen Verpflegungsmaſchine oder an einem tüchtigen Intendanten der Armee, dieſe litt mehr vom Hunger, wie vom Feinde.

Es fehlte ſogar an einer richtigen Terrainkenntniß, auf dem man ſtand und agiren wollte.

Denke Dir nun dieſem Wirrwarr gegenüber eine regulaire, mit einer funfzehn Jahre lang im Kriege geübten. Armee, und es war leicht vorauszuſehen, wer ſiegen würde.

Was die Spione anlangt, ſo hatte man gar keine, ſtatt das Napoleon jedes Wort des permanenten

Kriegsraths in Weimar wußte, und wie man jede Stunde agiren würde.

Man ſagte, daß der König gegen alles Spioniren eingenommen ſey, da es ſeiner Moralität widerſpräche. Jetzt höre die nächſten Urſachen:

Zuerſt von dem Operationsplan.

Er war völlig zweckwidrig; es war eigentlich weder Operation noch Plan darinn. Es war, als wenn die Armee vom Winde in Thüringen, ohne Zweck, ohne Ordnung, ohne Beſtimmung zuſammen getrieben worden wäre, und vom Schickſal hinter die Saale gelegt ſey, damit Napoleon recht bequem in den Zwiſchenräumen der Saale und Elbe nach Berlin marſchiren könne. Damit Ihm aber auch nicht das mindeſte Hinderniß aufſtoßen möchte, hatte man die ſogenannte Reſervearmee (deren Commando man dem geſchickteſten Accoucheur im Lande, dem Prinzen Eugen von Würtenberg, aber keinem Feldherrn anvertraut hatte), nicht an das rechte Elbufer, ſondern nach Magdeburg gelegt.

Es fehlte nicht an Operationsplänen, die man dem Könige vorgelegt hatte; der Herzog verwarf ſie aber, obzwar ſie zweckmäßiger waren, wie der nicht ausgeführte.

Man wollte nämlich nicht eine, ſondern drey Armeen aufſtellen:

1. Die Fürſtl. Hohenloiſche ſollte ſtets mit ihren linken Flügel an das neutrale Böhmen gelehnt, über Freyburg und Hof nach Franken operiren.
2. Die bei Erfurt aufgeſtellte Armee ſollte über Eiſenach dahin vordringen.

3. Die in Heſſen bei Fritzlar aufgeſtellte Armee ſollte dem Centro bei Erfurt die rechte Flanke decken.
4. Reſerven ſollten bei Magdeburg und am rechten Elbufer;
5. An der Weſer detachirte Corps ſtehen.

Ob zwar ich dieſen Plan nicht gut heißen kann, ſo war er doch zweckmäßiger, wie der verunglückte. Wurden auch alle drey Armeen geſchlagen, ſo blieb ihnen doch ein Rückzug, und zwar des linken Flügels nach Dresden an die Elbe, des Centrums nach Magdeburg, des rechten Flügels an die Weſer.

Wurde der eine oder andere Flügel, oder auch das Centrum geſchlagen, ſo konnten doch die Franzoſen nicht in ſieben Tagen, ſondern nur Schritt vor Schritt gegen Berlin vorrücken.

Meiner Idee nach mußte das Centrum nicht bei Erfurt, ſondern in dem alten ſchwediſchen Lager bei Lützen ſtehen und den rechten Flügel an die Saale lehnen. Der linke Flügel mußte nicht weit von der Oberlausnitz bei Pirna Schleſien und Dresden zugleich decken. Am rechten Elbufer mußte eine Reſerve, durch Landmilizen verſtärkt, poſtirt, und die Hafel und Spree durch andere Reſerven geſchützt werden. Im Rieſengebirge an der Glatziſchen Grenze bis Zittau mußte ein aus ſchleſiſchen Milizen organiſirtes Corps ſtehen.

Alle dieſe Armeen behaupteten die ſtrengſte Defenſion ihrer Magazine hinter ſich.

Eine Armee in Heſſen mußte offenſiv auf Frankfurt und über den Rhein agiren; ein Corps von 30000 Mann in Weſtphalen Holland angreifen. Die oſtpreußiſchen

Brigaden, mit Ruſſen, Schweden und Engländern vereinigt, mußten zu gleicher Zeit in Holland landen.

Alles, was vom 18ten bis ins 50ſte Jahr waffenfähig war, mußte ſchon im März aufgeboten, organiſirt und exercirt werden.

Wie war nun der elende Operationsplan beſchaffen, den der Herzog entwarf und nicht einmal ausführte? Sämmtliche Armeecorps (bis auf unbedeutende Detachements und die Würtembergiſche Reſerve) ſollten bis zum 10ten October auf dem linken Saalufer verſammelt ſeyn, und dann wollte man in ſechs Colonnen über den Thüringer Wald in Maſſe, beide Flügel der Armee in der Luft ſchwebend, nach Franken gehen.

Doch auch dieſer Plan konnte reuſſiren, ob zwar der Thüringer Wald (für preußiſche Truppen beſonders) das ſchwierigſte Terrain enthält, welches irgendwo vorhanden ſeyn kann, wenn man in den erſten Tagen des Octobers den Marſch vollbracht und die franzöſiſchen Colonnen überfallen hätte, ehe ſie geſammelt waren. Da man aber vom 5ten bis zum 13ten Octob. nur berathſchlagte, nichts entſchied, den General Tauenzien mit einem ſchwachen Corps auf dem rechten Saalufer dem Feinde hinwarf, den Prinz Louis mit einer Avantgarde bei Saalfeld poſtirte, dem man das Corps der Reſerve hätte geben ſollen, ſo ſchien es, daß der Herzog von Braunſchweig ſeine verwirrte Stellung nur darum ſo genommen habe, um von der Elbe abgeſchnitten und auf eine elende Defenſion eingeſchränkt zu werden.

Von der Verpflegung und Anſchaffung der erſten Bedürfniſſe der Armee darf man nur wiſſen: daß ſie eine einfache Chargirung mitgenommen hatte, und eine zweyte den 15ten October erſt von Breslau abgehen ſollte. Man darf nur wiſſen: daß die Magazine in Naumburg, Merſeburg und Halle auf dem rechten Saaluſer ohne Schutz ſich befanden, und die Armee auf dem linken Ufer poſtirt war; daß den Franzoſen auf den Colonnenwegen am rechten Ufer gar nichts entgegenſtand und ſie daher ohne Aufenthalt ſich vom 4ten bis zum 14ten October in den Beſitz der Baſis der preußiſchen Armee ſetzen konnten, wie es denn auch geſchehen iſt; daß endlich die Preußen das Requiſitionsſyſtem der Franzoſen nicht anzunehmen wagten, daher mit Hunger und Durſt kämpfend in die Schlacht gingen.

Von der Schlacht am 14ten.

Dadurch, daß Napoleon das rechte Saaluſer am 13ten bis Naumburg und die Defileen bei Köſen beſetzt hatte, war die preußiſche Armee ſchon von der Elbe abgeſchnitten, und ohne Kanonenſchuß geſchlagen. Sie ſollte auf gar keine Schlacht ſich mehr einlaſſen, ſondern ſchon von dieſem Tage über die Unſtruth theils nach Magdeburg ſich zurückziehen, theils ihren Weg nach Heſſen nehmen, den Churfürſten zwingen, Theil am Kriege zu nehmen; auf Frankfurt losgehen, um hier eine Diverſion zu machen, wodurch die linke Flanke der Franzoſen umgangen worden wäre; das verſtärkte Lecockſche Corps mußte gegen Düſſeldorf vorrücken.

Das Eugenſche Corps mußte hinter der Elbe poſtirt und durch alle Depots, die zu haben waren, verſtärkt werden. In Schleſien mußte ein Landſturm organiſirt, und ihm ein tüchtiger Kopf an die Spitze geſetzt werden.

Die oſtpreußiſchen Truppen mußten an die Oder verrücken und ſich bei Cüſtrin concentriren. Die Armee bei Magdeburg mußte unter den Kanonen der Feſtung ſich mit Munition feſtſetzen, und vom Lande hinter ſich mit Brod durch Requiſition verſehen, und beſonders deshalb Mecklenburg und Braunſchweig herangezogen werden. Die heſſiſche Armee konnte dort auch Munition erhalten.

Wollte man ſchlechterdings bei Weimar ſchlagen, ſo mußte die ganze Armee Poſition auf dem Eckartsberge, im unglücklichen Fall aber obigen Rückzug nehmen, im glücklichen ihren Marſch an die Elbe forciren; denn weiter war nichts zu erreichen, nachdem die Franzoſen das linke Saalufer beſetzt hatten. Vor allen Dingen hätte man aber einen Pfuhl dem Eugenſchen Corps entgegenſchicken und dem Herzog befehlen laſſen ſollen, dieſem zu folgen, der dann Tag und Nacht marſchirt, und am 14ten dem Feinde bei Naumburg in den Rücken gekommen wäre.

Was geſchah dagegen? Nimm die Charte zur Hand: Am 14ten October ſtand das Corps des Herzogs von Weimar bei Arnſtadt, Rüchel bei Weimar, Hohenloh zwiſchen der Jenaer Schenke und vierzehn Heiligen, die Hauptarmee bei Auerſtädt, das Würtembergſche Corps bei Halle; die Franzoſen waren im Beſitz des rechten und eines Theils des linken Saalufers und der Schluchten, die auf die Höhe über Dornburg, die Schenke und Kötſchau führen.

War das eine in Maſſe aufmarſchirte Armee, wie der Herzog ſie aufgeſtellt wiſſen wollte? Nein, es war ein verwirrter, ohne Zweck und Plan aufmarſchirter Haufen, deren Generale keine Ordres, deren Soldaten kein

Brod, keine Fourage, kein Pulver hatten; deren oberſter Feldherr nicht wußte, ob er ſchliefe oder wachte.

Es war wohl eine Idee in dem Herzog, über die Unſtruth zu gehn, und die Schlacht zu vermeiden, die Franzoſen ließen es aber nicht dahin kommen; ſie griffen zwey Corps an, und ſchlugen ſie, ehe ſie eine Diſpoſition gemacht, noch weniger ausgeführt hatten.

Ich habe an dieſem Tage nur die Schlacht bei Jena beobachtet. Man ſagt: Hohenloh, der hier die Armee commandirte, hätte den Saum der Saalgebirge beſetzen und die Franzoſen in die Defileen hinabwerfen ſollen. Dazu hatte er aber zu wenig Truppen, und dann lag es im Plane, um nach der Unſtruth zu kommen, ſich hier völlig wegzuziehen und ſich in kein Gefecht einzulaſſen. Indem der Fürſt das letztere that, geſchah es, weil ihn die Franzoſen dazu nöthigten. Indem er vorausſetzte, daß das Defilee bei Dornburg von den Franzoſen paſſirt und er von der Hauptarmee dadurch abgeſchnitten werden möchte, ließ er dieſes Defilee durch ein detachirtes Corps unter dem General Holzendorf beſetzen; dies ſollte ſeine Flanke decken, unterdeſſen er gegen die Unſtruth und den Eckartsberg marſchirt wäre. Der 14te erſchien; ein dicker Nebel bedeckte das Terrain, die Franzoſen breiteten ſich auf den Höhen auf den linken Ufer der Saale aus, und forcirten den Paß bei Dornburg und den übrigen Defileen. Der Fürſt, nachdem die Kavallerie, welche ſeinen Aufmarſch decken ſollte, in wilder Flucht von Chaſſeurs gejagt, beynahe eine Batterie überritten hätte, hier aber ſich unter dem Schutz derſelben wieder ſetzte, hatte nur etwa 15 Bataillone in eine Linie geſtellt und balancirte, ob er avanciren oder ſeinen linken Flügel zurücknehmen ſollte, da er von dem Holzendorffſchen Corps nichts wußte, welches dieſe Seite decken ſollte, und that das letztere, indem er auf die Unterſtützung des General Rüchels, der von Weimar heranrückte, wartete. Wie dieſer aber endlich kam, war jener ſchon in vollem Rückzuge, und ließ bitten, ihn aufzunehmen und die Retirade zu decken; Rüchel aber, an keine Flucht denkend, commandirte Marſch und grif den Feind an, warf ihn, und vielleicht hätte der Erfolg dies kühne Manöver gekrönt, wenn der Feldherr nicht verwundet worden wäre. Er fiel, und ſein Fall bewirkte eine regelloſe Flucht, bei der die ſo hoch geprieſene Kavallerie ſich am mehrſten auszeichnete, indem ſie ſich kein Ziel ihrer raſchen Eile geſetzt hatte. Man kann annehmen, daß hier 5000 Preußen auf dem Platze geblieben ſind. Die Retirade ging auf Weimar.

Man kann dem Fürſten Hohenlohe nicht abſprechen, daß er unter den preußiſchen der erſte Feldherr iſt; er wurde der ſchlechteſte.

1) Weil der Herzog von Braunſchweig aus perſönlicher Feindſchaft gegen ihn ſeine Stellung bei Jena ſelbſt angeordnet, ſeine beſſern Pläne alle vernichtet, ihn ohne Brod, Fourage und hinreichende Munition gelaſſen hatte.

2) Weil er dem Prinzen Louis die Avantgarde gab und Rückſichten hierbei hatte, anſtatt ihm eine Reſerve zu geben.

3) Daß er in der Schlacht als Theoretiker handelte, ſtatt daß ihn ein kühner Streich retten konnte und gerettet haben würde. Er mußte des Nebels ungeachtet, ohne weiter um das Holzendorffſche Corps ſich zu ängſtigen und den General Rüchel abzuwarten,

ſchnell gegen die Defileen der Saale vorrückten, wenn es ihm nicht mehr möglich war, das ganze Gefecht zu vermeiden, um den Feind von den Bergen hinabzuſtürzen, worin ihm dann Rüchel zu Hülfe eilte. Wenn alles zu verlieren iſt, muß man alles daran wagen.

4) Daß er das Commando einer regelloſen Armee nach der Schlacht vom 14ten October übernahm, und nicht bei Magdeburg ſtehen blieb, ſondern auf Befehl des Königs, über die Oder zu kommen, verſuchte, und wenn er dies wollte, ſich zu lange bei Magdeburg aufhielt.

5) Daß er endlich da capitulirte, wo noch eine Möglichkeit war, ſich durchzuſchlagen.

Ueber No. 4 und 5 ein andermal mehr.

Nun vernimm das Hiſtoriſche dieſer für die preußiſche Monarchie merkwürdigen neun Sterbetage vom 5ten bis zum 15ten October.

Lucheſini hat ſie veranlaßt; Lucheſini hat den alten ſchwachen Herzog irre geleitet, und den König verführt; auf ihm ruht das fürchterliche Wehe des Nordens von Deutſchland. Gebrandmarkt hat er das Andenken Friedrichs, der ihn Freund nannte; [illegible] es nun Abſicht, Vorſatz oder Unverſtand, die Folgen bleiben gleich ſchrecklich.

Er war es, der das ganze Gemüth Friedrich Wilhelms aufregte, Frankreich den Krieg zu erklären, weil er ihm ſagte: Man wolle auf ſeine Koſten mit England Frieden ſchließen und Hannover wieder herausgeben. Wo waren die Beweiſe? Wenn auch das Manifeſt ſagt: Sie ſeyen in des Königs Händen, ſo wird es die Welt nicht eher glauben, daß es ſo iſt, oder daß dieſe Beweiſe das ſind, was ſie ſeyn ſollen, bis ſie gedruckt erſcheinen. Wie kann man glauben, Frankreich werde Hannover an den König von England wieder abtreten, wenn man begriffen hat, was Frankreich dabei verliert?

Wenn nun endlich der von ſo vielen Schwachen gewünſchte Krieg herbeigeführt war, wie die Armeen vor dem Thüringer Walde ſtanden, in Maſſe eine große kräftige Offenſive auszuführen, da war am 6ten Octbr. nach der Parole in Erfurt großer Kriegsrath. Dieſem wohnten bei: die Miniſter Haugwitz und Lucheſini. Die Generale Braunſchweig, Möllendorf, Hohenlohe, Rüchel, Köckeritz, Pfuhl. Vom Generalſtabe und der Adjutantur: Scharrenhorſt, Maſſenbach, Kleiſt und Rauch.

Die conſultativen Mitglieder waren ſämmtlich für eine Offenſive, ſo auch die decidirenden; Möllendorf, Hohenlohe, Rüchel, zwar ein Jeder auf ſeine Weiſe, aber ſämmtlich doch im Hauptpuncte einverſtanden.

Nun trat Lucheſini auf und behauptete: Napoleon würde nicht offenſiv handeln, weil ſeine Politik durchaus darauf gerichtet ſey, nicht den Eroberer darzuſtellen; er werde vor November ſeine Truppen nicht in Franken concentriren.

Dieſe Idee wirkte; man widerſprach. Aber der König erklärte: Lucheſini müſſe Napoleon beſſer kennen, wie alle Anweſenden.

Dem alten Herzog, deſſen podagriſche Beine allem raſchen Vordringen widerſtrebten, war dieſe Lucheſiniſche Aeußerung Waſſer auf ſeine Mühle; er ging ganz darauf ein, und dieſe Idee Lucheſinis entſchied für den

Feldzug, entſchied das Unglück des Staats und den eignen Untergang des Herzogs. Wäre Friedrich zugegen geweſen, er hätte ihm gewiß wieder, wie einſt 1778 bei Hohenelbe, einen dummen Teufel in den Bart geworfen.

Die Conferenz endigte ſich mit Nichts, als etwa mit der Muthmaſſung, daß Nichts erfolgen würde.

Endlich beſchloß man eine defenſive Stellung am linken Saalufer bei Hochdorf anzunehmen, und eine große Recognoſcirung gegen die fränkſche Saale zu bewirken, welche nachher wieder verworfen wurde. Die Stellung bei Hochdorf kam aber gar nicht zur Ausführung.

In der Nacht von dem 7ten auf den 8ten berichtete Graf Tauenzien, er werde aus ſeiner Poſition bei Aume verdrängt, und müſſe ſich zurückziehen, welches denn über Schlaiz nach Jena erfolgte.

Nun kam am 10ten die unglückliche Cataſtrophe, die dem Prinzen Louis das Leben koſtete. Er hatte ausdrücklichen Befehl, in kein Gefechte ſich einzulaſſen, ſondern ſich kämpfend auf den Fürſten zurückzuziehen: er aber, in allem der Antagoniſt des Königs, vom raſchen Entſchluß, von ſeiner Bravour hingeriſſen, lieferte mit 6000 Mann gegen 30000 eine Schlacht, deren Verluſt nun den Uebergang der Franzoſen über die Saale herbeizog. Der Prinz ſollte bei Jena, Hohenlohe bei Saalfeld commandiren, dann wäre alles gut gegangen.

Endlich war denn am 13. Oct. der Herzog überzeugt, die Franzoſen ſeyen in ſeinem Rücken, die Armee von der Elbe abgeſchnitten, und nun verließ ihn alle Faſſung, alle Gegenwart des Geiſtes. Er rief in der Verzweiflung, in der Angſt, Officiere vom Generalſtaabe auf, zu helfen und zu retten. Er wollte nun eine Armee, die an allem, ſelbſt an Vertheidigungsmitteln, an Pulver und Bley, Mangel litt, gegen den Feind führen; nicht weil er wollte, ſondern weil er mußte, weil er mit den Haaren dazu gezogen wurde.

Da der König den Herzog die Beſinnung verlieren ſah, ſo wurde er mißmuthig, man ſah Thränen in ſeinen Augen.

Man hat die Königin desfalls getadelt, weil ſie an dieſem ſchrecklichen Tage, wo die Sterbeſtunde des Preuſſiſchen Staates anbrach, noch mitten in der Armee war. Das iſt zu hart! Dieſe erlauchte Frau hatte ſich nie um die Staatsangelegenheiten bekümmert, bis Alexander Sie von der Gefahr belehrte, die Ihrem Hauſe und dem Staate drohte; mochte dieſe Gefahr erträumt ſeyn oder nicht, gleich viel! Die Königin konnte keinen tiefen Blick in die Staatsverhältniſſe werfen! Genug, dieſe Idee hatte ihre ganze Weiblichkeit aufgeregt; ſie ſah ihren Mann den König, ihre Kinder, die Thronfolge, alles was ihr lieb und werth war, in Gefahr, ſie bot daher alles auf, dieſer Gefahr zu trotzen, und ſie mit ihrem Mann zu theilen.

Deshalb ging die ſanfte Louiſe zur Armee; deshalb war ſie es, die am 13. Oct. in Weimar zu Fuße in den Straßen ſich den marſchirenden Truppen zeigte, ſie aufmunterte, durch ihren Muth, durch ihre Gegenwart exaltirte, was zu exaltiren war; ſie war es, die dazu beytrug, ihren Mann wieder aufzurichten, der in der Schlacht den heldenmüthigen Soldaten zeigte. Wo die größte Gefahr war, da war der König; er ſelbſt führte die Bataillone in das heftigſte Feuer; es ſchien, als wollte er den Tod für's Vaterland ſterben. O! wärſt du doch gefallen, edler Mann! Deine Unterthanen und deine Feinde würden Dich beweint, und die Nachwelt würde Dir den Beinahmen des gerechten, des humanen, des menſchenfreundlichen, aber des unglücklichen Fürſten nicht verſagt haben; aber Du hätteſt die Auflöſung Deines Staats, ja vielleicht ſeine gänzliche Vernichtung, nicht erlebt; Du hätteſt es nicht erfahren: daß manche Deiner Generale und Officiere aus den erſten Familien des Landes, die den ſiebenjährigen Krieg beſtanden, wenige Schritte vom Grabe, ſich noch zum Schurken herabgewürdigt hätten.

Doch wer weiß, was die Vorſehung beſchloſſen hat. Ihre Wege ſind nicht unſre Wege, und ihre Pläne ſind unſern Augen verborgen *).

---

*) Ich muß noch einmal in dieſer Bemerkung auf die Schlachten von Jena und Auerſtädt zurückkommen. Jedem, der den bereits herausgekommenen Plan von dieſen beyden Schlachten anſieht, muß es gleich in die Augen leuchten: daß ſie verloren werden mußte, gerade deshalb, weil es zwey Schlachten waren.

Die Preußen hatten nämlich gar kein Centrum, indem das Hohenlohſche Corſs von des Königs Armee an zwey Meilen entfernt war.

Bei Auſterlitz mußte Napoleon doch wenigſtens erſt das Centrum der Feinde gewaltſam durchbrechen, bei Jena aber hatte man es ihm weit leichter gemacht, da hier gar kein Centrum vorhanden war, er durch das Rauchthal hinauf die Lücke zwiſchen beyden Armeen einnahm, und dadurch ihre Flanken tournirte.

Dennoch wäre vielleicht die königliche Armee bei Auerſtädt nicht geſchlagen worden, ſondern hätte ihren Rückzug an die Elbe über Naumburg forcirt, wenn [illegible] Herzog von Braunſchweig nicht gleich im Anfange des Treffens bleſſirt und

Auf der Flucht von Weimar nach Magdeburg.

Auf meiner Flucht fielen mir folgende Betrachtungen ein: Welche große Kühnheit, welche Schnelligkeit in der Ausführung iſt in **Napoleon**; welche Terrainkenntniß, welches System d'Espionage iſt bei ſeiner Armee eingeführt?

Er wagt es, in der Nachbarſchaft einer großen Armee, in den Thälern der Saale bis Naumburg und Köſen hinaufzugehen, deren linken Gebirgsſaum der Feind inne hat; ja, er läßt ſogar eine Colonne über Saalfeld am linken Ufer ſich hinanſchleichen.

Er wagt es, in der Nacht vom 13. auf den 14. den Rand des Gebirges zu erklimmen, am Morgen ruhig ſeine Armee unter den Augen des Feindes auszubreiten, und dann dieſen anzugreifen. Wenn nun bei Saalfeld ſtatt 6000 an 30000 Mann ſtanden, und die franzöſiſchen Colonnen durchſchnitten, wie ſah es dann um die linke Flanke aus? Aber dafür ſeyen die Spione. Wenn nun die Defileen vom Saalgrunde aus beſetzt waren? wenn **Hohenloh** angriff, wie die Franzoſen ſich auf der Anhöhe erſt ausbreiten wollten?

Napoleon kennt, wie **Friedrich** ſeine Gegner; ſeine Schritte ſind mit Hinſicht auf ihren Charakter oder ihre Charakterloſigkeit berechnet.

---

weggetragen worden wäre; wobey der Herzog unbegreiflicher Weiſe (da er doch noch ſeinen Verſtand hatte) dem Feldmarſchall **Möllendorf** nicht das Commando übertragen ließ. Auf dieſe Weiſe blieb die Armee ganz und gar ohne alles Commande, und ſelbſt der König wurde nicht zeitig oder gar nicht von dem Falle des Herzogs unterrichtet.

Die Adjutanten des Herzogs mögen dies aufklären oder eingeſtehen, daß ſie ihre Schuldigkeit nicht gethan haben.

Wie werden unſere Nachkommen erſtaunen, wenn ſie von den Schlachten bei Jena und Auerſtädt leſen werden, wo ein alter Feldherr, der im ſiebenjährigen Kriege einige glückliche Coups ausführte, dann Holland eroberte, Frankreich erobern wollte, jetzt ſolche unverzeihliche Fehler begehen konnte, die man kaum einem Fähndrich verzeihen würde.

Am 15. Oct. hatte ſich der König in Sömmerda eingefunden, wohin ein Theil der Armee geflohen und geſammelt war. Er aß hier zu Mittag und ſchien ſehr ruhig und geſammelt. In ſeiner Geſellſchaft waren die Generale Zaſtrow, Blücher, Köckeritz und der Major Jago. Der Herzog, hieß es, habe beyde Augen verloren. Blind war er zwar ſchon früher, dachte ich, es that mir aber doch leid um den Greis.

Der König war ruhig, weil er hier erſt Napoleons Brief, den die Zeitungen bekannt gemacht haben, geleſen und beantwortet hatte. Er ſchlug in dieſer Antwort dem Kaiſer einen Waffenſtillſtand vor, den der Sieger nicht annahm.

Dennoch wurde der franzöſiſche General Klein, der mit 6.00 Pferden in Weißenſee ſtand, durch Blücher mit dieſem Waffenſtillſtande ſo getäuſcht, daß er eine ganze Diviſion durch ſeine Truppen unangegriffen durchziehen ließ.

Jetzt erhielt Hohenloh vom Könige den Oberbefehl über die traurigen Ueberreſte der Armee, die bei Jena und Auerſtädt geſchlagen war. Entweder hätte er dies Commando ablehnen, oder es ganz übernehmen ſollen. Da aber der Befehl damit verbunden war, ſich nur bei Magdeburg zu verproviantiren, und dann über die Elbe und Oder zu gehen, um zum Könige zu ſtoßen, der in Preußen eine Armee ſammeln wollte, ſo mußte er ſeinen Abſchied fordern, wenn er nicht nach ſeinem Kopf zu handeln wagte.

Wie konnte nur Jemand dem Könige die Idee eingeben, dieſe geſchlagene, entmuthete, halb verhungerte Armee über die Oder zu bringen? Und zu welchem Zweck? Um ſich die ganze feindliche Armee auf den Hals zu ziehen? Warum hielt ſich denn **Ferdinand** von Braunſchweig ſechs Jahr an der Weſer? Dies Projekt auszuführen, war theils nicht möglich, theils nicht einmal zweckmäßig.

Möglich war es nicht, wie **Hohenloh** ſelbſt in ſeiner Vertheidigung wegen der Capitulation bei Prenzlau ſagt: „da die Franzoſen auf der Sehne des Bogens und er auf deſſen Circumferenzlinie marſchierte.“

Das konnte der Fürſt aber vorher wiſſen. Es mußte ihm bekannt ſeyn, daß man von Auerſtädt über Deſſau und Potsdam näher nach Stettin hat, als über den Hartz und Magdeburg.

Nützlich war dieſer Uebergang nicht; denn er richtete die Armee zu Grunde, bewirkte vielen Abgang, und gab alle Veſtungen und Länder an der Elbe und Weſer dem Feinde preis.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß wenn die Hälfte der Armee bei Magdeburg, die andere an der Werre und Weſer ſich ſammelte, ſich mit Munition und Brod verſah, ſie ſchnell wieder thätig ſeyn konnte, und unter **Hohenloh** auch geweſen ſeyn würde. Da er aber Sclave des Königlichen Befehls war, ſo ging ſeine Armee und ſein guter Ruf unwiederbringlich zu Grunde, und man wird ihn, jedoch mit Unrecht, den preußiſchen Mack nennen. Er ſollte nicht gehorchen, und wenn es den Kopf koſtete. Unmöglich konnte der König in Graudenz eine richtige Anſicht der Dinge bei Magdeburg haben; dem Feldherrn, dem er die geſchlagene Armee übergab, dem mußte er es ſchon zutrauen, daß er nach den Umſtänden handeln, und nicht blindlings ins Verderben rennen würde, wenn es befohlen war. Wer weiß: wäre es nicht beſſer geweſen, wenn der König bei der Armee unter den Kanonen vor Magdeburg ſtehen blieb; dann wäre vielleicht der Zentralpunkt des Staats nicht in feindliche Hände gefallen.

Es iſt zwar wahr: daß, wie das Hohenloh'ſche Corps bei Magdeburg ankam, der Gouverneur Hr. v. Kleiſt weder Munition, noch Proviant und Fourage hergeben wollte.

Der Fürſt hätte aber durchgreifen, ſich in dem Beſitz alles deſſen ſetzen ſollen, was er brauchte; und das Land konnte bis an die Küſten in Requiſitien geſetzt werden. Es iſt wirklich lächerlich, die Klagen des Fürſten Hohenloh und des General Blüchers über Mangel an Lebensmittel auf ihrem Marſche zu hören, da doch die Feinde in eben dieſem Lande fortkamen. Warum requirirten denn die preußiſchen Heerführer nicht, was ihnen abging, da es der Feind that? Indem der Fürſt die geſchlagene Armee über die Oder führen wollte, nahm er den Feſtungscommandanten an der Weſer, Elbe und Oder allen Muth, ſo wenig ſie auch hatten; ſie rechneten ſeitdem auf gar keinen Entſatz mehr. Wollte endlich der Fürſt ſchlechterdings den Königlichen Befehl erfüllen, ſo mußte das mit Pferden reichlich ausgeſtattete Biſchofsthum Magdeburg, die Alt- und Ukermark die nöthigen Fuhren ſtellen, um die Truppen täglich 7 bis 8 Meilen weit fortzuſchaffen; man mußte die Nacht zu Hülfe nehmen; man mußte bei Magdeburg zur ganzen Re[illegible] bis Stettin ſich verproviantiren, nicht unterweges ſich deßfalls aufhalten. Ob es möglich war?

Die Armee war den 20ſten oder 21ſten Octbr. bei Magdeburg; ſie konnte wenigſtens unter obigen Vorausſetzungen den 25ſten in Stettin ſeyn. Da man aber unterwegs immer nach Lebensmitteln ſich umſah, da war es nicht möglich. Wie ſoll der hungrige und dürſtige Soldat marſchiren und ſein Gepäcke ſchleppen?

Ueberdem wurde dieſe Armee in einzelne Corps aufgelöſt, wie voraus zu ſehen war. Das Blücherſche ging zurück an die Elbe, das Weimarſche blieb ſtets iſolirt, das Schimmelpfennigſche und Bilaſche wurde abgeſchnitten und zerſtreut; der Reſt der Armee endlich (etwa 8000 Mann) bei Prenzlau gefangen.

Ich glaube, daß der Fürſt weniger wegen der Capitulation, wodurch er dieſe Armee übergab, zu tadeln iſt, als wegen des Verſuchs, ſolche über die Oder zu führen, mochte es der König befohlen haben, oder nicht. Hatte er[illegible] aber verſucht, ſo ſollte er auch ſeinen Plan durchführen, ohne von Vergießung des Menſchenbluts zu reden. Brachte er auch nur 3000 Mann nach Stettin und hielt dieſen Ort, ſo hätte er wenigſtens einen kühnen Plan ausgeführt, ſich dadurch die Achtung des Feindes erworben, und dem Staate eine Veſtung erhalten, die ihm wegen ihrer Lage, nicht weit von der Mündung der Oder, ſehr wichtig war.

Eine Armee von 40000 Mann an der Weſer, und eben ſo viel bei Magdeburg, die man mit den Heſſen und den in Weſtphalen geſtandenen Corps wohl ſammeln und durch ausgehobene Rekruten ſchnell augmentiren konnte, hielt **Napoleon** ab, ſeine ganze Macht auf Berlin, an die Oder und Warte zu werfen. Magdeburg und Hameln blieben in unſern Händen, und in Schleſien konnte dann aus den zurückgekommenen preußiſchen in Gefangenſchaft gerathenen Soldaten eine kleine Armee geſammelt, wenigſtens dadurch die dortigen Veſtungen gehörig beſetzt werden.

Vier und dreyßigſter Brief.

Stettin.

Ich ſetze meine Nachrichten über dieſen, in den Jahrbüchern der Geſchichte beyſpielloſen Krieg fort, und melde Dir noch nachträglich, daß wegen der Hohenloh'ſchen Capitulation dieſem Feldherrn vielleicht zuviel geſchehen, und er von nicht Unterrichteten für einen Verräther gehalten werden wird; das iſt er nicht. Ich kenne ihn und ſeine Verhältniſſe genau; er hat den böſen Schein nie gemieden, das iſt wahr: der Erfolg dieſes unglücklichen Feldzugs ſpricht wider ihn, und die Welt richtet gewöhnlich nur nach dieſem. Mich geht dieſer Mann nichts an; er kennt mich nicht, er wird gar nicht errathen, wer ihn hier critiſirt. Ich will aber die Wahrheit ſagen:

Hohenloh wurde von Friedrich geſchätzt und vorgezogen, dies brachte ihn in Ruf. Er hat Ueberblick, Feuer, Energie, Talent, Kenntniſſe und Charakter. Commandirte er die Armee, ſo wie der alte invalide Herzog, ſo wurde ſie nicht geſchlagen, wie ſie geſchlagen worden iſt, ſie ſtand auch nicht da, wo ſie geſtanden hat, das iſt gewiß! Den Fehler, den der Fürſt machte, wozu ihn vielleicht Ehrgeiz verleitete, war der, daß er nicht ſchon 1805 den Abſchied nahm und ſich nach Oeringen zurückzog. Er konnte es auf ſeinem Standpunkt damals ſchon wiſſen, daß bei Hofe die Antifranzöſiſche Partey endlich ſiegen, daß er dann mit in den Krieg gezogen und ein Commando erhalten würde. Daß aber der König den älteren Feldherrn, den Herzog, ihm vorziehen, und dieſer ihn dann aus lange genährtem perſönlichen Haß chikaniren würde.

Daß der Fürſt aber Oeringen 1806 Preis gab und dem Rufe des Königs folgte, das war edel, das war fürſtlich, aber nicht klug. Er ging und ward ein Opfer.

Seine Feinde ſagen: der Fürſt hat nie Charakter gezeigt, dies beweiſt die Geſchichte ſeiner Frau, die ihm davon lief, ihn mit Schande überhäufte; dies beweiſen ſeine ſo häufig umlaufenden Wechſel, ſeine ſtets leeren Taſchen. Das beweiſen ſeine Umgebungen, deren Ruf theils entſchieden ſchlecht, theils zweydeutig iſt. Ein Triebenfeld, ein Grattenauer u. a. ſind ſeine Rathgeber und Mandatarien, der Jude Goldſtecker ſein Geldmäkler ꝛc. Wie oft hat er dem König Tauſchprojekte zwiſchen ſeinen und den Königlichen Güthern vorgelegt, wobei er natürlich gewinnen wollte? Wie hat er nicht von den ſüdpreußiſchen Güterverſchleuderungen gevortheilt? Wie konnte der König einen in Schulden verſunkenen, nach Geld begierigen auswärtigen Fürſten, deſſen Länder in Feindes Gewalt ſind, eine Armee anvertrauen?

Hieraus folgt: Hohenlohe iſt ein Verräther.

Es iſt manches hierin wahr, manches entſtellt, vieles ganz falſch. Daß die Fürſtin Hohenloh eine Meſſaline war, dafür konnte der Fürſt nicht. Daß Hohenloh kein guter Wirth iſt, nicht rechnen kann, und keinen Etat hält, das iſt wahr, dies iſt aber kein Beweis eines ſchlechten Charakters. Daß Triebenfeld ſein Freund iſt, das iſt wahr; ob aber dieſer Mann ſo ſchlecht iſt, wie man ihn ſchildert, das iſt nicht bewieſen. Dem Fürſten dient er treu, das weiß ich, ob aus Ehrgeitz, oder aus reiner Liebe? das iſt einerley. Grattenauer iſt aber vom Fürſten beleidigt worden, und kam mit ihm in keine Berührung.

Die Tauſchprojekte in Südpreußen ſind wahr, eben ſo die Gütherſchenkungen. Sie ſollten die derangirten Umſtände Hohenloh's verbeſſern.

Daß Hohenloh ein Verräther ſeyn könnte, iſt unmöglich; das müſſen alle diejenigen bezeugen, die ihn genau kennen; ich fordre ſie auf es zu thun: denn ich höre, der Fürſt iſt in Liegnitz vom Pöbel beſchimpft worden, und viele von der Armee zurückgekommene (leider Officiere) haben über ſein Verfahren einen übeln Ruf verbreitet; das iſt ſchlecht! Er hat vor der Capitulation alle Generale, alle Commandeure, alle Köpfe in ſeinem Corps aufgefordert, Mittel zur Rettung vorzuſchlagen; ſie haben geſchwiegen. Unrecht hat er gethan zu capituliren; das behaupte auch ich; aber daß er es aus niedrigen Motiven gethan hätte, das iſt nicht wahr!

Zweydeutig bleibt es, wenn die Chefs der Verpflegungscommiſſion ſeiner Armee den von ihm öffentlich bekannt gemachten Capitulationsgrund: Es habe an Proviant und Fourage gefehlt, öffentlich widerſprechen.

Es iſt an ihm, ſich zu vertheidigen.

Wäre es aber nicht möglich: daß beydes an einem Orte vorhanden geweſen, wo es der Fürſt abholen zu laſſen, verhindert worden wäre? So viel über Hohenloh; ich kann ihn nur bedauern! nicht anklagen.

Es iſt gewiß, daß einzelne Züge ſeiner Cavallerie ſich bis zum Könige durchgeſchlagen haben. Iſt es aber nicht möglich, ja wahrſcheinlich, daß ſie zu früh ihren Poſten verließen? die folgende Zeit wird dies aufklären, wie ſo vieles andere.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Stettin.

Die Hauptveſten an der Oder und Spandau ſind gefallen, gefallen beim erſten Anlauf. Auf wem fällt die Schuld? auf den König und ſeine Rathgeber, auf das Kriegscollegium und zuletzt auf die Commandanten.

Der König trägt die Schuld, daß er in Stettin einem Knobelsdorf, in Cüſtrin einem Ingersleben die Vertheidigung übergab; zwey Menſchen, denen alles fehlt, bis auf den Magen.

Ingersleben hatte ſogar ſchon Beweiſe von Feigheit in der Rheincampagne 1793 gegeben. Der König war kurz vor der Uebergabe in Cüſtrin, und ließ dieſen Erbärmlichen doch in ſeinen Poſten.

Das Kriegscollegium, an Knickerei gewöhnt, hat aber zur Befeſtigung und Proviantirung aller Veſtungen im Lande wenig oder gar nichts gethan, und wenn dazu Gelder angewieſen wurden, ſo fiel ein anſehnlicher

Theil davon in die Hände derer, die da bauen laſſen ſollten. Es fehlte zum Theil an dem, was zur Vertheidigung einer Veſtung gehört, an Kanonen, an Munition, an Palliſaden, an Beſatzung. Man träumte ſich kaum, daß es möglich ſey, die Franzoſen würden je an die Oder kommen. Jetzt ſtehen ſie jenſeits der Weichſel.

Dennoch konnte Cüſtrin ſich Monate lang halten, wie im ſiebenjährigen Kriege; es hielt ſich weder Tage noch Stunden. Dir darüber Spezialien mitzutheilen, halte ich für überflüſſig, man kennt ſie bereits, ſie ſind in eines jeden Munde. Beſſer iſt's, ich erzähle Dir die weniger bekannte Geſchichte der Gefangennehmung des C. R. Lombards in Stettin und ſeine Befreyung.

Lombard eilte kurz vor dem Einrücken der Franzoſen in Berlin nach Stettin, weil er ſich als Verfaſſer des Manifeſt's für Napoleon fürchtete. Dieſes Manifeſt, welches mit Recht ein Sündenregiſter und ein Bekenntniß aller Fehler genannt wird, die Preußen zehn Jahre lang in der Politik ſich zu Schulden kommen ließ, und was den Concipienten ſelbſt zu Boden ſchlug, der dieſe Fehler begehen half!

In Stettin wurde Lombard als ein Landesverräther empfangen, und auf Befehl der Königin, die hierher geflohen war, arretirt. Man ſagte: Er habe die Depeſchen, welche Cruſemark nach Petersburg bringen ſolle, zwölf Tage liegen laſſen, ſo daß der ruſſiſche Kaiſer um ſo viel ſpäter von dem Ausbruch der Feindſeligkeiten benachrichtigt worden ſey.

Dies mag nun wahr ſeyn, oder nicht, ſo war doch die Art und Weiſe höchſt unanſtändig, wie man Herrn

Lombard behandelte, und bewies die Dummheit des Commandanten:

> Der gefangene Cabinetsrath wurde zu Fuße nach der Hauptwache geſchleppt, unterwegs vom Pöbel wörtlich und faſt thätlich gemißhandelt, auf der Wache ausgekleidet und wie ein Inquiſit viſitirt.

Hätte dieſe Behandlung der Menſch verdient, ſo mußte doch der Cabinetsrath geſchont werden.

Die Freude des Volks über dieſen Arreſt währte nicht lange, denn es erſchien eine Cabinets-Ordre aus Cüſtrin an den Commandanten, worinn es hieß:

> „Ihr habt ſofort den Cabinetsrath **Lombard**, der auf Befehl unſerer Gemahlin Ldd. arretirt iſt, um ihn der ungerechten Wuth des Pöbels zu entziehen, aus ſeinem Arreſt ohne Aufſehn zu entlaſſen.“

Wahrſcheinlich hatte der Buſenfreund **Lombards**, der C. R. **Beym**, der von Magdeburg wieder zum König geeilt war, dieſe letztere Verfügung bewirkt, wie denn auch, rechtlich genommen, nicht anders verfügt werden konnte.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Berlin.

Freund R. hat mir aus Halle Nachrichten über die dort theils in der Stadt, theils vor den Thoren vorgefallene Action mitgetheilt, mit denen ich Dich jetzt bekannt machen will.

Man hörte in Halle die fürchterliche Canonade bei Jena und Auerſtädt, und weil ſie ſich entfernte, ſo hielt man es für ein Zeichen des Sieges, indem man nicht wußte, daß die Franzoſen das rechte Saalufer beſetzt hatten. Die Studenten jubelten und bezeigten öffentlich ihre Freude, um ſo mehr als Nachrichten vom Gewinn der Schlacht ankamen; doch die Freude währete nicht lange, da der Rittmeiſter Dorville mit der Nachricht vom Verluſt der Bataille nach Berlin durch die Stadt eilte.

Unterdeſſen war das Eugenſche Corps in Anmarſch, und ließ ſich durch nichts ſtören. Statt daß der Herzog eine Recognoſcirung gegen Naumburg vornehmen laſſen ſollen, bezog er ein Lager vor dem Galgenthor, und ließ die Moritzburg und die Saalbrücken unbeſetzt und unbewacht.

Auf die erſte Nachricht vom Verluſt der Schlacht mußte der ohne Ordre gelaſſene Herzog in Eilmärſchen hinter die Elbe ſich ziehen und alle Brücken zerſtören laſſen; er konnte hier eine feſte Stellung nehmen, und die retirirende von Magdeburg kommende Armee ergänzen, alsdann konnte man wenigſtens noch die Havel vertheidigen und Berlin ſchützen.

Der Herzog blieb aber ruhig bei Halle ſtehen, ließ Fronte nach Dieskau machen, unterdeſſen die Feinde von Paſſendorf in ſeinem Rücken ankamen, wo ſie das im Marſch begriffene ſchöne Regiment Treskow aufrollten. Nun ließ der Feldherr die Saalbrücke durch das Bataillon Heinrichs beſetzen, welches ſolche tapfer vertheidigte; da die Franzoſen aber eine Furth durch die Saale gefunden hatten, ſo mußte dies Bataillon abziehen. Der Feind rückte endlich in die Stadt und nahm ſolche weg.

Es fiel dem Feldherrn ein, die Stadt wieder zu erobern, wozu das Regiment Natzmer commandirt wurde. Dieſe Truppen ſchlugen ſich durch alle Straßen, die zum Markt führten, tapfer durch, um ſich hier gefangen nehmen zu laſſen; denn einen andern Zweck konnte dieſer Angriff wohl nicht haben?

Endlich wurde der Rückzug über Deſſau angetreten, den die Uſedomſchen Huſaren und die Herzbergſchen Dragoner tapfer deckten. Die hier fechtenden Truppen hätten einen klügern Feldherrn, und daß ihre Tapferkeit durch den Sieg gekrönt worden wäre, verdient.

Die Studenten wurden vom Kaiſer exilirt, weil, wie man ſagt, ſie ſich unnütz gemacht hatten, und er dieſe wilde Brut nicht hinter ſich laſſen wollte. Dies mag nun ſeyn wie ihm will, ſo iſt Halle dadurch jetzt der Aufenthalt von Bettlern geworden, da es alle Nahrung verloren hat.

Es iſt eine für alle Preußen traurige Wahrheit, daß in dieſem unglücklichen Feldzuge kein General an ſeiner rechten Stelle ſtand. Der General Kalkreuth commandirte die Reſerve der Hauptarmee; warum ſtand er nicht an der Stelle des Prinzen von Würtemberg? Nachdem das Corps die Elbe paſſirt war, konnte es füglich früher wie die Franzoſen nach Cüſtrin kommen; ſtatt deſſen marſchirte es links ab, und vereinigte ſich mit der Armee des General Blüchers, die bei Lübeck gefangen genommen wurde, und das Hohenlohiſche Corps, viel weiter von der Oder entfernt, wie jenes, verſuchte dieſen Marſch. Dies ſind Widerſprüche und Inconſequenzen, die kein Sterblicher zu löſen vermag, und die Friedrich mit der Todesſtrafe vergolten haben würde.

Für ſeine Equipage hatte der Prinz von Würtemberg übrigens geſorgt; ſie kam wohlbehalten mitten durch die feindliche Armee in Glogau an.

Der alte Sinn des preußiſchen Militairs ſprach ſich in einem Fahnjunker ganz rein aus, der vom Feinde umringt, ſich in die Saale ſtürzte, um ſeine Fahne bei Halle zu retten, hier aber ertrank.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Berlin.

Bekanntlich wurde ein Armeecorps von 600[illegible] Mann, mit dem alten Feldmarſchall Möllendorf an der Spitze, in Erfurt gefangen, und nachher durch den kühnen Streich des Lieutnant Helwigs wieder befreyt, worüber die Zeitungen und die Minerva bereits das Nähere angezeigt haben.

Hier will ich Dir nur anzeigen, wie übel es dem alten Greis, dem Feldmarſchall Möllendorf, erging.

Der alte Mann hatte mit allen Kräften für eine raſche Offenſive, für eine beſſere Stellung im Königsrathe zu Erfurt gekämpft; wie nun der Herzog ſiel, wurde auch er am Fuße bleſſirt, und mußte ſich entfernen. Seine Wunden warfen ihn aufs Krankenlager; es fehlte ihm am Gelde, ihm, dem reichſten Privatmann im Lande. Der franzöſiſche Marſchall Ney war ſo edelmüthig, ihn damit auszuhelfen, ſo daß er im Stande war, Berlin zu erreichen.

Wie Möllendorf Berlin verließ, ſchwebte ihm der Gedanke vor:

Daß nach ein[illegible] verlornen Schlacht die Franzoſen wohl nach Berlin kommen könnten, oder daß er gefangen genommen werden würde; er übergab alſo ſeinem Regimentsquartiermeiſter, deſſen Rechtſchaffenheit erprobt war, 6000 Thlr. baar, einen goldenen mit Juwelen beſetzten Degen, ſein Silber und ſonſtige Koſtbarkeiten um alle dieſe Effekten an einem ihm bekannten Orte zu vergraben; er theilte 3000 Thlr. unter ſeine 16 Leute aus, damit man ihn in einem unglücklichen Falle unterſtützen könnte.

Niemand aber kam den verwundeten kranken Alten in Erfurt zu Hülfe. In Berlin fand er weder ſeine Leute noch den Regimentsquartiermeiſter. Dieſer hatte es nämlich für ſicherer gehalten, mit den ihm anvertrauten Schätzen nach Königsberg zu fliehen. Jetzt war Möllendorf alſo wieder ohne Geld.

* * *

Auch Magdeburg, der Centralpunct des preußiſchen Staates, iſt, ohne regelmäßig belagert worden zu ſeyn, in die Hände des Feindes gefallen.

Iſt es wohl möglich, daß jemand auftreten und den General Kleiſt, der Gouverneur dieſer Feſtung war, noch vertheidigen könnte? Man iſt zweifelhaft, ob man ihn für einen Verräther, oder für einen Feigen halten ſoll.

Das Erſtere iſt wohl nicht denkbar, da er nur noch einen Fußtritt vom Grabe entfernt iſt; dem Letztern widerſprechen alle diejenigen, welche ſeine frühere Handlungsweiſe gekannt haben.

Was hat ihn denn aber zu dieſer übereilten Uebergabe bewogen, frägſt Du?

Das weiß ich nicht! Wenn es aber Perioden im Leben eines Mannes giebt, wo er ſeinen ganzen Charakter verleugnet; wenn ich ſelbſt ſchon oft die Bemerkung gemacht habe, daß der hochherzigſte Mann auf Momente zum Poltern herabſank, jener ſtundenlang zum Braven emporſtieg, ſo muß dies wohl auch bei Kleiſt der Fall gewesen ſeyn.

Bedenkt man alle die Unfälle, die vom 14ten Oct. bis zum November den preußiſchen Staat ſchnell hinter einander betrafen, ſo ſcheint es, als wenn eine erzürnte Gottheit ihre Blitze ohne Aufhören auf ihn herabgeſchleudert und beſchloſſen hätte, er ſolle untergehen.

Sämmtliche ſubalterne Officiere in Magdeburg hatten ein Complot gemacht, ſich der Uebergabe zu widerſetzen, und waren ihrer Soldaten gewiß; ſie konnten dieſe vorausſehen, da man gleich anfangs alles Schießen von den Wällen auf den Feind unterſagt hatte. Sie gingen in Maſſe zu dem Generallieutenant Wartensleben, (der im Frieden ſtets von Bravour ſprach, in dieſem Kriege aber keine Heldenthaten verrichtet hat) um ihn zu bitten, ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Er verwies ſie auf das Reglement und zuckte die Achſeln; ſie gingen darauf zum General Alvensleben, verſuchten ihn zu bewegen, um ſich der Capitulation zu widerſetzen; er verſprachs und bewog Wartensleben, mit ihm zum Gouverneur zu gehen und Proteſt einzulegen. Dieſer verwies die Herren auch auf das Reglement und ſie ſchwiegen.

Endlich erſchien Herr v. Kleiſt auf der Parade und ſprach: Meine Herren, ich capitulire. Wiſſen Sie es beſſer, ſo reden Sie. Alles ſchwieg. Man murrte, aber that nichts. Wäre nur ein Kopf, ein hochherziger Mann aus der Maſſe herausgetreten, hätte dem Gouverneur den Degen abgefordert, und ihm geſagt:

> Im Namen meiner Cammeraden nehme ich Sie, General, gefangen;

und Magdeburg ging nicht über. Alle wollten es, keiner wagte es, die alte Form zu zerbrechen, und ſo ließ man den günſtigen Augenblick verſtreichen; denn es rührte ſich keine Hand zum Schutz des Gouverneurs.

Ich habe nichts dagegen, daß es gefährlich iſt, ſo gegen die Subordination zu handeln, und daß eine ſolche Handlung durch eine Kugel vor den Kopf beſtraft werden muß.

Wenn aber alles auf dem Spiele ſteht, wenn der Staat zu Grunde gehen ſoll, und eine ſo kühne Handlung ihn retten kann, da darf der Mann, der zu retten vermag, nicht ſchwanken; er muß die alte Form zerbrechen, und wenn es ihm auch den Kopf koſten ſollte.

Obiges erzählte mir ein Capitain von der Garniſon in Magdeburg.

Acht und dreyßigſter Brief.

Berlin.

Ich habe Dir noch nichts geſchrieben über die öffentliche Stimmung in Berlin kurz vor und nach der Schlacht bei Auerſtädt. Sie iſt für den Beobachter höchſt merkwürdig, und liefert einen Beleg zu der Schwäche der Menſchen; ganz beſonders aber documentirt ſie die Charakterloſigkeit des hieſigen Publikums.

Im vorigen Jahre ſchilderte ich Dir ſchon die Parteywuth, die hier herrſchte, und nach Alexanders, des Selbſtherrſchers aller Reuſſen, Ankunft allgemein wurde. War ſie nun damals ſchon ſehr groß, ſo war ſie es in dieſem Jahre noch weit mehr.

Wenige kannten die eigentliche politiſche Lage des Continents gegen den Ozean, in deſſen Beſitz der Engländer iſt; wenige kannten die wahre Stärke oder Schwäche des preußiſchen Staats; die mehrſten glaubten, die preußiſchen Heere dürften ſich nur in Schlachtordnung aufſtellen, ſo würden die Franzoſen wie bei Roßbach davon laufen.

Ich ſelbſt, der ich nie das Intereſſe und den Zweck ergründen konnte, weshalb die Continentalmächte ſich für Englands Intereſſe erklärten, Schlachten lieferten und ihren Nationalreichthum aufopferten, war doch auch der Meinung, daß Preußen, wenn es von Frankreich angegriffen und ihm Maaßregeln (wären ſie auch vernünftig) aufgedrungen würden, ſeine Selbſtſtändigkeit durch einen kurzen Feldzug retten, und einen norddeutſchen Bund errichten müſſe, um auch die deutſche Nationalität zu erhalten.

Ich dachte mir zwar die Armee als verdorben, jedoch nicht in dem Maaße, wie es ſich nachher gezeigt hat. Ich baute noch etwas auf das in dem Officier-Corps vorhandene militairiſche Ehrgefühl, was Friedrich ſo gut zu gebrauchen und zu richten verſtand. Ich traute zwar nicht recht unſern Feldherren, glaubte aber, daß, wenn es zu einer regelmäßigen Schlacht im freyen Felde käme, die Armee, in der noch Reſte des alten kühnen Geiſtes vorhanden waren, ſich ſelbſt retten würde. Ich glaubte: daß der größte Theil der Officiere wiſſen müßte, daß, wenn die erſte Schlacht verloren würde, ſie dann alle ihre Prärogativen eines erſten Standes verlieren, mit Schande überhäuft, es kaum wagen dürften, in ihre Friedensgarniſonen zurückzukehren, um nicht vom

Pöbel gemißhandelt zu werden; daß dadurch ſelbſt der Muthloſeſte ermuntert werden müßte, nur zu ſiegen oder zu ſterben.

Ich rechnete ſelbſt etwas auf den Zufall und auf das Glück, indem ich in der Geſchichte oft geleſen hatte, daß dadurch die wichtigſten Schlachten gewonnen wurden. Hätte z. B. Manſtein nicht in der Schlacht bei Collin, ſeiner Ordre entgegen, Fronte gemacht, hätte zu gleicher Zeit der ſächſiſche General Benkendorf mit der Kavallerie auf die preuſſiſche Infanterie, ohne Ordre des Feldmarſchalls Daun, nicht eingehauen, ſo gewann Friedrich die Schlacht, und ſtand bald darauf vor Wien.

Warum ſollte nicht auch in dieſem Kriege, flüſterte mir der Patriotismus ein, ein Zufall unſer Heer begünſtigen können?

Ich war überzeugt, daß, wenn unſre Armee auch eine Schlacht verlöre, der Feind höchſtens bis an die Elbe vorrücken und ſich vorläufig mit dem Beſitz von Sachſen begnügen, die unſrigen aber das rechte Elbufer ſo lange vertheidigen würden, bis die Ruſſen zu Hülfe eilten.

Ich rechnete endlich viel auf die Hülfe der norddeutſchen Fürſten, beſonders auf Heſſen und Sachſen.

Ich vernahm, daß man drey Armeen aufſtellen wolle; eine bei Freyburg unter Hohenlohe, die andere bei Erfurt unter dem Könige, die dritte zwiſchen Fritzlar und Welſingen in Heſſen unter Rüchel. War der Operationsplan, der aus dieſen Stellungen folgte, auch nicht nach meinem Sinn, da ich eine Offenſive von Weſtphalen aus für zweckmäßiger hielt, ſo leuchtete mir doch ein, daß jene Stellung ein raſches Vordringen des Feindes unmöglich machen würde. Wie ich aber erfuhr, daß die ganze Armee bei Weimar und Erfurt in Cantonirungen zuſammengedrängt ſey, und ſeit ihrer Zuſammenziehung ſich nicht von der Stelle bewegte, die Heſſen aber nicht ins Feld rückten, da entfiel mir der Muth, und ich ſah ſchon im Geiſte Napoleon am Grabe Friedrichs ſeinen großen Manen huldigen; ich ſah mich nach einigen Jahren in Berlin, wie in den Ruinen von Palmida umherwandeln, und die ganze 50 Jahr beſtandene glänzende Größe Preußens wie einen Meteor verſchwinden. Keine Nacht konnte ich ſchlafen, furchtbar weckten mich ſtets die ängſtlichſten Traumbilder. Ich ſah das unglückliche königliche Ehepaar, was ich ſo ſehr in meinem Herzen hochſchätze, von einem Ort zum andern unſtät und fliehend davon eilen; ich ſah Berlin ſeiner Monumente ehemaliger Größe beraubt; ich ſah den großen Churfürſten von der langen Brücke entfernen und wegbringen; ich ſah Berlin in ein Lager verwandeln.

Einſt trieb mich ängſtliche Unruhe und Bangigkeit um Mitternacht von meinem Lager ans Fenſter (es war eine ſchöne Herbſtnacht), als plötzlich der Horizont ſich in ein Feuermeer verwandelte, welches ſich über der Leipziger Straße theilte, und deſſen Strahlen ſich bald zu einander hinüber neigten, bald ſich abſtießen. Auch der Himmel iſt im Kampf, dachte ich, und konnte kein Auge mehr ſchließen.

Viele Berliner haben dieſe Lufterſcheinung geſehen, und die Abergläubigen unter ihnen fanden darin eine unglückliche Schlacht. Sie hatten es errathen. Vom 1ten bis zum 17ten October war die Reſidenz in der geſpannteſten Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Die Weinhäuſer und Tabagieen waren voll von Politikern aller Art; kein anderes Geſpräch konnte Platz gewinnen, der Krieg verdrängte alles andere Intereſſe; die Parteyen bekämpften ſich wüthend, und es kam ſelbſt unter gebildeten Menſchen zu Fauſtkämpfen; zuletzt wagten es aber die Franzöſiſchgeſinnten nicht mehr, laut zu werden. Sie ſchwiegen und zuckten die Achſeln. Unter ihnen zeichnete ſich im Volke ein Schwerdtfeger, Namens Sauerbrey, aus, dem man den Spottnamen Obergeneral gegeben hatte. Er iſt ein Mann von 70 Jahren. Dieſer war ſeit 1792 ein erklärter franzöſiſcher Patriot geweſen, und wie Napoleon als Oberconſul das franzöſiſche Staatsruder ergrif, ſo prophezeihte dieſer Alte ſchon inſtinktmäßig: er würde Kaiſer von Frankreich und Deutſchland werden und die ganze Welt erobern.

Im Theater äußerte ſich die Stimmung des Publikums am lauteſten, und man konnte es gar nicht erwarten, bis die erſten Siegesnachrichten ankamen. Man fürchtete, der König werde Frieden ſchließen und gar nicht losſchlagen; und wahrlich, ich glaube, man hätte den guten König öffentlich inſultiert, wenn er, wie im vorigen Jahre, ohne eine Schlacht geliefert zu haben, zurückgekommen, und uns der goldene Frieden geblieben wäre. Im Theater war Wallenſteins Lager und der Politiſche Zinngießer ſtets an der Tagesordnung; beide haben der Theatercaſſe ſchweres Geld eingetragen. Das erſtere Stück war deshalb ſo beliebt, weil es Gelegenheit darbot, das bekannte Kriegslied zu ſingen:

Die Trommel ruft, die Fahne weht ꝛc.

Das zweyte wurde durch einen Zuſatz des Herrn Unzelmanns wichtig. Denn wenn er von der Charte von Pohlen ſprechen ſollte, worin ſich ein

Loch

Loch befindet, ſo ſagte er: „Die Charte von Deutſchland hat einen Riß bekommen, aber es wird ſich ein braver Mann finden, der ihn wieder zumacht.“ Das veranlaßte dann ein gewaltiges Applaudiren.

Nachdem nun dieſer Zinngießer wohl zehnmal gegeben war, benutzte U. die Stimmung, erhob ſich aus dem Zirkel ſeiner ihn beſuchender Bierbrüder, und declamirte einen Aufruf an den Patriotiſmus der Preußen, welcher mit dem Liede:

Heil Dir im Siegerkranz ꝛc.

ſchloß, welches das Parterre mitbrüllte. Er that dies im Coſtume des Zinngießers im grünen Schlafrock und in der Nachtmütze. Hätte man wohl je beſſer den Patriotiſmus der Berliner perſifliren können?

Er verdiente es aber auch wirklich und zwar deßhalb: Der Magiſtrat hatte auf einen ihm vom C. R. **Beym** gegebenen Wink eine Collecte in der Stadt veranlaßt, um in den Stand geſetzt zu werden, der berlinſchen Garniſon Mäntel machen laſſen zu können. Das Miniſterium, der Staatsrath, das Generaldirectorium, die churmärkſche Kammer, beleidigt, daß dieſe Maaßregel nicht durch ſie entſtanden war, goutirten dies nicht, und das hieſige Publikum, das ſtets vom Patriotiſmus ſprach, hinter dem Weinglaſe den Feind zu Paaren trieb, im Schauſpielhauſe im Zinngießer ſich die Hände wund klatſchte (wenn es aber aufs Handeln, aufs Geldgeben ankommt, nicht zu Hauſe iſt), brachte nur elende 6000 ſtatt 70000 Thlr. zuſammen, die erforderlich waren.

Der Miniſter, Graf **Schulenburg**, gab unter andern nur 25 Thl. Dieſer Mann ſcheint jetzt ſeinen ſonſtigen Charakter zu verleugnen, ſich durch den Geitz ganz hinreißen zu laſſen, und ſich mit ſeinem militairiſchen Titel zu amüſiren.

Der zweyte Beweis von mangelndem Patriotismus, der ſich nur im Handeln zeigt, war der: daß, wie die Bürgerſchaft aufgefordert wurde, die Wachen zu beziehen, ſie einen erſchrecklichen Lärm erhob, und alle Bettler, die nur zu haben waren, im elendeſten Anzuge miethete, um für ſie dieſe Wachen zu verrichten, wodurch alle innere Polizey vernichtet wurde.

Die berliner Journaliſten fingen alle in einem Ton, der jetzt Mode geworden war, an, den Patriotismus anzufeuern und mit den pariſer Blättern den Federkrieg zu eröffnen, der Freymüthige, der Hausfreund, der Staatsanzeiger, der wiederauferſtandene Telegraph und ſogar der Beobachter an der Spree. Der Doctor Merkel, der übrigens nie einen tiefen Blick in die Weltbegebenheiten gethan hat, als Liebe aber ſich berufen fühlte, ſich für ſeinen Monarchen zu verwenden, und beiläufig den König von Preußen in Schutz zu nehmen (da er hier ſein Brod fand), warf ſich vorzüglich in die Bruſt, um den Publiciſten niederzudonnern, der den Untergang des preußiſchen Staats vorausgeſagt hatte.

Unter den Dichtern verſuchte es aber Müchler, gleich einem zweyten Gleim, den kriegeriſchen Muth der Armee anzuflammen; er ſchrieb einen Band Kriegslieder, die die gemeinen Soldaten bei allen Vorfällen im Kriege abſingen ſollten: als vor der Schlacht, nach der Schlacht, auf dem Marſche u. ſ. w.

Unterdeſſen man noch nicht beſtimmt vom Ausbruch des Kriegs unterrichtet war, ſandte Fürſt Hohenlohe dem Gouverneur von Berlin, Grafen **Schulenburg**, die erſte Nachricht vom Rückzuge des General **Tauenzien**, und zwey Tage ſpäter, am 12ten oder 15ten Oct. erſchien die Todesnachricht des Prinzen **Louis**, die alles in Schrecken und in Trauer verſetzte, da man ſo viel von ſeiner Bravour ſich verſprochen hatte.

Der Prinz **Louis** war ſchon zu ſehr durch ſein üppiges Leben verdorben, und hatte ſchon ſo ſehr auf ſeinen Körper losgeſtürmt, daß die Wirkungen ſich auch auf den Geiſt extendirten. In ſeinen Ideen war keine Reihenfolge mehr; hin und wieder ſprühten wohl noch Funken hervor, aber ſie erlöſchten auch bald wieder. Der Champagner kam nicht mehr aus ſeiner Geſellſchaft, und ſoll auch ſein treuer Gefährte in der Action bei Saalfeld geweſen ſeyn. Er wäre noch zum Commandeur einer Reſerve zu gebrauchen geweſen, wenn alles verloren war, durch einen kühnen Streich vielleicht alles wieder zu retten.

Von dem Augenblick an, wo die Nachricht von dem Tode dieſes Prinzen anlangte, vom 13ten bis zum 17ten Octbr., kam nun eine Siegesnachricht nach der andern über Leipzig und Dresden ein. Es hieß: **Fürſt Hohenloh** habe ein Corps bei Zeitz unter **Soult** geſchlagen und zerſprengt; man dachte ſich das **Hohenloh'ſche** Corps von dem Königlichen getrennt, dieſes am linken, jenes am rechten Ufer der Saale. In ſofern nun die Franzoſen in Naumburg waren, welche Nachricht der von Weimar am 15ten October in Berlin angekommene C. R. **Lombard** mitbrachte, ſo glaubte man, die Franzoſen wären zwiſchen zwey Feuer gerathen, und würden, wenn das Eugenſche Corps noch hinzukäme, aufgerieben werden.

Ein jeder, der irgend militairiſche Kenntniſſe hatte, konnte auch nichts anders vermuthen, und nicht erwarten: daß die Preußen am linken Saalufer ſich würden bis Naumburg umgehen laſſen.

Graf Schulenburg ließ an ſeinem Hauſe in der Behrenſtraße Bülletins anſchlagen, worinn dieſe Siegesnachrichten beſtätigt wurden; alles wartete nun mit Schmerzen und bangem Herzklopfen auf den Courier, der die Siegesnachricht bringen ſollte. Man horchte jeden Augenblick auf den Donner der Kanonen; ja man täuſchte ſich durch jedes Thürzuſchlagen, und lief eiligſt ans Fenſter. Die Behrenſtraße war ſtets voll von Menſchen, die das Gouvernementshaus beſtürmten, um Nachrichten zu hören. Endlich erſchien am 17. Oct. früh der Unglücksbothe (Hr. v. Dorville), und brachte die Nachricht einer totalen Niederlage. Sogleich verſammelte ſich der Staatsrath und beſchloß die Entfernung aller Caſſenbeſtände und Königlichen Effekten, ſo wie ſeiner ſelbſt. Fürs Publikum ließ man einen rothen Zettel an die Straßen-Ecken anſchlagen, des Inhalts:

> Der König hat eine Bataille verloren; jetzt iſt Ruhe
> Bürger-Pflicht; ich bitte darum.
>
> Schulenburg.

Alles wurde nun von Furcht und Angſt ſo eingenommen, wie kurz vorher von Freude; alles rennte mit den Köpfen gegeneinander; alles wollte fliehen. Berlin ſah einem Bienenkorbe ähnlich, der im Schwärmen begriffen iſt. Alles, was reich und vornehm war, die hohen Officianten, Capitaliſten, der Adel, eilten mit ihren

Schätzen über Hals und Kopf nach Stettin, Cüſtrin oder Schleſien. Vom Lande flüchteten aber die Bauern mit ihren Betten und Kiſten nach Berlin herein; niemand war am 18ten vor dem Rädern geſichert. Beſonders nahmen die patriotiſchen Schriftſteller Reißaus, und der Freymüthige, den die Berliner nun den Kleinmüthigen nennen, eilte nach dem Norden und eröffnete das Wettrennen; der Verleger deſſelben, ferner der Dichter Müchler und andre folgten nach. Einige verſteckten ſich bei dem erſten Einmarſch der Franzoſen in Berlin, und kamen dann wieder zum Vorſchein.

Die Palmſche Hinrichtung hatte ſie und die Buchhändler alle in Schrecken geſetzt.

Zuletzt war kein Pferd und kein Eſel mehr in Berlin zu haben, um fortzukommen, und die Zurückgebliebenen waren in der feſten Ueberzeugung, die Franzoſen, die am 17 Octbr. noch bei Halle bataillirten, würden am 18ten in Berlin eintreffen. Man erwartete alle Greuel des Krieges, Plünderung, Brand und Nothzucht. Beſonders wehklagten die Berliner ehrbaren Damen und beſeufzten im Voraus den Verluſt ihrer ſo lange conſervirten Unſchuld. Es war aber eine allgemeine Stimme unter den Männern, daß wenn dies das einzige Uebel ſey, was der Krieg mit ſich führe, ſo möchte es wohl ſehr leicht zu tragen ſeyn. Ehrlicher waren die Freudenmädchen letzter und erſter Claſſe; ſie erwarteten von den einrückenden Franzoſen für ſich das goldene Zeitalter, was aber nicht erſchienen ſeyn mag.

Es wurde nun eine Municipalität errichtet und der Fürſt Hatzfeld zum Gouverneur ernannt. Sein Schwiegervater, Graf Schulenburg, entfernte ſich und ſagte den ihn begleitenden Pöbel: „Beruhigt euch, ich laſſe euch meine Kinder hier.“

Die Maaßregeln, welche das neue Gouvernement mit Hülfe der Municipalität traf, waren: Die Errichtung der Bürgergarde; da man aber für Geld ſeinen Mann ſtellen konnte, ſo blieb der Pöbel im Beſitz des Schutzes der Reſidenz. Eine zweyte Maaßregel war die, daß man eine Million für die Franzoſen zum Inbiß auftrieb, wobei die Berliner ſagten: „Nun die Reichen fort ſind, nun ſollen wir bezahlen.“

Eine dritte Maaßregel gründete ſich auf eine Cabinetsordre an den Staatsrath, die bald nach der verlornen Schlacht eingetroffen war; worin es hieß:

„Meine Armee iſt auf allen Punkten geſchlagen; da ich aber ſogleich in Friedensunterhandlungen mich eingelaſſen habe, und hoffentlich damit bald zu Ende kommen werde, ſo wird der Feind wohl nicht nach Berlin kommen.“

Man ſandte nämlich eine Deputation an den Kaiſer Napoleon, um über eine Brandſchatzung zu unterhandeln, wenn die franzöſiſche Armee auch nicht nach Berlin käme. Man kann daher nicht in Abrede ſtellen, daß die Machthaber dem Feinde alle nur mögliche Beweiſe von Zuvorkommenheit gaben.

Den darauf von neuem dem Kaiſer entgegen geſandten Abgeordneten ſagte Napoleon, wie ſie um Schonung für die Stadt baten;

„Sie haben den Krieg gewollt, nun haben Sie ihn; in meinem Plan lag dieſer Krieg nicht; verſichern Sie aber der Stadt Berlin meinen Schutz: das Privateigenthum und die Perſonen ſoll geſichert ſeyn.“

Man hatte den Schatz und das Beſte an Königlichen Effekten, ſämmtliche Caſſen, die Bank und Seehandlungsfonds nach Stettin und Cüſtrin eingeſchifft; ſie kamen hier noch kaum an, und wurden weiter ſpedirt, wie der Feind vor den Thoren war. In Stettin fielen aber doch noch die von Berlin dahin geſandten Gewehre ihm in die Hände, da das Kriegscollegium drey Tage conferirt hatte: Ob es pro Hundert einige Groſchen Fracht mehr wie gewöhnlich zahlen ſolle, oder nicht?

Das iſt recht charakteriſtiſch und der ſchönſte Beweis von der auf bloße Form reducirten preußiſchen Verfaſſung. Man lebte und webte nur in der Form, man diente nur für ſie; wer ſie begriffen hatte, mochte er ſonſt Ideen haben, oder nicht, der hieß ein vollendeter Geſchäftsmann, und war gewöhnlich ein Pedant, oft auch der größte Einfaltspinſel.

Es hatte nicht an Vorſchlägen gefehlt, ſelbſt nach dem Verluſt einer Schlacht an der Saale, Berlin vor einem ſchleunigen Ueberfall zu ſchützen. Vor der Schlacht lachten aber die Berliner über eine ſolche Idee, indem ſie meynten, daß es wohl nicht möglich ſey: daß die Franzoſen nach Berlin kommen würden. Nach der Schlacht hielt man es für zu ſpät, an Vertheidigung zu denken, und für beſſer, davon zu eilen.

Lies darüber nach: „Was war nach der Schlacht bei Jena zur Rettung des preußiſchen Staats zu thun? von Julius v. Voß, bei Schmidt in Berlin.

Ich will Dir daraus nur folgendes extrahiren:

Anfangs Oktober beſuchte mich der Kriegsrath von Cölln. „Welche Hoffnungen nähren Sie von dieſem Kriege?“ fragte er mich. Ich zuckte die Achſeln.

Wir nahmen eine Karte, ſahen die Stellungen nach und ſprachen über das Höchſtgefährliche derſelben, wenn man das Unglück haben ſollte, geſchlagen zu werden. Cölln hielt zwar bei dem Geiſt der Armee, ich aber (wir ſprachen vertraulich) bewies ihm, daß gerade für den eigentlichen Geiſt der Armee, den Kriegsgeiſt, manches verſäumt ſey; daß man in einem Zeitalter, wo Philoſophie jede Kunſt, mithin auch die der Kriegsführung beleuchtet hat, Generale und Feldherren unterſcheiden müſſe; elegante junge Officiers, und wenn ſie ihre Ahnen zu den Semnonen hinauf zählten, nicht mit abgehärteten, erfahrnen Männern zu vergleichen wären, und der Stock kein Surrogat der Ehre, Hoffnung und des Wohllebens ſeyn könne, um den gemeinen Soldaten anzufeuern.

Ich ſagte, daß ich mich nicht genug wundern könne, nicht einmal bei Deſſau, Wittenberg, Torgau Brückenköpfe angelegt, und Dresden in Wehrſtand geſetzt zu ſehen. Die Folge davon würde wenigſtens ſeyn, daß bei nächſter Gelegenheit ein Streifkorps Berlin heimſuchte. Ich hätte ſchon dem gegenwärtigen Gouverneur, Grafen v. d. Schulenburg, rathen wollen, ſämmtliche Fahrzeuge auf der Spree und Havel in Beobachtung nehmen zu laſſen, und Vorkehrungen wegen einer Inundation der Moräſte im Teltowſchen Kreiſe zu treffen; allein ich glaubte: der Miniſter werde zu ſtolz ſeyn, den Rath eines unbedeutenden Partikuliers zu hören. Zudem glaubte ich: er wäre perſönlich gegen mich eingenommen, da er mir 5000 Thlr. ſtreitig machte, die mir in gewiſſen Familienſachen, nach dem klaren Verſprechen des Königs, zukämen, auch mir anderweitig durch Uebelwollen einen Schaden von 8000 Thlr. zugefügt hätte. Natürlich gehöre aber die Privatſache gar nicht hierher; ſie ſchreckte mich aber um ſomehr zurück, als ich ſchon ſo oft die Erfahrung geſammelt hätte, daß ein denkender Mann, der nicht zugleich einen namhaften Rang bekleide, für einen aus Vaterlandsliebe eingerichten Plan nichts als kühle Geringſchätzung zu erwarten hätte.

Cölln meynte, der Herzog Eugen von Wirtemberg würde wohl die Elbe beſetzen. Ich erwiederte: wie man höre, ſey ſeine Beſtimmung das nicht; man müſſe indeſſen hoffen, daß er im unglücklichen Falle gleich dahin werde beordert werden *). Da aber bei den unglücklichen Fällen bisweilen etwas vergeſſen würde, ſo dürfte der Graf v. d. Schulenburg immer räthlich thun, es in Erinnerung zu bringen, und einſtweilen an ſeine eigne Sicherſtellung zu denken.

Cölln, dem ich auf einer Karte der Mittelmark meine Ideen näher auseinander ſetzte, erbot ſich, den Geheimen Rath Tismar darüber zu ſprechen. Nach einigen Tagen beſuchte er mich wieder und ſagte mir: der Geheime Rath habe dem Miniſter meinen Plan vorgetragen, letzterer aber erwiedert: das Corps bei Haſelberg ſey zur Deckung der Reſidenz beſtimmt. Dies klingt denn wohl wie ein Mißverſtand.

---

*) Daß es nicht geſchah, wird in der Geſchichte als einer der unverzeihlichſten Fehler aufgeſtellt werden müſſen. — Uebrigens wurden die Elbbrücken beſetzt, aber mit einem Officier und 30 Mann. — Wie bitter ward hier nicht im vorigen Jahre der Fürſt Auersberg getadelt, und man machte es hernach noch ärger.

Ganz unerwartet trat aber Herr v. Cölln am 13ten October mit der Nachricht in mein Zimmer, der Graf v. d. Schulenburg verlange mich zu ſprechen.

Der Grund davon leuchtete mir vollkommen ein; es waren die Nachrichten vom Tode des Prinzen Ludwig Ferdinand, und den Gefechten bei Schlaitz und Saalfeld eingetroffen.

Ich eilte ſogleich hin. Der Graf urtheilte höchſt ſcharfſinnig über die Lage der Dinge. Man vernahm gar nicht den gewöhnlich preußiſchen Generalston, der ſeine Vorausſetzungen: es müſſe alles verwünſcht gehn, nicht unterbrechen läßt; vielmehr hörte er mich aufmerkſam an, und deutete die Freymüthigkeit, mit der ich den Glauben äußerte: wir dürften bald franzöſiſche Truppen in Berlin ſehen, keineswegs übel. Er verlangte von mir, eine Dispoſition zur Vertheidigung Berlins gegen ein fliegendes Corps, mittelſt der Moräſte und Päſſe, zu Papier zu bringen, bemerkte aber dabei, daß er nur ſechs Bataillons beſitze, die für den Zweck nicht würden hinreichend ſeyn. Ich antwortete: Vor der Hand vollkommen. Ew. Exzellenz werden ſelbſt noch eine Reſerve behalten.

Uebel, daß der Miniſter nicht lange zu ſprechen war, ſeine Geſchäfte drängten zu ſehr, ſonſt würde ich ihm noch gerathen haben, ſogleich eine Depeſche an den Herzog von Wirtemberg, der damals noch nicht weit von Berlin entfernt ſeyn konnte, nachzufertigen, und dabei den Commandanten von Magdeburg und Spandau Nachricht zu geben, wie er nöthigenfalls Berlin zu vertheidigen gedenke. Ein allerdings weſentlicher Umſtand.

Ich hatte nun die Gegenden, von denen die Rede war ſelbſt, unter der Leitung des Injenieurs-Majors Müller, aufnehmen helfen; doch wollte ich aber gewiß ſeyn, ob mich meine Erinnerungen nicht betrögen, und deshalb geſchwind den Halbzirkel von Nowaweß bis Königs-Wüſtenhauſen noch einmal bereiſen. Doch war die Zeit zu kurz, ich begnügte mich alſo mit einer Tour nach den Moräſten hinter Ragow, wo mich denn der Waſſerſtand der Flüſſe bald überzeugte, das Projekt werde der Ausführung vollkommen entſprechen.

Am 14. Oct. kam ich mit meinem Aufſatze zum Grafen. Es begegnete mir aber damit einer der ſonderbarſten Zufälle meines Lebens.

Wie ſchon geſagt, waren die Nachrichten der erſten unglücklichen Gefechte des 8ten und 9ten Oct. eingelaufen, und geſtatteten keinen Zweifel mehr. Diejenigen, die bis dahin den Glauben an die preußiſche Unfehlbarkeit genährt hatten, fanden ihn nun freylich erſchüttert. Doch unmittelbar darauf hörte man die beruhigſten, günſtigſten anderweitigen Gerüchte. Da ſollte der Prinz von Hohenlohe alles hergeſtellt, den Marſchall Soult aufs Haupt geſchlagen, den Großherzog von Berg mit, der Himmel weiß, wie viel tauſend Mann, eingeſchloſſen haben, das franzöſiſche Hauptkorps durch den König zurückgedrängt ſeyn, u. ſ. w. Von dem allen war aber keine officielle Anzeige geſchehn, woran es auch in Berlin ſeit einigen Tagen durchaus fehlte.

Dagegen aber berichtete man aus Leipzig, daß eine franzöſiſche Patrouille in der Stadt geweſen ſey.

Die Verbreiter der günſtigen Zeitungen hatten etwas für ſich, das einige Wahrſcheinlichkeit lieh, nämlich eine

Staſette, mit der von Dresden berichtet wurde: die Churfürſtl. Familie, die ſchon im Begriff geweſen ſey, ihre Reſidenz zu verlaſſen, habe dieſe Reiſe plötzlich eingeſtellt. Später hat dies Ereigniß in der Sendung des Kaiſers Napoleon ſeine Erklärung gefunden; anfangs aber gabs zu Vermuthung glücklicher Auftritte Anlaß.

Wenn man nun diejenigen, die ſchon bedeutende Thatſachen nannten, den Umſtand der Leipziger Patrouille und den ſo bedenklichen, daß ſeit mehreren Tagen vom Heere keine direkte Nachricht einlief, entgegnete, ſo ſuchten ſie das Widerſprüchliche dadurch zu löſen, daß ſie von einem franzöſiſchen abgeſchnittenen Kommando redeten, das in Churſachſen umherſchweife, und die Verbindung abſchnitt, aber von einem Detaſchement des Prinzen von Hohenlohe aufgeſucht würde. Es müßte, hieß es weiter, um ſo gewiſſer bald aufgerieben ſeyn, da das Corps des Herzogs von Wirtemberg von der andern Seite anrücke.

So tröſtlich das alles klang, ſo froh die Patrioten wurden, da unter Autorität des Gouvernements eine frohe Nachricht zu leſen war, ſo leuchtete doch dem, der darüber reiflich nachdachte, wenig davon ein.

Erſtlich bewieſen die authentiſch angekündigten Thatſachen: daß die Armee große Terrainvortheile eingebüßt habe.

Ferner: daß ſie von dem beſchloßnen Angriffskrieg in den Vertheidigungskrieg geworfen ſey.

Letzteren nun auf eine Art zu führen, daß das Herz der Staaten Schutz empfing, war es nöthig, eine Stellung zu nehmen, wodurch dem Feinde das Umgehen der linken Flanke unmöglich gemacht ward. Wir wußten nun, wie geſagt, in Berlin die neueſte Stellung der Armee nicht; es war zwar bekannt, daß Weimar zum Hauptquartiere gewählt ſey, wir vermutheten doch eine hinlängliche Abtheilung rechts der Saale, und nun, nach den Unfällen von Schlaitz und Saalfeld eine Bewegung mit hinlänglicher Kraft längs der Baſis ſpitzwinklichten Triangels, auf deſſen einem Schenkel der gefährliche Marſch der rechten franzöſiſchen Colonnen geführt ward. Eine ſolche Bewegung hätte Aehnlichkeit mit jener gehabt, durch welche einſt der Sieg bei Roßbach vorbereitet wurde, ob man ſich freylich hier keines ſo günſtigen Terrains erfreuen durfte.

Die Anzeigen deuteten aber darauf hin, daß nichts dergleichen geſchehen war, und ich ſuchte mir das Räthſelhafte anders zu erklären.

Ueber den Vertheidigungsplan, den ich nun dem Grafen v. d. *Schulenburg* einreichte, hatte ich eine Rubrik geſetzt: *Suppoſitionen.*

Hier nahm ich (es war der 14. Oct.) an, der König ſey im linken Flügel umgangen, gerathe in ein unglückliches Gefecht, finde ſich vom rechten Saalufer völlig abgeſchnitten, und der Feind auf die Elbe und Spree losgehend, vernichte durch Uebermacht, was ſich ſonſt in Churſachſen ihm noch entgegenſtelle.

Indem mir der Miniſter das Papier aus der Hand nahm, und oben zu leſen anfing, ſagte ich: Ew. Excellenz, die Suppoſitionen ſind gewagt. —

Sehr gewagt! verſetzte er. —

Und am 16. Oct. langte der Rittmeiſter von Derville als Courier an. Grade in dem Augenblick alſo, als ich jene Suppoſitionen niedergeſchrieben hatte, waren ſie meiſtens buchſtäblich in Erfüllung gegangen, und was noch fehlte, ſpäterhin bei Halle.

Der Graf ſtand mir übrigens nicht Rede, er fertigte mich mit den Worten ab: er ſey zu ſehr in Unruhe, um ſogleich über meinen Plan zu entſcheiden; ich konnte mich alſo nicht weiter mündlich über das Nähere auslaſſen. Er war aber, wie man wohl denken kann, in ſeinen vielſeitigen Verhältniſſen zu ſehr von jeder Seite beſtürmt. Das war ein großes Unglück. Nur mit dem Gouvernement beſchäftigt, hätte er ſicher ernſtliche Anſtalten der Vertheidigung vorgekehrt. So aber war er nicht mehr als noch einmal zu ſprechen, ob ich mich gleich täglich in der Antichambre einfand. Das Letztemal meinte er, kein Streifcorps, ſondern ein Heer würde vor Berlin erſcheinen. Es ſey alles zu ſpät!

Neun und dreyßigſter Brief.

Berlin.

Ich ſende Dir in der Anlage, was mir meine Freunde S. und G. während meiner Abweſenheit aus Berlin bei Anweſenheit der Franzoſen daſelbſt gemeldet haben.

Beyde haben einen Gegenſtand bearbeitet; da dieſer aber verſchiedene Anſichten gewährt, ſo muß es Dir Vergnügen machen zu ſehn, aus welchem Geſichtspunkt ein jeder unſerer Freunde die Sache angeſehen und mit welchem Maaß er gemeſſen hat.

Ich werde Dir hiernächſt auch meine Anſicht der Dinge, ſo wie ich ſie hier nach meiner Zurückkunft gefunden habe, überſenden, und denn biſt Du in den Stand geſetzt, richtiger wie jeder anderer, darüber zu urtheilen.

Die Franzoſen in Berlin.

Hiermit, mein Freund, erfülle ich das Dir geleiſtete Verſprechen: Dir über das, was hier nach Deiner Abreiſe vorging oder anſchaulich war, etwas zu ſagen.

Du verließeſt die Reſidenz, als ſie in der groſten Criſis lag. Jene dumpfe Spannung, das Fürchten vor den Dingen, die da kommen ſollten, ſetzte ſich auch nach Deiner Trennung von der Reſidenz noch in derſelben fort, und jeder Berliner war, mehr oder minder, in der

Lage eines Kaufmannes, deſſen Schiff auf hohem Meere vom Sturm zertrümmert wurde, und der nun unter Beben den daherziehenden furchtbargrauen Donnerwolken entgegen ſchaut, aus deren dunkeln Schooß der furchtbare Blitzſtrahl auf ſeine Wohnung, auf den Reſt ſeines Beſitzes, niederſchmettern wird.

In der That, jenes Bild iſt hier an ſeiner Stelle: Der Weiſe trauert ſtille im Ungewitter, der Narr heult und bebt.

„Wir werden leiden und geben müſſen, aber die Franzoſen ſind keine Vandalen. Wir ſehen das Heer in Feindes Gebiet menſchlich handeln. Wien hat vor einem Jahre, außer den gewöhnlichen Kriegsübeln, nicht ſo ſchrecklich von ihnen gelitten.“ Das waren die Ideen der Verſtändigen; aber ein anderer Theil, der auf unſern Caffeehäuſern ſo laut und unartig über ein ſiegendes Volk abſprach, als über eine ſchlechte Aktrice, oder unverſchämt genug im Nationaltheater, bei der Anweſenheit franzöſiſcher Individuen, den Franzoſen ein Pereat brachte. Dieſer ahndete, die Ankömmlinge würden hier eine Ausnahme von der Regel machen, weil ſie ſelbſt die Regeln von Klugheit und Sittlichkeit verletzten; ſie fürchteten Repreſſalien, Plünderung, Mord und Todtſchlag, und wurden jetzt von einem gelinden Zähnklappern und Fieberfroſt befallen.

Zu allen Thoren hinein flüchteten noch immer Landleute mit ihrer Haabe, während aus den nördlichen, die nach Stettin, Cüſtrin, Frankfurt a. d. Oder oder nach Niederſachſen führen, Reiche und Furchtſame ſo eilig hinausjagten, als die entſetzlich theuerbezahlten Pferde nur immer laufen konnten. Nichts fruchteten die Bekanntmachungen

chungen des Magiſtrats und des interimiſtiſchen Civilgouverneurs (Fürſt Hatzfeld), welche die franzöſiſche Armee noch ſehr entfernt wußten und allgemeine Sicherheit gelobten. Die Flucht dauerte fort bis zum 23. Oct. da denn endlich dies Drängen und Treiben aufhörte, und eine totale Stille, wie die Windſtille vor dem Orkan eintrat.

Nun erſchien der 24. Oct. einer der merkwürdigſten Tage in den Annalen der Reſidenz. Um 11 Uhr ging ich zum Frühſtück in ein Weinhaus in der Friedrichsſtraße, nahe den Linden. Kaum war ich hier eingetreten, als plötzlich ein Geräuſch auf der Straße entſtand. Ein Bürger ſtürzte mit dem Ausruf: Sie kommen, ſie ſind da! herein. Wo? fragte Alles. Zum Brandenburger Thore ziehen ſie herein! war die Antwort. Alles eilte nun des Weges; ich mit der Menge.

Ruſſen ſind es, Ruſſen! ſchrie das Volk, welches an der grünen Montur der Ankömmlinge und bei dem ausgeſprengten Gerücht, es wären Ruſſen bei Stettin gelandet, irre ward. Aber es waren Franzoſen, ein melirter Trupp von reitenden Jägern, Huſaren, reitenden Artilleriſten und Gendarmen, ungefähr hundert Mann, die unter den Linden herauf, durch eine zahlreiche Menge Volks, dem Rathhauſe zu ritten. Als ich von hier zu Hauſe eilte, kam mir auch ſchon, vom Potsdammer Thore her, das 9te Huſarenregiment mit klingendem Spiel entgegen; Nachmittags rückte das 1ſte, 2te und 12te Regiment Chasseur à Cheval ein, und zu derſelben Zeit langte das Davouſtiſche Corps vor dem Hallſchen Thore an und lagerte ſich dort im Freyen. Merkwürdig erſcheint hier die Charakterloſigkeit der gewöhnlichen Berliner. Die Neugier hatte die Furcht in ihnen überwunden und ſtromweiſe wälzten ſie ſich gegen Abend aus dem Thore, das franzöſiſche Lager zu beſchauen, wo ihnen dann auch nichts Aergeres widerfuhr, als daß die Mädchen und Weiber von den fremden Soldaten hin und wieder ergriffen, und, kurz und gut, geküßt wurden.

So waren ſie endlich da, die gefürchteten Sieger von Auerſtädt; aber da ſie ſich ziemlich artig benahmen, ſo war nun ſchon die allgemeine Stimmung weniger traurig; die erträgliche Gegenwart ſpottete der bangen Vergangenheit. Zwar erſchienen die Folgen der Verwirrung, der Stockung, welche in allem Verkehr gelegen; die Folge der Furcht, welche dem Landmann unterſagt hatte, in der letzten Zeit die Hauptſtadt mit den nothwendigſten Bedürfniſſen zu verſehen; der Mangel an Erwerb und das eingetretene Verſchwinden des baaren Geldes, überall ſehr bemerkbar, und die beginnende Laſt der Einquartirung und Verpflegung war drückend; aber das eingetretene Uebel hat immer eine freundlichere Geſtalt als das noch entfernte. Unglück preßt, aber die Furcht zermalmt. Dazu das luſtige Völkchen von Berlin, das gerne eine Laſt trägt, wenn ſie nur den Reitz der Neuheit hat; es fand die Lage der Dinge jetzt nicht unerträglich, denn ſie ſahen einen Theil des berühmten franzöſiſchen Heeres und ſollten es ganz ſehen. Fremde Menſchen, fremde Uniformen: Iſt das nicht für den Reitzbaren ein Erſatz?

Im Ganzen kann man ihnen dieſes Mal ihre Paſſion nicht als Fehler geradezu anrechnen, denn auch der Beſſere freute ſich des, das ſein Auge ſehen ſollte. Zum Beyſpiel: In dieſen Tagen ſollte der Kaiſer Napoleon hier eintreffen: Der Held des Jahrhunderts, der Beſitzer einer halben Welt, der Wunderbare, welcher in eigener Kraft empor ſtieg zum erſten Throne des jetzigen Europa's. Ihn ſollten ſie ſehen, den Großen, den Bewunderten. Dieſe Neugier iſt verzeihlich.

Der General Hulin trat am erſten Tage des franzöſiſchen Einmarſches in ſein Amt als Commandant des Platzes. Strenge Gerechtigkeit paarte ſich in ihm mit menſchenfreundlicher Güte. So haben wir ihn kennen und achten gelernt. Zum Schmeichler finde ich keinen Beruf, aber die Wahrheit iſt mir achtbar.

Am 25ſten marſchirte das Davouſtſche Corps durch die Stadt, der Marſchall an der Spitze. Der Magiſtrat und eine Deputation aus den erſten Bürgern erwartete ihn am Potsdamer Thor, und überreichte ihm die Stadtſchlüſſel bei einer Anrede, die er ſehr artig erwiederte, indem er die Schlüſſel mit dem Bedeuten zurückgab, man ſolle ſie dem Kaiſer, welcher in den nächſten Tagen ankommen würde, übergeben. „Ohne die Treue für Ihren bisherigen Oberherrn zu verleugnen“ — ſetzte er hinzu — „beweiſen Sie den Franzoſen Achtung und Ergebenheit!“

Er gedachte zuerſt der Errichtung einer Bürgergarde für Berlin, beſtehend aus dem Adel und Hauseigenthümern, die zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit mitwirken ſollte, und meinte, die übelausſehende Bürgerwache (die zum Theil aus lumpenhaften Handwerksgeſellen und Tagelöhnern, welche gegen Bezahlung für die Begüterten figurirten) müſſe bald entlaſſen werden. Und das war gut! denn dieſe Bürgerwache war ein Gräuel in Jedermanns Augen. Schilde hat nie eine elendere, buntſcheckigere producirt.

Der Durchzug des franzöſiſchen Heer's dauerte fort, und die allgemeine Aufmerkſamkeit folgte jedem Corps, jedem Trupp, bis ſie den großen Augenblick erſehnt hatte, da ſie Napoleon den Großen ſich nahe ſah, den Nachfolger unſers Friedrichs II.

Es war am 27ſten October Nachmittags um 4 Uhr, da der Kaiſer von Charlottenburg her, umgeben vom Prinzen von Neufſchatel, den Marſchällen Davouſt, Augerau, Lefebere und Beſſieres, dem Großmarſchall des Pallaſtes, dem Großſtallmeiſter, begleitet von ſeinen Adjutanten und ſeinen Garden, unter dem Donner der Kanonen ſeinen Einzug in die Reſidenz hielt. Mit welchen Empfindungen die Mehrheit auf ihn ſah, das offenbarte ſich ſichtbar in Aller Zügen.

Wenn ein Mann ſeit Jahren her, beleuchtet vom Glanz ſeines Thuns, auf imponirender Höhe vor Jedermanns Blick ſtand, dann iſt es begreiflich, wie man dieſen Mann jetzt — nicht betrachtete, nein, anſtaunte, faſt verſchlang. Wenn die Erinnerung in die Vergangenheit zurücktritt, und nun, der Spur ſeiner Thaten folgend, ihn nach Italien, Egypten, Oeſtreich, Deutſchland, Preußen, bis in die ehemalige Königſtadt Warſchau begleitet, ihn alle Hinderniſſe überwinden ſieht, ihn überall als Sieger, mit Lorbern bekränzt, erblickt — — dann iſt die Feder zu ſchwach, den Eindruck zu ſchildern, den die Erſcheinung des Helden auf die ſtaunende Volksmenge macht.

Späterhin hafteten die Blicke erſt an ſeinem Aeußern. Auch hierüber etwas: Seine Figur iſt klein; er hat ein embonpoint, das er, nach den Gemälden, die ihn früher darſtellten, erſt ſeit kurzem erhalten haben muß. Sein Teint iſt olivenfarbig, und die Muskeln ſeines Geſichts ſind trocken; beides giebt ihm ein finſteres Anſehen. Das blaugraue und bräunliche Auge iſt zwar nicht feurig zu nennen, doch iſt ſein Blick durchdringend, erforſchende Anmuth mangelt dieſem Blicke zwar, aber nicht Haltung und Feſtigkeit; ja, wenn der plötzlich von ihm Angeſehene nicht erſchrickt, ſo iſt er ein muthvoller Mann. Seine Geſichtszüge zuſammengenommen ſind harmoniſch, imponirend. Sein Auge iſt in ewiger Bewegung und ſpricht die immer rege glühende Thätigkeit ſeines eigentlichen Ichs aus. Nur ſelten wird der Ernſt ſeines Geſichts von einem Lächeln verwiſcht, aber es iſt ein eigenes höchſtſeltſames wunderbares Lächeln, das dem Nächſtſtehenden unterſagt, ein Gleiches zu thun. Dies Lächeln iſt wie der Blitz, man kann ſich des Strahles nicht freuen. So habe ich ihn damals lächeln ſehen, als bei ſeinem Einzuge in den Ruf ſeiner Soldaten: Vive l'Empereur! auch ein Häufchen Berliner — wie man ſagte, ein Theil der lieben Jugend — einſtimmte. Seine Außenſeite iſt auszeichnend, daß der gute bildende Künſtler ihn durchaus treffen muß; auch ſind alle die Kupferſtiche und Gemälde, welche man hier von ihm nahm, mehr oder minder getroffen zu nennen. Doch zurück zur Erzählung.

Am brandenburger Thor empfingen den hohen Fremdling die wenigen königlichen Miniſter, welche ihr Amt hier zurückgehalten, die erſten Stadtbeamten, ein Corps junger Freywilliger zu Pferde (größtentheils Referendairs, die ſich in ihren neuen, zu dieſem Zweck verfertigten Civiluniformen ein hochachtbarliches Air gaben) und eine gewählte Anzahl der vornehmſten Bürger, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Der Zug ging durch die in Reihen aufgeſtellte Garniſon, von welcher ein tauſendſtimmiges: Es lebe der Kaiſer! erſcholl, bis zum Schloſſe hin, wo ſich ſchon wieder (ſchneller als gewöhnlich) die Deputation vom Thore verſammelt hatte. **Napoleon** dankte ihnen blos durch einen Blick, von einer leichten Verbeugung begleitet, und ging durch ſie hin in die für ihn bereiteten Zimmer.

Am folgenden Morgen ſtellten die Miniſter des theologiſchen Fachs dem Monarchen die hieſigen Geiſtlichen, und die Juſtizminiſter die Mitglieder des Juſtizdepartements vor. Mit den erſteren unterhielt ſich der Kaiſer eine halbe Stunde, und gelobte ihnen den erbetenen Schutz; doch konnte dieſer ihnen wohl nicht in dem gewünſchten Maaße ertheilt werden, weil die Umſtände es bald darauf nöthig machten, in Ermangelung von hinreichenden Ställen, die Cavalleriepferde in einigen Kirchen zu placiren, und in andre Militair zu logieren; auch wurden ſpäterhin einige Kirchen zu Magazinen verwendet.

Uebrigens zeichnete ſich dieſer Tag (der 28. Oct. 1806) als ein merkwürdiger in **Napoleons** Leben aus, und ſein einſtiger Biograph wird Gelegenheit haben, von dieſem Tage aus ein helles erfreuendes Licht über das Gemüth ſeines Helden ausgehen zu laſſen.

An dieſem Tage ereignete ſich ein Vorfall, den öffentliche Blätter alſo erzählten:

> „Heute ward der Fürſt von **Hatzfeld** arretirt, weil er dem Fürſten von **Hohenlohe** von den Bewegungen und von der Stellung der franzöſiſchen Armee ſchriftliche Nachrichten hatte zukommen laſſen. Der Brief, welcher dieſe Nachrichten enthielt, war von des Für-

ſten eigner Hand geſchrieben, aber aufgefangen und Sr. Majeſtät dem Kaiſer und Könige vorgelegt worden. Die Gemahlin des Fürſten von Hatzfeld eilte deshalb auf das Schloß, und flehte bei Sr. Majeſtät fußfällig um Gnade für ihren Gemahl. Der Kaiſer war ſo gütig, ihr das Schreiben ihres Gemahls vorzuzeigen; ſie konnte nicht umhin, die Handſchrift des Fürſten anzuerkennen. „Nun leſen Sie, Madam, und urtheilen Sie ſelbſt, ob Ihr Gemahl ſtrafbar iſt." Da jedoch der Kaiſer immer, ſelbſt gegen ſeine Feinde, gütig und großmüthig iſt, ſo gab er der Prinzeſſin das Schreiben ihres Gemahls zurück und begnadigte ihn."

Am 29ſten ging die Nachricht ein, daß der Fürſt von Hohenlohe mit ſeinem Corps bei Prenzlau capitulirt habe; daß die Colonne des Herzogs von Weimar eingeſchloſſen und der brave Prinz Auguſt mit ſeinem Bataillon gefangen ſey. Der Prinz habe (ſetzte man hinzu), ſo lange brav und rühmlich gekämpft, bis die feindliche Uebermacht ihn umzingelt und mit den Waffen in der Hand arretirt habe, worauf der Kaiſer bewilligte, daß der Brave, falls er ſein Ehrenwort gäbe, ſich alles Briefwechſels mit den Feinden Frankreichs zu enthalten, zu ſeinem achtungswürdigen Vater, dem Prinzen Ferdinand, zurückkehren dürfe. Das geſchah. Der Prinz traf in Berlin ein.

Die Tage darauf, während der Kaiſer täglich ſeine Garden manövriren ließ, und die durchmarſchirenden Armeekorps muſterte — (wobei er jedesmal Beförderungen vornahm, die ein Adjutant mit lauter Stimme bekannt machte, dann, den Degen ſchwenkend, rief: Es lebe der Kaiſer! und die gegenwärtigen Militairs den Ruf wiederhielten, und Napoleon an Benehmen und Haltung dem verſtorbenen großen Friedrich ähnlich ſchien) — kamen faſt ſtündlich die Nachrichten von der Capitulation eines preußiſchen Corps oder von der Uebergabe einer Feſtung an, und dieſer Bothſchaften wurden ſo viele, daß man ſagte: Napolean habe kaum ſeinen Augen und Ohren trauen wollen, dann gelächelt und ausgerufen: „Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich mich der Vortheile-freuen oder ſchämen ſoll!“

Ein Corps bei Paſewalk, ein anderes bei Prenzlau, ein drittes bei Anklam, hatte die Waffen geſtreckt. Stettin und Cüſtrin waren ihm hingegeben wie Haſelnüſſe. Sollte er nicht lächelnd zweifeln?

Das königliche Zeughaus ward unterdeſſen geöffnet, und wie ſtaunte man, den leer geglaubten Raum noch ziemlich mit Geſchütz, Waffen und Kriegsvorräthen jeder Art gefüllt zu ſehen. Nein wahrlich, die Auerſtädter Schlacht hatte doch auch in der Entfernung gar zu viel Köpfe hinweggenommen. Vom 16ten bis zum 24ſten October waren mit den vorhandenen Pferden, auf den gegenwärtigen Schiffen, Privatperſonen geflüchtet, die ganz ruhig bleiben durften; alte Meublen fortgeſchafft worden, die auch der habſüchtigſte Marodeur nicht angerührt hätte, und die wichtigſten Kriegsbedürfniſſe, das nothwendigſte Eigenthum des Staates, gerade das, womit man den erlittenen Verluſt eines Theils erſetzen und die Totalvernichtung aufhalten konnte, das eben ließ man in der Hand des ſchon gewaltigen Siegers.

Ein bei dem Zeughauſe angeſtellter Officiant, den man früher an die Fortſchaffung der Effecten im Innern erinnerte, antwortete: Man laſſe mich in Ruhe, weiß ich doch ohnehin nicht, wo mir der Kopf ſteht! Freylich, er ſtand ihm längſt einige Dutzend Meilen weiter nach Norden, wo Schußſicherheit war. Was kümmerte ihn der Waffenvorrath? Der eigne Kopf, ſey er auch noch ſo leer, hat immer mehr Werth, als das leere Zeughaus, das nur dem Staate gehört. So hatte man auch die Trophäen Friedrichs II. aus dem ſiebenjährigen Kampfe, die Fahnen und Eſtandarten in der Garniſonkirche zurückgelaſſen, die ſchönen Erinnerungspuncte an Preußens Kraft und Glanz, die Proclamationen an Bürger und Krieger: Werdet einſt wieder, was eure Väter waren! Ja, man ſagt ſogar: die Ankömmlinge hätten im Archiv eines entfernten Miniſters die Grundriſſe aller preußiſchen Veſtungen und die beſten Specialcharten von allen Provinzen gefunden. Welche Unvorſichtigkeit! Zwar hat die Feigheit oder — Feilheit der Commandanten feſter Plätze die Zeichnungen entbehrlich gemacht, doch bezeichnet dies Zurücklaſſen eine — gelinde ausgedrückt — beiſpielloſe Nachläſſigkeit.

Die ſämmtlichen Vorräthe in den Pulvermagazinen gehören in dieſelbe Rubrik. Das Hinwegſchaffen unterblieb, dann wollte man ſie in die Spree verſenken; aber beliebter Kürze der Bequemlichkeit, auch wohl ein wenig der Furcht wegen, ließ man ſie liegen, und die franzöſiſche Armee fand ſie. Ingleichen die militairiſchen Kleiderkammern; ſie waren zwar nicht Jedermann bekannt, aber als die franzöſiſchen Obern dem Denuncianten, der königliches Eigenthum aufſpüre, den vierten Theil des Fundwerthes gelobten, da erfuhr das Publikum erſt, was man zurückließ.

Hier einen Seitenblick auf die Anzeiger königlicher Effecten. Es ging damit ſo weit, daß die, die dem Könige den höchſten Dank für ihre bisherige Exiſtenz ſchuldig waren, die Treue der Habſucht opferten, und daß die franzöſiſchen Oberbeamten edel genug, die Verworfenheit zu verabſcheuen, empört wurden. So — erzählt man — zeigte ein vom Könige ehedem ernährter Menſch königliches Holz an, das irgendwo verborgen war. Gut, — ſagte der franzöſiſche Beamte — aber der König von Preußen muß doch auch Holz behalten, um alle die undankbaren Schurken, welche ihn verrathen, hängen zu laſſen!“ Genug davon. An Erinnerungen dieſer Art eile man gern ſo ſchnell als möglich vorüber.

Im Anfang des Novembers traf der Diviſionsgeneral Clarke hier ein. Er war zum Generalgouverneur der Reſidenz und der Alt-, Mittel-, Neu- und Ukermark, auch Pommern ernannt, wie er es vor einem Jahre in Wien und Oeſtreich war. Die zuerſt von ihm erlaſſene Bekanntmachung war die Eintheilung der von der franzöſiſchen Armee bis daher eroberten Provinzen in 4 Departements nach dem Willen Napoleons, als 1) das Dep. von Berlin; 2) von Cüſtrin; 3) von Stettin und 4) von Magdeburg (das leider! auch am 8ten Novemb. capitulirt hatte); ferner, daß alle bisherigen öffentlichen Beamten in ihrem Officio bleiben ſollten und die hieſigen legten darum am 9ten November ein eidliches Gelübde ab, auch ferner ihre Pflicht zu erfüllen, gegenwärtig den Befehlen der Sieger Folge zu leiſten und keine Verbindung oder Briefwechſel mit den Feinden derſelben zu unterhalten.

Daß bei den ſtarken Durchmärſchen die Einwohner von der zahlreichen Einquartirung bedrückt waren, kannſt Du denken, da nicht nur die Hauseigenthümer, ſondern auch die Miether gehalten waren, die Ankommenden bei ſich aufzunehmen, und mit der Einquartirung auch Verpflegung verbunden war. Alles Ausmiethen war unterſagt, und ſo mußte Jeder, ohne Ausnahme, ſeine Gäſte aufnehmen, verſorgen, und ihnen obendrein ein gutes Logis, (vorne im Hauſe, ein anſtändiges Zimmer) anweiſen. Das genirte unſre Leutchen ſchrecklich, die gewohnt waren, die preußiſchen Kriegsknechte unter das Dach zu ſtopfen, oder ſie mit ihren Billets zu Tagelöhnern in Keller und Bodenkammern zu ſpediren. Rechneſt Du nun dazu, daß die franzöſiſchen Krieger, in ihrem ſchönen Vaterlande an Wein, Weißbrod und ſtärkende Fleiſchbrühen gewöhnt, deſſen ſo viel als möglich begehrten und ſogar an Extrabedürfniſſen, als Wäſche, Tabak u. dgl. manches heiſchten, ſo iſt es begreiflich, wie viel Stoßſeufzer hier augenblicklich die Luft durchziſchten, und wie viel Klagen bei den Platzkommandanten einliefen.

Nun freilich wurden mitunter auch Artikel verlangt, die ein Wirth ſchwerlich freywillig darreicht. So forderten zwey bei einem Handwerker in meiner Nachbarſchaft einquartirten Voltigeurs, nachdem ſie ſich bei Tiſche mit der lieben Gottesgabe reichlich geſättigt hatten, noch etwas ganz beſonders zum Deſert: ein Mädchen. Sie requirirten das Dienſtmädchen oder — die Hausfrau. Das ſagten ſie unverhohlen, als der Wirth des Mädchens quaestionis wegen, den Kopf ſchüttelte (dieſe war nämlich jung und hübſcher Geſtalt). Daß er jetzt noch energiſcher kopfſchüttelte, iſt erklärlich. Ein Glück, daß nicht alle Fremdlinge ſolche Gelüſte äußerten; denn es leben hier doch noch immer Eigenſinnige, welche, trotz dem Beiſpiel der Feingebildeten, ihre Frauen nicht als ein Bonum commune betrachten. Auch ſey es zur Ehre der Genügſamkeit unſerer Beſucher geſagt: nicht Aller Forderungen waren ſo überſpannt; ein guter Tiſch, ein Glas Wein ſchien in ihren Quartieren, wenigſtens das Maximum ihres Begehrens zu ſeyn. Wer dies, nebſt guten reinlichen Betten, allenfalls auch etwas Rauchtobak, lieferte, kam in der Regel gut durch, und es wären wohl wenige Klagen gehört worden, wäre Berlin nicht eine der ärmſten Hauptſtädte unter denen von Europa. Dieſes Umſtandes und einiger Mißbräuche wegen befahl der Platz-Commandant unter dem 3ten November:

„Daß jede Militair- und jede zur Armee gehörige „Perſon, welche bei einem Bürger im Quartier liegt, „verbunden iſt, die gewöhnliche Mahlzeit, welche dieſer „nach ſeinem Stande und Vermögen halten kann, mit „ihm zu theilen, und unter keinerlei Vorwand mehr „verlangen darf.“ —

Noch immer war eine gewiſſe Verwirrung in den Köpfen bemerkbar, wie ſie früher exiſtirt hatte. Wer erinnert ſich nicht des Cirkulars von dem Aelteſten der Kaufmannsgilden an die Mitglieder derſelben vor der Ankunft der Franzoſen, worin ſie ganz ungeſcheut ſagten: Man müſſe Geldſummen zuſammen bringen, um den einrückenden kommandirenden Generale ein kleines Geſchenk von einer Million zu machen; doch ſey dieſe Summe nicht etwa als Contributionsbeitrag anzuſehen, ſondern nichts mehr als ein kleines Cadeau für den franzöſiſchen Befehlshaber. Der Fürſt Hatzfeld, welcher ihnen dieſe Maaßregel befohlen haben ſollte, wie ſie ſagten, widerſprach öffentlich der Wahrheit ihrer Behauptung und reprochirte ſie eben ſo öffentlich. Jetzt trat der nämliche Fall ein:

Der General Hulin befahl die Ablieferung der Waffen von Unbefugten und Privatperſonen, um Mißbräuche zu verhindern; aber der Magiſtrat proklamirte: Jeder Bürger ſolle ſeine Gewehre, bei Strafe erſchoſſen zu werden, abliefern. Davon hatte jene Verfügung kein Wort enthalten, und nun las man in unſern Zeitungen vom General Hulin geſchrieben: „wie er erſtaunt ſey, eine ſo ſtrenge Verordnung in öffentlichen Blättern zu finden. Man ſolle in Zukunft mit der Androhung ſolcher Zwangsmaaßregeln harren, bis er (der Commandant) ſie dem Magiſtrat vorſchreiben würde, und nichts mehr proklamiren, ohne es ihm vorher mitgetheilt zu haben.“ So wirkte noch immer die Furcht, in welche der Patriotismus jetzt verfallen war; man wollte lieber zuviel, als zu wenig thun, um ſich dem Sieger recht vortheilhaft zu präſentiren.

Das fremde Heer zog Corps vor Corps nach Pohlen, und ein Tagesbefehl des Kaiſers vom 10ten Nov. wieß den Alliirten der Franzoſen ihre Beſtimmungen (die verſchiedenen feſten Punkte des Landes) an; die Holländiſchen Truppen ſollten ſich dem Mortierſchen Corps anſchließen. Napoleon machte ſeine ferneren Operationspläne und erklärte die Brittiſchen Inſeln in Blokadeſtand. Auch ward auf ſeinem Befehl mit der Errichtung preußiſcher Regimenter für den franzöſchen Dienſt angefangen, und der Fürſt Carl von Iſenburg erließ am 18ten Nov. folgenden Aufruf:

„Nachdem Seine Majeſtät der Kaiſer von Frankreich „und König von Italien mir die Errichtung eines Infanterieregiments von vier Bataillons, ſo aus lauter „Individuen, die in preußiſchen Dienſten geſtanden, „zuſammengeſetzt werden ſoll, gnädigſt zu übertragen geruhet haben; ſo wird hiermit allen denjenigen Herren Officiers der preußiſchen Armee, ſo mit „Capitulation in franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft gerathen ſind, und welche den Wunſch hegen, aus dieſer unangenehmen Lage herauszutreten, indem Sie „ihre bisherigen Dienſte quitiren, um ihre Thätigkeit „und militairiſchen Talente dem Dienſt unſers unüberwindlichen Kaiſers zu widmen, eine Anſtellung in Ihrem vorher in der Armee bekleideten Rang in dieſem „Regimente angeboten. Dieſe ehrenvolle Anſtellung „ſichert denjenigen, ſo dieſelbe zu erlangen wünſchen, „den Schutz und die väterliche Sorge des angebeteten „Helden, der Seine Krieger wie Seine Kinder liebt, „im vollſten Maaße zu, und Dieſelben werden in allem „den Officieren der franzöſiſchen Armee gleich gehalten „werden und ebenfalls alle die Vortheile des franzöſiſchen „Soldaten genießen. Welcher Soldat iſt glücklicher „als dieſer? Sold, Kleidung und Verpflegung im reichſten Maaße übertreffen die jeder andern Armee; der „franzöſiſche Soldat lebt beſſer, als der Unterofficier „anderswo, und genießt eines Ueberfluſſes, der ihm die „Laſt des Dienſtes zum leichten Geſchäfte macht. Eilt „herzu, tapfre Krieger! tretet unter die Fahnen Napoleons des Großen, und gehet mit ihm dem Siege „und unſterblichem Ruhme entgegen. Der Sammelplatz dieſes Regiments wird Leipzig ſeyn.“

Während jedes Rad in der großen Uhr den zweckmäßigen Gang nahm, hatte der Kaiſer auch ein forſchendes Auge auf die gegenwärtige Verfaſſung der Reſidenz, ihrer Obrigkeit und Bürger, und auf den Geſammtzuſtand derſelben geworfen. Auf ſeinen Befehl war eine neue Municipalität organiſirt, ein Rath der Sechsziger eingeſetzt, und — wozu ſchon ehedem der Marſchall Davouſt gerathen — das Etabliſſement der Bürgergarde begonnen. Ein jedes von den zwanzig Stadtvierteln ſtellte 60 der wohlhabendſten Bürger, ſo daß das Totum 1200 Mann betrug. Dieſe ſollten künftig, vereint mit der Garniſon, die Stadt bewachen und die Polizeybeamten in ihren Geſchäften, Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu erhalten, unterſtützen. Er brachte neues Leben in die ſehr zerrütteten Finanzen. Alle Caſſen und Baarſchaften waren fort. Die Staats- und Privatpapiere waren, bei dem Mangel des baaren Geldes, der Entfernung der Caſſen und dem Stoß, welchen der Staatscredit gelitten, ſehr im Werthe gefallen. Napoleon befahl, daß dieſe Papiere (beſonders die Treſorſcheine) hinfort bei allen Caſſen acceptirt werden ſollten; die Municipalität nahm die Obligationen bei der Entrichtung einer Anleihe zur Bezahlung der für die franzöſiſche Armee requirirten Bedürfniſſe; aus den im Münzhauſe vorgefundenen Materialien ließ er Groſchenſtücke prägen, und ſo kam mehr Geld in Circulation. Er gedachte der Preiſe der unentbehrlichſten Nahrungsmitteln, des Brodes u. a. m. Die Landleute waren gehalten, Korn in die Magazine zu liefern, aus denen die Bäcker das nöthige erhielten. Die Reſidenz war von nun an immer auf drey Monate mit Brod verſehen, und bei der bedeutenden Privatzufuhr war es ſehr natürlich, daß das Korn jetzt wohlfeiler als in Friedenszeiten, da die Gütherbeſitzer ihr Getraide exportirten, wurde, daß man jetzt 2 Thlr. 14 Gr. bis 3 Thlr. für den Scheffel Roggen gab, der ſonſt 3½ bis 4 Thlr. gekoſtet hatte. Nach des Kaiſers Willen ſollte der Arme nicht mehr als einen Groſchen für das Pfund Brod bezahlen. Alle und jede Officianten, Penſionairs und Invaliden ſollten auch ferner ihre Beſoldung und Penſionen, wie vor dem Eintritt des Krieges, erhalten. So wollte es der Kaiſer. Daß dieß Letztere in dem gewünſchten Maße nicht geſchehen konnte, hinderte die frühere Entführung der gefüllten Caſſen: die jetzige Einnahme reichte, bei der noch immer fortwährenden Stockung einträglicher Gewerbe und Geſchäfte, nicht dazu hin.

Der bisher unterbrochene Poſtengang ward, außer den über die Linie der franzöſiſchen Armee hinaus, wieder hergeſtellt, und ſo verdankte faſt jedes Individuum dem großen Sieger, wie das Ganze, mehr oder weniger, irgend eine Wohlthat.

Endlich in der Nacht vom 24ſten zum 25ſten Nov. verließ Napoleon die Hauptſtadt und ging nach Cüſtrin; ſeine Garden folgten ihm, und die merkwürdigſte Periode für die Reſidenz, was die Gegenwart der Franzoſen betrifft, ſchließt ſich mit der Abreiſe des Monarchen. Doch muß ich noch einen Blick zurückwerfen auf manchen Gegenſtand, welcher ſich noch in der drängenden Fluth der Ereigniſſe zur Anſicht darbietet.

Unter allen Kunſtwerken, welche das Eroberungsrecht den Ueberwindern zum Eigenthum hingab, und die ſie uns entführten, ſchmerzte den Berlinern die auf dem Brandenburger Thor befindlich geweſene Friedensgöttin, deren

deren Wagen vier Roſſe flügelten. Es war eine Zierde der Stadt, das Auge hatte ſich daran gewöhnt, und die Franzoſen nahmen ſie hinweg. Das thut weh und es wäre wirklich Schade, wenn nicht einſt der zurückkehrende Monarch dem Verfertiger (Profeſſor **Kurz** in Potsdam), welcher noch die Formen, über welche die Kupferplatten geſchlagen waren, beſitzt, die anderweitige Bearbeitung deſſelben Kunſtwerkes auftrüge, das den Frieden imponirte und die Einwohner erfreute.

Wenn faſt jede Gattung von Handel und Wandel darnieder lag, ſo erhob ſich eine Branche deſſelben ganz vorzüglich. Man kaufte nämlich zur Zeit des franzöſiſchen Einmarſches ein Pferd, das zu einer andern Zeit 100 bis 300 Thaler werth war, für 1 bis 5 Thaler, und den beſten Ochſen für 3 bis 15 Thaler. Der **Alexanderplatz** war zum Pferdemarktplatz verwandelt, und Jedermann, den der Zufall in dieſer Art begünſtigte, war zum Roßkamm geworden. (An anderm Erwerb mangelte es gänzlich.)

B[illegible]er, Leinewand, Kleider von ſeidenen und andern Stoffe[illegible] Uhren, Silberzeug und Gold (die Beute der Einmarſchirenden) konnte man für ein Spottgeld erſtehen. Allenthalben, auf allen Straßen, auf allen Plätzen fand man große Gruppen von Käufern und Verkäufern. Brod, Fleiſch und Wein, das den Fremdlingen von der Municipalität geliefert werden mußte, kaufte man überall und zu ſehr billigen Preiſen. Der Handel mit dieſen Artikeln war ſo bedeutend, daß das Gouvernement ihn endlich bei ſtrenger Ahndung unterſagte. Und dennoch continuirte er, dennoch kaufte ein hieſiger bekannter Weinhändler, welcher den Wein ſelbſt zu hohen Preiſen gelieſert hatte, ganze Oxthofte davon von franzöſiſchen Commiſſairs zu ſehr niedrigen Preiſen zurück. Die ihm zuerkannte Gefängnißſtrafe wurde, auf Fürbitte, in Geldbuße verwandelt. Noch jetzt ſitzen drey wohlhabende Bürger wegen Ankauf von Getraide gefangen, welche ſich ſchwerlich werden von der Strafe loskaufen können. Beſonders und vor allen florirte das Wechſelgeſchäft; alle Kaufleute, die dies betrieben, und Privatperſonen, welche in dieſem Augenblick ſich damit beſchäftigten, hatten alle Hände voll zu thun. Das Haus **Marpurg** und **Schulze** allein hat innerhalb drey Monaten, nach dem allgemeinen Dafürhalten, mindeſtens 60000 Thaler gewonnen. Oeſtreichiſches, Sächſiſches Reichsgeld, Sächſiſche Münze, Courant, alle Arten von Species, Zweidrittelſtücke und Gold aus allen Münzen: alles das cirkulirte bunt durch einander. So kaufte z. B. ein Jude 450 Thlr. preußiſche Treſorſcheine für 8 Friedrichsd'or. Ich habe den franzöſiſchen Carolin mit 12 Thalern in Oeſtreichiſchen Zwanzigkreuzerſtücken (zu 5 Gr. die Piece gerechnet) bezahlen ſehn, und im Gaſthofe zum goldenen Adler am Dönhoffſchen Platz wurden 100 Pfund Niederſächſiſche Münz- und Courantſorten für 100 Friedrichsd'or veräußert.

Die Wein- Bier- Caffee- und andre öffentliche Häuſer waren ewig überfüllt, beſonders gewiſſe, wohin das luſtige Völkchen ſich am häufigſten begab. Die bekannte Madam **Bernhard** durfte nie (beſonders Abends) das Fenſter ſchließen, aus dem es ſtets den Suchenden und Klopfenden entgegen hallte: Kein Platz, meine Herren, auch nicht für einen Einzigen! Andre Häuſer dieſer Gattung von etwas geringerem Range waren gezwungen, eine Weile zu ceſſiren, weil ſie zu viel Beſuch empfingen und mancher der Gäſte für die leichte Waare gar nichts bezahlen wollte. Dafür aber wählten die Käufer nicht zu ſtrenge, ſahen nicht immer auf Jugend und Schönheit; ja, ich ſelbſt habe ein 70jähriges Mütterchen klagen hören, daß ein luſtiger Franzmann ihr Gewalt thun wollen.

Daß Exceſſe vorgefallen, iſt wohl außer allem Zweifel; jedoch ſind ihrer, im Verhältniß zu der Anzahl der Durchmarſchirenden, die bis jetzt wenigſtens auf 200000 Mann zu ſetzen iſt, ſehr wenige. Die Krieger forderten in ihren Quartieren in der Regel viel, aber ſie nahmen auch mit wenigerem vorlieb; von der Wohlhabenheit glaubten ſie nehmen zu dürfen. Vergaß ſich einmal einer und ward von einem ſeiner Cameraden oder einem Corporal an ſein Unrecht erinnert, ſo ſchien er beſchämt und ſtand von ſeinem Begehren oder Vorhaben zurück. Das Andenken an die Gutmüthigkeit mehrerer franzöſiſcher Soldaten lebt hier in einigen Familien. Ein Soldat kömmt zu einem armen Weber, Vater von vier kleinen halbnackenden Kindern ins Quartier; der Mangel der Familie iſt ſichtbar; der Krieger bedauert ſie, beſchenkt jedes Kind mit einer Kleinigkeit an Gelde und verläßt das Haus, um ſich einen wohlhabenderen Wirth zu ſuchen: Gerade ſo ging es mit zwei andern Franzoſen bei einer armen Wittwe, ſie entfernten ſich, brachten aber ein paar Stunden ſpäter der Frau Brod und Fleiſch, das ſie empfangen hatten.

Daß dem Generalgouverneur Clarke und dem Commandanten Gen. Hulin manche der uns gewordenen Erleichterungen zu verdanken ſind, iſt ſicher. Dieſer führte die polizeyliche Oberaufſicht mit ſo viel Fleiß, Ernſt und Wachſamkeit, daß unſre Polizeybeamten erſt jetzt den Umfang ihrer Pflichten begreifen und erfüllen gelernt haben. Nie iſt ein Bedrückter ohne Hülfe, nie einer, der mit guter Sache zu ihm trat, unzufrieden von ihm gegangen.— „Es komme“ — ſagte er bei einer ſolchen Gelegenheit — „zu mir, wem Unrecht geſchieht; aber die Furcht der „Berliner, ihr Unglaube an die Gerechtigkeitsliebe der „Obern, vermehrt ihre Laſt. Der Soldat begehrt gerne „viel; giebt der Wirth alles, ſo iſt es ſeine eigne Schuld. „Leben muß der Krieger auf Koſten des Bürgers, aber „nicht ſchwelgen; er muß ernährt werden, doch nicht ſich „bereichern!“

Der Gouverneur hat während ſeines Amtes dem hieſigen Polizeydirektorio rechtswidrige Handlungen der Einwohner angezeigt, die ſo ſehr ins Detail gingen, daß auch der geringſte Polizeydiener keine Ahndung davon hatte. Möchten einige Mitglieder des Polizeydepartements ſich das merken, und ihre ſchwerfällige Sorgloſigkeit mit der ſorgfältigen Aufmerkſamkeit dieſes Namens vertauſchen.

Zum Schluß noch ein Wort über die neuorganiſirte Bürgergarde: Wer wird den Zweck derſelben nicht gut und die Mittel dieſem nicht angemeſſen finden? Aber leider tritt auch hier die ſo gewöhnliche Erſcheinung in ähnlichen Fällen ein, und die Ausführung bleibt, aus mehreren Gründen, weit hinter dem Entwurf zurück. Und die Gründe? Ei nun, wer eine Bürgergarde-Uniform trägt, iſt Gardiſt. Das ſcheint der allgemeine Begriff vieler dieſer Herren, wie man ſagt: Ein Ding von Schaalen, um ſie zu einer completten Nuß zu machen. So auch hier. Ein großer Theil der Mitglieder jenes Inſtituts ſieht das neue Verhältniß als ein ganz neues Spiel — und ſonſt nichts an, und amüſirt ſich damit, ſtatt nützlich werden zu wollen. Ein zweyter findet den Zwangſtand unangenehm, trägt murrend die kleine Laſt, und erfüllt kaum halb die ihm ſchwerdrückende Pflicht. Von dieſer Gattung ſind jene, welche brummend die Wachen beziehen; die kleinen militairiſchen Uebungen ſo ſchwerfällig und ſchläfrig ausführen, daß neulich einer ihrer Officiere einem Trupp zuzurufen gezwungen war: „Meine Herren, marſchiren Sie doch nicht wie die Schuhknechte!“ Sie halten den leichten Dienſt für den Stein des Syſippus, den ſie nie auf die Höhe zu bringen glauben.

Die Leutchen der erſten Claſſe (in der Regel junge Herren) ſehen über die Pflicht hin nach der eleganten Uniform, dem hohen (theuren) Federbuſch, dem ſchimmernden Säbelriemen, der Gelegenheit ſich brillant zu produciren, und der Würde, die ihnen erlaubt, Leute, ja ſogar franzöſiſche Soldaten, gefangen zu nehmen. Dieſe Herren bemühen ſich mit Anſtrengung aller Kräfte, jenen brüsquen Ton unſerer ehemaligen Gendarmen-Officiere zu treffen (der ein Vater ſo manches Uebels war, und der dieſe Leutchen und ihre Angehörigen einſt ſo ſehr genirte), und jeder, der Gelegenheit hatte, dieſe Menſchen in Geſellſchaften zu begegnen, giebt ihnen das Zeugniß, daß ſie es ſchon ziemlich weit darin gebracht haben. Iſt das der Zweck? Dachte denn Napoleon nur an die Befriedigung der belachenswerthen Eitelkeit der Jünglinge, die einſt — wenn nämlich dieſe Garde permanent ſeyn ſollte — dadurch ihren nicht unformirten Mitbürgern ſehr zur Laſt fallen werden?

Die zweyte Claſſe gähnt und ſeufzt: Ach, wäre der Spaß doch vorbey! und dieſe iſt am wenigſten ſchädlich.

Uebrigens führt die Organiſation dieſer Garde den großen Beweis, daß man hieſigen Ortes den ſtrengen Ernſt mehr liebt als ſanfte Gelindigkeit, daß man lieber handelt, wenn man muß, als wenn man nur erſucht wird. Als der König vor dem Ausmarſche der Garniſon wünſchte, daß die Bürger ſelbſt und nicht durch Lohnwächter den Dienſt verſehen möchten, da ging es durchaus nicht, da wandte der angeſehene Bürger ein, er könne nicht am Tage arbeiten und des Nachts Schildwacht ſtehn; als aber der Kaiſer Napoleon befahl, da ward die Unmöglichkeit ſchnell zum leichten Spiel. So ſind die Menſchen!

Kehre bald zurück, und bringe uns den Frieden mit! ꝛc. ꝛc.

Vierzigſter Brief.

Berlin.

In meinem vorigen Briefe ſuchte ich Dir eine Schilderung Berlins zu geben, in den Tagen, wo die Freude über die eingelaufenen Siegesnachrichten alles belebte und in freudige Bewegung ſetzte. Du willſt im Geiſte wenigſtens Berlin auch da ſehen, als dieſe Freude vor der diesmal ſehr bittern Wahrheit wich, und haſt die Verwegenheit zu glauben, ſchon ungeſehen, ungehört, könnteſt Du Dir eine Idee davon machen. Nein, guter Freund! ſo leichten Kaufes verſäumt man ſo etwas nicht, und ob ich gleich alle Hochachtung für Deine Phantaſie habe, ſo zwingt mich dennoch mein angebohrner Fehler: Freymuth, Dir zu ſagen, daß man Zeuge ſeyn mußte, um es ſich wahr verſinnlichen zu können. Ferner verlangſt Du zu wiſſen: Ob die gute Laune der Berliner, von ſo vielen Laſten niedergedrückt, auf der Fluth des Lebens noch immer Bord hält? Dieſe Frage wirſt Du Dir am Ende meiner Schilderungen ſelbſt beantworten können.

Am 16ten Oct., am Geburtstage des Kronprinzen, umgauckelte der leuchtende Schimmer der Hoffnung ganz Berlin, die Straßen waren voll lärmenden Jubels, Alt und Jung bis zu denen erſt angehenden Politikern, den acht- bis neunjährigen Knaben herab, alles rief ſich jauchzend zu: Die Franzoſen ſind geſchlagen. Am Abend traten zwar hier und da einige Köpfe näher zuſammen; ein nichts Gutes bedeutendes Ziſcheln, als laſte ſchweres Geheimniß auf ihren Zungen, war indeß das ganze hörbare Reſultat ſolcher Unionen; und ich glaubte, es ſey ein Theil der Nichtpatrioten, welche aus gewohnter Anhänglichkeit an die Franzoſen, Zweifel zu verbreiten ſuchten. Ich durchſtrich die Straßen, und fing an, bei ſo viel Freude, und da alles von der Regierung ſelbſt beſtätigt war, meinen Unglauben, der ſich, du weißt auf welche Gründe ſtützt, nach und nach zu verlieren. Nach dem Theater lenkte ich meine Schritte, weil ich mir einbildete, daß in dieſer heut gewiß durchaus fröhlichen Menſchenraçe Vergnügen zu erhaſchen ſey. Indem ich die Treppe hinanſtieg, ſprach eben eine Stimme zu dem aufhorchenden Nachbar: Ich verſichere Sie, Preußen iſt auch im Fall des Sieges ein verlorner Staat, wenn es nicht augenblicklich Friede macht. Ich ſah ſchnell auf, um den Mann, der das Wohl Preußens mit ſich herum trug, den verdorbenen Staatsminiſter näher zu beachten. Es war eine abſchreckende Phyſiognomie, die Zeiger des Antlitzes deuteten auf einige vierzig, die Umgebung und Kleidung auf zwanzig. Er und ſein Spruch glich mir in dem Augenblick einer alten Prophezeihung, die den neuern Ereigniſſen angepaßt werden ſoll, und deren alten Kern man ſo lange zerrt, und was man nicht brauchen kann, zu verbergen ſucht, bis man am Ende daraus machen kann, was man will. Ich trat, lächelnd über die Schiffernachricht, welche der Spekulant in ſeinem Kopfe gefiſcht hatte, in das Parterre. Das Schauſpiel ſollte eben angehen, und dennoch war von der Königlichen Familie noch kein Glied da; dies war mir, und wie es ſchien, der ganzen ſehr zahlreichen Verſammlung verdächtig. Man hatte das heutige Schauſpiel, da gerade an dieſem Tage die erſte Siegesnachricht ſich beſtätigt hatte, zu einem Volksfeſte machen wollen, und nun fehlte die Hauptperſon. Die Freude ſchien daher verblichen, und da die Gewißheit der Nachrichten in Zweifel gezogen wurden, ſo uſurpirte geſpannte Erwartung die Interimsregierung auf allen Geſichtern. Das Schauſpiel endete ruhig, und ich ging nach einem politiſchen Verſammlungsorte, um hier vielleicht meine Ungewißheiten abſchütteln zu können. Umſonſt, faſt alles zweifelte, ohne dennoch Gründe zu haben, und nur einige Officiere von den dritten Bataillons beeiferten ſich, jeden Zweifel niederzudonnern, brüſteten ſich auch ſchon mit den Lorbeern, welche ſie mit ihren Kammeraden im Felde recht brüderlich zu theilen geſonnen waren. Wenn *wir* nun zurückkommen: ſprach der Eine, mit Ehre und Ruhm bedeckt, in welchen Schatten wird und muß alles neben *uns* treten, auch wird es *uns* gewiß niemand verdenken, wenn *wir* auf *unſere* Thaten ſtolz ſeyn werden, jeder wird vielmehr den Siegern des Weltenbezwingers Achtung und Ehrfurcht bezeigen. So radottirte er noch ein Weilchen fort, ohne Unterbrechung, bis endlich ein bejahrter Mann im Hintergrunde ihn erwiederte: Sie haben vollkommen recht, auch wird keiner von uns eine Gelegenheit unbenutzt laſſen, wo es drauf ankömmt, einen *im Felde, nicht in der Garniſon gebliebenen* ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Alles lachte, nur *Mavors* jüngſter Sohn nicht, dem dennoch der Muth fehlte, die ihm ſo trocken gegebene Replique übel zu nehmen. Mein Stubenterritorium betrat ich indeſſen für heute, ohne in mir auch nur eine Ahndung von Autorität begründen zu können. Aber, hilf Himmel, am andern Tage, welch ein Getöſe! welch ein Lärm und Durcheinanderrennen! verurſacht durch die neuangekommenen ſehr untröſtlich lautenden Nachrichten, und der Beſtätigung des Miniſters Schulenburg in folgenden Worten: „Der König hat eine Schlacht verloren. Ruhe iſt die erſte Pflicht des Bürgers; ich bitte darum. Der König und ſeine Brüder leben noch.“

Nichts vereinigt im Leben mehr, als ein Unglück, was alle trifft, und ſo riefen ſich Bekannte und Unbekannte auf den Straßen zu: Wiſſen Sie's ſchon? und ein ach Gott! ja! war faſt jedesmal die Antwort, die aus einem vom Andrang der Gefühle beſtürmten Herzen kam. Aber alles dieſes, ſich auf allen Straßen durchkreuzende Wehklagen war nichts gegen das Toſen an Schulenburgs Hauſe, wo Tauſende von Menſchen, von innerer Angſt getrieben, ab- und zugingen, ſtarr nach der Thür deſſelben ſahen, wo leider die Unglück verkündenden Buchſtaben aus dem weißen Papier herausglotzten, und den Muth für immer darnieder zu ſchlagen ſchienen. Auf jedem Geſichte las man die ſtürmenden Bewegungen des innern Menſchen, und den Wunſch der Verzweiflung, daß bald, bald doch, eine tröſtendere Nachricht kund werden möchte. Ein dumpfes Gemurmel durchſchlich die Menge. Es ſchien eine Menſchenverbrüderung, eine einzige unglückliche Familie zu ſeyn, deren Glieder ſich kaum anſehen, weil jeder Blick Kummer, nicht Troſt ſpricht. Nur hier und da, etwas entfernt vom Gedränge in einzelnen Gruppen, wurde über das Vorgefallene geſprochen. Konnte es anders kommen, ſprach hier ein Staatsphiloſoph: Der gebietende intellektuelle Theil des Staates mußte wiſſen, daß nur die magnetiſche Kraft von Frankreichs Intereſſe Preußen anziehen könnte, und daher hätte es ſich nicht zur Individualität des Nordens neigen, vielmehr ſeine eigene Individualiät des Geiſtes gegen die Geſammtmaſſe der Unterthanen, welche jedesmal in ſich ſelbſt hineintritt, und aus dieſer Gränze nichts beurtheilen kann, ſchützen ſollen. Gegen Englands merkantiliſche Univerſalmonarchie, gegen der Britten papiernen, die Geld und Handelsfreyheit der Staaten verſchlingenden Tirannenkoloß, mußten und konnten wir uns mit Glück wenden. Als aber das Gemüth die Geiſtesſchranken durchbrach, als die ruhige Beſinnung in der Gluth der Leidenſchaft unterging, und Preußen gegen die höchſte Intelligenz mit Potenz gepaart anſtreben wollte, da konnte die Tendenz des Krieges für die Geſammtmaſſe nur verderblich ſeyn. So endete der Staatsphiloſoph, und gab meinen in Thätigkeit geweſenen Ohren die Erlaubniß, auch auf die etwas kürzer gefaßte Anſicht eines Bürgers zu merken. Nein, Gevatter, ſprach dieſer zu dem ihn Nebenſtehenden, ich bleibe darbei, wie die Preußen gegen die Franzoſen marſchierten, da hab ich geſagt: et heßt, fünf Thaler in die Lotterie ſetzen, um enen zu gewinnen.

Preußen, ſprach ich zu einem Bekannten, der ſich neben mir eingefunden hatte, Preußen iſt ein durch künſtliche ſchnell zuſammengebrachte Lebensluft getriebener koloſſaler Körper, deſſen einzelne Theile, eben durch die Schnelligkeit, mit welcher er heranwuchs, nicht mit dem Ganzen harmoniſch ſind, und der nur durch richtige Behandlung, und ein ſich ſtets gleichbleibendes Syſtem zuſammengehalten werden kann, Seit dem Tode des großen Königs, des allumfaſſenden Kopfes, hat Preußen mit deſſen Siegen und ſeinen Ruhm gewuchert, ohne den nöthigen Mitteln zu gleichem Sieg und Ruhm gründlich nachzuſpüren. Der ererbte Schein von Größe, welcher, wie nicht zu läugnen iſt, ſelbſt von großen Mächten gefürchtet wurde, hat dem Staat noch immer Vortheile gebracht, und es wäre nöthig geweſen, daß man dieſen Schein mühſam zu erhalten geſucht, ſich zuvor mit der Organiſation des Staates überhaupt, mit der Vertheidigung deſſelben insbeſondere, beſchäftigt hätte, ehe man ſeinen Kräften ſoviel vertraute, und einen ungleichen Kampf wagte. Ob Preußen in moraliſcher Hinſicht Recht hatte, ſich gegen Frankreich zu erklären, will ich nicht entſcheiden, aber aus der ſteten Weigerung unſers guten Königs, und einem großen Theile des Cabinets läßt es ſich rechtfertigen, wenn ich behaupte, in politiſcher Hinſicht war es nicht ſo. Die Franzoſen machen faſt an alle Reiche Prätenſionen, und wahr iſt, was Schiller ſagt:

Gold muß ihnen jede Landſchaft wägen
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke ſeinen ehr'nen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Sie haben Deutſchlands Rechte ſehr angegriffen, aber wozu, und weſſen Schuld iſt es? Daß England widerrechtlicher Weiſe um ſich gegriffen hat, und Deutſchland, Frankreich indeſſen noch mehr, deſſen ſchwere Eiſenhand fühlt, iſt nicht zu läugnen. England iſt in Hinſicht Deutſchlands mit Frankreich in einem gleichen Fall; Frankreich kann den Deutſchen mehr ſchaden, und dennoch machen ſie immer Diverſionen zu Gunſten Englands.

Frankreich hätte in Deutſchland nicht ſo weit um ſich greifen ſollen! Aber daran iſt die Spaltung der deutſchen hohen Häupter ſchuld, wovon jeder ein eigenes Intereſſe hat und niemals das Ganze berückſichtigt. Als im Jahr 1805 Oeſtreich in Bayern einfiel, da war es Preußens durch den Schluß und die Traktaten des Erbfolgekriegs geheiligte Pflicht, zu ſagen: Bayern gegen Oeſtreichs Angriff zu vertheidigen und dadurch die Rechte eines deutſchen Fürſten aufrecht zu erhalten, liegt mir ob, und es bedarf dazu keiner franzöſiſchen Truppen, um mich und die befreundeten Fürſten gegen gewaltſame Angriffe zu ſchützen. So hätte Preußen bei Freunden und Feinden ſein Anſehn geltend machen und zugleich den Zweck Frankreichs zu ergründen ſuchen ſollen. Aber ſeit dieſer Zeit — Ich war eben im beſten Reden, und Du weißt, daß ich das alles um mich her vergeſſe, mich auch ſchwer ſtören laſſe, indeſſen hatte ich ſeit einiger Zeit bemerkt, daß meine Figur zuweilen das Gleichgewicht verlor, aber dasmal wurde ich auch zu gewaltſam unterbrochen, denn ich war nahe daran, den Boden zu küſſen, auf den ich ſtand, und dadurch aus meiner Rhetoriksübung aufgeſchreckt, gewahrte ich, daß der Stumpfſinn der jetzt viel zahlreichern Verſammlung ſich in Freuden und Erwarten aufzulöſen ſchien.

Um das Warum? zu erſpähen, drängte ich mich unter die dichteſten Haufen und hörte: Daß ſo eben mit der Burgſchen Poſt die Nachricht angelangt ſey: Der ehrwürdige Möllendorf habe die Preußen geſammelt, die Franzoſen geſchlagen und wieder zurückgetrieben. Die Hoffnung griff um ſich, verſchafte einer rührenden Freude

Eingang, die aber nicht lange währte, weil ſich die Nachricht durchaus nicht beſtätigen wollte.

Unglückſelige Tage für Berlin folgten dieſem, denn jeder brachte die Gewißheit näher: daß die Fanzoſen bald hier ſeyn würden. Daran zu glauben, war mir vorerſt unmöglich. Doch nicht ſo die Berliner, ſie waren heut davon überzeugt, morgen bezweifelten ſie es, und übermorgen war es wieder gewiß, ſie müßten in wenig Stunden eintreffen. Die ſämmtlichen Einwohner waren wie zermalmt, Greiſe wankten mit Angſtgeſchrey über die Straße, Mütter umklamerten bei der Erzählung ihre Kinder feſter, ganze Familien, in denen ſich die unglückſelige Idee der Plünderung feſtgeſetzt hatte, rangen die Hände, und nur das fröhliche unbefangene Knabenvolk jauchzte zuweilen laut auf: Die Franzoſen kommen. Auf einem andern Flecke ſah man indeſſen eine Knabenrepublik in wilde Anarchie übergehen, aus dem Grunde, weil Krieg geſpielt wurde, und die preußiſche Partey durchaus ſchon im voraus ausgemacht wiſſen wolle, daß die Franzoſen Schläge bekämen, welches einzugehen die franzöſiſche Partey für ehrenwidrig hielt. An Schulenburgs Hauſe, meinem ſteten Ziel, waren nur Unglückliche, hin und wieder ein reſignirter Menſch zu ſehn. Die königl. Kaſſen und Effekten wurden weggeſchafft. Die Familie ſelbſt, die Miniſter, die Kollegien, alles reiſte ab, und die Pferde wurden executoriſch zuſammengetrieben, die am Ende ganz fehlten, weil auch eine Menge reicher Privatperſonen das Weite ſuchte. In dieſer für die Bürger ſo unglücklichen Zeit zeigte ſich dennoch der Patriotiſmus, der ſchon vor dem Ausbruch des Krieges ſehr laut geworden war, in vollem Glanze. Man war heftiger als je auf die Franzoſen erbittert, und ſelbſt die Furcht, ſie bald als Herren in dieſen Mauern zu ſehen, that dem Ausbruch deſſelben nicht Einhalt. Von der Zeit an, da die Nachricht der verlornen Schlacht ankam, war die fixe Idee: Nur Verrätherey kann die mit ſo viel Muth ausgezogene unbeſiegbare Armee geſchlagen haben. Ueberall glaubte man Verräther, Spione zu ſehen, und jeder, der ſich nur im geringſten verdächtig machte, wurde unfehlbar dafür angeſehen, und ſetzte ſich Mißhandlungen aus. Die Bürger arretirten am Thore einen ganz rechtlichen Menſchen, weil er einen franzöſiſchen Paß hatte. Ein Deſerteur, von, Gott weiß, welchen Truppen, der undeutlich ſprach, wurde ſogleich für einen Spion erkannt, arretirt, zum Miniſter Schulenburg gebracht, und lief unterwegens mehrmal Gefahr, das Haus deſſelben nur als Leichnam zu erreichen. Alle obrigkeitliche Gewalt ſchien unter dieſen Umſtänden aufhören zu wollen, da zumal die Häupter der Stadt in der Angſt ihres Herzens zuweilen ſelbſt nicht wußten, was ſie thaten. Die Gewerbe lagen, die Fabrikanten verabſchiedeten ihre Leute Trotz einer obrigkeitlichen Bekanntmachung, welche es unterſagte. Die Unordnung war allgemein, wozu noch der Umſtand kam, daß jetzt überall geſagt wurde: die Ruſſen näherten ſich der Stadt, und alſo zu dieſer Angſt noch die Furcht vor einer Schlacht und deren Schrecken hinzutrat. Selbſt in dieſem gräßlichen Zeitraum gab es einzelne Züge, wobei man den Totalkummer auf einige Augenblicke vergeſſen mußte. So ſah ich unter den Linden einen königlichen Domeſtiken das Volk mit folgenden Worten tröſten: „Lieben Leutkens, globt doch nicht, dat die Franzoſen kommen, der König het jo gliek nach der verlornen Schlacht ene

Kabinetsordre gegeben, dat de Franzoſen nicht über de Elbe dörfen.“

Es wurde gelacht, und da es immer gewiſſer wurde, daß die Franzoſen ſich der Stadt näherten, ſo wurden Pläne, Vorſchläge zum Abhalten derſelben gemacht, die faſt durchaus Hirngeſpinſte waren. So ſah ich vor Schulenburgs Hauſe das prophetiſche Männlein wieder, welches mir am 16ten am Schauſpielhauſe aufgefallen war, und zwar in voller Thätigkeit, indem es der Menge Muth einſprach, welche angſtvoll rief: Ach, wenn ſie nur erſt wieder fort wären.

Pfun, rief er, lamentirt nicht ſo.
Tollt ſich die Haare, zupſt am Jabot,
Und mit langſam bedeutenden Schritte
Tritt er in der verſammelten Mitte,
Treibt die horchende, ſtaunende Menge
Durch den Fluß ſeiner Red' in die Enge,
Indem er mit höherm Pathos ſpricht:
Nein, glaubt es mir. Sie kommen nicht.

Um des Orakels Warum? zu vernehmen,
Drängt' ich mich dichter zu ihm heran,
Seine Zunge war nicht zu lähmen;
Eben ſprach er der Feigheit den Bann.

Schwache Menſchen, ſeichte Köpfe,
Alte Weiber, feige Tröpfe
Fürchten ſich vor der Gefahr,
Die uns oft noch näher war.
Kraft müßt ihr zuſammenraffen,
Um euch Achtung zu verſchaffen
Bei dem allgewalt'gen Feind,
Der euch zu vernichten meint.

Habt ihr den ſiebenjähr'gen Kampf und ſeinen Ruhm,
Der ſechzig Jahre währte, ſchon vergeſſen?

Auch

Auf Männer, ſchützt ihr euer Eigenthum!
Wer will vereint ſich mit euch meſſen?

Setzen die ehrgeiz'gen Franken
Ihrer Habſucht keine Schranken,
In der tapfern Preußen Land
Und an unſrer Havel Strand,
Geht's mit ihrem Ruhm zu Ende;
Nehmt nur Waffen in die Hände.
Habt ihr dieſe erſt beiſammen,
Sollen euch Worte zu Thaten entflammen,
Von fern her ſollen Lieder euch erſchallen,
Und ſiegt ihr nicht, kann ich auch mit euch fallen.

Einige im Volke fanden den Vorſchlag, die Havel zu vertheidigen, ganz practicabel, dagegen ihm mehrere Umſtehende die Unausführbarkeit ſeines Plans anſchaulich machten, ihn aber wie ich, ſeines patriotiſchen Sinnes halber, trotz der nicht viel verſprechenden Phyſiognomie, loben mußten. Da rief er abermals pathetiſch:

Es knüpft ein heilig ſchönes Band
Den Menſchen an ſein Vaterland,
Und fällt es jetzt vor Frankreichs wildem Droh'n,
Ich wollt' es retten, das Bewußtſeyn iſt mein Lohn;
Ja, könnt' ich Ruhm mir dort, Tod hier erwerben,
Es kann nicht ſchmerzen, für ſein Vaterland zu ſterben.

Der Menſch war mir aufgefallen, und ſo erkundigte ich mich bei allen Umſtehenden: ob ihn vielleicht einer darunter kenne. Nach vielem Fragen erfuhr ich denn, daß es ein bekannter Journaliſt ſey, dem ſchon einmal wegen zu ſtarker Sprache gegen Frankreich und ſeinen Regenten die Herausgabe ſeines Journals unterſagt wurde.

In den folgenden Tagen kamen nun Bleſſirte und Zerſtreute von Auerſtädt, welche behaupteten, die Franzoſen müßten ihnen bald folgen. Mit ihnen kamen einige Details über die Schlacht bei Auerſtädt, die Vorfälle nachher, die Niederlage des Prinzen Eugen bei Halle an, und das Publikum verbreitete ſeine Kenntniſſe im Raiſonniren darüber. Die Verwundeten, größtentheils Gemeine, erzählten viel und mancherley über das üble Verfahren der preußiſchen Officiere, wodurch das Publikum gegen dieſe Herren ſo erbittert wurde, daß ich in dieſen Tagen keinem derſelben Berlin zum Aufenthaltsorte vorgeſchlagen hätte.

Ein Invalidenunterofficier ließ ſich von einem einarmigen Huſaren die Poſition der Franzoſen, ſo viel dieſer ſelbſt wiſſen wollte, erklären, und hielt ihm nach dieſer Erklärung eine kriegskünſtleriſche Vorleſung über dies Thema, in welcher er am Schluß erklärte, daß nur die wenigen Kenntniſſe der Generale und dies Unglück bereitet hätten. Er focht mit ſeinem Haſelſtock wacker in die Luft, zog das Centrum der Preußen aus der Schußweite, drang mit den beiden Flügeln derſelben vor, brachte die Franzoſen in Unordnung, zum Weichen, warf nun eines ihrer Corps nach dem andern über den Haufen, und commandirte dann die Kavallerie zum Nachſatze. Bis hierher hatte der Huſar ruhig zugehört, als aber der Invalide ein mißbilligendes Wort über die Huſaren fallen ließ, da ſtrömte auch von ſeiner Zunge die Macht der Beredſamkeit; der Gegner vermochte nicht Meiſter derſelben zu werden, und ſtieß daher erzürnt ſeinen Stock in den Boden, indem er haſtig rief: So hätte es der alte Fritze gemacht, und damit halt' ers Maul, drehte ſich ſtolz um, und ging ſeines Weges.

Auch der Miniſter Schulenburg verließ die Stadt, nachdem der Fürſt von Hatzfeld zuvor zum Gouverneur der Stadt ernannt war. Die noch zurückgebliebenen 3ten Bataillons, das letzte Militair, marſchirte, die Wachen wurden nun von Bürgern beſetzt, dennoch herrſchte in dieſer tumultuariſchen Zeit bewundernswürdige Ordnung.

In ſteter Erwartung vergingen noch einige Tage, die Franzoſen kamen nicht; in mehreren Vierteln der Stadt, und auf dem flächen Lande ſollten Ruſſen angeſagt ſeyn; niemand wußte, woran er war, als endlich die Poſt erſcholl: Eben ſind 200 Mann zum Thor hereingekommen. Haſtig trat ich aus meinem Hauſe, und fragte ein altes Weib, welches eben mit der Nachbarin die neue Mähr beſprach: ob die Franzoſen da wären. Es können auch Ruſſen ſeyn, verſicherte ſie, wer kann dat wiſſen. Es waren aber Franzoſen, 10000 Mann hatten ſich vor der Stadt gelagert, und dies kleine Corps war hereingekommen, um bei dem Magiſtrat die Verpflegung u. dgl. zu beſprechen.

Da waren ſie nun alſo, und mit ihnen ſchien auch das Publikum wieder in das vorige Gleis zu kommen, da ſich die Sachen nicht ändern ließen. Die folgenden Tage kamen mehrere Truppenabtheilungen, welche bei den Bürgern einquartirt und ſehr gut gehalten wurden, weil der Magiſtrat deshalb eine Bekanntmachung hatte ergehen laſſen. Auch noch in dieſer Periode trug man ſich mit dem Gerücht von der baldigen Ankunft der Ruſſen, und ein ehrlicher Bürger klagte dem andern ſeine Noth, daß er nämlich mehrere Franzoſen im Quartier hätte; in dem Stadtviertel, wo er wohnte, wären nun auch Ruſſen angeſagt, er wollte darauf wetten, daß er auch welche bekäme; wo ſollte er nun mit all den Leuten hin?

Napoleon ſelbſt war in Potsdam angekommen, bewohnte Sans-souçi, wohin eine Deputation von dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft reiſte, um ſich demſelben vorſtellen zu laſſen, und ihm das Wohl der Stadt zu empfehlen. Der Kaiſer zeigte ſich hier über die Vorfälle in Berlin vor dem Kriege ſehr unterrichtet, und ſoll unter andern, welches dies beſtätigte, geſagt haben: „Berlin hat ja ſehnlich den Krieg gewünſcht, ſelbſt auf dem Theater ſang man: Der Krieg iſt gut. Jetzt naht er mit ſeinen ſteten Umgebungen, und man wird einſehen, daß er nur in der Einbildung gut iſt.“ Die Deputation entgegnete ihm, daß nur ein Theil der Bürgerſchaft — — „Ich weiß,“ ſprach er, „daß es die Officiers der Gendarmerie und exaltirte junge Leute waren.“ Er entließ ſie mit der Bemerkung: daß er Berlin nach Möglichkeit ſchonen würde.

Am 26ſten Oct. Vormittag, ſprach man, würde der Kaiſer ſeinen Einzug halten. Die Truppen zogen vom Brandenburger und Potsdamer Thor Chainen, ſtanden mehrere Stunden da; aber er kam nicht. Am Nachmittage deſſelben Tages brachen 80 Gefangene der Stadtvogtey aus, und ſuchten aus ihrem Gefängniſſe zu entkommen, weil ſie von dem Meere der Freyheit, welches die Franzoſen nach ihrer Anſicht mitgebracht haben mußten, rechtmäßiger Weiſe einige Tropfen für ſich fordern zu dürfen glaubten. Die Bürgerwache wurde von ihnen überwältigt, ſie würden auch ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht franzöſiſche Kavallerie herbei geeilt, und ihnen, wie auch ihrer Anſicht die Ausdehnung verweigert hätte.

Dennoch hatten 16 bis 18 ihr einſtweiliges Abſteigequartier auf unbeſtimmte Zeit verlaſſen.

Eine ſehr anſehnliche Zahl von Truppen zog durch die Stadt, mehrere gingen auch neben derſelben weg, die aber alle ein auch zwey Tage in derſelben ernährt und verpflegt werden mußten.

Der 27ſte Oct. war der Tag, welchen der Kaiſer gewählt hatte, um ſeinen feyerlichen Einzug in die Stadt zu halten.

Der Kanonendonner verkündete ſeine Ankunft und trieb alles nach den Linden, wohin auch ich mich begab. Der wirklich prachtvolle Zug von 10000 Garde, Mamelucken u. ſ. w. war ſchon zum Theil vorüber, doch ich hatte den Anblick des Kaiſers, meinen einzigen Zweck, nicht verſäumt, der erſt in der Mitte deſſelben ankam. Unterdeſſen ſpähete ich unter den Umſtänden, ſonderte ſie nach dem Ausdruck ihres Antlitzes, um den Antheil, welchen ſie an der Tagesbegebenheit nahmen, zu würdigen.

Ein Heer von Gaffern, die der Neugier fröhnen,
Hatte ſich hier aufgeſtellt;
Zu fühlen, können ſie ſich nicht gewöhnen,
Sie ſchätzen nach der Pracht ſogar den Held;
Mit ihrem Unglück wiſſen ſie ſich auszuſöhnen,
Wenn ihnen die Umgebung nur gefällt.

Doch ſah' ich auch, gepreßt von innrem Grimme
Des kräft'gen Jünglings Auge blitzen;
Hoch athmet er, die Wuth iſt Meiſter ſeiner Stimme,
Doch die Kraft, dem Vaterland zu nützen,
Wird in jeder Muskel offenbar,
Spiegelt ſich im Auge ſonnenklar.

Mühſam in den ſtarren Zügen
Prägt der Mann ſich Duldung ein.

Ach! er will ſich ſelbſt betrügen,
Die Empfindung iſt nicht ſein.
Sie vermag es nicht, zu lügen:
Schmerz bricht durch der Ruhe Schein.

Den greiſen Krieger ſah ich hier,
Geſtützt auf ſeinen Stab;
Und leiſe Töne ſagten mir,
Er wünſchte ſich ein Grab.
Seinen Schmerz vermocht' er nicht zu wehren,
Denn er ſtand in hellen Zähren
Auf dem blaſſen Angeſicht:
Alter, ſprach ich, weinet nicht!

Und die morſchen wankenden Glieder
Hielten und ſtützten ihn plötzlich nicht mehr;
Auf den Boden ſank er danieder,
Friedrichs Schatten, lallt' er, flieh' nicht her,
Oder wirf den ſtarren Blick
Von dieſer Scene ſchnell zurück.

Aus der ſchwirrenden Menſchenmaſſe
Bracht' ich den Greis in die nächſte Gaſſe,
Zu beſchwichtigen das tobende Gefühl,
Drang ich nochmals unter das Gewühl.

Eben kam der ſchönſte Theil der Garde,
Mitten unter ihm der große Kaiſer an,
Da erblickt' ich mit der Nationalkokarde
Neben mir den wohlbekannten Mann,
Der noch erſt vor wenig Tagen
Seine Kraft dem Volke angetragen,
Deſſen thätiges Bemühn,
Alles zur Vertheidigung zu entglühn,
Ich dort patriotiſch nannte,
Weil ich ſeinen Zweck: zu imponiren, noch nicht kannte.

Seht, rief er, wie dort, gewichtig!
Der Großen Stolz, des Volkes Wuth iſt nichtig!
Wie alles gleich zuſammenfällt
Kaum berührt vom Sieger der Welt!
Hier, ihr Menſchen, tretet her!
Er naht, der Held iſt nicht mehr weit,
Macht zum Jubel euch bereit!
Rufet! Vive l' Empereur
Cest celui, en habit verd.

Plötzlich trat ich vor ihm hin,
Brachte ihm die Stunde in den Sinn,
Wo er noch ſo patriotiſch ſprach.
Intonirte ihm dieſelben Worte nach.
Er erkannt mich, geſunken war ſein Muth,
Sein Gefühl ließ ihn erblaſſen,
Da ſah' ich doch, wie ihn das höchſte Gut,
Die eigne Schaam, noch nicht verlaſſen.

Ein oft wiederholtes Vive l'Empereur erſchallte, doch gewiß zur Freude des Helden, meiſtentheils von den franzöſiſchen Soldaten, welche an beyden Seiten Linien gezogen hatten; ſelten von Bürgern, obgleich es auch unter dieſen einige gab, welche es thaten und die andern um Gotteswillen baten, es mitzurufen, es könne ja der Stadt Vortheil bringen. Ich konnte mich nicht enthalten, denen verſammelten Bürgern um mich herum zu erklären, daß dies unmöglich dem Bezwinger mehrerer Armeen gefallen könnte, welcher gewiß die ſo eigennützige Beweggründe eines ſolchen Jubels leicht entdecken würde, da er ſchon oft Gelegenheit gehabt, den Sinn des Volkes zu ſtudiren und zu erkennen. Still ging ich neben dem Zuge her, und faßte die Phiſiognomie des Kaiſers nach Möglichkeit auf, welcher ſeine kalten ruhigen Blicke überall umherſchweifen ließ. Bei ſeinem Anblick ergriff mich die Erinnerung an unſern lieben König, den ich ſo oft einſam, nur von ſeiner einz'gen Wache, die Liebe ſeiner Unterthanen umgeben, hier hatte reiten ſehen, und meiner Bruſt entſtrömte leiſe, indem ich den Kaiſer anſah, die Worte:

Allbezwinger, bring' den Frieden wieder,
Gieb den beſten König uns zurück,
Dann drückt Keinen nicht die Menge nieder
Freude ſtrahlt Dir dann aus jedem Blick.

Nicht für einzelne, nicht für die Armen,
Die Dein hehrer Geiſt ſo ſchnell beſiegt,
Für die Menſchheit fleh' ich um Erbarmen,
Die gebeugt zu Deinen Füßen liegt.

Großer Kaiſer, ſieh' in Deinen Händen
Liegt der Millionen Hoffnung-Schein,
Friedlich kannſt Du jetzt vollenden
Und Du wirſt nicht ohn' Erbarmen ſeyn.

Nicht vertraun will ich der Menſchen Wähnen,
Jeder glaubt, er habe Dich durchſchaut,
Doch Du haſt in Deinen großen Plänen
Menſchenwohl auf Menſchenſchmerz gebaut.

Dürft ich meinen Wunſch Dir laut verkünden,
Fürchten würd' ich nicht den kalten Blick,
Einen Weg müßt ich zum Herzen finden
Für gebeugter guter Menſchen Glück.

Die mit ihm gekommenen Garden wurden theils bei den Bürgern einquartirt, theils lagerten ſie ſich im Freyen in dem Luſtgarten vor dem Schloſſe, welches durch die bei der Dunkelheit und Kälte nöthigen Wachtfeuer einen ſchönen Anblick gewährte. Am erſten Abend nach der

Ankunft [illegible] Kaiſers war die Stadt erleuchtet, in den Gegenden des Schloſſes, dem Wohnſitz des Kaiſers brillant, in den übrigen nur ſehr ſparſam.

Die Franzoſen haben hier, wie überall, das Lob einer ſehr guten Mannszucht, und der vom Kaiſer ernannte Commandant Hüllin, ſo wie auch der Generalgouverneur Clarke, gaben ausgezeichnete Proben von Gerechtigkeit. Folgende, unter mehreren gewählte, Anekdote mag hier als Beiſpiel ſtehen:

„Ein bei Auerſtädt verſprengter Officier hielt ſich in Berlin auf, wo er einem Schneider ſchon vor dem Ausmarſch 130 Thlr. ſchuldig geworden war. Dieſer hört, daß der Officier wieder angekommen iſt, und da er ihn zuvor als einen ſehr guten Mann gekannt hatte, ſo ging er zu ihm, um ſich wenigſtens nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Der Officier ſagt ihm: daß ſeine Lage ſo erbärmlich ſey, daß er an Bezahlung der Schuld gar nicht denken könne, indem er für ſeine dringendſten Bedürfniſſe nicht Rath und überhaupt kein Mittel wiſſe, als ſich zu erſchießen. Der ehrliche Schneider entgegnete: So weit würde es doch nicht ſeyn, ich komme auch nicht der Schuld wegen her; und nachdem er lange auf eine ſchickliche Art geſonnen hatte, bittet er ihn ohne Umſtände, mit ihm und ſeiner Familie bis zur beſſern Zeit vorlieb zu nehmen. Der überraſchte Officier nimmt das Anerbieten freundlich an, und kömmt täglich zu mehreren Malen in des Schneiders Haus.“

„Nach ungefähr vierzehn Tagen bleibt er eine Zeitlang weg, und kömmt als Officier in franzöſiſch-Iſenburgſchen Dienſten zurück. Der Schneider wundert ſich darüber, bittet ihn jedoch nach wie vor, ſein Gaſt zu ſeyn. Es verſtrichen wiederum einige Tage und der Officier bringt nun ein Einquartirungsbillet auf dieſen Schneider. Dieſer findet den Ausweg, ihn nicht verbindlich ſeyn zu wollen, natürlich, und da er vielleicht doch Einquartirung bekommen hätte, ſo iſt ihm dieſer der Liebſte.“

„Aber welch eine Veränderung war mit dem Herrn Lieutenant vorgegangen? Das Eſſen war ihm durchaus nicht gut genug, er ſagt dies ſeinen jetzigen Wirth in ſehr unhöflichen Worten, verlangt auch Wein. Der arme Mann wundert ſich, da er doch ſonſt ſo zufrieden geweſen ſey. Da dies aber nichts hilft, ſo giebt er ihm Wein. Am andern Tage wirft er ihn das Eſſen auf die Diele, und nun, dadurch empört, entſchließt ſich der Schneider zu Hüllin zu gehen. Dieſer war nicht zu Hauſe, und er trägt die Sache deſſen Adjutanten vor, welcher darüber erſtaunt und ſagt: er müſſe die Sache dem Herrn Commandanten ſelbſt erzählen.“

„Als Hüllin kam, geſchah dieſes, und das erſte, was dieſer that, war, daß er den Schneider anfuhr und ſagte: Es könnte nicht wahr ſeyn; doch da dieſer es hoch betheuert, läßt er den Officier rufen, zuvor aber den Schneider abtreten. Der Officier kömmt. Hüllin frägt: ob er einen Schneider N. N. kenne? Ja, erwiedert dieſer: Ich bin ihm 130 Thlr. ſchuldig, kann ihn aber jetzt nicht bezahlen. Das verlangt der Mann nicht. Hier iſt nur davon die Rede: ob Sie ihn kennen und vor Ihrer Dienſtnehmung unter Iſenburg bei ihm gewohnt haben? Der Officier läugnet dies nicht, und da er auch alles übrige nicht läugnen kann, ſo wird Hüllin über ſo viel Undankbarkeit erbittert, reißt ihm die Uniform in Stücken, zerbricht den Degen, und nachdem er ihn zur Thüre hinaus und die Stücken des Degens nachgeworfen hat, ruft er voll Ingrim: Sie ſind imfam caſſirt; ich rathe Ihnen, ſich nicht wieder ſehen zu laſſen.“

Der Brief, guter Freund, iſt ſchon ſo lang, daß ich für das beſte halte, ihn in aller Kürze Deinem Andenken zu empfehlen.

Ein und vierzigſter Brief.

Berlin.

Ich ſende Dir nun meine Bemerkungen über die Franzoſen in Berlin.

Ich war die erſte Zeit nach dem Einrücken des Feindes in Berlin nicht gegenwärtig, ſo bald aber der Poſtenlauf frey wurde, fuhr ich auf der Diligenze dahin zurück. In der Provinz hörte ich über die Berliner Folgendes:

> Das ſind ſchöne Patrioten, die Berliner, ſie haben die Franzoſen mit offenen Arm empfangen, ſie haben große Feſte ihretwegen gefeyert, ſie haben vive l'Empereur gerufen, wo **Napoleon** ſich nur ſehen ließ, ſo daß es ihm ſelbſt zum Ekel war; ſie haben eine große Illumination veranſtaltet; die reichſten Berliner Bürger wetteiferten darum, den Dienſt als Garden beym Kaiſer zu verrichten. Auf dem Wege nach Berlin (von Frankfurt aus) werden Sie abgebrannte und leere Dörfer, nichts zu eſſen und zu trinken, und die Straſſen unfuhrbar finden; ſelbſt die Poſt iſt vor dem Anfall der Marodeurs nicht geſichert.

Ich kam nach Frankfurt und ſah hier die erſten Franzoſen. Der General-Commandant la Place verificirte meinen Paß, und war gegen mich ſehr artig. Ich ſah Uniformen von ſechs oder ſieben Regimentern.

Wie wir auf die Chauſſee nach Berlin kamen, wurde die Straße bis an den Abend nicht leer, und bis um acht oder neun Uhr begegneten uns einzelne Traineurs. Kein Soldat redete uns an. Es waren 20 Paſſagiere auf dem Haupt- und Beywagen, darunter acht Frauenzimmer, von welchen zwey vielleicht ſehr gern ſich auf eine Unterhaltung eingelaſſen hätten; denn es waren Töchter der Freude. Man konnte daher wohl erwarten, daß wenigſtens einer ſich eine Plaiſanterie erlaubt hätte, wie es bey unſern Truppen der Fall geweſen wäre.

Ich erwartete nun immer abgebrannte oder menſchenleere Dörfer zu finden, aber keinesweges. Es war alles grade noch ſo wie ehemals.

Zwiſchen Frankfurt und Müncheberg hielt die Poſt an, niemand wagte es in die Schenke zu gehen, die voll von Franzoſen war: Ich konnte meiner Neugierde nicht widerſtehen, und ging mit meinem Proviant unter dem Arm hinein. Ich fand an einem langen Tiſch Dragoner, Chaſſeurs zu Fuße und zu Pferde, am andern ſechs Bauern aus dem Dorfe, die ruhig, wie im tiefſten Frieden, ihre Charte ſpielten. Die Soldaten aßen pommes de terre avec un peu de sel, und baten mich ſehr artig zu Gaſte. Ja ſie rückten ſogar zuſammen, um mir Platz zu machen; ich nahm es an. Dies Betragen nahm mich für ſie ein, und ich theilte meinen Proviant aus, Schinken, Wurſt, Braten, Rum, Ungerwein. Nun wurden die Franzoſen geſprächig, ſchilderten mir ihren angenehmen Aufenthalt in Berlin, und was ſie in Pohlen zu erwarten hätten: Nicks als Hommes de terre, viel Dreck, nicks Wein, und von die kleine Thier, die ſick beiß comme le diable.

Auf dem Wege nach Berlin fand ich zu eſſen und zu trinken, ſah keine eingeſchlagene Fenſterſcheiben, und das einzige von Zerſtörung, was ich bemerken konnte, waren die Bäume an den Chauſſeen und die Zäune; an den erſten hatte man die Säbel probirt, die letzten verbrannt.

Ich kam in Berlin in meinem Quartier an, fand alles, wie ich es verlaſſen hatte, und ſolche gute Polizey, Sicherheit auf den Straßen, wohlfeile Lebensmittel und allgemeine Ruhe, wie ich ſie nicht erwartet hatte. Der Druck, der gefühlt wurde, beſtand in der Naturaleinquartirung, die auch den Miether nicht verſchont; in dem großen Geldmangel und der daraus entſtandenen Stokkung in den Geſchäften. Dies ſind nothwendige Folgen des Krieges. Ich ſchränkte mich bis auf ein Drittheil meiner Ausgaben ein, und lebe jetzt ſo ruhig, wie es nur im Frieden möglich iſt.

Die von dem Gouverneur von Berlin, General Hüllin, eingeführte polizeyliche Ordnung iſt ſo zweckmäßig als möglich. Die errichteten Nationalgarden verrichten den Dienſt mit den fremden Truppen gemeinſchaftlich. Um 5 Uhr darf kein Soldat mehr auf der Straße ſich ſehen laſſen, und die Nacht gehen Patrouillen durch die ganze Stadt. Man hält mit Strenge über richtige Polizeytaxen der Lebensmittel, und die Straßen müſſen von den Hausbeſitzern rein gehalten werden.

Die erſte große Parade, welche ich im Luſtgarten ſah, wo unter den Augen des Fürſten Leopold von

Deſſau an 10000 Mann italieniſche, franzöſiſche, bayeriſche, würzburgiſche, naſſauiſche Truppen, und ſogar die Bürgergarden aufmarſchirt waren, lockte mir Thränen in die Augen; ich leugne es nicht, und ſelbſt Napoleon kann es mir nicht übel nehmen. Wer iſt ſeines Gefühls mächtig, um gleichgültig zuzuſehen, wenn feindliche Truppen den Platz beſetzen, den Friedrich zu den kleinen Manövers ſeiner Haustruppen gebrauchte, und wo er die Parole ausgab. Ich ſtellte mich dem Fürſten Leopold gegenüber, und ſprach in mir ſelbſt:

Wach auf, ſteinerner Mann, und ſieh, wie vergänglich auch Deine Schöpfung war! Nicht die Preußen, die Du zuerſt in Soldaten umwandelteſt, paradiren hier, ſondern deutſche Kreistruppen, die Du ſo wenig achteteſt.

Sic transit Gloria Mundi.

Die Berliner Schützengilde, (der Gouverneur in ihrer Mitte) ſprengte eben vorbei, mit Gold und Silber beblecht. Ein altes Mütterchen ſtaunte ſie an, und ſagte halblaut: Ach welche Menſchen!

Sehr wahr, erwiederte ich, ging in mein Kämmerlein, und las in Friedrichs hinterlaſſenen Werken; meine einzige Erholung.

Die Nationalgarden und die Schützengilde, als Körperſchaft genommen, iſt zur Aufrechthaltung der innern Ruhe für Berlin ſehr wichtig, und ihre Errichtung und Benutzung trägt den Stempel der Weißheit desjenigen, der ſtets die nächſten Mittel zum Zweck gebraucht.

Das iſt wahr! Napoleon kannte den Berliner, er gab ihm Uniform, Degen, Federbüſche u. ſ. w. und ſie leben ſo ganz in dieſen Dingen, daß ſie alles Andere darüber vergeſſen. Der weichlichſte Bürgersſohn, ja ſogar der furchtſame Jude, verrichtet im ſchlechteſten Wetter bei Nacht und bei Tage den beſchwerlichſten Wachtdienſt ohne Murren, weil er ſich zu etwas gemacht ſieht, Degen und Federbuſch trägt.

Ehemals ſah manchen Judenjungen der Nachtwächter nicht über die Schulter an; jetzt iſt er ein Theil der exekutiven Gewalt, brüllt jeden ein: Wer da! entgegen, und geht niemanden aus dem Wege. Die nämlichen Menſchen, die ehedem ſich über unſere Gendarmerie ſcandaliſirten, nehmen jetzt ganz ihr Weſen an. Du hörſt jetzt an allen öffentlichen Orten von nichts als Federbüſchen, Achſelbändern u. ſ. w. ſprechen.

Im Ganzen kann man von den Berlinern nicht ſagen: daß ſie ſo ganz ihre alte Regierung vergeſſen hätten, und der neuen Sonne huldigten, wie man mir in den Provinzen verſicherte. Sie tragen blos ihr Schickſal mit Geduld, und wenn der König zurückkommt, werden ſie ihm eben ſo entgegenlaufen, wie Napoleon. Das Vive l'Empereur haben ſie gerufen, weil ſie glaubten, es könne ihnen nützlich ſeyn. Wie Napoleon dies aufnahm, kannſt Du denken: Er, der 17 Jahr den Pöbel in Paris handeln ſah, mußte mit tiefer Verachtung auf dieſe Schreyer herabſehen! Das Volk iſt wie ein Kothhaufen, der ſich aus einander dehnt, wenn man darauf tritt.

Du weißt doch, daß Napoleon den Degen Friedrichs, den er in Potsdam fand, nach Paris ſandte. Wo dieſer Degen lag, fand ſich auch die Krücke, ohne welche der Alte nie erſchien: Man ſagt: dieſe habe Napoleon Friedrich Wilhelm nachgeſchickt mit der Bemerkung: „Wenn er zurückkäme, würde er ſie wohl gebrauchen.“ Dies könnte zweydeutig ſcheinen, wenn uns Preuſſen dieſe Krücke nicht ein bekanntes Symbol wäre.

Napoleon zeigte ſich faſt täglich in Berlin ohne Umgebung, ohne auf den Pöbel zu achten; er ritt einen Schimmel. Mit den Händen auf dem Rücken ging er vor der Parade ſinnend, langſam auf und nieder. Er ſprach mit den Mitgliedern der Juſtizcollegien und beſonders mit dem Kammergerichts-Präſidenten, Hrn. von Kircheiſen, einem ſtatlichen Mann, über die preußiſche Juſtizverfaſſung. Wie er von drey Inſtanzen hörte, meynte er: daß ſey zu canoniſch, zu langweilig. Er ließ ſich über das Hypothekenweſen in ein Geſpräch ein, und fragte: wie denn das Mitgebrachte der Ehefrauen geſichert ſey? Er erkundigte ſich darnach: Wie in Criminalibus das Begnadigungsrecht ausgeübt wurde. Kurz er bewies, daß er über die organiſchen Geſetze der Juſtizverfaſſung eines Staats nachgedacht habe.

Auch in Berlin fehlte es nicht an Elenden, die von jeder Staatsrevolution Nutzen zu ziehen ſtreben, die, um ihre augenblickliche Bedürfniſſe zu befriedigen, ſich jedem hingeben, der ſie bezahlen will. Sie ſind den Raubthieren gleich, die ihre eigene Gattung auffreſſen. Man braucht ſolche ſchmutzige Seelen, und wenn man ſie gebraucht hat, tritt man ſie in den Koth, wohin ſie gehören.

Von groben Exceſſen hört man in Berlin ſehr wenig, und die Nationalgarde wacht mit ſolchem brennenden Dienſteifer für die Ruhe in der Stadt, daß ſie ſelbſt in der Ausübung der ihr übertragenen Militairgewalt zu

weit

weit geht. Z. B. Auf einem öffentlichen Tanzboden fanden zwey italieniſche Officiere das Tobackrauchen unſchicklich und unterſagten es. Wenn aber der Berliner Bürger nicht ſeine Pfeife rauchen kann, ſo iſt ihm jede andere Freude gleichgültig: die Anweſenden nahmen daher ihre Pfeifen in Schutz, dies bewirkte, daß die Officiere ſolche ſämmtlich entzwey ſchlugen. Man ſchickte nach der Wache, die Nationalgarde erſchien, die Officiere ſetzten ſich zur Wehre; es kam zum Kampf, und dieſe unterlagen und wurden arretirt. Da ſie auf der Straße noch ſich ſperrten, begegnete der Adjutant des Commandanten General Hüllin dem Zuge. Er fragte auf franzöſiſch nach der Urſache des Lärms. Der commandirende Unterofficier verſtand ihn nicht, glaubte, er wolle ihn in ſein Amt fallen, und arretirte auch ihn. Wie die Wache bei Hüllin ankam, welcher abweſend war, und ſich nun ſein arretirter Adjudant als ſolcher manifeſtirte, half dies auch zu nichts, und man hielt ihn feſt, bis der General erſchien, welcher darüber ſehr aufgebracht war, daß man ohne Grund ſeinen Adjutanten arretirt habe, bis das Mißverſtändniß ſich aufklärte.

Die Exceſſe des franzöſiſchen Militairs werden mit der größten Strenge von dem braven Hüllin beſtraft, und Berlin hätte Veranlaſſung zu wünſchen, daß dieſer Rechtſchaffene für immer Commandant in der Stadt bleiben möchte.

Ich habe Dir in früheren Zeiten die große Verderbtheit, Frechheit, und den Uebermuth des Officiercorps geſchildert, und es iſt wahr, daß ſolches beſonders in der letzten Zeit gewaltig auf den dritten Stand drückte, und daß dieſer, wenn er nicht auf die Veſtung wandern wollte, ſelbſt ſich einer Nothwehr gegen einen Officier enthalten mußte, wenn dieſer ihn mißhandelte.

Demungeachtet glaube ich doch, daß der größere Theil, durch das militairiſche Ehrgefühl gehalten, den Sieg würde haben erkämpfen helfen, wenn die Armee beſſer wäre angeführt worden.

Was man von dem Entfernen der Officiere in der Schlacht geſagt hat, kann ich nicht glauben, und einige Regimenter, wie Möllendorf und Winnig, haben ſelbſt viele Officiere verloren, die auf dem Platze blieben. Bei Lübek und Halle haben ſie ſich durch Bravour ausgezeichnet, und von dem Hohenloh'ſchen Corps haben ſich einzelne Officiere mit ihren Leuten bis zum König durchgeſchlagen. Vielleicht iſt als Ausnahme hier und da ein Officier davon gelaufen; dieſes begegnet aber jeder Armee, und Feige giebt es in allen Ständen.

Eine bis ins Kindiſche gehende Muthloſigkeit der Berliner, ihre große Furcht vor den Franzoſen, die manchen bewogen, nicht blos ſeine beſten Sachen, nein, ſogar ſein altes Meublement auf dem Boden und im Keller zu verpacken, war noch verzeihlich. Daß aber diejenigen, denen die Fortſchaffung der Königlichen Effekten oblag, ſo ſehr den Kopf verloren, daß man die Rothhardſchen Gewehre und die ſilbernen Trompeten im Zeughauſe zurückließ; daß man die Kanonen ſo wenig wie den Pulvervorrath zerſtörte; daß man die Garderobe des Königlichen Ehepaars und ihre Privatcorreſpondenz liegen ließ, und ſogar den Degen Friedrichs in Potsdam nicht bei Seite brachte, das verdiente wohl harte Züchtigung, beſonders der Herren Caſtellane.

Nachdem die Berliner endlich ihre große Furcht überwunden hatten, da brach ihre Wuth über das Militair aus, dem man nun alle Schuld beimaß: „Alſo deshalb haben wir die Halunken gefüttert und wie Schmarotzerpflanzen gehegt und gepflegt; daß ſie jetzt, wo ſie hätten zu unſerm Schutz etwas leiſten ſollen, davon laufen?“ hieß es in allen Caffeehäuſern und Tabagieen.

Dieſe Herzenserleichterung war (wenn auch nicht ganz gerecht) doch ſehr natürlich. Der große Haufe urtheilt aber immer nach dem Erfolg und fragt nicht nach den bewegenden Urſachen.

Hätte [illegible]poleon, Friedrich, Eugen, oder Türenne die Preußen angeführt, ſo würde man jeden Fähndrich als einen Helden nachher angegafft haben, wenn er auch in der Angſt ſeines Herzens in der Schlacht ſeine Hoſen verunreinigt hätte.

Selbſt die Generale wurden nicht geſchont: Da war der alte würdige rechtſchaffene Köckeritz ein Verräther; er ſollte ſich erſchoſſen, und man wollte ein franzöſiſches Marſchalspatent in ſeinen Taſchen gefunden haben. Da hatte der Major Chapui die Armee verrathen, und wurde an eine Kanone geſchloſſen, ſtatt daß er ſich ehrenvoll mit dem Reſt des Bataillons, bei dem er diente, bis zum Könige durchgeſchlagen hat. Rüchel hieß man einen Großſprecher — doch, was ſoll ich die Abſurditäten des Berliner vornehmen und gemeinen Pöbels wiederkäuen? es ekelt mir dafür.

Rüchel unter andern gewann höchſtwahrſcheinlich die Schlacht bei Jena, obzwar das nichts entſchied, wenn die Hauptarmee bei Auerſtädt geſchlagen wurde, weil er entſchloſſener, wie Hohenlohe Marſch, commandirt hätte; er ſiegte vielleicht auch noch dann, wenn er eine Stunde früher ankommen konnte, und wenn er nicht fiel.

Das Unglück hatte ſich mit der Unentſchloſſenheit des Herzogs gepaart, um am 14ten Octbr. die Preußen zu vernichten. Das Fatum beſchloß ihren Untergang noch weit mehr dadurch, daß man nach der verlornen Schlacht gar keine vernünftige Dispoſition machte, und der Gouverneur von Magdeburg entweder ein Schurke oder ein Feigherziger war.

Die erſten und empfindlichſten Folgen, welche der Anmarſch der ſiegenden Feinde hatte, war eine gänzliche Stockung in allen Geſchäften und der Mangel alles baaren Geldes. Die Wechsler und Banquiers ſchloſſen ihre Laden und Comtoirs; niemand zahlte, der zahlen ſollte; alle Staatspapiere galten gar nichts und hatten keinen Cours, und wer noch Münze hatte, ſuchte ſie in Gold umzuſetzen. Dies ſtieg daher im Preiſe, beſonders wie die Feinde ankamen, und ihre an Silber gemachte Beute in Friedrichsd'ore umſetzen wollten. Dies waren natürliche Folgen von der Entfernung aller Königlichen Caſſen und aller reichen Privatleute, die in Berlin viel Geld ausgegeben hatten.

Zwey und vierzigſter Brief.

Berlin.

Daß ich in meinen Schilderungen der Verdorbenheit unſers Militairs nicht Unrecht gehabt habe, beweiſet das nachfolgende Publikandum.

Dem Himmel ſey Dank, daß unſerm guten König durch eigene Erfahrung die Augen geöffnet ſind, und daß er nun ſolche nothwendige Radicalcuren in der Armee vornimmt. Lieber hätte ich es geſehen, wenn auch im Frieden den Bürgerlichen das Avanciren nachgegeben worden wäre. Indeß iſt doch dadurch noch etwas gewonnen, daß man es im Kriege zuläßt.

Danziger Zeitung Nro. 150.
Im Verlag der Müllerſchen Buchdruckerey.
Montag, den 15ten Decemb. 1806.

Publicandum.

Wegen Abſtellung verſchiedener Mißbräuche bei der Armee erlaſſen.

Bei der leider faſt gänzlichen Auflöſung der verſchiedenen gegen Frankreich ins Feld gerückten Armeecorps iſt es S. K. M. von Preuſſen bei dem gänzlichen Mangel an bewährten Nachrichten bis jetzt unmöglich geblieben, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden, oder nach Verdienſt belohnen oder beſtrafen zu können. Sie müſſen daher Ihre hierüber zu nehmenden Beſchlüſſe bis dahin ausſetzen, wenn Sie ſolches mit mehrerer Gewißheit und Beſtimmtheit zu thun im Stande ſeyn werden. S. M. ſind weit entfernt, Ihrer braven Armee alle Drangſale und Unglücksfälle zuzuſchreiben, welche ſowohl ihr ſelbſt, als dem Lande begegnet ſind, vielmehr gereichte es Ihnen zur größten Beruhigung, daß ſich viele Theile derſelben vom Erſten bis zum Geringſten durch ausdauernden Muth, Beharrlichkeit und wahres Ehrgefühl ausgezeichnet haben. Eben ſo haben ſich aber leider auch Thatſachen ergeben, die für ſich ſelbſt ſprechen, und keiner näheren Aufklärung bedürfen, und die von der Art ſind, daß ſolche nicht länger mit Stillſchweigen übergangen, vielmehr zum warnenden Beiſpiel für die Zukunft auf das allerſtrengſte und öffentlich geahndet werden müſſen.

Hierunter ſind zu rechnen:

1) Alle diejenigen, ſo an der beiſpielloſen Art, wie die Veſtungen Stettin, Cüſtrin, Spandau und Magdeburg ſich dem Feinde übergeben haben, mehr oder weniger Antheil haben,

2) Ferner alle diejenigen Officiere, welche nicht bei den capitulirenden Corps zugegen geweſen, ſich aber freywillig als hierzu gehörig angeſehen, oder wohl gar ihre Kammeraden oder ſelbſt ihre Untergebenen zugeredet haben, einen gleichen nichtswürdigen Entſchluß zu faſſen.

3) Endlich alle diejenigen, welche, ohne Urlaub erhalten zu haben, oder gefangen zu ſeyn, ſich von der Armee weg, und etwa nach Hauſe u. ſ. w. begeben haben.

Dem zu Folge haben Seine Königl. Majeſtät vorläufig

Ad 1. In Erfurt den Commandanten Major Pruschoeck ohne Abſchied entlaſſen; denn wenn ſich auch Erfurt übergab, ſo brauchte deswegen nicht der Petersberg und die Cyriacburg mit übergeben zu werden, wenn der Commandant die gehörigen Anordnungen getroffen hätte.

In Stettin den Gen. Lieut. und Command. Gouverneur v. Romberg kaſſirt, den Gen. Maj. v. Knobelsdorff kaſſirt, den Gen. Maj. v. Rauch als Vicecommand. ohne Abſchied entlaſſen, den Major und Ing. de la place v. Harenberg kaſſirt.

In Cüſtrin den Obriſt und Command. v. Ingersleben zum Arquebuſiren condemnirt.

In Spandow den Maj. und Commend. v. Benekendorf ohne Abſchied entlaſſen.

In Magdeburg den Gen. der Infant. v. Kleiſt, imgleichen den Commandant du Troſſel ohne Abſchied entlaſſen. Sämmtliche in Magdeburg befindlich geweſene Generale, die bei dem verſammelten Kriegsrath für die Uebergabe der Stadt geſtimmt haben, ſind ebenfalls ohne Abſchied entlaſſen; desgleichen alle diejenigen Officiere, welche mehr erwähnte Capitulation mit unterſchrieben haben.

Ad 2. Alle Officiere beim Hohenloheſchen Corps, welche bei Prenzlau oder Paſewalk zu dieſem Corps gehörten, allein vor, während oder nach der bei Prenzlau abgeſchloſſenen Capitulation in Stettin angekommen waren, ohne in jener Capitulation de facto begriffen geweſen zu ſeyn; die aber in Stettin unter den nämlichen Bedingungen, wie die in mehrgedachter Capitulation wirklich begriffen und übergebene

Officiere gefangen worden, ſind ohne Abſchied ihres Dienſtes entlaſſen. Alle Officiere, welche vor der in Anklam abgeſchloſſenen Capitulation dieſe Stadt ſchon im Rücken hatten, aber zurückritten, um ſich zu ergeben, ſind gleichfalls ohne Abſchied entlaſſen.

Ad 3. Alle Officiere, welche während des Rückzuges ihre Corps verlaſſen haben, und ohne Urlaub und ohne gefangen zu werden, in ihre Heimath zurückgekehrt ſind; ferner alle diejenigen, welche ohne einmal zu einem durch Capitulation übergegebenen Corps gehört zu haben, zum Feinde geritten ſeyn ſollen, um ſich Päſſe geben zu laſſen, damit ſie ungehindert nach Hauſe gehen konnten, ſind ohne Abſchied entlaſſen.

Außerdem behalten Sr. Maj. ſich vor, noch beſonders alle diejenigen Generale, hohe und niedere Officiers, auch Verpflegungsbeamte zur Verantwortung zu ziehen, deren Benehmen zweifelhaft geblieben iſt, oder die ſich ſonſt in den Augen der Armee etwas Pflichtwidriges haben zu Schulden kommen laſſen. Sollten unter den eben ſpecificirten Fällen bei näherer Unterſuchung ſich noch beſonders gravirende Umſtände ergeben, ſo wird dieſes vorläufige Urtheil demnächſt geſchärft werden. Um aber ähnlicher Pflichtvergeſſenheit für die Folge vorzubeugen, haben Sr. Maj. folgende Beſchlüſſe gemacht:

1) Alle Gouverneurs und Commandanten, die künftig aus bloßer Beſorgniß für ein Bombardement, oder unter dem Vorwande, daß ihnen die zur Vertheidigung nöthigen Mittel mangelten, oder aus ſonſt einem andern wichtigen Grunde, er ſey welcher er wolle, die Veſtung nicht mit den angeſtrengteſten Kräften

bis auf das Aeußerſte behaupten, werden ohne Gnade erſchoſſen. Derjenige commandirende Gouverneur und Commandant, der zu ſeinem eigenen oder zum Beſten ſeiner Untergebenen Bequemlichkeitsartikel in der mit dem Feinde abgeſchloſſenen Capitulation hinzufügt, wie ſolches namentlich in Magdeburg der Fall geweſen, wird in Zukunft kaſſirt.

2) Jedes Regiment, welches den erhaltenen Befehl, anzugreifen, nicht vollzieht, oder wohl gar ohne Befehl das Treffen verläßt, wird, wenn es zuvor Sr. Maj. gemeldet worden, kaſſirt und untergeſteckt.

3) Jeder Officier, der ſich künftig die ad 2 und 3 erwähnte Pflichtvergeſſenheit zu Schulden kommen läßt, oder das Schlachtfeld, ohne bleſſirt zu ſeyn, einzeln verläßt, iſt infam caſſirt.

4) Jeder Soldat, der auf der Flucht ſeine Waffen wegwirft, wird erſchoſſen. Jeder Officier, welcher Verſprengte antrifft, hat die Verbindlichkeit, ſolche zu ſammeln und auf eine ſichere Weiſe zu ihrem Corps oder dem beſtimmten Verſammlungsorte zu befördern.

5) Die Regiments- und Corpschirurgi müſſen ſich am Tage des Gefechts in der Nähe ihrer Corps halten, und mit allem Nöthigen verſehen ſeyn. Thun ſie erſteres nicht, werden ſie fortgejagt.

6) Bei der Bagage eines Corps muß allezeit wenigſtens ein Staabsofficier oder Capitain commandirt ſeyn, der auf die Ordnung während des Marſches ſiehet. Wer von denen zur Bagage commandirten Officiers ſolche verläßt, wird caſſirt. Wer bei ſelbigen aus Muthwillen ſchießt, und dadurch unnöthi-

gen Allarm erregt, wird erſchoſſen. Der Knecht, welcher ſeine Pferde abſträngt, um davon zu jagen, wird erſchoſſen. Da eine ernſthafte Reform in der Bagage der Armee unumgänglich nothwendig geworden iſt, ſo wird ſolche zu ſeiner Zeit, ſobald es thunlich iſt, den verſchiedenen Corps bekannt gemacht werden.

7) Bei unerwarteten außerordentlichen Vorfällen, z. B. bei Märſchen, Retraiten und dergl. hat der Commandirende von jedem Grade, an jedem Orte die Gewalt, in der erforderlichen Quantität und gegen Quittung für die unter ihm ſtehende Mannſchaft und Pferde Requiſition zu machen. Requirirt er mehr, wird er todtgeſchoſſen.

8) Die Officiere des Generalſtabes mit ihren Adjutanten theilen ſich in die Führung der Colonnen, die ſie unter keinerley Bedingung verlaſſen dürfen. Die Zimmerleute der Bataillons ſind an der Spitze der Colonnen, um ſogleich die Wegebeſſerung communicaliter zu befördern. Die Officiers des Generalſtabes ſorgen für alles, was die Führung, Erleichterung und Beförderung des Marſches beſchleunigen kann. Soll ſich die Armee vor dem Feinde formiren, ſo ſuchen ſie Richtwege und recognosciren die Beſchaffenheit des Terrains an Ort und Stelle.

9) So lange der Krieg dauert, wird der Unterofficier und Gemeiner, wenn er ſich durch Gewandtheit und Geiſtesgegenwart beſonders auszeichnet, ſo gut Officier, wie der Fürſt. Nur der, welcher Verbrechen begangen hat, iſt vom Officierrange ausgeſchloſſen.

10) Wer ſich ausgezeichnet hat und vor dem Feinde blieb, deſſen Wittwe erhält eine Penſion, die mit dem Grade, den ihr Mann bekleidet, im Verhältniß ſteht.

11) Daß alle ſubordinationswidrigen Vergehungen regelmäßig und auf das allerſtrengſte beſtraft werden müſſen, ſollte eigentlich bereits einem jeden hinlänglich bekannt ſeyn; da aber die Erfahrung in der letzten Zeit mehrmals das Gegentheil bewieſen, ſo wird es hiermit auf das beſtimmteſte in Erinnerung gebracht, damit ſich ein jeder vor Schaden hüte.

12) Gelderpreſſungen, Plünderungen, Mißhandlung des Bürgers oder des Landmanns u. dgl., grobe Exceſſen werden mit dem Tode beſtraft.

13) Landeskinder, welche bei dem Feinde Dienſte genommen haben, und, mit den Waffen in der Hand getroffen, gefangen werden, werden ohne Gnade erſchoſſen.

Dieſes Publicandum, welches zur Wiſſenſchaft eines jeden Officiers beſtimmt iſt, muß bei einem jeden Corps vorgeleſen werden, und hat jeder Einzelne hiervon Abſchrift zu nehmen und ſich hiernach zu richten.

Aus dieſem Publicando iſt ein Auszug zu machen, der diejenigen Puncte enthält, die zur Wiſſenſchaft der Unterofficiere und Gemeinen, wie auch der ſämmtlichen Armeeknechte beſtimmt ſind, und der ihnen in ihrer Landesſprache deutlich vorgeleſen werden muß.

Letzteres iſt alle 8 oder 14 Tage zu wiederholen, und muß ein Gleiches mit der frühern Verordnung wegen der Verdienſtmedaillen geſchehen. Ortelsburg d. 1. Dec. 1806.

Friedrich Wilhelm.

Drey und vierzigſter Brief.

Berlin.

Ueber die Erwartungen in Schleſien, über den dort allenthalben regen Patriotiſmus, über die Vertheidigung von Glogau und deſſen Uebergabe, endlich über die große Geldnoth und dem Mangel, der in den dortigen Fabrikgegenden, beſonders im Gebirge, herrſcht, hat mir Freund S. geſchrieben; ich ſende Dir daher ſeine Nachrichten. Sie gehen bis zur zweyten Belagerung Breslaus.

Aus Schleſien, vom 20. Oct. bis Ende Dec. 1806.

Durch unſern für das Wohl der Provinz thätig wirkenden Miniſter Grafen Hoym beſchäftigt, durcheilte ich den größten Theil Niederſchleſiens kurz nach der unglücklichen Schlacht bei Jena. Allenthalben war man durch Siegesnachrichten getäuſcht worden, bis man den kurzen aber alles vernichtenden Artikel der Berliner Zeitung las: „Der König hat eine Schlacht verloren ꝛc.“

Du weißt, daß die Schleſier ſelbſt in der Grafſchaft Glatz, Proteſtanten und Catholiken, ſehr patriotiſch geſinnt ſind, da ſie in der Nachbarſchaft von Böhmen und Mähren Vergleiche anſtellen konnten, wie glücklich ſie gegen dieſe benachbarten öſtreichiſchen Unterthanen ſind. Das Unglück, welches daher Preußen am 14ten Octbr. und nachher erlitten hatte, feuerte alle Stände zur Vertheidigung an. Aber wie? das war die große Frage, welche niemand zu entſcheiden vermochte. Es erſchienen königliche Befehle, die ſchleſiſchen Veſtungen bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und ſie dazu in Stand zu ſetzen. Dies geſchah denn auch beſonders in Glogau, weil hier der Feind zuerſt erwartet wurde. Es fehlt aber an Beſatzung. Glogau erfordert 5000 Mann, und es waren nur drey Bataillone darin, und zwar aus Pohlen beſtehend: von Zaſtrow aus Poſen, von Schnaze aus Frauſtadt, von Grevenitz aus Glogau. Die Außenwerke waren mit keiner Kanone beſetzt, ſondern blos der Hauptwall, und es war ſogar Mangel an Kanonierern. Die Bürgerſchaft war gut geſtimmt, an Proviant fehlte es nicht, und der König hatte den General Reinhardt zum Gouverneur ernannt, der die Veſtung ſo lange wie möglich vertheidigen ſollte. Breslau war eben ſo wenig im Vertheidigungsſtande; es ſollte 20000 Mann Beſatzung haben, und hatte deren nur vier Bataillone, wovon zwey ebenfalls aus Nationalpohlen beſtanden. Die Veſtungswerke von Schweidnitz waren etwas verfallen, da aber Zeit war, alles Nöthige herzuſtellen und zur Befeſtigung anzuwenden, ſo geſchah dies mit großer Sorgfalt; alle übrigen ſchleſiſchen Veſtungen ſind bis auf Brieg ſtets im nöthigen Vertheidigungsſtande.

Der Miniſter Hoym blieb vorläufig in Breslau, und zog ſich dann nach Oberſchleſien zurück, wie der Feind näher kam, ließ aber vorher allen Officianten einen halbjährigen Gehalt baar auszahlen, und verfügte, daß alle zurückkommenden ſogenannten Selbſtranzionirten in den ſchleſiſchen Städten, welche ſie paſſirten, ihren Sold aus den Kämmereycaſſen für Rechnung der Kriegscaſſe ausgezahlt werden ſollte. Dieſe weiſe Anordnung bewirkte, daß der größte Theil der ſchleſiſchen Truppen, der ſich wieder in ſeiner Heymath einfand, und zu der Beſatzung der Veſtungen gebraucht werden konnte, ſich ſelbſt dazu meldete.

Sehr übel empfing man aber dieſe Entwichenen, beſonders die Officiere, die auf ihr Ehrenwort entlaſſen waren; ſie durften ſich nirgends ſehen laſſen, wo ſie nicht geneckt und verhöhnt wurden. Es gab auch ganze Bataillone und Regimenter, wobey kein Officier fehlte.

Ich laß einen Brief aus Striegau, worin eine Dame ſchrieb: „Wir ſind hier überglücklich, unſer Grenadierbataillon mit allen ſeinen Officieren iſt hier wohlbehalten und geſund wieder angekommen.“

Von einem andern Regiment wurde nur ein Officier vermißt, der auf der Flucht durch den Sturz des Pferdes den Arm zerbrochen hatte. Es war nicht genug, daß die Officiere im Kriege ihr Leben geſchont hatten, ſie wußten ſelbſt auf eine höchſt originelle Art in ihrer Friedensgarniſon ihre werthe Perſon, ihre Familie und ihr Eigenthum zu ſchützen.

Man ſagte: Ein gewiſſer Officier habe an ſeinem Hauſe eine große Tafel aufgehängt, worauf geſtanden hätte: „Hier wohnt N. N. Kriegsgefangener, und auf ſein Ehrenwort Entlaſſener u. ſ. w.“

Schade, daß er nicht hinzugefügt: Jetzt der ihm ſo nöthigen Ruhe Pflegender, wegen der großen auf der Flucht gelittenen Strapazen, Ermüdeter u. ſ. w.

Du kannſt denken, welchen Eindruck ſolche Aushängeſchilder in den Provinzialſtädten auf die Bürgerſchaft machen mußten, die vielleicht der nämliche Officier im

Frieden nicht über die Schultern anſah, und ſie drückte, wo es nur möglich war.

Die zurückkehrenden Gemeinen ſchrieen alle: Wir ſind verrathen und verkauft worden, mit unſern Ladſtöcken hätten wir die Franzoſen davon jagen wollen, die Offiziere — ja, die wären alle hinter der Fronte. Dieſe verſicherten, wie gewöhnlich, auf Ehre: die Gemeinen hätten die Gewehre weggeworfen, und wären davon gelaufen.

Ein zurückkommender Unterofficier verſicherte mir, in der Schlacht bei Jena ſey einer von den kommandirenden Generalen vor der Fronte auf und niedergeſprengt, und habe geſchrieen: Ich bitte euch um Gotteswillen, Kinder, rettet euch, lauft was ihr könnt, es iſt alles verloren.

An allen obigen mag nun etwas Wahres ſeyn oder nicht, ſo blieb es pſychologiſch richtig: daß jeder Menſch von Natur furchtſam iſt und den Tod ſcheut, und wenn er ihm kalt ins Auge ſieht, ſo hat er die Todesfurcht in ſich durch die Vernunft überwunden.

Alle Truppen in der ganzen Welt ſind ſich hierin gleich; die Geſchichte lehrt es. Die Schweden, die unter Carl den XII. die Welt erobern wollten, und unter Guſtav Adolph Deutſchland befreyten, liefen im ſiebenjährigen Kriege vor einer Hand voll Preußen davon. Die Franzoſen, die im ſiebenjährigen Kriege vor den Preußen von Roßbach bis an den Rhein liefen, haben jetzt jene Schande gerächt, und unſere ganze Armee in ſieben Tagen vernichtet, aufgelößt und zerſtreut, ſo daß ſie wie Zugvögel nach Hauſe oder 60 Meilen weit über die Weichſel ſich retteten. Der Sieg hängt von der Weisheit des Führers und dem Princip ab, welches er unter den Truppen als einen Stützpunkt hinſtellt, daß ſie durch deſſen Hülfe vermöge ihres Geiſtes die Furcht vor dem Tode in ihrem Gemüthe überwinden.

Der General **Blücher** hat in dieſem Kriege bewieſen, daß die Preußen auch jetzt noch dieſen Namen verdienen, und in der Folge werde ich Dir alle Braven nennen, die als Führer einzelne Trups bis zum Könige brachten.

Uebrigens iſt der Krieg noch nicht zu Ende; die Akten ſind noch nicht über den Werth oder Unwerth unſerer Armee abgeſchloſſen, und vielleicht ſind in den Schlachten an der Saale nur die räudigen Schaafe ausgemärzt worden, die jetzt zu Hauſe von ihrem eigenen Fett zehren.

Für dieſe mußte wohl die Stimmung der übrigen Stände ſehr beſchämend ſeyn, deren gröſter Theil an Selbſtvertheidigung, und an die Organiſation eines Landſturms dachte. Es wurden dem Könige von allen Seiten Pläne und Projekte zu dieſem Landſturm eingereicht. Ich habe einige zu Geſichte bekommen, deren Inhalt ich Dir bekannt machen will:

Ein Mann, von dem es wohl niemand erwartete, ſchrieb folgendes an den König:

„Ihre getreuen Schleſier haben erfahren, daß Sie und Ihre Armee ein Unglück am 14ten Octbr. betroffen hat, welches für Ihren Thron und für Ihre Unterthanen in ſeinen Folgen gleich verderblich ſeyn möchte, wenn nicht bald die zahlreichen Hülfsmittel angewendet werden, welche die Nationalkraft darbietet, den Feind von unſern Grenzen abzuhalten.

Ich kann Ihnen im Namen aller meiner Landsleute, der ganzen ſchleſiſchen Nation, verſichern; daß wir bereit

reit ſind, unſer Leben und unſer Vermögen für die Erhaltung Ihres Hauſes und unſerer uns ſo werth gewordenen Verfaſſung hinzugeben. Wir bitten blos, E. K. M. wollen uns nur einen mit Autoriſation verſehenen tüchtigen General ſenden, um uns alle dem Feinde entgegen zu führen. Schleſien iſt voll von braven waffenfähigen Männern, es hat Nationalkraft genug, ſeine Vertheidigung ſelbſt übernehmen zu können.

Erlauben E. K. M. allergnädigſt nur, die nächſten Mittel zur Organiſation eines allgemeinen Landſturms einſchlagen zu dürfen.

Innerhalb der Grenzen der ſchleſiſchen ſtarken Veſtungen muß der zum General-Gouverneur ernannte General alle diejenigen ſammeln, welche jetzt ſchon Heerdenweiſe aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft entflohen ſind, die er mit Waffen aus den Veſtungen zu verſehen hat. Die Landescaſſen zahlen ihnen den Sold, das Land liefert ihnen Lebensmittel. Die zurückgekommenen Officiere können nach Kriegsmanier nicht wieder angeſtellt werden; dagegen mache man die Feldwebel und Unterofficiere zu Oberofficiere, deren nicht ſo viele, wie es ſonſt üblich war, nöthig ſind.

Es befinden ſich in Schleſien an 5000 Büchſen-Schützen, welche bisher die adlichen und Königlichen Jagden beſchoſſen; mag das Wildpret für ihnen jetzt ſicher ſeyn, man bilde aus dieſen Jagd- und Forſtbedienten ein Jägercorps, welches wegen ſeiner Kunſtfähigkeit im Schießen dem Feinde großen Abbruch thun wird.

Schleſien hat eine große Anzahl von ſchönen Pferden, die mehr als hinreichend ſind, eine Reiterei zu organiſiren, man ſetze ſolche in Requiſition, ſie würden dem Feinde doch in die Hände fallen.

Ich habe gehört, daß 10000 Rekruten in Schleſien ausgehoben werden ſollen, man nehme ſie zur Verſtärkung der größtentheils zurückkommenden ſchleſiſchen Regimenter. Außerdem werden ſich Freywillige genug finden, die gern Dienſte nehmen werden, und E. K. M. können in wenigen Wochen eine neue ſchleſiſche Armee organiſirt, dem Feinde mächtigen Widerſtand leiſten ſehen. Dürfte ich von einem Operationsplan reden, ſo wäre er folgender:

„Die Armee hält ſich ſtets im Gebürge, und lehnt ihren linken Flügel an das neutrale Böhmen, und wird auf der rechten Seite durch die Veſtungen geſchützt, ſie zieht ſich bis gegen die Oberlauſitz und in den Plauiſchen Grund hinauf, und bedroht von hier aus Dresden, die Elbe und den Rücken des Feindes, der an die Weichſel zu marſchieren in Begriff iſt.“

Dies war ungefähr der Plan, den ich las, hörte aber von keiner Entſcheidung des Königs. Endlich (wie Glogau ſchon erobert war) erſchien der Fürſt von Pleß als General-Gouverneur von Schleſien, und ein Königliches Manifeſt, welches in der Hamburger Zeitung geſtanden hat. Ob nun jener Plan (viel zu ſpät) in Erfüllung gehen möchte, das iſt zu erwarten.

Glogau hat ſich vier Wochen gehalten, obzwar weder ſeine Fortification, noch ſeine Beſatzung dies hoffen ließen, und dem Commandanten gebührt desfalls alles Lob.

Der Hauptgrund, weshalb dieſe Stadt capitulirte, war kein anderer, als daß die Truppen zu funfzig in einer Nacht davon liefen, da ſie von einer neuen Inſurrection in ihrem Vaterlande Wind bekommen hatten. Der Commandant erwartete einen Sturm, den er nicht abzuſchlagen hoffen durfte, deshalb ſuchte er die Stadt zu conſerviren. Der Ort hat ſehr gelitten, und die Einwohner haben in allen Claſſen ſehr viel ausſtehen müſſen *).

---

*) Zur Ehre des Kammercollegii zu Glogau führe ich hier noch an, daß daſſelbe, den Kammerdirektor Kieckhöfen an der Spitze (der Kammerpräſident Hr. v. Maſſov hatte Kränklichkeitshalber ſeine Dimiſſion genommen) dem Franzöſiſchen Generalgouverneur von Schleſien, Herrn Bertrand, welcher den Eid der Treue gegen ſeinen Monarchen von dieſem Collegio verlangte, folgendes erklärte:

Sie werden einſehn, mein Herr, daß, da unſer Souverain, der König von Preußen, uns von dem Eide der Treue nicht entlaſſen hat,. den wir ihm gelobten, wir nicht mit gutem Gewiſſen einen andern jenem widerſprechenden Eid leiſten können. Sie würden uns ſelbſt als ſchlechte Menſchen verachten und auf unſre Dienſte nicht den geringſten Werth ſetzen können. Wir haben zwar größtentheils kein Vermögen, wir wollen aber uns unſern Unterhalt lieber auf jede andere Weiſe zu erwerben ſuchen, als einen Meineid begehen.

Hr. Bertrand, gerührt durch dieſe Erklärung, erwiederte: Meine Herren, Sie ſind völlig in einem Mißverſtändniß, wenn Sie glauben, daß der Kaiſer, Mein Herr, etwas von

Was in Schleſien gefährlich zu werden droht, iſt die Verzweiflung, welche die Weber im Gebirge ergreift, die durchaus keinen Unterhalt haben. Die Kaufleute haben ſämmtlich allen Leinewandeinkauf eingeſtellt, da ſie kein baares Geld haben und nirgend zu bekommen wiſſen. Ihr Wechſelplatz (Breslau) iſt geſperrt, und die Hamburger geben keine Commiſſion.

Ich hatte im Gebirge zu thun, und ließ hier einige Worte von Landesvertheidigung fallen, fand aber bei den Kaufleuten, einige wenige ausgenommen, keine Zuſtimmung. Eigentlich war es nur mein Spaß, denn Du weißt, daß ich nicht für den Degen geſchaffen bin. Die Kaufleute kreuzigten ſich vor dem bloßen Wort: Landſturm, und meynten, das könne ja Leib und Leben, Haus und Gut, Leinewand und Bleichen koſten.

Der Kaufmann iſt doch ſtets der ſchlechteſte Patriot, aber der größeſte Egoiſt; er geht nur immer von ſich aus und glaubt, der Staat ſey um ſeinetwillen da; er will recht viel Schutz und Unterſtützung von der Regierung haben, jedoch blos dafür bezahlen, und zwar ſo wenig als möglich. Von Schlachten und vergoſſenem Menſchenblut, wenn ſie auf ſeinen Handel keinen Ein-

---

Ihnen verlangen könnte, was Ihrer Ehre und Ihren Pflichten zuwider ließe, welche Sie Ihrem Souverain gelobt haben. Ich kann und darf Sie aber nicht Ihres Amtes entlaſſen, verlange aber durchaus nichts weiter von Ihnen, als daß Sie mir auf Ihre Ehre verſichern, nichts vernehmen zu wollen, was zum Nachtheil der franzöſiſchen Armee und ihren Operationen gereichen könnte.

Da dieſes Verſprechen, ohne Bedenken geleiſtet werden konnte, ſo ſetzte das Kammercollegium ſeine Amtsführung fort.

fluß haben, lieſt er für ſein Leben gern in der Zeitung, aber für den Staat Menſchenblut vergießen, und zu deſſen Vertheidigung etwas leiſten, iſt nichts für ihn.

Ein bayeriſcher Deſerteur ſetzte einige Gebirgsſtädter in Allarm, bis er auf einem Dorfe arretirt wurde. Der ſchlichte Gebirgsbewohner, beſonders die Contrebandiers, ſind voll von Muth, der Städter gehört in die Cathegorie der alten Weiber.

Vier und vierzigſter Brief.

Berlin den 31. Dec. 1806.

Zum Schluß dieſes für Preußen ſo verhängnißvollen Jahrs, in welchem die Regierung zu zwey gleich zerſtörenden Maaßregeln griff, zur Fabrikation eines auf nichts begründeten Papiergeldes, und zu einem Kriege mit ſeinen natürlichen Alliirten, wozu keine Motiven ſich auffinden laſſen, die nicht vorher ſchon da waren, wirſt Du mir erlauben, das künftige Schickſal dieſes mir ſo werth gewordenen Staates zu prognoſticiren.

Preußen iſt jetzt, wie es ſcheint, aufgelöſt, weil die vorige Regierung ſich von der Fundamentalverfaſſung entfernte, die vier Regenten ſeit hundert Jahren dieſem Staatsverein zur Baſis unterlegten, und weil die jetzige Regierung nicht mehr ſtark genug war, dem Strom des Verderbens einen Damm entgegenzuſetzen.

Preußens Macht war auf das Militair, dieſes auf die Finanzen, das Militair in ſich auf das Ehrgefühl begründet; die organiſchen Geſetze lagen in dem Willen des Einzigen, der an der Spitze ſtand. Friedrich Wilhelm II. ließ die Armee ausarten, und vernichtete das Finanzweſen, in ihr war weder Wille noch Kraft, mit dem Zeitalter und ſeiner Entwickelung fortwirkend organiſche Geſetze zu ſchaffen, oder die alten zu erhalten; ſeine Gewalt ging auf einen Areopagus über, der ſein Privatintereſſe dem des Staats vorzog.

Friedrich Wilhelm III. konnte dem Verderben nicht mehr Einhalt thun, weder das Alte erhalten, noch etwas neues Beſſeres erſchaffen, ſo gern er es auch wollte; die Gewalt ging auf zwey ſich entgegenwirkende Körper über, auf das Cabinet und den Staatsrath. Daher viele Berathſchlagung, keine Handlung, keine Energie, kein Erfolg. Von dem alten Staatsgebäude ſtand nur noch die ſchöne aufgeputzte glänzende Schaale, dem Unkundigen ſchien dieſer Pallaſt Wind und Wetter zu trotzen, die Mittagsſonne warf ihre brennenden Strahlen darauf, und der Pallaſt ſtürzte zum Erſtaunen der Zuſchauer zuſammen. Wer nun die Bauſtelle benutzen will, der nehme neue Gewerken an, und führe einen ganz neuen, dem Zeitalter angemeſſenen maſſiven Bau auf.

Friedrich hatte, wie ich Dir ſchon vor zwanzig Jahren ſchrieb, ſein Staatsgebäude auf Principe fundirt, die dem Zeitalter angemeſſen waren, man mußte ſolche nicht aufgeben, ſondern nur modificiren; man ließ aber ſtehen, was geändert werden, und man riß ein, was nothwendig ſtehen bleiben mußte. Man gab dem Adel immer noch ausſchließend die Officierſtellen in der Armee, und hob das Magazinweſen und das Colbertſche Syſtem auf.

Wenn Friedrich etwas verſah, ſo war es nichts anders, als daß er dem Staate keine Fundamental- oder organiſche Geſetze gab, und ſolche unter Garantie eines aus allen Claſſen der Unterthanen beſtehenden Senat ſetzte, wodurch ſeinen Nachfolgern und ihren Miniſtern die Hände gebunden worden wären, das Gute einzureißen. So war die Entwickelung des preußiſchen Staats von ſeiner Abründung im Süden abhängig, das unverſtändige Cabinet (1793) ſuchte aber ſolche im Norden hervorzubringen.

Frägt man, warum Friedrich dies nicht that? So löſt ſich dies Problem vielleicht durch ſeine Ueberzeugung auf, daß keine Fortdauer ſey, und daß ihm alles gleichgültig war, was nach ſeinem Tode geſchehen möchte.

Vielleicht wäre es für den preußiſchen noch nicht zur Vollendung gediehenen Staatskörper am zweckmäßigſten geweſen, wenn in der Regentenfolge das Adoptionsſyſtem angenommen worden wäre, wodurch in Rom Jahrhundert lang die talentvollſten und vollendeteſten Köpfe der Nation den Thron einnahmen.

Sind aber auch die preußiſchen Armeen geſchlagen, die Veſtungen des Landes genommen, der König und die Regierung in den entfernteſten Winkel des Staats eingeklemmt worden; ſind auch die Manen Friedrichs durch Reichstruppen bewacht, denen vor 50 Jahren ſein Name ſchon ein Schrecken war; ſo folgt daraus noch gar nicht, daß der preußiſche Staat aufgelöſet und vernichtet werden müſſe; denn der, welcher jetzt die Weltbegebenheiten lenkt, Napoleon, wird nichts anders wollen, als was dem Intereſſe Frankreichs angemeſſen iſt.

Man glaubt, der Kaiſer werde Pohlen wieder herſtellen, er werde England in Rußland erobern, in Petersburg werde er den Frieden dictiren.

Der einzige Grund zur Vernichtung des pohlniſchen Reichs war das Verhältniß der Unterthanen zu ihren Grundherren, mit einem Wort, die Feudalariſtokratie. Der Entwickelung in dieſem Lande war durch ſeine geographiſche Lage ein Riegel vorgeſchoben.

Wer dieſe Hinderniſſe nicht ſogleich entfernt, der kann den Staat nicht ſelbſtſtändig machen. Er muß einen Mittelſtand erſchaffen.

Wollte er durch ein Machtwort die Claſſe der Bauern zu Eigenthümern erheben, ſo hilft dies zu nichts, denn die Individualität des pohlniſchen Bauers ſtrebt ſelbſt dieſer Entwickelung entgegen. In weſſen Hände würde die Regierung fallen? In die des Adels? Welche Selbſtſtändigkeit dieſer hervorzubringen vermag, das können wir aus der Geſchichte aller Reiche entlehnen, wo er dominirte.

Umgeben von Rußland und Oeſtreich würde der König von Polen ſtets neuen Angriffen ausgeſetzt ſeyn. Pohlen kann nur langſam zur Entwickelung unter der Herrſchaft der benachbarten Staaten gedeihen, und für Preußen iſt dieſe Souveränität eine Laſt, wie ich Dir oft geſchrieben habe. Wäre es jetzt durch dieſen Krieg möglich, ihr zu entſagen, mit beyden Händen möchte es darnach greifen.

Nimm einmal die Charte von Pohlen zur Hand, und betrachte die Grenzen des ruſſiſchen Reichs. Napoleon hat ſeine Operationslinie bis hinter den Bug, bis Tykozin ausgedehnt. Jetzt noch beſetzen ſeine Truppen das Terrain von den Küſten der Oſtſee bis an die Grenze des neutralen öſtreichiſchen Weſtgalliziens. Sieh' dagegen die Breite des Gegenſtandes, auf den die franzöſiſchen Armeen wirken müſſen. Es iſt die Linie von Pillau in Curland bis an den Dnieſter, bis nach Mohilow.

Sieh die Menge von Flüſſen, Seen, Moräſten, Wäldern und Wüſteneyen, die dieſe Länder verunſtalten, und Du wirſt mir Recht geben, daß es hier ſchwer zu kämpfen iſt.

Rußland und Frankreich mögen ſich über der zuſammengeſtürzten Pforte die Hände reichen, ſie mögen die Dardanellen und den Canal von Conſtantinopel vom Peſtſtoff befreyen, und einen lebendigen Handel zwiſchen den Häfen des mittägigen Frankreichs und denen des ſchwarzen Meeres eröffnen, ſo wird Englands Uebermuth beſſer gedemüthigt, als durch Napoleons Anweſenheit in Petersburg. Was ſich nicht halten kann, mag fallen, wie das Reich der Ottomannen.

Was Preußen anlangt, ſo muß es Frankreich conveniren, daß hier eine Macht fundirt wird, die, zu ſchwach Frankreich zu ſchaden, Stärke genug hat, dem nach Süden eindringenden Norden zur Vormauer zu dienen, und Oeſtreich die Wage zu halten.

Mag immerhin Weſtphalen mit Holland vereinigt bleiben. Dieſer Staat kann dadurch früher zu ſeiner ehemaligen Macht wieder emporſteigen. Mögen der Fürſt von Fulda und der Herzog von Braunſchweig Großherzöge von Großpohlen und Litthauen werden, ſo kann ganz Niederſachſen dem preußiſchen Staate zur Entſchädigung dienen.

Die Nationalkraft wird dadurch eher ſteigen als fallen. Freylich werden wir nach dem wiedergekehrten Frieden nicht mehr nöthig haben, 250000 Müßiggänger zu füttern, und im Auslande Taugenichtſe zu kaufen, um ſie zum Spaß in bunte Lappen zu kleiden. Freylich werden wir den Erbadel vernichten müſſen, wenn auch die Domainen bleiben, wie ſie ſind: Freylich werden wir die Impulſionskraft an der Spitze des Staats in der Einheit feſtſtellen müſſen, und neuer organiſcher Geſetze bedürfen. Ob dies aber ein Unglück wäre, das bezweifle ich.

Groß waren ſeit 10 Jahren die Pläne des großen Genies Napoleons, jetzt iſt der Schleier noch nicht gelüftet, der die neueſten bedeckt.

Bisher hat er ſie alle vollendet.

Als Preuße ſchmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß ein ſo großer Kopf, wenn er Englands Handelsmonopol vernichten, und dem nordiſchen Rieſen, der ſeine Hände nach dem Süden ausſtreckt, auf die Finger klopfen will, ſich dazu beſſer eines Königs von Preußen, als eines Marquis de Brandenbourg bedienen könne *).

Wer glauben kann: Napoleon wolle im Norden Eroberungen machen, der irrt ſich; wollte er auf dieſe ausgehen, warum nahm er nicht längſt Spanien und Portugall?

---

*) S. Note II.

Zuſätze.

Erſter Zuſatz zu Seite 1.

Heute fiel mir der erſte Brief in die Hände, den ich Dir 1786 ſchrieb, dies veranlaßte mich, die ganze ſeitdem mit Dir geführte Correſpondenz zu ſammeln, zu ordnen, und Dir einige Erläuterungen darüber mitzutheilen

Jener erſte Brief enthält eine Prophezeihung meines Vaters, Du würdeſt aber irren, wenn Du ſolche durch die jetzige Vernichtung des preußiſchen Staats erfüllt zu ſehen wähnteſt. Mein Vater konnte im Deutſchen keine aus fremden Sprachen entlehnte Worte leiden, ſo lange es noch ein deutſches Wort gab, welches einigermaßen für den Begriff paßte, den andere durch ein aus andern Sprachen entlehnte, Wort ausdrücken wollten*).

Störenfried hieß ihm ein Reformator, und er meynte wohl Friedrich Wilhelm III. damit, von dem das Publikum in jener Zeit erwartete, er werde alles wieder herſtellen, was Friedrich Wilhelm II. verderben möchte, da Friedrich II. von ihm geſagt hatte: Du wirſt Dir Schleſien nicht nehmen laſſen.

Man muß geſtehen, daß Friedrich Wilhelm III. alles gethan hat, was er vermochte, dieſer Idee zu entſprechen; das ſündhafte Zeitalter war ihm aber zu mächtig. Die jetzt erfolgte Zerſtörung der preußiſchen Regierung, die ſah 1786 wohl kein Sterblicher vorher.

Zweyter Zuſatz zu dem Abſchnitt: Inſurrection in Südpreußen. S. 75.

Der General Manſtein, der in Koſten 1794 in der pohlniſchen Inſurrection, bei einem Ueberfall, in ein leeres Faß kroch, iſt todt, und kommandirte das jetzige Regiment Holzendorf in Oppeln. Dies Factum verhielt ſich folgendermaßen:

---

*) S. Note I.

Dieſer General hatte ein Corps von 1500 Mann unter ſeinen Befehlen, womit er nach Poſen über Koſten marſchiren ſollte. Koſten war voll von Inſurgenten, die, ihm unſichtbar, bei den Bürgern ohne Montirung verſteckt waren. Aller Warnungen ungeachtet ließ der General, wie er hier ankam, abſatteln, und ſetzte ſich mit ſeinem Regiments-Chirurgus Roſenfeld im Gaſthofe zu Tiſche. Plötzlich entſtand Lärm auf der Straße, der General erſchrack, entfernte ſich ſchnell, lief in den Keller, fand hier ein großes leeres Faß und kroch hinein; die Inſurgenten ſtürzten in die Gaſtſtube, und fanden Hrn. Roſenfeld mit entblößtem Degen, der ſich ihnen widerſetzte, und ſich tapfer vertheidigte. In der Vorſtadt lagen Huſaren; ein Trompeter von ihnen blies Lärm, und wollte in die Stadt ſprengen, der Thorſteher zog aber den Schlag herunter, der Trompeter ſetzte darüber weg, blies in der Stadt Lärm, die Truppen eilten herbey, vertrieben die Inſurgenten, und befreyeten ihren Chef, ohne ſeine Ordre, aus ſeinem unbequemen Schlupfwinkel.

Dritter Zuſatz zu S. 78.

In dem erſten franzöſiſchen Kriege glaubten die Feldherren der Alliirten, die franzöſiſchen Generale zu beſchimpfen, wenn ſie ausbreiteten, es wären Menſchen aus der gemeinſten Claſſe — Schuhmacher und Schneider; vom General Houchard hieß es, er ſey ein Stiefelwichſer geweſen. Wie ſie von dieſen Generalen geſchlagen wurden, erſann man ein anderes Mährchen, man ſagte: die neuen bürgerlichen franzöſiſchen Generale hätten von ihren vornehmern Vorgängern, einem Türenne, Marſchall von Sachſen u. a. ganz beſtimmte Vorſchriften, Pläne und Diſpoſitionen gefunden, wie man in jedem Terrain in Belgien und am Rhein eine Armee kommandiren müſſe; dieſen Vorſchriften folgten ſie blindlings. So lächerlich dies war, ſo wurde es doch geglaubt, denn man konnte ſich nicht von dem Vorurtheil loß machen:

> daß ein Feldherr aus einem andern, als einem adlichen Schooß, gebohren werden könne.

Jetzt weiß man aber:

> daß der größte Theil der franzöſiſchen Generale aus Männern beſtand, und noch beſteht, die in ihrer Jugend eine hinreichende Bildung, und ſehr viele eine militairiſche Erziehung erhielten; manche aber z. B. Moreau, u. a. wenn ſie auch, ehe ſie ihre militairiſche Laufbahn anfingen, in einem andern Stande lebten, vermöge ihrer Genialität ſich ſelbſt zu Feldherren bildeten.

Vierter Zuſatz zu S. 104.

Die Gräfin Lichtenau ſaß einige Jahre in Glogau auf der Veſtung. Sie kaufte ſich hier das ſchönſte Haus, richtete ſolches auf das geſchmackvollſte ein, gab hier Thee's und Geſellſchaft. Wer in Glogau irgend auf Wiſſenſchaft und Kunſt Anſpruch machte, oder für einen genialiſchen Kopf galt, den zog ſie in ihre Cirkel. Der bekannte Nothhardt zog an ihrem Wagen, und man ſagte damals, er habe ſie heyrathen wollen. Benkowitz, der Verf. des Natalis ꝛc. die beliebteſten Mitglieder des Salleriſchen Theaters, Herr Nagel u. a. ließen ſich den Wein der Gräfin ſchmecken. Unter ihnen befand ſich ein verunglückter Guthsbeſitzer, der, da es mit dem Gütherhandel nicht gehen wollte, ſich mit der Poeſie und den ſchönen Künſten befaßte, er nannte ſich Baron Fink, und iſt jetzt Caffeetier in Kneben, einer kleinen Stadt an der Oder. An ihn addreſſirte ſich Herr Fantano, der beym Döbbeliniſchen Theater in Poſen Lichtputzer geweſen war, ein junger, ſchöner, feuriger Italiäner, und bat, ihn als Lautenſchläger der Gräfin vorzuſtellen. Es geſchah und er entzückte. Die Gräfin ließ ihn täglich zu ſich kommen, um ſein reitzendes Spiel und ſeine volle Stimme zu hören; nach einigen Wochen nahm ſie ihn ins Haus.

In ihren Vermögensangelegenheiten führte ſie mit dem Könige einen Proceß. Er war es müde, ſich noch länger dieſe ihm ekelhafte Sache vortragen zu laſſen, und befahl, der Gräfin unter der Bedingung die Freyheit zu ſchenken, wenn ſie auf alle weitere Anſprüche Verzicht leiſtete. Dies geſchah, und ſie hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Fontano in Wien zum Herrn von Holbein umſchaffen zu laſſen, worauf ſie ihn heirathete, und ſich in Breslau niederließ. Sobald dieſe Heyrath erfolgt war, ſuchte der junge Gemahl bey jüngeren Frauen Befriedigung, und er war es, der den Herrn Trojer gegen ſeine Frau eiferſüchtig machte, die er erſtach, und dann enthauptet wurde. Jetzt hat Herr von Holbein die Gräfin verlaſſen und verſichert:

> Er wolle lieber von neuem Lichter putzen, als die Wünſche einer alten Maitreſſe befriedigen.

Sie iſt nach Wien gegangen, wo ſie ihr Leben zu beſchließen gedenkt.

Zuſatz ad voc. Requiſitionen.

Inſofern die Franzoſen der engliſchen Induſtrie keinen Einfluß auf den preußiſchen Boden mehr verſtatten, und die engliſchen Aufkäufer roher Producte von den deutſchen Märkten verſcheuchen, ſo wäre dieſer Zweck wohl für Preußen keine Veranlaſſung zum Kriege geweſen; im Gegentheil dürfte Frankreich und Preußen, ſo wie ganz Deutſchland, hierin ein gleiches Intereſſe haben.

In der Ausführung dieſes großen Plans erſcheinen aber große Hinderniſſe.

Deutſchland litt bisher an der engliſchen merkantiliſchen Univerſal-Despotie, wie ein Patient, an einem um ſich freſſenden Krebs; der Arzt erſcheint, und will den Leidenden, durch einen Schnitt von dem Geſchwür befreyen, (es iſt das einzige noch übrige Heilmittel) er muß vorſichtige Maaßregeln nehmen, damit ſein Patient ſich nicht zu Tode blutet.

Indem die Franzoſen die Küſten der Nord- und Oſtſee dem engliſchen Einfluß ſperren, braucht England Repreſſalien wegen der Ausfuhr deutſcher Producte des Kunſtfleißes. Die mit dieſem Staate in enger Verbindung geſtandenen Hanſeſtädte, ſo wie die übrigen deutſchen Handelsplätze, verlieren einen großen Theil ihrer Capitale, welche den einländiſchen Fabriken das Leben gaben, nnd dieſe gehen ihrer Vernichtung entgegen *).

Der jetzt die preußiſchen Staaten verwüſtende Krieg ſoll auf Koſten derſelben geführt werden, deshalb iſt das Requiſitionsweſen eingeführt. Die Franzoſen ſetzen ſich in den Beſitz der Reſultate, der Induſtrie des baaren Geldes, durch Contributionen; es tritt nichts an deſſen Stelle. Dieſe Laſt wäre gleichmäßig zu vertheilen, die Städte und der Mittelſtand dürfte ſie nicht mehr fühlen wie der Guthsbeſitzer.

Es iſt bekannt, daß nach Friedrichs Syſtem der Schatz, die Banken, Lombards und die Seehandlung bisher in der Geldcirculation das Herz waren, das Geld ſtrömte hier ab und zu. Dieſe Inſtitute waren die Geldcaſſirer für die ganze Nation; ſie ſind jetzt entfernt, mit ihnen der größte Theil des baaren Geldes, mithin iſt es um alle Circulation geſchehen; Handel und Induſtrie liegen gänzlich darnieder.

Für die preußiſche Armee wurden 14 Millionen Thaler vom Lande contribuirt und eingenommen, aber auch eben ſo bald wieder ausgegeben. Die Armee und ihre Ausgabe exiſtirt nicht mehr, die Abgaben ſind geblieben.

Schleſien zog durch den Leinenhandel allein 5 Millionen vom Auslande. Hamburg hat einen Theil ſeiner Capitale in dieſen Handel geſteckt, was aber die einländiſchen Kaufleute vom Auslande an Wechſeln einzog, wurde in Breslau diſcontirt; ſeit hier weder eine Bank noch Geld mehr iſt, hat aller Handel aufgehört, es wird keine Leinewand mehr eingekauft, und die Weber, welche davon ihr tägliches Brod hatten, werden ihre Abnehmer (die Kaufleute) plündern, von denen ſie gedrückt zu ſeyn wähnen.

Die franzöſiſchen Heere bezahlen ihre Bedürfniſſe nicht, ſie nehmen ſolche durch Requiſitionen, die Einwohner geben ihre Beſtände hin, aller Erwerb iſt ihnen abgeſchnitten.

---

*) S. Note K.

Dieſe Darſtellung der unglücklichen Lage des preußiſchen Staats iſt der Wahrheit gemäß.

Ich glaube, daß Mittel vorhanden ſind, um ſowohl die Bedürfniſſe der Truppen zu befriedigen, als auch den Wohlſtand des Landes nicht völlig zu Grunde zu richten.

Bei der Ausführung dieſer Idee ſtoßen dem Beobachter zwey Fragen auf:

1) Was erfordert die franzöſiſche Armee zu ihrer Subſiſtenz, und in wie weit iſt die phyſiſche Möglichkeit vorhanden, dieſe Bedürfniſſe aus dem eroberten Lande zu nehmen, ohne die Einwohner zur Verzweiflung zu bringen?

2) Auf welche Art und Weiſe kann die Laſt gleichmäßig vertheilt werden?

Beyde Fragen muß derjenige auflöſen, der eine richtige Kenntniß des National-Reichthums hat. Nach Friedrichs Syſtem war bei uns der Grund und Boden am wenigſten direkt belaſtet, die Städte waren die Quellen, aus denen er ſchöpfte, und er legte ihnen das platte Land unter, indem ſolches gezwungen war, ſeine rohen Producte auf den Märkten in den Städten zu verkaufen und hier die Gegenſtände des Luxus einzukaufen. In neueren Zeiten hat man aber dies Syſtem theilweiſe verlaſſen, die Abgaben der Städte [illegible] zwar geblieben, keineswegs aber das alte für ſie günſti[illegible] Verhältniß gegen das platte Land; man hat nicht ſtrenge darauf gehalten: daß die Guthsbeſitzer ihre rohen Producte zu Markte in die Städte fahren mußten, die Aufkäuferey wurde nicht ſtrenge genug bewacht, die Ausfuhr roher Producte war häufig erlaubt, die Bier- und Branntwein-Fabrikation war ſehr hoch in den Städten, auf dem Lande nicht verſteuert. Es wurden im Wege der Defraudation eine Menge auswärtiger unverſteuerter Conſumtibilien und Waaren auf dem platten Lande eingeſchwänzt, die man in den Städten verſteuern mußte.

Der Guthsbeſitzer erhielt durch die Pfand-Creditſyſteme große Capitale zu neuen Anlagen in die Hände, die dem ſtädtiſchen Erwerbfleiße entzogen wurden, wogegen die Banken, die

die für den Handel von **Friedrich** organiſirt waren, zuletzt
ſogar Hypotheken diſcontirten, und ihrem erſten Fundations-
Zweck nicht mehr entſprachen.

Daher iſt der Mittelſtand ſeit 20 Jahren verarmt, der
Guthsbeſitzer hat gewonnen; daher iſt des Geldes weniger
und doch die Sachen theurer geworden, da jenes in zu
wenige Hände fiel und der Handlungsbilanz nachtheilig
wurde.

Sollen nun durch den Krieg die Städte nicht völlig
ruinirt, mit ihrem Falle der Mittelſtand nicht zu Grunde
gehen, aller Handel und Induſtrie verſchwinden, und wir da-
durch den Engländern indirekt in die Hände fallen, ſo muß
die Requiſitions- und Einquartirungslaſt gleichmäßig vertheilt
werden. Bisher hat man mehr die Städte als das Land
bequartirt, wie dies die Natur der Sache begründet. Alle
Bedürfniſſe der fremden Truppen, ſo wie der Betrag der
Contribution, kurz alles, was die Sieger fordern, wäre zu
einem baaren Quanto ein für allemal in den eroberten Pro-
vinzen anzugeben; dies Quantum muß Verhältniß zu dem
Nationaleinkommen und davon bisher entrichteten Staatsab-
gaben haben, und den Einwohnern ein Surplus des Ertrags
bleiben, wovon ſie leben können. Die Repartition der aufzu-
bringenden Requiſitionen aller Art müßte auf ſämmtliche
Einwohner des Staats fallen, welche den Nahrungsſtand
ausmachen.

Sobald im Verhältniß zu dem Nationaleinkommen der
Betrag der Bedürfniſſe der fremden feindlichen Truppen feſt-
geſetzt wäre, könnte man folgendes Princip der Hauptver-
theilung annehmen:

Die Staatseinnahme kömmt

1) aus den Domainen;
2) von der Induſtrie durch Acciſe;
3) Von Grund und Boden durch Contribution;
4) von ſämmtlichen Einwohnern vermöge landesherrlicher Regalien, wohin die Salz-, Conceſſions-, und andere Gefälle gehören.

Iſt nun pro Thaler des Staats-Einkommens der zu leiſtende außerordentliche Beytrag feſtgeſetzt, ſo könnte man der Einnahme sub 4. den Grund und Boden hinzurechnen, weil die Contribution nach einem viel zu geringen Maaßſtabe angenommen worden iſt.

Geſetzt, das Staatseinkommen betrüge 20 Millionen, wozu jede der oben angegebenen Einnahmen ein Viertel oder 5 Millionen beitrugen, und der Feind forderte 20 Millionen Requiſition, ſo müßten die Domainen 5 Millionen vom Domainen-Ertrag und ihren Beitrag zahlen, inſofern die Domainen-Unterthanen contribuabel ſind. Die Städte zahlten 5 Millionen, inſofern ſie accisbar, und ihren Beytrag, inſofern ſie contribuabel ſind; 10 Millionen würden aber nach dem Maaßſtabe der Contribution erhoben.

Jede Provinz trüge aber die Laſt nach Maaßgabe ihrer Provinzialeinnahme-Etats. In den Domainenämtern würde von den Damainenunterthanen ein Beytrag vom Amte gefordert, der von ihren Dominialpräſtationen zu leiſten wäre, ein anderer vom Kreisſteueramte mit der Contribution. Das Amt zahlt den Reſt vom Vorwerksertrage.

Da auf dem platten Lande in den eroberten Provinzen der Adel von ſeinen Vorwerken keine Steuern oder nur Ritterpferde entrichtet, ſo wird derſelbe zu dieſer außerordentlichen Steuer auf den Grund ſeiner Ausſaat mit hinangezogen. In den Städten werden die neuen Abgaben mit der Acciſe erhoben, dem Einwohner des platten Landes aber ſol[illegible] Ausgange verſteuerter Waaren abgeſchrieben.

Statt alles baaren Geldes müßte eine jede Provinz für ſich in solidum über ihren Beytrag Scheine ausſtellen, welche ſtatt baaren Geldes anzunehmen und in Cours zu ſetzen wären. Der Betrag für ein jedes Dominium der Commune würde in die Hypothekenbücher eingetragen, und jene Scheine erhielten die Rechte der Pfandbriefe, welche letztern jedoch auch in Zahlung anzunehmen wären. Jede Provinz errichtete Amortiſationscaſſen; ein jeder Contribuent zahlte dahin 5 Procent von ſeinem Beytrag, um in 10 Jahren das Ganze abzutragen. Es würde nämlich alsdann von obigen 20 Millionen Requiſition nur 1 Million jährlich aufgebracht. Die franzöſiſche Regierung nimmt dieſe Steuerſcheine ſtatt Geld, und zahlt damit alle ihre Bedürfniſſe nach einem feſten Preiſe; den Sold der Truppen, den der Civilofficianten und kriegsgefangenen Officiere.

Es wird den Soldaten dann vorſchriftmäßig Quartier und Koſt gereicht, beſtimmt, wie beide beſchaffen ſeyn ſoll, und der Preis feſtgeſetzt, der dem Wirth zu vergütigen iſt. Eben ſo wird es mit Getraide, Getränke, Pferden, Rindvieh ꝛc. gehalten.

Damit der Wechſelcours Fortgang hat, werden Interimsbanken, wo deren ſonſt geweſen ſind, etablirt, und die Wechſel mit Steuerſcheinen diſcontirt.

Bei dieſer Methode erſcheint nur eine Claſſe von Einwohnern, die leer ausgeht: die Capitaliſten, die auf dem Lande leben; denn wohnen ſie in den Städten, ſo zahlen ſie die erhöhte Acciſe. Auch ſie müſſen herangezogen werden.

Man laſſe ihnen die Wahl, entweder in den Provinzialſtädten zu wohnen, wo ſie keinen direkten Abzug von ihren Renten zu erwarten haben, da ſie alsdann die Acciſe zahlen; indeß wenn ſie auf dem Lande leben wollen, ſo müſſen ſie von jedem Thaler ihrer Einnahme an Zinſen eben einen ſolchen Beytrag geben, als der Guthsbeſitzer nach dem Maaß ſeiner Contribution zu zahlen verpflichtet wäre, welcher Beytrag dem letztern zu Gute kommen muß. Sagt man über dieſen Plan:

> daß der Feind ſich durch die Steuerſcheine in den Beſitz der Sachen ſetzen würde,

ſo iſt dies richtig; es wird aber dadurch bewirkt werden, daß die Laſt mit Gleichheit getragen, und ſolche weniger fühlbar wird, da man ſie in zwanzig Theile zerlegt, und auf zwanzig Jahre verſchiebt, in denen man ſie durch Fleiß beſeitigen könnte.

Jetzt werden uns ſämmtliche Reſultate unſers Fleißes und der Induſtrie, Geld und Sachen, genommen; diejenigen, welche ſich im wirklichen Beſitz des baaren Geldes befinden, die Capitaliſten, tragen am wenigſten. Diejenigen, welche nur ein ſcheinbares Vermögen haben — die Hausbeſitzer in den Städten, ſollen den größten Antheil an der Laſt tragen.

Die reichen Inhaber des baaren Geldes, die Juden, indem ſie geſchont werden, wirken noch empfindlicher auf die Eigenthümer, Officianten u. a. die wenig Geldvorrath haben; man ſucht bei dieſen das baare Geld, ſie müſſen es wieder ſuchen, und erhalten es kaum gegen ungeheure Abzüge auf unzerſtörbare Sicherheit.

Nimmt man in den preußiſchen Staaten einen Geldvorrath von 40 Millionen vor dem Kriege an, was ſehr viel iſt, ſo ging ein Drittel gewiß mit den königl. Caſſen, Banken ꝛc. über die Weichſel, ein Drittel iſt noch in den Händen der Juden und ein Drittel mag noch in Circulation unter den übrigen Staatsbürgern ſeyn, die nun zu unerſchwinglichen Contributionen herangezogen werden.

Zuſatz zu S. 260, bei dem Ausdruck:

Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.

„Kurz nach Errichtung der Bürgergarde revidirte ein „Officier derſelben ſeine Wachen, und fand einen Bürger im „Schilderhauſe ruhig ſchlafen; er weckte ihn auf und verwieß „ihm ſeine Schläfrigkeit. Schlaftrunken vertheidigte er ſich „mit den Worten: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!“

Ueber den Character der Berliner.

Jede Reſidenz eines Staats zeigt einen eigenthümlichen Charakter, dies hat ſeine natürlichen Urſachen: die mehrſten Menſchen ſind mehr für Eindrücke empfänglich, die ſie empfangen, als im Stande, auf andere einzuwirken; ſie haben mehr Einbildungskraft im Auffaſſen als Phantaſie im Hervorbringen.

Jede Reſidenz, die oberſte Staatsgewalt in ihrer Mitte, iſt der Centralpunct, aus welchen auf die Nation eingewirkt wird; die hier reſidirende oberſte Staatsgewalt bildet ihren Charakter, ſie iſt für das Ganze das Herz; alles ſtrömt aus ihr hervor, und geht dahin wieder zurück.

Iſt die Reſidenz noch zugleich eine Stadt, wie London, die über den Welthandel gebietet, ſo hat auch dieſe Eigenſchaft einen großen Einfluß auf ihren eigenthümlichen Charakter. Alle wichtige Staatsrevolutionen, alle und jede Volkserziehung ging ſtets von der Reſidenz aus.

Auf eben dieſe Weiſe bildete ſich der Charakter der Berliner, und wenn die verſchiedenen Provinzial-Hauptſtädte, Breslau, Königsberg, Warſchau ꝛc. eine ganz andere Anſicht gewähren wie Berlin, ſo liegt es darin, daß der preußiſche Staat ein künſtliches Machwerk, ein Produkt der Kunſt, aus vielen heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt.

Seit dem großen Churfürſten war die Tendenz des preußiſchen Staats militairiſch, dies blieb bis auf den heutigen Tag. Bis zu dem höchſten Punkt des Ruhms, den die preußiſche Armee erſtieg, bis zum Jahr 1788, nach Beendigung der holländiſchen Campagne, gab das Militair in Berlin, beſonders die Haustruppen, den Ton an.

Die Söhne der Erſten des Adels ließen ſich dieſem Corps einverleiben, und wirkten dann durch ihren Stand und ihr Geld auf die Maſſe. Ganz den verfeinerten phyſiſchen Genüſſen hingegeben, thaten ſie das Ihrige und trugen mit allen Kräften dazu bei, moraliſche Verderbtheit (nach Fichten das ſündhafte Zeitalter) herbeyzuführen. Seit der Regierung Friedrichs theilte ſich dem Berliner Publikum etwas mit, was die Folge ſeiner Denkart und Handlungsweiſe war.

Unter ſeinem Vorfahren, Friedrich Wilhelm I. beſtrebte ſich alles der Frugalität, der Häuslichkeit und bürgerlicher Sitten. Wenn er auf der Straße erſchien, und ſah Jemand müßig ſtehen, ſo ſagte er ihm wohl eine Sottiſe. Er war religiös, und die erſte Klaſſe in Berlin verſäumte keinen Gottesdienſt.

Friedrich liebte die Wiſſenſchaft, die Kunſt und die Denkfreyheit, er verachtete alle Bigotterie, und bekümmerte ſich um den Glauben ſeines Volkes nicht; er war witzig, liebte die Freuden der Tafel, und über die Moralität der Unterthanen glaubte er zu wachen ſich nicht berufen. Auf ſeinen Befehl ließ man in Berlin Bordelle anlegen, weil es eine nothwendige Polizeymaaßregel ſchien. Er ließ Berlin auf alle Weiſe verſchönern, begünſtigte die Induſtrie und den Luxus, und erhielt die Bedürfniſſe erſter Nothwendigkeit immer in einem wohlfeilen Preiſe.

Der Charakter der Berliner nahm hiernach ſeine Richtung. Sie widmeten ſich der Litteratur und der Kunſt, ſie übten ſich um ſtets witzig zu ſeyn (ſelbſt der Pöbel), ſie beſtrebten ſich elegant zu wohnen, das Moderne war in ihren Augen immer das Schöne, dies in ihrer Lebensweiſe zu erreichen, war ihr höchſtes Ziel. Die Freygeiſterey, Geſpött über Religion, ein liederliches Leben, und der üppigſte höchſte phyſiſche Genuß waren Zweck ihres Daſeyns.

Friedrich II. war der Held des Jahrhunderts, ſeine Armee die unüberwindliche, dieſe Vorzüge eigneten ſich die Berliner an, ſtolz ſahen ſie auf alle Provinzialen herab, verächtlich behandelten ſie den Ausländer, unhöflich den Fremden, der Friedrichs Denkmahle in Berlin aufſuchte.

Schlug Friedrich die Oeſtreicher, Ruſſen und Franzoſen, ſo ſagte jeder Friſeur:

„Wir haben ſie geſchlagen.“

Nach Friedrichs Tode hat dies noch ſo lange fortgedauert, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach, wodurch alle Berliner Tonangeber in Demokraten verwandelt wurden. In den Tabagieen und in den Kaffeehäuſern ſetzten ſie damals Könige und Fürſten ab, ernannten Conventsdeputirte, und reformirten alles von Grund aus.

Das nachher befolgte Neutralitätsſyſtem war ihnen zuwider, ſie ſahen vorher, Preußen werde dadurch die ſo lange in Europa behauptete Autorität verlieren, darum wollte die Maſſe den Krieg gegen Frankreich.

Das Berliner Volk iſt nur für den Genuß vorhanden, es iſt für Geld zu haben, wozu man es nur brauchen will. Es iſt brav im Wortkriege, wo die Wein- und Bierflaſchen auf dem Tiſche ſtehen; zu einem Aufruhr ſind höchſtens die Gaſſenjungen geneigt; die älteren Berliner Knaben rottiren ſich nie aus einer ernſtlichen Begierde zu energievollen Schlägen zuſammen, ſondern bloß aus Neugierde, um zu ſehen, was es giebt. Sieht Jemand z. B. aufmerkſam auf einen Punkt, ſo ſammelt ſich ſogleich ein Haufen um ihn; die Entfernteren, die dies ſehen, eilen im Fluge herbey, um was Neues zu erfahren; bald ſind Hunderte verſammelt, und keiner weiß warum, denn der Spaßmacher, der Aufmerkſamkeit erregen wollte, hat ſich heimlich entfernt.

Auf eben dieſe Art belügt einer den andern mit Neuigkeiten, die beſonders jetzt von Mund zu Mund gehen.

Der eine erdichtet eine den Wünſchen des Publikums entſprechende Mähr, der zweyte verſchönert, der dritte vergrößert ſie, und der vierte macht ein unleugbares Faktum daraus.

Nichts iſt ſchwankender wie die Weiber in der Liebe, ſie legen die Liebhaber an und ab, wie man Handſchuh an- und auszieht.

Sie haben weiter keinen Zweck bei dieſer Verbindung als phyſiſchen Genuß, oder die Ehe, um ein Aushängeſchild für die Sicherheit ihrer Geilheit zu erhalten, auch wohl deshalb, um einen Mann ihren Liebhaber zu nennen, der in der Mode iſt.

Es iſt nicht außerordentlich, daß Mutter und Tochter einen Liebhaber haben, und das Leben einer Giftmiſcherin hat in Berlin nichts verdorben.

Nichts iſt lächerlicher wie der Patriotismus der Berliner. Unter den Alten beſeelte jedes Individuum das reine Gefühl der Vaterlandsliebe:

Die Lazedemonier bei Termopila.

Bei den Berlinern beſteht die Vaterlandsliebe im Geldbeutel. Um aber patriotiſch zu ſcheinen, benutzen ſie dazu die Gelegenheit, wo man in Maſſe verſammelt iſt, das Schauſpiel, die Concertſäle ꝛc. wo man den einzelnen Trommler oder Klatſcher nicht leicht entdeckt.

Mit zehen franzöſiſchen Gendarmen iſt Berlin in Ordnung zu halten. Der Pöbel in Berlin iſt der furchtſamſte, den es giebt; gefährlicher iſt Breslau und Magdeburg. Man würde den Berlinern zu viel Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn man glauben könnte, ſie würden revoltiren.

Vielleicht könnte es ein Murren veranlaſſen, wenn man ſie nicht hinter der Weinflaſche raiſonniren, und ſich einander lügenhafte Neuigkeiten aufheften ließe.

Ich würde den Berlinern Unrecht thun, wenn ich ſie alle über einen Leiſten ſchlagen wollte. Eine Claſſe von Menſchen iſt hier ſehr rechtlich, dies ſind diejenigen, welche das andere Geſindel Spießbürger zu nennen pflegt.

Dieſe Claſſe beſteht aus den ältern Bürgern, die die ganze Woche arbeiten, am Sonntage die Kirche beſuchen, dann mit ihrer Familie in den Thiergarten gehen, und im Freien ihr mitgebrachtes Abendbrod verzehren; zuweilen in irgend einer honetten Tabagie eine Flaſche Bier trinken, und ſich an die Zeiten Friedrichs erinnern.

Die Claſſe von Menſchen, welche auf dieſe folgt, iſt ein wahres Bettelpack und Lumpengeſindel, die zu allen Schandthaten für ſechs Dreyer zu erkaufen ſind.

Die höhern Stände ſind ſo ganz in der Genußliebe untergegangen, daß ſie nur darin excelliren.

Einen guten Zug haben die Berliner in ihrem Charakter: Es iſt Wohlthätigkeit. Sehr oft hat dieſe einen unlautern Grund: Leichtſinn und die Sucht zu glänzen.

Noten und Anmerkungen
des Setzers.

A. zu Seite 16.

Es iſt auffallend, wie ſehr ſich die Preußiſchen Söhne bemühen, immer Catharinen über die Theilung Pohlens anzuklagen, ohne die nöthigen Beweiſe hinzuzufügen. Das Project der erſten Theilung (1772) rührte ohnſtreitig von Friedrich II. her, dem daran liegen mußte, das Königreich Preußen mit Pommern und Brandenburg durch das dazwiſchen liegende Land in Verbindung zu ſetzen. Der Prinz Heinrich leitete die Sache bei ſeiner Anweſenheit in Petersburg ein, und Catharine bot die Hände dazu, um die in ältern Zeiten abgeriſſenen Provinzen Mohilow und Polozk wieder mit Rußland zu vereinigen. Der Fürſt Potemkin konnte hierbei nicht mitwirken, weil er damals noch keinen Einfluß hatte. Als er ſpäterhin zu den erſten Stellen empor gehoben wurde, kaufte er ſich in Pohlen Güther an, und man hatte ihn in Rußland in Verdacht, daß er ſelbſt nach der Krone Pohlens trachtete. Auch verheyrathete er eine ſeiner Nichten (Fräulein Engelhard) mit dem Pohlniſchen Grafen Branizky. Dieſe Umſtände laſſen vermuthen, daß Potemkin wohl ſelbſt Abſichten auf die Krone Pohlens haben konnte, aber wahrſcheinlich nicht an die Theilung dieſes Landes dachte.

Danzig erhielt **Friedrich II.** bei der erſten Theilung nicht, weil **Catharina II.** ihre Einwilligung nicht dazu gab; es iſt auch nicht die geringſte Urſache zu glauben, daß der König aus Großmuth eine Stadt ſollte ausgeſchlagen haben, deren Beſitz nicht unwichtig war, und die er in der Folge ſo ſehr drückte, wie es jedermann und dem Verfaſſer dieſer Briefe ſelbſt bekannt ſeyn muß. War das großmüthig? —

Die letzten beyden Theilungen der Pohlniſchen Lande ſind durch die ſeichte Politik des Preußiſchen Cabinets herbei geführt worden. Der Engliſche Miniſter **Pitt** konnte der Kayſerinn die bewaffnete Neutralität zur See nie vergeben, und ſuchte daher die Türken, Schweden und Pohlen gegen Rußland aufzuhetzen. Die Türken eröffneten die Feindſeligkeiten im Herbſt 1787 und die Schweden im Frühjahr 1788. **Friedrich Wilhelm II.** ſuchte den Pohlen begreiflich zu machen, daß der Augenblick gekommen ſey, das Ruſſiſche Joch abzuſchütteln. Sie gaben ſeinen Winken Gehör. — Der Ruſſiſche Miniſter, Graf **Stackelberg**, verließ Warſchau, — die Preußiſchen Truppen marſchirten bis Memel, und — blieben ſtehen. **Catharina** ſah dem Spiel ruhig zu. Partiriunt montes et nascitur mus.

Pitt unterdeſſen zögerte, den Schweden die verſprochenen 12 Schiffe zu Hülfe zu ſchicken und **Guſtav** machte zu Werela Friede, ehe ſie ankamen.

Friedrich Wilhelm II. that ſeiner Seits auch nichts für die Pohlen, ſondern rieth ihnen vielmehr, ſich mit Rußland wieder auszuſöhnen, welches auch geſchah. **Catharina** ſchickte den Herrn von **Sievers** nach Warſchau, um das Mißverſtändnis auszugleichen. Wäre dieſer Rechtſchaffene in Warſchau geblieben, ſo hätte Pohlen wahrſcheinlich ſeine Exiſtenz behalten. Aber eine unſelige Cabale vertrieb ihn von ſeinem Poſten und der Graf **Igelſtröm** wurde ſein Nachfolger. Was unter dieſem vorging, iſt bekannt; aber wundern muß man ſich, wie **Friedrich Wilhelm II.**, nachdem er die Pohlen gegen Rußland aufgehetzt, ſie dann ihrem Schickſal überlaſſen, nunmehr ſelbſt gegen ſie zu Felde ziehen, und Warſchau belagern konnte? — Wie kann der Herr Verfaſſer einen Satz behaupten, der durch offenbare Thatſachen widerlegt wird? — Warum ſoll den Catharina allein die Urheberinn von Pohlens Theilung ſeyn? — Glaubt man denn, daß dieſe kluge Regentinn den Nachtheil nicht ſollte eingeſehen haben, den dieſe Theilung für Rußland hatte? — Unſtreitig iſt dieſer Nachtheil aber noch weit größer für Preußen. Wie kam es denn, daß das Berliner Cabinet dies nicht einſah, und die Theilung durch falſch berechnete Schritte herbey führte, anſtatt ſich ihr aus allen Kräften zu widerſetzen? — Der Verfaſſer mag dies auch recht wohl wiſſen, denn er ſagt im [illegible]ten Briefe Seite 66: Preußen ſchloß ganz gegen ſein wahres Intereſſe den Vertrag zu Pillnitz und bot die Hände zur Auflöſung Pohlens,. **allen ſeinen vorigen Verſprechungen, die Conſtitution von dieſem Jahre** (die ſich die Pohlen auf Preußens Veranlaſſung gaben) **aufrecht halten zu wollen, zum Trotz.**

B. zu Seite 102.

Zu dieſer Cur, die der König in den letzten Tagen ſeines Lebens wirklich brauchte, wurden beſonders ungebohrne Kälber erfordert, die auch mit ſchweren Koſten angeſchaft werden mußten. Von der Haut und den Gedärmen dieſer Kälber wurden Kiſſen und Polſter gemacht, in welche dieſe zubereitete Lebensluft eingepumpt wurde; auf dieſen Polſtern mußte der König liegend zubringen — ja, das ganze Zimmer war mit dieſer Luft, die der Kranke einathmen ſollte, angefüllt.

Daß die ganze Sache ein bloßes Gaukelſpiel war, ſieht man leicht; aber nicht jedermann iſt die Veranlaſſung dazu bekannt. Folgende Anekdote wird ſie erläutern:

Neun Jahre zurück (ohngefehr 1788) wurde in dem Königl. Amte Alvensleben, 2 Meilen von Magdeburg, unter der Direction des General Biſchofswerder und des Geheimen Rath Bauman ein Steinkohlenbergwerk errichtet, wozu in dem erſten Jahre die Magdeburgiſche Kammer die nöthigen Gelder zahlte, welche bis 500,000 Thaler betrugen. Ein Jahr darauf wurde aber dieſes Geſchäft der Magdeburgiſchen Kammer abgenommen, und die erforderlichen Gelder wurden unmittelbar vom Könige an den G. R. Bauman ausgezahlt. In den erſten zwey Jahren fand man, daß nur die Oberfläche Kohlen hatte, und daß es verſteinerte Holzkohlen waren; mithin mußte dieſes Werk eingehen. Folgende Perſonen waren unter andern dabei angeſtellt: der geweſene Kaufmann Clemens, der Kriegsrath Pismarr und D. Rüdiger — ſämmtlich Mitglieder der Magdeburger Freymaurerloge, und Perſonen, die Tag und Nacht in der Chymie laborirten. Der Kaufmann Clemens (itzt Bergrath) hatte es am weiteſten darinnen gebracht, ſo daß er in den letzten Jahren zweymal vor dem Könige ſeine chymiſchen Verſuche ablegen mußte, und ſogar dem Könige die Möglichkeit, Gold zu machen, gezeigt haben ſoll.

An der Stelle des Kohlenwerks war ſeit 8 Jahren in Alvensleben ein chymiſches Laboratorium entſtanden, wo ſich Leute dieſer Art aus den entfernteſten Gegenden her verſammleten, um daſelbſt für Königl. Rechnung ihre chymiſchen Verſuche anzuſtellen und fortzuſetzen.

Alvensleben war ein Königl. Domainenamt, welches jährlich 40000 Thaler Pacht gab. Da aber dieſe Herren ihr Werk gern allein treiben wollten, und zugleich ſichere Einkünfte zu ihren Ausgaben zu haben wünſchten, ſo wurde 1795 oder 96 dieſes Amt der Magdeburgiſchen Kammer abgenommen, und zu einem unmittelbaren Bergamt gemacht.

Von dieſen Herren, deren Anzahl groß war, und ſämmtlich aus der Königl. Caſſe ein anſehnliches Gehalt zogen, hatte man (1797) einige Perſonen, unter andern auch den Bergrath Clemens und G. R. Bauman, kommen laſſen, welche das Mittel erfunden haben wollten, den König durch eine beſonders zubereitete Luft wieder herzuſtellen. Ob dieſe Luftfabrikanten es redlich meynten und nur in einem falſchen Wahn ſtanden, oder ob ſie Betrug und Täuſchung zum Zweck hatten, laſſe ich an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Das Gaukelſpiel endigte ſich mit dem Tode des Königs.

C. zu Seite 147.

Dieſe Verſtändigung iſt ſo zu verſtehen: Der damals in Frankreich regierende Erſte Conſul ſah die Unmöglichkeit, Malta mit Truppen und den nöthigen Kriegs- und Mundbedürfniſſen zu unterſtützen, und berechnete alſo voraus, daß es in die Hände der Engländer fallen mußte. Er faßte daher den Entſchluß, den Engländern dieſe Eroberung zu verbittern und einen weſentlichen Vortheil für Frankreich daraus zu ziehen.

Da Napoleon wohl wußte, daß das Großmeiſterthum eine Lieblingspuppe Pauls I. war, ſo baute Er darauf Seinen Plan. Er ließ daher unter den in Frankreich ſich befindenden Ruſſiſchen Gefangenen einen Officier ſuchen, der von ſeinem Kayſer perſönlich gekannt war. Dieſen fand Er (mit Uebergehung einiger Generale) in der Perſon des Brigade-Major Sergejef. Er ließ ihn nach Paris kommen, und befahl ihm, ſich zu einer Reiſe nach St. Petersburg fertig zu machen, wozu er Geld und alles Nöthige erhielt. Er gab ihm einen Brief an Paul I. und Taleyrand fügte noch einen an dem damaligen Vice-Canzler, Grafen Panin, hinzu. Sergejef reiſte alſo im September 1800 über Frankfurt, Leipzig, Berlin nach St. Petersburg. Da aber Paul I. im April dieſes Jahres allen ſeinen Miniſtern im Auslande verboten, Päſſe zu ertheilen, ſo wurde Sergejef von dem R. K. Geſandten, Baron Krüdener, an dem er ſich dieſerwegen wandte, in Berlin aufgehalten. Der

Miniſter ſchickte dem Kaiſer mit einem Courier die Depeſchen, worinnen, wie die Folge erwies, die Franzöſiſche Regierung ſich erbot:

1) Malta den R. K. Truppen zu übergeben und alſo den Kayſer in ſeine Rechte als Großmeiſter einzuſetzen;

2) die in der Schweitz und in Holland gemachten Ruſſiſchen Gefangenen ohne Löſegeld zurückzugeben, ſie neu zu kleiden und als brave Soldaten mit Ober- und Untergewehr ausziehen zu laſſen.

Dieſe Vorſchläge waren ſehr geſchickt, um Pauls Gunſt und Freundſchaft zu erhalten, und verfehlten auch ihren Zweck nicht. Der Courier wurde gleich wieder nach Berlin zurück geſchickt, und brachte dem Major Sergejef den Befehl, ſeine Antwort dem Erſten Conſul unverzüglich ſelbſt zu überbringen, und den Gefangenen ihre Befreyung und Wiederaufnahme im Dienſt (von welchen ſie ausgeſtrichen waren) anzukündigen.

Das, was eine kluge Politik vorausgeſehen hatte, geſchah. Paul trank, wie man ſagte, die Geſundheit Napoleons, und erklärte Ihn für einen großen Mann. Die Engländer nahmen unterdeſſen Malta, und gaben es dem Ruſſiſchen Kayſer — nicht. Paul I. trotzte auf ſeine Rechte, brach in Feuer und Flammen aus, erklärte den Engländern den Krieg, legte Beſchlag auf alles Engliſche Eigenthum, obgleich in den Verträgen genau beſtimmt war, daß, im Fall eines Bruchs zwiſchen beyden Regierungen, den gegenſeitigen Unterthanen ein Jahr vergönnt ſeyn ſollte, um ihre Geſchäfte in Ordnung zu bringen und ſich nach Hauſe zu begeben. Der Vice-Kanzler, welcher gegen dieſe ſtrengen Maaßregeln Vorſtellungen machte, verlor ſeine Stelle.

Dies wird hoffentlich genug ſeyn, um die Verſtändigung zu verſtändigen, und zu beweiſen, daß kleine Urſachen öfters ſehr große Wirkungen hervorbringen, welche wohl die Profanen, aber nicht die Eingeweihten täuſchen können. Es bleibt immer Vorwitz, über Wirkungen zu urtheilen, ohne die Urſachen zu kennen; aber es gehört mit zum guten Ton, alles wiſſen zu wollen.

D. zu Seite 147. * *

Es iſt eine mißliche Sache, wenn Uneingeweihte über das Staats-Intereſſe fremder Länder Urtheile fällen. England iſt Rußlands Fuhrmann, indem ſeine Schiffe die Ruſſiſchen rohen Erzeugniſſe abholen, und ſie theils ſelbſt verarbeiten, theils andern Völkern zuführen. Da Rußland nicht Hände genug hat, und, ſeiner phyſiſchen Lage und Natur nach, nie genug haben kann, um dieſe Erzeugniſſe ſelbſt zu verarbeiten und auch auszuführen, ſo iſt der Engliſche Handlungsgeiſt dieſem Lande nicht allein nicht ſchädlich, ſondern vielmehr nützlich, weil er den Abſatz ſeiner rohen Producte befördert. Rußland iſt eine Landmacht, und muß es auch bleiben, wenn es ſeine Größe erhalten will. Einer kann nicht alles ſeyn, und die Erfahrung lehrt uns, daß derjenige, der viel unternimmt, es in keiner Sache zur Vollkommenheit bringt, ſondern immer ein Pfuſcher bleibt. Rußland braucht Soldaten und Landbauer; ſeine zahlreichen und ſchiffbaren Flüſſe ſchaffen ihm ein ſtarkes Verkehr im Lande, wozu überdies noch eine große Anzahl Fuhrleute gebraucht werden. Wollte Rußland in ſeiner jetzigen Lage mit England auch im Fabrik- und Seeweſen wetteifern, ſo würde es nicht Hände genug haben, um den Ackerbau und das innere Verkehr zu betreiben; auch würde es ſeine Kriegsheere nicht vollzählig erhalten können, ohne welche es bald ohnmächtig werden und ſeinen behaupteten Platz unter den Staaten verlieren würde.

Uebrigens ſind Manufacturiſten und Kaufleute ſchlechte Krieger und werden leicht von Ackerleuten überwunden. Die Inſeln liefern gute Matroſen — das feſte Land gute Soldaten; wenn der Schuſter nicht bei ſeinem Leiſten bleibt, ſo

Winter mit Palliſaden umgeben — der Eingang nach Catharinenhof wurde ſogar geſperrt — kein Dienender durfte zum Thor hinaus ſpatzieren fahren, ohne ein Billet von ſeinem Vorgeſetzten vorzuzeigen — alle übrige, Kaufleute und Privatperſonen, mußten am Thore ſtille halten und dem wachthabenden Officier ihre Namen ſagen laſſen — dann rufte ein Unterofficier der Schildwache zu: Laß durch.

Das Exerciren der Soldaten auf Preußiſchen Fuß wurde ſehr emſig betrieben — alle Häuſer auf einer Seite der großen Million, vom Schloßplatz an bis zum Canal, wurden niedergeriſſen und ein Exercierhaus dafür hingebaut — die Eigenthümer mußten ihre Häuſer der Krone verkaufen, ſie mochten ihnen feil ſeyn oder nicht.

Potemkin hatte die Soldaten warm und bequem gekleidet, und den unnützen Tand, als: Puder, Pomade, Haarlocken, Zopf u. ſ. w. abgeſchafft. Dies wurde gleich geändert; die ganze Armee mußte die alte Preußiſche Uniform unter Friedrich II. anziehen, wieder Locken und Zöpfe tragen, ſich pomadiren und pudern — dies geſchah mit vieler Haſt und großen Koſten, denn man wartete nicht, bis die Montirung abgetragen war. Ein General, der vor dem Kaiſer in Catharinens Uniform erſchien, bekam ſicher ein ſcheeles Geſicht, oder wohl gar Verweiſe.

Auch wurde der Preußiſche Corporaldienſt, der den Ruſſen ſo zuwider war, mit großer Pünktlichkeit eingeführt — wer darinnen etwas verſah, der wurde öfters um einen falſchen Fußtritt aus dem Dienſt gejagt oder in ein entferntes Regiment verſetzt.

Dieſe kleinliche Strenge bewog eine große Menge Officiere, um die Entlaſſung zu bitten. Anfänglich erhielt man ſie leicht. Wie aber die Menge der Abgehenden täglich zunahm, ſo wurde feſtgeſetzt, daß künftig nur in den letzten vier Monaten des Jahres der Abſchied verlangt werden durfte. Die Armee verlor eine große Anzahl guter Officiere, worunter ſich ſelbſt Suworov befand.

2) Sein kleinlicher Stolz war in dem Orte, wo er ſich befand, allen Einwohnern ſehr läſtig. Wenn Catharine ſpatzieren fuhr, lief ein jeder, ſie zu ſehen; man grüßte ſie gern, weil ſie diejenigen, die es unterließen oder verſahen, nicht bemerkte. Bei ihrem Nachfolger war es umgekehrt; er verlangte Ehrerbietung, und bildete ſich bei dem geringſten Verſtoß dagegen ein, daß es abſichtlich geſchehen wäre. Man mußte ſtille halten, aus dem Wagen ſteigen, Pelz und Mantel zurück laſſen, das Wetter mochte ſeyn, wie es wollte, und dann ſo lange ſtehen, bis Er vorüber war — auch das ſchöne Geſchlecht mußte ſich dieſem Zwange unterwerfen. Wer hierbei etwas verſah, wurde angehalten, ins Policeyhaus gebracht, und, nach Beſchaffenheit der Umſtände, mit Arreſt oder Leibeszüchtigung beſtraft. Hielt der Wagen nicht zeitig genug ſtille, ſo fiel die Strafe auf den Kutſcher und Bedienten; unterließ man das Herausſteigen oder kam zu ſpät, ſo fiel die Schuld auf den Herrn oder die Dame. Kurz, die Sache kam bald ſo weit, daß ohne ein dringendes Bedürfnis niemand in den Stunden, wo man dem Kayſer begegnen konnte, ausfuhr, ſondern man wählte eine Zeit, wo man nichts zu befürchten hatte. Auch die geringſten Leute waren nicht davon ausgenommen, kam ein Bauer in die Stadt und hielt nicht vor dem ihm unbekannten Monarchen ſtill oder behielt die Mütze auf dem Kopfe, ſo ging es ihm wie jedem andern. Der Leſer wird ſich leicht vorſtellen können, wie widrig der Eindruck ſeyn mußte, den die Bekanntwerdung ſolcher Vorfälle auf die Einwohner machte. Es war daher ganz natürlich, daß die Furcht, unverſchuldet beſtraft zu werden, alle Gemüther von dem unglücklichen Monarchen abzog. Es ſcheint, daß ein Unglücksſtern über ihn gewaltet; Er wollte das Gute, und machte alles verkehrt. Hierzu kam noch

3) ſeine Heftigkeit, die vollends alles verdarb. Dies war eine auflodernde und unbändige Hitze, die ihn, auch bei dem entfernteſten Widerſpruch, in Wuth und Raſerey ver-

ſetzte. Ich halte es für einen Naturfehler, oder vielleicht war es eine Krankheit; denn er hat manchmal, wenn die Hitze vorüber war, ſeine Uebereilungen bereut und wieder gut zu machen geſucht; öfters aber hinderte ihn der kleinliche Stolz, ſeine Fehler zu bekennen.

In den Anfällen von Aufbrauſen geſchah es, daß er ſeine beſten Freunde und die rechtſchaffenſten Männer ohne Unterſuchung von ſich jagte, und wohl gar hart behandelte. Ja der geringſte Menſch konnte nicht ſicher auf der Straße wandeln, wo er immer befürchten mußte, beſtraft zu werden, wenn ihm der Monarch unvermuthet begegnete und der Huth nicht zu rechter Zeit abgenommen wurde. Beyſpiele dieſer Art waren ſo häufig, als daß ſie nicht unter Großen und Kleinen eine widrige Stimmung hätten hervorbringen ſollen; ſie ſind auch zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ſie einzeln anzuführen.

Seine Strenge würde niemand getadelt haben, wenn er die angebrachten Klagen hätte unterſuchen laſſen. Dies geſchah auch eine Zeitlang, ſo lange nemlich der Graf Buxhövden General-Gouverneur von Petersburg war, welcher ſeinen Monarchen von Machtſprüchen abzuhalten ſuchte, auch wirklich abhielt, und gemeiniglich die erſten Ausbrüche ſeines Zorns über ſich ausſchütten ließ. Dieſer Rechtſchaffene wurde ohne die geringſte Urſache fortgeſchickt, blos um ſeiner Gemahlinn willen, welche als eine Freundinn der Fräulein Nelidof von Petersburg verwieſen wurde. Die letzte hatte nemlich, in Verbindung mit der Kaiſerin, einer verliebten Laune entgegen gearbeitet, die der Kaiſer bei der Krönung in Moskau zu der Fräulein Lopuchin (nachmaligen Fürſtinn Gagarin) gefaßt.

Man kann dieſe Begebenheit als die Quelle anſehen, aus der die nachmaligen Machtſprüche des Monarchen und ſein unglückliches Ende floſſen. Die Fräulein Nelidof war häßlich; ſie feſſelte aber mit ihrem Geiſt Paul I. ſchon als

Großfürſt. Wie Er auf den Thron gelangte, zog Er dieſe Fräulein ſehr hervor, und erzeigte ihr alle nur mögliche Achtung. Sie arbeitete aus allen Kräften, in Verbindung mit der Kaiſerin und dem Grafen Buxhövden, die auflodernde Hitze des Monarchen zu beſänftigen und ihn wieder zu ſich zu bringen.

Der Graf von der Pahlen bekam nach Buxhövdens Entfernung die Stelle als General-Gouverneur zu St. Petersburg. Da er aber weder das Gewicht ſeines Vorgängers, noch den Muth hatte, den Zorn des Monarchen auf ſich zu laden, ſo folgten nunmehr Machtſprüche auf Machtſprüche, die Pahlen in Erfüllung bringen laſſen mußte. Sein Vorgänger hatte einen Vortheil, der dieſem abging; dies war die Bemühung der Kaiſerinn und der Fräulein Nelidof, welche kein Mittel unverſucht ließen, um Pauls I. heftiges Temperament zu mäßigen, und die Ausbrüche deſſelben mit Bitten und Sanftmuth zu verhindern. Dieſer Damm war durchbrochen oder vielmehr ganz niedergeriſſen — das gute Verhältniß zwiſchen Mann und Frau war zerſtört — die Fräulein N. und Buxhövden waren fort — Pahlen ſtund allein da — niemand unterſtützte ihn — er fügte ſich alſo in den Willen des unumſchränkten Herrn und that, was er befahl.

Auf dieſe Art folgte eine Uebereilung auf die andere — um jemand zu ſtürzen, durfte man ihn nur anklagen — der Kaiſer ſtrafte, ohne zu unterſuchen, ob der Angeklagte auch ſchuldig ſey. — Mancher Ruhigſchlafende wurde des Nachts aus ſeinem Bette geriſſen, viele hundert Werſte fortgeſchleppt und in eine Veſtung geſperrt. Dies wiederfuhr einem alten 72jährigen Bürgermeiſter in Reval, der im ſpäten Herbſt durch einen Feldjäger nach Petersburg geholt wurde. Er war falſch angeklagt; Pahlen verſchaffte ihm die Mittel ſich zu rechtfertigen; er wurde entlaſſen und kam mit dem Schreck davon, welcher ihn bald darauf ins Grab ſtürzte.

Es vergingen wenige Wochen, daß nicht ähnliche Auftritte vorfielen. Nach der Urſache fragte endlich niemand mehr; denn man nahm als bekannt an, daß dieſe Machtſprüche von Laune oder Anfeindung herrührten. Hierzu kam noch, daß kein rechtſchaffener Mann mehr dienen wollte, und daß die Verwieſenen Nichtswürdige zu Nachfolgern erhielten, welche den unglücklichen Monarchen oft ſelbſt durch falſche Anklagen zum Zorne reizten, und die ausübenden Werkzeuge ſeiner Befehle wurden.

Was Wunder alſo, daß nach vollendeter Cataſtrophe ein jeder, vom Größten bis zum Kleinſten, ſich wie neu gebohren fühlte, ob er gleich in ſeinem Herzen die Werkzeuge verabſcheute, die die That vollbracht hatten. Man kann mit Wahrheit behaupten, daß über Pauls I. Tode jeder Rechtſchaffene in ſeinem Buſen Abſcheu gegen die Mörder und Freude über die Erlöſung vom Uebel fühlte.

Man muß ſich ſehr wundern, wie hungrige Scribler ſich bemüht, die Art und Weiſe dieſes Vorgangs der Welt mit einer Zuverſicht mitzutheilen, gleich als ob ſie Augenzeugen geweſen wären. Da die Theilnehmer dieſer That ihre Gefühle vorher in Wein ertränkten, ſo wiſſen ſie ſelbſt nicht, was alles dabei vorgefallen, und weichen in ihren Erzählungen von einander ab, welches im Grunde auch einerley iſt, denn die Sache bleibt immer dieſelbe. Aber ſo viel kann man doch mit Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß ein großer Theil davon keine Böſewichter waren, ſonſt hätten ſie nicht nöthig gehabt, vorher den Muth zur Ausführung aus Gläſern einzuſchlürfen. Ueberdies lag wahrſcheinlich der Mord des Kaiſers nicht in dem Plane der Verſchwornen, ſondern war nur eine Folge der Widerſetzlichkeit des unglücklichen Monarchen, der ſich nicht gefangen nehmen laſſen wollte.

Auch ſehe ich nicht ein, warum man die Engländer als Anſtifter der ſchwarzen That aufſtellen will? — Die Hauptperſonen der Verſchwörung ſind zu reich, als daß ſie mit

Geld hätten können erkauft werden; die übrigen waren blos Werkzeuge. Alle aber hatten weit wichtigere Bewegungsgründe — die mehreſten, vielleicht alle, hatten das Unglück gehabt vom Dienſte ausgeſchloſſen zu ſeyn. Derjenige, welcher weiß, was es zu bedeuten hatte, unter Paul von der Liſte der Dienenden ausgeſtrichen zu werden, der weiß auch, daß ein ſolcher Mann weder in Petersburg noch in Moskau ſondern nur auf dem Dorfe leben konnte, wenn er eins hatte. War er einmal dort, ſo durfte er nicht von der Stelle, denn niemand wagte es, ihm einen Paß zu geben, ohne welchen man in der Regel in Rußland nicht reiſen kann. — Kurz ein vom Dienſt Ausgeſchloſſener war gleichſam geächtet.

Diejenigen, welche keine Güter und kein Geld hatten, waren in der größten Verlegenheit, einen Aufenthalt zu finden, und mußten in Verzweiflung gerathen, wenn ſich nicht Edeldenkende über ſie erbarmten und ſie aufnahmen, welches noch dazu mit großer Vorſicht geſchehen mußte.

Dies wird hoffentlich genug ſeyn, um einzuſehen, wie Paul I. nach und nach die Liebe ſeiner Unterthanen verlor und allgemein gehaßt wurde, und wie die Selbſterhaltung den Menſchen zu Ausübung einer ſchwarzen That verleiten kann. Wie viel Unglückliche hat Alexander nicht aus Siberien erlöſt, die dies harte Loos nicht verdient hatten! — Schuldige gab es ganz gewiß darunter; aber der Gedanke, ungehört und ungerichtet, verdammt, geſtraft, nach Siberien geſchickt zu werden, empörte jeden Menſchen, um deſto mehr, da es niemand wagen durfte, dem Kaiſer zu widerſprechen.

F. zu Seite 148.

Es iſt ſchon in der vorhergehenden Note E. gezeigt worden, daß ſich der Verfaſſer gewaltig irrt, wenn er den Engländern oder Engliſchgeſinnten in Rußland Pauls Fall zuſchreibt. Aber es iſt nun einmal Mode, ſich zu großen

Begebenheiten Urſachen zu denken, die in unſern Kram paſſen; doch ſollte man ſie wenigſtens der Welt nicht als Wahrheit aufbürden. Unkundige zu hintergehen, iſt ſehr leicht; aber einmal verbreitete Unwahrheiten über gewiſſe Dinge ſind eben ſo ſchwer wieder auszurotten, als Vorurtheile, die der Menſch in ſeiner Jugend angenommen hat.

G. zu Seite 141. * *

Daß Rußland die Gewaltthätigkeiten der Engländer auf der See nicht mit gleichgültigen Augen anſieht, beweiſt die bewaffnete Neutralität, welche Catharina II. mit verſchiedenen Mächten abſchloß, um dieſem Unfuge zu ſteuern. Unglücklicherweiſe iſt es aber mit Catharinens bewaffneter Neutralität zur See, wie mit Friedrichs II. deutſchem Fürſtenbunde gegangen. Sie ſind beyde, während der Revolution in Vergeſſenheit gerathen — wären ſie aufrecht erhalten worden, ſo würde wahrſcheinlich manches nicht geſchehen ſeyn, worüber wir itzt weinen müſſen. Daraus folgt aber nicht, daß die Behauptung des Herrn Verfaſſers gegründet ſey; die Note D. wird ihn über Rußlands Intereſſe hoffentlich eines beſſern belehrt haben.

H. zu Seite 346.

Hat der Herr Verfaſſer wohl berechnet, wie groß ein König von Preußen wachſen müßte, wenn Er den Nordiſchen Rieſen auf die Finger klopfen wollte? — Hat er die preuſſiſchen Heere mit den Nordiſchen verglichen? — ihre innere Kraft, ihre Zahl gegen einander gehalten? — die Hülfsquellen unterſucht, die Preußen haben müßte, um gegen den Rieſen mit Erfolg aufzutreten? — Würden die Sandmänner es lange mit den Schneemännern aushalten können? — Dieſe

Fragen wären ſehr zu beherzigen, ehe man ans Fingerklopfen denken wollte. — Spitzige Worte ſind ja keine Bajonette, und — das nordiſche Eiſen ſoll ſehr kalt ſeyn.

I. zu Seite 347.

Möchte doch der Sohn in dieſem Stücke dem Vater nachgeahmt und ſeine Briefe nicht mit einer Menge fremder Ausdrücke beſpickt haben, die er, wenige ausgenommen, gewiß ſehr gut hätte deutſch ſagen können. Daß der Herr Verfaſſer es im Stande geweſen wäre, iſt kein Zweifel, denn er giebt auf jeder Seite Proben ſeiner Sprachkenntniß. Aber, wenn es nicht etwan Ziererey iſt, mit fremden Tand zu ſpielen, ſo möchte man beynahe glauben, daß in Deutſchland die Verderbniß bis in die Sprache gedrungen So ſteht z. B. S. 349, daß einige Generale durch ihre Genialität ſich ſelbſt zu Feldherren bildeten. Konnte dies nicht eben ſo gut durch natürliche Anlagen oder Fähigkeiten geſchehen? — Genialität iſt weder deutſch noch franzöſiſch — warum wollen wir alſo unſere Sprache mit Worten bereichern, die wir nicht brauchen, und die für uns keinen Sinn haben? — Doch über dieſen Punct werden die Deutſchen wohl nie einig werden — ſie hängen zu ſehr an Wort- und Sinnklaubereyen, und ſchmücken ſich noch obendrein gern mit fremden Federn — ſie wollen alles recht äſthetiſch machen und ſagen.

K. zu Seite 351.

Der Verfaſſer ſcheint alſo ſelbſt einzugeſtehen, daß es auch für Deutſchlands Handel ſchlimme Folgen haben könne, wenn die Verbindung mit England ganz aufgehoben würde? — Konnte man überhaupt etwas anders erwarten, nachdem Preußen Hannover in Beſitz genommen hatte? — Worauf beruht denn eigentlich die engliſche-merkantiliſche Univerſal-Deſpotie? — Können die Engländer uns zwingen, ihre Fabrikate zu tragen? — Iſt es nicht unſer eigener Wille, fremdes Gut unſern deutſchen Erzeugniſſen vorzuziehen? — Iſt unſere Sucht nach fremden Waaren etwas anders, als die Sucht nach fremden Worten? — So wenig, als man auch Engliſch geſinnt zu ſeyn braucht, ſo kann man es doch dieſen Inſulanern nicht verdenken, daß ſie ſich unſere Thorheit zu Nutze machen, uns für unſer Geld befiedern, mit unſerer Wolle betuchen, und über unſer kindiſches Weſen lachen. Wir wollen's ja nicht beſſer haben. Konnte es Friedrich der Große mit aller Kraft wohl je dahin bringen, ſeinen Brandenburgern ein unnützes Getränk, den Kaffee, abzugewöhnen?

Nachſchrift des Verfaſſers.

Meine Briefe ſind gedruckt; Werden ſie ſchaden? werden ſie nützen? werden ſie beleidigen? dies frage ich mich ſelbſt. Dem Preußiſchen Staat habe ich Vieles zu verdanken, wie könnte ich ihm ſchaden wollen? Vor dem Kriege hätte ich dieſe Briefe nie drucken laſſen, da ſie Mängel aufdecken, die der Feind benutzen könnte. Jetzt aber, da der Preußiſche Staat aufgelößt iſt; warum ſollte man nicht die Urſachen ſeines Falls aufdecken? Was ſchadet's den Todten, wenn er zur Belehrung anderer operirt wird? Das gilt nicht der Preußiſchen Nation und ihrer bürgerlichen Verfaſſung, ſondern der bisherigen Staatsform und ihren Grund-Prinzipen. Dieſe muß nach den Frieden beſſer organiſirt werden; ſoll darüber der gute Unterthan nicht ſeine Meynung ſagen?

Niemanden, am wenigſten die Perſonen, welche das Staatsruder führten, habe ich beleidigen wollen, ich ſah in Ihnen den Menſchen und den Staatsmann, ich habe nur zuweilen den letzteren getadelt.

Der Gram über den beynah vernichteten Preußiſchen Staat und über die unglückliche Hohenzollerſche Familie hat mir dieſe Briefe diktirt; weder Haß noch Bosheit, ſondern reiner Patriotismus war die Veranlaſſung dazu; bin ich daher hin und wieder zu bitter geweſen, ſo ſchreibt es auf die Rechnung der Vaterlandsliebe, Ihr Zeitgenoſſen, denn Ihr denkt und fühlt wie ich.

Nachſchrift des Herausgebers.

Der Verfaſſer dieſer Briefe hat aus den beſten Quellen geſchöpft, und das Büchlein enthält nach ſeiner Ueberzeugung reine Wahrheit. Indeſſen ſind hier und da Gerüchte und Anecdoten, welche wohl zum Theil Erfindungen des Publikums ſeyn mögen, nacherzählt; und da der Inhalt Eile forderte, als ſolche anzugeben vergeſſen worden. Dies betrift beſonders die neuere Epoche, wo es ſchon an ſich ſelbſt für den Zeitgenoſſen unmöglich iſt, das Wahre vom Falſchen augenblicklich zu unterſcheiden, und er muß es dem ſpätern Geſchichtsſchreiber überlaſſen, durch Märchen und Dichtung eine Wahrheits-Linie zu bahnen. Für den Forſchenden ſind übrigens dergleichen Gerüchte nicht unnöthig, denn ſey die Wahrheit auch ſehr verſteckt, ſo iſt doch beſtimmt welche darin. Auch hat das Werkchen dadurch an Mannigfaltigkeit gewonnen.

Der Verfaſſer wird ſich beeifern, bey dem 2ten Theil auf die möglichſte Reinigung des erſten Rückſicht zu nehmen, und daher in jenen zuweilen auf dieſen zurückkommen müſſen. Auch ſollen die Lücken, welche entſtanden, und hernach erſt bemerkt worden ſind, ergänzt werden.

Die Data und Facta des 2ten Theils ſammelt der Verfaſſer an Ort und Stelle, und hat ſich deshalb ſchon vor geraumer Zeit nach dem Kriegsſchauplatze begeben.

Beytrag
zur
Geſchichte des Krieges
in
Preußen, Schleſien und Pohlen
in den Jahren 1806 und 1807.

Von

dem Verfaſſer der Schrift: Vertraute Briefe über die innern
Verhältniſſe am Preußiſchen Hofe ſeit dem Tode
Friedrichs II.

Amſterdam und Cölln, 1807.
bey Peter Hammer.

Vertraute Briefe

über die innern

Verhältniſſe

am

Preußiſchen Hofe

ſeit dem Tode

Friedrichs II.

Zweyter Band.

Amſterdam und Cölln, 1807.
bey Peter Hammer.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Univ. Bibl.
München

Vorrede.

Das Publicum hat den Erſten Band meiner Briefe mit Schonung aufgenommen, es hat blos einigen Recenſenten, beſonders in der Z. f. d. e. Welt, gefallen, die Form zu tadeln, und die Aechtheit meiner Quellen zu bezweifeln. Mögen dieſe Briefe 1786 oder 1806 angefangen ſeyn, das iſt einerley, wenn ſie nur Wahrheiten enthalten, und den Geiſt der drey preußiſchen Regierungen richtig darſtellen. Was ihre Aechtheit betrift, ſo wird wohl die Z. f. d. e. W. unmöglich das Tribunal ſeyn, welches darüber abſprechen könnte. Schlachten, Operationspläne, militairiſche Diſpoſitionen ſind nicht Gegenſtände für eine Modezeitung. Ob ſie ächt ſind? Ich darf meine Quellen nicht nennen, ſonſt würden meine Critiker verſtummen; ſie mögen ſich für ähnliche vorlaute Urtheile, durch die Beſchreibung der Vertheidigung von Schweidnitz warnen laſſen, wo Documente ſprechen.

Meine Briefe ſollen dem künftigen Geſchichtsſchreiber nur Materialien liefern, und weiter nichts; der ſchlechte Kerl ſoll in ihnen eine Geißel, der brave Mann ein Denkmal finden.

Inhalt

Erſter Brief. S. 1

Flucht des Königs nach Königsberg. — Graudenz wird beſetzt. — Schleſien ſich ſelbſt überlaſſen. — Der König ſchreibt ſtarke Rekruten-Aushebungen aus und errichtet daraus 20 neue Bataillone. — Sie erhalten eine minder koſtbare Uniform. — Unzufriedenheit des Königs mit dem Betragen vieler Generale, Feſtungskommandanten und Subalternen. — Er ſchlägt den von Napoleon vorgeſchlagenen Waffenſtillſtand aus und wirft ſich in die Arme Rußlands. — Die bis Lowicz vorgerückte ruſſiſche Armee zieht ſich an den Narew und Bug zurück, Verſtärkung abwartend.

Napoleon rückt mit der großen Armee nach Südpreußen. — Die Eroberung Schleſiens wird den Baiern und Würtembergern unter Commando des Prinzen Hieronimus überlaſſen. — Warum Napoleon ſo ſchnell nach Pohlen eilte. — Sein Operationsplan. — Aufſtand der Pohlen. — Sie ſenden dem Kayſer Napoleon eine Deputation nach Berlin entgegen. — Seine Antwort. — Aufforderung zu einer allgemeinen Landesbewaffnung. — Die Provinzial-Landesbehörden bleiben in ihrem Wirkungskreiſe. — Es wird ein Militair-Etat proclamirt und reguläre Truppencorps aufgeſtellt. — Der größte Theil der pohlniſch-preußiſchen Soldaten verläßt ſeine Fahnen und geht zu den Pohlen über. — Urſachen der Bereitwilligkeit der Pohlen, ihre alte Verfaſſung wieder herzuſtellen. — Ob es rathſam iſt, die Conſtitution vom 3ten Mai 1792 anzunehmen. — Welche Veränderungen vorgenommen werden müßten. — Napoleon geht über die Weichſel und den Bug und ſchlägt ſich mit den Ruſſen. — Das 47te Bülletin über die Gefechte mit den Ruſſen. — Pultuſk am 30. December. — Bericht des General Bennigſen an den ruſſiſchen Kaiſer. — Die franzöſiſche Armee bezieht die Winterquartiere und befeſtigt Warſchau. — Den Ruſſen gelingt der Uebergang über die Weichſel nicht. — Sie machen eine Bewegung rechts, um durch Oſt- und Weſtpreußen über die Weichſel vorzudringen und dadurch die Franzoſen zu umgehen. — Napoleon geht ihnen entgegen. — Schlacht bei Eylau. — Beide Theile ſchreiben ſich den Sieg zu. — Preußiſcher Bericht. — Folgen dieſer Schlacht. — Poſition beider Theile. — Die Ruſſen überfallen das türkiſche Reich, wider Napoleons Erwartung. —

Michelſon nimmt Jaſſi und Bukareſt und dringt bis an die Donau vor. — Die Pforte erklärt Rußland und England den Krieg und alliirt ſich mit Frankreich. — Rußlands Abſichten auf Griechenland. — Die Schweden ſind in Stralſund eingeſchloſſen. — Englands Benehmen. — Tapferkeit der Preußen in der letzten Schlacht.

Zweyter Brief. S. 23

Hoffnungen der Berliner. — Was unter dem Worte: Patriot zu verſtehen ſey. — Pſeudo-Patrioten. — Lügen die ſie ausſprengen. — Maßregeln des franzöſiſchen Gouvernements dagegen. — Arretirung der Redakteure des Hausfreundes.

Dritter Brief. S. 27

Ueber den Drang der Pſeudo-Patrioten nach der Ankunft der Ruſſen. — Der König und der Hof ſind in Memel. — Beym und Köckeritz ſind noch bei ihm. — Rüchel beſorgt die Oeconomie der Armee. — Zaſtrow hat das Portefeuille. — Schulenburg und Stein ſind verabſchiedet. — Bei allem Unglück wird doch Friedrich Wilhelm III. von ſeinem Volke geliebt. — Mährchen von den Partiſanen. — Schill. — Wilhelmi und Saher. — Die Landesadminiſtration. — Clarke, General-Gouverneur der Marken. — Ueber die Bank und Seehandlung. — Der Schatz. — Treſorſcheine. — Pfandbriefe. — Schädlichkeit derſelben für Schleſien.

Vierter Brief. S. 38

Ueber das Verhältniß der Macht Rußlands und Frankreichs. — Beſtand der franzöſiſchen und der ruſſiſchen Armee. — Ueber das Terrain an den Grenzen Rußlands und Frankreichs. — Natürliche und künſtliche Befeſtigung.

Fünfter Brief. S. 44

Tendenz dieſes Krieges. — Berührungspunkte Frankreichs und Rußlands. — Rußlands und Frankreichs höchſtes Intereſſe. — Nach welchem Ziele Rußlands Regenten ſeit einem Jahrhundert ſtrebten. — Handlungsverbindungen zwiſchen Frankreich und Rußland. — Das Syſtem der neutralen Flaggen.

Sechſter Brief. S. 54

Geſchichte des Handels auf dem ſchwarzen Meere. — Vernichtung Griechenlands durch die Sarazenen. — Peters Plan, Griechenland von der Geißel der Türken zu befreien. — Seine Größe. — Catharina ſeine würdige Nachfolgerin. — Der Friedenstraktat zu Kainardſchi. — Schifbarmachung des Dons und Dniepers. — Afow. — Taganrog.

— Kertſch. — Jenikale. — Kinburn. — Cherſon. — Vortheile die Frankreich aus dem Handel nach dem ſchwarzen Meere zog. — Handlungstraktat Rußlands und der Pforte. — Organiſation Tauriens. — Odeſſa. — Hinderniſſe des Handelsverkehrs zwiſchen Rußland und Frankreich.

Siebenter Brief. S. 64

Auf welche Bedingungen Rußland und Frankreich mit einander Frieden ſchließen ſollten. — Ueber das in Deutſchland aufgeſtellte Föderativſyſtem. — Preußens Intereſſe bei der Concurenz im Seehandel. — Der Baron **Wolff**, Anekdote. — Unſinn des Kriegs der Pforte mit England.

Achter Brief. S. 68

Projektirte Friedensbedingungen des Verfaſſers.

Neunter Brief. S. 70.

Artige Aufname des General **Korf**. — Unterredung des franzöſiſchen Kaiſers mit ihm. — Steigen der Staatspapiere. — Anekdote von der Schlacht bei Eylau.

Zehnter Brief. S. 73

Leiden des Verfaſſers. — Traurige Ausſichten in die Zukunft.

Eilfter Brief. S. 76

Reiſe durch Schleſien nach Prag. — Unternehmen des Fürſten von **Anhalt-Pleß** zur Befreiung Schleſiens. — Gänzliches Mißlingen deſſelben. — Aktion bei Strehlen. — Die Partiſane, Gebrüder **Hirſchfeld** und **Rochov**. — **Mendrin** und **Leſtocks** humanes Betragen in Sagan. — Exemplariſches Verfahren der Bauern und Wirtemberger in Schleſien. — Kriegsſpiel der Kinder. — Anekdote.

Zwölfter Brief. S. 82.

Viele Schleſier ſind nicht patriotiſch geſinnt. — Commiſſionsrath von **Rochov**. — Bittſchrift des Adels an den Commandanten von Glogau. — Lieferungen für die franzöſiſche Armee. — Verdienſt der Handwerker. — Wohlfeilheit der Lebensmittel. — Die Guthsbeſitzer und die Städte an der großen Straße verlieren am mehrſten. — Ungleiche Repartition der vom Handlungsſtande verlangten extraordinairen Contribution. — Die Steuerräthe. — Graf **Hoom** privatiſirt in Liegnitz. — Aufſchlüſſe über die Belagerung Glogaus. — General **Reinhard**. — Herr von **Marwitz**. — Major **Lichtenberg**. — Major **Pudlitz**. — Sonderbarer Bewegrund mancher Commandanten zu capituliren. — Wichtige Folgen einer längern Vertheidigung Glogaus. — Vortheile und Nachtheile des Bleibens der Landescollegien in Glogau. — Schweidnitz Verwüſtung. Der Commandant Herr von **Haak**. —

Anekdote. — Gefecht zwiſchen einem Franzoſen und einem Bayern. — Lobenswerthe Eigenſchaften der Franzoſen. — Der Guthsbeſitzer Websky. — Vergleich zwiſchen den Franzoſen vor der Schlacht bei Roßbach und den Preußen vor der bei Jena. — Größe der Macht Frankreichs. — Englands künftiges Schickſal — Schändliches Betragen der Juden. — Ueber die Belagerung von Schweidnitz — General von Lindener. — Commandant von Haak. — Feigheit und elende Vertheidigungsmaßregeln. — Proklama des Magiſtrats. — Vicecommandant von Hombold. — Capitulation nach einer dreytägigen Kanonade.

Dreyzehnter Brief. S. 118

Wichtigkeit der Veſtung Schweidnitz. — Belagerung und Uebergabe von Schweidnitz, von einem militairiſchen Beobachter. — Beyl. No. 1 bis 4. — Befehle des Königs zur Vertheidigung und Erhaltung dieſer Veſtung.

Vierzehnter Brief. S. 157

Die unglückliche Convention zu Reichenbach. — Herzbergs Krankheit und Fall. — Seine Prophezeihung vom Untergange des preußiſchen Staats. — Die Preußen ſind noch Meiſter von Glatz und Silberberg. — Graf Götzen ſammelt friſche Truppen gegen Handgeld. — Es fehlt an Officieren, Waffen und Montirung. — Dieſe Truppen haben noch die Gebirge inne und ſtreifen bis zur Rieſenkuppe. — Lefevre hält den Paß bei Warte beſetzt. — Die Garniſon in Neiße hält ſich brav. — Obriſt Wörnitz ſoll zum Commandanten ernannt ſeyn. — Coſel wird vom General Düroc belagert. — v. Neumanns zwei Briefe an Düroc, enthaltend die abſchlägige Antwort wegen der Uebergabe von Coſel. — Tarnowitz und Pleß werden von Pohlen heimgeſucht, bald von Preußen wieder befreit. — Dieſer Krieg bewährt den Nutzen, welchen Veſtungen haben. — Geſpräch des Königs von Preußen mit Maſſenbach über Veſtungswerke. — Die Wiederherſtellung von Schweidnitz würde 40 Millionen Thaler koſten. — Nach Croſſen ſollte man eine Veſtung legen. — Betrachtungen über ein franzöſiſches und preußiſches Regiment. — Die Preußen haben bei Eilau brav gefochten, da ein einziger General (Leſtock) ſie kommandirte. — Warum man das Volk, beſonders in Schleſien, nicht zum militairiſchen Aufſtande willig gemacht hat. — Gedanken über den Adel. — Was kann uns retten?

Funfzehnter Brief. S. 172

Einfluß des Kriegs auf die Moralität, beſonders der Weiber. — Ob in Schleſien darin gegen andre Provinzen ſich eine Verſchiedenheit zeigt. — Ob der Bauernſtand hier mehr wie an andern Orten zum Aufſtande geneigt iſt? — Ob Wiſſenſchaften und Künſte durch den Krieg ſehr verlieren? — Verhältniß des Geldes zu den Sachen.

Sechzehnter Brief. S. 179

Wird Oeſtreich neutral bleiben? — Verſchwiegenheit des franzöſiſchen Generalſtabes. — Anekdote: die Poſener Juden reiten maskirt Napoleon entgegen. — Oeſtreich will auf Preuſſens Ruin ſeine Größe bauen, und wird auf die Finger geklopft. — Oeſtreichs Finanzquellen. — Oeſtreich eilt ſeinem Untergange entgegen.

Siebzehnter Brief. S. 182

Der König iſt noch in Memel. — Köckeritz und Beym. — Charakter des Königs. — Ueber ihn.

Achtzehnter Brief. S. 183

Fürſt Pleß. — Graf Götzen. — Die neue Armee, welche er bildet. — Scheiterung des Angriffs der letzten Affaire bei Glatz. — Gerücht, daß die Franzoſen alle junge Mannſchaft ausheben. — Das Rieſengebirge hat wenig gelitten. — Bei der großen Armee fällt nichts vor. — Fürſt Lichtenſtein vermittelt den Frieden. — Dem Verfaſſer iſt etwas in den franzöſiſchen Zeitungen auffallend geweſen. — Fiat Applicatio.

Neunzehnter Brief. S. 188

Die Schleſiſche Nation ſcheint alle Energie verloren zu haben. — Dem franzöſiſchen Gouvernement muß daran gelegen ſeyn, dieſe Provinz zu conſerviren. — Marodeurs.

Zwanzigſter Brief. S. 190

Der Verfaſſer iſt glücklich im Lande des Friedens. — Der Continent und die Inſel England ſtehen gegen einander, eine wahre Oppoſition. — Auszug ,aus einem Memoire des Generallieutenant von Rüchel aus Königsberg v. 28. Febr., nebſt Bemerkungen eines Augenzeugen. — Bulletin aus Glatz. — Auszug aus officiellen Briefen aus Memel vom 8. April. — Wiener Hofzeitung vom 18. April 1807. — Geſuch an die Schleſier. — Ruſſiſches Kriegsmanifeſt. — Bemerkungen darüber.

Ein und zwanzigſter Brief. S. 227

Deputirte der Schleſiſchen Stände. — Napoleon empfängt ſie gnädig. — Er widerlegt kurz und bündig.

Zwey und zwanzigſter Brief. S. 228

Dem Verdienſte ſeine Kronen, Untergang ꝛc. — Belagerung und Einnahme von Glogau.

Drey und zwanzigſter Brief. S. 237

Aufſchluß über die Angelegenheiten an der Weichſel. — Beſchränkung der ſchleſiſch-preußiſchen Armee. — Streifzüge der Partiſanen derſelben. — Die Armee des Rheiniſchen Bundes in Schleſien iſt ſchwach. — Wörnitz iſt nicht Commandant von Neiße, ſondern General von der Laak. — Commandant Neumann von Coſel iſt todt. — Purkammer und von Maſſow erſetzen ſeinen Platz. — Conſcriptionsſyſtem in Oeſtreich. — Carl! — Fortſchritte der Ruſſen in der Türkey. — In Preußen ſtehen ſich die Heere gegenüber. — Man arbeitet am Frieden. — Erklärung über Oeſtreichs Schweigen. — Was der Schluß des ungariſchen Landtags über Oeſtreich verhangen wird. — Liebes-Handel einer bedeutenden Perſon. — Ueber Preußens neuern Verhältniſſen ſchwebt ein Halbdunkel. — Nach der Zuſammenkunft des Königs mit dem Kaiſer Alexander hat die ruſſiſch-engliſche Partei geſiegt. — Hardenberg. — Empfang des ruſſiſchen Kaiſers in Königsberg. — Gerücht. — Anekdote. — Wie Haugwitz ſich vor zwey Jahren nahm. — Etwas über Bülow. — Die Oeſtreicher ſind jetzt gut preußiſch. — Bülletin des Grafen von Götzen. — Warum iſt es franzöſiſch geſchrieben? — Die Deutſchen ſollten alles Franzöſiſche verbannen. — Napoleon ſpricht mit dem Obriſt Kleiſt. — Er hat Recht. — Der Friede kann nicht mehr weit ſeyn. — Für die ſchleſiſch-preußiſchen Angelegenheiten negozirt man in Wien Gelder. — Ein preußiſcher Officier hatte den Attache einer Intendantur gefangen und läßt ihn in Frieden ziehen. — Fürſt Pleß privatiſirt in Wien. — Vereitelter Plan, den ein 1500 Mann ſtarkes Corps aus Glatz am 14. Mai ausführen wollte. — Anlage darüber.

Vier und zwanzigſter Brief. S. 260

Bemerkungen des Verfaſſers beim Schluß des zweiten Theils. — Alexander iſt der humanſte Regent, kann aber nicht die hunderttauſende ſeiner wilden Krieger bändigen. — Napoleon behauptet die Weichſel, und ſcheint durch Danzigs Eroberung hier ſeine Subſiſtenz für den nächſten Feldzug ſichern zu wollen. — Wohin die Ruſſen ſich zurückziehen würden, wenn ſie geſchlagen werden. — Die Gebirgiſchen Truppen müſſen jetzt brav ſeyn. — Der König von Preußen ſollte bey ſeinem etwanigen Vordringen eine allgemeine Amneſtie für ſeine Pohlen verkündigen. — Wie würde Preußen ſeine ruinirten Provinzen wieder herſtellen, ſich neue Finanzquellen eröffnen und die größten Uebel heilen? — Zwey Beiſpiele über den Betrieb des preußiſchen Cameraldienſtes. — Unmaßgebliche Vorſchläge zur Verbeſſerung des preußiſchen Finanzweſens und der Armee.

Druckfehler

des erſten Bandes

welche wegen Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte entſtanden ſind.

Seite 1. Zeile 3 v. o. ein ! ſtatt des ,
ſ ſ ſ 4 v. u. als, ſtatt wie.
ſ [illegible] ſ 2 v. u. wenn, ſt. wie.
ſ 3. ſ 18 v. o. als, ſt. wie.
ſ ſ ſ 30 v. o. worin, ſt. wonach.
ſ 4. ſ 17 v. o. als, ſt. wie.
ſ ſ ſ 26 v. o. als, ſt. wie.
ſ ſ ſ 1 v. u. oben, ſt. über.
ſ 5. ſ 18 v. o. als, ſt. wie.
ſ 6. ſ 3 v. o. Hohenelb, ſt. Hohfeld.
ſ 7. ſ 23 v. o. unterdrückte, ſt. unterdrückt.
ſ 8. ſ 3 v. o. als, ſt. wie.
ſ ſ ſ 24 v. o. als, ſt. wie.
ſ 9. ſ 18 v. o. als, ſt. wie.
ſ 10. ſ 9 v. o. als, ſt. wie.
ſ 12. ſ 6 v. o. Gedanken, ſt. Gedan-
ſ ſ ſ 10 v. o. als, ſt. wie.
ſ 14. ſ 20 v. o. ausdenken, ſt. ausdrücken.
ſ 19. ſ 12 v. o. ihre, ſt. ihr.
ſ 26. ſ 20 v. o. den, ſt. dem.
ſ 28. ſ 9 v. o. im, ſt. in.
ſ 33. ſ 15 v. o. Bürgers, ſt. Bürger.
ſ 44. ſ 28 v. o. Super, ſt. Rügen.
ſ 48. ſ 14 v. o. Pro, ſt. Kron.

Seite 54. Zeile 10 v. o. dieſem, ſt. dieſen.
⸗ 56. ⸗ 6 v. o. Er, ſt. Es.
⸗ ⸗ ⸗ 23 v. o. , ſt. die.
⸗ 63. ⸗ 14 v. o. Borgſteede, ſt. Borſtende.
⸗ 65. ⸗ 4 v. o. Ingenheim, ſt. Ingelheim.
⸗ ⸗ ⸗ 11 v. o. die, ſt. der.
⸗ 66. ⸗ 16 v. o. ſchúttete, ſt. ſchúttet.
⸗ 67. ⸗ 17 v. o. zweyer, ſt. zwey.
⸗ 69. ⸗ 27 v. o. Riezen, ſt. Riezin (ſo auch durch das
ganze Buch.)
⸗ 72. ⸗ 4 v. o. ihm ſt. ihn.
⸗ 73. ⸗ 4 v. o. Folle ſt. Zolle.
⸗ ⸗ ⸗ 10 v. o. Detaxirune, ſt. Detaillirung.
⸗ 80. ⸗ 15 v. o. Kohn, ſt. Kuhn.
⸗ ⸗ ⸗ ⸗ v. o. Gottheimer, ſt. Gottzeiner.
⸗ 92. ⸗ 19 v. o. Dúttchen, ſt. Ditchen.
⸗ 95. ⸗ 10 v. o. Schulzky, ſt. Schalzky.
⸗ 96. ⸗ 6 v. o. von, ſt. vor (das 2te námlich).
⸗ 99. ⸗ 12 v. o. Crotozcin, ſt. Crezyn.
⸗ ⸗ ⸗ 13 v. o. Pollazewo. ſt. Pollazewo.
⸗ ⸗ ⸗ 29 v. o. 504000, ſt. 50400.
⸗ 105. ⸗ 5 v. o. Rúckhalt, ſt. Rúckenhalt.
⸗ ⸗ ⸗ 23 v. o. Ingenheim, ſt. Ingelheim.
⸗ 116. ⸗ 24 v. o. die, ſt. deren.
⸗ 117. ⸗ 15 v. o. einen, ſt. einer.
⸗ 124. ⸗ 22 v. o. Achtung, ſt. Liebe.
⸗ 134. ⸗ 26 v. o. Manche, ſt. Mancher.
⸗ 136. ⸗ 12 v. o. das, ſt. was.
⸗ 141. ⸗ 2 v. o. Er, ſt. Es.
⸗ 145. ⸗ 3 v. o. Borgſteede ſt. Borſtende.
⸗ ⸗ ⸗ 30 v. o. allumfaſſend, ſt. alles umfaſſend.
⸗ 153. ⸗ 30 v. o. Klewitz, ſt. Klawig.
⸗ ⸗ ⸗ 31. v. o. Borgſteede, ſt. Borſtende.
⸗ 156. ⸗ 28 v. o. Heloten, ſt. Zeloten.
⸗ 157. ⸗ 5 v. o. derſelbe, ſt. der Burger.
⸗ 159. ⸗ 26 v. o. dieſer, ſt. dieſe.

Seite 164. Zeile 15 v. o. Weyher, ſt. Neyher.
ſ 166. ſ 5 v. o. Nienburgs, ſt. Luneburgs.
ſ 167. ſ 18 v. o. Naurath, ſt. Narath.
ſ ſ ſ 22 v. o. Oppeln, ſt. Appeln.
ſ 170. ſ 12 und 26. v. o. Execution, ſt. Exemtion.
ſ 174. ſ 16 v. o. Nominaladel, ſt. Nationaladel.
ſ 175. ſ 12 v. o. dieſes, ſt. dieſer.
ſ 176. ſ 31 v. o. dies dem, ſt. der den.
ſ 179. ſ 8 v. o. gäbe, ſt. giebt.
ſ 185. ſ 16 v. o. Phyſiokraten, ſt. Phyſionaten.
ſ 186. ſ 24 v. o. mehr, ſt. ums.
ſ ſ ſ ſ v. o. einnimmt, ſt. annimmt.
ſ 187. ſ 9 v. o. ſieht, ſt. ſicht.
ſ ſ ſ 25 v. o. Pancke, ſt. Bancke.
ſ ſ ſ 26 v. o. wo, ſt. wie.
ſ 195. ſ 4 v. o. fehlt nach und das Wort ihr.
ſ ſ ſ 30 v. o. er, ſt. es.
ſ 201. ſ 25 v. o. zerfreſſen, ſt. gefreſſen.
ſ 211. ſ 8 v. o. Kammern, ſt Kammer.
ſ 221. ſ 26 und 27 v. o. einen Napoleon, ſt. eine regulaire.
ſ 222. ſ 28 v. o. Freiberg ſt. Freiburg.
ſ 223. ſ 26 v. o. Defenſive, ſt. Defenſion.
ſ 225. ſ 19 v. o. fehlt nach Tage das Wort an.
ſ 226. ſ 4 v. o. verſehen, ſt. feſtſetzen.
ſ ſ ſ 7 v. o. preußiſchheſſiſche, ſt. heſſiſche.
ſ ſ ſ ſ v. o. in Heſſen, ſt. dort.
ſ ſ ſ 26 v. o. Schnecke, ſt. Schenke.
ſ ſ ſ 30 v. o. deſſen fur deren und die ſt. deren.
ſ 227. ſ 1 v. o. deſſen, ſt. deren.
ſ ſ ſ 25 v. o. die, ſt. den.
ſ 233. ſ 10 v. o. zum, ſt. zur.
ſ 234. ſ 18 v. o. ſorgten, ſt. ſeyen.
ſ 237. ſ 17 v. o. Dieſes Manifeſtes, ſt. Dies Manifeſt.
ſ 254. ſ 26 v. o. Melſungen, ſt. Welſingen.

Seite 255. Zeile 7 v. o. Palmira, ſt. Palmida.
= 258. = 12 v. o. Lette, ſt. Lieve.
= 289. 5 v. o. Kupferſchmidt Jury, ſt. Profeſſor Kurz.
= 292. = 1 v. u. Ein Ding von Schaalen iſt eine Nuß! Ganz recht, aber eine taube. Man lege den Kern hinein um ſie zu ꝛc.
= 296. = 13 v. o. Menſchenmaſſe ſt. Menſchenrace.
= 298. = 1 v. o. Authenticität, ſt. Autorität.
= 301. = 16 v. o. dann, ſt. das.
= 302. = 19 v. o. wollte, ſt. wolle.
= 305. = 18 v. o. mußten, ſt. mußte.
= 306. = 22 v. o. Nachſetzen, ſt. Nachſatze.
= 312. 9 v. o. Kummer, ſt. Keinen.
= = = 15. v. u. muß heißen:
Friedlich kannſt als Sieger du vollenden.
= 315. = 6 v. o. mich, ſt. ihn.
= 324. = 1 v. o. hatte, ſt. hätte.
= 337. = 26 v. o. ſie, ſt. ihnen.
= 342. = 6 v. o. ihm, ſt. ihr.
= 343. = 6 v. o. Senates, ſt. Senat.
= 345. = 7 v. o. Pilten, ſt. Piltau.
= 346. = 9 v. o. Dominien, ſt. Domainen.
= 349. = 13 v. u. Faller, ſt. Saller.
= = = 8 v. u. Köben, ſt. Kweden.
= 350. = 6 v. o. ihren, ſt. ihrem.
= 351. 9 v. o. muß das Komma, welches hinter Reſultate ſteht, hinter das Wort Induſtrie geſetzt werden.
= 352. = 5 v. u. eingeſchwärzt, ſt. eingeſchwänzt.

Der Leſer wird gebeten, die übrigen kleinen Fehler gütigſt zu verbeſſern.

Erſter Brief.

Berlin 1807.

Das merkwürdigſte Jahr der Preußiſchen Monarchie, (ſo lange ſie beſtanden hat) iſt vorüber: Noch iſt ihr Schickſal nicht entſchieden. — Der König, mit dem Reſt ſeiner Truppen aus der Oſtpreußiſchen Inſpektion, und einigen Süd- und Neuoſtpreußiſchen Regimentern beſtehend, floh nach Königsberg, nachdem er eine Beſatzung in Graudenz geworfen, und Schleſien ſich ſelbſt und der Vertheidigung einer Armee überlaſſen hatte, die der Fürſt von Anhalt-Pleß erſt erſchaffen ſollte. In Königsberg ſchrieb der König ſtarke Aushebungen von Rekruten aus, und errichtete daraus 20 neue Bataillone, denen eine minder koſtbare Uniform gegeben wurde, als die ehemalige preußiſche Offizier Bekleidung war, dieſe (die Equipage des Infanterieoffiziers) koſtete 300 Thlr., die jetzige 50.

Wie unzufrieden der König mit dem Betragen ſo vieler Generale, Veſtungs-Commandanten und Subalternen war, das beweiſt zur Genüge das Patent, welches er desfalls aus Ortelsburg erließ, und welches ich Dir ſchon geſchickt habe.

Den ihm von Napoleon vorgeſchlagenen Waffenſtillſtand ſchlug er aus, und warf ſich ganz in die Arme Rußlands. Die rußiſche Armee war erſt den letzten

October über den Niemen gegangen, und ſie kam mit ihrem Vortrabe nur bis Lowicz, von wo ſie gleich den Rückmarſch über den Weichſelſtrom antrat, und erſt am Narew und Bug ſich ſetzte, Verſtärkung abwartend.

Unterdes war Napoleon mit der großen Armee nach Südpreußen vorgerückt, und auch diejenigen Diviſionen, welche den Ueberreſt der bey Jena geſchlagenen preußiſchen Armee, bey Prenzlau, Lübeck und Anklam zerſtreut und gefangen genommen hatten, rückten der großen Armee nach.

Die Eroberung Schleſiens wurde den Bayern und Würtembergern unter franzöſiſcher Anführung überlaſſen. Prinz Hieronimus, unter ihm Vandamme und Lefevre commandirten dieſe Truppen. Es wird vielleicht in der Zukunft Veranlaſſung zu Diskuſſionen unter den militairiſchen Schriftſtellern geben: warum Napoleon, ſogleich nach der Eroberung der Terrains an der Elbe und Oder bis auf Glogau, mit der Hauptmacht tief nach Pohlen und ſelbſt über die Weichſel bis an dem Narew vorrückte, und rechts Schleſien mit allen ſeinen Veſtungen; links, das Terrain zwiſchen der Oder und Weichſel von Stettin bis Colberg und Danzig frey ließ?

Man wird fragen: Warum nahm die franzöſiſche Armee nicht ihre Linie an der Oder hinauf und beſchloß den Feldzug mit der Eroberung der ſchleſiſchen Veſtungen? ſchickte ein fliegendes Corps nach Pohlen, forderte die pohlniſche Nation zum Aufſtande auf, und erwartete die Ruſſen in den Poſitionen an der Oder? die franzöſiſche Armee ſicherte ſich dadurch in ihrem Rücken unerſchöpfliche Vorräthe an Lebensmitteln für den Winter und durch den Beſitz Schleſiens, hielt ſie die Oeſtreicher immer in Reſpeckt, denen nicht zu trauen war. Ich glaube, daß der franzöſiſche Kayſer deshalb ſo ſchnell nach Pohlen eilte, um den feſteſten Punkt an der Weichſel, Warſchau, zu erobern, und von hier aus ſich mit dem rechten Flügel an das neutrale Gallizien lehnend, (als einer ſichern Baſis) auf die Feinde zu wirken.

Es war die Anweſenheit der ganzen Macht Frankreichs nöthig, um die Pohlen in Thätigkeit zu ſetzen, auf die ſehr ſtark gerechnet wurde.

Man erwartete in Pohlen (welches ſtets die Kornkammer aller benachbarten Staaten geweſen war) hinreichende Subſiſtenz für die Armee.

Wurden die Ruſſen am Narew geſchlagen, ſo ſtanden alle Pohlen unter den Waffen, und mit ihrer Hülfe konnte man dann nachdrücklicher auf Königsberg und Curland hinwirken, hier aber alle Häfen den Engländern verſchließen.

Hätte der Kaiſer direkt auf Königsberg von Berlin und Stettin aus operiren wollen, ſo ſetzte er ſich der Gefahr aus, von den Ruſſen umgangen zu werden, die von Warſchau aus nach Schleſien operiren wollten.

Die Oeſtreicher waren durch dieſes ſchnelle Vorrücken im Rücken genommen, und Napoleon konnte von Warſchau aus ſchnell mit einer Armee in das neutrale Gallizien eindringen. Ich erkläre mir wenigſtens auf dieſe Art den franzöſiſchen Operationsplan.

Die pohlniſche Nation, deren Behandlung preußiſcher Seits ich Dir in meinen vorigen Briefen geſchildert habe, ſah mit Begierde dem Tage entgegen, wo die Franzoſen ihre Gränzen betreten, und ſie das unerträgliche ihnen aufgedrungene Joch abwerfen würden. Kaum waren die franzöſiſchen Truppen angelangt, als auch ſchon der Aufſtand ausbrach, und beſonders in Kaliſch die pohlniſchen Einwohner das preußiſche Militair entwaffneten.

Es wurde dem Kayſer Napoleon eine Deputation der Pohlen nach Berlin entgegen geſchickt, welche ihm die Wiederherſtellung des pohlniſchen Reichs ans Herz legen ſollte.

Napoleon erſchien darauf in Poſen, und nun wurde das Signal zum Aufſtande der Pohlen gegeben.

Merkwürdig für die folgende Zeit ſind die Reden der pohlniſchen Magnaten und die Antworten des Kayſers bey dieſer Gelegenheit. Ich will ſie hier anführen:

Der Kayſer antwortete den 29ten Novbr. den pohlniſchen Wortführern in einer Audienz, die er ihnen vom Throne gab:

„Erlauchte Herren! zeigen Sie ſich ihrer Vorfahren würdig; Sie waren die Gebieter des Hauſes Brandenburg, Sie waren Meiſter von Moskau. Sie bemächtigten ſich der Veſtung Widdin. Sie befreyeten die ganze Chriſtenheit vom Joch der Türken. In Warſchau werde ich Ihre Unabhängigkeit öffentlich verkündigen. Das, was ich ſehe eben ſo wohl, als was meine Generale mir berichten, giebt mir, in Hinſicht Ihrer, vollkommene Zufriedenheit.

Poſener Zeitung.

Einige Zeit nachher ſagte der Kayſer: Es müſſen die erſten Magnaten, der Adel, die Bewohner der Städte ihre Gedanken und ihre Kräfte zu dem einzigen Zweck der allgemeinen Vertheidigung vereinigen. Wunderbar ſind die Anordnungen der Vorſehung über Sie: Da ich durch unbegreiflich ſchnelle Siege mit meinen Waffen, Preußens Macht vernichtet habe, und indem ich meine Feinde weiter verfolge, befinde ich mich in Ihrer Mitte, und werde in Warſchau Ihre Unabhängigkeit verkünden, die von dieſem Augenblick an unerſchütterlich ſtehen wird. Ich will die politiſche Exiſtenz Ihrer Nation wieder herſtellen; aber da Sie aus dieſem Zeitpunkt, aus dieſen Anordnungen große Vortheile ſchöpfen, ſo zeigen Sie ſich auch meiner Beſchlüſſe würdig: Wenn in Ihren Adern noch das Blut der ehemaligen tapfern Pohlen wallet, ſo bewaffnen Sie ſich alle: ſetzen Sie ſich das Ziel, frey und eine Nation ſeyn, oder zu ſterben. Ihr Schickſal iſt nun in Ihrer Hand, ich erwarte, daß Sie mich von Ihrer Tapferkeit und Ihrem Muthe überzeugen. Laſſen Sie mich den Erfolg Ihres Eifers ſehen. Worte und Verſicherungen genügen mir nicht. Laſſen Sie mich die Schaaren oder Cohorten einer achtbaren Armee an der Seite meiner Soldaten kämpfen ſehen.

No. 53. des Telegraphen.

Die Aufforderung zu einer allgemeinen Landesbewaffnung erließ **Joſeph Lubiſz Radziminski.** Er ſagt darin:

Brüder und Mitbürger!

In den ruhmvollen Tagen unſerer Nation, da noch das Schwerdt der Pohlen Schrecken und Verwirrung in den Ländern der Feinde verbreitete: als noch durch die Schärfe ſeines Säbels ſtolze und habſüchtige Nachbarn zur demüthigenden Unterwerfung gebracht wurden, damals waren es die Weiwoden, welche durch ausgeſandte Herolde den tapfern Ritterſtand zum Aufſtande aufriefen, und ihn zum Kampf führten. Mit der Vergänglichkeit der Dinge haben dieſe Anordnungen unſerer tapfern Vorältern aufgehört. Der entnervte Pohle erwartete an ſeinem Heerde die Feſſeln der Knechtſchaft, und wollte dem klagenden Vaterlande kein Gehör geben, welches ihn zu ſeiner Vertheidigung aufrief. Nichts wollte er wagen für die Erhaltung ſeiner Unabhängigkeit: daher wurde er zuerſt mit Schande bedeckt, dann verfiel er in die Schmach der Knechtſchaft, bis er endlich ſogar in der Reihe der Nationen zu ſtehen aufhörte, und ſo ging er endlich aus ſeiner Selbſtſtändigkeit in die Knechtſchaft über. Rußland, dem er ſonſt ſeine Czaaren auf den Thron ſetzte: Preußen, von dem er die Lehns- und Huldigungseide empfing; Oeſtreich, welches er von der Geißel der Türken befreite, alle dieſe Reiche ſind Meiſter über ihn geworden, er aber ihr Sklave.

Brüder! wir waren keine Pohlen mehr; ſich dieſes Namens noch zu bedienen, war ein Verbrechen. Die Todesſtrafe, der Verluſt des Vermögens, der Lohn der größten Schandthat wartete denjenigen, der ſein Vaterland vertheidigen wollte. Ganz Europa erſtaunte über die einer ſelbſtſtändigen Nation zugefügte Gewalt.

Die Nothwendigkeit der Erhaltung des Gleichgewichts in der politiſchen Welt blieb unbeachtet. Schwäche und weibiſcher Charakter einiger Könige wagte es nicht, der Raubgier anderer Gränzen zu ſetzen. Es kam ſo weit, daß in dem civiliſirten Europa die Zeiten der wilden und überfallenden Horden wieder erblickt wurden.

So war es, und in dieſem Zuſtande wurden die ſüdlichen Reiche vom Norden bedroht. So, ſage ich, war es, bis auf einmal in dem Buche des unvorherzuſehenden Verhängniſſes ein **Held** erſchienen, vor deſſen Anblick alle Thaten der Uſurpateurs verſchwanden. **Napoleon der Große** trat in die Welt, und gab ihr die politiſche Ordnung wieder. — Pohlen! ſein mächtiger Arm ſoll auch euch aus der Unterdrückung und bürgerlichen Vernichtung erheben. Er iſt ſchon in unſerm Lande; ſchon ruht er wie ein liebender Vater unter ſeinen Kindern. Schon hat er zu uns geſagt: „Ich werde Eure Ketten zerreiſſen; ich werde „Euch Eure Unabhängigkeit wieder geben; Ihr ſollt „wieder Pohlen ſeyn, aber zeigt Euch Eurer Väter „würdig; überzeugt mich, daß Ihr frey zu leben oder „zu ſterben wißt.“

Pohlen, iſt Jemand unter euch, der gegen einen ſolchen ſchöpferiſchen Aufruf den Muth eines freyen Mannes nicht fühlen ſollte? Iſt Jemand unter Euch, der zum Schutz ſeines Vaterlandes ſich unter die Volksfahne nicht ſammeln wollte? Ich darf mir ſchmeicheln, ich glaube es vielmehr feſt, daß jeder für dieſen heiligen Zweck gern ſein Leben wagt. In dieſem Vertrauen, und in dieſem ſo ungewöhnlichen Ereigniß wähle ich das ungewöhnliche Mittel, deſſen ſich ſonſt jedoch unſere Väter bedienten. Ich fordere euch, ſämmtliche Einwohner der Großpohlniſchen Woiwodſchaften, als allein übriggebliebener Woiwode, zur allgemeinen Vertheidigung auf. Es ſchwinge ſich ein jeder auf ſein Roß, der das Schwerdt zu führen im Stande iſt, und wenigſtens müſſe aus jedem Hauſe einer der Söhne oder Brüder ſich zu Pferde bewaffnet unter die Fahne des Vaterlandes ſtellen, außerdem aber noch einen oder zwei Reiter in der woiwodſchaftlichen Uniform im Collet und militairiſcher Mütze mit ſich bringen. Wer ſich aber nicht ſelbſt bewaffnet ſtellen, auch durch einen Sohn oder Bruder nicht vertreten werden kann, der ſtelle im Verhältniß ſeines Vermögens einen Stellvertreter aus dem Ritterſtande, und bewaffnete Reiter.

Wenn es mein Alter verſtattete, ſo würde ich euch ſelbſt anführen, und für mein Vaterland zugleich mit euch kämpfen. Aber da mir meine Jahre dieſe Freude nicht gewähren, ſo ſtelle ich ſtatt meiner, Sr. Excellenz den Herrn Johann Heinrich Dombrowsky, Generallieutenant der pohlniſchen Armee, einen Mann, der durch Tugend und Tapferkeit ſich das Zutrauen des unüberwindlichen Napoleons verdient, und der, durch die unter ſeinem Feldzeichen gebildeten pohlniſchen Legionen den Namen der Polen aufbewahrt und im Ruhm erhalten hat.

Damit ſich alſo unter ſeinen Fahnen der Ritterſtand zur allgemeinen Vertheidigung verſammle, ſo fordere ich die von dem Feinde befreyten Woiwodſchaften und namentlich, die Woiwodſchaften Pomorſk, Malborſk, Cujavien, Inowrazlaw, Gneſen, Poſen, Kaliſch, einen Theil von Krakau, Sieradz, das Land Wielun, Leczyc, Rawa und Maſuren auf, daß ſich jede in ihrer Hauptſtatt, unter das Kommando eines, von Sr. Excellenz dem General Dombrowski beſtellten Rittmeiſters den 15ten Decbr. dieſes Jahres ſtelle, nachher aber die

Ritterſchaft aller dieſer Woiwodſchaften ſich ſchleunigſt in Lowicz verſammle.

Von da aus werden dieſelben erſt unter der Anführung Sr. Excellenz des Herrn Generals Dombrowsky ſich insgeſammt nach Warſchau ziehen, um dort die endlichen Befehle von Sr. Majeſtät dem Kaiſer der Franzoſen und Könige von Italien zu erhalten.

Mitbürger, ich fordere euch zu dieſem Aufbruch und zur allgemeinen Vertheidigung, mit der Würde der ehemaligen Woiwoden auf, und bringe euch die Strafen in Erinnerung, welche des Ungehorſamen warten.

Gegeben zu Poſen, d. 2. Dec. 1806.

Joſeph Lubiſz Radzimincki.

In Gemäßheit dieſes Aufrufs erfolgte die allgemeine Bewaffnung der Pohlen. Es war aber kein ſo unordentlicher Aufſtand, als der von Bar, oder der vom Jahr 1794 geweſen war. Es war bemerkbar, daß ein anderer Geiſt die Dinge leitete.

Die Provinzial-Landesbehörden blieben in ihrem Wirkungskreiſe, man entfernte nur die Preußen daraus und beſetzte ihre Stellen mit Pohlen. Es wurde ein förmlicher Militair-Etat proclamirt, regulaire Truppencorps wurden aufgeſtellt, deshalb neue Rekruten-Aushebungen veranſtaltet und freywillige Geldbeiträge eingeſammelt. Sehr gut kam es den Pohlen zu Statten, daß die Preußen (thöricht genug) ſeit 1793 aus ihrer Mitte neue Regimenter organiſirt, oder alte rekrutirt hatten; der größte Theil dieſer pohlniſch = preußiſchen Soldaten verließ ſeine Fahnen und ging zu den Pohlen über *).

Man kann es den Nationalpohlen nicht übel deuten, wenn ſie zu dieſem Aufſtande die Hände bothen, wenn ſie die preußiſche Regierung verließen, und ihre alte Verfaſſung wieder herſtellen wollten. Es war nichts natürlicher! nichts gerechter! Preußen hatte ſie von 1789 bis 1795 hintergangen und getäuſcht, hatte ihnen verſprochen, ihre ſich ſelbſt gegebene Conſtitution aufrecht erhalten zu wollen. Statt dies Verſprechen zu halten, hatte es die Theilung und Auflöſung dieſes Staats bewirkt. Ohne alle Schonung hatte es die pohlniſche Armee aufgelöſt, die Offiziere ohne alle Entſchädigung entlaſſen, die Civilpoſten mit Deutſche beſetzt, die Staroſteien, die erkauft waren, eingezogen, ſie Höflingen ohne Verdienſt geſchenkt. Es hatte ſelbſt die Nationalſprache nicht geſchont, und den Pohlen die Seinige aufdringen wollen. War es ein Wunder, daß dieſe Gedrückten, Verachteten, die Gelegenheit ergriffen, um ſich zu rächen, um ihre alte Verfaſſung wieder zu erobern, beſonders da ſie von der Schwäche der preußiſchen Regierungsmaßregeln durchdrungen waren?

Der Wille war da, es kommt aber darauf an, ob die Kraft ausreichen wird, und das bezweifle ich:

Es fehlt den Pohlen an Charakter, es fehlt ihnen ein dritter Stand, es fehlt an Cultur des großen Hau-

---

*) Preußen ſollte alte deutſche Regimenter nach Pohlen ſenden, und ſolche aus Preußen; die ſchleſiſchen preußiſchen Regimenter, aus Pohlen rekrutiren. Es ſollte gar keine Provinzialverfaſſung in Pohlen dulden, ſondern Neuoſtpreußen in Altpreußen, Südpreußen in Schleſien und der Neumark auflöſen.

ſens, an Bevölkerung, an Kunſtfleiß, an Debouches für die Produkten-Ausfuhr, an Energie, an Gelde.

Geſetzt, das Alles umfaſſende Genie Napoleons eroberte das ganze alte Pohlen wieder. Könnte, dürfte er der pohlniſchen Nation ihre alte Verfaſſung laſſen? Würde ſie dadurch in den Stand geſetzt werden, ſich auf die Stufe der Cultur empor zu heben, die ihre Nachbaren eingenommen haben? Unmöglich! Soll aus Pohlen ein haltbares Ganze werden, eine Macht, die Rußlands Fortſchritte im Süden von Europa hemmt, ſo muß es eine ganz andere Regierung, ganz andere organiſche und bürgerliche Geſetze erhalten, als diejenigen waren, welche die Conſtitution vom 3ten May 1792 feſtſetzte. Zuerſt gehörte zu ſeinem Arrondiſſement der Beſitz von Curland und Oſtpreußen, damit es nicht gehindert wird, ſeine Produkte ausführen zu können. Im Innern des Landes muß der 3te Stand Antheil an allen Rechten der Nation erhalten, und dem Bauer ein Stand in der Societät zu Theil werden; man muß ſeine Verhältniſſe zu dem Grundherren beſtimmen und ihm nicht der Willkühr des letzteren Preis geben; er muß aus einer Sache eine Perſon werden, im alten römiſchen Sinn dieſer Worte.

Man muß ein großes Capital anlegen, um Erziehungsanſtalten für den Bauer zu etabliren, damit er ein Menſch und dann ein guter Staatsbürger werde. Was aber die Hauptſache iſt: Man muß den ſogenannten Adel des Landes anhalten, ſeine Pflichten gegen ſich und den Staat zu erfüllen.

Dieſe Herren müſſen nicht mehr ihre Güther ausſaugenden Pächtern drey Jahr gegen ein Geldquantum überlaſſen, welches ſie nachher im Auslande verpraſſen und ſchlechte Sitten dafür eintauſchen, die ſie zu Hauſe bringen und ſie hier andern mittheilen. Man muß auf Theilung der viel zu großen Güter hinwirken, damit ſie cultivirt werden und dem Staate mehr Steuern geben können.

Mit den jetzigen Landesrevenüen iſt es unmöglich, eine reſpektable Armee zu unterhalten. Preußen hat in den erſten Jahren aus der Generalkriegskaſſe ſtarke Zuſchüſſe geben müſſen, um diejenigen Truppen zu bezahlen, die dieſe pohlniſchen Provinzen beſetzten; dieſe neuen Acquiſitionen haben ihm nichts eingetragen.

Um alle dieſe Erforderniſſe zu bewirken, die einen aufgelöſten Staat wieder auf die Beine bringen ſollen, bedarf es einer kraftvollen Regierung, an deren Spitze ein Mann ſtehen muß, der ſich durch nichts vom vorgeſteckten Ziele abbringen läßt; ein zweyter Napoleon! Die Pohlen in den höheren Claſſen ſind ſchon zu ſehr verdorben, durch den Luxus und die Lockerheit ihrer moraliſchen Grundſätze verweichlicht, um einen ſo weit ausſehenden Plan, einen ſo großen Zweck durch geringe Mittel ausführen zu können. Sie würden ermatten und erlahmen, ſo bald das große Weſen (Napoleon) nicht mehr in ihrer Mitte iſt, unter deſſen mächtigen Fittigen ſie dem Siege entgegen gehen. Sie werden am Ende wieder die Beute der benachbarten Mächte werden. Doch ich überlaſſe es der folgenden Zeit und dem nächſten Frieden, wie das Schickſal einer Nation und eines Landes beſtimmt werden mag, der ich es herzlich wünſche, einen Platz unter den Continentalmächten wieder einzunehmen, von welchem ſie verdrängt wurde, da ſie auf einer Stufe der Cultur ſtehen blieb, welche nicht mehr die heutige des ſich ausbildenden Europa's war.

Napoleon überſchritt die Weichſel und den Bug und ſchlug ſich hier mehrere Tagen mit den Ruſſen.

Das 45ſte 46ſte und 47ſte Bülletin der franzöſiſchen Armee, und der Bericht des General Bennigſen an den ruſſiſchen Kaiſer, geben über dieſe Gefechte Auskunft. Ich will hier blos das 47ſte wörtlich anführen:

Pultusk, am 30. December.

Den Gefechten von Czarnowo, Naſielsk, Karſomb und Lopoczyn ſind die Gefechte von Golymin und Pultusk gefolgt, durch den völligen und übereilten Abzug der ruſſiſchen Armeen, welcher das Jahr des Feldzugs beendigt hat. Marſchall Lannes hatte erſt den 26ſten früh Pultusk gegenüber ankommen können. Während der Nacht hatte das ganze Corps von Bennigſen ſich dort vereinigt. Die zu Naſielsk geſchlagenen ruſſiſchen Diviſionen kamen um 2 Uhr nach Mitternacht im Lager von Pultusk an und hatten die 3te Diviſion von dem Corps des Marſchalls Davouſt gegen ſich. Um zehn Uhr fing Marſchall Lannes den Angriff an; er hatte zur erſten Linie die Diviſion Suchet, zur zweyten die Diviſion Gazan und auf dem linken Flügel die Diviſion Gudin unter den Befehlen des Generals Daultanne. Das Gefecht wurde heftig. Nach verſchiedenen Manövres wurde der Feind über dem Haufen geworfen. Das 17te und 43ſte Regiment leichter Infanterie erwarben ſich den größten Ruhm. Die Generals Videl,-Claparede, Treilhard, Bouslard und der Oberſt Barthelemi vom 15ten Dragonerregiment ſind verwundet. Die Adjutanten Voiſin und Curial, erſterer beym Marſchall Lannes, letzterer beym General Suchet, ſind beide rühmlich getödtet. Marſchall Lannes iſt durch eine Flintenkugel geſtreift. Das 5te Armeecorps gab einen glänzenden Beweis von dem, was das Uebergewicht der franzöſiſchen Infanterie über die der andern Nationen vermag. Marſchall Lannes, obgleich ſeit 10 Tagen krank, wollte ſeinem Armeecorps ſchlechterdings folgen. Das 58ſte Regiment hielt verſchiedene Angriffe der feindlichen Cavallerie mit Kaltblütigkeit und dem beſten Erfolg aus. In der Nacht zog der Feind ab und retirirte nach Oſtrolenka.

Gefecht von Golymin.

Während das Corps von Bennigſen bey Pultuſk geſchlagen wurde, verſammelte ſich das von Buxhöfden gegen Mittag zu Golymin. Die am vorigen Tage von dem Großherzog von Berg angegriffene Diviſion Panin und eine zweyte zu Naſielsk geſchlagene Diviſion kamen beide auf verſchiedenen Wegen im Lager von Golymin an. Marſchall Davouſt, der den Feind ſchon von Naſielsk her verfolgte, holte ihn ein, griff ihn an und trieb ihn aus einem Buſch bey Golymin. Zu gleicher Zeit fiel der von Golaczyn anmarſchierende Marſchall Augereau dem Feind in die Flanke. General Lapiſſe, an der Spitze des 16ten leichten Regiments, überwältigte mit gefälltem Gewehr ein Dorf, an welches der Feind ſich gelehnt hatte. Die Diviſion Hendelet deployirte und rückte gegen den Feind an. Um drey Uhr Nachmittags war das Feuer am allerheftigſten. Der Großherzog von Berg machte mit gutem Erfolg verſchiedene Angriffe, wobey die Dragoner von Klein ſich auszeichneten. Da die Nacht zu früh eintrat, wurde das Gefecht bis 11 Uhr Abends fortgeſetzt. Der Feind machte ſeinen Abzug in Unordnung, mit Hinterlaſſung ſeines Geſchützes, Feldgeräthes, faſt aller ſeiner Renzel und vieler Todter. Alle feindliche Colonnen retirirten nach Oſtrolenka. General Fenerolles, welcher eine Dragoner-Brigade commandirte, wurde durch eine Kanonenkugel getödtet. Der unerſchrockene General Rapp, Adjutant des Kaiſers, wurde durch eine Flintenkugel verwundet. Dem Marſchall Augereau wurde ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen.

Marſchall Soult war indeſſen mit ſeinem Armeecorps ſchon zu Moſati, zwey Meilen von Makow, angekommen. Die durch Regen und Thauwetter verurſachte entſetzliche Menge Koth verhinderte aber ſein Vorrücken und rettete die ruſſiſche Armee, von welcher nicht ein Mann entkommen ſeyn würde. Das Schickſal der Corps von Bennigſen und Buxhöfden hätte auf dieſer Seite des kleinen Fluſſes Orcye entſchieden werden müſſen; alles aber wurde durch die Wirkung des Thauwetters dergeſtalt verhindert, daß man zwey Tage brauchte, um das Geſchütz drey Meilen weit fortzubringen. Die ruſſiſche Armee hat 80 Kanonen, alle Caiſſons, über 1200 Bagagewagen und 12000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Die Bewegungen der franzöſiſchen und ruſſiſchen Colonnen werden ein Gegenſtand der lebhafteſten Neugierde für Militairperſonen ſeyn, wenn ſie auf der Charte abgezeichnet ſeyn werden. Man wird ſehen, wie wenig daran gefehlt hat, daß die ganze ruſſiſche Armee in wenig Tagen vernichtet worden wäre, und das blos in Folge eines einzigen Fehlers des ruſſiſchen Feldherrn.

Wir haben 800 Mann an Todten verloren und 2000 Verwundeten gehabt. Im Beſitz eines großen Theils der ruſſiſchen Artillerie, aller Poſitionen, und nachdem wir den Feind über 40 Lieues zurückgetrieben, hat der Kaiſer ſeine Armee die Winterquartiere beziehen laſſen. Vor dieſer Expedition ſagten die ruſſiſchen Officiere, daß ſie 150000 Mann ſtark wären, jetzt ſagen ſie, daß ſie nur die Hälfte gehabt haben. Wem ſoll man nun glauben, den ruſſiſchen Officieren vor der Schlacht oder den ruſſiſchen Officieren nach der Schlacht? Perſien und die Pforte haben Rußland den Krieg erklärt; Michelſon greift die Pforte an; die beyden großen Reiche, Nachbarn von Rußland, werden durch die trügeriſche Politik des St. Petersburger Cabinets gefoltert, welches ſeit zehn Jahren mit demſelben handelte, wie ſeit funfzehn Jahren mit Pohlen. Als Herr Philipp Segur, Quartiermeiſter, der zur Leibwache des Kaiſers gehört, ſich nach Naſielsk begab, fiel er in einen Hinterhalt von Coſaken, die in einem Hauſe im Buſche verſteckt waren, der hinter Naſielsk liegt. Er hat zwey von denſelben niedergemacht, iſt aber zum Kriegsgefangenen gemacht worden. Der Kaiſer hat ihn zurückfordern laſſen; der ruſſiſche General hatte ihn aber ſchon nach St. Petersburg abgeſchickt.

Politiſches Journal.

Februar 1807. S. 171.

Am 26ſten Dec. noch ehe ein Theil der 4ten Diviſion unter Galizyn ſich mit dem General Bennigſen vereinigte, attakirte ihn der Feind um 11 Uhr Morgens mit einer zahlreichen Macht, welche Napoleon ſelbſt, unter ihm Davouſt und Lannes, kommandirte; noch ein Detachement wurde von dem General Souchet befehliget. Die Schlacht war äußerſt blutig, und dauerte bis in die finſtere Nacht. Zu Anfange derſelben warf ſich Davouſt mit einem Corps von 15000 Mann auf unſern linken Flügel, um hinten Pultusk zu beſetzen. Der General Baggewudt, welcher dieſen Flügel mit 4000 Mann vertheidigte, war zu weichen gezwungen. Sobald der General Bennigſen dieß bemerkte, befahl er, dies Detachement zu unterſtützen, welches durch das Corps des Grafen Oſtermann geſchah, und welches dem Vordringen des Feindes Einhalt that.

Heftiger war der Angriff auf unſern rechten Flügel. Ein großes Corps Infanterie unter Lannes, welches Napoleon ſelbſt kommandirte, rückte zwiſchen Gebüſchen gegen unſre Avantgarde vor, welche zur Deckung des rechten Flügels hier poſtirt war, und griff dieſelbe ſo ungeſtüm an, daß der General Barclai de Tolli zurückweichen mußte; ſobald er aber der hinter ihm und den Gebüſchen errichteten maskirten Batterie Platz gab, zu wirken, ſo ward der Feind, nachdem er eine anſehnliche Mannſchaft auf dem Platze gelaſſen hatte, in ſeinem Vordringen aufgehalten. Dennoch beſchloß der Feind, dieſe Batterie zu umgehen und Barclai de Tolli war noch immer genöthigt, zu weichen. Dann aber ließ G. B. ſeinen ganzen rechten Flügel die Fronte verändern und ſandte dem General Tolli zweymal Verſtärkung, jedesmal drey Bataillone. Da er auf ſolche

Art dem Feinde Einhalt gethan hatte, und Artillerie- und Muſketenfeuer unaufhörlich wirkten, ſo entſchloß ſich G. B. ſelbſt zum Angriff. Hierzu wurde der Graf Oſtermann beordert, der durch die übrige Infanterie und 20 Eſkadron Cavallerie unterſtützt wurde.

Die ſämmtliche übrige Cavallerie wurde im Centro en Front geſtellt, um die feindliche in Reſpekt zu erhalten.

Die Franzoſen vertheidigten ſich verzweifelt, waren aber endlich gezwungen, der Tapferkeit der Truppen S. K. M. zu weichen. Sie wurden vollkommen geſchlagen und vom Schlachtfelde vertrieben. Die Gefangenen behaupten, daß ſie hier 6000 Mann an Getödteten verloren haben. Unſer Verluſt iſt höchſtens 2000 Mann ꝛc. Auf ſolche Art iſt das Unternehmen Napoleons vereitelt und ein vollkommener Sieg erfochten worden.“

Dem, der Materialien für die Geſchichte dieſes merkwürdigſten aller Feldzüge ſammelt, kann es gleichgültig ſeyn, welche Macht den Sieg errungen hat, den beyde ſich zuſchreiben, wie viele Todte und Bleſſirte blieben u. dgl.; er ſieht nur auf die Folgen.

Die franzöſiſche Armee behauptete ihre Stellung, welche ſie vor der Schlacht hatte, rückte aber nicht bedeutend vor, ſondern bezog die Winterquartiere, befeſtigte Warſchau durch den Brückenkopf und angelegten Fortifikationen bei Praga. Die Ruſſen rückten etwas zurück und nahmen eine andere Poſition; es gelang ihnen aber der Uebergang über die Weichſel nicht. Beyde Armeen hatten gelitten, mehr von der ungünſtigen Witterung als durch die Waffen. Beyden fehlten Lebensmittel und die Franzoſen hatten mit dem Mangel, mit den Wegen und der ſchlechten Witterung zu kämpfen.

Bey Oſtrolenka wurde das Schickſal Preußens ſo wenig, als des alten Pohlens, entſchieden.

Die Ruſſen machten nun mit dem größten Theil ihres Heeres eine Bewegung rechts, um mit der hinzugekommenen Verſtärkung durch Oſt- und Weſtpreußen über die Weichſel vorzudringen, und dadurch (weil die Weichſel von Thoren nach Danzig einen Bogen bildet) die Franzoſen zwiſchen derſelben und dem Narew zu umgehen. Sie drängten hier die Corps der Marſchälle Ney und **Ponte Corvo** zurück, bis der Kayſer **Napoleon** ſelbſt mit einem großen Theil ſeines Heers ankam, die Ruſſen über Mohrungen zurückſchlug, und im Begriff war, Königsberg zu nehmen. Die Ruſſen ſetzten ſich bey Eylau, wo es am 8ten und 9ten Februar zu einer blutigen Schlacht kam. Beyde Theile ſchrieben ſich den Sieg zu *). Es iſt gewiß, daß auf beiden Seiten viele

---

*) Die Wiener Hofzeitung vom 7ten März ſagt: Ueber die mörderiſchen Treffen von 8, 9, und 14ten Februar hat man noch keine officiellen Berichte von ruſſiſcher Seite. In der Königsberger Zeitung vom 16ten iſt indeſſen Königl. preußiſcher Seits Folgendes kund gemacht worden: „Königsberg, den 10ten Februar. Die Schlacht vom 7ten und 8ten d. M. iſt eine der merkwürdigſten in der Geſchichte. Tapferkeit und Entſchloſſenheit von beyden Theilen verdient die Achtung der Nachwelt. Das Talent beyder Feldherren hat ſich gegenſeitig zu übertreffen geſucht. Alles iſt angewandt worden, was Gewandheit des Geiſtes vermag, um die Schlacht an großen Folgen wichtig zu machen, und nie iſt eine Schlacht geliefert worden, die zugleich von beyden Seiten ſo mörderiſch war, und die dennoch ſo wenig für die Folge irgend eines Theiles entſchied. Die ruſſiſch-preußiſche Armee hat durch beyde blutige Tage nichts weiter, als nur die Ehre des

Menſchen blieben, und daß weder die Franzoſen nach Königsberg, noch die Ruſſen an die Weichſel kamen; daß dieſe hinter dem Pregel eine feſte Poſition nahmen

Sieges erlangt. Der 8te Februar war in dieſer Hinſicht der entſcheidende: gegenſeitige Hartnäckigkeit kämpfte einen ganzen Tag mit der größten Aufopferung. Keiner wollte weichen, erſt gegen Abend war die Schlacht entſchieden, und das Schlachtfeld wurde gegen den Feind behauptet. Eine zweytägige Anſtrengung aller Kräfte, und die daher eingetretene Erſchöpfung, vorzüglich aber der durchgängige Mangel an Munition, benahmen dem Sieger, dem verehrungswürdigen ruſſiſch-kaiſerlichen Generallieutenant v. Bennigſen, die Mittel, die Schlacht am folgenden Tage wieder aufs Neue anzufangen, und die Zerſtörung der feindlichen Armee zu vollenden. Er beſchloß daher, ſich erſt mit der erforderlichen Munition zu completiren, und da der Feind ſchon am vorigen Tage mit ſeinem linken Flügel einen Verſuch auf Königsberg vermuthen ließ, ſo hielten es Sr. Excellenz am 9ten des Morgens für nöthig, zur Vorſicht den rechten Flügel ihrer Armee etwas gegen die Stadt zurückzulehnen, um dieſe, zur Heranziehung der Bedürfniſſe ſo wichtige Kommunikation gegen den Verſuch einer feindlichen Streiferey zu ſichern. Der rechte Flügel der franzöſiſchen Armee war am Abend nach der Schlacht in der ſchrecklichſten Deroute, und retirirte bis fünf Meilen vom Schlachtfelde: der linke behielt ſeine Stellung, gab dadurch den übrigen Truppen Zeit, ſich wieder zu ſammeln. Unſer Verluſt an beyden Tagen iſt ſehr beträchtlich, aber der des Feindes, nach Ausſage der Gefangenen, noch bey weitem beträchtlicher. Ganze Kolonnen wurden aufgerieben; bey preuß. Eylau gerieth eine Kolonne auf eine verdeckte Batterie von 60 Piecen und wurde total vernichtet, indem ſie das Defilee debouchiren wollte. 15 Adler ſind von uns genommen, die Anzahl der Gefangenen iſt nicht ſo beträchtlich, weil nur wenigen Pardon zugeſtanden wurde. Vielleicht werden bey ſtrengerer Nachſuchung noch mehrere Trophäen aufgefunden, weil die Koſaken nicht die Beſtimmung und den Werth der Fahnen kennen, und mithin auch keine Aufmerkſamkeit darauf verwendet haben. Unſere Truppen haben die höchſten Beweiſe ihrer unerſchütterlichen Bravour abgelegt. Alles was ihnen begegnete, wurde geworfen, und ganze Kolonnen mit dem Bajonet über den Haufen geſtürzt. Der beſtändige Bivouak und die ſchrecklichſten Fatiken waren nicht und dadurch Königsberg decken, die Franzoſen von Braunsberg über Oſterode und Willenburg bis Oſtrolenka ihre Linien gezogen haben, und der rechte Flügel jetzt unter dem Commando **Maſſenas** durch 120 0 Bayern aus Schleſien verſtärkt worden iſt.

Jetzt ſcheinen beyde Theile ſich zu verſtärken, um den Kampf von neuem zu beginnen. **Napoleon** ſucht Danzig und Colberg zu nehmen, um hier Subſiſtenz durch die daſelbſt vorhandenen Magazine zu finden. Die Ruſſen ſuchen Königsberg mit dem letzten Mann zu vertheidigen, da von dem Beſitz dieſes Orts und der darin befindlichen Vorräthe ihre Subſiſtenz abhängt.

Die Ruſſen ſcheinen einen Vertilgungskrieg zu führen, weil ſie alles hinter ſich, wo ſie retiriren, vernichten, um dem Feinde das Nachrücken zu erſchweren.

---

im Stande, die gute Stimmung unſerer Truppen zu unterbrechen.“ — Königsberg, vom 14ten Februar. So eben trift folgende Nachricht vom Fürſten **Bagration** an den Generallieutenant v. **Bennigſen** Excellenz hieſelbſt ein: Die Franzoſen wollten heute den linken Flügel der Poſition tourniren, und hatten die Avantgarde auch wirklich ſchon bis Guttenfeld zurückgedrängt. Hier wurden ſie aber vom Hetmann **Platow** und Fürſten **Bagration** ſo gut genommen, daß 15 Eskadrons abgeſchnitten, niedergehauen, und 500 Mann gefangen gemacht wurden. Die ruſſiſchen Poſten ſtehen jetzt wieder vorwärts, nach der Gegend von Friedrichsſtein.“ — „Biala den 13ten Februar. Unſere bey Liebſtadt gefangenen Truppen ſind glücklich gerettet. Der Major von **Schachtmeyer** ſchickte nemlich zu dem, in der Gegend von Ortelsburg kommandirenden, ruſſiſchen General Lewoff, und bat um Unterſtützung. Der General ſchickte den 11ten Februar eine Eskadron Dragoner; ſie traf die Kolonne bereits hinter Ortelsburg, befreite ſie, und nahm die Eskorte gefangen. Heute den 12ten treffen ſie ſchon wieder in Johannisburg ein, und der Major von **Schachtmeyer** war bereits am geſtrigen Tage daſelbſt angekommen.“

Sollten die Franzoſen die nächſte Schlacht gewinnen und Königsberg nehmen, ſo dürfte dadurch, ſo wie rechts, durch Warſchau ihre Baſis feſt geſtellt ſeyn, um bis hinter die Memel, auf Curland und Grodno im nächſten Feldzuge hinwirken zu können. Sollten die Franzoſen geſchlagen und über die Weichſel gedrängt werden, ſo finden ſie ihre Stütz- und Anlehnungspunkte an der Oder von Stettin bis Glogau; das furchtbare Cüſtrin in der Mitte.

Ohne daß **Napoleon** es ſich verſah, überfielen die Ruſſen das türkiſche Reich.

Der Kayſer ſagte in Berlin dem türkiſchen Geſandten:

> Senden Sie einen Courier nach Conſtantinopel, und melden, was hier vorgefallen iſt, zeigen Sie an: daß die Ruſſen weder in die Moldau einfallen; noch etwas gegen das Ottomanniſche Reich vornehmen würden.

21ſtes Bülletin der großen Armee.

No. 23. des Telegraphen. 1806.

Der General **Michelſon** nahm Jaſſi und Bukareſt, und drang bis an die Donau vor, welchen Fluß er zu überſchreiten im Begriff iſt. Die Pforte erklärte Rußland und England den Krieg, und alliirte ſich mit Frankreich, welches in Italien 60000 Mann Truppen ſammelt, um den Ruſſen hier entgegen zu gehen. Rußland ſcheint in Griechenland das Syſtem ausführen zu wollen, welches Frankreich in Deutſchland ausgeführt hat. Es macht hier die Hoſpodare und Baſſas, die ſich für daſſelbe erklären, zu Königen der Provinzen, die ſie bisher im Namen des Groß-Sultans beherrſchten.

Die Schweden ſind in Stralſund vom Marſchall Mortier eingeſchloſſen, und ſcheinen ſich tapfer vertheidigen zu wollen.

England voll Freude, daß der ganze Continent in Flammen ſteht, und Frankreich völlig an der Weichſel beſchäftigt iſt, ſendet bloß Geldfäſſer nach der Oſtſee und bezahlt diejenigen, die lediglich für ſein Intereſſe kämpfen, was alle Vernünftigen einſehen, nur nicht die Fürſten.

Die Preußen ſollen in den letzten Affairen (die Franzoſen bezeugen es) unter dem General Leſtok tapfer gefochten haben; vielleicht iſt dies kleine Häuflein gereinigt von allen Schlacken, gut angeführt, und von *einem* Geiſt beſeelt, ſtatt daß es bey Jena von mehreren kommandirt wurde.

Zweyter Brief.

Berlin.

Ich habe Dir im vorhergehenden Schreiben getreu erzählt, wie es um die beiden Armeen ſteht. Jetzt will ich Dir doch ſchildern, mit welchen ſanguiniſchen Hoffnungen die Berliner ſich amüſiren.

Der größte Theil des berliner gebildeten und ungebildeten Publikums nennt ſich: Patrioten. Ich muß Dir aber erſt erklären, was man unter dieſem Worte verſteht.

In der alten Griechen- und Römer-Zeit, wo die Staatsverfaſſung auf die Tugend, auf die reine Sittlichheit der Staatsbürger begründet war, wo es keine andere Ehre gab, als die, welche der Abglanz der Tugend war; wo die Vaterlandsliebe darin beſtand, daß man ſein Daſeyn ohne Zwang auf den Altar des Vaterlandes legte; damals hieß ein Patriot derjenige Bürger, welcher aus reiner Liebe alle ſeine Freuden, alles, was ihm lieb und werth war, für die Erhaltung der vaterländiſchen Verfaſſung hingab. Damals war alſo der Patriotismus auf Liebe, auf Opfer begründet.

Jetzt, wo man jenes Wort beybehalten hat, ohne den Begriff zu kennen, jetzt iſt der moderne Patriotismus auf Egoismus, auf Genußliebe begründet; er ſpricht ſich nicht aus durch Opfer, ſondern durch Wünſche nach der Wiedererlangung verlorner oder ſuſpendirter Genüſſe.

Die Officiere, die auf ihr Ehrenwort entlaſſen ſind und hier leben, wünſchen ſich bald wieder in den Genuß ihrer Stellen geſetzt zu ſehen.

Die Officianten, deren Gehalt eine Zeitlang ausblieb, ſehen der vollen Auszahlung nach der Rückkehr der Preußen entgegen.

Die Creaturen des Hofes vergehen vor langer Weile. Ihr Einfluß iſt dahin, ihre Geldquellen ſind verſtopft. Die Weiber haben ihre Liebhaber verloren, und, wenn ſie ſich auch alle Mühe geben, ſie durch Franzoſen zu erſetzen, ſo iſt das Verhältniß doch nicht dauernd.

Der Handel liegt darnieder; die Kaufleute ſehen mit Schrecken ſeinem völligen Untergange entgegen.

Die Hausmiethen fallen und die Miether zahlen nicht; es giebt hier viele Schwindler, die einen Schacher mit Häuſern treiben, dies alles iſt vorbei. Kurz, es iſt Keiner, der nicht einem beſſern Zuſtande entgegenſieht, wenn die Preußen zurückkommen. Dieſen Drang nennen ſie Patriotismus, und wer ihn am lauteſten ausſpricht, der iſt ein Patriot.

Ich nenne ihn nicht ſo.

Vor dem Kriege, und als die Regierung leider ihn einmal wollte, dieſen unglücklichen Krieg, da war der ein Patriot, der ihn zu hindern ſuchte; und, als er ausbrach, der, welcher der Regierung Opfer brachte. Ich habe ſolcher Patrioten wenige gekannt.

Jetzt iſt der ein Patriot, der ruhig ſein Schickſal trägt, welches auf ihn laſtet, ſich bis auf das Nothwendigſte einſchränkt, zahlt und leiſtet, was man fordert, ohne zu murren, und auf ſeinen unglücklichen Nebenmenſchen herabſieht und ihm hilft, wo er kann.

So lange, als jetzt noch die Bettler ſchaarenweiſe in den Straßen von Berlin umherziehen; das Schauſpielhaus, die Tabagieen, Weinſtuben, der Thiergarten und andere Oerter des Vergnügens ſo beſetzt ſind, als vor dem Kriege, ſo lange halte ich die Berliner für keine Patrioten, ſondern, wenn ſie ſich dafür ausgeben, für großſprecheriſche Egoiſten.

Was für unſinnige Lügen jene Pſeudo-Patrioten ausſprengen, davon haſt Du keinen Begriff! Sie zweifelten nicht: die Franzoſen wären bei Oſtrolenka geſchlagen, der Kaiſer wäre nach Paris zurückgeeilt, man hätte ihn in Gotha durchpaſſiren ſehen; die Armee hätte Warſchau verlaſſen und ſtände bei Clodava. In Roſtock wären Ruſſen gelandet, man erwartete ſie in Prenzlau; Stettin hätten ſie eingenommen. Mürat wäre todt. Davouſt gefangen, der Kaiſer bleſſirt. In Schleſien wären Oeſtreicher eingerückt u. ſ. w. Ein jeder hatte es aus einer authentiſchen Quelle, und wenn Jemand, von dem man glaubte, er könne Nachrichten haben, eine Muthmaßung erzählte, ſo wurde ſie im nächſten Munde ſchon Gewißheit.

Die Franzoſen, die dieſe Leichtgläubigkeit der Berliner kennen lernten, und die dadurch amüſirt wurden, machten ſich ein Vergnügen daraus, ihren nächſten deutſchen Umgebungen die gröbſten Unwahrheiten aufzuheften, welche dann gleich von Mund zu Mund gingen. Ein ganz vorzüglich großer Lügner war ein gewiſſer G. B., der ſich rühmte, mit den franzöſiſchen Machthabern Umgang zu pflegen; man konnte ihn einen exemplariſchen Lügner nennen.

Die Leichtgläubigkeit ging ſo weit, daß man ſchon den Tag der Ankunft der Ruſſen beſtimmte, daß man in der Nähe von Berlin kanoniren gehört hatte u. dgl.

Als man nun endlich beſtimmt überzeugt wurde, die Franzoſen wären noch im Beſitz von Warſchau, da hätte man glauben ſollen, man werde nach der Schlacht bei Eylau nicht ſo vorſchnell das Zurückweichen der Franzoſen verkündet haben. Jene Erfahrung hatte aber die Menſchen nicht klüger gemacht; ſie logen noch toller und abentheuerlicher, als zuvor.

Durch dieſes Talent, Lügen auszubreiten, haben die Berliner das franzöſiſche Gouvernement aufmerkſam gemacht. Natürlich kann es demſelben nicht gleichgültig ſeyn, was man ſpricht; nicht etwa wegen eines zu erwartenden Aufruhrs, aber deshalb, daß die zur Armee durchmarſchirenden Truppen nicht muthlos gemacht werden. Es ſind daher mehrere Arreſtationen vorgefallen, die ſich aber blos mit Verweiſen endeten.

Dahin gehört auch die der Redakteure des Hausfreundes, des Profeſſor Heinſius, und Kr. R. von Cölln. Der letztere war Redakteur des preußiſchen Staatsanzeigers vor dem Kriege, und vereinigte ſich im Anfange des laufenden Jahres mit dem erſtern zur gemeinſchaftlichen Edition des Hausfreundes. Dies Blatt war vor dem 14ten October ſehr patriotiſch geweſen, gleich allen übrigen. Nachher ſchien es nicht ſo, wie der Telegraph, change vite machen zu wollen, und fiel manchmal in den alten Ton zurück. Seitdem aber der Staatsanzeiger damit verbunden war, deſſen Redakteur als ein heftiger durchfallender Mann bekannt iſt, wurde dieſer Ton immer vernehmlicher, und die franzöſiſche Regierung ſah ſich dadurch veranlaßt, dieſes Blatt zu unterdrücken und die Herausgeber durch einen 14tägigen Arreſt zu rectificiren.

Dritter Brief.

Berlin.

Ich kann mir den Drang nicht erklären, den hier die Pſeudo-Patrioten nach der Ankunft der Ruſſen haben. Setze ich mich auch ganz in ihre Stelle, ſo fühle ich doch dieſen Drang gar nicht. Was werden ſie denn dabei gewinnen? Unmöglich iſt es, daß Preußen nach den Schlachten an der Saale wieder ſelbſtſtändig werden kann, es muß dem Sieger in die Hände fallen, das ſey nun Frankreich oder Rußland.

Wäre nun der Schauplatz des Krieges in unſere Nähen gezogen, dann würden wir erſt ſein Schreckliches fühlen.

Der Freund und Alliirte, der von uns verlangt, nimmt das Dargereichte als eine unvollkommene Vergeltung ſeiner Verdienſte um uns. Der Sieger, indem er verlangt, bezeigt doch noch Mitleiden mit dem Unterdrückten, beſonders wenn er humaner iſt, als der Alliirte. Daß der Franzoſe dies iſt, bedarf es da noch einer Frage?

Entſchieden muß der große Kampf um Europa werden. Iſt es nicht beſſer für uns, es geſchieht an der Weichſel, und in den Wildniſſen Süd- und Neuoſtpreußens, als an der Spree?

Der König von Preußen und der Hof ſind nach Memel geflohen, und ſo wäre denn dieſer unglückliche Monarch in dem entfernteſten Winkel ſeiner Staaten eingeengt; verlaſſen von Miniſtern und Feldmarſchällen, kann er hier nur auf die Ruinen des preußiſchen Staatsgebäudes herabſehen.

Jetzt mag es für ihn ſehr nützlich ſeyn, daß er nie großen Aufwand und die Pracht liebte, ſo einfach, als nur möglich, lebte. Der Cabinetsrath Beym, der General Köckeritz ſind noch bei ihm geblieben. Der wiedergeneſene General Rüchel beſorgt die Oeconomie der Armee, der General Zaſtrow hat das Portefeuille. Die Miniſter ſind außer Thätigkeit. Graf Schulenburg und Herr von Stein ſind verabſchiedet. Beide ſind in Berlin, wo der erſte ſich blos mit dem franzöſiſchen Orden öffentlich zeigte.

Wenn der Menſch übrigens alt wird, ſo wird er auch ſchwach; man ſieht dies in der Regel immer beſtätigt. So geht es Möllendorf, ſo geht es Schulenburg u. a.

Der große Ludwig XIV, der die halbe Welt zittern machte, ließ ſich im Alter von einer alten Betſchweſter äffen, und ſtand unter den Befehlen ſeiner natürlichen Kinder und des Beichtvaters; ſie trotzten ihm ein Teſtament ab, und ſtellten ihm einen falſchen perſiſchen Geſandten vor.

Bei allem Unglück, welches den König und das Hohenzollerſche Haus trifft, und bei allen Drangſalen, die dieſer unzeitige Krieg über uns gebracht hat, genießt doch Friedrich Wilhelm III die Liebe ſeines Volkes. Wenn auch ſelbſt die Berliner keine ächten Patrioten ſind, ſo giebt es doch hin und wieder Ausnahmen, und dann bewirkt bei allen Völkern die Gewohnheit eine Anhänglichkeit an die alten Formen und ihre Handhaber, ſo auch hier.

Die Berliner ſuchen mit unter ein Vergnügen darin, die Miniſter und Generale, die ihnen jetzt nicht mehr ſchädlich ſeyn können, zu perſifliren und öffentlich auf ſie zu läſtern.

Schulenburg iſt jetzt die Zielſcheibe ihres Witzes; der Cabinetsrath Beym wurde ſogar öffentlich beſchimpft. Was ſoll man dazu ſagen? Es iſt Volkslaune!

Das berliner Publikum hat ſich auch lange mit Mährchen von den Partiſanen unterhalten, die in Pommern, in der Neumark und in Schleſien ſich herumgetrieben haben.

Schill, der in Pommern hauſt, hatte ſogar die Ehre, in Kupfer geſtochen zu werden.

Von Erfolg können dieſe Freybeutereyen nicht ſeyn, und die Vernünftigen ſehen darin nur einen vermehrten Druck der Unterthanen. Das Einzige, was dadurch gewonnen werden kann, iſt: daß dieſer kleine Krieg Soldaten bildet.

Zwey Officiere, die auf ihr Ehrenwort entlaſſen und in der Capitulation von Prenzlau eingeſchloſſen waren, Wilhelmi und Saher, wurden bei Chriſtianſtadt als Partiſane gefangen genommen, vor das Kriegsgericht in Cüſtrin geſtellt und zum Tode verurtheilt. Wilhelmi war ein hoffnungsvoller Jüngling und ein genialiſcher Kopf, den ſeine zu große Lebhaftigkeit zu dieſem falſchen Schritt vermocht haben muß. Er geſtand dies vor dem Richter ſelbſt ein, und ſtarb mit vieler Faſſung und Seelenruhe.

Was die Landesadminiſtration betrift, ſo haben die Zeitungen die Eintheilung der eroberten Länder in Gouvernements bekannt gemacht. General-Gouverneur der Marken iſt unter andern der General Clarke. Intendanten ſind für jede Provinz beſondere ernannt.

Ohne daß hier das General-Direktorium wieder hergeſtellt wäre, ſind doch das Accise-Poſt-Forſt-Berg- und Hütten-Departement und die Oberrechnungs-Cammer in Thätigkeit. Das Juſtiz-Departement iſt es vom Anfange an geblieben.

Auffallend iſt es, daß kein Büreau für das Domainen-Departement etablirt worden iſt, welches jetzt von den Cammern allein adminiſtriret wird.

Diejenigen Officianten, welche thätig ſind, ſo auch die Penſionaire, ziehen ihren alten Gehlat, und da den Treſor-Scheinen gezwungener Umlauf gegeben iſt, der Wechſel-Cours ſeinen Fortgang hat, ſo fängt das baare Geld wieder an ſichtbar zu werden. Dennoch verlieren die Bankopapiere 25, die der Seehandlung 40 pr. Ct.

Darüber verlangſt Du Aufklärung, hier iſt ſie:

Friedrich II. fundirte die Bank 1765 mit 8 Millionen, wie das Fundations-Patent ſelbſt ſagt, um für den Handels- und Fabriken-Stand eine beſtändige Reſource zu ſeyn, wenn er gegen Sicherheit Geld brauchte, ohne daß er Gefahr liefe, von Wucherern geplündert zu werden. Die Hauptbank in Berlin hatte in den wichtigſten Provinzial Städten Comtoire, und beſondere Inſtitute, welche lombardirten, angelegt, und ſie wurden für Rechnung des Königs adminiſtrirt.

Man konnte gegen Pfänder auf den Lombards und auf Hypotheken, Pfandbriefe und Wechſel, welche 3 ſichere Kaufleute girirt hatten, bey der Bank Gelder auf 2 — 6 Monath gegen 5 pr. Ct. erhalten.

Bey der Bank wurden vorſchriftsmäßig alle Deposita judicalia gegen 2½ pr. Ct. verliehen, und Privatperſonen, welche ſchnell ihr Geld unterbringen wollten, fanden hier ebenfalls dazu Gelegenheit. Banknoten, die die Rechte des baaren Geldes hatten, wurden für 1½ Millionen creirt, aber nur etwa zu 600,000 Rthlr. ausgegeben, indem ſie nur derjenige in Zahlung erhielt, der ſie verlangte.

Dies Inſtitut erhielt durch jene Fonds eine ſichere Baſis, und hat bis in's Jahr 1804 wenigſtens an 9 Millionen gewonnen; ſein Tournant betrug zwiſchen 130 und 140 Millionen in dieſem Jahre.

Südpreußen, welches dem Mutterlande ſo viele Opfer koſtet, jetzt aber dadurch alles wieder gut macht, daß es das Getümmel des Krieges in ſich hinein gezogen hat, beſaß vielen Grund und Boden, der der Cultur empfänglich war; kaum hatte die preußiſche Regierung das Eigenthum durch eine Hypotheken-Ordnung geſichert, ſo ſehnten ſich die Grundeigenthümer nach Capitalien, die ihnen fehlten, um neue Anlagen im Ackerbau zu machen, oder ihre auf Wiederkauf verliehenen Güther wieder einzulöſen; ſie kamen in die alten Provinzen, ſuchten hier das baare Geld auf, gaben 5 pr. Ct. Zinſen und eben ſo viel Prozenetiken *), weil es ihnen immer zu Hauſe noch mehr abwarf, und erhielten alles baare Geld, was nur irgend aufzutreiben war.

Viele Geldſpekulanten hatten ihnen kaum ſolches dargeliehen, als ſie die Hypothek bey der Bank discontiren ließen. Dieſe erhielt auf ſolche Weiſe eine Menge Papiere, und zwar an 31 Millionen Rthlr. an Werth.

Ihren urſprünglichen Fond hatte ſie Friedrich Wilhelm II. zurückgezahlt. Sie hatte 28 Millionen Schulden incluſive der Banknoten und Depoſitenſcheine, deren ſie etwa für 500,000 Rthlr. der Bequemlichkeit wegen circuliren ließ, und an 4 Millionen Beſtand, ſo daß ſie ihren Gewinn immer noch nachweiſen konnte. Ihr jähriger Gewinn mochte eine halbe Million betragen.

Bey dem allen ſah ſie ſich um Johanni 1805 genöthigt, ihr Diskonto-Comtoir zu verſchließen, da der Papiere und Hypotheken ſo viele präſentirt wurden, daß ſie kein Verhältniß mehr zu den Fonds hatten. Dadurch wurde im Handel eine große Stockung hervorgebracht.

Kurz

---

*) Wahrſcheinlich Proviſionen für die Mäkler.
Anm. d. Setzers.

Kurz nach dem unglücklichen 14. Oktober eilte man mit allen Baarſchaften und Dokumenten nach Königsberg, die Zinszahlungen hörten auf, und der Credit erlitt einen gewaltigen Stoß.

Die Banko-Obligationen fielen auf 75 pr. Ct. und wenn dieſelbe dieſen Verluſt tragen ſollte, ſo würde ſie nie wieder hergeſtellt werden können.

Ich glaube, es wäre beſſer geweſen, wenn die Bank hier geblieben wäre; wenn ſie nach Abzug der Zinſen, welche ſie im laufenden Jahre zu zahlen hatte, den Reſt ihres baaren Geldes den hieſigen Banquiers vorgeliehen, und die Criſis abgewartet hätte.

Sie mußte freylich ihren Statum öffentlich bekannt machen, und ihre Comtoirs einſtweilen ſchließen, die erſten hieſigen Capitaliſten aber erklären, daß ſie 3 Monat lang die Bankopapiere als baares Geld in Zahlung annehmen würden.

Das franzöſiſche Gouvernement würde dies Inſtitut als eine nothwendige Staats-Geld-Circulations-Anſtalt angeſehen haben, und ſein eigener Vortheil brachte es mit ſich, daß ſolche unangefochten blieb; die [illegible] konnte daſſelbe einziehen. Geſetzt aber, die franzöſiſche Regierung hätte die baaren Beſtände verlangt, ſo würde ſie die Zinſen nicht genommen haben, welche die Bank zu zahlen hatte; es blieben ihr ihre Actien und dadurch verlor ſie weniger als jetzt zu erwarten iſt.

Wollte aber die Bank-Direktion ſich vor dem Feinde zurück ziehen, ſo hätte ſie doch in Königsberg die Zinſen zahlen und unter franzöſiſcher Garantie ſolche hierher ſenden ſollen, welche gewiß erfolgt ſeyn würde. Im Stillen konnte ſie aber ihre Obligationen aufkaufen laſſen, wodurch ſie ſchnell wieder das Pari erreicht haben würde.

Die Seehandlung iſt ein Inſtitut, welches Friedrich II. 1772 etablirte, indem er ſolche auf Aktien fundirte, von denen er $\frac{7}{8}$ für ſich behielt: ſie ſollte einen Seehandel entſtehen machen, auf allen großen Seeplätzen Commenditeen haben, das fremde Salz ausſchließend kaufen, damit beſonders in Pohlen handeln u. dgl. Bis zur Zeit, als Struenſee die Direktion übernahm, war ſie ſtets dem Untergange nahe, dieſer brachte ſie auf die Beine. Unter ſeinen Vorgängern war Görne ein Betrüger; Schulenburg-Kenert war ein Cavalier und hatte ſich nie um den Handel bekümmert; er ſchob alſo (fein genug) ſeinem Couſin Schulenburg-Blumberg dieſe Partie auf den Hals, der ſich durch ein Stückchen Bley dechargirte. Struenſee aber war der Mann für dieſes Fach. Er machte mit der Salzdirektion in Wilizka vortheilhafte Contrakte, als der Wiener Cours in Banko noch gut war, nachher gewann er an dieſem Cours 30 — 40 pro Cent.

Friedrich Wilhelm II. verwandelte die Seehandlung in eine Staats-Schulden-Operationscaſſe. Er contrahirte auf ihren Credit 36 Millionen Thaler Schulden; auch wurden die von dem König von Pohlen übernommenen Schulden hierher geworfen.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms wurde ein Amortiſationsfond mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler jährlich fundirt, um dieſe Schulden zu tilgen; ſie betragen jetzt noch 24 Millionen und werden ums Jahr 1826 bezahlt ſeyn. Die Revenüen zu dieſem Fond ſind aus den Acciſe- und Salzeinnahmen angewieſen.

Da die Bank und Seehandlung zwey verſchiedene Chefs hatten, die beyde von ihrem Geſchäfte Antheile zogen, ſo wirkten ſie ſich immer entgegen: So gab die Seehandlung für ihre Anleihen 4 pr. Ct., die Bank nur 2½, bis jene endlich auf 3 pr. Ct. herabgeſetzt wurden.

Die Seehandlung hat an der mit ihr combinirten Staats-Schulden-Operationscaſſe 12 Millionen zu fordern, und es ſind etwa 14 — 16 Millionen Seehandl. Papiere in Umlauf. Da der König ihr einziger Debitor iſt, ſo entſtehet keine Nachfrage nach ihren Papieren. Die Debitoren der Bank ſuchen aber möglichſt ihre Obligationen an ſich zu bringen, um mit 25 pr. Ct. Gewinn compenſiren zu können, darum ſtehen die Bankobligationen beſſer, wie die der Seehandlung.

Dieſes Inſtitut hat gewiß jährlich 5- bis 600,000 Thaler gewonnen.

Längſt konnte daſſelbe mit der Bank vereinigt werden, da beyde Anſtalten eine Tendenz haben, wenn man nicht jeder einen eignen Departementsminiſter gegeben hätte. Dieſe Vereinigung wäre auch gewiß unter dem Herrn v. Stein erfolgt, wenn der Krieg nicht dies hinderte.

Wenn man annimmt, daß der König ſeit 1798 jährlich 4 Millionen in den Schatz gelegt hat, ſo ſind vor dem Jahr 1805 24 Millionen aufgehäuft geweſen, hiezu pro 1805 und 1806 wegen der ſchlechten Jahrgänge und Ausfälle in allen Einnahmen 4 Millionen, machen zuſammen 28; davon ſind abzuziehen Koſten für die Mobilmachung der Armee 1805 und 1806 24 Millionen, ſo muß der König vier Millionen mitgenommen haben.

Außer den Bank- Seehandlungs- Papieren, Holz-Adminiſtrations-Obligationen, Heerings-Aſſecuranzactien und Treſorſcheinen, giebts nun auch noch Pfandbriefe. Jene Papiere ſind anzunehmen:

Bankobligationen, Noten und Depoſiten-Scheine	28 Millionen.
Seehandlungs-Obligationen-Aktien :	16 — —
Treſor-Scheine	3 — —
(7 Millionen ſollen creirt ſeyn.)	
Die übrigen obengenannten . .	3 — —
	50 Millionen.

Pfandbriefe giebt es:

In der Chur- und Neumark . . .	6 Millionen.
in Weſtpreußen	6 — —
in Oſtpreußen	4 — —
in Pommern	8 — —
in Schleſien	25 — —
	49 Millionen.

Staatspapiere	50 Millionen.
Privatpapiere	49 — —
	99 Millionen.

Dazu kannſt Du gewiß für 100 Millionen Thaler Hypotheken rechnen und drüber, welche oft die Stelle des baaren Geldes vertreten. Wenn es alſo wahr iſt, was Krug u. a. behaupten: Es circulirten nur 40 Millionen baares Geld in dem Pr. St., ſo wäre zwiſchen dieſem und dem roulirenden Papier ein Verhältniß wie 1 zu 5.

Die Pfandbriefe ſind in Schleſien entſtanden, haben hier ſehr viel Unheil angerichtet, in den übrigen Provinzen aber die Guthsbeſitzer aus den Händen der Wucherer befreyt, da man hier eine Gränze zu finden wußte. In Schleſien aber hat man dies Mittel, ſich Capitale zu verſchaffen, um den Landbau zu heben, in Uebermaß zu Tage gefördert, darum iſt auch der Adel auf die Neige gekommen. Jetzt ſtehen die dortigen Pfandbriefe noch auf 94 pr. Ct, da die Landſchaft aus ihren Beſtänden die Zinſen bezahlt hat; ſollte aber der Krieg noch ein Jahr dauern, ſo dürfte es mit dieſer Zinszahlung vorbey ſeyn, und dann das Inſtitut die Inſolvenz erklären müſſen.

Vierter Brief.

Berlin.

Du biſt in Deinem letzten Briefe der Meynung, Rußland werde durch die Dauer Frankreich beſiegen. Ich zweifle:

Ich glaube, daß beyde Staaten zwey entgegengeſetzte Kräfte ſind, die ſich wohl von einander abſtoßen, ſich aber nur gegenſeitig vernichten können, und daß der jezzige Krieg gar keine Tendenz hat. Beyde Staaten werden bald den Punkt finden, worinn ſich ihr gegenſeitiges Intereſſe vereinigt, und dann werden ſie auf Koſten Englands einen Frieden ſchließen, der eine lange Dauer verſpricht; dies iſt meine Meynung! Höre meine Gründe: Die Streitkräfte beider Mächte ſind verſchiedener Natur, aber ſich ziemlich gleich.

Nach einem in Paris bei **Treutel** und **Würtz** 1806 erſchienenen Werke, beſtehet Frankreichs Militair-Macht aus:

	soldats		officiers.
1) Garde de l'Eempereur	7.099	et	359.
2) Infanterie de ligne	192.553	—	8.841.
3) Infanterie légère	58.560	—	2.548.
4) Troupes à cheval	53 487	—	3.148.
5) Artillerie à pié	13.206	—	757.
6) Artillerie à cheval	2.866	—	196.
7) Train d'artillerie	8.878	—	173.
8) Pontonniers	1,145	—	62.
9) Génie	5.656	—	299.
10) Légions Piémontaises	3.888	—	138.
11) Gendarmerie	15,065	—	655.
12) Vétérans en activité	11,733	—	800.
13) Canonniers vétérans	832	—	64.
14) Troupes irrégulières	7,248	—	416.
15) Gardes-côtes	12,919	—	239.

Total . soldats, 395,315 et officiers. 18,697.
18,697 officiers

Total général . . 414,012 hommes.

Rechne dazu die Militair-Macht des Rheinbundes und des Königreichs Italien, ſo ſind 600,000 Mann nicht zu viel, die Frankreich ſtellen kann. Der Verfaſſer ſagt darüber:

Comme il faut retrancher de ce nombre, pour les articles 11, 12, 13 et 15, quarante-deux mille trois cent cinq hommes, qui ne peuvent faire partie des armées agissantes, il ne reste de disponible que trois cent soixante-onze mille huit cent vingt hommes. Ce n'est pas trop pour garnir les côtes et les frontières de France, et occuper divers points, depuis le Texel jusqu'a l'extremité du royaume de Naples; mais ce ne serait pas asses pour soutenir une guerre dans la

même étendue, et on croit qu'il faudrait alors un supplément d'environ cent cinquante mille hommes, bien facile à se procurer avec une population aussi nombreuse que celle de la France; d'ailleurs ses ressources sont incalculables, et l'experience de la dernière guerre a prouvé, qu'avec environ cinq cents mille hommes effectifs, cet Empire peut lutter avantageusement contre l'Europe entière. Quant à l'etat militaire de paix de la France, en considerant l'accroissement territorial qu'elle a reçu depuis 1792, la force des armées des Puissances voisines, ou naturellement ennemies, et la rivalité ou l'opposition qu'elles présentent, on juge qu'elle doit entretenir au moins deux cents mille hommes d'infanterie et cinquante mille des troupes à cheval, independamment des depôts de regimens, de la Gendarmerie nationale, des vetérans de toute classe, et des gardes-côtes: moyens considérables, à la verité, mais qu'on ne peut taxer d'exagération, sur-tout depuis le 12. juin 1805 (23 prairial an 13), époque de la réunion de la ci-devant république Ligurienne ou Génoise à l'Empire Français auquel elle ajoute trois départemens et une grande ville avec un port, qui nécessitent des garnisons. La prudence prescrit en outre de perfectionner, sinon de former, les etablissemens les plus susceptibles de procurer promptement à l'armée, les augmentations que les circonstances pourront exiger. Il est facile de rendre ces arrangements trés économiques pour les finances, et en même temps peu nuisibles à la population.

Rußlands Militair-Macht ſteht mit jener nach den meiſten Nachrichten im Gleichgewicht; wenn man aber Hupels ſtatiſtiſche Notizen über Rußland lieſt, ſo findet man, daß die Hälfte jener Summe nur regulair iſt.

Die andere Hälfte beſteht aus wilden Völkerſtämmen (Koſacken, Kalmucken ꝛc.) die auf Befehl des Kaiſers aufſitzen und ins Feld ziehen müſſen. Sie ſind nur als leichte Cavallerie anzuſehen *).

In der Bevölkerung hat Frankreich den Vorzug, wenn man Italien und die Länder des Rheinbundes hinzurechnet, da Rußland nur 40 Millionen Einwohner zählt.

Zum Voraus hat letzterer Staat eine ſtärkere Conſtitution ſeiner Soldaten und ihre größere Rohheit als Theile einer Maſchine (Armee genannt).

Frankreichs Krieger ſind als Südländer im kalten Clima den Krankheiten mehr ausgeſetzt, und gebildeter, wie ihre Feinde.

Wenn das Todtſchlagen einmal Zweck des Krieges iſt, ſo muß der Barbar dazu geſchickter und beſſer zu verbrauchen ſeyn, als der gebildetere Menſch.

---

*) Die Ruſſiſche Landmacht iſt die zahlreichſte unter allen in der Welt, wenn man etwa China ausnimmt. Im Jahre 1778 rechnete man für 3 Garderegimenter, nämlich das Prebraſchenſche, Semenowiſche und Iſmailowiſche, nebſt der Garde zu Pferde, dem Cadettenkorps und den Leibhuſaren . . . 11,000 Mann

Für das Artillerie- und Jägerkorps mit Einſchluß der Knechte und der Fuhretats .	34,000	—
Cüraſſier . . .	5,600	—
Grenadier zu Pferde . .	5,700	—
Dragoner . . .	23,000	—
An Grenadier . . .	10,000	—
— Musketier . . .	120,000	—
— Garniſontruppen . .	75,270	—
Die Milizen in der Ukraine . .	26,598	—
Huſaren und leichte Truppen . .	32,000	—
Irreguläre Truppen . .	250,000	—
	593,168	Mann

Zeitungslexicon von Jäger.

In dem franzöſiſchen Generalſtabe iſt mehr die Wiſſenſchaft als im ruſſiſchen zu Hauſe. Er hat ſich durch funfzehnjährige Erfahrung gebildet.

Soviel als 100,000 Mann iſt es aber werth, daß es nur einen Oberfeldherrn der Franzoſen giebt, der zugleich Regent des Landes, und der klügſte und kühnſte Mann in ſeinem Staate iſt, wogegen Alexander viele Regenten-Tugenden, nur nicht die des Feldherrn beſitzt. Das Commando iſt mehreren Führern anvertraut, die nicht immer unter ſich einig ſind.

Richelieu in ſeinen Memoiren von 1788. *) S. 134 und 35 ſagt:

„Die Einheit in Kräften, Hülfsmitteln, Intereſſe und Handeln war dagegen bei dem Bunde der Alliirten unmöglich. Hier mußte jeder Schritt vorher verabredet, entgegengeſetzte Vortheile mußten vereinigt werden; jene Uebereinſtimmung verſchiedener Meynungen, die bei wichtigen Operationen, vorzüglich wenn angegriffen werden ſoll, ſo ſchwer zuſammen treffen, fehlte ihnen ganz.

„Man vergeſſe dieſe Bemerkungen in der Folge von dieſen Denkwürdigkeiten nicht. Einheit der Mittel bei uns, Verſchiedenheit des Intereſſe bei den Feinden, wird immer die franzöſiſche Nation retten. Sie macht gleichſam den Mittelpunkt der verfeinerten Welt; ſie iſt abwechſelnd von Land und Meer umgeben; ſie kann überall hinwirken, ſie kann ſich auf alle Art vertheidigen: folgt ſie in ihrem Innern den Vorſchriften der Klugheit, dann hat ſie die Natur zur Beherrſcherinn von Europa beſtimmt.

---

*) Eine empfehlungswerthe Ueberſetzung in 9 Bänden iſt in Jena bey Maucken in den Jahren 1790 bis 94 erſchienen.

„Zu meiner Zeit hat ſie ſolchen Einfluß nicht gewinnen können. Miniſter ohne Fähigkeit zu Entwürfen, ohne Schwung im Charakter, ohne Zuneigung gegen den Staat und nur auf perſönliche Vortheile bedacht, ſolche Miniſter, Maitreſſen und Höflinge waren dagegen unüberſteigliche Hinderniſſe.“ Und das iſt wahr.

Was das Terrain an den Gränzen Rußlands und Frankreichs anlangt, auf dem gefochten wird, ſo iſt ſich ſolches völlig gleich, um das Eindringen zu hindern; ja beinahe unmöglich zu machen.

Rußlands Gränzen hat gegen den Süden die Natur, die von Frankreich gegen den Norden aber die Kunſt ſo ſehr befeſtigt, daß die Siegesbahn der einen oder der andern Macht nur bis dahin gelangt. Für die Siege der Ruſſen iſt der Rhein, für die der Franzoſen ihre jezzige Poſition das non plus ultra.

Wenn eine franzöſiſche Macht bis in Litthauen eindringt, ſo wird ihre Operationsbaſis gegen das Object des Wirkens zu ſchmal, und ſie kann die Gränzen Rußlands nicht umfaſſen.

Für Frankreich ſcheinen jezt die Fortſchritte der Ruſſen in der Türkey gefährlicher zu ſeyn, als wenn ſie jenſeits der Weichſel auch eine Schlacht verlören, da dadurch Italien bedroht wird.

Beide Mächte können ſich nie in den Rücken fallen und ihre Flanken decken ſich ſelbſt.

Was würde es nützen, wenn ſelbſt die Franzoſen auch bis Petersburg vordrängen. Es liegt an der Gränze des Reichs.

Fünfter Brief.

Berlin.

Frägt man nach der Tendenz dieſes Krieges, ſo iſt ſie auf Seiten Frankreichs darinn geſtellt: Englands See-Deſpotiſm zu vernichten; auf Seiten Rußlands iſt ſie nicht aufzufinden, es wäre denn:

Die *Abſicht, ſich im Süden zu vergrößern*; welche, durch Frankreichs coloſſale Macht jetzt wohl vereitelt werden dürfte.

Ich habe Dir ſchon detaillirt, daß beide Mächte zweyen Kugeln gleich ſind, die man gegen einander ſchleudert, die ſich daher wohl von einander abſtoßen, ſich aber nie vernichten können — daß weder Frankreich Rußland, noch Rußland Frankreich erobern kann. Beide Staaten können nur darinn Berührungspunkte finden, daß ſie durch den Tauſchhandel ihre wechſelſeitigen Bedürfniſſe gegen einander umſetzen und den Einfluß theilen, welchen ſie auf die Staaten zwiſchen ſich künftig ausüben wollen.

Was nun den erſten Punkt betrifft, ſo iſt es Rußlands höchſtes Intereſſe, einen freien Handel in der Oſtſee und durch die Dardanellen zu haben, das Recht der neutralen Flagge gegen das engliſche Viſitationsſyſtem durchzuſetzen, wie es ſchon einſt gethan hat. Frankreichs höchſtes Intereſſe iſt es aber, dieſe Handels- und Schiffarthsfreyheit Rußlands zu begünſtigen.

Rußlands Einwohner gehen jetzt erſt nach und nach von Nomaden zu Ackerbauern über, ihre Anzahl iſt im Verhältniß zu dem Flächeninhalt noch ſo klein, daß auf das Individuum eine ſo große Portion kommt, daß daſſelbe durch den Anbau ſo viele rohe Produkte erhält, als nöthig ſind, um ſeine ſonſtigen Bedürfniſſe dagegen vom Auslande einzutauſchen, ohne daß der Staat in der Handlungsbylanz verliert. Es muß daher Rußlands Intereſſe entſprechen, ſo viele Concurrenten in ſeinen Seehäfen zu ziehen, als nur möglich iſt, um dadurch die Nachfrage nach ſeinen rohen Produkten zu vermehren. Nach Rußland gehört das Ackerſyſtem, und hier iſt der Ort, wo der Staat ſolches begünſtigen muß, dies kann nicht beſſer, als durch Bevölkerung, durch Dismembrationen, durch Beförderung perſönlicher Freyheit und Begünſtigung aller fremden Nationen im direkten Handel geſchehen. In Rußland haben die arbeitenden Menſchen den höchſten Werth. Ihre Hände ſind die nothwendige Bedingung zur Ackerkultur, darum zählt man auch hier nach Bauern und nicht nach Hufen, darum erhebt man Kopf- und keine Grundſteuern, den Obrok, und keinen Erbcanon; denn wo bei einer Hufe Acker der Kopf und die Hände fehlen, da iſt ſie ohne Werth. Frankreich, ein Staat, der die höchſte Bevölkerung, den veredelteſten Kunſtfleiß hat, wird ſeine Kräfte mehr der Induſtrie als den Ackerbau widmen müſſen; Frankreich muß dahin trachten, unmittelbar aus den ruſſiſchen Häfen die rohen Stoffe, und nicht durch die dritte und vierte Hand zu erhalten, dagegen aber die Produkte ſeines Kunſtfleißes unmittelbar in ruſſiſche Hände zu liefern.

Seitdem Frankreichs Kaiſer Italien beherrſcht, iſt es beider Staaten Intereſſe, mit Rußland allein die Schiffahrt auf dem mittelländiſchen und ſchwarzen Meere zu theilen, den Engländern aber die Säulen des Herkules zu verſchließen. Frankreich kann daher unmöglich etwas dagegen haben, wenn der Muſelmannſche Despoten- und Vernichtungsgeiſt, der auf dem ſchönen Griechenland laſtet, nach Aſien hinüber geſchleudert wird; er würde nach den Wüſten Arabiens zurückgeworfen, wo ihn die glühenden Sonnenſtrahlen ins Daſeyn riefen.

Doch ich will mich ins Detaille einlaſſen, und Dir zeigen, nach welchem Ziele ſeit einem Jahrhundert Rußlands Regenten raſtlos ſtrebten, und von welcher Bahn die Schwäche des Alters Catharinen ableitete, welche ſo kindiſch war zu glauben, die franzöſiſche Revolution könne ſich über Rußland ausbreiten, über Rußland, welches noch eine Reihe von Jahrhunderten zurückzulegen hat, ehe es die Cultur zu einer Umwälzung reift.

Unter Peters Vorfahren war Rußland ein rohes Chaos, von aller Communikation mit den geſitteten europäiſchen Völkern abgeſchnitten, da es ihm an Häfen, an Schiffen, an Städten, an Capitalien zum Handel, kurz an Allem fehlte, was die Bedingung zur Entwicklung des Rohen zum Feinen enthält.

Peter, dieſer kraftvolle Genius für Rußlands erſte Bewegung, der Gott, welcher in der dicken Finſterniß, worin die Menſchheit einher tappte, ausſprach:

Es werde Licht!

Peter gab ſich alle Mühe, mit Frankreich Handelsverbindungen einzugehen; es wurde eine Convention abgeſchloſſen, die in einem förmlichen Commerztraktat ihre Vollendung erhalten ſollte, als er ſtarb.

Alle Mühe, die ſich Frankreich ſeit hundert Jahren gab, einen direkten Handel nach Rußland zu bekommen, war vergebens, theils weil es nicht konſequent war, theils weil die Britten alles anwendeten, jede Concurrenz im Handel mit Rußland zu vernichten. (England hat nur ein Intereſſe: Beförderung ſeiner Nationalinduſtrie).

Rußlands Beherrſcher gaben ſich dagegen ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert große Mühe, mit Frankreich, wo möglich, in Verbindung zu treten, weil ihrem Staate die franzöſiſchen Produkte immer mehr Bedürfniſſe wurden, wie z. B. die franzöſiſchen Weine; eben ſo ſehr bedurfte Frankreich der ruſſiſchen Produkte zur Vergrößerung und Ausbildung ſeiner Seemacht.

Dennoch blieb der Handel unter beiden Staaten in den Händen der Zwiſchenhändler, die ſich auf ihre Koſten bereicherten.

Peter ſchloß zuerſt 1706 jene oben erwähnte Handelskonvention mit Ludwig den XIV. ab, woraus unter den Regenten ein förmlicher Commerztrakt entſtehen ſollte, deſſen Vollendung Peters Tod vereitelte.

Nachher konnte das Handelsintereſſe beider Staaten ſich nicht mehr einigen, der brittiſche Geiſt bildete die Oppoſition, ſo daß ſelbſt 1727 die einzige Conſulſtelle aufgehoben wurde, die Frankreich in Rußland etablirt hatte.

Nachher ſuchte Frankreich ſtets Schweden gegen Rußland aufzuhetzen, und Stanislaus Rechte auf die Krone von Pohlen zu unterſtützen, wodurch es Rußland von ſich entfernte, welches ſich näher an England anſchloß. Das Intereſſe des Handels mußte dem der Politik weichen.

1740 begünſtigte Frankreich die Kaiſerin Eliſabeth, welcher England entgegen wirkte, und man ſah daher einer freundſchaftlichen Handelsverbindung beider Staaten entgegen. Der franzöſiſche Geſandte Chetardie ließ dieſe günſtige Periode ungenutzt vorübergehen.

1742 änderte ſich Rußlands Politik, da Frankreich von neuem Schweden gegen die Kaiſerin aufreizte, und das ruſſiſche Kabinet ſchloß mit England ein neues Bündniß. Der Kanzler Beſtuchef war der erklärte Feind Frankreichs, und hinderte alle Annäherung.

1743 fingen die franzöſiſchen Vermittler in Rußland wieder an Muth zu ſchöpfen, die Kaiſerin bat ſich ſelbſt einen franzöſiſchen Geſandten aus. Chetardie wurde wieder dahin geſandt, ſeine Unklugheit verdarb aber Alles; er wollte Beſtuchef ſtürzen, und wendete dadurch die Kaiſerin von ſich ab. Er mußte Rußland verlaſſen, die Spannung erreichte den höchſten Grad. Fünf Jahre lang kam kein franzöſiſches Schiff in ruſſiſchen Häfen an.

Als Beſtuchef geſtürzt, und ſein Nachfolger Woronzow Frankreich günſtig war, kam endlich 1758 unter beiden Staaten ein Commerztraktat zu Stande.

Es wurde vermöge dieſes Traktats eine Quantität ukrainſchen Tabaks nach Frankreich geliefert, die Finanzpachter waren mit ſeiner Qualität unzufrieden; eine zweite Lieferung fiel noch ſchlechter aus, dies führte Gleichgültigkeit auf beiden Seiten herbey; die Engländer benutzten ſolche zu ihrem Vortheile, und der Handlungstraktat erreichte dadurch wieder ſein Ende. Der franzöſiſche

zöſiſche Handel nach Rußland wurde ſeitdem auf alle Weiſe erſchwert. Alle franzöſiſche Einfuhrartikel waren mit höheren Abgaben beſchwert, als die der andern Staaten; die am wenigſten beſchwerten zahlten damals 30 Procent, die übrigen 40, 50 bis 55 Proct. Bei den Weinen war der Einfuhrzoll höher als der Einkaufspreis. Vom Jahr 1752 bis zur Erſcheinung eines neuen Tarifs 1757 ſtieg der Zoll bei verſchiedenen franzöſiſchen Waaren von 6 bis auf 33, von 10 bis auf 71, von 13 auf 76, von 22 auf 78, von 53 auf 105 Procent.

Seit 1723 glaubten die franzöſiſchen Kaufleute, der direkte Einkauf ruſſiſcher Artikel ſey ihnen nicht vortheilhaft, und müſſe den nördlichen Nationen überlaſſen bleiben, welche durch drei Schiffe, die man in die Oſtſee geſchickt hatte, um einen Verſuch zum direkten Handel zu machen, keine günſtige Reſultate gewährten. Der Grund davon lag aber nicht in der Natur der Sache, ſondern in der Unwiſſenheit der Perſonen, welche das Geſchäft geleitet hatten. Die Holländer und Engländer ſuchten dieſes Vorurtheil auf alle Weiſe zu erhalten, da ſie davon Vortheile zogen: Sie machten ſich zu Zwiſchenhändlern.

Da die Regierung in Rußland aus den Zollregiſtern ſah, daß der Handel mit Frankreich nur paſſiv, nicht aktiv war, ſo folgten daraus die oben erwähnten Einſchränkungen und Bedrückungen.

Die Begünſtigungen des brittiſchen, und die Zurückſetzung des franzöſiſchen Handels dauerten in Rußland auch während **Catharinens** erſten Regierungsjahren fort, dennoch fing der franzöſiſche Handel nach und nach an zuzunehmen, ſo daß 1773 die direkte Exportation aus Petersburg 260,000, und 1724 — 346,000 Rubel betrug.

Nun nahm aber Catharina das neue Syſtem im Seehandel der neutralen Flaggen an, (indem man vorher von dem Grundſatz ausgegangen war: Man könne feindliches Guth nehmen, wo man ſolches fände). Dadurch näherte ſich Rußland allen Mächten, außer England, da dies Land natürlich den letztern Grundſatz wegen ſeiner Uebermacht zur See geltend machte.

Dies Syſtem, welches Catharine aufſtellte, beruhte auf folgenden Punkten:

1) Alle neutrale Schiffe dürfen frey von Hafen zu Hafen, und längs den Küſten der kriegführenden Nationen ſchiffen.

2) Alle den Unterthanen der kriegführenden Mächte gehörigen Güther, Kontrebande ausgenommen, ſind auf neutralen Schiffen frey.

3) Die Gegenſtände, welche als Kontrebande anzuſehen ſind, werden zufolge des zehnten und eilften Artikels des Handelstraktats zwiſchen Rußland und England beſtimmt.

4) Kein Hafen darf als blockirt angeſehen werden, ausgenommen derjenige, in welchem die Einfahrt durch die Maaßregeln der angreifenden Macht mit einer offenbaren Gefahr verknüpft iſt.

5) Obige Grundſätze ſollen bey allen Proceduren und Entſcheidungen über die Rechtmäßigkeit der Prieſen zur Grundlage dienen.

Dieſe Grundſätze waren ſo gerecht, ſo weiſe, und dem allgemeinen Handelsintereſſe aller Staaten ſo angemeſſen, daß ſie nur von einer Seite her Widerſpruch befürchten durften; aber auch von dieſer Seite erfolgte keiner. Das engliſche Miniſterium, welches ſich ohnehin ſchon in einen ſchweren Krieg verwickelt ſah, und dem ſeine Handelsverbindungen mit Rußland allzuwichtig waren, hielt es für rathſamer, den angehenden Sturm durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit zu beſchwören, wobei es ſich jedoch wohl hütete, den aufgeſtellten Grundſätzen ſeine förmliche Zuſtimmung zu geben. Es erklärte ſich in ſeiner Antwort blos dahin, daß es feſt entſchloſſen ſey, ſeinen Vertrag mit Rußland heilig zu halten, und ſich erbiete, allenfalls begangenes Unrecht vollkommen zu vergüten. — Anders fielen freylich die Antworten des franzöſiſchen und ſpaniſchen Hofes aus; beide gaben der Erklärung der Kaiſerin den vollkommenſten Beifall. Frankreichs Geſinnungen über dieſen Punkt waren um ſo unverdächtiger, da es das Recht der neutralen Flagge in allen ſeinen Seekriegen, auch ohne beſondere Traktaten, unausgeſetzt beobachtet hatte.

Die brittiſche Regierung, die ſich dieſen gegen ihre Uſurpationen auf dem Weltmeer aufgeführten Damm nur höchſt ungern gefallen ließ, ſah ſich endlich doch gezwungen, einem ſo furchtbaren Bunde nachzugeben. Sie ging nicht nur von ihrer bisherigen Verfahrungsart ab, und ließ die neutralen Schiffe undurchſucht längs den brittiſchen Küſten ſegeln; ſondern ſie hob auch ſogar fürs erſte ihre Navigationsakte zu Gunſten Portugals auf. Holland, welches kein Schiff unter ſeiner Flagge in See zu laſſen wagen durfte, bediente ſich der neutralen, vorzüglich der kaiſerlichen, und zuletzt, für ſeine oſtindiſchen Schiffe, auch der preußiſchen Flagge. Hiedurch verbreitete ſich anfangs ein großer Gewinn unter die nordiſchen Staaten. Den gröſsten Vortheil zog Schweden davon, welches die ſichern Vortheile der freien Frachtfahrt vorzüglich benutzte. Gegen das Ende des Krieges hörte faſt alle Kaperei gänzlich auf, da ſich faſt kein Schiff auf der See blicken ließ, welches nicht durch eine neutrale Flagge geſchützt war.“

Nichts konnte weiſer, zweckmäſsiger, und der Natur der Sache angemeſſener ſeyn, als dieſes Syſtem.

Es war aber aus der Perſönlichkeit hervorgegangen, und wurde daher auch durch dieſelbe wieder vernichtet.

Catharina war gegen England aufgebracht, da es im amerikaniſchen Kriege die ruſſiſchen Schiffe nicht mit Schonung behandelte; dieſer Zorn wurde durch die engliſche Verbindung mit Preußen und Schweden noch vermehrt, wodurch man Rußland zum Frieden mit der Pforte zwingen wollte. Als nun aber die Revolution in Frankreich entſtand, die Jacobiner alle Potentaten der Erde beſchimpften, Catharinens Eitelkeit ſowohl dadurch beleidigt, als auch ihre Furcht erregt wurde, der Jakobinismus möchte ſich ihrem Staate mittheilen, da trat ſie 1793 dem unſinnigen Aushungrungsſyſtem bei, welches Pitt wahnſinniger Weiſe über Frankreich verhängen wollte. Es wurden alle direkte Handelsverbindungen mit den Franzoſen aufgegeben, die Engländer nahmen Beſitz vom Meere und dem rohen Produktenhandel Rußlands, und despotiſirten zur See mehr denn je.

Thöricht darf man dieſe Idee, dieſen Wahn der ſonſt ſo groſsen Kaiſerin nennen: mochte ſie die franzöſiſchen Machthaber, mochte ſie ihre Prinzipe verabſcheuen:

konnte es ihr nicht gleichgültig ſeyn, ob derjenige, welcher die Produkte ihres Staats einkaufte, eine rothe Mütze oder einen Treſſenhut trug?

Unter **Pauls** Regierung näherten ſich beide Staaten, Frankreich und Rußland, wieder; er wollte die neutrale Flagge wieder herſtellen, aber ſein ſchneller Tod vereitelte dieſes Projekt von neuem.

Seitdem iſt nun der engliſche Einfluß mächtiger auf Rußland geworden, denn je, und die Engländer ſind im Beſitz des Oſtſeeiſchen Handels vor allen andern *).

---

*) Der Verluſt der Holländer im ruſſiſchen Handel iſt der Gewinn der Britten geworden. Vor 20 Jahren beſchäftigte dieſer Handel jährlich 637 brittiſche Schiffe; jetzt ſteigt die Anzahl derſelben auf 1014. Mehr als die Hälfte des Gewerbes, welches in den ruſſiſchen Häfen an der Oſtſee vom weißen Meer betrieben wird, iſt in den Händen der Engländer, die noch durch den jüngſt geſchloſſenen Handelstraktat zur Benutzung dieſer Vortheile aufgemuntert werden.

Sechſter Brief.

Berlin.

Ich komme nun zur Geſchichte des Handels auf dem ſchwarzen Meere.

Ein böſer Genius führte die Saracenen über den Hellespont, auf daß durch die Geißel ihrer barbariſch-despotiſchen Verfaſſung (in welcher eine alte Entwicklungsträgheit, vernichtende Religion, voll von Vorurtheilen, Aberglauben und Unſinn jeder Art, innigſt verwebt iſt) in dem ſchönſten Erdſtrich der Erde, in dem ehemaligen Sitz der Muſen, der Künſte, des Geſchmacks, des Schönen, mit einem Wort, in Griechenland alles vernichtet würde, was je der menſchliche Verſtand Herrliches erzeugte. Die Vernunft mußte hier dem Unſinn und der Thorheit weichen, die Kunſt dem elendeſten Firlefanz, die Tempel den Moſcheen. Da, wo Solon und Lykurg ihre Geſetztafeln aufgeſtellt, da, wo ſie Staaten gebildet hatten, die auf die Tugend und auf die Ehre begründet waren, da errichteten Schwächlinge ihre Harems, und füllten ſie mit Eunuchen; da, wo ſonſt die Gerechtigkeit thronte, wurde der Strick aufgehängt, um jeden damit zu erdroſſeln, der den ekelhaften Speichel eines entnervten Despoten und ſeiner entmannten Knechte nicht begierig auflecken wollte. Da, wo ſonſt die Ausſprüche der Weisheit die Griechen zur Tugend; die feurigen Reden der hochherzigſten Männer das Volk zum Patriotismus, zur Vaterlandsliebe aufmunterte, da wurden jetzt dem ſchwelgenden Türken Opiate gereicht, um ſeinen ſchon halb verweſten Körper völlig aufzulöſen.

Kurz, das Eden der Erde iſt ſeit Jahrhunderten durch den Muhamedanismus eine Hölle geworden, worin die Menſchheit auf der niedrigſten Stufe die Thiere an Beſtialität übertrifft.

Seit der Herrſchaft der Osmannen war es ihr vorzüglichſtes Beſtreben, zu vernichten, nie zu ſäen, ſondern ſtets zu ärnten.

So verſchloſſen ſie auch jedem Fremden das ſchwarze Meer, nur ihnen allein war es offen.

Der große Schöpfer der ruſſiſchen Größe, Peter der kraftvolle gewaltige Kaiſer, von der Gottheit ſelbſt auf den Thron geſetzt, entwarf den Plan, Griechenland, und vorläufig Taurien, von der Geißel der Türken zu befreyen, die Pforten des ſchwarzen Meeres zu eröffnen, und Europa wieder Theil nehmen zu laſſen an den ſchönen Produkten, die der milde Boden, der ſeine Küſten bildet, erzeugte.

Unter allen Heroen, die den Scepter führten, erſcheint mir Peter als einer der Erſten: Er vereinigte in ſich ein energiſches Gemüth und einen hellen Verſtand; die Rohheit in ſeinen Sitten war paſſend für ſein Zeitalter, nothwendig für ſeine Nation. Donnerworte mußte er ausſprechen über Rußlands Barbaren, die Worte der Liebe, Ausflüſſe der Humanität, würden vor ihren Ohren bald verhallt ſeyn. Er ſelbſt, der Starke, mußte Hand anlegen, um etwas Neues, Großes zu erſchaffen, um Nachfolger hervorzubringen. Volksbändiger, nicht Führer mußte er ſeyn; Er ſelbſt mußte das Schwerdt der Strafe und des Krieges führen, ſeinen ungerathenen Sohn dem Geſetz zum Opfer bringen.

Daß jetzt in den nordiſchen Steppen Menſchen wandeln, daß auch hier die Menſchheit auf Verfeinerung, Entwickelung Anſpruch machen darf, dies hat die Welt Petern zu verdanken.

Nichts waren alle die Fürſten dagegen, die vor ihm und zu ſeiner Zeit weiſe und groß genannt wurden, ſie führten nur aus, wozu ihre Vorgänger den Grund gelegt hatten; nichts gegen ihn war Karl, ſein Nebenbuhler, in ihm war der Geiſt der Vernichtung, in Petern der Geiſt der Schöpfung.

Würdig war Catharina, ihm zu folgen, ſie bildete ſeine Ideen aus und gab ihnen Wirklichkeit.

Bis zum Frieden, den Catharina zu Kainardſchi mit den Türken ſchloß, hatte Rußland weder die Freyheit, das ſchwarze und aſowſche Meer zu befahren, noch war es im Beſitz eines Hafens an denſelben. Vermöge jenes Friedenstraktats erkannte die Pforte die Unabhängigkeit der krimmiſchen Tartarey, und verſtattete den Ruſſen die Freyheit, alle türkiſche Gewäſſer zu befahren, und durch die Dardanellen zu gehen. Sie ſetzte die Kaiſerin in den Beſitz von Aſow und Taganrog, der drey Veſtungen Kinburn, Kertſch und Jenikala, und eines großen Strich Landes zwiſchen dem Bug und Dnieper.

Dadurch wurde der Grund zur Wiedereröffnung eines Handelskanals gemacht, der ehemals einer der wichtigſten und die Quelle des Reichthums der Venetianer und Genueſer geweſen war. Jetzt konnten Rußlands ſüdliche Provinzen ihren Produkten eine Ausfuhr verſchaffen, und einen Tranſitohandel mit denen von Perſien anfangen. Jetzt wurde nur Anſtrengung erfordert, dieſe Freyheit zu benützen.

Das erſte, was geſchah, um den Handel auf dem ſchwarzen Meere ins Daſeyn zu rufen, war die Schiffbarmachung des Dons und Dniepers, damit ſie die rohen Produkte des ſüdlichen Rußlands dahin führen möchten.

Dieſem Projekt ſetzten ſich mächtige Hinderniſſe entgegen, die die Natur ſelbſt durch die Unfahrbarkeit jener Flüſſe an ihren Mündungen hervorgebracht hatte, und die in der Wildheit der Saporogiſchen Coſacken beſtanden, welche die reiſenden Kaufleute und Waarentransporte zu Lande und zu Waſſer plünderten. Im Jahr 1775 zwang aber die Kaiſerin ſie zum Gehorſam.

Aehnliche Hinderniſſe entſtanden wegen der Häfen. Aſow, ehemals der Stapelplatz der Griechen, das Depot für Genua's Waaren, war jetzt ein elender Ort, im Sande verſunken, den der Don herbeiführte; er war hier ſo ſeicht geworden, daß er nur mit Kähnen befahren werden konnte.

Beſſer war Taganrog: obſchon 35 Werſte von der Mündung des Dons entfernt, hatte es doch einen geräumigen ſichern Hafen und ſchöne feuerfeſte Gebäude, ſtatt daß das ehemals glänzende Aſow dem Fremden nur elende Baracken darboth.

Kertſch und Jenikala deckten blos den Eingang aus dem ſchwarzen ins aſowſche Meer, und dienten als Niederlagsſtädte, da auf beiden verſchiedene Fahrzeuge gebraucht wurden.

Der einzige Hafen am ſchwarzen Meere, Kinburn am Liman des Dniepers, Otſchakow gegenüber, hat einen ſchlechten mit wechſelnden Sandbänken angefüllten Ankergrund.

Was that aber Catharina, die Nachbildnerin des allmächtigen Peters? Sie gab Cherſon das Daſeyn. In kurzer Zeit entſtand dieſe Stadt, welche 10,000 Einwohnern ein Domizil gab.

Die Freyheit des ſchwarzen Meers war errungen, ſeine Canäle gereinigt, ein Stapel und Ankerplatz erſchaffen, aber noch war keine Flotte da, um den Handel hier ſo wohl zu betreiben als zu beſchützen.

Peter der Schöpfer ließ im Baltiſchen Meere den Handel entſtehen, indem er allen ſeefahrenden Nationen es öffnete, aber Catharina konnte auf dem ſchwarzen Meere dieſem Beyſpiel nicht folgen, da die eigenſüchtigen Türken außer den Ruſſen noch immer den Canal von Conſtantinopel den übrigen Seefahrern verſchloſſen hielten. Es mußte alſo, um dieſen Handel ſelbſt zu betreiben, die Kaiſerin Kauffartheiſchiffe erbauen laſſen und Capitale hergeben, um einen Handel zu begründen.

Leichter war es, das erſte Hinderniß zu beſeitigen, als das letztere; doch auch hierzu wurden die zweckmäßigſten Mittel angewendet: Catharina lockte die reichen Kaufleute fremder Nationen durch große Begünſtigungen nach Cherſon, und etablirte ein Handlungshaus in Conſtantinopel unter der Firma:

Sidnjew James u. Kompagnie.

Ich habe nur die Abſicht, Dir hier die Berührungspunkte zu zeigen, die Frankreich und Rußland im ſchwarzen Meer fanden; alſo will ich auch nur der Vortheile gedenken, die Frankreich dadurch erhielt.

Die Tauſchartikel beider Staaten, Rußlands und Frankreichs, denen das wiedereröffnete ſchwarze Meer den Aus- und Eingang verſprach, beſtanden vorzüglich in Hanf und Taback, in Artikeln zum Seeweſen, in Getraide, Lyoner Seidenzeugen und andern Produkten des Kunſtfleißes der Franzoſen. So viel auch durch den Frieden von Kanardſchi gewonnen war, ſo ſehr auch die Kaiſerin auf den ſchnellen Wachsthum des neuen Handels hinwirkte, ſo blieb er doch immer in ſeiner Kindheit, bis der Chan der Crim ſeine Souveränität an Rußland gegen eine Penſion verkaufte, und dieſer Staat dem ruſſiſchen Reiche einverleibt wurde.

Dieſer Einverleibung folgte nun unmittelbar ein Handelstraktat mit der Pforte, wodurch dem ruſſiſchen Handel die größten Privilegia ertheilt wurden. Durch den mit der Pforte abgeſchloſſenen Handelstraktat wurde Rußland in Rückſicht der Zollabgaben von den Türken gegen andere Nationen ſehr begünſtigt.

Die Crim wurde nun unter dem Namen Taurien gleich den übrigen ruſſiſchen Provinzen organiſirt, die Städte erhielten ihren alten Namen wieder, man ſuchte die Nomaden zu coloniſiren, und die Kaiſerin that alles, dieſe neue Organiſation zu civiliſiren.

Dies war aber auch ſehr nöthig, denn um dieſe Zeit war die Bevölkerung bis auf 50,000 Einwohner vermindert.

Durch die Eroberung der Crim erhielt Rußland am ſchwarzen Meer noch acht Häfen, unter denen Eupatoria, Theodoſia und Sebaſtopolis bald merkwürdig wurden.

Jetzt wurden die Häfen des ſchwarzen Meeres allen Nationen eröffnet, und **Catharina** machte dieſe Verfügung der Welt unterm 10ten Junius 1783 bekannt. Sie ſchloß mit mehreren Staaten Commerztraktaten, worin ſie ihren Handlungsſchiffen im ſchwarzen Meere große Zollbegünſtigungen verlieh. Mit Frankreich geſchah dies den 31ſten Decbr. 1786. In Frankreich wurden den ruſſiſchen aus dem ſchwarzen Meer kommenden Schiffen Toulon und Marſeille ausſchließend angewieſen, und ihre Frachten von der 30 pr. Ct. Auflage befreyt, welche alle Artikel aus der Levante damals zahlen mußten.

Die Kaiſerin aber dehnte ihre Handelsbegünſtigungen nur auf die Küſtenländer des mittelländiſchen Meers ganz vorzüglich aus, um den Zwiſchenhändlern, den Engländern, es zu erſchweren, ſich auch hier feſtzuſetzen, und dann den direkten Handel zwiſchen den Häfen des mittelländiſchen und ſchwarzen Meers an ſich zu reißen.

Man erwartete beſonders von der Verbindung mit Frankreich außerordentliche Vortheile für den Handel auf dem ſchwarzen Meere, da die Lage dieſes Staats am mittelländiſchen Meere und ſein Handel nach der Levante die glänzendſten Ausſichten verſprachen.

Es war auch nur von jeher ein Wunſch in Frankreich geweſen, eine ſolche direkte Handelsverbindung mit der Crim einzugehen.

Doch dieſe Bemühungen ruſſiſcher Seits blieben fruchtlos, da die Türken noch immer die Dardanellen verſchloſſen hielten, und Catharina, indem ſie die Freyheit des ſchwarzen Meeres erklärte und mit den Küſtenländern des mittelländiſchen Meeres Handelstraktaten ſchloß, that dadurch weiter nichts, als die Staaten, mit denen ſie in Verbindung trat, zu bewegen, die Pforte zu vermögen, ihnen den Canal von Conſtantinopel zu eröffnen.

Der Friede zwiſchen der Pforte und Rußland, zu Jaſſy den 29ſten Decbr. 1791 geſchloſſen, ſetzte den letztern Staat nun auch in den Beſitz des ganzen Landſtrichs zwiſchen dem Dnieper und Dnieſter, und die neuen Acquiſitionen in dem aufgelöſten Pohlen begünſtigten den Handel auf dem ſchwarzen Meere noch mehr, wie vorher. Es kamen den Häfen daſelbſt noch Otſchakow und Odeſſa hinzu.

Odeſſa, durch die Kaiſerin neu erbaut, wurde der Haupt-Handelsplatz am ſchwarzen Meere.

Unglücklicherweiſe machte die Revolution in Frankreich allen Handelsverbindungen auch im ſchwarzen Meere ein Ende, und im Jahre 1793 erfolgte ſogar ein Verboth ruſſiſcher Seits, welches allen franzöſiſchen Waaren den Eingang unterſagte. Durch Paul wurde ſolches zwar in Rückſicht der Weine und Conſumtionsartikel gemildert, aber immer noch beſteht ſolches in allen übrigen Waaren in voller Kraft.

Willſt Du Dich unterrichten, welche große Vortheile Rußland und Frankreich durch einen Commerztraktat, beſonders im Handel nach den Küſten des ſchwarzen Meeres, erhalten würden, ſo lies das intereſſante Werk: Essai historique sur le commerce et la navigation de la mer noire, ou voyage et entreprises pour établir des rapports commerciaux et maritimes entre les ports de la mer noire et ceux de la Mediterannée. — Paris 18. An XIII. (1805.)

Du findeſt in demſelben auch die Hinderniſſe aufgezählt, welche ſich dieſem Verkehr entgegen ſetzen. Sie ſind folgende:

1) Odeſſa, durch die Handelsfreyheiten, welche Kaiſer Alexander dieſer Stadt verlieh, gehoben, und wegen der aus Brailawa, Podolien, Volhynien, und den pohlniſch-öſtreichiſchen Provinzen, am leichteſten dahin zu bringenden Getraide, dem Oſtſeehandel am gefährlichſten, hat kein baares Geld, ſondern viele ruſſiſche Bankozettel. Der Kaiſer hat zwar, um das Agiotiren hier zu hindern, eine Bank errichtet, um baares Geld pari für die Bankozettel zu geben, aber auch dadurch iſt dem Uebel noch nicht ganz abgeholfen.

2) Das pohlniſche Getraide, welches nach Odeſſa kommt, von welchem 1803, 600 Fahrzeuge ankamen, hält ſich während der Fahrt nicht gut, und es wird auf ſeine Conſervation in den Magazinen zu Odeſſa keine Sorgfalt verwendet.

3) Odeſſa ſteht mit keinem Handelsplatz in Europa in Wechſelgeſchäften.

4) Das pohlniſche Getraide kommt zum Theil im Sommer zur Achſe, und da alsdann oft 700 Ochſengeſpanne anlangen, ſo hat man nicht einmal Waſſer für dieſe Gäſte, denn in Odeſſa reicht das Waſſer kaum für die innere Conſumtion hin.

5) Es fehlt Odeſſa außer Brod, an Holz, an Lebensmitteln, an hinlänglichen Wohnungen.

6) Man findet hier ſelten Schiffe, welche man miethen könnte.

7) Das allergrößeſte, unüberwindlichſte, dem Handel von Odeſſa entgegenſtehende Hinderniß, iſt der in Konſtantinopel einheimiſche Peſtſtoff, welcher die Quarantäne, die größte Laſt für den Schiffer, zur Folge hat. Die nach Odeſſa hin- und zurückgehenden Schiffe müſſen im Kanal von Konſtantinopel anlegen, wo ſie der Pforte die nöthigen Erklärungen zu machen, und vom ruſſiſchen Miniſter ihre Päſſe verifiziren zu laſſen haben. Währt dies auch nicht lange, ſo trifft es ſich doch häufig, daß der ihrer Fahrt bisher günſtige Wind ſich umlegt, und ſie Wochenlang vor Anker bleiben müſſen; die wechſelſeitigen Quarantänen währen nun an 3 Monat, wodurch die Schifffahrt in der beſten Jahreszeit gewaltig leidet. Der Sund iſt dagegen eine ſichere Durchfahrt, und hier werden die Schiffe ſchnell expedirt. So lange alſo nicht Rußland Herr von Konſtantinopel und dem Kanal iſt, die unreinlichen Türken mit ihrer ihnen anklebenden Peſt nach Arabien verjagt ſind, wo ſie her kamen; ſo lange Konſtantinopel noch der Aufenthalt des Unflaths von einigen 100,000 Menſchen, und einer großen Zahl von Hausthieren iſt, die ſich im Koth der engen Gaſſen umherwälzen, daher die Peſt feſthalten; ſo lange man nicht ſicher iſt, daß die Türken nicht einmal wieder den Durchgang aus dem ſchwarzen ins mittelländiſche Meer, den Kanal von Konſtantinopel, verſchließen, ſo lange wird der Handel in Odeſſa mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen haben.

Siebenter Brief.

Berlin,

Ich habe Dir weitläuftig die Geſchichte vor Entſtehung des ruſſiſchen Handels in der Oſtſee und auf dem ſchwarzen Meere entwickelt, woraus hervorgeht, daß Frankreich nie mit Rußland in direkte Handelsverbindung zu treten vermochte, theils hinderten es (beſonders in der Oſtſee) die Engländer, theils der Jakobinismus in Frankreich, den Catharina thörichterweiſe fürchtete, theils die türkiſche Regierung in Hinſicht des ſchwarzen Meeres. Es geht daraus hervor, daß Rußland das richtigſte Syſtem von der Welt annahm, indem es im amerikaniſchen Kriege das Recht der neutralen Schiffahrt ſchützte. Es geht endlich daraus hervor, daß, wenn in der Oſtſee nicht den Engländern der faſt ausſchließende Zwiſchenhandel genommen und Griechenland nicht von dem Druck der Osmannen befreyt, der Canal von Konſtantinopel nicht vom Peſtſtoff gereinigt und allen Nationen geöffnet wird, Rußland nur langſam ſeiner Cultivirung und Entwickelung entgegen gehen kann.

Hieraus ziehe ich den, meiner Meynung nach, richtigen Schluß, daß Rußland und Frankreich, ſtatt mit einander Krieg zu führen, den Frieden je eher, je lieber auf Koſten der Engländer und Türken abſchließen, und die engſten Handlungsverbindungen mit einander eingehen

hen ſollten, wodurch Rußland ein Debouché für ſeine rohen Produkte, Frankreich für die ſeines Kunſtfleißes finden würde.

Rußland muß alles daran gelegen ſeyn, daß Frankreich ſeine Marine wieder herſtellt, daß es Colonien und Handel erhält, daß die Engländer aus dem mittelländiſchen Meer vertrieben werden, und hier nur vier bis fünf Flaggen wehen, die in direkter Verbindung ſtehen müſſen: die ruſſiſche, franzöſiſche, öſtreichiſche, ſpaniſche, portugieſiſche Es kann daher den Ruſſen lieb ſeyn, wenn Frankreich ganz Italien und auch Sicilien beherrſcht, wenn es Malta und auch Egypten beſitzt, wenn die Corſaren-Republiken vernichtet und die afrikaniſchen Küſten einem chriſtlichen Beherrſcher überlaſſen werden. Es kann den Franzoſen lieb ſeyn, wenn die Osmannen über den Hellespont verjagt werden, und die Ruſſen und Oeſtreicher Beſitz von Griechenland nehmen.

Sprichſt Du nun noch von einer andern Tendenz des jetzigen Krieges, und daß es Rußland nicht gleichgültig ſeyn könne, daß Frankreich Deutſchland beherrſche, ſo bin ich feſt überzeugt:

> Daß, wenn die oben angegebenen Staaten-Verhältniſſe Platz finden würden, die Franzoſen alsdann völlig auf jeden Einfluß auf Deutſchland und Pohlen Verzicht leiſten würden.

Das in Deutſchland aufgeſtellte Föderativ-Syſtem, die gedrohete Wiederherſtellung Pohlens wurde Napoleon abgedrungen, damit er den Einwirkungen des Nordens einen Damm entgegenſetzte, und man ihn ruhig an der Zerſtörung des engliſchen Handels Despotism arbeiten ließe.

Findet dagegen eine freundſchaftliche Verbindung zwiſchen Rußland, Preußen, Oeſtreich und Frankreich ſtatt, ſo wird Napoleon nichts weiter dagegen einwenden, daß Deutſchlands Verfaſſung wieder hergeſtellt wird, und Preußen wieder werde, was es war.

Sehen endlich dieſe drey Mächte ein:

Daß England ſie bisher nur ſeinem Handelsintereſſe opferte, ſo werden ſie der Verbindung mit dieſem Staate entſagen, die ihnen nie anders als ſchädlich ſeyn kann, wie ich Dir ſo oft ſchon bemerkbar gemacht habe.

Ganz beſonders hat es Preußen zu wünſchen, daß Concurrenz im Seehandel entſteht, und das Recht der neutralen Flaggen auf dem Meere wieder hergeſtellt wird; da in der Periode, wo dieſes Recht galt, ſeine Küſtenländer und Handelsplätze, beſonders in der Oſtſee, erſt angefangen haben, einen Seehandel zu bekommen; unſtreitig würde dies noch mehr der Fall ſeyn, wenn nur erſt die Despoten des Ozeans (die herrſchſüchtigen Engländer) gedemüthiget wären.

Die preußiſchen Fabriken, beſonders in Wolle, haben außerordentlich durch die innige Verbindung Englands und Rußlands gelitten. Selbſt in ältern Zeiten war dies der Fall. Hierher gehört die Anekdote, welche Storch in ſeinem hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Gemälde, Seite 235, 5ter Theil, erzählt:

„Als der engliſche Reſident, Baron Wolf, in den letzten Regierungsjahren der Kaiſerin Eliſabeth nach Rußland kam, fand er Preußen im Beſitz der Tuchlieferung für die ruſſiſche Armee. Er faßte ſogleich den Entſchluß, dem preußiſchen Staat dieſen wichtigen Handlungszweig zu entreißen, um ihn den Manufakturiſten und Kaufleuten ſeines Vaterlandes zuzuwenden. Hierzu gab es kein anderes Mittel, als das engliſche Tuch zu einem wohlfeileren Preiſe zu liefern.“

„**Wolf** verlor 200,000 Rubel und erreichte ſeinen Zweck. Die preußiſchen Manufakturen geriethen in Verfall, oder ſuchten ihren Debit anderwärts; und als der Britte ſicher war, von dieſer Seite keine Concurrenz mehr befürchten zu dürfen, erhöhete er den Preis der engliſchen Tücher bis zu dem, was die preußiſchen gekoſtet hatten. Die engliſche Regierung ließ ein ſo patriotiſches Betragen nicht ohne Belohnung. **Wolf** erhielt ein Silberſervice mit dem Wappen des Reichs; er ward zum engliſchen Conſul, und bald nachher zum Reſidenten am Petersburgiſchen Hofe ernannt.“

Der Krieg der Pforte mit England iſt der unſinnigſte, den es je gegeben hat. England muß die Pforte erhalten, nicht vernichten, da ihre Maßregeln in den Dardanellen dem engliſchen Syſtem völlig entſprechen. *)

---

*) Folgende kleine intereſſante Schrift kann jedem, der von den Dardanellen etwas wiſſen will, empfohlen werden. „Beſchreibung der Dardanellen, durch einen freundſchaftlichen Brief aus Conſtantinopel mitgetheilt, nebſt einer in Kupfer geſtochenen und illuminirten perſpectiviſchen Einſicht in den Canal der Dardanellen und der dazu nöthigen Charte, Leipzig, 1807, bey Heinrich Gräff. 8. 8 Gr., welche in allen Buchhandlungen zu haben iſt.

Achter Brief.

Berlin.

Du wirſt vielleicht lachen, wenn Du meine Friedensbedingungen leſen wirſt, welche ich den großen Continentalmächten hierin vorzeichne. Es ſey! Habe ich doch einen Vorgänger im Verfaſſer des neuen Leviathans gehabt, der einen Frieden zwiſchen Frankreich und England entwarf.

Die Hauptbedingung meines Erachtens wäre ein neuer Commerztraktat zwiſchen Frankreich, Rußland und Holland, ſowohl in den Plätzen an der Oſtſee, als am ſchwarzen Meer; die franzöſiſchen Fabrikate müßten die geringſten Zollſätze in Rußland tragen; der Eingang der ruſſiſchen Produkte in alle Häfen Frankreichs und Italiens frey ſeyn. Es würde das Syſtem der neutralen Flagge wieder hergeſtellt, ſo wie es 1782 von Catharinen aufgeſtellt wurde.

Frankreich garantirte Rußland den Beſitz ſeines pohlniſchen Antheils, Curlands, Tauriens, der Moldau und Wallachey.

Rußland erkennt Napoleon als Kaiſer von Frankreich und Italien, Joſeph als König von Neapel und Sicilien, Louis als König von Holland. Es läßt ſich Frankreichs Beſitznahme von Egypten gefallen, und trägt dazu bei.

Rußland verabredet ſich mit Frankreich und Spanien, dem Portugall einverleibet wird, die Corſarenrepubliken zu zerſtören, und die afrikaniſchen Küſtenländer zu civiliſiren, die dem Könige von Sardinien zur Entſchädigung angewieſen werden, der Malta dazu erhält. Beide Mächte vereinigen ſich, Gibraltar zu nehmen und zu ſchleifen.

Frankreich tritt dagegen an Oeſtreich Dalmatien ab, Rußland Corfu, und die ſieben Inſeln werden dieſem Staat einverleibt; von der Türkey erhält es Servien und Bosnien.

Der Sultanismus wird nach Kleinaſien verwieſen, Conſtantinopel dem Könige von Neapel als künftigen König von Griechenland angewieſen, dem die Provinzen Romelien, Albanien, Bulgarien u. ſ. w. einverleibt bleiben. Skutari muß ebenfalls noch mit Griechenland vereinigt bleiben, damit der Canal frei ſey.

In Deutſchland ſollen künftig nur Oeſtreich, Preußen, Baiern, Sachſen und Würtemberg exiſtiren; unter dieſen werden alle deutſche Provinzen vertheilt, und es exiſtirt kein Deutſchland und kein deutſcher Kaiſer mehr. Der Rheinbund wird kaſſirt; dagegen errichten jene fünf Mächte einen deutſchen Bund, Oeſtreich an der Spitze.

Mit Holland wird der Theil von Weſtphalen vereinigt, der jenſeits der Ems und Lippe liegt; Preußen erhält bis dahin alle Länder von den Nordſeeiſchen Küſten bis nach Memel, ganz Niederſachſen und Schwediſchpommern. An der Saale und in Franken tritt es ſeine Provinzen an Sachſen und Baiern ab.

Die pohlniſchen Provinzen bleiben nach wie vor dieſem Staate inkorporirt.

Oeſtreich macht mit Preußen in Pohlen eine beſſere Gränze wie bisher, wodurch Crakau an Preußen fallen muß. Alle dieſe Staaten ſchließen mit Frankreich Commerztraktaten, und entfernen ſich von England.

Alle Seemächte treten zuſammen, um England zur Anerkennung eines andern Seerechts, und das der neutralen Flagge zu zwingen, Holland ſo wie Frankreich ſeine Colonien herauszugeben, und ſich mit ſeinen oſtindiſchen Acquiſitionen zu begnügen.

Neunter Brief.

Berlin.

Wir haben hier ſeit einigen Tagen zwei intereſſante Erſcheinungen von verſchiedener Art; die eine iſt der ruſſiſche General **Korf**, Kriegsgefangener bei Eylau, der von den franzöſiſchen Autoritäten ſehr artig aufgenommen, und auch bewirthet worden iſt; die andre iſt das plötzliche Steigen aller Staatspapiere. Der General **Korf** wurde auf ſeinem Transport durch die franzöſiſchen Linien in ein Haus gebracht, wo ihn ein einfach bürgerlich gekleideter Mann anredete, und ihn bedauerte, in Kriegsgefangenſchaft gerathen zu ſeyn; er ſprach mit ihm mancherley über Rußlands Militairmacht, Staatskräfte und Finanzweſen, und entfernte ſich dann. Nach ſeinem Abgang erſchien ein kaiſerlicher Adjutant, der ihm ſagte:

Der Kaiſer, der Sie ſo eben verlaſſen hat, ſendet Ihnen hier 100 Dukaten, um Ihre Reiſe nach Berlin fortſetzen zu können, wo Sie durch das Gouvernement ferner Unterſtützung erhalten werden, indem Sie von Gelde entblößt, und von Ihren Reſourcen abgeſchnitten ſind.

Das iſt doch wohl ſehr human!

Das Steigen der Staatspapiere iſt ſehr auffallend. In drey Tagen ſtiegen die Treſorſcheine von 90 auf 94, die Banknoten von 75 auf 82, die Seehandlungspapiere von 60 auf 74 Procent.

Einige ſchreiben ſolches auf Rechnung der Friedensgerüchte, die ſich immer mehr verbreiten; die Banquiers wollen aber wiſſen:

Daß von der Frankfurter Meſſe an 400,000 Rthlr. baar Geld nach Berlin gekommen iſt, mit welchen die Inhaber auf Staatspapiere ſpekuliren.

Ich kann hier eine Anekdote nicht übergehen, welche aus Sachſen hierher geſchrieben iſt:

„Vor einiger Zeit (heißt es in dem Schreiben) ging hier die franzöſiſche Obriſtin N. N. durch, ſie kam von der Schlacht bei Eylau, und hatte den Leichnam ihres Mannes bey ſich. Sie erzählte folgendes:

Vergebens harrte ich auf die Rückkehr meines Mannes aus der Schlacht; nachdem der Kanonendonner ſich gelegt, ich die Nacht ſchlaflos durchwacht hatte, verließ ich mein Lager, um ihn unter den Todten auf dem Schlachtfelde zu ſuchen; ich wendete mich auf den rechten Flügel, und ſuchte ihn hier lange vergebens, bis ein Officier mich anredete, und mich fragte: was ich hier ſuche? Ich nannte ihm meinen Mann, er kannte ihn, und wieß mich auf den linken Flügel. Ich durchwatete ¾ Stunden das blutige Schlachtfeld, und nach langem Suchen fand ich meinen Geliebten mit Leichen umgeben, ich erkannte ihn an einer Bleſſur auf der Bruſt. Mit Mühe zog ich ſeinen Leichnam aus ſeinen Umgebungen hervor, ladete ihn auf meinen Rücken, und trug ihn vom Schlachtfelde weg in mein Quartier, wo ich ihn öffnen, die Eingeweide herausnehmen, und den Leib mit Kräutern anfüllen ließ. Jetzt führe ich ſeine traurigen Ueberreſte ins Vaterland zurück, um bald an ſeiner Seite begraben zu werden.“

Iſt das nicht ein Heroismus ohne Gleichen, und eine Anhänglichkeit eines Weibes an ihren Mann, die wenig Nachahmung finden wird?!

Zehnter Brief.

Prag.

Nicht blos meine bürgerliche, nein! lieber Bruder, auch meine phyſiſche Exiſtenz naht ſich ihrem Ende. Ja, ich fühle die Annäherung des Todes in meinem ganzen Nervenſyſtem. Du weißt, ich war ſehr reizbar von jeher; ich war ein eifriger preußiſcher Patriot, ein abgöttiſcher Verehrer Friedrichs des Großen und alles deſſen, was von ihm ausging; in ſeiner Schöpfung lebte ich bis auf den heutigen Tag. Jahrelang habe ich ſie ſtudirt, und in ihm, dem Schöpfer, ſo wenig wie in ſeinem Syſtem, etwas gefunden, was ich nicht hätte bewundern müſſen. Dies Syſtem hatte — aber doch den Fehler, daß es nur für einen großen Kopf vorhanden war, ich meyne, daß der, welcher es erhalten, ausbilden, und darin mit dem Zeitalter und ſeiner Entwickelung fortſchreiten ſollte, wie Friedrich ſeyn mußte.

Ich habe mit dem preußiſchen Staate gelitten, bin mit ihm alt und ſchwach geworden. Die letzten ihn vernichtenden Donnerſchläge haben mich auch betroffen; ich habe die Gräuel des Kriegs gefühlt. Ich habe hin und wieder den alten preußiſchen Geiſt, jedoch nur in den Kindern und Jünglingen, aufflammen ſehen, und bin hieher geflohen, um ruhig zu ſterben; ja zu ſterben, denn das Alter iſt nicht dazu geeignet, die Umwälzungen groſter Staaten zu erleben; es iſt ſtets der kampfluſtigen Jugend im Wege, die in dem gewaltigen Conflikt (Streit) der Völker unter einander ihre Kräfte übt.

Wäre der jetzige Krieg ein die Luft reinigendes Gewitter, ein Orkan, auf den ein heiterer Frühlingsmorgen anbricht, ja dann wünſchte ich noch zu leben, um dieſen zu genießen.

Ich ſehe aber in eine Zukunft, vor welcher mir grauet; ich ſehe alles untergehen, was wir ſchön, groß und erhaben nannten; ſie iſt das Grab der Kunſt, des Geſchmacks, der Wiſſenſchaft. Hinabgeſchleudert werden Europens gebildete Völker werden, von der Höhe, auf der ſie ſtanden, um von vorne wieder anzufangen. Warum? weil ihr Phyſiſches früher als das Moraliſche ſich ausbildete und entwickelte, weil keine Tugend, ſondern nur Genußliebe in ihnen war; weil ſie nur im Egoism, nicht in der Liebe lebten.

An der Spitze der Staaten können keine humane Regenten ſtehen, kein Areopagus darf hier regieren nach Geſetzen, welche die Reſultate der Weisheit der Weiſeſten im Volke enthielten. Deſpoten, Volksbändiger mit dem Schwerdte in der Hand, die kräftigſten Naturen und die größten Egoismen müſſen die entnervten Völker lenken, und über einen jeden ihrer Unterthanen ein Mordbeil an einem ſeidnen Faden aufhängen. Untergehen muß Denk- und Preßfreiheit, mit ihnen die Künſte und Wiſſenſchaften.

Die Kriege werden nicht mehr nach Regeln und kunſtmäßig geführt, ſondern je wilder je beſſer; jemehr Brutalität in den Kriegern ſeyn wird, je beſſer werden ſie morden; die größte Beſtie — der beſte Soldat.

Im dreißigjährigen Kriege lag die Freiheit, der Durſt nach Entwicklung in den Menſchen, im Kampf mit den Vertheidigern der alten Formen, die jenen einen Riegel vorgeſchoben hatten; der Sieg war aber auf Seiten der erſten.

Deutſchlands Völker haben dieſen Sieg nicht benutzt, um jene Freiheit dauernd zu machen; ſie ſind dadurch verweichlicht, an Seele und Leib verkrüppelt; ſie verdienen es daher, wieder angeſchmiedet zu werden an das Joch, welches Luther, Moritz, Guſtav Adolph, Bernhard, Friedrich Wilhelm, und Friedrich ihnen abnahm. Mögen nun in den Kriegen, die ohne Ende ſeyn werden, die franzöſiſchen, ruſſiſchen, öſtreichiſchen oder andere Feldherren ſiegen, das Reſultat wird immer das Nämliche ſeyn.

Es kommt dabei nicht auf die Individualität der jetzigen Volksführer, (eines Napoleons, Alexanders oder anderer, ich rede nicht von ihnen) ſondern nur einzig darauf an:

Daß keiner von ihnen die Tugend an die Stelle der Verdorbenheit zu ſetzen vermag, und daß die erſtere nur eine humane Regierung verträgt, die letztere nur durch eine Zuchtruthe regiert werden kann, welche ſich über alle ſchwingt, und auch den trifft, der nicht davon angeſteckt war; daß der Regent, welcher ſie am geſchickteſten führt, aller übrigen Meiſter und Sieger ſeyn wird.

Deßhalb fühle ich mit Vergnügen meine Auflöſung herannahen, damit ich das Elend, den Jammer, die Verzweiflung nicht mehr ſehe, die meine Nachkommen treffen wird.

Eilfter Brief.

Prag.

Von Berlin bin ich durch Schleſien hieher gereiſt, und habe daher Gelegenheit gehabt zu ſehen, wie der Krieg hier die Menſchen verändert, welchen Einfluß er auf die Induſtrie, auf die Adminiſtration der Provinz gehabt hat. Vernimm meine Bemerkungen:

> Ich habe Dir im vorigen Jahre geſchrieben: daß die Schleſier ſich dem Feinde entgegenwerfen, eine Nationalarmee organiſiren, und ihre Provinz vertheidigen wollten; daß einzelne Patrioten dem Könige deßfals Vorſchläge machten, und dieſer endlich vier Wochen zu ſpät den Fürſten von Pleß nach Schleſien ſchickte, um die Aufſtellung einer Armee zu bewirken, um Breslau und Glogau zu entſetzen, und den Feind hier zu vertreiben.

Der Fürſt erließ daher ein Manifeſt, als Glogau ſchon erobert, wollte in Breslau einen Landtag halten, als der Feind ſchon vor den Thoren war.

Sein ganzes Unternehmen ſcheiterte, ehe es einmal angefangen hatte; es war ſchlecht eingeleitet, noch ſchlechter ausgeführt.

Was der Fürſt that, um Schleſien zu retten, war folgendes:

Er zog aus den noch nicht berennten ſchleſiſchen Veſtungen alle Truppen zuſammen, deren er habhaft werden konnte. Er verſtärkte ſie durch Freywillige, beſonders aus dem Forſt- und Bergdepartement. Er empfing die aus Gallizien angekommene für die Cavallerie der preußiſchen Armee vorher beſtimmt geweſene Remonte. Er ließ noch mehrere Pferde dazu liefern; er nahm die zurückgekommenen Selbſtranzionirten in ſeine Armee auf, und zog vom Lande Rekruten ein.

Höchſtens brachte er es durch dieſe Mittel zu einem Corps von 8 bis 10,000 Mann, die aber ſchlecht montirt, wenig exercirt, und die Cavallerie ſchlecht beritten war.

Er ſtellte dieſes Corps bei Strehlen auf, in der Abſicht, Breslau zu entſetzen.

Strehlen iſt von Schweidnitz, Brieg, Neiße und Glatz beinah gleichweit entfernt; dieſe Poſition war daher wegen der vielen Anlehnungspunkte gut gewählt.

Weil aber das Belagerungskorps bei Breslau, Strehlen viel zu nahe war, und man im fürſtlichen Hauptquartier dieſen Plan (ſich bei Strehlen zu ſetzen) ausplauderte, daß der franzöſiſche General Vandamme davon zeitig genug unterrichtet war, ſo ging er den Preußen entgegen, ſchlug die Corps derſelben einzeln, und das von Schweidnitz zuerſt.

Der Fürſt Pleß hätte dies vorausſehen können. Er ſetzte ſich darauf noch einmal bey Wartha und Neurode, wurde hier aber auch geſchlagen und zerſtreut.

Der Fürſt mußte alle Truppen, die er ſammeln konnte, in der Grafſchaft Glatz aufſtellen, und dann nach Strehlen vorrücken, die Verſtärkungen aus Schweidnitz und Brieg hier aber zuletzt heranziehen; er mußte dann die Belagerungsarmee auf ſich ziehen, der Gouverneur in Breslau einen Ausfall machen, dann durfte er den Sieg gewiß erwarten.

Dem Gouverneur Thiele wird es ſtets zum Vorwurf gereichen: daß er am Tage der Aktion bei Strehlen, die ihm nicht unbekannt ſeyn konnte, keinen Ausfall wagte, die Trenſcheen zerſtörte, und die Kanonen vernagelte.

Ich glaube aber, er wird zu ſeiner Entſchuldigung anführen, daß er ein pohlniſches Regiment, und zwar ſein eignes, in Breslau hatte, dem er keinen guten Willen zutrauen durfte.

Unterdeß der Fürſt Pleß in Oberſchleſien aufgerieben wurde, ſammelten einige junge Officiere, (die Gebrüder Hirſchfeld und Rochow) ein Streifkorps bei Züllichau, welches ſchnell auf 300 Mann heranwuchs, und aus Selbſtranzionirten beſtand. Es war in dieſen jungen Leuten viel Bravour, aber keine Kenntniß; viel Gemüth, wenig Verſtand.

Das Hauptkorps dieſer Partiſane ſtand bei Naumburg (von wo es Detaſchements nach Sagan und Sprottau unklugerweiſe geſchickt und ſich geſchwächt hatte), als es durch ein Corps Franzoſen und Baiern angegriffen wurde. Es zog ſich über die Boberbrücke nach Chriſtianſtadt zurück, wo ſich die Infanterie befand, hatte aber die Unvorſichtigkeit, die Brücke hinter ſich frei zu laſſen, ſtatt ſie abzubrechen; es wurde nun geſchlagen und zerſtreut; die Cavallerie rettete ſich aber in die Priebuſſer Forſten, von wo der Lieutenant Rochow mit 18 Mann in Sagan ein Corps Bayern von 60 Mann auf die kühnſte Weiſe aufhob.

Wenn dieſes Streifkorps zuſammen blieb, wenn es ſtets an der linken Seite des Bobers in den hier vorhandenen weitläuftigen Forſten bis an das Rieſengebirge über die Landskrone hinaufſtreifte, und durch hinzugekommene Rekruten ſich verſtärkte, ſo konnte es die Grafſchaft Glatz erreichen, hier einen Stützpunkt finden, und dann ſehr gefährlich werden.

Der Grund des fehlerhaften Verfahrens dieſer Partiſane lag darin, daß ihr Anführer, Hr. v. Hirſchfeld, ein junger Menſch war, dem es nicht an Kühnheit und Muth fehlte, der aber keiner kalten Ueberlegung fähig war, und nie das geringſte über Strategie nachgedacht hatte. Da er einige glückliche Coups ausgeführt hatte, (er nahm in Zilenzig 13 kaiſ. franzöſiſche Pferde weg, verſenkte eine Partie Kanonen bei Sabor in die Oder, und erbeutete beträchtliche Geldſummen), ſo wurde er zu eitel, und vergaß über Nebendinge den Hauptzweck.

Als dieſe Partiſane endlich bey Penzig in Sachſen gefangen genommen, und ihre Corps zerſtreut waren, da erſchien in Sagan eine kaiſerliche Militairkommiſſion, um zu unterſuchen, ob der Magiſtrat und die Bürgerſchaft ſich einer Verrätherey bey der Aufhebung des baierſchen Corps ſchuldig gemacht, weſſen ſie angeklagt waren. Man drohte mit dem Abbrennen der Stadt und mit dem Füßeliren des Amts-Burgemeiſter. Der General Monbrün, welcher die Commiſſion dirigirte, war aber ein ſehr humaner und gerechter Mann, und fand bald die Anklage falſch. Eben ſo human, wie jener, war aber auch der Chef des Commandos, welches in der Stadt lag, der Obriſt Leſtok.

Sagans Bürger wiſſen heute noch nicht genug das muſterhafte Betragen des Commandeurs der würtembergiſchen Truppen, des Oberſten Leſtoks, zu rühmen.

Dieſer ſoll ein Muſter der Milde, Menſchenfreundlichkeit und aller Tugenden ſeyn, welche dem Krieger als Sieger zieren. Er hörte jede Klage des Gedrückten, half auf der Stelle, gab guten Rath, machte den Dollmetſcher, ſchlug jedes Präſent aus, welches man ihm anbot, und lehnte es mit der Verſicherung ab: Er ſey ein Deutſcher!

Doch ich wunderte mich über dies Benehmen gar nicht, da er ehemals preußiſcher Officier war, und ein Anverwandter des preußiſchen Feldherrn iſt. Dieſer Mann ſoll auch ein Genie ſeyn. Er verſuchte es an mehreren Höfen eine Carière zu machen; es gelang ihm aber nicht eher, bis der König von Würtemberg ihn aufnahm, und ſeinen Werth bald erkannte. Das Beyſpiel der Obern wirkt immer auf die Untergebenen, ſo war es auch hier. Vortrefflich war das Benehmen der würtembergiſchen Truppen; ſie wollten nicht einmal genießen, was ihre Wirthe ihnen vorſetzten, ſo genügſam waren ſie.

Wenn jeder Krieg Unglück verbreitet, ſo iſt es doch erfreulich, in Schleſien zu hören, wie exemplariſch die

Bayern

Bayern und Würtemberger hier verfahren haben (Franzoſen kamen wenig hierher). Sie ſchonten ſtets das Eigenthum und die Perſonen; Plünderung war ihnen ein Greuel; ihre Officiere waren alle Bajards ohne Furcht und ohne Tadel!

Ich glaube, der König von Bayern mag ſeinen Soldaten dieſe Diſciplin um deßhalb zur Pflicht gemacht haben, weil er vielleicht gar nicht exiſtirte, wenn ihm Friedrich II. 1777 nicht ſeine Staaten durch große Aufopferungen erhielt. Wenn die Dankbarkeit in der Politik auch am unrechten Orte iſt, ſo muß man es doch mit Recht loben, wenn der König von Bayern ſeinen Soldaten die Schonung der Schleſier empfahl, in der Rückerinnerung der Wohlthaten, die ihm Friedrich erzeigt hatte.

Sonderbar fiel mir es in den kleinen ſchleſiſchen Provinzialſtädten, beſonders in Grünberg, auf:

> Daß die männliche Jugend hier nichts anders als Krieg ſpielt.

Die Knaben zogen mit Trommeln und Pfeifen, pappenen Grenadiermützen, hölzernen Säbeln und Piken durch die Straßen, theilten ſich in zwey Parteien, in Franzoſen und Preußen, und lieferten förmliche Schlachten, bei welchen, wie man mir berichtete, ſelbſt manchmal Blut fließen ſoll.

Zwölfter Brief.

Ich habe Dir im vorigen Jahre, ehe die Franzoſen in Schleſien einrückten, den Patriotiſmus der Schleſier gerühmt, leider muß ich Dir aber jetzt geſtehen, daß er nicht ſo allgemein hier einheimiſch war, als es damals ſchien.

Sehr viele Schleſier, nachdem ſie das Unglück ſahen, welches die preußiſche Armee bis an den Bug und Pregel verfolgte, als ſie daraus für ihr Intereſſe keine Wiederkehr der alten Regierung zu ſehen glaubten; als Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz kapitulirt hatten, und das franzöſiſche Gouvernement zu herrſchen begann, da änderten ſie ihr Syſtem, ihre Handlungsweiſe und ihr Benehmen.

Sie fingen an, der neuen Sonne zu huldigen, und den König zu vergeſſen.

Leider thaten dies die Erſten der Nation, der Mittelſtand weniger, der Bauer gar nicht.

Freilich war es nun nicht mehr Zeit, in Maſſe aufzuſtehen, und den eignen Heerd zu vertheidigen; freilich handelt der rechtſchaffene Unterthan klug und recht, wenn er der Gewalt weicht, und ſich ruhig verhält; aber ſchlecht handelt er, wenn er zum Schaden der vertriebenen Regierung dem Feinde in die Hände arbeitet, das Staatseigenthum verräth; wenn er auf ſeinen alten Regenten ſchimpft, die Behörden herunterreißt, dem Sieger auf die unerhörteſte Art ſchmeichelt, und in allen ſeinen Handlungen den Verräther zeigt. Dies iſt ſelbſt nicht einmal klug gehandelt, beſonders wenn der Krieg noch nicht beendigt iſt.

Von dieſer Seite haben ſich manche Schleſier, beſonders unter den Officianten in Glogau und unter dem benachbarten Adel, gezeigt.

So machten einige die Lieferanten für die Armee und bereicherten ſich. Da gab's einen Commiſſionsrath Rochov, der mit Ochſen handelte; ein Juſtizcommiſſarius lieferte Hammel und Brantwein u. ſ. w.

Auch die Weiber, und zwar diejenigen, welche ſchon ehmals entehrt waren, ließen ſich als H**** gebrauchen, und vergaßen ihren Stand und ihre Abkunft.

Der Adel um Glogau, der während der Belagerung etwas litt, war ſo einfältig oder ſo frech, dem Commandanten eine Bittſchrift des Inhalts zu überreichen: Er möchte doch capituliren, damit ſie nicht ruinirt würden.

Unter ihnen figurirte ein Graf, deſſen Frau in Glogau eingeſperrt war; er wollte ſie nicht erſtürmen laſſen.

An der Spitze dieſer Deputation ſtand wieder ein Rochov.

Sonderbar! Ein Rochov machte in Sagan den ſchönſten Coup, der im kleinen Kriege je gemacht worden iſt; er war noch drey Monat vorher Handlungsdiener in Stettin, und ging als ſolcher zum Schillſchen Corps: Ein militairiſches Genie.

Der Commiſſionsrath Rochov rettete ſich durch den Ochſenhandel vom Banqueroutte, den er zu machen im Begriff war; er hatte ſich vom Bedienten bey einem

Juſtizcommiſſarius zu einem Wucherer, Banquier und Commiſſionsrath hinaufgeſchwungen, da er in jener Schule das Jüdeln gelernt hatte, und es in der preußiſchen Verfaſſung auch eine Eigenheit war, daß jeder Glückspilz ſich den Commiſſionsraths-Titel kaufen konnte. Ein jüdiſches Genie!

Der dritte Rochov will die Uebergabe von Glogau, damit er und ſeine Nachbaren nicht etwa ein Viertel ihrer jährigen Revenüen einbüßten. Dies wäre nun wohl kein Genie, ſondern ein Narr!

Die franzöſiſchen Behörden in Glogau wurden ſehr gelobt.

Es iſt wahr, daß das Departement große Requiſitionen hat tragen müſſen, es hat aber dabei doch den Vortheil vor andern Provinzen voraus, daß das Gouvernement die Contribution in baarem Gelde eingezogen, und zwey Drittheile des Betrags zu guten Preiſen für die Armeebedürfniſſe in der Provinz wieder ausgegeben hat. So hat das Gebirge fünfhunderttauſend Ellen Leinwand für baares Geld geliefert; Grünberg lieferte anſehnliche Quantitäten von Tüchern und Utenſilien. Die Handwerker wurden in Thätigkeit und Verdienſt geſetzt. In Glogau arbeiteten eine Menge Frauenzimmer, um 80000 Hemden zu nähen; hier waren aus allen Städten des Departements Schneider verſammelt, um Montirungsſtücke anzufertigen.

Der Krieg brachte für Schleſiens Mittelſtand unter vielen Uebeln auch eine Wohlthat hervor: er machte die erſten Bedürfniſſe des Lebens wohlfeil, und inſofern die indüſtriöſe Claſſe Arbeit und Verdienſt hat, litt ſie dies Jahr weniger als im vorigen, wo der Hunger die Provinz verheerte. Der Grund liegt in der gehemmten Ausfuhr, in dem Steigen des Geldwerths, und in der Nothwendigkeit, worin ſich die Kornwucherer unter den Guthsbeſitzern befinden, ihre alten Getraidebeſtände loßzuſchlagen. Das Geld ſtand gegen Pfandbriefe vor dem Kriege 7 Procent unter Pari, ſo viel gewannen nämlich dieſe Papiere. Jetzt ſteht es 12 Procent über Pari; und die Pfandbriefe ſtehen 88 Procent.

Wer durch den Krieg hier am mehrſten verliert, iſt der Guthsbeſitzer (mit Ausnahme der Städte an der großen Straße, die ſtets Einquartirung haben; dieſe werden völlig ruinirt); ſeine Getraide-Lieferungen ſind anſehnlich, die Contribution im baaren Gelde iſt ſtark; nun verliert er gegen den Getraidepreis im vorigen Jahre 100 Procent, und die Pfandbriefe verlieren 12 Procent. Will er alſo dergleichen extrahiren, ſo muß er ſo viel einbüßen. Zu dieſen Uebeln kommen nun noch die Menge von Fuhren hinzu, welche ausgeſchrieben werden, ſo daß die Laſt unerträglich iſt. Oft wird auch das Individuum oder eine Gemeinde gedrückt, weil die Laſt durch die unwiſſenden Beamten nicht gleichmäßig vertheilt wurde. Davon ein merkwürdiges Beyſpiel:

Das franzöſiſche Gouvernement forderte im niederſchleſiſchen Departement vom Handlungsſtande hunderttauſend Thlr. extraordinaire Contribution, und überließ den drey Steuerräthen die Repartition. Dieſe wurde von den Herren ſo gemacht, daß das 1ſte Departement 50-, das 2te 35-, das 3te 15000 Thaler übernahm, ohne daß irgend ein Maaßſtab zum Grunde gelegt worden. Die Herren wußten den Kaufmann nicht vom Krämer zu unterſcheiden, ſonſt würde das 3te Departement gar nichts, das 2te vielleicht $\frac{1}{10}$, das 1ſte $\frac{9}{10}$ dieſer Contribution zu tragen gehabt haben.

Dieſe Contribution wurde vom Handels- und nicht vom Krämerſtande verlangt, der von ſeinem Laden grade ſo viel genießt, als er mit Frau und Kindern verzehrt.

Die Steuerräthe haben ſeit 1740 jährlich Tabellen über den Ertrag des Handels aufgenommen, und ihnen konnte es darnach ſowohl, als nach ihrer Localkenntniß, gar nicht ſchwer werden, einen jeden Kaufmann zu taxiren, und den Tournant eines jeden Orts, ſo wie eines jeden Departements, zu beurtheilen.

Wer nur einige Statiſtiker über Schleſien nachſchlagen will, wird finden: daß eine Stadt, ja ein Handlungshaus im 1ſten Departement ſo viele Geſchäfte macht, als das ganze 3te Departement. Ich bin überzeugt, daß die Handlungshäuſer, das **Lachmannſche** in Greifenberg, das **Weberſche**, **Jentſcheſche**, **Waldkirchſche** in Schmiedeberg, einen ſtärkeren Verkehr haben, als ſämmtliche Städte des 2ten und 3ten Departements (Grünberg und Sagan ausgenommen). Goldberg wiegt den Verkehr von Grünberg allein auf. Die Tuchnegocianten am letztern Orte, in Sagan und Freyſtadt einige Garnhandlungen, einige Häuſer in Neuſaltz und Glogau, waren im 2ten Departement nur zum Handelsſtande zu rechnen.

Billiger Weiſe mußte auch noch bei der Repartition darauf Rückſicht genommen werden, daß Grünberg, Sagan, Freyſtadt, Neuſalz und Glogau durch den Krieg ganz anders gelitten haben, wie die Gebirgsſtädte.

Noch einfältiger nahmen ſich die Steuerräthe bei der Subrepartition, welche ſie nach den Paraphenliſten Anfangs anlegen wollten. Die Paraphenjura ſind Abgaben, welche in die Stempelcaſſe fließen, und dadurch zuerſt veranlaßt wurden, daß nach dem Reglement die Handelsbücher der Kaufmannsgilde geſtempelt ſeyn ſollen. Dieſe Abgabe ſteigt von 1 bis 10 Thaler. Dieſe zahlt der Millionair und der Kaufmann, welcher mit einigen Artikeln en gros handelt, wenn er auch nur zehntauſend Thaler im Vermögen hat.

Dieſe Abgabe iſt zu unbedeutend, als daß ſie hätte zum Maaßſtabe dienen können. Wenn die Steuerräthe den Handelsſtand ihres Kreiſes nicht kannten, ſo hätten ſie die Acciſeregiſter zu Rathe ziehen ſollen, um den Verkehr eines jeden Hauſes und einer jeden Stadt beurtheilen zu können.

Ich glaube, daß zuletzt die Cammer, welche vom Gouvernement übergangen war, ſich ins Mittel legte, und wenigſtens eine beſſere Subrepartition bewirkte.

Mancher arme Krämer im 2ten und 3ten Departement ſoll 100 und mehrere Thaler zahlen, und möchte lieber ſeinen ganzen Kram in Zahlung offeriren. Solche Uebel und den Ruin ganzer Familien bewirkt oft die Unwiſſenheit und die Einfalt.

Möchte doch die preußiſche Regierung dadurch gewarnt werden, und zu den Steuerräthen künftig die geſchickteſten Cammeraliſten, und nicht mehr Regimentsquartiermeiſter wählen, die, wenn auch ehemals natürliche Fähigkeiten (Kenntniſſe fehlen ihnen in der Regel) in ihnen waren, ſolche im mechaniſchen Caſſendienſt beym Regiment zu Grabe trugen.

Der ſteuerräthliche Poſten hat eine größere Beſtimmung, als welche ſeine Vorſteher (ſo wie ſie ſich bisher benahmen) hineinzulegen pflegten; jetzt im Kriege zeigt ſich ſolche ſehr deutlich. Im Frieden waren zeither die Steuerräthe bloße Organe und die Briefträger zwiſchen den Communen und Magiſtraten; ſich ſelbſt erlaubten ſie ſelten ein Urtheil und eine Entſcheidung, um ja nicht verantwortlich ſeyn zu dürfen.

Der Steuerrath iſt im Preußiſchen der vom Könige angeſetzte Vormund der Städte ſeiner Inſpection; er ſoll ihr Intereſſe ſich mehr angelegen ſeyn laſſen, wie das Seinige.

In Liegnitz privatiſirt jetzt der Staatsminiſter Graf Hoym, der während des Kriegs quiescirt; er konnte es wohl nicht anders machen.

Er weiß dem Feinde Achtung abzugewinnen, und wird von ihm geſchätzt. Es iſt wohl keine Frage, daß er nach dem Frieden ſeinen Poſten wieder antreten wird. Wollte doch die blinde Maſſe im Publikum dieſen Mann zu tadeln aufhören! Diejenigen ſeiner Subalternen, die ihn jetzt tadeln, da ſie ſeine Laufbahn geſchloſſen wähnen, ſind am wenigſten gemacht, ſeinen Poſten auszufüllen. Sie werden Urſache haben, ihn zu verehren, wenn er nach ſeiner Wiederherſtellung ihre Dummheiten ignoriren wird. Man wirft ihm jetzt vor: daß er keine Reſervearmee organiſirt habe, ehe der Feind einrückte.

War er denn Feldherr? Konnte der König nicht deshalb den Fürſten Pleß früher ſenden?

In Jauer ſprach ich einen Officier, der bey der Belagerung von Glogau dieſen Ort hatte vertheidigen helfen. Durch ihn erhielt ich über die Belagerung authentiſche Aufſchlüſſe, und hörte zu meinem Erſtaunen: daß auch dieſe Veſtung ſich zwey Monat länger hätte halten können, obzwar alsdann die Stadt zu Grunde gegangen wäre.

Von denen, die in der Stadt die Vertheidigung lenkten, war der Gouverneur (der General Reinhard) ohne Energie. Der König ſetzte ein ſo großes Zutrauen in ihm, daß er ihm die Veſtungsvertheidigung ganz beſonders übertragen, und daher nach Glogau geſchickt hatte. Beſſer wäre es geweſen, er kam gar nicht hin; denn der Commandant, Herr v. Marwitz, hatte von Hauſe aus mehr Energie, und ſein Privatintereſſe ſprach dafür, den Ort ſo lange als möglich zu halten, damit er die Revenüen ſeines Poſtens ſich erhielte. Der Chef des Artillerieweſens, der Major Lichtenberg, hatte den größten Antheil an der Uebergabe; er war in Friedenszeiten ein großer Raiſonneur und Bramarbas, der von der Fortificationskunſt einige Formeln auswendig gelernt hatte, womit er die Layen in dieſem Fach täuſchte und ſie überredete, er ſey ein großer Ingenieur; er war aber weder dies, noch ein tüchtiger Soldat; er ſchonte ſogar das Pulver, und wenn aus dem Bürgerſtande mancher Patriot bey der Belagerung leiſe gegen ihn äußerte: Er möchte doch die Werke der Feinde, die ſich der Stadt immer mehr näherten, zuſammen ſchießen; ſo erwiderte er mit Hitze: Herr, Sie wiſſen viel, was dem König ein Schuß koſtet.

Ein Mann vom Militair, unter dem das Bataillon Grevenitz ſtand, der Major Pudlitz, war brav und voll Kraft. Er hätte als Commandant die Veſtung drey Monat gehalten. In dem letzten Rathe, den obige drey Männer wegen der Uebergabe hielten, wurde er nicht zugezogen.

Im Allgemeinen habe ich noch von einem ſonderbaren Beweggrunde gehört, der manche Commandanten und Artilleriechefs bewogen haben ſoll, bald zu kapituliren.

Manche hatten viele Gelder zu berechnen, die ihnen anvertraut waren, um dafür Fortifikations-Reparaturen fertigen, Utenſilien anzuſchaffen, und ſonſtige Bedürfniſſe liefern zu laſſen. Eine richtige Rechnung zu legen, iſt eine ſchwere, wenigſtens eine mühſame Sache; beſonders hapert es oft mit den Belegen: bey einer Uebergabe iſt von keiner Rechnungs-Legung die Rede; der Rendant übergiebt dem Sieger, der es nicht ſo genau nimmt, die Beſtände in Pauſch und Bogen, und erhält dadurch ſeine Decharge.

Glogau zwey Monat länger zu halten, wenn auch kein Stein auf dem andern blieb, gab der Vertheidigung Schleſiens eine ganz außerordentliche Stütze.

Es konnte vor der Uebergabe des Orts keine ſo allgemeine Contributionsausſchreibung erfolgen, als nachher, wo die Franzoſen ſogleich die Landeskollegia dazu gebrauchten, und für dieſes Departement dem Fürſten Pleß alle Hülfsmittel entzogen. Breslau, der Mittelpunkt und die Reſidenz dieſer Provinz, blieb frey, und eröffnete zu der Landesvertheidigung unerſchöpfliche Quellen. Schnell konnte der Fürſt dann 40000 Mann ins Feld ſtellen, Glogau entſetzen, und die große franzöſiſche Armee an der Weichſel im Rücken bedrohen. Jetzt war Pleß eben in Breslau beſchäftigt, dieſes Projekt auszuführen, als Glogau überging, und die Feinde in zwey Tagen Breslau berennten.

Soll man es übrigens als einen Fehler anſehen, daß die Landeskollegia in Glogau blieben oder nicht? Es iſt zweifelhaft; man kann Manches dafür, Manches dawider ſagen. Dafür mag es gelten, wenn es heißt:

> Es iſt beſſer, der Feind findet die Landesbehörden auf ihrem Poſten, und braucht ſie zu Organen ſeines Willens, damit die Requiſitionen mit Ordnung in gerechter Gleichheit eingefordert werden.

Dawider aber ſagt auch mir mein Verſtand:

> Daß der Feind, ohne die Behörden zu finden, nicht ſo ſchnell von dem Zuſtande der Provinz unterrichtet iſt, und die gradſten Mittel zum Ziele ergreift. Fordert er dann die Unmöglichkeiten, ſo ſetzt ſie ſich ſelbſt ihm entgegen, und er bleibt immer im Dunkeln, was er fordern ſoll oder nicht.

Wäre die Glogauſche Kammer zuerſt nach Breslau, und dann mit der daſigen Kammer vereinigt nach Oberſchleſien gegangen, ſo glaube ich, es wäre beſſer geweſen.

Jetzt, nachdem ſie den Intendanten unterrichtet hat, braucht er ſie nicht mehr; die Ausſchreibungen der Kriegsbedürfniſſe gehen unmittelbar aus ſeinem Büreau an Land- und Steuerräthe. Ein großer Theil der Landeswohlfahrt liegt nun in dieſer Händen. Wehe dem Lande, wo leider dazu ehemals Dummköpfe oder liederliche intereſſirte Menſchen angeſetzt ſind. Auf dieſen wird dereinſt das Wehe der Gedrückten noch ſchrecklich laſten, und der König möchte nach ſeiner Rückkehr ein eignes Gefängniß für ſie bauen laſſen.

Auf Schweidnitz fand ich die Hand der Verwüſtung ruhen; ein Theil der Außenwerke lag zerſprengt vor meinen Füßen, als ich die Bariere paſſirte. Werke, die eine Meiſterhand aufbaute, und wozu Friedrich Millionen anwies! In der Ferne hörte ich den Donner der auffliegenden Mienen, und mit ein wenig Pulver vernichtete der Feind in Momenten, woran Schleſiens Herrſcher Jahrhunderte bauten.

Von dem dummen und feigen Commandanten, Hrn. von Haak, erzählte mir ein Gaſtwirth in Jauer folgenden ſinnreichen Einfall:

Der Commandant übernachtete bei ihm vor einiger Zeit. Die aufgebrachten Bürger warfen ihm die Fenſter ein; er kam ganz ruhig herunter, und ſagte dem Wirth:

Sie müſſen hier auch viele Feinde in der Stadt haben, man hat Ihnen die Fenſter eingeworfen!

Verzeihen Sie, Herr Commandant, erwiederte der Wirth:

Die Ehre war auf Ihrer Seite!

Schweidnitz war voll von franzöſiſchen Reconvaleszirten und Bleſſirten; viele waren lahm, und gingen auf Krücken. Zweymal des Tags wurden ſie auf dem Markt revidirt; auch auf euch, dachte ich, ruht die Geißel des Kriegs.

Drey Tage wurde die Stadt bombardirt; die Zeichen davon ſieht man noch heute an den Gebäuden.

Ein großer Lerm auf der Straße zieht mich in dieſem Augenblick ans Fenſter; was ſehe ich? Ein am rechten Arm bleſſirter Franzoſe ficht mit einem geſunden Bayer; beide haben Haſelſtöcke ſtatt der Rappiere, und der unbehülfliche Bayer bekommt eine ſolche Menge Prügel, daß alle Soldaten lachen; endlich wirft er den Stock weg, läuft davon, der Franzoſe, den Arm in der Binde, hinter ihm drein. Jetzt fällt der Bayer wie ein Mehlſack der Länge nach in ein Gerinne, und der Franzoſe ſpringt über ihn weg, hilft ihm dann auf und ſeine Kleider reinigen.

Ich gehe ſpazieren. Im Thor begegnet mir ein junger bildſchöner Franzoſe von der Garde; wo er herkommen mochte, weiß ich nicht. Er fragt ſeine Cammeraden nach dem Quartier, man zeigt ihm die Caſerne: mon Dieu, ruft er aus, est ce un Quartier pour la Garde?

Ich kann nicht ſagen, daß ich die Franzoſen liebte, ſie haben mir nichts Gutes erwieſen, und koſten mir einen Theil meines Vermögens, ja vielleicht mein Leben; die Wahrheit iſt mir aber doch zu theuer, als daß ich ſie nicht ſagen ſollte. Die Franzoſen, als Nation, haben ſo manches Vortreffliche, was ſchlechterdings allen andern Nationen abgeht, beſonders dem ſchwerfälligen Deutſchen.

Will man einmal den Menſchen als ein Kunſtprodukt der Natur anſehen, ſo glaube ich, daß der Franzoſe äſtetiſcher geformt wurde, wie der Deutſche.

Die Umriſſe ihres Körpers ſind feiner; ihr Geſicht hat mehr Ausdruck, ihr Auge iſt feuriger, an ihnen iſt alles lebendig, warm und kraftvoll. Sie ſind in ſteter Bewegung, dabey iſt ihr Gemüth zart. Jetzt, durch den Krieg verwildert, ſind ſie doch in ihren Quartieren zu beſänftigen, wenn der Wirth ſie höflich behandelt.

Ein Beyſpiel: Der Guthsbeſitzer Wedely, in Eckwitz im Saganſchen Kreiſe, hatte erfahren, daß die erſten Chaſſeurs, die nach Schleſien kamen, ihre Wirthe ſehr hart behandelten; er wußte, daß ſie nach ſeinem Dorfe im Anzuge waren. Was that er? Er ging ihnen entgegen, und redete ſie mit folgenden Worten an:

Ich hoffe doch, meine Herren, Sie werden mir die Ehre erzeigen, und bey mir frühſtücken? es iſt alles bereit, was Küche und Keller vermag.

Dies war den Herren noch nicht vorgekommen, ſie ſtutzten; dann erwiderten ſie höflich, ſie würden ſeine Bewirthung annehmen.

Wie ſie eintraten, ſchloß Webſky Küche, Keller und Speiſekammer auf, öffnete ſeine Chatoulle und ſprach:

Meine Herren, langen Sie zu, der Soldat muß für ſeine Strapatzen etwas haben. Alles, was mein iſt, ſteht Ihnen zu Dienſten.

Er ließ ein ganzes Fäßchen Wein auf den Tiſch legen, und ſchenkte ihn in Biergläſern ein; er ließ alle ſeine Leute kommen, um die Gäſte zu bedienen.

Voll Erſtaunen über dieſe Behandlung, rührten die Herren nichts an, verbaten alles Geld und Geldes Werth, aßen und tranken mäßig, entfernten ſich, dankten höflichſt mit dem wiederholten Ausruf:

Sacre nom de Dieu, foutre, c'est un honnet Homme!

Das, was allen Nationen in dem Maaße abgeht, wie es dem Franzoſen zu Theil wurde, gehört der ganzen Nation an: die Ehrliebe! Sie exaltirt den Tambour wie den General; ſie iſt der Talismann, womit Napoleon dieſes Volk von einem Pol zum andern treibt. Hunger und Durſt, Blöße und Krankheit, alles muß der Ehre weichen; ſie macht den Franzoſen das Unmögliche möglich; ſie treibt ihn über Felſenſpitzen und zum Sturm der Batterie, wo er den gewiſſen Tod vor Augen ſtehe.

Hätte das Verhängniß nicht Frankreich eine Reihe ſchlechter Regenten gegeben, lange hätten die Franzoſen das kultivirte Europa unterjocht.

Man hat den Franzoſen in Deutſchland vorgeworfen, ſie wären weibiſch, ohne Muth und Ausdauer. Es iſt wahr, ſie waren es vor 60 Jahren unter Broglio, Soubiſe, Clermont und andern; waren ſie aber nicht brav unter Türenne, Condé, Conty, unter dem Marſchall von Sachſen, Villeroi und andern? Warlich, die Deutſchen haben den Franzoſen ſeit der Schlacht bey Roßbach zu viel gethan; ſie rächen jetzt ſchrecklich an den Preußen die Enkel derer, die dort fielen! Was ſchlug denn dort die Franzoſen? nicht die Volksmaſſe, Preußen genannt; nein! das bildet euch nicht ein, ihr die ihr dieſen Namen führt. Das Genie Friedrichs und eines Seidlitz war es, was die Franzoſen ſchlug.

Was die Franzoſen bey Roßbach waren, das thaten ihnen die Preußen bey Auerſtädt und Jena nach. Ich wollte darauf wetten, die Gensdarmes hatten ſo gut ihre Schminkbüchſen, wie damals die Franzoſen, bey ſich.

Man kann es jetzt den franzöſiſchen Officieren nicht nachſagen, daß ſie verweichlicht wären. Die Revolution, die endloſen Kriege haben ſie hart gemacht, und man findet ſelten unter ihnen Elegantes und Petitmaitres.

Ich finde ſelbſt in ihren Uniformen wenig Eleganz und geſchmackvolle Dekoration; darauf verſtanden ſich unſere jungen Militairs beſſer. Mancher würde in ſeinen wattirten Hoſen ſich recht gut, als Apoll an eine Spiegelwand geſtellt, ausgenommen, und hier beſſer

Pracgtanda ſtäſſiet haben, als auf dem Schlachtfelde bey Jena.

Dies iſt bitter, aber wahr! Als Preußen möchte man ſich die Kugel durch den Kopf jagen, wenn man bedenkt, mit welchem Eigendünkel dieſe Paradeurs unter den Officieren in die Campagne gingen, und jetzt kaum mehr geduldet hinter den Mauern in den Städten umherſchleichen, da durch dieſen fluchwürdigen Egoism alles verloren worden iſt.

Napoleon war in ihren Augen vor der Schlacht bey Jena das, was Friedrich vor der Schlacht bey Roßbach den damaligen franzöſiſchen Hauptruppen war: Klein, unbedeutend, vom Glück begünſtigt, Fortunens Schooßkind.

Das Genie iſt in jedem Körper ſich immer gleich, der Schooß, der dieſen gebahr, ſey ein königlicher oder ein andrer geweſen.

Wenn der ſchlichte Verſtand dies begreift, ſo wollen es doch die vornehmen Herren nicht einſehen, und ſie ſelbſt müſſen dem Genie als Inſtrument dienen, freywillig oder nicht, das iſt gleichviel.

Die Geſammtheit Frankreichs, unter der Leitung des Genies, welche unerreichbare Macht muß ſie hervorbringen? Englands geſammelte Reſultate, Früchte des Nationalfleißes, hervorgegangen aus der faſt vollendeten Entwickelung dieſes Staats, ſeine Capitale, ſeine Flotten, ſeine Colonien, ſein Handel, alle dieſe ſich wechſelſeitig haltenden Säulen Brittaniens, ſie werden fallen, der Rieſenkraft Frankreichs weichen, wenn es erſt den kultivirten Antheil des Continents völlig dominirt.

Nichts

Nichts wird England retten. — Nur die Natur allein wirft ſich Frankreichs Macht mit Erfolg entgegen, die Schneegefilde des Nordens ſetzen ſeinen Siegen Grenzen, gleichwie der herziniſche Wald denen der Römer.

Deutſchland iſt auf Jahrhunderte vom Verhängniß zur Knechtſchaft verdammt; in ſeinen Völkern, weniger noch in ihren Herrſchern, iſt weder Wille noch Muth, ihre Kräfte zu vereinigen, ein Volk, eine Nation ausmachen zu wollen. Sie morden ſich unter einander ſelbſt, die Unſinnigen!

Hat Napoleon erſt ſeinen Bau befeſtigt und mit Bollwerken umgeben, wirkt ſein Genie, ſeine Thätigkeit noch 20 Jahr, ſo mag ſein Nachfolger ſeyn wer er will, der Staat wird noch eine lange Zeit hindurch, ſich ſelbſt haltend, auf ſeiner Höhe ſtehen bleiben. Hat doch Preuſſen nach Friedrichs Tode noch 20 Jahr durch ſeinen Nachruhm geblendet und Achtung eingeflößt; ob zwar Friedrich Wilhelm II. Jahre lang mit zerſtörender Hand ſeine Grundpfeiler einriß, und die Erſten der Nation unbegreiflicher Weiſe ihm getreulich darin halfen!

Den elenden Commandanten von Schweidnitz, Schakſpears Falſtaf völlig ähnlich, ſah ich in der Uniform, die er entehrte, auf dem Markte unter den Franzoſen, die ihn zum Beſten hatten. Als Prinz Hieronimus neulich die Veſtungswerke beſah, eilte Herr von Haak (ſo ſagte man mir) das Gefolge in der Reihe der Bedienten zu vermehren, denn weder der Prinz noch ſeine Generale würdigten ihn eines Blicks.

Wo er ſich ſehen läßt, folgt ihm der Fluch der Nation. Er iſt gezwungen, in Schweidnitz wohnen zu bleiben und die Werke zerſtören zu ſehen, die ſeine Erbärmlichkeit vertheidigen ſollte, da keine Stadt ihn aufnehmen will.

Neulich beſuchte er auf dem Lande ein Wirthshaus, und fragte den Wirth mit vielſagender Miene: „Kennen Sie mich?“

„O ja, erwiederte dieſer, Sie ſind ja der geweſene Commandant von Schweidnitz.“

„Ja, antwortete er, ich bin der unglückſelige Mann, ſchützen Sie mich!“

Er glaubte, die Dorfbewohner würden ihn ſteinigen.

Der größte Aberwitz von ſeiner Seite war wohl der: daß er alles, ſelbſt die unſchuldigſten Gartenpartien und Spaziergänge, um die Stadt verwüſtete, als er ſchon zu capituliren im Begriff war.

Ich ſende Dir anliegend die Geſchichte der Belagerung von Schweidnitz; voll von Abſurditäten und Unſinn, toller als er je in Schöppenſtädt ausgeführt wurde!

Bey keiner Gelegenheit zeigt der Judeismus für die menſchliche Geſellſchaft ſich gefährlicher als dann, wenn die großen Plagen der Menſchheit eintreten, wohin ich den Krieg rechne. Dann, wenn jeder rechtliche Staatsbürger in der Geduld und Paſſivität ſich übt, mancher den Kopf und die Gegenwart des Geiſtes verliert, dann tritt der Jude in voller Kraft auf; der Dämon der Geldgier und des Raubes enthuſiasmirt ihn zur Wuth, und er weiß die Verlegenheit ſeiner Mitbürger trefflich zu nutzen. Er, der vor jeder Degenklinge zurückbebt, ſelbſt dem ungeladenen Gewehr zutraut: es könne ihn tödten, überwindet die Todesfurcht durch die Raubgier. Um Geld zu gewinnen, wagt er ſich aufs Schlachtfeld um Leichname und wehrloſe Sterbende zu plündern; er ſcheut den Galgen nicht, und macht den geſchickteſten Spion; er kennt alle Wege und verborgene Schlupfwinkel; er führt darauf Freund und Feind zum Ziele, wer ihn bezahlt. Trefflich nützt er das Requiſitionsſyſtem der Franken zu ſeinem Vortheil; er dringt ſich den Generalen als Commiſſair auf, requirirt auf ihr Conto alles, was nied- und nagelfeſt iſt, und verkauft es nachher, wie ſein Eigenthum. Er ſchließt ſich an die Traineurs, führt ſie zur Plünderung an, und kauft ihnen nachher das Geraubte um ein Geringes ab; er wechſelt alles fremde Geld um eine Kleinigkeit von den Feinden, und ſchmilzt es ein; er verräth das Vaterland, den König, die Armee, ſeine eigene Vaterſtadt und ſeine Mitbürger, wenn es ihm bezahlt wird. Kaum war Schweidnitz über, als ein Heer von Juden hinein ſtrömte; ein jeder verkaufte, was er auf dem Lande und in den offnen Städten à conto der Feinde erpreßt hatte: Materialwaaren, Tücher, Geſchirre, Pferde u. ſ. w. Dem König wird es nach der Rückkehr an Galgen fehlen, um dieſe jüdiſche Brut daran aufhängen zu laſſen.

Ueber
die Belagerung von Schweidnitz *).

Wer eine merkwürdige Ruine ſehen will, muß jetzt nach Schweidnitz kommen. Die Stadt ſelbſt iſt zwar

---

*) Dieſe Darſtellung enthält die Anſicht eines Beobachters ohne militairiſche Kenntniſſe; ſie iſt daher nicht ſo gründlich als diejenige, welche ich Dir vielleicht mit nächſtem ſenden werde, die die Sache aus dem militairiſchen Geſichtspunkte abhandelt, und alſo zuverläſſiger iſt. Die Letztere gewährt aber

noch, was ſie war, bis auf die wenigen Häuſer, die durch das Bombardement beträchtlich gelitten haben; aber ihre Umgebung hat einen ganz andern Charakter angenommen. Wie Adersbachs Felſenpartien ſtehen die kaſemattirt geweſenen und nun geſprengten Forts da; allein die Annäherung ladet eben nicht zum Luſtwandeln unter den Trümmern der Kunſt, wie unter jenen der Natur, ein.

Welche Veränderung in einer ſo kurzen Zeit! Doch man konnte ſie ahnden, wenn man nur mit einiger Aufmerkſamkeit dem Gebähren der Menſchen zuſah, die in der Vertheidigung des hieſigen Platzes die erſten Rollen ſpielen ſollten.

War es nöthig, den Muth der preußiſchen Soldaten wieder zu beleben, der ihnen bey Auerſtädt von unfähigen Anführern verſpielt, und bey Magdeburg und Prenzlow vollends hinwegcapitulirt worden war; hätte man durch ſchleunige und energiſche Anſtalten eine Ausſicht eröffnen müſſen, daß es möglich ſey, dem reißenden Vordringen einer feindlichen Armee Einhalt zu thun: ſo legten es die hieſigen Machthaber ganz darauf an, das Gegentheil zu bewirken.

Lügenhafte und höchſt unwahrſcheinliche Gerüchte wurden von ihnen geglaubt und verbreitet, als ob es officielle Nachrichten geweſen wären.

Ihre Einleitung zu dem angekündigten Trauerſpiele: Die Belagerung von Schweidnitz betitelt, war und bleibt einzig in ihrer Art.

auch das Reſultat: Daß Schweidnitz ſich halten konnte und ſeine Vertheidiger den Kopf verloren hatten.

Ohngefähr einige Wochen nach der Schlacht bey Auerſtädt hieß es: Der Feind rückt an, und iſt ſchon die Grenze bey Greiffenberg paſſirt. Einige wollten ſogar die Vorpoſten ſchon in Striegau, zwey Meilen von hier, oder noch näher in Freyburg an der Gebirgsſtraße wiſſen. Man ſchloß an einem Sonntage Morgens nach 9 Uhr alle Barieren und innern Thore bis auf ein einziges.

Alles war in einer unglaublichen Bewegung *), und ein paniſches Schrecken durchkreuzte die Stadt.

Man räumte das Zeughaus aus, und belud einige zwanzig Wagen mit 5500 Musqueten, um ſie unter Bedeckung nach Breslau abführen zu laſſen.

Die Frauen des Generalmajors von Lindener und des Obriſtlieutenants und Commandanteus von Haak, mit Töchtern und Enkelkindern, wurden ſchleunigſt aufgepackt und dem Leichenzuge vorausgeſchickt.

Dieſem Akte folgte ein zweiter in dem Hauſe des ebengenannten Generals von Lindener, Brigadiers ſämmtlicher ſchleſiſchen Feſtungen. In einer Anwandelung von Wehmuth (einer frappanten Erſcheinung bey einem Manne, der etwas darin ſucht, natürliche Gefühle

---

*) In dieſer Zeit kam ich von Berlin über Croſſen; ich war den 21. October von da weggereiſt, und traf den 25ſten oder 26ſten in Schweidnitz ein. Ich fand nur ein Thor offen. Hier traf ich eine Menge Bürger; ängſtlich fragten ſie mich: wo ich die Franzoſen verlaſſen hätte? Ich antwortete ihnen: In dieſem Augenblick könnten ſie in Berlin, und von Dresden auf dem Marſch nach Schleſien ſeyn. Ein Bürger ſchrie aus der Menge:

Da ſeht ihrs! Habe ichs nicht immer geſagt, daß unſer Commandant das Herz in den Hoſen hat?

Note des Herausgebers.

zu verleugnen, und ſie ſeinem Egoism zu opfern), ließ er den Kriegs- und Steuerrath Müller und den Juſtizrath und Stadtdirector Schnieber rufen, um ihnen das Wohl der Stadt ans Herz zu legen.

„Was haben Sie," war ſein Empfang, „unter ſo „kritiſchen Umſtänden für die gute Bürgerſchaft gethan? „Ich liebe ſie, und glaube mich von ihr wieder geliebt; „es ſollte mir wehe thun, wenn ſie leiden müßte, was „durch zweckdienliche Maaßregeln von ihr abgewendet „werden könnte *)."

Schnieber ſtutzt, eine ſolche Sprache von ihm zu hören, der anerkannt als ein Plagegeiſt gefürchtet wird, da, wo er hauſt; der ſo eben, witzelnd, wie gewöhnlich, den grauſamen Befehl gegeben, und augenblicklich hatte vollziehen laſſen, die ſchönen Pappelalleen um die Stadt, die herrlichen Obſtbäume im Geſellſchaftsgarten und den angrenzenden Beſitzungen niederzuhauen; zu einer Zeit, wo er zum Chef der Feſtungsartillerie, dem Hauptmanne Bach, zu ſagen wagte: „Ihr werdet „doch nicht Narren ſeyn, und euch vertheidigen wollen!!!"

Indeß erwiedert der biedre und hellſehende Schnieber: daß von Magiſtrats wegen alles geſchehen ſey, was für die Bewohner einer Stadt, die ſich im Belagerungsſtande befände, nöthig erachtet worden, d. h. man habe für ihre Verproviantirung geſorgt. „Weiter nichts?" fällt ihm Lindener in's Wort; „da habt ihr was Rechts gethan. Ihr müßt ohne Verzug eine Deputation an den General en Chef der feindlichen Armee abſchicken, und

---

*) Die Bürgerſchaft haßte dieſen deſpotiſirenden Narren von ganzem Herzen.

um ihn nicht zu verfehlen, euch theilen, ihn in Landshut und Jauer erwarten; ihr müßt Trompeter mitnehmen, die euch durch die Avantgarde hindurchblaſen, und eure Abſicht verkündigen.“

Dieſer Rath ſchien einer Düperie ähnlich zu ſeyn, wie ein Ey dem andern; aber heute war er die Ausgeburt einer Stimmung, die ſo viele Herren in preußiſchen Generalsuniformen ergriffen zu haben ſcheint, und worin General von Lindener, der das Uebertreffen liebt, ſeine Kollegen noch hinter ſich zurücklaſſen wollte.

Der Steuerrath Müller, dem das Verhältniß eines Regimentsquartiermeiſters zu einem General noch zu ſehr in den Gliedern ſteckte, zeigte ſich als bereitwilligen Vollzieher der projectirten Polkwitziade, eilte aufs Rathhaus in’s verſammelte Magiſtratscollegium, und forderte Freywillige, da dieſe aber nicht zu haben waren, durch das Loos Beſtimmte auf, die doppelte Miſſion zu formiren.

Schnieber verwahrte ſich gegen die perſönliche Theilnahme, und überließ die Ehre der Ausführung dem Herrn Steuerrathe und dem Polizeydirector von Steinwehr, nebſt zwey zugeſellten Rathmännern *).

Ein guter Genius, der das Schnieberſche Gefühl des Schicklichen lebhafter aufregte, hat indeß geſiegt, und die Sache iſt unterblieben.

Monate gingen vorüber, und wir ſahen keine feindlichen Truppen. Man benutzte die gegebne Friſt, und armirte die Außenwerke; man zog junge Mannſchaft ein, und ſchuf daraus ein mit Spießen bewaffnetes Corps

---

*) Die zu Steuerräthen erhobenen Regimentsquartiermeiſters machen öfter ſolche Abderitenſtreiche.

Landmiliz (denn die Gewehre waren ja früh genug fortgeſchafft worden, das aber nur die Stelle der Pack-Eſel vertreten, und keinen Feind zu ſpießen Gelegenheit gehabt hat.

Faſt hätten ſich viele überreden laſſen, daß es mit der Vertheidigung ernſtlich gemeint ſey.

Der Commandant von Haak ließ Vorräthe aller Art in Menge herbeyſchaffen. Die Magazine waren mit Korn, Weitzen, Mehl, Gemüſe, Butter, Kartoffeln und ſauern Kohl, die Remiſen mit Holz, Kohlen und Fourage gefüllt. Ochſen, Kühe und Schweine ſtanden parat, ihre Leichname in den Pökel für die Beſatzung, und ihre Zungen und Köpfe in die Küchen des Gouvernements abzuliefern.

Aber dazwiſchen ſorgte man wieder für Antiſpasmodika.

In beliebter Manier fuhr man fort die Garniſon zu behandeln, Unzufriedenheit zu veranlaſſen, und keine vernünftigen Maaßregeln gegen Deſertion zu treffen.

Der Magiſtrat, gewohnt eher zu viel als zu wenig in Unterthänigkeit gegen das Gouvernement zu thun, mußte ſich auf eine, das Gefühl empörende Art behandelt ſehen.

Herr von Haak, deſſen ſoldatiſches Symbolum iſt: „rein ausprügeln!“ blieb ihm in allen Beziehungen treu. An den König melden, auf die Feſtung ſchicken, auf die Wache ſetzen laſſen, begleitete jedes ſeiner Schreiben an den Rath, oder jede ſeiner Rückſprachen mit einzelnen Mitgliedern deſſelben.

Was war natürlicher, als daß Männer von Ehre, die ſonſt geneigt geweſen wären, aus Anhänglichkeit an den König und das Vaterland, die größten Opfer zu bringen, aus Armuth anfingen, in die Wünſche der Kleinlichdenkenden mit einzuſtimmen. Sie würden verdienen, von allen rechtlichen Leuten bedauert zu werden, wenn ſie nicht zu erbärmlichen Schmeicheleyen ihre Zuflucht genommen hätten, wo ſie laut über Anmaßung, Inſolenz und Deſpotiſm ſchreien, oder ihren Aerger bis zu ſeiner Zeit in ſich verſchlieſſen mußten.

Man überzeuge ſich aus beygefügtem Proklama, womit ein ganzes Collegium ſeine Schüchternheit beurkundete, und vernünftige Verordnungen in eine Dampfwolke von widerlich-riechenden Weihrauch hüllte:

Freunde und Mitbürger! *)

Auch Wir ſind nicht außer Gefahr. Nach dem Beyſpiel der Hauptſtadt, halten Wir es für Pflicht, Uns und Euch hierauf näher vorzubereiten. Im Vertrauen

---

*) Sollte man es wohl glauben, daß ein aus zwölf Mitgliedern beſtehendes Magiſtratscollegium in einer der erſten Veſte des Landes ſo ſehr den geſunden Menſchenverſtand verleugnen, und eine ſo elende Jeremiade, der Bürgerſchaft zum beſten, geben konnte? Einer Bürgerſchaft, die zu allen guten Dienſten und zur Vertheidigung der Stadt ſelbſt geneigt war? Sollte man es glauben: daß das Gouvernement die Publikation zuließ? Und doch iſt es ſo! Zur Schande des Magiſtrats von Schweidnitz möge dies Publikandum in der Chronik der Stadt noch in künftigen Jahrhunderten prangen! Man ſpricht vom falſchen Patriotismus in dieſem Paſquil auf die Rechtlichkeit. Ach, ihr Elenden, die ihr dieſes Klaglied ſchriebt, ihr habt wohl nie etwas vom Patriotismus gefühlt! Wie ganz anders nahmen ſich die Franzoſen bey dem Angriff der Preußen im Jahr 1792 in der Champagne!

Der Convent dekretirte die Republik, als der Feind der Hauptſtadt nahe war, die Nation erhob ſich in Maſſe, und in der Hütte, ſo wie im Pallaſt, erſcholl nur ein Ruf:

Zu den Waffen!

auf Gott ſehn Wir ihr ſtandhaft entgegen. Thut dieſes auch! Ohne ſeine Zulaſſung wird uns kein Haar auf dem Haupte gekrümmt. Gefahren und Schrecken kann er wie das Gewölk am Himmel zerſtreuen. Blickt in die Natur — noch geht die Sonne, wie ſeit Jahrtauſenden, auf und unter, und der Mond erleuchtet die Nächte wie ſonſt. Iſt auch die Erde mit Blut bedeckt; der Weltbau ſteht unerſchüttert. Er, deſſen Hand ihn hält, wird uns auch erhalten. Frohen Muthes können wir nicht, aber guten Muthes wollen wir ſeyn. Dringt der Feind in unſere Mauern, ſo wollen wir ihn durch friedliches und vorſichtiges Benehmen zu beſänftigen ſuchen. Wir wollen ſeine Bedürfniſſe befriedigen, ſo weit unſere Kräfte hinreichen, und er wird uns ſelbſt, als gute, ihre Grenzen und ihre Beſtimmung nicht verkennende,

---

Man kann annehmen, daß die unleugbar hohe Cultur (die in Preußen ſich den erſten Ständen mitgetheilt hatte), zugleich eine große Weichlichkeit mit ſich führte, und daß die rohere Maſſe im Volke wieder empor kommen muß, um durch ihre energiſchen Schläge die Nationalität zu retten, ſo wie es in Frankreich auch der Fall war, nachdem die ſogenannten Stützen des Throns, die Prinzen und der Adel, ſich ſelbſt exilirt hatten.

Der preußiſche Staat iſt wie der Finger, von dem der Nagel durch eine Entzündung ſich abſchält; er iſt verdorben, in Fäulniß übergegangen, und der junge Nagel treibt den alten wie ein Keil ab.

Unſere Prinzen und unſer Adel, (einige Ausnahmen abgerechnet) möchten ſie doch, wie der franzöſiſche, ſich exiliren. Freylich ohne Entzündung wird es nicht geſchehen, die neue aus der Gährung hervorgegangene Welt wird aber in ihrer vollen Jugendkraft aufblühen.

Bürger und Einwohner ehren. Es wäre Zerrüttung des Verſtandes, oder Verrätherey gegen ſeine Mitbürger und gegen ſich ſelbſt, wenn jemand unter uns ſich könnte einfallen laſſen, ſich aus falſchem Patriotismus dem Feinde auf irgend eine Weiſe widerſetzen zu wollen. Das ſicherſte Mittel, unſer Eigenthum, Leben und Geſundheit zu ſchützen, haben wir in unſern Händen. Es iſt unſere eigene Wachſamkeit, über Ruhe und Ordnung, Entfernung alles Verdachts pflichtwidriger Einmiſchung in Gegenwehr und Vertheidigungsanſtalten, welche, ohne Landesherrlichen Befehl, nie die Sache des Bürgers, ſondern ausſchließend des Soldatenſtandes ſind, und möglichſt thätige Mitwirkung bey entſtehender Feuersgefahr. Zur Erreichung dieſer Zwecke finden wir nothwendig, folgendes hierdurch zu verordnen:

1) Die, zur Aufrechthaltung der Ruhe und öffentlichen Sicherheit, auf dem Rathhauſe und in allen vier Vierteln der Stadt, anzuordnende Bürgerwache, muß eben ſo reſpektirt werden, als es gegen Militairwachen Pflicht iſt.

2) Sobald der Generalmarſch von Seiten der Garniſon geſchlagen wird, muß ſich jedermann ſtill und ruhig in ſeinem Hauſe halten. Wer ſich ohne wichtige Urſache auf der Straße treffen läßt, wird arretirt und beſtraft.

3) Wird in der Nacht Allarm geſchlagen, ſo müſſen, wenn die Straßenlaternen auch brennen, dennoch in alle, nach den Straßen gehende Fenſter, Lichter geſetzt werden.

4) Bricht Feuer aus, ſo muß ein jeder, mit verdoppeltem Eifer, nach ſeiner, ihm bekannten beſondern Beſtimmung, zum Löſchen und zur Rettung herbeyeilen. Eben dieſes iſt die fürchterlichſte Gefahr, welche uns droht, und um deren Abwendung wir Urſache haben, Gott am meiſten zu bitten.

5) Alles Schießgewehr, es ſey von welcher Art es auch wolle, Piſtolen mit einbegriffen, wird binnen 24 Stunden, von der Inſinuation der gegenwärtigen Verordnung gerechnet, auf das Rathhaus abgeliefert. Dort wird es mit dem Namen des Eigenthümers bezeichnet; und damit, nach wiederhergeſtellter Ruhe, ein jeder das Seine um ſo leichter wieder heraus finden könne, in Packete, nach dem Alphabeth, zuſammengebunden. Nach Ablauf dieſer 24ſtündigen Zeitfriſt wird Haus für Haus nachgeforſcht werden, ob dieſer nothwendige Befehl auch befolgt ſey. Wer ſich hierunter einer Verheimlichung ſchuldig gemacht hat, wird bey dem ſich zugezogenen Verdacht als ein Feind der öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt beſtraft.

Freunde und Mitbürger! Wir haben das vollkommenſte Zutrauen zu Euch, daß Ihr Unſere Anordnungen willig befolgen werdet. Reicht Uns zur Aufrechthaltung der Wohlfahrt der Stadt, durch Ruhe und Ordnung die Hand. Rechnet auf Unſere Liebe und Treue gegen Euch. Unſere Thätigkeit wird Euch nicht unbemerkt geblieben ſeyn. Sie iſt Unſere Pflicht. Wir werden willig und gern alle Gefahren, alle Noth mit Euch theilen. Schweidnitz hat ſchon ähnliche noch unglücklichere Tage erlebt, als wir jetzt, mit Gottes Hülfe, vielleicht Urſache haben zu fürchten. Wir haben das Glück, einen eben ſo menſchenfreundlichen, als wachſamen und tapfern Commandanten zu unſerem Beſchützer zu haben. Er wird unſere Wohlfahrt über der Ausübung ſeiner wichtigen Pflicht nicht vergeſſen. Habt Vertrauen auf ihn; vor allem aber vertrauet auf Gott, deſſen gnädiger Obhut wir Euch mit theilnehmenden Herzen empfehlen.

Schweidnitz den 10ten November 1806.

Directores, Burgermeiſter und Rath.

Schnieber, v. Steinwehr, v. Gerskow, Berger, Neumann, Heinrici, Langer, Leo, Kallinich, Lienig, Scholz, Böhm.

Die Feſtung war endlich völlig montirt, und die Beſatzung durch täglich ankommende Selbſtranzionirte, durch Einberufung der Revierjäger und Bergknappen, ſo wie, nach dem mißlungnen Entſatz von Breslau, durch das zweyte Bataillon v. Kroph, bis auf 5000 Mann, worunter 300 berittene Kavalleriſten waren, verſtärkt worden. Zweyhundert und funfzig Feuerſchlünde, Kanonen, Bomben und Haubitzenmörſer, bedeckten die Wälle.

Der Generalgouverneur von Schleſien, Fürſt von Anhalt-Pleß, ernannte bey ſeiner Anweſenheit in Schweidnitz den Mineurmajor v. Homboldt zum Vice-Commandanten, avancirte einige Feldwebel und Feuerwerker zu Lieutenants und creirte den Juſtizrath Steinbeck zum Intendanten bey der beſchloßnen Anwendung eines in den preußiſchen Staaten bisher unbekannten Requiſitionsſyſtems *). Die Miſſionen des letztern in die Gebirgsſtädte waren vom beſten Erfolge. Er trieb eine Menge Flinten, Büchſen, Säbel, Hirſchfänger, Gelder, Tuch ꝛc. herbey, und vergaß ſogar ſeine Reſtaurationsartikel nicht, z. B. Champagner, Ungariſcher Wein, Arak ꝛc. Man fühlte ſich guten Muths, zuweilen begeiſtert, und harrte getroſt der Dinge, die da kommen ſollten.

Sie kamen, denn Breslau ging über, und gleich darauf rückten Würtembergſche Jäger, leichte Infanterie und Chevaux legers gegen Schweidnitz vor.

An einem Sonnabend, um die Mittagszeit, ſah man die Höhen des naheliegenden Dorfes Weizenrodau mit jener Avantgarde bedeckt, und hörte ihre Anmeldung aus einer Kanone, die in dem ſich herabziehenden Hohlwege aufgefahren war. Es wurde vom Fort Nr. 1 und der Galgenfleſche gebührend geantwortet, und der andringende Feind in gehöriger Ferne gehalten; doch konnte oder wußte man nicht zu verhindern, daß nicht ſeitwärts kleine Commandos von Jägern näher geſchlichen, und bis ins Mayſche Vorwerk und in das, an die Vorſtadt ſich anſchließende, Dorf Kletſchkau, vorgedrungen wären.

Unzählige Büchſenſchüſſe fielen hier gegenſeitig, aber nur ein einziger preußiſcher Artilleriſt hatte das Unglück, tödtlich verwundet zu werden, indeß der Feind, wie man deutlich ſehen konnte, mehrere Verwundete und Todte vom Platze fahren ließ.

---

*) Mein Correſpondent ſcheint dies zu tadeln. Es wäre aber beſſer geweſen, früher das Requiſitionsſyſtem anzunehmen; dann richtete man mehr aus, und die Feinde fanden ein leeres Feld.

Der franzöſiſche Diviſionsgeneral **Vandamme** nahm, als General en Chef, das Hauptquartier in der Probſtey Würben, eine kleine Meile von der Stadt, und der unter ihm commandirende Cavallerie-General **Montbrün** das ſeinige in Pilzen, eine ſtarke halbe Meile von Schweidnitz entfernt.

Der Feind amüſirte ſich täglich in den umliegenden nahen Dörfen mit unſern Patrouillen und allarmirte unaufhörlich die Garniſon.

Die beyden preußiſchen Commandanten v. **Haak** und **Homboldt** faßten den unbegreiflichen Entſchluß, zunächſt das Mayſche Vorwerk, und die in demſelben liegende Mühle, in Brand zu ſtecken. In einer Stunde hatte die Flamme die trocknen Schindel- und Schobendächer verzehrt, und nur die Mauern der Wohnhäuſer ragten noch über die hohen Schutthaufen hervor.

Es mußte dieſen Herren gefallen, mehrere ſo koſtbare Erleuchtungen zu geben, denn ſie ruhten nicht eher, als bis ſie auch die übrigen entfernten Mühlen und Walken, ja endlich das ganze ſchöne Dorf Kletſchkau, zuſammen 49 Beſitzungen und Häuſer, nehmlich 4 Vorwerke, wovon 3 den Werth von 20000 Thlr. überſteigen, 4 Bauergüther, 21 Gärtnerſtellen, 5 Mühlen und 14 einzelne Häuſer, nebſt einem großen Vorrathe von Getraide, Stroh, Heu, Holz und Wirthſchaftsutenſilien, durch Pechkränze und gedungne Wagehälſe angezündet und in Aſche verwandelt hatten. Die Totalſumme, die dieſer heroiſche Coup koſtet, beträgt weit über 100,000 Thlr. Mehr, denn noch einmal ſo viel, wird erforderlich ſeyn, bey den hohen Preiſen aller Baumaterialien, alle jene Gebäude neu wieder aufzuführen.

Es iſt nur eine Stimme, daß der Major v. Homboldt der Anſtifter dieſer unerhörten Verwüſtung ſey, und daß ihn vorzüglich der Fluch der Unglücklichgewordenen und ewige Schande treffen müſſe. Der Commandant v. Haake ſoll ſich wenigſtens ſchwer entſchloſſen haben, den Brandvorſchlag des Mineurmajors in Ausführung zu bringen, aber er mußte nachgeben: denn hätte Homboldt, wie er drohte, ſeine Mitcommandantur niedergelegt, und ſich in ſeine Souterrains zurückgezogen, wer weiß, ob er dort nicht mit Exploſionen, wie hier mit Gehöften- und Häuſerbränden geſpielt haben würde. Er iſt einer der erſten Weichlinge in der Welt, liebt das Brillante, hat eine feine Zunge und Schulden in Menge; folglich konnte man ihn nicht entbehren; er eignete ſich zu ſehr zum Commandanten, wie ſie jetzt ſind — die Braven in Koſel, Neiſſe und Glatz ausgenommen *).

Die feindliche Armee errichtete nun ihre Büreaus an allen Straſſen, und kündigte damit den Uebergang der Blokade zur wirklichen Belagerung an. Man ſtörte die Thätigen aus der Feſtung nicht, verbot vielmehr, bey 30 Prügeln, auf ſie zu ſchießen.

Unſere Commandanten verſtanden nicht, ihre Mannſchaft zu gebrauchen, wohl aber die unſichern Leute, worunter ein großer Theil der leichten Füſiliers, als geborne Pohlen, gehörte, ſo zu poſtiren, daß ihnen die Deſertion nicht ſchwer fallen konnte. Reichlich und gut war indeß die Verpflegung an Fleiſch, Gemüſe, Bier und Brandtewein

---

*) Was dies Abbrennen anlangt, ſo mochte es militairiſch zweckmäßig und recht ſeyn; aber dann mußte man nicht kurz darauf capituliren.

wein für die Unterofficiers und Gemeinen, auch genügend der Franzwein für die Subalternen. Die Honoratioren und Bürger, ob ſie gleich ſchon 1500 Thlr. zu Mänteln für die Armee zuſammen getragen hatten, die der Magiſtrat an die Breslauſche Kriegs- und Domainenkammer, und, wie man ſagt, auf des Commandanten v. Haak's Geheiß, abſchickte, da ſchon vorauszuſehen war, daß die geſchlagnen und zerſtreuten Preußen nun keine Mäntel davon kriegen würden, ließen ſich doch immer wieder bereitwillig finden, freywillige Beyträge zu geben, um in der ſtrengen Kälte den Wachen warme Suppen abreichen zu laſſen. Zweymal wurde in dieſer Rückſicht geſammelt, aber das Erſtemal hat wenigſtens kein Soldat einen Löffel voll erhalten. Auch Mäntel, Ueberröcke, ſogar zwey Wildſchuren und viele Decken wurden, theils neu, theils alt, von den bemittelten Bewohnern der Garniſon geſchenkt; aber nicht alle erhielten das ihnen Zugedachte, und die armen, bloßen Teufel mußten fortfrieren. Die eine Wildſchur hatte ſich ein Capitain zugeeignet, und von der andern iſt nichts weiter kund geworden!!! *)

Nur einige Staabsofficiere und Subalternen hatten auf Achtung und Anhänglichkeit bey ihren Untergebenen zu rechnen, alle andern wurden als Schwachköpfe verachtet, oder als ſchmutzige Preller und als prügelluſtige Poltrons gehaßt.

---

*) Man muß den Bürgern ſowohl hier, wie in andern Städten, laſſen, daß ſie wahrhaft patriotiſch dachten. Der Adel, die Staabs- und ein Theil der Subalternofficiers, ein großer Theil des Civils und der Magiſträte, waren es, die das Vaterland verließen, verriethen und verkauften. So war es auch in Schleſien unter einigen Ausnahmen.

Die feindlichen Trencheen waren eröffnet, und zwar in einer Entfernung von 1600 und höchſtens die weitern von 1800 Schritten, auf den Feldern von Schönbrun und Säbiſchdorf; aber, nach der Verſicherung unſrer kunſtverſtändigen Herren, ganz vergeblich. Nicht die äußern Werke, geſchweige denn die Stadt, ſagten ſie, ſind zu erreichen.

Dienſtags den 3ten Februar, um 11 Uhr Vormittags, fing die Kanonade aus den feindlichen Batterien an, und lieferte ſogleich einen augenſcheinlichen Beweis von der Stupidität und Ignoranz der Vertheidiger unſrer Veſtung; denn ſchon die erſten Kugeln fielen mitten in die Stadt, und richteten bedeutenden Schaden an.

Als einen ganz gemeinen Menſchen, ohne alle Kultur, kannte man den Kapitain Bach, Chef der Veſtungsartillerie vorher, doch verſprach man ſich in der Praxin etwas von ihm; allein er iſt zu nichts tauglich, als einen pohlniſchen Schlachtſchützen zu agiren und reif für Betlam.

Nicht durch ihn, ſondern für ſich, arbeiteten unſre Artilleriſten mit Anſtrengung, Geſchicklichkeit und glücklichem Erfolge *).

Die Feinde beſchädigten kaum einige Ziegeln und Palliſaden der Forts, ſondern blos die Häuſer der obern Stadt, hingegen litten ihre Aufwürfe, Geſchütze und Leute von den unſrigen deſto mehr. Drey Tage und

---

*) Man muß es überhaupt den preußiſchen Artilleriſten nachſagen, daß ſie durchaus allenthalben ihre Schuldigkeit thaten; ſie, die unter den übrigen Truppen ſtets die verachteteſten waren. Warum ein Artilleriſt nicht immer ausſchließend Commandant der Veſtungen bey uns iſt, das enträthſele, wer da kann.

Nächte dauerte der fürchterlichſte Donner der Kanonen und Mörſer von Innen und Außen, nach kurzen Pauſen gegen 10 Uhr Morgens und 5 Uhr Abends, fort. Der ſchrecklichſte Abend war der des Donnerſtags, wo alle Vorwerke an der Köppen-Barriere brannten. Freytags früh gegen 10 Uhr ſchwieg auf einmal das Geſchütz. Parlementairs kamen und gingen und fanden endlich williges Gehör. Der Prinz von Hohenzollern, Aide de camp Sr. Kaiſerl. Hoheit des Prinzen Jerome, trug auf Uebergabe der Veſtung an und zwar: weil die Ruſſen von der großen Armee geſchlagen und die Reſte der Preußen aufgerieben wären!

Man conferirte, und das Reſultat war — eine Capitulation à la Magdeburg. Warum nicht? Der König von Preußen hatte ſich in ſeiner Ortelsburger Proclamation zwar ſehr ernſtlich gegen die Herren Commandanten erklärt, die ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten, und nicht thun würden, und in zwey Cabinetsſchreiben den v. Haak verpflichtet, mit ſeinem John-Bulls-Kopfe für die Erhaltung der ihm anvertrauten Veſtung zu haften; aber dieſer drohende König ſollte ja nicht mehr ſeyn, und Sr. Kaiſerl. Hoheit Prinz Jerome verſprachen dagegen alles zu thun, „was einem ſo braven Vertheidiger und „deſſen Familie konveniren möchte!„ Atque ergo!

Doch kein Mensch, ohne höhern Auftrag, iſt befugt, über den Commandanten von Haak abzuſprechen; es ſey alſo dahingeſtellt! aber über ſein Privatleben kann man ſich füglich äußern, und das iſt eines Mannes von Ehre und feinem Gefühl nicht würdig. Unter Commiſſären und Juden, von rechtlichen Leuten nicht beachtet, in Hazardſpielen Friedrichsd'or zu vergeuden, die vielleicht noch theuer zu verzinſen ſeyn möchten, und bey einer feyerlichen Gelegenheit unter Troßbuben nachzureiten, um die koſtbaren Werke Friedrichs des Großen ſprengen zu ſehen, macht einen Mann, wie dieſem Haak, zu einem Gegenſtande allgemeiner Verachtung.

Es waren ängſtliche Tage, wo eine Todtenſtille herrſchte, bis die Würtembergiſchen Truppen einmarſchirten. Den 16ten Februar ſtreckte unſre Garniſon das Gewehr, von der aber der gröſſte Theil während des achttägigen Waffenſtillſtandes ſich eklipſirt hatte. Die Einwohner zitterten; denn das Gerücht hatte ſchreckliche Dinge von den Würtembergiſchen Jägern und Chevaux legers herbeygeführt, und manche beſtätigten ſich. So hatte z. B. ein Trupp, auf einem Zuge in die Strehlenſche Gegend, den zweyten Prediger in Grosburg, Namens Elbing, unerhört gemißhandelt, und ihn in der Raſerey zu Tode geſpornt, weil er nicht ſo viel zu geben vermochte, als man forderte. O tempora, o mores! *)

Weniger, aber empfindlich genug, hatte der Scholtiſeybeſitzer Roſemann in Strehlitz, ſo mancher Beamte in der ganzen Gegend, und der Paſtor Werner in Reichenau, ſo wie der Paſtor Anſchütz in Peterwitz, gelitten; der letztere iſt an den Folgen bereits jenem Märtyrer ins Grab gefolgt.

Der jetzige franzöſiſche Commandat Leroux erwirbt ſich allgemeine Verehrung, weil er nicht nur ſtrenge Gerechtigkeit gegen Verbrecher übt, ſondern auch ſeine Menſchenfreundlichkeit durch Milderung der drückenden Laſten, die der Krieg unausbleiblich mit ſich führt, an den Tag legt.

---

*) Dieſe Exceſſe werden einzeln von allen Truppen begangen

Die an die Stelle der Würtemberger und Bayern getretene Beſatzung von einigen hundert Mann Franzoſen iſt ſo konduiſirt, wie man es überall zu rühmen wußte.

So iſt denn nun das Schickſal einer der wichtigſten Veſtungen entſchieden; denn ſchwerlich möchte ſie je aus ihren Trümmern wieder hervorgehen! Manche wollen der Stadt Glück wünſchen, daß durch die Demolirung der Fortifikation ſie von Belagerung entbunden worden, der jeder veſte Platz unterworfen iſt, und ſehen im Geiſte ihren vernichteten Wohlſtand herrlicher, als in der Vorzeit, aus einem erweiterten Commerz und freyerm Betriebe aller Gewerbe wieder hervorgehen; aber dann müßten auch Männer von Kraft, Redlichkeit und Ehre dem gemeinen Weſen vorſtehen. Jetzt ſind es zum Theil Schwächlinge, Charakterloſe und Eigennützige, die näher zu ſchildern, aufgeſchoben bleibt, bis man ſie nicht nur der Publicität, ſondern auch ihren Richtern übergeben wird. Departementsräthe und Kalkulatoren können dann hoffentlich nicht länger den Unſinn, die Verſchwendung und den Betrug mit geſchenkten Mänteln decken! Kaſernen, Kohlenremiſen und Bauhof hören dann gewiß auf, der willkührlichen Dispoſition überlaſſen zu ſeyn; jetzt werden ſelbſt die Feuerbrände und Mauer- und Dachziegeln eines öffentlichen Gebäudes aus der Belagerung zur Wiederherſtellung von Privatgebäuden verwendet; ſo heißt es:

Exempla sunt odiosa!

Dreyzehnter Brief.

Prag.

Ich ſende Dir anliegend die militairiſche Beſchreibung von der Eroberung von Schweidnitz. Du wirſt Dich vielleicht wundern, daß ich dieſen Gegenſtand ſo erſchöpfe, dann kennſt du aber die Wichtigkeit dieſes Orts nicht: Ließ einmal Friedrichs hinterlaſſene Werke nach, ſo wirſt Du Dich überzeugen, welchen Werth der große König auf dieſe Veſte legte. Er ließ nach dem ſiebenjährigen Kriege dreyzehn Jahre an den Außenwerken und Mienen bauen, jene caſemattiren und in Communication ſetzen. Als die franzöſiſchen Ingenieure dieſe Werke ſahen, erſtaunten ſie, und äußerten: außer Luxemburg habe Frankreich keine ſolche Feſtung aufzuweiſen.

Schweidnitz deckt das ganze ſchleſiſche Gebirge und Oberſchleſien, es iſt der Schlüſſel zu der Provinz; die jetzt noch übrigen feſten Plätze ſind nur als Grenzveſten gegen Oeſtreich wichtig.

Dieſen ſo wichtigen Platz ließ man in den ungeſchickten Händen eines Commandanten, wie Haak, deſſen Geſicht beym erſten Blick die unbegrenzteſte Dummheit rein ausſpricht, die in ſeinem dicken Kopfe thront. Man ſetzte ihm einen Roué zur Seite, der nichts von Defenſion verſtand, und der Chef der Artillerie war vielleicht der ungeſchickteſte in der ganzen Armee.

Die Cabinetsordres, die der Beſchreibung beygefügt ſind, beweiſen es hinlänglich, daß der König wohl den Werth von Schweidnitz kannte. Diejenigen, welche es vertheidigen ſollten, mußten ihm aber wohl unbekannt ſeyn, ſonſt hätte er ſie gewiß entfernt.

Der Bericht an den König, der die Beweggründe zur Uebergabe enthält, iſt unwahr, denn der Hauptgrund, der von der zerſtörten Artillerie hergenommen iſt, iſt erlogen. Die Werke, das Geſchütz, die Munition, der Proviant waren hinreichend zu einer Belagerung von vier Monaten.

Freylich wäre die Stadt darauf gegangen, der Ruin derſelben konnte aber nie für den Commendanten ein Beweggrund zur Uebergabe ſeyn; für die Einwohner war Platz in den Kellern, Gewölben und Caſematten.

Für den . . . L**** ſollte der König auf der höchſten Spitze der Bergveſtung Glatz, neben dem heiligen Johannes, einen eignen Galgen bauen, und ihn, zum Beyſpiel für andere, daran aufknüpfen laſſen.

Die
Belagerung und Uebergabe von Schweidnitz
von einem militairiſchen Beobachter.

Suum cuique!

Die Veſtung Schweidnitz hat ſeit dem ſiebenjährigen Kriege eine Menge neuer Vertheidigungswerke erhalten, und die alten ſind theils caſemattirt, theils auf andere Art verbeſſert worden, ſo daß ſie wie eine Veſtung vom erſten Range angeſehen werden konnte. Dennoch ergab ſie ſich nach einer fünfwöchentlichen Blocade und einem dreytägigen Bombardement. Ungleich ſchlechter konditionirt, ohne Communicationen zwiſchen den Werken der zweyten Enceinte hielt ſich dieſe Veſtung im ſiebenjährigen Kriege neun Wochen; es verlohnt ſich alſo wohl der Mühe zu unterſuchen, worin der Grund dieſer ſchnellen Uebergabe liegt, und die gemachten Fehler bey der Vertheidigung aus einander zu ſetzen.

Die Schlacht bey Jena war ſchon geliefert, als die ſchleſiſchen Veſtungen die Ordre zur Armirung erhielten *). Die größte Wahrſcheinlichkeit war vorhanden, daß ein Theil der franzöſiſchen Armee in Schleſien einrücken würde, um es zu erobern. Es mußten alſo die ſchleunigſten Maaßregeln ergriffen werden, um wenigſtens zu verhindern, daß der Feind nicht ohne den allergeringſten Widerſtand in die veſten Plätze einrücken konnte. In Schweidnitz wurden daher ohne allen Anſtand die Flechen und Hangards, welche die erſte Enceinte formiren, armirt, und man wollte eben mit dieſer Arbeit zur zweyten Enceinte vorſchreiten, als der Ingenieurgeneral von Lindener auf den unglücklichen Gedanken gerieth, ſämmtliche Außenwerke zu abandonniren, und ſich bloß auf die Vertheidigung des Hauptwalles zu beſchränken **). Der Commandant ließ ſich dies gefallen, und nun mußten die Arbeiten auf den äußerſten Flechen ꝛc. wieder zerſtört, und dagegen alle leichte Geſchütze nebſt acht 24pfündigen, und ſechzehn 12pfündigen Kanonen auf den Hauptwall gebracht werden ***). Der Muth der Beſatzung fing an zu ſinken, weil vorauszuſehen war, daß *) die Veſtung höchſtens in drey Tagen fallen mußte. Die Donjons der Flechen und Hangards wären vom Feinde benutzt worden, um mit Bomben und Granaten die Stadt zu beſchießen, wozu er noch obendrein die Geſchütze und das Geſchoß dort gefunden hätte. Von hieraus hätte er ſodann wahrnehmen müſſen, (auch wenn er es nicht durch Recognoſcirung oder durch Spions erfuhr) daß auch die zweyte Enceinte nicht beſetzt ſey; er wäre daher ohne Zeitverluſt in dieſe eingedrungen, und hätte unter dem Schutz der Vorſtädte ungeſehen die Vorkehrungen zu Escaladirung des Hauptwalles machen können.

---

*) Welcher preußiſche Feldherr dachte ſich vor dem 14. Octbr. die Franzoſen den 7. Novbr. in Schleſien?

**) Das war eben ſo viel, als die Veſtung übergeben.

***) Weil der Commandant, im Infanterie-Camaſchendienſt grau und dick geworden, nichts davon verſtand.

Am 16. November wurde endlich in einer Conferenz von neuem die Armirung der Außenwerke beſchloſſen, und da alles, von neuem Muthe beſeelt, bey dieſer Arbeit mit Hand anlegte, ſo wurde ſolche mit bewunderuswürdiger Thätigkeit innerhalb acht Tagen vollendet **). Jetzt ſchöpfte man Hoffnung, daß der alte preußiſche Heroismus erwachen, und wenigſtens die Veſtung Schweidnitz einen Beweis geben würde, was Beharrlichkeit, Muth, und der gute Wille der am Ruder ſitzenden Staabsofficiere vermag ***). Es wurde alles gethan, was zu einer langen Gegenwehr erforderlich war. Die in der Veſtung angekommenen reitenden Grenz- und einige Fußjäger wurden längs dem Queis poſtirt, um Avertiſſementsposten zu formiren. Sie erhielten ſehr zweckmäßige Inſtructionen, und waren von bedeutendem Nutzen. Die Veſtung erhielt auf 9000 Mann Proviant, und nur durch die unverzeihliche Widerſpenſtigkeit oder Nachläſſigkeit einiger Landräthe und Landedelleute *) wurde die brillanteſte Verproviantirung der Veſtung verhindert. Im October hatte die Beſatzung 1324 Mann betragen, dieſe war durch ſogenannte Selbſtranzionirte, welche aber mehrentheils aus Menſchen, die ſchon während den Bataillen ihre Waffen weggeworfen hatten und davon gelaufen waren, bis auf 2000 Mann angewachſen, wozu noch die Depots des von Heyſingſchen Küraſſierregiments und der oberſchleſiſchen Füſilierbrigade ſtießen.

---

*) Wenn der Feind anrückte.

**) Weil der Herr von Lindener nicht da war; man ſieht daraus: daß der Commandant mehr dumm als bößartig war.

***) Leider hatten dieſe weder Kraft noch Kenntniſſe, um das Ruder zu führen.

Zu der Expedition, welche Fürſt von Pleß bey Breslau unternahm, wurde das dritte Bataillon von Strachwitz, der Depot der niederſchleſiſchen Füſelierbrigade, 55 Kanoniere vom zweyten Artillerieregiment, und ſechs ſechspfündige Kanonen aus Schweidnitz genommen, wovon nur ſehr wenig wieder zurückkehrte, weil in der Affaire bey Strehlen faſt alles zerſtreut, und das Geſchütze verloren wurde **).

In die Stelle der obengenannten bey Strehlen verlorenen Mannſchaften erhielt die Garniſon ſämmtliche Officiere und 450 Mann des Regiments von Kropff zur Verſtärkung, wogegen wieder 300 Mann hieſelbſt

---

*) Dieſen fehlt es ſtets an Patriotiſm und guten Willen. Ja wenn ſie Tantieme erhalten hätten!

**) Hier fehlte es an Zuſammenklang. Hr. v. Lindener in Breslau nannte den Fürſt Pleß Monſieur Windbeutel, darum ließ die Breslauer Beſatzung ihn bey Strehlen im Stich.

Univ. Bibl.
München

formirte Nationaljäger und 130 Mann berittene Cavallerie ins Gebirge ausrückte.

Die ganze Beſatzung mit Inbegriff der nicht bewaffneten Landreſerve-Rekruten der Arbeitscompagnie, welche aus den Bergleuten von Altwaſſer, Weisſtein ꝛc. beſtand, der Invaliden und oben angeführten von allen Regimentern zuſammengelaufenen Ranzionirten, beſtand nunmehro in 4361 Mann.

Hiervon waren:

88 Mineur,
444 Mann zur Bedienung des Geſchützes,
80 Mann Bergleute,
161 Invaliden vom Lande,
297 berittene }
232 unberittene } Cavalleriſten.
250 Mann unbewaffnete Leute im Laboratorio.
Summa 1552 Mann,

alſo noch 3309 Mann zum Dienſt auf den Wällen. Nach der ſchon ſehr eingeſchränkten Berechnung des Generalmajors von Lindener ſind aber 9300 Mann dazu erforderlich, und es fehlten daher gerade Zweydrittel der erforderlichen Beſatzung *).

Dies hätte jedoch nichts zu ſagen gehabt, wenn dies nur lauter ſichere und brave Menſchen geweſen wären, da die Werke ſämmtlich nach Verhältniß dieſer ſchwachen Beſatzung äußerſt gut beſetzt, und die Vertheilung der Mannſchaft ſehr zweckmäßig berechnet war. Viele

---

*) Es wäre ſehr weiſe geweſen, wenn der Fürſt Pleß Breslau und Brieg abandonnirt, und Schweidnitz durch die Beſatzungen dieſer Veſten verſtärkt hätte. Wer ſeine Kräfte theilt, ſchwächt ſich.

vor der Belagerung unternommene Excurſionen, die faſt alle ſehr glücklich ausfielen, gaben der Beſatzung Muth, und nachdem der Lieutenant von Köckritz bey einer ſolchen Expedition in Gniechwitz 1 Officier und 11 Pferde gefangen einbrachte, ſo wünſchte ſich ein jeder vom Officiere bis auf dem geringſten Burſchen eine Gelegenheit zu erhalten, wo er ſich auf gleiche Weiſe auszeichnen könnte.

Diejenigen Mannſchaften, welche nicht bewaffnet werden konnten, wurden mit Piquen verſehen, oder dienten der Artillerie als Handlanger und zum Arbeiten im Laboratorio. Ein ſehr großer Nachtheil für die Veſtung Schweidnitz ſowohl, als überhaupt für die Provinz Schleſien, war der Cabinetsbefehl de dato Küſtrin den 24ſten October 1806, nach welchem ſämmtliche Gewehre nach Graudenz geſchafft werden mußten. (S. Beylage Nr. 1.) Hierdurch wurden die Mittel zur Vertheidigung geſchwächt*), und man ward gezwungen die Gewehre der Bürger und Land-Edelleute, ſo gut es ſich thun ließ, für die Freyſchützen brauchbar zu machen.

In der Veſtung ſelbſt wurden jetzt Bajonets, Ladeſtöcke und Piquen geſchmiedet, und von Seiten des Magiſtrats Anſtalten getroffen, daß die Bürgerſchaft geraume Zeit zu leben hätte.

Der Commandant hatte vom König die gemeſſenſten Befehle, die Veſtung nicht in Feindes Hände kommen zu laſſen, und da der Inhalt der deshalb erhaltenen Cabinetsordre (ſ. Beylage Nr. 2. und 3.) faſt allen Officiers bekannt war, ſo brachte dies eine Stimmung in der Beſatzung, die den beſten Erfolg erwarten ließ.

---

*) Dieſe falſche Maßregel träfe alſo nicht den Herrn von Haak.

Der General von Lindener hatte einige ermunternde Briefe an das Gouvernement erlaſſen, und verſchiedene zweckmäßige Anordnungen gemacht; mit einem Male aber erhält der Commandant ein Schreiben von ihm, worin er ausdrücklich ſagt:

> Wir ſollen uns halten, das heißt, nur dann die Veſtung übergeben, wenn wir ſehen, daß man ſich nicht länger, ohne unweiſe zu ſeyn, halten kann.

Wohin dies der Commandant gedeutet hat, wieß ſich in der Folge aus *).

Kurz vor der Berennung bekam der Commandant Nachricht, daß der Graf Pückler dem Könige ein Project vorgelegt habe, wie die Schleſiſchen Veſtungen am leichteſten verſtärkt werden könnten.

Dies ſollte nämlich durch die auf dem Lande befindlichen Invaliden, allen herrſchaftlichen Jägern, und noch ganz jungen Leuten, die hier zu Soldaten gebildet werden ſollten, geſchehen. Der Graf Pückler zögerte, den Gouvernements ſeine eigentliche Idee auseinander zu ſetzen, merkte bald, daß er ein ſehr ſchwüriges Geſchäft übernommen habe, und ehe noch etwas Wichtiges hierin geſchehen war, hatte er ſich ſchon erſchoſſen. Das Project ſelbſt in ſeinem ganzen Umfange iſt daher gar nicht zum Vorſchein gekommen, und in einem hinterlaſſenen Schreiben giebt er folgende Gründe zu ſeiner Reſignation an:

---

*) Leider! Herr v. Lindener zeigt durch dies Schreiben, welch Geiſtes Kind er iſt.

Die Annäherung des Feindes, wodurch ein großer Theil des vermeinten Nutzens meines Projects verloren geht: der Chagrin darüber, und die unausbleiblichen Vorwürfe, die mich als Urſache anſchuldigen würden, wenn vielleicht Raub und Verwüſtung dieſe Provinz träfe, alles dies zuſammen genommen, haben mich zu einem verzweifelten Entſchluß gebracht. Mit dieſen Worten habe ich es dem Könige gemeldet und ihm meine Familie empfohlen, die dadurch unausſprechlich unglücklich wird *).

Breslau, den 13. November 1806.

Graf von Pückler.

---

*) Unglücklicher braver Pückler, ich weine dir eine Thräne nach. Du warſt unter ſo vielen Dummköpfigen und Erbärmlichen deines Standes eine Ausnahme, ein hochherziger Mann. Statt dich todt zu ſchießen, ſollteſt du dich an die Spitze geſtellt und dein Project ſelbſt ausgeführt haben, ohne lange auf Authoriſation zu warten. Das Project ſelbſt iſt ſchon im erſten Theil dem Publikum übergeben worden. Sobald als ſolches in ſeinem ganzen Umfange am Ende des Octobers, und nicht in ſeinen einzelnen Theilen, Ende Novembers vom Fürſt Pleß verſucht worden wäre; ſobald der König den Angeber, Grafen Pückler, an die Spitze der Nationalarmee geſetzt hätte, ſtatt davon dem G. Hoym eine bloße Communication zu machen, ſo war Schleſien höchſt wahrſcheinlich gerettet, und beſchäftigte wenigſtens eine Armee von 50000 Mann. Napoleon konnte, wenn er Glogau, Breslau und Schweidnitz nicht beſaß, ſeine jetzige Poſition nicht halten, denn es waren aus Schleſien keine Pferde, Wagen, Leinewand, Tücher, Getraide, Ochſen ꝛc. zu requiriren. Wer eine Idee hervorbringt, dem muß man die Ausführung übertragen! Recht hatte Pückler in ſeinen Suppoſitionen, aber Unrecht, daß er ſich erſchoß; der Ausweg blieb ihm, ſelbſt ein Corps zu bilden.

So ſtanden nun die Sachen am Ende des Decembers 1806, die Veſtung war gehörig armirt, verproviantirt, fertige Munition in hinreichender Menge vorhanden, und die Beſatzung voller Muth und Entſchloſſenheit. Nur hin und wieder hörte man unter den Gemeinen ein leiſes Murren, daß ſie zu wenig von den erbeuteten Sachen erhielten, wozu eine Menge eingebrachter Wagen mit Lebensmitteln Veranlaſſung gegeben hatte, indem der Commandant von dem ganzen Vorrath jeden der bei der Gefangennehmung mit geweſen war: Eine Kohlrübe, und ein halb Pfund Fleiſch verabreichen ließ.

Es war mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit voraus zu ſehen, daß der Feind von Breslau aus die Veſtung Schweidnitz berennen würde, und daher auf dieſer Seite die größte Aufmerkſamkeit erforderlich. Zu dieſem Ende hatte der Major von Homboldt, welcher vom Fürſten von Anhalt-Pleß zum Vicecommandanten ernannt worden war, in Vereinigung mit dem Artilleriecapitain Bach, bey der ſogenannten Pulvermühle, rechts der Galgenfleche, auf beiden Seiten des Breslauer Weges kleine Flechen ſehr zweckmäßig eingerichtet, verpalliſadirt; und mit einer ſechspfündigen und zwey dreypfündigen Kanonen armirt.

Wäre nun von hier ab, rechts herum, ganz Kletſchkau zugleich auch mit eingeſchloſſen, und die Palliſaden dazu bey Zeiten herbeygeſchafft worden, ſo war es dem Feinde unmöglich, gleich in Kletſchkau einzudringen, ſich dort zu poſtiren, und, durch ſeine Jäger gedeckt, dicht unter den Veſtungswerken herum zu gehen. Auch hätte Kletſchkau nicht abgebrannt werden dürfen, und die

Veſtung würde großen Nutzen durch die aus den Vorwerken dieſes Dorfes zu ziehende Fourage und Lebensmittel gezogen haben. Selbſt die Koſten der Palliſaden wären mit den Koſten des Wiederaufbaues des Dorfes nicht in Verhältniß zu ſetzen geweſen, und ſogar in dem Fall, daß man Kletſchkau nicht abbrannte, welches eigentlich nicht nöthig war, mußte man es mit Palliſaden einſchließen, um dem Feinde die darin befindlichen Lebensmittel nicht zu überlaſſen.

Der Grund, warum dies nicht geſchehen iſt, liegt theils in übertriebener Oeconomie, theils würde man bey einer etwanigen Nachfrage zur Antwort erhalten:

„Ja es iſt bey den ehemaligen Armirungen der Veſtung „nie mit eingeſchloſſen worden.“

Alſo was ſonſt nicht war, muß jetzt auch nicht ſeyn *).

Breslau hatte capitulirt, man ſahe alſo ſtündlich der Ankunft des Feindes entgegen, welches auch wirklich den 10ten Januar d. J. morgens um zehn Uhr geſchahe.

Die Cavallerie rückte aus Würben und Weizenrode, die Infanterie aber aus Tunkendorf und Jauernick heran, theilte ſich ſodann rechts und links und ſchloß ſo die Feſtung ein.

Der Commandant hatte ſich das Galgen-Fort, und der Major Homboldt das Jauernicker Fort zum beſtändigen Aufenthalt während der Belagerung gewählt. Erſterer theilte ſeine Befehle, oder die in der Conferenz genommenen Beſchlüſſe links dem Waſſer- und Bogen-Fort,

---

*) Wie Friedrich die Preußen exaltirte, da nannte man im Ausland: jede gehaltvolle ſchnell entſchloſſene und mit Klugheit vollendete That den preußiſchen Pfiff. Unſere jetzigen Abderitenſtreiche könnte man den preußiſchen Aberwitz nennen.

Fort, letzterer aber dem Garten-Fort mit, und ſo waren auch unter ihnen die Außenwerke der erſten Enceinte vertheilt. Dies alles waren Vorkehrungen, die eine ſehr lange Gegenwehr vermuthen ließen, und da beyde Commandanten gar nicht von den ſelbſtgewählten Poſten wichen, ſondern mit den Gemeinen gleiche Beſchwerlichkeiten theilten, ſo erwarben ſie ſich allgemeines Zutrauen, und man hoffte auf einen guten Erfolg *).

So wie ſich der Feind ſehen ließ, ſollte ein ſtarkes Commando von Infanterie und Cavallerie heraus ihm entgegen gehen. Warum geſchahe dies nicht? Der Feind hatte kein Geſchütz bey ſeiner Avantgarde, wären daher zwey dreypfündige Kanonen mitgeſandt, und die Höhen vor Weitzenrode gehörig beſetzt worden, ſo hätte, durch das Kartätſchenfeuer dieſer beyden Kanonen gezwungen, der Feind rechts über Pilzen marſchiren, und ſo in einer weit größern Entfernung die Veſtung einſchließen müſſen. Freylich folgten der Avantgarde, wie ſich dies von ſelbſt verſteht, mehrere Colonnen Infanterie von 5- bis 600 Mann, dem Commando blieb aber immer, wenn es von einem tüchtigen Officier angeführt wurde, ein kluger Rückzug unter die Kanonen der Veſtung, wenn die Uebermacht zu groß wurde. Durch dieſe Maßregel wäre Kletſchkau gerettet worden; denn der Feind ſchickte nun ſeine Tirailleurs voran, welche durch das mit vielen Graben durchſchnittene Terrain und durch Kletſchkau begünſtigt wurden. Vom Fort Nr. 1 und der Galgen-Fleche begann eine furchtbare Kanonade, die Jäger und Schützen wurden herausgeſchickt, eine dreypfündige Kanone aus der Pulvermühlen-Fleche avancirte bis aus Mayeſche Vorwerk,

---

*) Pium Desiderium!

und es wurden mehrere Würtembergiſche Jäger, von unſerer Seite aber ein Kanonier und einige Füſilier getödtet, von beyden Seiten aber mehrere bleſſirt.

Ein großer Theil der feindlichen Tirailleurs hatte ſich der Häuſer in Kletſchkau bemeiſtert, und unter dem Schutz derſelben aus den Fenſtern ꝛc. unſere Schützen und Jäger abgehalten, das Dorf wurde alſo, um ſie wieder zu vertreiben, vom Waſſer-Fort und der Waſſer-Redoute aus durch Brandkugeln angezündet; wozu die Furcht, daß ſie im Dorfe ſelbſt Wurfbatterien anlegen möchten, viel beygetragen hatte. Dies letztere konnte aber wohl keinen triftigen Grund abgeben, weil die Ruinen der zum Theil halb maſſiven Häuſer bey dieſer Arbeit mehr zum Vortheil als Nachtheil des Feindes gereichen, und ihre Materialien und natürliche Bruſtwehren zum Batteriebau an die Hand geben mußten.

Alle Außenwerke von Schweidnitz kamen dieſen Tag in Thätigkeit, weil ſich der Feind auf allen Punkten der Veſtung oft bis ans Glacis nahete, er wurde aber überall durch heftiges Kanoniren und vorzüglich durch Kartätſchenfeuer zurückgewieſen.

Gegen Abend rückte der Rittmeiſter von Stößel mit ſeiner Escadron Cavallerie und der Capitain v. Wallenſtein mit ſeinem Freycorps, welche beyde nach dem Befehle des Fürſten v. Pleß die Gegend von Landeshut beſetzen ſollten, noch aus, und entkamen glücklich. In allem fielen dieſen Tag aus der Veſtung über 1000 Kanonenſchüſſe.

Schon am folgenden Tage, den 11. Januar, forderte der franzöſiſche General Vandamme den Commandanten zur Uebergabe der Veſtung auf. Er erhielt von letzterem folgende Antwort:

Ew. Excellenz Aufforderungsſchreiben beweißt mir Ihre Unbekanntſchaft mit dem Platze, welchen ich zu vertheidigen die Ehre habe. Es würde eine unverzeihliche Pflichtwidrigkeit ſeyn, wenn ich Ihrem Anſinnen mich fügen wollte. Ich werde mit derjenigen Standhaftigkeit die Veſtung vertheidigen, welche meiner und meiner braven Beſatzung Ehre angemeſſen iſt, und bin überzeugt, daß diejenigen übeln Folgen, welche hierdurch für die unbewaffneten Bewohner entſtehen könnten, von ihnen vergeſſen werden, ſobald ſie Mittel zu Erhaltung der Veſtung ſind. Es würde mir ſehr leid ſeyn, wenn ich in Ew. Excellenz und Ihrer Armee Charakter mich täuſchen, und in ihm nicht diejenige Würdigung meiner männlichen Vertheidigung finden ſollte, welche ein braver Soldat auch dem Feinde nicht verſagen darf. Ich habe die Ehre zu ſeyn, *)

Ew. Excellenz. ꝛc.

Bis es dunkel wurde, blieb alles ruhig, dann aber wurden mehrere Werke vom Feinde allarmirt, und ein Trupp Cavallerie mit Jäger-Bedeckung waren in das Dorf Kroschwitz eingerückt, wurden aber durch ein Infanterie-Commando, und einer Kanonade vom Neumühl-Hangard wieder vertrieben.

Es wurde ſchon darüber debattirt, ob es nicht nothwendig wäre, auch das Dorf Kroschwitz anzuzünden, indeſſen ward es doch noch unterlaſſen, da fürs erſte der Feind daraus wieder vertrieben war.

Jetzt fing die Deſertion an einzureißen, und ſeit geſtern waren acht Mann weggelaufen. Es wurde viel

---

*) Façon de parler.

zu wenig Aufmerkſamkeit auf dieſes Uebel verwandt und die Ueberläufer ſo unverantwortlich gelinde behandelt, daß keine Furcht vor Strafe davon abſchreckte. Wäre der erſte wieder eingebrachte Deſerteur ohne Gnade auf dem Walle gehängt worden; ſo würden ſich wahrſcheinlich weit weniger dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht haben. Auch mußten ſehr häufige Cavallerie-Patrouillen das Glacis immerwährend umreiten, und ſobald ſich ein Deſerteur herauswagte, ſolchen ohne Umſtände niederhauen, ſo würde es von ſelbſt aufgehört haben.

Dieſen Tag waren ohngefähr 200 Kanonenſchüſſe geſchehen.

Der 12te Januar verſtrich wie der 11te. In der Nacht allarmirte der Feind die Schönbrunner Fleche, wodurch eine Kanonade veranlaßt, und da er ſich in die Ziegeley feſtgeſetzt hatte, ſolche angezündet wurde. So ging es täglich bis zum 18ten Januar, vorzüglich des Nachts zeigten ſich auf verſchiedenen Punkten Jäger und zuweilen auch Cavalleriſten des Feindes, die aber, da überall die gehörige Wachſamkeit beobachtet ward, immer mit Verluſt zurückgetrieben, und da von Zeit zu Zeit Leuchtkugeln geworfen wurden, wagte es der Feind nicht, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Aus der Veſtung unternahm man gleichfalls nichts, man verſuchte es nicht einmal, die Stärke des Belagerungscorps mit Gewißheit zu erfahren, wogegen der Feind durch unſere Deſerteurs von allem, was in der Veſtung vorging, die genaueſte Kenntniß erhielt, ja ſogar durch Spions aus der Veſtung täglich die Parol-Befehle zu erhalten wußte.

Am 18. Januar fielen die erſten feindlichen Granaten bis dicht vor der Galgen-Fleche, in das Jauernicker Fort, in die Bruſtwehr deſſelben, in den bedeckten Weg der Jauernicker Fleche und im Geſellſchaftsgarten, woraus ſich ſchließen ließ, daß er eine oder zwey zehnpfündige Haubitzen auf die Höhen zwiſchen dem Köppen-Barriere und der Galgen-Fleche poſtirt habe.

Sobald Leuchtkugeln geworfen wurden, und eine heftige Kanonade nach den Punkten, woher geworfen wurde, Statt fand, entfernte ſich der Feind, und es ward bis des Morgens um vier Uhr alles ruhig, dann aber entſtand ein ähnlicher Allarm wie der vorige, welcher des Nachts um zwölf Uhr ſeinen Anfang genommen hatte.

Da die mehreſten Anordnungen gut und zweckmäßig waren (die man zur Vertheidigung gemacht hatte), ſo iſt es unbegreiflich, warum nicht 4 bis 500 Mann der ausgeſuchteſten Leute der Garniſon gleichſam als eine ganz beſondere Reſerve commandirt wurden, einen recht tüchtigen Anführer erhielten, und zu raſchen Ausfällen, wenn der Feind etwas zu viel wagte, gebraucht wurden. Eine ſolche Anordnung war bey der ſo ſehr ſchlechten Garniſon durchaus nothwendig, und wenn dieſe Reſerve z. B. an dieſem Tage einen Ausfall machte, das Geſchütz des Feindes gefangen nahm, welches nicht ſchwer war, da er ſich von ſeinen übrigen Corps zu weit entfernt hatte, ſo würde dies einen ſo guten Eindruck auf die übrige Garniſon gemacht haben, daß ſie zu allem hätte gebraucht werden können.

Die vom Zipperlein geplagten Staabsofficiere hätten freylich auf ihren Madratzen in den Caſematten liegen bleiben müſſen; es waren aber doch einige ſehr brave Staabs- und viele äußerſt brauchbare Subalternofficiere vorhanden, denen ſolche Expeditionen aufgetragen werden konnten.

Am 19ten des Nachts beſchoß der Feind die Veſtungswerke heftiger als am vorigen Tage, und zwar vorzüglich aus der Gegend von Pilzen, aber in einer ſo großen Entfernung, daß ſeine Granaten und Kanonenkugeln ganz ohne Wirkung waren. Wichtiger für die Veſtung waren die vom Feinde unter Begünſtigung der Nacht unternommenen Arbeiten unter dem Berge des Jülzendorffer Begräbniſſes. So bald es Tag war, und dieſe Arbeiten entdeckt wurden, ſchoſſen einige 24pfündige Kanonen, die auf der Linie zwiſchen dem Galgen-Fort und der Kirchen-Redoute placirt waren, und die 12pfündigen Kanonen von der Galgen-Fleche auf die Arbeiter, erſtere mit ſehr geringem, letztere ganz ohne Effect.

Die Entfernung war zu groß, auch ſchien es, als ob der Feind hier bloß einen Graben aufwerfen wolle, um ſeine fernere Arbeiten, dadurch gedeckt, weiter pouſſiren zu können.

Am 22. Januar ſchickte man endlich 100 Mann Cavallerie, 70 Mann Infanterie, und 20 Jäger unter Commando des Cavallerie-Majors von Reiſewitz aus der Veſtung, um den Feind zu recognoſciren, und wo möglich ſeine Stärke auf der Gebirgsſeite zu erfahren; es ergab ſich daraus aber weiter nichts, als daß in Tunkendorff, Jauernick ꝛc. etwa 1000 Mann ſtänden, von den übrigen feindlichen Poſten erfuhr man nichts. Warum ward dieſe Recognoſcirung nicht wiederholt? Wir hatten nichts weiter dabey verloren, als ein Pferd, und ein Huſar war bleſſirt; der Feind hingegen hatte mehrere Todte und Bleſſirte, es konnte alſo nicht aus Furcht, daß unſere Leute muthlos werden möchten, unterbleiben, im Gegentheil ſehnte ſich alles nach ſolchen Expeditionen.

Vom Bogen-Fort aus bemerkte man, daß der Feind auf den Kuhbergen einen Aufwurf von etwa 200 Schritt lang gemacht, und Geſchütze nach jener Gegend gefahren habe.

Jetzt hätte zum Strigauer-Barriere heraus ein ſtarkes Commando Cavallerie und Infanterie nebſt Jägern die Kuhberge recognoſciren, und wo möglich die Abſicht des Feindes, dort Batterieen zu erbauen, wo nicht verhindern, doch ſehr erſchweren müſſen; man verlangte dies aber auf einer Entfernung von 3000 Schritte bloß von der Artillerie, und ließ die übrigen Waffen ungebraucht ruhen.

Alle bis jetzt vom Feinde geworfene Granaten hatten der Stadt keinen Schaden weiter zugefügt, als daß einige die Thüren und Fenſter der Waſchhäuſer zerſprengt hatten.

Den 28. Januar wurden 3 Officier, 5 Unterofficier und 50 Mann Infanterie, nebſt 1 Officier, 4 Unterofficier und 45 Mann Cavallerie beordert, die Arbeiter zu decken, welche die umgehauenen Bäume in der Würbner Straße nach der Stadt ſchaffen, die noch ſtehenden aber umhauen ſollten.

Der Officier, welcher das Commando hatte, war von ſeiner Function genau unterrichtet, und das Gouvernement hatte ihm zwar nicht ſchriftlich, aber doch mündlich zu wiederholten Malen inſtruirt, daß er ſich nicht eigenmächtig mit dem Feinde einlaſſen ſolle; ſondern daß er in der ihm angewieſenen Stellung bleiben, und bloß die Arbeiter ſchützen müſſe.

Der Officier mußte ſich aber wohl für klüger halten, überſchritt die ihm ertheilte Inſtruction, ließ ſich durch den Feind von der Cavallerie trennen und umzingeln, und faſt das ganze Infanterie-Commando nebſt allen 3 Officieren wurden gefangen und viele bleſſirt, worunter auch 2 Officiere waren. Die Cavallerie war zu ſchwach, um ſich auf den Feind werfen zu können, und die Artillerie konnte nur ſehr wenig thun, weil ſie befürchten mußte, bloß unſere eigenen Leute zu tödten; hätte man aber ſogleich, als man ſahe, daß der Officier ſeine Stellung verließ, eine anſehnliche Cavallerie-Verſtärkung herausgeſandt, ſo würde dieſer ganze Fehler redreſſirt worden ſeyn.

In den Zeitungen iſt dieſer Vorfall als ein ſehr ſtarker Ausfall verſchrieen worden, dies war er aber nicht, ſo wie überhaupt die Beſatzung viel zu wenig Mannskraft *) hatte, um einen gut berechneten Ausfall zu wagen, obgleich genug davon geredet worden iſt.

Am 29. Januar ſchien das ganze Belagerungscorps bivouaquiren zu wollen; es wurden rund um die Veſtung eine ungeheure Menge Wachtfeuer wahrgenommen, und eine große Anzahl Laternen ſchienen ſich hin und her zu bewegen, weshalb ſowohl nach den Wachtfeuern, als auch nach den Punkten, wo ſich wirklich feindliche Troups ſehen ließen, eine äußerſt lebhafte Kanonade unterhalten ward. Die ganze Beſatzung blieb die Nacht hindurch unter Gewehr, weil man ſehr ſtark vermuthete, daß der Feind einen ernſthaften Sturm unternehmen würde. Der

---

*) i. e. moraliſche!

ganze Allarm aber hatte nichts weiter zum Zweck, als daß der Feind tiefer nach der Veſtung zu um ſo ungeſtörter ſeine Arbeiten fortſetzen konnte.

Am 30. Januar wurden von Seiten des Feindes von verſchiedenen Punkten Granaten geworfen, und durch ſein Artilleriefeuer auf der Galgen-Fleche zum erſten Male Leute bleſſirt. Alle Werke waren fortwährend in der größten Thätigkeit, und der Frey-Corporal Redlich, Unterofficier Sommerin und Kanonier Hertig verdienen wegen ihrer in dieſer Nacht bewieſenen Thätigkeit und Dienſteifers beſonders erwähnt zu werden, weshalb der verdiente Major von Stuy ſolche auch ganz vorzüglich empfohlen hat.

Durch den ewigen Donner der Kanonen, den der Feind weislich zu unterhalten wußte, war es ihm gelungen, in dieſer Nacht drey Batterien zu erbauen; denn wäre alles ſtille geweſen, ſo würde man vielleicht wegen des ſehr feſt gefrornen Bodens ſeine Arbeiten gehört haben.

Die erſte Batterie bey Saebisdorff war von dem nächſten Werke der erſten Enceinte 2480, von der zweyten Linie 2860, und von der Stadt 3200 Schritt entfernt. Die zweyte Batterie neben dem Rammerauer Wege lag von dem nächſten Werke 2270, und von der Stadt 2900 Schritt; die dritte Batterie vor Schönbrunn war von der Ziegel- oder Schönbrunner Fleche 1780, und von der Stadt 2300 Schritt entfernt.

Trotz dieſer weiten Entfernungen wurde nun am Tage, als man die fertigen Batterien vor ſich ſtehen ſahe, zwey Stunden hindurch eine heftige Kanonade beliebt. Sehr wenig Schüſſe waren wirkſam, und da man ſahe, daß der Feind auch nicht im mindeſten in ſeinen Arbeiten geſtört wurde, ſo unterließ man das Schießen ganz. Noch mehr ward man beruhiget, als einige Artillerieofficiere verſicherten, der Feind könne auf dieſer Diſtance ſchlechterdings keine Demontirungsbatterien anlegen, und wenn er es ſich doch einfallen ließe, Geſchütze daſelbſt einzuführen, ſo würde er uns wenig Schaden zufügen können. Niemand ließ es ſich einfallen, daß es bloß auf ein Bombardement der Stadt abgeſehen wäre, und da dem Feinde ein anſehnlicher Park zu Gebothe ſtand, ſo konnte er auf jeder Entfernung ſeine Batterien anlegen, ſelbſt wenn er dreifache Ladung nehmen mußte, indem er alle demontirte Geſchütze ſogleich wieder erſetzen konnte.

Bis jetzt war noch kein Geſchütz in den Batterien, und die Artillerieofficiere waren der Meynung, daß der Feind von hier aus erſt anfangen würde, ſeine Trencheen zu eröffnen; doch wurden am 2ten Februar die Batterien ſehr fleißig beſchoſſen, weil man ſahe, daß Faſchienen, Bretter und andere Geräthſchaften nach ſelbigen geſchafft wurden. Nach 12 Uhr deſſelbigen Tages ſahe man endlich ſehr deutlich, daß ſechs Piecen Geſchütze eingefahren wurden, und nach Schönbrunn zu ward man einen anſehnlichen Geſchütztransport gewahr.

In der Nacht blieb alles ruhig, obgleich von Seiten der Beſatzung abermals eine Escallade befürchtet wurde.

Am 3ten des Morgens ſahe man endlich, daß der Feind in ſeine Batterien Schießſcharten eingeſchnitten hatte, und fand es lächerlich, daß er von hier aus in einer ſo weiten Entfernung etwas Bedeutendes zu unternehmen geſonnen ſey.

Vormittags um 11 Uhr nahm nunmehro das Bombardement ſeinen Anfang. Jetzt beginnt der Zeitpunkt, wo die eigentliche Vertheidigung der Veſtung nothwendig ward. Jetzt mußte Muth, Feſtigkeit des Charakters und Ausdauer den Commandanten auszeichnen, wenn er das Vertrauen ſeines Monarchen rechtfertigen wollte; jetzt aber auch beginnt die Epoche, wo er zum größten Nachtheil ſeines Platzes handelte, und zu einem Zeitpunkte Unterhandlungen annahm, deren Folgen vielleicht in der Zukunft erſt das Nachtheilige enthüllen werden, welches dadurch herbey geführt wurde.

Das Bombardement des erſten Tages dauerte ununterbrochen 6 Stunden, nahe an 140 Bomben und Granaten trafen in die Stadt; es brannte zu gleicher Zeit an drey Orten, und der General von Kropff, welcher die Polizeyordnung in der Stadt übernommen hatte, mußte alle Mühe anwenden, um die nöthigſten Menſchen zum Löſchen herbey zu ſchaffen, weil jeder Schritt auf der Straße den Tod drohete. Die Veſtungswerke wurden höchſt unbeträchtlich beſchädigt, und nur eine einzige 24pfündige Kanon-Affuite getroffen, aber nicht demontirt. Ueberhaupt ging die Abſicht des Feindes nicht auf die Werke, ſondern auf die Stadt, weil er vorausſetzte: daß der Commandant durch das Jammern der Bürger bewogen, capituliren würde. Das Bombardement wurde durch eine heftige Kanonade beantwortet, und um mit dem Feinde einigermaßen gleichen Schritt zu halten, bey den Geſchützen erhöhete Ladung gegeben. Zwiſchen 5 und 6 Uhr hörte von beyden

Seiten das Feuern auf, fing jedoch um Mitternacht wieder an, und bey dem heftigen Froſt wurde das Löſchen in der Stadt um ſo ſchwieriger, da es an Waſſer zu mangeln anfing.

Die Batterie vor Schönbrunn wurde durch das Artilleriefeuer aus der Veſtung zum Schweigen gebracht, ſo daß nur aus einer Pieçe geſchoſſen ward; am 4ten des Morgens waren in derſelben jedoch wiederum ſieben Stück in Thätigkeit.

Der würtembergiſche Obriſt von Neubrunn erſchien des Nachmittags um 2 Uhr am 4ten Februar als Parlementair, und erklärte:

Da ſich das Gouvernement bereits erklärt habe: ſo ſey er nicht gekommen, um die Veſtung aufzufordern, doch müſſe er verſichern, daß durchaus auf keinen Entſatz zu hoffen ſey, indem den Fürſten von Pleß, welcher dies habe bewirken wollen, bey Wartha zwey Regimenter deſertiert wären, und da ſich durch die Fortſchritte der großen franzöſiſchen Armee die Kräfte des General Vandamme in dem Grade vermehrten, als ſich die unſrigen vorzüglich durch die ungeheure Deſertion verminderten, ſo möchte der Commandant das weitere Unglück der Stadt erwägen.

Der Commandant antwortete: daß er auf alles, was außer ſeiner Veſtung vorginge, keine Rückſicht zu nehmen hätte — daß es ſeine Pflicht erfordere, ſich aufs äußerſte zu vertheidigen, — und da es ſtets ſein Zweck geweſen ſey, mit Ehre und Eifer zu dienen, ſo würde auch dieſer, ſo lange er lebe, ſein höchſtes Beſtreben ſeyn.

Warum blieb dieſe Antwort nach zwey Tagen nicht dieſelbe? Hatte ſich in dieſer kurzen Friſt der Dienſteifer vermindert? dann mußte es um die Charakterfeſtigkeit aller bei den Verhandlungen gegenwärtigen Staabsofficiere herzlich ſchwach ſtehen. Die Veſtung hatte zu ihrer Vertheidigung im eigentlichen Verſtande noch gar nichts gethan, und blos die Artillerie hatte eine Menge Pulver verplatzt, ohne den Zeitpunkt zu benutzen, wo ihre Schüſſe am wirkſamſten geweſen wären. Die Artillerieofficiere verboten das Schießen zur Unzeit, und die Unterofficiere dehnten es aufs Allgemeine aus, und feuerten gar nicht, wenn es auch durchaus nothwendig war.

Nur während dem Bombardement ſchoß alles, was nur ſchießen konnte, ohne darauf zu ſehen, ob es auch mit Wirkſamkeit geſchahe.

Den 4ten Febr., nachdem der Feind ſeine minirten Werke in der Nacht wieder reparirt und neues Geſchütz in die Batterien gebracht hatte, fing das Bombardement von neuem an; Abends ungefähr gegen 11 Uhr entſtand ein heftiges kleines Gewehrfeuer zwiſchen einer Patrouille, die ſich gegen das Bögenbarriere heran ſchlich, und der Mannſchaft im bedeckten Wege, ſo wie auch auf der Galgen-Fleche, wo derſelbe Fall war. Die ganze Nacht hindurch dauerte das Bombardement, wobei der Feind nur ſehr kurze Pauſen machte, und auch unſere Artillerie unaufhörlich arbeitete; des Morgens um 3 Uhr brannte das Dorf Schönbrunn.

Auch am 5. Febr. dauerte das unerhörte Bombardement fort, welches ſich jedoch gegen Mittag ein wenig verminderte, faſt alle Häuſer der obern Stadt hatten mehr oder weniger gelitten, und nur der Theil nach dem Nieder- und Kroſchthore zu war größtentheils verſchont geblieben. Die Bürger jammerten zwar: man ſah, wenn ſich ja jemand bei vermindertem Feuer blicken ließ, nichts als bleiche Geſichter, doch hörte man auch nirgends und von keinem einzigen den Wunſch, daß der Commandant übergeben möchte, obgleich jeder ſich nach der Beendigung dieſer Drangſale ſehnte *).

Um 4 Uhr Nachmittags ſchien es, als ob der Feind nur ein wenig geruhet hätte, um mit der größten Kraftanſtrengung die alles verwüſtenden Feuerſchlünde von neuem ſich öffnen zu laſſen: das gräßlichſte Bombardement begann; von den feindlichen und unſern Batterien wurde mit nie geſehener Heftigkeit gefeuert. Sieben Granaten des Feindes fielen auf einem Punkte in das Ruprechtſche Vorwerk, welches ſogleich in Brand gerieth, und das Steinbruckſche mit anzündete, wodurch die ganze äußere Köppen-Gaſſe mit abbrannte. Kaum hatte die in dieſen Vorwerken einquartirte Cavallerie ſo viel Zeit, ihre Pferde zu retten. An ein Löſchen war gar nicht zu denken, weil das Feuern auf beyden Seiten immer fort währte, ein ſehr großer Theil der Bomben in die brennenden Gebäude einſchlugen, und die Kanonade erſt nach Mitternacht etwas nachließ.

Bis den 6ten Febr. um 8 Uhr war es von halb 2 Uhr an ziemlich ruhig geweſen, dann ging es aber von neuem an, und dauerte eine Stunde. Mit einem Male ſchwiegen alle feindliche Batterien, und der in franzöſiſchen Dienſten ſtehende Prinz von Hohenzollern **), erſchien als Parlementair.

---

*) Dies mag der braven Bürgerſchaft zur Ehre, dem Gouvernement zur ewigen Schande gereichen!

**) Warum ein Hohenzollern?

Der Commandant war ihm mit Begleitung entgegen geritten, und hatte noch vorher geäußert, er wolle ihm vor dem Glacis bald abfertigen. Der Prinz bat jedoch, ſich ſeines Auftrages in der Wohnung des Commandanten entledigen zu dürfen, und wurde daher mit verbundenen Augen dahin geführt.

Es wurde ſogleich befohlen, daß ſo lange der Feind ſchweigen würde, auch von unſerer Seite ſchlechterdings kein Schuß fallen ſolle. Nach einer Unterredung von etwa einer halben Stunde ward der Prinz wieder abgeführt. Zur Verwunderung der ganzen Garniſon blieb alles bis Nachmittags um 2 Uhr ruhig. Der Prinz von Hohenzollern erſchien abermals mit Aufträgen vom Prinzen Jerome, welcher ſeit geſtern in Würben angekommen war.

Der Commandant berief den General von Kropff, Major von Homboldt und Major von Reiſewitz zu ſich, und in Gegenwart dieſer Officiere proponirte der Prinz ungefähr folgendes:

> Der König von Preußen iſt jetzt in Memel, der Kaiſer Napoleon in Oſtrolenka; bis auf Graudenz ſind die Veſtungen jener Gegend in franzöſiſchen Händen; von Danzig iſt es zweifelhaft, ob es ſich noch hält. Coſel capitulirt vielleicht ſo eben, und Succurs iſt nicht zu erwarten, da der Fürſt von Pleß vorgeſtern durch den General Lefevre geſchlagen, und vom Könige in ſeinen jetzigen Umſtänden kein Entſatz zu erwarten iſt. 20000 Sachſen ſind bey Glogau im Anmarſch, und es bedarf nur eines einzigen Winkes vom Prinzen Jerome, um ſein 15000 Mann ſtarkes Corps, außer jener Verſtärkung, noch bedeutend zu

augmentiren. Der Prinz Jerome iſt erbötig, der Veſtung Schweidnitz öffentlich das Zeugniß zu geben, daß ſie ſich mit Ehre vertheidiget habe; da aber der Ruin der Stadt und des Landes die Folge einer noch längern Gegenwehr ſeyn würde, ſo würde ſolche der König von Preußen gewiß nie billigen ꝛc.

An unſern Veſtungswerken war der durch die feindlichen Kugeln verurſachte Schaden ſo unbedeutend, daß er gar nicht in Betracht kommen konnte, weil das ganze Feuer auf die Stadt gerichtet worden war: neun Affuiten unſerer Geſchütze waren durch Ueberladung und ihres Alters wegen ruinirt, drey vom Feinde demontirt und eine durchſchoſſen, aber noch brauchbar. Alle dieſe Affuiten konnten bis auf eine ſchwere Haubitz-Affuite erſetzt werden, von welcher letzteren keine mehr vorräthig war, aber Haubitzen von andern Calibern ſoll man noch gehabt haben, welche man alſo in die Stelle der unbrauchbaren hätte nehmen können.

An Pulver und andern Munitionsbedürfniſſen war kein Mangel, Proviant war im Ueberfluß vorhanden, es frägt ſich alſo, ob die vom Prinzen v. Hohenzollern aufgeführten Gründe den Commandanten bewegen konnten, die Veſtung zu übergeben?

In dem ſehr weitläuftigen Bericht an den König führt der Commandant zu ſeiner Rechtfertigung an:

„1) Die Garniſon iſt in einem Zuſtande, der kaum viel ſchlechter denkbar iſt, von allen Orten zuſammengelaufene, unzuverläſſige, zu Exceſſen geneigte Menſchen, welche nur mit Mühe zu einer der Organiſation preußiſcher Corps ähnlichen Geſtalt formirt worden ſind, ſchlecht gekleidet, und mit ungleichartigen Waffen verſehen, zum

Theil

Theil ganz ohne Feuergewehr, die Cavallerie zum Theil ohne Pferde. Das iſt der Haufen, welcher eine Veſtung über vier Wochen vertheidigte, weil kein Sturm der Beſatzung Gelegenheit gab, dem Beyſpiel der großen Menge Deſerteurs mit einemmale zu folgen, welche der Feind durch große angebotene Belohnungen in ausgeſtreuten Zetteln zur Deſertion beſonders aufforderte.“

„Wir haben einzelne Beweiſe der größten Bravour, aber auch Beweiſe der gefährlichſten Nachläſſigkeit erhalten, und ich glaube, daß, wer die Liſte der Deſerteurs betrachtet, wer weiß, wie viele innere Mängel in den Bataillons wirkten, und wie wenig oder nichts auf alle neu angeworbene Truppen zu rechnen war, gewiß mit mir übereinſtimmen wird, daß die Lage einer Garniſon kaum ſchlechter ſeyn konnte, als die der hieſigen; wozu noch der unangenehme Umſtand trat, daß dieſe Truppen, wenn man auch ſelbſt die Land-Reſerve, Bergleute und Cavallerie mit einſchließt, bey weitem nicht die Hälfte der ſeynſollenden Garniſon ausmacht; wenn man aber auf die dienſtthuende Mannſchaft ſieht, bereits im Anfange der Belagerung, wohl nicht der dritte Theil jener von dem General Major von **Lindner** höchſtmäßig ausgemittelten Beſatzung angenommen werden konnte, welche kleine Anzahl durch den ſteten Abgang von 3- bis 400 Kranken und Bleſſirten an Unterofficiers und Gemeinen noch mehr vermindert wurde; ein Umſtand, welcher bey der Weitläuftigkeit der Außenwerke hier mehr, als irgend wo von Wichtigkeit iſt. Um ſo mehr als die Anzahl der Officiere für die Garniſon und bey der Größe der Werke durchaus viel zu klein war, durch Krankheit noch in der letztern Zeit geſchwächt wurde, und ich doch nur dem durchaus unermüdeten Eifer und der Bravour dieſes Corps Officiers es zuſchreiben kann, daß die Soldaten dasjenige leiſteten, was ſie geleiſtet haben. Ich muß dieſe Officiere ſämmtlich Ew. Majeſtät ausdrücklich als ſehr brav und brauchbar empfehlen, da ſie an ihrem Unglück nicht ſchuld ſind *) **).“

„2) In welcher traurigen Lage ſich unſer Geſchütz befindet, weiſt der Rapport der Artillerie auf das deutlichſte nach. Wir hätten allerdings vielleicht noch 48 Stunden Feuer ausgehalten, wenn der Feind keinen Sturm wagte, aber wir waren von unſerm Geſchütz

---

*) Das Lächerlichſte an dieſer Devenſion iſt: daß ſie ein Juriſt, der J. R. S. gemacht hat, darum iſt ſie ſo weitſchweifig.
Beſſer hätte ſie der Commandant gemacht, wenn er kurz ſagte: Es fehlte mir an Kopf und Herz!

Note des Herausgebers.

**) Dieſer ganze Punkt iſt durchaus richtig und wahr. Es ſind vom [illegible]ten Januar bis 4ten Februar 1704 Mann Unterofficiere und Gemeinen deſertirt. Was würde man von dieſen Menſchen, welche ihre Cammeraden mit verführt hätten, wohl zu erwarten gehabt haben, wenn der Feind einen Sturm unternommen hätte? Das gelindeſte wäre geweſen, daß ſie die Waffen von ſich geworfen, und zum Feinde übergegangen wären, wenn ſie nicht gleich beym Anrücken deſſelben ihre Waffen gegen ihre Cammeraden gebraucht hätten. Doch iſt über die Deſertion ſchon vorher geſprochen, und die Gründe angegeben werden, warum ſie ſo ſehr überhand nehmen konnte. In den letzten drey Tagen war ſie über alle Beſchreibung, indem in einer Nacht 4·5 Mann fortliefen; dies war jedoch kein Wunder, weil der anhaltende Waffenſtillſtand die Leute überzeugte daß die Veſtung übergeben werden würde, und da faſt alle ſchon einmal gefangen geweſen waren, ſo fürchteten ſie, daß ſie wieder erkannt, und dafür, daß ſie ſich ranzionirt hatten, vom Feinde beſtraft werden möchten.

Note des Correſpondenten.

durchaus verlaſſen, wenn er einen Sturm mit einiger Klugheit anlegte; denn ſobald der Feind, woran wir ihm nur kurze Zeit würden haben hindern können, die Schlußlinien der 24Pfünder und 12Pfünder paſſiret war (und dies konnte er ſchnell und ſicher thun), ſo hatten wir nur an den wenigſten Punkten ihm kleine Stücke entgegen zu ſetzen. Unſre Graben ſind nur an äußerſt wenigen Stellen gehörig beſtrichen, weil uns 32 ſechspfündige Kanonen, auf welche hierbey durchaus als nothwendig gerechnet war, fehlen, und durch die Verfügungen des Ober-Kriegscollegii bereits in frühern Zeiten 54 dreypfündige Kanonen genommen worden ſind, welche uns zu der Vertheidigung bey allen ausſpringenden Winkeln und im Graben abgehen; von dem großen Mangel an Wurfgeſchütz gänzlich zu ſchweigen.“

„Die Artilleriſten haben ihre Pflicht erfüllt; allein es waren 143 Kanoniere und 248 Stücke vorhanden, folglich 105 Piecen mehr als die Zahl der Artilleriſten betrug. Denn ungeachtet in der General-Nachweiſung 444 Artilleriſten aufgeführt ſind, ſo ſind doch darunter 301 Land-Reſerve-Recruten begriffen, welche niemals mit Geſchütz oder auch nur mit Militair-Gegenſtänden ſich abgegeben hatten.“

„Das Feuer unſerer Artillerie war fürchterlich, ununterbrochen und wirkſam; allein bey dieſer ſchlechten Beſchaffenheit der Affuitage, und bey der Unmöglichkeit, entſtehende Manquements an Geſchütz zu erſetzen, konnte dies Feuer nur auf die Zeit ſich einſchränken, welche es wirklich, und zwar in ſehr großer Ungleichheit gegen das Feuer des Feindes, gedauert hat; denn jener, dem der Erſatz demontirter Geſchütze ſehr leicht war, und ein bedeutender Park in der Nähe zu Gebote ſtand, konnte ſeine Stücke auf die Art brauchen, wie es uns nie möglich iſt. Ich kann verſichern: daß nach der Bemerkung mehrerer ſachkundiger Beobachter über 25 feindliche Schüſſe in jeder Minute fielen, und die Totalſumme der feindlichen Schüſſe, in den drey Tagen des Bombardements auf 25⸗ bis 30000 ſich belief, wir aber in dieſer Zeit blos von den Werken, die gegen die feindlichen Batterien feuerten, mehr als 64,800 Schüſſe thaten. — Die Zahl der feindlichen Kugeln, welche bloß in die Häuſer einſchlugen, und wobey noch viele andere Schäden vergeſſen worden, beträgt 2008 Stück.“

„Wir haben dem Feinde Batterien demontirt, allein ſie wieder herzuſtellen, konnten wir ihn nicht hindern, und da, wie wir jetzt mit Gewißheit wiſſen, Ueberläufer das Geſchütz der Belagerer richteten, denen die Localität genau bekannt war, ſo mußte natürlich der Effect des feindlichen Geſchützes im höchſten Grade wirkſam ſeyn *).“

---

*) Wenn dieſer ganze Punkt auch bis auf den kleinſten Umſtand ſeine volle Richtigkeit hätte, ſo konnte doch der Commandant die Unbrauchbarkeit des Geſchützes in dem Berichte an den König nicht als einen Grund zur Capitulation angeben, weil er, ehe er capitulirte, gar nicht von dem Zuſtande der Artillerie unterrichtet war. Es iſt allgemein bekannt, daß der Bericht des Capitains Bach über den Zuſtand der Artillerie erſt dann angefertiget und überreicht wurde, als die Capitulation bereits abgeſchloſſen war. Am 7ten Februar waren alle Punkte derſelben unterzeichnet, und am 9ten Febr. erhielt die Artillerie erſt den Auftrag, gedachten Bericht abzuſtatten, wozu ſie ſich auch bereden ließ. Daß 32 ſechspfündige Kanonen zu Beſtreichung der Graben gefehlt haben, iſt richtig; aber die gegenwärtig in Schweidnitz ſtehenden franzöſiſchen Artillerieofficiere verſichern, daß obiger Mangel nur an äußerſt wenig

„3) Nie kann wohl eine belagerte Veſtung in einer traurigern Lage ſeyn, als die unſrige, welche von dem Tage des Einſperrens von Breslau an, bereits von jener Seite als völlig eingeſperrt angeſehen werden mußte, und ſeit dem Tage der Einnahme jener Veſtung durchaus von keiner Seite her, auch nur die mindeſte verbürgte Nachricht über die Lage der Dinge außerhalb zu erhalten war. Die Spione, welche wir ausſandten, kehrten nie, oder ohne irgend etwas als üble Nachrichten mitzubringen, zurück. Wir erfuhren manches Vortheilhafte von dem Corps des Fürſten von Anhalt-Pleß durch unzuverläßige Gerüchte, aber durchaus nirgends ſahen wir ſichere Ausſichten zur Rettung.“

„Vom 10. Januar bis zum 16. Februar ſcheint ein Zeitraum, der gewiß nicht von dem Fürſten unbenutzt

---

Stellen merkbar geweſen, und das vorhandene Geſchütz auf das Zweckmäßigſte placirt war. Einen Sturm würden die Belagerer nicht gewagt haben, und wenn es geſchahe, ſo müßte die Beſatzung noch einmal ſo ſchlecht geweſen ſeyn, wie ſie wirklich war, wenn ſie ihn nicht ein einziges Mal abgeſchlagen hätte; dann würde ſich gezeigt haben, was man bey einer Wiederholung zu hoffen oder zu fürchten hätte, und es war ſodann Zeit, die Capitulation einzuleiten. Bei einem Sturm iſt die Artillerie ja überdem nur eine kurze Zeit wirkſam, und die Hauptſache beruht auf der Infanterie, die bis dahin noch nichts gethan, alſo genug ausgeruhet hatte. Das Bombardement ſelbſt konnte gleichfalls kein Grund zur Uebergabe ſeyn, da es bloß die Stadt getroffen hatte, und die Bürger deshalb noch um keine Uebergabe baten, ſo wie überhaupt die von einer Veſtung umgebene Stadt darauf vorbereitet ſeyn muß, bey einer Belagerung eingeäſchert zu werden, und ſo lange die Werke noch keine Breſche haben, müſſen ganz beſondere Umſtände eintreten, wenn der Commandant mit Ehren capituliren ſoll.

geblieben wäre, wenn nicht die Umſtände ihn gehindert hätten, gegen das zuletzt auf mehr als 15000 Mann verſtärkte Corps der Belagerer etwas zu unternehmen. Ew. Königl. Majeſtät konnten auch bey den ſiegreichſten Ereigniſſen uns nicht früher zu Hülfe eilen, als bis Hunger oder Sturm uns zu einer gewiſſen ſehr übeln Uebergabe genöthigt haben würde.“

„Jetzt unſicher über unſer Schickſal, zu vieler Beſorgniß, aber zu wenig Hoffnung veranlaßt, im Begriff unſere Artillerie unbrauchbar zu ſehen, und im Rücken den ſchrecklichen Ruin der Stadt, welche von den feindlichen Bomben, Granaten und Kugeln an mehreren Orten in Aſchenhaufen verwandelt war, und nirgends etwas anders als ein Bild der gräßlichſten Zerſtörung darbot, jetzt ſchien es verantwortlich und Pflichtverletzung, eine längere Vertheidigung durch Beſchießen, der Einſchreitung einer ehrenvollen und guten Capitulation vorzuziehen *). Der Generalmajor von Lindener ſagt in ſeiner mir unterm 28. October a. pr. aus Glatz ertheilten Anweiſung:

> Wir ſollen uns halten, das heißt, nur dann die Veſtung geben, wenn wir ſehen, daß man ſich nicht länger, ohne unweiſe zu ſeyn, halten kann.

Dieſer Zeitpunkt iſt eingetreten, denn unweiſe würde es ſeyn, eine Veſtung auch dann noch vertheidigen zu wollen, wenn man den nahen Moment vor ſich ſieht, wo ſie bloß durch Mangel ihrer nöthigſten Vertheidigungsmittel fallen muß **), wenn dieſer Moment unabwendbar iſt, und es keine Frage leidet: daß ein Sturm gelingen muß!“ *)

---

*) Nachdem man zwey Tage vorher Ketſchkau abgebrannt hatte.

**) Sehr richtig: Aus Mangel an einem Commandanten!

„Unklug ferner iſt es, ſich zu vertheidigen, wenn kein Entſatz mit einiger Sicherheit zu hoffen ſteht, und die Veſtung eine Stadt in ſich faßt, deren Ruin unvermeidlich, deren Wiederherſtellung nicht ohne große Opfer einſt zu bewirken ſteht. Wenn man unter dieſen Umſtänden auf das Elend der Bürger **) und auf die ſchrecklichen Folgen Rückſicht nimmt, welche für die ganze Gegend entſtehen, ſo iſt es Pflicht zu bedenken: daß durch die Uebergabe der Veſtung der Wohlſtand der Provinz bedeutend erhalten, und dem Staat dadurch ein größerer Nutzen geſchafft wird, als wenn die Vertheidigung aufs Aeußerſte getrieben, und Stadt und Gegend endlich ganz der Möglichkeit, ſich je wieder emporzuheben, beraubt wird. Wir haben einen Zeitraum bis zu dem Tage der Uebergabe ausbedungen ***), welcher, wenn der Fürſt von Pleß etwas für uns zu unternehmen vermag, hinreicht, ihm dazu Friſt zu verſchaffen. Wir haben den größten Theil unſerer Vorräthe jetzt verbraucht, und durch das Bombardement und einige andere eingetretene Umſtände ſind einzelne Artikel ganz erſchöpft, und die Bürgerſchaft iſt ſchon jetzt der Noth nahe gebracht †).

Ich glaube unter dieſen Bedingungen ſo gehandelt zu haben, wie ich es vor meinem Gewiſſen ††) verantworten kann, und überzeugt, daß Ew. Königl. Majeſtät den unglücklichen Erfolg nicht demjenigen, welchen er trifft, zur Laſt legen, ſondern den Drang *) der Umſtände erwägen werden, welche jenen Erfolg herbeyführten, lege ich dieſen Rapport in tiefſter Ehrfurcht zu Ew. Königl. Majeſtät Füßen nieder ꝛc. **)

---

*) Ein Sturm gegen Schweidnitz von 15000 Mann, ohne Sprengung eines Forts! quae qualis quanta!

**) Der Hr. Sachwalter beſitzen ein Haus.

***) Eine juriſtiſche Cautel!

†) Erlogen!

††) Erſt muß man eins haben!

---

*) Der Drang war im Unterleibe!

**) Es iſt über dieſen dritten Punkt nichts weiter zu ſagen, als daß er von eben ſo viel Egoismus zeigt, als bis jetzt alle ſich dem Feinde ergebene Veſtungs-Commandanten bewieſen haben. Nur auf den Platz denkend, den ſie behaupten ſollten, dachten ſie nicht daran, wie groß der Nutzen für die andern Veſtungen ſeyn müſſe, wenn ſie ſo lange mit der Uebergabe zögerten, als es nur irgend möglich war. Hätte jede der von den Franzoſen mit beyſpielloſer Schnelligkeit eroberten Veſtungen ſich nur drey Wochen länger gehalten, ſo wäre Schweidnitz jetzt vielleicht noch nicht belagert, die Organiſation eines zur Vertheidigung der Provinz Schleſien hinreichenden Corps wäre zu Stande gekommen, und hätte es dem Feinde unmöglich gemacht, mit einer ſo unbedeutenden Armee die ganze Provinz zu erobern.

Ob eine Veſtung entſetzt werden kann und wird, hängt ſo ſehr vom Zufall ab, daß die Unwahrſcheinlichkeit davon, gar kein Grund zur Ubergabe einer Veſtung ſeyn kann, nur dann, wenn entweder Mangel an Lebensmitteln ſchon die Einwohner aufzureiben anfängt, oder die Veſtungswerke ſelbſt ſo beſchädiget ſind, daß ihre Reparatur nicht in kurzer Zeit wieder verrichtet werden kann; wenn Munition, Geſchütze und andere höchſtnothwendige Bedürfniſſe mangeln, iſt der Zeitpunkt, wo eine ehrenvolle Capitulation eingeleitet werden kann. Ehrenvoll muß ſie dann werden, denn auch der erbittertſte Feind verſagt dem Officier, der bis auf den höchſten Moment ſeinen Poſten behauptete, ſeine Achtung nicht, und gewährt ihm mehr, als wenn er das, was er verlangt, ohne Anſtrengung erreichen kann. Die Aufopferungen wegen Wiederaufbau der durch das Bombardement gelittenen Häuſer, ſelbſt wenn die ganze Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelt

Beylage. No. 1.

„Sr. Königl. Majeſtät von Preußen ꝛc. befehlen dem Gouvernement von Schweidnitz hierdurch, die Vorräthe

worden wäre, iſt mit dem Werthe der demolirten Veſtung in gar kein Verhältniß zu ſetzen, und wenn der Commandant ſich damit entſchuldiget, daß es gar nicht vorauszuſehen war, ob die Veſtung geſchleift werden würde, ſo beweiſt dies ſeine Unbekanntſchaft mit der Verfahrungsart des vor ſich habenden Feindes, weil derſelbe den größten Theil der bis jetzt eroberten Veſtungen hat ſchleifen laſſen, ja ſogar genöthiget war, ſolche mit den größten Aufopferungen in der Folge wieder aufzubauen.

Die Ingenieur- und Artillerieofficiere ſind ſo wenig bey den Präliminarien, als bey Aufnahme der Capitulation ſelbſt, zugegen geweſen, ja ſogar vorher nicht einmal gefragt worden: ob es möglich ſey, ſich länger zu halten, oder ob es die Umſtände nothwendig machten, ſich zu übergeben, und doch wird als der Hauptgrund der Uebergabe die ſchlechte Beſchaffenheit der Artillerie angegeben. Es iſt wahr, wenn man die höchſt traurige Bedienung des Geſchützes dafür annimmt, ſo hat man recht, und die Artilleriſten, welche vier Tage und drey Nächte nicht von ihren Piezen gewichen waren, hätten es ſchwerlich noch einmal ſo lange ausgehalten. Die Infanterie that ja aber gar nichts, warum gab man nicht alles, was Hände hatte, zu Unterſtützung der Artillerie her, und richtete es ſo ein, daß bey jedem Geſchütze zwey wirkliche Artilleriſten, gleichviel ob es Unterofficier, Bombardier oder Kanonier waren, wovon immer einer ruhen, der andere aber das Geſchütz dirigiren mußte. Im Laboratorio waren Menſchen genug, und doch ſorgte man für die Bedienung des Geſchützes, das Wichtigſte zur Vertheidigung einer Veſtung, ſo ſchlecht.

Es iſt kein einziges unſerer Geſchütze genöthigt geweſen, zu ſchweigen, wunderbar hätte es alſo zugehen müſſen, wenn in 48 Stunden dieſer Zeitpunkt ſchon eingetroffen wäre, und ſo alt die Affuiten auch ſeyn mochten, ſo hielten ſie doch immer ſo lange zuſammen, daß noch mehrere Wochen hätte gefeuert werden können.

von Gewehren, die daſelbſt befindlich ſind, ſo wie die etwa dort noch vorhandenen ſonſtigen Armatur- und Lederſtücke nach Graudenz ſchaffen zu laſſen, und damit der Transport deſto ſchleuniger geſchehe, ſo ſoll er durch Vorſpann beſorgt werden, und hat das Gouvernement ſogleich mit den concernirenden Civilbehörden Rückſprache zu nehmen, und alles mit ihnen unverzüglich zu arrangiren."

Küſtrin, d. 24. Oct. 1806.

Friedrich Wilhelm.

An das Gouvernement zu Schweidnitz.

Beylage No. 2.

„Mein lieber Obriſt Lieutenant von **Haak**, es iſt ſehr zweckmäßig, daß Ihr, wie Ihr in Euerm Berichte vom 22. d. M. angezeigt, die ſämmtlichen Beurlaubten des dritten Bataillons von **Strachwitz** und von **Schimonsky** nebſt den Artilleriſten einbeordert habt. Ich trage Euch auf, dafür zu ſorgen, daß die Euch

---

Der commandirende Ingenieurofficier hat, wie es ſcheint, gar keine Stimme gehabt, denn es iſt über ſeine Meynung in dem Berichte auch nicht eine Sylbe aufzufinden, und doch muß er den Plaz, der belagert iſt, und den er ſelbſt armirt hat, am beſten kennen und überzeugt ſeyn, ob und wie lange er ſich halten kann, ob ein Sturm reuſſiren wird und muß, und ob die Beſatzung hinlänglich iſt, eine kräftige Gegenwehr zu behaupten. Die übrigen Staabsofficiere wurden auch nicht gefragt, und ſo capitulirte der Commandant bloß mit ſeiner eignen Namensunterſchrift mit dem Brigadegeneral **Vandamme** auf die ſchon angezeigten Propoſitionen des Prinzen von **Hohenzollern**; denn alle übrigen von ihm angeführten Gründe hat er bey der Capitulation nicht beachtet, ſondern nach derſelben zu ſeiner Rechtfertigung erſt hervorgeſucht. Die Capitulationspunkte ſelbſt ſind bekannt.

Anmerk. des Correſpondenten.

anvertraute Veſtung bald möglichſt in gehörigen Vertheidigungsſtand geſetzt werde, und mache es Euch aufs neue zur unverbrüchlichen Pflicht, ſie nicht in des Feindes Hand kommen zu laſſen. Ich werde dann auch bleiben

Euer wohlaffektionirter König

Küſtrin, d. 24. Oct.

Friedrich Wilhelm.

An den Obriſtlieutenant von Haak,
Commandant zu Schweidnitz.

Beylage No 3.

„Der in der Anlage enthaltene Vorſchlag des Grafen von Pückler, die Garniſonen der Schleſiſchen Veſtungen zu verſtärken, verdient die ernſthafteſte und ſchleunigſte Rückſicht, weshalb ich Euch befehle, denſelben ohne allen Verzug in Ausübung zu bringen, und kein Geld dabey zu ſparen. Die Veſtungen müſſen, es koſte was es wolle, bis auf den letzten Mann vertheidigt werden, und ich werde jeden Commandanten, der ſeine Schuldigkeit nicht beobachtet, den Kopf vor die Füße legen laſſen.“

Schneidemühl, d. 2. Nov. 1806.

Friedrich Wilhelm.

An den Etatsminiſter Grafen von Hoym.

Beylage. No. 4.

Mein lieber Obriſt-Lieutenant von Haak, ich mache Euch hierdurch bekannt, daß ich bey den gegenwärtigen gefahrvollen Umſtänden den General-Major Fürſten zu Anhalt-Pleß, interimiſtiſch zum General-Gouverneur von ganz Schleſien beſtellt, ihm auch zu ſeinem Beyſtand meinen Flügel-Adjutanten, den Major Graf von Götzen zugetheilt, und beyden die unbeſchränkte Vollmacht gegeben habe, alles dasjenige, was ſie zur Behauptung der Provinz, beſonders aber zur Verſorgung der Veſtungen mit den nöthigen Bedürfniſſen, ingleichen zu Verſtärkungen ihrer Beſatzungen, und zu ihrer ſonſtigen Erhaltung nöthig und nützlich finden werden, nach ihrem beſten Wiſſen unverzüglich anzuordnen. Ich befehle Euch daher hierdurch die Anordnungen des Fürſten zu Pleß und Grafen Götzen, in Bezug auf die Behauptung der Euch untergebenen Veſtung ſo zu beſtellen, als wenn ſie von mir ſelbſt kämen. Euer Eifer für meinen Dienſt und Eure Vaterlandsliebe berechtigen mich zwar zu der Erwartung, daß Ihr die Veſtung Schweidnitz, wenn ſie vom Feinde angegriffen werden ſollte, nachdrücklichſt vertheidigen werdet; da es mir aber ſchlechterdings nicht gelingen will, den franzöſiſchen Kaiſer zur Annahme des ihm angetragenen Waffenſtillſtandes zu bewegen, um demnächſt den Frieden unterhandeln zu können, die franzöſiſchen Truppen vielmehr die Feindſeligkeiten ununterbrochen fortſetzen, ſo wird es um ſo nothwendiger, die Feſtung Schweidnitz bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen, da ich die Hoffnung habe, daß die künftigen Operationen der, mir zum Beyſtand heraneilenden ruſſiſchen Armee der jetzigen bedrängten Lage meiner jenſeit der Weichſel belegenen Provinzen bald abhelfen werden. Ich trage Euch daher hierdurch wiederholend auf, im Fall eines feindlichen Angriffs, die Euch anvertraute Veſtung auf Ehre und Pflicht aufs Hartnäckigſte zu vertheidigen, bis ſie durch Hülfe der ruſſiſchen Operationen entſetzt werde, und müßt Ihr bey Verluſt Eures Kopfes aller

Euch zu dieſem Zweck zu Gebot ſtehenden Mittel ſo benutzen und anwenden, daß Ihr die Veſtung nicht übergeben dürft, oder im Fall eines Unglücks, Euch deshalb nach hergeſtelltem Frieden dem ſtrengſten Kriegesgericht unterwerfen könnet.“

Ich bin Euer wohlaffektionirter König

Oſterode, d. 21. Novbr. 1806.

Friedrich Wilhelm.

An den Obriſt-Lieutenant v. Haak,
Commandanten zu Schweidnitz.

Vierzehnter Brief.

Prag.

In Reichenbach aß ich an eben demſelben Tiſche, wo vor 17 Jahren die unglückliche Convention unterzeichnet wurde, die von dieſem Ort den Namen führt, und den Statum quo vor dem Türkenkreige wieder herſtellte.

Du weißt, daß die kleinſten Urſachen oft die größten Wirkungen hervorbringen, ſo auch hier: Es war längſt der Plan des Wiener Hofes, den Grafen Herzberg außer Einfluß zu ſetzen; der Heuchler, Biſchofswerder (der preußiſche Brühl) wünſchte nichts ſehnlicher, als ſeinen Fall; der König ſetzte aber noch zu vieles Zutrauen in ihn, als daß dies ſo ſchnell zu bewerkſtelligen war.

Ein Zufall mußte in Reichenbach das Project beſchleunigen: Herzberg war mit Krämpfen beſchwert, grade damals, als er mit dem öſtreichiſchen Geſandten,

Spielmann, öftere Conferenzen hielt, (worin man beynahe zu dem Entſchluß gekommen war: Preußen, Danzig und Thoren abtreten zu laſſen, und das pohlniſche Reich in Gallizien zu entſchädigen,) ſtellten ſich dieſe Krämpfe ein. Man fürchtete für ſein Leben, ſandte dem Könige nach Peterswalde (ein adliches Schloß, unweit Reichenbach) einen Feldjäger mit der Nachricht von dieſem Unfall.

Der König, dem vor dem Kriege grauete, ſo wie jeder Epicuräer Strapazen haßt, kam in große Verlegenheit, wen er Herzberg ſubſtituiren ſollte; der unglückliche Rathgeber, Biſchofswerder, trat auf, und ſchlug Lucheſini vor, welcher dann auch bald erſchien, und die Bedingungen zu der Convention einging, die den Statum quo begründeten.

Als Herzberg nachher die gegenſeitigen Noten zur Ausfertigung des Tractats erhielt, war er außer ſich, noch mehr, als er die geheimen Artikel vernahm, die Pohlens und Frankreichs Untergang zur Abſicht hatten. Er aß, trank und ſchlief nicht mehr, er ſchrie einmal über das andre ſein Wehe über Preuſſen aus; er verkündigte laut ſeinen Fall; er ließ ſeinen Wirth, Herrn Sudebeck, rufen, und machte ihm Vorwürfe, daß er ſeine Leute nicht abgehalten hätte, dem Könige ſeinen Unfall anzuzeigen (Es geſchah nämlich hinter ſeinem Rücken). Er rief mehrmals im tiefſten Schmerz aus: O mein armes Vaterland! Er ſagte:

Was nützt uns Frankreichs Fall? dieſer kann nur zum Vortheil Oeſtreichs Statt finden; Pohlens Auflöſung macht Rußland und

Oeſtreich groß, uns klein! Warum wollen wir uns in Frankreichs Revolution miſchen?

Du haſt wahr geredet, großer Mann! braver Patriot! Du hatteſt eine richtige Ahndung von dem Untergange deines Vaterlandes, und die Elenden, welche dich ſtürzten, bauten auf ſeinen Ruinen ihre Größe.

So ſtecken die Diebe eine Stadt in Brand, um in der Verwirrung ſtehlen zu können.

Ueber den kleinen Krieg, der noch in Ober-Schleſien und in der Grafſchaft Glatz Statt findet, kann ich Dir wenig ſagen.

In dem letzten Theil von Schleſien ſind die Preußen noch Meiſter von den Bergveſten Glatz und Silberberg. Unter ihrem Schutz ſammelt der neue General-Gouverneur, Graf Götzen, friſche Truppen gegen Handgeld, welches der engliſche Geſandte in Wien ihm gegeben hat. Es fehlt an Officieren, Waffen und Montirung. Dieſe Truppen haben bis jetzt noch die Gegend im Gebirge inne, und ſtreifen bis zur Rieſenkuppe hin, wo ſie die Gebirgs-Handelſtädte in Contribution ſetzen; dieſe leiden jetzt doppelt, von Freund und Feind.

Haben ſie die Contribution für die franzöſiſche Intendantur geſammelt, ſo kommen die Preußen und nehmen ſie weg, dann aber erſcheinen die Franzoſen und fordern ſie noch einmal.

Den Paß bey Warte, (der Eingang zur Grafſchaft Glatz) hält der General Lefebure beſetzt. Die Alliirten haben eine Poſtkette von Frankenſtein bis Neiſſe gezogen, welches Vandamme belagert.

Die Garniſon in Neiſſe hält ſich brav, und es ſoll ein Mann von Genie, der Obriſt Wörniz, zum Commandanten ernannt ſeyn, der den Belagerern großen Abbruch thut. Coſel wird vom General Deroi belagert, darüber vernimm folgendes:

Politiſche und ſtatiſtiſche Nachrichten

aus dem Beobachter an der Weichſel.

Dem Verdienſte ſeine Kronen.

Dieſe ſo oft gemißbrauchten Worte, wie wahr und gerecht können ſie von dem in jeder Hinſicht verdienſtvollen Cammandanten von Coſel geſagt werden! Wenn einſt mit Schande belaſtet, vom Freunde und Feinde tief verachtet, die Namen der Befehlshaber Magdeburgs, Cüſtrins ꝛc. ꝛc. — — — in den Analen der Welt genannt werden, dann wird der des tapfern Vertheidigers von Coſel, den kein Ordensband zierte, der keine berühmten Anherren aufzuweiſen hatte, der mit weit wenigern und geringern Hülfsmitteln verſehen, mit größern Hinderniſſen kämpfend, mächtigen und zahlreichen Feinden muthig widerſtand, mit Ruhm und Ehre erwähnt werden. Auch als Commandant iſt er ein ſeltenes und erfreuendes Geſtirn am dunkeln Horizonte; leuchtend begann es ſeinen Lauf, glänzend wird es einſt untergehen. Folgende zwey Briefe werden gewiß bey allen Leſern die Achtung gegen dieſen würdigen Mann nur noch mehr vermehren.

Coſel, den 24. Febr 1807.

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, auf die an mich ergangene Aufforderung in ganz ergebenſter Antwort folgendes zu erwiedern: Ich habe meinem Monarchen mein Ehren-

Ehrenwort gegeben, die mir anvertraute Veſtung bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und keine Rückſicht auf irgend ein äußeres Verhältniß zu nehmen, ſondern blos für die Erhaltung und Vertheidigung meiner Veſtung zu leben und zu ſterben. Halten Ew. Excellenz dieſe meine Aeußerung für keine militairiſche Phraſe der Prahlerey oder Ceremonie, mein Betragen wird Ew. Excellenz meinen Stolz verrathen, durch die Erfüllung meiner Pflicht nicht nur die Gnade meines Königs, ſondern auch die Achtung Ew. Excellenz ſelbſt zu verdienen. Geruhen Sie, mein Herr General-Lieutenant, die Verſicherung meiner ergebenſten Hochachtung anzunehmen, mit der ich jederzeit ſeyn werde

Ew. Excellenz ꝛc.

v. Neumann.

Coſel, den 1. März 1807.

Der königl. bayerſche Herr General und Brigadier v. **Boylowick** Hochwohlgebohren, haben mir geſtern das Aufforderungsſchreiben Ew. Excellenz vom geſtrigen Dato richtig überreichen laſſen. Verzeihen Ew. Excellenz, wenn ich mich gezwungen fühle, die Forderung Ew. Excellenz, die mir anvertraute Veſtung zu übergeben, von mir aus Pflicht abweiſen zu müſſen, und geruhen Hochdieſelben von mir die Verſicherung anzunehmen, daß ich dieſer Abweiſung ungeachtet für Ew. Excellenz perſönliche Verdienſte eine ehrfurchtsvolle Hochachtung und Ergebenheit hege. Ihro Königl. Majeſtät, mein gnädigſter Monarch, den ich nicht allein als Unterthan verehre, ſondern den ich auch liebe und anbete, weil er es verdient, hat mir in einem Allerhöchſt eigenhändigen Cabinetsſchreiben durch einen Courier ſeine Allerhöchſte Willensmeynung über meine zu leiſtende Vertheidigung erklärt; dieſe Forderung meines Königs, des beſten Monarchen auf Erden, iſt noch nicht erfüllt, folglich kann und darf ich an keine Capitulation denken. Von dieſer meiner Verbindlichkeit werden Ew. Excellenz, als ein berühmter und erfahrner Krieger, und folglich als der competenteſte Richter überzeugt ſeyn, deſſen Beyfall und Achtung ich mir mit zum Zielpunkte meiner Vertheidigung geſetzt habe, ſo gut wie der Beyfall meines Monarchen, und aller meiner Waffenbrüder, die mit mir das Glück genießen, dieſen Monarchen zu dienen. Ob Coſel entſetzt werden wird oder nicht? hängt von dem Waffenglück ab, welches ſeine Laune hat, und muß auf das Weſentliche meiner Vertheidigung und auf die Erfüllung meiner Pflichten keinen Einfluß haben. Daß Coſel ſo gut wie jede andre Veſtung, die nicht entſetzt wird, endlich fallen müſſe, fließt aus den Grundſätzen der Kriegskunſt; aber der Vertheidiger der Veſtung muß ſie nur mit Ehren fallen laſſen, und dieſes wird auch mein Wunſch und Beſtreben ſeyn.

Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn Ew. Excellenz mit dieſer meiner Antwort als Soldat zufrieden ſind, und ich bin ſo dreiſt, es mir zu ſchmeicheln.

Nur das Gefühl, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, iſt das, was den Krieger beleben und belohnen kann, kurz der Grundſtoff ſeines Lebens und Daſeyns.

Darf ich Ew. Excellenz nochmals ergebenſt bitten, die Verſicherung meiner Ehrfurcht und Ergebenheit anzunehmen, mit welchen Empfindungen ich beſtändig ſeyn werde

Ew. Excellenz ꝛc.

v. Neumann.

Der äußerſte Theil von Oberſchleſien, Tarnowitz und Pleß, wird bald von Pohlen heimgeſucht, bald von Preußen wieder befreyt, und man ſagt, daß hier eine Bewaffnung des Landvolks geſchehen ſey, welches mit den Pohlen in ſtetem Kampfe ſich befinde.

Dieſer Krieg bewährt den großen Nutzen, welchen Veſtungen haben, und daß die Idee ſo vieler unſrer Feldherrn ganz falſch war, wenn ſie ſagt: ſie wären eine unnütze Bürde für den Staat. Auch ſelbſt der König ging von dieſem irrigen Grundſatz aus.

Einſt beſah er die Veſtung Graudenz, und wurde von dem Obriſt Maſſenbach geführt. An einem Ort, wo er die Werke überſehen konnte, an denen gebaut wurde, ſagte er zu dem Obriſt Maſſenbach:

Der König. Das wird viel Geld koſten.

M. O ja, Ihro Majeſtät, an 350000 Rthlr.

Der König. Das iſt wieder weggeworfen.

M. Was wollen Ew. M. damit ſagen?

Der König. Veſtungen ſind Krebsſchäden des Staats.

Deßhalb machte man denn auch abgelebte Greiſe zu Veſtungscommandanten, gleichſam, als wenn die Invalidität hierher gehörte *).

Wie, wenn Glogau vier Wochen länger ſich hielt, würde unter den jetzigen Umſtänden Schleſien wohl bis an die Neiße erobert ſeyn? Geſetzt, daß jetzt die franzöſiſche Armee an die Elbe retiriren müßte, würden die in Schleſien beſchäftigten Truppen nicht eilen müſſen, den

---

*) Die Veſtungscommandanten waren ganz eigentlich die Partie honteuse des preußiſchen Militairs.

obern Theil dieſes Landes zu verlaſſen, da vier Veſtungen noch nicht in ihren Händen ſind? Wäre es der franzöſiſchen Armee möglich geweſen, über die Weichſel zu gehn, wenn Magdeburg und Cüſtrin gehalten wurden?

Doch was iſt hier zu beweiſen, wo die Erfahrung ſpricht!

Die Wiederherſtellung von Schweidnitz würde vierzig Millionen Thaler koſten, ſo ſagte mir ein Artillerie-Capitain. Es iſt die einjährige Staatsrevenüe.

Bülow ſagt: der preußiſche Staat iſt wie der Körper einer Weſpe. Er hat Recht!

Croſſen liegt auf dem Punkt, wo er am ſchmälſten iſt, hierher ſollte man eine Veſtung legen. Die Stadt liegt zwiſchen dem Bober und der Oder in einem Moraſt, und kann leicht unter Waſſer geſetzt werden, die Weinberge am rechten Oderufer beſtreichen die ganze Gegend und beyde Ströme, die ſich hier vereinigen; ſie wären zu fortificiren. Ehe dieſer Punkt genommen wäre, könnte künftig die Oder nicht erobert werden. Croſſen als Veſtung reicht Glogau und Cüſtrin die Hand, die Natur ſelbſt hat es dazu beſtimmt.

Indem ich ſo in Schweidnitz darüber nachdachte: Wie der preußiſche Staat künftig für ähnlichen Eroberungen geſichert werden könne, wie die jetzige iſt, wurde der Generalmarſch geſchlagen, und eine Brigade verſammelte ſich unter meinem Fenſter. Ihr Chef, Bernetti, erſcheint, und muſtert ſie Mann für Mann. Die Linien müſſen aus einander rücken, dies geſchieht von einigen in der hinterſten Linie in Ecoſaiſen-Pas. Unterdeß die vordern revidirt werden, ſpaßen die hinterſten unter einander; keiner iſt mit dem andern gleich gekleidet, der eine hat Stiefeln, der andere Camaſchen an, der blaue, jener weiße, ein dritter grüne Hoſen; ſo variiren ſie ebenfalls in den Mänteln.

Der General ſieht darauf nicht, er unterſucht blos die Gewehre, und ſagt vielen etwas zur Aufmunterung; andre bekommen Elogen; wenige, gelinde Verweiſe; einzelne, drohende Warnungen; keiner wird geſchlagen oder gerückt, und ſo geht es zum Thor hinaus.

Wäre dies ein preußiſches Regiment, dachte ich, was würde es hier für Prügel geſetzt haben, und ehe es aus dem Thore gekommen wäre, hätten viele Soldaten ſchon durch ihre Anſtrengung auf dem Muſterungsplatze die Kraft zum Marſchieren verloren gehabt.

Es iſt ohne Zweifel, daß die Franzoſen ſchlechterdings nur auf den Zweck ſehen, den ſie durch ihre Armeen erreichen wollen, ſich wenig an die Form kehren. Wir haben dagegen die Form allein aufrecht zu erhalten geſucht, und die Tendenz des Militairs völlig vernachläßigt. Unſer Militair war beynahe den Schauſpielern gleich. Es hat auf den Parade- und Revüeplätzen, wie dieſe auf der Bühne, Heldenrollen geſpielt, Schlachten aufgeführt, und Veſtungen erſtürmt; hier ſo wie dort, kam ſehr viel auf die Dekoration an; hier ſo wie dort war allenthalben viel Flittergold und Staat angebracht; hier ſo wie dort, war eine impoſante Muſik; hier wie dort wurde viel Pulver verknallt; hier wie dort waren diejenigen, welche die Heldenrollen ſpielten, voll von Phraſen und Deklamation.

Wenn aber Fleck oder Iffland den Wallenſtein auf dem Schlachtfelde bey Leipzig hätten geben ſollen, wie leicht würde den Schweden der Sieg geworden ſeyn! Unſere ganze Militairkraft war eine äſthetiſche Form an dem energiſchen Stoff, und weiter nichts. Jetzt, da ſo viele trübe, wurmſtichige, unreife Nüſſe zertreten ſind, jetzt iſt nur geſunder Kern übrig geblieben; jetzt, da ein einziger General (Leſtock) die Preußen bey Eylau commandirt hat, jetzt haben ſie mit Löwenmuth, mit Ausdauer und mit Erfolg gefochten. Dies ſagen ſelbſt die Franzoſen! Wenn ich nun noch die Maſſe der Franken und ihre phyſiſche Kraft betrachte, und dann bedenke, was Preußen leiſten würde, wenn man hier das Conſcriptionsſyſtem eingeführt, und vor dem 14ten October 1806 alles, was waffenfähig war, bewaffnet hätte; wenn ich an der Spitze dieſer Preußen nur einen Friedrich, oder einen Ziethen, Seidlitz, oder auch nur einen Leſtock, Rüchel, oder ſelbſt einen Schill denke, ſo bin ich über den Erfolg gar nicht zweifelhaft.

Unterdeß der Knabe die Eiche erklettert, und von Aſt zu Aſt ſpringt, ſitzt der Großvater im Lehnſtuhl, und mißt die Schritte ab, die er zu nehmen hat, um an den Tiſch zu kommen, ohne zu fallen; Krücken und Lehnen müſſen ihm zu Gewährsmännern dienen, und ſeinem Schritte Haltung geben.

Warum hat man das Volk, beſonders in Schleſien, nicht zum militairiſchen Aufſtande willig gemacht, beſonders da man an Südpreußen das Beyſpiel hatte?

Man durfte dem Landvolke nur ſagen: Vertheidige das Vaterland, und du biſt dienſtfrey! ſo war eine Armee von 100000 Mann auf den Beinen.

Der Adel war freylich zu entſchädigen; wodurch? frägſt Du. Ich will Dir die Fonds ſagen:

Man mußte auf dem Lande die Conſumtionsſteuern einführen, die von den Städten lange genug allein getragen wurden, und aus dieſer neuen Quelle würde ein zureichendes Aequivalent für die aufgehobenen Naturaldienſte erfolgt ſeyn, die überdies einen geringen Werth haben.

Wer ſollte aber alsdann den Acker bauen? wirfſt Du ein. Wer baut ihn jetzt? antworte ich Dir, und für wen? für die Feinde! die Requiſitionen werden die nächſte Aernte ſchon wegnehmen.

Jetzt iſt dies alles vorbey und nicht mehr anwendbar; fuimus Troes! ruft Archenholz mit Recht aus.

Wer war aber gegen dieſe allgemeine militairiſche Bewaffnung? der Adel, der den Thron umlagert; nicht etwa, wie ehemals, als ſeine Stützen; nein! wie Blutigel, die da, wo ſie ſaugen, das Einſaugen ſo lange ausüben, bis ſie überladen hinfallen und zerplatzen. Sie ſind gefühllos gegen alle andern Eindrücke, als den des Vollſaugens, wenn ſie auch ihren gewiſſen Tod vorausſehen, — eben ſo gehts jetzt unſerm Adel. Er ſaugt ſo lange an dem Mark des Landes, bis er ſelbſt darüber zu Grunde geht, und von dem Feinde abgezapft wird.

Die jetzige Welt iſt nur durch Intereſſe zu lenken, ſie lebt nur im Egoism und nicht in der Liebe — in der Geldgier und nicht im Patriotism, ſelbſt der Bauer: man hätte dieſem durch die Dienſtfreyheit Nahrung geben ſollen, und man konnte des Erfolgs gewiß ſeyn.

Armer König! Dein Adel rettet dich nicht mehr, es ſind nicht mehr die Urenkel der alten Braven, die deine Vorfahren emporhoben, denen ſie ihre Namen geſtohlen haben; ſie leiſten dir nicht mehr in den Kriegsdienſten Heldenthaten; ſie bezahlen dir blos ſtatt aller dieſer Pflichten ein Ritterpferd mit 40 Thaler: es iſt aber eine wahre Schindmähre, denn ihre Ackergäule koſten ihnen 100, ihre Caroſſiers 200, ihre Reitpferde 300 Thlr., auf denen ſie in den Städten des Landes ihren verweichlichten Körper zur Schau umhertragen, und den Töchtern der Freude unter ihren Fenſtern hofiren. Tourniere und Waffenſpiele treiben ſie nicht mehr in offenen Schranken, ſondern ſie ſitzen auf gepolſterten Stühlen, und ſtreiten mit bemalten Kartenblättern, auf denen ſie zum Spott die Namen tapfrer Vorfahren, eines la Hire und andrer, geſchrieben haben.

Wenn ich ſo bedenke: Was unſer Adel ehemals war, und was er jetzt iſt! dann bleibt mir auch nicht der geringſte Zweifel, daß er vernichtet werden und untergehen müſſe, der Stoß komme von außen oder von innen. In Frankreich kam er von innen, denn hier hatte der Adel die höchſte Höhe von Verdorbenheit erreicht, die er erreichen konnte; ſein Gebäude hatte kein Fundament mehr, es mußte zuſammen fallen. — Bey uns kommt der Stoß von außen, er wird um ſo nachdrücklicher wirken.

Unſer Adel ſollte das Vaterland vertheidigen, die Verfaſſung retten? Dieſe Aufgabe war für ihn zu ſchwer, für ihn, der nur zu genießen, zu ärnten verſteht, wo andre geſäet haben. Die Opiate, die er zeither gebraucht, und durch ſeine Pfand-Credit-Syſteme im Uebermaaß zu ſich genommen hatte, tragen jetzt, da ſein Körper dem Orkan des Kriegs ausgeſetzt iſt, dazu bey, ihn vollends aufzulöſen. Der Todesſchlaf — Abſpannung — Erſchlaffung treten nun ein, und wir werden ſeinen Leichnam, wenn auch der Friede auf unſern Fluren wiederkehrt, bald zu Grabe tragen ſehen. Archenholz hat ſchon die Leichenrede dazu gemacht; er hat aber den Fehler begangen, den Adel für die Nation zu nehmen, und dieſe mit jenem zu verwechſeln. Er zieht zwar das Militairſyſtem hinter ſich her in das Grab; die Mutter wird zwar mit ihrem Kinde in ein Grab gelegt: giebt es aber eine Arzeney für den Tod? Keine! Er erfolgt endlich in allem Phyſiſchen und Moraliſchen. Des Menſchen Streben zielt auf Entwickelung — Vollendung; die Natur will aber Auflöſung, und aus dieſer neue Geburten entſtehen laſſen.

Was kann uns retten? Ein großes genialiſches Weſen, ein Friedrich, ein Napoleon. Vor 40 Jahren war es in unſerer Mitte, und Frankreich kämpfte mit dem Tode. Zwerge, (ein Soubise, ein Clermont) führten gegen Rieſen (Friedrich — Ferdinand von Braunſchweig) ſeine Söhne auf die Schlachtbank. Jetzt iſt es umgekehrt. Ja, Du biſt groß, Napoleon, Deine Feinde, und alle, die Dich haſſen, mögen ſagen, was ſie wollen, Du biſt groß, und wirſt es noch für Jahrtauſende bleiben. Du biſt vom Verhängniß Frankreich gegeben, um aus ſeiner Kindheit mit Jünglingskraft hervorzugehen. Die Revolution hat Frankreich neu gebohren, und Dich zur Welt gebracht.

Dein eiſerner Tritt drückt uns Verwahrloſte jetzt zu Boden; Du ſtörſt aber Deutſchlands Kräfte aus ihren verſchloſſenen Höhlen hervor, und weckſt den ſchlafenden Rieſen; er wird ſich erheben und einen Knaben zeugen, der gleich Dir ſein Vaterland retten, und ihm eine neue Form geben wird, gleich wie Du ſie Frankreich gegeben haſt.

Wohl uns, wenn Du unſere morſchen Staatsgebäude umgeſtürzt, und ſelbſtſtändig wieder aufgebaut hätteſt, ſtatt daß Du ſie als einſtweilige Stützen, oder ſchwache Außenwerke, zu Frankreichs Schutz hingeſtellt haſt.

Zeitgenoſſen, die ihr, wie ich, in dieſem Zuſtande der Gährung — der Fäulniß, — eure beſten Jahre verleben müßt, euch beklage ich ſo wie mich. Glücklich ſeyd ihr Greiſe, die ihr euch mit Friedrich ins Grab legtet, und die Auflöſung ſeiner Geburt nicht mehr erlebtet. Glücklich ſeyd ihr Säuglinge, die ihr, in dieſem Sturm gezeugt und gebohren, als Unmündige die Gefahr nicht kennt, die euch umgiebt. Euch wird die Sonne wieder leuchten, welche Gewitterwolken, düſter und Grauſen erregend, unſern Blicken entzogen.

Ihr Reichen, Juden, Capitaliſten, Rentiers, und wie ihr da heißen möget, die ihr euer Seyn nur im Geldſammeln fandet; ihr Epikuräer, die ihr nur im Genuß lebtet, im Genuß alles deſſen, was ihr ererbt, geſtohlen, oder erjüdelt hattet; ihr, die ihr kein Vaterland kennt, die ihr nicht wißt, was Patriotiſm iſt, und die ihr nur einzig daran dachtet, wo am beſten gegeſſen wurde; wo der Caviar und die Auſtern am friſcheſten angekommen waren; wo die ſchönſten gelehrigſten Freudentöchter eure ſchlummernde Mannskraft wieder aufs neue zu beleben verſtanden; welche Tänzerin in der Armide wollüſtigere Ideen, durch den geſchickteſten Wurf ihrer Schenkel und Waden, zu erregen verſtand; ihr Taugenichtſe, die ihr nur auf den Ruin der Unſchuld raffinirtet, wann auch ganze Familien darüber zu Grunde gingen, eilt hinweg! Entfernt euch vom blutigen Schauplatz des Kriegs, verſteckt euch hinter die dreyfachen Bollwerke Frankreichs, in Paris, oder hinter die Eisgefilde an der Newa, in Petersburg; dort könnt ihr in eurem Genuß fortleben. — In Berlins Mauern werdet ihr vernichtet, und die Kinder werden hier einſt, wie in den Ruinen von Palmira, mit euern Schädeln ſpielen, an denen nichts bemerkenswerth ſeyn wird, als das Organ des Diebesſinns und des Geſchlechtstriebes.

Ihr Männer aber, in denen noch Kraft iſt, die ihr noch von Friedrichs Geiſt durchdrungen ſeyd, ihr, die ihr ſchon lange die Gefahr ſahet, und die Verfaſſung unſerer Regierung und die falſchen Maaßregeln derer auffaßtet, die das Staatsruder führten; ihr, die ihr den guten, den beſten der Könige liebtet; ihr, die auch die Dankbarkeit gegen den ehrwürdigen Stamm der Hohenzollern hinreißt, haltet zuſammen, wirkt vereint zur Regeneration des Staats hin.

Nicht euch etwa meyne ich damit, die ihr euch einen heiligen Namen gebt, und unter dem Aushängeſchilde der Weihe nur euren Lüſten fröhnet, den Schein annehmt, als hättet ihr den Stein der Weiſen gefunden, der in leeren Schaalen beſteht; ihr ſeyd nicht gemeynt, die ihr mit alten Formen ſpielt, und wie die kleinen Kinder mit Alfanzereyen euch amüſirt, und um der Welt etwas über eure Nützlichkeit aufzuheften, Allmoſen ausſpendet.

Eure Tempel werden zerfallen, ſo wie euer ganzes Ordensgebäude jetzt nur noch ein bloßes Wetterleuchten iſt, welches wenig zu bedeuten hat. Nein, euch meyne ich nicht.

Aber ihr Edeln in der Nation, die ihr über euer elendes Zeitalter erhaben ſeyd, die ihr kraftvoll umfaßt den Geiſt, der die Zukunft beleben wird, ermannt euch, opfert euch euern Ideen, wirkt durch ihre Publicität, und werdet dadurch unſterblich. Mögt ihr fallen oder nicht! ſey euer Organ das Schwerdt oder der Federkiel, gleichviel. Die Folgen ſind gleich wichtig. Schlug Simſon mit einem Eſelskinnbacken tauſende ſeiner elenden Zeitgenoſſen, der Philiſter; ſo ſage ich euch, dieſer Philiſter giebt es jetzt ſo viele, daß ihr mit jedem Inſtrument, welches ihr ergreift, noch mehr Wunder thun werdet, wie Simſon.

Funfzehnter Brief.

Prag, im April 1807.

Du willſt von mir wiſſen, welchen Einfluß der Krieg auf die Moralität, beſonders der Weiber, äußert? ob in Schleſien darin gegen andre Provinzen ſich eine Verſchiedenheit zeigt? Ob der Bauernſtand hier mehr, wie an andern Orten, zum Aufſtande geneigt iſt, oder ob er geduldig die Laſt des Kriegs erträgt? Ob Wiſſenſchaften und Künſte durch den Krieg ſehr verlieren oder nicht? Wie der Werth des Geldes ſich zu dem der Sachen verhält? — Das iſt ſehr viel auf einmal!

Ich will es verſuchen, durch die Beobachtungen, die ich darüber gemacht habe, Dich aufzuklären, indem ich ſie Dir mittheile.

Bey uns kannte man nur den Franzoſen ſeit dem ſiebenjährigen Kriege im Allgemeinen. Diejenigen, welche in Paris in neuern Zeiten geweſen waren, kannten wohl den Pariſer, keinesweges aber den Nationalfranzoſen. In jenen Zeiten war die franzöſiſche Armee in ihrem Officier-Corps verdorben; der militäriſche Geiſt war der Weichlichkeit gewichen; vom General bis auf den Fähndrich verſtanden die Herren wohl ihre Kleider geſchmackvoll ſich anzupaſſen, ein Liedchen zu ſingen, zu tanzen, zu lieben, ſich zu friſiren, zu ſchminken, zu pudern: aber nicht den Feind zu ſchlagen; ſie wurden jeden Augenblick am Tiſch, in ihren weichen Betten, oder bey Luſtbarkeiten von den preußiſchen Huſaren überfallen.

In jener Zeit wirkten die franzöſiſchen Armeen, beſonders in Weſtphalen, Nieder-Sachſen und Heſſen, viel auf die Verfeinerung der Sitten, beſonders des zweyten Geſchlechts, und das war gut; denn in Weſtphalen exiſtirte es damals noch ganz ſo, wie es Mutter Natur geſchaffen hatte. In Weſtphalen gab es damals im zweyten Geſchlecht, ſelbſt in den erſten Claſſen, wenige Schönen, die Hochdeutſch richtig geſprochen hätten. Sie ſprachen platt, wodurch ſelbſt der ſchönſte Mund entſtellt wurde.

Die coloſſalen Körper der Weſtphälingerinnen waren für einen ſtarken Mann nicht ohne Reiz, es war aber durch den Tanz noch keine Beweglichkeit, keine Grazie hineingekommen; ſie waren trefliche Köchinnen, Wirthinnen, geſunde Mütter; das war es aber auch alles. Vom ſiebenjährigen Kriege an datirt ſich erſt die Cultur, die jetzt in jenen Gegenden zu finden iſt.

In den preußiſchen Provinzen zwiſchen der Oder und Elbe, beſonders in Schleſien, war das zweyte Geſchlecht ſchon länger cultivirt, wie in Nieder-Sachſen und Weſtphalen; dies rührt wohl hauptſächlich von den vielen Städten her, und daß hier in den erſten Claſſen mehrere Individuen ſich befinden, wie dort: wären es auch noch die Franzoſen des ſiebenjährigen Kriegs, die dieſe Gegenden jetzt beſucht haben, ſie könnten der Cultur der Schönen dieſer Länder nichts mehr hinzufügen.

Wenn ſeit den letztern zehn Jahren ein Mädchen irgend Anſpruch auf Vermögen oder Stand zu machen hatte; (ja ſelbſt die Paſtors-, Amtmanns- und Förſterstöchter auf dem platten Lande), ſo ließen die Aeltern ſie in der Muſik, im Tanz, ja ſelbſt im Franzöſiſchen, früher unterrichten, als im Kochen, Waſchen, Platten, Nähen ꝛc. Du findeſt jetzt Bürgerstöchter genug in Schleſien, die Dir aus Fanchon etwas vorſingen, aber keine Suppe kochen können; die die Guitarre mit Grazie ſpielen, aber keine Idee von der Gärtnerey oder von der Wirthſchaftsführung haben; die ganz allerliebſte Ecoſaiſenpas machen, aber nicht wiſſen, wie die Butter gemacht wird. Die jungen Mütter ſind nicht weniger begierig auf das Kinderzeugen, als ſonſt; gegen das Gebähren, Säugen und Erziehen aber ſehr eingenommen. Sie pflegen zu ſagen: Das amüſirt uns nicht.

In Berlin, Breslau, Frankfurt, kurz in den Städten des erſten Ranges, genießen die Mädchen, ſo wie die Frauen, das Vergnügen der Liebe; ſie verſtehen die Kunſt, ſo wie die Männer, ſich gegen das Schwangerwerden zu ſchützen, und ſagen mit der Begierde: „Warum ſollen wir des Genuſſes entbehren, da ſo wenig mehr geheyrathet wird, und die Ehen ſo unglücklich ſind?“

Fehlt es an einem Manne, der ihnen Genuß gewährt, ſo fehlt es ihnen nicht an Kenntniſſen, ihn durch künſtliche Mittel zu erſetzen, oder ſich unter einander zu amüſiren. Die Mädchen kennen im zwölften Jahre ſchon das Laſter der Selbſtbefleckung.

Vorzüglich haben die Leſegeſellſchaften, die auch in dem kleinſten Orte ſind, die Mädchen durch das Gift verdorben, welches die Fluth ſchlechter Romane, die mit jeder Meſſe wächſt, über ſie ergießt.

Auf einen ſolchen Boden konnten die jetzigen Franzoſen keine neue Giftpflanze ſtecken. Es war hier nichts mehr zu verderben.

So begierig unſre Schönen auf die Franzoſen waren, indem ſie glaubten, ſie würden die Preußen übertreffen, ſo ſehr wurden ſie bey ihrer Erſcheinung getäuſcht. Es waren gar nicht die galanten Franzoſen, welche ſie ſich gedacht hatten.

Das franzöſiſche Militär, durch die Revolution und einen funfzehnjährigen Krieg gebildet, iſt rein militäriſch, und nicht mehr für die Tändeleyen der Liebe gemacht.

Zwar reißt das heftige Temperament auch heute noch den franzöſiſchen Soldaten zum Genuß der Wolluſt hin; er wählt dabey aber nicht; jedes Weib, und die, welche ihn am ſchnellſten befriedigt, alt oder jung, ſchön oder häßlich, iſt ihm recht; er iſt gar nicht delicat, und macht mit den Weibern wenige Façons.

Unſere Damen haben daher keine Rechnung bey ihnen gefunden, und ſind mehr gegen, als für ſie eingenommen. Daher findeſt Du auch viele und recht glühende Patriotinnen unter den Weibern. Haben ſie nicht die gerechteſte Veranlaſſung? Die Franzoſen haben ihre alten Liebhaber theils erſchlagen, theils entfernt, und ſie ſchlecht erſetzt: iſt das nicht genug, um ſie zu haſſen? Die alte Ordnung der Dinge zurück zu wünſchen?

Die Bayern und Würtemberger ſtehen nun noch den Franzoſen weit nach. Du kannſt alſo denken, daß man ſie gar nicht bemerkt.

Hieraus folgt: daß unſere Weiber gar nichts durch den Krieg in ihrer Moralität leiden.

Lächerlich war es, in Berlin die Franzoſen klagen zu hören: wie ſehr ihre Truppen dort invicirt wären. Sie mochten glauben, ihre Leute wären in dieſer Schule ſo ziemlich bewandert; da hatten ſie ſich aber mächtig geirrt. Nach Berlin mußten ihre Feldärzte kommen, um ganz neue Erſcheinungen zu ſehen, welche das veneriſche Gift hervorbringt?

Ein Freudenmädchen in Berlin ſagte öffentlich: Sie habe dem König von Preußen mehr genutzt, wie ſo mancher Officier, denn ſie habe ſo viele franzöſiſche Soldaten angeſteckt, daß Napoleon an ihrer Stelle ein neues Bataillon errichten müſſe.

Wie werden die Franzoſen ſich erſt gewundert haben, als ſie nach Pohlen gekommen ſind, wo dies Gift mit der rohen Natur innigſt gepaart iſt, und ſchon 1793 ganze Dörfer davon angeſteckt waren, ſo daß man es hier durch kein Mittel mehr unterdrücken konnte *).

Was die Einwirkung des Krieges auf dem Bauer in Schleſien anlangt, ſo iſt er gewiſſermaßen wohlthätig.

Der

---

*) In dem Dorfe Pollazewo, im Obernikſchen Kreiſe, Poſenſchen Departements, iſt das veneriſche Gift ſeit 20 Jahren einheimiſch.

Der Bauerſtand war in Schleſien durch die verkehrten Maaßregeln der Regierung und durch die Verdorbenheit des Adels verwöhnt und verdorben; die Franzoſen lehren ihn wieder gehorchen.

Die Regierung nahm die Miene an: als wolle ſie den Bauer gegen den Druck des Adels in Schutz nehmen, ihm ein Eigenthum geben, die Naturaldienſte bald aufheben, bald mildern; und wenn nun der Bauer ſich darauf verließ, der Adel aber ſchrie und klagte, dann erſchienen Modificationen, Declarationen und Warnungen gegen Aufruhr. Der Bauer, der noch immer in der Regierung Friedrichs kräftigen Geiſt wähnte, und die vom Könige unterſchriebnen Edicte, als z. B. das von Erleichterung der Dienſte, in Händen hatte, glaubte: die Landescollegia und die Grundherren befolgten die königlichen Vorſchriften nicht, wenn er ſich gar nicht erleichtert fühlte, und nahm ſeine Zuflucht zur Widerſpenſtigkeit. Dann wurden die Behörden verlegen, ſollten ſie mit Strenge verfahren, oder nicht? Man verſuchte oft Jahre lang vergebens die Güte, ja man gab manchmal ſogar nach: dadurch verlor der Bauer alle Achtung, allen Reſpect für ſeine Obrigkeit. Gegen den Adel und Grundherrn hatte er beyde ſchon lange verloren, denn ſie führten ſich wohl darnach auf. Sie ſtanden in allen Tugenden ſelbſt den rohen Bauern nach. Da die Güther ihre Herren ſo oft wechſelten, und ein jeder derſelben die kurze Zeit ſeines Beſitzes ſo gut, wie möglich, zu benutzen ſuchte, ſo fanden die Bauern ihre Rechnung im Betruge gegen ihren Herrn; ſie verdunkelten die Abgaben, verwirrten die Gränzen, und pflügten den herrſchaftlichen Acker ab, zerſtörten die Forſten, und gingen auf den Raub aus.

Die freyen Bauern in guten Gegenden waren auch ſchon zu reich geworden und im Luxus erſoffen; eine Demüthigung konnte ihnen nicht ſchaden.

Dieſe erhalten ſie jetzt in vollem Maaße. Bauer Spitzbub! iſt den Franzoſen recht geläufig. Widerſpruch gilt nichts, da ſetzt's Prügel.

In Schleſien iſt das Landvolk zum eignen Aufſtande wenig geneigt. Seit Jahrhunderten iſt der Schleſier daran gewöhnt, ſeinen Souverain zu wechſeln, dadurch hat er ſeinen eignen Willen verloren. Gefährlicher iſt das Volk in Brandenburg — Pommern — Magdeburg: Ohne Anreitzung, ohne Leitung dürfte aber auch hier kein Aufſtand entſtehen, ſo wie in Heſſen.

Die Kunſt, die Wiſſenſchaft ſchläft im Kriege; doch kann man nicht ſagen, daß die Franzoſen nach ihrer Vernichtung ſtrebten. Die Politik abgerechnet, mag man drucken laſſen, was man will.

Auf den Geldwerth hat der Krieg in Schleſien einen wohlthätigen Einfluß geäußert, die Papiere ſind gefallen, das Geld iſt geſtiegen; ich habe Dir darüber bereits meine Meynung geſagt. Ich füge nur noch die einzige Bemerkung hinzu: daß nach dem Kriege das Pfand-Creditſyſtem nur mit Mühe aufrecht erhalten werden kann.

Sechszehnter Brief.

Prag.

Du willſt Neuigkeiten von mir aus Pohlen wiſſen, und ob Oeſtreich neutral bleiben wird?

Was das Erſtere betrifft, ſo weiß man in Pohlen ſelbſt nichts Neues; zwey Meilen diſſeits der franzöſiſchen Armee weiß man nichts Zuverläſſiges von dem, was an ihrer Fronte vorgeht, in ſofern es die Bülletins nicht melden.

Bey uns war es anders, da erfuhr man die Pläne der Feldherren lange vorher, ehe ſie ausgeführt waren. Napoleon weiß ſeinem Generalſtaabe Verſchwiegenheit einzuflößen. Wir glaubten dies nicht nöthig zu haben, da wir uns einbildeten, unſere Pläne wären unzerſtörbar.

Einen Spaß muß ich Dir von Poſen erzählen, den mir ein Reiſender mittheilte:

Die Poſener Juden ritten, als Türken maskirt, dem Helden von Marengo, Auſterlitz, Jena ꝛc. entgegen. Als ſie ſeinem Reiſewagen begegneten, ritt einer an den Schlag des Wagens und ſprach:

> Ew. Majeſtäten fürchten Sie ſich nit, mer ſeynd keine Terken, mer ſeynd Pauſener Jüden.

Iſt das nicht ächt jüdiſch?

Oeſtreich hat jetzt die Rolle übernommen, welche Preußen von 1795 bis 1806 mit ſchlechtem Erfolg geſpielt hat. Es bleibt neutral. Es giebt aber dieſer Neutralität durch die Waffen Nachdruck; Preußen that dies blos durch die Feder, die noch obendrein abgeſtumpft war.

Bleibt Napoleon Sieger, dann wird Oeſtreich ſich Schleſien ausbitten; ſiegen die Ruſſen, ſo wird man Servien, Bosnien und Tyrol verlangen.

Oeſtreich, welches voriges Jahr unnöthiger Weiſe den Krieg anfing und ſo ſchändlich beendigte, will nun ſeine Größe auf Preußens Ruin bauen, und im Trüben fiſchen. Es wird eben ſo auf die Finger geklopft werden, wie Preußen.

Oeſtreich und Preußen ſind für Deutſchland das, was Athen und Lacedämon für Griechenland waren *). Der macedoniſche Philipp richtete beyde durch gegenſeitige Eiferſucht zu Grunde, und eroberte dann Griechenland **).

Die bewaffnete Neutralität, welche Oeſtreich aufgeſtellt hat, erſchöpft ſeine letzten Finanzquellen, und ſeine ungeſchickten Finanziers eröffnen ſie auf ſeichten Stellen.

Oeſtreich könnte ſein Finanzübel noch heilen, wenn es das Geld ſuchte, wo es ſich befindet; es ſuchte es aber immer da, wo es nicht iſt: beym Volke; die Großen wiſſen ſich zu eximiren.

---

*) Man leſe: Bruchſtück aus dem XVIIIten Buche des Polybs ꝛc. welches im vorigen Jahre erſchienen iſt.

**) Sollte Napoleon Deutſchland auch nicht erobern, ſo wird ſein Einfluß doch auf dieſes Reich unbeſchränkt ſeyn.

Jetzt ſollen die Ungarn wieder angezapft werden, und doch verſchafft man ihnen keine Debouche's für ihre Produkte.

Oeſtreichs Regierung eilt eben ſo ihrem Untergange entgegen, wie die alte franzöſiſche. Der Egoiſm in den Großen überhört ſtets die beſſern Vorſchläge zur Rettung durch Opfer, welche ſie dem Staate bringen müſſen. Sie ſollten einen Theil ihres Vermögens hingeben, um den Reſt zu erhalten; ſie wollen aber Alles behalten oder Alles verlieren, gleich den erſten beyden Ständen in Frankreich 1788.

Das Intereſſe verblendet die Menſchen ſo ſehr, daß alle Erfahrungen unbenutzt an ihnen vorübergehen. Das Volk ſoll allein den Staat erhalten, es ſoll zahlen, die rohen Produkte erzeugen und Schlachten gewinnen, wofür man ihm ſeinen Muth, ſeinen Patriotiſmus täglich mit 2 Gr. bezahlt. Die Vortheile von dem allen will der Adel genießen, nicht, weil er ihn verdient hat, ſondern weil es ſo herkömmlich iſt. Eine ſo widernatürliche Verfaſſung muß mit der Zeit zu Grunde gehen, und vielleicht jetzt in Oeſtreich am erſten.

Siebzehnter Brief.

Prag.

Was macht der redliche König? fragſt Du. Er iſt mit dem Hofe noch immer in Memel, Köckeritz und Beym ſind um ihn.

Der erſte iſt ganz eigentlich der Freund des Königs. Beym verdient eben ſo ſehr das Zutrauen des Monarchen; er verläßt ihn nicht, und alle, die da glaubten, er werde reſigniren und von ſeinem Vermögen leben, haben ſich geirrt.

Der Charakter des Königs bleibt ſich gleich, und iſt jezt groß durch Beharrlichkeit und Ausdauer. Er will nur mit Ehren und ganz fallen, wenn dies der Wille der Gottheit iſt.

So muß ein Hohenzollern denken! Wie könnte der Nachfolger eines Churfürſten Friedrich Wilhelms II. und Friedrich II. ſeiner wohl würdiger handeln? Er wird dadurch die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen und der Nachwelt gewinnen.

Was die preußiſchen Feldherrn bey Jena zu Grunde richteten, die Ehre, ja den Ruhm der Monarchie, hält Friedrich Wilhelm III. durch ſeine Standhaftigkeit allein aufrecht. Guter, tugendhafter König! kehrt einſt der Frieden auf deine Länder wieder, ſo wirſt du unter denen, die dir dienen, das Gold von den Schlakken unterſcheiden können. Ein ſchweres Gericht wirſt du über ſo viele Schurken unter deinen Großen verhängen, und das Genie und den Patriotism hervorziehen, die jetzt verborgen im Hintergrunde ſtehen.

Achtzehnter Brief.

Prag, im May.

Von Schweidnitz aus überſchritt ich bald die militairiſchen Linien, und bereiſte die von den Preußen beſetzten Gegenden im hohen Gebirge und in der Grafſchaft Glatz. Bisher war mir der Gang, den der preußiſche militairiſche Geiſt nach der Schlacht bey Auerſtädt genommen hatte, völlig fremd geblieben, hier konnte ich mich darüber aufklären; dies geſchah zu meiner großen Freude.

Ob zwar der Fürſt Pleß zur Armee des Königs abgegangen iſt, und bey aller Bravheit kein Feldherrn-Talent zu beſitzen ſchien, ſo iſt doch der jetzige Gouverneur Graf Götzen ein Mann von Kopf und Herzen; Schade, daß er einen kränklichen Körper hat.

Die neue Armee, die er hier ſammelt, iſt nicht unbedeutend. Es ſind größtentheils Landeskinder, die aus dem Innern von Schleſien, den Marken, und ſelbſt aus Pommern heranſtrömen, und dies Corps bilden. Leider fehlt es an Montirungsſtücken, Pferden und Gewehren, um ſolches zweckmäßig zu bewaffnen, es dürfte daher vor dem Sommer nichts Wichtiges unternehmen, und tlos das Eindringen des Feindes in die Grafſchaft Glatz hindern.

Endlich iſt man bey dieſem Corps von den alten Formen abgewichen, welche die preußiſche Armee vor dem Kriege verunſtalteten. Man avancirt Adliche oder Bürgerliche ohne Unterſchied zu Officieren. Der Soldat erhält nur durch eine kühne That ein Anrecht auf eine Unterofficierſtelle, und dieſe bilden die Pepiniere für das Officiercorps. Der Soldat erhält einen höhern Sold, und neue für ſeine Beſtimmung zweckmäßigere Bekleidung. Die Cavallerie iſt glänzend equipirt, und mit Gold faſt überladen. Ich glaube, man will dadurch einen Reiz hervorbringen, dabey Dienſte zu ſuchen. Niemand wird zum Dienſt gezwungen, alle dienen freywillig. Alles, was man damals thun ſollte, als die preußiſche Armee noch exiſtirte, geſchieht jetzt, wo ſie nicht mehr iſt. Es iſt nicht zu läugnen, daß hin und wieder kühne Coups ausgeführt worden ſind, und daß ein neuer Geiſt dieſe Truppen zu beleben anfängt.

Bey der letzten Affaire bey Glatz ſcheiterte der Angriff, da das pohlniſche Bataillon Kropff die Gewehre wieder wegwarf und gefangen wurde. Sieht der Cosmopolit dieſen einſtimmigen Sinn in der pohlniſchen Nation auch gern, da ſie für ihre ehemalige Integrität kämpft, und ihren Feinden nicht dienen will, ſo iſt es von den Preußen auf der andern Seite doch ein Fehler geweſen, daß ſie in Schleſien die pohlniſchen Regimenter nicht auflöſten, ihnen die Gewehre und Montirung abnahmen, und ſie laufen ließen. Die Eroberungen von Glogau und Schweidnitz ſind durch dieſen Fehler mit veranlaßt worden. Welcher Herr wird einen untreuen Bedienten in ſeinem Solde behalten?

Man trägt ſich hier mit dem Gerücht, daß die Franzoſen alle junge Mannſchaft ausheben wollten, um damit ihre Armee zu rekrutiren. Ich glaube es nicht; denn Napoleon wird nie unweiſe handeln. Daß Friedrich die bey Pirna gefangen genommenen Sachſen in ſeine Armee aufnahm, war der unklügſte Schritt, den er im ganzen ſiebenjährigen Kriege machte, und den er oft bereute. Napoleon würde dadurch die preußiſche Armee rekrutiren.

Das Rieſengebirge hat im Verhältniß zum platten Lande wenig gelitten, und faſt gar keine Einquartirung getragen. Der Handel geht noch mittelmäßig, und der Hamburger Cours ſteht ſelbſt 159 H. B. Woher mag das Letztere kommen? Ich glaube, die Franzoſen vermehren die Nachfrage nach Hamburger Papieren. Die Pariſer haben dagegen keine Abnehmer. Sollten die Franzoſen wohl in den engliſchen Fonds ſpielen?

Bey den großen Armeen fällt nichts vor. Fürſt Lichtenſtein vermittelt den Frieden, das iſt gewiß. Mir ſind folgende Dinge ſelbſt in den franzöſiſchen Zeitungen auffallend geweſen:

1. Die Engländer paſſiren die Dardanellen, thun ſo, als wollten ſie Conſtantinopel bombardiren, als aber der Sultan den Frieden ausſchlägt, gehen ſie wieder ins mittelländiſche Meer zurück.
2. Das engliſche Miniſterium wird entlaſſen; die Partey von Wales kommt wieder empor; der engliſche Geſandte wird aus der Türkey zurückgerufen; die Engländer verſuchen nirgends eine Landung.

3. **Napoleon** läßt einige Grenadiere todtſchießen, die ihre Gewehre weggeworfen haben, und es wird in franzöſiſchen Blättern bekannt gemacht.

4. Das ruſſiſche Cabinet übergiebt dem engliſchen eine Note, wodurch die Miniſter in große Verlegenheit kommen.

Fiat Applicatio:

Die Herren Engländer laſſen die Continental-Mächte ſich unter einander erwürgen, um auf Leichenhügeln ihre Trophäen zu errichten. Sie laſſen die preußiſche Induſtrie vernichten, damit die ihrige mehr aufblühe, und die Nachfrage nach engliſchen Waaren verſtärkt werde. Sie ſähen es gern, wenn **Napoleon** immer weiter vordränge, um ſeine Kräfte an einem Felſen zu zerſchmettern; ſie ſuchen nur ihren Vortheil dabey, wenn der Krieg Rußlands Bevölkerung ſchwächt, um ihren Einfluß auf dieſes Land für die Ewigkeit zu begründen. Dies alles zu bewirken, reichen Goldſtücke hin, die nur den kleinſten Theil der Einnahme erſchöpfen, welchen ihnen der Continent zollt. Sie laſſen die Deutſchen und Ruſſen für ihr eignes Geld ſich unter einander todtſchlagen. Dies merkt das blinde Publikum ſo wenig wie die Fürſten; **Napaleon** aber, der es weiß, muß unwillkührlich den Willen der Engländer erfüllen, ſo ſehr er auch dagegen kämpft. Sie hüten ſich wohl, dieſe Kaufleute, Conſtantinopel und die Pforte zu ſtürzen, zu vernichten; ſie würden ſich ſelbſt ſchaden. Ihr Intereſſe allein-erfordert die Integrität des türkſchen Reichs. Den Frieden wollte man durch Drohungen erzwingen; als dieſe nichts fruchteten, ging man wieder zurück. Landungen in Weſtphalen — Holland — Frankreich, könnten die franzöſiſchen Armeen zurück ziehen; es iſt beſſer, man läßt ſie jenſeits der Weichſel.

Endlich hat das ruſſiſche Cabinet eingeſehen: daß die Engländer es zu ihrem Inſtrument machen, daher die Note und die Verlegenheit, daß man es endlich gemerkt hat.

Wenn der franzöſiſche Grenadier das Gewehr wegwirft, ſo beweißt dies ſein Gefühl über die Nutzloſigkeit dieſes Kriegs, er ſieht es nicht ein, daß Napoleon dazu gezwungen wird. Hoffentlich wird alſo der Frieden erfolgen; Napoleon kann ſich den Statum quo vor dem Kriege gefallen laſſen; denn käme er auch an die Newa, die Engländer werden dadurch nicht beſiegt. Friede mit dem Continent, Landung an der Themſe, da liegt das Intereſſe Frankreichs.

Jetzt iſt der Continent ein Vulkan, der ſich ſelbſt vernichtet, und zuſammenſtürzt, wenn er ausgebrannt iſt; die Engländer kommen dann, und ſäen Weitzen in ſeine fruchtbare Aſche.

Wenn Wakes den Frieden will, ſo thut er als Engländer daran ſehr unrecht: Das iſt der Räuberhauptmann, der ſich nach einer friedlichen Laufbahn, häuslichen Ruhe ſehnt, wenn er dahin gelangt iſt, bettet er ſich auf dem Hochgericht; er kann nur im Sturm ſeine Exiſtenz ſichern.

Neunzehnter Brief.

Prag.

Die ſchleſiſche Nation ſcheint alle Energie verloren zu haben, und wird durch die Furcht irre geführt, ja ſelbſt dahin gebracht, dem wahren Intereſſe des franzöſiſchen Gouvernements zuwider zu handeln, indem man glaubt, ihm zu ſchmeicheln. Doch daran ſind die angſtvollen Civilbehörden, die Land- und Steuerräthe und Magiſträte mehr Schuld, wie das Volk.

Dem franzöſiſchen Gouvernement muß daran gelegen ſeyn, den Reichthum und Wohlſtand der Provinz zu conſerviren, um aus dieſer Quelle immer neue Zuſchüſſe zu ſchöpfen; deshalb iſt auch ſehr oft ſchon befohlen und öffentlich bekannt gemacht worden: daß keine Behörde Requiſitionen befriedigen ſolle, die von unbefugten Autoritäten verlangt werden; man ſoll Traineurs, Marodeurs und Plünderer aufgreifen, und in die nächſte von den Franzoſen beſetzte Stadt abliefern, deshalb iſt die Gensd'armerie zur Aufrechthaltung der neuen Polizey errichtet.

Daran kehrt man ſich aber nicht. Man giebt jedem, der fordert, was er verlangt, oft noch mehr, um ſeiner los zu werden; man läßt ſich von einzelnen Soldaten, ſelbſt von Deſerteurs, mißhandeln, und macht in allem den demüthigen Knecht. Zwey oder drey Maroveurs ſetzen Städte in Furcht, die tauſende von Einwohnern zählen, und einzelne zu Hauſe gehende, ohne Päſſe umherſtreifende. Deſerteurs erhalten Vorſpann, und zehren für Rechnung der Communen. Gewiß würde es das franzöſiſche Gouvernement gern ſehen, wenn jede Commune eine Nationalgarde errichtete, ſo wie es in Berlin geſchehen iſt, um dieſem Unfug zu ſteuern. Dies fällt niemanden ein.

Wie würde Napoleon ſtaunen, wenn er erführe, wie auf ſeine Rechnung geraubt und geſtohlen wird, wovon er nichts weiß.

Ein Franzoſe ſagte mir von dem Kayſer:

Il est très juste et très sevère!

Möchte ſeine Strenge dem Gedrückten zu Hülfe kommen!

Zwanzigſter Brief.

Prag.

Du kannſt denken, wie glücklich ich hier im Lande des Friedens bin, da ich den Krieg haſſe, beſonders wenn er, wie dieſer Verwüſtungskrieg, gar keine Tendenz hat.

Der Continent und die Inſel England ſtehen gegen einander in einer wahren Oppoſition. Ich ſehe die Völker des europäiſchen Continents als Bürger eines Staats an; ſie ſollten alle: Spanier, Franzoſen, Deutſche, Ruſſen, Vertheidiger ihrer Freyheit, d. h. ihrer Entwickelungsfreyheit im Phyſiſchen und Moraliſchen, ſeyn, welche England durch ſeinen merkantiliſchen Univerſal-Deſpotism unterdrückt, und ſie erwürgen ſich unter einander, die eine Parthey um dieſen Deſpotism zu erhalten, (Ruſſen und Preußen), die andern, um ihn zu vernichten (Franzoſen).

Hier iſt folgende Flugſchrift erſchienen:

Auszug aus einem Memoire des General-Lieutenants v. Rüchel, datirt Königsberg den 28ſten Februar 1807, nebſt den Bemerkungen eines Augenzeugen.

Wien, d. 14. März 1807.

Schon die Schlacht bey Pultusk war für die Waffen der Alliirten entſcheidend. Kurz vorher gelang es den Ruſſen, die Communication zwiſchen ihrer Armee und dem preußiſchen Corps wieder herzuſtellen, welche durch den Uebergang der Franzoſen über die Weichſel unterbrochen worden war. Die Franzoſen, welche mit überlegener Macht auf allen Punkten angriffen, unterlagen dennoch der ihnen entgegengeſetzten Tapferkeit gänzlich, und mußten, obwohl ſie Bonaparte ſelbſt anführte, mit Hinterlaſſung von 18⸗, bis 20,000 Todten und Bleſſirten, das Schlachtfeld räumen. Noch entſcheidender würde dieſe Schlacht geworden ſeyn, wenn der General Buxhövden den vielfachen Aufforderungen des General Bennigſen Gehör gegeben hätte, und vorgerückt wäre; *) wo er mit einer einfachen Bewegung die ganze franzöſiſche Armee umgehen, und ſie hierdurch einſchließen konnte. Allein Bonaparte's Glück wollte, daß der ruſſiſche General en Chef Graf Kaminskoy **) (ein eben ſo abgelebter als melancholiſcher Mann) durch einige Nachtheile, die General Bennigſen anfänglich erlitt, ſo heftig afficirt wurde, daß er den Verſtand gänzlich verlor, und Buxhövden befohl, ſtehenden Fußes ſich unter die Mauern von Petersburg zurückzuziehen; da er die der damaligen Ueberlegenheit beyzumeſſenden Vortheile des Feindes als eine gänzliche Vernichtung des Bennigſenſchen Corps anſah. Und dem zufolge ward gleich nach der Schlacht im ruſſiſchen Lager Kriegsrath gehalten, Graf Kaminskoy wurde einſtimmig für wahnſinnig erklärt, ihm der Gehorſam von allen Generalen aufgeſagt, und der ganze Vorfall nach Petersburg berichtet; worauf der General Kaminskoy abreiſte, dem General Buxhövden aber, als älteſten nach ihm, das Commando übergab. Hierdurch entſtand bey der Armee eine Art Interregnum, welches der Kayſer Alexander dadurch beendigte, daß er Buxhövden zur Armee in die Wallachey ſchickte, und Bennigſen *) zum General en Chef ernannte. Dieſer Vorfall einer Seits, wie auch anderer Seits die Betrachtung: daß die Gegend, in die man bey Verfolgung der franzöſiſchen Armee nach der Bataille von Pultusk hätte eindringen müſſen, gänzlich von Lebensmitteln entblößt, wie auch die combinirte Armee damals nicht zahlreich genug war, offenſive zu agiren, bewogen den General Bennigſen, ſich trotz des erfochtenen Sieges, rückwärts zu ziehen, um ſich ſeinen Verſtärkungen, die ihm Graf Tolstoy zuführte, zu nähern.

---

*) So geht es immer, wenn der erſte Feldherr ohne Kopf handelt, dann zanken ſich die Unterfeldherren, deren ein jeder fürchtet: der andre möchte etwas mehr Ruhm einerndten, wie er. Einer freuet ſich über das Unglück des andern, ja iſt oft ſo niederträchtig, es mit bewirken zu helfen.

**) Auch der ruſſiſche Kayſer mußte die Erfahrung machen, daß das Alter und die Schwäche in ſeinem Gefolge nicht geſchickt ſind, Schlachten zu gewinnen.

Durch Tolstoy nunmehr verſtärkt, entwarf Bennigſen ſogleich einen Offenſiv=Plan, und fing an die

Fran=

---

*) Bennigſen, der dieſe Maaßregel bewirkte, und Kaminskoy abſetzte, zeigte, daß er ein Mann von Energie war, warum konnte in den zerſprengten preußiſchen Truppen, die ſich bey Magdeburg ſammelten, nicht ein einziger ſolcher Mann angetroffen werden, der durch eine ähnliche kühne That, Magdeburg und die Armee rettete? — Weil er nicht vorhanden war! Wenn das fürchterliche Wetter und die zerſtörten mit Koth bedeckten Landſtraßen, die ausgezehrte Gegend, die Franzoſen nicht am Vordringen gehindert hätten, wie würde es der ruſſiſchen Armee unter einem ſolchen Interregno ergangen ſeyn?

Franzoſen zu drängen, wobey kleine hitzige Gefechte vorfielen, die ſich alle zum Vortheil der Alliirten endigten. Aufgefangene Depeſchen ſowohl, als eigene Nachrichten, entdeckten jedoch dem General v. Bennigſen frühzeitig genug, daß Bonapartes Abſicht dahin gehe: Königsberg als den Mittelpunkt der Verpflegung unſrer Armee coute-qui-coute zu nehmen, dadurch aber die Alliirten von der Küſte und dem Mutterlande abzuſchneiden, und ſie in die moraſtigen Gegenden an der Aller hinein zu manövriren. Bennigſen fand ſich hierdurch veranlaßt, eiligſt gegen Königsberg hin aufzubrechen, leitete ſeine Bewegungen ſo einſichtsvoll, daß Marſchall Bernadotte mit ſeinem Corps nur durch die übertriebenſten Geſchwindmärſche der Gefangenſchaft entging, und in der Gegend von Preußiſch Eylau erreichten ſich beyde Armeen.

Eine allgemeine Recognoscirung, aus der am Ende ein ſehr heftiges Vorpoſtengefecht wurde, ging der großen Schlacht vom 8ten Februar dieſes Jahres voran. Bennigſen ſah ſie kommen, und nahm ſeine Maaßregeln nicht nur als geſchickter, ſondern als großer Feldherr. Folgenden Tages griff Bonaparte auf allen Punkten an, und erſchöpfte ſein militairiſches Genie durch Vervielfältigung der Manövres, und durch die Schnelligkeit ihrer Ausführung, worin bekanntlich die Stärke ſeines Kriegsheeres beſteht. Er that alles, um den Sieg zu erringen. Bennigſen ſetzte ihm die Tapferkeit und die Ausdauer der Seinigen entgegen, und es gelang ihm, die Kunſtgriffe ſeines Feindes unwirkſam zu machen. Der Ort Preußiſch Eylau deckte die Fronte der Alliirten; er wurde nach einem langen und tapfern Widerſtande der Ruſſen endlich genommen, die ſich auf das Corps d' Armee repliirten, welches auf den hinter dieſem Städtchen liegenden Anhöhen ſtand, und von deren Beſtimmung oder Behauptung der Gewinn der Schlacht hauptſächlich abhing. Zu dieſem Sturm ſetzte ſich die ganze franzöſiſche Infanterie, von Bonaparte ſelbſt angeführt, in eine einzige geſchloſſne Colonne. General Bennigſen, der dieſen Angriff voraus ſah, und auf dieſen Augenblick der Entſcheidung ſeine ganze Kraft geſpart hatte, indem er den größten Theil ſeiner Artillerie, nämlich 60 Kanonen, hier auffahren ließ, und ſie mit ſeiner Cavallerie masquirte, hinderte, indem er keinen Schuß zu thun erlaubte, den Feind nicht, ſich ihm bis auf 200 Schritte zu nahen. Allein plötzlich verſchwand ſeine Cavallerie, und ein mörderiſches Kartätſchenfeuer beſtrich die andringende Collonne des Feindes. Die Wirkung ergiebt ſich von ſelbſt, ſie wurde durch den Umſtand noch fürchterlicher, daß nämlich die hinterſten Abtheilungen von Bonaparte unaufhörlich vorwärts getrieben, ſich drängten, und den vorderſten keine Möglichkeit zur Flucht ließen. Nunmehr erfolgte der Hauptangriff der Ruſſen mit dem Bajonet und entſchied auf dieſer Seite den vollſtändigſten Sieg. Noch am 23. Febr. ſah hier ein Augenzeuge über 12,000 Schlachtopfer dieſes mörderiſchen Tages liegen. Nicht ganz ſo glücklich war dagegen anfänglich der rechte Flügel. — Von franzöſiſcher Seits mit überlegener Macht angegriffen, wurde er nach langem und hartnäckigem Widerſtande zurückgedrängt, und während dieſer Zeit ſogar umgangen. Schon ſtand eine Batterie von 40 Kanonen in ſeiner

Flanke, ſchon zeigte ſich im Rücken die franzöſiſche Cavallerie, als der preußiſche General Leſtok die Gefahren wahrnahm, und grade im entſcheidendſten Augenblicke mit ſeiner Reiterey herbey eilte, einhieb, die Franzoſen warf, und mit den Ruſſen, die ſich indeſſen rallirt hatten, vereinigt, auch auf dieſem Flügel den entſcheidendſten Sieg erfocht *).

Nach der einſtimmigen Ausſage aller Gefangenen, die folgenden Tages eingebracht wurden, koſtet den Franzoſen dieſe Schlacht wenigſtens 30,000 Mann Todte und Bleſſirte, 15 Adler, und 10 bis 13 Generale. Ferner wurden zwiſchen dem 8ten und 28ſten über 8000 Gefangene eingebracht, wie auch eine große Menge Artillerie, Munition, Bagage, und Proviſion erbeutet **).

Der Sieg bey Preußiſch Eylau war alſo Ruſſiſcher Seits vollkommen, glänzend und entſcheidend, und dennoch verfolgte Bennigſen die Feinde mit dem Gros ſeiner Armee nicht, ſondern ging, zum Erſtaunen der ganzen politiſirenden Welt, abermals — rückwärts; jedoch abermals rechtfertiget ein glänzender Erfolg die Weisheit dieſer Maaßregel. Denn, theils hatte er ſeine ganze Munition verſchoſſen, theils benutzte er dieſen Zeitpunkt, ſeine Armee ausruhen zu laſſen, und ſie ſchnell wieder zu ergänzen; indem er von der bey Grodno ſtehenden Reſerve 25,000 Koſaken an ſich zog, deren er zu noch

---

*) Die Preußen haben hier ſich ihres alten Namens wieder würdig gezeigt, warum? Weil nun ein tüchtiger General an der Spitze ſtand.

**) Dieſe Notiz iſt übertrieben, ihr widerſpricht ſelbſt der Bericht des General Bennigſen an den Kayſer.

kräftigerer Verfolgung und Aufreibung der geſchlagenen Armee nöthig hatte; endlich hätte er auch der geſchlagenen Armee, die in ſchnellen Märſchen der Weichſel zu eilte, den Uebergang über dieſen Fluß nie gänzlich ſtreitig machen können *).

Die Erfahrung hat dieſes Calcul beſtätiget, und alles was geſchah, geſchieht und geſchehen wird, beweiſet, daß Bennigſen nicht nur ein Held, ſondern auch ein Menſchenkenner iſt. Denn wahrſcheinlich, nach dem Maaßſtabe ihres eigenen Verluſtes, denjenigen der combinirten Armee eben ſo ungeheuer abmeſſend, hoffte der Feind, man würde die feſte Poſition am Pregel ebenfalls verlaſſen, und Königsberg, das Ziel aller ihrer bisherigen Operationen, entblößen. Auf die Nachricht des Rückzuges der ruſſiſchen Armee, wandten ſich die flüchtigen Franzoſen ſogleich wieder um, nannten ſich Sieger, und drangen aufs neue vor. Nunmehro aber rückte ihnen Bennigſen entgegen, deſſen Kriegsheer durch das Preußiſche und Eſſenſche Corps, durch die an ſich gezogene Verſtärkung, und durch die nächſte Reſerve bis auf 300,000 Mann angewachſen war, wogegen die franzöſiſche Armee nur noch aus 70 bis 80,000 Mann beſtand. Nicht vermögend dieſer Uebermacht die Spitze zu bieten, iſt die Reihe des Rückzuges nunmehro zum zweytenmale an ihr, und die Reihe eines anhaltenden Vorrückens auf Ruſſiſcher Seite. Bey Thorn wird ihnen der Uebergang über die Weichſel ungemein

---

*) Das iſt wohl nur ein Deckmantel. Die ruſſiſche Armee war wohl ſo zugerichtet, daß ſie nicht vorrücken konnte, ſonſt würde ſie nicht geduldet haben, daß Napoleon Elbing und die fruchtbaren Gegenden an der Niederweichſel einnahm.

erſchwert, da die dortige Brücke durch den Eisgang ruinirt iſt, und man kann mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit ihre totale Niederlage und Vernichtung voraus ſagen, noch ehe ſie den Uebergang über die Weichſel möglich machen können *).

Kayſer Alexander allein ſtellte in kurzer Zeit eine bewaffnete Macht ins Feld, die jedwedem eine hohe Idee von der Energie dieſes Monarchen in Befolgung ſeines für die Ruhe Europens ſo heilſamen Planes beybringen muß, 600,000 Mann, nicht auf dem Papiere, ſondern in der Wirklichkeit, bilden eine Landmiliz, die die Pflanzſchule der Armee, und der unerſchöpfliche Behälter iſt, aus welchem dieſe immerfort ergänzt und vollzählig erhalten werden kann. Außerdem allen ſteht noch eine Reſerve von 45,000 Menſchen jenſeits Riegau, und eine zweyte eben ſo ſtarke bey Grodno; England ſchiffte 35,000 Mann ein, wovon 20,000 wirklich gelandet ſeyn ſollen **). Ihre Abſicht iſt, die Hanöverſche und Heſſiſche Armee zu organiſiren, und da ſie keinen Widerſtand bey ihrem Unternehmen finden, ſo läßt ſich von ihrer Diverſion allerdings viel erwarten. Ob Schweden mit 10 oder 20,000 Mann in Pommern landen würde, hängt nur noch von der Uebereinkunft mit England ab; auf jeden Fall aber agirt es in Kurzem. Die Preußiſche Armee, welche nun als verſprengt und momentan geſchwächt, nicht aber als gänzlich beſiegt und vernichtet betrachtet werden kann, dürfte, da die Eroberung der wichtigſten Provinzen wahrſcheinlich das Reſultat des nächſten Monats ſeyn wird, alsdann neu organiſirt, und im reſpectabeln Zuſtande bald wieder im Felde erſcheinen *).

---

*) Der Erfolg hat dieſe Notiz als unwahr erwieſen. Wären die Ruſſen ſo ſtark, die Franzoſen ſo ſchwach geweſen, wie hier angegeben wird, ſo wäre es wohl das größte Wunder, daß Napoleon noch jenſeits der Weichſel ſeine alte Poſition inne hätte?

**) Die Engländer hüteten ſich dafür.

Was an obigem wahr iſt oder nicht, kann ich hier nicht beurtheilen, dem Geſchichtsforſcher iſt es von Wichtigkeit, beyde ſtreitende Partheyen zu hören.

Aus Glatz habe ich anliegendes Bulletin erhalten, welches das dortige Gouvernement ausgegeben hat:

Auf Befehl eines hohen Königlichen General-Gouvernements.

Glatz, den 27ſten Aprill 1807.

Um eine eigene Zeitung hier herauszugeben, ſind die Quellen nicht hinreichend; denn entlehnt aus fremden Zeitungen würde man wenig Wahres ſchreiben, und Privat-Nachrichten ſind nicht zuverläßig genug. Ein Königliches General-Gouvernement hat ſich daher entſchloſſen, jede zuverläßige Nachricht, die daſſelbe erhält, und welche auf die Perſon und Familie unſeres Monarchen, auf Seine und Seiner hohen Alliirten Armee Bezug hat, durch Flugblätter bekannt zu machen, und dieſe ſo viel möglich verbreiten zu laſſen. Den Anfang macht gegenwärtiges Blatt, welches jedem treuen An-

---

*) Zwey Monate ſind verfloſſen, und dieſe Prophezeyung iſt noch nicht in Erfüllung gegangen.

Ob Bennigſen, (wenn obiges alles wahr iſt) den Fabius Cunctator mit Erfolg ſpielen wird, das muß der nächſte Feldzug zeigen.

hänger ſeines Königs, ſelbſt bey jetzigen traurigen Zeiten, eine frohe Stunde ſchaffen wird. Möchten doch bald mehrere dieſer Blätter erſcheinen können!

Auszug aus officiellen Briefen aus Memel vom 8ten April *).

Der hohe Alliirte, der treue Freund unſeres Monarchen, Rußlands erhabener Kaiſer, Alexander der Erſte, iſt am 2. April hier eingetroffen und nach einer kurzen Anweſenheit von zwey Tagen mit unſerm Könige zur Armee abgegangen. Seine Kaiſerliche Hoheit, der Großfürſt Conſtantin hatte zu der Zeit mit ſämmtlichen Kaiſerlichen Garden und der Petersburger Garniſon ſchon die Memel paſſirt und ſollte ſich in den nächſten acht Tagen mit der Armee, unter den Befehlen des General von Bennigſen, vereinigen.

Das von ihm geführte Corps beſteht aus 32 Bataillons, 27 Schwadronen und 91 Kanonen, zuſammen aus 25000 ſtreitbaren Männern. Der General Berg ſollte einige Tage ſpäter mit 13 Bataillons eintreffen, und die zweyte Reſerve-Armee von 54 Bataillons und 30 Schwadronen ſollte im Laufe des Mays auf ihren Poſten ſeyn.

Seiner Majeſtät unſer erhabener Landesherr und deſſen ganze hohe Familie genießen des vollkommenſten Wohlſeyns.

---

*) Dieſe Notizen ſcheinen viel Uebertriebenes zu enthalten, und beſtätigen ſelbſt die Unrichtigkeiten, welche obige Flugſchrift inſofern enthält, als man größere Erfolge erwartet hat; wenn damals (S. Seite 196.) die ruſſiſche Armee ſchon 300000 Mann ſtark war, ſo würde ſie jetzt nach ſolchen Verſtärkungen 400000 Mann ausmachen.

Wiener Hofzeitung vom 18. April 1807.

Dieſe enthält folgende Briefe aus Königsberg, Danzig, Pillau und Pregel.

Königsberg den 25. März. „Unter den Gefechten, welche ſich bisher unter dem Kommando des Hettmann, General-Lieutenant Platow, zugetragen haben, verdient vorzüglich die Affaire vom 12ten dieſes, welche in der Gegend von Altkirch, nahe bey Guttſtadt vorfiel, bemerkt zu werden. Der Feind hatte ſich den 12ten dieſes des Morgens mit ſeiner ganzen Vorpoſten-Chaine von Zechern, Peterswalde, Maveon und Wormditt zurückgezogen; die Koſaken folgten ihm jedoch beſtändig mit Behutſamkeit auf dem Fuße. Der Hettmann ſelbſt war an der Spitze; es ging über Peterswalde bey Gronau vorbey und auf Altkirchen zu, in welchem Dorfe aber der Feind gefunden wurde. Es blieb dem ungeachtet alles im Avanciren; der Hettmann ſtieg vom Pferde ab und ertheilte den Befehl: daß ein Theil der Koſaken abſitzen und zu Fuß tiralliren mußte; die Anordnung dazu geſchah von ihm perſönlich unter dem beſtändigen kleinen Gewehrfeuer, und von ſeinen Adjutanten umgeben. Das Manöver, ſo gänzlich unbekannt es auch den Koſaken übrigens ſeyn mochte, ward dem ungeachtet von ihnen mit der größten Geſchicklichkeit ausgeführt, während dem die übrigen zu Pferde gebliebenen Regimenter mit der größten Kontenance ſtill hielten, und das Weitere erwarteten. Der Feind kam unterdeſſen aus dem Walde zwiſchen Peterswalde und Altkirch heraus; aber kaum hatte er ſich blicken laſſen, ſo ſchickte der Hettmann einen ſeiner Adjutanten ab, um dem zunächſt ſtehenden Koſakenregiment den Befehl zum Angriff zu überbringen, der auch auf das Vollkommenſte gelang. Hierauf kam der Feind mit aller Macht aus dem oben erwähnten Walde hervor, und führte auch Geſchütz mit ſich. Da man nun nicht die Abſicht zum Batailliren, ſondern bloß nur zum Zweck hatte, die Bewegungen des Feindes aufzuklären, ſo ließ der Hettmann mit der weitern Attaque inne halten, ſtellte ſich zwiſchen Gronau und Altkirch, und wartete den Abend ab. Er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier in Gronau, vertheilte die übrigen Pulks auf die nahgelegenen Dörfer, und ließ 30 Mann kommandiren, welche das Geſchäft erhielten, den Feind die ganze Nacht über in Altkirch zu allarmiren. Dieß geſchah auch mit ſolcher guten Wirkung, daß ſich der Feind genöthigt ſah, während der Nacht noch mehrere beträchtliche Verſtärkungen von Guttſtadt herbeyzuholen. Aber trotz derſelben, und trotz dem, daß der Feind den Wald zwiſchen Altkirch und Peterswalde beſetzt behielt, hielt der brave Hettmann dennoch mitten unter ſeinen Koſaken aus, auf deren unverbrüchliche Treue er ſich aber auch mit Beſtimmtheit verlaſſen kann. Den 13ten und 14ten blieb er, mit dem Bewußtſeyn, daß der Feind etwas zu unternehmen ſich nicht unterſtehen würde, in Gronau und der Gegend ſtehen. Der Feind wagte auch keinen Schritt, und der Hettmann eilte, nachdem er dem ausgezeichneten und braven Fürſten Bagration das Kommando überließ, nach dem linken Flügel der Armee, wo er mit dem nämlichen Einfluß auf die untergebenen Truppen wirken wird. Täglich läßt er durch ſeine Koſaken dem Feinde Gefangene, und oft zu hunderten abnehmen; unter dieſen befinden ſich gewöhnlich viele Inſurgenten.“

Königsberg, d. 28. März. Die Arangements in Pillau und Memel zur Einſchiffung für die Danziger Garniſon, ſind mit aller nur erdenklichen Thätigkeit betrieben worden; alle Kräfte wurden aufgebothen, um dieſen für den Augenblick wichtigen Zweck mit Schnelligkeit durchzuſetzen. Es iſt aufs glücklichſte gelungen; und alles zur erwähnten Beſtimmung in Danzig eingetroffen.

Danzig, vom 25. März. Die Kriegsereigniſſe haben ſeit mehreren Tagen den Spielraum für unſere Truppen um unſere Stadt herum bedeutend eingeſchränkt, indeſſen iſt der Feind, ſo lange er nicht ſchwereres Geſchütz an ſich herangezogen hat, nicht im Stande, der Stadt beſondern Schaden zuzufügen. Alle möglichen Arangements zu ſeinem guten und nachdrücklichen Empfange ſind getroffen; unſere Werke ſind in dem reſpektabelſten Zuſtande; die Artillerie und übrigen Truppen in der ſolideſten Verfaſſung; die Ammunition- und Proviant-Magazine mit ungeheuern Vorräthen gefüllt, und außer denen ſchon über die Nehrung erhaltenen Truppen-Verſtärkungen ſind noch ſehr anſehnliche und bedeutende andere ruſſiſch- und preußiſche Verſtärkungen aus Memel und Pillau zur See in Bewegung geſetzt worden, welche wir nun in wenigen Tagen erwarten. Außer einigen kleinen Recognoscirungen und Neckereyen bey der Veſtung, iſt noch nichts Bedeutendes vorgefallen; einzelne Kanonenſchüſſe geſchehen verſchiedentlich, um die Keckheit des Feindes in Schranken zu halten. Die Vorfälle ſeit dem 19ten März ſind kürzlich folgende: Am 19ten März blieb es bis auf ein kleines Scharmützel bey Fahrwaſſer ziemlich ruhig. Den 20ſten ging ein ſtarkes franzöſiſches Corps, welches auf 4000 Mann angegeben wird, beym Haupt, bey Stegen und bey Stutthoff, vermittelſt Prahmen, über die Weichſel; das Detaſchement im Haupte wurde geworfen, und die unterhalb davon, zwiſchen Stutthoff und dem Haupt geſtandenen Truppen wurden von erſteren dadurch getrennt, und nahmen ihren Rückzug nach Pillau. Das ſtarke Pulk Koſaken des Majors v. Barabanczyw kam mit dem v. Krokowſchen Freycorps dem Corps des Generals v. Rouquet zu Hülfe, der ſich nach Krokau hatte zurückziehen müſſen. Es ward ſehr lebhaft zwiſchen beyden Theilen charmuzirt, und Major Graf Krokow attaquirte mit großer Lebhaftigkeit; da ſich der Feind aber mit weit überlegener Macht auf der Nehrung feſtgeſetzt hatte, ſo glückte es ungeachtet aller angewandten Mühe nicht, den Feind wieder aus ſeiner Poſition zurückzuwerfen, und unſere Truppen zogen ſich gegen Weichſelmünde zurück. Den 21ſten März ward die Garniſon von Fahrwaſſer mit 1400 Mann verſtärkt; das Krokowſche Freycorps und zwey Regimenter Koſaken gingen nach Fahrwaſſer, und kaum waren ſie eingetroffen, ſo attaquirten die Pohlen wieder auf die daſelbſt befindliche Schanze; ſie wurden jedoch abermals zurückgeſchlagen; Oberſt Popon und Graf Krokow trieben ſie bey dieſer Gelegenheit bis Oliva, und zu gleicher Zeit geſchah von hier aus der Veſtung ein lebhafter Ausfall durch preußiſche Cavallerie und Koſaken, unter den Oberſten von Maſſenbach und Malachow, welche durch Grenadiere unterſtützt wurden. Der Feind wurde bis über ſein Lager von Wennenberg hinausgetrieben, und dieſes von den Koſaken angezündet. Ungefähr 60 Feinde wurden bey dieſer Gelegenheit von den Koſaken erſtochen.

Eine Koſaken-Patrouille von einem Kornet und 7 Mann, holte aus dem Dorfe Krokau, auf der Nehrung, wo das übergegangene Corps, unter dem General Schramm ſteht, einen Capitain und zehn Gefangene. Ueberhaupt wurden an dieſem Tage zwey Capitains und 60 Mann gefangen gemacht. Der Feind verſchanzte ſich im Walde bey Krokau; er ſcheint dieſe Poſition darum genommen zu haben, weil es der ſchmalſte Theil der Nehrung iſt. Dieſes Schrammſche Corps beſteht aus einem Bataillon von 2 Chaſſeur-Regiment, zwey Bataillons Sachſen, zwey Bataillons Pohlen und einer Eskadron Chaſſeurs zu Pferde. Den 22ſten März rückte der Feind vor, um vermuthlich die Preußen aus Zigantendorff zu delogiren, replicirte ſich aber ſogleich wieder, als unſre Piquets vorrückten.

Pillau, vom 25ſten März. Geſtern ſind die erſten ruſſiſch-kayſerlichen Truppen, welche zur Verſtärkung der Garniſon von Danzig beſtimmt ſind, aus dem hieſigen Hafen nach ihrer Beſtimmung ausgelaufen. Nicht allein die Geſchäftigkeit, welche ſeit den wenigen Tagen, die zu der Inſtandſetzung der Transport-Fahrzeuge erforderlich waren, verbreitete eine ungemeine Lebhaftigkeit in allen Theilen unſers Orts; ſondern vorzüglich der geſtrige Tag gewährte uns einen höchſt erfreulichen Eindruck, als die braven ruſſiſchen Krieger die Fahrzeuge beſtiegen, und aus dem Hafen ſteuerten. Der Wind war ungemein günſtig; die Stimmung der Soldaten heiter und vergnügt; mit lautem Hurrah verließen ſie die Küſte, und noch lange wurde von der See ihr kriegeriſch-munterer Geſang an unſern Ufer gehört. Da der gute Stand des Windes heute wieder die Fahrt begünſtigt, ſo werden die übrigen Transportſchiffe gegen Mittag auslaufen.

Pillau, vom 27ſten März. Von einigen bereits zurückgekommenen Schiffscapitains, welche mit ruſſiſch-kayſerlichen Verſtärkungstruppen, von hier nach Danzig unter Segel gingen, erfahren wir ſo eben, daß die Landung aller Truppen bereits glücklich erfolgt iſt. Unweit Neufahrwaſſer ſind die Danziger Lotſen entgegen gekommen, und haben ſie auf der Rhede eingeführt. Um zehn Uhr früh in dem nehmlichen Augenblick, wie die erſten Truppen ans Land geſetzt wurden, machte das v. Krokowſche Freycorps auf Neufahrwaſſer, ſo wie die Danziger Garniſon einen Ausfall; das v. Krokowſche Freycorps wurde zwar anfangs etwas zurückgedrängt, und zog ſich unter die Batterieen von Neufahrwaſſer zurück; die Batterieen brachten jedoch den Feind ſogleich zum Weichen, und das Freycorps verfolgte ihn mit der größten Lebhaftigkeit, wobey der Feind einen beträchtlichen Verluſt gehabt haben ſoll. Um zwölf Uhr Mittags hat auch die Kanonade bey Danzig wieder aufgehört; da man aber einmal ſogleich wieder zurück zu ſegeln beſchloſſen hatte, ſo iſt die Nachricht von dem Ausgange jenes Gefechts nicht abgewartet worden. Die Schiffer erzählen übrigens, daß die ruſſiſch-kayſerlichen Truppen bey der Ausſetzung nicht den Augenblick der Anlangung hätten erwarten können, und von Ungeduld und von Begierde gebrannt hätten, um bey dem Gefechte, welches ihnen der Geſchützdonner der Veſtung angekündigt hatte, nichts zu verſäumen. So wie die Umſtände einigermaßen eine Rangirung in Reih und Glieder zugelaſſen haben, ſind ſogleich die Gewehre geladen worden, und bey der Abfuhr des Schiffes ſind ſie ſchon in Bewegung geweſen, um an dem Gefechte bey Neufahrwaſſer den gewünſchten Antheil zu nehmen.

Paſſenheim, den 25ſten März, Nachmittags halb vier Uhr. Geſtern, als am Tage, wo Alexander I. den ruſſiſchen Thron beſtieg, glaubte man dieſen Tag nur durch eine Unternehmung auf den Feind feyerlich beachen zu können. Die vorgegangenen Ereigniſſe hatten aber den Feind etwas weiter, als gewöhnlich entfernt, und man mußte ſich daher begnügen, dieſen Tag nur zu den Vorbereitungen zu verwenden, die man zum heutigen Angriff auf den Feind nöthig hatte; das heißt: zu einer zweckmäßigen Zuſammenziehung der Koſaken. — Es geſchah dieſe Zuſammenziehung ſo, daß das ganze zum Angriff beſtimmte Koſaken-Corps in Wapplitz, Schwirgſtein und Georgensgut am 24ſten des Abends zuſammen war. Der Hettmann hatte ſein Hauptquartier in Schwirgſtein; der von den Koſaken dieſes Unternehmens wegen verlaſſene Poſten von Ortelsburg wurde mit vier Eskadrons von Schaplitz Haſſaren und zwey reitenden Kanonen interimiſtiſch beſetzt. Am 25ſten d. Morgens um 1. Uhr, ſtand der Hettmann von dem Strohlager auf, auf welchem er wenige Stunden geruhet hatte; er ließ die Generale und Commandeure zu ſich kommen, ertheilte denenſelben die nöthige Inſtruktion, und es verging keine halbe Stunde, ſo waren alle Colonnen bereits im vollen Marſch. Die rechte Flügel-Colonne ging gerade auf Omuleff. Die linke Flügel-Colonne auf Malga, die Mitte, bey der ſich der Hettmann ſelbſt befand, ging über Jetwabno und Schuchtſchen gerade gegen Dembowitz vor. Dieſe den Colonnen zum Ziel geſetzten drey Punkte waren vom Feinde beſetzt. Mit Tages Anbruch fing die Attaque an; in Omuleff und Omuleff-Ofen war der Feind vorzüglich ſtark, beſonders an Infanterie und ſchwerem Geſchütz. Dieſe Colonne Koſaken, unter der Anführung des ſich ſtets rühmlichſt ausgezeichneten Oberſten von Carpow, konnte daher nicht ganz der Abſicht entſprechen; zwar machte dieſe Colonne etliche 20 Gefangene, indeſſen verlor ſie an 8 bis 9 Mann, und zum allergrößten Bedauren auch ihren Führer, den braven Obriſt von Carpow, der auf der Stelle blieb, von ſeinen Koſaken aber mitgenommen wurde. Die mittelſte Colonne bekam in Dembowitz ſelbſt, da es der Feind ſchon verlaſſen hatte, wenig zu thun; ſie wirkte indeſſen zum Beſten der andern vollſtändig mit. Die linke Flügel-Colonne, unter Commando des Generals von Geloweisky 5., war beſonders glücklich; ſie warf den Feind gleich aus Malga, oder Ruda genant, heraus, fiel nachher in ſeine retirirende Cavallerie und Infanterie, tödtete mehr den 300, und machte 1 Oberſten, 1 Oberſtlieutenant, 6 Officiere und an 200 Mann Gefangene, alles Inſurgenten. Das Gefecht war ſehr rühmlich für die braven Koſaken, doch tief fühlte ein jeder den Verluſt des braven Oberſten von Carpow; ſeinen Werth ergab die Thräne im Auge des ehrwürdigen Hettmanns. Bemerkenswerth nach dieſer Affaire war die menſchenfreundliche Behandlung der Bleſſirten; ſelbſt die Generäle der Koſaken verbanden, bey Mangel an Aerzten, den bleſſirten und gefangenen Oberſten; für die übrigen Gemeinen wurden Fuhren zum Transport herbeygeſchafft. Längs dem

Omuleff ſtehen größtentheils bis nach Willenberg Inſurgenten.

Pregel, vom 27ſten März. Den von Bartenſtein eingegangenen Nachrichten vom 19ten zufolge, war der Marſchall Davouſt mit ſeinem Corps in und bey Allenſtein eingetroffen; zwiſchen dieſem und Maſſena ſteht der Prinz Murat mit ſeiner ganzen Cavallerie. In Guttſtadt befindet ſich noch der Marſchall Ney, und der Marſchall Soult ſoll Liebſtadt beſetzt haben. Der Marſchall Bernadotte hat ſein Corps gerade gegen Wormditt verſammelt, und die Paſſarge beſetzt. Das Hauptquartier des Kaiſers Napoleon iſt noch in Oſterode.

Man ſagt, der Feind habe ſeine Marſchälle mit ihren Corps hieſelbſt wirklich ſtationirt, um eine Demonſtration zu machen: indeß bedeutende Truppentheile die Blokade von Danzig verſtärken ſollen, auch interimiſtiſch in der Niederung ſich kleiben und plündern. Das Eine könne möglich ſeyn, das Andere bedenklich; inzwiſchen ſind wir jetzt über das Schickſal Danzigs vollkommen beruhigt. Außer der anſehnlichen Beſatzung, welche ſchon dort vorhanden war, ſind nicht allein bedeutende Verſtärkungen an Infanterie und Cavallerie, ſowohl ruſſiſcher als preußiſcher Seits, zu Danzig wirklich angelangt, ſondern es wird mit nächſten auch eine ruſſiſche Flotte vor dieſem Hafen kreuzen, bis die Landung der Engländer realiſiret iſt; wozu noch kommt, daß, laut Nachrichten aus Stralſund, die braven Schweden ſich in die größte Thätigkeit verſetzt haben, um an dieſen Kriegsoperationen der coaliſirten Armeen einen ſo ſchleunigen als bedeutenden Antheil zu nehmen; auch heißt es, daß

Schweden eine Scheerenflotte für die pommeriſchen und hieſigen Küſten in Bewegung ſetzen werde.

Vor ungefähr drey Wochen haben die würtembergiſchen und heſſiſchen Truppen einen Sturm auf die Veſtung Graudenz verſucht, das Unternehmen iſt ihnen aber ſchlecht bekommen, und ſie ſind mit ſehr bedeutendem Verluſt zurückgeſchlagen worden.

Auszug aus dem officiellen Berichte über die Gefechte, welche vom 1ſten bis zum 4ten April in der Gegend von Stralſund zwiſchen den ſchwediſchen und franzöſiſchen Truppen vorgefallen ſind.

Nachdem der General-Gouverneur von Schwediſch-pommern, Baron von Eſſen, in Erfahrung gebracht, daß die feindliche Macht ſich beträchtlich vermindert hatte, ſo gab er am 1ſten April den Befehl zu einem Ausfall aus Stralſund. Er theilte die hiezu beſtimmten Truppen in zwey Colonnen, übernahm ſelbſt die Führung der einen, und vertraute die andre dem General-Lieutenant Baron von Armfeld. Nach mehreren mehr oder minder blutigen Gefechten bemächtigten ſich dieſe beyden Generale am 2ten und 3ten der Städte Greifswalde, Anklam und Loitz; zwangen den Feind das ganze Land zu räumen, und das Hauptquartier des General Baron von Eſſen befand ſich zu Demmin. Seine Vorpoſten erſtreckten ſich bis Paſewalck, und er hatte einzelne Detaſchements abgeſchickt, um die Städte Roſtock und Schwerin zu beſetzen, wo, wie man wußte, der Feind ſehr ſchwach war.

Die ſchwediſchen Truppen machten bey dieſer Gelegenheit über 1000 Gefangene, unter denen ſich 20 Officiere befinden; ſie bemächtigten ſich zweyer feindlichen Magazine in Greifswalde und Anklam, deren Werth auf eine halbe Million Thaler geſchätzt wird, und es fielen noch außerdem mehr als 1200 Gewehre, 60 Bagagewagen und viele andre zur Equipirung und Bewaffnung gehörende Sachen in ihre Hände.

Als Folge der Zufriedenheit Seiner Majeſtät über dieſe Gefechte iſt der General-Lieutenant Baron von Eſſen zum General der Cavallerie, und der General-Lieutenant Baron von Armfeld zum General der Infanterie ernannt worden.

Die Depeſchen, welche Unterzeichnetem dieſe Nachrichten mitgebracht haben, ſind aus Malmö vom 7. April und hier in Wien am 18ten dieſes Monats eingetroffen.

Graf von Düben,
Königl. Schwediſcher Geſchäftsträger am
K. K. Hofe.

Glatz vom 27. April. Sichere Privatbriefe enthalten noch folgende Nachrichten: In den Gefechten zwiſchen den Schweden und Franzoſen iſt erſtern eine Caſſe von 4000 Louisd'or in die Hände gefallen. Der franzöſiſche commandirende General, Marſchall Mortier, ſoll den Befehl erhalten haben, einen Sturm auf die Veſtung Stralſund zu wagen, und ſich, im Fall dieſer mißlänge, nach Colberg zu wenden. Dieſer Plan wurde den Schweden verrathen, und Marſchall Mortier, der dieſes erfuhr, hielt es nun für bedenklich, den Sturm zu unternehmen. Daher fing er an ſeine Truppen nach Colberg defiliren zu laſſen, und zwey ſeiner Regimenter waren ſchon nach Stettin abmarſchiert. Nun erfolgte der Ausfall, und die feindlichen Retranchements wurden erſtürmt.

Briefe aus Berlin verſichern, daß die ganze Gegend von franzöſiſchen Flüchtlingen, die zu zwanzig und dreyßig ankämen, wimmle, und daß der Schreck daſelbſt ſo groß ſey, daß die franzöſiſchen Büreaus einzupacken anfangen.

Zum Beweiſe der Zufriedenheit mit dem vortrefflichen und ausgezeichneten Betragen unſeres General-Lieutenants Leſtock haben Sr. Majeſtät der König demſelben den ſchwarzen Adlerorden und 10000 Stück Dukaten gegeben. Des Ruſſiſchen Kaiſers Majeſtät aber den Alexander-Newskyorden und eine prächtige goldene mit Brillanten beſetzte und mit Höchſtihrem Portrait gezierte Doſe, deren Werth auf 36000 Rubel geſchätzt wird.

Ein geſtern hier eingelaufenes Auswechſelungsſchreiben von der an der Weichſel ſtehenden Franzöſiſchen Armee iſt vom 8. April und aus dem Hauptquartier dieſer ſogenannten großen Armee, zu Roſenberg, datirt. Hieraus erhellt, daß dieſe Armee über ſechs Meilen weit zurück nach der Weichſel zu gegangen iſt.

Wir ſehen daher ſehr wichtigen Auftritten dort entgegen, und alle Nachrichten ſind geeignet, den Muth des ächten preußiſchen Patrioten zu heben, und ihn in der Hoffnung zu beſtärken, daß er bald dem vielgeliebten Monarchen ein: Lange lebe unſer König! freudig werde entgegenrufen können.

An dieſes Büllетin war der Aufruf angeſchloſſen, den ich Dir hierdurch mittheile:

Aufruf an die braven Männer in Schleſiens Gebirgen.

Friede! war Friedrich Wilhelms Wille! Krieg! das Gebot ſeines Volkes! *) Unglück! im Gefolge; **) ſchändlicher Verrath ***) im Hinterhalt! Doch! bald wird ſich das dunkle Ungewitter theilen, und es wird deſto heller das Herz Friedrich Wilhelms auf dem Throne glänzen. Wiſſet, brave Männer und Landleute, daß an der Weichſel die treueſten der Nation um den König und die Königin ſich ſammelten, daß ſchon ein furchtbarer Haufen von mehr als 70,000 Mann dort täglich bereit ſteht, die Schmach zu rächen; daß Kaiſer Alexander, treu ſeinem Gelübde am Grabe des Einzigen, ſchon 200,000 Mann Ruſſen an die Seite ſeines königlichen Freundes ſtellte. Schon hat der Kampf glücklich begonnen. — — Die Feinde ſind zu zählen. Ohne Ehre, ohne Freyheit, ohne Sicherheit des Lebens und Eigenthums iſt das Leben keine Bohne werth. Und welcher Staat dürfte ſich einer größeren inneren Sicherheit rühmen, als der unſrige? ſelbſt jeder Franzoſe beneidet uns darum.

---

*) Iſt wahr. Daß Friedrich Wilhelm dem Gebot ſeines Volks, (es war der unklügſte Theil) nachgab, hätte er als Souverain nicht thun ſollen; hatte er zehn Jahr den Frieden erhalten, ſo war es warlich 1806 nicht mehr Zeit zum Losſchlagen. Rußlands Zweck in dieſem Kriege hat ſich jetzt durch die beabſichtigte Eroberung der Türkey gezeigt. Wartete Preußen den Einfall der Ruſſen in die Wallachey ab, dann zog ſich das Ungewitter dort hin, und nicht ins nördliche Deutſchland.

**) Das Unglück iſt Zufall; die Eroberung Preußens bewirkte nicht Zufall, ſondern Geſchicklichkeit auf einer, Ungeſchicklichkeit auf der andern Seite.

***) Dieſer ſchändliche Verrath war freylich von keinem Sterblichen, am wenigſten vom guten König vorauszuſehen.

Waren es nicht die Schleſier, die Europa bey Wahlſtadt von den Tartaren befreyten, die unter Friedrich alle Völker beſiegten?! — *) 10,000 undankbare Deutſche, — mehr ſind es nicht, — verheeren unſer Land, bewohnt von mehr als drey Millionen **). Schleſier! An euch dachte der brave, rechtlichſte König, wie ein treuer Vater an ſeine Kinder in Gefahren denkt. Von ihm gilt das hohe Wort: Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt. Im kleinen unbequemen Bürgerhauſe theilt die bravſte, holdeſte Königin den Kummer für ſein Volk. Schleſier! Der Gedanke an euch, an eure Treue war Ihr mehr als Troſt. Ein Augenzeuge ſagt euch dies. — Der Gedanke werde zur That! Auf! rüſtet und waffnet euch, und eilet in die Veſten, die zum Schutze des Landes euch offen ſind. Dort, nach Völkerpflicht, im Waffenrock, werdet ihr bald kampffähig ſeyn, und euer Muth wird euch zu Siegern bilden. Aber eilet, denn jeder Tag wiegt ein Jahrhundert auf ***). Zu eurem Empfang iſt alles

---

*) Das würde den Schleſiern, wenn es wahr wäre, eben nicht zur Ehre gereichen, denn ſie hätten gegen ihre alte Regierung (Oeſtreich) gefochten.

**) Ein Druckfehler. Schleſien zählt nur zwey Millionen Menſchen.

***) Wenn nur dieſer Aufruf im October geſchah, und nicht am Tage der Uebergabe von Glogau. Wenn man nur die bereit. Fürſt Anhalt-Pleß *), brav wie ſein König, wird an unſerer Spitze ſtehen. Der König hat ihn uns geſandt. Euer Dienſt wird nur von kurzer Dauer, aber von ewigem Werthe ſeyn. Denn gerechteren Krieg gab es noch nie! Doch! – Noch iſt des Helden Louis Leichnam unter den Feinden! Er zeigte, wie man ſterben muß, um nicht im Leben elend-todt zu ſeyn **). Noch iſt Friedrichs Grab vom Feinde umringt. Schleſier, zeiget den Männern in der Hauptſtadt ***), daß ihr ſeiner Aſche, ſeines Ruhmes würdiger ſeyd. Selbſt der Feind wird euch achten, und es wird ein Friede werden, der eure Kinder und Kindes-Kinder ſegnen wird.

Schweidnitz, den 7. Decbr. 1806.

Der Freiherr v. Lüttwitz,
Königl. Bevollmächtigter, aus dem Hauptquartier
des Königs kommend.

Alles, was Preußen vor dem Kriege thun ſollte, das verſucht man jetzt, nachdem es zu ſpät iſt. Die

---

Bewaffnung nicht der Willkühr überlaſſen, ſondern ſie befohlen hätte! Wenn man nur einen andern Commandanten in Schweidnitz ernannt hätte.

*) Brav, aber kein Feldherr! das iſt einſtimmige Meynung des Publikums.

**) Beſſer: Louis hätte ſein Blut am rechten Orte fließen laſſen.

***) Die Hauptſtadt ſteht mit Unrecht im übeln Ruf; es iſt wahr, man muß hier die Patrioten mit der Brille ſuchen; iſts anderwärts aber beſſer?

Der Aufruf macht dem H. v. Lüttwitz alle Ehre, er iſt, ſo wie manches andre, poetiſch, wäre doch die preußiſche Armee proſäiſcher geweſen.

Viele Worte! keine Thaten.

unglücklichſten Erfahrungen mußten uns erſt klug machen. Das ruſſiſche Kriegsmanifeſt iſt zwar ſchon im Druck erſchienen, ich will es Dir aber doch mit Bemerkungen ſenden:

Wir von Gottes Gnaden Alexander, Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reuſſen, thun kund und zu wiſſen allen Unſern treuen Unterthanen ꝛc.

Weltbekannt ſind die unglücklichen, durch die Ehr- und Vergrößerungsſucht der Regierung, unter deren Druck jetzt Frankreich ſteht, veranlaßten Begebenheiten. Sie haben Europa mit Blut, Verbrechen und Ruinen bedeckt. Wir haben gewünſcht, ihnen Grenzen zu ſetzen; wir haben alle Mittel zu einem Vergleich angewendet, die allgemeine Ruhe herzuſtellen, und die Unabhängigkeit Unſrer Verbündeten zu ſichern; indeſſen alle Unſre Bemühungen, alle Unſre Vorſtellungen ſind fruchtlos geblieben *).

Der gemeinſchaftliche Feind, deſſen Treuloſigkeit die heiligſten Verhandlungen, die Rechte der Nationen mit Füßen tritt, deſſen gewaltſame Eingriffe ganz Europa un-

---

*) Dies iſt wohl nicht ganz wahr. Sollte wohl je Napoleon daran gedacht haben, Rußlands Thron, den die Natur mit unüberwindlichen Bollwerken umgab, zu ſtürzen? Gewiß nie! Hätte Rußland das, für daſſelbe verderbliche, Verhältniß mit England aufgegeben; hätte es das weiſe Syſtem der neutralen Flagge hergeſtellt; hätte es einen Commerztraktat in der Oſtſee und im ſchwarzen Meer mit Frankreich geſchloſſen, hätte Alexander ſich mit Napoleon über das Loos der Türkey geeinigt, ſo war dieſer zweckloſe Krieg nicht, der Rußland ſo viel Menſchen koſtet, deren Erhaltung für ſeinen Ackerbau ſo nöthig iſt.

zuwälzen drohen, zwang Uns die Waffen zu ergreifen, um die benachbarten Mächte zu unterſtützen.

Die Unglücksfälle, welche ſich über Oeſtreich häuften, zwangen den Wiener Hof zu einem läſtigen Frieden, den der Drang der Umſtände und die übermüthigen Plane des Siegers diktirten. Kurze Zeit nachher, eben als man hoffte, dieſen Uebeln Einhalt zu thun und durch gütliche Verhandlungen der leidenden Menſchheit die Ruhe wiederzugeben, hat ſelbſt Preußen den Drangſalen des Krieges nicht entgehen können, und Trotz aller ſeiner Aufopferungen zur Erhaltung der Freundſchaft mit Frankreich, ein Opfer trauriger Nachgiebigkeit gegen dieſen Feind des Univerſums werden müſſen.

Ruhige Sicherheit, der es ſich ohne Vorbedacht der Folgezeit im Schooß eines betrüglichen Friedens überließ, ununterbrochenes Zutrauen gegen einen wortbrüchigen Feind, der ſeine Gradſinnigkeit mit Schmeicheleyen täuſchte, dies ſind die Quellen der Unfälle, denen es ſich jetzt Preis gegeben ſieht.

Die preußiſchen Truppen wurden, ehe ſie ſich gehörig ſammeln konnten, von der franzöſiſchen Heeresmacht überfallen und zerſtreut. Die von Schutz entblößte Hauptſtadt fiel in die Hände der Feinde und mit ihr der größte Theil des preußiſchen Staats.

Der Verluſt dieſer Vormauer und Schutzwehr der weſtlichen Grenzen Unſers Reichs ſetzt Uns in die Nothwendigkeit, Unſre unter Anführung des Feldmarſchalls Grafen Kaminskoy ſtehende Armee zum Schutz dieſer Grenzen vorrücken, und mit feſtem Vertrauen auf die allmächtige, Gerechtigkeitübende Vorſehung, dem Feinde entgegenführen zu laſſen, der bereits durch kühne Drohworte ſeine feindlichen Abſichten gegen Unſer Reich kund gethan hat *).

Nach den von Napoleon über Unſre Nachbaren erfochtenen Vortheilen fällt die ganze Laſt des Krieges auf Unſer Vaterland. Um ſo nöthiger iſt es zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit deſſelben, Unſre Bemühungen zu verdoppeln, und daher auf die Vereinigung aller Vertheidigungskräfte der muthigen, edlen und großmüthigen Völkerſchaften zu denken, an deren Spitze die göttliche Vorſehung Uns ſtellte.

Die ſo ſchnell einander folgenden Unglücksfälle, womit die angränzenden Staaten betroffen wurden, beweiſen die Nothwendigkeit einer Vereinigung aller Hülfsquellen, die ausdauernder Muth und glühender Eifer für Vaterlandsruhe und Ehre Uns darbieten.

Ein großes Volk, das vom Gefühle des Ruhms entflammt, einer allgemeinen Bewaffnung ſich darbietet, ſtellt eine unerſchütterliche Mauer den Feinden dar, ſey ihre Macht und Zahl auch noch ſo groß **).

Der Mangel ſolcher allgemeinen Bewaffnung im Innern des Staats brachte die verderblichſten Folgen für Oeſtreich und Preußen im Kampf mit dem Heerführer der Franzoſen mit ſich. Der Verluſt einiger Schlachten war entſcheidend. Ohne Widerſtand befürchten zu dürfen, durchzog der Feind die Wohnungen des unbewaffneten Volkes, zerſtreute die Ueberreſte der getrennten und auf dem Rückzuge begriffenen Truppen und verbreitete ſo durch leichtgewordene Verheerungen Schrecken und Unglück auf dem Wege ſeiner gehäuften, ungerechten Eroberungen.

---

*) Wenn kein Soldat die ruſſiſchen Grenzen ſchützt, ſo ſchützen ſie ſich ſelbſt; die Natur macht ſie unzugänglich.

**) Sehr wahr! Nur eine allgemeine Bewaffnung iſt das Mittel, Frankreich zu widerſtehen. Warum ergriff Preußen dieſe Maaßregel nicht?

Aber der Muth und der Ruhm der ruſſiſchen Heere, die Unerſchrockenheit, mit der ſie ein Jahrhundert ihre Feinde in allen Weltheilen bekämpften, und das Andenken an den Kriegerruhm, den ſie ſich von jeher an den ſtets weiter hinausgedehnten Grenzen des Reichs erwarben, alles dies giebt Uns die ſichre Ausſicht, daß unter dem Schutze der göttlichen Allmacht, der Hochmuth Unſrer Feinde gebeugt werden, und auf Unſrem vaterländiſchen Boden nur die Stätte für ſein Grab finden wird.

Durch die ungemeine Ausdehnung, in der Unſre Heere ihre Stellungen nehmen müſſen, wird jedoch die gegenſeitige Unterſtützung bey Vertheidigung ſo weitläuftiger Grenzen erſchwert. Um die bey einem Durchbruche der Feinde, den der Allmächtige verhüten wolle, daraus entſtehende Uebel möglichſt zu verhüten, ſcheint Uns eine allgemeine Bewaffnung für einige Zeit, das heißt, die Aufſtellung von Landſoldaten, nöthig, die zur Vereinigung und zur Verſtärkung der Linientruppen beſtändig bereit und im Stande ſind, den feindlichen Heerſchaaren überall die unüberwindliche Kraft getreuer Söhne des Vaterlandes entgegenzuſtellen, die zur Vertheidigung deſſen, was ihnen das Liebſte und Wertheſte iſt, ſich verbunden haben.

Mit dem umfaſſendſten Zutrauen wenden wir Uns an den glänzenden Verein des Adelſtandes in Unſerem Reich, der durch wankenloſe Treue, durch zahlloſe und bedeutende Dienſtleiſtungen im Kriege, durch die großmüthigſten Aufopferungen von Guth und Blut dem ruſſiſchen Reich unerſchütterliche Grundveſten baute, an ihn wenden Wir Uns, der durch Beyſpiele des Heldenmuths die übrigen Stände des Reichs zur Nachahmung begeiſterte, und durch die folgereichſten Unternehmungen von jeher für Ruhm und Schutz des Vaterlandes wirkſam war *).

Die unvergeßlichen Beweiſe von Vaterlandsliebe und Treue dieſes Standes, ſeine weltkundige Bereitwilligkeit, bey jeder Gelegenheit den Anordnungen ſeines Monarchen Folge zu leiſten, und Guth und Blut dem Wohl des Staates zu widmen, alles dies erweckt in Uns ein feſtes Zutrauen auf ſeinen ausdauerndſten rechtlichſten Eifer zur Beförderung und Beſchleunigung der obengedachten allgemeinen Bewaffnung und Errichtung der Landmiliz.

Wir ſind überzeugt, daß Unſre getreuen Stadtgemeinen und Bürgerſchaften, daß Unſre Kronbauern und alle freyſamen Landleute ſich wetteifernd beſtreben werden, Theil zu nehmen an der ehrenvollen Vertheidigung ihres Vaterlandes, ihrer Religion und ihres Familienwohls.

Die Diener der Kirche werden ſich mit Uns und Unſern getreuen Unterthanen vereinigen, den Beiſtand des Allmächtigen, des Gebieters über Staaten und Nationen, zu erflehn, um durch ihn geſtärkt zu werden zu Beſiegung und Vernichtung des Feindes.

Die Organiſation der allgemeinen Landesbewaffnung, die nur für den gegenwärtigen Zeitpunkt Statt finden ſoll, wird auf folgende Art geſchehn:

---

*) Der ruſſiſche Adel iſt ganz ſo, wie er ſeyn ſoll, voll Energie, mit ſeinen Pflichten bekannt, vermögend, und die Stütze des Throns.

I. Von Errichtung der Miliz.

1) Alle auf den Grenzen, oder im Innern des Reichs befindlichen und weiterhin namentlich angezeigten Gouvernements werden ihre Einwohner zum Behuf der Landmiliz nach der beyfolgenden Anordnung bewaffnet machen *).

2) Mehrere Gouvernements, die in der Liſte zuſammengefaßt und vereinigt ſind, bilden eine Hauptverſammlung oder Diviſion.

3) Es ſollen ſieben Hauptſammlungen oder Diviſionen Statt finden.

4) Die Oberbefehlshaber der Diviſionen werden von Uns und aus der Zahl derer gewählt werden, die durch Treue, gethane Dienſtleiſtungen und durch perſönliche Fähigkeiten allgemeines Zutrauen erworben haben.

5) Die Befehlshaber der Miliz in den Gouvernements wird der Adelſtand ernennen. Man wird ſolche Perſonen zu ernennen ſuchen, die im Kriege ſich Auszeichnung erworben, und die, wo möglich, im Gouvernement ſich anſäßig gemacht haben. Sollte der Adel ihre Wahl nicht beſorgen, ſo wird dies durch die Oberbefehlshaber der Diviſionen geſchehen.

6) Die Subaltern-Officiere der Gouvernementsmilizen, die Anführer von 1000, von 500 oder wenigern Diſtriktsbewohnern werden ebenfalls durch die Adlichen des Gouvernements erwählt aus der Mitte derſelben, und ſo viel, wie möglich, Militairperſonen dazu genom-

---

*) Man muß es geſtehen: die Einrichtung der Miliz trägt den Stempel der Weisheit ihres Schöpfers, des Miniſters Kotſchebey.

men. Alle von dem Adel nicht ſelbſt beſetzte Stellen werden von dem Befehlshaber des Gouvernements beſtellt.

7) Unmittelbar nach Bekanntmachung dieſes Reglements müſſen die Civil-Gouverneurs die Liſten aller Einwohner des Gouvernements von jeder Art und jedem Stande ausfertigen und Abſchriften davon den Oberbefehlshabern der Miliz in den Diviſionen, ſo wie den Gouvernements-Commandanten zuſenden.

II. Von Stellung und Bewaffnung der Miliz.

8) Die Civil-Gouverneurs und die Marſchälle des Adels werden nach Anleitung der angeführten Liſten und nach der Volksmenge jedes Gouvernements, die Zahl der Waffenfähigen aus der Bürgerſchaft, den Kron- und Privat-Bauern ausheben, die nach der Generalrepartition für jedes Gouvernement ausgeſchrieben worden iſt.

9) Die Deputationen des Adelſtandes werden durch genaue und verhältnißmäßige Vertheilung nach der ihnen bekanntzumachenden Zahl der zur Bewaffnung beſtimmten Perſonen den Beytrag beſtimmen, den jeder einzelne Adliche zu leiſten haben wird.

Nach vollendeter Austheilung muß jeder Eigenthümer von Bauern ſeinen Beytrag binnen 14 Tagen einliefern. Er muß ſie bewaffnen, wo möglich mit Schießgewehr, und daher Leute ausſuchen, die mit ſolchem umzugehen wiſſen, z. B. Jäger und Schützen u. ſ. w. muß ſie nach Maaßgabe der Jahreszeit gehörig bekleiden, ihnen mit Einmal 3 Rubel Sold auszahlen und ſie auf 3 Monate mit Lebensmitteln verſehen.

10) Die zur Krone gehörigen Städte und Dörfer werden ebenfalls binnen gleicher Zeit ihre Stellungen beſorgen, und in der Wahl und Verproviantirung derſelben verfahren, ſo wie es der vorhergehende Abſchnitt beſtimmt.

11) Nach Bekanntmachung dieſes Reglements und nach geſchehener Ausſchreibung der zur Aushebung beſtimmten Perſonen in den Gouvernements, werden die ſtädtiſchen Corporationen ohne Zeitverluſt, nach Maaßgabe des Vermögens und des Patriotismus ihrer Mitglieder, den Antheil beſtimmen, den jeder einzelne Bürger an Geld, an Lebens- oder andern Bedürfniſſen zur allgemeinen Verſorgung und Bewaffnung der Miliz beyzutragen hat.

Die Verzeichnung ſolcher patriotiſcher Beyträge ſind an die Civil-Gouverneurs, an die Befehlshaber der Miliz in den Gouvernements und an die Oberbefehlshaber einzuſenden, die ohne Verzug ſie zu Unſrer Kenntniß gelangen laſſen müſſen.

12) Die Deputation des Adels und der ſtädtiſchen Corporationen werden bewährten und einſichtigen Perſonen die Aufbewahrung dieſer Beyträge übergeben und die Oberbefehlshaber, ſo wie die Gouvernements-Commandanten für das gehörige Local zu ſolchen Niederlagen Sorge tragen.

13) Alle freyen Perſonen von jedem Stande, die von Vaterlandsliebe beſeelt ſich freywillig zum Kriegsdien-

ſie und zur Theilnahme an der proviſoriſchen Landesbewaffnung anbieten, haben ſich bey den Gouvernements-Commandanten einzufinden.

14) Alle Einwohner der Gouvernements, die mit Waffen, von welcher Art ſie immer ſeyn mögen, verſehen ſind, werden eingeladen, dieſelbe ſämmtlich, ſo weit ſie deren nicht zu eigener Bewaffnung benöthigt ſind, zum Dienſt des Vaterlandes, in den Diſtrikten bey den Marſchällen und Diſtriktscommandanten, in den Städten auf dem Rathhauſe oder bey dem Polizeydirector abzugeben. Mit Dankbarkeit wird man dieſe Beyträge annehmen, Quittung darüber ausſtellen und den Gouvernements-Commandanten Meldung davon thun.

15) Der Mangel an Pulver, Kugeln, Kanonen und anderm Kriegsgeſchütz in den Gouvernements, wird aus den Staats- und Kronarſenälen und Magazinen ergänzt werden. Die Oberbefehlshaber und die Befehlshaber der Gouvernements werden nach Möglichkeit mit allen Bedürfniſſen, wo es nöthig iſt, unter gerichtlichem Beyſtande ſich verſehen.

16) Zur Uebung und Bildung dieſer Milizen wird eine Anzahl Linientruppen unter Befehl des Gouvernements-Commandanten in Bereitſchaft gehalten werden.

III. Disciplin der Milizen.

17) Der Oberbefehlshaber jeder Diviſion wird nach den von Uns ertheilten Anweiſungen die Maaßregeln zur allgemeinen Vertheidigung zu beſtimmen haben, und ſeinen Befehlen muß, als wären es Unſre Eigne, die ſchnellſte und befriedigendſte Folge geleiſtet, von

ihnen aber auch alle die ſich auszeichnen, zur Beförderung und Belohnung Uns vorgeſtellt werden.

18) Den Oberbefehlshabern ſind die Gouvernements-Commandanten, ſo wie die Civil-Gouverneurs in Rückſicht ihrer Obſorge für die in den Gouvernements beſtändig bleibenden, ſo wie der durchmarſchierenden Truppen, zur Folgeleiſtung untergeben.

19) Die Marſchälle des Adels, der Gouvernements und der Diſtrikte müſſen nach Möglichkeit die von den Commandanten der Miliz in den Gouvernements genommenen Maaßregeln zur Ausführung zu bringen, behülflich ſeyn. Daſſelbe findet auch bey den Bürgermeiſtern, bey den Diſtriktscapitänen, den Magiſtraten in alle dem Statt, was Bezug auf die allgemeine Landesvertheidigung hat. Eben dieß gilt ferner von den Anführern von 1000, von 500 oder einer geringeren Zahl der Miliztruppen.

20) Nur durch unbedingten Gehorſam und durch ſtrengſte Zuchtordnung kann etwas gewirkt werden, und daher muß der geringſte Ungehorſam gegen die Anordnungen der Befehlshaber nach aller Strenge der Geſetze geahndet werden.

Um allen daraus entſtehenden und dem Wohl des Reichs Gefahr drohenden Uebeln vorzubeugen, erhalten hierdurch alle Oberbefehlshaber die Vollmacht, alle Widerſetzlichkeiten und die Verletzungen des für die Miliz beſonders abzufaſſenden Dienſteides durch militairiſche Gerichte zu beſtrafen.

Alle

Alle Urthel der Kriegsgerichte, ſelbſt die über Leben und Tod, werden ohne Verzug zur Vollziehung gebracht.

Segnet der Allmächtige Unſre und Unſrer Getreuen Bemühungen; krönt Unſre zur Vertheidigung des Vaterlandes und zur Demüthigung hochmüthiger Feinde geſchwungenen Waffen der gehoffte Erfolg; iſt die Uns drohende Gefahr vorüber, dann werden dieſe Krieger unter Dankgefühlen gegen die allmächtige Vorſehung, dem Führer ihrer Schwerdter, die Waffen niederlegen und zurückkehren zur Heimath, die ſie durch ihren Muth unangetaſtet wiederfinden; zurückkehren wird Jeder in die Mitte der Seinigen und der Segnungen des Friedens ſich erfreuen, an deſſen Sicherſtellung er ſo rühmlichen Antheil nahm.

Feyerlichſt legen wir bey Unſerm kayſerlichen Ehrenwort die heilige Pflicht Uns auf, im Namen des dankbaren Vaterlandes, mit Wohlthaten aller Art die würdigen Söhne deſſelben zu belohnen, und durch Ehrenſtellen und Würden diejenigen auszuzeichnen, die in dem gegenwärtigen Zeitpunkte durch ihren Muth und durch Aufopferung eignen Vortheils zum Wohl des Vaterlandes ſich Anſpruch darauf erworben haben.

Die Namen der Vaterlandsvertheidiger wird die Nachwelt ſegnen, ihr Ruhm auf die ſpäteſten Enkel forterben.

Verzeichniß

der zu Errichtung der Miliz in den einzelnen Gouvernements auszuhebenden Mannſchaft.

Ite Hauptabtheilung oder Diviſion.	Anzahl in j. der Provinz.
St. Petersburg . .	11000
Nowgorod	19000
Twer	30000
Olonetz	6000
Jaroslaw	24000
zuſammen	90,000
IIte Diviſion.	
Eſthland	8000
Lieſland	20000
Kurland	12000
Pitoff	20000
	60,000
IIIte Diviſion.	
Witepsk	23000
Mohilew	25000
Smolensk	80000
Tſchernigow . . .	33000
	161,000
IVte Diviſion.	
Moskau	29000
Tuler	29000
Kaluga	24000
Wladimir	29000
Riezan	29000
	140,000

Vte Diviſion.	Anzahl
Orloff . . .	19000
Kursk . . .	23000
Woroneſe . .	18000
Chakoff . .	15000
	75,000
VIte Diviſion.	
Kieff	21000
Pultawa . .	26000
Cherſon . . .	4000
Katharinoslaff .	8000
	59,000
VIIte Diviſion.	
Koſtroma . .	15500
Wologda . .	11000
Nijegorod . .	16000
Kaſan . . .	16000
Wiatka	18000
	76500
In allen 7 Hauptabtheil. oder Diviſionen zuſammen	661,500

Die in dieſem Verzeichniß nicht aufgeführten Gouvernements werden an der Landbewaffnung durch Beyträge an Geld, Lebensmitteln, Waffen und andern Kriegsbedürfniſſen Antheil nehmen.

Gegeben St. Petersburg
den $\frac{12}{24}$ $\frac{\text{November}}{\text{December}}$ 1806.

Im Orginal eigenhändig
unterzeichnet von Sr.
Kayſerlichen Majeſtät
Alexander.

Der Miniſter des Innern v. Kotschubey.

Ein und zwanzigſter Brief.

Prag.

Die ſchleſiſchen Stände ſchickten im Oktober Deputirte an Napoleon, den Graf Vetuſi und den Weihbiſcheff Schymonsky, um Linderung ihrer Laſten zu erflehen.

Er empfing ſie gnädig, und hörte mit Aufmerkſamkeit eine weitläuftige Petition an, die ſie ihm vorlaſen, und worinn (wahrſcheinlich von einem Juſtizcommiſſarius) die Gründe weitläuftig entwickelt waren, um die Unmöglichkeit, die Kriegslaſten länger zu tragen, zu beweiſen. Endlich war dieſe Deduktion geleſen, und nun gab ihnen Napoleon, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, in gedrängter Kürze wieder, was ſie ihm weitläuftigſt auseinander geſetzt hatten, und widerlegte alles Punkt für Punkt ſo erſchöpfend, daß ſie verſtummten. Er zeigte dabey eine ungemein gründliche ſtatiſtiſche Kenntniß des Landes, und erinnerte die Herren an die ungeheuren Getraidepreiſe, welche ſie Jahre lang genoſſen hätten.

Die ſchriftliche Reſolution iſt noch nicht erfolgt, die katholiſche Geiſtlichkeit ſchmeichelt ſich aber mit dem Wahn, von der Kriegsſteuer befreyt zu werden.

Das glaub ich nicht: der Kayſer iſt dazu viel zu weiſe, beſonders, da ich evangeliſche Geiſtliche kenne, welche von 500 Thlr. jährlicher Einnahme monatlich 12 Thlr. Kriegscontribution zahlen mußten. Vielleicht iſt der Weihbiſchof durch die Ehre zu dieſer Hoffnung veranlaßt worden, welche ihm Napoleon dadurch bewieß, daß er ſich von ihm eine Meſſe leſen ließ.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Prag.

Dem Verdienſte ſeine Kronen, ſagt der Beobachter an der Weichſel, und er hat Recht. Ein braver Preuße, der jetzt den Degen oder die Feder führt, mag laut und öffentlich Wahrheit verkünden, auf daß dem Könige die Augen aufgehen über ſo viele Schurken und ſo wenige Patrioten, die ſein Brod aßen. — Leider wird die Minorität gewöhnlich von der Majorität unterdrückt, und ſo war es auch zeither im Preußiſchen.

Aber wartet nur, ihr Elenden! eure Sterbeſtunde bricht an, und wenn ſchon die Nation ihr Wehe über euch ausgeſprochen hat, ſo ſollen doch eure Namen noch dem Könige genannt werden, damit ihr dem Stricke nicht entgeht. Erfahren ſoll aber auch die Welt den Edelmuth der Wenigen, die in ihrer Pflicht, in ihrer Liebe zu dem Könige, zu dem Vaterlande untergingen, mag dann der König ſie belohnen oder nicht, ſie haben ihren Lohn in ihrem Herzen, und die Nachwelt wird noch nach Jahrtauſenden die Namen der Preußen nennen, die ſich Friedrichs und Friedrich Wilhelms nicht unwerth machten.

Bisher glaubte ich immer, Glogau's Gouverneur hätte ſich nach Möglichkeit gehalten, und ſey ein Mann von Ehre. Er hatte es für ſich, daß, da Magdeburg und Cüſtrin im Nu fielen, Glogau, eine Veſtung vom letzten Range, ſich vier Wochen gehalten hatte. Leider habe ich mit Gewißheit erfahren, daß dem nicht ſo iſt.

Ich bin erſt jetzt im Stande, Dich mit der Belagerungsgeſchichte Glogau's authentiſch bekannt zu machen. So höre denn:

Briefe eines Artillerie-Officiers an ſeinen Freund, geſchrieben in den Caſematten der Veſtung Glogau, unter dem Donner der Kanonen.

Den 2ten November.

Heute, lieber Freund, traf ich mit meinen Cammeraden in Glogau ein, und nun heißt es: halt dich brav, es geht fürs Vaterland, für unſern guten König! für die angebetete Louiſe! Ja, wenn alle meine Cammeraden ſo dächten, wie ich, armes Glogau! um dich wär es geſchehen; — nicht eher übergäben wir den Platz, bis kein Pferdefleiſch mehr zu haben wäre, alle Einwohner in den Caſematten wohnten, und die Gräben voll Leichen lägen.

Mein erſtes Geſchäft war, das Terrain kennen zu lernen, und meine hohen Vorgeſetzten zu ſtudieren. Sie waren: der Herr G. L. v. Reinhardt, (ein altes Weib, aber eine Excellenz); der Commandant General Marwitz, (der, wenn er Replis hatte, recht brav war); der Major Lichtenberg, Chef der Artillerie, (im Frieden ein Großmaul und Bramarbas, jetzt ein Poltron); der

Ingenieur Moritz, (ein Theoretiker); der Oberſt Düſterloh, (ein braver Officier); der Major Publiz, den die Intriguen von einem Feldbataillon zu einem Depot nach Glogau als Commandeur verſetzt hatten. (Ein unterrichteter, ein braver, ein muthiger, ein gewiſſenhafter Officier).

War unſere Garniſon auch nicht ſtark genug, um einer regelmäßigen Belagerungsarmee zu widerſtehen, ſo war ſie doch ſtark genug, eine unregelmäßige Belagerung abzuhalten. Für einen Aufſtand der Bürger waren wir geſichert, denn ſie waren dem Willen des Königs, den Ort zu halten, völlig ergeben. An Mundvorrath, Munition und Geſchütz fehlte es uns nicht, und die Verpalliſadirung der Veſtung war bewirkt. Es fanden ſich zwar viele Pohlen unter den Soldaten; anfangs waren ſie aber voll guten Willen.

Den 7ten November Nachmittags erſchien dann endlich der lange erwartete Feind, ſprengte mit Cavallerie unter die Kanonen der Veſtung, und ſetzte ſeine Artillerie zwey Stunden lang in Aktivität.

Die nächſten Tage wurde der Ort zur Uebergabe aufgefordert, und den 12ten ließ die Excellenz, der Gouverneur, Kriegerath halten.

Dieſem wohnten bey: der Gouverneur G. L. v. Reinhardt, der Commandant G. Marwitz, der Oberſt Düſterloh, der Oberſtlieutnant Sonmiz, der Major Lichtenberg, der Hauptmann Moritz, Major Publiz und der Protocollführer Auditeur Rauch.

Der Gouverneur General Reinhardt eröffnete die Sitzung mit einer weitläuftigen Auseinanderſetzung des Unglücks, welches ihm durch das Zutrauen des Königs widerfahren ſey (er hätte hinzufügen ſollen: dem Staate), daß er einen unhaltbaren Ort vertheidigen ſolle, dem es an allen Vertheidigungsmitteln fehle, weshalb er den Major **Lichtenberg** und Herrn **Moritz** aufforderte, ihre Meynung zu ſagen.

Der Friedensmajor **Lichtenberg**, ein Praler erſter Art, wenn er keine Gefahr ahndet, und der Glogau faſt als unüberwindlich ſchilderte, ſuchte nun zu beweiſen:

> Daß die Artillerie der Veſtung nichts tauge (im Frieden hatte er nichts davon geſagt), und nichts mehr ertrage; daß er ſchon zwey Mann Todte habe (zwey Mann!!! Wäre er doch der erſte geweſen, er hütete ſich aber wohl), und es ſeine Leute nicht mehr ohne Ablöſung länger aushalten könnten.

Es wurde hierüber ein weitläuftiges Protocoll aufgenommen.

Nun trat aber der brave **Publitz** auf und ſprach:

> Meine Herren, mein Bataillon iſt brav, ich ſtehe für meine Leute. Ein Hundsfott würde ich ſeyn, wenn ich für die Uebergabe der Veſtung ſtimmen wollte, welche der Major **Lichtenberg** zu verlangen ſcheint.

Die übrigen Staabsofficiere ſtimmten bey, ſo auch der Commandant, ſonſt hatte Glogau das Schickſal von Magdeburg und Cüſtrin; es fehlte dem Gouverneur an Muth, die damals ſchon intendirte Capitulation zu vollenden.

Den 15ten November.

Heute erſchien der franzöſiſche General **Lefevre** als Parlementair; er wurde vor den Gouverneur geführt, und forderte ihn im Namen des Prinzen **Jerome** zur Uebergabe der Veſtung auf. Als Sr. Excellenz dieſe

Aufforderung ſchriftlich verlangten, ſchrieb ſie General Lefevre gleich nieder, begründete ſie durch die bald zu eröffnenden Trancheen, durch eine vortheilhafte Capitulation, durch großes Lob, welches er der Beſatzung ertheilte u. dgl. Er wurde wieder abgeführt und der Gouverneur verſprach ſchriftliche Antwort.

Es wurde wieder Kriegsrath gehalten, und Puldiz, der ſich jetzt von dem wahren Zuſtande der Vertheidigungsmittel hinlänglich unterrichtet und ſich von der lügenhaften Schilderung des Majors Lichtenberg überzeugt hatte, erklärte nun nochmals mit Nachdruck:

> Daß bey den vorhandenen Vertheidigungsmitteln, der geringen Macht des Feindes, und daß die übergebene Veſtung dem Feinde nur dazu dienen würde, Breslau nachdrücklicher zu belagern, er denjenigen für einen ehrvergeſſenen Schurken hielte, der nur an Uebergabe denken könnte.

Die Poltrons unter den Stimmenden reſpektirten dieſe vom Wahrheitsgefühl und reinem Patriotiſm diktirten Worte, und man ernannte den Sprecher zum Ueberbringer der abſchläglichen Antwort an den Prinzen Jerome.

Man empfing ihn im feindlichen Lager in der Erwartung einer bejahenden Antwort, deshalb war der Empfang ſehr artig.

Pudliz wurde vor den Prinzen geführt, der ſich in der Mitte ſeines Generalſtaabs beym Déjeûner dinatoire befand.

Der Prinz ſprach allein mit ihm, beklagte die widernatürliche Feindſchaft zwiſchen Frankreich und Preußen, und wünſchte ſolche beendigt zu ſehen. Pudliz entſchuldigte ſich mit ſeinen wenigen Kenntniſſen in der Politik, äußerte aber, daß er den König für gerecht hielte, mußte dann noch die Uebergaben von Magdeburg, Cüſtrin und Stettin ſich erzählen laſſen, und wurde, als der Brief des Gouverneurs geleſen war, mit einem froſtigen

Ainsi il n'y-a rien à faire

abgefertigt.

Jerome ſieht dem Kaiſer ähnlich, er iſt klein, ſeine Augen haben aber nicht den ſtechenden ſcharfen Blick Napoleons; ſie zeigen Gutmüthigkeit, Sanftmuth und ſind nicht imponirend. Er ſpricht gut und gewählt, hört ohne Unterbrechung alles an, was man ihm ſagt.

Den 16ten November.

Es erſchien von neuem ein Parlementair, welcher mit Drohungen ausgerüſtet war. Der Gouverneur wurde dadurch geſchreckt, dennoch überſtimmt.

Den 17ten November.

Heute hob der Lieutenant Szukowsky eine bayeriſche Beſatzung in der Grundmühle von 40 Mann auf, und benahm ſich dabey mit vieler Bravour; die Gemeinen brachten 20 Mann Gefangene ein, deren Torniſter mit Sachen von Werth gefüllt waren.

Der Gouverneur ließ ſie ihnen wiedergeben, um ſich bey den Feinden angenehm zu machen. Den Soldaten, die ſie genommen hatten, ließ er jeden 8 Groſchen zahlen, dadurch verloren ſie die Luſt zum Dienſt.

Den 23ten November.

Heute kam es unter zwey Staabsofficieren zu Händeln, die Dir beweiſen werden, daß im preußiſchen

Militairdienſt jetzt in manchen wichtigen Dingen keine Regel exiſtirt:

Der Feind hatte bey der Lohmühle eine Batterie errichtet, welche von der Friedrichs-Baſtion beſtrichen werde konnte. Der M. Lichtenberg hatte aber das Feuern dahin unterſagt. Der Major Pudlitz hatte das Commando in dieſer Defenſionslinie, er befahl zu feuern, und erhielt darzu während des Feuerns vom Commandanten die Autoriſation. Bald darauf erſchien der M. Lichtenberg und verwieß es den Artilleriſten, daß ſie gegen ſeinen Befehl gefeuert hatten. Als nun Pudlitz ihm ſagte: er habe das Feuern befohlen, meynte er: auf dem Wall habe niemand das Commando, wie er. Es kam darauf zum Streit, der beynah auf der Stelle blutig geendigt hätte.

Ich glaube, der M. Pudlitz hatte in der Sache Recht, nur nicht in der Form, da der Artilleriſt es allein verſtehen ſoll, ob und wohin gefeuert werden muß. Wäre ein Artilleriſt ſtets Commandant der Veſtung, ſo könnten ſolche Mißgriffe nie vorkommen.

Bey den Obern in der Veſtung wurde die Begierde nach dem Ende der Belagerung immer ſichtbarer. Die Antwortsſchreiben des Gouverneurs an den General Vandamme, auf mannigfaltige Aufforderungen, wurden immer höflicher, und dem erſtern wurden die üblen Nachrichten über den Zuſtand der Königlichen Armee immer glaubwürdiger. Er erwartete täglich einen Sturm, und nahm die kraftvollen Aeußerungen des M. Pudlitz ſtets ungnädiger auf, wenn von Capitulation die Rede war. Er erwiederte dann oft:

Wann werden Ihre Ruſſen denn endlich erſcheinen?

Den 3ten December.

In der Nacht vom 1ſten December hatte der Feind die Stadt zuerſt angefangen aus zwey Mörſern zu bombardiren, ohne daß dadurch Feuer ausbrach, welches um ſich gegriffen hätte. Das war unſern Machthabern zu viel. Der Gouverneur hielt ſogleich einen Kriegsrath, worin er ſagte:

> „Es iſt alles aus! Der König iſt in einer Poſt-Chaiſe nach Rußland abgegangen, alle und jede Hoffnung auf Hülfe iſt eine Chimäre, und dieſſeits der Weichſel befindet ſich kein Ruſſe und kein Preuße mehr. Warſchau und die Weichſel iſt von der großen Armee erobert. Ich werde capituliren.“

Als der M. Pudliz opponirte, und jene Thatſachen nicht glauben wollte, wurde der Gouverneur böſe und erwiederte: Vandamme habe ſie auf Ehre verſichert, es müſſe alſo wahr ſeyn.

Der Commandant G. Marwiz that nun den Vorſchlag:

> Man wolle vier Tage Bedenkzeit nehmen und um die Erlaubniß bitten, einen Officier an die Weichſel zu ſenden, um Erkundigung einzuziehen.

Der Gouverneur antwortete darauf nicht, hielt eine zweyte Conferenz, von der er den M. Pudliz ausſchloß, und capitulirte, nachdem er vorher mit dem M. Lichtenberg allein geſprochen hatte.

Als der M. Pudliz erfuhr, was vorging, eilte er zum Commandanten, um ihn zum Widerſpruch zu bewegen, hörte hier aber, daß er ſchon eingewilligt hatte, und nun ſank dem braven Mann der Muth.

Ich ſprach ihn am andern Morgen. Ewig werden mir ſeine Worte im Gedächtniß bleiben. Er ſagte:

„Wie ich die Nacht durchwacht habe, daß weiß Gott! Ich machte noch einige Verſuche, umſonſt! Da liegt nun meine ſtolze Hoffnung: im Herbſt meines Lebens einem von mir ſtets enthuſiaſtiſch verehrten König und meinem Vaterlande durch treue nützliche Dienſte, ſelbſt mit freudiger Darbringung meines Lebens, meine Gefühle beweiſen zu können. Da liegen die ſchönen Träume, hier vielleicht zum Glück manches braven Mannes thätig mitwirken zu können, deſſen ſtilles Verdienſt ich kennen gelernt habe. Mein Schmerz bey Bitſch, wo ich ſo manchen Braven fallen ſah, war nichts gegen mein Gefühl in dieſer Nacht.“

Bey dieſen Worten kamen mir die Thränen in die Augen, wir umarmten uns; wir hatten gleiche Gefühle.

Den 3ten December.

Heute fuhren Sr. Excellenz der G. L. von Reinhardt unter dem Fluch- und Schimpfworten des Militairs und der Bürger zum Thor hinaus. Pudliz erhielt von beyden Claſſen die rührendſten Beweiſe von Liebe und Achtung.

Ja! Ja! an euch, ihr Großen, liegt das Verderben des Staats; das Volk würde ſchon zur Erhaltung des Staats gewirkt haben, wäret ihr nur nicht ſolche große Schwächlinge. — Hielt Glogau ſich noch 14 Tage, ſo war das Pleſſiſche Corps im Stande, es zu entſetzen.

K. p. f.

Drey und zwanzigſter Brief.

Wien den 10. May.

Hier glaubte ich ſichern Aufſchluß über die Angelegenheiten an der Weichſel zu erhalten, und befriedigte auch darin meine Wißbegierde, daß ich mit Gewißheit erfuhr:

> Es ſey nichts mit allen den neueſten Siegen unſerer Truppen an jenem Strom und dem Rückmarſch der Franzoſen, womit unſer leichtgläubiges Publikum ſeit der Schlacht bey Eylau ſich getäuſcht hat.

Auf der andern Seite iſt es aber auch eben ſo wahr, daß die Franzoſen an kein Vordringen denken können, da eine furchtbare ruſſiſch-preußiſche Armee ihnen gegenüber ſteht, die Wege unfahrbar ſind, und die Subſiſtenz aus der Niederung an der Weichſel und aus Schleſien kommen muß. Die Schweden hatten ſich in altförmiger Breite ihrer Linie zu weit vorgewagt, deßhalb mußten ſie über die Peene wieder zurück.

Die ſchleſiſch-preußiſche Armee beſchränkt ſich auf eine Defenſive in den Veſtungen und ihren nächſten Umgebungen; ihre Partiſane machen zuweilen Streifzüge und Wegelagerung, dem Rieſengebirge entlang. Schwach iſt die Armee des rheiniſchen Bundes in Schleſien; man hält hier mit 10000 Mann Alles in Reſpekt.

Berichtigen muß ich in meinen vorigen Briefen die Nachricht: daß der Obriſt Wörniz Commandant in Neiße ſey. Es iſt der General van der Laar, ein Artilleriſt.

Der brave Commandant Neumann in Coſel iſt am 14. April geſtorben, ein gewiſſer M. v. Putkammer und v. Maſſov erſetzen ſeinen Platz.

Ueber Oeſtreichs furchtbaren Rüſtungen ſchwebt ein undurchdringlicher Flor. Endlich hat ein guter Genius hier die Hinderniße hinweggeräumt, welche bisher der Vervollkommnung des Militairs entgegenſtanden.

Das Conſcriptions-Syſtem trifft alle ohne Unterſchied der Stände; der Chargen-Verkauf hat aufgehört. Zelte und Bagage ſind kaſſirt. Die Inſurrection der Ungarn iſt aber noch nicht vollendet. Ein Kopf (nach der Kaiſerin Tod) regiert hier Alles: Carl! Auf weſſen Seite Oeſtreich ſich neigt, der bleibt Sieger.

Die Fortſchritte der Ruſſen ſind unbedenklich in der Türkey, ſie haben die Donau überſchritten und ſich mit Czerny Georg (ehmaligen Sereſſaner-Feldwebel) und ſeinen 100000 Serviern vereinigt, und drohen die Pforte in den Bosphorus zu ſtürzen.

Furchtbar, gleich ſchweren Gewitterwolken, ſtehen die Heere in Preußen gegen einander über; ihre nächſte Berührung wird furchtbare Schläge hervorbringen —

vernichtend für einen oder den andern, verheerend für das Land, es ſiege wer da wolle.

Am Frieden wird gearbeitet: wohl uns, käm er zu Stande; auf alle Fälle ſind die Forderungen auf beyden Seiten zu groß.

Die Könige von Schweden und von Preußen bleiben mit Conſequenz in ihrer Rolle; dies gewinnt ihnen die Achtung der Menge.

Sollten die unſrigen geſchlagen werden, ſo möchte vielleicht der Kriegsrath Schuld daran ſeyn, der neuerlich gehalten wurde. Die Anweſenheit der hohen Häupter bey der Schlacht wird den Sieg nicht herbeyführen, ſondern den Feldherren die Hände binden.

Oeſtreichs drohendes Schweigen wurde mir auf folgende Weiſe erklärt:

Oeſtreichs definitive Entſcheidungen der jetzigen Criſe hängt von der Erklärung der ungariſchen Stände ab. Die Erſten dieſer Nation haben erklärt:

> Daß ſie dann, wenn ihre vor Jahren ſchon erhobenen Gravamina unterſucht und abgethan wären, auf die neuen Anforderungen befriedigend antworten würden.

Dieſe Beſchwerden beſtehen in dem Druck, worin die Ungarn durch die hohen Zölle und die Erſchwerung ihrer Produkten-Ausfuhr leben. Der Hof hat nur immer ſein Commodum in Ungarn geſucht, das Incommodum des Landes aber nicht vermieden.

Der Deputirte des Peſter Comitats ſoll ſogar in ſeiner Rede erklärt haben:

Er ſehe vorher: Oeſtreich wolle auf Koſten der Ungarn ſeine alten an Frankreich verlorenen Provinzen wieder erobern; er ſehe darin nur den Untergang, nicht den Wachsthum des Staats.

Ich glaube, beyde Theile haben ſehr Unrecht:

Die Regierung, daß ſie in allen Provinzen des Staats nicht gleiche Rechte verleiht; die Ungarn, daß ſie der Regierung in ihren Verhältniſſen zu fremden Mächten Geſetze geben wollen.

Der Schluß des ungarſchen Landtags wird Krieg oder Frieden über Oeſtreich verhängen.

Eine hieſige fremde bedeutende Perſon hatte einen Liebeshandel mit einer Dame vom Stande, die in einer Hofcharge ſtand; ſie unterhielt neben jenem Herrn noch einen rothbäckigen Ungar von der Noblegarde; der erſte Liebhaber überraſchte den zweyten, und war ſo hitzig, ſeiner Dame Ohrfeigen zu geben, der zweyte Ciziſbée aber ſo feige, es zu dulden. Die Familie (darüber aufgebracht) beſchwert ſich beym Kaiſer, dieſer bey dem Potentaten des Fremden; die Satisfaktion wird noch immer erwartet, und es wird hier wohl auch heiſſen: Wer die Prügel hat, der behält ſie.

Auf den neuern Verhältniſſen des preußiſchen Hofes ruht ein gewiſſes Halbdunkel, welches nach der Zuſammenkunft des Königs mit dem Kaiſer Alexander ver-

verſchwunden iſt. Die engliſch-ruſſiſche Partey hat geſiegt.

Hardenberg ſteht an der Spitze der auswärtigen Geſchäfte, des Militair- und Finanzdepartements, der Bank und der Seehandlung, d. h. mit andern Worten:

> Er iſt Premierminiſter, beſonders da er dem König ſelbſt vorträgt, wodurch das Cabinet lahm gelegt worden iſt.

Nimmermehr wird dieſe Metamorphoſe jetzt den Frieden preußiſcher Seits herbeyführen, den **Zaſtrow**, **Beym** u. a. gewünſcht haben.

Hardenbergs Charakteriſtik habe ich Dir längſt mitgetheilt, unſtreitig iſt er ein braver, kenntnißreicher, talentvoller Mann; da er aber aus Grundſätzen engliſch geſinnt iſt, ſo kann ich ſeinem Syſtem keinen Beyfall geben.

Auf den Fall des Friedens wird dieſe Miniſterialveränderung dem Staate Segen bringen.

Gewiß wird ein Mann, wie **Hardenberg**, das Excentriſche unſerer Verfaſſung vereinfachen, das Zerſtreute ſammeln, daß Aufgelöſte conſolidiren, das Schwankende feſtſtellen.

Eines ſolchen Syſtems bedarf es auch, wenn Preußen je wieder unter den großen Mächten genannt werden ſoll.

Den ruſſiſchen Kaiſer hat man in Königsberg als Heiland empfangen, ihm Gedichte und Verſe in Ueberfluß überreicht. Vielleicht bin ich im Stande, Dir eins mitzutheilen, das, wenn der Inhalt auch nicht ganz wahr iſt, doch als Gedicht ſeinen Werth hat.

Hier ſprengt man das Gerücht aus:

> Bennigſen und Eſſen wären von der Armee entfernt, der Kaiſer ſelbſt commandire die Hauptarmee, Tolſtoi den linkel Flügel.

Das Letztere mag wahr ſeyn, das Erſtere gewiß nicht. Alexander iſt wohl ein guter Landesvater, aber kein Feldherr, ſo wenig wie unſer König; ſie haben beyde dazu ein zu gutes mildes Gemüth.

Nach Courier-Nachrichten ſpricht man wieder von einer großen Schlacht, die am 6. May am Bug Statt gehabt haben ſoll, ohne entſchieden worden zu ſeyn.

Man glaubt hier, der F. M. L. L. d. n. a. habe Einfluß. Wenigſtens hat er Witz.

Der Graf Fuchs, neugebacken und eben ſo aufgeblaſen, etourdi und arrogant, wie es einem neuen Grafen zukommt, verließ im Theater ſeinen Sitz, jener nahm ihn ſogleich ein; bald erſchien unſer Etourdi, und mit der Miene eines Bramarbas ſprach er:

Mein Herr, das iſt mein Platz.

L. Jetzt der meinige.

G. Ich bin der Graf Fuchs!

L. So! Daß Sie ein Thier ſind, weiß ich längſt, aber ein Fuchs, das iſt etwas Neues!

Alles lachte, und der Etourdi ging beſchämt ab.

Unſer Miniſter, Graf Haugwitz, hat ſich hier vor zwey Jahren, als er mit Napoleon die bekannte Convention ſchloß, als Requiſitionair genommen; er bezahlte weder die Poſt, die ihn herführte, noch ſein Quartier, wo er wohnte, oder war dies etwa der Wille Franz II.? dies muß Graf Haugwitz am beſten wiſſen. Die Stadt Wien trug dieſe Ausgabe gern, denn ſie erwartete durch Preußen Rettung, die der Graf Haugwitz vereitelte. Die Etourderie iſt an der Tagesordnung; ein Miniſter, der ſtets im neueſten Geſchmack handeln ſoll, muß er ſie ſich nicht zu eigen machen? Wozu auch im Kriege Façons? Er wird ja deßhalb geführt, um ſie zu vernichten, und was man thut, das thue man ganz *).

Ueber den bekannten Bülow hörte ich hier folgende Merkwürdigkeit:

---

*) Es iſt bekannt, daß Graf Haugwitz ſehr vielen Sinn für Freundſchaft hatte; ſo lebte er mit dem Legationsrath Peter Lombard auf dem innigſten Fuß. Die unglücklichen Staatsverhältniſſe trennten beyde, und der Gram darüber raubte (wie man ſagt) Lombard das Leben. Als Graf Haugwitz dies erfuhr, ſoll er im tiefſten Schmerz ausgerufen haben:

Armer Peter! Deine Verdienſte wird die Nachwelt einſt würdigen.

In einem von ſeinen Werken heißt es:

> Gewis würde eine im Sturmſchritt anrükkende Linie dadurch entmuthet werden, wenn die ihr gegenüberſtehende Armee das Gewehr im Arm behielte, und zum lauten Lachen commandirt würde.

Bey Eylau ſollen die vereinigten Ruſſen und Preuſſen, welche unter Leſtock dem umgangenen Flügel zu Hülfe kamen, dieſe Vorſchrift befolgt haben; ſie erwarteten den Feind mit lautem Lachen. Die **Bülowſche** Idee beruht auf Menſchenkenntniß.

Ein ſolches Lachen muß in dem anrückenden Feinde die Idee hervorbringen: Er ſey verrathen, umgangen, im Rücken genommen.

Ich glaube, der Staat hätte dieſen an Ideen reichen Mann früher gebrauchen ſollen, als er aigrirt war. Jetzt möchte es gefährlich ſeyn, ihn anzuſtellen.

Die Oeſtreicher, beſonders die Wiener, ſind jetzt gut preußiſch. Ihr Rachgefühl gegen uns, die wir ſie nach dem Baſeler Frieden und 1805 im Stich ließen, iſt durch unſer Unglück jetzt befriedigt; Mitleiden tritt an die Stelle. Sie fangen an einzuſehen, daß Oeſtreich durch Preußen, Preußen durch Oeſtreich zu Grunde geht, und beyde Völker Deutſche ſind.

Es ſind zwey muthige Hengſte geweſen, die ohne Kutſcher ihre Kräfte an ſich ſelbſt übten, und darüber ihren Wagen in Stükken zerbrachen. Jetzt iſt der Kutſcher erſchienen, der aus den Bruchſtücken des Wagens einen neuen baut.

Anliegend theile ich Dir ein von Glatz hierher geſchicktes Bulletin mit, und nun lebe wohl!

Bulletin.

Glatz, le quatorze d'Avril.

Nous avons eu hier une journée asses chaude. J'envoyais le matin un parlementair au Général Lefevre pour me plaindre des excès commis par les Polonais et par les trouppes devant Neisse; demandant en même tems la réponse promise touchant l'échange des prisonniers de guerre, qui se trouvent à Neisse. Mon parlementair retournant ici à deux heures m'apporta la nouvelle que des trouppes ennemies le suivaient de près, et quelque tems après tous les rapports de mes piquèts confirmèrent cette nouvelle. Je fis dans le moment sortir la cavallerie, quelques bataillons d'Infanterie, les Chasseurs, et quatre canons avec un obus à la rencontre de l'ennemi. Nous primes notre poste sous les canons des forts, et un feu très vif des deux côtés commença. L'ennemi aïant pris poste dans le village de Hasslitz s'y soutient, malgré tous nos efforts jusqu' au soir, òu à la fin il fut obligé de cèder à la bravour de nos chasseurs. Malgré que je n'aïe point été parfaitement content d'un parti de notre cavallerie, elle à pourtant culbuté la cavallerie ennemie bien plus forte que la nôtre.

Le terrain inégal et la force bien supérieure sous les ordres du Général Lefevre pour le moins des 2600 hommes ne nous permet point de profiter de nos avantages, et lorsque le jour commença à baisser, l'ennemi se retira sur les hauteurs en laissant quelques trouppes dans un village nommé Scheibl, et nous rentrâmes en ville. La perte de l'ennemi évalue à 200, tant en morts que blessés, est bien plus forte que la nôtre, n'aïant que neuf hommes de tués, et 23 de blessés. Nous n'avons point perdu de prisonniers, avons démonté deux canons ennemis, et avons fait 6 prisonniers. La seule chose, que nous avons à regretter, c'est le Major Stoessel, qui à reçu un coup de sabre au dessous de l'oeil droit, qui le rendra incapable de servir pendant trois semaines; le brave Cap. Hellwig aïant donné quartier à deux Bavarois, qui lui ont tiré un coup de pistolets et lui ont cassé la main gauche. Il a fallu lui couper le troisième doigt, et malgré que le chirurgien - major espère qui'l conservera l'usage de la main, sa guérison le rendra incapable de servir de six semaines. Encore deux autres officiers d'hussards ont été blessés, mais légèrement. Le feu a été aussi vif que possible, et j'ai été très content de notre infanterie, laquelle le supportait sans faire la mine. Pour ce qui regarde nos Chasseurs, il n'est pas possible d'étre plus braves. Le Major Comte de Roggendorf, mon premier Adjutant, qui dans toutes les occasions gagne l'estime de ses camerades par sa bravour, et sa conduite en a sabré un. C'est lui que j'ai chargé de conduire toutes les attaques, et principalement celles de notre cavallerie, ce qu'il exécute, en se trouvant toujours le premier à leur tête. Je crois que toute l'expédition étoit calculée, ou pour la sûreté du transport de leur artillerie venue de Glogau pour Neisse, ou pour la sûreté de la vente du bois, qui se trouvoit à Wartha. Ils se sont retranchés sur les hauteurs hors de la portée des canons de la forteresse, et il faut voir, s'il voudront s'y soutenir.

G. v. Götzen,
General-Gouverneur von Schleſien.

Warum iſt dieſe Nachricht franzöſiſch geſchrieben? Es wandelt mir die Luſt an, dies bitter zu critiſiren; doch, es iſt Gewohnheit, es iſt die Sprache des Hofes! Friedrich ſprach, ſchrieb und dachte franzöſiſch; damals exiſtirte aber noch kein Deutſch für Köpfe ſeines Gleichen: aber Jetzt? Wir haſſen, wir bekämpfen die Franzoſen; der hohe Adel, die Großen an den Höfen ſind grade diejenigen, welche am mehrſten dieſen Feind ihrer

Exiſtenz fürchten, und doch ſprechen ſie franzöſiſch; ſetzen einen Vorzug darin es zu verſtehen, wollen ſich dadurch allenthalben geltend machen, und über den bloß deutſchſprechenden Pöbel emporragen. Ein gebildeter Menſch iſt es in ihren Augen nicht, wenn er nicht franzöſiſch ſpricht, und ſelbſt der Kaufmann, der ſich gern über ſeine Sphäre hinausſetzt, will mit aller Gewalt ein Deutſch-Franzoſe ſeyn.

Hierin allein liegt der Grund, daß die Franzoſen Sieger über die Deutſchen ſeyn müſſen. Der, deſſen Sprache ich rede, der gebahr die Idee, ich habe nur die durch ihn überkommen; er begriff, er beherrſcht mich; er iſt nach den ewigen Geſetzen der Natur mein Regent; der Geiſt regiert die Maſchine, die Idee den Begriff; in jenem liegt die ſchaffende, in dieſem nur die auffaſſende Kraft.

Verbannen muß daher der Deutſche alles, was franzöſiſch iſt und auf ihn Eindruck macht; er muß weder franzöſiſch ſprechen — ſchreiben — eſſen — ſich kleiden — am wenigſten franzöſiſch denken, ehe er hoffen darf, ſich mit den Franzoſen zu meſſen. Kann er dies, vermag er es nicht, ſo will es die Natur, daß er von dem Volke beherrſcht werde, welches ihm ſprechen lehrt, und ihm Ideen leiht.

Dahin möchte es wohl ſobald nicht kommen, — denn wir haben keinen Herrmann — keinen Luther mehr; wir haben Fürſten, Miniſter und Generale, die ein reines franzöſiſch ſprechen, deren Köche in Paris ihre Kunſt erlernten, und deren Frauen monatlich eine Puppe — ein Modell aus Paris erhalten, das iſt Alles!!!

Napoleon ſagte zu dem Obriſt Kleiſt, den der König von Preußen ihm ins Hauptquartier ſandte:

N. Warum will Alexander keinen Frieden haben?

K. Er will den rheiniſchen Bund aufgelöſt ſehen.

N. (Hrn. Kleiſt beym Ohrläppchen faſſend) comment? qu'est ce que vous y allez?

Er hat ganz Recht; Deutſchland iſt wie das Ohr eines bekannten Thiers, lang und groß; wenn es aber Jemand mit ſtarker Fauſt gefaßt hält, ſo leidet's der Eſel geduldig; jedem andern aber wird es ſchwer hinein zu kommen!

Nach den neueſten Nachrichten kann der Friede mit Rußland und Preußen nicht weit mehr ſeyn, beſonders, ſo lange die Zeitungen voll von der engliſchen Expedition ſind, die nach dem feſten Lande abſegeln ſoll, wo aber kein Mann erſcheint. Wahrlich, die Fürſten müßten völlig blind gegen ihr Intereſſe ſeyn, wenn ſie nicht endlich Englands Politik durchſchauen ſollten! Auf der andern Seite ſind die Fortſchritte der Ruſſen und Servier in der Türkey zu bedeutend.

Sollte der Friede nicht jetzt erfolgen, ſo dürfte doch der Erfolg der nächſten Schlacht dafür auf eine oder die andere Art entſcheiden.

Für die ſchleſiſch-preußiſchen Angelegenheiten negociirt man hier Gelder. Ob Wien dazu der Ort iſt, bezweifle ich ſehr.

Warum man nicht in den Städten des Gebirges in Schleſien und von den dortigen Ständen früher, als die Franzoſen es holten, alles baare Geld nahm, das muß wohl an dem Fürſt von Anhalt-Pleß gelegen haben.

Kürzlich hatte ein preußiſcher Officier aus Glatz, Namens Winzenhauſen, den Attaché der Intendantur aus Glogau*) in Löwenberg gefangen, der (ſagt man) vieles Geld und Koſtbarkeiten bey ſich führte. Er ließ ihn in Frieden ziehen. Warum? Der Exminiſter Graf Hoym hatte ihn allen Behörden empfohlen, der Magiſtrat verwendete ſich für ihn, und der Officier hatte ein weiches Herz. Der Gefangene war dankbar, und gab den Hrn. v. Winzenhauſen ein — Andenken!

Der Fürſt Pleß iſt nicht zur preußiſch-ruſſiſchen Armee gegangen, ſondern privatiſirt hier, und geht in Civilkleidern; man erkennt ihn leicht an einem gewaltigen Schnurbart, der zu dem runden Hut grell abſticht. Ein General, der im Civilkleide den Schnurbart ſtehen läßt, der iſt kein Feldherr.

Den letzten weiſe berechneten Plan, welchen ein aus Glatz 1500 Mann ſtarkes Corps am 14. May ausführen wollte, vereitelte der Zufall: Man wollte Breslau überrumpeln, dort über die Oder nach Coſel gehen. Der Adjutant des Grafen Götzen, Hr. Roggendorf, war der eigentliche Anführer (ein guter unternehmender Kopf). Die Preußen können aber nicht ſchweigen; der Gouverneur von Breslau erfuhr den Plan. Man ſchickte ein Corps entgegen; zwiſchen Schweidnitz und Breslau kam es zur Aktion, wobey die Preußen Meiſter blieben. Sie verloren aber ihren Führer, das Commando fiel in unrechte Hände, und man marſchirte da zurück, wo man hergekommen war; bey Adelsbach holte die aus Italien erſt in Schleſien angekommene pohlniſche Legion die Preußen ein, zerſtreute ſie und nahm 400 Gefangene. Ließ darüber die Anlage:

---

*) La Rivaliere war ſein Name, nach Aller Stimme ein braver Mann!

Auf Befehl eines hohen Königl. General-Gouvernements.

Glatz den 19ten May 1807. Sichern Nachrichten zu Folge, die man am 8ten erhielt, befand ſich Breslau nur mit wenigen Truppen, meiſtens franzöſiſchen Reconvaleſcenten und unberittenen Cavalleriſten, beſetzt. Auch hatte der Feind ſeine bey Frankenſtein und Wartha ſtehenden Obſervations-Truppen dadurch ſehr vermindert, daß er mehrere Bataillons zum Belagerungs-Corps nach Neiße detachirt hatte. Dieſer Veſtung zu Hülfe zu kommen, wo möglich den Feind zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen und in Breslau ſich Hülfsquellen zu eröffnen, um in der Organiſation neuer Truppen ſchneller fortfahren zu können, beſchloß der Herr General-Bevollmächtigte für Schleſien, Graf von Götzen, mit einem kleinen Corps eine Diverſion auf Breslau zu unternehmen. Hiezu beſtimmte derſelbe etwa 12 bis 1200 Mann leichter Infanterie und 250 Mann Cavallerie, in allem 1400 Mann mit zwei dreipfündigen Kanonen. Das Commando des Ganzen wurde dem Hrn. Major von Loſthin und unter ihm den Obriſtwachtmeiſtern Grafen von Roggendorf und von Stöſſel anvertraut. Die Expedition ſollte am 10. Abends um 8 Uhr aus Silberberg abmarſchiren und in forcirten Märſchen den 13ten früh Morgens in Breslau eintreffen. Hier nun konnte in 24 Stunden alles dasjenige vollendet ſeyn, was man beabſichtigte, und es blieb dem Ermeſſen des Commandeurs überlaſſen, den Umſtänden gemäß ſeinen Rückzug nach Sachſen oder über die Oder nach Coſel zu beſtimmen. In beiden Fällen war der Feind genöthigt, die Belagerung von Neiße aufzuheben, indem er ihm entweder nach Sachſen folgen mußte, oder in die mißliche Lage kam, von Coſel aus zwiſchen dieſe Truppen und die Beſatzung von Neiße zu kommen, welches er bei ſeiner geringen Stärke nicht wagen durfte. Unzuberechnende Vorfälle, die ſo oft Schuld ſind, daß die beſten Pläne ſcheitern, verzögerten den Abmarſch der Expedition bis zum 11ten früh um 2

Uhr. Selbſt der Himmel ſchien mit dem Feinde in ein Bündniß getreten zu ſeyn, denn ein ſtarker drey Tage lang anhaltender Regen verſchlimmerte die ſchon an ſich ſchlimmen Gebirgswege dergeſtalt, daß es unmöglich war, am 11ten weiter als bis Wüſte-Giersdorf zu kommen. In derſelben Nacht vom 11ten bis zum 12ten, als unſere Truppen in dieſem Dorfe übernachteten, waren 300 Feinde in dem eine halbe Stunde davon entfernten Dorfe Wüſte-Waltersdorf über Nacht, ohne daß beide etwas von einander wußten. Der Feind wollte nemlich ein etliche Tage vorher dort ſtehendes Commando unſerer Truppen aufheben, welches ſich aber ſchon mit dieſem Expeditions-Corps vereinigt hatte. Als daher am 12ten früh Morgens unſere Truppen nach Freiburg marſchirten und mit den Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, welche ihnen ſchlechtes Wetter und abſcheuliche Wege entgegen ſtellten, ſahen ſie ſich vom Feinde entdeckt, beobachtet und verfolgt. Dem allen ungeachtet ſetzten ſie ihren Weg fort und trafen am 13ten, alſo an dem Tage, wo ſie ſchon früh Morgens in Breslau einrücken ſollten, erſt gegen Abend in Canth ein. Der in Frankenſtein commandirende feindliche General, unterrichtet von dem Marſche unſerer Truppen, ließ gleich mehrere Bataillons abmarſchiren, welche auf dem kürzern Wege nach Canth zueilten. Zugleich benachrichtigte derſelbe den Commandanten von Breslau von unſerm beabſichtigten Marſch, mit dem Befehl, alle Truppen, die er in der Eile armiren könne, gegen Canth zu andrücken zu laſſen, um unſre Truppen zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Dieß geſchah am 13ten Nachmittags und verurſachte einen ſehr groſſen Allarm in Breslau, woſelbſt bis zum 15ten die Thore geſperrt und alle Kanonen beſpannt blieben, um ſie nach Glogau zu flüchten, im Fall unſre Truppen nach Breslau kämen. Alles wurde daſelbſt bewaffnet und marſchirte in der Nacht gegen Canth. Hier nun wurden unſre Truppen am 14. früh Morgens von einem wenigſtens auf 1800 Mann zu ſchätzenden Feind angegriffen, und da die Officiere die Cavallerie nicht dazu bewegen konnten, ihre Schuldigkeit vollkommen zu thun, ſo wurden anfangs unſre Truppen zurückgeworfen und verloren eine der mit ſich führenden Kanonen. Allein der Lieutenant von Clauſewitz warf ſich mit ſeiner Compagnie auf die mit gefälltem Bajonet ihn attaquirenden Sachſen, brachte dieſe in Unordnung, ſchlug ſie in die Flucht und entſchied auf dieſe Weiſe den Sieg. Denn nun griffen auch die andern Truppen aufs neue die Baierſche Infanterie an, und da dieſe die Brücke, auf welche ſie, um ſich zu retten, zueilten, durch den Lieutenant von Clauſewitz beſetzt fanden, ſo ſtürzten ſich viele in das Waſſer, um durch Schwimmen dem ſichern Tode zu entgehen. Allein mehrere hunderte fanden dort ihren Tod. Zwei Kanonen, eine Baierſche Fahne, denn die zweite ſchwamm fort, 16 gefangene Officiere und über 300 Gefangene waren Früchte dieſes

Tages. Der Feind ließ mehrere Hunderte an Todten, unter denen ſich mehrere Staabsofficiere und viele Officiere befanden, auf dem Platz, viele Hunderte fanden den Tod in den Fluthen und ſein ganzer Verluſt an Todten, Verwundeten und Gefangenen beläuft ſich auf weit über 1000 Mann. Auch nicht einer würde entkommen ſeyn, wenn die Cavallerie ſchnell genug auf dem Platz geweſen wäre, und den Weg zum Rückzug abgeſchnitten hätte. Unſer Verluſt an Todten, Bleßirten und Vermißten belief ſich auf etwa 250 Mann. Unter den ſchwer Verwundeten befindet ſich der Obriſtwachtmeiſter Graf von **Roggendorf**, welcher in dem Augenblick, als er unſre geworfene Cavallerie mit der größten Bravour und Entſchloſſenheit ſammelte, um ſie wieder gegen den Feind zu führen, von letztern umzingelt wurde und mehrere ſchwere Bleſſuren erhielt. Zwar rettete ihn ein braver Unterofficier vom Regiment Bila und noch ein Huſar aus der Gefangenſchaft, wobey beide ihr Leben einbüßten; allein als nachher unſere Truppen ihren Rückmarſch antraten, erlaubten es ſeine Wunden nicht, ihn mitzunehmen; er fiel dem aus Breslau kommenden Feind in die Hände, wurde dorthin transportirt und liegt daſelbſt bey Händen geſchickter Wundärzte zwar anvertraut, doch aber ſo ſehr durch Verblutung entkräftet, daß es unſicher iſt, ob er wieder hergeſtellt werden wird. Dieß iſt der allgemeine Wunſch aller ſeiner Cameraden, deren Achtung und Liebe er ſich in ſeiner kurzen hieſigen Dienſtzeit durch Muth, Entſchloſſenheit, ausgezeichnete militairiſche Talente und Herzensgüte zu verſchaffen gewußt hat. Mehrere verdienſtvolle Officiere wurden theils leicht, theils ſchwer bleſſirt, und viele zeichneten ſich aus, deren Namen noch ferner bekannt gemacht werden ſollen.

Gleich nach dieſer ſo glücklich beendigten Affaire entſchloß ſich der Major von Loſthin zum Rückmarſch nach Silberberg, da es unmöglich geworden war, nach Breslau vorzudringen. Er marſchirte noch an demſelben Tage bis Strigau, und brach von dort am 15ten des Morgens wieder auf, um bis Wüſte-Giersdorf zu kommen, wohin ihm von Silberberg aus eine Verſtärkung geſchickt worden war. Allein, der im Kriege ſo oft entſcheidende Zufall fügte es, daß am 13ten etwa 400 Mann Cavallerie von der italiäniſch-pohlniſchen Legion in Liegnitz eintrafen, welchen durch Couriere ſofort der Befehl war zugeſchickt worden, über Strigau in die Gegend von Adelsbach zu rücken. Dies geſchah, und ſie vereinigten ſich daſelbſt mit eben ſo vieler bayerſcher Cavallerie und einem Bataillon Infanterie, welche der commandirende franzöſiſche General dorthin detaſchirt hatte, um unſern Truppen den Rückzug abzuſchneiden. Dieſe griffen nun unter dem Commando des Generals Lefevre, der das in der Affaire von 14ten Verlorne wieder erobern wollte, unſre ermüdeten Truppen an, und da man in dem dortigen Terrain die Ka-

nonen

nen nicht ſchnell genug von einem Ort zum andern bewegen konnte, unſere Cavallerie zu ſchwach war, um der feindlichen Widerſtand zu leiſten, und Unordnung unter die Infanterie kam, ſo verlor der brave Major von Loſthin die Früchte des glänzenden Sieges bey Canth, indem er ſelbſt nebſt 15 Infanterieofficieren und 350 Mann in feindliche Gefangenſchaft gerieth, der Feind auch ſeine zwey Kanonen und eine der unſrigen wieder eroberte. Indeſſen kamen die von uns am 14ten gefangenen Bayern, (denn die gefangenen Sachſen hatten unſre Truppen ſofort aufs Wort, nicht ferner gegen uns zu dienen, und ohne ihnen das Ihrige abzunehmen, nach Hauſe gehen laſſen) nebſt der eroberten Fahne und übrigen Beute auf vielen Wagen glücklich hier an, und von dem ausgeſchickten Corps fehlen in allen bis jetzt etwa 600 Mann. Wenn alſo auch der Ausgang der Unternehmung unſern Hoffnungen und dem glänzenden Anfang nicht entſprach, ſo iſt doch der dem Feinde zugefügte Schaden viel beträchtlicher als unſer Nachtheil, da wir eine völlig gleiche Anzahl von Officieren gefangen genommen haben, an Todten aber ſein Verluſt den unſrigen um das Vierfache überſteigt. Sein Verluſt muß an die 1400 Mann reichen, da der unſrige nicht 600 ausmacht. Sobald der umſtändliche Bericht eingelaufen ſeyn wird, werden die Namen derjenigen, die ſich vorzüglich ausgezeichnet haben, öffentlich bekannt gemacht werden.

Ehe der unglückliche Ausgang des Gefechts vom 15ten hier bekannt geworden war, entſchloß ſich der Hr. Graf von Götzen den Feind am 16ten früh in Wartha zu allarmiren, um zu verhindern, daß nicht von dort aus Truppen nach Frankenſtein und Reichenbach zu detaſchirt werden möchten. Ein Theil der leichten Infanterie, und eine Schwadron Cavallerie rückte hiezu des Morgens unter dem Befehl des Herrn Obriſtwachtmeiſters von Görtz aus, und dieſem folgte um vier Uhr ein Commando von 400 Mann Infanterie nebſt zwey reitenden Kanonen, welche erſtern zum Soutien dienen ſollten.

Um halb fünf Uhr fing nun die Recognoſcirung an, und der Feind rückte augenblicklich mit einigen Jäger-Compagnien und etwa 150 Pferden aus Wartha zum Soutien ſeiner Vorpoſten. Nachdem nun das Tirailliren einige Zeit gedauert hatte, wobey der Feind mehrere bleſſirte Officiere und viele Todte hatte, wir aber nur ein paar Todte und Bleſſirte verloren, zogen ſich unſere Truppen langſam über den Berg zurück, indem unſere Cavallerie ſtets die hinterſtehende Infanterie und die Kanonen masquirte, um auf dieſe Weiſe den Feind zu locken, und dann mit ganzer Macht über ihn herzufallen. Auch ließ ſich der Feind in der That verleiten, unſern Truppen raſch zu folgen. Als er aber plötzlich den Hinterhalt zu ſehen bekam, kehrte er mit ſolcher Schnelligkeit um, daß es unſrer Cavallerie kaum gelang ihn einzuholen, und etwa 20 Gefangene zu machen. Worauf ſich dann der Feind mit einem Verluſt von 50 bis 60 Mann nach Wartha zurückzog. Unſer ganzer Verluſt beſtand in zwey Todten und einigen Bleſſirten. Nachdem nun auf ſolche Weiſe der hiebey beabſichtigte Zweck vollkommen erreicht worden war, zogen ſich die hieſigen Truppen in die Veſtung zurück. Nachrichten aus Neiße gemäß, hat dieſe Expedition dort die Folge gehabt, daß die Belagerungsanſtalten viel langſamer betrieben wurden. Die Garniſon iſt voll Muth, und an Uebergabe fürs erſte nicht zu denken. Hoffentlich wird uns nun die pommerſche Expedition bald Luft verſchaffen, und einen Feind aus unſern Gränzen vertreiben, der ſchon zu lange darin gehauſt hat. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt dieſer erwünſchte Augenblick nicht mehr fern.

Vier und zwanzigſter Brief.

Wien.

Ich ſchließe den zweiten Theil dieſer Briefe in einem Zeitpunkt, wo Preußen noch immer unter der Geißel eines Kriegs ſeufzt, worin auch ein entſcheidender Sieg neues Unheil über die ausgeſogenen Provinzen bringt: die retirirenden Franzoſen würden dem nachrückenden Feinde keine Armeebedürfniſſe laſſen wollen, da es das neue Kriegsſyſtem mit ſich bringt, die Gegend zu verheeren, die man verläßt. Der nachrückende Feind beſteht zum Theil aus wilden Völkerſtämmen, die keinen Begriff von Cultur und Wohlſtand haben, und ſie daher ohne Mitleiden vernichten. Die Nomaden lachen zu brennenden Städten und Dörfern, denn ſie bedürfen ihrer nicht, da ſie im Vaterlande unter Baumzweigen wohnen.

Mag Alexander der humanſte Regent ſeyn (Er iſt es), ſo kann er doch nicht die Hunderttauſende ſeiner wilden Krieger bändigen; thäte er es, ſo nähme er ihnen die Kraft zu ſiegen. Wahr iſt es, daß, als 1805 die Ruſſen ihre Winterquartiere in Schleſien hatten, keine Klage über ſie geführt worden iſt. Der Soldat im Kriege in der Verfolgung des Feindes iſt ein anderer, wie der in der Friedensgarniſon. Selbſt der Preuße, ungeachtet der großen Disciplin, die unter dieſen Truppen herrſcht, iſt auf dem Marſche im eignen Vaterlande nicht immer liebenswürdig; wie ſoll man es vom Ausländer erwarten?

Bis jetzt hat Napoleon noch immer die Weichſel behauptet, und ſcheint durch Danzigs Eroberung hier ſeine Subſiſtenz für den nächſten Feldzug ſichern zu wollen; ſollte er aber dieſen Zweck nicht erreichen, ſo dürfte ſein Rückzug an die Oder wohl unbedenklich ſeyn, und alle Poſitionen am Bug und der Weichſel verlaſſen werden müſſen. Der rechte Flügel dürfte dann bis Breslau, der linke ſich bis Anclam ausdehnen. Stettin, Cüſtrin und Glogau decken die Communication, und Wehe dann über das arme Schleſien und Sachſen!

Aber auch hier iſt bis zur Erndte nicht lange Subſiſtenz zu finden, da Schleſien ſchon ſeine Ueberſchüſſe von der letzten Erndte an die Weichſel geſandt hat, und auf alle Fälle wäre, im Fall eines Rückzugs, eine Poſition hinter der Elbe für die Franzoſen das Zweckmäßigſte!

Würden die Ruſſen auf eine entſchiedene Weiſe geſchlagen, ſo dürften ſie über die Memel nach Curland und nach Grodno ſich zurückziehen, Danzig und Königsberg würden dann fallen, und den Franzoſen Lebensmittel und Armeebedürfniſſe gewähren; der ruſſiſche Antheil von Pohlen würde ſich bald erheben, und mit den Brüdern in Südpreußen gemeinſchaftliche Sache machen. Das reiche Curland würde hinzutreten, und auf lange Zeit die Franzoſen ernähren.

Die gebirgichen Truppen müſſen jetzt brav ſeyn, denn ſie fechten um ihre Exiſtenz. Gingen die Franzoſen zurück, ſo wäre es um ſie geſchehen.

Ich glaube, der König von Preußen handelte weiſe, wenn er bald nach ſeinem etwanigen Vordringen eine allgemeine Amneſtie für ſeine pohlniſchen Unterthanen verkündigte, und ihnen eine beſſere Civiladminiſtration gäbe, als bisher.

Sollte aber der glückliche Fall des Friedens eintreten; ſollten die großen Continentalmächte endlich einſehen, wie ſehr ſie von England hinters Licht geführt werden, wie würde Preußen dann ſeine ruinirten Provinzen wieder herſtellen, ſich neue Finanzquellen eröffnen, und die größten Uebel heilen können?

Es ſey mir erlaubt, meine Ideen hierüber laut zu ſagen:

Die Regierung, welche zweckmäßig ſeyn ſoll, muß aus der Einheit hervorgehen:

Ein Gott! Ein König!

Dies kann ſich aber nur auf einen beſtimmten Wirkungskreis ausdehnen, der dem menſchlichen Geiſte entſpricht; denn der Menſch iſt nicht Gott, ſonſt würde jenes Princip für eine Univerſalmonarchie à la Bulow ſprechen, der ich nicht das Wort reden will. Der König ſey alſo, wie bisher, die höchſte, letzte, einzige Stufe in der Regierung. Wir Preußen danken Gott: daß unſer König redlich, menſchlich, gerecht und liebenswürdig iſt.

Statt daß der König bisher drey Männer um ſich hatte, die ihm die politiſchen, militairiſchen und Civilangelegenheiten vortrugen, und deren Rath er oft befolgte, ſo wäre es aus den ſchon im erſten Theil entwickelten Gründen wohl zweckmäßiger, wenn für die politiſchen und Civilſachen ein Miniſter und kein Rath erwählt würde, ſo wie es jetzt in der Perſon des Miniſters **Hardenberg** geſchehen ſeyn ſoll. Dazu kann ſich der preußiſche Staat ſehr gratuliren, denn er iſt ein Mann von Kopf und Herz, ein Freund der Publicität, rechtlich, gut, und bieder. Was ſein politiſches Syſtem betrift, ſo dürfte er ſich jetzt auch wohl von der Tendenz des engliſchen Miniſterii in dieſem Kriege überzeugt haben. Er wird auch ganz anders wirken, wenn er allein ſteht, ſtatt daß er ſonſt ſtets mit **Haugwitz**, **Lombard** u. a. in Concurrenz war.

Das Organ des Militairs für den König dürfte ein General ſeyn, und wenn jetzt **Rüchel** dazu gewählt worden iſt, ſo hat der Staat gewiß an ihm einen Patrioten, einen beherzten und geſchickten Mann.

Die Armee ſollte Einer commandiren; **Leſtock** iſt bewährt befunden, man laſſe ihm das Commando.

Die Cavallerie braucht einen einzigen General, einen Seidlitz; ſollte ihn Blücher nicht zum Theil erſetzen?

Was die Juſtiz anlangt, ſo dürfte auch hier eine Reform ſehr nöthig ſeyn. Jetzt haben wir ſchlecht bezahlte und ungeheuer belaſtete Regierungsräthe, und im Ueberfluß ſchwelgende, vom Wucher lebende, dem Judenthum ergebne, Juſtizcommiſſarien. Was kann daraus entſtehen? Daß die Juſtiz eine feile Dirne wird!

Fort mit allen Advocaten! ſie haben nie das Factum aufgeklärt, ſondern es ſtets verwickelt! Sie haben den inſtruirenden und entſcheidenden Richter nie informirt, ſondern ſtets corrumpirt. Wozu ſind ſie nöthig?

Jetzt ſchon werden häufig genug Referendarien den Parteyen als Aſſiſtenten beygeordnet, man führe die Aſſiſtenzräthe ein, und bezahle ſie aus der Sportulcaſſe.

Vor jedem Juſtizcollegio erbaue man einen Galgen mit der Ueberſchrift:

Fiat Justitia et pereat Mundus!

Daran hänge man jeden Aſſiſtenzrath, der von den Parteyen Geſchenke angenommen hat; den Regierungsrath aber mit den Beinen, der ſich dies erlaubt (doch das geſchieht auch jetzt ſelten)!

Die Notariatsgeſchäfte können die Gerichte verſehen, und zu Geldmäklern haben wir ja leider Juden genug; was brauchen wir dieſen ſchändlichen Orden durch Juſtizcommiſſarien noch zu vermehren? Doch unſere Juſtiz iſt ja die Krone in unſerer Civilverfaſſung gegen andere

Staaten; ich finde auch dabei nichts weiter zu erinnern, als jenen ſchwammigen Auswuchs, den man ja bald wegſchneiden kann.

Wer wird aber den Stall des Augias, die Finanz, reinigen? Wer wird hier entfernen ſo viele Dummköpfe, die, weil ſie zu nichts anderm taugten, in die Cammern verſetzt wurden? ſo viele Kinder der Liebe, deren Mama, einſt ſchön und reizend, Miniſterial-Connexionen hatte? ſo viele Lakayen, die noch jetzt die Akten unter dem Arme tragen, wie ehemals die Teller, und die Maitreſſen ihres Herrn heiratheten, oder ſonſtige Verdienſte um die Commoditäten ihrer Herren hatten? ſo viele Formaliſten, die aus der Abc-Schule unmittelbar in die Cameral-Canzelleien eintraten, und mit dem grünen Aermel ihre Weisheit an- und ablegen? ſo viele verzogene Mutterſöhnchen, denen Papa und Mama einen Titel ſchenken wollten? ſo viele ausrangirte Regimentsquartiermeiſter, die die Geſchäfte nach eben der Elle meſſen, wornach ſie ihrem Officiercorps theuere Montirungsſtücke anſchmieren? ſo viele verunglückte Landjunker, Cammerherren, Barone ꝛc. denen man durch die Kriegsrathsgagen (um die Familien zu ſchonen) ein ehrenvolles Bettelbrod anweiſt, und die beſſer bey Hofe placirt geweſen wären, um den alten zahnloſen Hofdamen die Nüſſe aufzuknacken?

Ich mag mich weiter auf keine Schilderung hier einlaſſen, wie der Cameraldienſt bisher betrieben wurde, jedoch zwey Beyſpiele:

Der Magiſtrat zu N. berichtete an den Steuerrath zu B.:

Es fehle zu N. im Hoſpital eine Clyſtirſpritze, und da der Zinngießer H. Clyſtirſpritzen von einer neuen Conſtruction, nach beiliegender Zeichnung, erfunden hätte, ſo trage Magistratus darauf an: die Anweiſung zur Anſchaffung einer ſolchen Clyſtirſpritze mit 2 Rthlr. 12 Gr. im Betrag auf die Cämmereycaſſe zu ertheilen.

Hieraus fabricirt der Steuerrath folgenden Bericht an die Cammer, oder vielmehr ſein Schreiber:

Allerdurchlauchtigſter Großmächtigſter
König
Allergnädigſter König und Herr!

Es fehlt im Hoſpital ad St. Lazarum zu N. eine Clyſtirſpritze; der Zinngießer H. daſelbſt hat dergleichen nach einer neuen Conſtruction erfunden, wie anliegende Zeichnung des breiteren nachweiſt. Der Magiſtrat trägt auf die Anweiſung zur Anſchaffung ſothaner Clyſtirſpritze im Werth von 2 Rthlr. 12 Gr. auf die Cämmereycaſſe an, und indem ich dieſem Antrag beypflichte, erſterbe ich in tiefſter Ehrfurcht

Ew. Königl. Majeſtät ꝛc.

Dieſer Bericht kommt nach vier Wochen zum Vortrag bey der Cammer, der Dezernent giebt folgendes darauf an:

> Es iſt nach Maaßgabe dieſes Berichts an das Collegium medicum et sanitatis zu ſchreiben: ob die anzuſchaffende Elyſtirſpritze von einer neuen Conſtruction auch zweckmäßig ſey?

Das Anſchreiben bleibt vierzehn Tage in der Cammer-Expedition, dann kommt es nach vierzehn Tagen beym Collegio medico zum Vortrag, und der Dezernent verfügt darauf:

> Ob zwar in England Elyſtirſpritzen von anderer Conſtruction, noch beſſer aber in Paris in dem großen Hoſpital gebraucht würden, ſo ſey das Collegium medicum doch der Meynung, daß wenn dieſe Elyſtirſpritze auch nicht beſſer conſtruirt ſey, wie die ſonſt üblichen, ſie doch auch nicht ſchlechter wäre.

Hierauf verfügt der Dezernent bey der Cammer:

> Brevi manu dem Baurath X. vorzulegen, um ſein Gutachten darunter zu ſetzen: ob 2 Rthlr. 12 Gr. auch ein verhältnißmäßiger Preis für die erwähnte Elyſtirſpritze ſey.

Der Baurath läßt die Piece vier Wochen liegen, endlich findet er ſie in ſeinem Reſtextrakt, und ſchreibt darunter:

> Ob zwar die alten Clyſtirſpritzen nur 2 Thlr. 10 Gr. koſten, ſo mag für dieſesmal, und da die erwähnte Clyſtirſpritze nach einer neuen Form gearbeitet iſt, der Preis ſtehen bleiben.

Nun dekretirt der Rath:

> In Gemäßheit des Steuerräthlichen Berichts des Gutachtens des C. M. und des Bauraths, iſt nach Hofe zu referiren, und um Autoriſation zur Anſchaffung der Clyſtirſpritze zu bitten.

Der Bericht geht hundert Meilen weit an das Generaldirectorium, und nach ſechs oder acht Wochen erfolgt die Genehmigung:

> Ob zwar die Akten ergeben, daß erſt vor fünf Jahren in dem Hoſpital zu N. eine neue Clyſtirſpritze angeſchafft worden iſt, die jetzt noch brauchbar ſeyn ſollte, ſo wollen wir für dieſesmal dennoch genehmigen, daß dieſe Clyſtirſpritze für Rechnung der K. C. angeſchafft werden kann, jedoch paſſiren dafür ſchlechterdings nur 2 Rthlr. 10 Gr., da nach dem Gutachten

des Bauraths die alten Clyſtirſpritzen nicht mehr gekoſtet haben.

Hiernach verfügt die Cammer nach vier Wochen an den Steuerrath, und fügt hinzu:

Auch habt ihr dem Hoſpitalvoigt anzuweiſen, künftig mit mehrerer Schonung mit der Clyſtirſpritze umzugehen.

Der Steuerrath verfügt das Nämliche an den Magiſtrat, und dieſer an den Stadtphyſikus.

Ein Jahr iſt verfloſſen, und in den Sterbeliſten findet ſich, daß im Hoſpital zu St. Lazarus zwey alte Weiber an Krämpfen im Unterleibe, ein Mann an Obſtructionen, ein dritter an der Colik geſtorben iſt, da keine Clyſtirſpritze vorhanden war.

Ein zweyter Fall war in P. Es entſtand ein Viehſterben im Kreiſe zu O. Der Dezernent bey der Cammer ſammelte von Land- und Steuerräthen und dem Collegio medico Gutachten zu einer Inſtruction:

Wie man ſich bey einem Viehſterben zu nehmen habe.

Hierauf entwarf er eine Inſtruction auf dreyßig Bogen, und ſandte ſie nach Hofe zur Approbation. Nach einem Jahre erfolgte dieſe, und nun erſchien die Inſtruction gedruckt, wurde publicirt, und das Viehſterben war längſt vorbey.

Ich will damit ſagen: daß der Cammeraldienſt vereinfacht werden ſolle; daß man ſo viele unnütze Arbeiter und ihre Werkchen auswerfe; daß man den Unterbehörden mehr Gewalt einräume, die Cammern nicht mehr im Gängelbande führe, im Generaldirectorio nur Generalia bearbeite, und ſich nicht mehr mit Clyſtirſpritzen befaſſe; daß in den Verfügungen für den ganzen Staat eine Allgemeinheit exiſtire, ein Kopf an der Spitze Alles umfaſſe, dem Provinzialismus der Hals gebrochen werde, und die Protectionsſucht aufhöre.

Jetzt werden beſonders bey den Cammern die unbedeutendſten Dinge wichtig gemacht, warum? Die Dezernenten wollen ſich gern mit vieler Arbeit brüſten, einen ſtarken Vortrag haben, etwas gelten; wenn daher eine Sache mit zwey Federſtrichen abgethan wäre, ſo ſchreiben ſie ganze Bogen darüber, um dem Dinge ein Anſehn zu geben. Bringt es ein Schlendrianiſt bey den Cammern dahin, daß man ihn den ehrenvollen Namen eines Packeſels giebt, ſo iſt er in ſeinen Augen ein glücklicher Mann.

Der König würde Menſchen und Geld ſparen.

Vorzüglich ſollte man darauf halten, den Cammeraliſten beſſer zu bilden, und nicht jeden Schulknaben, Cammerdiener, Speichellecker u. dgl. aufnehmen. So wenig wie bey der Juſtiz ein Laye aufgenommen wird, ſo wenig ſollte es im Cammeralfach geſchehen.

In der letzten höchſten Cammeralinſtanz unter der allumfaſſenden Aufſicht eines einzigen Civilminiſters, ſollte nur die für alle Provinzen gleichgeltende Regel und

Form ins Daſeyn gerufen, und nicht einzelne Fälle geprüft und entſchieden werden, welches lediglich Sache der Cammern wäre. Ein Theil dieſer Behörde müßte ſich damit beſchäftigen, zu unterſuchen: ob das Vorgeſchriebene und Verrechnete erfüllt, vereinnahmt — verausgabt wäre.

Finanzcontrolle, Oberrechnungscammer.

Das jetzt unter dieſen Namen exiſtirende Collegium iſt ein Invalidenhaus, ein Correctionsinſtitut und cammeraliſtiſches Lazareth, wo man alle am Verſtande erlahmte Räthe hineinſchiebt, und kindiſche Greiſe zu Präſidenten ernennt. Wenn man einem Papagey die Formeln vorſagt, die die Oberrechnungs-Cammer-Reſcripte enthalten, ſo kann er alle Tage vortragender Rath in dieſem Collegio werden; zum Streichen der Belege zu den Rechnungen kann man dann eine Streichmaſchiene erfinden, unter welcher Tauſende in einem Tage geſtrichen werden; ſo ſind die Geſchäfte vollbracht.

Welch eine ganz andere Tendenz wäre dieſer Staatscontrolle, die ſich jetzt auf Pfennige reducirt, zu geben? Nicht Zahlen allein, ſondern Sachen ſollten controllirt werden. Jetzt kann ein Miniſter Tauſende zwecklos verſchleudern, hat er ſie nur angewieſen, ſind die Belege der Ausgabe darüber da, ſo iſt die Sache klar; ob ſie aber wirklich zweckmäßig verwendet ſind, daß iſt dem Reviſor einerley!

Wollte ſich jemand die Mühe geben, ſämmtliche Reviſionsprotocolle der Oberrechnungscammer von einem Jahre nach den Materien zuſammenheften zu laſſen, ſo würde er tauſend Widerſprüche und den platteſten Unſinn finden, der je geſchrieben worden iſt.

Denn nicht die Materien ſind nach Departements vertheilt, ſondern die Provinzen; das Ganze hat keinen Kopf und keine Inſtruction, und jeder Rath, jeder Senat hat ſeine eignen Reviſionsgrundſätze. Was daher in einer Provinz gilt, wird in der andern movirt u. ſ. w.

Was die Acciſe-Adminiſtration betrifft, ſo muß man es den Franzoſen mit Ruhm nachſagen: daß ſie ſchon 1765 Ordnung, Ueberſicht und Schnelligkeit in die Manipulation brachten; ein guter Kopf folgte ihnen: Struenſee! Wären die Abgaben ſelbſt richtiger angelegt, und die Unterofficianten beſſer bezahlt, ſo könnte man an der Geſchäftsführung wenig tadeln; dazu trägt denn auch ſehr viel bey, daß das Acciſedepartement iſolirt in Berlin wirkt, und über alle Provinzen (Weſtphalen ausgenommen) die Aufſicht hat.

Werden die Directionen in die Cammern eingeſchoben, ſo wird eine Schachtel in die andere geſetzt, und es iſt zu fürchten: daß ſie von dem Cammeral-Schlendrian angeſteckt werden; ſoll dies Nutzen haben, dann muß im Cammeraldienſt erſt eine große Reform vorgehen.

Jetzt komme ich zu den Finanzquellen ſelbſt, und finde bey den Domainen zu erinnern:

Daß wenn 1722 die Verpachtungsmethode die beſte war, um die Domainen-Etatsrevenüen zu ſichern, ſie es jetzt nicht mehr iſt.

Jetzt ein Domainenamt haben, und reich ſeyn, iſt unzertrennbar, beſonders wenn es nach einem ſpeculativen Ertrage oder Anſchlag verpachtet worden iſt.

Die Grundſätze, wornach dieſe Anſchläge gemacht werden, ſind nach Provinzen verſchieden. In Weſtphalen und Niederſachſen hat man noch die alten vom Jahre 1722. Man darf davon nur wiſſen, daß der Weitzenpreis pro Scheffel Berl. 1 Rthlr. beträgt, um ſie lächerlich zu finden.

In der Churmark hat der G. R. Borgſtede ein Buch über die Veranſchlagungs-Grundſätze und Domainen-Verpachtungsmethode geſchrieben, wie ſie hier herkömmlich iſt, wornach man verfährt; da aber auch hier die Getraidepreiſe den wirklichen gar nicht entſprechen, ſo bringen die Aemter hier ebenfalls weniger ein, als ſie könnten.

In Schleſien werden die Domainen dem Meiſtbietenden verpachtet, dieſe Methode verſtattet aber keine Auswahl.

In Oſtpreußen hat man ganz neue Grundſätze zur Veranſchlagung nach Thaerſchen Vorſchriften gemacht, dadurch aber den Ertrag nicht bedeutend vermehrt.

In allen Provinzen hält ſich der Beamte, wenn auch zufällig ſein Pachtanſchlag hoch ausgefallen wäre, durch die Entrepriſe der königl. Amtsbauten, und durch Remiſſionen ſchadlos, die er bey jeder Gelegenheit liquidirt, ſo daß einſt ein Beamter äußerte:

> Wenn kein Mäuſe- und Schneckenfraß, kein Feuer und Viehſterben, kein Hagelſchaden und Ueberſchwemmung eintreten ſollten, ſo müſſe ja der Teufel die Pächter holen!

Der Beamte ſetzt ſich auf einen guten Fuß mit dem Departementsrath, er füllt ihm Keller und Küche, den Stall und Futterboden, er ſchießt ihm Gelder vor, und zahlt ihm dreyfache Uebergabe-Gebühren. Dem Departementsrath thut dies Noth, denn der König giebt ihm 500, und wenns hoch kömmt 1000 Rthlr. Gehalt, wovon kein Rath ſtandesmäßig leben kann. Der Domainen-Calculator wird nicht vergeſſen, denn es iſt nicht ſelten, daß er die rechte Hand des Domainenraths iſt; auch wird der Bauinſpector bedacht, denn er macht die Aemter-Bauanſchläge, und revidirt die Bauten nach ihrer Vollendung. Wie ſoll man dieſe Mißbräuche heben, und die Domainen verwalten?

Aus dem Grundſatz, daß der vollkommene Eigenthümer ſeinen Fund nun beſſer benutzt, als der Nutznießer oder Pächter, ſollte der König alle ſeine Aemter zerſchlagen, und in Erbenzins plus licitando ausgeben, ſich ein Viertel des Werths im Capital zahlen laſſen, drey Viertel des Ertrags in Körnern als Canon beſtimmen, und ſolche nach dem jedesjährigen Marktpreis zu Martini an die Domainencaſſe zahlen laſſen.

Gewiß wird der König durch ein Viertel des Werths, den er in die Hände bekommt, einen neuen Fonds für die Kriegsſchäden, und ein jähriges Plus gegen die ehmalige Einnahme dadurch erhalten, daß er keine Bauten und Remiſſionen mehr bezahlen und ſo viele unnütze Brodteſſer bey den Cammern mehr ſalariren darf.

Bey der Contribution

ſollte der König alle die verſchiedenen Rubriken von Grundabgaben unter einem Titel erheben, den Adel mit Contribution belaſten und die geiſtlichen Güter in Schleſien, Magdeburg, Halberſtadt, Minden, Havelberg ꝛc. einziehen, und durch ihren Verkauf ſich in den Stand ſetzen, ſeine Schulden in Betrag von 24 Millionen zu bezahlen und die Treſorſcheine einzuwechſeln.

In den Provinzen, wo jeder Stand ſeinen eignen Diviſor hat, wie in Schleſien, ſollte ſolches gleich gemacht werden, denn es iſt eins, wer den Boden beſitzt, der Edelmann oder der Bauer.

Die Accise

wäre unter zwey Titeln und nicht unter 7 zu erheben, und zwar als Zoll an den Grenzen von allen auswärtigen Material-, Schnitt- und ausländiſchen Conſumtionswaaren, und im Innern als Conſumtionsſteuer von allen inländiſchen Conſumtibilien in den Städten und auf dem Lande; denn es iſt unbegreiflich, warum der Bauer unverſteuertes Brodt eſſen, und der Bürger dieſen Genuß bezahlen ſoll?

Die lächerlichen Chargen-Jura, die ſchändlichen Abgaben von Schindangern, Schweineſchneidern ꝛc. die unvernünftige Ausbeute an den ſchlechten Groſchen und Sechſern ſollte man fahren laſſen.

Die Bank- und Seehandlung, welche eine Tendenz haben, ſollte man zuſammenſchmelzen und den Kauf- und Handelsſtand, nicht aber die Guthsbeſitzer dadurch unterſtützen. Friedrichs Getraidepolizey nebſt den von ihm angelegten Magazinen ſollte man wieder einführen; alle Miniſter, Geheimen Finanz- und Kriegsräthe, alle Cammerpräſidenten und Direktoren, welche große Güther beſitzen, damit handeln oder Kornwucher treiben, ſollte man auf ihre Güther ſetzen; denn man kann nicht zweyen Herren dienen, dem Staate, und ſich ſelbſt!

Bey der Armee

wären alle Ausländer wegzuſchicken, den Inländern die Zöpfe abzuſchneiden, und ſtatt der Hüte Pickelhauben oder Helme zu geben, durch die kein Säbelhieb dringt; die Rockſchöße oder Fliegenwedel wären abzuſchneiden, und durch Mäntel zu erſetzen. Man gebe beſſeres Tuch aus Wolle und nicht aus Mondſchein gewebt; man werfe Zelter und Bagage zum Teufel; man laſſe Flinten machen, die treffen, und nicht bloß knallen. Man führe die Conſcription aller Waffenfähigen ein, ohne Unterſchied der Stände, der Religion, des Vermögens ꝛc. und befördere denjenigen zum Officier, der es verdient.

Die Invaliden und Krüppel laſſe man nicht betteln, oder verſorge ſie auf einem Thurm, im Poſtwagen, oder als Nachtwächter, ſondern gebe ihnen volles ruhiges Brodt.

Statt aller Revüen laſſe man den Soldaten 6 Meilen in einem Tage zu Fuße gehen und nach der Scheibe ſchießen; der Cavallerie lehre man reiten und hauen, der Artillerie treffen.

Das tactmäßige Trampen auf den Exercierplätzen gehört eher auf den Acker und die Leinſaat, wie auf das Schlachtfeld; hier verliert ſich der Tact im Canonendonner, und das Richten im Pulverdampf.

Alle Commiſſaire und Futterdiebe jage man fort, und füttere Mann und Pferd mit dem, was man findet.

Dieſe Pia Desideria ſchreib Dir hinters Ohr!

Ueber die

Staatsverwaltung deutſcher Länder

und die

Dienerſchaft des Regenten.

Von

A. W. Rehberg,

Hofrath.

8. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn 1807.
20 Gr.

Dieſes Werk enthält allgemeine Betrachtungen über das Ganze der Staatsverwaltung, über die beſte Art ſie anzuordnen, und über die Verhältniſſe der Perſonen, die ſich im Dienſte des Staates dem gemeinen Beſten widmen. Alles aber mit beſtändiger Rückſicht auf die in Deutſchland herrſchenden Begriffe von dieſen Gegenſtänden, und vorzüglich auf die Preußiſche Staatsverwaltung, die häufig für ein Muſter von Vollkommenheit gehalten worden iſt. Zu dieſer Rückſicht auf die Preußiſche Staatsverwaltung iſt in der Entſtehung des Buches eine ganz beſondre Veranlaſſung geweſen: indem der Verfaſſer bereits im Jahre 1805 in No. 302 und 3 der Halliſchen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, bey Gelegenheit eines Buches über den Dienſt, ſeine Grundſätze über die Staatsdienerſchaft und über einige damit verwandte Fragen vorgetragen hatte; dieſe Ausführung aber bey Seiner Königlichen Majeſtät von Preußen ſolchen Beyfall gefunden, daß ſie mit ausdrücklicher Anführung der Blätter, worin ſie enthalten, in einer Königlichen Cabinetsordre, einem Staats-Miniſter zur nähern Beherzigung empfohlen worden.

Dieſer Beyfall eines durch Liebe zur Gerechtigkeit und zu dem Wohl ſeiner Unterthanen verehrungswürdigen Monarchen, und die daraus entſtandne Ausſicht eines unmittelbaren Einfluſſes auf die Verwaltungsgrundſätze eines großen Reichs, welche allerdings die größte und vollkommenſte Befriedigung ausmacht, die einem Schriftſteller zu Theile werden kann, hat den Verfaſſer bewogen, über die Staatsverwaltung ſowohl der Preußiſchen Staaten, als anderer deutſchen Länder weitere Unterſuchungen anzuſtellen, und den Quellen der irrigen Grundſätze und den Urſachen der Verderbniß nachzuforſchen, über welche der König von Preußen ſelbſt in öffentlich bekannt gemachten Erklärungen ein edles Mißfallen bezeigt hat. Das Reſultat dieſer Unterſuchungen iſt in der jetzt gedruckten Schrift ausführlich dargelegt. Im Anfange iſt der Werth der Landſtände gezeigt, in welchem der eigenthümliche Vorzug ächt deutſcher Nationalverfaſſung beſteht; und zugleich dargeſtellt, wie die Beybehaltung dieſer ſtändiſchen Verfaſſung unter einigen Modificationen, auch in den neuen ſouverainen Königreichen und Fürſtenthümern Deutſchlands, zum gemeinſamen Beſten der Regenten und der Völker dienen könne.

Vertraute Briefe
über die innern
Verhältniſſe
am
Preußiſchen Hofe
ſeit dem Tode
Friedrichs II.

Dritter Band.

Mit Kupfern und Planen.

Amſterdam und Cölln, 1808.
bey Peter Hammer.

Univ. Bibl.
München

An die Leſer.

Meine Abſicht war, nach der Erſcheinung des zweyten Theils dieſer Briefe, das preußiſche Finanzweſen planmäßig darzuſtellen. Da aber die Zeitgeſchichte mir ſo vielen Stoff liefert, dieſe Briefe in der erſten Manier fortzuſetzen, und ſo manche Berichtigung der Kriegsbegebenheiten mir nöthig ſchien, ſo habe ich in dieſem dritten und in dem bald nachfolgenden vierten Theile, in jenem das Finanzweſen im Allgemeinen und deſſen Geſchichte, in dieſem das Specielle deſſelben dargeſtellt, ſo wie es der im zweyten Theile gegebene Plan beſagt. Ich habe ſelbſt die Schlachtfelder an der Saale und an der Paſſarge bereiſet, mir über die Begebenheiten des Feldzugs ſichere Data geſammelt, welche ich theils in dieſem dritten, theils im vierten Theile bekannt machen werde.

Der vierte Theil wird unter andern auch ein Tagebuch der Belagerung von Stralſund und eine Charakteriſtik des Königs von Schweden enthalten.

Meine Abſicht geht dahin, das preußiſche Finanzweſen mit ſeinen Fehlern darzuſtellen, ſo wie es bisher war, indem jetzt eine gänzliche Reform darin zu erwarten Licht, da der König einen einzigen Gewaltigen (den Freyherrn von Stein) an die Spitze der Staatsverwaltung ſtellte.

Zugleich will ich dem künftigen Geſchichtſchreiber Materialien über den Feldzug des Jahres 1806 und 1807 in die Hände liefern, die ſonſt wahrſcheinlich nicht ans Tageslicht gekommen wären.

Angenehm wird mir jede ſcharfe Kritik, jede Berichtigung ſeyn, die aus unbefangenen, reinen, vorurtheilsfreien Federn fließt, da ich nur Wahrheit, nicht Täuſchung, beabſichtige. Auf alle übrige Recenſionen und Gegenſchriften, welche der Brodneid der Buchhändler und die Brodnoth ſo vieler Erbärmlichen erzeugte, die an mir zum Ritter werden wollen, werde ich nie ausführlich antworten; ſie fließen aus unreinen Quellen.

Inhalt.

Erſter Brief. S. 1—11

Les principaux articles de la paix de Tilsit. Der Verfaſſer zieht daraus unrichtige Schlußfolgen, von denen ihn der ſpäter publicirte Frieden von Tilſit zurückführt. Beweis, daß die Acquiſition von Pohlen Preußen nachtheilig war. Kann in Napoleons Kopfe die Idee entſtehen, die catholiſche Religion zur alleinigen zu erklären? Wird verneint. Der Verfaſſer denkt ſich in Napoleons Stelle, und führt als ſolcher ein neues Syſtem der Politik ein, welches er auf das Princip des Rechts begründet. Deshalb zerſtört er zuerſt Englands Seedespotism. Die preußiſchen reducirten Beamten werden bedauert, aber gefunden: Preußen könne nach dem Tilſiter Frieden glücklicher ſeyn, als vorher.

Zweyter Brief. S. 12—17

Erklärung, warum die Engländer 1807 keine Landung in Deutſchland gemacht haben, warum zur Zeit des Tilſiter Friedens erſt von Stralſund aus Diverſionen gemacht werden ſollten? Warum man nicht vor der Schlacht von Friedland Frieden geſchloſſen hat? Warum Oeſtreich ſchläft?

Dritter Brief. S. 18

Warum formt Napoleon in Deutſchland ſolche runde Ländermaſſen?

Vierter Brief. S. 19

Eingang zu der Darſtellung des Finanzweſens.

Fünfter Brief. S. 20—28

Ueber das Finanzweſen im Allgemeinen.

Sechſter Brief. S. 28—40

Darſtellung des preußiſchen Finanzweſens bis zum Regierungsantritt des großen Churfürſten Friedrich Wilhelm.

Siebenter Brief. S. 41—46
Das Domainenweſen unter Friedrich Wilhelm dem Churfürſten.

Achter Brief. S. 46—50
Das Domainenweſen unter Friedrich I.

Neunter Brief. S. 50—62
Unter dem König Friedrich Wilhelm I.

Zehnter Brief. S. 62—63
Unter Friedrich II.

Eilfter Brief. S. 64—66
Ueber das Forſtweſen älterer Zeit.

Zwölfter Brief. S. 66—83
Ueber das heutige preußiſche Domainenweſen

Dreyzehnter Brief. S. 84—97
Ueber das preußiſche Contributionsweſen.

Vierzehnter Brief.
Funfzehnter Brief. S. 98—146
Sechszehnter Brief.
Ueber das Acciſeweſen.

Siebenzehnter Brief. S. 146—147
Ueber das General-Staatseinkommen.
Von der königl. Bank. S. 148—161
Von der Seehandlung und Staats-Schuldenweſen. S. 161—171

Achtzehnter Brief. S. 172—174
Der Verfaſſer bereiſt die Schlachtfelder in Thüringen

Neunzehnter Brief. S. 174—179
Zeit, und über die Colonnenwege der Franzoſen vor dem 14. Octbr. Blindheit des Herzogs von Braunſchweig.

Zwanzigſter Brief. S. 179—182

Schilderung der Lage von Gera. Die Defileen an der Elſter ſind leicht zu vertheidigen. Napoleon wählt ſich eine Stellung auf dem Galgenberge, im Fall des Rückzugs. Der Poſtmeiſter von Zeiz. Napoleon weiß ſich am 11. Octbr. vor einer feindlichen Armee in ſeiner rechten Seite nicht ſicher. Der ſächſiſche Oberſtlieutenant und der franzöſiſche Gardiſt.

Ein und zwanzigſter Brief. S. 183—185

Der Kaiſer in Auma. Der Barbier und der General. Napoleon und Sinclair, der Engländer.

Zwey und zwanzigſter Brief. S. 185—187

Aktion bey Schlaiz. Der brave Tauenzien. Tapferkeit der Truppen, die hier fochten.

Drey und zwanzigſter Brief. S. 188—191

Saalburg. Seine feſte Lage. Eine alte Ritterburg.

Vier und zwanzigſter Brief. S. 191—197

Saalfeld. Relation über die Schlacht. Louis handelt ohne Kopf. Selbſt im Fall des Siegs war nichts gewonnen. Sein Tod. Der Verluſt der Aktion zog die von Jena nach ſich.

Fünf und zwanzigſter Brief. S. 197—215

Die Wirthin im wilden Mann zu Kala und der Kaiſer Napoleon. Lage von Jena und des Schlachtfeldes. Napoleon wacht in der Nacht vor der Schlacht auf den Höhen. Hohenloh ſchläft im tiefſten Loch der ganzen Gegend, in Kapellendorf, in Federbetten. Von der Behauptung des Dornbergs hing der Gewinn der Schlacht ab. Tauenzien wird hier nicht unterſtützt. Maſſenbach hält am 13ten den Fürſten Hohenloh davon ab, ſtatt deſſen holt dieſer in Dornburg das Eſſen ab, welches die Franzoſen beſtellen laſſen. Noch in der Nacht konnten die Franzoſen vom Landgrafenberge vertrieben werden. Reſultate. Die Schlacht nach Momenten. Der Verfaſſer corrigirt ſich ſelbſt darin, daß er im erſten Theil den preußiſchen Truppen keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und lobt ihre Bravheit bey Jena.

Sechs und zwanzigſter Brief. S. 215—222

Auerſtädt. Das Terrain. Die Preußen bleiben am 13ten in Auerſtädt ſtatt nach Haſſenhauſen zu marſchiren. Das Umgehen des linken preußiſchen Flügels konnte nützlich werden, wenn die Preußen auf das dadurch geſchwächte Centrum der Franzoſen eindringen. Der Gaſtwirth zu Auerſtädt und die Gensdarmes-Officiere.

Sieben und zwanzigſter Brief. S. 221—229

Die Belagerung von Breslau. Prinz Jerome. Die Regierung. Die Kammer.

Acht und zwanzigſter Brief. S. 230—240

Belagerung von Glatz. Einnahme des feſten Lagers. Hudtiz. Garcher.

Neun und zwanzigſter Brief. S. 240—245

Der Verfaſſer reiſt nach Preußen. Berlin nach dem Frieden von Tilſit. Hoffnungen. Der Premier-Miniſter Freyh. v. Stein. Die Beamten müſſen bey dem ſchnellen Wechſel der Regenten nicht wie ein Vieh-Inventarium bey einem Vorwerk von einem zum andern übergehen.

Dreyßigſter Brief. S. 246—253

Unterredung des Verfaſſers mit einem Major vom franzöſiſchen Generalſtaabe über politiſche und militairiſche Gegenſtände.

Ein und dreyßigſter Brief. S. 253—271

Belagerung von Colberg. Das Blücherſche Corps. Schill und ſeine Thaten. Der Commandant von Colberg Luccadu. Der Oberſt Gneiſenau. Der brave Bürger Nettelbeck. In der Maykuhle reckt ein ſchlecht begrabener Italiener die Hand aus dem Grabe.

Zwey und dreyßigſter Brief. S. 272—285

Danzigs Lage, Belagerung und Wichtigkeit. Heutiger Zuſtand. Theurung.

Drey und dreyßigſter Brief. S. 285—288

Schlechte Wege und langſame Poſten bis Königsberg. Unreinlichkeit. Schlechtes Klima.

Vier und dreyßigſter Brief. S. 289—299

Schlacht von Eylau. Napoleon und nicht die Ruſſen haben ſie gewonnen. General Leſtok und ſeine brave Armee, Rückzug der Ruſſen an den Pregel. Die Franzoſen dringen dahin vor, retiriren aber am 17. Febr. bis hinter die Paſſarge. Anſicht des Schlachtfeldes.

Fünf und dreyßigſter Brief. S. 300—305

Schlacht von Friedland. Sie war ein unnützer Kampf. Bravheit der Ruſſen. Sie kamen nicht alle zum Gefecht.

Sechs und dreyßigſter Brief. S. 306—307

Fortifikationen am Pregel. General Rüchel wird zu vorlaut verdammt.

Sieben und dreyßigſter Brief. S. 308—309

Reiſe nach Memel. Das Unglück der Hohenzollern.

Acht und dreyßigſter Brief. S. 310—314

Das königl. Haus. Die Königin auf ihrer Flucht von Königsberg nach Memel. Organiſation des Conſeils.

Relation des Generals Leſtok über die Schlacht von Eylau. S. 314—330

Anmerkungen des Verfaſſers. S. 330—334

Neun und dreyßigſter Brief. S. 335—343

Graudenz. Die Unterhandlungen des M. Luccheſini und M. Duroc wegen eines Friedens zwiſchen Frankreich und Preußen zerſchlagen ſich hier.

Vierzigſter Brief. S. 343—352

Anſichten und Hoffnungen der Königsberger vor dem 14 Octbr. Der Patriotismus ſpricht ſich wie gewöhnlich im Theater durch Kriegslieder und Bravos aus. Man läßt die franzöſiſche Armee einſchließen, abſchneiden, endlich total ſchlagen und aufreiben. Nachwehen. Ankunft der Berliner flüchtigen Räthe und Miniſter. Ihre Hiobsposten. Die Berliner betragen ſich in Königsberg wie immer als verzogene Kinder. Der kleine Doktor und der politiſche Muſikus. General Rüchel haranguirt das Officier-Corps. Ein Landſturm wird vom Könige nicht approbirt. Sieg bey Pultusk. Wird feyerlich begangen. Schlacht bey Eylau. Siegesfeſte. Die Ruſſen retiriren bis vor die Thore von Königsberg. Der Koſak und der Bauer. Beſuch auf dem Schlachtfelde von Eylau. Trauriger Zuſtand ſeiner Einwohner. Sie werden von den Königsbergern auf eine großmüthige Weiſe unterſtützt. Der General Bennigſen ein Weichling.

Ein und vierzigſter Brief. S. 366—383

Die Belagerungsgeſchichte von Küſtrin.

Zwey und vierzigſter Brief. S. 384

Berlin. Schilderung des Staatsminiſters Freyh. v. Stein. Der Adel.

Drey und vierzigſter Brief. S. 385—387

Potsdam. Napoleon am Grabe Friedrichs.

Nachſchrift. S. 387

Erſter Brief.

Wien.

Lange habe ich Deine Briefe ohne Antwort gelaſſen, das iſt aber die Folge des guten phyſiſchen Genuſſes hier an den Ufern der Donau. Hier vergißt man Politik und Krieg, Heldengedichte und Bülletins, Grabgeſänge und Klaglieder, Lobgeſänge und Siegeszeichen. Hier ißt man gebackene Hendel und ein Lämmernes, und läßt Gott einen guten Mann ſeyn. Aus dieſen wohlthätigen Seelenſchlaf weckte mich wie Kanonendonner folgendes Bulletin:

Voici les principaux articles de la paix de Tilsit:

La Pologne Prussienne a été donnée au Roi de Saxe, qui joindra à ses autres titres celui de Duc de Varsovie. Une constitution établira les libertés et les privilèges du peuple Polonais.

La limite de la Russie du coté de la Pologne a été ratifiée, et une population d'âpeu prés deux cent mille ames a été réunie à la Russie.

Les Pays de Hesse-Cassel, de Brunswick, et tous les Etats, qu'avait le Roi de Pruſſe sur la rive gauche

de l'Elbe, y compris Magdebourg, forment le Royaume de Westphalie. Le Prince Jerôme Napoléon, frère de l'Empereur, est reconnu Roi de Westphalie.

Dantzig avec un territoire de deux lieues autour de cette ville a été déclarée ville libre anséatique sous la protection du Duc de Varsovie.

La Silésie, la vieille Prusse et tous les Etats de la Prusse jusqu'à l'Elbe ont été restituées au Roi de Prusse.

Le Roi de Prusse renonce à toutes les prétentions, successions éventuelles etc., qu'il aurait sur tous les Etats d'Allemagne.

Tous les princes de la confédération du Rhin sont reconnus, ainsi que toutes les dispositions, qui seraient faites par l'Empereur Napoléon des possessions, qui restent entre Ses mains.

Des pensions ont été assignées, à l'ancien Electeur de Hesse-Cassel, au Prince d'Orange, et au Prince de Brunswick.

Les Princes de Mecklenbourg, et le Prince de Saxe-Cobourg sont réintégrés dans la possession de leurs Etats.

Alſo iſt es geſchehen um Preußens Ruhm, um Friedrichs großes Werk. Niedergeriſſen hat die Schwäche, was die Stärke für Jahrhunderte erbaute. Es iſt wahr: Preußens Staatsgebäude ſtand auf Pfählen, gleich wie Amſterdam am Süder See, nur der Wurm hat ſie viel zu früh zerfreſſen. Gerade 20 Jahr ſind es, als wir Holland mit einem Schwerdtſchlag eroberten und

wieder zurück gaben, nun werden wir ſelbſt weggegeben. Wir wollen doch ſehen, welche Folgen dies haben wird, und haben muß; was Preußen verliert und wie das Königreich Weſtphalen beſchaffen ſeyn wird.

Das neue Königreich Weſtphalen ſoll beſtehen:

	Flächeninhalt. □ Meilen.	Menſchenzahl.	Revenüen. Thlr.
Aus dem Churfürſtenthum Heſſen	188	500000	2,600000
— Braunſchweig	70	208000	1,500000
— Magdeburg	108	320000	2,090000
— Halberſtadt, Hohenſtein und Quedlinburg	36	140000	
— Hildesheim und Goslar	40	114000	500000
— Eichsfeld und Erfurth	49	158000	400000
— Grafſchaft Mark	46	137000	4,500000
— Minden	19	70363	
— Ravensberg	17	89938	
— Lingen und Tecklenburg	13	46000	
— Oſtfriesland	57	119500	1,000000
— Münſter	49	127 00	700000
— Paderborn	50	98500	500000
— Bayreuth	57	223000	1,000000
— Hannover und Osnabrück	569	918000	3,860000
	1368	3,299301	18,650000

	Flächeninhalt. □ Meilen.	Menſchenzahl.	Revenüen. Thlr.
Preußen verliert an deutſchen Ländern	1110	2,499301	14.550000
Südpreußen	958	1,400000	2.580254
Neuoſtpreußen	915	877000	1.059483
	2983	4.776301	18,189737

Danzigs Verluſt iſt gar nicht zu ſchätzen.

Preußen behält noch:

	Flächeninhalt. □ Meilen.	Menſchenzahl.	Revenüen. Thlr.
Alt-Oſtpreußen	704	990000	7,000000
Weſtpreußen	576	817000	
Schleſien	726	2,047000	6,000000
Oberſächſiſche Kreislande	167	1.853000	9,000000
	2173	5.707000	22,000000

Was ſich Rußland dafür hat abtreten laſſen, daß es für Preußen Schlachten verlohren hat, wird nach 200000 Köpfen berechnet. Rußland pflegt nicht anders zu rechnen; denn für dies Land haben Köpfe und Hände großen Werth. Rechne ich den preußiſchen Kopf auf 4 Thlr. reinen Ertrag nach Krug, ſo wäre dies ein blanker Verluſt von 800000 Thlr. Revenüen. So hoch ſind aber die Köpfe an der ruſſiſchen Grenze, da ſie ſtets mit dem Magen in Colliſion gerathen, nicht zu taxiren; es mag mit einer halben Million genug ſeyn.

Daß das altpohlniſche Terrain ſammt ſeinen Magnaten, Schlachtſchützen, Kummorniks, Chalupnern; mit ſeinen breternen Städten und aus Lehm und Stroh geſchaffenen Dörfern; mit ſeinem Klapuſta, Schweinen, Wölfen, Bären, Luſtrationen, Conſtitutionen, Staroſten, Woywoden, Strüßen, Juden; mit ſeinen Klößen, Dudelſäcken, Wudka ꝛc. verlohren gegangen iſt, davon wird Preußen den Vortheil, Sachſen den Titel, die Pohlen den Nachtheil tragen. Selbſt wenn das ſtolze Danzig auch in integrum reſtituirt worden iſt, (vorausgeſetzt, daß der Zoll an der Montauer Spitze wieder hergeſtellt werden ſollte).

Beweis mir das anſchaulich, ſagſt Du! Hier iſt der Beweis:

Die Pohlen haben von uns 20 Millionen geliehen, die werden ihnen zu Michaeli aufgekündigt; ſie können zu Oſtern nicht zahlen, alſo machen ſehr viele einen Concurs, und wir kommen wieder zu Gelde, und ſie verlieren ihre Güther.

Unſer Miniſterium verwandte eine große Menge Geldes zu Meliorationen, Coloniſationen und Bauten in dieſem Lande; das wird nun nicht mehr weggeworfen.

Schleſien wurde Pohlen zu Liebe zerſtört, das fällt nun weg.

Die Armee dürfte wohl auf 80000 Mann zuſammenſchmelzen, und der Militair-Etat auf die Hälfte herunterkommen.

Das iſt wieder Profit tout clair
für das Land.

Seine Revenüen kann der König ſowohl vermehren als ſeine Schulden zahlen, und die Bank inclusive Seehandlung wieder herſtellen, wenn er die ſchleſiſchen geiſtlichen Güther einzieht, ſeine Domainen dismembrirt und den Guthsbeſitzer auf dem Lande mit Conſumtionsſteuern belegt, wie ich ſchon oft geſagt habe; doch ſo lange der Adel noch im Beſitze der erſten Hofſtellen iſt, ſo lange wird dies wohl nicht geſchehen. Wozu können aber auch einem kleinen Staate, wie Preußen jetzt iſt, ſolche Reformen helfen? Selbſtſtändig iſt er nicht mehr, er muß den Willen deſſen erfüllen, der ihn aus Gnaden in ſo weit wieder hergeſtellt hat, als er wieder hergeſtellt worden iſt.

Es iſt das Zeitalter der Revolutionen, der Veränderungen, der neuen Dynaſtien, vielleicht auch endlich der Religionen.

In dem großen Geiſte eines Napoleons kann die Idee nicht füglich entſtehen, daß nur eine allein ſeligmachende Religion, und zwar die catholiſche, herrſchend ſeyn ſolle; die ſanctionirte evangeliſche und reformirte Religion in Frankreich ſelbſt beweiſet das Gegentheil. Geſetzt aber es entſtände dieſe Idee in des Kaiſers Kopfe, ich wette darauf, unſere großen Herren, mit Schlüſſel und Orden, unſer Adel, unſere Millionairs, ließen ſich alle gleich firmeln, folgte auch ſelbſt die letzte Oehlung bald hinter her.

Exempla sunt odiosa, ſonſt könnte ich deren anführen.

Doch dahin wirds nicht kommen, denn einmal iſt Napoleon viel zu weiſe, und zum andern der große Haufen im proteſtantiſchen Deutſchland noch zu rechtlich, als daß er jeden religiöſen Cultus annehmen ſollte, den man ihm aufdringen wollte.

Ja Feßler und Werner, die würden triumphiren und lobpreiſen; wie würden ihre neuſten Werke geleſen werden, damit die Welt auch das Aeſthetiſche des reinen Cultus wegkriegte. Wenn es irgend ein Mittel gäbe, das nordiſche Deutſchland zu revolutioniren, ſo wäre dies das einzige, beſonders in Sachſen und Heſſen. Die Erfahrung lehrt: daß die Revolutionen, Generale und Miniſter erſchaffen, und das Unterſte zu oberſt kehren, woraus denn die Natur wieder ein neues Gebilde ſchafft; das könnte bey uns dann auch der Fall werden, und vielleicht mancher energiſche Dorfſchulze ein Staatsſiegel erhalten.

Du ſchreyſt mir ſchon entgegen, ich höre es deutlich:

Dafür behüte uns der liebe Herr Gott!

Ja, was hilft das Schreyen; einmal geſchiehts doch, vielleicht in hundert Jahren.

Ich denke mir ſo manchmal, wenn du Napoleon wärſt, was würdeſt du nun machen?

So höre denn mich als Napoleon:

Spanien, Portugall, Italien, Holland, Deutſchland im Süden und Norden liegen zu meinen Füßen; Dänemark nehme ich weg, ſobald mirs behagt. In Pohlen habe ich den Grund vorläufig zu einem neuen Reich gelegt; um die Herrſchaft mit Rußland auf dem Continent zu theilen, iſt mir nur noch Oeſtreich im Wege.

Ich wußte ſehr genau, wenn ich am Pregel geſchlagen worden wäre, ſo wäre mir Oeſtreich in den Rücken gefallen; ich würde alſo jetzt darauf beſtehen, daß einer der Brüder des Kaiſers König von Ungarn und dieſe Provinz von Oeſtreich getrennt würde.

Dann beherrſcht Rußland den Norden, ich den Süden von Europa.

In Griechenland, woraus ich die Türken gemeinſchaftlich mit den Ruſſen vertriebe, würde ich ebenfalls kleine mir unſchädliche Staaten bilden.

Ich würde nun beſtimmen, wieviel Militair dieſe Staaten zwiſchen dem Rhein und Bug halten ſollten, und von den geſchickteſten Staatsphiloſophen einen neuen Codex von Geſetzen über das Völkerrecht unter dieſen kleinen Mächten ſanctioniren, ſo daß unter ihnen nur ein Federkrieg Statt finden könnte.

Ich dürfte nur eine Canone abfeuern laſſen (wie Friedrich einſt geſagt haben ſoll) ſo würde Jeder von dieſen kleinen Kriegern. bald mit ſeinen paar Soldaten wieder in ſeiner Reſidenz ſeyn; hier können jene künftig zu Kirchen-Paraden, religiöſen Umgängen und zur innern Polizey gebraucht werden.

Mein Hauptzweck würde nun ſeyn: von England den Frieden zu erkämpfen, eine Landung von allen Seiten zu verſuchen, und den Berg der engliſchen Nationalſchuld in die Luft zu ſprengen.

Dann würde ich Gleichheit der Rechte auf dem Meere einzuführen ſuchen, Induſtrie und Handel auf dem Continent wieder herſtellen, (daß der wahre Napoleon dies will, beweiſt die Wiederherſtellung der Hanſe).

Im Innern würde ich beſonders in allen Ländern dahin ſehen, daß ein öffentlicher Cenſor beſtellt würde, der nach aller Stimme der Rechtſchaffenſte wäre, und bey dem das Alter jede Leidenſchaft ſchweigen ließe.

Was das Ueberirrdiſche anlangte, da möchte jeder glauben, was er wollte, jedoch mit der Ausnahme, daß dieſer Glaube nicht das Moralprincip aufhebe:

Liebe Gott und deinen Nächſten mehr wie dich ſelbſt.

Aus dieſem Grunde würde ich denn das Judenthum mit Stumpf und Stiel ausrotten, weil es lehrt: Liebe deinen Geldſack mehr denn alle Menſchen.

Den Beweis hat man ja auch ohnehin, daß dieſe Sekte nichts taugt; denn haben ſie nicht den preußiſchen Staat zu Grunde gerichtet, und ſo viele unſerer Großen zu ſich hinüber gezogen?

Es iſt ja auch nicht möglich, eine Religion zu dulden, die jenes Moralprincip aufhebt, ſonſt entſteht Status in Statu, wie wir es im Preußiſchen geſehen haben.

Der Abt zu Lenin in Pommern hat es vor alten Zeiten prophezeiht:

Die Juden würden den preußiſchen Staat zu Grunde richten.

Jetzt ſehen wir den Erfolg.

Ich ließe demnach die Juden alle einſchiffen, und nach Tunis transportiren, weil der dortige Regent ſie am beſten zu corrigiren verſteht.

Frankreich würde ich (ſobald der Handel auf dem Meere hergeſtellt, und ſeine ehemaligen Colonien zurückgegeben, die Marine wieder erſchaffen wäre), zu einem Paradies machen. Literatur und Kunſt müßten blühen und das goldene Zeitalter wiederkehren.

Doch was unterhalte ich Dich mit meinen Träumen. Wir wollen es abwarten, was Napoleon thun wird.

Die Erklärung des Freyhafens von Danzig iſt mir ſehr aufgefallen:

Das heißt doch wohl:

Nach dem hergeſtellten Frieden mit England? Sonſt würden alle engliſchen Waaren hier landen, rohe Produkte dafür wieder hinaus gehen, und jene von dieſer Seite ſich über Europa ausbreiten; andere Städte, als Leipzig, Braunſchweig und die drey Hanſeſtädte müßten bey der Sperrung der Elbe zu Grunde gehen.

Von dem Kriege mit den Türken ſteht nichts in dieſem Bülletin, die dortige Theilung wird wohl nachkommen: wären die Türken nur mit ſammt ihrem Mufti über den Helleſpont.

Was werden die vielen preußiſchen Officianten machen, die jetzt brodlos werden?

Diejenigen, welche jenſeits der Elbe angeſtellt ſind, werden in die Dienſte des Königs von Weſtphalen gehen. Die ſüdpreußiſchen, die brauchbar ſind, wird die neue Republik wohl beybehalten, nur müſſen ſie pohlniſch lernen.

Was ſollen aber ſo viele Geheime Ober-Finanz-, Geheime Ober-Rechnungs-, Geheime Ober-Tribunalsräthe cum Accessoriis anfangen? Mit denen ſteht es ſchlimm, wenn man ſie alle beſchäftigen und ſalariren ſoll.

Wird es ihnen überlaſſen, was ſie thun ſollen, ſo werden ſie das Einfache ausdehnen. Schleſien werden ſie mit dem großen Mantel des Generaldirektorii bedecken, und was wird es hier nicht zu organiſiren geben, ehe die verwöhnten Cammern und Unterbehörden in den Direktorialton fallen? Man wird wohl einen eignen Stimmhammer hinſchicken müſſen.

Acquiriren und Organiſiren waren zeither ſolche beliebte Redensarten, als ehemals in Frankreich, revolutioniren und füſſiliren. Ich fürchte nur, wenn die Berliner in Schleſien zu viel organiſirten, daß hier bedenkliche Gährungen entſtehen würden; es wäre beſſer, und der König handelte ſehr weiſe, wenn er Schleſien ſeinen alten würdigen Chef wieder gäbe, und die ſchon durch den Krieg unglückliche Provinz nicht noch durch die Abhängigkeit von den Berliner Finanzbehörden intimidirte.

Beſſern werden die Berliner Herren hier nicht, aber wohl verſchlimmern.

Ich glaube (den militairiſchen Ruhm abgerechnet), werden die preußiſchen Unterthanen des conſervirten Staats beſſer daran ſeyn, wie vorher. Ich habe es ſchon geſagt: wozu viel Militair? Entweder für Frankreich oder Rußland, für uns iſt es ja nun überflüſſig. Preußen hatte ſeit der Revolution in Frankreich und dem Eindringen des Nordens auf den Süden einen gefährlichen Standpunkt. Um ſich auf der alten Höhe zu erhalten, waren keine Reſourcen, keine natürlich oder künſtlich befeſtigte Grenzen, eigentlich gar keine Grenzen, kein Arrondiſſement vorhanden. Die Armee wurde durch erkaufte Soldaten zum Theil recrutirt, das Land durch ſchlecht angelegte Acciſen geängſtigt.

Nun iſt ja das alles anders.

Der Körper der Weſpe (nach Bülow) iſt zerſchnitten. Wir ſind durch Napoleons Hülfe arrondirt. Die Elbe macht einigermaßen eine Grenze, Schleſien und Oſtpreußen arrondirt ſich ſelbſt. Wir können die Acciſe vereinfachen und mehr vertheilen. Wenn Schleſien ſonſt 40000 Mann Truppen unterhielt, dürfen es jetzt nur 20000 ſeyn.

Zweyter Brief.

Wien.

Ich ſoll Dir erklären:

1. Warum die Engländer immer von Landungen ſchreiben, und keine machen, und warum ſie in den Dardanellen nichts ausrichteten? an der Revolution in Conſtantinopel keinen Antheil nahmen?
2. Warum jetzt erſt, und nicht vor zwey Monaten, Unterſtützung für die Schweden in Stralſund angekommen iſt, wo man den Frieden geſchloſſen hat?
3. Warum man nicht vor der Schlacht bey Friedland Frieden geſchloſſen hat? und nun, da dieſe verloren iſt?
4. Warum Oeſtreich ſchläft?

Ad 1. Die Engländer ſind keine Narren: die Türkey zu erhalten, mit ihr den engliſch-levantiſchen Handel, das iſt ihr Intereſſe. Wer weiß, wie viele Millionen an engliſchen Waaren in Conſtantinopel lagen; ſollte die der Admiral in Brand ſtecken? Er wollte durch Drohungen die Pforte zur engliſchen Parthey wieder herüber ziehen; da dies mißlang, da machte er, daß er fortkam.

Daß aber die Engländer die Charten zu der Revolution nicht miſchten, darin lag die Dummheit. Daß ſie nicht landeten, daran thaten ſie ihrerſeits wohl. Es war doch eine unnütze Anſtrengung.

Ad 2. Das geſchah, weil man in unſerm und dem ruſſiſchen Hauptquartier wohl nichts von Diverſionen im Rücken des Feindes halten muß: wir wollen nur immer en Fronte operiren; es iſt ordentlich ekelhaft zu vernehmen, wenn die Oeſtreicher — Ruſſen — Preußen in allen ihren Berichten melden:

> Da der Feind unſere linke oder rechte Flanke umgegangen hatte, ſo mußten wir dieſen zurücklehnen, die Armee nahm alſo eine Stellung rückwärts u. ſ. w. Wir ſtellen unſere Heerhaufen auf einen kleinen Raum auf, und glauben, der Feind müſſe unſerer Taktik folgen

Die Lehren im Jahr 1792, wo Cüſtine in unſerm Rücken Mainz, Deutſchlands erſte Veſtung, in 3 Tagen wegnahm; die Umgehungen Püchegrüs der öſtreichiſch-engliſchen Armee im Jahr 1794; Napoleons Abſchneiden der kaiſerlichen Armee in Italien, indem er über den Bernhard ging; die neueſte Umſtellung der preußiſchen Armee bey Jena; dieſe Erfahrungen bleiben für uns ſchlechterdings ohne Nutzen. Wir bleiben kleben am Alten, und wer eine neue Idee aufſtellt, den nennt man einen Narren, einen Wahnſinnigen, oder ſetzt ihn, wie Bülov, auf die Veſtung. Wer nicht die alten Begriffe der Taktik im Kopfe hat und den kleinen Dienſt nicht verſteht, der darf es gar nicht einmal wagen, eine neue Idee aufzuſtellen. Was kann der Tintenklekſer wiſſen? er kann auf Ehre keine Wachtparade commandiren, heißt es gleich.

Wenn ſogleich, als in Heſſen der Bauernaufruhr ausbrach, der ſich ſchon Weſtphalen und Franken mittheilte, ein gelandetes kleines Heer von Stade aus ins

Hannöverſche rückte, ſo war eine furchtbare Revolution im Rücken der Franzoſen gemacht, die ſie von ihrer Baſis völlig abſchnitt.

Napoleon konnte nichts detachiren, denn er ließ ja das Mortierſche Corps und 12000 Bayern nach der Schlacht bey Eylau zu ſich kommen.

Wenn in Schleſien gleich nach dem Abmarſch der 12000 Bayern die Preußen, ſtatt mit 1400 Mann auf Breslau zu marſchieren, hier eine falſche Attaque formirt hätten, das Hauptcorps aber über das Gebirge in die Sprottauer — Prinkenauer Forſten nach Denkwiz hin, nach Glogau geſchickt, und möglichſt als Bauern maskirt hätten, ſo war es möglich, Glogau (das ſchleſiſche Depot für die Armee an der Weichſel) zu überrumpeln.

Wenn nun endlich dann in Stralſund zur rechten Zeit eine Armee gelandet wäre, als die Schweden die Franzoſen über die Peene trieben, ſo konnten jene bis nach Cüſtrin gehen.

Ich rede gar nicht davon, daß man bey Zeiten durch Danzigs Beſatzung Schills Unternehmungen hätte befördern ſollen, und den Feind in Schleſien im Rücken angreifen können, ſondern ich finde es nur nach unſerer bisherigen Manier zu handeln ſehr conſequent, daß wir jetzt Truppen in Stralſund landen laſſen, da wir in Tilſit den Frieden geſchloſſen haben.

Daß der König von Schweden den Waffenſtillſtand aufkündigt, indem die großen Mächte auf ihrer Seite ſolchen angenommen haben, das ſoll wohl nur ſeine Conſequenz bezeichnen, denn Pommern verliert er doch, es ſoll alſo mit Ehren geſchehen. Für die Nachwelt wird dies Stoff zum Nachdenken ſeyn, für uns Zeitgenoſſen iſt es erklärlich.

Es iſt das Reſultat der Allianzen, bey welchen nicht eine Macht dominirt, ſondern eine jede für ſich operiren will.

Ad 3. Warum man nicht vor der Schlacht Frieden geſchloſſen hat? frägſt Du: Ey warum hat man überhaupt den Krieg angefangen? darauf iſt nichts zu antworten. Verlohren hat man ſie, weil der rechte Flügel wieder einmal umgangen worden iſt, wie gewöhnlich! Große Jalouſie ſoll unter den großen und kleinen Officieren beyder Armeen geweſen ſeyn, wie gewöhnlich. Soltikov bey Kunersdorf, und Bennigſen bey Eylau; dort bittet Laudon zu avanciren, hier thut Leſtok das nämliche, beyde ruſſiſche Generale retirirten aber, jener nach Poſen, dieſer nach Königsberg; die Schlacht, meynten Beyde, hätten ſie gewonnen; cui bono? frägt man, ja das iſt den Generalen einerley, wenn ſie nur die Schlacht gewonnen haben.

Man ſagte: nach der Schlacht bey Eylau hätte den Ruſſen die Munition gefehlt. Am andern Tage, als man zurückgegangen war, da probirte man die Preußiſche, und o Wunder! ſie paßte für das Caliber der ruſſiſchen Gewehre. So muß man's machen, wenn man mit Napoleon Krieg führen will; man muß nachher überlegen, was man vorher hätte thun ſollen. Das iſt überhaupt unſere Manier, wir ſind immer klug, wenn wir vom Rathhauſe kommen, das macht, daß wir oft unſere geſcheuten Leute auf der Veſtung ſchicken.

Ad 4. Oeſtreich ſchläft, meynſt Du? Ja Du haſt wohl recht! wenn es nicht durch etwas anders abgehalten wird: Geldmangel und Furcht vor einer Inſurrection in Ungarn, gleich der in Südpreußen.

Dieſe Inſurrection wäre wohl noch eher zu erwarten geweſen, wie die in Pohlen, da man die Ungarn drückt, und der jetzige König von Preußen den Pohlen manche Wohlthaten erwieſen hat.

Dies abgerechnet, worüber ich nicht mit Beſtimmtheit zu urtheilen vermag, war wohl kein beſſerer Zeitpunkt für Oeſtreich vorhanden, ſich an Bayern zu rächen und Napoleon aller Subſiſtenzbaſis zu berauben, als wenn es nur 50000 Mann an die Elbe und Oder rücken ließ und Schleſien wegnahm; wenn es 50000 Mann gerade nach Tyrol und in die Schweitz ſchickte; eine Obſervation gegen Italien, eine andere in Gallizien aufſtellte.

Durch den Beſitz der Schweitz tournirte es Italien, Bayern und Würtemberg, Frankreich ſtand ihm offen. Durch eine Armee in Sachſen und Schleſien war die franzöſiſche Armee von ihrer Baſis abgeſchnitten, ihr Lebensmittel und Munition entzogen.

Man denke ſich Diverſionen von Danzig, Colberg und Stralſund und Landungen an der Elbe hinzu, und in dieſer Situation hätte erſt Napoleon nach der Schlacht bey Eylau recht zeigen können, welch ein Feldherrntalent in ihm iſt.

Das dies alles nicht geſchah? Wie ſoll ichs nennen? doch man ſieht:

> Das Genie leitet die Siege und die Vortheile im Kriege allein.

Napoleon, der notoriſche Sieger, wird gefürchtet, alle ſeine Feinde haben das Selbſtvertrauen verlohren. Ich glaube ſelbſt:

> Würde einſt die Armee, welche er commandirte, völlig geſchlagen, man würde es für eine Maske halten und nicht verrücken.

Es kommt alles auf ein ſolches Genie des Führers an, weniger auf die Stellung und die ſtrategiſchen Anſichten.

Jener ergreift die Umſtände beym Schopf und braucht ſie, er mag ſituirt ſeyn wie er will. Es iſt unmöglich von der Stellung der Franzoſen jenſeits der Weichſel zu ſagen: Sie ſey gut geweſen; dennoch hat das Genie wieder geſiegt.

Dritter Brief.

Wien

Was mag Napoleon wohl darunter haben, fragen die Politiker, daß er ſolche runde Maſſen in Deuſchland formt, den Hanſeatiſchen Bund wieder herſtellt, aus ſo vielen Punkten ein Ganzes macht? Ich glaube, Napoleon ſieht ſich ſelbſt als ein Werkzeug der Vorſehung an.

Man wolle ſich erinnern: daß die Hanſe dem engliſchen Handel ſonſt die Waage hielt. Man bedenke, wie wohl es den neuen Unterthanen des Königreichs Weſtphalen einſt ſeyn wird, einen Oberherrn zu haben, und welch ein mächtiges Reich! Welche kräftige Nation, Weſtphälinger — Heſſen — Niederſachſen! Wie leicht kann Sachſen durch Vermählung hinzukommen! Nach und nach wird Deutſchland in einen mächtigen Staat zuſammenſchmelzen, und es wird dann heißen: dazu legte der große Bildner Napoleon den Grundſtein!

Vierter Brief.

Wien.

Preußen iſt nun ſo ziemlich auf die Hälfte ſeiner Macht reducirt, indeſſen wird es doch für den künftigen Geſchichtſchreiber ſowohl, als für die neuen Acquirenten der abgeriſſenen Provinzen intereſſant ſeyn, über das Finanzweſen Preußens etwas Zuſammenhängendes zu beſitzen.

Bis zu den neuſten Neuigkeiten mußt Du Dich alſo einmal mit trocknen Gegenſtänden langweilen.

Es iſt um ſo nöthiger, das Finanzweſen hier en Detaill darzuſtellen, als im erſten Theil nur eine Skizze davon enthalten iſt.

Auch wirſt Du vielleicht finden, daß ich in manchen Dingen von dem Unterricht meines alten Lehrers im erſten Theil abweiche, als z. B. in Rückſicht der Tabaks-Regie.

Wenn jetzt einige Dinge bekannt werden, die es vorher nicht waren:

ſogenannte Etatsgeheimniſſe,

ſo hat das wohl gar nichts auf ſich, theils weil der Staat aufgelöſt iſt, theils weil die Etats dem Feinde in die Hände gegeben worden ſind.

Du magſt die folgenden Bogen und 16 Beylagen das Finanzweſen Preußens vor dem Frieden zu Tilſit benennen, und im folgenden Jahre ſollſt Du das nach jenem Frieden errichtete erhalten. Damit Du aber nicht vor langer Weile ſtirbſt, beſonders wenn von Veranſchlagung der Domainen die Rede iſt, ſo werde ich intereſſante Neuigkeiten einſchalten.

Fünfter Brief.

Berlin.

Ich habe Dich im erſten Theil dieſer Briefe mit dem preußiſchen Finanzweſen unterhalten, im zweyten habe ich Dir angekündigt, daß ich Dir darüber in ſchulgerechter Form das Ganze aus einander ſetzen würde, und im Anfange dieſes dritten Theils im erſten Briefe habe ich Preußens Länder- und Einnahmeverluſt berechnet; bin aber, verführt durch das franzöſiſche Bülletin, nicht ganz richtig dabey zu Werke gegangen. Du wirſt die Fehler bald finden, wenn Du den Friedenstractat durchlieſt, den ich damals noch nicht beſaß.

Jetzt will ich Dich um deshalb mit dem preußiſchen Finanzweſen, und zwar

aus den Domainen,
— der Contribution,
— der Acciſe.

bekannt machen, und alles dieß in einem eigenen Band von Beylagen genauer detailliren, damit dereinſt die Welt weiß, wie es vor dem 14ten October 1806 mit dem preußiſchen Finanzweſen zuſammenhing. Auch ſollſt Du erfahren, was die preußiſche Staatsbank und Seehandlungs-Societät für Inſtitute waren.

Mag die Vereinigung der Menſchen in Geſellſchaften durch einen Contract, wie Rousseau behauptet, oder via juris, oder, wie uns die Geſchichte lehrt, via facti geſchehen ſeyn, ſo daß die Macht, durch Reichthum oder Intelligenz begründet, die Souverainität in die Hände eines Einzigen legte: ſo war doch von jeher, und iſt es noch jetzt, Geſelligkeitstrieb die Veranlaſſung, Gleichheit der Sitten, Sprache und Meinungen das Band, und Schutz der Perſon und des Eigenthums gegen Angriffe von außen, und der Individuen gegen einander im Innern, der Zweck eines jeden Staatsvereins.

Der Menſch allein war ein hülfloſes Weſen in der unendlichen Schöpfung; in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen, und im Beſitz von hülfeleiſtenden Hausthieren iſt er Herr der Erde.

Durch wechſelſeitige Hülfsleiſtungen wird der Menſch in den Stand geſetzt, das Leben genießen und froh werden, die für ihn geſchaffenen Früchte der Erde zu ſeinem Genuß bereiten, brauchbar und ſchmackhaft machen zu können.

Was die ſchaffende Kraft des Einen im Ueberfluß hervorbringt, giebt er einem Andern für das, woran er Mangel hat und dieſer in Menge beſitzt. So wird der Trieb zum Genuß durch Tauſch aller Producte von Menſchenhand im Allgemeinen befriedigt, indem ein jeder dem andern giebt, was er übrig hat, und dagegen empfängt, was er braucht. Um dieſen wechſelſeitigen Tauſch des Ueberfluſſes und der Bedürfniſſe zu regeln, ihn gegen alle gewaltſame Beeinträchtigungen und Störungen zu ſichern und zu ſchützen, iſt die Sorge der coercitiven Gewalt im Staate; von ihr gehen die dahin abzweckenden Maaßregeln und Einrichtungen aus.

Im Stande der Kindheit der Nationen iſt jeder waffenfähige Mann berufen, ſich und den Nachbar vor gewaltſamen Einbrüchen der Feinde zu ſchützen, und den Richterſtühlen der Juſtiz und Polizey Nachdruck und Anſehen, den poſitiven Geſetzen Achtung und Ausübung durch das Schwerdt zu verſchaffen, zugleich aber auch ſeiner Beſtimmung als Hirt oder Ackerbauer zu folgen. In alten Zeiten verrichteten die Richter das Scharfrichteramt ſelbſt, und die Feldherren, welche noch vor Kurzem das Schwerdt zur Vertheidigung des Vaterlandes geführt hatten, vertauſchten, wenn der Friede ſie in ihre Heimath zurückführte, das tödtliche Eiſen mit der Pflugſchaar, um ihren Acker ſelbſt zu beſtellen.

Für ſolche dem Staate geleiſtete Dienſte wurde nichts beſonders vergütiget, und der Landesherr war derjenige, den man für den Tapferſten und Reichſten des Volks hielt; der Reichſte aber derjenige, welcher die mehreſten Aecker, die größten Heerden beſaß.

Je mehr die Nationen aus dem Stande der Rohheit in der Cultur fortſchritten, deſto größer wurde der Unterſchied unter den Individuen, und die Entſtehung verſchiedener Stände war eine natürliche Folge dieſes Unterſchiedes. Der eine baute das Feld, der andere trieb Künſte und Handwerke, der eine unterzog ſich der Auslegung der Geſetze, und wurde zu ihrem Dolmetſcher berufen, der andere übernahm die Vertheidigung des Vaterlandes mit dem Schwerdte in der Hand.

Je mehr eines jeden Dienſte von allgemeinem gleich in die Augen fallenden Nutzen waren, je mehr er ſeinem Stande Einfluß und Wichtigkeit geben konnte, deſto größer war ſeine Belohnung und ſein Anſehen.

Der Wehrſtand, im höchſten Beſitz aller dieſer Mittel, wurde ſchon früh der gefürchteteſte Stand, er unterjochte alle übrigen, und der erſte Feldherr, den er an ſeine Spitze ſtellte, wurde der Beherrſcher des Staats. Dies währte ſo lange, bis die einem jeden angebohrne Furcht vor ein unbegreifliches Etwas, das über ihm iſt, und von ihm als Schöpfer des Univerſums angebetet, aber nicht begriffen wird, von einer andern Claſſe von Staatsbürgern benutzt, und darauf ein Glauben an überirdiſche Dinge, Religion genannt, gebaut wurde, wodurch man den großen Haufen zügelte, und zu deren Auslegung ſich dieſer neue Stand aufdrang. Von dieſem Augenblick an entſtand eine Oppoſition der geiſtlichen und weltlichen Macht, des Lehr- und Wehrſtandes, bis einer den andern vernichtete, wozu es aber des Kampfes von Jahrtauſenden bedurfte, den beyde Theile ſo lange Zeit hindurch mit abwechſelndem Glücke führten. — Die weltliche ſowohl, als die geiſtliche Macht ſtattete ihre Diener mit irdiſchen Güthern aus.

Als aber in der Folge der Zuſtand der Staaten immer verfeinerter wurde, als die mächtigen Guthsbeſitzer auf der einen Seite für die ihnen zur Belohnung geleiſteten Dienſte ertheilten Güther nur noch ungern die bey Beſitznahme derſelben übernommenen Pflichten erfüllten, auf der andern Seite auch die Regenten der immer mehr anwachſenden Macht ihrer Vaſallen ein Gegengewicht entgegenſtellen wollten: da fingen die Fürſten an, für beſtimmte Belohnungen, Söldlinge als Krieger zu unterhalten, aus denen ſie nach und nach ungeheure Armeen bildeten.

Von dieſer Zeit an wurden die Krieger, die Erzieher des Volks, und die Richter, für ihre Dienſte bezahlt, und ſo waren ſie nun alle geduldige Inſtrumente in der Hand des Regenten, zur Ausübung ſeiner Macht. Jetzt konnten die Regenten nicht mehr mit den Revenüen ihrer erblichen Familiengüther, und der von ihren Dienſtmannen unter ihrer Anführung für ſie eroberten Ländereyen auskommen; ſie mußten in den Stand geſetzt werden, jene Söldlinge bezahlen zu können, und es kam dahin, daß die Unterthanen einen Theil ihres Erwerbs dem Staatschef abtreten mußten, um den übrigen Theil in Sicherheit zu wiſſen. Hier nehmen die Steuern ihren Anfang.

Die Vaſallen des Staatschefs, welche ihre Güther unter der Bedingung, dafür Kriegsdienſte zu leiſten, erhalten hatten, und die Geiſtlichkeit, welche von religiöſen Schwärmern durch reichliche Stiftungen reichlich dotirt worden war, und ſich durch allerley Arten von Betrug in den Beſitz der fetteſten Pfründen geſetzt hatte, durften Anfangs (ja in manchen Ländern iſt es noch heute der Fall) nicht mit Steuern und Abgaben belegt werden. Dieſe Laſt fiel alſo allein auf den dritten Stand, auf die Bürger und Bauern.

Man ſollte glauben, daß, ſo wie es die Natur gewollt und die Gränzen vorgezeichnet hat, ſo würden die Völkerſchaften dieſe Gränzen geachtet, und für immer in Staaten zuſammengetreten ſeyn, ſich als ſelbſtſtändige Societäten von allem fremden Einfluß frey erhalten haben: man ſollte glauben: daß ein durch Gleichheit der

Sitten, Sprache und Meynungen, durch Klima, Verſchiedenheit des Bodens und ſeiner Produkte abgeſondertes Volk nie ein Intereſſe haben könnte, eine ihm in allen Dingen ungleiche Nation betriegen und ſich unterjochen zu wollen; ſo würde Vernunft uns zu handeln lehren, wenn wir ihrer Stimme ſtets aufmerkſam folgten. Es hat aber die Natur in die Seele eines jeden Individuums den Trieb gelegt, das ſich zu verſchaffen, was dem Nachbar gehört, wovon es nur durch die coercitive Macht im Staate abgehalten wird. So ſind benachbarte Staaten, zwar nicht in ihren Mitgliedern, ſondern in ihrem Staatschef oder den Repräſentanten ihrer Macht, von jeher bemüht geweſen, einander zu unterjochen, und ihre Herrſchaft auch über die Nachbarn auszudehnen.

Die Wuth Kriege zu führen, um zu ſiegen, zu herrſchen, zu glänzen, andern Völkern ſeine Meynung, ſeine Religion, ſeinen Handel aufzudringen, war nun die größte Veranlaſſung zu den immer höher ſteigenden Abgaben. Manche Staaten waren auch oft in dem Fall, um ihre beſtehende Einrichtung zu erhalten, große ſtehende Armeen beſolden, und dazu beträchtliche Abgaben erheben zu müſſen.

Es iſt ſchon oben geſagt worden, daß anfangs der Staatschef nur ſeine Domainen beſaß, von deren Revenüen er lebte, und ſeinen Hof und ſeine Prunkſoldaten (oder Trabanten) unterhielt. Der Adel mit ſeinen Hinterſaſſen verrichtete die Kriegsdienſte für die ihm deshalb zu Lehne gegebenen Güther. In der Folge entſtanden erſt Söldner, von dem Regenten bezahlt, wodurch er ſeine Vaſallen im Zaume hielt, und die er im Kriege zur Beſchützung ſeiner Perſon als Haustruppen gebrauchte. Endlich brachte **Carl** VIII. in Frankreich in neuern Zeiten zuerſt die ſtehenden Heere, und mit ihnen die ſeitdem den dritten Stand (Bürger und Bauern) beläſtigenden Abgaben oder Steuern auf. Ihm folgten alle Regenten nach, und wenn ſeitdem ein Regent dem andern es in der Zahl der Truppen zuvorthun wollte, wenn ſeitdem die Kriegsbedürfniſſe immer theurer und koſtbarer, die Kriege immer häufiger wurden, ſo ſtiegen mit ihnen auch die Ausgaben, und als natürliche Folge davon die Steuern.

Hierzu kam noch in dem einen Staat die Verſchwendungsſucht der Regenten und ihr großer Luxus; in dem andern entſtand unter den Demagogen ſelbſt oder unter den Factionen, welche ſie bildeten, ein Kampf um die Oberherrſchaft, welcher nicht blos Ströme von Blut koſtete, ſondern auch eine beſondere Conſtitution erzeugte, welche den Regenten, in Rückſicht der zu ſeinen Ausgaben nöthigen Summen, zum Sklaven des Volks oder deſſen Repräſentanten machte; in einem dritten entſpann ſich ſeit Weſtindiens Entdeckung ein Hang, Colonien zu erobern, ſich dadurch einen Handel zu verſchaffen, welcher wiederum Flotten zu ihrer Inſtandhaltung und dazu ungeheure Summen erforderte.

So wurden nicht nur der Ausgaben ſehr viele, ſondern man mußte auch, um ſich die großen Maſſen Geldes, deren man bedurfte, zu verſchaffen, in den mehreſten Staaten ein Creditſyſtem einrichten, durch welches die Regenten anfangs reelle, bald darauf ideale Mittel erhielten, ihre Bedürfniſſe zu befriedigen.

Bald liehen die Fürſten baares Geld gegen Zinſen, welche von den Abgaben beſtritten wurden; bald borgten ſie gegen Verpfändung ihrer Domainen; bald ließen ſie ſich die Revenüen eines Jahres vorſchießen; bald prägten ſie ſchlechtere Münzen, als der Stempel innern Gehalt verſprach; bald gaben ſie einem Blättchen Papier den Namen des Geldes, und verſprachen einem jeden, der es in klingende Münze umſetzen wollte, es zu realiſiren.

Alle dieſe verſchiedenen Mittel zu einerley Zweck, die ich in der Folge, ſo wie den Begriff vom Gelde, beſſer aus einander ſetzen werde, führten die Staaten an den Abgrund, den einen früher, den andern ſpäter; ſie gingen in ihrer bisherigen Form dadurch unter, und erſchienen in einer andern Geſtalt wieder, riſſen die lebende Generation zum Theil mit ſich hinab, und mit ihrem Sturze fielen alle bisher beſtandene Einrichtungen ihnen nach. Einige kämpfen noch jetzt um die Fortdauer ihrer beſtehenden Formen den Todeskampf, andre fangen an, ſich in dieſen reißenden Strom zu ſtürzen.

Das alte Rom erhielt lange Zeit hindurch ſein Staats-Anleiheſyſtem durch den Tribut aus den eroberten Staaten, und durch die Herrſchaft über die ganze damals bekannte Welt. Es ſchleppte Gold und Silber aus Griechenland, Carthago, Spanien und Kleinaſien zuſammen, und häufte es in Rom auf, bis es nach und nach in ſeinem Luxus zu Grunde ging. In neuern Zeiten ſucht England nur durch die Aufrechthaltung ſeines Alleinhandels zur See ſeine Rettung. Frankreich hat, nachdem es alles verſilbert, was zu verſilbern war, das Syſtem der Römer angenommen, und ſoweit ſein Arm in Oſten, Süden und Norden von Europa reicht, alles für ſeine Zwecke in Contribution geſetzt. Es führt

Krieg auf Koſten ſeiner Feinde. Dieſe müſſen ſeine Soldaten kleiden und ſpeiſen, dieſe geben Waffen und Munition und alle Bedürfniſſe des Krieges, und nach jedem Siege werden hier Gold- und Silberbarren, dort Effekten aller Art geſammelt, und nach dem Siz der neuen Weltherrſchaft, dem zweyten Rom, nach Paris, der jezt ſo ſtolzen Kaiſerſtadt, gebracht.

Sechſter Brief.

Wien.

Preußen war 1786 unter allen gebildeten europäiſchen Staaten der einzige beträchtliche, der keine Schulden, ſondern einen Schaz hatte; Friedrich Wilhelm II. brachte ihn bald dahin, wo dieſer Zuſtand aufhörte; Friedrich Wilhelm III. deckte jene Schulden, und ſammelte von neuem. Wir wollen ſehen, wie das zuging.

Die bis 1806 ſo mächtigen Könige von Preußen waren bekanntlich ehemals ſchwache Grafen von Hohenzollern, Erbburggrafen von Nürnberg. Burggraf Friedrich kaufte 1415 die Churmark Brandenburg, erhielt 1417 die kaiſerliche Belehnung nebſt der Churwürde aus den Händen des Königs Sigismund, und ſeine Nachfolger blieben bis 1701 Churfürſten, wo Friedrich I. ſich die Königskrone aufſezte.

In den älteſten Zeiten, wo Deutſchlands Kaiſer, durch den Geiſt Carls des Großen, noch Souveraine von Deutſchland waren, ſeine Völker ihnen gehorchten, und die jetzigen Titel ſo vieler Regenten, die Herzöge, Markgrafen und Grafen, nur das Amt bezeichneten, welches ſie durch kaiſerliche Belehnung empfangen hatten; damals waren die Markgrafen von Brandenburg kaiſerliche beſtallte Beſchützer der nördlichen Gränzen Deutſchlands, und kaiſerliche Statthalter und Richter der damals rohſten und wildeſten Völkerſtämme, der Slaven, Wenden und Caſchuben. Zur Aufrechthaltung ihrer Würde, zur Belohnung ihrer Dienſte, war ihnen das Markgrafthum als ein Lehn oder nutzbares Eigenthum übergeben, deſſen Gränzen ſie immer, je mehr ihre Macht anwuchs, nach Möglichkeit ausdehnten. Sie konnten dies um ſo eher, als ſie an den Gränzen von dem Oberherrn wenig beobachtet und controllirt wurden. Natürlich nahmen ſie in ihrem Bezirk zuerſt das Land als ein ihnen nach Lehnsrecht zuſtehendes Grundſtück in Beſitz, bauten und ließen davon anbauen, was ihnen am bequemſten lag; gaben davon ihren Unterbefehlshabern, und denen, die ihnen im Volk am nächſten ſtanden, neue Lehne, und verkauften ſtückweiſe Antheile daran an manche Freie im Volke, die demnächſt Dörfer und Städte bildeten, aus denen endlich Induſtrie, Handlung, und der für den Staatszweck ſo nothwendige Mittelſtand hervorging *). Immer ſchwächer wurde die Macht und das Anſehen der Kaiſer, je mehr das ihrer Vaſallen zunahm, bis dieſe endlich unter dem Titel der Landeshoheit ſelbſt die Regentſchaft erhielten.

Dieſe Regenten, Churfürſten, Herzöge, Fürſten, Mark- und andre Grafen, bedurften aber wieder ihre

---

*) Reitemeier's Geſchichte der preußiſchen Staaten, 1r Th. 4ter und 5ter Abſchnitt.

Stützen, welche ſie in ihrem Anſehen aufrecht erhielten, die von ihnen mit liegenden Gründen belehnten Vaſallen, welche die Anführer der Truppen waren, die ſie aus ihren Hinterſaſſen bildeten und unterhielten. Da, wo die Regenten nicht ſelbſt viele Hinterſaſſen ſich verſchafft, und das ihnen zuſtehende Grundeigenthum nicht ſelbſt an Leibeigene größtentheils zur Cultivirung übergeben hatten, das heißt: wo ſie unter den Guthsbeſitzern nicht die reichſten blieben; da ſank ihre Macht, und die ihrer Vaſallen ſtieg; aus dieſen wurden Stände, die ſich die geſetzgebende Macht anmaßten, von denen endlich die Bewilligung baarer Abgaben abhing.

Damals galt eine tapfre Fauſt alles! Nichts das Recht, durch geſchriebene Geſetze begründet.

Die Vaſallen erhielten zuerſt ihren Antheil vom Grund und Boden unter der Bedingung, eine gewiſſe Truppenzahl ins Feld zu ſtellen, deren Unterhalt ihnen zur Laſt fiel.

Die Regenten ſtellten auch ihre Truppen, die ſie von ihrem Dominio, welches ſie ſich vorbehalten hatten, unterhielten.

Das Dominium mußte den Fürſten zuerſt alles hervorbringen, was ſie zu ihrem ſtandesmäßigen Unterhalt, und zu dem ihrer Haustruppen, und ins Feld gerückten Hinterſaſſen bedurften.

Die Macht giebt aber auch Reichthum, ſo geſchah es auch hier.

Die Staaten entſtanden beſonders in Deutſchland ſämmtlich durch die Gewalt, durch Thathandlung, nie durch Vertrag, wie Rouſſeau träumte. Im rohen Zuſtande der Völker, in der Anarchie nimmt derjenige, welcher der Klügſte, Tapferſte, Reichſte iſt, alles in Beſchlag, was die mehrſten Genüſſe gewährt, indem er denen, ihm an geiſtiger und phyſiſcher Kraft Untergeordneten, Antheile an dieſem Genuß unter der Bedingung zugeſteht, ihm ſein Uebergewicht zu erhalten.

Wo einmal eine Nation dies Gebäude der ſelbſt geſchaffenen Macht einriß, die Herrſchaft der Leidenſchaft und das Intereſſe eines Einzigen vernichtete, und die Regierung auf eine Conſtitutionsurkunde begründete, welche die Vernunft diktirt hatte; da hatte eine ſolche Verfaſſung nur ſo lange Beſtand, als die durch ſie beglückten Völker die ihnen von weiſen Volksführern, einem Solon, Lycurg, vorgezeichneten Sitten und Tugenden ausübten. Sie gingen aber unter, und löſten ſich auf, ſobald die Leidenſchaft wieder mit dem Verſtande davon lief.

In unſerm Zeitalter, wo dem Verſtande ſo große Lobreden gehalten werden, wo aber nur die, alle edle Gefühle vernichtende Genußliebe allein herrſcht, wo die Tugend, Vaterlandsliebe, Selbſtbeherrſchung, Aufopferung des eignen Intereſſe nur leere Namen ſind; wo man nur noch die vom Dichter daraus zuſammengeſetzten Charaktere vor 20 Jahren gern auf dem Theater ſah, und wenigſtens dadurch einen guten Willen an den Tag legte, ſolche jetzt ſchon langweilig und abgeſchmackt findet; jetzt, wo man ſelbſt in der Dichtung nur einen verfeinerten Sinnenkitzel ſucht, wo man wenig auf die dargeſtellte Sache hält, ſondern nur darauf, wie ſie dargeſtellt iſt; wo nicht der Verſtand und das durch ihn vorhandne verfeinerte Gefühl ergriffen, ſondern nur die beſonders dazu durch Mode präparirten Ohren und Augen unſrer ſogenannten Kunſtkenner und Kennerinnen befriedigt werden ſollen; da iſt keine Rede von einer auf Vernunft und Sittlichkeit begründeten Staatsverfaſſung, ſondern der nüchternſte, klügſte, tapferſte, verſchlagenſte Kopf, kurz ein Napoleon, kann ſolche Völker nur regieren, zügeln und in Ordnung halten.

In jenen alten Zeiten, wo der beſtändige Krieg in den Heerführern die Regenten ſchuf, da gab ihnen nur ihr Heldenmuth eine Haltung. Als ihre Bedürfniſſe größer wurden, als die ihnen zuſtehenden Domainen zu liefern im Stande waren, da bedienten ſie ſich ihrer Regentenmacht, ſich größere Einkünfte zu verſchaffen, anfangs in Naturalien, dann in Gelde, wie Tauſch und Handel ſolches in größerer Quantität herbeyführte.

Es gab damals noch viele Dinge, die niemanden angehörten, dieſe eigneten ſie ſich zu; große Wälder, in ihnen die Jagd, (denn an dem Holze war wenig gelegen) große Seen mit der Fiſcherei, ſo auch die der Flüſſe. Alles, was unter der Erde war, ſahen ſie als ihr Eigenthum an, daher das Berg- und Hüttenregal. Sie nahmen die geſtrandeten Sachen, und alles, was die See auswarf (Bernſtein) in Beſchlag. Als in den Städten Handlung und Induſtrie entſtand, die Kaufleute von einer Meſſe zur andern zogen, und unterwegs beraubt wurden, da wendeten ſie ſich an den Regenten der Länder, die ſie durchzogen, und baten um Schutz und Geleit; daher die Zölle und Geleitsabgaben. Die Fürſten maßten ſich die Flüſſe und Landſtraßen an, weil ſie Brücken, Dämme, Schleußen ꝛc. im Stande erhielten, wofür ſie ſich durch Zölle bezahlt machten.

Der

Der Fürſt war auch Richter, für ſeine Entſcheidungen ließ er ſich oder ſeine Subſtituten bezahlen.

Als die Münzen häufiger erſchienen, maßten ſich die Fürſten das Recht an, durch ihren Stempel bekunden zu wollen: Der Nominalwerth entſpreche dem Wirklichen der Münze; weßhalb man das Münzregal auch als eine Quelle von Renenüen anſah und benutzte.

Es gab aber auch ſchon damals eine Grundſteuer *), die Orbeede und Landbeede, welche der Bauer und Bürger von verliehenen Grundſtücken zahlte.

Die jetzige preußiſche Monarchie war in ihrer Entſtehung klein; **Friedrich** kaufte die Mark, als ſie 463 Quadratmeilen enthielt. Vor dem Jahr 1807 betrug (Hannover mitgerechnet) Preußens Flächeninhalt 6216 Quadratmeilen. Die erſte Entſtehung lag alſo im geſammelten Geldreichthum, und in ſoweit man Länder kaufen kann, in einem rechtlichen Titel.

Die ſucceſſive Vergrößerung geſchah theils durch Erbanfall, theils durch Eroberung, theils durch freywillige Abtretung, theils durch Tauſch, und der preußiſche Staat war nicht ſo abgerundet, daß man ſagen konnte, er ſey vollendet, daß ſeine Beherrſcher beſchließen konnten: Keine Eroberungen mehr machen zu wollen. In dieſer von 1463 bis 1806 immer ſchneller gewachſenen Ländermaſſe und deren Zuſammenſetzung, liegen die ſo verſchiedenen Finanzzweige dieſes Staates begründet, und man würde eine Geſchichte der Finanzen einer jeden Provinz ſchreiben müſſen, um ein vollſtändiges Ganzes zu erhalten. Etwas Allgemeines läßt ſich hier daher nicht vollkommen darſtellen. Gewiß iſt es

---

*) **Beguelin** vom Zoll- und Acciſeweſen, S. 40. 64.

aber, wie ſchon oben geſagt worden iſt, daß die Domainen und Regalien die erſten Hauptrevenüen den Markgrafen und Churfürſten gewährten.

Zur Adminiſtration der Domainen wurden Voigte gehalten, die eine Anzahl Leibeigner, welche die Aecker bauten, unter ihrer Aufſicht hatten. Man baute im Bezirk mehrerer ſolcher Beſitzungen Schlöſſer und Burgen, um ſie für Feindes Angriff zu ſchützen. In ſpätern Zeiten traten Caſtellane, Droſten, Amtshauptleute an die Stelle der Voigte.

Das Officiantenperſonale damaliger Regenten war der Schatz- auch Rentmeiſter, Jäger- und Kellermeiſter, auch Mundſchenk, Cämmerer, Marſchall, auch Schloßhauptmann. Unter dieſe war die innere häusliche Wirthſchaft vertheilt.

Als die Domainen- und Regalienrevenüen nicht mehr zureichten, und doch die Ausgaben größer wurden, da ſchritt man zu den Beeden und zu Ausſchreibung von Naturalienbehufs der Armee.

Dieſe Beeden waren aber von der Orbeede verſchieden, welcher ſchon oben Erwähnung geſchehen, und ſie entſtanden nicht durch Gewalt, ſondern durch Bewilligung der Stände, weshalb ſie auch Subſidium genannt wurden.

Die ſich ins Alterthum verlierende alte Abgabe der Land- und Orbeede, welche letztere von den Städten für ſolche Ländereyen bezahlt wurde, die ihnen bey ihrer Gründung von dem Landesherrn geſchenkt worden, und die Landbeede, welche der Unterthan von den Grundſtücken entrichtete, von welchen er den Geiſtlichen den Zehnten gab, haben mit dieſer ſpäter entſtandnen Beede keinen Zuſammenhang. Jene ſind nachher in Schoß verwandelt worden.

Dieſe oben angeführte Beede entſtand in neueren Zeiten und hieß auch precaria extraordinaria, die nur in außerordentlichen Fällen von den Ständen bewilligt wurde.

Man ſtreitet darüber: Ob der Adel ſich von dieſer Abgabe eximirte, und es iſt mehr dafür, als dawider, da ihre Entſtehung von ihm ausging. Der Gang war kein anderer, als daß die Markgrafen einen Landtag ausſchrieben, den Ständen den Antrag wegen Bewilligung dieſer Abgabe machten, welche ſolche denn auch auf gewiſſe Jahre bewilligten, ſich aber von dem Fürſten eine Exemtion zu verſchaffen wußten. So gab Markgraf **Waldemar** eine ſolche Exemtion 1311.

Veranlaſſung zur Anforderung gab die jedesmalige Gelegenheit; der Krieg, beſonders gegen die Türken, die Ausſtattung einer Prinzeſſin u. a., weshalb man denn dieſe Abgabe auch oft als Türken- und Fräuleinſteuer aufgeführt findet.

Die Bewilligung dieſer Beeden. Türken- und Fräuleinſteuer, der Huben- und Gibelſchoß erſtreckte ſich bis in die neueren Zeiten, und mag man dieſe Abgaben genannt haben, wie man will, ſo iſt doch ſo viel gewiß: daß ſie auf Convention beruhten, und die Regenten auſſer ihren Domainen, Regalien und der Land- und Orbeede keine weitere Abgaben eingeführt hatten.

In dem Landtags-Revers *) des Churfürſten **Albrecht** von 1472 iſt enthalten:

---

*) **Mylius** Corp. Const. March. Tom. VI.

daß derſelbe 100000 Gulden Schulden von ſeinen Vorfahren überkommen, welche die Landſtände in 5 Friſten zu zahlen übernahmen; wogegen ſie ſich eine Exemtion von der alten Abgabe der Landbeede ausbedungen, und dem Churfürſten das Verſprechen abnöthigten, ſeine Domainen nicht mehr verſetzen und verpfänden zu wollen.

So lange, wie die Regenten jener Zeiten borgen konnten, welches gewöhnlich in den Städten geſchah, die ſich dafür Zollfreyheiten ausbedungen, oder bey Klöſtern und Geiſtlichen, denen man Domainen verſetzte, ſo enthielten ſie ſich der Anforderung einer Abgabe, weil bey dieſer Gelegenheit immer ein Hoheitsrecht nach dem andern im Laufe blieb.

Im Jahr 1524 wurde von den Ständen ein achtjähriger Hubenſchoß zu Bezahlung der churfürſtlichen Schulden bewilliget. Solcher betrug damals während der erſten ſieben Jahre acht, das achte Jahr fünf märkiſche Gulden für die Hube. Die Städte mußten ⅔ des ganzen Quantums übernehmen; die Ritterſchaft nur ⅓, weil ſie im Beſitz der Macht war.

Die Städte hatten aber ſchon früher ad tempus eine neue Art Abgabe zu tragen übernommen, welche die erſte Conſumtionsauflage in dem preußiſchen, damals brandenburgiſchen Staate war. Dies war das vom Churfürſt **Albrecht** 1472 zum erſten Mal eingeführte Biergeld, welches damals mit einem märkiſchen Gulden pro Tonne bezahlt werden mußte, wozu 1467 ſchon **Friedrich** die Anlage gemacht hatte *). Im J. 1488 wurde

---

*) **Beguelin** am angef. Orte S. 75.

dies Biergeld unter dem Namen Zieſe mit 12 Pfennig pro Tonne, und 1513 ad dies vitae des Churfürſten von neuem erhoben und bewilliget.

Von 1549 iſt eine Conſtitution *) vorhanden, wornach die Städte freywillig eine Auflage von 8 Gulden pro Tonne Bier 8 Jahre lang zur Abtragung der Landesſchulden übernahmen. Hierauf gründet ſich das heute noch beſtehende Biergeld, welches in der Churmark für Rechnung der Landſtände erhoben wird.

Die Hauptlaſt des Adels und der Ritterſchaft in jener Zeit war der Kriegsdienſt ſelbſt. Jeder dienſtfähige Mann mußte die Heerzüge mitmachen; der Guthsbeſitzer diente zu Pferde, die übrigen Dienſtmannen zu Fuß als Bogenſchützen. In Schleſien unter andern beſtimmte Boguslaw zu Schweidnitz zuerſt dieſen Dienſt nach eines jeden Beſitzung. In Preußen ſchrieb die Culmiſche Handveſte vor: daß ein Beſitzer von 40 Huben auf einem gepanzerten großen Pferde und ganz gerüſtet mit ſchweren Waffen nebſt noch zwey Reutern; ein kleinerer Landeigenthümer zwar auch zu Pferde, aber in leichter Rüſtung und nur allein dienen ſollte.

Unter dem Namen von Burgdienſten mußten Grundbeſitzer in ihrer Gegend auf den Burgen eine Zeitlang Wachen verrichten.

Dieſe Kriegsdienſte wurden den Guthsbeſitzern läſtig, ſie fingen an, ſie abzukaufen, als die Fürſten nach und nach ſich Söldner anſchafften und ſolche unterhielten. Daher entſtanden die Lehn, Ritterpferde und Roßdienſtgelder, die noch jetzt in den Marken, im Magdeburg-

---

*) Mylii C. C. M. T. VI.

ſchen und in Weſtphalen exiſtiren. Im J. 1550*) wurde im Brandenburgſchen zuerſt für jedes Ritterpferd 20 Gulden zu zahlen bewilliget, welche Abgabe jetzt bis 40 Gulden herangewachſen iſt. Viele der Naturalpräſtationen, die wir jetzt noch haben, als Fouragelieferung, Vorſpann, Kriegs-, Burg- und Veſtungsfuhren ſind ſchon in den älteſten Zeiten geleiſtet worden.

Es war damals ſchon üblich, die Fürſten mit ihrem Hoflager durch Vorſpann fortzuſchaffen, und da damit großer Mißbrauch (ſo wie heute) getrieben wurde, ſo ſchaffte ſchon 1178 unter andern Herzog Caſimir in Schleſien dieſe Vorſpannleiſtung im Frieden ab, die aber bald wieder eingeführt wurde.

Sehr drückend war die Verpflegung des Hoflagers im wendiſchen (Stan), die Fortſchaffung fürſtlicher Boten (Pavoz), der Unterhalt der Jäger und Hunde (Pſarnk), der Schloßwachen (Stroze) **).

Bey den immer ſteigenden Bedürfniſſen der brandenburgiſchen Regenten, bey den immer geringer werdenden Revenüen von den damals geringfügigen Domainen der Churfürſten, wurde die Dependenz von den Ständen immer größer, und die Rechte dieſer vermehrten ſich, die der Churfürſten nahmen ab. Daher die häufigen Landtagsreceſſe im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte, die Mylius nachweiſt.

Joachim II. ſtarb 1571, und hinterließ zwey Millionen Thaler Schulden; da er aber dieſe Summe im

---

*) Mylii C. C. M. T. VI.

**) Reitemayers G. P., erſter Th. S. 640.

Lande aufgegeben, dadurch die Induſtrie und Fabriken (beſonders die Tuchfabrication) unterſtützt hatte, ſo befand ſich das Land im Wohlſtande *).

Johann George, der **Joachim** nachfolgte, disponirte die Stände beym Antritt der Regierung, dieſe Schuldenlaſt zu übernehmen, wogegen er den Landzoll von den Kornfuhren herabſetzte. Die Städte ließen ſich ad tempus eine Erhöhung des Biergeldes, des Huben- und Giebelſchoſſes gefallen. Dies alles reichte aber nicht hin, und man fing damit an, die Hauptgegenſtände der Conſumtion verſteuern zu laſſen **). Ein jeder Scheffel Roggen zu Brod, und ein Scheffel Gerſte zum Schroot mußte einen Gulden Acciſe bezahlen; dies dauerte ſo fort bis zum dreyßigjährigen Kriege, wo **George Wilhelm** im Jahr 1620 ohne Erfolg ***) ſeine Vaſallen, die Kriegsdienſte zu leiſten, ſelbſt bey Verluſt der Lehne aufforderte. Nun fingen die ſtehenden Heere an mehr Eingang zu finden, und aus den Trabanten wurden Soldaten.

Freund und Feind nöthigten **Georg Wilhelm** große Anlagen zu machen. Die Bierzieſe ſtieg auf vier Thaler für das Gebräude, und die Acciſe pro Scheffel auf zwey Gulden, vom Eimer Wein auf ſechs Gulden, vom Pfund Fleiſch auf einen Pfennig, von einem Stück Tuch, welches außerhalb Landes ging, drey Gulden,

---

*) **Pauli** Geſch. des pr. St. Th. 3. S. 226.

) **Beguelin vom J. u. A. W. S. 49. — Mylii C. C. M. P. VI. Landreceſſe vom Jahr 1512, 1593.

***) Mylii C. C. m. P. VI.

vom Haufen Eichenholz ſechs Gulden, vom fichtenen fünf Gulden.

Dies geſchah theils 1620, wo auch noch ein beſonderes Kopfgeld eingeführt wurde, theils 1624. Das Kopfgeld wurde klaſſificirt. Es zahlte ein Edelmann für ſich und ſeine Frau drey Thaler, für ein Kind zwölf Groſchen, eine adliche Wittwe auf Leibgedinge vier Thaler, eine ohne Leibgedinge zwey Thaler, ein unverheiratheter Edelmann zwey Thaler u. ſ. w.

Im Jahr 1636 wurde die erſte Kriegsmetze eingeführt *); man mußte nämlich von jedem Scheffel Brodkorn, außer der Mahlmetze, und von jedem Getränke, außer den verordneten Zieſegeldern, von jedem Scheffel Malz eine Metze abgeben.

---

*) Beguelin l. c. S. 91.

Siebenter Brief.

Berlin.

Jetzt, mein Freund, nach der ſchlafen Regierung eines **Georg Wilhelms**, wo das brandenburgſche Haus am Rande des Abgrundes war, da trat auf einmal ein Mann auf, den nicht bloß die Geburt, ſondern Preußens guter Genius auf den Thron ſeiner Väter berufen zu haben ſchien:

Friedrich Wilhelm I.

Er giebt den Beweis, was ein großer Geiſt an der Spitze des Staats vermag.

Friedrich Wilhelm, der kraftvolle Sohn der Natur, nicht ohne Ausbildung ſeines hellen Verſtandes, ſo weit es das damalige finſtere Zeitalter zuließ, erſchuf nicht bloß eine Armee, durch die er fremden Einfluß vom vaterländiſchen Boden entfernte, er ordnete auch die Verwaltung des Innern, beſonders der Finanzen.

Nach der Beendigung des dreyßigjährigen Krieges, wo **Friedrich Wilhelm I.** das Staatsruder Preuſſens in ſeine gewaltige Hand nahm, da änderte ſich bald die ganze Anſicht der Dinge. Nachdem er ſeinen Staat und die Regentenwürde aus der Nullität emporgehoben hatte, worin beyde damals ſich befanden, als er mit dem Schwerdt in der Fauſt den Schweden, Pohſen und Franzoſen Achtung abzwang, da wendete er auch zuletzt ſeinen Herrſcherblick auf das Innere der Staatswirthſchaft, ſo weit die damaligen unruhigen Zeitläufte es thun ließen, und von dieſem Augenblick fängt in den Landtagsreceſſen ein anderer Geiſt, und zwar der der Unterwürfigkeit und nicht der Anmaßung von Seiten der Stände zu herrſchen an, und wird immer ſichtbarer.

Als Friedrich Wilhelm I. die Regierung antrat, fand er die Domainen in der traurigſten Verfaſſung. Was der Feind im dreyßigjährigen Kriege nicht verwüſtet hatte, das war von den Amtsrentmeiſtern, Amtshauptmännern, Droſten, und wie ſonſt in den verſchiedenen Provinzen die Adminiſtratoren weiter hießen, ausgeſogen, da ſie unter keiner zweckmäßigen Aufſicht geſtanden hatten und in Rechnung brachten, was ſie wollten, ſo, daß in ihren Händen Einnahme und Ausgabe ſich ſtets compenſirte. Nichts leichter war in jener Zeit, als ſelbſt die baaren Gefälle und die Naturalpräſtanda in den Aemtern zu verdunkeln und unterzuſchlagen; denn es fehlten alle Hebe- und Präſtations-Regiſter; es exiſtirten keine Urbaria, wodurch das Verhältniß des Amtes zu ſeinen Unterthanen et vice versa beſtimmt geweſen wäre; alle dieſe Revenüen wurden nach dem Herkommen erhoben. In einigen Provinzen waren zwar ſchon Collegia unter dem Titel von Amtecammern angeſetzt, welchen die Aufſicht des Amtes anvertraut war, im andern aber auch wieder nicht. Friedrich Wilhelm brachte einiges Licht und Ordnung in dies Chaos von Verworrenheit: er ſandte Commiſſarien in die Aemter, welche die Präſtanda aufnehmen, Grundbücher anfertifertigen, die verwirrten Gränzen reguliren, und die gegenſeitigen Verhältniſſe des Herrn zu den Unterthanen feſtſtellen mußten. Es wurden in allen Provinzen Amts-Cammern etablirt, ihnen die Aemter untergeordnet und von denſelben die Juſtiz adminiſtrirt. Es wurden Cammerordnungen erlaſſen, und darin dieſen Behörden der Dienſt und Geſchäftsgang vorgezeichnet. Hin und wieder führte man auch die Verpachtung ein; in der Regel blieb aber die Adminiſtration.

Dem ungeachtet entſtanden zwiſchen der Domainen-Adminiſtration und der Ritterſchaft *) über gegenſeitige Gerechtſame häufige Streitigkeiten, und die Amts-Cammern maßten ſich Eingriffe in die Patrimonial-Jurisdiction derer von Adel an. Der Churfürſt, dem darüber Beſchwerden vorgetragen wurden, erließ unter andern hierüber eine Reſolution unterm 2ten Julius 1650, worin es heißt:

> „Die Streitigkeiten zwiſchen den Beamten und denen von der Ritterſchaft befinden Se. Durchlaucht dergeſtalt beſchaffen, daß darin von den Amtscammern nicht Recht geſprochen werden kann.“

Als aber auch die Stände ein Recht zu haben vermeynten, gegen die Anſetzung der Coloniſten auf wüſten Huben in den Aemtern zu proteſtiren, da ſolchen eine sechsjährige Freyheit von den Staatslaſten zugebilliget wurde, die ſie mit gleichen Schultern getragen wiſſen wollten: da verwies ihnen Friedrich Wilhelm dieſe Anmaßung unterm 13ten May 1652 in harten Ausdrücken, da ſchon damals die Bevölkerung ſeiner an Menſchen armen Staaten ihm am Herzen lag.

---

*) Mylii C. C. m. Tom. IV.

Die Adminiſtratoren der Domainen waren gewöhnlich von Adel, welche unter dem Titel von Amtshauptmännern und Droſten ſolche bewirthſchaften ließen. Als nun Friedrich Wilhelm die Aemter zu verpachten anfing, da die Adminiſtration ihm nichts eintrug, da mißfiel dies Verfahren dem Adel ſo ſehr, daß er es wagte, gegen die Einziehung der Amtshauptmannsſtellen Vorſtellungen zu machen. Der Churfürſt erklärte hierauf unterm 13ten May 1652:

„Da Sr. Durchlaucht Aemter noch zur Zeit ſo ſchlecht beſchaffen wären, daß weder Hauptmann, noch Amtsſchreiber darauf unterhalten werden könne, ſo wären Höchſtdieſelben genöthiget, dieſelben zu verpachten. Würden aber die Stände zur Einrichtung der Domainen etwas hergeben, und die Amtshauptleute unterhalten, ſo wären Se. Durchlaucht nicht abgeneigt, alles wieder in den vorigen Stand zu ſetzen.“

Dazu hatten aber die Stände keine Luſt.

Ob zwar Friedrich Wilhelm das Regentenanſehen wieder hergeſtellt hatte, ſo blieben die Stände während ſeiner Regierung doch noch im Beſitz großer Vorrechte, und hatten wichtigen Einfluß auf das Domainenweſen. Es wurde unter andern in dem Landtags-Receß vom 26ſten Julii 1653 Art. 15. vom Churfürſten verſprochen, ſeine Domainen nie verſetzen oder veräußern zu wollen; eben ſo Art. 30. die Domainen-Unterthanen mit den übrigen des Adels zu der Landesſteuer zu gleichen Rechten beytragen zu laſſen.

Wenn übrigens zwiſchen denen von Adel und den Domainenbeamten Rechtsſtreitigkeiten entſtanden, ſo wurden ſolche von den Landesregierungen entſchieden, denen die Juſtizadminiſtration übertragen war, wie der Artikel 41. dieſes Receſſes vorſchreibt.

Friedrich Wilhelm ſorgte 1661 nach beendigtem Kriege für die Melioration ſeiner Aemter durch Bebauung und Cultivirung wüſter Huben, und ertheilte unterm 19ten Januar e. a. ein Patent: daß den Coloniſten eine Befreyung von allen ordinairen und extraordinairen Landeslaſten, als der Contribution, des Schoß, Servis, Einquartirung, Steuern, Collecten, Zinspachten, Zehnten auf 6 Jahre zufließen ſolle. Diejenigen, welche im Kriege gedient hatten, erhielten noch außerdem zum Bau des Etabliſſements freyes Bauholz aus der herrſchaftlichen Forſt.

Da man ehemals häufig Domainen-Pertinenzien zu Lehn ausgegeben hatte, ſo wurde unterm 4ten October 1669 feſtgeſetzt: daß bey einer Vacanz dieſe Lehne wieder eingezogen werden ſollten.

Achter Brief.

Berlin.

Nun kommt eine Epoche, worin der preußiſche Staat ſtill ſtand. **Friedrich** I, der 1688 zur Regierung kam, veränderte das bisher beſtandene Domainenweſen von Grund aus, kehrte ſich wenig an alle ältere Landtags-Receſſe, und veräußerte alle Domainen, indem er ſie einzeln in Erbpacht verkaufte.

Das deshalb erlaſſene Patent iſt vom 2ten April 1701 *).

Nach demſelben geſchah die Vererbpachtung, um die Unterthanen von dem Naturaldienſte zu befreyen.

Der Begriff der Aemter blieb, das heißt: die vorher in einen Bezirk zuſammengeſchlagenen Domainen-Grundſtücke, Rechte, Mühlen u. ſ. w. wurden nun einzeln in Erbpacht gegeben.

Das Amt ſelbſt, oder der Bezirk, worin jene Pertinenzien lagen, wurde ebenfalls einem Beamten vererbpachtet. Da derſelbe dadurch den Oekonomie-, Rent- und Juſtizbeamten in ſeiner Perſon vereinigte, ſo hatte er einen Gewinn aus den Sporteln und dem Natural-Zinskorn zu erwarten; da aber dies nicht hinreichend befunden wurde, ſo gab man ihm 12 Procent von der

---

*) Mylii C. C. m. IV. T. 3. 7.

Hälfte der ganzen Amtseinnahme als Gehalt. Dieſe Hälfte mußte er aber loco cautionis baar vorſchießen. Ueberdieß erhielt er freye Wohnung, Holz und andere Emolumente. Die einzelnen Pertinenzien und Gerechtſamen vererbpachtete man gegen ein Erbſtandsgeld und einen jährlichen Canon, der zu der Güte des Bodens, oder des ausgemittelten Ertrags im Verhältniſſe ſtand.

Obzwar man beſonders den Abbau begünſtigte, damit aus den Vorwerken kleinere Bauern-Nahrungen entſtehen ſollten, ſo gab man doch auch ganze Vorwerke hin, wenn jener Zweck nicht erreicht wurde. Der Erbpächter eines ſolchen großen Vorwerks mußte ſich aber verbindlich machen, mehrere Familien unterzubringen und dazu Etabliſſements anweiſen zu wollen.

Der Erbpächter erhielt das Veräußerungsrecht, der König behielt ſich aber das Vorkaufsrecht bevor.

Die Dienſte wurden zu Geld angeſchlagen und bezahlt.

Die Gebäude wurden taxirt und mit dem Erbpächter aufs beſte darüber gehandelt. Das Vieh wurde dem Meiſtbietenden verkauft, dem Erbpächter aber ein Vorzugsrecht verſtattet.

Die Saat, das Ackerlohn und die Düngung, die auf dem Gute ſich befand, wurde nach jedes Orts Gebrauch taxirt und bezahlt.

Diejenigen Aecker und Wieſen, welche bey einem Guthe contribuabel waren, wurden zwar auch dem Erbpächter überlaſſen, die Bedingungen darüber aber gemildert.

Die Domainen-Vorwerksländereyen wurden aber frey von allen öffentlichen Laſten ausgethan.

Der Anſchlag geſchah nach Vermeſſung und Bonitirung der Sachverſtändigen. Eine Licitation wurde nicht verſtattet, ſondern die Subjecte nach ihrer guten Qualification gewählt.

Den Erbpächtern blieb der Dienſtzwang über die vom Naturaldienſt befreyten Bauern wegen des nothwendigen Geſindes.

Das Erbſtandsgeld wurde zu ⅓ in drey Terminen bezahlt.

Wegen Beſtimmung des Erbſtandgeldes und Canons war kein feſtes Princip angenommen, ſondern es hing ſolches von der jedesmaligen Behandlung der Parteyen ab.

Es wurde unterm 27ſten October 1704 befohlen: daß in den Aemtern Saal-, Lager-, Erb- und Hauptbücher gefertiget, und darin genau die königlichen Domainengefälle und Gerechtſame beſchrieben werden ſollten.

Bey Gelegenheit der Einrichtung dieſer Erbpächter hatte der König eine Commiſſion niedergeſetzt, woraus nachher das Generaldirectorium entſtand.

Während ſeiner Regierung blieben aber noch immer die Amtscammern, welche ſich

Königl. Preuß. zur Amtscammer verordnete Vicepräſident, Räthe und Vicecammermeiſter.

unterſchrieben.

Friedrich I. veranlaßte wohl eigentlich ſeine Verſchwendung, ſeine Prachtliebe und die Königswürde dazu, dieſe Benutzungsart ſeiner Domainen einzuführen, um durch das Erbſtandsgeld ein Capital in die Hände zu bekommen. Wäre dieſe Einrichtung nach richtigen Grund-

Grundſätzen geſchehen, hätten die Commiſſarien nicht manche einträgliche Domainen verſchleudert, hätte man ſie nach einem richtigen Maaßſtabe veranſchlagt: ſo würde das Land dadurch ſchnell zu einer hohen Cultur gediehen ſeyn.

Die öffentliche Meynung war aber damals ſehr gegen dieſe Einrichtung; vielleicht deshalb, weil man ſah, daß das daraus eingenommene Geld verſchleudert wurde. Das beweiſen verſchiedene Edicte, unter andern vom 2ten Januar 1704, worin es heißt: daß von der Erbpachtseinrichtung nicht geſprochen werden ſollte.

Sehr natürlich mußte ein Theil des damals noch über alles dominirenden Adels dieſem Projecte entgegenwirken, da es ſeinem Intereſſe nicht entſprach. Sehr viele Aemter wurden in jener Zeit von Amtshauptmännern aus dem Adel und von Droſten adminiſtrirt, durch die Erbpacht verlohren ſie ihren Poſten und alle Ausſicht zu einem Gewinn; ſie ſuchten alſo den Fortgang der Sache zu erſchweren, und der Commiſſion, welche der König zur Organiſation der neuen Erbpachtungen ernannt hatte, wurden alle mögliche Hinderniſſe in den Weg gelegt.

Es würde intereſſant ſeyn, zu ſehen, wie hoch man damals einen Morgen Acker nach verſchiedenen Klaſſen im Ertrage angenommen habe. Ich habe darüber aber nichts Authentiſches auffinden können.

In der Grafſchaft Ravensberg und Mark beſtehen aber noch heute die Erbpachten auf dem Grund jener Einrichtung.

Friedrich I. war es, der zuerſt ſeinen Domainen-Bauern einen Stand in der Societät anwieß, welcher die Rechte und Pflichten derſelben feſtſtellte, und ſie nicht ferner der Willkühr der Beamten überließ; dieſen wurde es beſonders durch das Edict vom 3. Auguſt 1709 unterſagt, die Bauern zu prügeln, ſondern es ſollten die Streitigkeiten der Unterthanen mit den Pachtern von den Amtskammern unterſucht, und wenn ſich jene vergangen, ſie mit Gefängniß beſtraft werden *).

Neunter Brief.

Berlin.

Nicht beſſer hätte das Fatum für den preußiſchen Staat ſorgen können, als daß es ihm Friedrich Wilhelm I. zum Regenten gab. Die Organiſation der neuen Finanzbehörden, die eingeführte Verwaltung der Aemter in der erſt beendigten Vererbpachtung, währte nicht lange. Friedrich Wilhelm I. hob ſolche unterm 13. Auguſt 1713 wieder auf, und zog alle vererbpachtete Domainenſtücke wieder ein. Den Erbpächtern wurde das Erbſtandsgeld wieder dadurch vergütet, daß man ihnen das Pachtſtück ohne Canon ſo lange ließ, bis jenes getilgt war.

Friedrich Wilhelm bewirkte zehn Jahr ſpäter in den Finanzen eine Hauptveränderung, indem er unterm 24. Januar 1723 das General-, Finanz-, Kriegs- und Domainendirectorium, und in den Provinzen die Kriegs- und Domainenkammern organiſirte.

---

*) In ſofern that er einen Schritt vorwärts.

Vor dieſem Zeitpunkt wurden alle Kameralia, in ſofern es nicht bloße Domainenſachen waren, von den Regierungen verwaltet. Als aber der Steuern mehr wurden, als unter dem großen Churfürſten das ſtehende Heer entſtand, als die Acciſe in den Städten ein neuer Gegenſtand der Finanzverwaltung wurde, da wurde noch ein Collegium unter dem Titel des Kriegs-Commiſſariats etablirt, welches dieſen Zweig von Geſchäften verwaltete.

Friedrich Wilhelm vereinigte aber dieſes Commiſſariat mit den Amtskammern, nahm den Regierungen die Landespolizey, und übergab ſie den neuen Collegiis, den Kriegs- und Domainenkammern. Zur Aufſicht über dieſe neuen Collegia organiſirte er aber in Berlin das Generaldirectorium, mit welchem damals noch die Oberrechnungskammer verbunden war. Von Friedrich Wilhelm ging das ganze Domainen-, Acciſe-, Contributions-, Kaſſen- und Rechnungsweſen aus, ſo wie es jetzt noch in ſeinem Fundament beſteht. Iſt ſolches auch hie und da in neuern Zeiten erweitert und modificirt, ſo bleibt er doch davon der erſte Stifter.

Was das Domainenweſen anlangt, ſo wurden damals gleich nach der Stiftung der Kammern ſechsjährige Verpachtungen der Aemter nach einem Anſchlage eingeführt, und einem Rath bey den Kammern die ſpecielle Bearbeitung aller auf ein oder mehrere Aemter ſich beziehenden Sachen aufgetragen. Es war nun Sache dieſes Departementsraths, ſich eine genaue Kenntniß des Amtes und aller ſeiner Revenüen zu verſchaffen, und dieſe, in ſofern ſie nicht fixirt waren, abzuſchätzen. Die darüber aufgenommenen Notizen wurden der Anſchlag genannt; nach dieſem Anſchlage wurde alsdenn einem der Kammer bekannten und vermögenden Oekonomen das Amt in ſechsjährige Pacht übergeben, wofür er gewöhnlich ein Viertel des Pachtquantums Caution machen, und ein Viertel quartaliter vorausbezahlen mußte. Dagegen erhielt er aber alles, was einen Ertrag gab, und ſelbſt die Juſtiz (in Rückſicht der Sporteln) zur Benutzung nach einem Contract, worin ihm zugleich mehrere Meliorationsbedingungen zur Pflicht gemacht wurden.

Der Anſchlag mußte

1) die baaren Präſtationen in Gelde oder Naturalien enthalten, welche die Unterthanen zu entrichten ſchuldig waren. Die Naturalien wurden aber zu Gelde nach einer Taxe angenommen, welche ſich auf einen Durchſchnittspreis mehrerer Jahre gründete.

2) Die unbeſtändigen Gefälle, z. B. die Jurisdictionsgefälle wurden ebenfalls nach einem Durchſchnittspreis angenommen.

3) Die Ländereyen bey den Vorwerken wurden vermeſſen, und zuerſt durch Sachverſtändige in ihren verſchiedenen Abſtufungen der Qualität abgeſchätzt; demnächſt wurde der Ertrag aus den Saat- und Erndte-Regiſtern nach einem ſechsjährigen Durchſchnitt berechnet, welche die Beamten, als richtig geführt, beſchwören mußten. In dem Anſchlage nahm man die Drey-felder-Wirthſchaft an, und zog ein Drittel als Brache, die nicht benutzt werden konnte, vom Ertrage ab. Von den übrigen zwey Dritteln tragbaren Boden im Winter- und Sommerfelde zog man das Saamenkorn und die Wirthſchaftskoſten nach einem angenommenen Satze ab, und berechnete den reinen Ertrag zu Gelde nach einer

Taxe, die ſich auf den Durchſchnitt des Marktpreiſes mehrerer Jahre gründete, welche man die Kammertaxe nannte.

4) Die Viehnutzung veranſchlagte man doppelt; einmal ließ man die Wieſen vermeſſen und abſchätzen, wovon das Reſultat in den Anſchlag kam; zum andern ſetzte man pro Stück Rindvieh oder für das Hundert Schaafe ein Geldquantum an, welches ſolche in der Gegend umher gewöhnlich einbrachten.

5) Die Dienſte wurden nach niedrigen Sätzen zu Gelde veranſchlagt, und ſolche dem Pachter gegen Bezahlung des Dienſtgeldes überlaſſen.

6) Bey der Brau- und Brennerey berechnete man den Ertrag nach der Conſumtion, beſtimmte die Güte und den Preis des Getränks, ſetzte aber dem Beamten das Getraide, welches er verſchenkte, pro Scheffel um 3 Gr. höher in der Ausgabe an, als die Kammertaxe des Pachtgetraides betrug, damit er eine Entſchädigung für ſeine Mühe hatte.

7) Bey den Mühlen führte man den Mühlenzwang ein: man gab nämlich jeder Mühle einen Diſtrict, in welchem die Perſonen gezählt, und für jede ein Quantum an Getraide ausgeſetzt wurde, welches ſolche conſumiren mußte, von dieſem Quanto wurde die Mahlmetze mit $\frac{1}{24}$ zur Kammertaxe veranſchlagt, und als Mühlenpacht angeſetzt.

8) Alle übrigen Revenüen wurden in Einnahme und Ausgabe nach der Lokalität berechnet, und der reine Ertrag als Pachtquantum angenommen.

9) Ueber das Holz, welches der Pachter brauchte, wurde ebenfalls ein Anſchlag gemacht, und ihm ſolches

aus den Amtsforſten, welche beſonders adminiſtrirt wurden, koſtenfrey verabfolgt.

10) Ueber die Forſten wurden beſondere Forſtbediente angeſetzt, welche ſie verwalteten, und die ſogenannten Forſtämter konſtituirten, über welche der Oberforſtmeiſter qua membrum der Kammer die ſpecielle Oberaufſicht hatte. Bey allen Forſtämtern eines Domainenamts konkurrirte aber der Pachter gleichſam als Controlleur.

11) Wegen der in den Aemtern nothwendigen Bauten wurden beſondere Baubediente angeſetzt, welche ſolche veranſchlagen, und darüber Anſchlag und Zeichnung der Kammer einreichen mußten, die ein ſachverſtändiges Mitglied revidirte, worauf man ſolche alsdann in Entrepriſe gab, und das nöthige Holz und Geld dazu anwieß. Friedrich Wilhelm erließ deshalb ein eignes Baureglement unterm 10. Sept. 1724.

12) Von jedem Amte wurde ein Amtsetat gefertiget, welcher ſämmtliche Einnahmen und Ausgaben ſpecificirt und nachgewieſen enthalten mußte, dem der Anſchlag ganz beſonders zum Grunde lag. Die Ueberſchüſſe, welche dieſer Etat nachwieß, mußten ſchlechterdings unter jeder Bedingung zur Provinzial-Domainenkaſſe einkommen. Wenn daher irgend eine Einnahme oder Ausgabe noch nicht ganz ſicher war, ſo wurde ſolche vor die Linie geſetzt, und hier nachgewieſen.

13) Bey jedem Jahresſchluß mußte der Pachter eine Rechnung über die Einnahme und Ausgabe des Amts ablegen, welche ſich auf den Amtsetat begründete.

14) In dem Amte war der Amtmann die erſte Polizey- und Juſtizperſon, und ſtand unmittelbar unter der

Kammer; demnächſt wurde zur Adminiſtration der Juſtiz eine Juſtizperſon angeſetzt, und der Beamte zog die Sporteln, und war Beyſitzer bey allen richterlichen Verhandlungen.

So ſehr viel Deſpotismus und Willkühr auch in dieſer neuen Organiſation der Aemter verborgen lag, ſo ſehr auch durch neue Einführung der Dienſte der Cultur Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden; ſo gewaltig die Pächter auch die Unterthanen drückten und ausſogen, weßhalb allgemeine Unzufriedenheit, ja ſelbſt unter andern im Mindenſchen ein Bauernaufruhr entſtand, ſo war doch durch die neue Organiſation ſowohl der Aemter als der Kammern, des Generaldirectoriums und der Oberrechnungskammer, der erſte Schritt zur Ordnung im Finanz- und Kaſſenweſen geſchehen, welche das preußiſche Haus nachher ſo hoch über alle ſeine Nachbarn emporgehoben hat.

*) Friedrich Wilhelm gab jedoch ſeinen Finanzen nicht bloß mehr Ergiebigkeit, ſondern auch eine beſſere Ordnung. Bisher war in jeder Provinz eine beſondre Amts- und Finanzkammer, welche die Einkünfte von den königlichen Aemtern und die Steuern zum Civiletat verwaltete, und neben ihr ein beſonderes Kriegskommiſſariat, welches diejenigen Abgaben, die zum Kriegsweſen angewendet wurden, zu berechnen hatte, wie oben geſagt iſt. Ueber beyde führten ähnliche Oberkollegia in Berlin die Aufſicht. Zwiſchen dieſen verſchiedenen Gewaltszweigen entſtanden aber häufige Mißhelligkeiten und Widerſprüche, weil ein Theil ſich einbildete,

---

*) Brandenburgiſche Geſchichte von Gallus, 5ter Band, Seite 173—178.

daß der andre Eingriffe in ſeine Rechte thäte; daher arbeiteten beyde einander oft entgegen, bekämpften ſich durch Advokaten vor Gericht, beſoldeten ihre Sachwalter von den königlichen Einkünften, brachten manche wichtige Geſchäfte ins Stocken, und ſchadeten dem allgemeinen Beſten durch ihr einſeitiges Verfahren, anſtatt es durch gemeinſchaftlichen Eifer zu befördern. Um dieſen Uebeln abzuhelfen, und alle Zwiſtigkeit und Eiferſucht zwiſchen Kommiſſariaten und Amtskammern auf einmal zu enden, vereinigte (hierdurch bewogen) der König beyde Collegien in eins, und nannte ſie nun Kriegs- und Domainenkammern, und die Räthe derſelben Kriegs- und Domainenräthe. Alle Kammern wurden dem General-, Ober-, Finanz-, Kriegs- und Domainendirektorium in Berlin unterworfen, zu deſſen Geſchäftsgange der König eine eigene Vorſchrift entworfen hatte. Dies war gleichſam ſein Geheimes-Raths-Collegium, welches alle innere Staatsſachen beſorgte, und anfangs aus vier, in der Folge aus ſechs Departements beſtand. Einer jeden Abtheilung wurden ihre beſondern Provinzen untergeordnet. Der König blieb ſelbſt der Präſident; als Vicepräſidenten ernannte er über die vier Departements die Staatsminiſter Grumbkow, Kreuz, Kraut und Hörne. Die Geh. Staatsräthe Katſch und Fuchs bearbeiteten alle Juſtizſachen, und der Hofjägermeiſter bekam ebenfalls Sitz und Stimme dabey. Die Errichtung und der glückliche Fortgang des Generaldirektoriums lag dem Könige ganz außerordentlich am Herzen, daher wohnte er den erſten Sitzungen bis zu Ende mit Eifer und Aufmerkſamkeit bey, und ließ hernach zur beſtändigen Erinnerung an ſeine

Perſon ſein Bild in der Mitte des Verſammlungsſaals aufhängen. Es ſtellt ihn in Lebensgröße vor, wie er mit einem Commandoſtabe auf ein andres Gemälde zeigt. Dies war die Göttin der Gerechtigkeit mit ihren gewöhnlichen Attributen, der Waage in der Rechten, auf deren einer Schaale die Worte: Kriegs-, und auf der andern: Domainenkaſſe ſtanden. Die Mitglieder dieſes Collegiums wurden ſehr gut beſoldet, und erhielten ausgezeichnete Hulderweiſungen; und da ſie ihre Sitzungen nicht eher aufheben durften, als bis alle vorgekommene Sachen entſchieden waren, weswegen ſie oft bis Nachmittags beyſammen blieben, ſo wurden ſie aus des Königs Küche geſpeiſt; ſie bekamen vier Gerichte, jeder eine Bouteille alten Rheinwein, und ſo gut bereitete Speiſen als der König ſelber. Dieſe Speiſung dauerte viele Jahre lang fort, hörte aber nach und nach auf. Als ein Theil des Generaldirektoriums wurde die um eben die Zeit geſtiftete Ober-, Kriegs- und Domainen-Rechenkammer angeſehen, bey welcher alle Kaſſenbedienten und Beamten ihre Rechnungen ablegen mußten.

Bey den Kammern etablirte man zwey Provinzialkaſſen, diejenige, welche die Amtskammern zu beaufſichtigen gehabt hatte (die Domainenkaſſe), und die Kriegskaſſe, welche die Kommiſſariate mitbrachten, als ſie mit den Amtskammern kombinirt wurden; über beyde hatte die nunmehrige Kriegs- und Domainenkammer die Aufſicht.

In die Domainenkaſſe floſſen ſämmtliche Ueberſchüſſe der Domainenämter und alle diejenigen Revenüen, welche aus den kleinen Regalien entſtanden. In die Kriegskaſſe floß alles, was aus den Landesabgaben und der

Acciſe einging. Beyden Kaſſen lag ein vom Könige konfirmirter Etat zum Grunde, welcher ſowohl die Einnahme, als die darauf angewieſene Ausgabe, mithin den Ueberſchuß nachwieß, welcher alsdann, und zwar aus der erſtern zur General-Domainenkaſſe in Berlin, aus der letztern zur General-Kriegskaſſe daſelbſt eingeſendet werden mußte. Wenigſtens wurde er hier in Einnahme aufgeführt, ging aber oft wirklich gar nicht hin, indem darauf die Generalkaſſen in Berlin ihre Ausgaben, welche ſie in der Provinz zu zahlen hatten, aſſignirten, wie z. B. die General-Kriegskaſſe ihre Zahlungen an die Regimentskaſſen.

Die Fertigung dieſer Etats war die Hauptſorge der Kammern, auf ihre Erfüllung hielt Friedrich Wilhelm mit der größten Pünktlichkeit und Strenge. Mit jedem 1. Juny mußten von ihm die Provinzial-, Kriegs- und Domainen-Kaſſenetats, ſo wie die der Generalkaſſen, konfirmirt bereits den Behörden, als ihre unabänderliche Richtſchnur vorliegen. Sie wurden daher ſchon weit früher dem Generaldirektorio zur Durchſicht eingeſchickt; dieſes ließ ſie bey der Oberrechnungskammer die Reviſion paſſiren, und wenn dann von den Kammern alle von derſelben gemachten Monita beſeitiget waren, kamen die Reſultate in die Hände des Königs, welcher oft ſelbſt Ausſtellungen und Abänderungen machte. Dieſe Etats waren ihm ſo unverbrüchlich und heilig, daß, wenn auch eine Melioration geſchehen ſollte, wovon er ein ſo großer Freund war, ſolche auf jeden Fall unterblieb, wenn der Etat keinen Fonds dazu nachwies; weshalb denn oft die gemeinnützigſte Sache unter der Form von der Hand gewieſen wurde: Es ſey kein Fonds dazu vorhanden.

Wie oft haben Layen im In- und Auslande dieſe Raiſon der preußiſchen Finanzbehörden getadelt, und nicht paſſiren laſſen wollen, ohne von obigem wichtigen Geſichtspunkt auszugehen!

Auf den Grund des Etats wurden nun von den Kammern ſowohl, als von ihren Unterfinanzbehörden mit jedem Jahresſchluß Rechnungen gelegt, Einnahme und Ausgabe darin nachgewieſen, durch Belege juſtificirt, und der Oberrechnungskammer eingeſandt, welche darüber ein Reviſionsprotokoll aufnahm, ſolches den Kammern zur Beantwortung ſandte, und auf die eingegangene Antwort ſo lange Reſolutionen ertheilte, bis alle Ausſtellungen erledigt waren, wo alsdann die Decharge für den Rendanten von dieſer Behörde ertheilt wurde.

Vor das Forum des Generaldirektoriums gehörten ſämmtliche Finanz- und Polizeyſachen, ſie mochten Namen haben, wie ſie wollten, als Domainen-Landesabgaben, Acciſe, Manufaktur, Handlungsſachen u. ſ. w.

Zur Adminiſtration der Juſtiz bey den Kammern, die ſich beſonders über die Domainen-Unterthanen erſtreckte, und die ſpäterhin im Jahr 1740 durch ein Reſſort-Reglement von denen der Regierungen ſeparirt wurden, organiſirte man beſondere Juſtizdeputationen, und in Berlin ein eigenes Reviſionsgericht.

Der vorgeſchriebene Gang im Kaſſenweſen war ſo beſtimmt und ohne Verwirrung, daß nichts leichter zu überſehen war. Jede Kaſſe erhielt einen Rendanten, welcher eine Caution machen mußte, die, wenn ſie auch kein Verhältniß zu den Kaſſenbeſtänden enthielt, doch den Beweis gab, daß der Rendant eignes Vermögen beſaß, alſo kein Verſchwender war; oder wenn andre für ihn dieſe Sicherheit leiſteten, die öffentliche Meynung für ſich hatte, daß auch der Staat ihm trauen könne. Außer dieſem Rendanten erhielt jede Kaſſe, wenn ſie nicht ganz unbedeutend war, einen Controlleur, die Provinzialkaſſen aber auch noch einen Kaſſirer.

Bey allen Kaſſen-Journalen, Manualen, Extracten u. ſ. w. lag der Etat zum Grunde aller Buchhalterey. Die nämlichen Titel, die dieſer in der Einnahme und Ausgabe nachwies, mußten auch die Kaſſenbücher enthalten. Dieſe Titel enthielten aber die Revenüen und Ausgaben, die eine Rubrik umfaßte.

Keine Kaſſe war befugt, etwas einzunehmen oder auszugeben, wozu ſie von ihrer vorgeſetzten Behörde nicht angewieſen war, inſofern die Poſt nicht auf dem Etat ſtand; war dieß aber der Fall, ſo bedurfte es keiner Anweiſung zur Vereinnahmung oder Verausgabung, jedoch mit der Ausnahme, wenn ſolche in der Ausgabe in folle ausgeworfen waren, wie z. B. an Remiſſion, Baukoſten u. ſ. w.; wogegen aber beſtimmte fixirte Ausgaben, wie Gehalte, keiner beſondern Anweiſung bedurften.

Alle Monate mußte jede Kaſſe abſchließen, ſämmtliche Zweige der Buchhalterey mußten mit einander ſtimmen; es wurde nach der Richtſchnur des Etats ein Kaſſen-Extract gefertiget, und ſolcher der vorgeſetzten Behörde vorgelegt, um auf den Grund deſſelben die Kaſſen-Reviſion vorzunehmen. Jede vorgeſetzte Behörde hatte in ihrer Mitte einen Kaſſen-Curator, welcher alsdann auf den Grund des Extracts die Kaſſen-Reviſion abhielt, die Einnahme und Ausgabe nachſah, die Belege durchlief, und den baaren Beſtand ſich verzählen ließ.

Alle Kaſſen-Unordnungen, Defecte, Betrügereyen Unterſchleife wurden ſehr hart beſtraft und kamen nicht häufig vor.

Dieſe Skizze mag hinreichen, um zu beweiſen, was Friedrich Wilhelm der Erſte that, um in das Chaos der Finanzadminiſtration Licht und Ordnung zu bringen.

Friedrich Wilhelm, der Churfürſt, ſicherte die Gränzen des Landes, entfernte fremden Einfluß; Friedrich ſorgte für die Decorationen und den Glanz des Throns, übereilte aber ſein Zeitalter durch zu frühzeitige Freylaſſung der Unterthanen und Cultivirung der Domainen durch Erbpacht; Friedrich Wilhelm aber gab dem Staate im Innern Kräfte durch eine Regierungsmethode, welche für ſein Zeitalter paßte.

Zehnter Brief.

Berlin.

Unter Friedrichs II. weiſer Adminiſtration erreichte das Finanzweſen die größte Höhe. So wie von Friedrich Wilhelm I. die Domainenverfaſſung begründet war, ſo ließ Friedrich II. ſie beſtehen. Nach den beendigten drey ſchleſiſchen Kriegen aber wirkte er auf die Cultivirung der Aemter beſonders dadurch, daß er den Beamten zur Pflicht machte, beyſpielsweiſe nützliche Futterkräuter anzubauen, Obſt- und Maulbeerbäume zu pflanzen, ſich Beſchäler zu halten, um die Pferdezucht zu verbeſſern. Es waren eine Menge von Pachtbedingungen, welche Friedrich II. durch die Cammern ſeinen Domainen-Beamten zur Pflicht machen ließ, welche auf Landescultur abzweckten. Daß aber die an den Schlendrian gewöhnte phlegmatiſche Nation ihm widerſtand, und daß er ſie mit Gewalt aus dem Schlafe aufrütteln mußte, das bewies auch bey dieſer Gelegenheit der Starrſinn der Beamten: ſowohl dieſe ihnen läſtigen Conditionen von ſich abzuwälzen, als ſie ſo ſchlecht wie möglich zu erfüllen. Ich glaube, daß desfalls Friedrich die Schleſier allen übrigen verſchiedenen Völkerſtämmen ſeines Staats, beſonders den Preußen, vorzog, weil es hier keines Aufrüttelns bedurfte, und er die Induſtrie ſchon fand, die er den übrigen nicht aufzudringen vermochte.

Es iſt bekannt, daß Friedrich das Manufakturſyſtem angenommen hatte, und davon ausging, wenn er Sümpfe austrocknen, Brüche urbar machen, Kanäle graben, Sandwehen bepflanzen, wo er leere Plätze fand, ſie mit Coloniſten beſetzen ließ. Für ihn hatten nur lebendige Creaturen und die durch ihre Lebenskraft hervorgehende Arbeit einen Werth, deßhalb führte er das Coloniſten- und Prämienweſen ein, ließ viele Domainen abbauen, beſonders in der Grafſchaft Mark. Was aber Friedrichs Geiſt ausſpricht, das war die Trennung der Juſtiz von der Pacht, und deren Verwaltung durch qualificirte Subjecte. Friedrich beſtand auf Vertheilung der Gemeinheiten, und unter ſeiner Regierung kam man ſchon zum Theil damit zu Stande.

Eilfter Brief.

Berlin.

Ich will von den Forſten hier blos nur aus vergangenen Zeiten anführen, daß ſolche ehemals mehr der Jagd, als des Holzes wegen geſchätzt wurden.

Die älteſte Holzordnung iſt vom J. 1547 (ſ. Mylii c. c. m. 4ter Theil,). Darin werden Vorſchriften gegeben:

1) wie die häufigen Brände zu verhüten wären, die muthwilligerweiſe geſtiftet würden, und großen Holzmangel hervorbrächten,

„daß es allbereit dahinkommen, daß die Unſern eines Theils Latten und gering jung Bauholz aus dem Lande zu Mecklenburg holen müſſen: ſo gebieten Wir mit Ernſt und wollen, daß nun hinfürder niemand, wer es ſey, es geſchehe denn durch Unſern Befehl, ſich weiteres Anſtecken oder Brennen in Unſern Haiden oder Gehölzen bey Strafe des Halſes! bey Verluſt der Hutung, Holzung erlaube. Thue jemand in der Faſten und den Sommer in unſer Holz Feuer, und ließe dasſelbe gefährlicher Weiſe liegen, ſoll gemeiniglich der ganze Ort und Gemeind, wo's geſchieht, geſtraft werden und den Thäter machen, und zwar

der Hirte um die beſte Kuh, zween Hammeln, und 1 Rthlr.,
ein Fiſcher um 1 Tonne Hecht und 1 Rthlr.

geſtraft werden.“

2) Iſt

2) Iſt für die Wildbahn dadurch geſorgt worden, daß alle Hirten ihre Hunde zu führen angewieſen worden ſind. Die Strafe ſoll von der Gemeinde mit 4 Ochſen und an dem Hirten mit 1 Schock beſtraft werden.

3) Es iſt das Ackerroden in den Forſten unterſagt bey 2 Wiſpel Hafer Strafe.

4) Enthält die Forſtordnung eine Holztaxe, wonach ein Eichbaum für 1 Gulden angeſchlagen worden iſt.

Dieſe Holzordnung iſt 1556. 1563. 1571. dahin erweitert, daß das Hüten in den Gehegen unterſagt worden bey Strafe von 8 gr.

Den 20ſten Juny 1693 wurde eine Brennholztaxe für Berlin erlaſſen, woraus man ſieht, daß damals

ein Haufen Kiefern-Holz 3 Thlr.
— — Eichen- — 4 —
— — Elſen- und Birkenholz 5 —

gegolten hat.

Im J. 1699 aber ſtieg ſchon das Kiefern auf 4 Thl.
— Elſen — 6 —
— Eichen — 5 — 6 gr.
Im Jahr 1709 ſtieg das Kiefern — 5 — 3 gr.
— Elſen — 6 — 18 gr.
— Eichen — 5 — 3 gr.

Bis in die neueren Zeiten, und als man erſt anfing, die Forſten nach Grundſätzen einer vernünftigen Oekonomie zu verwalten, wurde der alte Schlendrian beybehalten; ein Förſter mußte wohl ein gelernter Jäger ſeyn, wenige Jäger waren aber Förſter.

Zwölfter Brief.

Berlin.

Nun komme ich zu der heutigen Periode: So verſchieden die Provinzen, ſo verſchieden die Finanzverwaltung.

Hier bleibt einer bey den alten Lehrſätzen und dem Verpachtungsſyſtem der Väter ſtehen, und behält auch die alten Getraidepreiſe bey. Hier hat ein Finanzrath viele Werke über den Ackerbau, beſonders aber den Thaer (den Chriſtus aller neuen Oekonomie), geleſen; gleich mußten ihre Prinzipien auf die königlichen Domainen angewendet werden. Ich bin genöthigt, damit Du einen Begriff von den verſchiedenen Verpachtungsmethoden bekommſt, Dich mit einigen bekannt zu machen *). Trocken iſt zwar dieſer Gegenſtand, ich kann Dir aber nicht helfen, Du mußt Dich hindurch arbeiten.

Beſchuldige mich nicht eines Widerſpruchs, wenn ich im erſten Theil geſagt habe: gut werden die Provinzen verwaltet u. ſ. w. Das heißt:

Im Einzelnen!

Auch kann man die Miniſter nicht bezüchtigen, daß ſie es nicht gut gemeynt, oder den König betrogen hätten. Sie blieben zum Theil im alten Gleiſe; dahin iſt das Gute auszulegen. Das Böſe liegt darin, daß keine Allgemeinheit vorhanden iſt.

Durch die in den Beylagen dargeſtellte Methode, den Ertrag der Domainen auszumitteln, iſt gezeigt worden: daß man außerhalb Schleſien auf dieſe Ausmittelung

---

*) In den Beylagen.

(Anſchlag) den ganzen Pacht fundirt, und daß man im niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Departement, wo nicht ſchon dieſe Staatsgüther aufgelöſt, theils dismembrirt, theils vererbpachtet ſind, noch die alten unter Friedrich Wilhelm I. eingeführten Sätze beybehalten hat, daß man in der Churmark dieſem Syſtem die höchſte Ausbildung gab, im oſtpreußiſchen Departement daran modelte, und die ökonomiſchen neuen Grundſätze der deutſchen Engländer dabey einführte; in Südpreußen aber noch völlig im Finſtern tappt, und in Neuoſtpreußen alles gethan hat, in dieſes Chaos Licht zu bringen. Was Schleſien anlangt, ſo beruht hier alles auf dem Urtheil derer, die da pachten und wie ſie die Domaine benutzen wollen; die Licitation führt zum Ziel, und der Anſchlag iſt hier nur ein Inventarium über den Werth der Staatsgüther, aber kein Maaßſtab zur Benutzung.

Im übrigen giebt der Pächter nicht bloß, ſondern er erhält auch vom Staate freyes Holz, Remiſſion, Bau-Entrepriſen und Gehalt, und dafür geht ein Theil der Brutto-Einnahme wieder darauf. Borgſtede, Nicolai und Borowsky haben die Prinzipien dieſerwegen weitläufig entwickelt, die ich daher übergehe.

Soll man die Frage beantworten: ob es gut ſey, wenn ein Staat viele Domainen habe? ſo iſt es wohl ohne Zweifel richtig, daß viele Domainen der Regierung mehrere Reſourcen gewähren, als wenn dieſelbe, wie in Oeſtreich, von der Nation abhängt, wo ſie neue Auflagen von den Ständen erbitten muß. Der Regent kann ſeine Domainen im Nothfall zu ſeinen Bedürfniſſen verwenden, ſie zu Hypotheken für zu machende Anleihen anweiſen, ſich durch ihre Veräußerung auf einmal ein Capital verſchaffen, oder durch Dismembration derſelben eine Vermehrung ſeiner Einnahme bewirken. Durch die Domainen geht der Staatschef mit dem Zeitalter fort, und ſo wie die Preiſe der Dinge ſteigen, ſteigen auch ſeine Revenüen. Ein andrer Souverain dagegen, der nur von ſeinen Unterthanen baare Revenüen empfängt, verliert daran jedes Jahr, ſo wie des Geldes mehr, der Preis der Produkte theurer wird.

Wenn man daher ſagt: Oeſtreich hat ſehr viele, Preußen gar keine Reſourcen, ſo iſt dieß ganz falſch, wenn man die Begriffe von Staat und Regierung ſpaltet. Der öſtreichiſche Staat hat mehrere Reſourcen, wie der preußiſche, die Regierung weit weniger; denn im Oeſtreichiſchen bringen die Domainen, die Bergwerke abgerechnet, noch keine drey Millionen Gulden, im Preußiſchen machen ſie ⅓ der Einnahme aus. Oeſtreich iſt auf die Willkühr ſeiner Stände in Rückſicht ſeiner Einnahme angewieſen, wenn ſolche zu den Ausgaben nicht auslangt; Preußen hat einen ſtarken Stützpunkt in ſeinen Domainen. Preußens Regierung iſt daher um ſo viel independenter und mächtiger wie Oeſtreich.

Wollte man hieraus ſchließen: der Staatschef müſſe deßfalls (wenn es ihm ſonſt möglich wäre) ſeine Domainen durch Ankauf zu vermehren ſuchen, um ſeine ganze Einnahme daraus ziehen zu können, wie Krug in ſeinem Werke vom Nationalreichthum vorſchlägt: ſo würde man ganz falſch ſchließen:

1) Dieß könnte nur aus den Ueberſchüſſen der Domainenrevenüen ſelbſt geſchehen, wenn man nicht die Unterthanen zur Ungebühr dazu nöthigen wollte, durch Abgaben dem Staate das Opfer zu bringen. Würden ſie auch endlich dadurch auf eine Zeitlang frey von Abgaben

(denn ewig könnte dieß doch nicht der Fall ſeyn, wenn man keine Gränze der Entwickelung des Staats annehmen darf) ſo hat der Staat doch kein Recht, den Kaſſirer und Vormund der Unterthanen hierin zu machen.

2) Müßte zuvörderſt ein Schatz von baarem Gelde geſammelt ſeyn, der in einem wohlorganiſirten Staate nothwendig iſt. Wegen häufiger außerordentlicher Ausgaben iſt dieß nicht gut möglich.

3) Würden dadurch die mehrſten Unterthanen von der Regierung dependent, und wenn es nachtheilig iſt, daß der Staatschef dependent von ſeinen Unterthanen iſt, ſo hat es noch größere Nachtheile, wenn dieſe ſich ganz in den Händen der Regierung befinden.

Fragt man: ob es nützlich ſey, daß der Staat, wie es in Preußen geſchieht, ſeine Domainen durch Zeitpacht benutzt? ſo kann ich dieß nicht bejahen, ſondern glaube im Gegentheil:

> Die Regierung müſſe, ohne die Domainen ganz zu veräußern, ihre Benutzung ſo einrichten, daß die Unterthanen weder von ihr, noch von ihren Pächtern ſo abhängen, wie es jetzt der Fall iſt. Dieſelbe muß die Vortheile nicht aus den Händen laſſen, welche ihr die Staatsgüther bringen, auf der andern Seite aber auch die Nachtheile entfernen, welche dadurch für die Domainen-Unterthanen entſtehen; beſonders da auch diejenigen, welche außer den Domainen, und zwar in den Städten, leben, dadurch zurückgeſetzt werden.

Dieß iſt näher zu beleuchten.

Ich glaube, es ſey a priori keinem Zweifel unterworfen: daß der vollkommene Eigenthümer ſein Guth ganz anders und beſſer benutze, als der Nutznießer; daß mithin im Preußiſchen der Guthsbeſitzer weit mehr für ſein Guth thun werde, als der Pachter, und mehr Revenüen davon ziehe, als der König von den Aemtern.

Der Beſitz des Guthsbeſitzers iſt nicht temporell; alle Vortheile, die er durch angewendete Meliorationen zieht, fließen ihm zu; verkauft er ſein Guth, ſo fließt der Gewinn am Kaufpreiſe in ſeinen Beutel; ruinirt er ſeine Bauern, ſo ruinirt er ſich ſelbſt. Der Pachter hat alle 6 Jahre eine Exmiſſion zu fürchten, er zieht alſo während der Pachtperiode was er kann, und weit ausſehende Meliorationen ſind nicht ſeine Sache. Er läßt die Gebäude verfallen, beſonders da er bey den Bauentrepriſen gewinnt, und er hat keine ſolche Aufforderung zu Verbeſſerungen in der Wirthſchaft als der Grundherr. Dieß kann niemand beſtreiten, denn es begründet ſich auf die Natur des Menſchen. Hat die Regierung die Pachtperioden in neueren Zeiten verlängert, ſo iſt dadurch zwar der Nachtheil vermindert, aber nie wird der Pachter das leiſten, was der Eigenthümer dem Laufe der Welt nach zu leiſten vermag.

Eine Ausnahme kann hierin nur die Regel beſtätigen. Was lehrt uns aber die Erfahrung darüber?

Die Aufſicht über die Domainen macht eins der Hauptgeſchäfte der Kammern aus, die Oberaufſicht gebührt dem Generaldirectorio, das Acciſe- und Manufakturdepartement, welches für das Wohl der Städte ſorgen ſoll, iſt nur in das Generaldirectorium, ſo wie in die Kammern eingeſchoben, und im Grunde als ſeparirt zu betrachten. Der Generalvortrag beſteht nur im Directorio als ein Formale, und eigentlich iſt die Departements-Domainen-Verwaltung in dieſem Collegio prädominirend, alles andere dieſer untergeordnet; weshalb auch ſolche mit den übrigen Geſchäftszweigen in ewigem Antagonismus ſteht und in der Regel den Sieg davon trägt. Deshalb iſt auch ſeit Friedrichs Tode das Agriculturſyſtem hier einheimiſch, und derjenige Finanzrath, der der ſtrengſte Oekonom iſt, zu dieſer Secte gehört, und den Quesnai anbetet, iſt ſeiner Beförderung gewiß. Durch das Plus im Domainenetat erwartet der Miniſter ſich mehr zu accreditiren, und da der Menſch ſich gewöhnlich an das hängt, was ihm gehört oder ſein Geſchäft ausmacht, ſo ſehen wir ſo viele Miniſterialhandlungen, die unaufhörlich die rohen Produkte ſteigern, die ſtädtiſche Nahrung vernichten, und auf Verbeſſerung der Domainen hinarbeiten.

Hätten wir einen Präſidenten des Generaldirectorii, dem die übrigen Departements auch untergeordnet wären, ſo könnte dieſes Uebel nicht eintreten.

Bey den Kammern hat der Departementsrath die ſpecielle Aufſicht über die ihm zugetheilten Aemter, und er kommt dadurch in Verbindung mit dem Beamten. Dem Beamten iſt daran gelegen, ſeinen Aufſeher bey guter Laune zu erhalten; der Departementsrath hat aber mehrere Bedürfniſſe als ſein Gehalt befriedigt, es muß alſo natürlicherweiſe eine Freundſchaft durch wechſelſeitige Hülfsleiſtung entſtehen, wodurch der Dritte leidet.

Kann alſo der Regent etwas anders bey der Verdorbenheit der Sitten, bey den geringen Gehalten, die er zahlt, und dem großen Luxus erwarten, der an der Tagesordnung iſt, und mit den Revenüen der Officianten in keinem Verhältniß ſteht?

Der nämliche Fall tritt zwiſchen dem Beamten und dem Bauinſpector, zwiſchen ihm und dem Juſtitiarius ein. Die Streitigkeiten der Bauern und der Pächter, wo werden ſie entſchieden? Von der Kammer! Wer macht die Pachtanſchläge? Der Departementsrath! Wer revidirt die Bauten? Der Bauinſpector! Die unzerſtörbare Harmonie unter allen dieſen verſchiedenen Subjecten kann keine, auch noch ſo ſtrenge, Miniſterialaufſicht ſtören und unſchädlich machen.

Wollte man mir einwerfen: die Prinzipien zur Veranſchlagung ſind ſo beſtimmt gegeben, die Anſchläge werden bey Hofe ſo ſtrenge revidirt, daß jeder Unterſchleif unmöglich wird! Wollte man ſagen: die Dienſtregiſter, Reglements-Urbarien geben die Verhältniſſe der Unterthanen zu dem Pachter ſo genau an, daß nicht dagegen geſündiget werden kann: ſo antworte ich darauf folgendes:

Die Veranſchlagung beruht hauptſächlich auf den vom Beamten geführten Regiſtern und der Beurtheilung des Departementsraths, ob der Boden die angegebene Qualität hat. Die Regiſter, als Baſis vom Beamten geführt, ſind ohne alle Beweiskraft, der Eid, ſie zu bewahrheiten, eine verbrauchte Formel.

Die ökonomiſchen Kenntniſſe des Departementsraths, die Wahrheit auszumitteln, wenn er es auch ehrlich meynt und ſein Fach *) verſteht (was ſehr ſelten iſt), iſt das allerunzuverläſſigſte Mittel von der Welt: denn jedes einzelne Amt, in demſelben jedes Vorwerk, verlangt Empirie und lange Beobachtung des Locales, um den wahrſcheinlichen Ertrag richtig beurtheilen zu können; woher ſoll ſich der Departementsrath ſolche verſchaffen?

*) Die Landwirthſchaft.

Gehen wir doch einmal die oben*) extrahirten Veranſchlagungsprinzipien durch:

Enthalten ſie nicht in allen Provinzen Sätze, die längſt verjährt ſind? Ja in Oſtpreußen ſogar eine Anwendung von Theoremen, die durch die Oekonomen noch beſtritten werden?

In Oſtpreußen hat man durch die neuen Prinzipia zur Veranſchlagung ſich dem engliſchen Bewirthſchaftungsſyſtem, von Thaer beſchrieben, genähert, ja ſogar den Grundſatz angenommen, daß man auf ſchlechten Boden mehr wie auf guten ausſäen müſſe. Ich mag mich auf die Unterſuchung dieſes Satzes nicht einlaſſen, nur die Erfahrung kann ihn bewährt machen: denn in der Oekonomie exiſtirt für mich a priori keine Wahrheit, und wer hier vorſchreiben wollte, wo man Jahrhunderte lang auf den Morgen 14 Metzen ausgeſäet hätte, man ſolle 22 Metzen ausſäen, der würde eben ſo gut befehlen können, alle Waſſermühlen ſollten in Windmühlen verwandelt werden.

Wenn nun nach ſolchen Vorausſetzungen der Anſchlag gemacht wird, der Beamte aber bey ſeiner durch Erfahrung bewährt gefundenen Methode bleibt, ſo kann es an unrichtigen Reſultaten nicht fehlen, und es iſt ſo gut, als wenn man willkührlich den Ertrag angenommen hätte.

Das engliſche Ackerſyſtem in Oſtpreußen anwenden zu wollen, ſcheint mir eben ſo unrichtig zu ſeyn, da in der Hauptſache England ſeine Capitale dem Handel und der Induſtrie widmet, und wer ſich dem Ackerbau hingiebt, es nur thut, um fett Vieh und auserleſene Früchte für die Leckermäuler zu produciren, die der Handel reich gemacht hat, da man ſich ohne ſchwere Arbeit leichter Genußmittel verſchaffen kann, wie durch den mühſamen oft undankbaren Ackerbau.

---

*) In den Beylagen.

Wenn nun die Küſten der Oſtſee das Land umgürten, wo die Heloten wohnen, die Englands Bürgern Weitzen bauen, ſo kann dieſes Land nicht die Tendenz im Ackerbau haben, wie England, und nur inſofern vom Fruchtwechſel Gebrauch machen, als dadurch Verhältniß zwiſchen Ackerbau und Wieſen hervorgebracht wird, in ſo weit alſo nichts dabey zu erinnern iſt.

Was die in verſchiedenen Provinzen bewirkte Naturaldienſt-Aufhebung betrifft, ſo muß ich darüber folgendes bemerken:

So lange das Hauptguth (es ſey ein Amt oder Dominium) in ſeiner Quantität nicht vermindert wird, ſo beſteht die Dienſtaufhebung, beſonders bey den Handdienſten, nur in einer Metamorphoſe, die ehemaligen Dienſtthuenden werden freye Grundeigenthümer, die neuen, in den Familienhäuſern angeſetzten Tagelöhner ſind neue Laſttragende, die zwar für die Perſon frey, aber in Rückſicht ihres Tagelohns völlig von den Umſtänden abhängen. Giebt es in einem Amte Ueberfluß an Tagelöhnern, ſo wird das Tagelohn gering, und nie zu den Getraidepreiſen verhältnißmäßig ſeyn; giebt es nur ſo viele, wie der Beamte gerade braucht, ſo wird er doch das Monopol der Tagelohnsbeſtimmung behalten, da die Concurrenz mehrerer Grundherrn im Bezirk des Amtes fehlt. Ueberdieß hängt dieſer arme Teufel von Tagelöhner in allen übrigen Verhältniſſen des Lebens ſo ſehr vom gnädigen Herrn Amtsrath ab, daß er es nie wird wagen dürfen, das Tagelohn zu erhöhen.

Man hat daher durch dieſe neuangeſtellten Tagarbeiter die Bettler ganz eigentlich vermehrt. Der Satz wird ewig unumſtößlich bleiben, daß der Ackerbau, wenn er eher durch große als kleine Beſitzungen zur Vollkommenheit gedeiht, Herrn und Sklaven (zwey Stände) erzeugt, von welchen der eine drückt, der andre gedrückt wird.

An die Stelle der aufgehobenen Spanndienſte kommen die Hofezüge, wodurch der Beamte die Fütterung ſeines Zugviehes in Entrepriſe nimmt, welches ſonſt der Bauer durch einen Contrakt übernommen hatte. Kann der Bauer das Aequivalent verdienen, ſo kann es ihm nützen, im andern Falle iſt er weit beſſer als Dienſtbauer daran.

Es kann daher eine Dienſtaufhebung bey Domainen nur nützlich ſeyn, wenn das Hauptguth ſelbſt unter die Dienſtthuenden vertheilt wird, was in Altpreußen nicht geſchieht.

Man hat bey der Dienſtaufhebung den Grundſatz aufgeſtellt:

> Man wolle gezwungne in freye Hände dadurch umſchaffen!

Ich frage aber, ob die Hände der Tagelöhner, deren Arbeit mit 4 Gr. täglich bezahlt wird, und die keinen andern Nahrungszweig haben, weniger gezwungen ſind, als die Hände der Dreſchgärtner, die für ewige Zeiten für ihre Arbeit durch Haus und Garten und Dreſcherhebe belohnt werden? Das erſtere können ſie kultiviren, die Hebe ſicherte ihnen den ſteigenden Getraidepreis.

Der nämliche Fall iſt es mit den an die Stelle der Spanndienſte tretenden Hofezügen; der Hofeknecht, welcher die Pferde füttert, den Acker pflügt, und für Geld und Koſt dient, arbeitet ſowohl mit Händen, die durch einen Contrakt gezwungen ſind, wie der Dienſtbauer. Ein ſolches Leibeigenthum, wie in Rußland, findet ja nicht in Preußen Statt, ſondern auch das Verhältniß des Dienſtbauern iſt zu dem des Herrn, ſo wie jedes andre, durch Geſetze beſtimmt.

Sobald aber das Amt unter die Dienſtbauern zerſchlagen wird, und ſie dann freye Eigenthümer werden, kann man ſagen, daß ſie freye Hände haben. In Neuoſtpreußen hat aber die Regierung dadurch, daß ſie die Bauergüther, welche bisher mit dem Vorwerksacker im Gemenge lagen, ſeparirte, die Laßbauern in erbliche verwandelte, ihre Beſitzungen zu ihrem Auskommen in ein richtiges Verhältniß ſetzte, einen großen Schritt zur freyen Entwickelung der Societät gethan; ſo wie dies in der Churmark und in Pommern geſchieht, iſt dies der nämliche Fall. In Südpreußen iſt man weniger vorgeſchritten, in Schleſien iſt das Verhältniß noch ſo, wie vor 60 Jahren.

Die Veranſchlagungs-Principia in allen Provinzen ſind durchaus nicht mehr auf die heutigen Preiſe der Dinge paſſend. Man ſehe ſie nach, beſonders die Kammertaxen, und man muß erſtaunen, wie man den Scheffel Roggen zu 1 Rthlr. 4 Gr. anſetzen kann, der allenthalben über 2 Rthlr. gilt; wie man dieſen Preis beybehalten kann, da man doch das Syſtem Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. in der Getraidepolizey durchaus aufgegeben hat, das tägliche Steigen aller Lebensmittel als eine Nothwendigkeit anſieht, und in der Verpachtung der Domainen doch die alten von

Friedrich Wilhelm im Jahr 1722 angenommenen Grundſätze im Weſentlichen beybehält. In Weſtphalen und Niederſachſen hat man ſogar noch die nämlichen Taxen, die im Jahr 1722 galten, und iſt ganz gleichgiltig dabey, wenn die Beamten reiche Leute werden, Capital auf Capital häufen, und es dem Adel in jeder Art des Luxus zuvorthun. Dagegen läßt man aber doch die Stände Getraide zu eben dieſer geringen Taxe in die Magazine liefern, ſtatt es die Beamten thun könnten und billig thun ſollten!

In Schleſien herrſchen um deshalb die vernünftigſten Verpachtungsgrundſätze, weil die Pacht licitirt wird.

Ich weiß wohl, daß man dagegen anführt: Man könne bey einer Licitation nicht unter den Subjekten wählen, der Pachter biete das Möglichſte, was aufzubringen wäre, und ſauge dann die Unterthanen aus ꝛc.

Jeder Licitant, der Caution leiſten muß, wird, wenn er auf eine Pacht bietet, auch gewiß wiſſen, wo er ſolche hernehmen ſoll, und wenn er die Unterthanen ausſaugen kann, ſo wird es ebenfalls der nicht unterlaſſen, der die Pacht ohne Licitation erhalten hat. Die Licitation eines eingerichteten Amtes auf ſechs Jahre iſt das beſte Mittel, den wahren mit der Zeit ſich vergröſſernden Nettoertrag zu erhalten, und aller kindiſchen Veranſchlagung (dieſer wächſernen Naſe, die man drehen kann, wie man will,) vorzuziehen, ſobald man eine Generalverpachtung als die beſte Benutzungsart anſieht.

Ich glaube aber aus dem oben aufgeſtellten Grundſatz: daß der Eigenthümer ein Grundſtück zweckmäßiger benutze, wie der Nutznießer; daß die preußiſche Regierung wohl thun würde, wenn ſie die ſämmtlichen Domainen ihren Unterthanen als ein Eigenthum hingäbe, dies aber auf eine Art bewirkte, wodurch die Vortheile reſervirt würden, welche jedem Staate die Domainen bringen, und welche oben geſchildert worden ſind.

Dieſelben beſtehen in der Independenz, in welche die Regierung durch Domainen geſetzt wird, und darin, daß die Staatsrevenüen gleichen Schritt mit dem Zeitalter gehen. Beſonders wichtig ſind aber für den preuſſiſchen militäriſchen Staat dieſe Staatsgüther in Hinſicht der Verpflegung der Truppen ſowohl, als um durch die gewonnenen Naturalien Provinzen vor dem Hungertode zu ſchützen, welche ſich auf ihren Getraidebau nicht verlaſſen können.

Alle dieſe großen Vortheile können erhalten werden, wenn man auch die Staatsgüther in das Eigenthum der Unterthanen umwandelt.

Man hebe zuvor den Naturaldienſt auf, und gebe den Dienſtbauern ſowohl als den Büdnern, Coſſäten und andern kleinen Leuten, ſo viele Aecker zu dem ihrigen von den Vorwerken, Leeden, Forſtblößen ꝛc. zu, als nöthig iſt, um das Geſpann zu beſchäftigen, welches ſie bisher zum Dienſt unterhielten, oder den Coſſäten ſo viel ſie mit ihrer Hand bearbeiteten. Man hat, wie oben gezeigt worden iſt, Berechnungen angelegt, wie viel Acker durch Dienſte bewirthſchaftet worden ſind, um das Surrogat, das Hofgeſpann, oder die Anzahl der neu anzuſetzenden Tagelöhner-Familien zu beſtimmen. Dieſe Berechnungen mögen dazu dienen, das Maaß des Ackers zu beſtimmen, welches abzutreten iſt.

Was an Vorwerken, Ländereyen und Pachtſtücken übrig bleibt, wäre in Arrondiſſements von 10 bis 15 Huben zu zerſchlagen, und in Erbpacht zu geben.

Der Erbpachts-Canon und das Dienſtgeld der Bauern wäre in Körnern zu beſtimmen, und davon ſo viel in natura zu erheben, als man für Land- und Militair-Magazine gebrauchte; den Reſt zahlten die Beſitzer in Gelde nach dem Marktpreiſe des Getraides am Tage, wo der Zahlungstermin eintritt.

Alle Bauten, Remiſſionen u. ſ. w. fielen den Erbpachtern zur Laſt, und man könnte die nämlichen Bedingungen machen, wie man ſie im Preußiſchen bey Erbpachten zu machen pflegt. Die Beſtimmung des Preiſes könnte durch Licitation geſchehen. Die Forſten würde ich aber gänzlich ausnehmen, in ſoweit ſolche mit dem kultivirten Boden in Verhältniß ſtünden.

Sämmtliche baare Gefälle wären an die Kreisſteuer-Aemter zu verweiſen, auf jedem Amte aber ein Magaziner anzuſtellen, welcher zugleich eine Erbpacht bekäme, und die vorhandenen Gebäude wären zur Aufbewahrung des Getraides einzurichten.

Jeder Brau-, Brennerey- und Mühlenzwang wäre in ein freyes Gewerbe umzuſchaffen.

Wo zu viele Conſumenten in Verhältniß zu den Producenten in einer Provinz ſich befänden, könnte man auch kleinere Poſſeſſionen, als zu 10 und 15 Huben einrichten, wie in Schleſien und Weſtphalen.

Bedarf es wohl noch einer Unterſuchung, welche Vortheile die Ausführung dieſes Plans gewähren würde? Auf alle Fälle würden die Domainen-Einkünfte um 100 Procent vermehrt, theils durch Erſparung der Ausgaben, beſonders der Baukoſten, welche künftig nur noch bey den Magazinen und Forſthäuſern erforderlich wären, theils durch das entſtehende Plus des Pachtquantums, theils durch Erſparniſſe im Salarien-Etat.

Es bleibt noch übrig, die Vortheile zu zeigen, welche die Magazine gewähren.

Die lächerlichen Einwendungen, welche in neuern Zeiten müßige Köpfe gegen dieſe Anſtalten zur Verpflegung des Landes in vorkommenden Nothfällen erdacht haben, mag ich hier nicht anführen, die Erfahrung in den letztern Jahren hat ſie hinlänglich widerlegt.

Kein Profeſſor der Cameralwirthſchaft, der nicht aus ſeiner Studierſtube kam, hat es aber gewagt, die Schädlichkeit militairiſcher Magazine zu zeigen. Soll der Staat ruhig zuſehen, daß die Unterthanen hungern, oder das Militair aus Mangel an Subſiſtenz umkomme? Soll die Armee aus einander gehen, wenn keine Lieferung an Proviant und Fourage möglich iſt, wo gänzlicher Mangel daran eintritt?

Es iſt doch wohl Zweck der Societät, Staat genannt, dafür zu ſorgen, daß die erſte Bedingung des Seyns exiſtire: Nahrungsmittel! Durch freye Ausfuhr und Aufkauf, als vorgeſchlagne Mittel, wird dieſe Bedingung da nicht erfüllt, wo nichts iſt, und es iſt eine Behauptung, die ins Blaue hinein geſchieht und der Erfahrung widerſtreitet:

> daß auf allen Theilen der Erde nicht in einem Jahre allgemeiner Mißwachs eintreten werde.

Iſt dieſer Satz auch wahr, ſo kommt er nur den Seemächten zu Statten, welche im Beſitz des Mittels ſind, ſich den Ueberfluß der entfernteſten Gegenden zu holen

und

und ihre Transportflotten zu ſchützen. Er bleibt ohne Anwendung für einen großen Theil des Innern des preußiſchen Staates. Wir haben es im vorigen Jahre geſehen, wo man ruſſiſches Getraide einkaufte, was im Innern viel zu ſpät angekommen iſt.

Es tritt der Fall dabey ein:

> daß, wenn im ſchleſiſchen Gebirge, in Böhmen, im Erzgebirge, in der Oberlauſitz ein Getraidepreis exiſtirt, wobey eine Menge Menſchen verhungert, da er für ſie unerreichbar iſt, die Transportkoſten des in Rußland gekauften wohlfeilen Getraides ſolches dem beſtehenden Getraidepreiſe gleich machen.

An Ort und Stelle, wenigſtens in der nämlichen Provinz, müſſen die Vorräthe geſammelt werden, die den Mangel abwenden ſollen.

Die Einwendungen der fehlenden Magazingebäude werden durch die vorhandenen Domainengebäude, die leicht in jene umzuſchaffen ſind, bey der oben vorgeſchlagenen Vererbpachtung gehoben.

Beſonders wichtig iſt es im Preußiſchen, an eine wohlfeile Unterhaltung der Truppen zu denken.

Als im verfloſſenen Jahre der Hunger in faſt allen Provinzen des preußiſchen Staats wüthete, und zugleich die Armee mobil gemacht wurde, die Land- und militairiſchen Magazine aber leer waren, was geſchah? Die Regierung war gezwungen, wohl erworbene Privatrechte zu vernichten und die Stände zur Lieferung zu zwingen, die zu liefern nicht verpflichtet waren. Ja in Schleſien, im Gebirge daſelbſt, mußten die Städte ſich dieſer Lieferung unterziehen, die nichts producirten und vom Hunger heimgeſucht wurden.

Welche enorme Preiſe mußte aber der Staat da für dieſe Lieferung an Entrepreneurs bezahlen, wo die Landlieferung aufhörte! Wie lange würde er denn wohl dieſe Zahlung ausgehalten haben? Würde er nicht genöthiget geweſen ſeyn, Frieden zu ſchließen, oder die Armee zu reduciren? Richtet der Staat ſich dadurch nicht ſelbſt zu Grunde?

Er führt dem Auslande ohne Rückſicht ſeinen Ueberfluß guter Jahre, oder getraidereicher Provinzen zu, um dafür hohe Preiſe zu ziehen; er zieht ſie aber nicht, ſondern Retouren für die Genußluſt ſeiner üppigen großen Guthsbeſitzer, ſo daß der Saldo beym jährigen Abſchluß dem Ausländer zu Gute kommt, und es ſelbſt in den Provinzen jenſeits der Oder am Gelde fehlt.

Ich ſchließe mit einigen Bemerkungen Friedrichs II. Er ſagt in ſeinen Werken B. 6. Seite 58. 68 u. f.

Der Fürſt iſt für den Staat, den er beherrſcht, was das Haupt für den Körper iſt: er muß für das Ganze ſehen, denken und handeln, um dieſem alle Vortheile zu verſchaffen, deren es empfänglich iſt.

Der Regent muß ſich immer einen Ueberfluß an Lebensmitteln für das Land zu verſchaffen ſuchen, deſſen der Staat, um zu blühen, beſtändig bedarf. Man ſorge zuerſt für die Cultur des Bodens, mache Aecker urbar, vermehre die Viehzucht, verſchaffe ſich vom Ertrage der Erndten richtige Kenntniſſe, ziehe davon den eignen Bedarf ab, und erlaube die Ausfuhr des Ueberfluſſes. Man verſehe ſich mit reichlichen Magazinen, um mißrathne Erndten zu erſetzen und der Hungersnoth vorzubeugen ꝛc.

Warum hat man wohl dieſe Bahn verlaſſen?

Generale Ueberſicht der Domainen.

Einkünfte des preußiſchen Staats.

A.	In der Churmark	896, 235	Rthlr.
B.	— der Neumark	273, 641	—
C.	— Pommern	453, 465	—
D.	— Weſtpreußen	744, 845	—
E.	— Oſtpreußen	1, 225, 338	—
F.	— Neuoſtpreußen	434, 090	—
G.	— Südpreußen	310, 571	—
H.	— Schleſien	394, 152	—
I.	— Magdeburg	339, 516	—
K.	— Halberſtadt	283, 388	—
L.	— Minden und Ravensberg	129, 413	—
M.	— der Grafſchaft Mark	69, 784	—
N.	— Oſtfriesland	227, 476	—
O.	— Tecklenburg und Lingen	26, 000	—
	Summe	5, 807, 914	Rthlr. *)

*) Der Domainenertrag aus den neu acquirirten Provinzen im deutſchen Reiche iſt hinzuzufügen unterblieben, da die Rechnungen von dieſen Provinzen noch nicht abgelegt worden ſind. Bey der Generalberechnung der Staatsrevenüen ſoll der Ertrag dieſer Provinzen in ſolle hinzugeſetzt werden.

Dreyzehnter Brief.

Berlin.

Indem ich das Contributionsweſen in den Beylagen ſpeciell darſtelle, habe ich damit nicht die Contributionsverfaſſung jeder Provinz auf eine jedem Statiſtiker genügende Art entwickeln und detailliren wollen.

Was die Churmark und Magdeburg anlangt, ſo habe ich blos Extracte aus des G. R. **Klevitz** und K. R. **Wöhners** Werken über dieſen Gegenſtand geliefert; die Abhandlungen über das Steuerweſen der übrigen Provinzen ſind aus den Kammeracten entnommen. Ich habe durch dieſe Specialia blos das Mangelhafte der preußiſchen Contributionsverfaſſung zeigen wollen, die ſich in ſo viele Syſteme theilt, als es Provinzen giebt, worin gar kein Zuſammenhang exiſtirt, welchen doch, wie billig, der Zweck eines jeden Staatsvereins verlangt.

Wie die Steuern vom Grundboden in den preußiſchen Provinzen entſtanden ſind, das habe ich ſchon im I. Theil im 2ten Abſchnitt gezeigt, und bey jeder Provinz ergiebt ſich das ſpecieller.

Der Staatschef verlangte, die Stände gewährten auf Koſten eines Dritten; daher die große Ungleichheit in der Repartition. Wenn man den Urſprung der Grundſteuern und deren allmähligen Steigerung aufſucht, ſo trifft man ſtets auf die Hauptprincipe der Feudalität, und bemerkt die Gränzen der Souverainität und Territorialhoheit.

Der größte Aufwand, den der Staat nach der Einführung ſtehender Heere machen mußte, war für den Krieg nothwendig. Die Vaſallen, die ehemals mit ihren Hinterſaſſen die Kriegsdienſte perſönlich verrichteten, ſtellten in neueren Zeiten nur dieſe und ließen ſie auch durch die Steuern den Sold aufbringen. Sich ſelbſt eximirten ſie ſowohl für ihre Perſon, als wegen ihrer Vorwerker vom Dienſt und von der Steuerzahlung. Deshalb ging aber auch der Adel ſeit dieſem Augenblick, da er nur auf öffentliche Koſten exiſtirte, in ſeinem Luxus unter, und wurde im Preußiſchen, ſeitdem Friedrich ihm die Officierſtellen im Militai[illegible]usſchließend einräumte, dadurch noch in etwas gehalten.

Da, wo neuerlich durch Eroberung Provinzen acquirirt wurden, legte man dem Adel auch Steuern auf (wie in Schleſien, Süd-, Weſt- und Neu-Oſtpreußen); jedoch immer in einem geringern Maaßſtabe, wie den übrigen Ständen.

Man verſuchte es allenthalben, wo Grundſteuern eingeführt wurden, den reinen Ertrag auszumitteln, von welchem der Staat Antheile verlangte. Wenn es nun überhaupt ſehr ſchwer iſt, den reinen Ertrag eines Grundſtücks auszumitteln, ſo war es auch bey dieſer Unterſuchung ſtets der Fall, indem man die Güte des Grund und Bodens zum Maaßſtabe nahm; es iſt aber nicht der Grund und Boden, der den Ertrag im größern und geringern Grade giebt, ſondern wenn auch die Qualität deſſelben darauf einwirkt, ſo ſind doch beſonders zwey Dinge vorhanden, von denen er abhängt (mag er fett oder mager ſeyn), von der Bearbeitung und von den Localverhältniſſen; hat der Boden einen faulen unverſtändigen Arbeiter; erhöhen Localverhältniſſe den Werth ſeiner Erzeugniſſe, oder nicht, durch die häufigere Nachfrage (als in der Nähe eines Fluſſes oder einer Stadt), ſo ſteigt oder fällt der Ertrag. Iſt der Boden freyes Eigenthum deſſen, der ihn bearbeitet, oder im Beſitz eines pohlniſchen Leibeignen, ſo hat dies einen weſentlichen Einfluß auf ſeine Erzeugniſſe. Ohne die hinzugekommene Bearbeitung hat der Grund und Boden keinen Werth, er treibt nur Produkte hervor, die ſelbſt der rohſte Barbar verſchmäht.

Bey jeder Steuereinrichtung ſoll man auf den Zweck ſehen, wofür man die Abgab[illegible]zahlt, oder einen Theil des Ertrags abgiebt. Dies geſchieht offenbar für den Schutz, den der Beſitzer genießt, einen Theil des Ertrags ſeiner Arbeit in Ruhe genießen zu können.

Da aber die bisherige Beſteurungsart ſich lediglich nach der Produktionsfähigkeit des Bodens gerichtet hat, ohne auf die Arbeitsfähigkeit des Beſitzers zu ſehen, da man den Abhängigen mehr wie den Freyen herangezogen hat, den Bauer mehr wie den Adel; ſo war wohl dieſe Beſteurungsart die ungerechteſte, die es geben konnte.

Man hätte gerade ein umgekehrtes Verhältniß beobachten, und den freyen großen Guthsbeſitzer höher wie den kleinen eingeſchränkten beſteuern ſollen, da jener tauſend Vortheile genoß, die dieſer nicht hatte; jener kann eine vortheilhaftere Nachfrage abwarten, ſtatt daß dieſer gezwungen iſt, heute zu dreſchen und morgen ſein Getraide auf den Markt zu fahren, um dafür ſonſt nöthige Bedürfniſſe einzutauſchen.

Man hat einen Fehler begangen, indem man denjenigen, der einen kleinern Theil ſeines Ertrags in Sicherheit bringen wollte, für den Schutz ſehr viel, den aber, der einen größern, durch den Staatsverein beſchützt, erhielt, ſich ſehr wenig bezahlen ließ, da ſeine perſönlichen Dienſte, die er ehemals umſonſt leiſtete, wegfielen.

Billig war im Urſprunge des Feudalſyſtems der edle Ritter frey von Abgaben, der mit ſeinem Leben und mit großer Tapferkeit für den Staat ſtritt, ſtatt daß die Kriegsdienſte des Leibeigenen wenig bedeuteten. Jetzt muß aber der Bauer allein gezwungenerweiſe in den Krieg ziehen, und auch größtentheils die Grundabgaben bezahlen. Ganz fehlerhaft iſt es: daß man ſelbſt da, wo man in neueren Zeiten neue Cataſter machte, wie in Schleſien und Weſtpreußen, die Contribution in Gelde feſtſetzte, ſtatt ſie in Naturalien leiſten zu laſſen, wodurch die Staatsrevenüen mit dem Zeitalter fortgeſchritten wären. Man bedachte gar nicht, daß das Geld den Augenblick nachher, wo ich es ausgegeben habe, ſchon einen andern Werth hat; der Werth der Naturalien bleibt aber ewig in ſich der nämliche, und ändert ſich nur, wenn er mit Gelde verglichen wird.

Daher iſt es denn gekommen, daß, da der Staat eine unendliche Menge von Bedürfniſſen an Naturalien für die Armee hat, ſolche nach dem falſchen Maaßſtabe, den das Cataſter angiebt, von den Grundbeſitzern gegen eine Geldvergütigung eingezogen werden, deren Beſtimmung aus den Getraidepreiſen älterer Zeiten hergenommen wird.

Auf alle Fälle könnte ohne neue Ertragsausmittelung jetzt ein gerechterer Contributionsfuß eingeführt werden. Eine neue Ertragsausmittelung würde, wie immer, große Beſchwerden, Prägravationen, Durchſtechereyen, und bey dem Mangel aller Moralität im Civilſtande keine auf Gleichheit begründete Reſultate zu Tage fördern. Man könnte daher den ausgemittelten cataſtrirten Ertrag einer jeden Provinz, ſo wie das von derſelben feſtgeſtellte Quantum aller Abgaben, die man unter dem Begriff von Grundſteuern verſtehen kann, von neuem feſtſtellen; dagegen aber einen für alle Claſſen gleichen Diviſor feſtſetzen, die geiſtlichen Güther zu Domainen erklären, und den auf gleiche Weiſe repartirten Grundſteuerbeytrag in Natura einziehen.

Wenn Schleſien z. B. 1,704,932 Rthlr. Grundſteuer zahlt und man vom Jahr 1743 den Roggenpreis zu 1 Rthlr. den breslauer Scheffel angenommen hätte, ſo könnte der König jetzt 1,704,932 Scheffel Roggen verlangen, und nach dieſem Maaßſtabe ein Quantum Roggen, Hafer, Heu und Stroh ſich liefern laſſen. Er würde im Stande ſeyn, dadurch die Armee zu verpflegen, Land- und Kriegsmagazine zu füllen, und die jetzt ſo ungleich drückende Laſt der Naturallieferung, des Vorſpanns u. a. aufzuheben. Er würde keinen Ausfall gegen das jetzige Contributionsgeld-Quantum, ſondern noch ein Plus haben, und die lächerliche Bezahlung dieſer Naturalbedürfniſſe wegfallen, die nur überflüſſige Schreiberey und Geldverſendung hervorbringt. Freylich würde der Diviſor für alle Stände, Domainen, Cämmereyen, Probſteyen und Bauergüther egaliſirt werden müſſen. Das Land würde im Allgemeinen gar nichts verlieren, denn jeder wüßte beſtimmt, was er jährlich zu liefern hätte, ſtatt daß jetzt dieſe Lieferung willkührlich iſt, und dabey noch eine Menge Unterſchleiſe und Chikanen vorkommen.

Wollte man ſagen: die adlichen Güther würden zu ſehr herangezogen und dabey nur der jetzige Beſitzer verlieren, die Creditſyſteme irritirt werden, ſo iſt daran etwas Wahres; man bedenke aber: daß die adlichen Güther doch jährlich zu neuen Laſten herangezogen werden, wie neuerlich zur Brodverpflegung des Militairs, und daß es keine Ungerechtigkeit iſt, etwas, was 100 Jahr ungerecht war, im 101ſten Jahr auszugleichen. Lange genug haben die kleinen Güther für die großen bezahlen müſſen; lange genug hat der Adel die Vortheile ſeines Standes genoſſen, ohne ſeine adlichen Verbindlichkeiten, wie ſeine braven Vorfahren, zu erfüllen.

Die Welt iſt jetzt aufgeklärt und der dritte Stand gebildet genug, um mit Gewalt auf eine gleiche Vertheilung der Abgaben hinzuwirken.

Es kann nicht länger ſo dauern, oder das ganze Eigenthum wird translozirt.

Berühren will ich noch den alten Streit, den die Oekonomiſten, Quesnay, Condellar, Mirabeau und Türgot gegen Fourbonnais, Nekker und Terray darüber führten:

> Ob nicht jede Art von Steuer zuletzt den Grundeigenthümer träfe?

Krug, Schmalz und andere haben dieſen Streit wieder aufgewärmt. Das beſte, was darüber ganz neuerlich herausgekommen, iſt:

> Canards, älteſten Profeſſors der Mathematik zu Paris, Grundſätze der Staatswirth-

ſchaft. Ueberſetzt 1806 in Ulm in der Stettinſchen Buchhandlung.

Es ſind darin folgende einzig wahre Grundſätze der Staatswirthſchaft aufgeſtellt:

„Nur durch — Arbeit erhält eine Sache einen Werth unter den Menſchen; die Anhäufung überflüſſiger Arbeit iſt der Urſprung aller Quellen des Einkommens. Sie bilden, durch ihr Ganzes, ein unermeßliches Syſtem ausgebreiteter Zweige, welche an die Hauptſtämme gränzen, die die drey Arten von Quellen des Einkommens ausmachen, nämlich die Grundrente, die bewegliche und die künſtliche Rente. Das Produkt der Arbeit circulirt, wie eine flüſſige Materie, in allen Kanälen dieſes Ausbreitungsſyſtems umher, und ſetzt ſich allenthalben ins Gleichgewicht. Jedes Gefäß, welches den Umlauf des Arbeitsproduktes befördert, iſt von einem analogen Gefäße begleitet, welches nach einer entgegengeſetzten Richtung den Geldumlauf beſtimmt; und — das Syſtem des letztern Umlaufs, ſo wie das der Circulation der Arbeit, gleichen, nach ihrem Ganzen betrachtet, der Circulation des Bluts. Dieſer — verdankt der Menſch ſeine phyſiſche Exiſtenz, und dem Umlauf der Arbeit ſein — vollendetes Daſeyn.“

„Das Beſtreben, welches alle Individuen, um allenthalben und zu jeder Zeit ihren größten Vortheil zu finden, auszeichnet, iſt das Prinzip des Gleichgewichts aller Quellen des Einkommens.“

„Die wechſelweiſe Entgegenſetzung der verſchiedenen Vortheile zwiſchen Käufer und Verkäufer beſtimmt den Preis jeder Art von Arbeit, und das Verhältniß des

Produkts aller Renten zum Capital, welches ſie hervorgebracht hat.“

„Die entgegengeſetzten Vortheile aller Individuen unterhalten in dem allgemeinen Syſteme des Umlaufs dergeſtalt das Gleichgewicht, wie der gegenſeitige Widerſtand einer unendlich kleinen Quantität flüſſiger Materie.“

„Die nämliche Auflage der Intereſſen vertheilt verhältnißmäßig auch die Auflage auf alle Kanäle des Umlaufs, die Regierung mag ſie ſchöpfen, woraus ſie will; ſo wie das Waſſer immer wieder in den leeren Raum, der durch das Ausſchöpfen entſteht, zurückfließt, und die ganze Maſſe an dem dadurch erwachſenden Fallen der Waage Theil nimmt.“

„Alle Kanäle des allgemeinen Umlaufs theilen ſich aller Orten mit, und machen von der commerzirenden Welt blos ein einziges Ganze aus, welches ſich an dem Geſetz des Gleichgewichts feſthält. Keine Macht kann dieſe Wirkung verhindern.“

„Alle verbietende Geſetze der Staaten gleichen einem Damme, welcher den Lauf des Waſſers auf einen Augenblick hemmt; es nimmt ihn aber bald wieder ein, ohne daß daraus für den Umlauf der Arbeit, den man mit einem Fluſſe vergleichen kann, der in einer beſtimmten Zeit die nämliche Quantität Waſſers mit ſich führt, ein Nachtheil entſteht; der Fluß mag auf eine natürliche oder künſtliche Art ſein Bett verändert haben, z. B. wenn er in einem tiefen Bette, oder hinter dem ihm entgegengeſetzten Damme ſich anhäuft, oder ſich flach ausdehnt, oder endlich ſchnell in einen engen Raum abzieht.“

„Die Geſetze des Gleichgewichts ſind folglich in dem allgemeinen Umlaufsſyſteme die nämlichen, die die Geſetze des Gleichgewichts flüſſiger Materien ſind.“

„Jedes neue geſetzliche Verbot, jede Erhebung einer neuen Auflage, und alles das, was das allgemeine Gleichgewichtsſyſtem des Umlaufs zerſtört, wirkt für die äußerſten Zweige der Induſtrie auf die nachtheiligſte Art, d. h. jede daraus entſtehende Unordnung fällt vorzüglich auf die unglückliche Claſſe der Staatsbürger; daher nur die Auflagen, welche älter ſind, gut genannt werden können: denn jedes Geſetz, welches das Gleichgewicht umſtoßt, hört mit der Wiederherſtellung deſſelben auf, ſchädlich zu ſeyn, und wird ſodann unnütz.“

„Die Energie des Menſchen iſt die Triebfeder, welche den ganzen Umlauf der Arbeit an ſich zieht und das Bedürfniß entwickelt, und belebt die Thätigkeit.“

„Die Nacheiferung der Arbeit — als Produkt der Energie, hat zwey verſchiedene Wirkungen; wenn man ſie bey den Individuen der nämlichen Nation betrachtet, ſo gränzt ſie immer an einen Punkt, wo die Nacheiferung des Aufwands an ihre Stelle tritt, und durch den Gebrauch und die Conſumtion entkräftet und zu Grunde gerichtet wird; daher die Zu- und nachherige Abnahme der verſchiedenen Familien, aus denen die Nation beſteht.“

„Die Verſchiedenheit der Energie, bey zwey verſchiedenen Nationen betrachtet, hat keinen andern Zweck, als die induſtriöſe Nation auf Koſten derjenigen zu bereichern, welche es nicht iſt, oder im Sinken ſich befindet. Die Kapitalien häufen ſich bey ihr auf die Quellen des Einkommens an, und führen, durch ihre ſtets mehr zunehmende Quantität, zugleich den Gränzpunkt herbey, wo die Nation abnehmen muß, wie ſie vorher zugenommen hat.

„Das beſondere Intereſſe der verſchiedenen Individuen verurſacht unter ihnen einen wechſelweiſen Widerſtand, welcher ſich auch in dem nämlichen Gewande bey den Nationen äußert. Die Kraft der Geſetze erhält die Individuen im Gleichgewicht, und entfernt ſie von allen ſtreiterregenden Verhältniſſen.“

„Bey Nationen unter ſich verhält es ſich anders; dieſe wirken einander entgegen und bekriegen ſich, und der Friede iſt bloß das Gleichgewicht ihrer homogenen und entgegengeſetzten Kräfte; es iſt alſo nothwendig, daß ſie einen Theil der Arbeit der Individuen aufzehren, um die Staatskraft zu begründen; daher endlich die Nothwendigkeit der Auflagen.“

„Die Regierungen, welche genöthiget ſind, mit allen möglichen Kräften entgegenzuwirken, wurden dahin geleitet, daß ſie, ſo oft ſie im Stande ſind, ihre Zuflucht zu Anlehen zu nehmen — ein Mittel, welches nur einer im Wachsthum begriffenen Nation gut zu Statten kömmt, und deſſen Anwendung und Ausdehnung den Wechſel der Umſtände unterworfen ſind.“

Wie wenig Verſtand iſt dagegen in den Sätzen der beyden preußiſchen Phyſiocraten, Krug und Schmalz. Beyde wollen eine Kopfſteuer, als die gerechteſte Abgabe, eingeführt haben; darüber ſagt Krug in ſeinem Buch über den N. R. zweyten Theils Seite 538.

„Zwiſchen den Grundſteuern und den Circulationsſteuern ſtehen die Perſonalſteuern in der Mitte; ſie haben vor den Conſumtions- und Gewerbeſteuern manchen Vorzug, aber ſie ſcheinen überall noch weniger Beyfall zu finden, als jene. Bey dem Namen Kopfgeld erſchreckt mancher, der täglich Conſumtions- und Gewerwerbeſteuer bezahlt, ohne es zu wiſſen, und es würde gewiß nicht mit Zufriedenheit der Steuerpflichtigen geſchehen, wenn der Staat die Circulationsſteuern in eine Kopfſteuer verwandeln wollte, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie nach gerechtern und billigern Grundſätzen angelegt, und mit beträchtlich weniger Koſten erhoben werden kann, als die Conſumtions- und Gewerbeſteuern.“

„Der Widerwille gegen dieſen Tauſch beruhet auf einem Vorurtheile, welches leichter aufzudecken, als auszurotten iſt, und der Name Kopfgeld oder Kopfſteuer führt die ſo abſchreckende Nebenidee bey ſich: daß ein Menſch darum eine Abgabe an den Staat bezahlen müſſe, weil er einen Kopf hat; ob nun gleich die Conſumtionsſteuer mit größerem Rechte (als jene eine Kopfſteuer) eine Magenſteuer genannt werden könnte, welche man deswegen geben muß, weil man einen Magen hat, ſo iſt es doch meines Wiſſens noch keiner Regierung eingefallen, eine Abgabe unter dieſem Namen einzuführen; und daß Namen und Worte in ſehr vielen Dingen, und ſo auch in der Steuerverfaſſung, einen großen Eindruck auf die nicht denkende Menge machen, lehrt die tägliche Erfahrung.“

Wirklich man wird verſucht zu glauben, Hr. Krug wolle ſich von der Kopfſteuer (indem er dies ſagt) eximiren.

Mag die Conſumtionsſteuer eine Magenſteuer heißen, darum hört ſie nicht auf, gerechter wie die Kopfſteuer zu ſeyn.

Man zahlt die Steuern dem Staate dafür, daß man die Früchte der Kopf- und Händearbeit in Ruhe und Sicherheit genießen könne. Dieſen Genuß beſtimmt der Geſchmack und der Magen in der Quantität und Qualität durch die Conſumtion, welche daher der beſte Maaßſtab der Portion des Beytrags iſt, den das Individuum für den Schutz der Genußmittel zu bezahlen hat.

Eine Kopfſteuer, die jeden Kopf auf gleiche Weiſe trifft, er gehöre einem Krug oder einem Canard, iſt ſo ungerecht, wie eine Grundſteuer, deren Maaßſtab nicht die Produkte, ſondern der Grund und Boden ſelbſt iſt, von welchen man einem Morgen Gartenerde einem Morgen Flugſande gleichſetzte. Soll dieſe Kopfſteuer aber nach der Qualität der Stände, der großen Guthsbeſitzer (Adel) und der kleinen Bauern, ſo wie des Bürgerſtandes repartirt werden, ſo hört ſie auf eine Kopfſteuer zu ſeyn, und wird eine Vermögensſteuer, wobey man aber eine falſche Vorausſetzung hat, denn es giebt auch armen Adel und reiche Bürger.

Sollte dieſe Abgabe einigermaßen auf Gleichheit begründet ſeyn, ſo müßten die Köpfe, ſo wie der Grund und Boden, claſſificirt, und nach der Productionsfähigkeit beſteuert werden. Sie würden dann den Anſpruch an der Production bezahlen.

Daß das nicht möglich, und daß es beſſer iſt, das Producirte und deſſen Genuß zu beſteuern, iſt einleuchtend, indem jeder Genießende ſelbſt den Beytrag beſtimmt, den er dem Staate zu zahlen hat.

Ein eben ſo unrichtiger Satz, den **Krug** und **Schmalz** aufſtellen, iſt:

„Nur die rohen Erzeugniſſe haben einen Werth, die Producte des Kunſtfleißes enthalten nichts. Indem der Fabricant ſein Manufact abliefert, hat er ſchon ſein Arbeitslohn conſumirt, und dem Nationaleinkommen wächſt dadurch nichts hinzu u. ſ. w.“

Jedes rohe Product alſo, welches für unſere elegante Welt erſt durch Arbeit brauchbar wird, müßte jenem im Werthe nachſtehen?

Man kann dieſe Sätze eben ſo gut auf den Ackerbau anwenden, und wenn dem Grund und Boden menſchlicher Verſtand und die Hände des Arbeiters nicht hinzukommen, ſo iſt er für das Nationaleinkommen ein todtes Capital.

Indem der eigentliche Bearbeiter dieſes Grund und Bodens, (Tagelöhner, Knechte ꝛc.) ihm ſeine Früchte entlockte, hat er ſchon ſeinen Antheil eben ſo conſumirt, wie der Tuchmacher, wenn ſein Gewebe fertig iſt. Jener fährt den Ueberſchuß in die Scheunen des Guthsbeſitzers, dieſer trägt ihn auf die Packkammer des Unternehmers.

Ertrag der Contributions-Revenüen

nach dem Etat vom Jahre 177$\frac{8}{9}$, welcher in den Annalen der preuß. Staatswirthſchaft und Statiſtik abgedruckt ſteht.

	Rthlr.	Gr.	Pf.
1. Aus Oſtpreußen und Litthauen	900,141	13	5
2. Aus Weſtpreußen	714,240	17	8
3. Aus Pommern	396,214	22	—
4. Aus der Neumark	205,028	9	—
5. Aus der Kurmark	1,181,605	6	—
6. Aus dem Herzogth. Magdeb. u. der Gr. Mannsfeld	526,314	5	—
7. Aus den Fürſtenth. Halberſtadt und der Graffch. Wernigerode . .	201,203	9	8
8. Aus der Grafſchaft Hohenſtein .	22,158	11	4
9. Aus Minden und Ravensberg .	210,465	11	3
10. Aus Lingen und Tecklenburg .	42,144	11	2
11. Aus Oſtfriesland.	47,891	19	—
12. Aus der Gr. Mark	136,048	11	—
13. Aus Schleſien	1,974,057	—	—
14. An Lehn- und Ritterpferdegelder	65,000	—	—
	6,622,514	2	6
Dazu			
15. Aus Südpreußen im Jahre 1800	1,050,000	—	—
16. Aus Neuoſtpreußen im Jahre 1797	480,000	—	—
Summa	8,102,514	2	6

Anmerk. Dieſe Summen ſind nach dem Etat von 177$\frac{8}{9}$ angegeben, da der gröſte Theil der Contribution für immer beſtimmt, und der kleinſte Theil nur ſteigend und fallend iſt.

Vierzehnter Brief.

Berlin.

Ich komme jetzt zur Acciſe. Wenn man in der Geſchichte aller Staaten die Entſtehung der heute noch beſtehenden Abgaben aufſucht, ſo findet man durchaus, daß die Regenten ſtets von ihren Unterthanen nur einen Antheil ihres Erwerbes als eine Steuer verlangten. Zuerſt als der Grund und Boden noch herrenlos war, da durften ſie dieſe Steuer nicht fordern, denn ſie konnten ſo viele Grundſtücke an ſich reißen, als ſie wollten. Als demnächſt die Staatsbedürfniſſe ſich vermehrten, da nahmen die Grundſteuern ihren Anfang, indem nun vom Grund und Boden ein Einkommen exiſtirte. Endlich als die Induſtrie ein Zweig der Privatrevenüen wurde, die ſtehenden Heere entſtanden, da fing man an, die Conſumtion mit Abgaben zu belegen.

Die Beſtimmung der Menſchheit iſt unſtreitig Veredlung durch Entwickelung der geiſtigen Kräfte. Wenn daher die Menſchen ſich in Geſellſchaften vereinigten, die man Staaten nennt, ſo müſſen dieſe auch jenes Ziel ſich ausgeſetzt haben; damit aber ſolches ſicherer erreicht werde, iſt der nächſte Zweck dieſer Geſellſchaften: die Ruhe eines jeden Theilnehmers, worein ſie ihn verſetzt, um ſeine Beſtimmung erreichen zu können. Wenn daher der Staatsverein den Mitbürgern Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums gewährt, der Entwickelung keine Hinderniſſe in den Weg legt, ſie im Gegentheil durch gemeinnützige Inſtitute zu befördern ſtrebt, (wie z. B. durch Erziehungsanſtalten) ſo hat er das Seine gethan.

Um dies bewirken zu können, iſt ein Koſtenaufwand erforderlich; die Staatsbürger müſſen ſolchen mit gleichen Schultern tragen, und die Art und Weiſe der Vertheilung hat in allen Zeitaltern die Staatswirthe in Thätigkeit geſetzt.

Es iſt nichts natürlicher, als daß jeder Staatsbürger nach dem Maaße, als er genießt, auch ſeinen Beytrag zahle. Der Genuß giebt den Maaßſtab der Contribution an die Hand, und wenn es Männer gegeben hat (die Phyſiocraten), welche behaupteten, daß nur die rohen Producte einen Werth hätten, die induſtriöſen aber nicht; ſo lehrt die tägliche Erfahrung das Gegentheil, weil die cultivirten Nationen keine rohen Erzeugniſſe genießen wollen. Der Genuß iſt es aber, der verſteuert werden muß, weil ich mich, um in Ruhe genießen zu können, in einen Staatsverein begebe.

Der Kalmucke, der Pferdemilch trinkt und rohes Fleiſch ißt, giebt dem Anführer ſeiner Horde davon einen Theil ab, damit er durch ſeine Autorität geſichert ſey, den Ueberreſt in Ruhe genießen zu können. Der Berliner Wollüſtling, der ſich vom Morgen bis an den Abend durch Sinnenluſt ergötzt, muß von allen ſeinen Genüſſen ebenfalls den gerechten Beytrag an Gelde geben, den der Staat von ihm dafür verlangt, damit er ungeſtört ſeinem Vergnügen nachgehen könne. Sey der Werth der induſtriöſen Producte imaginär oder nicht, das iſt gleich viel; das Geld, welches ſie repräſentirt, iſt es nicht weniger, und dies zahlt der Genießende ja nur dem Staate.

Die Conſumtionsſteuern ſind deshalb die beſten Abgaben, da man ſie zahlt, ohne es zu bemerken. Ohne Reſte gehen ſie ſicher ein, anſtatt der Landbauer jeden Dreyer wehmüthig betrachtet, den er direct jeden Monat in die Steuerkaſſe zahlen muß.

Wie in den preußiſchen Staaten die Conſumtionsſteuern nach und nach entſtanden ſind, iſt beſonders gut abgehandelt in der hiſtoriſch-kritiſchen Darſtellung der Acciſe- und Zollverfaſſung, von Heinrich v. Beguelin. Berlin, bey Johann Friedrich Unger.

Die erſte Veranlaſſung zu dieſer neuen Auflage gab dem Churfürſt Friedrich Wilhelm die Errichtung ſeiner Armee. Die erſte Acciſe- und Steuerordnung vom 30. Julius 1641 enthält dies. Man ſieht daraus, daß damals die Acciſe ſich auch auf das platte Land erſtreckte, und auf die allerunvollkommenſte Weiſe von der Welt beygetrieben wurde.

Der Eingang dieſer Verordnung ſagt, daß eine gleichmäßige Abgabe durch die Conſumtionsſtimmen eingefordert werden ſollte; es geſchah aber nichts weniger; der Tarif ſelbſt zeigte es. Man erhob vom Malz in den Städten und in den Erbkrügen einen ganz gleichen Satz, die adelichen Brauereyen wurden aber eximirt. Dies enthielt die größte Ungerechtigkeit, und mußte auf dem Lande alle Erbkrüge zu Grunde richten, da ſie ihr Bier nicht ſo wohlfeil verkaufen konnten, als die adelichen Brauereyen. Das Getraide war in den Städten der Acciſe unterworfen, und auf dem Lande gab man dafür die doppelte Krugsmetze. Das Fleiſch wurde nur in den Städten verſteuert, auf dem Lande nicht; bey den induſtriöſen Producten ließ man pro Thaler des Verkaufspreiſes die Acciſe entrichten, und machte keinen Unterſchied zwiſchen auswärtigen und inländiſchen.

Dieſe neue Steuer erſtreckte ſich auf die Ausſaat und auf die Perſonen, und war daher theils eine Erwerbs-, theils eine Perſonenſteuer; kurz ein Gemiſch von Abgaben, wobey man durchaus alle Grundſätze vermißt. Sie mußte zahlloſe Bedrückungen veranlaſſen, da ſie der Willkühr der Officianten einen ſo großen Spielraum ließ, und da es dem Zahler frey ſtand, den Einkauf zu declariren, ſo erhielt dadurch der Betrüger vor dem ehrlichen Mann einen Vorzug und die Regierung gab dadurch der Unmoralität des großen Haufens einen Reiz. Die Unbeſtimmtheit dieſer neuen Steuer veranlaßte zahlloſe Declarationen des Edikts, welches ſie zuerſt einführte, ſie ſind nachzuſchlagen in Mylius Sammlungen P. IV. IIte Abtheil. IItes Capitel, S. 86 u. f.

In dem Jahre 1684 wurde ein neues Reglement unterm 2. Januar erlaſſen.

Nach dieſer Verordnung wurden alle andere Abgaben in den Städten, außer der Acciſe, als: die Steuer-Simpla, die Verpflegung des Militairs und alle andere Nebencollecten abgeſchafft; jener aber mehr Beſtimmung gegeben. Man theilte die Gegenſtände, von welchen Acciſe gegeben wurde, in mehrere Capitel, und zwar:

1) vom Getränke.

2) vom Getraide, ſo in den Städten conſumirt, oder verhandelt wird;
  a) von dem in die Städte zum Verkauf oder vom Zuwachs eingebrachten Getraide,
  b) vom Getraide, ſo beym Eingange nicht veracciſet, ſondern vom eigenen Zuwachs in die Mühle gebracht wurde,
  c) vom Getraide, welches beym Eingange veracciſet, und dann zur Mühle gebracht wird;
3) vom Scharren und Hausſchlachten;
4) von allerhand Victualien und Eßwaaren, ſo eingeführt und conſumirt werden;
5) von allerhand Kaufmannsgüthern ꝛc.
6) von liegenden Gründen, Aeckern, Wieſen und Gärten bey den Städten;
7) vom Vieh;
8) von Handwerksleuten und Tagelöhnern.

Dieſe Abgaben entfernten ſich bis auf die letztern, woraus das ſogenannte Nahrungsgeld entſtand, vom platten Lande, in ſofern deſſen Bewohner nicht ihren Einkauf in den Städten machten, und nur ihre eigenen Producte conſumirten.

Man ſieht aus dieſer neuen Acciſe-Einrichtung, welche die Grundlage der noch heute vorhandenen iſt, die Abſicht der Regierung, alle Gegenſtände des Genuſſes zu umfaſſen; ſie fing es aber nicht recht damit an, daß ſie neben dieſer Steuer noch unzählige andere beſtehen ließ, als die Grundſteuer, die Land- und Waſſerzölle u. a. Warum hob ſie ſolche nicht ſämmtlich auf, und machte alle Gegenſtände des Genuſſes ſteuerbar? Wie viele unnütze Adminiſtrationskoſten würde ſie ſich erſpart haben?

Auf der andern Seite ſtieg man gar nicht mit der Acciſe in einer richtigen Progreſſion von den Bedürfniſſen erſter Nothwendigkeit bis zu den Leckerbiſſen hinauf, ſondern man hatte ein beſonderes Augenmerk auf die Verſteurung der erſtern, da die Abgabe davon am häufigſten und ſicherſten einging. Wer viel und auserleſen genießt, ſollte viel bezahlen. Das nahm man nicht als Prinzip an, ſondern umgekehrt, wer viel und ſchlecht genießt, bezahle am mehrſten.

Die Zölle, die gleich der Acciſe eine Conſumtionsſteuer ſind, hätten der Acciſe einverleibt, im Innern ganz caſſirt, und von auswärtigen Waaren die Acciſe in ſich faſſen ſollen, um dadurch der läſtigen Reviſionen im Innern überhoben zu ſeyn; man erhob aber Zoll und Acciſe beydes zuſammen, weil es nur darauf ankam, die Staatseinnahmen zu vermehren, und nicht — um ſie richtig zu vertheilen.

Man nahm bey dieſer neuen Steueranlage wenig Rückſicht auf das Emporkommen der inländiſchen Induſtrie, indem man ausgehende Fabricate, ſo wie die eingehenden, beſteuerte.

Dieſe Verordnung erlitt nun unter der Regierung des Churfürſten Friedrich Wilhelms noch manche Veränderungen und Erklärungen, und erhielt Zuſätze, da man durch die Erfahrung ſich immer mehr von dem Mangelhaften derſelben unterrichtete. Nach ſeinem Tode im Jahr 1701 erhöhte Friedrich I. unterm 8. November alle Sätze der Acciſe.

Unter ſeiner Regierung war die Verſchwendung bey Hofe an der Tagesordnung, und die Höflinge machten ein Studium daraus, wie ſie vom Lande Geld erpreſſen wollten. Das **Wie** war ihnen ganz gleichgültig. So wie man die Domainen durch Vererbpachtung verſchleudert hatte, und ſogar eine Perückenſteuer einführte, ſo kam man auf die Idee, die Acciſe meiſtbietend zu verpachten. Man theilte deßhalb dieſelbe in vier Hauptzweige: 1) vom Getränk, 2) vom Getraide, 3) vom Schlachten, 4) von Victualien und Waaren ein. Jeder dieſer Zweige wurde einzeln ausgeboten, und um eine Controlle zu haben, ſollte ein jedes Capitel nur zur Hälfte verpachtet, die andere Hälfte adminiſtrirt werden. Der Ertrag des Ganzen ſollte zur Acciſe-Kaſſe eingezahlt, und alle Monat ein Abſchluß gemacht werden; was alsdann mehr, als das Locarium betrage, eingegangen ſey, ſollte den Pachter ausgezahlt, ein Minus von ihm aber nachgezahlt werden. Nach dem Jahresſchluß wollte man überdies dem Pachter den 20ten Theil von dem Plus der adminiſtrirten Hälfte gegen die Einnahme des vergangenen Jahrs zahlen. Von den Confiscatis verſprach man dem Pachter, wenn er Denunciant war, ⅓. Man beſtimmte die Pacht auf zwey Jahr, und ein monatl. Quantum als Caution.

Die Licitation ſollte auf die ſonderbarſte Art und Weiſe geſchehen.

Ich laſſe darüber den Geſetzgeber ſelbſt ſprechen. (Man ſehe §. 10. d. d. vom Sept. 1714 in **Mylius** C. C. nach.)

Soll dieſe Verpachtung in den Städten öffentlich auf den Rathhäuſern den 15. Novbr. dieſes Jahrs, folgendergeſtalt geſchehen, daß anfänglich durch den Gerichtsdiener ausgerufen werde, die Summe, ſo ſolche Species der Accise in Anno 1703 eingebracht, und etwa die Halbſcheid oder ein vierten Theil mehr. Wann nun der Gerichtsdiener ſolche Summen ausrufet, ſo hat derjenige, ſo Luſt zu pachten hat, zu rufen: Mein, wodurch er das erſte Recht zur Pacht erhalten; rufet aber keiner auf ſolche Summe Mein, ſo rufet der Gerichtsdiener die Summa 5 Thlr. geringer ab, und continuiret dergeſtalt abzuſteigen, bis jemand der Anweſenden durch das Zurufen des Worts: Mein, das Pachtrecht an ſich bringt.

Dieſe Verpachtung kam zum Glück des Landes nicht zu Stande, es fanden ſich keine Liebhaber dazu.

Dagegen breitete man unterm 20. Sptbr. 1804 die Accise in allen preußiſchen Provinzen aus, und erhöhte ſolche auf die drückendſte Weiſe folgendergeſtalt:

1) Auf ein jedes Paar Schuh, Stiefeln, Pantoffeln und Strümpfe, wie auch auf jeden Hut wurde 1 Gr. Accise gelegt, welchen der Handwerker oder Fabrikant (außer dem von den rohen Materialien bereits gezahlten Impoſt) entrichten mußte. Zur Verhütung aller Unterſchleiſe wurden die Fabricate geſtempelt. Die Fabricanten und Handwerker auf dem Lande waren dieſer Abgabe ebenfalls unterworfen.

2) Wer Gold oder Silber auf ſeinem Leibe tragen wollte, mußte pro anno 1 Rthlr. bezahlen, die Officiere und Bedienten waren von dieſer Abgabe befreyt.

3) Alle ledige Frauenspersonen und Mägde, die unter 40 Jahren waren, und ſich nicht bey ihren Eltern

oder Verwandten aufhielten, oder ſonſt in Dienſten ſtanden, ſie mochten bürgerliche Nahrung treiben oder nicht, mußten quartalweiſe 6 Gr. zahlen. Dies war auf die Berliner Huren berechnet, und gab den Beweis, daß der König auch den Geſchlechtstrieb beſteuern wollte.

4) Alle Perücken und Fontangen waren jährlich mit 1 Rthlr. belegt. Wer ſolche ohne Stempel tragend ertappt wurde, dem wurden ſie abgenommen, und derſelbe verfiel in 10 Rthlr. Strafe.

5) Alle Caroſſen und Zelliſche Wagen waren einer Abgabe von 10 Rthlr. unterworfen; die Adlichen und königl. Räthe gaben die Hälfte.

Auf dieſe Weiſe vertheilt und angelegt, kann die zweckmäßigſte Abgabe zum Druck der Unterthanen ausarten, und es war ein Glück, daß dies nicht lange dauerte. Kaum hatte Friedrich Wilhelm I. den Thron ſeiner Väter eingenommen, als er in allen Zweigen des Finanzweſens Ordnung und Gleichheit einführte. So erließ er wegen der Acciſe ſogleich unterm 4. März 1713 ein Patent, wornach das Hofmarſchallamt und alle Prinzen vom Hauſe der Acciſe unterworfen wurden, unter deren Aegideverhör eine Menge Defraudationen ausgeübt wurden. Die königl. Wagen ſelbſt wurden der Thorviſitation unterworfen. Nach dieſer Verordnung wurde ein merklicher Unterſchied unter einerley Fabricaten gemacht, die von außen eingeführt, und im Lande fabricirt wurden, indem man den Impoſt auf jene erhöhte, um die Induſtrie zu befördern. Es erſchien bald darauf ein Zuſatz zu dem alten Tarif, worin die Sätze auf alle Luxusartikel erhöht waren. Eben ſo wurde es unterm 5. Febr.

1720 abgeſchaft, daß ſo viele Artikel nach Thalern des Werths verſteuert wurden. Man beſtimmte damals zuerſt die Verſteuerung nach dem Maaße und Gewicht. Unter demſelben Dato wurden auch die noch heute beſtehenden Muſikzettel eingeführt.

Unterm 24ſten November 1733 erließ Friedrich Wilhelm zuerſt ein alle Gegenſtände des Acciſeweſens umfaſſendes Reglement für Berlin, welches den 26ſten December 1736 auf alle Provinzen ausgedehnt wurde. Dieſes Reglement enthielt allgemeine Vorſchriften und ſpecielle Inſtructionen für alle Acciſebehörden und Officianten von der Acciſe-Cammer an bis zu den Thorſtehern hinab. Dieſes Reglement gab der Form das Daſeyn, in welcher das Acciſeweſen unter einigen Modificationen bis auf den heutigen Tag bearbeitet wird.

Die §. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. dieſes Patents enthalten die heut noch geltenden Prinzipe:

1) den Handel, die Induſtrie und dadurch die Wohlhabenheit der Städte und den Luxus zu befördern, um dadurch die Acciſeeinnahmen zu vermehren. Deshalb ſollten die Acciſeſätze nicht unmäßig erhöhet werden, weil dieſe Erhöhung die Conſumtion zurückhalte. Es ſollten die Monopolia einzelner Bürger nicht begünſtiget werden, damit nicht Einer alles und Viele nichts gewönnen.

(Friedrich ging von dem letztern Grundſatz eine Zeitlang ab; Friedrich Wilhelm II. und III. führten ihn aber wieder ein.)

Dennoch wurde es den Acciſebehörden zur Pflicht gemacht: „Darauf ſtets zu raffiniren, wie den Einwohnern die Nahrung vermehrt, fremdes Geld ins Land gezogen, benachbarter Potentaten Unterthanen ſich aus Berlin mit Waaren verſorgen, ſolche wohlfeiler hier, als in ihrem Lande kriegen, folglich die hieſigen Kauf- und Handelsleute, dadurch fremde Kundſchaft, Begierde und Gelegenheit zum oftmaligen Verkehr ihrer Gelder überkommen, und Sr. Königl. Maj. Acciſe und Zölle dadurch ohne Zwang und neue Erhöhung Nutzen und Vortheil ziehen können."

Man ging daher von dem Grundſatze ab, die Acciſe als die beſte Ausſaugungsmaſchine anzuſehen, ohne auf die Vermehrung des Nationaleinkommens Rückſicht zu nehmen, ſondern man ſuchte ſolches zu vermehren, um dadurch von ſelbſt die Staatseinnahmen ſteigen zu machen.

2) Dieſerhalb verminderte man die Sätze von ausgehenden Waaren, und hob den alten Impoſt von 1½ Procent auf, den die Großhändler von ihren ins Ausland gehenden Waaren bezahlen mußten. Man hob die Handlungsacciſe von allen Chaiſen, Pferdegeſchirren, geſtickten und andern koſtbaren Kleidungen auf, die bey inländiſchen Künſtlern und Handwerkern von außenher beſtellt waren.

3) Man trennte das platte Land von den Städten und ließ in dieſen nur die Conſumtionsſteuern beſtehen, ſchrieb von allen hier veraccisten Victualien, die aufs platte Land gingen, die Conſumtionsacciſe ab, und ließ nur die Handlungsacciſe beſtehen. Dagegen zwang man das Land, ſeine rohen Produkte in die nächſten Städte zu Markte zu fahren.

4) Ausländer, die ſich im Lande anſiedelten, wurden begünſtigt, und durften ihre Effecten acciſefrey ein-

bringen. Man fing an, die richtige Idee zu faſſen: daß die Bevölkerung und die dadurch vermehrte Arbeit das Nationaleinkommen vergrößere; daß alle Dinge in der Welt ihren Werth durch ihre Genießbarkeit erhielten, den ihnen nur menſchlicher Verſtand und menſchliche Bearbeitung verleihen können.

5) Um den Handel zu beleben, wurde die Durchgangsacciſe von allen Tranſitoartikeln abgeſchafft, und es wäre ſehr weiſe geweſen, wenn man dies auf alle Zölle im Innern angewendet hätte.

6) Führte man eine Menge Cautelen und gegenſeitige Controlen der Acciſeofficianten ein, um Unterſchleiſe und Defraudationen zu vermeiden.

7) Wurde ein ſummariſches Verfahren in Acciſeprozeſſen eingeführt, die Inſtruction und erſte Cognition den Acciſeämtern überlaſſen. Das weitere Verfahren blieb dem damaligen Hof- und Criminalgericht überlaſſen.

8) Blieb die Exemtion von der Acciſe, welche man dem Adel ehemals zugeſtanden hatte, auch jetzt noch beſtehen.

Die Acciſe wurde von dieſer Periode an 30 Jahr lang keiner Hauptveränderung unterworfen; in den Provinzen wurde ihre Adminiſtration den Cammern und den Steuerräthen anvertraut; dies geſchah ſelbſt in Schleſien, und Friedrich II. ließ dieſen Gegenſtand ganz ſeinen gewohnten Gang gehen, bis im Jahr 1766 der König ſeine Einnahme vermehrt zu ſehen wünſchte, um die Armee wieder in einen guten Stand zu ſetzen, alle Kriegsbedürfniſſe in Ueberfluß anzuſchaffen, die Veſtungen in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, neue anzulegen, der Induſtrie und dem Ackerbau aufzuhelfen. Nun richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Acciſeweſen und fand hier große Mißbräuche, Unordnungen und Unterſchleife.

In den Sätzen des Tarifs war kein Verhältniß vom Bedürfniß an bis zu den Leckerbiſſen hinauf.

Die Adminiſtration ſtand unter dem Steuerrath und der Cammer, und der Departementsminiſter bekümmerte ſich nicht allein um dieſe Partie. Es war kein Zuſammenhang in den Acciſereglements; jedes Departement befolgte andere Prinzipe, weil es einem andern Miniſter anvertraut war. Es fehlte ein Sammelpunkt in den Begriffen über dieſen Gegenſtand; die letzten Enden ſeiner Verwaltung liefen nicht in eine Hand zuſammen. Die Unterbedienten ſtanden unter geringer Aufſicht; der Steuerrath, ſo wie der Departementsminiſter bey der Cammer, hatten noch mehrere Geſchäfte als die, welche die Acciſepartie erforderte; es war den Einnehmern ein zu großer Spielraum überlaſſen. Dies bemerkte der König und es entſtand in ihm die Idee:

> Durch eine zweckmäßigere Adminiſtration dieſes Zweigs ſeiner Revenüen, ohne Bedrückung der Unterthanen, eine höhere Einnahme zu erhalten.

Friedrich wußte, wie die franzöſiſchen Finanzpächter beſonders die Partie der Conſumtionsſteuern geſchickt zu behandeln verſtanden, und welch eine Menge von Controlen ſie erfunden hatten, ſolche richtig einzutreiben. Er hielt überhaupt ſehr viel auf die franzöſiſche Nation und glaubte, ſie ſey intriguanter und ſchneller in einer Geſchäftsführung, die, wie das Acciſeſyſtem, eine ſo große Gewandtheit erfordert. Als nun überdies noch der Finanzminiſter von Maſſow dem Könige ſich opponirte, indem derſelbe 2 Millionen mehr an Abgaben vom Staate verlangte, als er vorher erhalten hatte, ſo wurde Friedrich darüber unwillig, ſchrieb an den Marquis d'Argens und bat: ihm Finanziers vorzuſchlagen, die ehemals dort Finanzpächter geweſen wären. Dies geſchah, und eine in Berlin unter dem Vorſitz des churmärkiſchen Cammerpräſidenten Herrn von der Horſt niedergeſetzte Commiſſion bereitete die Regie vor, die den ankommenden Franzoſen anvertraut werden ſollte. Mit den aus Frankreich angelangten Finanziers machte Friedrich einen Accord auf 6 Jahr von $\frac{1766}{1772}$, wonach er den 5 Chefs der Regie jährlich 60,000 Rthlr. zu geben verſprach.

Vom 1ſten Junius 1766 fing die neue Verwaltung an, und war in der Form von der vorigen folgendergeſtalt verſchieden:

Die Acciſeverwaltung wurde den Cammern und den Departementschefs des Generaldirectorii entzogen. Sie erhielt ihre eigenen Behörden, durch die Directionen und und Provinzialinſpectoren in den Provinzen, und durch ein eigenes Acciſedepartement in Berlin, dem ein einziger Miniſter, und zwar Herr von der Horſt, vorgeſetzt wurde, deſſen Geheime Räthe die 5 aus Frankreich verſchriebenen Regiſſeurs waren.

Die Acciſeprozeſſe wurden bey dieſem Departement entſchieden, und vom 1ſten Junius 1766 an waren alle Acciſeverwaltungsbehörden durchaus ſelbſtſtändig und von allen übrigen independent.

Zwar wurde das neue Acciſedepartement dem Generaldirectorio einverleibt, dies geſchah aber blos pro Forma: denn die übrigen Miniſter hatten gar nichts dabey zu ſagen, und ſelbſt der vorſitzende Acciſeminiſter durfte ſich nicht in das Maniement (Handhabung) des Verwaltungsgeſchäfts miſchen; dies war Sache der Regiſſeurs. Nur darin hatte er Gewalt in Händen, daß er bey allen Acciſeprozeſſen die Strafe beſtimmen konnte.

Das unter den Regiſſeurs Trablaine de Candy, la Haye de Launay, de Pernetz, Briere und de Lottre abgeſchloſſene Abkommen beſtand nach v. **Beguelins**

hiſtoriſch-kritiſcher Darſtellung der Acciſe- und Zollverfaſſung in den preuß. Staaten in Folgendem:

Der König übergab ihnen die Verwaltung aller Acciſe, Zölle, Schleuſen, Agio, Tranſito und Licent ſechs Jahre lang, vom 1ſten Junius 1766 bis den 31ſten May 1772; ferner ertheilte er ihnen Vollmacht über alle Acciſe- und Zollbediente; drittens verlieh er ihnen das Recht, Stellen zu vergeben, und Verwechſelungen nach Wohlgefallen zu treffen, auch die treuloſen, unwiſſenden und widerſpänſtigen Officianten zu caſſiren, ohne irgend jemanden als dem ihnen vorgeſetzten Staatsminiſter Rechenſchaft davon zu geben; viertens ſollten die Ausgabe-Etats dem Könige unmittelbar vorgelegt werden; fünftens ſollte den Regiſſeuren nachgelaſſen bleiben, Acciſeämter und Wachen u. ſ. w. anzulegen, und ſie ſich des Beyſtandes aller Militair- und Civilbehörden zu erfreuen haben; ſechstens ſollten die franzöſiſchen Officianten mit Weib und Kindern, wenn ihre häuslichen Umſtände es erforderten, frey nach ihrem Vaterlande zurückziehen können; ſiebentens ſollten im Todesfalle weder droit de represaille,

ſaille noch droit d'aubaine gegen die Erben Statt finden; achtens ſollten die franzöſiſchen Officianten, im Fall eines Kriegs mit Frankreich, deshalb nicht aus den preußiſchen Staaten verwieſen werden; neuntens ſollte von den Umſchuttgefällen, zu vier Pfennigen für einen Scheffel Getraide, und 6 Pf. für einen Scheffel Mehl, dem Miniſter von der Horſt viertauſend Thaler ausgezahlt werden; zehntens gäbe der König ſeinen ſämmtlichen Regiſſeuren zuſammen ſechszigtauſend Thaler jährlich, und außerdem 5 Procent von dem, was ſie an Acciſegefällen über den Etat von 1765 und 66 aufbringen würden, und befreye ſie von allen Chargen Jura; eilftens würden die Regiſſeure ermächtigt, den Unterbedienten nach der in Frankreich üblichen Art einen Antheil an den Acciſeüberſchüſſen ſowohl, als an dem dritten Theil der Strafgelder, die ſie jedoch ermäßigen könnten, zu geben; zwölftens würden ſie angewieſen, von allem, was die Acciſeadminiſtration betrifft, Acten zu bilden, und gehörig aufzubewahren.

Als 1772 dieſer Contract zu Ende ging, dankte der König, bis auf de Launay, die übrigen Regiſſeure ab, ließ eine beſſere Ordnung in der Juſtizverwaltung der Acciſeſachen einführen, ernannte zwey Deutſche zu Regiſſeurs und de Launay, der ſich in allem dem Willen des Königs fügte, blieb der Dirigent der neuen Verwaltung bis zum Tode des Königs 1786. Dieſe neue Einrichtung machte nicht nur in Preußen, ſondern in ganz Europa vieles Aufſehen, und zog Friedrich große Verläumdungen zu; beſonders ſchrien die Phyſiokraten darüber, und prophezeyheten einem Staate, der eben erſt die Drangſale des ſiebenjährigen Krieges erlitten hatte, den gewiſſen Untergang in dieſem fiscaliſchen Ausſaugungsſyſtem. Es erfolgte aber nichts weniger als dies, ſondern alle Provinzen kamen ſchnell ſeit dem Frieden in Flor, und nirgends gab es mehr Verkehr und Wohlhabenheit des Privatmanns, als in den preußiſchen Staaten. Mirabeau, der 1786 ſein großes Werk über Preußen ſchrieb, war bey allem ſeinen Scharfblick ſo blind, a priori aus phyſiokratiſchen Grundſätzen dies Finanzſyſtem zu verwerfen, ohne a posteriori (durch Erfahrung) belehrt zu werden, daß es ganz andere Reſultate hervorgebracht, als jene Schreyer vorausgeſagt hatten.

Nur der Parteygeiſt und die beleidigte preußiſche Nation verſchrie die Regie, weil ſie ſich durch Ausländer tyranniſirt zu ſeyn wähnte; der kalte Geſchichtsforſcher, der ruhig die Dinge prüft, kann nicht anders darüber urtheilen *),

> als daß durch die Verwaltung der franzöſiſchen Regiſſeure in die Acciſeverwaltung eine vorher nie gekannte Ordnung, Deutlichkeit und Klarheit gekommen war, und daß der preußiſche Staat beſonders Herrn de Lannay außerordentlich viele Verbindlichkeiten hatte, und ihm vorzüglich den Schatz verdankte, den Friedrich ſeinem Nachfolger überließ, und der die erſte Stütze der preußiſchen Monarchie ausmachte.

In den Grundprinzipen des Acciſeweſens geſchahen Hauptveränderungen durch das Patent vom 14ten April 1766 in folgenden Punkten:

1) Die Tendenz der Reform des Acciſeweſens ſollte die größere Gleichheit dieſer Abgabe ſeyn, da man

---

*) Ich war ſelbſt dieſer Meynung, bis ich belehrt wurde.

gefunden hatte, daß die Abgaben vom Getraide, als des erſten Bedürfniſſes, übertrieben hoch wären, und der Getraidehandlung durch die Vervielfältigung der Steuern davon Hinderniſſe in den Weg gelegt würden; daß das Schlachtvieh nach Stücken und nicht mit Rückſicht auf ausländiſches und inländiſches, ſchweres und leichteres veracciſt, und beym Getränk das Publikum großen Verfälſchungen und Betrügereyen ausgeſetzt ſey. Demnach ſolle die Acciſe künftig mehr das Vermögen und Einkommen als die rohen Produkte treffen, der Dürftige erleichtert, der reiche Conſument herangezogen werden. Die Bedürfniſſe erſter Nothwendigkeit ſollten ſo viel als möglich von der Acciſe befreyt, und ſolche auf diejenigen Gegenſtände gelegt werden, welche zu genießen, die Willkühr der Individuen beſtimmte.

2) Es wurden alſo alle Auflagen auf das Getraide und inländiſches Mehl, ingleichen die auf das Malz und Branntweinſchroot aufgehoben. Dieſe Artikel konnten frey in die Städte eingeführt und damit Handel getrieben werden. Die Zölle und das Mahlgeld, die ſeit undenklichen Zeiten davon entrichtet waren, blieben beſtehen.

3) Die Acciſe vom Schlachtvieh wurde vorläufig, unter vorbehaltener beſſerer Einrichtung, mit 1 Pfenning pro Pfund einer jeden Fleiſchſorte beſtimmt; das Schweinfleiſch aber, der geringern Claſſe wegen, gänzlich von Abgaben befreyt. Das Vieh wurde unter Aufſicht geſchlachtet, und die Pfund-Acciſe vom Fleiſcher erlegt. Beym Hausſchlachten

mußte derjenige, der ein Stück Vieh einſchlachten wollte, ebenfalls dieſe Pfundacciſe bezahlen.

4) Die Acciſe vom Wein wurde mit 5 Gr. für jeden Eimer ordinairen, mit 20 Gr. pro Eimer Ungarſchen, Rhein-, Champagner, Burgunderwein ꝛc. erhöht. Dieſen Satz trugen alle andere aus dem Reiche kommende Weine. Die Handlungsacciſe vom Weine wurde aufgehoben, dagegen mußten die Weinſchenken 5 Procent von ihrem Debit erlegen.

5) Vom Bier wurde pro Tonne 18 Gr. bezahlt und feſtgeſetzt, daß allemal auf 1 Scheffel Weitzen und 1½ Gerſten- oder anderes Malz das Abbrauen einer Tonne von 100 Quart Berliniſch, inclusive der 4 Maaß für die Hefen gerechnet, und darnach die Erlegung der 18 Gr. pro Tonne eingeführt wurde. Das Nachbier (und zwar von 5 Scheffel Weitzen- und 7½ Scheffel Gerſtenmalz eine Tonne) blieb acciſefrey. Auf den fremden Bieren blieben die alten Abgaben. Es wurden alle Sorten dahin gerechnet, welche vom Auslande, vom Lande oder andern Städten eingeführt wurden. Beym Einfüllen mußte ſtets ein Acciſeofficiant gegenwärtig ſeyn.

6) Die Auflage auf den fremden Branntwein wurde von 14 auf 10 gr. pro Quart; das Maaß Kornbranntwein von 1 Gr. 6 Pf. auf 1 Gr. heruntergeſetzt. Die Handlungsacciſe wurde zu 10 Gr. pro Eimer im Ausſchank beſtimmt. Jedem war es in den Städten erlaubt, Branntwein zu brennen.

In allen übrigen Sätzen blieb es bey dem alten Tarif. Von welchen Grundſätzen Friedrich ausging, als er das neue Acciſeſyſtem einführte, beweiſet ſein Brief an die Regiſſeurs, von welchem ein Fragment im Nachtrag zum 6ten Buche S. 420 des Mirabeauſchen Werkes, von Movillon überſetzt, abgedruckt ſteht:

Fleiſch. „Es iſt mir unmöglich, zu dieſer Steuer (auf fremdes Schlachtvieh) meine Einwilligung zu geben, ſie iſt für den gemeinen Mann zu drückend. Was das Fleiſch betrifft, ſo kann man den Verkaufspreis auf 19 Pf. ſetzen. Aber der Impoſt von einem Thaler auf jedes Stück fremdes Hornvieh kann nicht Statt finden, und ihr müßt ſonſt einen acciſbaren Artikel auffinden, bey welchem man ſich erholen kann.“

Bier. „Das einheimiſche Bier muß nicht zu hoch verſteuert werden. Es bezahlt bis jetzt 9 Gr.; es mag 12 Gr. bezahlen, aber non plus ultra! — Dagegen könnt ihr die fremden Biere, das engliſche, zerbſter, braunſchweiger und andere ſo hoch impoſtiren, als ihr wollt.

Branntwein. Der Franzbranntwein kann von 14 auf 10 Gr. herabgeſetzt werden; ſo viel laſſe ich mir gefallen. Pfeffer, Zimmt, Specereyen u. dgl. gebe ich euch preis; mit einem Wort, alles was zum Luxus und zum Ueberfluß gehört.“

„Ihr könnt auch alle fremde Weine: Franken-, Necker- und Schwabenwein ſo hoch verſteuern, als ihr wollt; ſo was bezahlt der Arme nicht, und ich ſehe mich als den Sachwalter der Soldaten und Fabrikanten an, deren Vortheile ich alſo allein zu beſorgen habe“ u. ſ. w.

Diejenigen Artikel, welche die größte Einnahme brachten, und alle durch die Veränderung entſtandenen Ausfälle vorzüglich deckten, waren das Salz, der Tabak und der Caffe; von dem erſten wird unten das Nöthige vorkommen, von den beyden letzten Gegenſtänden, deren Verkauf der König für ſeine Rechnung betreiben ließ, handelt ausführlich Mirabeau in ſeinem Werk von der preußiſchen Monarchie 3ter B. 6tes Buch S. 240 ꝛc. Ich werde mir aber nicht die Mühe nehmen, den phyſiokratiſchen Unſinn, den Mirabeau niederſchrieb, hier wiederzukäuen, und die Verläumdungen, welche er gegen den König und de Launay ausſtieß, zu wiederholen; ſie ſind zu abgeſchmackt, als daß ſie einer Erwähnung verdienten.

Der Tabak war einer beſondern Behörde, der Tabaks-Adminiſtration, in Verwaltung gegeben, und mochte 120 000 jährlich einbringen.

Man vergl. des oft allegirten Beguelins D. des A. u. J. W. Speciell über dieſe abgeſchafften Finanzzweige zu handeln iſt hier nicht der Ort.

„Kaum hatte Friedrich Wilhelm den Thron ſeiner Väter beſtiegen,“ ſagt Beguelin l. a., „als er die verhaßte Regie, durch Franzoſen geführt, abſchaffte; durch Franzoſen, die nie nationaliſirt werden konnten, da ſie ſich nicht einmal die Mühe nahmen, Deutſch zu lernen u. ſ. w.“

Allen Maaßregeln zur Aufhebung der Regie und des Caffee- und Tabaks-Monopols, kann ich ſo wenig meinen Beyfall geben, als der undankbaren Verſtoßung des rechtſchaffenen de Lannays, der von 1766 bis 1787 der Regie vorgeſtanden hatte. Waren viele ſeiner

Unterbedienten Schufte, ſo konnte man ſie fortjagen: daß aber der König ſeine noch ungeweihten Hände an eine Finanzmaſchiene legte, die der weiſe Friedrich errichtet, und 20 Jahr conſervirt hatte, das war weder weiſe, noch durch zureichende Gründe motivirt. Alles, was der Stürmer Mirabeau, ſein Nachbeter Movillon, der ſchwatzhafte Zimmermann und ſein Opponent Hr. Nicolai, endlich Hr. Beguelin darüber haben drucken laſſen, reicht gar nicht hin, mich vom Gegentheil zu überzeugen. Man muß nie von den Perſonen auf die Güte der Handlungen ſchließen, die von ihnen ausgehen, ſonſt würde ich ſagen:

> Wenn Friedrich, wie der oben abgedruckte Brief beweiſt, durchaus nicht davon ausging, die Regie zur Bedrückung des Volks zu etabliren, ſondern zur Beſteurung des Luxus; wenn er dieſe Anſtalt 20 Jahr beobachtete, daran beſſerte, und ihren Chef de Launay ſchätzte, wie konnte ein Friedrich Wilhelm II. den ſeine Genußliebe nicht Zeit ließ, Finanzpläne durchzudenken, ein ſolches Werk gleich fallen laſſen?

Es geht nur zu klar aus der Sache ſelbſt hervor, daß Friedrich Wilhelm nicht aus dem Verſtande, ſondern aus ſeinem Gemüthe die Beweggründe zur Aufhebung der Regie hernahm.

Dem gemeinen Volke näherte er ſich wenig, deſtomehr den Schlemmern in Berlin und Potsdam, den hohen Staatsbeamten und Generalen; dieſe Klaſſe fand ſich gedrückt durch die ſtrenge Regie, die kein Anſehen der Perſon ſchonte, und die gerade diejenigen Artikel hoch verſteuerte, welche den Gaumen der Herren kitzelte, Wein, Caffe, Tabak, Gewürze, Leckerbiſſen, engliſche

Waaren ꝛc. Die reichen Kaufleute gehörten auch unter dieſe Klaſſe, vorzüglich aber die deutſchen hohen Staatsbeamten, die Herrn de Lannay und ſeine Subalternen wegen ihres großen Gehalts beneideten. Nun kamen noch die Schreier unter den Schriftſtellern und der über alles abſprechende Mirabeau hinzu, die durch die ſtrenge Regie die Menſchenrechte als verlezt verſchrieen, die heilloſe Tendenz des Zeitalters nach Ungebundenheit — Geſetzloſigkeit, die göttliche Freyheit genannt, und Friedrich Wilhelm der Schwache war bereit, um den Humanen zu ſpielen und der Vielgeliebte genannt zu werden, die Regie abzuſchaffen, und die Tabaks- und Kaffee-Monopole aufzuheben.

Was ſetzte er aber an die Stelle? Das ſoll uns die weitläuftige Verordnung vom 25. Jänner 1787 lehren, die (nebſt einem dicken Tarif und ungeheuer langwieriger Inſtructionen für die neuen Acciſebehörden, wovon keine einzige befolgt werden konnte, weil ſie zuviel verlangte), das Reſultat einer Unterſuchungscommiſſion war, deren Chef Herr von Werder gar nichts von den Dingen begriff, die unter ſeinen Händen vorgingen.

Das neue oben allegirte Reglement, mit welchem für die preußiſchen Provinzen eine neue Periode im Acciſeweſen anfing, beſtimmte im Weſentlichen folgendes:

Der Eingang deutet auf große Mißbräuche, welche in der vorigen Verfaſſung nachtheilig auf die Moralität und den Nahrungsſtand gewirkt hätten.

(Lieber Himmel! Friedrich Wilhelm II. und Moralität! und war denn der Nahrungsſtand im J. 1786 nicht blühend?)

Sicherheit der Staatseinkünfte, Verbeſſerung des Commerze, Erleichterung der dürftigen Klaſſe der Unterthanen, eine möglichſt gleiche Vertheilung der Abgaben und Verbeſſerung des allgemeinen Nahrungsſtandes, ſind unſtreitig die großen Zwecke der Acciſeverwaltung, heißt es in dieſem Reglement.

(Dadurch wurden alſo ſolche erreicht, daß man die Regie und Tabaksadminiſtration aufhob, und den Etatsausfall durch eine neue Mehlacciſe deckte? im J. 1796 aber die Tabaksadminiſtration wieder einführte?

Es wurden nun die üblen Folgen der Monopole geſchildert, wozu man die Data aus den Schriftſtellern entlehnt hatte, die in Frankreich die Revolution machten, welche Friedrich Wilhelm im Jahr 1792 bekämpfte.

Alsdann wird in pomphaften Phraſen die Aufhebung der Tabaksadminiſtration und Caffeebrennpartie angekündigt, leider aber ein trauriges Surrogat ſubſtituirt, die Acciſe von Brod, Mehl und Getraide.

Es heißt in dem Patent:

Zu einiger Deckung des durch die Aufhebung jener Monopole unausbleiblichen Ausfalls in den Staatsrevenüen, ſoll die im Jahr 1766 abgeſchaffte Mehl-Acciſe von 2 Gr. pro Scheffel wieder eingeführt werden.

Was hat nun wohl das Volk gewonnen? Den theuren Caffee und Tabak konnte nur der Reiche und Wohlhabende bezahlen, der Arme mußte ſich deſſen entwöhnen; das platte Land und die reichen Guthsbeſitzer, welche ihren Caffee und Tabak aus den Städten nehmen mußten, bezahlten die Gefälle davon; als aber dieſes

Monopol aufgehoben, der Etatsausfall durch den Impoſt auf das Mehl in den Städten erſetzt wurde, da machte man alle wohlhabenden, beſonders aber die vermögenden Landbewohner frey von einer Abgabe, die von nun an der arme Bürger in den Städten tragen mußte.

Enthält dieſe Maaßregel wohl auf dieſe Weiſe eine Erleichterung? iſt ſie wohlthätig für den Armen geweſen? der überkluge Mirabeau hat daran nicht gedacht! Beym Schlachtvieh wurde die Pfund-Acciſe wieder abgeſchafft, und ſolches nach der Stückenzahl wieder verſteuert. Beym Wein wurde die bisherige Abgabe von fünf Procent für den Debit aufgehoben.

Es wurde die Acciſe pro Eimer gegen ehemals unter den alten Formen erhöht, aber der Adel, wegen ſeiner wohlhergebrachten Rechte, noch immer davon excludirt. Beym Bier wurde die Tonnen-Auflage abgeſchafft, und die auf das Malz ehemals ſchon eingeführt geweſene erneuert. Beym Branntwein wurde die Acciſe auf das Schroot gelegt.

Die Acciſe auf das Waizenmehl wurde erhöht, und es entſtand eine neue Abgabe; eben ſo mußten alle aus- und eingehenden rohen Materialien und Fabrikate, (die Wolle ausgenommen) einen neuen Impoſt tragen.

Kurz, das Ganze hatte das Gepräge einer Unwiſſenheit in dem, was man preußiſches Staatsintereſſe nennen könnte, ſo daß man es kaum begreift, wie man ſich erlauben konnte, eine neue Einrichtung human zu nennen, die den Armen ſeine Bedürfniſſe vertheuerte, und ein überflüßiges, ja ſogar ſchädlich auf die Geſundheit einwirkendes Genußmittel (Kaffee und Tabak) anſcheinend von Abgaben und den Verkehr damit freygeben

Univ. Bibl.

konnte. Das Lächerlichſte der ganzen Neuerung war: Daß man die Acciſeverwaltung in der Form fortwirken ließ, wie ſie die Franzoſen geſchaffen hatten, und dieſe bloß entfernte, um ihre vacanten Poſten mit Deutſchen zu beſetzen. Schändlich war es aber, daß man einen Mann, wie de Lannay, der 20 Jahre lang dieſe Anſtalt zur Zufriedenheit eines Friedrichs verwaltet hatte, zur Unterſuchung zog, ihn ſchnöde behandelte, und ohne daß man ihn eines Verbrechens ſchuldig erklären konnte, ohne Penſion dimittirte.

Beguelin ſagt darüber l. a. S. 182.

„Herr la Haye de Lannay gab Rechenſchaft „ſeiner Amtsführung, wie ein ehrlicher Mann. „Ihm würde wahrſcheinlich nach ſeiner Entlaſſung „eine Penſion geboten worden ſeyn, wenn ſein Eigenſinn ihn nicht vermocht hätte, auf ſeine Entfernung aus einem Staate zu dringen, in welchem „er ſich gekränkt glaubte.“

Daran that er ſehr Recht, und der edle Stolz dieſes Mannes zeugt von der Rechtlichkeit deſſelben. Dies hätte den ſchwachen König belehren ſollen, daß er keinen alten rechtſchaffnen, von Friedrich gewählten und geſchätzten Staatsdiener ohne Urſache verabſchieden, ſondern ihm die Direction der Acciſe hätte laſſen ſollen, die er beſſer, wie der ſchwache Miniſter Werder, geführt haben würde.

Es iſt intereſſant, den Compte Rendu von dieſem Mann zu leſen, wo einer am Ende ſagt:

„Es folgt aus allen dieſen Thatſachen: 1) Daß ich den Staat 20 Jahre lang redlich und nützlich gedient habe, und daß es meine Schuld nicht iſt, wenn meine Dienſte nicht einträglicher geweſen ſind, da ich alle Mittel dazu vorgeſchlagen habe.

„2) Daß ich dem Volke Erleichterung verſchafft habe; denn es hat weniger als jemals an Acciſe bezahlt.“

„3) Daß ich der Induſtrie und den Künſten unter die Arme gegriffen habe, da ſie nichts bezahlen; ſo auch den Handel des Staats der wenig bezahlt; und daß ich nur ihnen zum Vortheil und fürs Publikum gegen Schwärzer und Contrebandiſten Krieg geführt habe.“

„4) Daß ich in allen Stücken eine helle Ordnung eingeführt habe, vermöge welcher man, ſobald es verlangt wird, den ganzen Gang aller Geſchäfte darlegen kann, und wodurch die Treue derſelben geſichert wird.“

„5) Daß ich weiter nichts als die Ausübung der Geſetze verlangt habe, die, ohne die Art ſie auszuüben, nur Spiegelfechtereyen für den Staat, und Vorwände zu Plackereyen fürs Publikum ſind.“

„6) Endlich, daß ich von allem, was ich thun ſollte, das gethan habe, was ich konnte, und daß ich der königlichen Commißion alle Beweiſe und zugleich die Mittel gegeben habe, es beſſer zu machen, wenn ſie alle Feſſeln wegräumt, denen ich unterworfen war.“

„Ich fange damit an, das Publikum zu bitten, die Augen auf die vom Herrn Staatsminiſter von Hertzberg jährlich in der Akademie gehaltenen, und nachher in Druck gegebenen Vorleſungen zu werfen, beſonders auf die vom 24. Januar 1786, welche das Reich im blühendſten Zuſtande, ohne Vermehrung der Laſten, mit einem wohlbezahlten Militair- und Civilſtat, mit angefülltem Schatze, frey von allen Staatsſchulden, ſchildert. Das Geld hat ſich, nach dieſem Miniſter, dermaßen im Lande vermehrt, daß die Zinſen von ſechs auf vier Procent gefallen ſind; ja man könnte ſagen, auf 2½, da die Bank nicht mehr zahlt; der Preis der liegenden Gründe iſt geſtiegen; die Fabriken ſind in dem blühendſten Zuſtande, ſie verfertigen des Jahrs für mehr als dreißig Millionen Thaler Arbeit, die er vorrechnet; der Handel hat nicht nur die Bilanz für ſich, ſondern liefert einen ſehr anſehnlichen Ueberſchuß an Gelde; endlich lebt das gemeine Volk und der Landmann im Wohlſtande, indem der **König** 2 Millionen 900,000 Thaler als Geſchenke hingiebt, die er ſpecificirt. Ein jeder kann aus dieſem glücklichen und wahren Bilde, das ihm ſeine Augen beſtätigen, urtheilen, wie irrig das Bild der Verheerung und des Elends iſt, was man gewagt hat, an die Stelle zu ſetzen.

Mirabeau, durch **Movillon** verbeſſert, liefert dazu im ſechſten Buch S. 429. l. 2. folgende elende Parodie:

Aus allen Thatſachen, Schriften und Verrichtungen des Herrn v. L. folgt:

„1) Daß er den Staat zwanzig Jahre lang auf eine abſcheuliche und ganz unerhörte Weiſe ruinirt, und es nicht an ihm gelegen hat, es ärger zu machen, indem er alle Mittel dazu vorgeſchlagen hat.“

„2) Daß er das Volk völlig zu Grunde gerichtet, indem er es gezwungen hat, weit mehr zu bezahlen, als es ſonſt an Acciſe jemals bezahlt hatte.“

„3) Daß er Induſtrie und Künſte, die mehr als jemals bezahlen, und den wahren Handel des Staats, der auch viel bezahlt, ganz zu Boden gedrückt hat; denn nur gegen dieſe und gegen das Publikum hat er, durch die Schwärzer und Contrebandiſten, die ſeine dummen Anordnungen haufenweiſe hervorbrachten, Krieg geführt.“

„4) Daß er überall eine ſchöne Verwirrung eingeführt hat, die man nur mit vieler Mühe aus einander wickeln wird, um Licht zu bekommen, und über die Treue ſeiner Verwaltung zu urtheilen.“

„5) Daß er nur die Ausübung der von ihm ſelbſt verfertigten Geſetze geſucht hat, die aber nichts als Spiegelfechtereyen und Vorwände zu Bedrückungen fürs Publikum ſind: denn der Name ſeiner Geſetze iſt nur ein Wort; allein die barbariſche Ausübung derſelben iſt eine ſchreckliche Sache, die dieſen Geſetzen den verhaßten Stempel der Tyranney und der Grauſamkeit aufdrückt.“

„6) Kurz, von allem Guten, was er hat thun ſollen, hat er nichts gethan; und es iſt erwieſen, daß die königliche Commiſſion eine herkuliſche Arbeit dabey finden wird, alles Uebel wieder gut zu machen, deſſen Beweiſe ihr Herr v. L. in die Hände geliefert hat.“

So blind iſt der Partheygeiſt, daß er ins Unbegränzte geht. Bey allem Geſchrey über die weiſen preuſſiſchen Acciſeveränderungen, blieb Kaffee und Tabak im alten Preiſe, und man fand ſelbſt, daß mancher ſeit der Adminiſtration beſſern Tabak geraucht habe, wie nachher. Man erhob die Milde Friedrich Wilhelms bis an den Himmel, daß er durch Aufhebung der Monopole die niedergehaltene Handelsfreyheit zweyer Luxusartikel wieder habe aufleben laſſen, und vergaß, daß das drükkendſte aller Monopole, was den großen Haufen trifft, der Salzdebit, ſtehen geblieben war.

Es ſey genug, eine widerſinnige Neurung zu tadeln, deren in allen Fächern bald ſo viele andere folgten, daß man wohl ſah: die preußiſche Staatsmaſchine gehe im Geſchwindſchritt ihrer Vernichtung entgegen.

Seit jenem Zeitpunkt ſind keine weſentlichen Veränderungen im Acciſeweſen vorgegangen; man ſah aber mehreren entgegen, wenn der verabſchiedete Miniſter Stein länger dieſe Partie dirigirte. Sein Vorgänger Struenſee ließ alles den alten Gang gehen, wie Held in ſeiner Biographie berichtet. Eine Veränderung ging wohl dadurch vor ſich, daß Friedrich Wilhelm II. die Tabaksadminiſtration wieder einführte, Friedrich Wilhelm III. ſolche wieder abſchaffte, den Ausfall durch Erhöhung der Mehlacciſe von neuem decken ließ; daß man die Directionen mit den Cammern combinirte, die Landzölle aufhob u. a.

Von den Abrechnungen der Acciſepartieen in Weſtphalen, Südpreußen und den neuen Provinzen rede ich nicht, da Beguelin a. c. ſie weitläufig dargeſtellt hat, worauf ich mich hier beziehe.

Die Acciſe iſt ein Zweig der Conſumtionsſteuern, worunter in den preußiſchen Staaten auch die Zölle und die Salzabgabe gehören, inſofern man darunter jede Steuer verſteht, welche man vom Verkäufer oder Käufer einer Waare einzieht, welche ein Bedürfniß, oder ein Gegenſtand irgend eines phyſiſchen Genuſſes iſt. Die

Acciſe ſchließt aber im Preußiſchen auch eine directe Abgabe in ſich, die man eher zu den Grundſteuern, als unter jene Rubrik bringen könnte; ich meyne die Fixacciſe, welche die ſtädtiſchen Einwohner von dem Ertrage ihrer bürgerlichen Grundſtücke bezahlen müſſen, und die ſchon in dem erſten Acciſereglement ausgeſchrieben worden iſt, deren ich hier nicht weiter, ſo wenig als des Nahrungsgeldes erwähnen werde, welches die Handwerker auf dem Lande bezahlen. Die übrigen verſchiedenen Acciſeabgaben beſtehen:

1) In der Conſumtionsacciſe.
2) — — Uebertragsacciſe.
3) — — Nachſchußacciſe.
4) — — Ergänzungsacciſe.
5) — dem Impoſt.
6) — dem Banko=Impoſt.
7) — der Handlungsacciſe.
8) — der Loosungsacciſe.

Die Conſumtionsacciſe.

Es iſt eine Abgabe, die auf allen Gegenſtänden ruht, welche durch die Thore der Stadt eingehen, und keine Contrebande ſind, und daher nicht einpaſſiren dürfen. Es gehören aber auch Gegenſtände hierher, die nicht einpaſſiren, ſondern in der Stadt entſtehen und zum Genuß verbraucht werden, z. B. junges Schlachtvieh, welches in der Stadt gebohren und conſumirt wird. Dieſe Conſumtionsacciſe hat aber wieder Unterabtheilungen, je nachdem ein Gegenſtand, der roh eingeführt wird, in der Stadt ſehr oft ſeine urſprüngliche Geſtalt verändert.

So giebt das Getraide beym Eingang in eine Stadt eine Abgabe unter dem Namen

Eingangsgeld;

es mag roh oder als Mehl, als Bier, oder Branntwein verzehrt werden.

Wird es vermahlen, ſo giebt dieß Veranlaſſung zu einer neuen Abgabe, der Mahlacciſe.

Wird vom Schroot, Branntwein oder vom Malz Bier gekocht, ſo entſteht dadurch die Malz- oder Branntweinſchroot-Acciſe. Die verſchiedenen Sätze beſtimmt der Tarif.

Der Uebertrag.

Dieſe Abgabe wird von jedem Gegenſtande entrichtet, deſſen Verſteurung 12 Gr. ausmacht. Solche iſt pro Thaler Acciſe mit 1 Gr. 4 Pf. beſtimmt.

Dieſer Uebertrag iſt deshalb von der Hauptacciſe getrennt, damit ſolchen nicht der Arme tragen darf, der ſelten auf einmal 12 Gr. Acciſe bezahlt.

Hierher gehört auch das Zettelgeld, welches im Thor mit 3 oder 6 Pf. bezahlt wird, wenn die Acciſe 2 Gr. beträgt. Man erhält dadurch die Quittung über die bezahlte Acciſe.

Nachſchußacciſe.

Wenn aus einer accisbaren Stadt in eine andere bereits verſteuerte Artikel mit Paſſierzetteln verſendet werden, ſo tragen ſie an dem Orte, wo ſie eingehen, eine neue Abgabe mit 4 Pf. pro Thaler ihres Werths, welche Nachſchußacciſe genannt wird, und in den mehrſten Provinzen eingeführt iſt. Dadurch will man bewirken, daß man in dem Orte, wo man wohnt, lieber ſeine ſämmtlichen Bedürfniſſe kauft, als ſie von andern Orten herkommen läßt.

Die Ergänzungsacciſe.

Nicht alle preußiſche Provinzen haben einerley Acciſeſätze; wenn daher aus einer Provinz, die niedrigere Abgaben hat, Waaren in eine andere verſendet werden, die höher impoſtirt ſind, ſo wird hier das Mehrere ergänzt.

Der Impoſt.

Dieſer iſt unter einem andern Namen, als der der Acciſe auf Kaffee und Wein, deßfalls gelegt worden, weil der Adel auf dem Lande von aller Acciſe frey war; Friedrich, um ihn dazu heranzuziehen, gab jener Steuer den Namen Impoſt. Dieß iſt nun, wie es ſcheint, nicht eine bloße Wortverdrehung, denn jene Waaren geben Conſumtionsacciſe und Impoſt, und der Adel iſt noch immer von der erſtern bis in ſpätere Zeiten frey geblieben.

Der Banko-Impoſt

wird von 500 Stück Citronen und Apfelſinen mit 1¼ Rthlr. und vom Kaffee mit 2 Pf. pro Pfund bezahlt, um den Ausfall zu decken, den die Levantiſche Compagnie wegen Ankauf der Baumwolle hervorbrachte, als ſie zu Grunde ging. Der König ließ ſich durch die Bank das Gründungscapital dieſer Compagnie erſetzen, und um dieſe Summe zu tilgen, wurde obige Abgabe eingeführt.

Die Handlungsacciſe

iſt ein Aequivalent der Nachſchußacciſe, die ſonſt von der Waare, wenn ſie gleich verſteuert werden mußte, nach der Verſendung am Beſtimmungsorte erhoben wurde. Wenn man z. B. einen Centner Kaffee, der in Berlin verſteuert worden iſt, nach Cüſtrin verſendete, ſo wurde in Cüſtrin der Nachſchuß erhoben; wogegen dieſe Erhebung nicht Statt fand, wenn der Berliner Kaufmann die Handlungsacciſe davon entrichtet, und den Kaffee unverſteuert verſandt hatte.

Man geht aber doch auch in einigen Städten hiervon ab, und läßt den Nachſchuß dennoch zahlen.

Die Looſungsacciſe

wird von Waaren bezahlt, die vom Lande auf Jahrmärkte zum Verkauf gebracht werden; ſie beträgt 2 Procent in der Regel. (**Beguelin** a. l.)

Auf dieſes Buch verweiſe ich Jeden, der von der mancherley Aufſicht unterrichtet ſeyn will, welche die Acciſe-Einnahme erfordert.

Funfzehnter Brief.

Berlin.

Zu der Acciſe gehört auch der Zoll. Die Land- und Waſſerzölle (verſchieden von den Weg- und Brückenzöllen, die man auch oft ſo nennt) haben mit der Acciſe eine Tendenz; weßhalb ihre Verwaltung ebenfalls dem Acciſedepartement und den Provinzialbehörden, die davon abhängig ſind, anvertraut iſt. Die Zölle fließen, ſo wie die Acciſe, zu einerley Kaſſen, und ihre Laſt trifft den Konſumenten. Sie werden von den Waaren im Innern von einem Ort zum andern, und von einer Provinz in die andere, an den Flüſſen, an den Küſten und Landſtraßen erhoben. Die im Innern des Landes Statt findenden Zölle heißen:

Bienenzölle.

Ihr Urſprung iſt ſehr alt, und rührt aus den Zeiten her, wo die Regenten ſich für den Schutz der Kaufmannsgüter bey ihrem Transport von den Kaufleuten bezahlen ließen.

Der Zoll an den Gränzen entſtand in neueren Zeiten, wo man ſich ſeiner bediente, um die Aus- und Einfuhr zu dirigiren. Die in den preußiſchen Provinzen Statt findenden Bienenzölle wurden bisher nach der alten Obſervanz entrichtet und darnach abgeführt; die Zölle an den Gränzen und die Tranſito-Abgaben ſtiegen und ſtelen nach Verſchiedenheit der Artikel, deren Abſatz man erſchweren oder erleichtern wollte.

Die Bienenzölle waren eine große Laſt für das Publikum, und ſind daher jetzt modificirt; worüber unten ein Mehreres. Es exiſtirt in ihrer Anlegung gar kein Prinzip; ja in einigen Provinzen wurde nach Diſtrikten der Zoll von ein und der nämlichen Waare in verſchiedenen Sätzen erhoben.

Seit Friedrichs Regierung bediente man ſich der Gränzzölle, um den Waaren, die von außen hereinkamen, theils völlig, theils durch Belaſtung mit Abgaben den Eingang zu erſchweren, beſonders wenn ſie im Lande fabricirt wurden. Die Ausfuhr inländiſcher Fabrikate wurde aber durch die herabgeſetzten Oderzölle erleichtert, die der rohen Producte auf der Weichſel bey Fordam und an der Montauer Spitze ſehr erſchwert. Alles, was nach Danzig declarirt wurde, gab hier 12 Procent mehr an Abgaben als nach Elbing, was aber ſeit der Acquiſition von Danzig aufgehört hat.

Man leſe hierüber Mirabeau s. l. M. B. und Beguelin a. l. nach.

Wichtig iſt aber die Verordnung vom 26ſten Decbr. 1805, welche größtentheils den Bienen- und Landzöllen ein Ende macht.

Dieſemnach ſind die Land-, Bienen- und Provinzialzölle in Pommern, in der Neumark, Churmark, in Magdeburg, Halberſtadt, Mansfeld und Hohenſtein gänzlich aufgehoben; in den übrigen Provinzen ſind ſie noch beybehalten. (Warum? dieß iſt nicht geſagt.) Eben ſo ſind die Zölle an den Kanälen in der Churmark und im

Magdeburgiſchen ermäßigt. Sämmtliche Gränzzölle und Tranſito-Abgaben ſind geblieben.

Was das Salzweſen anlangt, ſo wird des Monopols, welches die Regierung damit treibt, hier nur beyläufig erwähnt, da der Gewinn offenbar eine Conſumtionsſteuer iſt. Es wird davon insbeſondere das Nähere geſagt werden.

Sechszehnter Brief.

Berlin.

Man ſieht deutlich aus der oben ſkizzirten Geſchichte dieſes Finanzzweiges, daß bis zur Zeit Friedrichs des Großen die verſchiedenen Arten von Conſumtionsſteuern nach und nach entſtanden ſind, und daß dabey eigentlich gar keine Gleichheit in der Vertheilung Statt fand. Die Regenten ergriffen mit Begierde dieß Mittel, die Städte und den dritten Stand durch dieſe neue Abgaben in Contribution zu ſetzen, und dazu indirect den Adel mit heranzuziehen, inſofern er in den Städten Bedürfniſſe einkaufte, da derſelbe in Bewilligung neuer Auflagen immer ſchwieriger wurde. Auf der andern Seite brauchten die Regenten aber immer mehrere Einnahmen, da ſie alle Jahre ihre Armeen verſtärkten, was beſonders in Preuſſen Friedrich Wilhelm, der Churfürſt, that.

Man raffinirte nun nur ſtets darauf, Conſumtibilien, die noch nicht mit Abgaben belegt waren, damit zu belaſten, und dazu ſolche nothwendige Bedürfniſſe zu beſtimmen, die ein jeder brauchen mußte, damit die Auflage ſicher einging.

Ob Verhältniß darin war, darum bekümmerte man ſich nicht.

Friedrich wollte nun, wie oben ſchon bewieſen worden iſt, die kühne Idee mit Gewalt durchſetzen: die nothwendigſten Lebensmittel wenig, und auf dem platten Lande gar nicht; die feinern Genußmittel in ihren Gradationen immer verhältnißmäßig höher impoſtiren zu laſſen, je koſtbarer ſie waren.

Er wollte es durchſetzen: den auswärts gefertigten Fabrikaten den Eingang in ſein Land zu ſperren, die man hier ſelbſt producirte; den Ausgang der rohen Producte aber zu hindern, die man im Lande verarbeiten könnte. Er wollte für ſeine Nation den Hausvater und Caſſirer machen, ſeine ſchläfrigen Unterthanen durch hohe Abgaben zur Arbeit, zum Kunſtfleiß antreiben, und da, wo er von dieſem nur die geringſten Spuren erblickte, das Geld wieder haufenweiſe dazu unmittelbar hergeben. Dieſe Abſicht des Königs geht ſehr deutlich aus der Unterredung hervor, die er mit dem Miniſter von der Horſt hielt, und die Zimmermann in ſeinen Fragmenten im 2ten B. S. 174 hat drucken laſſen, worin es heißt:

„Die Beförderung des Geldumlaufs wird mir leicht, in Gegenden, wo ein natürliches Gewerbe und viele Bevölkerung iſt. Aber ſie wird mir ſchwer, in Gegenden, wie Hinterpommern, Lauenburg und Bütow, wohin nicht einmal viele Truppen verlegt werden können. Monatlich geht dort mehr an Gelde auch nur zu den Generalcaſſen heraus, als wieder dahin fließet: denn die Einwohner haben kein zuſammenhängendes Verkehr mit den übrigen Provinzen. Es würde gar nicht taugen, wenn ich wollte baares Geld dahin ſchicken, und gleichſam als ein Allmoſen vertheilen. Aller Trieb zum Erwerbfleiße würde dadurch aufhören. Lieber will die menſchliche Faulheit ohne Arbeit leben, wenn ſie auch ſchlechter lebt. Alſo helfe ich mir damit, daß ich in bevölkerten Gegenden bauen laſſe; und dieß iſt ein vortreffliches Mittel, wenn gleich die Gebäude unnütz ſcheinen: denn jeder Künſtler und jeder Tagelöhner findet dabey Arbeit, wenn er ſie verlanget. In wüſten Gegenden veranſtalte ich Radungen, Urbarmachung der Brüche, allerhand Arten von Grundverbeſſerungen. Dieß iſt an ſich nützlich, und dann vermehrt es auch immer die Bevölkerung.“

Dieſe Notiz des Ritters von Zimmermann wird durch Friedrichs hinterlaſſene Werke beſtätigt, in welchen er, beſonders im 6ten Bande, in einer Abhandlung die Pflichten der Regenten auseinander ſetzt, worin es heißt:

„Der Fürſt iſt für den Staat der Kopf, er muß für ihn handeln, denken, fühlen“ u. ſ. w.

Mirabeau hat in ſeinem oft angeführten Werke dieſe Grundſätze des Königs ſowohl, als ihre Anwendung bey den Tabaks-, Zucker-, Salz- und Kaffee-Monopolen, bey den indirecten Abgaben überhaupt, und bey der Einführung der franzöſiſchen Regie ganz beſonders getadelt. Neuere Schriftſteller, beſonders Krug und Schmalz, haben ihm darin nachgebetet.

Dieſemnach ſtellten ſie (beſonders Mirabeau) ein grelles Gemälde von dem fiskaliſchem Weſen und den Zwangsmaaßregeln auf, die den preußiſchen Unterthan belaſteten, und deuten darauf hin, daß kein Staat in der Welt mehr ausgeſogen und tyranniſirt werde, als dieſer. Die Erfahrung widerſpricht ihnen geradezu: der preußiſche Staat war bey dem Tode Friedrichs in der blühendſten Verfaſſung; alle Kräfte, die ihm die Natur verliehen hatte, waren in reger Thätigkeit; ſie waren ſämmtlich von Friedrich geweckt und aufgerüttelt worden, und das war für das träge Volk nöthig, welches den größten Theil der preußiſchen Provinzen bewohnt.

Jene Grundſätze mögen für den Süden paſſen; ich will es zugeben (bis auf die directen Steuern). Ich zweifle gar nicht: wenn Spaniens Klima und ſeine Erzeugniſſe; wenn Italiens klaſſiſcher Boden frey vom Zwange wäre, der zeither auf ihm laſtete; wenn die Regenten dieſer Länder nur den Naturkräften der Völker, die deſſen Boden anbauen, freye Entwickelung ließen, ſie würden bald die höchſte erreichen, wie es Italien ſchon einſt bewieſen hat.

In Preußen, Pohlen und Rußland ſind aber jene Grundſätze gar nicht anzuwenden; es fehlen hier alle Requiſite der Entwickelung. Beſonders ſind die Marken und ein Theil von Pommern die unfruchtbarſten Länder, wie ſie kaum das wüſte Arabien darbietet. Wenn nun auf dem Völkerſtamme, der dieſe Sandſchellen bebaut, ſeit Jahrhunderten der Feudalism laſtete, Faulheit, Dummheit, Abgeſpanntheit und Sklavenſinn im Gefolge; wenn die Städte, ohne allen Kunſtfleiß und Kunſtſinn, nur die allergewöhnlichſten Bedürfniſſe, für jene producirende Klaſſe und für die Schmarotzerpflanzen unter ihnen (den Adel) lieferten, und die Tendenz aller Handlung blos dahin ging, wo die Producte des Auslandes (Colonial-

Waaren) am wohlfeilſten zu haben waren; wenn dem dritten Stande alle Capitale zu großen Anlagen fehlten; wenn der Ackerbau nur von außenher den Reitz erhielt, und ſeine rohen Erzeugniſſe gegen wechſelnde Modeartikel des Auslandes vertauſcht würden; wenn es endlich an allem Seehandel, an Schiffahrt und ſelbſt an Capitalen für den Ackerbau fehlte, um den Acker tragbarer zu machen: ſollte da nicht ein Regent, belebt durch den Geiſt Friedrichs, handeln? im allem vorangehen? alles elektriſiren? nicht blos die der Cultur im Wege ſtehenden Hinderniſſe wegräumen; ſondern ſo thätig als möglich ihre Räder fortſchieben?

Was würde er durch eine ſolche Paſſivität, als ſie die Krugianer verlangen, ausgerichtet haben?

Das Leibeigenthum iſt ein ſtarkes Impediment, dieß hätte er nach jenen Grundſätzen fortgeſchafft; ſo ſagt der Philoſoph! Der praktiſche Geſchäftsmann ſagt aber:

> Das vermochte er nicht, wenn er nicht vorher beym Sklaven einen Reitz zur Freyheit gab; wenn er nicht vorher gewaltſam auf das Fortrücken des Ackerbaus durch Bevölkerung, durch Unterſtützung der Fabriken und der Induſtrie, ſelbſt dadurch, daß er ein Kaufmann wurde, Seehandlung und Bank fundirte, hinwirkte.

Man frage in Pohlen einmal nach:

> Ob der Bauer frey ſeyn, ein Eigenthum haben — für ſich arbeiten will?

Der Pohle ſchlägt es gewiß aus, da er ſich, als die Sau im Koth, in ſeiner Paſſivität beſſer gefällt, worin der Grundherr für ihn denken und handeln muß.

Friedrich mußte für Preußen Hausvater, Caſſirer und Arzt ſeyn.

Er mußte hohe Abgaben da nehmen, wo das Vermögen war, ſie bezahlen zu können; das geſchah durch die Beſteurung entbehrlicher Artikel, des Kaffee, des Tabaks u. a. Das auf dieſe Art eingenommene Geld mußte er wieder anderwärts anlegen, wo es an Reitzmitteln fehlte.

Man ſchrie ſo ſehr über die Tabaksregie; was hat ſie denn geſchadet?

Die 1200000 Rthr., die ſie einbrachte, fielen in des Königs Chatoulle; hat er ſie daraus an die Schlemmer, Maitreſſen, für Jagdhunde und eine müßiggehende Hofhaltung weggeworfen? Nein! Er hat dafür Sümpfe austrocknen, große Gebäude aufführen laſſen u. dgl.

Die Tabaksraucher haben alſo nichts verlohren, denn was ihnen der König nahm, und was ſie ohne Noth im Rauch aufgehen ließen, das floß manchem Künſtler, manchem Gewerk, manchem Handlanger zu, die Brod und nothwendige Lebensbedürfniſſe dafür kauften.

Wenn Arbeit nur allein genießbare Producte zu Tage fördert; wenn dieſe nur einen Werth haben, woran man nicht zweifeln kann, ſo lange Nachfrage darnach iſt, ſo mußte Friedrich ſeinen Staat reich machen, da er ſie mit Gewalt erzwang. Als Arzt hat Friedrich vielleicht ſeinem Kranken (dem Staate) oft eine ſpaniſche Fliege aufgelegt, die da, wo ſie hingelegt war, Blaſen zog; aber blühte der ganze Körper nicht bald nachher? Grade ſeit 1766 bis 1786, ſeit der Einführung der Regie, welche alle Welt ſo ſehr verſchrie, geſchah dieß.

Doch, ich gehe zur nähern Beurtheilung des Acciſe- und Zollweſens über.

Hatte Friedrich auch die ſehr richtige Idee von dem ſteigenden Luxus ſteigende Steuern zu erheben, ſo wurde er doch nicht verſtanden und dieſe Idee nicht richtig angewendet, ſelbſt de Lannay rühmt ſich: dadurch, daß er den Kaffee von 6 auf 2 Gr. in der Acciſe herunterſetzte, Millionen gewonnen zu haben.

Es war aber nicht die Rede vom Gewinn, ſondern von einer richtigen graduirten Verſteurung des Genuſſes.

Friedrich machte das platte Land frey von der Acciſe ſeiner rohen Producte, zwang aber die erſten Producenten, ihre Erzeugniſſe in die nächſte Stadt zu fahren, wenn auch an den Flüſſen eine ſtärkere Nachfrage darnach war, wodurch jenes Privilegium ausgeglichen wurde.

In neueren Zeiten hat man das Commodum dem platten Lande gelaſſen, das Incommodum aufgehoben. Nun iſt alles Verhältniß in den Conſumtionsſteuern gänzlich vernichtet; die Städte müſſen zu Grunde gehen.

Herr von Held hat irgendwo, ich glaube in der Biographie des Miniſters Struenſee, geſagt:

> Man müſſe die preußiſchen Staaten in den Continent und in Inſeln eintheilen; im erſtern alle Conſumtionsſteuern in die Gränzzölle verſchmelzen, von letztern ein Fixum nehmen.

Er hat Recht. (Jetzt iſt er freylich arrondirt.)

Der preußiſche Staat muß erſt ein Arrondiſſement haben, ſeine Inſeln, Cotbus, Erfurth, Weſtphalen in feſtes Land verwandeln, ehe er hoffen darf, ein richtiges Conſumtionsſteuerſyſtem zu beſitzen.

Die Conſumtionsſteuern ſind hoch im Preußiſchen, das iſt wahr. Was ſchadete es unter Friedrich? Nichts!

Wenn der Regent die Staatsabgaben nur nicht durch Müßiggänger verſchlingen läßt, die nicht arbeiten, ſondern großen Aufwand durch Anlagen machen, die Arbeit, Verkehr, und den Verdienſt entſtehen laſſen, ſo ſchaden die hohen Abgaben nicht, ſie ſind der Zitterſtoff, der das Todte lebendig macht; gut geleitet, iſt das Abgaben-Syſtem (und es war unter Friedrich) eine Geldcirculationsanſtalt. Friedrich ſchüttelte den Champagner ſo, daß er muſirte; unter ihm hatte alles das Gepräge der Thätigkeit. Das Geld wirkt nur durch die Circulation, (im Kaſten iſt es kein Stimulus für die Production), indem der Beſitzer deſſelben ſich auf der Stelle ſo viele Genußmittel dafür eintauſchen kann, als er will, da es ſelbſt eine Realität iſt, und die ganze Welt ihm einen Werth zugeſteht, der in ſeinem Glanz, in ſeiner Flexibilität, in ſeiner Theilbarkeit liegt, ſo kann das, was dieſer Werth auch Ideales hat, nie in der öffentlichen Meynung fallen. Circulirt es ſchnell, ſo iſt dies ein Beweis, daß viel producirt wird, und das Reſultat der Arbeit der Staatsbürger, in welchem Genre es auch ſey, iſt ihr Reichthum.

Sind die Conſumtionsſteuern im preußiſchen Staate an und für ſich nicht verwerflich; war es die Idee Friedrichs noch weit weniger, ſie richtiger zu vertheilen, ſo iſt doch die Art und Weiſe ſehr unrichtig, wie man jene Ideen beſonders ſeit dem Jahre 1787 in Ausführung gebracht hat; ja ſie iſt ſelbſt lächerlich, und Held verſichert:

Daß kein Gott im Stande ſey, die 21000 Acciſegeſetze zu faſſen und anzuwenden, welche erlaſſen worden wären, um in dieſen Wirrwar Ordnung zu bringen.

Struenſee war zu alt und zu muthlos, dieſen fortrollenden Coloß aufzuhalten, oder ihm eine andere Richtung zu geben. Herr von Stein iſt im Verſuch dazu untergegangen. Der jetzige Krieg reinige vielleicht (gleich wie ein Orkan die Luft) den preußiſchen Staat von manchem Unſinn und ſeinen Verehrern, wohin ich auch die jetzige Acciſe-Verfaſſung rechnen muß.

Man theile doch die Conſumtionsſteuern in Zölle und Conſumtionsſteuern.

Der Zoll muß im Innern ganz ceſſiren, an den Grenzen habe er ſeine Beſtimmung, und werde hier unter einer Rubrik von allen Artikeln, die ins Land hinein-, und von allen rohen Produkten erhoben, die hinausgehen. Ich nehme davon die Contrebande und die Exporten aus, welche verboten ſind, da ſie weder ein- noch ausgehen dürfen.

Die zweyte Abgabe wurde unter der Rubrik von Acciſe gehoben.

a) Vom Salze;
b) vom Mehl, Malz und Branntwein-Schroot;
c) vom Fleiſch nach der Stückzahl;
d) vom Brennholz;
e) von Equipagen und Reitpferden zum Vergnügen;
f) von überflüßigen Hunden;
g) vom Schauſpiel und allen Abarten deſſelben;
h) von Tanzboden und Concerten, mit einem Worte von der Muſik.
i) von Billards;
k) von Spielcharten;

kurz, von allen Gegenſtänden, die der Zoll nicht ſchon trifft, und die zum Vergnügen und Genuß dienen.

Die Acciſe müßte ſowohl das platte Land als die Städte treffen, ſeit alle Zwangsgeſetze für den Ackerbau im Innern ſtillſchweigend aufgehoben ſind.

Iſt es nicht die größte Ungerechtigkeit, ja, iſt es nicht eine Abſurdität:

daß in den Städten auf den Brauereyen die Acciſe haftet, vor den Thoren aber die adlichen oder Amtsbrauereyen davon befreyt ſind, weil ſie zum platten Lande gehören?

Warum ſoll der Edelmann ſein Brod unverſteuert eſſen, unterdeß die Bürger in ſeiner Mediatſtadt für dieſen Genuß bezahlen müſſen?

War es nicht ungerecht, den Ausfall vom Tabaks-Monopol, der auch das platte Land traf, den Städten durch eine neue Mehlacciſe allein aufzubürden?

Dagegen wären zu caſſiren:

Das Eingangsgeld vom Getraide.

Wird die Abgabe vom Mehl, vom Malz, vom Schroot, vom Vieh dieſe nicht erſetzen?

Wozu einen Gegenſtand doppelt hervorziehen? Etwa um die Adminiſtrationskoſten zu vermehren?

Die Fix-Acciſe und die Nahrungsgeld-Abgabe wären aufzuheben, erſtere in eine Grundſteuer zu verwandeln, letztere zu caſſiren, da ſie eine ſchädliche Erwerb- und Perſonenſteuer iſt.

Die Uebertrags-Acciſe

iſt eben ſo ein Unding; will man den Armen dadurch wohl, ſo iſt dies ohne Regel; der Arme conſumirt wenig, und die Acciſe vom Luxus trift ihn nicht, darin liegt ſeine Begünſtigung.

Das Zettelgeld iſt eben ſo ohne Raiſon eingeführt, es iſt eine Zugabe ohne Regel. Fort damit.

Der Nachſchuß und die Ergänzungsaccise ſind ebenfalls abſurd; Gleichheit ſey in den Abgaben aller Provinzen eines Staats.

Giebt denn die Accise-Kaſſe auch einen Zuſchuß, im Fall aus einer Provinz in die andere eine Waare geht, die in jener höher verſteuert war, wie in dieſer?

Der Impoſt fällt von ſelbſt weg, wenn das platte Land den Städten gleich geſetzt würde.

Der Banko-Impoſt iſt ein bloßes Wortſpiel.

Durch die Handlungs-Accise wird aber ein Pleonasmus begangen, ſo wie durch die Looſungs-Accise.

Wozu ſo viele Worte für ſo einfache Begriffe? Sie vermehren unnützerweiſe die Officianten und das läſtige der Zahlung, es geht dabey oft für den Contribuenten mehr Zeit verlohren, als die Abgabe werth iſt.

Wollte man endlich die eigentliche Partie honteuse der preußiſchen Finanzverwaltung abſchaffen, ſo wäre dies wohl ſehr weiſe: als die Abgabe von den Scharfrichtereyen, die Chargengebühren, die Conceſſions-Jura für bürgerliche Nahrung, und die Paraphen-Jura u. a. m.

Ich ſchließe dieſen Brief mit der Bemerkung: Daß es im Finanzweſen der erſte Grundſatz iſt, das Mannigfaltige zu vermeiden, und die Einfachheit ſich zur Norm dienen zu laſſen. Wenige Zahlen überſieht man leichter, wie viele, und wo Controlen und Reviſionen überflüßig gemacht werden können, iſt es baarer Gewinn.

Tableau von den Acciſe- und Zoll-Revenüen im Etatsjahre 179⅞ nach Krug.

	Brutto-Einnahme.												Adminiſtrationskoſten.			Bleibt reiner Ueberſchuß.		
	An Acciſe.			An Zoll- und Licentgefällen.			An Strafgefällen.			Sa.								
I. Im Oſtpr. Depart.	944945	15	2	349514	22	—	1374	13	2	1295834	20	4	168628	18	11	1127206	8	8
II. Im Weſtpr. Dep.	945162	11	10	204358	22	8	2670	9	4	1153191	19	10	171826	6	1	981365	13	9
III. Im Südpr. Dep.	544599	3	8	720371	4	9	5813	18	10	1270784	3	3	170066	9	1	1100717	18	2
IV. Im Pommer. Dep.	619082	22	11	118348	20	—	2156	19	8	739588	14	7	99342	7	10	640246	6	9
V. Im Neumärk. Dep.	290456	9	2	82026	17	8	1261	4	8	373754	7	6	50351	22	8	323402	8	10
VI. Im Schleſ. Dep.	1527741	19	3	326582	1	10	10307	6	9	1864631	3	10	165506	21	2	1699124	6	8
VII. Im Churm. Dep.	2227335	20	2	423466	5	6	11698	6	4	2662500	8	—	248353	22	—	2414146	10	—
VIII. Im Magdeb. Dep	609727	14	—	277959	17	2	5032	12	8	892725	19	3	153636	15	5	739089	3	10
IX. Im Halberſt. Dep	178783	—	8	59937	20	8	2065	4	3	240777	1	8	39862	14	9	200914	10	4
X. Im Weſtphäl. Dep.	—	—	—	127150	6	7	89	12	8	127239	18	4	12309	4	9	114930	13	7
Sa. nach Krug	7888834	20	4	2689726	12	—	42396	8	4	10620957	9	8	1279875	12	9	9341081	20	11

Siebzehnter Brief.

Berlin.

Ich habe es verſucht, das General-Staatseinkommen in der anliegenden Berechnung zu beſtimmen.

So gewiß man auch die Hauptrevenüen an Domainen, Contributions- und Accise-Einnahmen angeben kann, und ſo gewiß, wie außer den beſtändigen Grundſteuern die andern beyden Einnahmen zur Zeit des Friedens, und des ſtets größer werdenden Luxus und der Verſteigerung des Preiſes der Dinge erſter Nothwendigkeit, im Wachſen waren, ſo kann man doch nur für ein Jahr die Sicherheit der Staatseinnahme und Ausgabe bürgen, wo man die General-Rechnungen inſpicirt.

Iſt die anliegende Berechnung auch nach einem Durchſchnitt von ſechs Jahren gemacht, ſo dürfte doch das Jahr 1806 und 7 eine groſe Differenz gegen die vorigen Jahrgänge hervorbringen, da der Krieg die mehrſten Provinzen durchzieht, die ſchon früher durch Hungers- und Waſſersnoth litten; es fehlt nur noch die Peſt, um alle Geiſſeln der Menſchheit auf einander in den preußiſchen Provinzen folgen zu laſſen.

Von dieſem Staatseinkommen muß man nun noch den Betrag desjenigen abziehen, was jährlich zur Abzahlung der Staatsſchuld angewieſen worden iſt, die unten vorkommt.

General-Staatseinkommen des preuß. Staats.

I. Staatsrevenüen aus den alten Provinzen.

	Rthlr.
1) Domainen	6000000
2) Contribution	8000000
3) Accise	11000000
4) Salzrevenüen	2000000
5) Poſt	2000000
6) Berg- und Hüttenweſen . . .	1200000
7) Stempelrevenüen	1500000
8) Chargen-Jura	300000
9) Conceſſions- und Straf-Jura, Incolats-Gefälle	100000
10) Lottorevenüen	500000
11) Bankgewinn	500000
12) Seehandlungs-Gewinn . . .	650000
13) Münzrevenüen	300000
14) Servis	2000000
Summa	36050000

II. Aus den neuen Provinzen,

nach dem Frankf. Gen. Staatshandb. im J. 1803

1) Baireuth . .	1000000	Rthlr.	
2) Paderborn . .	500000	—	
3) Eichsfeld, Erfurt ꝛc.	400000	—	
4) Münſter . .	700000	—	
5) Hildesheim . .	500000	—	
			3100000
		Summa	39150000

Ausgaben.

1) Königl. Hausetat .	2000000	Rthlr.
2) Militairetat incl. Servis	20000000	—
3) Civiletat . .	6000000	—
4) Uebrige Ausgaben .	7000000	—
	35000000	—
Ueberſchuß zum Schatz	4000000	—
	39000000	—

Von der königlichen Bank.

Friedrich II. widmete nach dem ſiebenjährigen Kriege ſein ganzes großes Herrſchertalent der innern Cultivirung ſeiner Staaten; er ſah ſich als den erſten Diener deſſelben an, nannte ſich ſelbſt ſehr oft ſo, ſchrieb einen Antimachiavel und eine Abhandlung über die Regierungskunſt; ſchrieb aber nicht blos trockene Paragraphen darüber, und ließ ſie in der Form der landesherrlichen Edikte drucken, oder wollte dadurch als Schriftſteller glänzen; ſondern er brachte ſie mit Energie in Ausübung, theilte ſeinen Geiſt dem damaligen Miniſterium und Generaldirectorium mit, und die Folge hat gelehrt, daß ſein Syſtem zwar ſtrenge, aber ſegenvoll für den Staat war; da wir heute noch oft ernten, wo Friedrich ausſäete, da reife Früchte pflücken, wo der große König gepflanzt hat.

Viele haben es getadelt, daß Friedrich ſeine Kraft nicht blos dazu anwendete, den Staat gegen äußere Angriffe zu ſchützen, und durch eine gerechte Gerechtigkeit das Privateigenthum zu ſichern; die Finanzen ohne Druck der Unterthanen mit weiſer Oekonomie verwalten zu laſſen; ſondern daß er ſich auch in das Fabrikweſen und in den Handel miſchte, daß er, um jene emporzubringen, Monopole ertheilte, und um dieſe zu heben, Compagnien und eine Seehandlungsſocietät errichtete; daß er die Revenüen des Staats ſtrenge und mit großer Unbequemlichkeit für die Conſumenten durch Conſumtionsſteuern einhob; daß er nur bedingt den Ackerbau begünſtigte, und ihm dieſer immer dem Fabrikweſen untergeordnet erſchien.

So erzählt Mirabeau: der König habe davon reden hören, daß die Bank in London die Hauptſtütze des engliſchen Handels ſey, und daß daher eine ähnliche Anſtalt in Berlin die nämliche Wirkung hervorbringen müſſe; da er aber nichts vom innern Haushalt einer Bank verſtanden, ſo habe er ſich an den Oberſten Quintus Icilius gewendet, und dieſem aufgetragen, einen Plan zur Anlegung einer Bank zu verſchaffen; dieſer, eben ſo unwiſſend in dieſem Fach, habe den Kaufmann Gotskovsky um Rath gefragt, welcher ſich von einem ſeiner Correſpondenten in Hamburg einen Extract aus dem Reglement kommen laſſen, was der dortigen Bank zum Grunde gelegt ſey, woraus denn ein Plan entworfen und dem König vorgelegt worden wäre.

Es mag nun Wahrheit hierin liegen oder nicht, ſo iſt es gewiß, daß der König, der ſeine innere Staatswirthſchaft beſſer kannte, wie Mirabeau, die Banken deßhalb gründete:

a) Weil er zur Begründung ſeines Staatsſyſtems eines Schatzes bedurfte, ſtatt daß alle übrigen damals geltenden Mächte in Europa Schulden, und einen Papierkredit eingeführt hatten. Damit aber durch Einziehung der Revenüen aus der Circulation zum Schatze nie Geldmangel entſtehen ſollte, war die Bank ein Mittel, das Geld gegen ſichere Papiere im Handel und Wandel wieder in Cours ſetzen zu laſſen.

b) Da die Einrichtung der Leihhäuſer in den angeſehenſten Provinzialſtädten damit verbunden wurde, und oft ſolide Fabrikanten viele Waaren auf dem Lager hatten, wofür ſie beym Lombard Geld auf

Credit für billige Zinſen erhalten konnten, ſo wurden dieſe dadurch den Händen der Juden entriſſen.

c) Da man keinen ſichern Geldcours und Münzfuß hatte, die Hamburger nach Willkühr ſolchen beſtimmten, ſo ſollte nach einem feſten Prinzip in Bancogeld gerechnet werden.

d) Da die Guthsbeſitzer nach dem ſiebenjährigen Kriege in Wucherer Händen waren, weßhalb die Pfandbriefe eingeführt wurden, ſo ſollten auch ſichere Obligationen derſelben discontirt werden.

e) Wollte man eine Girobank der Bequemlichkeit wegen haben, wohin ein jeder ſeine Kaſſe bringen konnte.

f) Aus eben dem Grunde ſollte eine dem Bedürfniß des Handels angemeſſene Anzahl Banknoten zu 10, 50, 500, 1000 Pfund in Cours geſetzt werden.

Der König entließ zu dem Ende unterm 7. Junius 1765 eine Verordnung, worin er jene Tendenz dieſes Inſtituts ausſpricht. Es heißt darin:

„So haben wir hierbey bey Heilung der Wunden, die
„der ſiebenjährige Krieg dem Staate geſchlagen hatte,
„überzeugend eingeſehen, daß die Errichtung einer
„Bank in unſern Staaten das vornehmſte Mittel
„wäre, durch den mehreren Umlauf des Geldes, in
„allen Wechſel- und Handelsgeſchäften das Commer-
„cium blühend zu machen, und in der Folge zu er-
„weitern.“

Es wurde alſo hiernach unterm 20. Julius 1765 eine vereinigte Giro-Disconto- und Leihbank in Berlin, in Minden, Königsberg und Breslau errichtet, welche letztere aber von der hieſigen Hauptbank abhingen. Der

König ernannte einen Miniſter zum Chef dieſes Inſtituts, der ihm allein blos reſponſabel war. Er garantirte dieſe Bank, und gab zum Fond der Handlungs- und Leihbanken 8 Millionen baares Geld her.

Hundert Pfund Banko wurden zu 125 Rthlr. Friedrichsd'or berechnet und vorgeſchrieben, daß im Handel und Wandel nach dieſem Bankogelde gerechnet werden ſollte.

In den Discontocomptoirs ſollten nach Artikel 23 allerley Wechſelbriefe, Obligationen und alle und jede determinirte, ſichere, acceptirte, und mit gutem Endoſſement verſehene Papiere gegen ½ Procent pro Monat discontirt werden.

Unterm 24. October 1766 wurde dieſe Anſtalt erweitert, und beſonders noch feſtgeſetzt: daß Bankozettel oder Noten, wie ſchon oben erwähnt wurde, ausgegeben werden würden, die aber keinen gezwungenen Cours erhalten, und nur auf zwey Monate laufende Wechſel mit 3 Giranten gegen ¼ Procent Zinſen pro mense discontirt werden ſollten.

Der oben angeführte Mirabeau meint nun, (nachdem er alle Vortheile der Bank im Allgemeinen und ihre Nachtheile geſchildert hat): „daß in keinem Lande in der Welt eine Bank weniger genutzt hätte, wie im Preußiſchen; denn es hätten hier gar keine Staatspapiere, keine öffentlichen Schulden, faſt gar keine Capitale exiſtirt, und wenn auch dergleichen vorhanden geweſen wären, ſo hätten die Beſitzungen ſolcher bedurft. Der Handel ſey hier eine unbedeutende Sache. Die Circulation ſo ſehr einfach, das Geld ginge von den Unterthanen in die Cammeralkaſſen, aus dieſen in die Taſchen der Officianten und des Militairs über, welche es wieder an die Unterthanen bezahlten.“ Wer nur einigermaßen ſeit dem ſiebenjährigen Kriege den preußiſchen Staatshaushalt kennt, muß dies Raiſonnement ungereimt finden.

Wenn es weiter keine Geldcirculation als jene gegeben hätte, ſo möchte der preußiſche Staat wohl bald verarmt ſeyn. Da aber in Weſtphalen ein beträchtlicher Handel, beſonders in der Grafſchaft Mark und in Ravensberg exiſtirt, in Schleſien der Tuch- und Linnenhandel, in Oſtpreußen der Getraidehandel große baare Summen ſtets erforderte, ſo waren gewiß die Banken in Königsberg, Breslau und Minden am rechten Orte, und bey dem Bedürfniß nach Geld in einer Reſidenz, wie Berlin, konnte dieſes Inſtitut eben ſo wenig ſeinen wohlthätigen Zweck verfehlen.

Mirabeau meynt: dies Inſtitut habe dem Ackerbau Capitale entzogen; nach Struenſee aber war es blos die Bank, welche den Pfandkreditſyſtemen zuerſt das Leben gab, wodurch Anfangs die Ackerkultur und der Preis der Güther gehoben wurde.

Es iſt nun im Jahr 1769 eine Hauptverordnung mit der Bank vorgenommen, und ihr ſind derſelben mehrere Provinzialbanken untergeordnet worden, als in Magdeburg den 22. July 1768; in Stettin unterm 14. Aug. 1768; in Frankfurt den 5. October 1768; in Colberg den 1. Januar 1769, welche aber 1788 wieder aufgehoben wurde; in Emden den 12. November 1768; in Cleve 1769; in Elbing den 23. Juny 1777.

Es darf, außer den Banken, niemand mehr nach Bankopfunden rechnen. Die angelegte Girobank hat ſeit 1768 zu wirken aufgehört. Es werden keine Wechſelbriefe, wenn ſie nicht etwa für Diskontogeſchäfte am Lombard ausgeſtellt werden, anjetzt in Bankopfunden gezogen.

Die Banknoten werden bloß auf Verlangen durch das Disconto und den Lombard ertheilt; auch kann man ſolche für baares Geld, 100 Pfund zu 125 Rthlr. Friedrichsd'or, bey der Hauptkaſſe erhalten. Die Zinſen ſind jetzt 5 Procent pro Anno. Es exiſtiren drey Departements: die Hauptkaſſe, der Lombard und das Depoſitencomtoir. Das Depoſitencomtoir nimmt gegen beſondere vom Hauptbankodirectorium, alle Pupillen und gerichtliche Depoſitengelder, oder wer ſolche einſchickt, zu 3 und 2½ jährl. Zinſen an, und zahlt ſolche, wenn ſie verlangt werden, wieder aus.

Der Lombard und das Discontocomtoir giebt auf taxirte Pfänder, Gold, Silber und Juwelen, Pfandbriefe, Hypothekeninſtrumente, auf ſolidariſche traſſirte, und mit drey vollkommenen Giros verſehene Wechſel zu wenigſtens 100 Rthlr. Werth, Gelder auf zwey bis ſechs Monat gegen fünf Procent Zinſen.

Die Hauptkaſſe führt den Wechſelcommerz, und beſorgt den Ein- und Verkauf des Goldes und Silbers in- und ausländiſcher Wechſel. Ohne dieſe Wechſelgeſchäfte, glaubt Mirabeau, könne die ganze Einrichtung keinen Beſtand haben, und dieſe tadelt er ganz beſonders, indem er ſagt:

Als eine Wechſelbank mache dies Inſtitut große Geſchäfte, da ſolches an allen Handelsplätzen Wechſel einkaufe, und damit handele. Dieſer Privatwechſelhandel ſchicke ſich gar nicht für eine öffentliche Kaſſe, aber es gehöre zur Selbſterhaltung des Inſtituts, ſolche Geſchäfte zu betreiben.

Wie wollte ſich dieſe Anſtalt, ruft er aus, durch bloßes Discontiren in einem Lande erhalten, wo etwa 17 Millionen Thaler circuliren, u. ſ. w.

Dieß mag wahr ſeyn oder nicht, ſo lag die letzte Beſtimmung der Bank nicht in Friedrichs Plan, ſondern ſie wurde nachher hineingelegt; nach ihm ſollte ſie bloß ein Mittel ſeyn, das Geld nöthigenfalls circuliren zu laſſen, wo es fehlte, und den Wucher zu feſſeln.

Wir haben der Occupation von Südpreußen ſo viele Inconvenienzen zu verdanken! Dieſe Provinz ruinirte 1794 einen Theil der Armee durch Krankheit; ſie koſtete eine Menge Geld, welches der Schatz zur Mobilmachung hergeben mußte; ſie zerſtörte einen großen Theil des ſchleſiſchen Handels, und wer weiß, wie viele Kriege Preußen deshalb noch erleben wird. Seit 1794 hat uns aber auch dieſe Provinz unſer baares Geld entzogen.

Es iſt bekannt, daß 1793 das große Tepperſche Wechſelhaus in Warſchau fiel, dem ſo viele nachſtürzten, und mit ſeinem Falle war das ganze baare Geld verſchwunden. Da das Hypothekenweſen im preußiſchen Antheil von Pohlen nicht eingerichtet war, ſo konnte Anfangs niemand ſicher Güther kaufen, oder Gelder darauf vorſchießen. So wie aber ſolches nach und nach eingerichtet wurde, ſo erſchienen auch in Berlin eine Menge Geldnegocianten, und holten aus Privat- und öffentlichen Kaſſen zur erſten ſichern Hypothek baare Gelder. Eben ſo richteten Kapitaliſten und ſpeculirende Gütherhändler ihr Augenmerk auf Südpreußen, um hier ihre Gelder gegen hohe Zinſen unterzubringen, was ihnen auch häufig glückte. Nun kamen aber eine Menge von Hypothekeninſtrumenten zur Bank, wo ſie discontirt wurden, und wenn dieſe nicht ihre Kaſſen verſchloß, ſo wäre ſie vielleicht ſelbſt in Geldmangel verſetzt worden. Dieß geſchah denn um Johanni vorigen Jahrs, und es iſt bey dieſem Inſtitut jetzt vorgeſchrieben, nur mit Vorſicht auf Discontogeſchäfte ſich einzulaſſen.

So drückend und hart dieſe Regierungsmaaßregel für den ſoliden Kaufmann in unſer[illegible] wahren Handelsplätzen, in Schleſien, Weſtphalen, Pommern und Preuſſen iſt, ſo nothwendig mußte ſie in obiger Hinſicht erfolgen, beſonders da im Güthercommerz ſo wenig, wie in der Wechſelrenterei unter den Banquiers, keine Gränzen mehr exiſtirten.

Jene Nachtheile waren deſto ſchlimmer, da die Elbe und die Weſer geſperrt waren, und beſonders der ſchleſiſche Gebirgshandelsſtand keine Rimeſſen aus Spanien erhielt, derſelbe eine große Menge Waaren auf dem Lager, und kein Geld in der Taſche hatte. Dieſe Nachtheile wirkten faſt noch ſchneller auf ſchleſiſche und neumärkiſche Tuchnegocianten, die nach Rußland große Geſchäfte machen, von dort ſelten baares Geld, ſondern Papiere auf London bekommen, die ſie bey den Banken zu discontiren pflegten.

Als nun dieſe zu discontiren aufhörten, da konnten ſie dieſe Wechsler nicht los werden, und mußten ein Anſehnliches dabey verlieren, je weniger ſie dieſe Stockung erwartet hatten.

Ungeachtet des großen Fonds war die Bank beynahe in dem Fall, ihre einſtweilige Inſolenz bekommen zu müſſen; ſie hatte wohl Papier und ſichere Hypotheken, aber nicht ſo viel Geld als verlangt wurde.

Um dem Leſer einen Begriff von den Geſchäften zu machen, welche durch die Kaſſen der Bank lieſen, bemerke ich folgendes:

Der Tournant der Hauptbankkaſſe war
im Etatsjahr $\frac{1804}{1805}$ 135,111,108 Thlr. 12 gr. 6 pf.
— — — $\frac{1805}{1806}$ 131,753,987 — 11 — — —

Der Tournant des geſammten Depoſitenweſens insbeſondere war
pro $\frac{1804}{1805}$ 43,877,115 Thlr. 8 gr.
— $\frac{1805}{1806}$ 44,223,202 — 2 —

Obzwar Mirabeau 1786, alſo 20 Jahr früher, ſchrieb, ſo beweiſet ſich doch aus dieſem Geſchäftskreiſe:

daß er ein Thor geweſen, wenn er behauptete: Es circulirten nur 17 Millionen Thaler im preuß. Staat.

Im Verhältniß zum Vermögen der Bank ſind die Banknoten, welche auf ſie laufen und abgedruckt ſind, nie von Bedeutung geweſen.

Es waren 1806 nicht mehr creirt als für
1,375,000 Thlr.
davon rollirten im Publiko nur 882,740 —

Beſtand 492,260 Thlr.

Wenn man dieß weiß, ſo begreift man es nicht, warum die Regierung in eben dieſem Jahre für 2½ Millionen Treſorſcheine ausgab (wovon in der Folge ein Mehreres), da ſie nur dieſe Banknoten in Cours ſetzen und im Stillen vermehren durfte, ohne erſt ſo pomphaft und unter ſo vielem öffentlichen Widerſpruch ein auf nichts fundirtes Papiergeld anzukündigen.

Durch den jetzigen Krieg ſah ſich die Bancodirection (welche kurz vorher ihren Departementsminiſter Schulenburg und ihren Chef von Winterfeld mit dem Herrn von Stein und Herrn Stegmann verwechſelt hatte, der wie aus den Wolken fiel, und von Königsberg hierher verſetzt wurde) genöthigt, mit ihren Fonds nach Königsberg zu fliehen.

Daß der Herr von Winterfeld gut gewirthſchaftet habe, beweiſet folgendes Tableau:

Der geſammte Banco-Gewinn ertrug

	Thlr.	gr.	pf.		Thlr.	gr.	pf.	Thlr.	gr.	pf.
im Etatsjahr 179$\frac{0}{1}$	268,634	18	—	im Etatsjahr 179$\frac{8}{9}$	361,504	20	6	93,270	2	6
— — — 179$\frac{1}{2}$	236,505	9	6	— — — 17$\frac{99}{1800}$	422,410	22	—	185,905	12	6
— — — 179$\frac{2}{3}$	294,919	9	6	— — — 180$\frac{0}{1}$	422,214	17	—	127,295	7	6
— — — 179$\frac{3}{4}$	306,719	12	6	— — — 180$\frac{1}{2}$	405,211	21	6	98,492	9	—
— — — 179$\frac{4}{5}$	276,249	21	—	— — — 180$\frac{2}{3}$	475,826	9	6	199,576	12	6
— — — 179$\frac{5}{6}$	279,286	20	6	— — — 180$\frac{3}{4}$	516,227	15	—	236,940	18	6
— — — 179$\frac{6}{7}$	278,009	5	—	— — — 18 $\frac{4}{5}$	578.865	4	—	300,855	23	—
— — — 179$\frac{7}{8}$	288,973	6	6	— — — 180$\frac{5}{6}$	628,571	3	6	339,597	21	—
	2,229,298	6	6		3,811,332	17	—	1581,934	10	6
beträgt auf 1 J. p. Er.	278,662	7	—		476,404	2	—	197,741	19	—

Der geſammte Bancogewinn von den Jahren 1767

bis incl. 1805 betrug	9,064,340 Thlr.	14 gr.	6 pf.
im Jahr 1805—1806	628,571 —	3 —	6 —
Summe des Totalgewinnſtes bis 1806	9,692,911 Thlr.	18 gr.	—

Die Flucht nach Königsberg hat die Bancopapiere auf 75 Procent heruntergebracht. Ob wohl mit Grund? Das ſoll gezeigt werden.

Die **Activa** der Bank betrugen $\frac{1805}{1806}$ incl. Specialcambio und Wechſeldiscont

a) bey der Hauptbank	11,907,857 Thlr.	21 gr.	9 pf.
b) im Lomb. der Hauptb.	5,099,028 —	6 —	—
c) in dem Lomb. der Prov. Comtoirs	14,957,506 —	14 —	6
d) baare Beſtände	8,000,516 —	7 —	—
Summe	39,964,909 Thlr.	1 gr.	3 pf.

Die **Paſſiva**. Sämmtliche Depoſita zu 2, 2½ und 3 Procent Zinſen betrugen bey der Hauptbank und

ſämmtlichen Specialcomtoirs	28,598,380 Thlr.	7 gr.	6 pf.
hiezu die rollirend. Banknoten	882,740 —	— —	6
circulirende Depoſitenſcheine	548,700 —	— —	—
Summe	30,029,820 Thlr.	8 gr.	—

Bilanze

der Activa ſind	39,964,909 Thlr.	1 gr.	3 pf.
der Paſſiva	30,029,820 —	8 —	—
Vermögen der Bank	9,935,088 Thlr.	17 gr.	3 pf.

Wenn man dieſen Statum anſieht, ſo fragt man: wo iſt denn der Gewinn der Bank von

9,692,911 Thlr. 18 gr.

und ihr Fundationscapital von

8,000,000 Thlr.

geblieben, deſſen erwähnt wurde? Man wolle ſich aber erinnern, daß, wenn Friedrich 1765 die Bank mit 8 Millionen fundirte, dieſe unter Friedrich Wilhelm II. ſucceſſive zurückgezahlt wurden. Die letzten 4 Millionen ſind aber nur unter der Bedingung dem Schatze rembourſirt, daß ſie zu jeder Zeit der Bank wiedergegeben werden ſollen, wenn ſie ſolche bedarf.

Was haben die Inhaber der Königl. Bankobligationen wohl zu fürchten?

Geſetzt, der König verlöre, wie ſein Herr Bruder, der König von Sardinien, ſeine Staaten, und die nach Königsberg mitgenommenen baaren Kaſſengelder gingen verlohren, ſo bleiben doch der Bank die Hypotheken, welche ihre Fonds ausmachen, die mit jenen Obligationen größtentheils balanziren, und die neue Regierung wird nicht ein Inſtitut aufgeben, welches dem preuß. Staat nothwendig iſt, und jährlich ½ Million einbringt.

Blos der Mangel an baarem Gelde kann dieß Fallen der Bankpapiere nicht bewirkt haben, ſonſt müßten die Treſorſcheine mit ihnen pari ſtehen; dieſe haben ſich aber ohne alle Hypothek auf 90 Procent erhalten. Es iſt alſo weiter nichts, als eine grundloſe Furcht des thörichten Publikums, welches dieß Fallen der Bankpiere hervorbringt.

Daß die Bank ein Inſtitut iſt, welches dem Handel im preußiſchen Staat nothwendig iſt, der ſonſt in

den

den Händen der Juden fallen würde, beweiſet ihr Wechſelumſatz, welcher 1804, 9,670,420 Thlr. 9 gr. 6 pf.; 1805 aber wegen mehrerer Einſchränkungen 7,212,376 Thlr. 14 gr. betrug.

Von der Seehandlung.

Die erſte Theilung Pohlens gab ihr das Daſeyn. Der Seeſalzhandel war vor dem Jahr 1772 freyes Gewerbe in Preußen, um damit nach Pohlen zu handeln. Königsberg und Memel waren beſonders im Beſitz deſſelben. Da aber die wichtigen Salzwerke zu Wilitzka in öſtreichſche Hände fielen, ſo fürchtete Friedrich, daß die Handhabung des Salzmonopols von Seiten Oeſtreichs ihm ſehr nachtheilig werden könne. Der König errichtete alſo vorzüglich die Seehandlung, um ſich des auswärtigen Salzankaufs zu unterziehen, damit beſonders in Pohlen zu handeln, und dem Salzdepartement ſeinen Bedarf davon abzulaſſen.

Unterm 14ten October 1772 ertheilte der König der Seehandlungs-Societät ihr Fundationsdocument. Der Fond wurde auf 2400 Actien, jede zu 500 Thlr., beſtimmt, welches ein Capital von 1,200000 Thlr. ausmachte. Von dieſen Actien nahm der König 2000 für ſeine Rechnung, und 400 wurden an Privatperſonen abgelaſſen. Der Geſellſchaft wurde der ausſchließende Handel mit Seeſalz und die Stapelgerechtigkeit auf alles Wachs, das 10 Meilen weit von den Ufern der Weichſel auf preußiſchen Grund und Boden kommen würde, gegeben.

Die Geſellſchaft ſollte unter preußiſcher Flagge einen directen Handel nach Spanien und allen andern Ländern nach Gutbefinden treiben können.

Die Actien ſollten beſtändig 10 Procent Zinſen abwerfen, und außerdem noch Dividenden ausgetheilt werden.

Die Geſellſchaft wurde von der Auflage von 50 Procent befreyt, womit das aus Pohlen kommende Holz beſchwert war, inſofern ſie ſolches zum Schiffsbau gebrauchte.

Außer dieſer Societät wurde noch eine beſondere Seeſalz-Handlungsgeſellſchaft etablirt, die den Pohlen dasjenige Salz wieder verkaufen ſollte, das ihr die erſterwähnte Societät immer um den Preis von 20 Procent liefern ſollte. Dieſe Geſellſchaft wurde auf 100 Actien zu 1000 Thlr. fundirt, und die Zinſen auf 6 Procent beſtimmt. Die Actien beyder Geſellſchaften gingen au Porteur und ihr Privilegium extendirte ſich bis 1796.

Nach der übeln Adminiſtration, die ſich der Miniſter **Görne**, während er Chef der Seehandlung war, erlaubte, indem er die Fonds derſelben zu ſeinem Nutzen verwendete, erhielt die Seehandlung eine ganz andere Geſtalt. Sie wurde nur durch den König vom Untergange gerettet.

Nach dieſem Zeitpunkt fielen die Zinſen ihrer Actien auf 5 Procent, und wenn unter **Schulenburg-Blumbergs** Vorſitz dieſelbe Verſuche machte, mit mancherley Gegenſtänden Handel zu treiben, unter andern einen Juwelenhandel mit der Krone Portugal; wenn ſie Commanditen in den berühmteſten Seeſtädten hatte, ſo fuhr ſie doch bey allen Entrepriſen ſo übel, daß ſie ganz gewiß unter **Friedrich** Wilhelm II. völlig zu exiſtiren aufgehört hätte, wenn ſie durch die Weisheit **Struenſee's**, ihres Dirigenten, nicht eine andere Tendenz erhalten hätte.

Struenſee hatte mit der Wilitzkaer Salzdirection Contracte auf mehrere Jahre geſchloſſen; er gewann dabey ſchon an und für ſich: wie aber die Wiener Staatspapiere ſo anſehnlich zu verlieren anfingen, da kaufte **Struenſee** dieſe Papiere mit 30 und 40 Procent Gewinn, und brachte dadurch die Seehandlungs-Societät wieder auf die Beine. Er gab überdieß dieſem Inſtitut die Tendenz einer Wechſelbank, wodurch ſie mit der königlichen Bank in Oppoſition trat, jedoch anſehnlich dabey gewann.

In dieſem Zeitraum ſind die Actionäre bloße Creditoren der Bank geworden, und es ſind 2 Millionen Actien im Cours, die 5 Procent Zinſen geben.

Die Fonds, welche **Friedrich** der Seehandlungs-Societät außerdem anwies, ſind zurückgenommen, und ſelbſt die Revenüen der **Görneſchen** Güther (Krotoczyn und Pollagaro), die für Rechnung der Seehandlungs-Societät confiscirt wurden, ſind der Krone übergeben, die davon während 36 Jahren 50,000 Thlr. zur Diſpoſition zieht, wodurch das Capital und die Zinſen amortiſirt worden, welche den Defect des v. **Görne** ausmachten, und der Krone gehörten.

Seit 1793, wo **Friedrich Wilhelm** den Schatz vergeudet hatte, wurde die Seehandlungs-Societät (den Salzhandel abgerechnet) eine Staatsſchulden-Operations-Kaſſe und ein Wechſelinſtitut. Seitdem Pohlen acquirirt war, hat das Salzdepartement allein den Debit des Salzes betrieben, wozu demſelben die Seehandlung das ausländiſche Salz liefert.

Struenſee wurde vom König als der geſchickteſte Finanzier angeſehen, das hieß für ihn, ein ſolcher, der ihm ſo viel Geld ſchaffte, als er gebrauchte.

Durch die Seehandlung wurden dieſe Gelder im Aus- und Inlande negociirt, verzinſet und amortiſirt. **Struenſee** trennte aber weislich das Staatsſchuldenweſen von der Seehandlungskaſſe; beyde machten gegen einander Face als zwey verſchiedene Inſtitute. Wie es ſich mit dieſem Staatsſchuldenweſen verhält, das zeigt anliegendes Tableau.

Tableau von der Lage der Staatsſchulden in jedem der nachſtehenden Jahre.

	I. Betrag der Staatsſchulden			II. Hinzu gekommen			III. Summe der Schulden			IV. Abgezahlt			V. Bleibt		
	Thlr.	gr.	pf.	Thlr.	gr.	pf.	Thlr.	gr.	pf.	Thlr	gr.	pf.	Thlr.	gr.	pf.
Im J. 1793 u. 1794 ſind an Schulden aufgenommen worden	5200338		—	—	—	—	5200338	—	—	169205	18	—	5031132	6	—
— 1795 verblieb	5031132	6	—	18927537	6	—	23958669	12	—	56218	6	—	23902451	6	—
— 1796 — —	23902451	6	—	1552547	10	4	25454998	16	4	2866111	22	9	22588886	17	7
— 1797 — —	22588886	—	—	5047082	21	9½	27635969	15	4½	2440735	11	—	25195234	4	4½
— 1798 — —	25195234	4	4½	1717547	12	10	26912781	17	2½	2105847	1	4	24806934	15	10½
— 1799 — —	24806934	15	10½	1925056	4	9	26731990	20	7½	1643156	9	2	25088834	11	5½
— 1800 — —	25088834	11	5½	631636	21	4	25720471	8	9½	3581247	—	2	22139224	8	7½
— 1801 — —	22139224	8	7½	6335 7	3	7	22772741	12	2½	3095054	23	4	19677686	12	10½
— 1802 — —	19677686	12	10½	145652	7	8	19823338	20	6½	3497811	19	4½	16325527	1	2
— 1803 — —	16325527	1	2	794529	15	2	17120056	16	4	3254251	7	10	13865805	8	6
— 1804 ult. Dec. verbl.	13865805	8	6	48973	19	4	13914779	3	10	2071223	21	11	11843555	5	11
				31424081	2	9½				24780863	20	10½			

Ueberſicht.

	Thlr.	gr.	pf.
Urſprünglich haben die Schulden im Jahr 1794 betragen	5,200,338	—	—
Hinzu gekommen ſeit 1794 bis ult. Decbr. 1804 laut Col. II.	31,424,081	2	9½
Summe der Schuldenlaſt	36,624,419	2	9½
Abgezahlt iſt, wie am Schluſſe der Col. IV. .	24,780,863	20	10½
Betrag der Staatsſchulden ult. Decemb. 1804	11,843,555	5	11
Hierzu kommt der Vorſchuß der Seehandlung für den Amortiſationsfond ult. Decbr. 1804 . .	12,936,665	5	—
Summe der ganzen Schuldenlaſt	24,780,220	10	11

Bey den abbezahlten Geldern kann die Summe von 24,780,863 Thlr. 20 gr. 10½ pf. zwar nicht ganz als baare Zahlung angeſehen werden, indem darunter einige Poſten begriffen ſind, welche auf Königlichen Befehl moderirt und mit dem Betrag von 1,092,878 Thlr. 3 gr. 7 pf. abgeſchrieben worden. —

Uebrigens, da zu der jetzigen Schuldenlaſt nur jährlich circa 800000 Thlr. Zinſen erforderlich ſind, und dagegen zur Amortiſation jährlich 1 Million einkommt, und der Salzgewinn auf 500000 Thlr. angeſchlagen werden kann: ſo würde ein jährlicher Tilgungsfond von circa 700000 Thlr. vorhanden ſeyn.

Der Vorſchuß der 12 Millionen (wovon oben in dieſem Tableau die Rede iſt) hat die Seehandlung der Staatsſchuldenkaſſe geliehen, und ſie erhält alljährlich in Terminen von dieſer dies Capital und Zinſen zurück.

Dieſe 12 Millionen ſind aber nicht als ein Vermögen der Seehandlung anzuſehen. **Struenſee** eröffnete nämlich von Seiten der Seehandluug eine Anleihe im Lande zu 4 Procent. Alles, was bisher bey der Bank Capitale belegt hatte, die geringere Zinſen gab, kündigte dieſer ſein Geld auf, und brachte es bey der Seehandlung unter, und **Struenſee** ſchoß von dieſen Anleihen der Staatsſchuldenkaſſe vor. Da die Bank unter dem Miniſter **Schulenburg** ſtand, der offenbar dem Stillſtande derſelben entgegenſah, wenn jene Procedur fortginge, ſo proteſtirte er beym Cabinet gegen dieſe Operationen der Seehandlung, und nun wurde der Zinsfuß von vier auf drey Procent heruntergeſetzt.

Den Statum der Seehandlung kann man nicht angeben, es leidet aber kein Bedenken, daß man die der Staatsſchuldenkaſſe vorgeſchoſſene 12 Millionen als ein Paſſivum anſehen muß, in ſofern der König Eigenthümer der Fonds der Seehandlung iſt.

Wenn ſeit 1804 nach anliegendem Amortiſationsplan die Zahlungen der Staatsſchuldenkaſſe regulirt, und derſelben 1 Million aus der Generalacciſekaſſe; $\frac{1}{2}$ Million an Gewiun vom Salze (den die Seehandlung der Diſpoſitionskaſſe zahlen ſollte) angewieſen hat, ſo wäre dadurch dies Paſſivum geſichert.

Man muß aber nicht glauben, daß dieſe 500000 Rthl. Salzrevenüen ein Beytrag iſt, den das Salzdepartement abgiebt, nein! es iſt der Gewinn, den die Seehandlung davon macht.

Außer dieſem Gewinn hat die Seehandlung in den letztern Jahren 150000 Rthlr. an Wechſelgeſchäften gewonnen. Wenn man daher ihre Anleihen auf 12000000 annimmt, die ſie der Staatsſchuldenkaſſe wieder geliehen hat, und 2000000 Actien, ſo wäre ſie 14000000 ſchuldig, dagegen hätte ſie 650000 Rthlr. Revenüen. Die Zinſen, die ſie zahlt, betragen

für 12000000 3 Proc.	360000 Rthlr.
für 2000000 5 Proc.	100000 —
	460000 —
Einnahme	650000 —
Ausgabe an Zinſen	460000 —
	Plus 190000 Rthlr.

Angenommen, daß die Adminiſtrationskoſten auf 40000 Rthlr. feſtzuſetzen waren, ſo betrüge darnach das Netto 150000 Rthlr. oder 3 Mill. à 5 Proc. Capital-Werth.

Es war wohl eine Inconſequenz ohne Gleichen, daß **Friedrich Wilhelm** II. nicht Seehandlung und Bank vereinigte, und beyden eine Tendenz gab, da ſie getrennt unter zwey verſchiedenen Miniſtern, die Tontinen von den Gewinn zogen, ſich wie zwey Wechſelhäuſer ſtets entgegen wirkten.

Im Jahr 1806 hat man dies endlich eingeſehen, und beyden Inſtituten einen Chef, den Miniſter **Stein**, gegeben, der auch die Abſicht hatte, beyde zuſammen zu ſchmelzen.

Der jetzige Krieg ſcheint der Seehandlung gefährlich zu werden, und das unwiſſende blinde Publikum hat ein weit größeres Zutrauen zu den Papieren der Bank, als der Seehandlung, da letztere 15 Procent mehr verlieren, jene ſtehen auf 60, die Bankobligationen auf 75 Procent.

Warum?

Die Bank hat ausgeliehen: 31,964,392 Rthl. 18 gr. 3 pf. Die Seehandlung hat nur Forderungen an der Staatsſchuldenkaſſe. Schuldig iſt die Bank 28,598,380 Thaler 7 gr. 6 pf.; die Seehandlung 14,000000 Rthlr. Natürlich kaufen die Debitoren der Bank die Schuld-Inſtrumente derſelben auf, um zu compenſiren; niemand hat aber dieſen Drang nach Seehandlungspapieren, mithin iſt nach den Bankobligationen Nachfrage, nach denen der Seehandlung nicht.

Amortisation der jetzigen Staatsſchulden.

	Rthlr.	gr.	pf.
1805. primo Januar . .	24780220	10	11
Hierzu Zinſen bis 1. Jan. 1806 à 4% von 20 Mill. Rthlr.	800000	-	—
	25580220	10	11
ab . . .	1500000	—	—
1806. primo Januar . . .	24080220	10	11
Hiezu Zinſen bis 1. Jan. 1807 à 4% von 19,300,000 Rthlr.	772000	—	—
	24852220	10	11
ab . . .	1500000	—	—
1807. primo Januar . . .	23352220	10	11
Zinſen bis 1. Jan. 1808 à 4% von 18,572,000 Rthlr. . .	742880	—	—
	24095100	10	11

	Rthlr.	gr.	pf.
Transport	24095100	10	11
ab . . .	1500000	—	—
1808. primo Januar . . .	22595100	10	11
Zinſen bis 1. Jan. 1809 à 4% von 17,814,880 Rthlr. .	712595	4	10
	23307695	15	9
ab . . .	1500000	—	—
1809. primo Januar . . .	21807695	15	9
Zinſen bis 1. Jan. 1810 à 4% von 17,027,475 Rthl. 4 gr. 10 pf.	681099	2	2
	22488794	17	11
ab . . .	1500000	—	—
1810. primo Januar . . .	20988794	17	11
Zinſen bis 1. Jan. 1811 à 4% von 16,208,574 Rthlr. 7 Gr.	648342	23	11
	21637137	17	—
ab . . .	1500000	—	—
1811. primo Januar . . .	20137137	17	—
Zinſen bis 1. Jan. 1812 à 4% von 15,356,917 Rthl. 6 gr. 1 pf.	614276	16	7
	20751414	9	7
ab . . .	1500000	—	—
1812. primo Januar . . .	19251414	9	7
Zinſen bis 1. Jan. 1813 à 4% von 14,471,193 Rthl. 22 gr. 8 pf.	578847	18	2
	19830262	3	9
ab . . .	1500000	—	—
1813. primo Januar . . .	18330262	3	9
Zinſen bis 1. Jan. 1814 à 4% von 13,550,041 Rthlr. 16 gr. 10 pf.	542001	16	—
	18872263	19	9
ab . . .	15000 0	—	—
1814. primo Januar . . .	17372263	19	9
Zinſen bis 1. Jan. 1815 à 4% von 12,592,043 Rthl. 8 gr. 10 pf.	503681	17	7
	17875945	13	4

	Rthlr.	gr.	pf.
Transport	17875945	13	4
ab . . .	1500000	—	—
1815. primo Januar . . .	16375945	13	4
Zinſen bis 1. Jan. 1816 à 4% von 11,595725 Rthl. 2 gr. 5 pf.	463829	—	1
	16839774	13	5
ab . . .	1500000	—	—
1816. primo Januar . . .	15339774	13	5
Zinſen bis 1. Jan. 1817 à 4% von 10,559,554 Rthl. 2 gr. 6 pf.	422382	3	11
	15762156	17	4
ab . . .	1500000	—	—
1817. primo Januar . . .	14262156	17	4
Zinſen bis 1. Jan. 1818 à 4% von 9,481,936 Rthl. 6 gr. 5 pf.	379277	10	10
	14641434	4	2
ab . . .	1500000	—	—
1818. primo Januar . . .	13141434	4	2
Zinſen bis 1. Jan. 1819 à 4% von 8,361,213 Rthl. 17 gr. 3 pf.	334448	13	2
	13475882	17	4
ab . . .	1500000	—	—
1819. primo Januar . . .	11975882	17	4
Zinſen bis 1 Jan. 1820 à 4% von 7,195,652 Rthl. 6 gr. 5 pf.	287826	11	9
	12263709	5	1
ab . . .	1500000	—	—
1820. primo Januar . . .	10763709	5	1
Zinſen bis 1. Jan. 1821 à 4% von 5,983,488 Rthlr. 18 gr. 2 pf.	239339	13	2
	11003048	18	3
ab . . .	1500000		—
1821. primo Januar . . .	9503048	18	3
Zinſen bis 1. Jan. 1822 a 4% von 4,722,828 Rthlr. 7 gr. 4 pf.	188913	3	2
	9691961	21	5

	Rthlr.	gr.	pf.
Transport	9691961	21	5
ab . . .	1500000	—	—
1822. primo Januar . . .	8191961	21	5
Zinſen bis 1. Jan. 1823 à 4% von 3,411,741 Rthl. 10 gr. 6 pf.	136469	15	9
	8328431	13	2
ab . . .	1500000	—	—
1823. primo Januar . . .	6828431	13	2
Zinſen bis 1. Jan. 1824 à 4% von 2,048,211 Rthl. 2 gr. 3 pf.	81928	10	8
	6910359	23	10
ab . . .	1500000	—	—
1824. primo Januar . . .	5410359	23	10
Zinſen bis 1. Jan. 1825 à 4% von 6,30,139 Rthl. 12 gr. 11 pf.	25205	13	11
	5435565	13	9
ab . . .	1500000	—	—
1825. primo Januar . . .	3935565	13	9
ab . . .	1500000	—	—
1826. primo Januar . . .	2435565	13	9
ab . . .	1500000	—	—
1827. primo Januar . . .	935565	13	9
ab . . .	935565	13	9
1828. primo Januar . . .			

Achtzehnter Brief.

Leipzig.

Privatgeſchäfte führten mich von Berlin hierher, und kaum war ich angekommen, als auch in mir der Entſchluß reifte, das Grab des preußiſchen Ruhms in meiner Nähe, das rechte und linke Saalufer von Saalburg bis Kößen zu bereiſen, und mein Urtheil über dieſe großen Begebenheiten zu berichtigen, von denen die Ufer der Saale Zeugen waren.

Künftiger Jahrhunderte genialiſche Köpfe werden noch wallfahrten in jene Gegenden, wo Deutſchland ſeine letzte Stütze (Preußen) verlohr, wo es aufgelöſt und dem Einfluß fremder Nationen völlig hingegeben wurde, dem Gelde Englands, den Kanonen Frankreichs. Es wird ein klaſſiſcher Boden werden, den die Saale zwiſchen Felſen von Saalburg bis Kößen und Halle durcheilt, merkwürdig dem Geſchichtsforſcher und Naturfreunde. Staunen wird die Nachwelt ob der Sage: daß ein Volk, welches einſt ſo viele Helden und Patrioten zählte, welches den vereinigten Kräften der mächtigſten Staaten Europens ſieben Jahre widerſtand, deſſen Kriegsſyſteme alle übrigen Armeen adoptirten, vom 8ten bis zum 15ten Octbr. 1806, völlig zu Grunde gerichtet wurde! Kennen wir aus der alten und neuen Geſchichte wohl ein Volk, welches ſo ſchnell ſank, nachdem es vorher ſo mächtig geweſen war? Oeſtreich kämpfte doch ſeit 1787, ehe es auf ſeinen jetzigen Standpunkt zurückgeworfen wurde, auf dem es noch immer reſpectabel iſt. Pohlen hat doch Jahrhunderte lang ohne Induſtrie, ohne Armee, ohne Verfaſſung in wilder Anarchie, von drey ſtreitſüchtigen Nachbaren umfaßt, ſich erhalten. Die Pforte, in eben dieſem Fall ſich befindend, exiſtirt noch immer; eben ſo Spanien und Portugal. Ich habe mich im erſten Bande dieſer Briefe bemüht, dieß Räthſel aufzulöſen; ich komme daher hier nicht mehr darauf zurück. Was ich aber damals von den Schlachten an der Saal ſchrieb, beruhte auf den Anſichten Anderer.

Ich habe ſeitdem alles geleſen, was darüber gedruckt worden iſt, worunter mir der Bericht eines Augenzeugen der Schlacht bey Jena die mehrſte Befriedigung gewährte.

Dieſen Bericht und die Pläne von den Schlachten bey Jena und Auerſtädt ließ ich mir als Wegweiſer dienen, und in der Begleitung eines Landſchaftsmalers trat ich meine Reiſe an.

Ich nahm den Weg, den die Franzoſen marſchiert ſind; ich folgte ihnen Schritt vor Schritt, um ſowohl ihre Operationslinien zu beurtheilen, als auch nach ihrem Betragen gegen die unglücklichen Einwohner zu fragen, und über beydes dem Publikum Wahrheiten zu ſagen.

Wer mich controliren will, der nehme Specialcharten zur Hand; ſonſt iſt es vergebene Mühe.

Ich kann nicht dafür, wenn ich oft ſehr bitter werden muß, mir ſitzt tiefer Gram im Herzen, ich kann nicht ungerührt bey den Ruinen des preußiſchen Staatsgebäudes vorübergehen. Es iſt mir, als wenn die Genien der preuſſiſchen Monarchie: der große Churfürſt, Friedrich Wilhelm I., Friedrich, Hertzberg, Seidlitz, Schwerin, Keith, Winterfeld, Ziethen, Leopold von Deſſau u. a. zürnend bey mir vorbeyrauſchten und mir zuriefen:

> Züchtige deine Zeitgenoſſen, die Generale, die unſern Ruhm befleckten, bedecke ſie mit Schande, die in wenigen Tagen vernichteten, woran wir ein Jahrhundert bauten.

Doch zur Sache.

Neunzehnter Brief.

Zeitz.

An einem heitern Sommertage verließ ich Leipzig; mein Begleiter hatte, wie ich, eine rege Phantaſie, er war voll von hohem Begriffe für deutſche Nationalität, für deutſches Vaterland, und er rief einmal über das andere:

> Warum muß ich es erleben, daß beyde unter meinen Augen zu Grunde gehen, daß bey uns die Stärke gebunden iſt und die Schwäche regiert?

Hier in Zeitz fingen wir unſere Beobachtungen an.

Bekanntlich wollten die Preußen mit einer Armee von 110000 Mann, ohne irgend eine Reſerve, ohne die Flüſſe hinter ſich befeſtigt, ohne die Veſtungen an den Gränzen mit dem Nöthigen verſehen zu haben, Hunderte von Meilen vom mächtigen Alliirten entfernt, im Herbſt

1806 auf einem Punkte agiren, den ſie 1805 verlaſſen hatten. Sie wollten um die Hälfte ſchwächer, als ihr mächtiger Feind, in einen Sack hineinlaufen, den dieſer nur zuziehen durfte — ſie wollten Franken erobern und auf Maynz hinwirken; unterdeß die Franzoſen auf ihrer linken Seite von der Oberpfalz aus durch das Erzgebirge, auf der rechten durch Weſtphalen von Holland aus ſie umfaßten. Sie waren ſo ſicher in ihrem thörichten Beginnen, daß ſie Magazine vor der Fronte (in Hof) anlegten; daß ſie nichts für ſichere Nachrichten von den Operationen des Feindes bezahlten; daß ſie da noch über den beſten Vernichtungsplan brüteten, als der Feind ſchon in ihrem Rücken war, als er ihnen ſchon den Rückzug an die Elbe abgeſchnitten hatte.

Die preußiſche Armee machte Anfangs October Fronte gegen den Thüringer Wald und gegen die große Straße, welche vom Rhein nach Sachſen führt; dort ſollte und mußte er herkommen; dahin, wo er herkam, kehrten ſie den Rücken, und als ſelbſt Tauenzien mit einer Handvoll Truppen bey Saalburg, Schlaiz und Auma im Rükken der Armee geſchlagen, Prinz Louis bey Saalfeld getödtet war, auch da noch änderten ſie wenig in ihrem Plan, und dem Fürſten Hohenlohe unterſagte der Herzog von Braunſchweig, am rechten Saalufer Poſto bey Mittelpöllniz zu faſſen. Den erſten Grundſatz in der Strategie, ſo wie in der Taktik, verſäumten die Preußen.

1) Sich nie dahin zu ſtellen, wo man von der feindlichen Armee umfaßt werden kann;
2) ſich breit zu machen und hoch zu ſtellen.

Die Preußen nahmen bey Capellendorf und Auerſtädt die niedrigſten Gegenden ein, ſtatt daß Napoleon ſtets die höchſten Punkte inne hatte; ſie concentrirten ſich, wo er ſich ausdehnte. Die ſchwerfällige Infanterie jener ſollte ſtets bergan operiren, unterdeß die leichtere franzöſiſche bergabwärts lief.

Aus Franken und vom Rhein führen mehrere Hauptſtraßen an die Elbe.

Die erſte geht über Weimar von Frankfurt nach Leipzig; dieſe hatten die Preußen beſetzt.

Die zweyte beſchwerliche führt von Coburg nach Saalfeld, Rudolſtadt, Kahle, Jena über Dorndorf nach Naumburg, am linken Saalufer. Dieſe ſollte Prinz Louis bey Schwartza zwiſchen Rudolſtadt und Saalfeld mit 6000 Mann decken, indem er 5 Meilen weit von der Hauptarmee entfernt war.

Die dritte führt von Hof über Saalburg, Schlaitz, Auma, Gera und Zeitz nach Sachſen. Dieſe war bey Saalburg von 1000 Mann, 7 Meilen weit von der Hauptarmee, geſchützt.

Die vierte führt von Hof über Gefäll nach Schlaitz, wo ſie ſich mit der vorigen über Saalburg vereinigt. Hier ſtand Tauenzien mit 6000 Mann 7 Meilen von der Hauptarmee entfernt.

Die fünfte führt durchs Erzgebirge über Plauen und Zwickau — Altenburg an die Elbe. Hier ſtand kein Mann, und überhaupt erſtreckte ſich die preußiſche Defenſive nur bis Schlaitz. Von hier bis an das neutrale Böhmen waren alle Päſſe offen. Der Herzog hatte das Hohenloheſche Corps von Chemnitz weg auf das linke Saalufer gezogen, und ſo oft Hohenlohe ihm entwiſchen wollte, hielt er ihn mit feſten Banden umſchlungen. Dieß ging ſo weit, daß Hohenlohe auf dem linken

Saal-

Saalufer bleiben ſollte, als er keinen Platz zum Lager mehr hatte, den die Centralarmee einnahm; der Lauf der Saale war dem Herzog wahrſcheinlich entfallen.

Es hätte ſich beynahe ein Corps der Centralarmee mit der Hohenloh'ſchen um den Beſitz von Capellendorf geſchlagen. (S. Bericht eines Augenzeugen ꝛc.)

Auf dem Wege, wo Napoleon herkommen ſollte, da kam er nicht (über Erfurt), ſondern da, wo er nicht kommen ſollte, über Saalburg und Saalfeld; dennoch that er den Preußen den Gefallen, da zu marſchieren, wo ſie zwey Häuflein bey Schlaitz und Saalfeld poſtirt hatten. Er konnte ja über Zwickau gehen, und hätte er dieß gethan, ſo wären ſeine Huſaren gewiß in Dresden und Berlin geweſen, ehe man in Jena etwas davon gewußt hätte.

War nun der Herzog nicht ſo ſehr mit Blindheit geſchlagen, ſo brach er ſchon am 9ten October von Jena auf und ging bey Naumburg über die Saale, und ſtellte ſich in den Ebenen von Leipzig auf, als der Paß von Saalburg forcirt wurde; die Franzoſen kamen erſt den 12ten und 13ten nach Kößen.

Hatte er dann die Franzoſen in dieſe große Ebene hinabgezogen, ſich mit 17000 Mann unter Eugen von Würtemberg vereinigt, ſo konnte er ihnen eine Schlacht liefern, wo das Terrain keinen von den Streitenden begünſtigte. Von Naumburg nach Leipzig giebt es keinen höhern Standpunkt, als die Chauſſee bey Lützen, um deren Beſitz Wallenſtein und Guſtav Adolph einen ganzen Tag kämpften. Auf dem rechten Flügel konnte das Weimarſche, Heſſiſche und Lecockſche Corps vorwärts gehen, und der Churfürſt von Heſſen wäre mit Gewalt zur Theilnahme zu nöthigen geweſen.

Napoleon marſchierte in zwey Colonnen; die Hauptarmee ging über Saalburg, eine kleinere über Saalfeld. Jene ging vereint bis Langenberg hinter Gera; von hier zog eine Abtheilung über Zeitz nach Kößen hinter Naumburg; eine zweyte nach Dornburg; eine dritte nach Jena. Die Armee, welche bey Saalfeld aus dem Thüringer Walde kam, ging zum Theil über die dortige Saalbrücke, über Rode nach Jena am rechten Saalufer; ein anderer Theil, ungefähr 20000 Mann, über Rudolſtadt nach Kahla und Jena am linken Saalufer. Die Charte wird dieſe Colonnen-Wege nachweiſen. Jetzt führe ich Dich zuerſt über Zeitz nach Saalburg. Man hatte mir geſagt:

> Zeitz ſey erſchrecklich mitgenommen, geplündert und verheert,

das iſt nicht wahr! Gelitten haben alle die Gegenden, durch welche die Franzoſen zur Schlacht gingen, und jedes Individuum unter ihnen war kein Tugendheld; mancher requirirte ſilberne Löffel, Uhren, Wein und Mädchen, das iſt wahr! Die ganze Armee mit ihrer Subſiſtenz war auf die Vorräthe der feindlichen Länder angewieſen. Die Oerter, durch welche der Marſch ging, haben mehr gelitten, wie die benachbarten, das iſt nicht minder wahr; aber ruinirt iſt kein einziger Ort, Zeitz am allerwenigſten.

Hier ſind nur an 18—20000 Mann am 11. Oct. nach Naumburg durchgegangen, welche am 9ten bey Schlaitz General Tauenzien verdrängt hatten; ſie kamen durch den engen Paß von Langenberg an der Elſter. Zeitz liegt an der Abdachung der Saal- und Elſtergebirge, und von hier iſt flaches Land bis zur Oſtſee.

Wir fuhren von hier durch den erwähnten Paß bis Gera, 3 Meilen von Zeitz.

Zwanzigſter Brief.

Gera.

Das Thal an der Elſter, durch welches die große franzöſiſche Armee den 11ten, 12ten und 13ten in drey Richtungen nach Jena, Dornburg und Naumburg ſich drängte, iſt kaum einen Kanonenſchuß weit.

Ging man von einer Defenſive aus, ſo war nichts leichter, als dieſe Defilee von beyden Seiten zu verſchließen.

Die beſte Poſition, um hier dem Feinde den Durchgang zu wehren, war bey Gera an dem Thore dieſes Defilees.

Napoleon hätte wahrſcheinlich dieſe Stellung gewählt, wenn er bey Jena geſchlagen wurde; darin beſtärkt mich folgendes:

Napoleon kam den 11ten October von Auma nach Gera, ritt gleich auf die die ganzen Höhen der umliegenden Gegend beſtreichenden Berge beym Galgen, ließ hier ſeine Charten, ſeine treuen Gefährten, auf der Erde ausbreiten, und ſtudirte das Terrain. Den Poſtmeiſter von Zeitz hatte er durch Huſaren in der Nacht vorher aus dem Bette holen laſſen, um ſich noch mehr zu unterrichten.

Auf dieſen Bergen konnte ein Corps die oben erwähnten Defileen ſchließen, unterdeß ſeine nach Franken zurückkehrende Armee hinter Gera über die Elſter ging. Iſt dieſe Stellung gut, um eine Retirade zu decken, ſo iſt ſie noch unendlich beſſer, eine andringende Armee aufzuhalten und ihr den Uebergang der Elſter ſtreitig zu machen.

Ich weiß wohl, daß den Preußen überhaupt am Ende auch dieſes Aufhalten nichts half; ſie wären aber doch methodice geſtorben, und nicht mit 6 Zügen matt geworden. Unſtreitig war dieſe Stellung der von Mittelpöllnitz zwiſchen Gera und Auma vorzuziehen, welche vorher der General Zeſchwitz mit der ſächſiſchen Armee inne hatte, Hohenlohe aber am 10ten von Jena aus beziehen wollte, und die wir heute in Augenſchein nahmen.

Bey Gera hat man die Elſter vor der Fronte, bey Pöllnitz im Rücken; der Galgenberg bey Gera iſt der höchſte Punkt in der ganzen Gegend; die Höhen hinter Pöllnitz werden von denen bey Brauersdorf dominirt.

Das Lager bey Pöllnitz hat eine Menge Dörfer in einer Linie, die zu Cantonirungen gut ſind, das iſt wahr, und weiter nichts. Dieſe haben unſere verweichlichten Truppen nur zu ſehr geliebt, ſeit ſie aufgehört haben, Soldaten zu ſeyn.

Hier iſt der Ort, wo ich einen großen Irrthum rügen muß, den ſich ein ſonſt ſehr ſcharfer Kritiker zu Schulden kommen läßt:

Kurze Ueberſicht des durch ſeine Folgen höchſtmerkwürdigen Feldzugs vom Jahr 1806. S. 42.

„Als der General Tauenzien Nachricht von der Ankunft der Avantgarde Soults in Bamberg erhielt, zog er ſich in der Nacht vom 7ten auf den 8ten von Hof zurück, um über Schlaitz, wo er den 9ten Abends ankam, zur Hohenloh'ſchen Armee zu ſtoßen. Am letztern Orte war ihm ſchon eine franzöſiſche Colonne zuvorgekommen. Er hoffte ſich durchzuſchlagen, wurde aber von der überlegenen Macht gegen Gera zurückgeworfen. Der Fürſt Hohenlohe wollte ihm Luft machen, rückte deswegen den 9ten von Jena vor ꝛc.

Das iſt alles unrichtig. Tauenzien marſchierte am 7ten October von Hof über Gefäll nach Schlaitz, und ließ Lobenſtein und Saalburg links liegen, welches mit zwey Detaſchements beſetzt war. Den 8ten rückte er gegen Saalburg bis Gravenwart vor, zog ſich aber auf die Anhöhen bey Oetteritz hinter Schlaitz zurück, als der Poſten bey Saalburg verlaſſen war. Hier kam es den 9ten zur Action, wo Tauenzien geſchlagen wurde; er zog ſich über Auma und Triptis nach Jena und nicht über Gera zurück.

Der Kaiſer kam am 12ten Abends nach Gera, von wo er den 13ten nach Jena aufbrach.

Einſtimmig waren hier alle ſeine Beobachter darin, daß er ſich den 11ten immer noch nicht ſicher glaubte, eine preußiſche Armee vor ſich zu finden; darum wurden alle Kundſchafter in Thätigkeit geſetzt, und gleich nach der Affaire bey Schlaitz ſandte er Streifpartien bis nach Leipzig, von denen auch hier in der Nacht vom 12ten bis zum 13. October 100 Mann eintrafen.

Wie groß mag ſein Erſtaunen geweſen ſeyn, keinen Mann hinter Schlaitz zu finden und wie gerecht war ſein Ausruf:

> Les prussiens sont encor plus stupide que les autrichiennes.

In Gera traf ich einen alten ſächſiſchen penſionirten Obriſtlieutenant, der den ſiebenjährigen Krieg mit den franzöſiſchen Truppen mitgemacht hatte. Er erzählte mir folgende Anekdote:

Es waren bey ihm Garden einquartirt, unter denen ein junger unbärtiger Menſch gegen ihn voll von Prätenſionen war.

Dieſem fehlte es an Tabak; der alte Mann bat ihn, ſich zu gedulden, bis ſein Bedienter von einem Geſchäft außer dem Hauſe zurückkäme. O, ſagte der Franzoſe, es würde gar nicht zu viel für Sie ſeyn, für einen kaiſerlichen Gardiſten ſelbſt den Tabak zu holen. Der alte Mann nimmt Hut und Stock, holt den Tabak, wirft ihn dann dem Unverſchämten hin, und ſpricht:

> Damit Du unbärtiger Knabe erfährſt, wer Dich bedient hat, ſo wiſſe, daß ein ſächſiſcher Oberſtlieutenant, der mit deinem Großvater vielleicht den ſiebenjährigen Krieg mitmachte, ſich ſo ſehr erniedrigen mußte, was gewiß nicht der Wille Deines Kaiſers iſt.

Ein Hauptmann von der Garde hörte dieß mit an, und wurde über dieſe Efronterie ſo aufgebracht, daß er den Etourdie zwang, den Alten um Vergebung zu bitten.

Sehr häufig habe ich auch auf dieſer Reiſe gehört, daß, wenn ein Franzoſe ſich gegen die Humanität verging, ein anderer es gleich ſehr edelmüthig reparirte.

Ein und zwanzigſter Brief.

Auma.

Hier traf der Kaiſer den 10ten October ein; es iſt ein kleines aus wenig Häuſern beſtehendes ſächſiſches Städtchen. Der Kaiſer wohnte bey dem Inſpector, und im Orte lagen die Garden. Die Durchmärſche dauerten in unabſehbaren Colonnen mehrere Tage und Nächte hinter einander fort.

Dieſe Laſten koſteten dem Oertchen 95000 Rthlr.

Ein Barbier dieſes Städtchens rühmte ſich in unſerer Gegenwart des Glücks, verſchiedene Prinzen und Generale barbiert zu haben. Er erzählte uns: In demſelben Augenblicke, als er einen der franzöſiſchen Generale bediente, ſah er durch das Fenſter ſeine letzte Kuh von einem Soldaten wegführen, vor Schrecken ließ er das Meſſer fallen; man fragt ihn um die Urſache, er machte ſich verſtändlich. Sogleich eilt der General halb barbirt, mit der Seife im Geſichte hin, und nimmt dem Soldaten die Kuh ab, führt ſie am Strick über den Markt zurück zum Stall, und bindet ſie hier an.

Wie lange würden ſich unſere Generale beſonnen haben, ehe ſie ſich zum Führer einer Kuh herabgelaſſen hätten.

In Auma war es, wo zwey junge Leute als Spione zu Napoleon ins Hauptquartier geführt wurden. Der eine war ein junger Engländer, voll von Nationalſtolz, der Sohn des Lords Sinclair; der andere war ein

Deutſcher, Namens Regel. Man hatte ſie auf dem Wege von Jena nach Gera ergriffen, den ſie zu Fuße zurücklegen wollten.

Sie fanden Napoleon um drey Uhr früh in ſeinem Cabinet wach und munter beym Thee; er hatte eine Menge Charten vor ſich ausgebreitet, die er ſtudirte und markirte.

Schnell legte er dem Engländer viele Fragen über den Zweck ſeiner Reiſe vor, ſo, daß er auf alle Fälle in ſeinen Antworten ſich verrathen haben würde, wäre die Wahrheit nicht auf ſeiner Seite geweſen.

Der Engländer war nichts weniger als furchtſam, ſondern beynahe naſeweis. Denn auf die Frage: warum der Sohn des Lord Sinclair zu Fuß gienge? erwiederte dieſer:

Wenn man reiten oder fahren wolle, müſſe man erſt Pferde haben, die der Krieg jetzt alle in Contribution geſetzt hätte.

Ferner ſagte Sinclair keck (auf die Aeußerung Napoleons, wenn er ſich auch legitimirt hätte, ſo könne doch ſein Geſellſchafter böſe Abſichten haben): es ſey ſonderbar, von dem Sohne des Lords Sinclair zu glauben, er werde in Geſellſchaft eines Spions reiſen.

Lächelnd entließ darauf der Kaiſer dieſe Jünglinge; dennoch mußten ſie in Gera bleiben, bis der Zweck des Marſches, die Schlacht bey Jena, gewonnen war.

Napoleon ſcheint wie Friedrich entſchloſſene Menſchen zu lieben.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Schlaiz.

Nahe vor dieſem, einem Fürſten Reuß zugehörenden, Städtchen ſahen wir an dem abgebrannten Dorfe Oetteritz die Folgen der Action, welche Tauenzien am 9ten October auf den Höhen jenſeits dieſes Dorfs lieferte.

Der Bericht des Augenzeugen der Schlacht von Jena liefert in den Beylagen eine authentiſche Relation von dieſem Gefecht, welches ich nicht wiederholen will.

Hat irgend in dieſem Feldzuge ein preußiſcher General ſich regelmäßig, ſinnig und, ohne den Kopf zu verlieren geſchlagen, ſo war es dieſer Tauenzien. Was ich nachher von preußiſchen Diſpoſitionen bey Saalfeld, Jena und Auerſtädt beobachtet habe, reicht den ſeinigen nicht das Waſſer. Er konnte mit ſeinen wenigen Bataillonen die große franzöſiſche Armee nicht aufhalten; er mußte alſo fechtend ſich zurückziehen, und das hat er mit Umſicht gethan.

Folgendes könnte man ihm vorwerfen:

1) Warum nahm er nicht die Poſition auf dem Culmberge, und beſetzte unter ſich die ſtarke Naturveſtung Saalburg?

2) Warum rapportirte er nicht, daß die große franzöſiſche Armee, Napoleon an der Spitze, ihm entgegenrücke? Ihm, der in Franken Connexion haben mußte, konnte dieß nicht unbekannt ſeyn.

3) Warum zog er ſich nicht, Verſtärkung anziehend, über Gera und Zeiz nach Naumburg, wodurch er den Plan Napoleons, die Armee von der Elbe abzuſchneiden, vereiteln konnte?

Was den erſten Punkt anlangt, ſo fühl ich mich überzeugt, folgendes zu ſeiner Vertheidigung anzuführen:

Saalburg wird durch die Landſtraße von Hof über Gefell nach Schlaiz tournirt; wollte er Saalburg vertheidigen, ſo mußte jene Straße in ſeine Vertheidigungslinie fallen, dazu war er zu ſchwach; er that alſo ſehr wohl daran, die Poſition hinter Schlaiz auf den Anhöhen von Oetteritz zu nehmen, wo die Straßen von Saalburg und Gefell ſich vereinigen. Daß der detaſchirte Poſten in Saalburg ſich nicht länger hielt, davon in der Folge.

Ueber den zweyten Punkt ſind die Rapports nicht bekannt gemacht. Wer weiß, ob Tauenzien nicht die richtigen Nachrichten gab, wurden ſie aber geglaubt?

In dem dritten Punkt kann ich die Schritte des Generals nicht vertheidigen, wenn er nicht expreſſe Ordre gehabt hat, ſich auf Hohenlohe zu repliiren. Indem er das Corps der Sachſen bey Mittelpöllnitz aufnahm, konnte er bey Gera, Langenberg, Zeiz, Weißenfels, und endlich auf dem Kößener Berge Poſto faſſen, endlich würden dann dem Herzoge doch die Augen geöffnet worden ſeyn.

Ging auch das ganze Corps darauf, Tauenzien wäre als Leonidas, ſeine Truppen als Lacedemonier bey Termopilä gefallen.

Die Aktion bey Schlaiz, ſo wie die bey Saalfeld, machen den Franzoſen keine, wohl aber den Alliirten alle Ehre, denn Hunderttauſende unterdrückten hier einige Tauſend, die ſich männlich-tapfer wehrten, und deren General bey Schlaiz das Terrain zu benutzen verſtand.

Die Preußen hatten die Höhen am Hochgericht zwiſchen Oetteriz und Görkeriz inne, ihre leichten Truppen zogen ſich bis in die Vorſtädte von Schlaiz. Die Höhen oberhalb Oſchiz beſetzten die Franzoſen, und detaſchirten rechts und links, die Preußen zu umgehen, und von ihrem Rückzuge nach Auma abzuſchneiden, welches ihnen bey ihrer Vielzahl auch gelungen ſeyn würde, hätte der General nicht zur rechten Zeit ſich abgezogen. In Schlaiz lobte man vorzüglich die Tapferkeit der preußiſchen Füſeliere vom Bataillon Roßen; ſie wurden nur mit großer Anſtrengung, ſo wie das ganze Tauenzienſche Corps von Schlaiz verdrängt.

Drey und zwanzigſter Brief.

Saalburg.

Wenn es irgendwo für einen preußiſchen oder ſächſiſchen Officier Gelegenheit gab, ſich ſeiner und der Nation würdig zu bezeigen, ſo war hier der Ort dazu.

Denke Dir über einer Wendung der Saale einen 1000 Fuß hoch hängenden Felſen, der ſich in lauter baſtionenartigen Abſtufungen bis an das Flußbett erſtreckt, über welches eine hölzerne Brücke führt, ſo haſt Du den Punkt, worauf Saalburg, eine alte Veſte der Ritterzeit, in einer Straße beſtehend, gebaut iſt; es iſt mit einer doppelten Mauer umgeben, und die Felſen, auf denen es ruht, erſtrecken ſich am rechten Saalufer Meilenweit.

Die Franzoſen hatten nun bis auf 2 Colonnen gerade den Weg über Saalburg von Hof aus nach Sachſen gewählt, ſie mußten hier die Saalbrücke paſſiren, und wenn auch die Saale an mehreren Stellen ſichere Fuhrten hat, wie bey der Kloſtermühle, ſo ſind dieſe doch nicht zum ſchnellen Marſch geſchickt, wie ihn Napoleon wünſchte, um nach Kößen und Dornburg zu kommen.

Hielt der hier kommandirende Officier den Paß nur zwey Tage, ſo war der Plan Napoleons vereitelt; Tauenzien, Cerrini, Prinz Louis und Hohenlohe waren bey Mittelpöllnitz vereinigt.

Daß General Tauenzien auf Saalburg einen großen Werth legte, beweiſt die Relation in dem ſchon angeführten Bericht eines Augenzeugen in den Beylagen, worin es heißt:

Um halb vier Uhr hörte man den Angriff der Franzoſen auf Saalburg, die Truppen rückten aus, um dieſen Poſten zu ſouteniren. Hinter Oſchitz erhielt aber der General die Nachricht, daß der Paß bey Saalburg nach einigen unbedeutenden Plänkereyen dem Feinde übergeben ſey.

In dieſem Orte ſtanden das erſte Bataillon Maximilian, 1 Eskadron Huſaren von Bila, 1 Eskadron Johann, und die Schützen von Zweifel.

Was war daran gelegen, wenn dieſe Handvoll Truppen aufgeopfert wurde? Sie mußten zuerſt die Brücke in Brand ſchießen, und die Thore verrammeln. Wenn nun auch einige Voltigeure durch die Saale ſchwammen, und die Felſen hinankletterten, ſo konnten ſie doch nicht eindringen. Napoleon mußte dann ganz andere Marſchdispoſitionen treffen, und über Geſell oder Saalfeld vordringen. Das letzte Mittel, um die Straße zu ſperren, war, beym Rückzuge die Stadt in Brand zu ſtecken.

Napoleon hatte in Ebersdorf beym Fürſt Reuß, eine halbe Meile von Saalburg, ſein Hauptquartier, und ſeine Freude war groß, als die Nachricht von der Uebergabe von Saalburg erſchien.

Dieß war ſehr natürlich, denn bey einer ſolchen Operation, als er im Sinne hatte, bey einem ſo kühnen Manöver, als das der Umgehung von 100000 Preußen bey Jena war, in einem Terrain, wo jede der unzähligen Bergklüfte Hinderniſſe in den Weg legte, da war jeder Augenblick, der einen Aufſchub bewirken konnte, von großer Wichtigkeit.

Bey Saalburg lernte Napoleon ſchon ſeine Gegner kennen; ſollte er nicht vergnügt ſeyn?

Vier und zwanzigſter Brief.

Saalfeld.

Ich eilte durch unwegſame Gebirge und Furthen ohne Zahl, welche die ſich ſtets windende Saale darbietet, hierher, und mein erſter Gang war auf das Schlachtfeld, wo unſer königlicher genialiſcher **Louis** fiel.

Damit Du Dich orientiren kannſt, nimm den Bericht des Augenzeugen der Schlacht von Jena zur Hand, der auch hier mein Wegweiſer war.

Saalfeld liegt in einem Thale zwiſchen den Thüringer Waldgebirgen und der Saale auf der linken Seite dieſes Stroms, worüber eine ſteinerne Brücke führt. Dieß Thal iſt die letzte Abdachung des Gebirges, und iſt etwa eine halbe Meile breit. Auf der rechten Seite des Stroms befinden ſich unmittelbare hohe Sandgebirge auf dem Wege nach Neuſtadt. Die Saale ſcheint vor ſich keinen Ausweg zu finden, da hohe Gebirge eine Meile weit von Saalfeld ſich ihr bey Schwarza gerade gegenüber ſtellen. Sie wendet ſich dann in einer Kluft rechts nach Rudolſtadt.

Aus den Gebirgen des Thüringer Waldes, vis a vis von Saalfeld, öffnet ſich bey Garnſtet ein Schlund, welcher die Landſtraße von Coburg nach Saalfeld enthält. Aus dieſem Schlunde ſtiegen nach und nach 70000 Franzoſen, dehnten ſich rechts und links im waldigten Gebirge aus, und verſchlangen die Handvoll Preußen, die ſich ihnen am Fuß des Berges, die Saale und ihre Sandberge des rechten Ufers dicht im Rücken, entgegenwarfen. Ueberdieß iſt das ganze Terrain mit Hohlwegen angefüllt. Wenn die Franzoſen Walzen von den Bergen herabrollten, ſo mußten ſie ohne Schuß die Preußen in die Saale hinabdrängen.

Louis hatte eine gute feſte Poſition bey Schwarza, um jenen franzöſiſchen Truppen den Durchgang aus dem Thale von Saalfeld in das von Rudolſtadt zu erſchweren; nur Verzweiflung oder Tollkühnheit konnte ihn bewegen, ſeine Truppen zwiſchen Woelsdorf und Graba (einem Dorfe nahe an Saalfeld) aufmarſchiren zu laſſen, Front gegen Garnsdorf und Beulwiz, zwey Dörfer auf der Höhe, wo der Wald ſich endigt, eine halbe Meile von einander, wo die Franzoſen ſich ausdehnten, machen zu laſſen. Ihm blieb keine Retirade, als auf der Straße nach Rudolſtadt, und da die Franzoſen die Berge beſetzten, und Louis dieſe Straße nicht hinter ſich, ſondern in ſeiner rechten Flanke hatte, ſo war nichts leichter, als ihn davon abzuſchneiden, und die Armee in die Saale zu ſtürzen, ſo wie es auch geſchah.

Wenn der Prinz ſelbſt die Franzoſen ſchlug, ſo war kein anderer Erfolg davon zu erwarten, als ein Rückzug ſeiner Truppen zum Hauptcorps, und war ſeine Beſtimmung, den Feind aufzuhalten und zu harzeliren, ſo konnte er dieß an vielen Punkten, beſonders bey Schwarza, weit beſſer, als auf jenem Abhange eines Berges, den der Feind beſetzt hatte, bewirken; wurde dieſer geſchlagen, ſo zog er ſich in den Wald. Ueber Garnsdorf und Beulwiz hinaus gab es keine Operationslinie für den Prinzen mehr.

Das

Das Detaille der Schlacht lies in dem Bericht des Augenzeugen nach.

Daß die Preußen und Sachſen, beſonders das Regiment König, und die preußiſchen Füſelier tapfer gefochten haben, daß ſie ſelbſt das Unmögliche verſuchten, darüber iſt in Saalfeld nur Eine Stimme.

Ich kann und darf, der Wahrheit getreu, den Prinzen nicht loben, daß er dieſe widerſinnige, dieſe tollkühnſte aller Schlachten begann; ich kann darin auch gar nichts Genialiſches finden. Es war, ich weiß ſelbſt nicht was, die Urſache; die Wirkung war das unnütze Blutvergießen einer Menge Menſchen, und die Muthloſigkeit, welche ſich gleich nachher der ganzen Armee mittheilte. Man ſagt, der Prinz habe einen Rauſch gehabt; das iſt aber nicht wahr! Der Gaſtwirth zum Anker in Saalfeld hat mir ſelbſt verſichert, der Prinz habe bey ihm am 10ten ein Frühſtück beſtellt gehabt, und ſey ſchon auf der Mitte des Markts angekommen geweſen, um es zu ſich zu nehmen, als mehrere Ordonanzen ihm das Andringen des Feindes gemeldet und ihn vermocht hätten, nüchtern die Schlacht zu beginnen.

Ueber die Art ſeines Todes iſt in Saalfeld kein Zweifel.

Unterhalb Wohlsdorf unweit der Saale iſt ein Acker über einem Hohlwege, an welchen eine Wieſe ſtößt (dieſer Hohlweg führt auf einem Nebenwege nach Rudolſtadt), auf dieſen ſtellte der Prinz die Ueberreſte ſeiner Cavallerie, um den Rückzug zu decken; er führte ſie ſelbſt an den Feind; ſie wurde von den rothen Pariſer Huſaren zerſprengt; Louis war ohne Adjutanten, allein, und ſich ſelbſt überlaſſen.

Er ſetzte mit ſeinem Pferde über eine grüne Hecke in dem oben bemerkten Wege, wahrſcheinlich um nach Rudolſtadt zu entkommen; indem er dieſen Sprung macht, erhielt ſein Pferd von hinten einen Schuß, und macht noch einige Sätze bis zu einem Buſch in der Wieſe; hier ſtürzt es. Louis nimmt ſeine Piſtolen beſonnen vom Sattel, und ſtatt durch die Saale zu ſchwimmen, läuft er wieder in jenen Weg, um nach Rudolſtadt zu entkommen. Unweit eines Schlagbaums, hart unter dem Dorfe Wolsdorf, erreicht ihn ein Wachtmeiſter und ein gemeiner Huſar von den Feinden. Er ſchießt nach ihnen, und der Huſar flucht; der Wachtmeiſter bietet ihm Pardon, er antwortet: Sieg oder Tod! Sie kämpfen. Der Franzoſe ein Hercul und zu Pferde, der Prinz zu Fuß; lange bleibt der Sieg zweifelhaft, endlich erhält der Prinz einen Hieb ins Genick, und ſinkt. Der Huſar ſpringt vom Pferde und durchbohrt ihm das Herz. Er iſt verſchieden. Der Huſar entkleidet ihn, und ruft einen Bauer, der dem Kampf mit zuſah, um den Leichnam nach Saalfeld zu ſchaffen. Der Bauer wickelt ihn in ein Betttuch, legt ihn in eine Strohbettſtelle, und ſchafft ihn nach Saalfeld. Hier tragen die Franzoſen ſeine Kleider jubelnd umher, ſetzen aber den Leichnam unter militairiſcher Begleitung in der Kirche bey. Den Platz, wo er fiel, bezeichnet ein einfacher Stein, den der Rath zu Saalfeld dort eingraben ließ. Ganz Saalfeld erzählt eben ſo dieſe Geſchichte. Es waren alſo keine Augenzeugen bey dem Fall und Tode des Prinzen, ſie waren ſo wie ſeine Leute geflohen, und kamen ſämmtlich nach Jena. Möglich, daß Noſtiz für ihn kämpfte, ehe der Prinz vom Pferd fiel; nachher iſt es nicht geſchehen.

Des Prinzen Leichnam wird heute noch vielen Neugierigen gezeigt, welche ein Andenken von ihm aus dem Sarge mitnehmen. Auch Himmel, ſein muſikaliſcher Freund, war hier.

Die Geſchichte der Schlacht von Saalfeld mag mich wegen meiner Charakteriſtik des Prinzen rechtfertigen, und gegen die Bezüchtigungen des Berliner Apologiſten in Schutz nehmen, der mir Schuld giebt, ich hätte den Prinzen nach Hörenſagen beurtheilt. Nein! ſag ich, ich habe ihn gewiß richtig beurtheilt; ich habe aus ſichern Quellen geſchöpft. Längſt ſchon war das Geiſtige in ihm dem Fleiſche unterthan; was hilft Bravour ohne Diſpoſition?

Louis mußte nach der Strenge der militairiſchen Geſetze, wegen ſeiner begangenen ungeheuern Fehler bey Saalfeld, erſchoſſen werden.

Wahrſcheinlich hat ihn Verzweiflung an dem Schickſal ſeines Vaterlandes, und an dem Fortblühen ſeines Stamms dazu gebracht, ſo und nicht anders zu handeln: warum blieb er aber nicht bey Schwarza, eine Meile rückwärts, wo die Vortheile des Terrains ſich mit ſeiner Tapferkeit und der ſeiner Truppen vereinigen konnten?

Unkundige behaupten, es ſey ſchlecht von Hohenlohe geweſen, daß er ihn ohne Unterſtützung ließ; das iſt lächerlich, denn es war nicht möglich. Hohenlohe war vier Meilen von Saalfeld bey Kahla poſtirt; wenn er auch mit der ganzen Armee hineilte, ſo kam er doch nur zur Todtenfeyer des Prinzen.

Schlecht iſt es aber, daß der General Pellet, der 1 Bataillon und 3 Eskadron braune Huſaren bey Blankenburg kommandirte, und der General Schimmel pfennig, der ein Bataillon Huſaren bey Pößneck hatte, nicht zu Hülfe eilten. Beyde ſchützen aber Contreordres vor, was nicht gut begreiflich iſt.

Hatten die Preußen bey Saalfeld mehr Cavallerie, als 3 Eſkadron, ſo war ihr Rückzug geſichert.

Der Verluſt der Aktion von Saalfeld zog den der Schlacht von Jena nach ſich, denn ſie benahm dem gemeinen Mann den Muth; daß aber die preußiſchen Feldherren, nach den Vorgängen bey Schlaiz und Saalfeld, immer noch nicht das linke Saalufer verließen, und glaubten, der Hauptangriff werde von Erfurt herüber kommen, ungeachtet Tauenzien rapportirte: Napoleon ſey den 8. October in Ebersdorf zwiſchen Lobenſtein und Saalfeld geweſen, dieß iſt unbegreiflich.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Jena.

Bereite Dich, mein Freund, auf den Hauptſchlag vor, der uns alles nahm, was uns bisher theuer und werth war, der uns fremdem Einfluß hingab, und uns vor ganz Europa herabwürdigte. Welcher Preuße kann anders, als mit zerriſſenem Herzen, das Schlachtfeld von Jena betreten? Welcher Preuße kann es anders, als mit Ingrimm und unter Flüchen über die Generale, verlaſſen, die hier geſchlagen wurden, wo es unmöglich war, geſchlagen zu werden, wenn jene ihre Schuldigkeit thaten? Nichts beſagen die Ausflüchte jenes Augenzeugen der Schlacht, wodurch er ihren Verluſt beſchönigen will. Freylich war den Preußen alle Strategie fremd, ſonſt hätten ſie ſich nicht da aufgeſtellt, wo ſie ſtanden.. Noch weit weniger haben ſie aber etwas von der Taktik und von der Kunſt, Lager zu wählen, gewußt, ſonſt hätten ſie ſolches unmöglich bey Hohlſtet und Capellendorf aufſchlagen. Waren ſie auch in der ſtrategiſchen Defenſive, ſo mußten ſie doch die taktiſche Offenſive ergreifen. Sie haben aber wie Schulknaben gehandelt; das will ich beweiſen, und wer mir nicht glauben will, der bereiſe das Schlachtfeld ſo wie ich; wer dann Ohren hat, der höre; wer Augen hat, der ſehe.

Ehe ich Dich hierher führe, noch eine Anekdote aus Kahla:

Die Wirthin im wilden Mann, ein durch Jenaiſche Studenten gebildetes, kräftiges, kühnes Weib, hatte am 13ten October 5 franzöſiſche Generale im Hauſe; ſie kämpfte mit den Köchen und Kammerdienern, Stallknechten und Troßbuben derſelben um ihr Eigenthum ſich wacker herum, und machte einen heilloſen Lärm. Einer der Generale, darüber wüthend, ſpringt mit bloßem Degen in die Küche und ruft ihr zu:

Halt das Maul, Weib!

Unerſchrocken reißt die Wirthin ihren Buſen auf und ſpricht:

Stoßen Sie zu, Herr General, es trifft eine Mutter von 8 Kindern!

Der General wird gerührt, faßt ſie bey der Hand, beruhigt ſie, holt ihr ein Glas Wein und ein Stück Kuchen von ſeinem Tiſch, und ſchafft ihr Ruhe vor ſo vielen Ueberläſtigen.

So iſt der Franzoſe, — aufbrauſend und gutmüthig.

Man hatte der Wirthin aufgeheftet: jener General ſey Napoleon ſelbſt geweſen; ſie war davon überzeugt und ſagte mir:

Ach, hätte ich mir nur eine Gnade von ihm ausgebeten!

Was würden Sie gebeten haben? fragte ich.

Daß ich Bamberger Bier ſchenken dürfte, erwiederte die Wirthin: denn das hat da drüben der dicke Kellerwirth ganz allein.

Jena liegt tief im Grunde am linken Saalufer hart am Fuße des Landgrafenbergs. Rechts windet ſich das Saalthal um dieſen Berg nach Löbſtädt, Zwetzen, Dornburg und Naumburg. Links iſt ein tiefer Einſchnitt, der den Landgrafenberg vom Jenaiſchen Forſt trennt, dieß iſt das Mühlthal, durch welches die Chauſſee nach Weimar führt; das Thal ſchließt ſich mit der Schnecke. Links der Schnecke läuft um den Berg der Schwabhäuſer Grund bis zum Dorfe Schwabhauſen hin. Von Zwetzen und Löbſtädt führen mehrere Wege durch das Rauhthal auf den Höhen des Landgrafen- und Dornberges. Der ſteilſte Weg dahin iſt der Appoldſche Steiger am Thor von Jena nach Weimar hin.

Der Landgrafenberg iſt die niedrigſte Stufe des Gebirges nach Jena zu; er wird von dem Windknollen, dieſer von Dornberge dominirt. Alle drey Abſtufungen ſind kahl, und letztere iſt der höchſte Punkt auf dem Schlachtfelde. Der Dornberg hat auf beyden Abhängen, nach Nord und Süd, zwey Gebüſche, vor welchen ſich nach Süden das Dorf Cospoda, nach Norden das Dorf Cloßwitz ausdehnen; vom letztern kann man das Rauhthal, vom erſtern den Iſerſteter Grund beherrſchen, der aus dem Mühlthale auf den Windknollen führt. Unterhalb dem Dornberge, in Kanonen-Schußweite, liegen die Dörfer Iſerſtet, Vierzehn-Heiligen und Krippendorf; tiefer (etwa 2000 Schritt weit) liegen Kleinranſtädt und Kötſchau am Abhange, und ganz tief Hohlſtet und Cappellendorf.

So hoch der Dornberg über die ganze Gegend hervorragt, ſo tief und verſteckt liegt Cappellendorf im Thal. Alles Feldwaſſer aus der umliegenden Gegend läuft in dieſem Loche zuſammen. Auf dem Landgrafenberge bivouakirte Napoleon und wachte; hier unten ſchlief Hohenlohe im Schloß in Federbetten die ganze Nacht. Wie konnte die Schlacht gewonnen werden?

Hinter Cappellendorf kommt Frankendorf und Unverſtet; in ihren Thälern fließt die Ilm, und die Chauſſee von Weimar nach Naumburg durchſchneidet die Gegend parallel mit dem Fluß bis Auerſtädt, ſo, daß das Hohenloheſche Schlachtfeld rechts bleibt; links dieſer Scheidungslinien liegen die Höhen des Ettersbergs, die man ganz außer Acht gelaſſen hatte. Bekanntlich ſollte die Hohenloheſche Armee den 14ten bey Cappellendorf den Marſch der Königl. Armee auf der Chauſſee von Unverſtet nach Auerſtädt maskiren.

Ich frage aber: Warum (wenn man bey Jena nicht ſchlagen wollte) ſtand die Hohenloh'ſche Armee nicht auf dem Ettersberge und die Königliche zog ſich hinter demſelben über Querfurt und Eisleben nach Halle?

Du mußt den Plan dieſer Gegend und den Bericht des Augenzeugen zu Hülfe nehmen, ſonſt wirſt Du Dich ſchwerlich orientiren.

Einen Irrthum in dem oft angeführten Bericht des Augenzeugen über die Schlacht muß ich berichtigen. Es heißt darin:

> Der Kaiſer kam um 2 Uhr Nachmittags in Jena an, und ſah vom Landgrafenberge aus die preußiſche Armee in voller Bewegung gegen die Saale. Die Hauptarmee war auf dem Wege nach Auerſtädt, das Detaſchement Holtzendorf rückte nach Dornburg, das Hohenloh'ſche Corps ſtellte ſich zwiſchen Rüdigen und Schwabhauſen, gegen Jena zu, auf.

Spione mögen dieſe Nachricht dem Kaiſer gebracht haben; geſehen hat er dieſe Bewegung der preußiſchen Armee vom Landgrafenberge aus nicht; es iſt phyſiſch unmöglich. Vom Dornberge aus (weit höher) konnte man dieſe Bewegung freylich ſehen; hier kann aber Napoleon den 13ten um 2 Uhr Nachmittags nicht geweſen ſeyn, denn damals ſtand hier noch das Tauenzienſche Avantcorps.

Möglich iſt es, daß ſich der Kaiſer in der Nacht vom 13ten auf den 14ten durch die ſchlafenden preußiſchen Vedetten auf dem Dornberg durchgeſchlichen und hier die ungeheure Linie der preußiſchen Wachtfeuer überſehen hat.

Wenn mein Wegweiſer, der Augenzeuge, dieſe Angabe in ſeinem Buche nachſchreibt, ſo iſt mir dieß ein zureichender Beweis, daß er das Terrain gar nicht genau gekannt hat. Das iſt aber ſehr ſchlimm; denn wahrſcheinlich war er Officier beym Generalſtaabe, oder gar der Obriſt Maſſenbach ſelbſt. Kein Jenenſer weiß ſich zu erinnern, daß Fürſt Hohenlohe oder Maſſenbach je das Terrain auf den Bergen unterſucht hätten; jener ſaß im Schloß zu Jena ruhig, dieſer arbeitete ohne Aufhören in der Hofapotheke an Operationsplänen, und ſchrieb ſich die Finger lahm, die nie zur Ausführung kamen.

Eben ſo nöthig iſt es zu wiederholen, was am 13ten vorging, ehe ich zur Schlacht ſelbſt komme.

Noch vor Anbruch des Tags räumte Tauenzien Jena, und zog ſich nach Kloſteriz und Cospoda, den Landgrafenberg unter ſich, zurück; er ging den nämlichen Weg (über den Steiger und das Rauhthal) den Berg hinan, den bald nach ihm die Franzoſen benutzten und ihn bis nach dem Dornberg zurückdrängten. Der Bericht des Augenzeugen ſagt hierüber folgendes:

Dieſe Höhe war zu wichtig, um dem Feinde den Beſitz davon zugeſtehen zu können, da von ihr aus faſt alle vom Saalthal nach der linken Flanke hinaufführende Wege und Schluchten beſtrichen und vertheidigt werden können. So wie wir aufhörten, Meiſter von dieſer Höhe zu ſeyn, ward uns nicht nur jede Gemeinſchaft mit dem Saalthale und alle Einſicht in daſſelbe abgeſchnitten, ſondern der Feind erhielt zu gleicher Zeit noch den Vortheil, daß er unſere ganze Stellung überſehen konnte. Der General Tauenzien ließ deshalb den Fürſten um Verſtärkung bitten.

Darauf rückte denn der Fürſt mit ſtarker Macht aus dem Lager gegen Vierzehn-Heiligen vor (welches aber immer noch unter jener Höhe liegt), um den Feind in die Thäler der Saale hinab zu werfen. Dieß war zweckmäßig, weiſe und gut, es mußte gelingen: denn die Franzoſen waren noch nicht ſtark genug. Die ganze Armee freute ſich auf den Angriff, als das Unglück, oder vielmehr der Teufel, den Obriſt Maſſenbach von Weimar herbeyführte, der nun (Gott weiß warum) den Fürſten disponirte, nicht vorzudringen. Wahrſcheinlich brachte er Befehle mit, ſich in kein ernſtes Gefecht einzulaſſen. Demnach geſchah auf dem Dornberge nichts; das war dumm, unverzeihlich und unverantwortlich. Wäre doch Maſſenbach an ſeinem Auftrage erſtickt, oder hätte ihn doch ſtatt ſeines Rednertalents ſo viel Muth inſpirirt, um den Fürſten zu disponiren, ſich an den Befehl aus dem Hauptquartier nicht zu kehren, ſondern nach Kloſtwiz vorzudringen; Umſtände verändern ja die Sache! Wie konnte der Herzog in Weimar wiſſen: daß die Franzoſen den Landgrafenberg erſtiegen hätten? wie konnte der Fürſt anſtehen, ihn wieder zurückzunehmen?

Herr von Maſſenbach ſcheint überhaupt an der Seite des Fürſten eine Rolle geſpielt zu haben, die von großer Unentſchloſſenheit, von wenigem Muth und Umſicht zeugt. War ihm das Terrain bekannt, ſo mußte er ja am 13ten ſchon wiſſen, daß die Hohenloheſche Armee geſchlagen war, indem man den Feind jene Höhen beſetzen ließ?

Seite 123 heißt es in dem angeführten Werke:

> Sowohl im ſächſiſchen als im preußiſchen Hauptquartier war noch ſpät am Abend des 13ten von einigen jüngern Officieren in Anregung gebracht worden, ob man nicht in der Nacht den Feind aus dem Mühlthal und von den Höhen von Cospoda wieder vertreiben wollte? allein die große Ermüdung der Truppen und eine angeſtellte Berechnung, woraus ſich ergab, daß der Tag früher angebrochen ſeyn würde, als man die nöthigen Anordnungen werde haben beendigen können, wurden Urſache, dieſes Project fahren zu laſſen.

O über den Unſinn! War der Befehl des Herzogs nicht Schuld daran, daß Hohenlohe bey Tage nicht vorrückte? Warum geſchah es denn da nicht? Ermüdung der Truppen!!! Was hatten ſie denn gethan? Sie hatten den 13ten im Lager geſtanden! Angeſtellte Berechnung! Ja, daran erkennt man den Generalquartiermeiſter. Unterdeß er weitläufig berechnet, in wie viel Zeit die Armee (eine Stunde vom Landgrafenberge) dieſe Höhe erreichen werde, hat ihn Napoleon mit 2 Diviſionen erſtiegen und bivouakirt.

Es iſt zum Raſendwerden, ſolchen Unſinn zu denken, zu ſchreiben und nun ſelbſt drucken zu laſſen.

Jene jungen Officiere waren die Leute, welche bey Jena geſiegt haben würden.

Ich finde noch in demſ. Bericht S. 120 den entſchiedenſten Beweis, daß mein Augenzeuge ein ſchlechtes Geſicht und eine bloße Chartenkenntniß vom Terrain gehabt hat.

Es heißt hier:

> Das erſte Bataillon Friedrich Auguſt, welches die erſte Linie des Avantcorps bildete, während die andern Truppen weiter rückwärts ſich auf dem Dornberge aufſtellen mußten, konnte nicht undeutlich 2 Linien feindliche Infanterie wahrnehmen, welche in der Nacht auf dem Landgrafenberge ſich aufſtellten. (Es iſt die höchſte Kuppe dieſes Berges.)

Das iſt falſch.

> Der Dornberg iſt höher als der Landgrafenberg; dieſer iſt die letzte Abſtuffung jenes Bergs nach Jena hin, wie ſchon geſagt worden.

Eine Batterie auf dem Windknollen und dem Berge aufgepflanzt, ließ keinen Franzoſen, viel weniger eine Armee auf den Landgrafenberg aufmarſchieren. Daß das Bataillon Friedrich Auguſt dieſen Aufmarſch, der unter ſeinen Augen geſchah, recht gut geſehen hat, unterdeß man im Hauptquartier, ermüdet von den großen Berechnungen, die man zwecklos angeſtellt hatte, ſanft einſchlief, das war die Dummheit.

Die Reſultate dieſes Tags waren:

1) Die Franzoſen hatten die niedrigſte der drey Anhöhen über Jena am 13ten erklommen, und formirten hier in der Nacht, gleichſam als wären ſie gelandet, auf einem kleinen Raum zwey Diviſionen, den Kaiſer in ihrer Mitte.

2) Tauenzien hatte ihnen dieſe Anhöhe überlaſſen müſſen, ſtand aber in der Nacht noch immer auf dem höchſten Punkt, auf dem Dornberge.

3) Hohenlohe war am Tage ausgerückt, um den Feind auf Tauenziens klugen Rath in die Thäler der Saale wieder hinab zu ſtürzen; es erſchien aber der Unglücksbote, Herr von Maſſenbach, und bringt ihn von dieſem Vorſatze ab. Er wendet ſich nachher nach Dornburg, um dort durch Huſaren das Eſſen abholen zu laſſen, welches die Franzoſen beſtellt haben; bringt aber ſtatt deſſen einen franzöſiſchen Parlementair mit einem Briefe an den König mit, den er nicht abgiebt.

4) Junge kühne Officiere wollen am Abend noch ausführen, was am Tage verſäumt war; der Fürſt iſt aber ermüdet, und ſein Quartiermeiſterſtaab berechnet die Möglichkeit der Ausführung, und ſchläft darüber ein.

Fluch denen, die da ſchliefen, als Napoleon wachte! Was konnte in dieſer Nacht geſchehen!

Es wäre eine der herrlichſten Nächte für Preußens Ruhm, für Preußens Nationalehre geweſen; ſo wie Friedrichs Armee bey Hochkirchen von Daun überfallen und vernichtet wurde, ſo mußte es die franzöſiſche bey Jena werden.

Eben ſo, wie Friedrich bey Hochkirchen ſich unter den Augen der Oeſtreicher ſo unvorſichtig lagerte, daß einer ſeiner Generale ihm ſagte:

Sire! wenn wir hier ungeſchlagen wegkommen, ſo müſſen die öſtreichiſchen Generale aufgeknüpft werden. eben ſo unvorſichtig lagert ſich Napoleon auf dem ſteilen Abhange eines Berges und auf ſeinen kleinen Plateaus, den Feind in Maſſe über ſich, den größten Theil der Truppen noch abwartend. Beyde Feldherren (Friedrich und Napoleon) bauten auf den Charakter ihrer Gegner; Friedrich irrte, aber Napoleon war glücklicher.

Commandirte ich die Preußen, ſo ließ ich den 13ten die Franzoſen auf den Landgrafenberg hinauf kommen, beſetzte aber den Dornberg und Windknollen mit furchtbaren Batterien. So wie die Nacht eintrat, ließ ich von der Schnecke aus Füßeliere durch den Iſerſteter Grund, und andere leichte Bataillone von Kloßwitz linksweg durch die Thäler gehen, die ſich hier befinden, um die Loſung zum Angriff in beyde Flanken der Franzoſen zu geben. Eine andere Colonne mußte gerade durch das Mühlthal, worin in der Nacht am 13ten kein Franzoſe ſtand, nach Jena marſchieren, und ſolches in Brand ſtecken. En fronte mußte das ganze Zentrum, welches zwiſchen Kötſchau und Nanſtädt am andern Tage focht, vorgehen, und den Feind von Dornburg aus in das Saalthal hinabſtürzen.

Der Erfolg war nicht zweifelhaft, und Napoleon verlohren, ohne Rettung verlohren.

In dieſem Plan wäre zu viel Genialität geweſen, an der es Hohenlohe und Maſſenbach fehlte. Sie hingen beyde an alten Formen.

Certainement ces paruques se tromperont.

Nun folge mir zur Schlacht am 14ten.

Wenn Du von dem Unſinn am vorigen Tage erſchöpft biſt, ſo wirſt Du heute damit ſo überhäuft werden, daß Du nicht anders glauben kannſt, als habe Napoleon der preußiſchen Armee neue Generale geſchickt, um ſie ſo anzuführen, daß er ſie bequem ſchlagen könne.

Erſter Moment.

Tauenzien eröffnet das Gefecht, wird mit Uebermacht vom Dornberg hinab nach Iſerſtet, Vierzehnheiligen und Kreppendorf geworfen. Dieſer Moment entſchied ſchon über den Gewinn der Schlacht. Man kämpfte zwey Stunden, und jener General that alles, um ſich auf ſeinem Poſten zu behaupten, aber vergebens; er war zu ſchwach.

Unterdeß der tapfere, verlaſſene, brave Tauenzien ſich mit einem ſechsmal ſtärkern Feinde herumſchlägt und alles Terrain verliert, welches über den Sieg entſchied, befand ſich das Hauptquartier in Cappellendorf in dem niedrigſten Loch der ganzen Gegend in guter Ruhe. V. d. A. Z. S. 127.

Der Kanonendonner mußte den Staab erſt aus den Federbetten bringen, um auf dem Schloß den Fürſten im Schlafrock zu ſehen, wie er ſich friſiren ließ, und einen Rapport von den Ereigniſſen des vorigen Tags an den König dictirte.

Zweyter Moment.

Endlich ſetzte ſich das dickbeleibte Hauptquartier zu Pferde, um ſich nach Kloßwitz zu begeben, welches bereits die Franzoſen inne hatten.

Der rechte Flügel der Armee, nach dem Schwabhäuſer Grunde zu, war erſt in die Gewehre getreten; die Zelte ſtanden noch, und auch jetzt noch befahl Hohenlohe, ſich ruhig zu verhalten, bis der Nebel gefallen wäre; dann würde er, wenn es die Umſtände erfordern ſollten, die Diviſion Gravert ausrücken laſſen.

Jetzt noch war der Fürſt weder zum Rückzug, noch zum Angriff auf dem Abhange des Berges beſtimmt, der zur Ilm führt, und deſſen höchſten Punkt die Franzoſen bereits inne hatten.

Wenn der Feldherr und ſein Gehülfe, Hr. v. Maſſenbach, das Terrain gekannt hätten; wenn ſie in der Nacht nur zum Recognosciren auf den Dornberg — nach Lützerode geritten wären, ſo mußten ſie am 14ten früh wiſſen, daß es (nachdem Tauenzien nach Vierzehnheiligen retirirt war) kühn ſey: die Franzoſen aus ihrem gewonnenen Terrain zu vertreiben; daß es ſicherer ſey, über die Ilm auf den Ettersberg zu retiriren, und Rüchel vielleicht auch den Herzog von Weimar an ſich zu ziehen; daß es aber mehr als Wahnſinn ſey, am Abhange, bey Ranſtädt und Kötſchau, den Feind zu erwarten.

Der General Gravert, auf dem linken Flügel, ließ plötzlich die Gewehre aufnehmen und links abmarſchieren. Dieſer tüchtige General ſah weiter, wie der Fürſt und der Redner Maſſenbach: denn geſchah es nicht, ſo wurden die Preußen in ihren Zelten überfallen.

Dieß eigenmächtige Manöver wurde übel empfunden, und nach einem Wortkampf ſetzte Gravert es durch, gegen Vierzehnheiligen avanciren zu dürfen, und nun wurde die Cavallerie beordert, den Gravertſchen Aufmarſch zu decken.

Gravert rückt bis auf 1000 Schritt gegen Vierzehnheiligen vor, und erhält dann wieder unbegreiflicherweiſe Befehl, Halt zu machen. Warum? Der Fürſt will im Nebel nicht weiter vorgehen, um nicht unvermutheter Weiſe tournirt zu werden; er will den Feind in die Ebene locken, um Spielraum für die Cavallerie zu gewinnen.

So kann nur ein Poltron, ein Verräther, oder ein Unwiſſender handeln. Erſteres war Hohenlohe wohl nicht; alſo das Letztere.

Könnte ich es glauben: Hohenlohe ſey ein Verräther geweſen, ſo hätte er nicht conſequenter handeln können, als wie er es that. Dieſes Halt gab nicht den Preußen, ſondern den Franzoſen Spielraum zum Niederwerfen, denn jene ſtanden unter, dieſe auf dem Berge; abwärts agirt ſichs beſſer, als aufwärts.

Dritter Moment.

Endlich wollte nun der Fürſt avanciren und Vierzehnheiligen wieder nehmen. Es geſchah, und der Feind wich; — wohin? auf den Dornberg! Man machte Halt, und warf Feuer in das Dorf, um die Tiralleurs daraus zu vertreiben; man wollte den General Rüchel abwarten, und ſich in der jetzigen Poſition (welche aber ſo gut, als keine war) halten.

Die Wegnahme von Vierzehnheiligen half durchaus zu gar nichts, denn es wird vom Dornberge beherrſcht. Wozu alſo noch Feuer hineinwerfen?

Vierter Moment.

Nun heißt es:

Der Fürſt wird von Soult in die linke, von Augereau in die rechte Flanke genommen; ſeine Linie wird geworfen, zerſtreut, und flieht. In dieſem Augenblicke kommt Rüchel mit ſeinem Corps durch Cappellendorf an, und ſetzt ſich auf den Sperlingsberg. Auch er ward geworfen. Allgemeine Flucht en débandade.

Da einmal alle Anhöhen (der Dornberg, Vierzehnheiligen und Iſerſtet) von den Franzoſen beſiegt und genommen waren, ſo war alles Anſtrengen vergebens. Rüchel hätte wohl gethan, jenſeits der Ilm ſtehen zu bleiben, die Fliehenden aufzunehmen und Poſto zu faſſen.

Wäre das Rüchelſche Corps in der Nacht vom 13. auf den 14ten aufgebrochen, hätte ſeinen Marſch auf Schwabhauſen gerichtet und von der rechten Flanke aus geſucht, den Franzoſen in die linke zu fallen, ſo war das Heranziehen dieſes Corps zweckmäßig.

Den 5ten Moment übergehe ich. Die Gefangennehmung der Sachſen war Folge der erſten falſchen Schritte des Feldherrn.

Welche Folge würde der Gewinn der Schlacht gehabt haben, wenn nämlich die Franzoſen vom Landgrafenberge nach dem Saalthal zurückgeworfen wurden? Dann hätte der Herzog von Weimar von Ilmenau, Rüchel von Weimar aus ſchnell aufbrechen und den Rückzug der Franken über Schlaitz, Saalfeld unter Zwickau nach Franken occupiren müſſen. Die Franzoſen wären wahrſcheinlich auf den Wegen, auf welchen ſie gekommen waren, zurückgegangen. Das Corps bey Köſen wäre aber gänzlich abgeſchnitten geweſen.

Nachdem ich das Schlachtfeld von Jena kennen gelernt habe, nehme ich mein Urtheil über Hohenlohe im erſten Bande zurück.

Auch er war ein Friedensgeneral und Tempo-Soldat, kein Feldherr; Herr von Maſſenbach aber ein mit vielen Planzeichnungen ſich amüſirender, unentſchloſſener bloßer Theoretiker, der vielleicht 50 Schlachtfelder aus der vergangenen Kriegsgeſchichte kannte, nur nicht das Terrain bey Jena, welches er kennen zu lernen 14 Tage lang Zeit hatte. Der Generalquartiermeiſter muß die Gegend im Kopfe und nicht im Futteral haben.

Wie wahr iſts, was Ziethen ſtets ſagte, wenn vom Kriegsrath, von Operationsplänen und Dispoſitionen die Rede war:

Wenn ich auf den Fleck komme, werde ich meine Dispoſition machen.

Große genialiſche Feldherren ſehen, wenn ſie ihren ſtrategiſchen Angriff nach geographiſchen Kenntniſſen (dahin gehören Charten) geordnet haben, das Terrain an, und ein Blick belehrt ſie, wie ſie agiren ſollen. Das Terrain iſt nie aus Charten kennen zu lernen, denn ſie ſind ſelten richtig. Die Charten dienen nur zu Wegweiſern, man muß damit das Terrain vergleichen. Ich nehme alles zurück, was ich im erſten Theile meiner Briefe von der Schlaffheit der Armee geſagt habe. Bis auf einige wenige Ausnahmen haben alle Truppen, beſonders die Sachſen, brav gefochten. Das Terrain war ihnen durchaus entzogen.

Den ſteif dreſſirten und angeſchnürten, wie einen Eſel bepakten, armen, hungrigen, preußiſchen Soldaten, muß man nicht bergauf im Sturmſchritt anrücken laſſen wollen, wenn Tauſende von leichten franzöſiſchen Tirailleuren bergabwärts auf ſie losſtürmen, und Mann auf Mann mit ihren guttreffenden Gewehren aus der Linie wegſchießen, unterdeß ſie von dem preußiſchen elenden Bataillonsfeuer gar nicht getroffen werden können. Die preußiſche Muskete trägt kaum ſechzig Schritte.

Ich behaupte: daß lediglich Napoleons genialiſches Feldherrntalent, ſeine Kühnheit, und ſeine Kenntniß des Charakters der Gegner die Schlacht gewonnen, und auf der andern Seite bloß die Unwiſſenheit der erſten Feldherren und ihres Staabes ſie verlohren hat.

Daß aber die braven preußiſchen Truppen alles geleiſtet haben, was man von Soldaten nur erwarten kann, das iſt nur jetzt wieder mathematiſche Wahrheit. Wer ein guter Preuße iſt, der verzweifle noch nicht; es darf nur ein Geiſt kommen und die Maſchiene aufs neue lenken, ſo wird ſie das wieder leiſten, was ſie geleiſtet hat, beſonders wenn man ihr das giebt, was ſie braucht (Speis und Trank), und ihr nimmt, was ihr ſchadet (Pedanterie).

Auf dem ganzen Schlachtfelde von Jena ſiehſt Du keine Spur der Verwüſtung, als das abgebrannte Vierzehnheiligen; alle Felder ſind beſtellt, und zur Sommerſaat haben die Gebliebenen den Acker gedüngt; Du kannſt am Hafer in der Gegend von Vierzehnheiligen und dem Sperlingsberge bald ſehen, wo ein Todter begraben liegt.

Ich habe in allen Dörfern, deren hier eine Menge an einander grenzen, bey den Bauern mich nach Spezialien erkundigt, aber von keiner Brutalität der Franzoſen oder Preußen etwas gehört. Allgemein hatten aber die Franzoſen als Sieger geäußert:

Brav Soldat, ſchlecht Anführung!

Für die Geſchichte wär es ſehr intereſſant, wenn Herr v. Maſſenbach uns doch aufklären wollte: welche Ordres er am 10ten von Weimar an den Fürſten Hohenlohe mitbrachte.

Jena hat freylich ſehr gelitten; es brannten in der Johannisgaſſe 14 oder 15 Gebäude ab; die Einwohner mußten die durchziehenden Truppen ſpeiſen und tränken, und wurden drey Tage geplündert. Solche Gräuelſcenen aber, wie des Herrn Villers Brief an die Gräfin F... de B. von Lübeck enthält, ſind in Jena nicht vorgefallen.

Der dortige Briefträger begleitete Napoleon auf den Landgrafenberg, und blieb die Nacht oben; er mußte ihn über die Gegend unterrichten, als es noch Tag war. Aus den Erzählungen dieſes Mannes geht hervor: daß der Kaiſer in der größten Seelenruhe und ſeiner Sache ganz gewiß war.

Ich muß noch ein Mal auf den Prinzen Louis hier zurückkommen.

Ich ſagte im erſten Theil meiner Briefe:

Commandirte Louis bey Jena, Hohenlohe bey Saalfeld, ſo ging alles gut.

Dieſes dort Geſagte kann ich hier mit gutem Gewiſſen wiederholen. Louis hätte beſtimmt am 13ten den General Tauenzien unterſtützt und die Franzoſen vom Landgrafenberge wieder heruntergeſtürzt. Der unentſchloſſene Hohenlohe ließ ſich bey Saalfeld in kein Gefecht ein, ſondern zog ſich nach Jena zurück.

Der Berliner Apologiſt des Prinzen will ſchlechterdings Moralität in ihn hineinraiſonniren, das iſt aber nicht möglich. Louis hatte (was man ſagt) ein gutes Herz, er war ein guter Gemüthsmenſch; meiner Meynung nach iſt aber das Moralprinzip Ausfluß des Verſtandes, und hält die Leidenſchaften im Zaum. Daß Louis dem Bachus und der Venus opferte, wem iſt das nicht bekannt? daß er alſo dieſe Leidenſchaften nicht zügelte, beweiſt, daß ſie ſtärker wirkten, als das Moralprinzip in ihm.

Ich wünſche übrigens, daß die Thatſachen, welche jenes Buch liefert, gegründeter ſeyn mögen, als die am Ende gelieferte Erzählung über die Affaire bey Saalfeld und den Tod des Prinzen. Es iſt auch keine Sylbe davon wahr. Es heißt daſelbſt: Bey Schlaiz kam man an den Feind. Schlaiz liegt aber vier Meilen von Saalfeld. Louis ſollte die Brücke vertheidigen, und ging hinüber. Die Saalbrücke war kein Objekt; die Franzoſen waren auf dem linken Saalufer, ſo auch der Prinz.

Die Erzählung von dem Tode des Prinzen widerſpricht völlig der, welche mir in Saalfeld mitgetheilt wurde.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Auerſtädt.

So viel Licht auch bereits über die Schlacht bey Jena verbreitet worden iſt, ſo viele Dunkelheit herrſcht noch über der von Auerſtädt.

Daß beyde Bataillen in keinem Zuſammenhange ſtanden, ſo wenig wie die bey Gohfeld und Minden, das iſt klar.

Der linke Flügel der Hohenlohſchen Armee dehnte ſich nicht über Stobra, der rechte der Herzoglichen nicht über Sulza hinaus; beyde Oerter ſind eine Meile von einander entfernt, und durch dieſe Lücke drang Pontecorvo bis Appolda an die Ilm vor, und bedrohte mit ſeiner Armee beyde Flügel der Alliirten. Dieſes ward dadurch bewirkt, daß man den Paß bey Dornburg mit einer Handvoll Truppen beſetzt hatte, die keiner Armee widerſtehen konnte.

Die Kunſtſtraße, welche von Weimar nach Leipzig führt, theilt ſich hinter Unverſtet; von hier geht die eine gerade aus nach Jena, die andere wendet ſich ganz links nach Auerſtädt, welches 2½ Meile von Weimar entfernt iſt. Dieſe Chauſſee läuft parallel mit der Ilm am linken Ufer.

Auerſtädt iſt ein kleiner Ort in einem Defilee, und hat vor ſich die Anhöhen des Eckartsbergs (einer alten Burg); dort liegen die Dörfer Haſſenhauſen und Tauchwitz: hinter dieſen geht es bald den Berg hinab in ein tiefes Thal, wo an der Saale, und zwar am rechten Ufer, die Salzwerke von Kößen liegen. Auerſtädt iſt eine Poſtſtation, 1½ kleine Meile von Kößen entfernt; Haſſenhauſen macht dahin den halben Weg.

Am 13ten bis in die Nacht auf den 14ten marſchirte die Armee des Herzogs auf jener Chauſſee nach Auerſtädt, wo ſie Abends ankam, und in einem Defilee, ſo wie auf den dieſſeitigen Höhen bivouakirte.

Dieſes unzeitige Haltmachen zog den Verluſt der Schlacht nach ſich.

Bülow ſagt: die Beine und der Zeigefinger gewinnen jetzt die Schlachten. Er hat wieder Recht! Die Preußen haben in dieſem Kriege eine unglückliche Vorliebe vor Thälern und Defileen gehabt, und ſich immer da gelagert.

War denn der Marſch von Weimar nach Auerſtädt, auf einer guten Chauſſee bey heiterm Himmel ſo etwas Gewaltiges, daß die Armee nicht noch eine Meile weiter marſchieren konnte? Machte man doch ſchon im ſiebenjährigen Kriege Märſche von 4 Meilen, warum nicht jetzt?

Ein Gaſtwirth in Auerſtädt ſagte mir: „Ach mein Gott! wären nur noch am 13ten die Preußen jenen Berg hinan marſchiert (nach Haſſenhauſen), wer wollte ihnen den Sieg ſtreitig machen?“

Beyde Armeen waren gleich ſtark, mit dem Unterſchiede, daß von den 50000 Mann Preußen 20000 Mann (die Reſerve) diſſeits Haſſenhauſen, am Ende der Schlacht (und dann nur theilweiſe), ins Gefecht kamen.

Hätten die Preußen am 13ten noch 2 Stunden marſchiert, ſo nahmen ſie die ganzen Höhen bis zum Eckartsberge ein, wo damals noch kein Franzoſe ſtand. Wären ſie auch nur um 2 Stunden früher von Auerſtädt aufgebrochen! Aber auch das geſchah nicht. Und als ſie nun endlich die Höhen von Haſſenhauſen am Morgen des 14ten erſteigen wollten, da fanden ſie ſolche ſchon von der Diviſion Gudin beſetzt, welche geworfen wurde.

Nun fiel der Herzog, dann Schmettau; und von dieſem Augenblicke an ſchien keine Einheit in dem Commando mehr zu ſeyn, welches zum Nachtheil der Preußen entſchied. Die Franzoſen zogen mehr Truppen heran, und umgingen dann den linken preußiſchen Flügel bey Eckartsberg.

Ein geſchickter Feldherr hätte dieſes Umgehen ſehr gern geſehen, und ſich gar nicht darauf eingelaſſen; ich glaube ſogar: daß es ein ſehr fehlerhaftes Manöver der Franzoſen war. Die Preußen wollten ja aus dem Loch heraus, worin ſie ſteckten, und Kößen ſo wie die dortige Saalbrücke paſſiren; die Franzoſen ſchwächten alſo ihr Centrum und ihren linken Flügel durch jenes Umgehen, und die Preußen konnten eilend, unter dem Soutien ihrer friſchen Reſerve, ſich auf dieß Centrum und den linken franzöſiſchen Flügel werfen und des Sieges gewiß ſeyn, ehe die Franzoſen um den Eckartsberg herumgekommen wären, wo die Paſſage ſehr beſchwerlich war. Statt deſſen gingen die Preußen in die Falle, machten Front gegen den ſie umgehenden rechten franzöſiſchen Flügel und wurden geſchlagen.

Der Briefſteller im Februarſtück der Minerva 1807 ſagt nun Seite 204:

„Allein die Reſerve kam vielleicht zu ſpät an, und zu eben der Zeit, als man ſich bey Auerſtädt ſchlug, wurde **Hohenlohe** bey Jena geſchlagen. Der Ausgang iſt vermuthlich dem Könige gemeldet worden, und da hat er die 20000 Mann Reſerve-Truppen nicht noch opfern wollen.“

„Die Folgen der Schlacht bey Jena konnte man bey Auerſtädt nicht wieder gut machen, und wenn man auch den glänzendſten Sieg erfochten hätte. Zurück hätte man gemußt, und man würde alſo nach dem vollkommenſten Siege nur um ſo aufgelöſter zurückgegangen ſeyn. Zwar hätte man ſich dadurch die Freyheit verſchafft, auf einem andern Wege zurückzugehen; allein von dieſer Freyheit hätte man keinen Gebrauch machen können. Nämlich: nach der bey Auerſtädt verlohrenen Schlacht war nicht mehr daran zu denken, ſeinen Weg nach Naumburg fortzuſetzen. Auch ſelbſt über Querfurt konnte man nicht mehr gehen, weil der Feind den linken Flügel umgangen hatte. Wären die Franzoſen geſchlagen worden, ſo konnte er uns nicht mehr hindern, auf geradem Wege nach Magdeburg zu gehen; allein die **Hohenloh'ſche** Armee war über Weimar zurückgegangen; mußte man nicht ſuchen, ſich mit ihr zu vereinigen? u. ſ. w.“

Das iſt ein ganz bodenloſes Raiſonnement. Der Verfaſſer muß wohl **Bülow** über excentriſche Rückzüge, und was derſelbe ſo wahr darüber ſagt, nicht geleſen haben. Der Sieg der Preußen hatte ja nur bey Auerſtädt einen Rückzug gegen ihre Baſis (die Elbe) zur Folge.

konnten ſie ihn beſſer vollenden, als wenn ſie hier ſiegten? Dann gingen ſie über die Saale und hatten den Feind hinter ſich; fünf Meilen weit bey Halle fanden ſie 17000 Mann friſche Kerntruppen, und hätten ſie auch eben ſo viel bey Auerſtädt verlohren, ſo waren ſie doch noch 50000 Mann ſtark und konnten die Elbe repaſſiren.

Dem Hohenloh'ſchen Corps blieb der Rückzug nach dem Harz und nach Magdeburg; es mußte die ungeſchlagene Armee des Herzogs von Weimar und des Generals Lecock in Hannover an ſich ziehen, und unter Magdeburgs Schutz ſich wieder herſtellen.

Napoleon mußte ſeine Kräfte ſchwächen; er fand nicht das, was ihm nachher durch den Beſitz von Berlin zu Theil wurde, und die Dinge erhielten eine ganz andere Geſtalt.

Auerſtädt iſt abgebrannt. Der oben erwähnte Gaſtwirth erzählte mir noch folgende Spezialien, die es werth ſind, aufgezeichnet zu werden:

Die preußiſchen Truppen waren von ihrem Marſch von Weimar nach Auerſtädt, 2 Meilen weit, ſo ermüdet, daß ſie umfielen wie die Fliegen, als ſie ankamen. (Enge Kamaſchen, beſchwerliche Einzwängung und Bepackung, ſchlechte Verpflegung, Commiſſaire und Futterdiebe, fehlende ambulante Regimentsgalgen für ſolche Canaillen, die den Gemeinen ſein Brod freſſen. Dieſe Ideen mag man detailliren.)

Die jungen Gensd'armes - Officiers (allerliebſte Bürſchchen) legten ſich in die Betten der Töchter des Gaſtwirths, ſeine Frau deckte ſie zu, und pflegte ihrer.

(In Auerſtädt iſt nur ein Gaſtwirth, fragt ihn, die ihr dort durchreiſt, wenn ihrs nicht glauben wollt).

O, der verzogenen Mutterſöhnchen, die ihre Mannskraft bey Madam Bernard zugeſetzt, auf dem Caſino mit Champagner-Bouteillen Krieg geführt, in den Knochen kein Mark hatten; im Sommer auf Schlitten gefahren waren und bey Auerſtädt ſich zu Bette legten! Es giebt keine Aeſthetik der Schlachten, und das Champ de bataille iſt kein Theater.

Die Einwohner liefen während der Schlacht in die Wälder. Als Auerſtädt brannte, nahm der Gaſtwirth, ein beherzter Mann, das Wort, und ſprach: Kinder, laßt uns umkehren, unſer Eigenthum ſteht in Flammen, vielleicht retten wir noch etwas, die Feinde ſind Menſchen; ſie zogen dann, Männer, Weiber und Kinder, nach ihrer brennenden Heymath zurück. Zuerſt trafen ſie auf franzöſiſche Cavallerie, ſie wurden angehalten; als aber der Sprecher ſagte: wir ſind die unglücklichen Einwohner jenes brennenden Orts, ließ man ſie ungehindert mit den Worten ziehen:

Arm Menſch, nit gut! geht! geht!

So geſchah es zwey oder drey Mal. Unweit Auerſtädt fielen ſie in die Hände der Voltigeurs, die zogen ſie aus, und nahmen den Unglücklichen alles, was ſie bey ſich hatten. Einige Mohren bewieſen ſich dabey beſonders ſehr thätig.

Von allen wurde nur ein Dienſtmädchen genothzüchtiget, ſie mußte 15 Franzoſen befriedigen. Ich habe ſie geſehen, es war ein geſundes Bauermädchen, und jene Anſtrengung hatte ihr nichts geſchadet.

(In der Regel iſt der franzöſiſche Soldat human, die Ausnahmen ſcheinen bey den leichten Truppen zu ſeyn. Das Feuer der Franzoſen im Beyſchlaf, vereinigt mit dem deutſchen Phlegma einer Bäuerndirne kann keinen größern nachtheiligen Einfluß auf das Nervenſyſtem der letztern hervorbringen.)

Es iſt höchſt einfältig, das Publikum heute noch glauben machen zu wollen, wie der Augenzeuge in ſeinem Bericht von der Schlacht bey Jena S. 123 ſagt: Man habe am 14ten immer noch geglaubt, man werde es nur mit einem unbeträchtlichen Corps der Franzoſen zu thun bekommen, wodurch die ſchlechten Vorkehrungen beſchönigt werden ſollen.

Dieß iſt entweder nicht wahr, und Mangel an Entſchloſſenheit oder Einheit im Commando war Schuld an jenen Fehlern, oder man iſt noch unwiſſender geweſen, als man bisher geglaubt hat.

Iſt es möglich zu glauben: der Herzog, ſo wie der Fürſt, hätten im Lande des Alliirten, in den von den Feinden beſetzten Oertern, ſo wenig in Verbindung geſtanden, daß man ihnen nichts von der Ankunft der großen Armee, den Kaiſer an der Spitze, hätte wiſſen laſſen, beſonders da jener Fürſt frey und unbeſiegt war?

Lächerlich iſt es, über Mangel an Brod klagen zu hören, in einer Gegend, wo 200000 Franzoſen mehrere Tage ohne Magazine lebten; alſo muß doch Brod, Fleiſch, Wein, Branntewein und Futter da geweſen ſeyn?

Höchſt lächerlich und ein Beweis der gänzlichen Unbekanntſchaft im Hauptquartier mit dem Terrain, war der Befehl vom Fürſt Hohenlohe am 13ten zur allgemeinen Fouragirung auf dem Dornberge, da hier nichts zu fouragiren ſeyn konnte.

Ich bin überzeugt, jeder Fähndrich führte bey Auerſtädt und Jena die Armeen beſſer, als Hohenlohe und Braunſchweig.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Breslau.

Ein hieſiger Pädagog hat es mir übel genommen, daß ich der Belagerung Breslaus und des Patriotismus ſeiner Einwohner nirgend in meinen Briefen gedacht hätte. Was nicht geſchehen iſt, kann noch nachgeholt werden. Breslau iſt ein ſehr bevölkerter Ort, es hat viel Handlung nach Pohlen, Ungarn und Rußland, ſelbſt nach der Türkey. Hier befinden ſich die Banquiers, welche den Leinewand-Kaufleuten ihre Rimeſſen in baares Geld umſetzen; hier iſt die Civilverwaltung der Provinz; hier reſidirt der ſchleſiſche Miniſter; hier iſt die General-Landſchaft.

In militairiſcher Hinſicht iſt Breslau nicht ſo bedeutend als Veſtung zu betrachten.

Seine Werke wurden wohl zuerſt nach der Oder hin, die ſeine Mauern beſpült, angelegt, um die Pohlen abzuhalten. Sie ſind nachher erweitert, und beſonders im ſiebenjährigen Kriege durch ihren Vertheidiger, den berühmten General Tauenzien, merkwürdig geworden, dem man auch deßfalls vor dem Schweidnitzer Thore ein Denkmal geſetzt hat. Damals war der Beſitz von Breslau höchſt wichtig; denn er war der Sitz der Landesregierung und der Hauptwaffenplatz, der Schlüſſel zu Oberſchleſien.

Bey Annäherung des Feindes hielt der König es für zweckmäßiger, die Landescollegia in Breslau nebſt den Regiſtraturen und Caſſen (die aber ſehr erſchöpft waren) zurückzulaſſen, in der Vorausſetzung, daß der Feind, wenn er ſie als Organe vorfände und benutzte, dem Lande weniger ſchaden würde, als wenn er unmittelbar, durch ſelbſt gewählte Subjekte operirte. Die Collegia blieben alſo da; nur der Miniſter Graf Hoym entfernte ſich nach Neiße. Wahrſcheinlich nahm er alle Caſſenbeſtände mit.

Breslau hat ſehr anſehnliche Vorſtädte, die mit Luſtgärten und Tabagieen untermiſcht ſind, beſonders vor dem Oderthor. Da ſolche die Außenwerke decken, ſo nehmen ſie der Veſtung ihre Stärke, und es folgte daraus von ſelbſt ihre Demolirung. Der Gouverneur von Breslau, General Thiele, verſäumte dieſe Vorſichtsmaaßregel, als es noch Zeit war, ſie der Erde gleich zu machen.

Ich befand mich den 25. October 1806 in Breslau, wo ſtündlich von der Armee niederſchlagende Nachrichten ſich jagten.

Ich ſah und ſprach den Grafen Hoym, und fand ihn entſchloſſen nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln, den Feind durch außerordentliche Mittel (Landſturm) vom Eindringen in die Provinz nicht abzuhalten, und dadurch das Loos derſelben nicht noch ſchrecklicher zu machen, oder das Kriegstheater völlig dahin zu ziehen.

Ich war damals ganz der entgegengeſetzten Meynung, erinnerte mich aber gleich daran, daß der Miniſter im Sommer 1806 gelegentlich äußerte:

„Der Himmel bewahre uns für einen Krieg mit Frankreich! Es fehlen uns dazu alle Reſourcen, Geld, Soldaten und Feldherren. Lieber wollte ich mit Alexander kämpfen, als mit dieſem Napoleon, dem nichts widerſteht.“

Indem der Miniſter davon ausging, was er hier ſagte; indem er unſern Hof, unſere Generalität, unſere Unentſchloſſenheit, unſere Hofkabalen kannte, mochte er beſſer wie jeder andere auf den Grund ſehen, und dafür halten: Zeitiges Nachgeben ſey beſſer, als einen Landſturm organiſiren. Ich dachte anders.

Ich hatte mich in Glogau mit einigen Patrioten verbunden, zu einem allgemeinen Aufſtande mitzuwirken; ich bildete dieſe Idee in Breslau noch mehr aus, und fand hier treue Gehülfen. Wir ſchrieben einen Brief an den König, der im erſten Theil abgedruckt iſt, und Freund B., ein ehemaliger Soldat, legte einen detaillirten Plan bey, wornach 100000 Mann in vier Wochen unter den Waffen ſeyn konnten.

Der König hat hierauf nie geantwortet, und Fürſt Pleß hat einen andern Plan ſchlecht ausgeführt. Der Pücklerſche Plan wurde ebenfalls zu Waſſer, wie ich ſchon im zweyten Theil dieſer Briefe erzählt habe.

In dem Plan der Inſurgenten *in spe* lag es: Breslau von allen Kanonen, Gewehren, Pulver und Kugeln, von allen Arten der Kriegsbedürfniſſe zu befreyen, ſolche

nebſt

nebſt der Garniſon aber theils nach Glogau, theils nach Schweidnitz zu ſchaffen; die Bürger ſollten eine Nationalgarde formiren und die Wachen beſetzen; die Hauptveſtungswerke ſollten eiligſt geſprengt werden. Alle Collegia, Kaſſen und Regiſtraturen ſollten nach Oberſchleſien fortgeſchickt werden.

In Breslau lagen damals vier Bataillon Infanterie, größtentheils aus Pohlen beſtehend.

Der Gouverneur war nicht ohne Fähigkeiten, er war beſonders für Geſellſchaft und Converſation geſtimmt; aber der Kriegsgott ſchien ſein Füllhorn nicht über ihn ausgeſchüttet zu haben.

Der Commandant, General Kraft, war ein alter braver Mann, aber ohne Kopf und Talent.

General Lindner, Brigadier ſämmtlicher ſchleſiſchen Veſtungen, iſt zu bekannt, und ſchon im zweyten Theil geſchildert, als daß ich noch nöthig hätte ſeiner zu gedenken.

Er iſt jetzt ausgewechſelt, und Chef des preußiſchen Generalſtaabes geworden, worüber freylich alle Welt außer ſich iſt und ſtaunt *).

Herr Lindner war zum Unglück der Breslauer durch die ſchnelle Blokade von Breslau hier eingeſperrt worden, dieß war ſonſt wohl nicht ſein Wille.

Der erſte Verſuch, den die Franzoſen machten, um Breslau par coup de main zu nehmen, ſchlug fehl.

Nach Glogaus Uebergabe wiederholte man eine leichte Blokade, und nun war es Lindners thörichter Vorſchlag, die Vorſtädte abzubrennen. Dieſe Mordbrennerey wurde ausgeführt, viele Tauſende wurden an den

---

*) Iſt unrichtig, und war eine Sage.

Bettelſtaab gebracht, und der Erfolg war kein anderer, als daß die würtembergiſchen Jäger hinter den nicht abgebrannten Mauern ſich ſicherer lagerten, wie vorher.

Das war voraus zu ſehen; Lindner aber, der allenthalben zur Muthloſigkeit heruntergeſtimmt, den überdieß kopfloſen Commandanten in Schweidnitz geſchrieben hatte:

> Sie halten ſich ſo lange, als es der Klugheit angemeſſen iſt;

in Silberberg den Commandanten überreden wollte, die feſteſten Punkte unbeſetzt zu laſſen, und an dem es nicht lag, daß ſämmtliche Veſtungen übergingen, wollte in Breslau den Schein retten, und ſich als einen tüchtigen Vertheidiger zeigen. Den Anfang konnte er am beſten mit dem Abbrennen der Vorſtädte darthun.

Als aber bey Strehlen Fürſt Pleß zum Entſatz herbeyeilte, und man in Breslau genau davon unterrichtet war, da waren weder Thiele noch Lindner bereit zu einem Ausfall, und blieben lieber hinter Wall und Mauern.

Ich will hier die Belagerung von Breslau nicht weitläuftig beſchreiben, Du findeſt ſie ausführlich in den Breslauer Tageblättern.

Ich beziehe mich auch hier auf das Stück vom July der Minerva, worin das Verfahren des Gouverneurs General Thiele und des General Lindner auseinander geſetzt wird. Erwähnen muß ich aber noch, daß die brave Bürgerſchaft hier, ſo wie in Glogau und den übrigen Veſtungen, nie um Uebergabe ſollicitirte; daß ſie alles that, was in ihren Kräften ſtand, um dem Militair zu Hülfe zu kommen; daß ſie ſich ruhig ihre Häuſer zuſammenſchießen ließ, und bewies, daß ſie von den Pflichten einer braven Bürgerſchaft durchdrungen war. Breslau ging unter eben ſolchen ſchändlichen Bedingungen über, wie die übrigen preußiſchen Veſtungen. Die Feinde zogen ein, an ihrer Spitze Prinz Jerome, Bruder des Kaiſers von Frankreich.

Daß die Breslauer noble Bürgerſchaft die Feinde mit offnen Armen empfangen hätte, daß die beliebte Illumination ihnen von Herzen gegangen wäre, das kann man nicht behaupten; dagegen aber fanden ſich bald große Herren, welche den Hof des Prinzen ohne Aufforderung glänzender zu machen ſuchten: der General Henkel, der Graf Einſiedel, der Graf Dankelmann und ihre Gemahlinnen thaten dieß vorzüglich.

Natürlich ſagten ſie laut: dieß geſchehe zum Beſten des Landes. Kann möglich ſeyn.

Die Breslauſche Chronik ſoll aber eine andere Tendenz dieſen Schritten des vornehmeren Theils der Breslauer Großen, in ihren, künftigen Jahrhunderten aufgehobenen Blättern, untergelegt haben: Gefallſucht.

Die Breslauſche Oberamtsregierung wurde in ihrem Wirkungskreiſe gelaſſen, ungeachtet ſie dem Kaiſer keinen Eid der Treue geſchworen hatte.

An ihrer Spitze ſtand ein Graf Reuß, der ſeinen Werth als Menſch und als Diener des Staats genau kannte.

Bey der Cammer hatte man allgemein beſchloſſen, eben ſo zu handeln; da aber der dem Prinzen beygeordnete General Hedouville die Mitglieder vor ſich forderte, und ihnen eine Stipulation zur Pflicht machte, da traten einige Mitglieder auf und erklärten: Sie würden auf ihren Poſten bleiben, wenn ſie auch ſtipuliren müßten. Die übrigen folgten nach bis auf den Präſidenten von Bismark, den Kriegsrath Clauſen und Merkel, welche ihre Dimiſſion nahmen und erhielten.

Der Oberforſtmeiſter, Hr. v. Köckeriz, war damals nicht gegenwärtig, ſondern in den oberſchleſiſchen Forſten beſchäftigt. Als er aber nachgehends erfuhr, daß das franzöſiſche Gouvernement die königl. Forſten aushauen laſſen wollte, da meldete er ſich wieder zum Antritt ſeines Poſtens.

Man hatte, Gott weis durch welchen Canal, dem Feinde das Aushauen der Forſten als eine reichhaltige Geldquelle vorgeſpiegelt, und das franzöſiſche Gouvernement wollte auch darauf eingehen, forderte aber vorher noch einen gutachtlichen Bericht der Cammer. Jetzt ſetzt ſich der Kriegsrath Neumann dieſem Projekt mit Energie entgegen, wurde vor den General Hedouville gefordert, und von ihm zur Beyſtimmung aufgefordert. Dennoch blieb er ſtandhaft und bewirkte, daß franzöſiſcher Seits dieſes Projekt aufgegeben, und dagegen von der Geiſtlichkeit eine gezwungene Anleihe in Pfandbriefen eröffnet wurde. Neumann nahm darauf ſeinen Abſchied.

Das franzöſiſche Gouvernement war ſehr bald mit der Cammer nicht einig, und der Fürſt Pleß ſuſpendirte dieſelbe, da ſie ſogar in den von den Preußen noch beſetzten Kreiſen Contributionen ausſchrieb.

Es wurde daher von den Ständen eine Committee ernannt, welche nun die verlangten Requiſiten herbeyſchaffen ſollte.

Sie ſorgte dafür nach Möglichkeit, und auf ihren Antrieb vereinigte ſich die Landſchaft des Briegiſchen und Breslauiſchen Fürſtenthums, und erließ das Publikandum wegen der Pfandbriefs-Antheile, wornach jeder Pfandbriefe deponiren, und dafür Pfandſcheine von 5, 10, 20 Rthlr. erhalten kann, denen man den Cours des baaren Geldes gegeben hat.

Das Neuſte iſt aber, daß der König dem Adel ein Moratorium bewilligt hat, welches zwey Jahre dauert, dennoch aber ſeinen Fall nicht aufhalten wird. Dies iſt der Gnadenſtoß, und man hätte dem Adel nicht übler rathen können, als darum zu bitten.

Acht und zwanzigſter Brief.

Glatz.

Nachdem der General-Gouverneur von Schleſien, Graf von Götzen, mit der möglichſten Thätigkeit an der Reorganiſation eines preußiſchen Corps arbeitete, um nach Möglichkeit die oberſchleſiſchen Veſtungen bis zum Frieden oder ſonſtiger politiſchen Wendung halten zu können, ging Neiße am 16. Juny mittelſt Capitulation über.

Jetzt war voraus zu ſehen, daß das ganze feindliche Belagerungscorps, was bey Neiße geſtanden hatte, nach Glatz oder Silberberg gezogen werden würde.

Die Stadt Glatz liegt im Neißethale zwiſchen zwey hohen Berge eingeklemmt. Dieſe Berge ſind befeſtigt, und vermittelſt einer Enveloppe, welche ſich um die Stadt zieht, in Communikation geſetzt. Ein ſo vielverſprechendes Anſehen der Donjon gewährt, und die 60 Fuß hohen Scarpen und Conterſcarpen; die 14 oder 16 Thore und Barrieren, mehrentheils mit Hanggatter verſehen, welche man von der Stadt an, bis zum Donjon zu paſſiren hat; die einander gut flankirenden Werke, ſo iſt doch dieſe Veſtung, anderer Fehler wegen, keinesweges mit der Feſtigkeit von Schweidnitz oder Koſel im Vergleich zu ſtellen.

Die beſagten Berge dominiren zwar auf dritthalbtauſend Schritt das umliegende Terrain. Eine Kette von Bergen auf dem rechten Neißeufer, welche ſich in einem Halbkreis vom Kreitzberg bis zum Schäferberge ziehen, beherrſchen dagegen wieder die Stadt. Bemeiſtert ſich der Feind dieſer Höhen, ſo ſchneidet er ſich ein, und bombardirt die Stadt in einen Aſchenhaufen. Ohne die Stadt kann die Veſtung nicht gut behauptet werden, denn die Werke ſind zu weitläuftig, der Caſematten zu wenig, um die zur Vertheidigung des Donjons gehörige Mannſchaft unterzubringen. Die in der Stadt liegenden Caſernen ſowohl, wie die darin ſich befindenden großen Gebäude zu Magazinen und Lazarethen, ſind demnach für die Veſtung nothwendige Vehikel. Vor der Stadt Glatz iſt eine Vorſtadt; es ſind mehrere Gärten und Hecken, die auf 800 Schritt, alſo in der Portée eines Kartätſchenſchuſſes überall den Schußlinien von den Werken im Wege ſtehen *). Hat ſich der Feind des Kreitzbergs bemächtigt, ſo iſt er der Beſitzer dieſer Vorſtadt, und hat er dieſe, ſo ſteht es ſeinen Jägern und Schützen frey, ſich bis 50 Schritte der Jungfernſchanze nähern zu können. Die letztere iſt zur Vertheidigung der Stadt ein Hauptwerk; ſo mancherley Gebrechen wegen für einen unternehmenden Feind, ſie vermöge eines coup de mains wegzunehmen, eine Kleinigkeit.

Um nicht nur die Stadt für ein Bombardement zu ſchützen, die Magazine zu ſichern, ſondern auch den Feind möglichſt lange Zeit vom Approchiren gegen die Stadt abzuhalten, entſchloß ſich der Graf von Götzen, vorbeſagte Höhen verſchanzen zu laſſen. Ließ der Feind ihn Zeit dazu, ſo konnten die Gräben der Schanzen paliſa-

---

*) Warum ſchaffte man ſie nicht fort?

dirt, die Sorgen gehörig verſchloſſen werden. Konnte man vermöge Communikationsgräben, oder mehrerer Reihen Wolfsgruben, die Schanzen unter einander verbinden, oder die in den Zwiſchenräumen gelegten Eggen mehr einpfählen, ſo würde der Erfolg gezeigt haben, daß das coup d'oeuille militair des Grafen von Götzen ſehr richtig war. Unter dieſen Umſtänden bey nicht hinreichender Mannſchaft, (dieſe Verſchanzungen concentrirt vertheidigen zu können), wäre es vielleicht beſſer geweſen, wenn der Entwerfer dieſes Lagers ſich auf den Kreitzberg, einer daneben liegenden Höhe, und den Mönchsberg eingeſchränkt hätte. Längs dem Neißeufer vom Kreitzberge an bis an den Holzhof mußte ein Communikationsgraben gezogen werden. Jngleichen mußte dieſes auf der andern Seite vom Mönchsberge bis zum Götzenhofe geſchehen. Am Galge[illegible]rge mußte ein tüchtiges Cavalleriepiquet poſtirt werden, welches wieder mit dem Schäferberge durch ein Jnfanteriepiquet in dem Thale in Verbindung zu ſetzen war, welches vom Fockebuſch längs dem Schäferberge vorbey geht.

Nachdem die Macht des Feindes bis gegen 20,000 Mann angewachſen war, drängte er die preußiſchen Vorpoſten bis auf einen guten Kanonenſchuß gegen die Stadt zurück. Mit aller Anſtrengung war der Feind bemüht, am 22. und 23. Juny ſich des Dorfs Haſſitz zu bemächtigen, und gleichwohl mißglückten alle ſeine Verſuche darauf. Die Truppen fochten mit einer beyſpielloſen Bravour, beſonders zeichnete ſich wieder die brave Compagnie des Capitain Clauſewitz dabey aus, indem ſie, ſo oft der Feind anrückte, ihn jedesmal mit einer à Tempo angebrachten Musketenſalve begrüßte, und dann denſelben mit gefälltem Bajonett entgegenrückte. Am 23. ſetzte ſich der Feind in Niederhansdorf feſt, welches nicht verhindert werden konnte, da daſſelbe mit Oberhansdorf zuſammenhängt, und an ¼ Meile lang iſt. An Niederhansdorf ſchließt ſich wieder Neuländchen an, deſſen Häuſer ſich bis auf 300 Schritt gegen den Kreitzberg heranziehen.

Als der Feind ſo dreiſt war bis Neuländchen vorzurücken, griff der Major von Pudlitz denſelben an, und warf ihn wieder bis Niederhansdorf zurück. Neuländchen wurde darauf in der Nacht vom 23ſten auf den 24ſten, gerade da, wo der Feind ſeinen Anſchlag aufs verſchanzte Lager auszuführen dachte, in Brand geſteckt. Auch wurde feindlicher Seits vom Fockebuſch an dieſem Tage das verſchanzte Lager, der Schäferberg und die Stadt, jedoch ohne allen Effekt, bombardirt. Die feindlichen Batterien wurden vielmehr nach einer Generalſalve vom Schäferberge zum Schweigen gebracht.

So ſtrebten ungefähr 2000 Mann 20,000 Mann entgegen. Der Feind verlohr eine Menge Leute, und konnte auch nicht einen Schritt breit Terrain gewinnen. Der Lieutenant von Prittwitz, der ältere, von der Cavallerie, zeichnete ſich dabey, ſo wie überhaupt bey mehreren andern Gelegenheiten, in dem ſchleſiſchen Feldzuge ſehr ehrenvoll aus.

Während dieſer Zeit arbeitete man mit aller Macht an dem verſchanzten Lager, wozu man überdem nur 8 Tage Zeit gehabt hatte. Der Feind hatte durch daſſelbe einen großen Verluſt erlitten, und demungeachtet noch keine Gelegenheit finden können, ſeine hundert Mortiere, womit er gedroht hatte die Stadt einzuäſchern, in Aktivität zu ſetzen. Er beſchloß daher das verſchanzte Lager zu erſtürmen. (Schade daß es nicht am Tage geſchah).

Da die Flanken des verſchanzten Lagers auf der einen Seite durch den Donjon, auf der andern durch den Schäferberg in Verbindung geſetzt waren, ſo würde er, wenn es am Tage geſchah, wahrſcheinlich mit einem großen Menſchenverluſte repouſſirt worden ſeyn; er wählte alſo die Nacht dazu, um es durch einen Ueberfall, vermöge eines coup de mains, wegzunehmen. Die Bayern und Würtemberger haben erzählt: „Wir hoben Sturm gelaufe, die Preußen in die Stadt hereingetrieben, und Niemanden Pardon gegeben.“ Eine große Kunſt, wenn man wie ein Dieb in der Nacht mit 10000 Mann 1800 Mann in den Rücken fällt, und den Wehrloſen in der Hütte auf dem Strohlager das Bajonett durch die Caldaunen ſticht, noch ehe er zur Beſinnung kommen kann *). Mangel an nöthiger Wachſamkeit kann man freylich den preußiſchen Truppen Schuld geben, da ſie ſich vorſtellen konnten, daß der Feind die eine oder die andere Nacht es ſo machen würde. Wenn man die Dorfſpitze von Neuländel beſetzte, und unabläßige Jägerpatrouillen längs der Neiße bis Neuländel ſchickte, ſo wurde freylich der Anſchlag des Feindes eher entdeckt; dadurch wurde zeitiger Allarm. Die Grenadier-Reſerve war zum Soutien ſchon nach den ihr angewieſenen Schanzen geeilt, noch ehe das kleine Gewehrfeuer begann. Die preußiſche Cavallerie war bereit, diejenige feindliche Infanterie zuſammenzuhauen, welche ſich etwa durch die Zwiſchenräume von einer Schanze zur andern geſchlichen hätte; ein kreuzendes Kartätſchenfeuer aus

---

*) Kunſt oder nicht! Wenn man nur ſiegt.

den Schanzen verhinderte den Feind, die Eggen aufzuräumen, und die feindliche Cavallerie mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Indeſſen die Natur behauptet ihre Rechte. Wenn Truppen vier Tage von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ohne Ablöſung und Ruhepunkte im Feuer ſtehen, und nun auch noch die ganze Nacht, mit dem Gewehr in der Hand, Schildwache ſtehen ſollen, ſo iſt es nicht auszuhalten. Der Major Pudlitz hatte daher Befehl gegeben, daß nur ⅓ in den Schanzen, ⅔ dagegen in den Zeltern bleiben ſollten.

Patrouillirt, und zwar mit recht groſſem Mißtrauen, hätte demungeachtet aber doch werden können, und zwar um ſo mehr, als die feindlichen Generale Tages vorher das Lager rekognoſcirt hatten, und man ungewöhnlich (ey wie unvorſichtig von Seiten des Feindes) in dieſer Nacht keine Wachtfeuer in ihrem Bivouak wahrnahm. Der Befehl war nicht nur vom Grafen von Götzen, ſondern auch durch den Major Pudlitz geſchärft gegeben, daß alles auf ſeiner Hut ſeyn ſollte; daß es nicht geſchah, war ein Unglück für den gemeinſchaftlichen Ruhm dieſer wirklich in ihrer Bravour ausgezeichneten Truppen, ungeachtet ſie nur noch erſt im Werden waren, wo Kriegserfahrung und Kriegskunſt einen höhern Ausſchlag giebt.

Wenn man von Türken, Baſkiren, Mammelucken und Rothmäntler hört, daß ſie mit kannibaliſcher Wuth über ihre Feinde herfallen, am Spießen und abgeſchnittenen Köpfen des ſchon wehrlos gemachten Gegners ein Ergötzen finden: ſo war unter geſitteten Völkern auf dieſe Art der Krieg ſeit dem 15ten Jahrhundert nicht mehr geführt worden. Nicht aus Knechtſchaft, ſondern aus wirklicher Wahrheitsliebe muß ich die Franzoſen hier ausnehmen. So viel die Uebel des Krieges ſich nur mindern laſſen, nehmen ſie gewiß Bedacht darauf. Sie ſind die Beſchützer des Unglücklichen und behandeln ihre Gefangenen mit der größten Humanität. Es giebt freilich auch einige darunter, deren Säcke nicht voll werden, hier ein Pferd, dort einen Wagen, da wieder ganze Diſtrikte in Requiſition ſetzen, um einen Lükulliſchen Schmaus zu geben. Einzelnheiten haben aber keinen Bezug aufs Ganze: ſie werden von ihren eigenen Landsleuten verachtet. Ich bin ein Preuße, und kann bey einem zerriſſenen Herzen, bei einer treuen Anhänglichkeit an meinen König, deſſen Unglück mich nur um ſo mehr feſſelt, nicht ein Lobredner der Franzoſen ſeyn; aber es giebt einen großen Theil edler Männer unter denſelben. Lefebüre iſt einer. Nie kann ſein Edelmuth, ſein wirklicher wahrer Heldengeiſt den Menſchen vergeßlich werden, die dieſen wahrhaft großen Mann handeln ſahen.

Bey vorbeſagtem Ueberfalle war der angreifende Theil des Feindes ſo erbittert, (man ſagt, er ſey größtentheils betrunken geweſen,) daß es gleichſam eine allgemeine Looſung zu ſeyn ſchien, mit unterdrücktem Menſchengefühl, gleich dem Marder im Taubenſchlage, alles zu erwürgen, was ihnen nur vor das Bajonett oder vor die Klinge kam. Zwey Weiber ſind in dem Lager bleſſirt, und ein kleines Kind ſoll, nachdem das Lager angeſteckt war, ins Feuer geworfen worden ſeyn. Als unſere Leute dieſe raſende Wuth merkten, machten ſie es freylich auch ſo. Nur Schade, daß nicht noch durch die Fortſetzung des Krieges eine anderweitige Rache genommen werden konnte. Der Lieutenant von Falkowsky, ein hoffnungsvoller junger Menſch, der ſich ſchon bey Saalfeld und Jena ausgezeichnet hatte, iſt umringt und in die Hand verwundet; er geht zum feindlichen Officier, und ſagt: „Herr Cammerad, ich bin bleſſirt, ſchützen ſie mich.“ Nachdem er ſeinen Degen abgegeben, verläßt er ihn. Vier betrunkene Würtemberger Chevauxlegers hauen ihn zur Erde herunter, wovon ein Hieb in den Kopf ſo gefährlich durchging, daß einen Tag darauf noch immer das Hirnmark zur Wunde herausquoll. Der gebliebene Lieutenant von Rüdgiſch hatte an 20 Wunden erhalten: mehrere ſchon auf dem Wahlplatz liegende ſchwer Bleſſirte erhielten mit der Kolbe noch Schläge auf den Kopf, ſo wie ſie nur das geringſte Lebenskennzeichen von ſich gaben. Der von zwölf Cavalleriſten umgebene Capitain von Polzinski war im Begriff ſich gefangen zu geben; allein ein dabei haltender Officier ſchrie ſeinen Leuten zu, haut die Canaille herunter. Der Capitain Polzinski gab vorbeſagtem Officier einen tüchtigen Hieb über das unwürdige Maul, und haute ſich durch, um einer Gefahr zu entgehen, die er unter Nationen, die Begriffe vom Völkerrechte haben, nicht erwartet hatte. Unter 150 Bleſſirten, welche ſich im Lazareth zu Glatz befanden, ſah ich wenige Soldaten, die nicht mit zehn und zwölf Wunden bedeckt waren.

Der wackere Sacher.

Bey dem Gefechte bey Landshut 1760 verdankte der tapfere General Fonquet die Rettung ſeines Lebens ſeinem Bedienten, dem braven Trauſchke, indem er aus Liebe zu ſeinem Herren mehrere Hiebe der Löwenſteinſchen Dragoner auffing, und ihnen zurief: „Wollt „ihr denn den kommandirenden General zu Tode hauen?“

Einen Pendant zu dieſer Geſchichte liefert der Schleſiſche Feldzug.

Der Anführer der Preußiſchen Truppen in dem verſchanzten Lager bey Glatz war der Major von Pudlitz. Ein Mann, der durch Muth und Thätigkeit ſchon während der Belagerung bey Glogau ſich ausgezeichnet hatte, und nachher aus reinem Patriotismus zum Beſten des Staates zu wirken ſuchte.

Hier eilte er mit der Grenadier-Reſerve, welche Wunder der Tapferkeit bewies, den angegriffenen Schanzen zu Hülfe. Da ein großer Theil dieſer Schanzen aber ſchon vom Kreitzberge her umgangen waren: ſo konnte er ſie nicht mehr erreichen. Er wurde ſchnell von der Uebermacht des Feindes umringt. Die braven Grenadiere unter Anführung des Majors von Loſthin machten ſich mit dem Bajonette Luft. Hier verloren ſie einen braven Anführer, den Capitain von Kölchen vom Regiment Strachwitz. Der Major von Pudlitz gerieth unter die Säbel der feindlichen Cavallerie. Nach einer tapfern Gegenwehr wurde er zu Boden gehauen. Sein treuer Bedienter, mit Namen Sacher, ein zweyter Tardieu, zitterte für das Leben ſeines Herren. Darum warf er ſich auf ihn, und fing ſechs Hiebe auf, welche ſeinem Herren zugedacht waren. Ein menſchlichgeſinnter würtenbergiſcher Feldwebel machte der Metzeley ein Ende.

Der Major von Pudlitz wurde in Begleitung ſeines treuen Kriegsgefährten, vom Blute triefend, unter Bedeckung eines würtenbergiſchen Jägers, nach Handsdorf geführt. Auf dem Wege dahin begegnet er einer Eskadron franzöſiſcher Chaſſeure. Kaum wird er von derſelben bemerkt, als fünf Chaſſeure vorprellen, die Säbel über ſeinen verwundeten Kopf ſchwingen, um ihn noch todt zu hauen. Ein edler franzöſiſcher Officier ritt aber noch vor und rettete ihn.

In der Gefangenſchaft iſt der Major von Publitz mit derjenigen Humanität von mehrern würtenbergiſchen Generalen und Staabsofficieren behandelt worden, wie es die Geſetze der Kriege unter geſitteten Nationen gut heißen. Eine beſondere ehrenvolle Erwähnung verdient darunter der General Ziehbein, welcher dem Major von Publitz nicht nur ſeinen Arzt ſchickte, ſondern ihm auch Geld vorſchoß, ja ihm ſeine ganze Börſe geben wollte, (da nach Kriegsgebrauch ihm alles abgenommen worden war) um ſich pflegen zu können.

Eine ſo ſeltene Treue, wie ſie der wackere Sacher hier bewies, iſt der Aufzeichnung werth. Der Annaliſt und der Geſchichtsforſcher würdige ſie zur Anfeuerung ähnlicher Thatenzüge. Auch rüge er jene Unmenſchlichkeiten gegen wehrloſe Gefangene und ſchon in ihrem Blute ſchwimmende Bleſſirte, einen Barbarismus auszuüben, der hier um ſo weniger Statt finden ſollte, da Deutſche gegen Deutſche fochten. Obige Darſtellung, die mir eingeſandt wurde, wird Dir Vergnügen machen.

Neun und zwanzigſter Brief.

Berlin.

Jetzt iſt es Zeit, die Dinge ganz in ihrer Nähe mit unbefangenen Augen zu betrachten, deshalb will ich die Schlachtfelder jenſeits der Weichſel bereiſen, und Dir die Reſultate meiner Beobachtungen mittheilen. Doch ehe ich abreiſe, muß ich Dir noch manches von Berlin melden.

So große Freude man hier über den Frieden hatte, ſo ſehr iſt man davon zurückgekommen, nachdem die Franzoſen keine Miene machen, das Land zu verlaſſen. Es fehlt ihnen dazu nicht an Gründen, denn die Contribution iſt in den mehreſten Provinzen noch nicht berichtigt; die Engländer kreuzen in der Oſtſee, der Strand und die Küſten ſind alſo zu bewachen.

Man behauptete hier ſeit einiger Zeit, das Königreich Weſtphalen werde bis an die Oder erweitert, und dem Königreich Preußen das Herzogthum Warſchau, Sachſen aber der Saalkreis eingeräumt werden.

Was an dieſen Sagen iſt, wird die Zeit lehren; mir war es nur intereſſant, die hieſigen Großen zu beobachten, was ſie dazu ſagten; eben ſo den großen Haufen. Die Großen ſind mißvergnügt, denn faſt alle Staatsminiſter ſind ihrer Stellen entſetzt, eben ſo eine Menge Geheimer Ober-Finanz- und Ober-Rechnungs-Räthe; das Subalternen-Perſonal wird nachfolgen. Dieſe Herren

haben

haben Familie, Verwandte, Freunde und Günſtlinge, es erhebt ſich alſo ein allgemeines Klagelied.

Berlin verliert durch die dem Staate entriſſenen Provinzen einen großen Theil ſeiner Nahrung. Die Regimenter, ſo wie die Civil-Officianten, erhielten aus Berlin ihre Uniformen. Eine Menge von Leuten aller Claſſen mußte oft nach Berlin, als der Reſidenz, reiſen; theils nöthigten ſie Amtsgeſchäfte, theils Privatintereſſe dazu. Ein Jeder wollte dann Berlins Schönheiten und ſeine Genüſſe in vollem Maaße ausſchöpfen, welche es, beſonders dem Neuling, gewährt, und dieß wurde theuer bezahlt.

Dieß alles hat aufgehört. Kommt auch der Hof wieder her, ſo wird er nichts weniger als glänzend ſeyn. Schon ſind die Operiſten abgeſchafft; was wird nicht alles nachfolgen!

Wenn nun (ſo raiſonnirt mancher) Berlin mit dem Königreiche Weſtphalen vereinigt würde, und der König Jerome ſeine Reſidenz hier nähme, welche glänzenden Zeiten würde dann Berlin wieder erleben!

Wenn man die Sache von der heutiges Tages intereſſanteſten Seite betrachtet, ich meyne, in Hinſicht des baaren Intereſſe, ſo mögen jene Mißvergnügten Recht haben.

Es iſt jetzt lächerlich geworden, von Nationalruhm, von Vaterlandsliebe, von Anhänglichkeit an den Regenten noch etwas laut werden zu laſſen, alſo will ich auch darüber ſchweigen.

Ich habe ſchon oben erwähnt, daß der König die Miniſter bis auf den Staatsminiſter von Schröter, und ich glaube auch den Grafen Hoym *), verabſchiedet hat; dagegen ſoll der Freyherr von Stein von neuem in Dienſte bey uns treten, und ſchon auf dem Wege nach Memel ſeyn.

Wenn irgend ein Mann im Stande iſt, den Staat wieder zu reorganiſiren, ſo iſt es dieſer Mann, und ich erinnere Dich an die Charakteriſtik von ihm im erſten Theile dieſer Briefe. Er iſt zwar eigenſinnig, aber auch energiſch und beharrlich; beyde Prädikate fehlten unſern übrigen Machthabern. Er hat viel Abſtoßendes und Rauhes in ſeinem Aeußern, er iſt aber bey aller Härte rechtlich, und wenn er das Individuum gegen das Ganze nicht in Anſchlag bringt, ſo verliert er dennoch dieſes nie aus den Augen. Er kann falſche Maaßregeln ergreifen, aber er ſetzt ſie durch, und bleibt conſequent; dieß iſt immer beſſer, als ein ewiges Schwanken zwiſchen Wollen und Nichtwollen, woraus völlige Nullität entſteht.

Stein iſt übrigens voll Verſtand, er iſt frugal, voll reiner Sittlichkeit und wahrem Ehrgefühl.

Es heißt, man wolle ad modum der franzöſiſchen Einrichtung ehemaliger Zeit in den Provinzen einen Gouverneur für das Militair- und Polizey-Weſen und einen Intendanten für das Finanzweſen anſtellen. Der Miniſter des Innern, Freyherr von Stein, ſoll aber der innern Verwaltung allein vorſtehen. Dieſe neue Einrichtung ſtimmt ganz mit meinen Ideen überein.

Wenn man aber nicht genialiſche Köpfe zu den erſten Staatsämtern wählt, ſondern ſolche, die in dem alten Sauerteig und Schlendrian groß gewachſen ſind, dann dürfte eine große Verwirrung in der Verwaltung

---

*) Iſt ſpäter entlaſſen.

und ein ewiger Streit zwiſchen den Intendanten und Gouverneurs entſtehen, der dem Lande nicht Othem ſchöpfen ließe.

Eine plötzliche und völlige Veränderung einer alten Verwaltung, wenn ſie in Thesi auch noch ſo wohlthätig iſt, hat ihre ganz natürlichen Beſchwerden: der Kopf, welcher ſie erfand, kann ſo viele von den mechaniſchen Weſen nicht gleich in den neuen Takt bringen, den er angiebt, und es müſſen Diſſonanzen entſtehen. Dieß paßt ganz auf das Preußiſche Officianten-Perſonale, ſo wie es jetzt iſt. Die Herren wiſſen nichts, als ihren Geſchäftsgang. Sind ſie aus dieſer gewohnten Bahn herausgeſetzt, ſo iſt ihnen wie dem Blinden, dem der Staar geſtochen wurde; er kann das Licht nicht vertragen.

Wie viele unſerer Räthe, wenn ſie einen Fall vorzutragen haben, fragen nach Akten, um Anteriora aufzufinden, und ſollte auch der Regiſtrator die ganze Regiſtratur darnach durchſuchen müſſen. Sind keine Anteriora da, ja dann wird aus dem Vortragsſtück gewiß ein Reſt.

So ſehr ich dieſe Menſchen zeither haßte, die, wie blinde Mühlenpferde, ſtets um eine Achſe liefen, ſo ſehr erregten jetzt manche derſelben mein Mitleiden, als ich ſie kopfhängend auf Berlins Straßen wandeln ſah.

So mancher heyrathete auf ſein Amt, baſirt durch den göttlichen Schlendrian, ein Weibchen, zeugte Kind auf Kind, und der Geheime-Rath deckte alle ſeine Geiſtesſchwächen prahlend zu, und gab ihm Rang, Anſehn und Autorität. Freylich wär es oft beſſer geweſen, ſein Vater hätte ihm, ſtatt des Federkiels, den Pfriemen in die Hand gegeben; da dieß aber nun nicht geſchehen iſt, und ihm das Belegeſtreichen, oder das: Wir von Gottes Gnaden, oder das Malen der Tabellen, ſein Brod gab, und jetzt urplötzlich alle dieſe Dinge wie verrufene Münze außer Cours kommen, jetzt bleibt ihm nichts übrig, als ſich zu erſchießen.

Wenn im Preußiſchen ein einfacherer Geſchäftsgang eingeführt werden wird, dann müſſen offenbar die Künſte, Handwerke und Fabriken dabey gewinnen.

Wie mancher tüchtige Schuhmacher, Schneider, Tiſcher, Fleiſcher, Leinweber und Tuchmacher wird ſo vielen unſerer Jünglinge künftig ſeine Werkſtatt öffnen, und aus ihnen brave Bürger und Familienväter bilden! Dieſe Handwerker werden künftig eben ſo geachtet werden, als ſie jetzt leider verachtet ſind.

Man wird ſich nicht mehr nach Civilpoſten drängen, wie bisher, von denen man glaubte, ſie brächten Ehre, Anſehn und ſicheres Brod. Daß dieß nicht mehr der Fall iſt, lehrt die neueſte Erfahrung, und es kann unmöglich große Ehre darin liegen, wenn bey dem häufigen Wechſel der Regenten der Länder die Civilbeamten mit den Provinzen von einem an dem andern, als Pertinenzien, oder als ein Vieh-Inventarium bey den Landgüthern, mit übergeben werden.

Die Verwaltung der Staaten wird künftig größtentheils, beſonders in den untern Behörden, nicht von einer Dienerſchaft, ſondern von den Staatsbürgern ſelbſt beſorgt werden; die neue pohlniſche Conſtitution giebt dazu den Beleg.

Die Regenten werden einſehen lernen, daß am allerwenigſten in großen Staaten die einzelnen Beamten und

Provinzial-Collegien am Gängelbande weitläuftiger Inſtructionen, und durch den Reſcriptenprozeß zu führen, und in einem Zwange zu halten ſind, der weder dem Mann von Kopf noch dem rechtlichen Beamten convenirt und endlich alle Verwaltung in Nichts und in Akten auflöſt.

Man muß den Beamten künftig zwar einen beſtimmten Wirkungskreis vorſchreiben und ihnen Fingerzeige geben; in dieſem Geſchäftskreiſe muß man ſie aber ſich frey bewegen und verantworten laſſen, was ſie unternehmen.

Sehr richtig hat hierüber Rehberg in ſeinem Buch über Dienerſchaft raiſonnirt, den Du nachleſen magſt.

Dreyßigſter Brief.

Berlin.

Den Abend vor meiner Abreiſe kam ich in einer Privatgeſellſchaft bey einem Souper neben einem Major vom franzöſiſchen Generalſtaabe zu ſitzen, mit dem ich in ein intereſſantes Geſpräch verwickelt wurde; er ſprach deutſch, war lange in Deutſchland geweſen, und kannte unſere Militairverfaſſung ganz genau. Ich will Dir unſer Geſpräch wörtlich mittheilen:

Ich. Werden Sie bald Preußen und Deutſchland verlaſſen? Ich dächte, daß franzöſiſche Militair ſehnte ſich nach den vaterländiſchen Fluren zurück, um auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen.

Der Major. O gewiß, die Mehrheit wünſcht, der Gräuelſcenen ſatt und müde, die der Krieg darbietet, des goldnen Friedens zu genießen. Ich habe aber dazu noch keine gegründeten Ausſichten. Wir werden Preußen nicht eher verlaſſen, bis der Tilſiter Frieden erfüllt, alle Contributionen bezahlt ſind; die Seeküſten werden wir nicht eher verlaſſen, bis England ſich zum Frieden bequemt, und auf die alleinige Herrſchaft der See Verzicht leiſtet. So lange aber die ſtolze Britannia den Dreyzack allein führt, wird auch Frankreich ſeine Herrſchaft und ſeinen Einfluß auf dem Continent benutzen, um die Küſten den engliſchen Flotten zu ſperren.

Ich. So viel Anrecht Frankreich auch auf Continentalherrſchaft haben mag, welche ihm ſeine Siege verleihen, ſo ſehr Frankreich auch dahin trachten muß, in den ehemaligen Flor ſeiner Induſtrie, ſeines Handels zurückzutreten, ſo glaube ich doch nicht, daß dieſer Zweck durch die Sperrung der Seeküſten, und durch die Vernichtung des deutſchen Kunſtfleißes bewirkt werden wird, welche beſonders das neue Kriegsſyſtem zur nothwendigen Folge hat. Die Genußgier des Continents iſt zu groß nach den Produkten der heißen Zonen, als daß man, aller Sperrung der Häfen ungeachtet, nicht Mittel finden ſollte, ſie ſich durch Unterſchleife zu verſchaffen. Wir werden alſo immer von den Engländern abhängig bleiben und es noch mehr werden, je mehr der Krieg uns die Mittel und die Capitale nimmt, manche Dinge ſelbſt zu fabriciren, die wir nicht entbehren können, und dann doch von England nehmen müſſen.

Der Major. Darin können Sie Recht haben. Iſt aber Napoleon, oder ſind die Regenten in Preußen, Oeſtreich oder Rußland daran Schuld? Als wir bey Boulogne ſtanden, um nach England überzuſetzen, da zog die dritte Coalition uns von den Küſten nach Auſterlitz hinab. Als Napoleon 1806 mit England unterhandelte, da erklärte ihm Preußen den Krieg. Wer kann es ihm verdenken, wenn er jetzt Deutſchland als Unterpfand benutzt, um ſich für alle Verluſte zu entſchädigen, welche er durch jene Diverſionen erleiden mußte?

Geht man auch von dem Grundſatze aus, England müſſe nicht unterdrückt werden, weil dann Frankreich allein zur See und zu Lande herrſchen würde, ſo hat man wahrlich bis jetzt nicht die rechten Mittel gebraucht, es zu hindern.

Die Continentalmächte hatten es in ihrer Gewalt (beſonders Rußland) England zum Frieden zu zwingen, und wenn Frankreich wieder Theil nehme am Seehandel, dann würde es auch nicht ſo große Anſprüche auf dem Continent gemacht haben.

Rußlands rohe Produkte ſind England ſo wichtig, daß es bald billiger in ſeinen Forderungen ſeyn würde, wenn Rußland ihm Schwierigkeiten in den Weg legte.

Ich. Das wird wohl kaum geſchehen, Alexander und der Hof in Petersburg mögen es auch noch ſo ſehr wünſchen; denn ſo lange der große Adel in Rußland nur ſeine Vortheile im Auge behält, ſo lange werden ihnen die engliſchen Handelsverbindungen angenehmer ſeyn, wie alle andere; ſie allein bringen den jetzt allein angebeteten Götzen (Geld) hinüber. Doch dieſe Materie iſt zu intrikat, als ſie noch weiter zu verhandeln. Sagen Sie mir doch: finden Sie das ruſſiſche oder das preußiſche Militair geübter und zum Widerſtand geſchickter?

Der Major. Von dem preußiſchen Militair habe ich gerade nur den Zweig ſchätzen gelernt, der bey der Armee bisher der verachteſte war, die Artillerie; ſie hat allenthalben, und oft noch mehr gethan, als ihre Schuldigkeit war.

Die Infanterie iſt durch die Ausländer verdorben, dieſe feſſelt weder Ehrgefühl noch Vaterlandsliebe auf ihren Poſten; vielleicht hätte es der Sieg gleich Anfangs gethan, jetzt war es umgekehrt. Was aber ihrer Infanterie am mehrſten abgeht, das ſind gute Gewehre und tüchtige Schützen. Unſere Gewehre ſchießen richtig, jeder Schuß wird viſirt, und ſie tragen noch einmal ſo weit wie die ihrigen.

In der Schlacht ſelbſt ſehen unſere Officiere in den Linien nicht darnach, daß das Peleton- und Bataillonsfeuer nach dem Takt gegeben wird, und wir mißhandeln unſere Leute nicht, wenn einer zu früh oder zu ſpät abfeuert, darauf kommt bey uns auch gar nichts an; ſondern ſie ſehen darauf, daß der Soldat richtig zielt, und es wird oft commandirt: Höher, niedriger angeſchlagen u. dgl., wenn es nöthig iſt.

Ungeachtet unſerer Armee-Eintheilung in Jäger, Voltigeur, Grenadier u. ſ. w., kömmt es oft vor, daß die Linien-Infanterie in aufgelöſten, die Voltigeurs in geſchloſſenen Reihen fechten müſſen. Es iſt mir ſehr aufgefallen, daß man bey den Preußen ſo wenig ſeit dem ſiebenjährigen Kriege an Verbeſſerung der Gewehre gedacht hatte; und die neue Art von Musketen, die Hr. von Rothhard erfunden hat, taugen nun vollends nichts; das Bajonett muß durchaus nicht lang und ſäbelartig geſtaltet ſeyn, wie bey dieſen neuen Musketen, ſondern kurz und ſpitz; denn es iſt nicht zum Hiebe, ſondern zum Stoß zu gebrauchen. Die Rothhardſchen Bajonette können wegen ihrer Länge ſehr leicht parirt werden, nicht ſo die unſrigen, mit ihnen kann man einen feſten Todesſtoß vollziehen.

Ich. Ich muß geſtehen, daß Sie mir da ganz etwas Neues ſagen. Ich habe bisher geglaubt, daß die neuen preußiſchen Bajonette ſehr zweckmäßig wären, um ſie im Handgemenge zu gebrauchen. Was halten Sie aber von den ruſſiſchen Truppen?

Der Major. Ich bin noch nicht mit den Preußen fertig. Ihre Cavallerie taugt gar nichts! Ihre Pferde waren vortrefflich, die Leute ritten alle wie die Stallmeiſter, und bey jeder Gelegenheit (Eylau abgerechnet) iſt ſie geflohen. Den Grund kann ich mir gar nicht erklären.

Ich. Wahrſcheinlich thun Sie unſrer Cavallerie Unrecht. Ich habe viele brave Cavallerie-Officiere gekannt, und dieſe waren im Ganzen unter den übrigen die verſtändigſten. Ich erinnere mir aber, daß ſie ſeit zehn Jahren beſonders in Schleſien darüber klagten, daß ſie keinen einzigen tüchtigen Cavallerie-General hätten, und man ſie gar nicht richtig zu gebrauchen wiſſe. Dieß hatte nun ſeine natürlichen Urſachen, denn da zu einem tüchtigen Reuter auch ein junger raſcher Mann gehört, die Cavallerie-Generale aber alle alte Herren waren, von denen ſich manche in den Sattel heben laſſen mußten, ſo folgte natürlich daraus, daß ſie den eigentlichen Cavalleriedienſt ſcheuten. Wäre Seidlitz nicht ein junger feuriger Mann geweſen, er würde die Schlachten bey Roßbach und Zorndorf auch nicht gewonnen haben.

Wenn man die Cavallerie in das Kanonenfeuer ſtellt, ſo laufen die Pferde davon, der Reuter mag machen was er will, und dieß iſt beſonders bey Jena der Fall geweſen.

Sind die Pferde gut, können die Leute reuten, wiſſen ſie den Säbel zu führen, dann liegt es ſchlechterdings an dem Anführer, wenn die Cavallerie geſchlagen wird, und an der Stellung, welche man ſie nehmen läßt.

Der Major. Sie mögen Recht haben. Sie fragten nach den Ruſſen: ich muß Ihnen bekennen, daß der kultivirtere Süden Urſache hat, den wilden Völkern des Nordens Schloß und Riegel vorzuſchieben; denn ſonſt muß er ihnen unterliegen, und dieß wird auch einſt gewiß noch geſchehen.

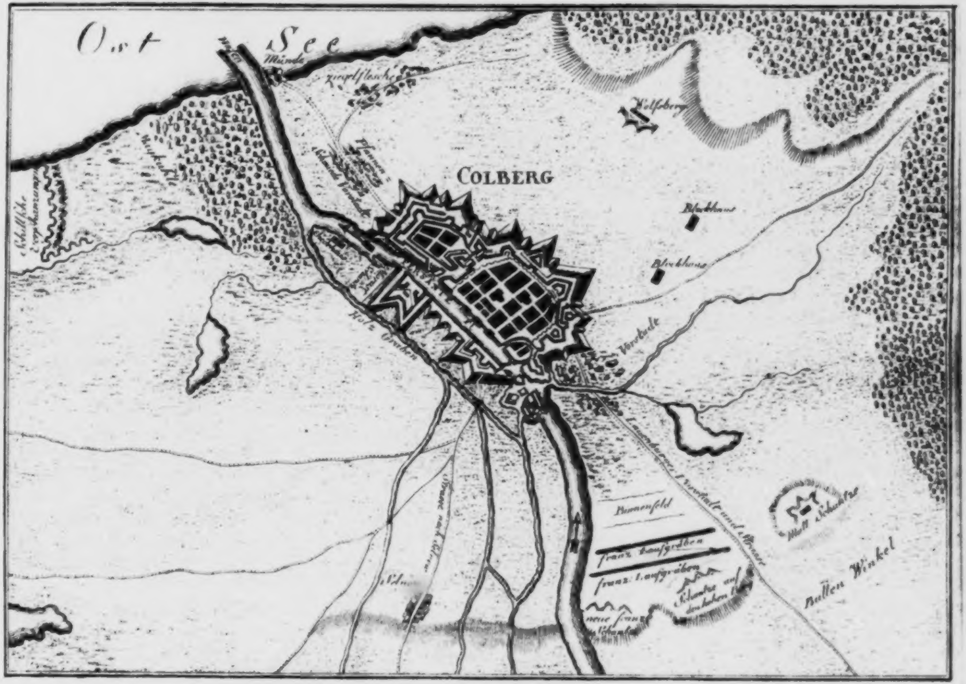
Sie können hier Gott danken, die Ruſſen nicht von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben, und fragen Sie einmal nach, wie Ihre Landsleute in Preußen mit ihnen zufrieden ſind. Der Ruſſe iſt aber der bravſte Soldat, den es giebt, das haben wir empfunden; er kennt keine Todesfurcht, und ſeine Mordluſt geht ſo weit, daß bleſſirte Ruſſen, die auf dem Schlachtfelde lagen, unſern Reutern noch die Pferde bleſſirten. Bey Friedland ſtand die ruſſiſche Infanterie 5 Stunden lang im ſtärkſten Feuer, ohne daß ſie einen Schritt zurückging, ob zwar der Sieg ſchon in unſern Händen war. Hätten die ruſſiſchen Generale die neue Kriegskunſt ſo verſtanden, wie die unſrigen, ſo waren wir verlohren. Sie haben aber jetzt ſehr viel gelernt, und wir dürften künftig mit ihnen noch mehr zu thun bekommen, wie dieſes Mal.

So weit der Major, und ich hätte das Geſpräch mit einem: Gott ſtehe uns bey! endigen mögen. Nach dem Eſſen kamen wir noch auf Napoleon zu ſprechen, und da mir alles intereſſirt, was dieſen großen Geiſt betrifft, ſo hörte ich unter andern mit Vergnügen, wie er in der Schlacht zu handeln pflegt:

Sein Generalſtaab iſt das große Organ, durch welchen ſeine Genialität das Ganze leitet; gewöhnlich nimmt er ſeinen Standpunkt auf dem höchſten Punkt der Gegend, von wo er die Operationslinien überſehen kann *); hier läßt er einen Mantel ausbreiten, auf welchem er die Spezialcharten des Terrains um ſich her verbreitet, auf dieſen Charten ſind die verſchiedenen entſcheidenden Punkte des Terrains, und die verſchiedenen Stellungen der Armee-Corps von ihm mit rothen, blauen, gelben, und kurz nach den Farben verſchiedenen Wachskügelchen bezeichnete; nach den eingehenden Rapports verändert er nun auf der Charte die Stellungen der Armeen, und ſendet ſeine Adjutanten mit ſeinen mündlichen Befehlen nach den Punkten hin, wo er es für nöthig hält. Damit die Adjutanten ihn nicht überhören oder mißverſtehen, (weil er weiß, wie oft dadurch Schlachten verlohren worden ſind) ſo hat er die Gewohnheit, wenn er ſeine Befehle ertheilt hat, zu fragen: Was habe ich geſagt? Der Adjutant muß dann Wort für Wort wiederholen, was ihm geſagt worden iſt und hat er den Auftrag verſtanden, dann erſt kann er abziehen.

---

*) Bey Jena auf dem Dornberge, bey Eylau auf dem Kirchhofe.


Ost See
Münde
Ziegelscheune
Wolfsberg
COLBERG
Blockhaus
Blockhaus
Vorstadt
Holz Graben
franz. Laufgraben
franz. Laufgräben
neue franz. Schanze
Schanze auf den hohen B.
Wall Schanze
Bullen Winkel

Univ. Bibl.
München

Ein und dreyßigſter Brief.

Colberg den 19. Sept. 1807.

Ich verließ Berlin in einer traurigen Stimmung. Ich hatte gehofft, der König und der Hof würden im October wieder hierher zurückkehren, alle fremde Truppen würden das Land dann verlaſſen haben, Ruhe und Frieden wiederkehren, und der Mittelſtand, ſo wie der Bauer, von dem ſchrecklichen Druck befreyt werden, der durch Einquartierung, Durchmärſche und Requiſitionen auf ihm laſtet; nun war aber meine Freude durch die in Berlin erhaltenen Nachrichten geſtört und dahin! So fuhr ich, in Gedanken vertieft, durch Freyenwalde, einem bekannten Geſundbrunnen, wo die Königin Mutter bey ihren Lebzeiten ſchöne Anlagen gemacht hat, über die Oder nach Königsberg in der Neumark, wo ich einige Stunden verweilte.

Mein Wirth, ein gebildeter Mann, der ehemals im Militair gedient hatte, und auf die neuen Preußen bey Jena ſehr aufgebracht ſchien, weckte mich aus meinen Träumen, und erzählte mir manche Anekdote von denen von der Affaire bey Zeduik entflohenen, über Königsberg ſich zurückziehenden Truppen, die ich Dir nicht wieder überliefern mag, weil ſie nicht intereſſant genug ſind. Dagegen war es mir ganz etwas Neues, daß der daſige Magiſtrat einen Beweis von Stupidität ſowohl, als von ſchlechtem Patriotismus bey folgendem Ereigniß gegeben hat: Der Lieutenant Müller vom Schillſchen Corps erſchien in Königsberg mit weniger Mannſchaft, um die königl. Kaſſen abzuholen. Der Magiſtrat widerſetzte ſich dieſem Anſinnen, ließ die Sturmglocke läuten, die Bürger verſammeln, und mahnte ſie zur Entwaffnung der preußiſchen Soldaten. Die Bürger, nachdem ſie vernommen hatten, was vorging, entfernten ſich bald wieder, und ließen den wohllöblichen Magiſtrat im Stich. Der Lieutenant Müller ließ darauf den regierenden Bürgermeiſter greifen, auf ein Bund Stroh legen, und ihm einige Prügel auf den Hintern geben.

Wahrſcheinlich hatte die Hinrichtung des Bürgermeiſters in Kyriz, durch das franzöſiſche Gouvernement, den wohllöblichen Magiſtrat zu ſolchen kühnen Schritten bewogen, und der Dirigens, Herr Andre, wird ſich vielleicht heute noch glücklich ſchätzen, durch 20 Hiebe auf den Hintern dem Tode entgangen zu ſeyn. Ich glaube aber, daß die Herren in Kyriz wohl Theil genommen haben, als die Preußen bey ihnen eingerückt ſind; wenn dies nun ſehr unvorſichtig iſt, ſo durfte auf der andern Seite auch wohl ein Magiſtrat, ſeiner Ehre wegen, ſich nicht dem Anſinnen vaterländiſcher Truppen thätig widerſetzen. Was fragt aber ein ſolcher Bürgermeiſter darnach, was die Ehre erheiſcht, wenn er den Kopf durch den Hintern retten kann? Wären die Franzoſen nach dem Vorgange gekommen, ich wette darauf, er hätte den letztern als Beleg vorgewieſen, daß er ſeine Schuldigkeit gethan hätte. Wohl dem, dem es an Kopf fehlt, daß ihm der Hintere bleibt, um durch dieſen dem Tode zu entgehen.

Der Magiſtrat in Königsberg wird in der preußiſchen Geſchichte einſt eine merkwürdige Rolle ſpielen. Unſere Alten pflegten die Großthaten mancher Edlen in ihrer Mitte in die Stadt-Chronik einzutragen, oder auf ihren Rathhäuſern ein Andenken darüber anzubringen. Ob jene Handlung auch wohl irgendwo in Königsberg aufbewahrt werden möchte? Ich zweifle!

Von Königsberg ging ich über Stargard, Naugard und Treptow hierher. Zwiſchen Greifenberg und Treptow iſt die Demarkationslinie der franzöſiſchen und preußiſchen Truppen. Im letztern Orte befindet ſich das Hauptquartier des General Blüchers. In Camin iſt das preußiſche Lazareth, und außer dieſen beyden Städten und Colberg haben die preußiſchen Truppen das platte Land belegt, welches zwiſchen jenen liegt. Das Corps iſt 7000 Mann, inclusive der Schillſchen Truppen, ſtark.

Der General Blücher wurde mit einigen tauſend Mann in Preußen eingeſchifft, worunter ſehr viel pohlniſche Truppen waren; er landete in Rügen, und ging ſodann nach Stralſund über. Hier war Schill ſchon früher angekommen. Blücher ſollte in Verbindung mit den Schweden und Engländern eine Diverſion in Pommern machen. Kaum waren ſeine Truppen einigermaßen organiſirt, als der Friede von Tilſit proklamirt wurde, und der König von Schweden den früher geſchloſſenen Waffenſtillſtand aufkündigte. Der König wollte Anfangs den General Blücher nicht abziehen laſſen, indem er glaubte, er könne ſich wohl gegen ihn mit den Franzoſen vereinigen. Endlich ließ er aber die Preußen ziehen. Man machte ihnen ſchwediſcher Seits die größten Chikanen, ließ ſich jedes Bedürfniß auf das Theuerſte bezahlen, und begegnete ihnen mit Unwillen.

Dem General Blücher wurden nachher die Quartiere angewieſen, welche er noch inne hat, bis die Franzoſen weiter Platz machen werden.

Dieß Corps hat ein komplettes Commiſſariat. Dieß agirt nach alter Weiſe wie ein Collegium, wozu es nun auch hinlängliche Muſe und Ruhe hat; denn im wirklichen Kriege pflegen dieſe Behörden nur Akten, aber weder Brod noch Fourage zu produciren. Es hat einen Chef (den Geh. Rath Ribbentrup) an ſeiner Spitze, zwey vortragende Mitglieder, einen Kriegszahlmeiſter, Rendanten, Caſſir, 2 oder 3 Calculatoren, mehrere Canzelliſten und verſchiedene vom Hauptfonds ſeparirte Caſſen (als für das Magazin, Fourage- und Lazarethweſen, damit es viel in den Caſſenbüchern zu übertragen giebt), vielerley Commiſſarien und Lieferanten.

Wenn werden die Preußen aufhören zu ſchreiben und anfangen zu handeln! Ein Armee-Corps von 6—7000 Mann, und ein Commiſſariat für Hunderttauſend!

Es befinden ſich bey dieſer Armee noch einige Räthe und ein Cammerdirektor, Gruner aus Kaliſch, welche, wie man ſagt, eine gewiſſe Cammer erſetzen ſollen, der man bey Hofe nicht wohl will.

Die Truppen ſind größtentheils neu und zweckmäßiger montirt, wie ehemals; ſie haben einfache blaue Jacken ohne Schnüre und lange graue Tuchhoſen, die unten ſich in Stiefeletten verwandeln. Der Kopf iſt mit einer einfachen Filzmütze nach ruſſiſcher Art bedeckt, welche mir zweckmäßiger ſcheint, als der dreyeckige Huth. Das Schill-

ſche

ſche Corps, welches jetzt etwa aus 1000 Mann beſtehen mag, und mit dem Blücherſchen vereinigt iſt, beſteht theils aus Cavallerie, theils aus Fußjägern, welche gerade ſo (und zwar grün) gekleidet ſind, wie die übrige Infanterie, blau und grau. Ein gewiſſer Marwiz hat auch ein Freycorps errichtet, womit in Rückſicht der Uniform große Spielereyen getrieben werden ſollen.

Uebrigens prädominirt in dieſen Truppen (aller Bravheit ihres Anführers, des General Blüchers, ungeachtet) der alte verdorbene Geiſt: die Gemeinen (worunter viele Pohlen ſind) verſuchen es häufig zu deſertiren, werden von der Cavallerie des Cordons aufgefangen, und dann Spießruthen gejagt; der Corporal-Stock ſpielt noch ſeine alte Rolle, die Officiere trinken, ſpielen, und leben auf den alten Fuß im Müſſiggange und auf Ehre, wie ehemals; die bürgerlichen im Schillſchen Corps angeſtellten Officiere werden wenig geachtet, man findet ſie gemein, ohne Sitten und Tournüre; ſie können auf Ehre nicht einmal eine Ecoſaiſe tanzen, und auf dem letzten Balle mußte ein ſolcher Officier aus der Reihe treten, weil er nicht zu walzen verſtand.

Geſpielt wird mit Louisd'ors, wie mit Rechenpfennigen, und das ewige Geſpräch dieſer Herren dreht ſich um die Pharobank, um die Mädchen in der Stadt, und um die Händel, welche dieſe großen Kinder unter ſich haben, wobey aber ſelten Blut fließt.

So lange kein anderer Sinn dieſes Militair belebt, ſo lange die Prinzipe der alten Organiſation dabey aufrecht erhalten werden, ſo lange werden wir wohl die geſchlagenen Preußen bleiben.

Es befanden ſich bey dem Blücherſchen Corps eine Menge Officiers, die gar nicht dazu gehörten, ſondern die ſich dabey in spe aufhielten, wenn Pommern und die Marken von neuem beſetzt, und die alten Regimenter wieder hergeſtellt würden, zu denen ſie gehörten.

Der General Blücher iſt ein ehrwürdiger, alter, braver Mann, in ihm iſt noch der Geiſt des alten preußiſchen Soldaten; er würde um keinen Preis weichen, wo es auf die Behauptung eines Platzes ankommt (doch das hat er bewieſen); aber die Maſſe, der er ſeinen Geiſt mittheilen ſoll, dürfte wohl nicht ſo aushalten.

Genug, dieſes neu organiſirte Armee-Corps iſt (unbedeutende Veränderungen in der Montirung abgerechnet), noch ganz nach dem alten Fuß organiſirt, und dürfte aus ſehr natürlichen Urſachen eben ſo geſchlagen werden, als ſeine Vorgänger. Es befinden ſich, außer Schill, noch andere geſcheute brave Männer dabey, das iſt freylich wahr, unter andern der Obriſtl. v. Borſtel.

Ich kam geſtern hier an, und da wohl ſchwerlich jemand über die Belagerung von Colberg etwas ſchreiben dürfte, der unpartheyiſch und ſo unbefangen dabey wäre, wie ich, ſo will ich es verſuchen, Dir darüber eine Darſtellung zu geben, ſo wie ich ſie hier erhalten habe.

Damit Du Dich orientiren kannſt, habe ich Dir von der Lage der Veſtung eine kleine Handzeichnung beygelegt.

Unter allen preußiſchen Veſtungen iſt Colberg, glaube ich, diejenige, für welche die Natur alles, die Kunſt gar nichts gethan hat. Friedrich, der nur immer Schleſien und etwa Weſtpreußens Grenze im Auge hatte, vernachläßigte dieſen Punkt gänzlich, indem er ſeine Küſten an Pommerns Grenzen ſchützen zu müſſen für unnöthig hielt. In dem jetzigen unglücklichen Kriege hatte Colberg deßhalb eine große Wichtigkeit, da man es zum Landungspunkt für ruſſiſche und preußiſche Truppen machen konnte, welche aus der Oſtſee kamen; man hat es aber dazu leider nicht gebraucht: alle günſtige Zeitpunkte zu Diverſionen an den Küſten der Oſtſee im Rücken der Franzoſen ließ man unbenutzt vorübergehen, und endlich, als das Blücherſche Corps in Stralſund ankam, wurde der Friede geſchloſſen.

Colberg kann zwar von den Anhöhen zwiſchen dem Bullenwinkel, Selno und dem Hohenberge erreicht werden, die Entfernung iſt aber zu groß, als daß dadurch großer Schaden für die Werke und die Stadt geſchehen könnte. Der Feind muß daher die Veſtungswerke der dritten Enceinte, außer dem Hohenberge, nehmen, um mächtig auf die Veſtung zu wirken; dieß haben auch die Franzoſen gethan, indem ſie die Wolfsſchanze nahmen, von welcher ſie die Stadt mit Erfolg bombardirten.

Tranſcheen in der gehörigen Nähe zu eröffnen, dürfte wohl kaum möglich ſeyn, da man bald auf Waſſer ſtoßen, und mit dem Meer parallel kommen würde. Die Stadt liegt auf einem Hügel in einem Moraſt, der auf allen Seiten durch die Perſante unter Waſſer geſetzt werden kann.

Die Veſtung iſt durch einen Hauptwall, beſonders aber durch breite Gräben, geſchützt und umgeben, welche aus der Perſante geſpeiſt werden.

Die dritte Umgebung iſt aber von der elendeſten Art, und keine der Schanzen, woraus ſolche beſteht, iſt caſemattirt, als die Strandſchanze, oder die Münde, welche den Hafen ſchützen ſoll. Zwiſchen der Stadt und dem Meere liegen nun noch die Ziegel- und Wolfsfleſche, welches bloße einfache, von Erde aufgeworfene, mit Wolfsgruben umgebene Schanzen ſind, die durchaus in gar keiner Verbindung ſtehen, und ſich nicht wechſelſeitig unterſtützen; ſie ſind einige tauſend Schritt von einander und eben ſo weit von der Stadt entfernt, mit der ſie eben ſo wenig in Verbindung ſtehen. Die Wolfsſchanze hat keine Communikation mit der Mattfleſche, dieſe nicht mit dem Hohenberge. Alle dieſe Punkte ſcheinen nur für einen unternehmenden Feind aufgeworfen zu ſeyn, um ſie zu erobern, und durch ihre Hülfe die Stadt in einen Aſchenhaufen zu verwandeln, ſo wie es geſchah.

Zweckmäßig würde es ſeyn, alle dieſe Erdwälle zu raſiren, und nur die Ziegel- und Mündſchanze beyzubehalten, dieſe aber mit der Stadt durch bedeckte Wege in Verbindung zu ſetzen, auf dem Hohenberge aber ein Fort anzulegen; die Fläche gegen Oſten und den Bullenwinkel hin unter Waſſer zu ſetzen, wozu aber wirkſamere Maſchienen angebracht werden müßten, als diejenigen waren, welche der brave Bürger Nettelbeck anlegte, wovon unten die Rede ſeyn wird.

Auf alle Weiſe lächerlich ſind die Werke der dritten Enceinte, welche die Stadt nach Süden hin und den Hafen ſchützen ſollen (die Moraſt- und Mündeſchanze, die unter einander auf 1000 Schritt nicht in gedeckter Verbindung ſtehen).

Unmittelbar an der Weſtſeite des Hafens iſt ein Grund am Strande des Meers, in welchem durch die

See eine Menge von Einſchnitten nach und nach gemacht, jetzt aber trocken ſind, der unzählige Gruben und natürliche durch Sandhügel gebildete Bollwerke enthält; er iſt mit ſtarken Eichen und Buſchwerk bedeckt, es iſt die Maykuhle. Befindet ſich einmal der Feind darin, wie es die letzten Tage der Belagerung der Fall war, ſo iſt die Communikation mit der See abgeſchnitten, und die Münde- ſo wenig, wie die Moraſtſchanze kann ihn wegen der Waldung und Erdwälle daraus vertreiben. Von den Wällen der Stadt kann eben ſo wenig hierher gewirkt werden, da das Salzwerk in der Schußlinie liegt. Die Maykuhle iſt zur einen Hälfte zwar durch einen Moraſt geſchützt, der aber in einem trocknen Sommer, wie in dieſem Jahre, austrocknet; zur andern Hälfte nach dem Meere hin, von dem Dorfe Altwerder her, iſt aber ſolche zu nehmen, und kein Moraſt vorhanden. Hier hatte **Schill** zwar ſchnell Verſchanzungen aufwerfen laſſen, und ſo lange er hier commandirte, drang der Feind nicht ein, als er aber fort war, geſchah dieß doch. **Schill** hatte nämlich auf dieſer Seite den Wald raſiren, Erdwälle aufwerfen, Wolfsgruben vorlegen, und die Wälle mit den Wipfeln ſtarker Eichen belegen laſſen.

Das Nothwendigſte für die Beſchützung Colbergs wäre geweſen, die Maykuhle von allem Holze zu befreyen und ebnen zu laſſen, die Münde- und Moraſtſchanze unter ſich ſowohl, wie mit der Stadt, in geſchützte Verbindung zu ſetzen, das Salzwerk aber hier wegzulegen, ſo nachtheilig dieß auch für die königl. Revenüen beſonders jetzt ſeyn möchte, da es das einzige Salzwerk iſt, welches der preußiſche Staat jetzt noch beſitzt; oder man muß das Salzwerk, den Hafen und die Maykuhle bis an den Seeſtrand durch regelmäßige Werke mit zur Veſtung einziehen. Dieß dürfte um ſo nöthiger ſeyn, als der Hafen verſanden würde, wenn die Maykuhle vom Holze befreyt werden ſollte, welches ihn ſchützt. So iſt die Lage von Colberg, und nun höre das Hiſtoriſche der Belagerung.

Ich habe ſchon oben geſagt:

> Daß Colberg in dieſem Kriege zum Schutz des Innern keine Vortheile als indirekt dadurch leiſtete, daß es ruſſiſch-, preußiſch- und engliſcher Seits zum Landungspunkt gebraucht werden mußte, um dem Feinde im Rücken zu operiren und Diverſionen zu machen.

In ſofern dieß aber nicht geſchah, lag in der Behauptung dieſes feſten Punkts nicht der geringſte Nutzen für Preußen, und man hätte es eher übergeben, als um nichts und wieder nichts den armſeligen Strandbewohnern und Bürgern von Colberg ihr Eigenthum zu Grunde richten laſſen ſollen.

Ein Mann ſcheint nur von der Lehre von Diverſionen durchdrungen, von der Wichtigkeit Colbergs überzeugt geweſen zu ſeyn. Es war der vor dem 14. Octbr. unbekannte, unbedeutende Lieutenant v. Schill, im Regiment der Königin. Schill, von ſeinen Cammeraden wenig beachtet, von den Generalen ganz überſehen, von ſeinen bürgerlichen Freunden wegen ſeiner großen Beſcheidenheit ſehr geſchätzt, hat unter allen großen und kleinen preußiſchen Officieren, welche den Federhut oder das Degengehänge tragen, die richtigſten militairiſchen Anſichten gehabt, das will, daß muß ich beweiſen, und wenn dann dieſer verdienſtvolle Mann nur zum Major avancirt iſt, ſo wird es der Patriot für ein Unglück halten, daß ihm nicht eine Armee zu Gebote ſtand, oder man ihn nicht zum Generalgouverneur von Schleſien ſtatt eines Pleß erwählte. Schill verdient neben Leſtock und Kalkreuth dreiſt aufgeſtellt zu werden, welche die preußiſche National-Ehre retteten.

Edler, großherziger Jüngling, wenn du dieß lieſt, ſo wiſſe, daß ein Mann, der fühlte wie du, und dem das Herz im Buſen eben ſo von Vaterlandsliebe durchglüht war, wie das deinige, deinen Thaten in Pommern nachgeſpürt hat, um ſie auf die Nachwelt zu bringen, und der dich gern umarmt hätte, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre.

Nicht deine Cammeraden, braver Schill, habe ich nach dir gefragt, ſie haſſen, ſie beneiden dich; nein, unparteyiſche Zuſchauer und Beobachter deiner Thaten, Greifenbergs, Treptows; Colbergs und Cöslins gebildete und ungebildete Bürger. Ich habe gemeine Soldaten erforſcht, die neben dir gefochten haben. Aller Stimme war nur eins, ſie alle behaupteten, daß ohne dich Colberg verlohren war, und daß du, aus Nichts hervorgegangen, Wunderdinge mit kleinen Mitteln geſchaffen hätteſt.

Zeitgenoſſen, und ihr, die ihr dieſe Briefe leſet, verzeiht mir dieſe Abſchweifung. Ihr alle ſeyd wenig oder gar nicht von einem jungen Mann unterrichtet, auf den ganz Preußen ſtolz ſeyn kann, und deſſen Operationen Unkundige: Wegelagerungen nannten.

Ich ſelbſt habe es mir vorzuwerfen, daß ich im zweyten Theil dieſer Briefe nichts von den Schillſchen Unternehmungen geſagt, ſie zu wenig geachtet habe.

Dieß will ich hier wieder gut machen; dem ehrlichen Schriftſteller ziemt es, Irrthümer zu bekennen und zu berichtigen.

Der Lieutenant v. **Schill**, von einer wenig bekannten ſchleſiſchen Familie ohne bedeutendes Vermögen entſproſſen, diente im Regiment der Königin als Officier; man bemerkte ihn nicht, denn er verthat kein Geld, radotirte und bramarbaſirte nicht, machte keine Schulden, ſpielte nicht, und ſah nicht alles, was keinen Federbuſch trug, über die Achſeln an.

Am 14. Octbr. focht er bey Auerſtädt in dem Regiment, worin er diente, und wurde am Kopfe bleſſirt; in der allgemeinen Verwirrung entkam er der Gefangenſchaft, ließ ſich verbinden, und entfloh den Feinden. Er ging nach Colberg, und vollendete hier ſeine Heilung. Während derſelben drang eine fürchterliche Nachricht nach der andern von dem ſchleunigen Vordringen der Franzoſen auch nach Colberg. **Schill**, noch nicht völlig geheilt, mit verbundenem Kopfe, ſetzte ſich mit ſeinem Reitknecht zu Pferde, und verließ Colberg; er fand einige Dragoner ſeines Regiments auf ſeinem Wege nach der Gegend von Stargard hin, die ſich ihm anſchloſſen; mit ihnen, und noch wenigen Selbſtranzionirten, verſuchte er einige kleine Angriffe auf Fourage und Proviant-Transporte der Feinde, welche ſie vom rechten Oderufer auf das linke bringen wollten; ſie glückten. Schnell vermehrte er ſein kleines Häuflein, dehnte ſeine Angriffe auf Geld-Transporte aus, und ſuchte nun in ſeine Operationen Plan und Ordnung zu bringen.

Napoleon hatte ſeine Hauptoperationslinie über Berlin und Cüſtrin an die Weichſel nach Thorn und

Warſchau gerichtet, das 9te Armeecorps ſollte Schleſien erobern, ein anderes von Stettin aus gegen Schwediſch-Pommern und Stralſund wirken. Vor- und Hinter-Pommern, Colberg und die Küſten der Oſtſee ſchienen anfangs ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen zu ſeyn, und wahrſcheinlich glaubte er, daß dieſe Provinzen von ſelbſt in ſeine Hände fallen müßten, wenn er Herr der Weichſel, von Warſchau bis nach Danzig und Elbing, ſeyn würde.

Schill faßte dieß auf, und benutzte den ihm gelaſſenen Spielraum. Ganz iſolirt, aus eigener Kraft, ganz vom Königlichen Heer abgeſchnitten, bildete er ein Corps, wozu er die Selbſtranzionirten und einige wenige patriotiſche Jünglinge, die ſich dem Militair widmen wollten, gebrauchte.

Durch die den Franzoſen abgenommenen Gelder, Proviant, Pferde und andere Kriegsbedürfniſſe formirte er eine Freypartie von 800 bis 1000 Mann, welche größtentheils aus Cavallerie beſtand. Die Infanterie in Leinen-Kitteln, baarfuß, halbnakt, die Cavallerie oft ohne Sattel, den Degen an einem Strick um die Achſeln gehängt, ſetzte er nun ſeine Streifereyen fort, und hielt die rechten Oderufer von Stargard bis an die Seeküſten vom Feinde befreyt. Dieſer, durch die große Entfernung von der Hauptarmee geſchwächt, genöthigt, die Hauptplätze am linken Oderufer ſtark zu beſetzen, konnte ſich nicht mit Macht auf Schill und ſein Streifcorps werfen, mithin trieb er ſein Weſen fort, verſah Colberg hinlänglich mit Proviant, zog über See aus Schweden Waffen und Munition, ſandte der Königl. Armee mehrere Tauſende von Geldern, die er nicht brauchte, und ſtützte ſich ſtets auf Colberg hinter ſich als ein ſicheres Repli.

Bey ſeinen Unternehmungen hatte Schill weniger mit dem Feinde, als mit dem damaligen Commandanten, Oberſten Lucadu in Collberg, zu kämpfen, der ihn ſtets an allem Nöthigen Mangel leiden ließ, und ihn durch nichts Weſentliches unterſtützte.

Alle ſeine Bemühungen, aus der Oſtſee vom königlichen und ruſſiſchen Heere Unterſtützung zu erhalten, und dann eine ſtarke Diverſion zu machen, der ſchleſiſchen Inſurrektion unter Pleß die Hand zu bieten, waren vergebens. Man ſagt: der König ſey dazu ſehr geneigt geweſen, der ruſſiſche General Benningſen habe ſich aber nie zu beträchtlichen Truppen-Verſendungen verſtehen wollen, und ſo wären ſolche unterblieben.

Als nun endlich in Berlin die Italieniſchen Regimenter angekommen waren, da wurden ſolche über Stargard, ein anderes Corps (Baden) über Wollin von Stettin aus, und ein Corps Pohlen durch Pommerellen gegen Colberg geſandt, um ſowohl dem Schillſchen Streifereyen ein Ende zu machen, als auch Colberg zu erobern. Schill mußte nun bey Stargard, Naugard und Wollin der Uebermacht weichen, und ſich unter die Kanonen von Collberg zurückziehen. Hier war ſeine Hauptſorge, das Dorf Sellno, die Hohenbergs-Schanze und die Maykuhle in Befeſtigungs- und Vertheidigungsſtand zu ſetzen, welches er, aller Chikanen ungeachtet, ſo gut es in der Eile möglich war, bewirkte.

Der Oberſt Lukadu (den jetzt zwar einige Offiziere in Colberg einen ehrlichen Mann nennen) war auf keinen Fall ein Commandant; er hatte für nichts geſorgt, es fehlte an allem, und doch hatte er vom 14ten Oktober bis zum 7ten März Zeit ſich zu beſinnen, an welchem Tage die Franzoſen zuerſt erſchienen.

Ausfälle zu machen, die 3te Enceinte der Veſtungswerke gehörig zu vertheidigen, das alles fiel ihm gar nicht ein. Schill bat, flehte, fluchte endlich und tobte; was war das Reſultat: er wurde in Arreſt geſetzt. Die Bürger von Colberg erfuhren, wie es ihrem Beſchützer erging, und waren im Begriff, ihn von ſeinem Arreſt zu befreyen; Schill gab es nicht zu, und harrte aus; dann aber entfernte er ſich und gieng nach Schweden, um hier Unterſtützung zu holen, und Colberg zu entſetzen. Der König befahl ihm aber, mit ſeinem Corps nach Stralſund zu gehen. Im Begriff, ſolches abzuholen, erſchien er mit 8 Fahrzeugen vor Colberg, holte hier aber nur 1½ Eskadron ſeiner Cavallerie, da der Commandant ihm die übrigen verweigerte, weil er ſie ſelbſt gebrauchte.

So kam Schill nach Stralſund, wo er ſich zuletzt mit dem Blücherſchen Corps vereinigte, bey welchem er jetzt als Major angeſtellt iſt.

So weit der brave Schill.

Nachdem das Schillſche Corps bis in die Außenwerke der Veſtung Colberg zurückgedrängt war, der Commandant ſich ſtets nur auf die Vertheidigung der innern Werke einlaſſen wollte, und nie bedeutende Ausfälle wagte, nahmen die Franzoſen ſchon am 14ten März den Hohenberg und ſeine Schanze ein, da ſie erſt den 7ten d. M. angelangt waren. Eben ſo geſchah es mit Selno, und ſie waren gleich mit dem Aufwerfen einer neuen Schanze fertig, die dem Hohenberge und Selno die Hand reichte.

Schill mußte ſich mit ſeinem Corps in die Maykuhle zurückziehen. Der franzöſiſche General, der die Belagerung commandirte, nahm in Trampe, einem Dorfe hinter dem Hohenberge, ſein Hauptquartier.

Vom Hohenberge herab eröffneten nun die Feinde Laufgräben gegen die Stadt zu, und die auf dieſer Seite liegende Lauenburger Vorſtadt gerieth bald darauf in Brand.

Die Stadt wurde zwar von jenen Anhöhen beſchoſſen, jedoch war die Entfernung etwas zu groß, und dann ſchien es dem Feinde an ſchwerem Geſchütz zu fehlen, ſo daß außer dem Abbrennen der Vorſtädte auf dieſer Seite der Stadt wenig, den Wällen gar kein Schaden zugefügt wurde.

Der Feind ſuchte ſich nun auf beyden Seiten der Stadt dem Strande zu nähern, um den Belagerten die Communikation mit der See abzuſchneiden. Um dieß Ziel zu erreichen, mußten die Wolfs-Schanze und die Maykuhle genommen werden. Mit der letztern verſuchten es die Belagerer am 12ten April, wurden aber von Schill und ſeinem Corps zurückgeſchlagen. Doch am 13ten ging Schill ab, und ein Lieutenant, Gruber, erhielt ſtatt ſeiner das Commando.

Den 19ten April flog die erſte Granate in die Stadt, und wahrſcheinlich würde Lukkadu ſich bald zur Uebergabe bereit gefunden haben, wäre nicht vom Könige ein anderer Commandant (Herr v. Gneiſenau) geſandt worden, der am 29ſten April ankam.

Doch war jetzt nicht viel mehr zu redreſſiren, denn Hohenberg und Selno waren verloren, und die Laufgräben näherten ſich von den Höhen herab der Stadt. Herr

v. **Gneiſenau** war Tag und Nacht auf den Beinen, und hatte auf dem Lauenburger Thor ſein Standquartier genommen.

Dem Feinde war es mit großer Anſtrengung gelungen, ſich am zweyten Pfingſttage in Beſitz der Wolfs-Schanze zu ſetzen; er wurde zwar daraus wieder vertrieben, er nahm ſie aber noch einmal, und behauptete ſich darin, und nun konnte er mit vollem Effekt, beſonders da das ſchwere Geſchütz angekommen war, Colberg bombardiren.

Dieß geſchah denn auch mit allen Schrecken, welche im Gefolge eines Bombardements ſind. Ungeachtet daß dieß von den Wällen der Stadt ebenfalls geſchah, ſo flogen doch 6775 Bomben, Paßkugeln und Granaten in die Stadt. Das Rathhaus und der Bauhof brannten ab. Die Mitte der Stadt litt am mehreſten. Eine andere Batterie legte der Feind auf dem Schutt der abgebrannten Kirche in der Lauenburger Vorſtadt mit Erfolg an.

In den letzten Tagen der Belagerung, welche durch die Bekanntmachung des Waffenſtillſtandes ſich am 2ten July endete, wurde von den Belagerern auch die Maykuhle genommen, und dadurch der Hafen der Stadt entzogen

Gruber hatte ſich hier überfallen laſſen, und wurde vertrieben. Die Moraſt- und Münde-Schanze und einige ſchwediſche Kriegsfahrzeuge von der See her waren nicht im Stande, den Feind hier wieder zu vertreiben.

Dennoch würde Collberg ſich noch einige Wochen gehalten haben, da es weder an Proviant noch an Munition und Geſchütz *) fehlte, der Commandant ein braver, geſchickter Mann und die Bürger Patrioten waren.

Die Belagerer waren 14000 Mann, die Belagerten 8 Bataillone ſtark. Cavallerie war faſt gar nicht in der Stadt.

Die Reſignation der Colberger und ihr Patriotism war ohne Gleichen, ſie thaten alles zur Behauptung des Platzes, ohne Rückſicht auf ihr Haabe und Guth.

Die Zeitungen haben ſchon eines gewiſſen Nettelbeks und ſeiner Thätigkeit während der Belagerung ehrenvoll erwähnt; dieß verdient er im vollſten Maaße.

Er dirigirte die Feuerlöſchanſtalten, commandirte die Bürgerſchaft, war Tag und Nacht unermüdet thätig, bewirkte die Innundation der Oſtſeite der Stadt, indem er die Waſſerkunſt, welche der Stadt das nöthige Waſſer aus der Perſante empor treibt, mit dazu gebrauchte, Waſſer auf die jenſeitigen Wieſen der Stadt zu bringen. So langſam dieß nun auch geſchah, ſo kam ihm doch der ſumpfige Boden in jener Gegend der Stadt darin ſehr zu Hülfe. Dieſer Mann iſt 70 Jahr alt. Jetzt commandirt ein Hauptmann Steinmetz in Colberg.

Die Veſtungswerke werden zwar reparirt (die Ziegel- und Matt-Schanze, die unbedeutendſten); daran hat man aber nicht gedacht, die Maykuhle ſtark zu befeſtigen, die Moraſt-Schanze zu vergrößern, vor allen andern aber den Hohenberg mehr, wie jetzt, zu befeſtigen.

Eine ſchlechte Idee habe ich mir von der Polizey in Colberg um deshalb machen müſſen, weil in der Maykuhle ein gebliebener Italiener aus ſeinem Grabe den

---

*) Ein engliſches Schiff brachte den 14 Juny 46 Stück Kanonen in die Stadt.

Vorübergehenden die Hand entgegenſtreckte, und ſo ſchlecht verſcharrt war, daß die Hintertheile ſeiner grünen Uniform aus dem Grabe ſich entwunden hatten, und an der Sonne bleichten; ſein Kopf, durch eine Kanone vom Rumpfe geſchieden, hatte das Unglück gehabt, gar nicht begraben zu werden, denn er lag frank und frey, gräßlich entſtellt, im Freyen.

Man iſt in Colberg wenig aufmerkſam auf Reiſende; niemand hat mich nach meinem Paß gefragt; ein Soldat führte mich auf alle Punkte, die mir wichtig waren, ſo daß ich die beygefügte Zeichnung entwerfen konnte.

Dieſe Handzeichnung hat zwar für einen Ingenieur keinen Werth, und ſtellt auch die inneren Werke gar nicht dar, ſie dient aber doch dazu, die Punkte aufzufinden, von welchen man Colberg bombardiren kann. Hätten dieß die Feinde nicht ſchon gethan, würde ich ſie, ſo unbedeutend wie ſie iſt, doch nicht publiciren.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Danzig.

Der Weg von Colberg hierher geht über Cörlin, Cöslin, Schlava, Stolpe und Neuſtedt. In allen dieſen Städten und in den an der Landſtraße liegenden Dörfern fand ich franzöſiſche Einquartierung und die rothe Ruhr. Es ſind ganze Höfe menſchenleer, und in den Städten ſterben täglich viele Menſchen; je weiter man hierher kömmt, und am hieſigen Orte ſelbſt, wird das Uebel immer heftiger. Es haben ſich auch an der Seeküſte (beſonders hier) Nervenfieber hinzugeſellt. Dieſe Krankheiten haben ihren Grund nicht in dem jetzt geendigten Kriege und ſeinen Schrecken, ſondern in der erſchrecklichen Hitze, welcher ſchnell Näſſe und Kälte folgten. Wenn ſie aber Dauer haben, ſo iſt es den ſchlechten Nahrungsmitteln zuzuſchreiben, welche jetzt der Krieg und ſeine Laſten dem armen Bürger und Bauer nur übrig läßt. Man ſieht dieß daraus, daß der franzöſiſche gut genährte Soldat (Danzig ausgenommen) größtentheils von der Anſteckung frey bleibt.

In Stolpe aß ich an der Wirthstafel mit mehreren Guthsbeſitzern, und fand ſie höchſt mißvergnügt. Sie hatten ſo eben ein Circulair von der Cammer in Stettin erhalten, wornach ſie zur ſchleunigen Zahlung der Contribution angewieſen wurden. Sie ſollten 250000 Thlr. gleich baar, und den Reſt der ganzen Contribution in mehreren Terminen, und zwar in neugefertigten ſtändiſchen

ſchen Obligationen, zahlen. Dieſe Herren geſtanden ſich einander ihr Unvermögen und ihr großes Unglück, welches durch peſtartige Krankheiten noch vermehrt würde.

Stolpe liegt eine Meile weit von der Oſtſee; dennoch bekam ich ſehr ſchlechten rothen Wein, den ich kaum trinken konnte. Ich wunderte mich darüber, hörte aber mit Verwunderung, daß bald gar kein Wein mehr zu haben ſeyn würde, da alle Vorräthe aufgezehrt wären, und die Engländer die Zufuhr an der ganzen Küſte abgeſchnitten hätten.

Ich traf in Danzig ein, und fand hier ſtarke Einquartierung. Danzig hat eine reizende Lage an der Weichſel und Oſtſee, welche man vom Biſchofsberge bey Weichſelmünde erblickt. In Rückſicht der Bauart herrſcht holländiſcher Geſchmack; beſonders haben die Danziger ſich in das Spiegelglas verliebt, ihre Wohnungen ſind mit Fenſtern überladen. Ganz Danzig ſcheint ein Glas- und Treibhaus zu ſeyn. Ob zwar dieſe Bauart keinen üblen Eindruck macht, ſo ſticht doch das über alle Maßen ſchlechte Pflaſter und ſeine Unreinlichkeit gar ſehr davon ab, und ich wette, wenn man ſtatt der überflüßigen Fenſter ein beſſeres Pflaſter gemacht, und gute Straßen-Reinigungs-Anſtalten getroffen hätte, die Einwohner würden ſich ſehr wohl dabey befinden.

Es iſt kein Wunder, daß Nervenfieber und Ruhr in Danzig herrſchen, denn es iſt mir wie ein großer Cloak vorgekommen.

Eingeklemmt zwiſchen der Oſtſee, der Weichſel und den Bergen, welche den Südwinden den Durchzug verſperren, voll von Menſchen, die in ihrem Gewerbe leben, überladen von Produkten für den Handel, welche eine ſtarke Ab- und Zufuhr bewirken, kann Danzig nur unter der Bedingung ein geſunder angenehmer Ort ſeyn, wenn es eine thätige Polizey hat.

Woran es liegen mag, daß dieß nicht ſo iſt, das weiß ich nicht. Ich dächte, an Fonds könnte es wohl nicht fehlen.

So kothig die Straßen ſind, ſo gebildet ſcheinen mir die Einwohner zu ſeyn; ich fand nämlich einen ſehr intereſſanten Zirkel.

Hier war natürlich die Rede von dem künftigen Schickſal Danzigs.

Die Danziger Patrioten, deren es hier mehrere gab, konnten zwar nicht ableugnen: Ihre Vaterſtadt ſey unter preußiſcher Herrſchaft blühender geworden, wie ſie je vorher geweſen wäre, dennoch ſey doch die nun erlangte Unabhängigkeit mehr werth, wie das alles. Freylich müſſe die See frey und die engliſche Blockade aufgehoben ſeyn, ſonſt diene die ganze Freyheit zu nichts; denn jetzt läge der Hafen voll von Danziger abgetakelten Schiffen, kein fremdes Schiff dürfe einlaufen, und zwey engliſche Kreuzer lägen auf der Station bey Hela.

Von Friedrich dem Zweyten wollte man nicht viel Gutes wiſſen (er hat die Danziger ſehr eingeengt), und einer nannte ihn einen ſubalternen Kopf, weil er ſeine Eroberungen nicht fortgeſetzt, Deutſchland nicht unter einen Hut gebracht, und alles das gethan hätte, was man jetzt Napoleon ausführen ſähe.

Ich kann bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, noch einmal auf unſern großen König zurück zu kommen, den ich ſchon im erſten Theile geſchildert habe.

Es fängt jetzt an Mode zu werden, ihn und ſeine Thaten herab zu ſetzen; Arndt (in ſeinem Geiſt der Zeit) hat dazu den Ton angegeben. Er hat, ſagt man, den Staat auf eine Höhe hinaufgeſchroben, auf der er ſich nicht halten kann; er hat in der Kriegskunſt keine Fortſchritte gemacht; er hat durch ſchlechtes Beyſpiel und ſeine Lehren alle Religioſität und Moralität aus ſeinem Volke verbannt.

Die Menſchen, welche ſo raiſonniren, vergeſſen ganz das Zeitalter, in dem Friedrich lebte, und verwechſeln es mit dem heutigen.

Wollen wir den großen Mann richtig beurtheilen, ſo müſſen wir ihn mit Hinſicht auf ſeine Staatsverhältniſſe, auf ſein Zeitalter critiſiren.

Friedrich fand eine Armee von 70,000 Mann, und hatte kein Schleſien; er fand im ſiebenjährigen Kriege eine Thereſia gegen ſich über, nachher einen Joſeph, eine Catharina. Er mußte höchſt zufrieden ſeyn, daß er den Hubertsburger Frieden erlangte, und erhielt, was er verlieren mußte, wären ſeine Gegner einig geweſen.

Hätte er vielleicht in den 70er Jahren, im Bunde mit Oeſtreich, Deutſchland theilen können, ſo war er ſchon zu alt zu ſolchen gewagten Unternehmungen. Dem Alter iſt es eigen, das zu erhalten und ſorgſam zu pflegen, was die Jugend erſchuf.

Friedrich ſah wohl einer Auflöſung der franzöſiſchen Monarchie entgegen, aber unmöglich konnte er ahnden, daß daraus ſeiner Dynaſtie ein Unglück empor wachſen könne.

Sein Gleichgewichtsſyſtem war unſtreitig beſſer, als eine Univerſalmonarchie, die von ſelbſt zuſammenfällt, wenn der, welcher ſie gebahr, nicht mehr iſt. Die Thronfolge konnte Friedrich nicht ändern, ſonſt that er es gewiß.

Was aber ſeine Ideen über Aufklärung betrifft, ſo war er freylich darin wohl zu weit gegangen, indem er ſein Zeitalter ſich cultivirter dachte, als es war.

Daß Friedrich nach dem ſiebenjährgen Kriege ſtill ſtand (was man ſo ſehr tadelt, da man nach den jetzigen Folgen richtet), das lobe ich: denn Friedrich zeigte darin den Weiſen, der ſich ſelbſt überwindet und ſich zu mäßigen verſteht.

Doch ich komme zu Danzigs neueſter Lage zurück. Es iſt bereits eine detaillirte Beſchreibung von der merkwürdigen Belagerung von Danzig in den N. Feuerbränden gegeben worden, deshalb will ich hier darüber nur mein eignes Urtheil fällen. Hoffentlich werde ich Dir noch einen Situationsplan von dieſer Stadt und ihren Werken nachſenden.

Nachdem ich von der Lage von Danzig unterrichtet war, überzeugte ich mich bald, daß durch die Behauptung dieſes feſten Punkts nicht allein, ſondern durch deſſen Benutzung zu Diverſionen im Rücken der franzöſiſchen Armee am linken Ufer der Weichſel, die Franzoſen an allem weitern Vordringen gehindert wurden.

Napoleon durcheilte während der Monate November und December in geraden Linien die Gegenden von der Saale und Elbe bis an die Weichſel, Wkra, Bug und Narew; zuletzt befand ſich vor der Schlacht von Pultusk die Hauptſtärke ſeiner Armee zwiſchen Soldau und Naſielek, und nach dieſer Schlacht mußte ſeine Armee die rechte Schulter vornehmen, und rückte dann ſeitwärts am rechten Weichſelufer bis Elbing vor, dominirte an der Nogat, und ſtand vor der Schlacht von Eylau bey Landsberg, Heilsberg, Hof, Wormdit. Nach der Schlacht hinter der Paſſarge von Braunsberg bis an den Bug hin.

In Schleſien operirte das 9te Armeecorps gegen die dortigen Veſtungen, und war damit ſo beſchäftigt, daß man ihm keine andere Beſtimmung geben konnte, wenn man ſich den Rücken auf dieſer Seite frey halten wollte.

Marſchall Mortier war mit Stralſund und den Schweden beſchäftigt, und alle Truppen, die an der Elbe und Oder ſtanden, waren kaum hinreichend, die feſten Plätze und großen Städte zu beſetzen. Graudenz an der Nieder-Weichſel war noch nicht über, und wurde blockirt.

Der ganze Raum zwiſchen der Nieder-Weichſel und der Oder, der Oder und Elbe, der Elbe und Weſer, der Weſer und Ems, ſämmtliche Küſtenländer von Danzig bis Embden an der Oſt- und Nordſee, alle feſte Punkte an der Küſte, Danzig, Colberg und Stralſund, waren noch nicht über, die erſteren noch nicht belagert. Die Holländer mußten ihre eigenen Küſten im Auge behalten. Schill, Wedel, Hirſchfeld, Rochow, aus Nichts hervorgegangen, beunruhigten die Gegend von Colberg bis Sagan am Bober.

In dieſem Zeitraum bis zum Februar, März, April May und Juny hin ließen die Alliirten jene Gegenden frey, und benutzten ſie nicht zu Diverſionen; ſelbſt der Fingerzeig, den ihnen Schill und der Aufruhr in Heſſen und Lingen gaben, was dort geſchehen könnte, verfehlte ſeinen Zweck. Bennigſen blieb am Pregel, und ſchien von dem alten längſt verworfenen militairiſchen

Grundſatze aufzugeben, dem Feinde in defenſiven Poſitionen ſich immer parallel gegenüber zu ſtellen.

Danzig beſaß eine Beſatzung von 18 bis 20,000 Mann, die bis zum März, wo die Belagerung angieng, durchaus müßig war, ſtatt daß, wenn ſie kurz vor und nach der Schlacht von Eylau mit 10,000 Mann zur Unterſtützung der Schillſchen Unternehmungen gegen die Oder hin vorgerückt, Pommern und die Neumark in Aufſtand geſetzt hätte, ſie ſchnell bis 50,000 Mann angewachſen wäre, der Armee in Schleſien die Hand hätte bieten, und der franzöſiſchen Armee alle Zufuhr und Rekruten-Transporte, Munition und Artillerie hätte abſchneiden können. Der Commandant in Danzig durfte gar nicht in Verlegenheit ſeyn, neue Truppenverſtärkung an ſich zu ziehen, denn der Weg von Pillau bis Danzig war offen.

In Danzigs Erhaltung und zweckmäßigen Benutzung lag die Erhaltung der preußiſchen und vielleicht die Entkräftung der franzöſiſchen Armee.

Als Napoleon an den Bug marſchirte, da rechnete er wahrſcheinlich auf Ueberraſchung, auf Unentſchloſſenheit ſeiner Feinde, auf eine Inſurrektion, ſelbſt im ruſſiſchen Antheil von Pohlen, auf Froſt und Fahrbarkeit der Wege, auf Pohlens Kornkammern, und einen entſcheidenden Sieg über die Ruſſen; ſonſt hätte er Schleſien zuerſt genommen, und ſeine Operationen mehr auf die Küſten der Oſtſee gerichtet. Als aber der Winter ſeinem Zwecke furchtbar entgegenwirkte, als die Siege am Narew nicht ſo entſcheidend waren, daß er auf Grodno marſchiren konnte; als er links abmarſchiren mußte; als er nach der Schlacht von Eylau bis hinter die Paſſarge zurückging, da war es Zeit, ſo zu handeln, wie oben geſagt worden iſt. Napoleons Vorausſetzungen für den Winterfeldzug waren alle geſcheitert, nur darin hatte er ſich nicht geirrt, daß ſeine Gegner keine Entſchloſſenheit beſaßen, und eine falſche Anſicht der Dinge hatten. Man behauptet ſogar, daß man im Hauptquartier der Alliirten Schill einen Narren, einen Phantaſten, ſeine Operationen Fanfaronaden nannte. Daß man nur von vorne gegen den Feind agiren zu müſſen glaubte, an das von hinten gar nicht dachte; daß die General-Quartiermeiſter nach der Schlacht von Eylau den Feldherrn nicht neue Ideen über das, was nun zu thun ſey, vorlegten, ſondern ſich damit beſchäftigten, richtige Pläne vom Schlachtfelde aufzunehmen, wozu jeder Conduktеur brauchbar geweſen wäre.

Alſo Napoleon blieb ruhig an der Paſſarge ſtehen, zog alles aus den Ländern hinter ſich an ſich, was ihm abging, und bereitete die Schlacht von Friedland vor, die ihn zum Ziele führte, welches dieſes Mal das Schickſal ihm weiter geſteckt, als er es geſucht hatte.

In Danzig und in Colberg wartete man ruhig den Feind ab, baute im erſtern Orte unzulängliche Fortifikationen oder reparirte die alten.

Danzig ſelbſt und ſeine Umgebungen konnten Preußen retten, ſag' ich noch einmal, wenn es benutzt und mit Truppen gehörig verſehen wurde; es mußte der Schooß ſeyn, aus dem ſtets neue Truppen hervorgingen, um ſo lange im Rücken der Feinde zu wirken, bis Napoleon die Paſſarge verließ, die Weichſel überſchritt und Danzig einſchloß; aber auch dann war es nie zu nehmen.

Danzig iſt von der Natur zu einer Veſtung beſtimmt, wie ſie alle ſeyn ſollten, zu einer Veſtung, die man nicht ungeſtraft hinter ſich laſſen darf.

Nach dem Plan von Danzig ſieht ein jeder, daß es auf der Oſtſeite unter Waſſer geſetzt werden kann, wie auch geſchehen iſt; von dieſer Seite kann es nicht beſchoſſen werden. Auf der Süd- und Weſtſeite iſt es von einer Bergkette geſchützt, die ſich zur See hinabneigt. Unter dieſen Bergen ſind der Biſchofsberg, welcher mit dem Stolzenberg zuſammen hängt, und der Zigankenberg die höchſten Punkte. Sind dieſe in die Veſtungswerke mit hineingezogen, ſo kann Danzig auch von dieſer Seite gar nicht beſchoſſen werden. Die Abdachung des Zigankenbergs geht an die Ufer der Weichſel an der Nordſeite, dieſem liegen die Werke der Stadt ſelbſt ſo nahe, daß auch hier das Andringen des Feindes unmöglich iſt. Sind nun noch der Holm (eine Inſel in der Weichſel) und die Zugänge von der Nährung, ſo wie die Communikation mit Weichſelmünde durch Schanzen geſchützt, ſo wollte ich doch einmal ſehen, wie Danzig belagert werden könnte. Freylich gehört dazu eine Armee von 40000 Mann; warum hatte man ſie aber nicht hier beyſammen?

Konnte man nicht vom Oktober bis März die unbeſetzten Gegenden von Pommerellen und von Pommern benutzen, um alles, was die Waffen tragen konnte, in Danzig zu verſammeln? Konnte man Danzigs Jünglinge ſelbſt nicht dazu gebrauchen? Konnte man nicht Waffen, Munition, Proviant und Rekruten über See herbeyziehen? Konnte man nicht Pulver fabriciren? Konnte man jene Rekruten nicht exerziren? Das alles vermochte man! Was that man aber? Nichts, was zu bemerken der Mühe werth wäre. Der Commandant, General **Mannſtein**, iſt ſchon hinreichend geſchildert; ich übergehe ihn, er gehört auch in die Categorie der ſchlechten Commandanten. Als **Kalkreuth** erſchien, war nichts mehr gut zu machen und alles verdorben. Was er noch hätte gut machen können, das hinderte (wie man allgemein ſagt), der Haß und Neid des General **Rüchels**; ja, ein Brief, den die Franzoſen dem Lieutenant **Braun** abnahmen (der auf der geſtrandeten engliſchen Fregatte gefangen genommen wurde), und welchen ſie in Danzig publicirten, ſagt es ausdrücklich. Darum capitulirte denn Danzig aus Mangel an Munition.

Doch der Hauptfehler, der hier gemacht worden iſt, war wohl der, daß der Ingenieur-Officier den Zijanken- und Stoltzenberg nicht in die Werke mit einzog; er begnügte ſich mit dem Biſchoffs- und Hagelsberge: der letzte wird aber von dem ihm gerade gegenüberliegenden Zijankenberge völlig beherrſcht, und dieß hat er auch empfunden, denn er war ſo ſehr zuſammen geſchoſſen, daß er bald capitulirt haben würde, wenn dieß mit der Veſtung ſelbſt nicht der Fall geweſen wäre.

Es kann deßhalb nicht der Entſchuldigungsgrund gelten: die Werke würden zu weitläuftig geweſen ſeyn, wenn jenes geſchehen wäre, und man hätte zu wenige Truppen gehabt, um ſie zu beſetzen; denn ich habe oben gezeigt, daß man Truppen genug haben konnte, und wollte man die Fronte am Pregel nicht entblöſen, ſo konnte man neue Truppen in vier Monaten erſchaffen.

Entweder mußte man Danzig ganz ſo befeſtigen und benutzen, wie es möglich war, oder man mußte es Preis geben. Das, was man gethan hat, diente blos dazu, eine Stadt noch mehr herunterzubringen, als ſie durch die Beſetzung des Feindes an ſich heruntergebracht werden mußte. Auf alle Fälle ſind halbe Maaßregeln noch ſchlechter als gar keine.

Danzig fiel gewiß früher, als es geſchah, wäre der Feind ſtärker geweſen, als er war.

Anliegend überſende ich Dir die Ordre de Bataille und die Dislokation der feindlichen Truppen, die mir ein preußiſcher Officier in Danzig mitgetheilt hat.

Nach dieſer waren die Belagerten ſtärker als die Belagerer.

Ueberdieß hatten die letztern in der erſten Zeit gar kein ſchweres Geſchütz.

Lächerlich iſt es auf alle Weiſe, wenn man damals, als der Holm, der die Weichſel beherrſcht, noch nicht über war, keine Verſtärkung an Truppen und keine Munition ſchickte, ſondern dieß dann that, als dieſer Poſten genommen war. Die Ruſſen, unter Kamenskoy zur Verſtärkung geſandt, lagen 4 Tage im Fahrwaſſer, und ruhten ſich aus, damit der Herzog Lefebre das Oudinotſche Corps bequem heranziehen konnte. Dann wollten ſie von Weichſelmünde ab unzählige Schanzen erſtürmen, die auf dem rechten Weichſelufer die Communikation mit Danzig hinderten.

Der Holm wurde von einer Handvoll Truppen genommen, weil die Ruſſen (denen man auf einmal zu viel Branntwein zukommen ließ) ſich betrunken hatten, und den Rauſch ausſchliefen.

Auch in Danzig, ſo wie bey der Armee, herrſchte große Disharmonie unter den preußiſchen und ruſſiſchen Truppen. Sie wollten an keinem Orte zuſammen die-

Zu Seite 282.

Ordre de Bataille und Dislokation der feindlichen Armee vor Danzig, den 24. März 1807.

General en Chef Marschall Lefevre.

Gen. Sokolnicki, Inſurgenten.		1 Eſkadron Woyw. Gneſen	200 Pferde.	bey der See.
		1 Eſkadron Woyw. Hawa	150 —	
		1 Eſkadron Towarczizs	100 —	in Langenfuhr.
	g. b.	2 Eſkadron Maſuren	200 —	
Badenſche Truppen.	gelb bl.	Dragoner	50 —	in Pietzkendorf.
	gelb bl.	Huſaren	50 —	
Gen. Kruſchinsky Inſurg.	g. b.	2 Eſkadron Naradoſtis	200 —	auf der Höhe im Lager ſo wie in Wonneberg.
	g. b.	1 Eſkadron Nro. 1. Maj. Moraſchewsky	100 —	
Sachſen.		4 Eſkadron königl. Leibküraſſier	200 —	in Prauſt.
		2 Eſkadron Polenz Dragon.	100 —	
Franzoſen.	roth.	4 Eſkadron Chasseurs à Cheval Nro. 19	250 —	auf der Nährung und im Werder.
			1600 Mann.	

General Menard.

Gen. Plathof, pohln. Legion.	g. b.	4. Bat. / /	350 Mann.	Im Lager bey Langefuhr u. Neuſchottland.
		3. Bat. / /	350 —	
		2. Bat. / /	200 —	
		1. Bat. / /	150 —	
Gen. Glasmann, Badenſch. Truppen.	g. b.	2. Bat. Markg. Louis	250 —	Im Lager bey Pietzkendorf.
		1. Bat. / /	250 —	
		2. Bat. Reg. Harraud	300 —	
		1. Bat. / /	300 —	
		2. Bat. Erbgroß-Herzog.	300 —	
		/ / / /	300 —	
		2. Leibregim. Großherz.	300 —	
		1. Bat. / /	300 —	
		Jäger / / /	30 —	
Gen. Gollautt, Südpr. Inſurg.	g. b.	2. Bat. 3tes pohln. Reg.	650 —	In Kowal, Schönfeld u. im Lager.
		1. Bat. / / /	650 —	
		2. Bat. 2tes pohln. Reg	700 —	
		1. Bat. / / /	700 —	
		2. B. pohln Reg. Dombr.	650 —	
		1. Bat. / / /	650 —	
General Polenz, Sachſen.	w. r.	2. B. Pr. Ant.	350 —	Im Stadtgebiet Ohra, Prauſt.
		1. Bat. / /	350 —	
		2. Bat. Reg. Sänger	300 —	
		1. Bat. / /	300 —	
		1 Bat. Bevilaqua	300 —	
		1. Bat. Maxim.	300 —	
		1 Bat. Gren. Süßmilch.	300 —	auf d. Nährung.
Gen. Schramm, Franzoſen.	r. w. u. b.	2. Bat. 2. Chaſſ. Reg.	800 —	auf d. Nährung.
		1. / / / /	800 —	im Stadtgeb.
G. v. Paninsky, Inſurg.	gr. u. bl.	2. B. v. 4ten pohln. Reg.	700 —	auf d. Nährung.
		1. / / / /	700 —	im Werder.
			12580 Mann.	

Univ. Bibl.
München

nen und zuſammen fechten; der Gouverneur mußte ſie daher auseinander legen: deßhalb ward die Beſetzung des Holms den Ruſſen allein zu Theil; vielleicht wär er gerade durch den gegenſeitigen Haß erhalten worden, wenn ſich ein melirtes Commando hier befunden hätte.

So viel von der Belagerung von Danzig.

Man iſt jetzt in Danzig ſehr mit der neuen Organiſation des neuen Ländchens beſchäftigt. Man rechnete darauf, den alten Danziger Werder wieder zu erhalten; es iſt aber entſchieden, daß Preußen nur zwey deutſche Meilen rund um die Stadt abtritt; die Nord- und Weſtſeite iſt aber ſehr ſchmal, und dürfte, wenn Preußen die Ausfuhr roher Produkte künftig verbieten ſollte, Danzigs Einwohner, wenn auch nicht am Getreide, doch an ſo manchen Dingen Noth leiden laſſen, die man gern in der Nähe hat: als Gartengewächſe, Federvieh, friſche Butter u. dgl.

Jetzt iſt eine ſo furchtbare Theurung und ein ſolcher Mangel an Wein in Danzig, daß ich Dir keinen beſſeren Beweis davon geben kann, als wenn ich Dir die Rechnung beylege, welche ich im ruſſiſchen Hauſe mit einem Reiſegefährten bezahlen mußte.

Danzig, den 25. Septbr. 1807.

Nota von Daniel Laurens.

23.	2 Perſ. Mittag à 20 Gr. .	1	Rthl.	16	Gr.
	1 Bout. Porter . . .	—	—	10	—
	2 Perſ. Abendeſſen à 12 Gr.	1	—	—	—
	Licht	—	—	4	—
	Heizung	—	—	8	—
	Latus	3	Rthl.	14	Gr.

Transport 3 Rthl. 14 Gr.

24.	2 Port. Caffee . . .	—	—	16	—
	Semmel mit Butter . .	—	—	2	—
	2 Citronen	—	—	12	—
	4 Port. Zucker . . .	—	—	8	—
	2 Perſ. Mittag à 18 Gr. .	1	—	12	—
	1 Bout. Langcorck . .	2	—	—	—
	2 Taſſen Caffee . . .	—	—	4	—
	2 Perſ. Abendeſſen . .	1	—	—	—
	Licht	—	—	4	—
	Heitzung	—	—	8	—
25.	2 Port. Caffee . . .	—	—	16	—
	2 Port. Zucker . . .	—	—	4	—
	1 Citrone	—	—	6	—
	1 Bout. Bier . . .	—	—	2	—
	1 Port. Abendeſſen . .	—	—	12	—
	Heitzung	—	—	8	—
	Licht	—	—	4	—
26.	3 Port. Caffee . . .	1	—	—	—
	Semmel mit Butter . .	—	—	6	—
	1 Bout. Mallaga . .	2	—	—	—
	2 Bout. Wein à 18 Gr. .	1	—	12	—
	1 Bout. Porter . . .	—	—	10	—
	2 Bout. Bier . . .	—	—	4	—
	2 Perſ. Mittag a 18 Gr. .	1	—	12	—
	Eine halbe Bout. Medoc .	—	—	10	—
	5 Port. Abendeſſen . .	5	—	—	—
	2 Port. Zucker . . .	—	—	4	—
	Heitzung	—	—	8	—
	Licht	—	—	4	—

Latus 25 Rthl. 10 Gr.

	Transport	25 Rthl.	10 Gr.
27.	2 Port. Caffee . . .	— —	16 —
	Gebratene Ente . . .	1 —	4 —
	Logis	4 —	— —
	An Caſſa	4 —	20 —
		36 Rthl.	2 Gr.

Richtig empfangen.

Dan. Laurens.

In Wien könnteſt Du mit dem nämlichen Gelde für ähnliche Bewirthung einen Monat auskommen.

Drey und dreyßigſter Brief.

Königsberg.

Ich bin von Danzig mit der ordinairen Poſt hierher gereiſt, um den Chikanen der Poſtmeiſter auszuweichen, die einem ſtets mehr Pferde aufdringen wollen, als man gebraucht, und um nicht auf den Stationen wegen Mangel an Pferden liegen zu bleiben; das iſt mir aber ſchlecht bekommen. Wenn im preußiſchen Staat bekanntlich das Poſtfuhrweſen ſehr vernachläßigt und noch einmal ſo theuer iſt, als in Oeſtreich; wenn Graf Schulenburg zu ſeinem ſteten Andenken auch die Poſtmeilen, die lang waren, verkürzt, die zu kurz waren (wie in Schleſien), nicht verlängert hat, ſo iſt doch in Altpreußen dieſe Partie noch mehr wie in jeder andern Provinz vernachläßigt.

Sonntags um 7 Uhr verließ ich Danzig, und kam Mittwochs früh um 7 Uhr hier an, war alſo auf 26 Schulenburgſchen Meilen 72 Stunden gefahren.

Faſt auf keiner Station kamen wir unter 2 Stunden fort; in Marienburg lagen wir 5 Stunden. Nirgend, obſchon man die ordinaire Poſt erwartet, werden für ſie Pferde aufbewahrt, ſondern erſt beſtellt, wenn ſie ankommt. Für die Bequemlichkeit der Paſſagiere iſt nirgend geſorgt, und in Marienburg war unter andern keine Paſſagierſtube. Sie ſind als ein Frachtſtück dem Schirrmeiſter und Poſtillons verdungen; ſo gehen ſie auch mit ihnen um.

Was die Extrapoſtfuhren anlangt, ſo kann es kein abſurderes Reglement geben, als dasjenige iſt, welches die Anzahl Pferde beſtimmt, die man nehmen muß. Haſt Du einen federleichten Wagen und ein Kind von 10 Wochen bey Dir, ohne alles ſonſtiges Gepäcke, ſo mußt Du 3 Pferde nehmen; haſt Du aber einen ſchweren halben Wagen, und einen Coffer voll Goldſtangen bey Dir, biſt allein, und haſt ſelbſt nicht ſo viel Verſtand, 3 oder 4 Pferde zu verlangen, ſo muß man Dich mit 2 Pferden fortſchaffen.

Auf der Tour von Berlin nach Danzig iſt der Poſtmeiſter Petijen in Warneichen ein Muſter aller reglementsmäßigen groben preußiſchen Poſtmeiſter; ja er iſt die perſonnifizirte Grobheit ſelbſt. In ſofern dieſes Prädikat ehemals das Ziel der preußiſchen Poſtofficianten war, in ſofern ſollte man dieſen Mann, der mit Recht der grobe Johann, und nicht der kleine, heißen ſollte, zum Poſtminiſter machen *).

---

*) Ich kenne ſehr viele artige Poſtofficianten, es gab aber eine Zeit, wo ſie ſich darauf legten, recht grob zu ſeyn.

Alle Reiſenden warne ich hierdurch vor dieſen groben Johann in Warneichen, ſie müſſen ihn bey Laune erhalten, wenn ſie nicht Sottiſen hören wollen.

Ich kam mit ihm vom Kampfplatze, da ich ihm ein drittes Pferd bezahlte, es aber nicht in den Courszettel eintragen ließ.

Ich glaubte immer, der ſelige Poſtmeiſter in Croſſen wäre der gröbſte aller Poſtmeiſter; da hatte ich mich aber ſehr geirrt.

Von Danzig bis hieher habe ich in Dirſchau und Braunsberg, beſonders aber vor den Thoren von Königsberg, große Verwüſtungen, Brandſtellen und abgedeckte Häuſer geſehen. Das Rindvieh iſt größtentheils an einer Seuche crepirt, manche Felder ſind fouragirt, und auf ihnen blühte der ſpärliche Nachwuchs; dennoch aber fand ich den Zuſtand der Einwohner auf dieſer Tour noch nicht ſo ſchlecht, als ich ihn mir gedacht hatte. Braunsberg, welches die Zeitungen abbrennen ließen, ſtand noch, einige Häuſer abgerechnet, vollkommen da. So auch Dirſchau. Unerträglich iſt aber die Unreinlichkeit der Einwohner dieſer Gegenden, ſo wie ihre Dummheit, ihr Phlegma, ihre Langſamkeit, ihre Faulheit.

Du bleibſt von Danzig bis hieher in einem ewigen langen Kothhaufen. In den Städten müſſen die Bürger wohl keine Abtritte haben, denn die Seiten der Straßen ſind mit ihren Excrementen garnirt, und zwar in ſolchen großen Haufen, daß ſelbſt dieſe Excremente mir den Beweis von dem ungeheuren Magen der Einwohner gaben, und dieſer paßt nie zu einem großen Kopfe.

In allen Städten fand ich grobes, ſchwarzes, unausgebackenes Weizen- und Roggenbrodt, untrinkbares Bier und ſchlechten Wein. Schlechtes Eſſen in allen Gaſthöfen, unreines Tiſchzeug, kurz, Schmutz bey allen Gegenſtänden. Nein, da lobe ich mir Schleſien! Wie hat man es je mit dieſen naßkalten, ſchmutzigen Froſchländern vergleichen können?

Ich ſehne mich hier weg aus dieſem ewigen Koth nach dem freundlichen Schleſien und ſeinen reinlichen Wohnſitzen.

Morgen geht es nach Eylau, nachher von Königsberg das Weitere. Die Franzoſen ſtehen feſt hinter der Paſſarge, und hier werden ſie wohl dieſen Winter ſtehen bleiben.

Vier und dreyßigſter Brief.

Preußiſch - Eylau.

Der Himmel wollte uns wohl, da wir heute (ich hatte einen der Gegend kundigen Reiſegefährten bey mir) Königsberg am Morgen verließen, indem nach einer ganzen Reihe von naſſen, kalten, regnigten Tagen der Himmel ſich aufklärte, und der Ocean aufhörte, ſeine regenſchwangern Wolken über die Gegend zu verbreiten. Wir freuten uns über den lange vermißten Sonnenſchein. Wurden wir nun vom Himmel nicht begoſſen, ſo wurden wir doch von dem ungeheuern Koth nicht befreyt, den die vortreffliche Landſtraße von Königsberg nach Warſchau (auf dieſer liegt Eylau) ſehr ergiebig producirt; überdieß hatten wir eine alte preußiſche Poſtchaiſe, das heißt, einen Leiterwagen mit zwey ungeheuern Sitzgebunden von Erbſenſtroh (die grauen Erbſen ſind das vorzüglichſte Produkt der Provinz). Dieſer Poſtwagen, die elaſtiſchen Sitze, auf denen man balanziren mußte, um nicht herunter zu fallen, die Schlaglöcher der Landſtraße, der ſich den Rädern entgegenballende Koth, ſtimmten uns nicht zur Freude, eben ſo wenig die Gegend, denn ½ Meile vor den Thoren von Königsberg befindet ſich eine große Leede (Wüſtung), deren Sterilität recht gut mit den abgedeckten Häuſern der benachbarten Dörfer harmonirt; dieß ſoll von den Franzoſen herrühren, um ſich unter den Mauern von Königsberg ein Luſtlager zu bauen.

Dieß Lager hat die Königsberger amüſirt, denn es waren allerliebſte kleine breterne Häuſerchen, hinter welchen die Bewohner Gärten angelegt hatten; ſie formten auch ſehr künſtlich aus Kieſeln Namenszüge ihres Kaiſers und ihrer Feldherrn. Man vergaß in Königsberg beynah ſein Unglück über die kleine Soldatenſtadt und die Galanterie ſeiner Einwohner. Man muß es den Franzoſen laſſen, daß ſie ſich ihre Lage, ſey ſie auch noch ſo ſchlecht, zu verſüßen wiſſen.

Eylau iſt 6 Meilen von Königsberg entfernt, und in Kreutzburg (eine kleine Stadt) wechſelt man die Pferde. Von hieraus erwartete ich noch, 2 Meilen vom Schlachtfelde entfernt, unbeſtellte Felder, niedergebrannte Dörfer, abgedeckte Häuſer, die Gegend überhaupt menſchenleer, die vorhandenen Menſchen nackt und bloß, von Hunger und Noth entſtellt, Cadaver von Pferden zu Hunderten umherliegen zu ſehen, und zweifelte im geringſten nicht daran, daß noch jetzt die Hand der Verwüſtung auf Eylau und ſeinen Umgebungen ruhen müſſe; denn Du weißt ja ſelbſt, welche ſchreckliche Verwüſtungsſcenen man in Berlin von der hieſigen Gegend erzählte: da waren die Einwohner emigrirt, die Städte und Dörfer der Erde gleich gemacht u. ſ. w.

Gott ſey Dank! ſo ſchlimm iſt es nicht. Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, ſo viel an mir iſt, über den großen Gegenſtand des verfloſſenen Feldzuges durchaus die Wahrheit zu ſagen, alſo auch über die Schlacht von Eylau. Damit ich aber nicht alles durcheinander werfe, ſo will ich ſuchen, zuerſt das Urtheil der Menge über die Schlacht von Eylau zu berichtigen, dann will ich von den Folgen reden, welche ſie für Eylau und die daſige Gegend hatte. Du weißt es ſelbſt, es iſt in Deutſchland nur eine Stimme darüber: der franzöſiſche Kaiſer hätte dieſe Schlacht (die erſte in allen ſeinen Feldzügen) verlohren, ich habe es ſelbſt geglaubt, denn der Zeugen waren zu viele; jetzt habe ich an Ort und Stelle die Wahrheit erfahren, daß er ſie ohne Widerrede gewonnen hat.

Ich glaube, es würde dem Kaiſer Napoleon weit mehr Ehre machen, wenn er ſie verlohren, und dennoch ſeine geſchwächte Armee an der Paſſarge den ganzen Winter durch erhalten, und dann bey Friedland doch ſeine Zwecke erreicht hätte. Er hat aber die Schlacht complett gewonnen, die Gegner mögen ſagen, was ſie wollen. Die franzöſiſchen Nachrichten enthalten zu viele Phraſen und Exclamationen, beſonders da ſie deutſche Zeitungen als Organe benutzten, darum glaubte ihnen kein Menſch. Dennoch ſind die Fakta, welche ſie anführen, in der Hauptſache richtig; dieß fand ich auch in Eylau beſtätigt.

Bis jetzt iſt von der Schlacht kein Plan heraus, der brauchbar wäre, als der, den das Induſtrie-Comtoir in Weimar herausgegeben hat. Mit dieſen, den franzöſiſchen und ruſſiſchen Berichten in der Hand, bin ich das ganze Schlachtfeld durchwandert, und habe größtentheils den franzöſiſchen Bericht richtig gefunden. Ich würde dieſen Bericht ungefähr folgendergeſtalt gegeben haben:

Den 6ten und 7ten Februar fand eine Schlacht bey Eylau Statt, wie ſie wohl ſchwerlich die Jahrbücher der alten und neueren Geſchichte erzählen möchten.

Bekanntlich hatte der Kaiſer der Franzoſen den Verſuch gemacht, die ruſſiſche Armee am Narev zu vernichten; es wäre dann die Einnahme von Grodno erfolgt, wahrſcheinlich bald darauf der ruſſiſche Antheil von Pohlen in Aufſtand gerathen, mit Preußen ein Frieden geſchloſſen, der es dem Sieger zur Diſpoſition übergab, und nun konnte man im Jahr 1807 auf Rußlands eigentliche Grenzen und auf Petersburg loß operiren. Die Schlacht von Pultusk war aber nicht ſo entſcheidend, als daß jener vielumfaſſende Plan des Kaiſers hätte reuſſiren können. Die Ruſſen machten eine Diverſion an der Niederweichſel, die ihnen gegenüberſtehenden Generale, Prinz Pontecorvo und Ney, mußten ſich zurückziehen, und Napoleon ſah ſich genöthigt, mit der Hauptſtärke ſeiner Armee die Ufer des Narev zu verlaſſen und ſich Oſtpreußen zu nähern. Mit Schnelligkeit und Ausdauer, allen Beſchwerden ungeachtet, welche unfahrbare Wege und Mangel an Proviant entgegen ſtellten, führte die franzöſiſche Armee dieſen Marſch aus, und trieb den Feind vor ſich her; ſie marſchirte theils über Landsberg, theils über Heilsberg gegen Königsberg, welches die Depots der Alliirten in ſich enthielt.

Den 7. Februar langten die franzöſiſchen Diviſionen auf den Anhöhen an, die ſich ¼ Meile vor Eylau befinden, welche von den Ruſſen beſetzt waren. Um 2 Uhr Nachmittags fing der Kampf um dieſe Anhöhen an, und endigte ſich früher, als man es erwartete, zum Vortheil der Franzoſen. Dadurch, daß ſie dieſe Anhöhen nahmen, machten ſie ſich zu Herren des Schlachtfeldes, denn ſie hatten die Ueberſicht der ganzen feindlichen Armee, konnten Detaſchements auf ihre Flanken und in ihren Rücken ſenden, wie ſolches dann auch alles geſchah. Es fehlte nur noch der Beſitz der Stadt Eylau, um ſich aller jener Vortheile ganz zu bemächtigen, beſonders ihres Kirchhofes, der höher liegt wie die Stadt ſelbſt.

Es erfolgte alſo noch am 7ten ein hartnäckiges Gefecht um Eylau, zweymal nahmen es die Franzoſen, zweymal wurden ſie wieder daraus vertrieben. Am Abend blieben ſie aber Herren dieſes Punkts. Während dieſer Affaire am 7ten war das Corps von Davouſt ſeitwärts von Eylau rechts abmarſchirt, um den Ruſſen in die Flanke zu fallen; die Richtung dieſes Marſches ging über Serpallen auf Kutſchitten. Eben ſo marſchirte der Marſchall Ney in die rechte Flanke des Feindes nach Pompicken.

Nachdem Eylau erobert und von dem Kaiſer ein Standpunkt auf dem Kirchhofe genommen war, von deſſen Thurm man das Schlachtfeld überſieht, brach die Nacht ein. Kaum erſchien der ſchreckliche 8. Februar, als die Schlacht von den Ruſſen erneuert und Eylau angegriffen wurde.

Die ſchrecklichſten Scenen der Schlacht ergaben ſich auf den Feldern zwiſchen Eylau und Schloditten; hier war das Augereauſche Corps beſtimmt das ruſſiſche Centrum zu durchbrechen, es glückte aber nicht.

Unſtreitig wäre das Manöver des Kaiſers gelungen, welches er denen auf die Flügel der Feinde detaſchirten Corps von Davouſt und Ney aufgetragen hatte, wenn die Preußen nicht entgegengewirkt hätten.

Dieſe Diviſionen hielt der Schnee und das ſchlechte Wetter auf, hauptſächlich war es aber der General Leſtok.

Der General Leſtok war ſchon in den Tagen vor der Schlacht von den Ruſſen getrennt geweſen, zwiſchen ſeinem Corps und der ruſſiſchen Armee war eine große Lücke; wäre der Marſchall Ney in dieſe hineingerathen, ſo war die preußiſche Armee abgeſchnitten, und die ruſſiſche in der Seite genommen. Der Zufall wollte es aber anders. Leſtok hatte ſich am 6ten und 7ten von Mehlſack nach Huſſehnen gezogen, und erhielt am 8ten, wo er recht gut wußte, daß die große ruſſiſche Armee engagirt ſey, Befehl, ſich auf ihren rechten Flügel zu ziehen, damit er, wenn die Schlacht verlohren ging, nicht von der Memel abgeſchnitten würde, und auch die Flanke deckte. Er zog ſich alſo von Huſſehnen gegen Althof; das mit ihm verbundene Plötzeſche Corps, welches den Nachtrab ausmachte, ſtieß nun gerade auf das Neyſche Corps, als ſolches im Begriff war den rechten ruſſiſchen Flügel zu umgehen, und engagirte ſich mit denſelben, wodurch für jenes die Zeit verlohren ging. Auf dem linken ruſſiſchen Flügel traf aber Leſtok noch zur rechten Zeit ein, um ſich dem Marſchal Davouſt entgegen zu werfen, wohin ihn Bennigſen translozirt hatte. Dieß geſchah durch das Rüchelſche und Schönningſche Regiment, an welche ſich das ruſſiſche Reg. Wyburg anſchloß. Dieſe ſeparate Affaire entſtand bey Kutſchitten, dehnte ſich bis Auklappen aus, und vereitelte die Pläne des Kaiſers, die Ruſſen im Rükken zu nehmen. Dieß war eben ſo der Fall mit dem Angriff des Prinzen Murat, der 11 Cavallerieregimenter zuſammen nahm, und damit auf den Feind einbrach.

Mochten ſeine Thaten auch noch ſo glänzend ſeyn, ſie wirkten nicht; die Ruſſen lehnten ſich an einen Wald, der ihren Rücken ſchützte, wo alle Cavallerie-Manöver von ſelbſt ſcheiterten.

Nun brach der Abend ein, das Schlachtfeld lag voll Leichen; in Eylau konnte man vor Cadavern die Straßen nicht paſſiren, und nichts war entſchieden. Es erzählen die ruſſiſch-preußiſchen Privatberichte: die Franzoſen wären retirirt; aber der General **Bennigſen** ſey beſtochen geweſen, und ſtatt die Franzoſen zu verfolgen, habe er ſich angeblich aus Mangel an Munition nach Königsberg zurückgezogen. Das iſt nicht wahr.

Die Franzoſen blieben auf dem Schlachtfelde und in Eylau; die Ruſſen zogen ſich um 10 Uhr Abends langſam an den Pregel zurück. Den 9ten und die folgenden Tage verfolgten die Franzoſen den Feind bis nach Mansfeld, 2 Meilen von Königsberg. Dieß war der äußerſte Punkt ihres Wirkens. Bis zum 17. Februar blieben ſie Herren dieſer Gegenden, dann retirirten ſie eilig hinter die Paſſarge, 7 Meilen vom Schlachtfelde. Daß dieß ſehr eilig geſchah, beruht auf einen richtigen Grundſatz der neueren Strategie. Sieht man die Nothwendigkeit eines Rückzugs ein, ſo muß man ihn im vollen Lauf dahin machen, wo man ſich wieder feſtſetzen will; dieß war im vorliegenden Fall die Paſſarge. Wenn die alten Feldherrn ſagten:

> Die Armee zog ſich zurück, indem ſie dem Feinde jeden Schritt des Terrains ſtreitig machte,

ſo will dieß wenig ſagen, denn man verfehlt dadurch ſeinen Zweck, und ſchwächt ſich ohne Noth.

Die preußiſchen Officiere ſagen jetzt:

> Wenn **Bennigſen** am 9ten die Schlacht erneuerte, ſo wurde die franzöſiſche Armee völlig vernichtet.

dieß iſt ſehr problematiſch. Es kann ſeyn, iſt mir aber nicht recht wahrſcheinlich.

Wäre es wahr, daß die Franzoſen ſchon am 8ten Abends retirirt wären, und man hätte es unterlaſſen, ſie zu verfolgen, dann wollte ich jener Aeußerung beyſtimmen.

Soll ich Dir nun etwa noch erzählen, wie viele Todte dieſe Schlacht der Unterwelt übergab, ſo laß mich darüber ſchweigen; denn theils entſcheidet das nichts, theils iſt es nicht mit Sicherheit, ſelbſt nicht einmal mit Wahrſcheinlichkeit auszumitteln.

Wenn man auf die Folgen ſieht, welche dieſe berühmte Schlacht für Napoleon hatte und haben konnte, ſo iſt es gewiß, daß für dieſen Feldzug ſein Plan, Königsberg zu nehmen, vereitelt war. Unſtreitig aber konnten die Folger für ihn noch verderblicher ſeyn, wenn Bennigſen Kopf genug gehabt hätte, über Danzig ihm Diverſionen zu machen, wenn das Eſſenſche Corps thätiger geweſen wäre, wenn man in der Türkey beſſere Fortſchritte gemacht hätte. Man ſagte aber: Bennigſen habe wohl einen Beutel, aber keinen Kopf gehabt; er ſey ein entnervter Mann geweſen, der jedesmal, ehe er mobil wurde, ſich mit wollenen Tüchern und mit Spiritus habe reiben laſſen müſſen. Seine Frau, die ihn begleitete, ſprach ihm ſtets viel von ſeinen Heldenthaten vor, und meynte: Er ſolle doch zu Hauſe ihr und den Penaten leben, er habe genug für das Vaterland gethan.

So viel ſcheint mir aus allen Erzählungen klar zu ſeyn, daß Bennigſen ein ganz gewöhnlicher Kopf und durchaus ſeinem Gegner nicht gewachſen war. Wenn etwas den Franzoſen und ihrem großen Führer, ſowohl bey Pultusk als bey Eylau, widerſtand, ſo war es die Bravour und Todesverachtung der Ruſſen. Dieſe war es, welche ſich mit einem unerwartet naſſen Winter vereinigte, und die Operationen Napoleons, wenn auch nicht vereitelte, doch aufſchob.

Jetzt wollen wir auf das Schlachtfeld wandern. Wo ich heute war, ſah ich keine Spur mehr von einer Schlacht. Nur in Eylau ſelbſt und in den benachbarten Dörfern ſiehſt Du (hin und wieder) Brandſtellen und Merkmale der in die Wände eingeſchlagenen Kugeln, ſelten die Cadaver von Pferden. Die Felder ſind jetzt ziemlich beſtellt, Eylau iſt wieder bewohnt, die beſchädigten Fenſter ſind reparirt, und wenn nicht eine Epidemie, welche in Preußen allgemein herrſcht, ¼ der Einwohner aufgerieben hätte, ſo würde man dem äußern Scheine nach gar keine Folgen einer Schlacht in Eylau bemerken können.

Eylau branute vor 4 Jahren ab, und wurde ſeitdem neu und maſſiv wieder aufgebaut. Da alle Häuſer neu und mit Ziegeldächern verſehen ſind, ſo gewährt der Ort eine einnehmende Anſicht. Wenn man aber in das Innere der Häuſer, in den bedaurungswürdigen Zuſtand der Einwohner eindringt, dann überzeugt man ſich bald, daß hier eine der fürchterlichſten Schlachten Statt fand, welche die Geſchichte kennt.

Der Ort war während der Schlacht der Plünderung offen, wie ſolches ſchon aus der Sache ſelbſt hervorgeht. Wenige Einwohner ausgenommen, wurden alle, ſowohl Reiche als Arme, bis aufs Hemde ausgezogen; es wurden ihnen alle Lebensmittel genommen, und ihr Zuſtand war ſchrecklich. Die Kirche habe ich beſucht, welche man zum Lazareth gemacht hatte; noch heute war ſie nicht aufgeräumt, und ihr Anblick war Grauſen erregend.

Vier Wochen nach der Schlacht beerdigte man noch die Todten auf dem Schlachtfelde; die Franzoſen hatten es behauptet, natürlich ließen ſie ihre Todten zuerſt begraben und ihre Bleſſirten zuerſt verbinden. An die Ruſſen kam die Reihe zuletzt, daher krochen bleſſirte Ruſſen auf dem Schlachtfelde und ſelbſt in Eylau herum, um ſich Lebensmittel zu ſuchen; da die Unglücklichen nichts erhielten, weil nichts da war, ſo ſuchten ſie an den Rennſteinen und im Kehricht den Abgang aus den Küchen auf, und ſammelten die Erbſen, welche beym Füttern der Pferde im Schnee verloren waren, um ihren Hunger zu ſtillen. Endlich brachte man die wenigen noch übrig gebliebenen unter, wo ſie ihrem Tode langſam entgegen moderten. Man hatte in der hieſigen Gegend ſo ſehr den Ekel und Abſcheu für Cadaver überwunden, daß man über Reihen von Leichnamen wegfuhr, als wären es Knüppeldämme, und da die Gewinnſucht die Menſchen auch im größten Elend nicht verläßt, ſo beſtand die Beſchäftigung von Eylaus Bürgern nach der Schlacht darin, das Schlachtfeld und die Todten zu durchwühlen, um nach Geld und Geldeswerth, nach Armaturſtücken und Kugeln zu ſuchen, um damit einen Handel zu treiben. Man ſchnitt ſelbſt den Leichen die Wunden auf, um die Kugeln heraus zu nehmen.

Wenn man behauptet: die jetzt graſſirenden Krankheiten wären von der ſchlechten Luft entſtanden, welche die flachbegrabenen Todten verbreitet hätten, ſo iſt dieß nicht wahr; denn obzwar das Schlachtfeld in der Hitze des Sommers noch einmal revidirt und die eingefallenen

Gräber friſch überſchüttet werden mußten, ſo hat dieſe Ausdünſtung doch jene Krankheit nicht bewirkt.

Wohl mag die Angſt, welche die Einwohner während jener Schreckenstage ausſtanden, die ſchlechten Nahrungsmittel in der Folge, Gram über die Zerſtörung ihres Vermögens, auf ihre Nerven eingewirkt haben.

Ich glaubte in Eylau ein elendes oder wohl gar kein Quartier, nichts zu leben, und alles krank zu finden. Ich kam aber in dem Hauſe der Frau Bürgemeiſterin Janozky unter, wo Napoleon logirt hatte. Ich erhielt ein ſehr reinliches, gemaltes, völlig meublirtes Zimmer, ein ſehr reinliches, gutes Bett, und recht gutes und ſchmackhaft zubereitetes Eſſen. Jedoch dominirt unter den Fleiſchſorten hier, ſo wie in Königsberg, der Schöps, weil es am Rindvieh fehlt, unter welchem eine Peſt graſſirt. Mordthaten, Nothzuchten u. dgl. ſind hier nicht vorgefallen; man begnügte ſich an dem beweglichen Eigenthum der Einwohner.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Friedland.

Von Eylau über Dannau hierher ſind 4 Poſtmeilen, und die Straße führt über die Schlachtfelder von Eylau und Friedland; ſie iſt zugleich der Weg des Rückzugs der Ruſſen von Heilsberg nach Friedland, wo der Vorhang des Trauerſpiels mit einem ſchrecklichen Epilog herabrollte. Hatte es auf meiner Reiſe von Königsberg an Gegenſtänden gefehlt, welche mir die Schlacht von Eylau verſinnlichten, ſo befanden ſie ſich auf dem Wege, den wir heute fuhren, im Ueberfluß. Es gieng über Auklappen, Kutſchitten nach Dannau. Hier hatte Leſtok mit den Preußen gefochten und mit den Brigaden unter Davouſt gekämpft. Mir that es als Preußen wohl, daß meine Landsleute auf dieſem Punkte ſich ihres alten Namens wieder würdig gemacht hatten. Hier war es, wo Leſtok die preußiſche Nationalehre rettete, und wenn es noch preußiſche Officiere geben kann, die Ehrgefühl haben, ſo iſt es dieſer Affaire wegen möglich. Warum hat der König nicht gleich die Regimenter Rüchel und Schöning zu ſeinen Garden erhoben? Warum hat er ihnen nicht gleich auszeichnende Symbole ihres Ruhms gegeben? So etwas würde Nacheiferung und ein Streben nach Ruhm hervorbringen, welches allein den Soldaten bildet. Großer Gott! wenn werden wir einſehen, daß man durch etwas anderes auf den Soldaten einwirken müſſe, als durch den Corporalſtock!

Heute ſah ich große den Vorüberwandernden gräßlich angrinſende Grabhügel voll von Schlachtopfern des kriegeriſchen Ruhms. Die Franzoſen, Ruſſen und Preußen haben hier Cammeradſchaft gemacht. Die Natur ſpottete jetzt ihrer, indem aus ihren faulenden Leichnamen Diſteln und Camillen recht kräftig emporwuchſen.

Manch ſtattliches Roß fanden wir am Wege in ſeiner Haut vermodert liegen, welches noch die Wunde zeigte, die ihm den Tod brachte; ja unweit Lampaſch, wo es hin und wieder kleine Moräſte giebt, ſah ich in einem ſolchen Loche mehrere Pferde ſtecken, die noch mit den Hintertheilen daraus hervorragten, und hier mit ihren Reutern auf der Flucht den Tod gefunden haben mochten. Der ganze Weg war mit ruſſiſchen Zſchapkas, franzöſiſchen Hüten und Helmen, mit Patrontaſchen, Piſtolen-Holftern, Mänteln, Matten und andern Montirungsſtükken wie beſät.

In Dannau fanden wir einen Theil der Stadt abgebrannt, und eine geſprächige Wirthin, die ziemlich gebildet war, und uns die Verzweiflung ſchilderte, worin die Einwohner von der Schlacht von Eylau bis zu der von Friedland gelebt hätten. Faſt in jedem Dorfe, welches wir paſſirten, ſahen wir Leichen zu Grabe tragen, denn was nicht während der ſchrecklichen Kriegsperiode aus Angſt und Noth zu Grunde gieng, das ſtirbt jetzt der Folgen wegen. Kein Dorf, keine Stadt exiſtirt in dieſer Gegend, welche nicht ½ der Einwohner verloren hat.

Unweit Poſtehnen, einem Dorfe bey Friedland, kam ich in die Gegend des Schlachtfeldes. Hier hatte Napoleon beym Schulzen ſein Hauptquartier, und lenkte die Zügel der Schlacht.

Nun iſt es Zeit, Dich auf das Schlachtfeld von Friedland zu führen. Hierbey ſende ich Dir eine Handzeichnung darüber, es iſt die erſte, welche von dieſer Schlacht exiſtirt *). Nimm das franzöſiſche Bülletin zu Hülfe, und Du wirſt ſie verſtehen.

Die Ruſſen hatten Heilsberg verlaſſen, und den Franzoſen war es nur geglückt hineinzudringen, da ſie in Ihrer gewöhnlichen Manier die ruſſiſche Stellung umgangen hatten; denn en fronte Heilsberg und die ruſſiſchen Verſchanzungen zu nehmen war ihnen nicht möglich geweſen.

Die Ruſſen waren alſo an die Alle zurückgegangen, ſie waren von dem Leſtokſchen Corps getrennt, welches ſich an das Haf mit ſeinem rechten Flügel lehnte, und bey dem Rückzuge der Ruſſen ſich von Braunsberg nach Königsberg zurückzog.

Napoleon, nachdem er Heilsberg erobert hatte, wollte nun nicht allein die Ruſſen an die Alle verfolgen, ſondern er wollte auch ſowohl dieſe von Königsberg abſchneiden, als auch das Leſtokſche Corps von der ruſſiſchen Armee trennen. Er ſandte daher die Corps des Großherzogs von Berg, den Marſchall Davouſt und den Marſchall Soult direkt über Kreutzburg nach Königsberg, den Marſchall Ney, Mortier und Lannes aber über Langaſch und Dannau nach Friedland.

Die Ruſſen hatten dagegen ihren Rückzug auf dem rechten Ufer der Alle von Bartenſtein gegen Friedland genommen, wo ſie ſich ſetzten, um dem Feinde den Uebergang ſtreitig zu machen.

---

*) Jetzt iſt darüber im Induſtrie-Comtoir in Weimar eine Charte herausgekommen.

Der Kayſer rückte nun von Eylau her mit den Corps von Ney, Lannes, Mortier, Viktor und den Garden gegen dieſe Stadt vor.

Am 13ten Junius waren die Franzoſen im Beſitz von Friedland und des ganzen linken Ufers der Alle; ſie wurden aber an dieſem Tage von den Ruſſen ſowohl daraus vertrieben, als auch bis an das Dorf Poſtehnen zurückgedrängt. Die Nacht trat ein, und am 14ten Morgens nahmen die Ruſſen die Stellung ein, welche auf beygehender Zeichnung mit f bezeichnet iſt. Ein Theil ihrer Armee war nämlich über Friedland hinaus auf das linke Ufer der Alle vorgerückt, hatte die Stadt Friedland hinter ſich, ein anderer Theil ihres Heers war aber am rechten Ufer der Alle geblieben, hatte keine Ordre vorzurücken, und that während der ganzen Schlacht keinen Schuß, ſondern plünderte die nahe gelegenen Dörfer.

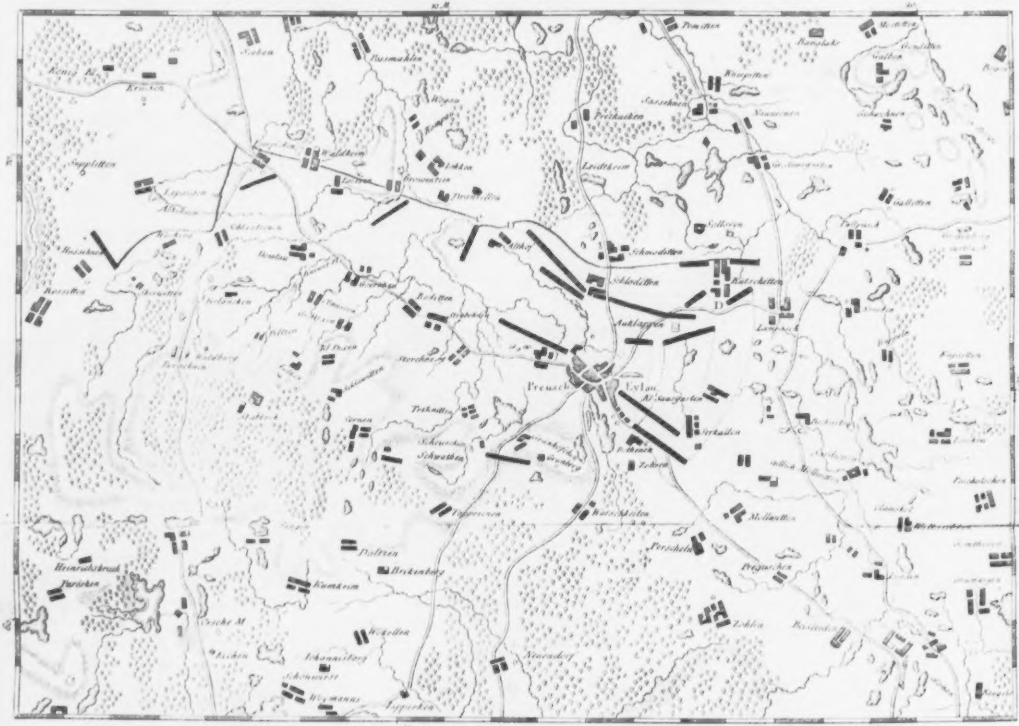
Die Franzoſen lehnten zuerſt ihren linken Flügel an Heinrichsdorf sub f, den rechten an Sophienthal sub d, das Centrum und Napoleon waren in Poſtehnen sub h. Nachher umſchloſſen ſie die Ruſſen.

Die Schlacht fing mit Tagesanbruch an, und endigte ſich erſt am Abend, wo die Ruſſen auf drey Punkten retirirten. Im Centro durch Friedland über die Brücke, welche ſie demnächſt abbrannten, über das ſtädtſche Brechhaus an der Alle sub b, wo ſie häufig in der Alle ertranken, und bey der Ziegelley sub c, wo dieß der nämliche Fall war. Sie formirten ſich dann auf dem rechten Ufer der Alle in der Stellung g, und traten einen regulairen Rückzug nach Wehlau an. Die Franzoſen ſchlugen bey b eine Brücke und paſſirten hier die Alle, um die Ruſſen zu verfolgen.

Wenn man über den General Bennigſen Kriegsrecht ſprechen wollte, ſo müßte das Gericht ſich auf dem Rathsthurme von Friedland verſammeln, von wo man das ganze Schlachtfeld überſieht, und dann käme er wohl ſchwerlich mit dem Leben davon. Entweder mußte er ſich am linken Ufer der Alle auf keine Schlacht einlaſſen, oder als er am 13ten die Franzoſen bis hinter Poſtehnen zurücktrieb, eine ausgedehntere Stellung einnehmen; er mußte ſich nicht bloß die Communikation mit dem rechten Ufer durch Friedland und über die daſige Allebrücke ſichern, ſondern er mußte dieß auch bey b und c durch Schiffbrücken thun; mußte er dann retiriren, und ſich auf das rechte Ufer des Stroms ziehen, ſo hatte er bey L die ſchönſte Stellung von der Welt; denn die Alle iſt hier in einem Halbzirkel durch ſteile Anhöhen eingeſchloſſen, welche durchaus jedem andringenden Feinde, der die Alle paſſiren will, den Uebergang ſtreitig machen.

Nach den Ausſagen der Einwohner von Friedland waren die Ruſſen ſchon vor der Schlacht zum Rückzuge vorbereitet, und trafen alle ihre Anſtalten dahin. Wenn dieß aber der Fall wirklich geweſen iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum die Ruſſen über die Alle an ihr linkes Ufer gingen, ſie konnten weit zweckmäßiger den Feind am rechten Ufer und deſſen Forcirung der Alle erwarten.

Die Schlacht von Friedland hat ſolche große Folgen gehabt, daß man wohl vom General Bennigſen hätte erwarten ſollen: er werde hier ſein möglichſtes thun. Es war die Friedens-Schlacht, mithin mußte man kein bloßes Rückzugs-Gefecht hier einleiten. Statt daß er 9 Regimenter Infanterie, ohne die Cavallerie gerechnet, sub k unbeſchäftigt ſtehen ließ, ſollten ſie etwas höher oberhalb


Preusch
Eylau
Kl. Sausgarten
Auklappen
Schloditten
Schmoditten
Kutschitten
Lampasch
Serpallen
Rothenen
Zohlen
Grünhöfchen
Grünberg
Schwehen
Schwathen
Tenknitten
Storchnest
Althof
Waldkeim
Drangitten
Lokken
Grawenitten
Kreutzburg
Sollkeim
Eichen
Tiefensee
Tappelkeim
Lexen
Supplitten
Seeben
Rossitten
Possmahlen
Wogau
Sassehnen
Preiskeim
Leidtkeim
Kuarpitten
Pomitten
Galben
Gallitten
Tollgarten
Mollwitten
Perscheln
Pregoschen
Zohlen
Rositten
Wackelten
Johannisberg
Schenwerst
Woymanns
Lipperken
Neuendorf
Poltzen
Brikenberg
Kumkeim
Heinrichsbruch
Parirken
Kniche M
Warschkitten
Tapperinnen
Krensch
Konig M.
Tolkeim
Wackern
Graventen
Pellen
Kl. Baren
Rodillen
D
10 M
15
10

halb Heinrichsdorf über die Alle gehen, um die Franzoſen im Rücken zu nehmen; dieß mußte ſchon am 13ten geſchehen, wo die Franzoſen zurückgedrängt wurden, da alle Truppen noch nicht beyſammen waren. Drang Bennigſen hier durch, und trieb den Feind wieder an die Paſſarge, ſo waren die nach Königsberg detachirten Corps abgeſchnitten. Doch ſolche Ideen gehören nicht für einen Feldherrn, der nur ſtets an defenſive Stellungen denkt. Bennigſen hat den Fabius ſchlecht geſpielt, wenn er nicht etwa andere Motiven gehabt, als ſeine Pflicht.

Alles ſtimmt darin überein, daß die Ruſſen auch bey dieſer Schlacht wieder eine ungeheure Kaltblütigkeit und Bravour gezeigt haben, und demungeachtet, daß ſie das Schlachtfeld räumten, war ihr Rückzug doch keine Flucht.

Was wäre mit dieſen Soldaten zu machen, wenn Köpfe an ihre Spitze geſtellt wären! Ich begreife nicht, wenn es einmal bey den Ruſſen einerley zu ſeyn ſcheint, wen man zum Feldherrn macht, warum man nicht einen gebohrnen Ruſſen dazu erkohr, oder den wilden Fürſten Conſtantin an die Spitze ſtellte? Schlimmer hätte er es nicht gemacht, als ein entnervter moderner Greis im Mittelalter ſeines Lebens.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Königsberg.

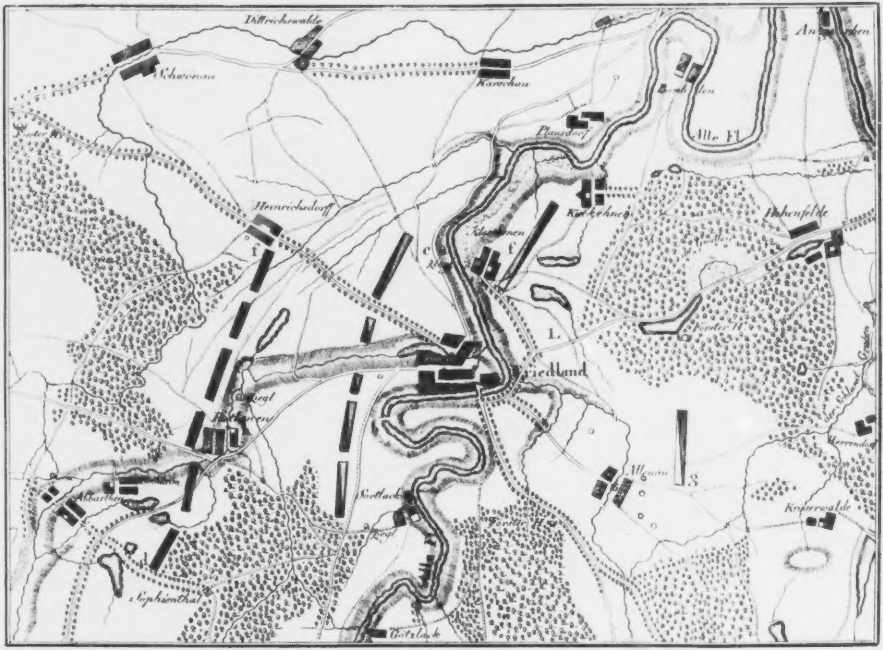
Hier bin ich endlich nach mancherley Unbequemlichkeiten wieder angekommen, welche ein ſtets trüber Himmel, ſchlechte Wege und die an den Seiten liegenden häufigen Aeſer gewähren.

Ja, Friedrich hatte Recht, wenn er dieſe Küſte das Land der Bären und Wölfe nannte.

H. d. mon tems.

Freylich hat es ſich ſeit 1733, wo er das ſchrieb, hier etwas gebeſſert; was aber auch die Cultur hier gut gemacht haben mag, ſo hat doch der Krieg alles wieder zerſtört. Wenn man von Friedland hierher zurückkommt, ſo ſieht man die Verſchanzungen, welche der General Rüchel am Pregel anlegte.

Der General Rüchel iſt penſionirt, und der Haß der Königsberger gegen ihn hat ſich rein ausgeſprochen. Sie verwünſchen und verfluchen ihn, ſie nennen ihn einen Deſpoten, einen Prahler, ſeine Vertheidigungs-Maßregeln nennen ſie lächerlich, und es iſt Keiner, der nicht etwas gegen ihn zu ſagen hätte. Ich glaube, der General Rüchel lebte ganz in dem alten jetzt zu Grabe getragenen preußiſchen Kriegsſyſtem, und ging auch mit ihm unter. Bey Jena hatte er eine ſubalterne Rolle geſpielt, und kam gerade auf dem Schlachtfelde an, um Zeuge der Hohenlohiſchen ſelbſtverſchuldeten Niederlage zu ſeyn. Er wurde bleſſirt und war kaum hergeſtellt,


Dittrichswalde
Schwonau
Karschau
Förster
Heinrichsdorff
f
c
Plausdorf
Alle Fl
Klo…nen
f
Hohenfelde
Förster H
L
Friedland
Ziegl
Posthenen
Albarthen
Sophienthal
1
Sortlack
Ziegl
Alle Fl
Götzlack
Förster H
Allenau
3
der Schlund
Graben
Herrendorf
Kraerwalde

als ihm das Kriegsdepartement übertragen wurde. Zugleich ſollte er Königsberg vertheidigen; er that alles, was nach ſeiner Meynung nothwendig war, dahin gehörte denn auch das Abbrennen der Vorſtadt (der naſſe Garten genannt). Lächerlich kann ich die neuangelegten Fortifikationen eben nicht finden; ſie zeigen deutlich, daß ſie nicht gerade Fortifikationen für Königsberg ſeyn, ſondern nur den Uebergang über den Pregel verhindern ſollten, hinter welchem Königsberg größtentheils liegt.

Geſetzt **Bennigſen** hätte bey Friedland geſiegt, was ſehr wohl möglich geweſen wäre, wenn es nicht **Bennigſen** war, ſo hätten die **Rüchelſchen** Verſchanzungen doch die nach Königsberg detachirten franzöſiſchen Armeecorps abgehalten, hier einzudringen, und ſie erreichten völlig ihren Endzweck. Da aber die Ruſſen Friedland verließen, da konnten ſie freylich nicht gehalten werden. In ſo fern **Rüchel** dieß wußte, und dennoch einen Brand verurſachte, in ſo fern iſt er verantwortlich, ſonſt nicht. Ich glaube, **Rüchel** war ein ſehr ehrlicher, gerader Mann, ohne Facons; er fiel durch, weil er ſein Zeitalter nicht kannte, am wenigſten den Geiſt der Armee. Ich kann ihn nicht verdammen; denn man mag gegen ihn ſagen, was man will, ſo gebe ich ihn desfalls nicht auf, weil ich, ſeines Patriotiſm gewiß, alle Fehler, die er gemacht haben kann, entſchuldigen muß.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Königsberg.

Ich werde jetzt nach Memel gehen, da mich mein Gefühl beſtürmt, das Königliche Ehepaar in der Nähe zu ſehen.

Du glaubſt nicht, welchen Antheil ich an dem unglücklichen Schickſale des Hauſes Hohenzollern nehme, und ſollte dieß nicht jeder brave Preuße?

Denke Dir Friedrich Wilhelm den Dritten für den Thron gebohren, zum wahren Vater ſeiner Unterthanen geſchaffen; ſieh in ihm den Erben ſo vieler Anſprüche an Ruhm und Erhabenheit, welche ſeine großen Ahnen gründeten; ſieh ihn jetzt an der äußerſten Spitze ſeiner Staaten in eine Landſtadt verbannt, wo im einfachen Bürgerhauſe nur ſeine Tugend und die Liebenswürdigkeit ſeiner Gemahlin ihn tröſten, für Verzweiflung bewahren kann. Mit welchen Gefühlen muß Fr. Wilhelm III. jeden Morgen erwachen? Unter ihm, meldet einſt die Geſchichte, war es: wo das mächtige Preußen in Nichts aufgelöſt wurde. Unter Friedrich Wilhelm III. war es, wo ein Theil der Miniſter und Feldherren entweder aus Bosheit oder Unverſtand die Armee, den ganzen Staat, die Nationalehre, ja die Exiſtenz der Königlichen Familie ſchändlich aufs Spiel ſetzten und in ſieben Tagen vernichten ließen.

Wenn je ein König das Bedauern der Nachwelt verdient, ſo iſt es Friedrich Wilhelm. Wenn je eine Königin Achtung, Bewunderung, Liebe, Anbetung verdient, ſo iſt es Louiſe, die unglückliche Königin von Preußen. Sie, die mit allen Anſprüchen auf einen glänzenden Thron gebohren; ſie, die im Beſitz dieſes Glanzes 10 Jahre lang lebte; ſie, die nur ganz Mutter war, und zur Zeit der Gefahr die heldenmüthige Frau zeigte; ſie, welche von Schandbuben beſchimpft und öffentlich angetaſtet wurde; ſie, welche alle Gefahren des Kriegs mit zerriſſenem Herzen, mit krankem Körper trug; ſie, die endlich den Sieger Napoleon zur Verehrung hinriß: ſie lebt in Memel im Schooß ihrer Familie, und beſchäftigt ſich mit weiblichen Arbeiten. Ihr Bewußtſeyn tröſtet ſie über die Vergangenheit, und läßt ſie hoffen für die Zukunft.

Dieß alles ſehen wir, die wir uns Preußen zu nennen ſchämen müſſen, mit Geduld und Hingebung an; wir ſchäumen nicht für Wuth und knirſchen nicht mit den Zähnen; wir zerreißen die Böſewichter und Landesverräther, die dieß Unglück hervorbrachten, nicht; ja wir ſind mitunter ſchamlos genug, auf den unglücklichen König zu ſchimpfen; es giebt ſogar in den abgetretenen Provinzen Officianten, die dieß an öffentlichen Orten thun *). Wir ſchmeicheln dem Sieger, wir würden ihm von Herzen gern um Lohn dienen, wenn er uns nicht als zweydeutige Weſen verachtete. Wenn eine Nation ſo weit geſunken iſt, dann höre man auf, ihr einen eigenthümlichen Namen zu geben. Seit dem 14. Octbr. 1806 giebt es keine Preußen mehr. Wenn ein Gott iſt,

---

*) In Lauchſtädt wurde ein ſolcher aus dem Speiſeſaal geworfen.

ſo muß er die Helden, denen man auf Berlins öffentlichen Plätzen Monumente errichtete, verſinken laſſen. Fort mit der Bellona von den Zinnen des Zeughauſes.

Acht und dreyßigſter Brief.

Memel.

Wenige Namen wird einſt die Geſchichte nennen, welche mit ihrer ganzen Kraft den Nationalruhm aufrecht erhalten wollten: einen Leſtok, Kalkreuth, Schill, einige Miniſter, einen Pikler, einen Baron Schröter, Lütwig — — — Sie waren zu ſchwach im Orkan, das Staatsſchiff vom Untergange zu retten.

Wenigſtens ſollte man glauben, dieß Staatsſchiff ſey jetzt durch den Frieden von Tilſit vor Anker gelegt.

Wenn dieß auch ſo ſcheint, ſo ſchwankt es doch hin und her, und ſcheint ſeinem Untergange ſehr nahe zu ſeyn.

Doch dieß alles iſt nichts gegen die Leiden, welchen die königliche Familie, beſonders die geliebte Königin, im verfloſſenen Jahre ausgeſetzt war, und denen jede andere Frau untergelegen haben würde.

Vom ſchrecklichen Schlachtfelde von Auerſtädt eilte die Königin mit bangen Ahndungen der Zukunft hinweg, und der Kanonendonner hallte ihr nach; der Unglücksbote ereilte ſie noch vor den Thoren von Berlin, um ihr die Nachricht der verlohrenen Schlacht zu bringen. Sie hatte kaum Zeit, die nöthigen Kleidungsſtücke einpacken zu laſſen, und flog nach Stettin, von wo ſie, kaum angekommen, die Weichſel zu erreichen ſuchen mußte. Eine Unglücksnachricht jagte dann die andere, und ſelbſt ihre geheiligte Perſon wurde den ſchändlichſten Schmähungen Preis gegeben.

In Königsberg ward der Vortrefflichen einige Ruhe, und das Schickſal ſchien ihrer bald darauf zu ſpotten, indem 16 Poſtillions die Nachricht von einem glänzenden Siege bey Pultusk nach Königsberg brachten, denen einige Tage ſpäter das Reyſche und Bernadotſche Corps folgten, welche um dieſe Zeit Königsberg bedrohten. Jene Siegesnachricht hatte die ganze Stadt allarmirt, Tauſende verſammelten ſich unter den königlichen Fenſtern; das königl. Ehepaar zeigte ſich dem Volke, und aller Stimmen ſchrieen mit vollem Herzen: es lebe der König — die Königin; beyde entfernten ſich dann gerührt, und ganz Königsberg feyerte einen Tag der Freude.

Man denke ſich nun die getäuſchte, unglückliche Königin, als man ſie nervenkrank, mit Gefahr ihres Lebens, in einen Reiſewagen ſetzte, und in der fürchterlichſten Jahrszeit nach Memel abreiſen ließ. Damals ſoll ſie ausgerufen haben:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß;
Wer nie die kummervollen Nächte,
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Nachher heiterte ſich der Himmel etwas wieder auf. Die Feinde zogen ſich nach der Schlacht von Eylau hinter die Paſſarge, und die Königin ging auf kurze Zeit nach Königsberg zurück.

Die Schlacht von Friedland und der Frieden von Tilſit ſetzten endlich die Königin über ihr künftiges Schickſal außer Zweifel. Ihr Betragen in der berühmten Geſellſchaft der Kaiſer war ſo voll von Reſignation, daß Napoleon davon gerührt, ſie mit der größten Aufmerkſamkeite behandelte.

Es ſcheint zwar im Allgemeinen ſeit den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts eine unglückliche Epoche für die gekrönten Häupter angebrochen zu ſeyn; die Kaiſerin von Oeſtreich floh 1805 nach Raab, die Königin von Frankreich mußte ihren Kopf unter ein Mordbeil legen, die Königin von Neapel floh nach Sicilien, und unſere Louiſe nach Memel. Jedoch waren die Leiden dieſer Herrlichen von ganz eigner Art *).

Der König blieb ſich gleich, er benahm ſich in Tilſit, ſeinem Sieger gegenüber, mit Würde, die Achtung einflößte, und da ihm vorgeworfen wurde, er ſey beſiegt, und müſſe ſich jede Bedingung gefallen laſſen, ſoll er geantwortet haben:

> Beſiegt bin ich noch nicht, aber verrathen und verlaſſen.

Sobald der ruſſiſche Kaiſer erſchien, übernahm Hardenberg das Staatsruder, mußte es aber wieder abgeben, als man franzöſiſcher Seits beym Friedensſchluß von Tilſit mit ihm nicht unterhandeln wollte. Darauf wurde eine Immediat-Commißion (im Grunde ein königl. Cabinets-Conſeil) etablirt, welches noch heute beſteht, deſſen Mitglieder der G. F. R. Schön, G. R. Stegmann, G. R. Niebuhr, und der C. R.

---

*) Jene ihre Schweſtern hatten vieles ſelbſt verſchuldet.

Beym ſind. Der G. R. v. Schlabberndorf dirigirt aber das ganze Caſſenweſen.

Dieß Conſeil befahl ſämmtlichen Miniſtern, und da ſie das ungewohnt waren, wurden ſie bis auf den Hrn. v. Schröter ſämmtlich entlaſſen.

Jetzt hat der König den Baron Stein dieſem Conſeil zum Präſidenten gegeben, wodurch alſo die innere Verfaſſung völlig ungeändert worden iſt.

Memel iſt eine ſchmutzige Stadt, worin der Merkantilismus dominirt, den Officianten wird daher ihr Leben hier zur Quaal, und ſie ſehnen ſich nach Berlin zurück.

An Verläumdungen fehlt es übrigens jetzt nicht, womit man das preußiſche Cabinet überſchüttet, wohin auch die Sage gehört: Engliſche Schiffe liefen in den Hafen von Memel ein und aus u. dgl. m.

Preußen iſt ſo ſehr von ſeiner Höhe geſunken, von ſeinen Alliirten ſo ganz eigentlich verlaſſen, und der Großmuth des Siegers ſo ganz übergeben, daß es ſeinen jetzigen Machthabern, denen es gewiß nicht an Kopf und Kenntniſſen fehlt, wohl nicht einfallen kann, auf eine ſo auffallende Art England zu begünſtigen.

Die militairiſchen Geſchäfte leiten der verdienſtvolle Obriſt Scharrenhorſt und Gneiſenau; über den Obriſt Maſſenbach iſt Unterſuchung verhängt. Die Oekonomie des Militairs beſorgt der Graf Lottum; die Juſtiz dirigirt der Baron Schröter, ehemaliger Chef der Regierung in Marienwerder; das auswärtige Departement iſt dem Grafen Golz anvertraut. Die Armee exiſtirt nur noch in der ehemaligen oſtpreußiſchen

Inſpektion, im **Blücherſchen** Corps und in den ſchleſiſchen Beſatzungsbataillonen.

Hier erſt erhielt ich einen preußiſchen autentiſchen Bericht von den Operationen der Leſtokſchen Truppen bey Eylau; ich theile Dir dieſen Bericht ganz mit, da er bis jetzt noch gar nicht bekannt geworden iſt. Daraus wirſt Du auch manches ſelbſt berichtigen, was ich Dir von Eylau aus über dieſe Angelegenheit geſchrieben habe.

Relation der Gefechte, welche das königl. preuß. Armee-Corps unter dem Befehl des Generallieutenants v. **Leſtok** am 8. Febeuar d. J. von ſeinem Abmarſch von dem Rendezvous bey Huſſehnen bis zu ſeiner Vereinigung mit der kaiſerl. ruſſiſchen Armee bey Althof mit dem Feinde gehabt hat, ſo wie von dem Antheil, welchen daſſelbe an der Schlacht bey Preußiſch-Eylau nahm.

Dem denkenden Militair-Publiko, wird nun die gewünſchte Relation der Schlacht von Eylau von preußiſcher Seite mitgetheilt, in ſoferne das Corps d'Armee des Generallieutenants v. **Leſtok** daran Theil nahm.

Die beyden, jetzt dem Publiko vorgelegten Relationen dieſer ſo blutigen, für die Kriegskunſt, und für die Menſchheit — ohne alle Uebertreibung kann man dieß ſagen — merkwürdigen und wichtigen Schlacht, ſetzen jeden denkenden Zeitgenoſſen und Nachkommen in den Stand, untrügliche militairiſche Reſultate zu ziehen. Ein genaues Detail der Militairvorgänge iſt durchaus nothwendig, weil der Erfolg in einer ſo zuſammengeſetzten Maſchine, als eine Armee iſt, von tauſend unvorherzuſehenden Umſtänden abhangt. —

Der Generallieutenant v. Leſtok erhielt am 8. Februar d. J. Morgens um 2 Uhr, von dem kaiſ. ruſſiſchen Oberbefehlshaber die Weiſung, mit ſeinem unterhabenden Corps d'Armee nach der Gegend von Preußiſch-Eylau zu marſchiren, und ſelbiges dort bey dem Dorfe Althof auf dem rechten Flügel der ruſſiſchen Armee aufzuſtellen, indem letzterer an dieſem Tage ſich zu einer Schlacht entſchloſſen habe.

Das Leſtokſche Corps cantonirte beym Eingange dieſes Befehls in Huſſehnen und denen nahe belegenen Dörfern; mehrere Truppen der Reſerve-Diviſion unter dem Generallieutenant von Plötz trafen jedoch, da ſie am 7. Febr., in eine beſondere Colonne formirt, einen Marſch vor 4½ Meilen auf verſchneiten und für das Geſchütz beynahe impracticablen Wegen machen mußten, erſt am 8ten Morgens um 6 Uhr in ihren Cantonirungen ein, und waren folglich außer Stande, mit derjenigen Colonne, an deren Spitze der Generallieutenant v. Leſtok den 8ten um halb 8 Uhr Morgens von dem Rendezvous bey Huſſehnen abmarſchirte, deren Truppen am 7ten Abends um 7 Uhr ihre Quartiere erreicht hatten, wiederum zu gleicher Zeit aufzubrechen, da Mann und Pferd wenigſtens einiger Erholung bedurften, um den neuen Marſch von 1½ Meile bis zum Schlachtfelde zurückzulegen.

Der Generallieutenant v. Plötz wurde daher beordert, mit ſeiner Diviſion ſobald als möglich der Hauptcolonne nach Althof zu folgen, mit welcher der Generallieutenant v. Leſtok dahin eilte, um der erhaltenen Weiſung des Oberbefehlshabers zu gehorſamen, und an den wichtigen Ereigniſſen dieſes Tages den möglichſt größten Antheil zu nehmen.

Dieſe Colonne war links in folgender Ordnung abmarſchirt:

Spitze der Avantgarde.

50 Pferde des Regiments Towarzyß und
80 = = Dragoner-Regiments v. Auer.

Soutien der Avantgarde.

10 Eskadrons Dragoner des Regiments v. Auer,
1 reitende Batterie, Capitain v. Bredow.

Dritte Diviſion. Generalmajor v. Auer.

10 Eskadron des Regiments Towarzyß,
½ reitende Batterie, Lieutenant Decker,
3 Bataillon des kaiſ. ruſſiſchen Wyburgiſchen Infanterieregiments.

Zweyte Diviſion. Generalm. v. Rembow.

2 Bataill. des Infanterieregim. vac. v. Schöning,
1 Grenadierbataillon v. Schliefen.

Erſte Diviſion. Generalmajor v. Diericke.

1 Grenadierbataillon v. Fabecki.
2 Bataillon des Infanterieregiments v. Rüchel.
5 Eskadron des Dragonerregiments v. Baczko.
5 Eskadron des Cüraſſirregiments vac. v. Wagenfeld.
½ reitende Batterie, Lieutenant v. Renzel.

Arriergarde. Generalmajor v. Prittwitz.

1 Füſilierbataillon v. Stutterheim.
5 Eskadron des erſten Bataillons v. Prittwitz.
½ reitende Batterie, Lieutenant v. Sowinsky.

Mehrere Detaſchements beobachteten den gegen die rechte Seite der Colonne anrückenden Feind.

Der Marſch von dem Rendezvous bey Huſſehnen ging durch das Dorf Wackern. Von hier war die weitere Direction deſſelben durch die Ecke des Waldes neben Schlautienen, und demnächſt über Görken gerade nach Althof beſtimmt. Als aber die Spitze der Colonne aus dem vorbemerkten Walde herauskam, rückte der von Bornehnen kommende Feind gegen die Flanke der Colonne vor. Der Generallieutenant v. Leſtel ließ daher das erſte Bataillon des Regiments v. Auer gegen die feindliche Avantgarde aufmarſchiren, während deſſen das zweyte Bataillon dieſes Regiments nebſt dem Regiment Towarzyß und der reitenden Batterie v. Bredow raſch das Dorf Schlautienen paſſiren mußten, bey welchem auf den jenſeitigen Höhen die Batterie placirt ward, um den nachherigen Abzug der aufmarſchirten Avantgarde zu decken, und zugleich die des Feindes abzuhalten. Während dieſes geſchah, erhielt die Infanterie und übrige Cavallerie den Befehl, nicht der Avantgarde nach Schlautienen zu folgen, ſondern von Wackern links nach Pompicken zu marſchiren, an welchem letztern Orte die von Schlautienen abgezogene Cavallerie, nebſt der reitenden Batterie v. Bredow, ſich wiederum an die Colonne anſchloß, um den Marſch fortzuſetzen.

Der unterdeſſen näher herangekommene Feind ließ nunmehro gleichfalls ſein reitendes Geſchütz auf den Höhen bey Schlautienen und bey Wackern auffahren und es entſtand von beyden Seiten eine ſehr lebhafte Kanonade.

Um den Feind von einer fernern Behinderung des Marſches abzuhalten, wurden zwey Compagnien Infanterie vom Reg. vacant v. Schöning, und drey Compagnien vom ruſſiſchen Regiment Wyburg als Tirailleurs in das Gehölz bey Wackern placirt. Ihr ſehr wirkſames Feuer, in Verbindung mit dem der Batterie v. Bredow und die Stellung von 5 Eskadrons v. Auer, thaten die gehoffte Wirkung, ſo daß die Colonne von Pompicken ihren Marſch fortſetzen konnte. Der Generallieutenant v. Leſtok zog daher die vorbenannten 5 Eskadrons nebſt der Batterie wiederum in die Colonne; die tiraillirenden 5 Compagnien Infanterie gingen aber erſt dann zurück, als der Feind mit ſehr großer Ueberlegenheit bey Wackern vorrückte; unſere Hauptcolonne hingegen den Wald bey dieſem Dorfe paſſirte, auch die Arriergarde unter dem General von Prittwitz daſſelbe beynahe erreicht hatte.

Gerade zu dieſer Zeit ſahe der letztgenannte General die Spitze einer zweyten feindlichen Colonne gegen ſich im Anmarſch. Der Hauptmann v. Krauſeneck, im Füſilirbataillon v. Stutterheim, bat um die Erlaubniß, mit ſeiner Compagnie dieſer Colonne entgegen gehen zu durfen, um ſelbige, ſo viel als möglich, davon abzuhalten, daß ſie nicht die Arriergarde von unſerer Hauptcolonne abſchneiden konne. Dieſer brave Officier beſchoß auch die Tete des Feindes ſo lebhaft und wirkſam, daß derſelbe nur langſam vordringen konnte. Unterdeſſen paſſirte das Dragonerregiment v. **Baczko** nebſt 4 Eskadronen des Cüraſſirregiments v. **Wagenfeld**, als die Queue der Hauptcolonne das Dorf Wakkern, und der von einer unwiderſtehlichen Uebermacht gedrängte Hauptmann v. **Krauſeneck** folgte ihnen im fortdaurenden lebhaften Feuer.

Der auf dieſen Punkt mit groſer Macht vordringende Feind gewann unterdeſſen immer mehr Terrain, und deploiirte ſeine Linie. Der General v. **Prittwitz**, welcher ſich mit der ganzen Arriergarde, excl. der Compagnie v. **Krauſeneck**, noch zwiſchen Wackern und Huſſehnen befand, ließ den Feind durch die eine bey ſich habende halbe reitende Batterie lebhaft beſchießen, um denſelben an der Beſitznahme des Dorfs Wackern zu hindern, und daſſelbe paſſiren zu können. Es ward indeſſen unmöglich, daß dieſer General bey der ſo vielfachen Ueberlegenheit des Feindes ſeinen vorerwähnten Zweck ganz erreichen konnte. Ein Theil der feindlichen Infanterie warf ſich in das Dorf, der Obriſt v **Stutterheim** griff ſelbige mit einer Compagnie ſeines Bataillons mit gefälltem Bajonett im vollen Laufen an, warf ſie hinaus, und vereinigte ſich mit dem Hauptmann v. **Krauſeneck**; die andere Hälfte des Füſilierbataillons, nebſt den 5 Eskadrons Huſaren und der halben reitenden Batterie konnten aber nicht raſch genug folgen, da beſonders der Feind zu gleicher Zeit rechts und links neben dem Dorfe vordrang, und daſſelbe ſtark beſetzte.

Die ſehr ausgezeichnete Tapferkeit des Obriſten von **Stutterheim** und Hauptmanns v. **Krauſeneck** verhinderte alſo den hier vordringenden Feind, die Queue der Hauptcolonne in ein Gefecht zu verwickeln, und vom weitern Marſch abzuhalten. Es gelang indeſſen demſelben, wie ſchon geſagt worden, den General v. Prittwitz mit 2 Compagnien und 5 Eskadrons von demſelben zu trennen, wodurch dieſer General genöthiget wurde, ſich links gegen Creuzburg hinzuwenden. Der Feind verfolgte ihn hier mit großer Ueberlegenheit, beſonders an Infanterie. Dieſer General wußte indeſſen ſeine wenigen Truppen ſo gut und zweckmäßig zu gebrauchen, daß der Feind nur langſam auf ihn eindringen, und ihm nur geringen Schaden zufügen konnte, wobey ſich der Lieutenant v. Sowinsky von der reitenden Artillerie aufs neue ſehr vortheilhaft auszeichnete.

Indem nun der Feind durch die beyden auf Wackern und Schlautienen dirigirten Colonnen gegen die rechte Flanke des Leſtokſchen Corps operirte, ließ derſelbe eine dritte Colonne gegen Pompicken vorrücken, welche indeſſen etwas ſpäter als die andern beyden eintraf. Der Generallieutenant v. Leſtok ließ die vorliegende Seite dieſes Dorfes durch das Grenadierbataillon v. Fabecki beſetzen, und auf zwey nahe belegenen Höhen eine reitende Batterie, gedeckt durch das Regiment von Wagenfeld, auffahren. Der Feind griff das Dorf mit Infanterie und Artillerie an, wurde aber zurückgeſchlagen, und durch das fortgeſetzte Feuer der Batterie, von weitern Verſuchen hier durch zu brechen, abgehalten.

Dieſe Angriffe des Feindes auf Wackern, Schlautienen und Pompicken geſchahen in einem Bezirk von einer kleinen halben Meile, und wurden faſt zu gleicher Zeit von dem geſammten feindlichen Corps des Marſchal Ney unternommen. Nur dadurch, daß der Generallieutenant

rallieutenant von Leſtok ſeine anfängliche Marſchdirektion über Görcken nach Althof aufgab, die bis Schlautienen vorgerückte Avantgarde entgegen ſtellte, mit 5 Compagnien das Gehölz von Wackern beſetzte, und unterdeſſen die Colonne hinter dieſen Truppen auf Layſſen und Grawentienen marſchiren ließ, wich derſelbe einem allgemeinen Gefecht mit dem Neyſchen Corps aus, welches offenbar die Abſicht hatte, ſeine Vereinigung mit der ruſſiſchen Hauptarmee zu verhindern, die er auch ohne die vorbemerkte Anordnung und ohne die große Tapferkeit der Truppen, welche bey Wackern und Pompicken fochten, ſo wie die der Colonne ſelbſt, welche alle ſich entgegenſtellende Hinderniſſe des Terrains mit unglaublicher Anſtrengung und Geſchwindigkeit überwand, und fechtend dem großen Ziel entgegen eilte, erreicht haben würde; ſo aber glückte es dem Generallieutenant v. Leſtok, das dem ſeinigen weit überlegene Neyſche Corps zu beſchäftigen und in Reſpekt zu halten, dabey ſeinen Marſch ununterbrochen fortzuſetzen, und, Trotz des genommenen Umweges, ſchon um 1 Uhr Mittags auf dem Schlachtfelde einzutreffen, und an dieſer ewig denkwürdigen Schlacht einen entſcheidenden Antheil zu nehmen.

Die Gefechte bey Wackern und Pompicken waren ſehr lebhaft. Die Truppen fochten hier in kleinen abgeſonderten Abtheilungen und dennoch mit großer Bravour. Die 5 Compagnien der Infanterieregimenter von Schöning und Wyburg zeichneten ſich vorzüglich aus. Sie trieben ſelbſt im Tirailliren den außer allen Verhältniſſen überlegenen Feind zurück, behaupteten ihren Poſten ſo lange, bis ſie an beyden Seiten überflügelt waren, und zogen ſich nachher in Ordnung und Contenance aus dem Gehölze an die Colonne zurück.

Die beyden Füſilir-Compagnien unter dem Obriſten v. Stutterheim, das Grenadierbataillon v. Fabecki unter dem Major v. Fabecki, das erſte Bataillon des Regiments v. Auer unter dem Obriſten v. Lariſch, das Regiment v. Wagenfeld unter dem Major von Ziegler, bewieſen in dieſem Gefechte eine gleiche Tapferkeit und Contenance, welche die Truppen unter dem General v. Prittwitz mit ihnen theilten, und ſowohl die preußiſche als ruſſiſche Infanterie legte hier den Beweis ab, daß ſie den ſo ſehr berüchtigten feindlichen Tirailleurs an Gewandheit gleich kommt, und an Tapferkeit und Entſchloſſenheit oft überlegen iſt. Außer den bey Wackern, Schlautienen und Pompicken engagirten feindlichen Colonnen wurde das Corps des Generallieutenants von Leſtok durch eine 4te Colonne des Feindes von Pompilken bis Althof immerwährend mit einem allgemeinen Angriff bedroht, welcher nur dadurch vereitelt ward, daß der Generallieutenant von Leſtok ſeinen Marſch über Layßen nach Grawentinen und Althof, auf einer vortheilhaften Höhe fortſetzte, und ſo die nach Grawentinen und Althof fließenden moraſtigen Bäche zwiſchen ſich und den Feind nahm, und letztern in partiellen Gefechten, bald durch Infanterie, bald durch Cavallerie ſo weit von ſeiner Hauptcolonne entfernt hielt, daß ſelbige, ohne in ein allgemeines Engagement verwickelt zu werden, ihren Marſch fortſetzen konnte. Als nun das Corps zu Althof angekommen, ertheilte der Generallieutenant v. Leſtok dem Grenadierbataillon v. Schlieffen, commandirt durch den Hauptmann v. Kurowsky, den Befehl, dieſes Dorf nebſt der Brücke bey Grawentinen beſetzt zu halten, um dadurch den Aufmarſch des Corps jenſeit des Dorfs auf dem rechten Flügel der ruſſiſchen Armee zu decken, welches auch ausgeführt wurde.

Kaum war hier das Corps formirt, als der Generallieutenant v. Leſtok den Befehl erhielt, nach dem linken Flügel der ruſſiſchen Armee abzumarſchiren, um dort dem Feinde die durch ſeine Ueberlegenheit erlangten Vortheile zu entreißen. Er marſchirte alſo links ab, und ſo ſchnell als möglich hinter der Fronte der ruſſiſchen Armee in der Direction auf Schloditten, und da er hier bemerkte, daß der die ruſſiſche Armee überflügelnde Feind bereits das Dorf Kutſchitten beſetzt hatte, ſo wurden die Teten der drey Colonnen, in welchen das Corps der größern Leichtigkeit wegen marſchirte, ſogleich dahin dirigirt. Da der Generallieutenant v. Leſtok keinen näheren ſpeciellen Befehl zu den Operationen ſeines Corps erhielt, ſo beſchloß derſelbe zuförderſt die Eroberung des Dorfes Kutſchitten, indem er voraus ſahe, daß durch die Eroberung dieſes Dorfs der Feind nicht allein von weiterm Vordringen abgehalten, ſondern auch ſelbſt überflügelt werden mußte. Der Angriff des Dorfes wurde durch zwey Infanterie-Colonnen ausgeführt. Das ruſſiſche Regiment Wyburg formirte die Colonne rechts, das Regiment Rüchel, ſeine Schützen an der Spitze habend, die Colonne links; das Grenadierbataillon von Fabecki formirte ſich in Linie, und folgte denen beyden Angriffscolonnen als Unterſtützung. Das Regiment v. Schöning marſchirte, das Dorf links laſſend, gegen eine ſeitwärts deſſelben ſtehende Linie feindlicher Infanterie auf, und beſchoß ſelbige mit ſeiner Artillerie ſo wirkſam, daß ſie ſich in den Birkenwald zurückziehen mußte. Das Regiment Towarzysz, geführt von dem Generalmajor v. Kall, an deſſen Spitze ſich 200 im Felde herumſchwärmende Koſaken eingefunden hatten, umging das Dorf links, vertrieb die dort ſtehende feindliche Cavallerie des rechten Flügels, und nahm demnächſt in Gemeinſchaft mit den Koſaken die aus dem Dorfe nach dem Gehölze fliehenden Ueberreſte der feindlichen Infanterie gefangen, oder ſtach ſelbige nieder. Die Dragoner und Cüraſſier nebſt der reitenden Artillerie folgten colonnenweiſe dem Grenadierbataillon v. Fabecki, und marſchirten nach Eroberung des Dorfes jenſeits deſſelben in zweyter Linie hinter der Infanterie auf. Als nun die beyden Angriffscolonnen dem Dorfe ſich näherten, kam der Feind ihnen bis vor das Dorf entgegen; er wurde aber ſogleich über den Haufen geworfen, und Trotz ſeiner hartnäckigen Gegenwehr, durch das brave Regiment v. Rüchel, geführt von ſeinem verdienten Commandeur, dem Obriſt v. Hamilton, mit gefälltem Bajonett durch das Dorf gejagt, obgleich er daſſelbe in Brand ſteckte, wodurch er unſere Infanterie aufhalten wollte. Dieß Regiment erneuert durch dieſe ſchöne Action nur ſeinen alten Ruhm. Dicht hinter dem Dorfe wollte ſich derſelbe aufs Neue ſetzen, er wurde aber auch hier mit einem ſolchen Ungeſtüm angegriffen, daß der bey weitem größte Theil ſogleich todt auf dem Platze blieb, und der Ueberreſt. faſt völlig auseinander geſprengt, nach dem Gehölz entfliehen wollte, jedoch in geringer Entfernung hinter dem Dorfe von den Koſaken und Towarzysz umzingelt und erſtochen oder gefangen genommen wurde, ſo daß von der geſammten feindlichen Infanterie, welche das Dorf beſetzt hatte, und die aus wenigſtens 800 Mann beſtand, auch nicht ein einziger Mann entkam. Das ruſſiſche Wyburgſche Regiment eroberte hier drey Kanonen, welche der Feind früherhin dem zurückgehenden linken ruſſiſchen Flügel abgenommen hatte; das Reg. Towarzysz erbeutete einen feindlichen Adler.

Nach der Eroberung des Dorfes Kutſchitten ließ der Generallieutenant v. Leſtok die Infanterie in Linie aufmarſchiren, die Fronte derſelben gegen den Birkenwald zwiſchen Auklappen und Lampaſch, den Rücken gegen das Dorf gekehrt. Das Regiment v. Schöning formirte den rechten Flügel dieſer Linie, neben demſelben ſtand das Grenadierbataillon v. Fabecki, dann das ruſſiſche Regiment Wyburg, und das Regiment von Rüchel auf dem linken Flügel. Das Cüraſſierregiment v. Wagenfeld nebſt dem Dragonerregiment v. Auer ſtanden in der zweyten Linie hinter dem rechten Flügel in der Mitte der Infanterie, und das Regiment von Baczko hinter dem Regiment v. Rüchel. Das Regiment Towarzysz hingegen war in der Verlängerung des linken Flügels der Infanterie aufmarſchirt, um die auf dem Felde bey Kleinſauegarten ſtehende feindliche Reuterey in Reſpekt zu erhalten. Die Infanterie avancirte nunmehr mit klingendem Spiel und einer Ordnung und Entſchloſſenheit, die ſchlechterdings nichts zu wünſchen übrig ließ, ohne einen Schuß aus dem kleinen Gewehr zu thun, gerade in das Gehölz, und bis auf höchſtens 50 Schritt an den darin in Colonne ſtehenden, ſehr ſtark überlegenen Feind heran. Nur das Regiment v. Rüchel, geführt durch den Generalmajor v. Diericke, zog ſich etwas links, das Gehölz hart rechts laſſend, und poſtirte ſich in einer diagonalen Stellung gegen des Feindes rechte Flanke. Nun entſtand ein eben ſo heftiges als für den Feind mörderiſches Feuer aus der Artillerie und dem kleinen Gewehr. Das Artilleriefeuer von preußiſcher Seite war ſehr ſichtbar dem des Feindes an Wirkung überlegen, ſo wie das kleine Gewehrfeuer unſerer in einer kleinen Vertiefung ſtehenden Infanterie in den dichten Haufen des Feindes eine ungeheure Verheerung anrichtete, während die allermehrſten ſeiner Schüſſe zu hoch weggingen, ſo daß unſere Infanterie im Verhältniß ſehr geringen Verluſt erlitt.

Nachdem dieſes fürchterliche Feuer ungefähr eine halbe Stunde gewährt hatte, durch welches der Feind, nach ſeinen eigenen Geſtändniſſen, viele Menſchen an Todten und Verwundeten verlohr, fing derſelbe an zu weichen, und unſere bis dahin unerſchütterlich geſtandene Infanterie drang mit gefälltem Bajonett auf denſelben ein, und trieb ihn durch das ganze Gehölz bis auf die Höhen bey Kleinſausgarten, bey welchem Rückzuge er das in Brand geſetzte Vorwerk Auklappen verließ, und ſich hinter demſelben ſetzte.

Die nunmehr eingetretene völlige Dunkelheit und die zu große Abmattung unſerer Truppen, welche ſeit 3 Uhr des Morgens ununterbrochen marſchirt und gefochten hatten, machte es aber unmöglich, den errungenen Sieg weiter zu verfolgen, und das vom Feinde noch ſtark beſetzte Dorf Kleinſausgarten anzugreifen und zu erobern, welches gewiß die Deroute ſeines ganzen rechten Flügels zur Folge gehabt haben würde *). Der General ließ daher die Infanterie ſeines Corps, welches

---

*) Höchſtens bis zu den Anhöhen von Eylau. Anmerk. d. V.

letztere durch dieſes Vordringen in einem vorgehenden Hacken gegen den an Schmoditten ſich lehnenden linken Flügel der ruſſiſchen Armee ſtand, jedoch von letzterem über 2000 Schritte entfernt war, an dem dieſſeitigen Rande des Gehölzes das Bivouac aufſchlagen, das Gehölz ſelbſt mit Feldwachten beſetzen, und ſo blieben die Truppen auf dem eroberten Kampfplatze ſtehen; belebt von der ſüßen Hoffnung, am folgenden Morgen die Niederlage des Feindes zu vollenden, falls nicht derſelbe in der Nacht abmarſchiren ſollte, welches preußiſcher Seits allgemein vermuthet ward.

In gleicher Art poſtirte ſich die halbe reitende Batterie unter dem Lieutenant Decker auf einer mehr links belegenen Anhöhe, von wo ſelbige nicht allein eine Batterie des Feindes von 10 Stücken, ſondern auch ſeine zwiſchen Sausgarten und dem Gehölz ſtehenden Truppen mit vielem Effekt beſchoß.

Das in Althof zurückgebliebene Grenadierbataillon v. Schlieſen konnte erſt Abends um 9 Uhr ſich mit dem Corps vereinigen. Daſſelbe war vom Feinde in jenem Dorfe mit einer großen Ueberlegenheit von allen Seiten angegriffen worden, und hatte ſich von hier, unter Anführung ſeines braven Commandeurs, des Capitain v. Kurowsky, in einem Quarree, vom Feinde umgeben und verfolgt, zwiſchen Schloditten und Schmoditten durch, an die Armee gezogen.

So endigte dieſer glorreiche Tag für das Leſtokſche Corps. Die Infanterie ſowohl als auch die Cavallerie hat ſich nicht allein in den Gefechten bey Wackern, Schlautienen und Pompicken, ſondern auch in der Schlacht ſelbſt auf eine ganz vorzügliche Art hervorgethan, und den alten Ruhm der preußiſchen Tapferkeit, des ausdauernden Muthes und der Geſchicklichkeit, alle taktiſche Anordnungen mit Geſchwindigkeit und Präciſion auszuführen, aufs Neue begründet.

Die Angriffe auf Kutſchitten und das Gehölz bey Auklappen ſind von den Regimentern v. Rüchel, von Schöning, und dem Grenadierbataillon v. Fabecki, ſo wie von dem ruſſiſchen Regiment Wyburg unter den Generals v. Diericke und v. Rembow, den Obriſten v. Hamilton und v. Pillar, dem Obriſtlieutenant v. Below und Major v. Fabecki, mit einer wahrlich ſeltenen Ordnung und Bravour unternommen und ausgeführt worden. Das Regiment Tawarzysz, commandirt vom Generalmajor v. Kall, und die an ſelbiges angeſchloſſene 200 Koſaken, haben durch ihr ſchnelles Umgehen des Dorfs Kutſchitten nicht allein die feindliche Cavallerie gezwungen, ihre Infanterie zu verlaſſen, ſondern auch einen Theil der letztern vernichtet und gefangen genommen. Die übrige Cavallerie, nemlich das Regiment v. Auer unter dem Generalmajor v. Auer, das Regiment v. Baczko unter dem Obriſten v. Baczko, und vier Eskadrons des Regiments v. Wagenfeld unter dem Major v. Ziegler, haben nicht allein bey Schlautienen und Pompicken die größte Bravour gezeigt, ſondern auch die Angriffe der Infanterie, ſo weit es nur das Terrain erlaubte, kräftig unterſtützt, und in dem Feuer der feindlichen Artillerie, welchem inſonderheit das Regiment v. Baczko bey Wackern, und das Regiment Towarzysz zwiſchen Kutſchitten und Lampaſch ausgeſetzt waren, die größte Kaltblütigkeit und Ordnung gezeigt. Die reitende Artillerie hat ſowohl bey Wackern

Schlautienen und Pompicken, als auch in der Schlacht bey Eylau, durch ihre Thätigkeit und gute Wirkung ſehr weſentlich zu den erhaltenen Vortheilen beygetragen.

Es iſt die größte Satisfaktion für den commandirenden General, dieſes Zeugniß öffentlich abzulegen, und zugleich zu erklären, daß die ſeine Perſon umgebenden Officiere von der Adjutantur und dem Generalſtaabe ſeine höchſte Zufriedenheit verdient haben, indem ſelbige jeden ihnen gegebenen Auftrag mit eben ſo viel Muth als Einſicht ausführten. Gleich belohnend und angenehm iſt dem General das Bewußtſeyn, daß er an jenem glorreichen Tage weder über einen Befehlshaber noch über irgend ein Regiment unzufrieden zu werden, Urſache fand. Alles brannte für Eifer in dem endlich eingetretenen entſcheidenden Augenblick für König und Vaterland, alles zu thun, was die geſpannteſten Kräfte erlaubten, um dieſe Opfer willig mit dem Tode zu beſiegeln.

Als das Armeecorps die ruſſiſche Armee im Kampfe erblickte, ward ſelbiges von der Begierde, ſeinen Waffenbrüdern beyzuſtehen, dergeſtalt hingeriſſen, daß es ſein Geſchütz zurückließ, und nur mit Mühe bewegt werden konnte, ſelbiges mitzunehmen. Der Anblick der ruſſiſchen Armee, welche, mit nie geſehener ausdauernder Tapferkeit ſo viele Stunden lang den vielſeitigen wüthenden Angriffen des überlegenen Feindes trotzend, dennoch die vollkommenſte Ordnung bewährt hat, flößte einem jeden Preußen Achtung und Vertrauen ein.

Obgleich der commandirende General der letztern überzeugt war, daß der zurückgebliebene Theil ſeines Corps durch die Ablenkung und Beſchäftigung der feindlichen von dem Marſchall Ney commandirten Truppen für das Ganze von großem und entſcheidendem Nutzen geweſen war, ſo fühlte er dennoch mit einer unangenehmen Empfindung auf dem Schlachtfelde bei Kutſchitten dieſen Abgang, und die daher entſtandene geringe Stärke ſeines Corps, welches incluſive des ruſſiſchen Regiments Wyburg nur aus 9 Bataillons und 29 Eskadrons, überhaupt aber nur aus 5584 wirklichen Combattanten beſtand.

Um 10½ Uhr Abends erhielt der preußiſche commandirende General den Befehl, in der Nacht das Schlachtfeld zu verlaſſen und zurück zu marſchiren, indem die ruſſiſche Armee nach der Seite von Königsberg hin abmarſchiren würde.

Ohne Boten oder Wegweiſer, weil in den Dörfern kein einziger Einwohner anzutreffen war, marſchirte das Corps um 2 Uhr des Nachts in der Direktion auf Domnau ab. Der commandirende General glaubte dieſe Marſchroute wählen zu müſſen, um ſowohl die Verbindung der ruſſiſchen Armee mit Litthauen und ihrem Mutterlande zu erhalten, als auch im nicht zu verhoffenden Falle einen etwanigen Rückmarſch ſicher zu ſtellen. Er beſetzte daher Domnau mit der Avantgarde, nahm ſein Hauptquartier in Friedland, und verlegte die Truppen in Erholungsquartiere.

v. Leſtok.

Zu dieſem Bülletin ſehe ich mich veranlaßt folgende Bemerkungen zu machen.

Es heißt gleich anfangs:

1) Der General Leſtok habe am 8ten Februar früh um 8 Uhr den Befehl erhalten, nach der Gegend von Preuß. Eylau zu marſchiren, und ſich bey Althof dem rechten Flü-

gel der Ruſſen anzuſchließen, weil der General Bennigſen an dieſem Tage zu einer Schlacht entſchloſſen ſey.

Ich kann es nicht begreifen, warum in dieſem Feldzuge, ſowohl an der Saale als bey Eylau, die Feldherren der Alliirten ſtets die Tiefen zu Lagerplätzen und Schlachtfeldern wählten, und dem Feinde die Anhöhen einräumten. So zog Hohenlohe ſeine Avantpoſten von dem Dorn- und Landgrafenberge nach Cappellendorf ein; und Bennigſen verläſt am 7ten die Anhöhen bey Eylau und breitet ſich von Dranſitten bis Auklappen in der Niederung aus.

Es iſt ferner, wenn man die Charte zur Hand nimmt, wider meine Einſicht, daß das preußiſche Corps in der Nacht vom 7ten zum 8ten von Huſſehnen nach Althof marſchiren mußte.

Bennigſen, der ihm dieſen Befehl ſandte, wußte alſo, daß Leſtok noch bei Huſſehnen ſtand, die franzöſiſche Armee hatte er gegen ſich über, mithin hatte der Zufall gewaltig für ihn geſorgt, denn auf jenem Punkte ſtand ja Leſtok den Franzoſen ſchon im Rücken, und ſtatt ihn an ſich zu ziehen, mußte er ſeinen Marſch direkt nach Storchneſt und Rodetten richten, um die Niederlage der Franzoſen zu bewirken.

Napoleon detachirt Davouſt und Ney, um ſolche Flanken- und Rückenoperationen zu machen, die der Zufall den Alliirten vergönnte; ich ſage Zufall, denn der Befehl des General Bennigſen zeigt, daß ihm dieſe Rückenoperation nicht einfiel.

Stand die ruſſiſche Armee übrigens auf den Domnauer Bergen eine Meile von Schloditten, und hatte ſich den Rückzug über die Alle verſichert, ſo hatte ſie ein ganz anderes Schlachtfeld als bey Eylau.

2) Das Plötziſche Corps machte eine ſeparirte Colonne aus.

Dieß war für dieſes mal ein glücklicher Zufall, den die Langſamkeit der Preußen hervorbrachte, da dieß Corps die franzöſiſche Colonne am Umgehen des rechten ruſſiſchen Flügels hinderte. Zwar war die Leſtokſche Hauptcolonne auch mit dieſem feindlichen Corps engagirt, aber doch nicht ſo ernſtlich, als das Plötziſche.

3) Der General Leſtok war (S. 327) durch die ſüße Hoffnung belebt, am folgenden Morgen (am 9ten Februar) die Niederlage des Feindes zu vollenden, falls derſelbe nicht Nachts abmarſchiren ſollte, was preußiſcher Seits allgemein erwartet wurde.

Daß die Schlacht bey Eylau, wenn ſie von den Ruſſen am 9ten erneuert wurde, gewonnen worden ſey, iſt in Oſtpreußen ein angenommener Satz. Ich bin nicht davon überzeugt.

1) Am Abend des 8ten hatten die Preußen ſo wenig wie die Ruſſen eine von den Anhöhen beſetzt, welche die Thäler beherrſchen, worin die Armeen ſtanden. Dieſe Anhöhen hatte die franzöſiſche Armee inne und mit 40 Kanonen beſetzt; Eylau und ſein Kirchhof war nicht geräumt, und die Alliirten mußten am 9ten erſt dieſe Poſition nehmen.

2) Wollten die Alliirten am 9ten ſiegen, ſo mußten ſie während der Nacht friſche Truppen an ſich ziehen und jene Anhöhen zu umgehen ſuchen, oder von Königsberg aus über Kreutzburg und Zinten eine Di-

verſion zu machen ſuchen. Hatten ſie dazu eine Reſerve?

3. Die Ermüdung von einem zweytägigen Kampfe war wohl in der Armee der Alliirten groß genug, um ihnen einen ſchlechten Erfolg zu prophezeyen, wenn ſie ohne friſche Truppen am 9ten die Eylauſchen Anhöhen und die bey Detexten erſtürmen wollten.

4) Wären die Franzoſen auch nur einen Schritt am 8ten vom Schlachtfelde gewichen, dann hätte man ſie verfolgen können, ſo aber blieb dem General **Bennigſen** nichts übrig, als eine Poſition rückwärts zu nehmen, weil das von ihm zum Schlachtfelde bey Schloditten gewählte Terrain durchaus unzweckmäßig war.

5) Schlugen am 9ten bey wiederholten Angriffen die Alliirten die Franzoſen in den Feldern von Eylau, nahmen ſie ſelbſt Eylau ein, ſo hätten ſie höchſtens ihren Sieg bis an die wohlbefeſtigten Anhöhen hinter Eylau pouſſirt, und dann waren ſie am Ende.

Uebrigens iſt jener Bericht officiell, und macht den Preuſſen, die hier fochten, alle Ehre.

Ich bin begierig zu hören: Wie Preuſſen es möglich machen wird, alle Zahlungen zu leiſten, welche die Truppen, der Civiletat, das Königl. Haus und die auswärtigen Angelegenheiten erfordern, da der König nur Herr des Landes bis zur Paſſarge iſt, und der Schatz wohl erſchöpft ſeyn muß.

Es bangt mir vor der Zukunft, und ich ſehe kein Ende unſerer Leiden, wenn England nicht aufhört alle Seemächte zu vernichten, die ihm ſchädlich werden könnten.

Von der ruſſiſchen Armee habe ich hier nichts weiter gehört, als was bekannt iſt: Sie beſetzt die Küſten der Oſtſee.

Daß in Petersburg über den Frieden von Tilſit große Unzufriedenheit herrſche, davon habe ich hier nichts gehört, wohl aber, daß die ruſſiſche Reſervearmee das gar nicht geweſen iſt und geleiſtet haben würde, was das desfalls erlaſſene Manifeſt verſprach.

Wenn man aber geſagt hat: wo die Ruſſen geſtanden hätten, wäre alles vernichtet und verheert, ſo iſt dieß theils völlig unwahr, theils ſehr übertrieben. Hin und wieder auf dem Lande iſt durch Nachläſſigkeit Feuer entſtanden, und die Coſaken haben auch wohl hie und da etwas mitgehen heißen, aber allgemein und mit Bewilligung der Officiere iſt dieß nicht geſchehen. Die Städte (beſonders Königsberg) haben von den Ruſſen vieles Geld gezogen, und es iſt hier jetzt noch mehr Geld vorhanden, als vor dem Kriege. In Friedland ſagte mir ein Juſtizrath: die Ruſſen hätten dieſen Ort in Aufnahme gebracht.

Neun und dreyßigſter Brief.

Graudenz.

Dieſe Veſtung, ihre Belagerung und Vertheidigung, und die Unterhandlungen, von Luccheſini und Zaſtrow eingeleitet, welche ſich hier, da der König den Waffenſtillſtand nicht ratificirte, zerſchlugen, waren mir ſehr intereſſant.

Ueber die letztern theile ich Dir mit, was mir Freund B. ſagte:

Die Schlacht vom 14. Oktober war, ungeachtet der muthvollſten Anſtrengung der Armee, ſo unglücklich für die preußiſchen Waffen ausgefallen, daß den feindlichen Heeren der Weg zur Hauptſtadt und in das Herz der Monarchie ganz offen ſtand. Der König wurde dadurch bewogen, einen Waffenſtillſtand anzutragen. Er durfte ſich dafür um ſo mehr eine gute Aufnahme verſprechen, als er noch während der Schlacht einen Brief voll friedlicher Aeußerungen vom Kaiſer Napoleon erhalten hatte. Es wurde aber dieſem Antrage aller Eingang verſagt, woferne der König ſich nicht zugleich zu angemeſſenen Aufopferungen, als Grundlage des Friedens, verſtehen würde. Der König, der die Größe des Unglücks und der Gefahren, denen ſeine getreuen Unterthanen unvermeidlich ausgeſetzt waren, in ihrem ganzen Umfange überſah, und eine augenblickliche ſichere Rettung der entfernten und unſichern Wiederherſtellung des Waffenglücks vorzog, entſchloß ſich auf der Stelle zu ſo großen Aufopferungen, als mit Erhaltung der Monarchie in ihrer Selbſtſtändigkeit nur irgend beſtehen konnten, und ſandte den Staatsminiſter Marquis Luccheſini bereits am 18ten Oktober mit hinreichender Vollmacht in das Hauptquartier des Kaiſers und Königs ab.

Dieſe Aufopferungen, welche der König gleich auf den erſten Bericht des Marquis Luccheſini, dem er nun zu Beförderung des Geſchäfts den Generalmajor v. Zaſtrow zuordnete, eingewilligt hatte, waren auch den Vortheilen, die der Feind durch das Glück eines einzigen Tages errungen hatte, ſo angemeſſen, daß ſolche ſchon am 30ſten Oktober von dem gegenſeits zu den Unterhandlungen beauftragten Großmarſchall des Palaſts Dúroc förmlich als Grundlage des Friedens angenommen wurden.

Auf dieſe Grundlage ſollte der Friede ſelbſt ohne Zeitverluſt abgeſchloſſen werden, und der König traf auch wirklich ſeinerſeits ſchon alle erforderlichen Verfügungen, um die verabredeten Friedensbedingungen unmittelbar nach dem Abſchluſſe erfüllen zu laſſen.

Der Kaiſer Napoleon dagegen verweigerte die Feindſeligkeiten einzuſtellen, und ließ durch ſeine Heere nicht nur die erhaltenen Vortheile unaufhaltſam verfolgen, ſondern auch die von allen königlichen Truppen entblößten Provinzen an der Oder und Warte überſchwemmen. Sowohl dieſe Provinzen als die Hauptſtadt mußten alſo noch alles Ungemach des Krieges empfinden. Im Hauptquartiere des Kaiſers wurde ſogar 4 Tage nach Annahme der Friedensbedingungen eine verführeriſche Proklamation zur Inſurrektion in Südpreußen gedruckt, verbreitet und die Inſurrektion ſelbſt auf mannichfaltige Weiſe erregt. Ueberall, wohin die feindlichen

Trup-

Truppen gelangen konnten, nahm man das königliche Eigenthum weg, legte man auf die königlichen Kaſſen Beſchlag, und verſuchte man ſogar die königlichen Diener gegen ihren dem Könige geleiſteten Eid dem Feinde zu verpflichten.

Dieſe Thatſachen erregten ſchon Beſorgniß, daß es dem Kaiſer mit dem Abſchluſſe des Friedens, auf den Grundlagen, worüber man ſich geeinigt hatte, kein Ernſt ſeyn möchte. Die raſtloſen aber vergeblichen Bemühungen der königlichen Bevollmächtigten, den Faden der Unterhandlungen nicht abreißen zu laſſen, verriethen dieß noch mehr, bis die ausdrückliche Aeußerung, „daß der „Kaiſer die Lage, worin Preußen durch die unglückliche „Schlacht vom 14ten verſetzt worden, benutzen müſſe, „um ſeinen Frieden mit Rußland und England zu ſchlie„ßen", gar keinen Zweifel mehr übrig ließ. Die förmlich abgeſchloſſene Friedensbaſis wurde nun ganz und gar bey Seite geſetzt, und ſtatt deſſen franzöſiſcher Seits ein Waffenſtillſtand vorgeſchlagen, deſſen Bedingungen, gerade in dem Augenblicke, wenn man ſich darüber geeinigt zu haben glaubte, mit jedem neuen Vortheile, immer noch härter gemacht wurden.

Nach ſo vielfältigen, immer wieder vereitelten, Hoffnungen, glaubten die königlichen Bevollmächtigten endlich am 16. November, den allgemein bekannten Waffenſtillſtand abſchließen, und dadurch die immer ſteigenden Forderungen des Feindes fixiren zu müſſen. Dieſe Akte wurde von der bekannten officiellen Erklärung des kaiſerl. königl. Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten Fürſten von Benevent begleitet, deren Inhalt klarer als alles Vorhergehende bewieß, daß

Preußen ſich vergeblich ſchmeicheln würde, wenn es nur die entfernteſte Hoffnung nähren wollte, ſelbſt gegen die ungeheuern Opfer, die der Waffenſtillſtand ihm auferlegte, den Frieden zu erhalten. Wenn der König ſich aber auch dieſer Hoffnung hätte überlaſſen wollen, ſo ſtand es nicht mehr in ſeiner Macht, die unter andern darin enthaltene Bedingung wegen des Rückmarſches der ruſſiſchen Armeen zu erfüllen. Denn da die franzöſiſchen Truppen während der Unterhandlungen ſelbſt bis gegen die Weichſel vorgerückt waren, ſo war nichts mehr im Stande die ruſſiſchen Armeen, die nun ihre eigenen Grenzen bedrohet ſahen, in ihrem Marſche aufzuhalten.

Es blieb alſo dem Könige gar keine Wahl. Er mußte dem Waffenſtillſtande, den der Großmarſchall Duroc am 22. Novbr. nach Oſterode in das Hauptquartier des Königs überbrachte, ſeine Ratification verſagen. Nur das Einzige blieb ihm, um auch das Unmögliche für den Frieden zu verſuchen, noch übrig, die Höfe zu St. Petersburg und St. James einzuladen, ſich mit ihm über die Grundlagen eines mit dem Kaiſer Napoleon zu unterhandelnden allgemeinen Friedens zu einigen. Dieß geſchah denn auch, und in der, wiewohl nur entfernten Hoffnung, eines glücklichen Erfolgs dieſer Demarche, rief der König den Marquis Luccheſini nicht aus dem Hauptquartier des Kaiſers und Königs zurück.

Indem der König auf dieſe Weiſe, alles was in ſeiner Macht geſtanden, erſchöpft hat, um dem fernern Blutvergießen ein Ziel zu ſetzen; ſo iſt er auf der andern Seite auch nicht minder unabläßig beſchäftigt geweſen, die Mittel zum Widerſtande, die die Vorſehung ſeinen Händen anvertraut hat, vorzubereiten. Da die mit allem Nöthigen verſorgten und hinreichend beſetzten Veſtungen Stettin, Cüſtrin und Magdeburg von den Gouverneurs und Commandanten auf eine unverantwortliche Weiſe dem Feinde übergeben worden, ſo wurden die übrigen Veſtungen des Landes, beſonders die an der Weichſel, aufs Schleunigſte in den beſtmöglichſten Vertheidigungsſtand geſetzt, und entſchloſſenern und zuverläßigern Befehlshabern anvertraut, glaubend: Die übrigen in den Provinzen an der Weichſel und Warte geſtandenen Feldtruppen würden ſich mit den zahlreichen, geübten und tapfern Heeren, die der treue Freund und Bundesgenoſſe des Königs, Kaiſer Alexander, zu ſeinem Beyſtand hatte herbeyeilen laſſen, vereinigen. Während dieſe vereinigten Truppen den Feind bekämpften, würde ein neues Heer, das man zu ſammeln angefangen, ſo zahlreich als möglich zuſammengebracht, geübt und zum Kriege ausgerüſtet werden. Dabey vertrauete der König auf die Unterſtützung der Nation, die den ſiebenjährigen Kampf gegen faſt ganz Europa ruhmvoll beſtanden hat, und nicht verzweifelte, noch wankend wurde in der Treue gegen ihren König, als damals, wie jetzt die Hauptſtadt und der größte Theil des Reichs in die Gewalt der Feinde gefallen waren, die vielmehr in den größten Stürmen und Gefahren mit einer Feſtigkeit und Unerſchrockenheit ausdauerte, die ihr die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erworben haben. Es galt mehr als damals, denn es galt den Kampf für die Erhaltung alles deſſen, was der Nation ehrwürdig und der Menſchheit heilig war. Nur für Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit hat der König die Waffen ergriffen. Davon war die Mehrheit der Nation überzeugt, und der Verſuch gelang nicht, ſolcher dieſen Glauben zu nehmen. In jenem Kampfe ſtand Preußen allein, oder doch ohne bedeutende Unterſtützung einer andern Macht, gegen die erſten Mächte Europens. In dieſem durfte es auf den Beyſtand des mächtigen und großmüthigen Alexanders rechnen, der mit ſeiner ganzen Macht zu deſſen Erhaltung aufſtand. Preußen durfte in dieſem großen Kampfe nur ein und daſſelbe Intereſſe mit Rußland haben. Beyde mußten miteinander ſtehen oder fallen. In ſo inniger Vereinigung beyder Mächte, zu einem ſo heiligen Kampfe, gegen einen Feind, deſſen Macht ſchnell zu einer ſo großen Höhe angewachſen iſt, daß er keine Schranken mehr anerkennen darf, durfte der glückliche Ausgang nicht zweifelhaft ſeyn.

Ausdauer in der Gefahr, nur dieſe allein, nach dem ruhmvollen Beyſpiele der Voreltern, ſiegte und führte unfehlbar zum Siege.“

Was ſagſt Du zu dem geäußerten Zutraun des Königs, ſowohl zu der Nation, als zu der ruſſiſchen Allianz?

Schlecht iſt er dafür belohnt worden. Armer König! unglückliche Königin! Der größte Theil der Nation, der gebildet war, hat euch verlaſſen. Der große Haufen kann nichts machen, wenn jene nicht vorangehen; ſie ſind aber hinten geblieben. Wenige Ausnahmen zählen wir von jener Regel.

Dahin gehört ein Nettelbeck in Colberg, der Kaufmann Oeſtreich in Braunsberg, der milde Beyträge für die Wittwen und Waiſen der gebliebenen Soldaten ſammelte, und für ſich 5000 Rthlr., ſchreibe fünftauſend Thaler, zeichnete, und einige andere oben Genannte.

Hier fand ich den alten, braven General Courbiere, der Graudenz vertheidigte. Seine Vertheidigung war muſterhaft.

Unterm 10. May, meldet die Königsberger Zeitung, machte die Beſatzung unter ſeiner Leitung einen Ausfall, wodurch 3 Bataillon Heſſen gefangen, und eine Convoy mit Lebensmitteln und 1000 Ochſen eingebracht wurden. Den 11ten aber ſteuerten Schiffer mit 3 Schiffen voll Reis, Caffee, Zucker und Geld, ſtatt nach Dirſchau, nach Graudenz, mit Gefahr ihres Lebens und Eigenthums. Das ſind Patrioten!

Welch ein ſüßes Vergnügen würde es mir gewähren, wenn ich viele Bogen mit ſolchen Beweiſen von Vaterlandsliebe anfüllen könnte!

Die Königsberger Zeitung No. 20. enthält auch noch folgende Anekdote:

Ein ſchwarzer Huſar, der kürzlich von den Franzoſen gefangen wurde, lieferte durch ſeine Kekheit im Antworten, ein Pendant zu jener bekannten Anekdote, welche uns vom ſiebenjährigen Kriege aus der Erzählung des Herrn von Archenholz bekannt geworden iſt:

Man führte ihn nämlich vor den Befehlshaber der feindlichen Diviſion in Elbing, der ihn recht gütig empfing und ſich äußerte, daß er ſich freue, einen von den braven ſchwarzen Huſaren zu ſehen. „Ich würde keineswegs," war die Erwiederung, „in ihre Gefangenſchaft gerathen ſeyn, wenn ich nicht das Unglück gehabt hätte, daß ich mit dem Pferde geſtürzt wäre.“ Auf die Frage, wie viel ſein König von dieſen ſchwarzen Huſaren Regimenter hätte, antwortete er: „viere.“ Das ſcheint ſeine Richtigkeit zu haben, äußerten die franzöſiſchen Officiers: denn man hat ſie allenthalben auf dem Halſe.

Der franzöſiſche Officier, der ihn gefangen genommen hatte, gab ihn wegen der Freymüthigkeit, die ihm gefiel, die Erlaubniß, nicht allein mit ſeinem Pferde überall umherzureiten, ſondern auch ſolches behalten zu können. „Sie beweiſen mir ſehr viel Zutrauen,“ ſagte der Huſar, „aber ich würde es mir, wenn ich Gelegenheit finden ſollte, doch nicht verſagen können, einen Verſuch zu meiner Befreyung zu wagen, weil ich es nur als das einzige Glück halte, wenn ich wieder zu meinem Regimente kommen könnte.“

Daß man franzöſiſcher Seits dem ſchwarzen Huſarenregimente überhaupt ſehr viel Achtung zugeſteht, hat ſeine Richtigkeit. Das Renomee, welches ſich das Regiment durch ſeine beſondere Auszeichnung im ſiebenjährigen Kriege erwarb, und wodurch es ſich bey der franzöſiſchen Armee damals ſo fürchterlich machte, wird durch neue Beweiſe von Muth und Kühnheit beſtätigt, und es zeigt bey jeder Gelegenheit, daß es des ältern Namens würdig iſt.

Dem vortrefflichen Corps Officiers iſt es gelungen, den ehemaligen Geiſt des Regiments wieder in ihren Huſaren zu erwecken. Als die allgemein ſanctionirte Bedingung der ſchwarzen Huſaren ſteht es feſt: daß 10 Mann ſich ohne weiteres Beſinnen auf einen viermal überlegenen Feind ſtürzen. Die Chaſſeurs ꝛc. haben ihre intereſſante Bekanntſchaft gemacht, und die Behutſamkeit mit der ſie beſtändig gegen ſolche zu Werke gehen, beweiſt, daß ſie ſich die ſchwarze Farbe und den Todtenkopf gemerkt haben.

Das ſchwarze Huſarenregiment hat ſich ſeiner Stammväter würdig gezeigt.

Vierzigſter Brief.

Graudenz.

Freund H. hat mir folgende Notizen aus Königsberg mitgetheilt, die ich, da ſie intereſſant ſind, Dir ſogleich mit ſende:

Königsberg.

Du verlangſt von mir einige Nachricht über den Winkel der Erde, in welchem ich mich jetzt befinde, und der nun wohl nach dem, was ſich hier ereignet, aufgehört hat, für die Geſchichte ein Winkel zu ſeyn, es aber nichts deſtoweniger auf der Stufenleiter der Cultur für immer bleiben wird; es ſey denn, daß eine mehr als politiſche Revolution, eine Revolution der Natur, dieſen gelähmten Seelen Schwungkraft, dieſen noch dazu ſehr vernachläßigten Körpern Geiſt, dieſem ewig trüben Clima einen heitrern Himmel, und den Menſchen, die unter dieſem beſſern Himmel wohnen, auch andere Nahrungsmittel ertheilte. Von dieſem Eingange, mein Freund, kannſt Du Dir allenfalls prognoſticiren, was Du zu erwarten haſt, wenn ich Dir, meinem Verſprechen gemäß, ein Gemälde der Zeit entwerfe, wo die gewandteſte Nation mit unſerer plumpen, ſchwerfälligen, unbeweglichen, bleyſchweren Menſchenmaſſe zuſammen traf.

Die Schlacht von Auerſtädt war geſchlagen. Wer aber in dieſer Schlacht, — vielleicht einer der folgereichſten in der Kriegsgeſchichte des ältern und neuern Frankreichs, — der verlierende, wer der gewinnende Theil geweſen ſey? darüber vernahmen wir nicht eher etwas, als bis wir Alles, was uns ſonſt von der Spree her dominirte, in ſehr kleinlautem Tone bey uns ankommen ſahen, welcher aber nach Verlauf weniger Tage ſich wieder in den hohen überlauten Ton umwandelte, den wir ehedem von ihnen zu hören gewohnt waren. Den erſten Nachrichten zufolge waren Tauſende von Franzoſen abgeſchnitten, ſehr bedeutende Generale zu Gefangenen gemacht, große Artillerieparke erobert, die franzöſiſche Armee völlig deroutirt. Dieſe Nachrichten hatte ein Courier, der, wie es hieß, nach Rußland ging, hieher gebracht. Ein Hr. von K., der erſte, welcher davon Kunde bekam, eilte ins Theater, und verkündete aus einer Loge herab dem verſammelten Publikum dieſe frohen Berichte; allgemein verbreitete ſich der Jubel; man rief dem Könige, wie ſeiner braven Armee, ein lautes Vivat. Kriegslieder wurden geſungen; der größte Theil der Zuſchauer verlief ſich in möglichſter Eile, dieſe Siegeskunden in der Stadt auszubreiten, und die erſte Nacht war lebendiger, als ſonſt manchmal die Tage hier ſind.

Allein ſchon der kommende Tag erregte mancherley Zweifel, die ſich einige Tage erhielten, jedoch uns aber noch nicht alle Hoffnung nahmen. Vor einer anſehnlichen, zuſammengebotenen Verſammlung wurde die Kriegserklärung, ſo wie der Aufruf an die Armee verleſen; Privatbriefe, die uns noch immer mit Hoffnungen ſchmeichelten, wurden mitgetheilt; der Verluſt des Prinzen **Louis**, welcher in der Schlacht gefallen war, und durch ſeinen Heldentod den Ausſchlag des Siegs gegeben haben ſollte, wurde mit den unzweydeutigſten Aeußerungen der Rührung und des Nationalſtolzes gefeyert. An einem öffentlichen Orte beging ein einfältiger Menſch die Unvorſichtigkeit, bey ſo viel allgemeiner Theilnahme auszurufen: Aber mein Gott! was iſt denn an ſo einem Prinzen gelegen! Und in demſelben Augenblicke lag er vor der Thüre.

So lebten wir fünf Tage in ſeliger Ungewißheit — ich ſage mit Vorbedacht: ſeliger — denn die Gewißheit, welche darauf folgte, war höchſt unſelig! Nach dieſen im Freudentaumel verfloſſenen fünf Tagen ward es zur ſchrecklichſten Gewißheit, daß von jenen Frohſinn verbreitenden Nachrichten gerade das Gegentheil geſchehen, daß der größte Theil unſrer Armee verlohren ſey; Männer, auf welche der Staat all ſeine Hoffnung geſetzt hatte, entweder todt oder gefangen genommen, oder zum fernern Kriege untüchtig gemacht worden; daß unſre Artillerie, unſre Gewehre in die Hände der Feinde gerathen; daß Magdeburg, Stettin, Cüſtrin ſich ergeben hätten, und die Reſte unſrer Armee nicht in Deroute, ſondern völlig ohne Oberhaupt und Zweck, ohne Ordnung und guten Willen von der Saale an bis zur Oder herumirre!

Von dem Könige ſelbſt, welcher gleich nach der unglücklichen Schlacht die Armee verlaſſen hatte, wußten wir ſo wenig, als von der Königin, ob ſie lebten, und wo ſie lebten. Die Räthe des Königs, ſo wie einige ſeiner Miniſter, welche eben ſo ſchnell von ihm entfernt waren, als er von dem Heere, ſammelten ſich nach und nach bey uns, nicht, wie es in dieſem höchſtkritiſchen Zeitpunkte an der Ordnung des Tages geweſen wäre, die Provinzen, welche der Feind noch nicht inne hatte, zu inſurgiren und armiren; ſondern, wie es ſchien, nur uns allen Muth zu nehmen, welcher ſich hie und da noch regte, und den Funken auszulöſchen, der noch in den Seelen einzelner entſchloſſenen Preußen und Nichtpreußen Flammen werden zu wollen ſchien. Aus ihren Büreaus, von ihren Angeſtellten (employés) kamen immer die beunruhigendſten Nachrichten. Nicht zufrieden, alles, was ſich draußen begeben hatte, oder ſich hatte begeben ſollen, gefliſſentlich von ſeiner ſchwärzeſten Seite darzuſtellen, conjecturirten ſie ſelbſt auf die Zukunft nichts als Unglück auf Unglück; und ſo richtig ſie leider auch eintrafen, dieſe Vorherſagungen, ſo war es doch nicht nur unpolitiſch, es war ſogar ſtrafwürdig, in ſolcher Zeit, unter ſolchen Umſtänden, unter einem ſolchen Volke ſolche Muthmaßungen laut werden zu laſſen, welche zu nichts dienen konnten, als zu entnerven und eine lammsartige Hingebung hervorzubringen. Eine Tendenz, welche manche neuere poetiſche Schöngeiſter zu beabſichtigen ſcheinen, die ſich dort in ihren Büchern und Büchleins allerdings recht hübſch ausnehmen mag, welche aber nie an ihrer Stelle iſt, wenn vom Nationalwohl und Nationalruhm die Rede ſeyn muß.

Unter einem ſolchen Volke, ſagte ich oben mit gutem Vorbedachte. Zwar weiß ich recht gut, daß der Ausdruck „ein ſolches" nicht immer etwas ſchlechtes bedeute, wie würde man ſonſt ſagen: Ein ſolcher Mann konnte dieß thun? Aber hier iſt das „ein ſolches“ in dem entgegengeſetzten Sinne zu nehmen, hier heißt ein ſolches Volk ein Volk, wie das unſrige iſt, und wie man es ſelbſt ſehen muß, wenn man es richtig beurtheilen will. Kleinmüthiger können keine Bewohner einer Stadt geweſen ſeyn, als die von Königsberg, und keine Stadt hat beynahe ſo wenig von dem Unglücke des Krieges getragen, als gerade Königsberg. Den Beweis dieſes Satzes fordre jetzt noch nicht von mir; ſpäter werde ich an die Stelle kommen, wo er Dir, wenn ich ihn auch ohne Strenge führe, deutlich einleuchten wird. Deſſen ungeachtet waren die Königsberger die wahren Antipoden der Wiener, wie wir ſie beyde im letztern Kriege gefunden haben. Der Wiener jubelte bey dem kleinſten errungenen Vortheile hoch und laut, und ſuchte ſich und ſeinen Mitbürger, ſelbſt bey den widrigſten Nachrichten, zu überreden: es ſey denn doch nicht ſo arg; es werde das Unglück gewöhnlich übertrieben; hier aber war gerade der entgegengeſetzte Sinn zu bemerken. Daß den Siegesnachrichten wenig Glauben beygemeſſen wurde, iſt zu entſchuldigen, da von jedem Unfalle eine Siegesnachricht hier war; da immer jeder Siegesnachricht der entgegengeſetzte Schreckensbote folgte. Daß aber alle traurige Nachrichten ſich vergrößerten und mit unglaublicher Schnelle fortwälzten, da im Gegentheile das wenige Erhebende, was uns zukam, wie ein kleines Bächlein zwiſchen Geſtrüppe ſich langſam fortſchlich, das möchte weniger zu entſchuldigen ſeyn. Gar nicht zu entſchuldigen iſt es aber, daß gerade aus dem Munde königlicher Beamten nichts als Unglück unter dieſem Volke verkündigt wurde; denn zu gewiſſen Zeiten, das wirſt Du mir eingeſtehen, muß die Wahrheit bekleidet werden, daß des Schwachen Auge ihre Naktheit nicht gewahre, und ſich darüber ärgere. So weit aber ſahen dieſe Herren nicht, und wenn ja einer von den wenigen Muthvollen, die man gewöhnlich hier die exaltirten — oft die verſchrobenen Köpfe nannte, einem dieſer Schaudergerüchte zu widerſprechen wagte, ſo war immer die im kläglichſten und jammervollſten Tone von der Welt hingeworfene Antwort des Philiſters: Sie können es glauben, ich habe es aus guter Hand; Herr Kriegerath A—, Herr Finanzrath B— haben mir es ſelbſt geſagt.

Die ſich täglich mehr anhäufenden Berliner, die, trotz ihres jetzt wirklich prekären Zuſtandes, dennoch von ihren Forderungen nichts abließen, und in einer von der Natur wenig begünſtigten und von der Regierung vielleicht oft verkannten Provinz immer Berlin und Berlin ums dritte Wort im Munde führten, und überall ihr liebes Berlin vermißten, dieſe Berliner nun waren eben auch nicht geeignet, den Muth zu wecken. Die Eile, mit welcher ſie geflohen waren, die Unordnung, in welcher ſie hier ankamen, die kleinliche Verzogenheit, mit der ſie die entbehrten Bequemlichkeiten vermißten, das ewige: ach Berlin, Berlin iſt doch ganz ein ander Ding, erregten ein mitleidsvolles Lächeln bey denen, die noch lachen konnten, und ängſtigten die anderen noch mehr. Der kleine Doktor, der, um immer im Widerſpruche mit ſich ſelbſt zu ſtehen, in ſeiner nichtpolitiſchen Zeitung zu politiſiren begann, kam hier ganz inkognito an, lebte inkognito, und war, trotz ſeiner freimüthigen Aeußerungen, die er, ehe das Kriegsungewitter begann, in ſeine verſtimmte Trompete geſtoßen hatte, der erſte, welcher bey der erſten Annäherung des Feindes ganz inkognito abreiſte. Der muſikaliſche Politikus oder der politiſche Muſikus, welcher, trotz ſeiner doppelten Eigenſchaft, als Salz- und Muſikdirektor, in ſeine Reden und Handlungen weder attiſches Salz noch Harmonie zu bringen vermochte, kam ebenfalls hier an, flüchtete ebenfalls auch, und zwar in die Veſtung Danzig, von wo er, nach der Uebergabe derſelben, im größten Inkognito wieder hieher kam, nachdem er ſich während der Anweſenheit der Franzoſen in Memel aufgehalten hatte; vermuthlich um erforderlichen Falls Rußland mit ſeiner Gegenwart zu beglücken, wie es ſein Unglücksgefährte in der Celebrität — der kleine Doktor — ſchon gethan hatte.

Unter allen dieſen nichts weniger als bedeutenden Flüchtlingen herrſchte unglaubliche Verzagtheit, Verwirrung, Mangel an Gemeinſinn, und was alles zum Gefolge dieſer nicht lobenswürdigen Eigenſchaften gehört. Mehrere tadelten laut und öffentlich den König, daß er nicht gleich nach der Auerſtädter Schlacht Friede gemacht hätte, um damit ſie ihre Berliner Vergnügungen, ihre Lotterien, ihre lieben Freunde und Freundinnen, ihre Geſellſchaften, ihre Pferdeparaden des Berliner Theaters, ihre Weinkeller und Kuchengewölbe ungeſtört hätten beſuchen und genießen können! Wäre da auch nur eine Spur von Aufopferungsvermögen zu finden geweſen, nur ein Gedanke von Anhänglichkeit an das Vaterland und Vergeſſen ſeiner ſelbſt! Endlich aber kam der Generallieutenant von Rüchel, — noch ſchwer verwundet, — hier an, und wurde mit lautem Enthuſiasmus von denen aufgenommen, welche des Enthuſiasmus fähig waren, die ſeit dem Ausbruche des Krieges auf ihn ihr Auge gerichtet hatten, und jetzt noch in ihm den Retter des übrig gebliebenen Theils von unſerm Vaterlande zu erblicken wähnten. Ihm folgte bald der König ſelbſt. Die Franzoſen waren über die Weichſel gegangen, und der Kriegsſchauplatz ſchien ſich unſern Gefilden zu nähern.

Von der Reiſe des Königs muß ich Dir eine Anekdote erzählen, die ich aus dem Munde eines Officiers habe, welcher neben ſeinem Wagen ritt:

In einem Dorfe, welches der Wittwe eines ſchon früher verſtorbenen Officiers gehörte, wurden die Pferde umgeſpannt. Die Beſitzerin deſſelben ſtellte ſich mit ihren beyden Fräulein Töchtern an den Weg und nahete dem Könige, ihn fragend: ob er nichts von ihren Söhnen, die bey der Armee wären, wüßte? Natürlich war des Königs Antwort: Nein! „Sire! ſie ſind bey dem und dem Regimente, wo das Regiment iſt, werden Ihro Majeſtät doch wiſſen?“ Ein abermaliges, etwas verdrüßlicheres „Nein“ erfolgte. „Ach Gott, wir haben recht geweint, daß es Ihro Majeſtät bis jetzt ſo ſchlecht ergangen iſt, und bitten Gott täglich in unſerm Gebete, daß es Denſelben künftig beſſer gehen möge.‘ *) — So übel ausgedrückt dieſe Meynung auch war, ſo iſt doch die gute Meynung unverkennbar, und um ſo rührender, je ungekünſtelter ſie ſich ausſprach.

Rüchel hatte ſich endlich in ſo weit erholt, daß er ſeine Stelle als Gouverneur der Stadt und Provinz antreten konnte. Schon an dem erſten Tage, als er die Parade beſuchte, ließ er mehrere der zurückgekommenen

---

*) Konnte aber in dem Könige nur ein höchſt unangenehmes Gefühl wecken, wenn es anders wahr iſt.

Officiere, beſonders aber die eines gewiſſen Corps, das ganz gewaltig einherſtolzirte, ziemlich unſanft an. Nicht leiſe, laut rief er ihnen zu: „Auf den Straßen herumjagen, Champagner trinken, Lärm machen, das macht den Soldaten nicht aus. Stehen, einhauen, vorwärts gehen, und nicht zurück jagen, das fordere ich ſchon vom Purſchen, und um ſo eher vom Officier!“ — Einem dieſer Herren mochte der Federbuſch locker geworden ſeyn, er griff alſo darnach. „In dem großen Federbuſche,“ fuhr Rüchel auf, „ſteckts nicht; hier, hier“ — (indem er ſich eifrig an die Bruſt ſchlug, ſeine kaum geheilten Wunden vergeſſend,) — „hier muß es ſitzen.“ Ob dieß in Gegenwart der Hunderte von Zuſchauern bürgerlichen Standes, bey der ohnedieß großen Spannung zwiſchen dem Militair- und Civilſtande gut gethan war, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn; daß es aber nichts fruchtete, weiß ich wohl: denn eben dieſe Herren zogen ſich bey mehreren Gelegenheiten ſo ſchnell zurück, daß ſie in der Eile ihrer Retirade — wie ſie Bülow freylich haben will, und der größte Feldherr des Jahrhunderts ſie praktiſch übt — unſere eigene Infanterie über den Haufen ritten. — Was erwartete man nicht von Rüchel? — und wie wurden dieſe Erwartungen erfüllt? Doch auch darüber erſt ſpäter ausführlich, weil es erſt ſpäterhin an ſeinem Platze ſtehen wird. Nur ſo viel im Voraus: Ich werde, ich kann nicht ſo viel Böſes von Rüchel ſagen, als manche gern hören, weil ſie nur nach dem Gehörten urtheilen; als andere gern ſprechen, weil ſie das Vorgeſchwatzte ohne eigene Beurtheilung nachſchwatzen. Doch glaube ja nicht, daß ich ſeinen Partiſan machen werde; denn wäre ich auch ja dazu geeignet, die Wahrheit der

Anhänglichkeit aufzuopfern, ſo würde mich von Partiſanſchaft, wenn ich des Wortes mich bedienen darf, das Möllendorfſche Partiſancorps, wie ſein Stifter Regent und Zertrümmrer es nannte, abhalten, irgend etwas zu thun oder zu ſagen, was mich in Aſſociation — wär' es auch die Aſſociation der Ideen, die entfernteſte und verwandteſte, die es geben mag — aus dem Worte Partiſan bringen könnte. Alſo, ich bin nicht **Rüchels** Vertheidiger; eigne mich auch in keinem Falle dazu, da ich nur zu deutlich einſehe, daß ich mich, ſo wie hundert andere, in ihm geirrt haben kann; — aber ich bin eben ſo wenig im Stande, in das allgemeine Eulengeheul der Menge gegen ihn einzuſtimmen, eben weil es Geheul der Menge iſt, die oft von Eigennutz, Unwiſſenheit und andern noch verächtlichern Triebfedern angeregt, brüllt. Doch über alles dieſes an ſeinem Orte.

Um dieſe Zeit war es, als einer der thätigſten Patrioten unſers Landes, der H. v. H. B. dem Könige einen Plan zu einem allgemeinen Aufgebote darlegte. Das Gerücht davon verbreitete ſich ſehr bald, bewog mehrere junge Leute aus guten Familien, ſelbſt Hausväter, die Bequemlichkeiten des Lebens nicht achtend, und energiſch genug die kleinern Pflichten für Häuslichkeit und Familienwohl dem Triebe, fürs angewandte große Ganze thätig zu ſeyn, aufzuopfern, ſich freywillig und in nicht unbedeutender Anzahl zur Aufnahme in dieß projectirte Corps zu melden. Förſter und Förſterſöhne, alle herrſchaftliche Jäger der Städte, wie des Landes, waren erleſen, das Schützencorps dieſes allgemeinen Aufſtandes zu formiren; — aber — es erhielt die königliche Sanction

tion nicht *), und kurz darauf, als der Feind die Weichſel paſſirt hatte, ſich uns eilig näherte, und alles vor ſich her zurückdrängte, da war der Zeitpunkt vielleicht verſchwunden.

Der Sieg der Ruſſen bey Pultusk wurde feierlich verkündigt; bald darauf aber kamen die entgegengeſetzten Nachrichten hier an, und die Vorſicht der Polizey, welche einen freylich hochgeſchraubten, aber doch von Vaterlandsgefühl, von Achtung für die Perſon einer von feilen Scriblern gemißhandelten, des beſten Looſes der Welt würdigen Monarchin herrührte, ſehr übel aufgenommen hatte, bewährte ſich. Der Monarch und die Monarchin entfernten ſich mit ihrer Familie nach Memel; der Zeitpunkt der Eylauer Schlacht war gekommen.

Vermuthlich haſt Du die Bülletins der drey kriegführenden Mächte über dieſe Schlacht geleſen. Jede derſelben ſchreibt ſich den Sieg zu — aber was ſoll hier entſcheiden? Die Menge der Gebliebenen? — Hier ſoll, nach den einſtimmigen Berichten des ruſſiſchen und preußiſchen Militairs, ſo wie der Einwohner von Eylau, die Mehrzahl auf Seiten der Franzoſen ſeyn. Oder die Behauptung des Wahlplatzes? Wenn dieß entſcheidet, ſo hat **Napoleon** die Schlacht gewonnen; denn nicht nur, daß die Franzoſen Eylau noch neun Tage behaupteten, und ihre Todten begraben ließen, rückte ſogar die Avantgarde derſelben bis Jeſſau und Mannsfeld, nicht völlig zwey Meilen von Königsberg, vor, und die Ruſſen zogen ſich bis an und in unſre Mauern zurück. Ehe es bis dahin kam, herrſchte die größte Lebendigkeit in unſerer Stadt. Der

---

*) Nur ein großer allgemeiner Aufſtand konnte Preußen 1806, ſo wie Frankreich 1792, retten.

Zug der ruſſiſchen Verwundeten zog auf Wagen und Schlitten in unabſehbarer Reihe hier ein. Zum erſtenmale erblickten wir franzöſiſche Kriegsgefangene in größerer Zahl; die gefürchteten Adler dieſer Legionen zogen, ſtark angegafft, friedlich hier ein, und waren, ehe ſie nach Rußland transportirt wurden, einige Tage auf der Hauptwache zu ſehen. Die Kriegsgefangenen wurden, was geſund war, auf der Stelle weiter transportirt; was krank war, hier zur Pflege untergebracht, und — ich glaube nicht, daß einer derſelben über ſeine Verpfleger geklagt haben wird. Zu ſeiner Zeit will ich Dir eine hieher gehörige Anekdote erzählen, die für Geber und Empfänger eben ſo ehrenvoll, als wirklich rührend iſt.

Als der König hieher kam, wurden die Zimmer in der bis jetzt unbewohnten Reſidenz aus einigen Häuſern der angeſehenſten Einwohner möblirt. Als die Annäherung der feindlichen Armee die Abreiſe des Monarchen und ſeiner Gemahlin nothwendig machte, ſandte der Magiſtrat eines ſeiner Mitglieder ab, die Richtigkeit dieſer Möbeln zu unterſuchen, damit jedermann das Seinige wiederbekommen könnte. Die Königin war abgereiſt; aber der Monarch war noch da, als die Zimmer durchſucht und das Vorhandene aufgezeichnet wurde. Als der Rath die Thüre eines Zimmers öffnete, den Monarchen darin gewahrte, und das Unſchickliche ſeines Auftrages vielleicht fühlen mochte, warf er ſchnell die Thüre wieder zu und eilte davon. Das Unerwartete eines ſolchen Auftrittes mochte den König überraſcht haben; er öffnete ſchnell die Thüre wieder, um zu ſehen, wer da geweſen wäre, aber eben ſo ſchnell war der Geſchäftsträger durch eine zweite entwiſcht. Im dritten Zimmer erſt holte der König ihn ein, und auf deſſen Befragen, was das Alles bedeute? entledigte ſich der zitternde und bebende Rath ſeines Auftrages. Natürlich mußte der Monarch über eine ſolche, am gelindeſten — ſeltſam — zu nennende Procedur aufgebracht werden, und reiſete daher ziemlich ungehalten von hier ab.

Wir waren noch voll der Freude über den errungenen Sieg, und welche Bruſt, die nur einiger Empfindung fähig war, hätte nicht hochauf ſchlagen ſollen? Noch tönten die Namen Leſtok und Bennigſen empor durch die Lüfte, als auf einmal die Lage der Dinge eine ganz andere, völlig entgegengeſetzte Richtung bekam. In Wehklagen verwandelten ſich die Freudenlieder, neue Thränen entfloſſen dem Vaterlandsfreunde. Die ruſſiſche Armee, eben die Armee, welche den glänzenden Sieg, wie es hieß, erfochten, den Kern der franzöſiſchen Armee vernichtet haben wollte, zog ſich in höchſter Eile zurück. Zu mehr als zwanzigtauſend Bleſſirten und Kranken kamen nun noch einmal ſo viel, auch vielleicht noch mehr geſunde Krieger. Bennigſen kam mit ſeinem Stabe in unſre Stadt; die Armee bivouaquirte vor derſelben; die Officiere aber, wie das gewöhnlich der Fall bey der ruſſiſchen Armee ſeyn ſoll, befanden ſich in der Stadt. Das Feuer der Ruſſen brannte in ungeheuern Haufen eine Meile rund um die Stadt, und machte die Nacht zum Tage. Es war ein fürchterlich-ſchönes Schauſpiel, dieſe Wachtfeuer von den Stadtwällen, die jetzt mit Kanonen beſpickt waren, anzuſehen, wie ſie den ganzen Horizont rötheten, und in den erſten Nächten, ehe wir dieſes Anblickes gewohnt waren, einen fernen Brand muthmaßen ließen. Tag und Nacht wurde in der ſchrecklichſten Jahreszeit geſchanzt, und alle Anſtalten getroffen, als ob der Feind ſchon vor den Thoren wäre. Wirklich war aber auch Hannibal ante portas, da die Franzoſen, wie ich Dir oben ſchon geſagt habe, höchſtens nur noch anderthalb Meilen von uns entfernt ſtanden. Unerwartet, wie durch die Berührung einer Zauberruthe, gingen die Ruſſen wieder vorwärts, weil ſich die Franzoſen von Eylau und der Gegend umher eilig zurückzogen. Doch war der vorwärts gehende Theil der Ruſſen der kleinere, und noch immer, und noch lange blieb es bey dem alten Zuſtande für uns. Sobald die Paſſage offen war, zog ich mit den erſten vorwärts gehenden Truppen nach Eylau, um dieſe merkwürdige Stelle zu ſehen, auf welcher Tauſende und aber Tauſende ihren Tod gefunden hatten; wo der Steppenkalmuk, wie der feine Bewohner der Garonne und Seine; der Koſak, wie der die romantiſchen Gefilde der Pyrenäen bewohnende Landmann; die Nachfolger des Cid und Bayart, ſo wie die Urenkel des aſiatiſchen Iwan in der eiſernen Umarmung der Waffen hinüber gegangen waren, um ſich zu einem Volke zu vereinigen über das Ende jedes Zwiſtes, ſo wie das Verlangen nach andern Banden, für ewig zu vergeſſen.

Schrecklich hatte ſich dieſen unglücklichen Gegenden der Charakter des Kriegs aufgeprägt, und den friedlichen Landmann aus ſeiner Ruhe aufgeſcheucht, ihn, der Napoleons Namen nicht einmal kannte [*], noch weniger eine Ahnung von einer andern Nation aus einer ſchönern Zone hatte, die, Tod oder Ehre ſuchend, unter den Fah-

[*] Unſere Bauern leſen keine Zeitungen, und es iſt die Frage, ob dieß nicht ſehr gut iſt?

nen des unermüdlichſten aller Eroberer, die je die Erde erzeugte, bis zu ihm hervor dringen werde.

Freunde und Feinde ſchienen ſich vereinigt zu haben, um uns die ſchwere Laſt in ihrer ganzen Fülle kennen zu lernen. Die bis auf anderthalb Meilen vor der Stadt gelagerten Ruſſen hatten in den Dörfern die Hütten abgedeckt und abgebrochen, um ſich Feuer zu machen; eines der dringendſten Bedürfniſſe in der grimmigſten Kälte. Alles, was von Lebensmitteln da war, hatten ſie genommen, um Durſt und Hunger zu ſtillen, und, was bey ſolchen Umſtänden ganz natürlich iſt, es wurde ſechsmal mehr verdorben, verſchüttet, und unnütz vergeudet, als für den Genuß erhalten, oder wirklich genoſſen. Dieß brachte die armen Landbewohner, unbekannt mit den Gräueln des Krieges, natürlich gegen die Ruſſen auf; ſie waren nicht im Stande, dieſes der Eile, der Unordnung, mit der alles zuging, und der heftigen Begierde, die ſo lange entbehrenden Magen zu ſättigen, zuzuſchreiben, was doch wirklich nur in dieſen Urſachen ſeinen Grund hatte und haben konnte. Doch fielen auch mit unter Züge vor, die der gebildetſten Menſchheit Ehre machen würden.

Ein Koſak kam in ein Bauernhaus, und verlangte zu eſſen und zu trinken. Der Wirth ſchützte die Unmöglichkeit vor, ihm etwas geben zu können, indem er längſt ſchon aller Lebensmittel beraubt ſey. Der Koſak, unwillig, ſeit fünf Tagen gehungert zu haben, und nun noch nichts zur Sättigung ſeines Magens bekommen zu ſollen, durchſuchte die Hütte, und fand endlich unter einem Haufen von Spänen und Reiſig einen großen Krug mit Milch und einige Brode. Aufgebracht darüber, daß der Bauer dieß verheimlicht hatte, wollte er ſich erſt über das Mahl hermachen, und drohte dem Bauer, ihm dann ſeine Rache fühlen zu laſſen. Da zog der Bauer drey Kinder, die ſich ebenfalls in einem Winkel der Hütte verſteckt hatten, hervor, warf ſich mit ihnen zu den Füßen des rauhen Kriegers, der ſich ſeine gefundene Beute wohl ſchmecken ließ, und bat ihn thränend, um dieſer Kleinen willen, die ſonſt verhungern müßten, ihm etwas übrig zu laſſen. Das rührte den rauhen Krieger: Eine Thräne träufelte in ſeinen Bart; er wiſchte die Augen; ſtand ſogleich vom Eſſen ab, half ſelbſt dem Bauer, es beſſer zu verbergen, und warf ihm ein Goldſtück hin.

Ueberhaupt hat die Erfahrung beſtätiget, daß die Furcht vor den Koſaken, als Barbaren, meiſtentheils übertrieben war. Sie benahmen ſich im Ganzen menſchenfreundlicher, edler, theilnehmender, als die regulaire Infanterie der Ruſſen, von deren Betragen ſich freylich nicht viel Gutes ſagen läßt. Die Erbitterung, welche in der ruſſiſchen Armee gegen die Preußen herrſchte, mag dann wohl auch das Ihrige dazu beygetragen haben, der Verwüſtungen mehr anzurichten, als man ſonſt wohl von einer beſchützenden Armee erwarten ſollte. Bis auf den gemeinſten Soldaten erſtreckte ſich dieſer bittere Haß, und äußerte ſich in Reden und Handlungen, die uns in unſern Beſchützern, wie ſie ſich nannten, Feinde mußten wahrnehmen laſſen. Freunde waren uns ſo furchtbar, als Feinde. In Jeſſau, anderthalb Meilen von hier, war die äußerſte Poſtirung der franzöſiſchen Avantgarde, und auch ſie hatte die Noth getrieben, unbekümmert um das Bedürfniß der Einwohner, alles, was von Lebensmitteln aufgetrieben werden konnte, für ſich zu requiriren. Das Dorf war ſeit dem Abzuge der Franzoſen beynahe völlig verlaſſen. Das Pfarrhaus, das jetzt öde ſtand, diente uns zum Nachtquartier. Wir quartierten uns in die Bibliothek des Herrn Pfarrers ein, wo Kirchenväter und Glaubenslehrer, Prediger und Catecheten ihre friedliche Stelle auf den Repoſitorien hatten verlaſſen müſſen, weil dieſe letztern zum Feuer verdammt wurden; das nämliche Schickſal mag auch manchen Theologen der verfloſſenen Jahrhunderte, ungeachtet ſeiner Rechtgläubigkeit, eben ſo gut, als ſeine von ihm ſchon beym Leben zum Feuer verdammten ketzeriſchen Gegner betroffen haben. Denn als ich in den auf der Erde umhergeſtreuten Folianten und Quartanten wühlte, fand ich mehrere größere Werke vereinzelt. Der Pfarrer ſelbſt war bey der Annäherung des Feindes während der Nachtzeit nach Königsberg geflüchtet. Seine Schweſter, welche an der Gicht krank lag, und ihm nicht folgen konnte, lag in einer obern Stube des Hauſes; vor ihr ſtand ein Teller mit Mehl, welches durch Waſſer zu einer Art Brey gerührt war, und das war ſeit acht Tagen das einzige Nahrungsmittel, womit dieſe unglückliche Perſon ihr Leben friſtete. Wir gaben ihr etwas Wein und Brod, und die Freude glänzte aus ihren thränenvollen Augen!

Je weiter wir jetzt gegen Eylau zu kamen, um ſo weniger war die Gegend verwüſtet. Wenn auch von Lebensmitteln in den Dörfern nichts zu finden war, ſo traf man doch wenigſtens auf Menſchen, ſo waren doch mindeſtens die Häuſer noch unbeſchädigt, und ſo zogen wir denn etwas getröſtet über den Anblick des Elendes, das wir bis jetzt durchwandert hatten, unſers Weges bis in die Gegend von Eylau fort. In dem während der Schlacht völlig verwüſteten Dorfe Klein-Sausgarten fanden wir zwar das Schreckbild des Kriegselendes, das er, einigen Namen Unſterblichkeit zu verſchaffen, auf die Menſchen bringt, wieder; aber den höchſten Begriff von Elend, Noth und Jammer lernte ich mir erſt in Eylau ſelbſt in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit machen. Da ich eher hierher kam, als die Hülfe von Königsberg anlangte, ſo war ich noch frühe genug da, um den Jammer in ſeiner fürchterlichſten Geſtalt zu ſehen. Väter waren ſchon ſo weit gekommen, daß ſie ihre verhungerten Kinder in ihren Gärten begraben hatten. An Brod, Fleiſch, Wein, Bier oder Branntwein, Salz oder Tabak war nicht zu gedenken. Hohläugig, mit zerfetzten Kleidern, den Bettlern ähnlich, ſchlichen Menſchengeſtalten auf den Straßen umher; in die Häuſer zu gehen, war beynahe unmöglich, da erſt eben jetzt die Leichen herausgeſchafft waren, und die völlig verwüſtete Kirche konnte ich nur durch Hülfe eines Fläſchchens mit Eſſiggeiſt betreten. Nie hätte ich je glauben können, daß der Menſch im Stande ſey, einen ſolchen Grad des Elendes zu ertragen, ohne ſich der Verzweiflung zu überlaſſen. Napoleon hatte, ſo ſagen die Einwohner, hier eine Ausnahme von der Regel gemacht, und die Stadt ſeiner Armee Preis gegeben; und ſo wurde denn auch alles zerſtört, zernichtet und verdorben, was da war. Brand, Todtſchlag und Nothzucht waren verboten, und man hörte alſo davon auch nichts; dagegen aber blieb keine Thüre, kein Schrank, kein Fenſter ganz, und es iſt dieß um ſo begreiflicher, da die Franzoſen und Ruſſen wechſelsweiſe Meiſter von der Stadt waren, und zwey Mal das Blut auf den Straßen floß, und die Fechtenden ſich bis in die Häuſer verfolgten. Die angeſehenſten Einwohner waren, wie der ärmere Theil, des Ihrigen beraubt, Quellwaſſer ihr Trank, und eine Krume verſchimmeltes Brod ihr Labſal. Rauchtobak, hier zu Lande ein unentbehrliches Bedürfniß, war nicht zu haben, und die, welche an ihr Pfeifchen gewöhnt waren, rauchten verdorbene Hopfenblätter; Gläſer, Teller, Schüſſeln waren zerſchlagen, Wäſche und Kleider fortgeriſſen oder verderbt. Sehen mußte man den Zuſtand dieſer unglücklichen Menſchen, beſchreiben läßt er ſich nicht. Mehrere Einwohner waren durch die Angſt, andere durch Mißhandlungen getödet; viele lagen noch vor Schrecken krank. Wenn Du Dir das überdenkſt, ſo wird es Dir begreiflich, wenn ich Dir ſage, daß ich auf dem Schlachtfelde Erholung fand. Dieſe Todten, wenn auch manche darunter auf die ſchrecklichſte Weiſe verſtümmelt waren, hatten doch alles überſtanden, was der Menſch leiden kann; die unglücklichen Stadtbewohner aber ſchmachteten einem qualvollern Tode, dem Hungertode, langſam entgegen. Und wahrlich! wäre nicht Hülfe von Königsberg gekommen, dieſe armen Menſchen wären in einer ſo völlig erſchöpften Gegend der Raub des ſchrecklichſten Elendes geworden. Dagegen aber darf ich es ſagen: die Beyträge der Königsberger an Mehl, Getraide, Bier, Eſſig, Branntewein, Wein, Hülſenfrüchten, Geflügel, Käſe, Butter, Glas zu Fenſterſcheiben, Flaſchen, Trink- und andern Geſchirren, Kleidern, Wäſche waren beruhigend für die Einwohner von Eylau, während deſſen die armen Bewohner von Friedland, das zwar ſpäter, aber nicht viel weniger litt, ohne Unterſtützung blieben. Ich war auf dem Schlachtfelde; wäre ich vielleicht eher dahin gekommen, als in die Stadt, ſo würde dieſer fremde, nie geſehene Anblick — und der Himmel bewahre mich, daß ich ihn zum zweytenmale erblicken ſollte! — einen mächtigern Eindruck auf mich gemacht haben; ſo aber wiederhole ich es Dir: er diente mir zur Erholung, ſo ſchrecklich es auch war, zwiſchen zwölf und funfzehntauſend Menſchen dahin geſtreckt zu ſehen. Ein großer Theil derſelben war von einem dünnen Schnee bedeckt. Mein Fuß glitt aus, und indem ich niederſank, erfaßte meine Hand eines Menſchen Geſicht. Wagen- und Trommeltrümmer, zerbrochene Flinten zu Tauſenden, Sattel, Säbel, Piſtolen, Harniſche in unzählbarer Menge, Pferde und Menſchen untereinander, und nun auf dieſer Jubelſtätte des Todes einzelne ruſſiſche Soldaten, welche die Todten ausplünderten; um ein paar meſſingene Knöpfe zu erhalten, das traurige Geſchäft über ſich nahmen, dieſe Leichname, welche meiſtens auf den Geſichte lagen, umzukehren. Denke Dir das! — Als ich ſo auf dem Wahlplatze herumwandelte, war eben ein ruſſiſcher Soldat mit dieſer traurigen Arbeit beſchäftigt. Indem er den Körper umgekehrt, und das Geſicht deſſelben erkannt hatte, fiel er über den Verblichenen her, und ſchrie in dem rührendſten Tone der natürlichen Empfindung: O moy brat! (O mein Bruder! mein Bruder!) und war beynahe nicht von dem Körper zu trennen. Eine andere, aber lächerliche Anekdote, iſt die eines Juden, welcher auf dem Schlachtfelde herumkroch, die Meſſingknöpfe von den Kleidern abzuſchneiden, und das Meſſing von den Gewehren abzuſchrauben. Die, welche befehligt waren, die Leichname einzuſcharren, entdeckten ihn, und forderten ihn auf, er ſollte mit arbeiten helfen. Da er ſich deſſen nach wiederholter Ermahnung weigerte, ſo nahmen ſie ihm ſein Meſſing ab, und jagten ihn dann mit einer ziemlichen Tracht Schläge und einer chriſtlichen Ermahnung von der Wahlſtatt hinweg.

Der Rückzug der franzöſiſchen Armee von Eylau, wenn anders das Beſetzen einer andern Poſition, ein Rückzug genannt werden darf, geſchah in der größten Eile; um ſo langſamer bewegten ſich aber die ſie zu verfolgen beſtimmten Ruſſen. Das Räthſel dieſer ſeltſamen Zögerung ſchien jedermann unauflöslich. Mehrere, die mit dieſem Zaudern unzufrieden waren, und unter ihnen ſelbſt viele ruſſiſche Officiere von Bedeutung, ſchoben die Schuld auf unedle Beweggründe; andere, die ſich kein Urtheil über ihre Höheren anmaßten, verglichen Bennigſen mit dem Fabius Cunctator; noch andere wieder, welche die natürlichſte Erklärung wählten, ſchoben alles auf die ganz abſcheulig ſchlechten Wege, auf welchen der ſchnelle Marſch einer Armee zur Unmöglichkeit werden mußte, und die letztern, ſo wie die erſtern, mögen wohl am meiſten Recht haben. Denn ſollte ja der Vergleich zwiſchen Bennigſen und dem römiſchen Feldherrn angewendet werden, ſo könnte es nur im Gegenſatz geſchehen, und es müßte geſagt werden, ſtatt: fabius cunctator cunctando restituit rem. Bennigsen cunctator cunctando perdidit rem.

Einer meiner Freunde, welcher ſich lange im Hauptquartier um ſeine Perſon aufgehalten hat, entwarf folgende Schilderung von ihm: Bennigſen iſt ein entnervter Greis, der in dem einen Augenblick den Willen hat, alles Gute auszuführen, es mit Haſtigkeit, die man für Feuer halten ſollte, angreift, in dem nächſten Augenblick aber ſchon über die Wahl der Mittel verlegen wird. Sein entnervter Körper kann das Auflodern des Geiſtes nicht unterhalten, er ſinkt daher in Schwäche zurück, welche ihn beſtimmt, einem Impulſe zu folgen, der auf niemanden weniger, als auf einen Feldherrn wirken ſollte. —

Der ruſſiſche General S., mit dem ich hier, bald nach dem geſchloſſenen Frieden, ſprach, war wüthend gegen Bennigſen aufgebracht. „Ich nehme zuverläſſig meinen Abſchied," ſagte er: „wüßte ich aber, daß ich einſt dem Kriegsgerichte über Bennigſen beywohnen könnte, ſo würde ich daran nicht denken. Er hat einen Feldzug unnütz gemacht, welcher ganz anders hätte ausfallen müſſen. Durch Geld beſtochen iſt er nicht, denn was Alexander ihm gegeben hätte, hätte er ſeine Pflicht gethan, das konnte ihm kein andrer bieten. Aber er ſteht unter ſeines Weibes Pantoffel; Wolluſt hat ihn geſchwächt, und er vergilt durch blinde Anhänglichkeit an ſein Weib die Großmuth, mit der ſie dieß ausgemergelte Gerippe erträgt. Sein Weib iſt die Tochter eines pohlniſchen Schlachtſchützen. Auf ihn wirken die pohlniſchen Großen, er auf ſeine Tochter, und dieſe wieder auf ihren Mann. Und ein ſolcher Schwächling ſoll dem erfahrenſten, gewandteſten und nüchternſten Feldherrn entgegen ſtehen? So, mein Freund, werden Armeen vernichtet, von deren Muth, Ausdauer und Pflichtgefühl ſich das Aeußerſte erwarten ließ!" — Dieſelbe Sprache führt der größte Theil der ruſſiſchen und ſogar die deutſchen Officiere unter ihnen, obgleich die letztern die Parthie ihrer Landsleute gewöhnlich ſo gern zu nehmen pflegen. Denke Dir noch das hinzu, was die Einwohner von Friedland einſtimmig von ihm erzählten:

In dieſer Schlacht, der einzigen entſcheidenden des ganzen Feldzuges, bey welcher er alles, was Preuße hieß, von ſich wegdetaſchirt hatte, war er immer ruhig in der Stadt, trank Caffee und rauchte Tabak, und war nur drey Mal, und immer nur eine Viertelſtunde lang, auf dem Schlachtfelde, und das gegen einen Feldherrn, wie Napoleon, der ſo unermüdet und ſo meiſterlich jede Schwäche ſeiner Feinde zu benutzen weiß. Sollte dieß Abſenden des ganzen preußiſchen Armeecorps, dieſe Fahrläſſigkeit im Augenblicke der Entſcheidung von ungefähr ſo zuſammentreffen? — Unmöglich! — Benningſen verdient nach ihrer einſtimmigen Ausſage die Vorwürfe ſeiner Waffenbrüder, verdient den Haß, verdient die Flüche und Verwünſchungen, die unſer ganzes Land auf ihn wirft; und mit dieſer Aufwallung laß mich heute meinen Brief ſchließen. Lebe wohl.

Ich werde Dir in der Folge die Fortſetzung meiner Nachrichten ſenden *).

---

*) Dieſe ſollen im vierten Theil erſcheinen.

Ein und vierzigſter Brief.

Küſtrin.

Ich war hier neugierig über die hieſigen Vorgänge, zur Schande unſerer Zeiten, Aufſchlüſſe zu erhalten. Freund B. gab ſie mir mit folgenden Worten:

In jedem Kriege finden ſich Befehlshaber, welche Fehler begehen und ohne Kopf handeln, in jedem Kriege giebt es Verräther; aber ausgezeichnet iſt der jetzt beendigte unglückliche Krieg auch in dieſer Hinſicht. Von dem erſten Anfang deſſelben an, und noch früher, wurden Fehler auf Fehler gehäuft, wurden zahlloſe Menſchen Verräther an König, Vaterland und ihrer eigenen inneren und äußerlichen Ehre. Möchten wir doch im Stande ſeyn, alle dieſe odiosa und deren für unſer edles Vaterland ſo unglückliche Folgen ungeſchehen zu machen! Wir können es nicht, aber rügen wollen wir ſie, um unſern Mitbürgern zu zeigen, wie unſer theurer Monarch ſchändlich hintergangen und verrathen wurde. Von allen preußiſchen Veſtungen wurden nur fünf vom Feinde nicht eingenommen. Die übrigen wurden theils gut, theils mittelmäßig, theils ſchlecht, theils gar nicht vertheidigt. Das letztere war der Fall bey der Veſtung Küſtrin, deren Commandant den in dieſem unglückſeligen Kriege begangenen Verräthereyen und Schurkereyen wohl die Krone aufgeſetzt hat.

Voll Vertrauen auf die Stärke der preußiſchen Armee ſahe man, wie überall in den preußiſchen Staaten, auch hier in Küſtrin mit Sehnſucht dem erſten Zuſammentreffen der beyden kriegenden Heere entgegen. Die Nachricht der Affairen bey Schleiz und Saalfeld, und des heldenmäßigen Todes des Prinzen *Louis* verbreitete zwar Trauer, man lebte aber in der Hoffnung großer Thaten der preußiſchen Armee, welche täglich einlaufende Gerüchte und vorläufige Nachrichten in den Berliner Zeitungen noch vermehrten. Privatbriefe aus Dresden und Berlin meldeten einen großen erfochtenen Sieg unſrer Armee; die franzöſiſche Armee ſey zerſprengt, einzelne Corps abgeſchnitten und gefangen genommen, ja ſelbſt auf dem Roßbacher Schlachtfelde (welch ein Triumph!) ein anſehnlicher Vortheil errungen. Doch den 18. October Nachmittags ging die erſte Nachricht von der völligen Niederlage unſrer Armee ein, und hemmte plötzlich auf eine furchtbare Art die Ausbrüche unſrer lauten Freude. Indeß ſchien es uns unglaublich, und man glaubt ja ſo gern, was man wünſcht; kurz man zweifelte an der Wahrheit dieſer üblen Nachrichten, doch wurde die Freude verſtimmt. Den folgenden Tag erhielt der Commandant, Oberſt v. *Ingersleben* (ein Bruder des jetzt verabſchiedeten Staatsminiſters gleiches Namens), vom Oberkriegscollegium den Befehl, die Veſtung ſo in Stand zu ſetzen, daß ſie einem brüsken Anfalle eines feindlichen Streifscorps widerſtehen könne. Alſo jetzt erſt dachte man daran, eine der Hauptveſtungen der preußiſchen Staaten *in Stand zu ſetzen*, und zwar nicht ſo, daß ſie einer Belagerung widerſtehen könnte, ſondern nur, daß ſie vor einer Ueberrumpelung geſichert wäre. Die darauf folgenden Tage ließ der Commandant das in den vor der Vorſtadt gelegenen großen Magazinen vorräthige Mehl in die Stadtmagazine bringen; es wurden Kanonen auf die Wälle gefahren, und durch einen Ausruf bekannt gemacht: es könne den Einwohnern nicht ferner der Spaziergang auf den Wällen erlaubt werden, weil bey der daſelbſt befindlichen Kriegsmunition leicht Schaden angerichtet werden könne; auch an einer aus der Neuſtadt in die Stadt über einen Nebenveſtungsgraben führenden Brücke wurde nun erſt ein Zug angebracht. Doch iſt zu bemerken, daß die Lavetten der Kanonen in ſo elendem, baufälligem Zuſtande waren, daß die Räder zum Theil auseinander fielen, und von den Schmieden proviſoriſch ausgebeſſert werden mußten. Auch dachte man weder daran, die Veſtung mit Palliſaden zu verſehen, noch wurde Geſchütz auf die beyden gegen Nordoſten zu gelegenen Schanzen gebracht. Doch — daß man mich nicht einer Unrichtigkeit beſchuldige — allerdings befand ſich auf der einen derſelben Geſchütz, nämlich eine alte eiſerne Kanone ohne Lavette, die, ich weiß nicht durch welchen Zufall, dahin gekommen ſeyn mochte. Dieß waren die Beveſtigungen, welche der Commandant vornahm. So unbedeutend auch dieſe Anſtalten waren, ſo erzeugten ſie doch bey den Einwohnern die bangſten Beſorgniſſe. Es herrſchte eine dumpfe Stille, man war in der geſpannteſten Erwartung, was unſer Schickſal ſeyn würde. Den 19ten wurde der König zum folgenden Morgen angemeldet. Den 20ſten in aller Frühe eilte man dem geliebten Monarchen zahlreich entgegen, und alles drängte ſich um ſeinen Wagen, als er ungefähr zwiſchen 9 und

10 Uhr

10 Uhr Vormittags hier wirklich anlangte. Er ſtieg auf dem Markte in einem Privathauſe ab. Der Commandant, die Präſidenten der Regierung und Kammer und die Kriegeräthe empfingen ihn am Wagen. Seine Worte beym Ausſteigen waren: „Ein ſehr unglückliches Ereigniß führt mich hierher!“ Nun wußten wir das Unglück der Armee aus des Königs Munde ſelbſt; nun konnten wir nicht mehr daran zweifeln. Unglück vereint die Herzen noch näher; dieß zeigte ſich auch bey der Ankunft unſers unglücklichen Königs. Vor ſeinem Fenſter ſtanden Hunderte von Menſchen aus allen Ständen mit Traurigkeit, aber auch herzlicher Liebe zu ihm, der ja unglücklicher, bedauernswürdiger war, als wir alle, auf den Geſichtern und im Herzen. Man geizte nach ſeinen Blicken, ſuchte Troſt in ſeinen Zügen zu leſen, aber man fand keinen; denn ernſt und traurig hingen ſeine Blicke an der verſammelten Menge.

In des Königs Begleitung waren: der Erbprinz von Sachſen-Coburg, Generalmajor in ruſſiſchen Dienſten; der Etatsminiſter von Haugwitz; die Generale von Zaſtrow und v. Köckeritz; der Obriſt von Jagow, nebſt dem Hauptmann v. Pirch vom Generalſtaabe.

Von der Ankunft des Königs an war das Gewühl unbeſchreiblich. Edelleute, Beamte, Bauern aus der Nachbarſchaft und die Vorſtädter brachten nun eilends ihr Haab' und Guth, was ſie in der Eil zuſammenraffen konnten, in die Veſtung, wo jeder Einwohner gern und willig aufnahm, was er aufnehmen konnte; denn das allgemeine Unglück wirkte vortheilhaft auch auf die härteſten Gemüther. Nicht ſelten verſtopften die Wagen, mit Meubles, Betten und Kaſten beladen, die Paſſage in den Straßen.

Den Abend um 10 Uhr deſſelben Tages traf die Königin in Begleitung des Etatsminiſters v. Hardenberg von Stettin, wohin ſie kurz nach der unglücklichen Schlacht bey Jena gegangen war, hier ein, um ihren königlichen Gemahl zu beſuchen. Auf dieſer Reiſe hatte die edle, von ſo ſchwerem Kummer niedergedrückte Frau die Kränkung erfahren, von einem ihrer Unterthanen die Ehrfurcht und Liebe, die jeder ihr ſo gern und willig zollt und zollen muß, ganz aus den Augen geſetzt zu ſehn. Sie kommt nämlich mit gänzlich ermüdeten Vorſpannpferden, wenn ich nicht irre, nach Bärwalde, und läßt durch den Kammerdiener den Beamten um friſche Pferde bitten. Dieſer läßt ſich aber nicht ſehen, doch werden die verlangten Pferde verſprochen. Sie wartet eine Viertelſtunde — eine halbe Stunde — die Pferde kommen nicht. Der Kammerdiener wird endlich ungeduldig und frägt einen vor dem Hauſe ſtehenden Knecht, wo die Pferde blieben? „Ja,“ antwortet dieſer, „die werden nicht kommen, der Amtmann hat ſie durch den hintern Thorweg aufs Feld gejagt.“ Kurz die Königin mochte wollen oder nicht, ſie mußte mit den müden Pferden weiter fahren. — Und dieß geſchah in jener unglückſchwangern Zeit, wo jeder biedere Unterthan lieber als jemals die geliebteſte Landesmutter a[illegible] den Händen getragen hätte, um durch Beweiſe von A[illegible]nglichkeit und Treue wenigſtens einigermaßen ihren [illegible]ßen Kummer zu lindern. *) —

---

*) Der Verf. iſt dem Buben auf der Spur, und wird in Feuerbränden ſein Portrait am Galgen mittheilen.

Den folgenden Tag, den 21. Octbr. Vormittags, beſahen der König und die Königin, vom Commandanten geführt, die Wälle der Veſtung. Dieß führe ich beſonders an, weil der Commandant bey dieſer Gelegenheit einen Beweis gab, wie vortrefflich er die Veſtung kenne. Als nämlich der König ihn nach dem Namen der Baſtion, auf welcher ſie ſich gerade befanden, fragte, mußte er erſt den Ingenieur de Place herbeyrufen, um von ihm den Namen derſelben zu erfahren. Man muß hierbey in der That die Mäßigung und Güte des Königs bewundern, daß er einen ſolchen Veſtungs-Commandanten, der nicht die geringſte Kenntniß vom Platze hatte, und ſich auch nie darum bekümmerte, wie es in der Veſtung ausſähe, nicht ſogleich davon jagte. Es war dieſer Menſch in allen die Veſtung betreffenden Dingen ſo träge, daß er, als die Brücke des Zorndorfer Thores über den Veſtungsgraben gebaut wurde, ſich durchaus gar nicht um den Bau und deſſen Förderung bekümmerte, ſo daß auch über Jahr und Tag an dieſer kurzen und einfachen Brücke gebaut, und ſie erſt wenige Wochen vor der Invaſion der Franzoſen vollendet wurde.

Es war ein herzzerreißender Anblick, wie unſere theure Königin, in einen einfachen Reiſematin gehüllt, mit geſenktem Haupte neben dem Könige in tiefem Geſpräche auf dem Walle daher ſchritt, und die Gegenſtände um ſich herum nicht zu bemerken ſchien. Auch der Commandant, der etwa hundert Schritte hinter ihnen her ging, mußte dieß ſehn, und doch war dieſer ehrloſe Menſch im Stande, das ſchon ſo ſehr bekümmerte und gebeugte königliche Paar zu verrathen. Allein er hatte kein Gefühl; dieß war durch Niederträchtigkeiten, mit denen er vertraut war, und wovon Beyſpiele aus ſeinem Privatleben in Küſtrin genug bekannt ſind, längſt abgeſtumpft oder gänzlich vernichtet.

Wenige Tage darauf rückte auch das dritte Bataillon Oranien-Fulda, welches bis dahin in Berlin geſtanden hatte, hier ein. Vorher machte nur das dritte Bataillon Prinz Heinrich die hieſige Garniſon aus. An eben dem Tage, wo gedachtes Bataillon hier einzog, gingen auch die königlichen Staatskutſchen und Pferde, von Berlin kommend, hier durch nach Preußen zu; eben ſo auch mehrere Kaſſen und andere Effekten. Das Gedränge und Gewühl war dabey außerordentlich; der Markt wimmelte von Wagen und Pferden, und kaum konnte man ſich durch die Straßen drängen.

Wenn ich nicht irre, ſo war es den 23. oder 24. October, wo auch das dritte Bataillon vom Regiment Zenge aus Frankfurt die Garniſon vermehrte. Zugleich rückte auch ein Bataillon Artillerie aus Berlin ein. Ein Theil davon kam wirklich auch nur ſehr zufällig hierher. Mir wurde dieß von einem Artillerieofficier folgendermaßen erzählt: „Die noch in Berlin befindlichen Artilleriſten arbeiten eben daran, theils die Vorräthe von Pulver in das Waſſer zu werfen, theils die Gewehre des Zeughauſes einzuſchiffen, als das Gerücht kommt: die Franzoſen ſind da! (Hannibal ante portas!) Alles was laufen kann, läuft; die Gewehre, die ſammt und ſonders noch hätten zum Theil auf ledigen Kähnen fortgeſchafft werden können, werden im Stich gelaſſen: die dabey gebrauchten Wagen nehmen Reißaus, und auch die beym Verſenken des Pulvers beſchäftigten Artilleriſten wollen fort. Der dabey commandirende

Officier aber befiehlt ihnen zu warten, bis er vom Miniſter v. Schulenburg mit Verhaltungsbefehlen zurückkomme. Da er aber wieder zurückkehrt, ſind ſeine Leute, bis auf einige wenige, über alle Berge; alles läuft nach Küſtrin zu. Um nicht allein zurückzubleiben, muß er alſo auch nach, und ſo kamen denn dieſe Artilleriſten glücklich nach Küſtrin.“ Nachher hat ſich gezeigt, daß jenes Gerücht zu voreilig war, da erſt etwa acht Tage darauf die Franzoſen wirklich nach Berlin kamen. Alles vorräthige Pulver hätte alſo noch verſenkt, alle übrigen Gewehre aus dem Zeughauſe noch gerettet werden können.

Dieſe Tage hindurch, das heißt, ungefähr vom 22ſten an, trafen hier einzelne bey Jena verſprengte preußiſche Soldaten von verſchiedenen Regimentern ein; ihnen folgten, ungefähr vom 24. October an, auch ſolche, welche bey Halle in jener, den daſelbſt commandirenden Feldherrn ſo entehrenden Affaire verſprengt waren, theils einzeln, theils haufenweiſe, theils geſund, theils bleſſirt. Die erſtern wurden unter die hier liegenden Bataillons geſteckt, die letztern in das große Schulhaus, wo ein Lazareth etablirt wurde, verlegt. Hierbey iſt zu merken, daß keiner dieſer Verſprengten ſein Gewehr bey ſich hatte, wenigſtens habe ich es bey keinem geſehn.

Die ganze Garniſon, welche aus obengenannten drey Bataillons, dem Bataillon Artillerie, einer Schwadron Huſaren vom Regiment v. Uſedom, und einer Schwadron Irwing Dragoner beſtand, machte etwa 3500 bis 4000 Mann aus. Die Artilleriſten wurden gebraucht, die Pulverfäſſer aus den Kähnen in die Kaſematten zu tragen, womit ſie bis in die Nacht hinein beſchäftigt waren. Ich hatte dabey Gelegenheit, die ausnehmende Vorſicht zu bemerken, welche die preußiſchen Artilleriſten bey dem Pulver anwenden. Sie zeichnen ſich dadurch vor den Franzoſen aus, bey deren Dreiſtigkeit, mit welcher ſie mit dem Pulver umgehen, zu bewundern iſt, daß nicht öfter Unglück geſchieht. Unſere Artilleriſten trugen je zwey und zwey ein Faß zwiſchen zwey mit Sackleinewand verbundenen Tragſtöcken; die franzöſiſchen dagegen fuhren jedesmal vierzehn Fäſſer auf einmal auf einem offenen Pulverwagen, und zwar durch die gepflaſterten Straßen.

Bis zum 26. October ereignete ſich in der Veſtung nichts Merkwürdiges. Die Anſtalten zur Vertheidigung wurden fortgeſetzt; es wurden die Bomben gefüllt, u. dgl. m., und die Einwohner brachten zum Theil ihre Effecten in die Keller. Denn jeder dachte an ein Bombardement; keinem aber fiel es ein, daß dieſe Veſtung übergeben, wenigſtens ſo bald übergeben werden konnte. Wir glaubten, die franzöſiſche Armee werde die Veſtung umgehen, und nur ein Obſervationscorps zurücklaſſen, und das mit Recht; denn wer konnte ſich denken, daß der Commandant ſo feige oder ſo ehrlos ſeyn, und dieſe durch Natur und Kunſt ſtarke Veſtung dem Feinde ſo bald übergeben oder gar antragen würde. Wir erwarteten alſo, wie geſagt, den Feind vor der Veſtung, doch waren wir ſicher, ſo lange der König ſich bey uns ſicher dünkte. Aber den 26. October Morgens etwa um 9 oder 10 Uhr reiſten der König und die Königin von hier ab. Traurig grüßten ſie die umherſtehenden Menſchen auf länger als ein Jahr zum letzten Mal; traurig blickten wir ihnen nach, denn mit ihnen ſchwand uns der beſte Troſt. Bey der Ausfahrt des Königs aus dem Thore gab ein Officier der Garniſon, der Lieutenant von F—g, der die Wache am Thore hatte, einen herrlichen Beweis ſeines Judiciums. Er rief nämlich den Bauern, welche den Wagen des Königs fuhren, wiederholt zu, zu halten, um vorſchriftsmäßig den herauspaſſirenden König zu examiniren. Der König lehnte ſich aus dem Wagen, aber alles half nichts; der Herr Lieutenant lief hinter dem Wagen her, und rief unaufhörlich ſtill zu halten, bis endlich der König ſich umdrehte, und unwillig ihm zurief: „Aber was wollen Sie denn?“ *) Das half denn endlich, und brachte den wachſamen Officier zur Beſinnung. Dieſes und viele ähnliche Beiſpiele von Erbärmlichkeit preußiſcher Officiere (ich rede hier nicht von den achtungswerthen unter denſelben, ſondern nur von dem ſchlechteſten Theile), können freylich nicht dazu dienen, ihnen Liebe und Achtung, nicht einmal Mitleid, zu verſchaffen, welches man ſo gern dem unſchuldig Gedemüthigten zollt.

Den Abend deſſelben Tages, Abends um 7 Uhr, wurde Lärm geſchlagen. Die Garniſon mußte die Wälle beſetzen; doch war es nur ein blinder Lärm, um die Garniſon wachſam zu erhalten. Der König hatte noch vor ſeiner Abreiſe dem Commandanten gemeſſene Befehle gegeben, die Veſtung bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen, da man bey der Entfernung der ruſſiſchen Armee alles thun müßte, um den Feind aufzuhalten, damit jene erſt ſich ſammeln und mehr vorrücken könnte.

---

*) Nach dem Reglement hatte der Officier Recht! das Examiniren bekannter und rechtlicher Menſchen, das Durchlaſſen der Spione und Spitzbuben geſchah alle Tage.

Während die Garniſon noch unter dem Gewehr ſtand, erſchien ein franzöſiſcher Officier mit einem Trompeter vor der Veſtung. Er wurde eingelaſſen und zum Commandanten geführt. Was ſeine Sendung eigentlich betraf, kann ich nicht angeben. Auffallend aber war es, daß er drey oder vier Dragoner vom Regiment Königin mitbrachte. Dieſe waren früher von den Franzoſen gefangen genommen, mehrere Tage von ihnen herumgeſchleppt worden, und wurden nun beritten und völlig bewaffnet in die Veſtung gebracht, und dem Commandant übergeben. Was das für eine Bewandniß, Urſache oder Abſicht hatte, weiß ich nicht, auch habe ich nachher nichts wieder von dieſen Reutern gehört. Der franzöſiſche Officier blieb etwa eine Stunde beym Commandanten, und zog ſich dann wieder zurück.

Dieſen und die nächſtfolgenden Tage verbreiteten ſich Gerüchte über Gerüchte über die Annäherung der Franzoſen. Man wollte ſie ſchon eine Meile von Küſtrin, im Dorfe Manſchenow, geſehen haben. Indeſſen hatten dieſe zu voreiligen Gerüchte doch den Vortheil, daß der Commandant auf dieſer Seite der Veſtung, nach Frankfurt und Müncheberg zu, die Piquets verſtärkte, welche ſchon die Zeit über, wo der König ſich hier befand, ausgeſtellt waren. Ob ich gleich in dieſer Zeit täglich, ja manche Tage mehrere Mal in der Gegend, wo die äußerſten Piquets ſtanden, ſpazieren ging, ſo habe ich doch nie den Commandanten oder einen andern Officier recognosciren reiten oder die Piquets viſitiren ſehen. Daher denn dieſe auch ſo nachläßig waren, daß die Franzoſen, wenn ſie in der Nähe geweſen wären, unbemerkt hätten herankommen, und, ohne einen Schuß zu thun, das ganze äuſſerſte Piquet gefangen nehmen können. Denn nicht einmal, ſondern öfters ging ich bey der Wachtſtube vorbey, wo das letzte Piquet, aus einem Unterofficier und etwa 7 Mann beſtehend, nach Frankfurt zu etwa eine halbe Stunde von Küſtrin, ſtand, und fand nicht nur keine Schildwache ausſtehen, ſondern alle 7 Gewehre vor dem Hauſe aufgeſtellt, ſo daß ein Franzoſe ſich nur heranzuſchleichen und die Gewehre in Beſchlag zu nehmen brauchte, um das ganze Piquet aufzuheben. Dieſes war nicht nur am Tage der Fall, ſondern ſelbſt am Abend; denn zweymal kam ich, da ich mich verſpätet hatte, bey dieſem Piquet Abends gegen 7 Uhr vorbey, ohne angerufen zu werden. Erſt an der Vorſtadt fand ich eine Vedette, die mich anrief und examinirte.

Den 27. October Nachmittags erhielten wir die Nachricht, daß franzöſiſche Truppen in Frankfurt eingerückt wären. Es waren die Ueberreſte mehrerer Regimenter Chaſſeurs a cheval vom Corps des Marſchall Davouſt, etwa 1500 Mann ſtark. Dieſe Nachricht brachte eine Wache vom dritten Bataillon des Regiments von Zenge, welche in Frankfurt zurückgeblieben war, und ſich, ſobald die erſten Chaſſeurs ſich vor den Thoren gezeigt hatten, auf einem Kahne (denn die Oderbrücke war auf Befehl des Königs etwa acht Tage vorher abgetragen) nach dem jenſeitigen Ufer gerettet hatte. Um eben die Zeit, wo dieſe Wache nach Küſtrin kam, war auch ſchon eine Eskadron franzöſiſcher Chaſſeurs von Frankfurt aus bis nach Reitwein, einem eine Meile von Küſtrin nach Frankfurt zu gelegenen Dorfe gedrungen, um wegen Küſtrin, wegen des Aufenthalts des Königs u. ſ. w. Erkundigungen einzuziehen. Sie hatten ſich aber, nachdem ſie reichlich von dem Amtmann par ordre bewirthet worden waren, wieder nach Frankfurt zurückgezogen.

Den 29. oder 30. October brachte ein Bauer die Nachricht, daß drey Chaſſeurs in dem Dorfe Manſchenow, eine kleine Meile von Küſtrin nach Berlin zu gelegen, auf der Mühle ſich befänden, und leicht aufgehoben werden könnten. Es wurden daher einige Huſaren detaſchirt, welche die Chaſſeurs entkleidet und in guter Ruhe ſchlafend fanden, nach einigem Widerſtande aber gefangen nahmen und nach Küſtrin einbrachten. Dieß waren die erſten und letzten Gefangenen, welche unſre Garniſon machte.

Den 31. October Nachmittags lief plötzlich das Geſchrey durch die Stadt: die Franzoſen ſind da. Mehrere Einwohner eilten ſogleich auf den Thurm, von wo man die ganze Gegend deutlich überſehen konnte. Ein Detaſchement Huſaren wurde ausgeſchickt, und man ſah auch bald, wie es ſich mit einem kleinen von Manſchenow her anrückenden franzöſiſchen Corps engagirte. Man konnte deutlich unterſcheiden, wie die Huſaren einhieben, auseinander geſprengt wurden, wieder angriffen; aber endlich mußten ſie doch der feindlichen Uebermacht weichen. Faſt zu eben der Zeit wurde das äußerſte Infanteriepiquet, etwa aus 30 Mann beſtehend, unter Commando des Lieutenant von Falkenhayn (vom dritten Bataillon von Zenge), von den anrückenden Feinden angegriffen; auch dieſes konnte nichts ausrichten, ſo tapfer es ſich auch, vom commandirenden Officier angefeuert, wehrte. Dieſer brave Mann fand dabey, von einer feindlichen Kugel getroffen, ſeinen Tod, und nun eilte die Mannſchaft eilenden Laufes in die

Veſtung zurück. Dieſes geſchah ungefähr um 4 Uhr Nachmittags. Um eben die Zeit gab der Commandant von Ingersleben den Befehl, die lange Oderbrücke, welche die lange Vorſtadt mit der Neuſtadt verbindet, abzubrennen. Sie wurde auch mit leichter Mühe angezündet; der nach der Vorſtadt gelegene Theil, ſelbſt die Eisblöcke, ſtanden in Flammen, welche bey eingetretener Dunkelheit den Einwohnern einen beweinenswerthen Anblick gewährten. Zum Glück verzehrten die Flammen nur die eine Hälfte der Brücke; ich ſage: zum Glück; denn da die Veſtung doch den folgenden Tag übergeben wurde, ſo diente die Zerſtöhrung der Brücke zu weiter nichts, als dem ſo ſchon erſchöpften Staate neue Koſten zur Aufbauung einer neuen Brücke zu verurſachen. Indeß war das franzöſiſche Corps in die lange Vorſtadt eingerückt, beſetzte mehrere Häuſer derſelben, und gab, der Baſtion König (oder dem Schloſſe) gegenüber, einige Salven mit dem kleinen Gewehr: denn Kanonen hatte dieſes kleine Streifcorps nicht bey ſich. Einige Kugeln flogen auch bis auf den Markt, ohne jedoch den geringſten Schaden zu thun. Der Commandeur der Artillerie ſuchte nun dringend beym Commandanten um den Befehl zur Abbrennung der Vorſtadt nach, in deren Häuſer ſich die Tirailleurs geworfen hatten, und von da aus die Beſatzung auf den Wällen neckten; allein vergebens. Doch wurde ein- oder zweymal mit Kartätſchen von dem Walle aus geſchoſſen, auch einige Granaten hinübergeworfen. Die Einwohner räumten unterdeß Meubles, Kaſten u. dgl. in die Caſematten, und brachten auch zum Theil die Nacht darin zu. Die Garniſon mußte, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Nacht hindurch auf den Wällen bleiben; der Commandant aber begab ſich in eine Caſematte, wo er nach Gewohnheit mit einigen Freunden und Genoſſen wacker zechte, und ſeine Sinne, ſtatt ſie zur zweckmäßigen Vertheidigung des Platzes anzuſtrengen, im Weine benebelte. Gegen Morgen erhielt die Garniſon die Erlaubniß, ſich von den Wällen in ihre Quartiere zu begeben. „Geben Sie Acht,“ ſagte der Commandeur des dritten Bataillons v. Zenge, da er dieß hörte, „das deutet auf Uebergabe!“ Und er hatte Recht. Denn noch des Vormittags, den 1. Novbr., fuhr der ehrloſe Commandant, in Begleitung des Ingenieur de Place (Lieutenant Thinkel) und eines Trompeters auf einem Kahne nach dem jenſeitigen Ufer. Man ſah, wie der Commandeur des franzöſiſchen Belagerungscorps, ein Lieutenant oder Capitain, ihm entgegen kam, und das Gewehr vor ihm präſentiren ließ. Sie begaben ſich ſodann in ein in der Vorſtadt gelegenes Haus, und nach einiger Zeit kehrte der Commandant, von einigen Franzoſen begleitet, wieder zurück.

Ich glaube, es iſt ohne Beyſpiel, daß der Commandant einer Veſtung dieſelbe verläßt, und mit dem Feinde außerhalb derſelben unterhandelt. O wäre doch einer der in der Veſtung ſich befindenden Staabsofficiere ſo entſchloſſen geweſen, ſich an die Spitze der Garniſon zu ſtellen, und dem ſchändlichen Verräther die Rückkehr zu verſperren. Denn die Garniſon war im Ganzen gewiß gutgeſinnt, und würde willig dem muthvollen Manne gehorcht haben, welcher es gewagt hätte, der Verrätherey des Ingersleben ſich zu widerſetzen. Was dieſen und jenen der Herren commandirenden Officiere davon abhielt, war auch wohl Furcht vor den ſie haſſenden Soldaten. Ein auffallendes Beyſpiel, wie nachtheilig die harte, ich möchte ſagen, viehiſche Behandlung wirkt, welche der gemeine Soldat in Friedenszeiten von manchem Officier erfährt, ereignete ſich auch hier; denn der Oberſt von *..... ſcheute ſich nicht dem Commandanten zu geſtehen, er wage es nicht, ſich auf den Wall zu ſeinem Bataillon zu begeben, aus Furcht von ſeinen eignen Soldaten niedergeſchoſſen zu werden. Er hatte auch nicht Unrecht; denn er war wegen ſeiner unmenſchlichen Behandlung der Soldaten dieſen ein Gegenſtand des Schreckens und des Abſcheues. Was hilft nun eine ſolche übertriebene Strenge im Frieden? Sie erweckt eben die tödtliche Furcht vor dem ſonſt ſo ehrenvollen Soldatenſtande; ſie empört den Soldaten, und läßt ihn, wenn einmal das Band der Subordination gelöſt iſt, gegen ſeine Tyrannen wüthen; denn wie locker iſt das Band, welches Furcht und nicht Liebe zum Beruf und zu dem Anführer zwiſchen dem Officier und dem Soldaten knüpft! Im Frieden hält es, aber im Getümmel der Schlacht reißt es dann gewiß, und ſicher trug dieß, wenigſtens zum Theil, zu dem Unglück des preußiſchen Staates bey.

Kaum war der Commandant wieder in der Veſtung, ſo erhielt die Garniſon den Befehl, ſich auf dem Markte zu ſtellen, und vor dem Feinde das Gewehr zu ſtrecken. Das kleine Streifcorps, welchem wider eignes Vermuthen die Veſtung angetragen wurde, ließ nun der Commandant, da die Brücke zur Hälfte abgebrannt war, auf Kähnen überſetzen; eine leichte Mühe, da das ganze Corps aus höchſtens 250 Mann (!!) beſtand. Dieſe zogen in keinem brillanten Aufzuge auf den Markt, wo die 3500 — 4000 Mann vor ihnen das Gewehr ſtreckten. Der Anblick war herzzerreiſend, empörend. Auf dem Markte wimmelte es von Menſchen; der Platz war mit Gewehren, Patrontaſchen, Trommeln wie beſäet. Viele der Soldaten ſchlugen von den Flinten die Kolben ab, um ſie nur nicht ganz in des Feindes Hände zu liefern; viele Trommelſchläger durchſtachen ihre Trommeln, um ſie unbrauchbar zu machen. In den Geſichtern aller mahlte ſich Verzweiflung, herber Schmerz und Erbitterung. Ein Theil der Officiere umringte den Commandanten, und überhäufte ihn mit Vorwürfen und Schmähreden, der wie ein Stock da ſtand, kein Wort erwiederte, und an den Lippen kaute. *) Ein anderer Theil hing dem Schmerze nach, und weinte bittere Thränen. Der brave Commandeur der Eskadron **Uſedom** Huſaren konnte vor Schmerz und Wuth nicht weiter; er ſetzte ſich erſchöpft vor die Thüre der Wohnung des Commandanten, und als dieſer bey ihm vorbeyging, konnte er ſich nicht enthalten, ihn einen Verräther zu nennen, und ſich voll Abſcheu von ihm zu wenden. — So gering auch die Anzahl der einrückenden Feinde war, und ſo leicht daher Ordnung hätte erhalten werden können, ſo wurde doch in einzelnen Häuſern geplündert, und vielen Einwohnern das Geld und die Uhren aus der Taſche gezogen.

Den 2ten November wurde die gefangene Beſatzung nach Spandau, und von da weiter nach Frankreich transportirt. Auch rückten an dieſem Tage zwey franzöſiſche Infanterie-Regimenter zur Beſatzung ein.

---

*) War denn keiner, der dem Buben die Kugel vor dem Kopf ſchoß?

Den 3ten November brachte man die gefangenen Officiere gleichfalls nach Spandau, von wo aus ſie auf ihr Ehrenwort entlaſſen wurden. Bey ihrer Ueberſchiffung über die Oder näherte ſich der Ingersleben einigen Stabsofficieren; voll Unwillen aber wandten dieſe ſich von ihm ab, und weigerten ſich, mit ihm noch Worte zu wechſeln. Die Stimmung gegen ihn war und iſt allgemein gleich; denn obgleich voraus zu ſehen war, daß, wenn er als rechtſchaffener und tapferer Mann die Veſtung vertheidiget hätte, die Stadt eingeſchoſſen worden wäre, ſo fluchen doch ſämmtliche Einwohner ſeinem Andenken.

Weiter etwas über ſeine Schurkerey zu ſagen, halte ich für unnöthig, da aus dem bisher Erzählten hinlänglich in die Augen leuchtet, wie tief er von jedem, ich will nicht ſagen, Patrioten, ſondern ſelbſt von jedem für Recht und Unrecht empfänglichen Menſchen verachtet werden müſſe. Sein König ſelbſt, unſer ſo gütig denkender, ſchonender Friedrich Wilhelm, hat die ehrloſe That deſſelben ſo gewürdigt, als ſie gewürdigt werden mußte, und ihn zum Arquebuſiren verurtheilt. Er rufe ſich daher nun recht oft die Worte zu, welche er über ſein Gartenhaus bey Küſtrin hat ſetzen laſſen: Memento mori! —

T . . . . y.

Zwey und vierzigſter Brief.

Berlin.

Kaum war ich hierher zurückgekehrt, als ein Courier die Nachricht brachte:

> Der Freyherr **von Stein** ſey erſter preußiſcher Miniſter, Präſident des auswärtigen Militair- und Civildepartements, der Cabinetsrath (jetzt Immediatcommiſſion) ihm untergeordnet.

Muth gehört dazu, dieſes Amt zu übernehmen; es gehört Ausdauer, Genie, Conſequenz, Unbefangenheit dazu, ihm vorzuſtehen, den preußiſchen Staat zu retten, indem man ihn reorganiſirt.

Hat jemand die richtigſten Grundſätze dargeſtellt, wie die deutſchen Staaten zu reorganiſiren ſind, welche durch Frankreich in ihren alten Formen zerſtört wurden, ſo iſt es der Verfaſſer des neuen Leviatans in dem Werke:

> Unterſuchung über den Geburtsadel ꝛc. bey Sander, 1807.

Der Schlüſſel dazu iſt nach ihm: Gleichheit des Anſpruchs, Ungleichheit des Rechts, woraus folgen:

> Gleiche Beſteurung, gleiche Gerechtigkeitspflege, gleiche Conſcription.

Wir werden ſehen, wie der neue preußiſche Premier-Miniſter ſeine Aufgabe löſen wird.

Drey und vierzigſter Brief.

Potsdam.

Bey meiner Durchreiſe fiel mir hier die Garniſonkirche in die Augen; anhalten, zum Küſter eilen, ihn erſuchen, mir die Aſche **Friedrichs** zu zeigen, ihn dazu bewegen, und am Grabe des Einzigen den Untergang alles deſſen beweinen, was er geſtiftet hat, das war ein Augenblick, wie ich ihn in meinem Leben wohl nicht wieder haben möchte.

Nachdem ich in Gedanken verloren, meine Bruſt von Schmerz zerriſſen fühlend, laut aufſchrie, ſprach der ſinnige Küſter in einem feyerlichen Tone zu mir, und die düſtern Wände hallten es wieder:

Wo Sie jetzt ſtehen, mein Herr, ſtand auch der Kayſer **Napoleon**, und betrachtete den Sarg, der unſern großen König birgt.

Was ſagte er? ſchrie ich ihn an.

Er ſprach franzöſiſch, es wurde mir aber nachher von einem ſeiner Leute erklärt; er hat geſagt: Wenn Du noch lebteſt (auf den Sarg deutend), wär' ich nicht hier.

Dann hat er ſich zu ſeinem Gefolge gewendet und geſprochen:

Da ſehen Sie die traurigen Ueberreſte der preußiſchen Politik auf eine wenig anſtändige Art beygeſetzt.

Darauf hat einer der Marſchälle erwiedert:

Hier wollte Friedrich eigentlich nicht liegen, Sire, ſondern bey ſeinen Hunden im Garten zu Sansſouci.

Das wäre die Philoſophie etwas zu weit ausgedehnt geweſen, meynte der Kayſer; dann entfernte er ſich, und beſuchte das Sterbezimmer des Königs.

Auch dort mußt du hören, was der Kayſer geſagt hat, ſagte ich zu mir ſelbſt; ich kehrte aber für heute in meinen Gaſthof zurück.

Am andern Morgen war ich in jenem merkwürdigen Zimmer.

Nun höre, was Napoleon that, und urtheile dann, ob er Friedrich achtet, oder nicht.

Er beſtimmte einen beſondern Tag zu dieſem Beſuch; ſowohl ſein Staab, als ſeine Dienerſchaft mußte ſich in Staatskleider ſetzen, und ſo ging er ſelbſt in der Staatsuniform, begleitet von jenen, in das Zimmer Friedrichs, nicht als Napoleon, ſondern als Kayſer.

Wenn er dadurch den Beweis gab, daß er Friedrichs Manen achtet, ſo zeugt dieß mehr von der Größe dieſes ſeines Vorgängers, als das Geſchwätz ſo vieler Schriftſteller, Herrn Arnd an der Spitze, welche jetzt den König herabſetzen.

Beym Schluſſe dieſes Bandes fiel mir ein neuerlich herausgekommenes Buch in die Hände, welches den Titel führt:

Operationsplan der Preußiſch-Sächſiſchen Armee im Jahre 1806. Schlacht bey Auerſtädt und Rückzug bis Lübeck.

Du findeſt darin eine authentiſche, leidenſchaftsloſe Erzählung obiger Begebenheiten, nebſt den nöthigen Charten. Es iſt ein wichtiges Dokument über dieſe wichtigen Ereigniſſe, und begründet ſehr richtig das ganze Unglück der Preußen auf die dem Herzog von Braunſchweig durch Luccheſini beygebrachte falſche Idee: Napoleon werde am Mayn ſich angreifen laſſen, und daß jener, nachdem die Franzoſen ſchon Naumburg und Köſen beſetzt hatten, ihnen noch über Freyburg zu entkommen gedachte.

Nachſchrift des Verfaſſers.

Es würde mir ſehr leid ſeyn, wenn irgend jemand von den Einwohnern Preußens, an den Ufern der Weichſel und Memel, über meine Aeußerung ſich gekränkt fühlen ſollte: Es gefiele mir in dieſen Gegenden nicht.

Das Gefallen iſt etwas relatifes, und wer könnte ſo arrogant ſeyn, bey einem Durchfluge eine Provinz und ihre Einwohner (beſonders unter den Nachwehen eines blutigen Krieges) richtig beurtheilen zu wollen?

Es iſt übrigens Thatſache, daß in dieſem Kriege keine preußiſche Provinz ſo viele Opfer dem Vaterlande dargebracht hat, als Altpreußen; es iſt ferner bekannt: daß vorzüglich die Altpreußiſchen Brigaden den alten Ruhm des Militairs behaupteten und durch Thaten bekundeten.

Druckfehler,

welche den Sinn entſtellen, und die man zu verbeſſern bittet.

Seite 78 Z. 3 v. o. ſtatt: 40 Gulden, lies: 40 Thaler.
— 101 — 2 v. o. ſt. Krugsmetze, l. Kriegsmetze.
— 110 — 15 v. o. ſt. Departementsminiſter bey der Cammer. l. Departementsrath.
— 123 — 5 v. u. ſt. Compte Vendu, l. Redu; und in der nämlichen Zeile ſt. von dieſem, l. von jenem.
— — — 4 v. u. ſt. einer, l. er.
— — — 2 v. u. ſt. den Staat, l. dem Staate.
— 126 — 3 v. u. ſt. ſeit der Adminiſtration, l. während der Adminiſtration.
— 127 — 10 v. u. ſt. Von der Abrechnungen der Acciſe-Partieen, l. Abweichungen.
— 132 — 11 v. u. ſt. Fienenzölle, l. Binnenzölle.
— 139 — 14 v. u. ſt. Handlanger, l. Handwerker.
— 140 — 7 v. u. müſſen die Worte: Jetzt iſt er freylich arrondirt, welche im Contexte ſtehen, als Note bey dem Worte Arrondiſſement (Z. 6 v. u.) gelesen werden.
— 142 — 8 v. u. ſt. Man theile doch die Conſumtionsſteuern in Zölle und Conſumtionsſteuern, ſoll heißen: in Zölle und Acciſe.
— 155 — 2 v. u. ſt. war die Bank beynahe in dem Falle, ihre einſtweilige Inſolenz, l. Inſolvenz.
— 167 — 7 v. u. ſt. Tontinen, l. Tantiemen.
— 194 — 12 v. o. ſt. der Huſar flucht, l. der Huſar flieht.
— — — 2 v. u. ſt. ehe der Prinz vom Pferde fiel, l. ehe des Prinzen Pferd fiel.
— 196 — 5 v. o. ſt. 3 Eskadrons, l. 7 Eskadrons.
— 204 — 14 v. u. ſt. eine Batterie auf dem Windknollen und dem Berge, l. auf dem Dornberge.
— 206 — 12 v. u. ſt. von Dornburg aus, l. vom Dornberge aus.
— — — 5 v. u. ſt. ces paruques, l. ces peruques.
— 210 — 11 v. u. ſt. unter Zwickau, l. über Zwickau.
— 289 — 1 v. o. ſt. alte preußiſche, l. alt-preußiſche.
— 310 — 7 v. o. ſt. Lütwig, l. Lutwig.
— 330 — 3 v. u. ſt. 8 Uhr, l. 2 Uhr.

Beytrag

zur

Geſchichte des Krieges

in

Preußen, Schleſien und Pohlen

in den Jahren 1806 und 1807.

Von

dem Verfaſſer der Schrift: Vertraute Briefe über die innern
Verhältniſſe am Preußiſchen Hofe ſeit dem Tode
Friedrichs II.

Dritter Band.

Amſterdam und Cölln, 1808.
bey Peter Hammer.

Vertraute Briefe

über die innern

Verhältniſſe

am

Preußiſchen Hofe

ſeit dem Tode

Friedrichs II.

Vierter Band.

Amſterdam und Cölln, 1808.
bey Peter Hammer.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Erſter Brief.

Seite 1 — 54.

Nachricht über die ruſſiſche Armee in und bey Königsberg. — Einfluß, den ſie auf Königsberg hatte. — Das Elend, welches das platte Land erlitt. — Benningſens Publikandum. — Die Franzoſen beſetzen Braunsberg. — Gewaltthätigkeiten der Ruſſen. — Spielwuth derſelben. — Rüchels Verbot dagegen. — Beyſpiel eines treflichen ruſſiſchen Offiziers, des Obriſten von F**** — Beſcheidenheit der Ruſſen; — ihre Anhänglichkeit an ihren Monarchen. — Ankunft der Königin in Königsberg; — ihr edles Betragen. — Nervenfieber graſſirt in der Armee. — Rüchel als Kriegsminiſter. — Täuſchung durch öffentliche Blätter. — Schrötter als Miniſter; ſeine Anſtalten und ſeine Vorſorge. — Rüchels Härte und Unvorſichtigkeit bey der Verwaltung des Gouvernements. — Uebergabe von Danzig. — Nachrichten von der Schlacht bey Heilsberg. — Die Franzoſen dringen in die Vorſtädte von Königsberg. — Schlacht bey Friedland. — Trügliche Hoffnungen. — Rüchels Betragen. — Haben die unveränderten Standquartiere der Regimenter nicht nachtheilig gewirkt? — Leſtock in Königsberg; — ſein Abſchied von den Bürgern. — Flucht. — Ankunft der Franzoſen. — Leſtock's Vorſorge. — Einmarſch der Franzoſen. — General Henriod als Gouverneur; — ſeine trefflichen Anſtalten. — Anekdoten. — Proklamation. — Militair-Verurtheilungen. — Milderung der Einquartierungskoſten. — Sorgloſigkeit der ſtädtiſchen Commiſſion. — Ueber die Zuſammenkunft Alexanders, Friedrich Wilhelms und Napoleons. — Obriſt Herrmann in Pillau; — ſeine muthige Vertheidigung. — Patriotiſmus. — Merkwürdigkeiten bey dem Bombardement von Pillau. — Sinnreiche Antwort eines franzöſiſchen Officiers. — Franzöſiſches Point d'Honneur. — Edelmuth eines Gensd'armes. — Mißhandlungen einzelner franzöſiſchen Corps gegen die Bewohner des platten Landes. — Traurige Lage der zurückgelaſſenen ruſſiſchen Kranken und Verwundeten. — Härte des Obriſten Denzol. — Napoleon in Königsberg. — Aufforderung zu Darlehnen zur Berichtigung der Kriegskontributionen. — Generalintendant Darü. — Ausmarſch der franzöſiſchen Beſatzung. — Einrücken der alten preußiſchen Garniſon. — Bemerkungen über das Betragen der Franzoſen. — General Savary. — Policeypräfekt Obriſt Charles; — beyder Lob. — Parallele zwiſchen der Disciplin der Preußen und Franzoſen. — Feyer des Geburtstages des Königs. — Mangel an Lebensbedürfniſſen. — Epidemiſche Krankheiten — Nachrichten über künftige Staats- und Militaireinrichtungen. — Herr von Stein. — Convention wegen der Räumung der preußiſchen Staaten. — Herr von Stein als Miniſter. —

Zweyter Brief.

S. 55 — 69.

Kriegsübel in Jena, als Beytrag zu den Scenen in den Tagen des Octobers 1806. — Durchmarſch preußiſcher Truppen. — Poſition der preußiſchen und der franzöſiſchen Armeen. — Retirade der Preußen. — Andrang der Franzoſen. — Der franzöſiſche Huſar. — Plünderung. — Harte Behandlung von franzöſiſchen Marodeurs. — Unerwartete Hülfe. — Edler Zug eines Franzoſen. — Wiederholte Plünderung. — Der franzöſiſche Officier. — Der franzöſiſche Chirurg. —

Neue Beſchwerden. — Schrecken. — Die Schlacht vom 14. October. — Kriegskenntniſſe der Franzoſen. — Ein gefangener Lieutenant der Alliirten. — Liebreiches Betragen des General L. — Parallele zwiſchen dem gemeinen franzöſiſchen Soldaten und dem Officiere der Alliirten. — Einrücken der gefangenen Sachſen. — Einquartierung. — Elender Zuſtand vieler verwundeter Sachſen. — Feuer in der Stadt. — Anekdote. — Bureau Topographique. — Zuſtand der Verwundeten.

Dritter Brief.

S. 69 — 95.

Politiſche Verhältniſſe zwiſchen Schweden und Frankreich. — Guſtav I. — Franz I. — Axel Oxenſtierna und Richelieu. — Carl XII. — Guſtav Adolph; — ſein Groll gegen Frankreich; — ſeine Anhänglichkeit an das Haus Bourbon. — Pitt benutzt dieſe Stimmung. — Abſchluß zweyer Handelsverträge. — Geheime Präliminar-Convention, Separat-Convention. — Traktat vom 3ten October 1805. — Verſchanzung von Stralſund. — Vermehrung der Beſatzung. — Dritte Coalition. — Ruſſiſches Corps unter Tolſtoy in Schwediſch-Pommern. — Ankunft des Königs Guſtav Adolph; — ſein Gefolge. — Die ſchwediſche Armee. — Die Alliirten rücken vor. — Benehmen des preußiſchen Hofes. — Uebergang über die Elbe. — Poſition der ſchwediſchen Armee. — Die Ruſſen und Engländer entfernen ſich. — Die Schweden ziehen ſich nach und nach zurück. — Befehl des Königs, das Fürſtenthum Lauenburg zu vertheidigen. — Erklärung an den preußiſchen Hof. — Engagement zwiſchen den beyden Armeen bey Groß Zecher. — Löwenhjelms Rückzug. — Sperrung der preußiſchen Häfen. — Friede. — Rückzug der ſchwediſchen Truppen, des Vordringens der Franzoſen wegen. — Ein Theil trifft bey Lübeck auf das Blücheriſche Corps. — 1100 Mann werden von den Franzoſen gefangen. — Erfüllung der Conventions-Artikel. — Englands Subſidien. — Schwedens Armee und politiſche Lage. — Was mußte es nach den Schlachten von

Jena und Auerſtädt thun? — Wie mußte es im July 1807 handeln? — Betrachtung über die Action bey Steinhagen und den Rückzug nach Stralſund. — **Wrede**, **Vegeſack**, **Toll**. — Liſte der ſchwediſchen Truppen. — Diplomatiſche Beylage.

Vierter Brief.

S. 95 — 262.

Ueber Breslau's Belagerung. — Erſte Berennung Breslau's. — Zuſtand der Garniſon. — Getroffene Maaßregeln nach den verlornen Schlachten; — ihre Schädlichkeit. — Charakteriſtik der Schleſier; — ihre Stimmung; — was würden ſie geleiſtet haben? — Die Magiſtratsperſonen mußten durch Proklamationen den Muth des Volks dämpfen! — Nachläſſigkeit und Verkehrtheit der obern Behörden. — **Pückler**, die Gebrüder **Lüttwiz**, — ihre Vorſchläge zur Rettung der preußiſchen Staaten; — Erfolg; — ſie werden nicht unterſtützt. — **Pücklers** Tod. — Militäriſche Anſtalten. — Vertheidigungsmaaßregeln. — Die franzöſiſchen Armeen rücken in Schleſien ein; — ihre Beſchaffenheit. — Aengſtlichkeit der ſchleſiſchen Gouverneure. — Man macht ſich in Breslau auf eine Belagerung gefaßt. — Feindliche Truppen erſcheinen vor der Stadt. — Beſtürzung. — Muth. — Geſinnung der Garniſon; — Stärke derſelben. — Aufforderung an den Gouverneur. — Die Stadt wird beſchoſſen. — Fehler des Gouverneurs. — Rückzug des Feindes. — Verproviantirung der Stadt. — Proklamation des Grafen von **Götzen**. — Requiſitionen. — Vertheidigungsanſtalten. — Verfügungen des Generalmajor von **Lindner**. — Anrücken des feindlichen Belagerungscorps, unter General **Vandamme** und dem Oberbefehl des Prinzen **Jerome Napoleon**. — Eigentliche Belagerung. — Lage der Bürger. — Parlamente zwiſchen den Belagerern und Belagerten. — Unzufriedenheit und Verdroſſenheit der Pohlen unter der Garniſon; — Deſertion derſelben. — Bemühungen des Gouverneurs; — ſeine Ausſicht auf Unterſtützung. — General **Lindners** gehäſſige Aeußerung über den Fürſten von **Anhalt-**

Pleß. — Allgemeine Ueberſicht der Belagerung. — Die Feinde nehmen die Vorſtädte. — Leiden der unglücklichen Bewohner. — Brand der Vorſtädte. — Kühne That eines Hausbeſitzers. — Die Feinde eröffnen die Laufgräben. — Innerer Zuſtand der Stadt. — Heftiges Bombardement. — Errichtung neuer Batterien. — Gemälde der Schreckensſcenen, welche das Bombardement veranlaßt. — Breslau hat als Feſtung zu große Vorſtädte. — Verordnungen des Gouvernements. — Fehler in der Vertheidigung. — Einige Ausfälle. — Abneigung der Pohlen; ihre Widerſpenſtigkeit. — Beſtrafung zweyer Schuldigen. — Ueber den Widerwillen des Soldaten gegen die größtentheils ſehr arroganten Officiere. — Was leiſten die letztern? — Beyſpiele. — Capitain von York. — Major von Niwoßky. — Behandlung der treuen Soldaten. — Aufforderung. — Wiederholtes Bombardement. — Ereigniſſe in der Stadt. — Die kriegsgefangenen preußiſchen Officiere werden nach Liſſa abgeführt. — Verheerung der Stadt. — Unerſchrockenheit der Bürger; — Beyſpiel hiervon der Geheime Rath Senft von Pilſach. — Die Feinde wollen ſtürmen; — werden zurückgeſchlagen. — Der Fürſt von Pleß eilt zum Entſatz herbey; — durch die Treuloſigkeit der Pohlen muß er das Schlachtfeld räumen. — Aufforderung. — Bombardement. — Die Einwohner bitten den Gouverneur, die Stadt nicht zu übergeben. — Bange Erwartung. — Die Feindſeligkeiten beginnen aufs neue. — Befehl des Gouverneurs. — Der Muth der Garniſon nimmt durch die treue Pflege der Bürger immer mehr zu. — Beyſpiele des Patriotismus. — Uebelgeſinnte fangen an zu murren. — Relation über die Affaire des Fürſten von Pleß bey Breslau. — Hat der General Thiele hier ſeiner Pflicht und Ehre gemäß gehandelt? — Kann etwas zu ſeiner Entſchuldigung geſagt werden? — Scenen im Innern der Stadt. — Der General von Thiele zeigt ſich zur Uebergabe geneigt. — Einige ſchwache Bürger unterzeichnen ſich, um ihn zur Uebergabe zu bewegen; — er nimmt dieß günſtig auf. — Bemerkungen über ſein Betragen; — er konnte ſich nicht auf Mangel an Magazinvorräthen und Munition berufen. — Erklärung über ſeine angebliche Behauptung des Mangels an Holz und Fleiſch. — Mittel, deren ſich der Feind bedient, mit ihm zu unterhandeln. — Abſchluß der Capitulation. — Zuſtand der Stadt. — Verzweifelndes Betragen der getäuſchten Garniſon. — Ausbrüche ihrer Wuth. — Plünderung der Magazine und Feldgeräthſchaften; — vergebener Widerſtand; — feindliche Truppen müſſen die Stadt ſchützen. — Tag der Uebergabe. — Wuth der Beſatzung; — ſie zerſtört ihre Waffen. — Scenen zwiſchen Officieren und Gemeinen. — Vergleichung mit der ehemaligen preußiſchen Armee. — Beſchreibung des Ausrückens aus der Stadt. — Bewegung der alten Veteranen Friedrichs II. — Uebergabe der Waffen. — Durchmarſch des Belagerungscorps. — Beſatzung. — Entfernung des Herrn von Thiele. — Gefühl der Einwohner Breslau's; — ihr Verluſt. — Beleuchtung der ſchrecklichen Verwüſtung in der Stadt ſelbſt und in den umliegenden Gegenden. — War es wohl vernünftig, die Stadt verheeren zu laſſen, und dann doch, ohne dringende Nothwendigkeit, zu übergeben? — Durfte der ehemalige Gouverneur nach Pflicht und Gewiſſen ſo handeln? — Welche Vortheile würden daraus entſtanden ſeyn, wenn ſich Breslau noch länger hielt? — Vorſchläge, welche zur Rettung Schleſiens und der preußiſchen Staaten überhaupt hätten müſſen befolgt werden. — Beweiſe, daß ſich Breslau wirklich noch länger halten konnte.

Fünfter Brief.

S. 263 — 269.

Beyträge zur Beurtheilung der Vertheidigung der ſchleſiſchen Feſtungen Coſel und Neiſſe. — Coſel wird blockirt. — Zerſtörung der feindlichen Batterien durch Ueberſchwemmung. — Abzug eines Theils des Belagerungscorps nach Danzig und Graudenz. — Der würdige Obriſt von Neumann; — ſein Tod. — Capitulation. — Die Uebergabe wird durch den geſchloſſenen Frieden aufgehoben. — Neiſſe belagert. — Heftiges Bombardement. — Geſchickte Vertheidigung durch den Obriſten

Wernitz und den Major von Harroy; — Muth derſelben. — Lage der Stadt. — Bewunderung des General Vandamme über die Vertheidigung der Veſtung. — Generalmajor von Wanger; — ſeine Thätigkeit. — Zuſtand der Artillerie. — Zuſtand der Beſatzung. — Vortheil, der durch die gute Vertheidigung von Neiſſe bewirkt wurde. — Schreiben des General Vandamme an den Gouverneur von Neiſſe.

Sechſter Brief.

S. 270 — 292.

Der ſchleſiſche Feldzug unter dem Alleinbefehl des Majors Grafen von Götzen. — Flucht des Fürſten von Pleß. — Ein Theil der franzöſiſch-alliirten Belagerungsarmee verläßt Schleſien. — Hoffnung, Oberſchleſien zu retten. — Lieutenant von Gaul ſchlägt die Organiſation eines preußiſchen Armeecorps vor, — wird unterſtützt. — Organiſation der Truppen unter Graf von Götzen. — Militairiſche Anordnungen. — Patriotismus der Schleſier. — Mangel an Kriegsbedürfniſſen. — Die Partiſane Negro, Stößel, Wallenſtein, Gaul. — Die combinirte franzöſiſche Armee verſtärkt ſich. — Der Angriff auf ein feindliches Obſervationscorps, bey dem Paſſe, mißglückt dem Grafen von Götzen. — Neiſſe will capituliren. — Plan des Grafen von Götzen, Breslau zu überfallen. — Die Preußen werden entdeckt. — Action bey Cant. — Sieg der Preußen. — Anſtalten des General Lefebre. — Major von Loſthin wird bey Adersbach gänzlich geſchlagen. — Thätigkeit des Grafen von Götzen. — Sieg der Preußen bey Wartersdorf. — Major von Puttlitz wirbt Truppen. — Rittmeiſter von Hirſchfeld. — Glatz wird blockirt. — Unterredung des Generals Vandamme mit dem Grafen von Götzen. — Götzen läßt das Lager vor Glatz verſchanzen. — Der Feind beſchließt, daſſelbe wegzunehmen. — Beſchreibung der Veſtungswerke von Glatz. — Das verſchanzte Lager wird von den Feinden erobert. — Mangel an Munition in der Veſtung. — Graf von Götzen capitulirt. — Bedingungen, welche ihm zugeſtanden worden. — Die Streifcorps unter Rittmeiſter von Hirſchfeld und Lieutenant Schrader ſollen auseinander gehn. — Hirſchfeld weigert ſich, dem Befehle zu gehorchen. — Nachtheilige Folgen dieſes Betragens; — ſein Corps wird zerſtreut. — Bemerkung über den Maaßſtab der Dauer der Vertheidigung bey einer Capitulation. — Anwendung auf die Uebergabe von Neiſſe. — Beziehung auf den Maaßſtab der Thaten.

Erſter Brief.

Berlin.

Ich fange dieſen Band damit an, Dir die Fortſetzung der Nachrichten aus Königsberg zu ſenden.

Königsberg, am 10. März 1807.

Meinen letzten Brief oder Bericht, nenne es wie Du willſt, ſchloß ich mit Bennigſen. Den heutigen will ich mit ſeiner Armee beginnen, von der ich Dir, wie ich es ſchon bemerkt habe, nicht viel Gutes ſagen kann, will ich anders, was ich bis jetzt immer gethan habe, der Wahrheit treu bleiben.

Ich habe Dir oben ſchon geſagt, daß der größte Theil der ruſſiſchen Officiere ſich hier befand; ſelbſt diejenigen, welche ſich mit ihren anvertrauten Commando's auf dem Lande befinden ſollten, hatten dieſe ihren Unterofficieren überlaſſen, hielten ſich hier in Königsberg auf, und beſuchten alle öffentliche Vergnügungsorte; Kaffeehäuſer und Bordelle, Wirthshäuſer und Theater waren täglich von ihnen angefüllt. Galanteriekrämer, Wirthe, Gewürzhändler, Zuckerbäcker hatten ihre beſten Kunden an ihnen, und es ließe ſich apodiktiſch beweiſen, daß kein Erwerbzweig ſich hier befand, der nicht ungeheuer gewonnen hätte. Alle Bedürfniſſe ſtiegen auf die höchſten Preiſe; niemand verlor dabey, als die Beſoldeten und Rentiers, deren Einkünfte nicht mehr hinreichen konnten, ſich die nothwendigſten Bedürfniſſe anzuſchaffen. Die ruſſiſchen Officiere ſchienen den Werth des Geldes gar nicht zu kennen, und wer irgend etwas zu verkaufen hatte, der machte Preiſe, die man zu jeder andern Zeit für unſinnig erklärt haben würde. Dieß erſtreckte ſich bis auf die gemeinſte Klaſſe, welche für den gemeinen Mann kochte, oder ihm Brod, Würſte, Branntwein verkaufte. Man kann gewiß annehmen, daß in Königsberg durch die ruſſiſche Armee eine Summe von ſechs Millionen Thaler in Umlauf gekommen, von der wir ſonſt nie etwas gewußt hätten. Es war dieß nur eine Wiederholung der frühern Zeit, denn die reichſten Häuſer hier datiren die Zeit ihres Reichthums von dem Aufenthalt der ruſſiſchen Truppen im ſiebenjährigen Kriege, und alle jene Begebenheiten wurden jetzt wieder erneuert. Die Anhänglichkeit der Bewohnerinnen von Häuſern der Luſt oder des Elendes an die Ruſſen — ſpricht ſich darin ſehr deutlich aus, daß nach ihrem völligen Abzuge von hier, kurz ehe die Franzoſen einmarſchirten, eines dieſer berüchtigſten Inſtituts mit Haab und Gut ihnen nachzog — oder hatten die Nymphen etwa politiſche Partei genommen? Während dem dieſe Gäſte aber unſre Stadt bereicherten, klagte das platte Land laut über das Elend, das die Ruſſen über ſie verbreiteten. Dieſe Klagen wurden ſo laut und dringend, ſo oft wiederholt, daß Bennigſen unterm 18. Febr. folgendes Publikandum in der Zeitung und im Intelligenzblatt einrücken ließ:

„Es haben ſich viele Soldaten von der meinem Commando anvertrauten ruſſiſch-kaiſerlichen Armee ohne Urlaub entfernt, welche ſich theils hier in der Stadt theils auf dem Lande aufhalten. Jeder Einwohner wird daher hiemit aufgefodert, die bey ihm befindliche ruſſiſch-kaiſerliche Soldaten, welche nicht wirklich kommandirt, bleſſirt oder krank ſind, ohne den mindeſten Zeitverluſt zu arretiren, und an das nächſte ruſſiſch-kaiſerliche Commando zum weitern Transport an die Armee abliefern zu laſſen.

Für jeden aus der hieſigen Stadt abgelieferten oder angezeigten Soldaten, ſichre ich dem Ablieferer oder Anzeiger eine Prämie von einem Dukaten, außerhalb der Stadt und auf dem Lande aber eine Prämie von zwey Dukaten zu, welche gegen Vorzeigung des Ablieferungs- oder Anzeigeſcheines auf der Stelle bezahlt werden ſoll.

Königsberg, den $\frac{7}{19}$ Februar 1807.

Bennigſen.

Du wirſt Dich dieſer humanen Anzeige freuen, nicht aber darüber, wenn ich Dich verſichre, daß der Hinderniſſe ſo viele in den Weg gelegt wurden, daß es ſchien, als ob es Bennigſen mit ſeinem Publikandum nicht Ernſt war, oder daß ſeine Subalternen mehr Gewalt hatten, als er; der Erfolg war, daß kein ſtädtiſcher Einwohner mehr an die Erfüllung deſſelben dachte, und der Bewohner des platten Landes hatte ohnehin nicht den Muth dazu.

So ſtanden die Sachen, als die Franzoſen ſich an die Paſſarge gezogen hatten, Braunsberg beſetzten, woraus ſie den General Plötz mit leichter Mühe geworfen hatten, und ihre Vorpoſten ſchon eine halbe Meile dieſſeits der Paſſarge herumſtreichen ließen. Während dem lag der größte Theil der Ruſſen ganz ruhig hier und in der Gegend umher; kümmerten ſich, wie es ſchien, gar nicht darum, daß die Niederung vom Feinde beſetzt wurde, die Kornkammer unſerer Gegend; daß dadurch Danzig gefährdet ſey, und am Ende fallen müſſe; daß der Beſitz dieſer Veſtung alle Unternehmungen **Napoleons**, welche er etwa in der Folge noch treffen würde, begünſtigte, und alſo der Todesſtreich für Preußen ſeyn würde.

Während dem erlaubten ſich die Ruſſen Gewaltthätigkeiten, welche in der Regel nur von Feinden zu erwarten ſind. So machte das Hofpoſtamt in der Königsberger Zeitung vom 5. März 1807 die Anzeige, daß 2 Koſaken am 27. Februar Abends, einem vom Eſtaffetenritt zurückgekommenen Poſtillon, auf der Krämerbrücke — in dem bewohnteſten Theile der Stadt, ſein Pferd mit Gewalt abgenommen hätten, und bot eine Belohnung für die Entdeckung des Pferdes. Aber nicht nur zu plündern, ſelbſt zu eſcamottiren verſtanden unſre Freunde. Selbſt beym Verbinden wußten ſie ſehr geſchickt damit umzugehen, wie ſolches die Anzeige eines hieſigen Stadtchirurgus bezeugte, welche in der Königsberger Zeitung vom 12. März ſteht, daß ihm beym Verbinden der ruſſiſchen Verwundeten, ſein Verbindezeug mit ſilbernen Inſtrumenten entfremdet worden ſey.

Während dieſer Zeit war **Bennigſens** Hauptquartier nach Heilsberg verlegt, wie es in Zeitungen und andern öffentlichen Nachrichten hieß, befand ſich aber in der That noch hier; wenn auch der Chef gleich dort war, ſo war es doch der größte Theil der Staabs- und Subalternofficiere nicht, welchen es hier zu wohl zu gefallen ſchien, als daß ſie uns ſobald verlaſſen ſollten.

Durch ſie ward das Leib und Seele verderbende Hazardſpiel hier in allen Ständen allgemein und bis zur Wuth getrieben. Oeffentliche und Privathäuſer wurden Spiellöcher. Dieſes verächtliche Gewerbe verbreitete ſich endlich ſo ſehr, daß ſelbſt die niedrigſten Stände ihre Bierhäuſer hatten, wo Bänkchen gehalten wurden, bis endlich der Generallieutenant Rüchel, als oberſter Chef der Polizey, ein ſtrenges Verbot ausgehen ließ, um dieſem Unweſen ein Ende zu machen. Aber als ob die fremden, leidenſchaftlichen Spieler dieſes Verbot zu verhöhnen im Sinne hätten, ſpielten ſie am Tage des Verbotes im Parterre des Comödienhauſes vor Anfang des Stückes, ſelbſt noch in den erſten Scenen deſſelben. Endlich aber da die Furcht vor Strafe die Einheimiſchen zurückhielt, ſahen auch die fremden Gäſte ſich gezwungen, eine andere Reſſource zur Tödtung der Zeit aufzuſuchen, und fanden ſie bey den Flaſchen und gutwilligen Dirnen. Aber hiedurch wurde das Uebel nur ärger gemacht, und es fielen oft Auftritte vor, welche ganz dazu geeignet waren, dem Lande ſeine Beſchützer zu verleiden.

Die ſo hoch getriebene Theurung, eine Folge des ruſſiſchen Aufwandes; die wenigen zur Stadt gebrachten Lebensbedürfniſſe, eine Folge theils der ſchlechten Wege, theils auch der Verheerung auf dem platten Lande; die Unthätigkeit der ruſſiſchen Armee während eines ſo bedeutenden Zeitraumes, als zwiſchen den Schlachten von Eylau und Friedland verlief; endlich das Betragen derſelben — wenigſtens des größern Theiles derſelben in der Stadt — erregten den allgemeinen Unwillen, und nur die, welche von ihren Verſchwendungen Vortheil zogen, waren nicht ganz unzufrieden mit ihnen; doch vertauſchten die Speiſewirthe nach und nach ihre ſilbernen Löffel mit zinnernen, weil mehrere der erſten verſchwunden waren, ohne daß man ihrer wieder hatte habhaft werden können. Doch gab es unter dem ruſſiſchen Officiercorps auch ehrenvolle Ausnahme. So erinnere ich mich, daß der ruſſiſche Obriſt von F... einſt in einen Mantel gehüllt, an einem öffentlichen Orte ſaß, wo mehrere preußiſche Officiere verſammelt waren, und ohne ihn zu bemerken, ihre Bowle Punſch leerten. Einer ihrer Geſellſchaft machte die Bemerkung, wie es der Sache eine ganz andere Wendung geben könnte, wenn Oeſtreich jetzt zuſchlagen wollte. „Auf Ehre, Heer Bruder,“ fiel ihm einer in die Rede, „wir brauchen die Oeſtreicher nicht, wir brauchen ſelbſt die Ruſſen nicht, auf Ehre! wir allein würden mit den Franzoſen fertig.“ — Ruhig hörte von F... das an, und erſt als die preußiſchen Officiere ſich entfernt hatten, ſtand er auf, ſtellte ſein Glas hin, und ſagte, indem er wegging: „Curiöſe Herren! Wenn ſie uns nicht brauchten, wozu denn unſre Köpfe nach Eylau geſchleppt?“ — Die Tugend der Beſcheidenheit, welche unſern Truppen, ſelbſt nachdem ſie eine ſo bedeutende Lehre über dies Capitel bekommen haben, dennoch im Ganzen ſo ſehr abgeht, iſt bey den Ruſſen überhaupt zu Hauſe. Da ich ihrer Sprache mächtig bin, und alſo mehr Gelegenheit hatte, als Hunderte meiner Mitbürger, ihre Geſellſchaft genießen zu können, ſo muß ich doch der Wahrheit zur Steuer bekennen, daß ich nie eine Prahlerey von ihnen gehört habe. Selbſt die verdienten Lobſprüche, welche man ihnen verdientermaßen ihrer Bravour wegen machte, nahmen ſie ſo beſcheiden als [illegible] ich an, und nicht ſelten habe ich Officiere laut [illegible], mit Wärme verſichern hören: Wenn wir bey Eylau geſiegt haben, ſo that dieß bloß die ausdauernde Feſtigkeit des gemeinen Mannes, ſeine Unerſchütterlichkeit, ſein ſtrenger Gehorſam gegen die Befehle ſeiner Obern. Die Anhänglichkeit der Ruſſen an ihren Monarchen, ſelbſt des gemeinſten Mannes, der ihn vielleicht nie geſehen hatte, iſt die zweyte treffliche Eigenſchaft dieſer Nation. Mehreremale habe ich, bey meinen Functionen in den Hoſpitälern, die Verwundeten, bey Amputation eines Gliedes oder ſonſt einer ſchmerzhaften Operation, zur Unterdrückung ihrer Schmerzen rufen hören: Es lebe Alexander! — Freund, was könnte mit einer Armee, beſeelt von dieſem Geiſte, ausgerüſtet mit dieſer phyſiſchen Kraft, Beſchwerden aller Art zu ertragen; von Jugend auf gewöhnt, alle Entbehrungen für nichts zu achten; mit dieſem blinden Befolgen der Befehle; mit dieſer frommen Reſignation ſelbſt am Rande des Grabes, was könnte, ſag' ich, mit einer ſolchen Armee ausgerichtet werden! Und was geſchah durch ſie? O warlich, der Kaiſer von Rußland könnte mit mehrerm Rechte als jener römiſche Kaiſer von ſeinem Feldherrn ausrufen: O Benniaſen, Bennigſen, gieb mir meine Legionen wieder. Warlich, je mehr ich über dieſen Feldherrn nachdenke, um ſo mehr muß ich das Urtheil meines letzten Briefes wiederholen, wenn ich nicht zu Unbegreiflichkeiten meine Zuflucht nehmen will. Adjeu!

Königsberg, den 17. May 1807.

Die Prinzeſſin von Solms, Schweſter unſrer mit Rechte herzlich geliebten und höchſt verehrten Königin, hatte Königsberg nicht verlaſſen; am 12. April kam auch die Königin hier an, und trat bey ihrer Schweſter ab. Sie führte das eingezogenſte Privatleben. Wohlthun und Menſchenliebe füllten ihre Tage. Sie ſuchte, ſo viel ſie es vermochte, ſo weit es die zarte Weiblichkeit erlaubte, das Elend zu verſüßen, das der Krieg in ſeinem Gefolge mit ſich führt: ſorgte mit unabläßlichen Bemühungen, mit anſehnlichen Unterſtützungen für die Verwundeten, unterſtützte die Nothleidenden. Sie beſuchte kein Schauſpiel, bey ihr wurden keine Concerte und Bälle gegeben; aber jeder, dem wie mir das Glück ward, ſich ihr zu nahen, muß es bekennen, daß ſie, oder noch nie ein Weib auf Erden, dem hohen Ideale der ſchönſten Weiblichkeit nachkam. Mächtig nicht, aber ſanft bezaubernd war der Eindruck, den ſie auf jeden Großen und Kleinen, Fremden und Einheimiſchen machte, ans Herz dringend die Ruhe, die Ergebung, mit der ſie ihr Unglück trug, und nur die äußerſte Verworfenheit, das ſprach ihr ſanfter, himmliſcher Blick, iſt im Stande, dieſes Muſter ihres Geſchlechtes zu ſchmähen. Groß iſt die Macht des Unglücks, größer, wenn es einen der Herrſchenden trifft, am größten wenn dieſer Herrſcher zu ſeyn verdient, und warlich das iſt der Fall mit Louiſen; auch in einer Hütte gebohren, wäre ſie Königin, auch ohne Königin zu ſeyn, huldigte ihr jedes fühlende Herz.

Auch der König war einige Tage hier, als Alexander aus Rußland in Preußen und bey ſeinem Heere angekommen war. Aber die Hoffnung, letztern hier zu ſehen, mit der wir uns ſo ſehr ſchmeichelten, war vergebens, er blieb bey der Armee. Die Zahl der Ruſſen begann ſich hier nach und nach denn doch ſeit der Ankunft des Monarchen, zu mindern, nicht ſo aber ein heftig graſſirendes Nervenfieber, welches uns durch die Menge der in den Kirchen und allen großen Sälen liegenden Kranken und Verwundeten, deren höchſte Anzahl ſich an 23000 belaufen haben ſoll, herbeygeführt wurde. Reinlichkeit, das Bedürfniß des gebildeten Menſchen, iſt ſelten beym gemeinen Manne einheimiſch, beym ruſſiſchen gemeinen Manne aber ſeltner noch, als bey andern; was Wunder alſo, wenn die Luft, beynahe möcht' ich ſagen, durch den Aufenthalt ſo vieler Kranken verpeſtet wurde; die große Sterblichkeit unter ihnen hinderte, bey dem Mangel an nöthigen Menſchen, das ordentliche Begraben derſelben, ſie wurden oft nur dünne mit Erde bedeckt, und verurſachten noch nach ihrem Tode die ſchädlichſten Ausdünſtungen.

Während dieſer ganzen, uns beynahe zur Ewigkeit gewordenen Pauſe der Unthätigkeit, ſtanden unſre Truppen dieſſeits der Paſſarge, und beobachteten den Feind, während dem die Franzoſen jenſeits ſich täglich mehr beveſtigten, und ihre Poſitionen unangreifbar zu machen ſuchten. Am allerunbegreiflichſten bleibt es, daß für den Entſatz von Danzig gar nichts gethan wurde, daß man ruhig zuſah, wie die Franzoſen ſich auf der Nehrung feſtſetzten, und unſre Landcommunication mit Danzig unterbrochen wurde; jedem, der nur etwas deutlich ſah, mußte es hell werden, wie der Tag, daß wir nun auch bald zur See nicht mehr nach Danzig würden kommen können. Hier iſt der Punkt, wo man Rüchel n anzuklagen pflegt, und oft hart beurtheilt; daß man ihm Unrecht thue, glaube ich behaupten zu können — indeſſen hat ſeine Lebhaftigkeit doch manchen Feind ihm geſchaffen. Er war Kriegsminiſter von Preußen geworden, auf ſeinen Kopf war alles berechnet, in ſeinen Händen lag das Heil des Staates, von ſeinen Diſpoſitionen allein war etwas zu erwarten. Hatte er ſchon darin gefehlt, daß er einem Rouquette *) die Vertheidigung eines ſo wichtigen Poſtens, als die Nehrung, überließ, ſo fehlte er noch weit mehr darin, daß er, als der General Plötz, den er ſelbſt ganz und gar nicht zu achten ſchien, eine ſo bedeutende Stellung, als Braunsberg und die Ufer der Paſſarge waren, verloren hatte, nicht ſogleich Anſtalt machte, dieſen Fehler wieder zu repariren — denn war Danzig verloren; ſo ergab es ſich von ſelbſt, daß jetzt erſt Napoleon alle ſeine Unternehmungen mit Nachdruck führen konnte. Und für Danzigs Entſatz geſchah nichts, gar nichts. Man unterhielt uns indeſſen in den Zeitungen mit Nachrichten aus Berlin und der Mark, wie zum Beyſpiel in Nro. 36 vom 4. May 1807;

Berlin vom 4. April.

„Ein wahres Troſtwort iſt unter uns plötzlich erſchollen. Von Mund zu Mund geht das Gerücht: ein Streifcorps Preußen ſey, wie vom Himmel, in Perleburg, Kyritz und Havelburg angekommen.“

Mit ſolchen Tröſtungen ſollte der Vaterlandsgeiſt hier entflammt werden; denn daß er wirklich unter den wenigen, des Gefühles für Vaterland Fähigen, da war, iſt keine Frage, und ſelbſt die, welche ſich dem Indifferentismus in die Arme warfen, würden, hätte man die Mittel ſie zu exzitiren verſtanden oder verſtehen wollen, von ihrer Schlaffheit erwacht ſeyn. Schröter,

---

*) Unwahre Vorwürfe!

indem ich Dir dieſen Namen nenne, hab' ich Dir einen Mann genannt, welcher ſelbſt Vaterlandsliebe beſitzt, und wie Rüchel gern jeden davon begeiſtert ſehen möchte. Was iſt, ſeit dieſer Mann Miniſter iſt, nicht alles für unſre Provinz geſchehen? *) Hoym ſorgte für Schleſien; Hardenberg für die fränkiſchen Provinzen; Voß in der kurzen Zeit, da er unter der vorigen Regierung an der Spitze dieſes Departements ſtand, für Südpreußen — das eigentliche Preußen, die Wiege des Thrones, war in die Hände eines Mannes gegeben, welcher von ganzen Herzen das Gute wollte. Ihm haben wir ſo vieles Gute zu danken, daß er noch mehr thun konnte, dazu fehlten ihm die Mittel.

Unſre Straßen ſind die erbärmlichſten, die es geben kann; wir haben in der Stadt eine nächtliche Beleuchtung, die nicht elender ſeyn könnte; unſre Landſchulen taugen nichts, und die Akademie — während für andere Summen verwendet worden, um ſie zu heben und ihrem Endzwecke näher zu bringen, ſchien die unſre völlig vergeſſen zu ſeyn. Die einzige königliche Wohlthat, deren ſie ſich rühmen kann, iſt eine Reparirung des Daches, durch welches es an verſchiedenen Stellen ſchon regnete, und eine Sammlung von Klyſtierſpritzen, Bandagen und dergleichen, wie ſie allenfalls einem verarmten Dorfchirurgus nützlich ſeyn oder wenigſtens zur Parade dienen könnten. Aber dieß iſt nicht Schröters Schuld.

Er ſuchte die allgemeine Noth möglichſt zu mildern und ſorgte dafür, daß die armen Officianten, der

---

*) Schröter hob die Naturaldienſte bey den Aemtern auf, und organiſirte Neuoſtpreußen auf eine muſterhafte Art. Confer. V. S. 1ſter Theil. Note d. R.

Soldat und andere auf gewiſſen, ärmlichen Gehalt geſetzte Menſchen, die Armuth, ewig die größere Zahl, bey den hohen Getraidepreiſen leben konnten. Ohne ihn wäre es kein Wunder geweſen, wenn alle Anhänglichkeit an den Thron geſchwunden wäre, wenn die Nation, oder doch wenigſtens dieſer Theil derſelben, ſich nach einer Veränderung geſehnt hätte, in der ſie Verbeſſerung hoffte? und doch muß ich zur Steuer der Wahrheit geſtehen, es war nicht ſo. Warm hing in dieſer Zeit der Noth der Bürger am Monarchen, ſo ſehr er auch zagte; aber eben dieſes Zagen bezeugte ſeine Anhänglichkeit. Er konnte nicht wie Hardenberg in Franken, für das Land ſorgen, den freyen Verkehr der Städte befördern, die Heerſtraßen verbeſſern, Landſchulen errichten, den Glanz der Akademie heben, das Schickſal der Beamten ganz erleichtern. Er konnte nicht — in dieſem einzigen Worte liegt Alles, was den preußiſchen Staat dahin gebracht hat, wohin er leider gekommen iſt, an den Rand des Abgrundes — und wo iſt die allmächtige ordnende Hand, welche Licht in dieß Chaos bringen, und unſern Staat wieder in die Reihe der Staaten, welche mehr als Provinzen mächtigerer Nachbarn ſeyn ſollen, zurückführen kann?

Ich will Dir nur ein Beyſpiel geben, wie man oft verfuhr:

Als im vorletzten Kriege unſere Truppen auf den Kriegsfuß geſetzt wurden und ausmarſchirten, um der Schlacht bey Auſterlitz zuzuſehen, wurden die Vorräthe für dieſes Corps gegen Kammerpreiſe ausgeſchrieben und geliefert. Die Truppen marſchirten, wie bekannt, wieder in ihre Quartiere zurück, ruhten ſich aus — Der Krieg begann, ſie marſchirten neuerdings; neue Lieferungen wurden ausgeſchrieben, ehe die alten noch bezahlt waren. Daß dieß die Gemüther empörte, iſt natürlich, beſonders da die Exportation in dieſer Zwiſchenzeit nicht unbedeutend war, und alſo mancher ſeine Naturallieferungen mit baarem Gelde bezahlen mußte; und doch war dieſer Unwille, wenige Fälle ausgenommen, immer in den Schranken geblieben, welche die Anhänglichkeit an den Thron um alle Bewegungen des Unterthanen ziehen.

Rüchel, deſſen militäriſche Talente ich hier nicht in Betrachtung zu ziehen habe, war keinesweges geeignet, Gouverneur einer Stadt, wie Königsberg, zu ſeyn, in der der Handelsſtand die erſte Claſſe der Bürger ausmacht. Er behandelte Civilobrigkeiten, ſo wie mehrere angeſehene Einwohner äußerſt rauh, verſcheuchte ſo jeden von ſich, der in der wohlgemeynteſten Abſicht ihm ſich nahen wollte, aber, die Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft fürchtend, wegblieb, und manches Gute blieb ungeſchehen. So weiß ich, daß einer der erſten Männer unſerer Stadt, kurz nach dem Falle Danzigs, im Begriffe war, zu ihm zu gehen, um ihm den Vorſchlag zu thun, die vor der Stadt liegenden Wind-, meiſtens Schneidemühlen, abbrechen zu laſſen, ſie ſelbſt, nebſt dem Holzvorrathe, der ſich da befand, in die Stadt bringen zu laſſen, damit gerettet würde, was zu retten war; aber **Rüchels** rauhe Gemüthsart, ſeine bekannte Verachtung des Bürgerſtandes, hielt ihn davon ab, und dieſe Mühlen wurden 24 Stunden vor der Beſetzung Königsbergs verbrannt, und der Stadt ein Schaden von mehr als einer Million Thaler zugefügt.

Königsberg den 17ten Junius 1807.

Am 28ſten May wurde die Uebergabe von Danzig durch die Zeitungen bekannt gemacht; allein mit der Bemerkung, daß dieſer Platz keinen eigentlichen Militärwerth, keinen eingreifenden Einfluß auf die Kriegsoperationen habe, und nur wegen deſſen Senſation auf einen großen Theil des Publikums wichtig ſeyn würde. So redete unſere Zeitung, oder vielmehr Rüchel, in deſſen Büreau jetzt die Redaktion dieſer Zeitung war. Anders aber ſprach der Blick des Beobachters, welcher in Danzigs Fall den Verluſt aller Städte bis an die Memel vorausſehen konnte, vorausſehen mußte, da der Beſitz von Danzig alle Beſitzungen der Franzoſen, und beſonders den der reichen Niederung, ſicherte, und die franzöſiſche Armee mit Vorräthen aller Art verſorgte. Bald waren auch dieſe Vorherſagungen in Erfüllung gegangen, denn ſchon am 13ten Juny näherten ſich die Franzoſen unſerer Stadt. Am 12ten Abends kam die Nachricht hier an, daß die Franzoſen, in Folge der verlornen Schlacht bey Heilsberg, ſich eilig von der Paſſarge zurückzögen, daß die ſchwarzen Huſaren ſchon Braunsberg beſetzt hätten; aber, wie es mit allen unſern fröhlichen Ausſichten ging, der andere Morgen ſchon trübte ſie, und überzeugte uns vom Gegentheile. Am 13ten Vormittags kamen Landleute mit Sack und Pack in die Stadt geeilt, welche vor den nur noch anderthalb Meilen von Königsberg entfernten Franzoſen geflohen waren, und wirklich konnte man, bald nach dieſen Trauerboten, von den Thürmen den Anmarſch derſelben ſehen. Es wurden nun in Eile alle Anſtalten zur Vertheidigung der Stadt gemacht; eine neue Schanze, welche in der Zwiſchenzeit der Schlacht von Eylau bis jetzt aufgeworfen worden war, wurde, da ſie noch nicht völlig beendigt, beſonders an Palliſaden noch Mangel war, zu Ende gebracht. Hunderte von Arbeitern waren die ganze Nacht durch damit beſchäftigt, und es wurde Brod, Fleiſch und Branntewein unter ſie ausgetheilt, damit die Arbeit nur ſchneller von Statten ginge. Endlich mit dem früheſten Morgen des 14ten begannen die Kanonen zu krachen. Ich war mit einem guten Tubus auf dem Schloßthurme, von dem man eine ziemliche Strecke überſehen konnte. Das Kanonenfeuer dauerte fort, das Feuern der kleinen Gewehre mengte ſich darein; eine der Vorſtädte, Naßgarten genannt, aus welcher wir bisher Milch, Eyer und Gemüße bekommen hatten, wurde von unſern Truppen angezündet, und während das Feuer der der Stadt zunächſt gelegenen Häuſer in Flammen und Rauchſäulen in die Luft wirbelten, drangen die Tirailleurs der Franzoſen in die am Ende dieſer Vorſtadt gelegenen Häuſer, wo ſie Poſto zu faſſen ſuchten. Man konnte es deutlich ſehen, wie ſie hie und da unſere Schützen, welche ſich draußen vertheilt hatten, niederſchoſſen oder auch von ihnen niedergeſchoſſen wurden. Das Feuern dauerte fort, bis die Nacht Einhalt zu machen befahl, welche dießmal aber wenigen Menſchen zur Ruhe winkte, da die dem Thore, vor dem die Franzoſen ſtanden, am nächſten gelegenen Einwohner die ganze Nacht durch mit ihren Habſeligkeiten in entferntere Gegenden der Stadt ſich flüchteten.

Am 15ten des Morgens hörte man nur einzelne Schüſſe, und auch dieſe verſtummten endlich. Dieß wurde Anfangs auf den Abzug der Franzoſen gedeutet, welche, während Napoleon bei Friedland ſich mit Bennigſen ſchlug, geſonnen wären, Königsberg durch einen coup de main zu überrumpeln; Bennigſen habe einen Courier hieher geſchickt, daß er ſeines Sieges gewiß ſey, indem die Franzoſen ſchon wichen; und ferner: wenn Königsberg ſich hielte, ſo würden die Truppen, welche von Napoleon hieher detaſchirt wären, ſich unumgänglich zu Gefangenen ergeben müſſen. Möglich, daß etwas an dieſem Gerüchte war, und dann mußte Rüchel, wollte er ſeine Pflicht erfüllen, thun, was er that, mußte die Mühlen abbrennen laſſen, unter welchen und um welche der Feind ſich ſetzen konnte. Litten auch die begütertſten Bewohner der Stadt durch dieſen Brand, ſo war es doch unmöglich, das Wohl des Einzelnen zu betrachten, wo von dem Ganzen die Rede iſt. Jene übel verſtandenen und übel angewandten Grundſätze von Humanität, welche ſich durch fade Romanſchreiber erſt in die Herzen und Köpfe der Weiber, von ihnen auf die Männer, leider in allen Claſſen verbreiteten, alles verweichlichten, die Erziehung verdarben, uns männliche Kraft raubten, die Männer zu Weibern, die Soldaten zu Dienern der Weiber machten, müſſen da durchaus verbannt ſeyn, wo von einem anvertrauten groſſen Ganzen die Rede iſt. Dieß bedachten die Menſchen nicht, oder konnten es nicht bedenken, weil ſie ſelbſt in dieſer erbärmlichen Schule erzogen ſind, welche Rücheln nicht nur tadelten, ſondern ſich ſogar in Schmähungen über ihn ergoſſen; unter ihnen waren ſogar Männer vom Metier. — Sollte es — erlaube mir hier eine Digreſſion zu machen — ſollte es nicht gerathener ſeyn, wenn

die

die Standquartiere unſerer Regimenter nicht vom Vater auf den Sohn vererbten, ſondern abgewechſelt würden? Der Nachtheil, den dieſe ewig feſten Standquartiere bringen, iſt Anhänglichkeit des Soldaten an die Stadt und die Städter, in der er und unter denen er lebt, und weniger Anhänglichkeit an den Staat, von dem die Stadt ſeines Aufenthaltes nur einen Theil ausmacht. Er verheyrathet ſich; hat er ein Gewerbe, ſo treibt er es, da ihm der Weg dazu vor andern Bürgern erleichtert iſt; er bekommt mit ſeinem Weibe Anverwandte, durch ſeine Arbeit Kunden, und ſucht nun bey erſter Gelegenheit ſeinen Abſchied zu erhalten, um in ſeiner lieben Stadt mit ſeinen Angehörigen ein honettes Philiſterleben führen zu können. Die Officiere, beſonders ſobald ſie Compagnien haben, kaufen ſich Häuſer, Gärten, richten ſie nach ihren Launen, nach ihrer Bequemlichkeit ein, haben ihre beſtimmten Plätze zu ihren Whiſt- oder l'Hombre-Parthieen, die ſie nicht verſäumen, gewöhnen ſich an dieß häusliche Leben, und kömmt die Marſchordre, ſo fühlen ſie ſich unglücklich. Allen dieſen Inkonvenienzen würde durch öftere Wechſelung der Standquartiere abgeholfen. Officiere und Soldaten hingen nur am Throne allein, ſie lernten wechſelſeitig die Provinzen kennen, aus denen der Staat beſteht; manches Vorurtheil, was eine dieſer Provinzen gegen die andere hat, würde ſchwinden, und es endlich dahin kommen, daß der ganze Staat nur eine Familie ausmachte. Doch genug von dieſer Ausſchweifung, zu welcher ich durch die Klagen von Officieren ſelbſt, über Rüchels Verfahren gekommen bin. Ich gehe wieder zur Hauptſache zurück.

Am 14ten waren ein paar Granaten in die Vorſtadt, welche innerhalb des Thores liegt, geflogen, hatten aber keinen Schaden gethan, ſo wie denn überhaupt von den Bürgern niemand, von dem Militair aber nur ſehr wenige getödtet oder verwundet worden waren. Unter dieſen Letztern befand ſich der Lieutenant von M., welcher während der ganzen Zeit dieſes freylich nur kurzen Krieges mit der größten Auszeichnung gedient hatte, und man möchte beynahe ſagen: von der letzten Kugel, welche in dieſem Kriege ihren Lauf verlaſſen hatte, verwundet worden war. Er ſtarb erſt nach drey Monaten an den Folgen dieſer Verwundung.

Am 14ten des Mittags retirirte die Artillerie in der größten Eile durch die Vorſtadt in die Stadt, und allgemein hieß es, daß der Feind ihr auf den Ferſen folge, als Leſtock ihnen begegnete, rechts um kehrt euch machen ließ, und ſie eben ſo ſchnell wieder vorwärts kommandirte, als ſie rückwärts gegangen waren.

Am 15ten gegen Mittag zogen alle preußiſchen Truppen durch die Stadt, mit Ausnahme einiger wenigen, beſonders ſchwarzen Huſaren, welche aber eher dazu beſtimmt zu ſeyn ſchienen, ein Augenmerk auf unſre Freunde, die Ruſſen, als auf unſre Feinde zu haben. Um 4 Uhr waren ſchon die Bürger auf den Wachen; Rüchel war abgezogen, und in welcher Unordnung alles war, möge Dir dieß zum Beweiſe dienen, daß der Platzkommandant um 5 Uhr noch zu ihm wollte, ſich Ordres zu holen, und als man ihm ſagte, daß Rüchel ſchon vor einer Stunde abgegangen ſey, ausrief: „Ey du mein Gott, er hat mir ja kein Wort davon geſagt!“

Endlich verließ uns auch der Einzige, der uns übrig geblieben war, auf den in dieſen Stunden der Angſt aller Augen gerichtet waren, der alte ehrwürdige Leſtock. Ich ſah Thränen aus ſeinen Augen träufeln, als er nun zum Letztenmale durch die Straßen ritt. Es war ein rührender Anblick, den alten ehrwürdigen Greis, der vor ſo vielen andern die Ehre der preußiſchen Waffen aufrecht erhalten hatte, mit ſeinem Silberhaare von den Bürgern, welche auf jedem Schritte ſein Pferd umgaben, Abſchied nehmen zu ſehen, wie er ihnen Troſt zuſprach, wie er auf ſeine Ehre — in ſeinem Munde ein vielgeltendes Wort! ſo ſehr es übrigens, vielleicht durch den zu häufigen Gebrauch, abgenutzt war — verſicherte, daß er zum Beſten der Stadt gethan habe, was in ſeinen Kräften geſtanden hätte; daß die Königsberger ſein Andenken erſt dann ſegnen würden, wenn er nicht mehr unter ihnen wäre, und wie die durch Thränen erſtickten Stimmen ihm zuriefen: „Gott walts, Vater Leſtock!“

Nun flüchtete alles, was die Ankunft der Franzoſen nicht erwarten wollte. Officiere, welche an der Saale und der Elbe entlaſſen waren, wanderten mit ihren Bündeln auf dem Rücken zum Thore hinaus, und als nun alles fort war, die ganze Stadt einer großen lebloſen Einöde glich, und man nur einzeln Menſchen gewahrte, welche, den Kopf zur Erde gebeugt, trauernd umherſchlichen, da ſtand ich am herannahenden Abende dem Schloſſe gegenüber. Welche Erinnerungen! welche Ideen weckten ſie in der Seele! Aus den Fenſtern dieſes Schloſſes hatte der erſte König von Preußen geſehen, als er die Glückwünſche ſeines Volkes, der erhaltenen Krone wegen, annahm; aus den Fenſtern dieſes Schloſſes hatte ſchon einmal eine fremde Macht, die Ruſſen, im ſiebenjährigen Kriege, ihre Wappen und Fahnen ausgeſteckt; vor den Fenſtern dieſes Schloſſes waren, nach dem feyerlich verkündeten Siege von Pultusk, Hunderte von Menſchen verſammelt, dem Könige und der damals ſchon ſehr kranken Königin, welche ſich an den Fenſtern zeigten, Heil und Segen zu wünſchen; aus den Thoren dieſes Schloſſes hatte man die todtkranke Königin gebracht, als ſie zum erſtenmale Königsberg verlaſſen mußte, und jetzt ſtanden die weinenden Patrioten an der Schwelle dieſes Schloſſes; es war als ob man am Grabe ſtünde, in das nun bald die Leiche eines lange verehrten Mannes geſenkt werden ſollte. Wir ſahen dem Momente entgegen, da die Frucht einer hundertjährigen Arbeit zu Grunde gehen, da alles, was der größte Mann ſeines Jahrhunderts für ſein Land gethan, aus der Reihe der Thaten vertilgt werden ſollte. So ſtanden wir in dumpfem Hinbrüten, welches am Ende völlige Gedankenloſigkeit, ein Schweben zwiſchen Leben und nicht Leben wurde, als auf einmal, es war zwiſchen 9 und 10 Uhr, ein Zuſammenlaufen, Zuſammenrotten, ein Hin- und Herdrängen vieler Menſchen uns erweckte.

Es wurden Schanzarbeiter aufgeboten, um an und vor dem Brandenburger Thore, wo die Franzoſen ſtanden, Schanzen aufzuwerfen, während die ruſſiſchen Truppen, nebſt den wenigen Preußen, zum Gumbienſchen Thore ausmarſchirten, um, wie es hieß, den zurückweichenden Franzoſen in die Seite zu kommen. Niemand konnte ſich dieß erklären, mehrere murrten, einige ſchrieen laut dagegen; die wahre Urſache dieſer Bewegungen war nur wenigen bekannt; es war eine der Anſtalten, für welche

Leſtock bis in die ſpäteſten Tage von unſerer Stadt geſegnet werden muß.

Bekannt mit der Verfahrungsweiſe unſrer Alliirten, ſchien dieß ihm das einzige Mittel, die Stadt vor dem Unglücke zu bewahren, das ſie betroffen haben würde, wenn die Ruſſen es gewußt hätten, daß ſie die Stadt verlaſſen müßten, daß ſie vor dem Feinde retiriren. Denn wer kann in einem ſolchen Augenblicke dem Strome der empörten Menge Einhalt thun? wer iſt da im Stande, das Machtwort, das die Militairmaſchine belebt und erhält: „Subordination“ aufrecht und in ſeiner Würde zu erhalten? Dieß wußte Leſtock, und darum verſetzte er die Stadt in ein augenblickliches Erſchrecken, um ihr Jammerſcenen zu erſparen, deren Folgen nicht ſo leicht vorüber gegangen ſeyn würden, als dieſe bald entflohene Furcht.

Nach 10 Uhr war kein Soldat mehr in der Stadt, die Bürger waren auf den Wachen, und verſahen die Patrouillen. In allen Häuſern, welche feſt verſchloſſen waren, brannten Lichter; wir hatten wieder ein ſchlafloſe Nacht in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, da von den Punkten der Uebereinkunft ſo gar nichts bekannt war; wir hatten alles zu fürchten, und bebten in dieſem martervollen Zuſtande dem Morgen entgegen, als am 16ten Morgens früh gegen 5 Uhr die erſten Franzoſen hier einrückten. Lebe wohl!

Königsberg den 23. Juny 1807.

So früh es, nach der hieſigen Sitte, am Tage war, ſo glaube ich doch, daß der fremdtönende Trommelmarſch nur äußerſt wenige Menſchen aus der Ruhe weckte, es müßte denn irgend ein apathiſches Weſen geweſen ſeyn, das ſeit dem ſchrecklichen Zeitraume vom 14. Oktober alle die traurigen Ereigniſſe, welche Thron und Vaterland betroffen hatten, nicht zu fühlen im Stande war; es müßte denn einer von jenen Menſchen geweſen ſeyn, welche des Falls ihres Vaterlandes ſich freuten, oder noch jetzt ſich in ſüße Träume wiegen konnten, wie jener war, der am geſtrigen Abende, als ich wehmüthig ihm ſagte: „Wir ſtehen am Grabe Preußens!“ antwortete: „Mein Freund, ſeiner Auferſtehung ſehen wir zu!“ – — —

Die erſten einmarſchirenden Truppen betrugen ſich beſſer, als es mancher erwartet hatte. Sie zerſtreuten ſich zwar in den dem Paradeplatze am nächſten gelegenen Straßen und Häuſern, forderten Frühſtück, beleidigten doch aber keinen Menſchen, wenn man ihnen das Verlangte gutwillig reichte.

Von Stunde zu Stunde kamen mehrere Truppen; der Commandant von Königsberg wurde bekannt gemacht: es war der General Eſtenbenrat; allein er blieb es nur vier Tage; ſein Nachfolger war der General Henriod, und war es der Marſchall Soult oder der Gouverneur der Stadt, General Savary, welcher ihn in dieſer Eigenſchaft uns gab, ſo iſt es Pflicht, die Wahrheit zu bekennen, daß wir dieſer Verfügung den herzlichſten Dank ſchuldig ſind.

Nicht genug zu rühmen iſt die Thätigkeit, Unermüdlichkeit und Humanität — hier war ſie an ihrer Stelle — mit welcher Henriod den ſchweren Verpflichtungen ſeiner Stelle oblag. Von Morgens früh bis Abends ſpät wurde ſeine Wohnung nicht leer von Menſchen, welche irgend etwas von ihm zu erbitten hatten; der eine glaubte Urſache zu haben, ſich über das Betragen ſeiner Einquartierung zu beklagen, dem andern hatte die zu dieſem Endzwecke niedergeſetzte ſtädtiſche Commiſſion zu viel Einquartierung gegeben; und alle, auch den geringſten Mann, hörte er mit der größten Bereitwilligkeit an, ließ ſich ihre Klagen verdollmetſchen, und half ihnen mit jener Schnelligkeit und Gewißheit ab, welche alle Geſchäfte der franzöſiſchen Büreaus, die ich zu beſuchen Gelegenheit hatte, ſo ſehr charakteriſirten.

Da in den erſten Tagen die Furcht vor den feindlichen Soldaten allgemein war, ſo drängte ſich alles ins Büreau des Commandanten, wo Sicherheitskarten gegen Erlegung eines Thalers ausgefertigt wurden.

> „Il est expressément ordonné à tous militaires français de respecter les personnes et les propriétés de cette maison.“

So lauteten dieſe Karten, welche ich hier mit gewiſſenhafter Treue kopirt habe. Für die entlegenen Häuſer waren dieſe Affichen nicht ohne Werth, ſo wenig man ihrer in der Stadt bedurfte, wenigſtens in den volkreichen Theilen derſelben.

Eine Anekdote bey dieſer Gelegenheit:

Als die erſten Kriegsgefangenen hier eingebracht worden waren, ward ein ſchwer verwundeter Officier ins Haus einer hieſigen Dame gelegt, welche ihn mütterlich pflegte. Bey ſeinem Abgange hinterließ er ein Blatt, worin er jeden franzöſiſchen Militair bat, das Haus, in dem er der Wohlthaten ſo viele genoſſen, zu reſpektiren. Dieſes Blatt zeigte die Dame bey Henriod vor, und erhielt augenblicklich eine unentgeldliche Sauvegarde.

Ein altes Mütterchen kam und beklagte ſich, daß ihr von der Commiſſion der Einquartierung drey Mann eingelegt worden wären, welche zu erhalten ihr unmöglich ſey, da ſie ſich ſelbſt kaum ernähren könne. Henriod gab ihr einen Zettel an dieſe Commiſſion, wodurch ſie völlig befreit werden ſollte; allein nach einer Stunde kam ſie ſchon wieder, und jammerte, daß ſie gar nicht gehört würde, weil der Arbeit dort ſo viele wäre, und Henriod ſandte einen Officier mit ihr, welcher ihren Bitten Eingang verſchaffte.

Dagegen aber wurden auch ſtrengere Maßregeln genommen. So ſtand an der Spitze der Zeitung vom 22. Juny:

> „Gemäß der Anordnung Sr. Exzellenz des Kayſerlich-Franzöſiſchen Herrn Reichsmarſchalls Soult wird hiermit bekannt gemacht, daß jedermann, er ſey weß Standes und Nation er wolle, der ſich beygehen laſſen ſollte, Gewaltthätigkeiten gegen franzöſiſche Militairperſonen auszuüben, ſogleich verhaftet, und auf Befehl der franzöſiſchen Generalität mit dem Tode beſtraft werden ſoll.“

Da keine Kehrſeite dieſer Anordnung bekannt gemacht wurde, ſo kannſt Du Dir denken, welches Schrecken ſie verbreitete, und wie ſie ganz dazu geeignet war, Schrecken zu erregen. Lebe wohl!

Königsberg den 30. Juny 1807.

In meinem letzten Briefe habe ich Dir den allerdings erſchreckenden Befehl der Franzoſen bekannt gemacht; bald zeigten ſich die Folgen deſſelben.

Am 22. war jener Befehl durch die Zeitungen proklamirt, am 23. ſchon — alſo am Tage darauf — war ein Anſchlagezettel an allen Ecken zu leſen, welcher von dem Urtheile einer Militairkommiſſion über Gottlieb Ruth, Thorwächter, und Georg Walthener, Bedienter, beyde im Schloſſe zu Carmitten, Nachricht gab, welchem gemäß erſterer zum Tode verurtheilt, letzterer aber frey geſprochen wurde.

Ihm folgte ſchnell, ſchon am 27ſten, eine andere Verurtheilung über neun Individuen: Johann Georgeſohn, David Puttwitz, Michel Kronat, Gottfried und Chriſtoph Kerſten, Gottfried Stennard, Gottfried Rottchen, Gottfried Marotzig und Michel Luttgen, ſämmtlich Bauern und Einwohner des Dorfes Milgen, welche angeſchuldigt wurden, alle zuſammen an dem Morde von zwey Eleven der franzöſiſchen Artillerie Antheil gehabt zu haben. Ein zehnter, Michel Kemp, hatte ſich frühzeitig aus dem Staube gemacht. Von dieſen Inkulpaten wurden drei, nebſt dem abweſenden Kemp, zum Tode verurtheilt, und das Urtheil an denen, welche anweſend waren, vollſtreckt, die übrigen aber frey geſprochen.

Am 30ſten eben dieſes Monates war wieder ein Anſchlag an allen Straßenecken zu leſen, welcher uns von einem dritten Militärurtheile über zehn andre Einwohner des Dorfes Legnitten, im Amte Brandenburg gelegen, benachrichtigte. Sie wurden beſchuldigt, drey franzöſiſche Soldaten ermordet zu haben. Die Namen der Angeſchuldigten waren: Michel Bartel, Gottfried Reimann, Chriſtoph Wunderlich, Friedrich und Gottfried Jeyhann, Friedrich Wachholz, Michel Glagau, Caroline Scheelhaak, Marie Stange, Gottfried Sagen — er hatte ſich, wie jener Michel Kemp, noch zu rechter Zeit entfernt. Das Militairgericht verurtheilte fünf zum Tode, zwey zu funfzehnjähriger, und einen zu ſechsmonatlicher Kettenſtrafe, zwey wurden völlig frey geſprochen. Hierüber belehrten uns die Anſchlagzettel. Worin aber der größere oder kleinere Grad der Strafbarkeit lag, welches die Gründe der Entſchuldigung für die Freygeſprochenen, ſo wie die der Schuld der zum Tode Verurtheilten waren, darüber blieben wir im Dunkel.

Das Dorf Milgen ſowohl, als das Dorf Legnitten, mußten überdem jedes tauſend Reichsthaler an die Caſſen der franzöſiſchen Armee abtragen.

In der Stadt ſelbſt fiel wenig dergleichen vor. Entſtand ja irgend einmal Unruhe, welches völlig zu vermeiden unmöglich war, ſo war nichts weiter nöthig, als ſich an den nächſten Officier zu wenden, den man treffen konnte, und die Ruhe war gleich wieder hergeſtellt. So manche Gewaltthätigkeiten auch in den entfernten Theilen der Stadt im Einzelnen vorfielen, ſo muß man doch im Ganzen ſagen, daß wir wenig Urſache uns zu beklagen hatten. War es vielleicht unſre Lage, welche uns in dieſen entfernten Winkel von Deutſchland geworfen hat, die uns dieſe Schonung bewirkte, deren nur wenige Städte Deutſchlands ſich rühmen dürfen?

Wir verpflegten das franzöſiſche Militair nur vom 16. Juny, dem Tage ihres Einmarſches an, bis zum 28ſten dieſes Monats. Am 29ſten ſchon war Mittags an allen Ecken angeſchlagen, und in allen Häuſern wurde folgende franzöſiſch und deutſch, in geſpaltenen Columnen, gedruckte Ordre herumgetragen:

„Par ordre de Mr. le Gouverneur de Königsberg.“

„Il est défendu a tous militaires, de tous grades, de ne rien exiger des habitans de Königsberg, chez lesquels ils sont logés, hormis le feu et la lumière, conformément aux ordonnances et règlemens militaires, sur le logement des troupes chez les habitans. Königsberg le 29. Juin 1807. Le Général-Gouverneur, grand Officier, grand cordon de la légion d'honneur et aide-de-camp de Sa Majesté l'Empereur et Roi. Signé Savary.“

„Auf Befehl des Gouverneurs von Königsberg.“

„Es wird allen franzöſiſchen Militairperſonen, von welchem Range ſie auch ſeyn mögen, verboten, nichts von ihren Wirthen, bey welchen ſie einquartirt ſind, als Feuer und Licht zu fodern, zufolge der militairiſchen Verordnungen über die Einquartirung der Truppen. Königsberg den 29. Juny 1807. Der Generalgouverneur, Großofficier, Großkreutz der Ehrenlegion und Adjutant Sr. Kayſ. und Königl. Majeſtät. Savary.“

So hatten wir alſo noch nicht volle vierzehn Tage die Laſt der Verpflegung getragen, welche andere, minder begüterte Städte der Monarchie, Monate und Vierteljahre lang erduldet hatten. Doch war vielleicht keiner derſelben dieſe Erleichterung nöthiger, als uns, da die Beſchwerden nicht auf den Hauseigenthümer allein, nein gerade auf dieſen am wenigſten, ſondern auch auf die Miethen, und am meiſten auf dieſe fielen. Dank ſey es von jenen, den Eigenthümern, der ſtädtiſchen Commiſſion, welche das Einquartierungsweſen beſorgte, daß ſie in der Angſt ihres Herzens ſich weder zu rathen noch zu helfen wußte, ſondern Billete über Billete beſorgte, und oft die Nummern, welche ſie ſchon einmal ausgegeben hatte, noch einmal gab. An ihr, der Commiſſion, lag es nicht, daß unſere Gäſte nicht noch härter mit uns verfuhren. Ich ſelbſt bin Zeuge, daß ein verwundeter Franzoſe von Morgens bis Abends herumfuhr, ohne die Straße oder das Haus zu treffen, wo er hingehörte, ſo korrupt, eilig und ohne deutliche Bezeichnung war ſein Billet beſtellt. Und während dem Hunderte von Menſchen, mit allen Gaſſen und Gäßchens bekannt, brodlos in der Stadt herumirrten, verfiel dieſe löbliche Commiſſion nicht auf die doch ſo natürliche Idee, ſie zu Führern anzunehmen, ſondern überließ die Soldaten, deren ſie auf Geradewohl Billets gegeben hatte, ihrem guten Glücke, dieſe Logis zu finden, und die Bürger, im Falle ſie ſie nicht fanden, dem durch ein Stundenlanges Suchen natürlich gereizten Widerwillen der Suchenden.

Wäre der Vergleich nicht zu unpaſſend, ſo würde ich Napoleon mit der Schlange vergleichen, welche alles blendet, was ſich ihr naht; aber, ohne Bild geſprochen, iſt es nicht, als ob alle Gewalten, civile oder militaire, die Köpfe verlieren, ſobald dieſer Kopf in ihrer Nähe erſcheint? oder beſſer, daß ſie in der Nähe dieſes Kopfes ihre Kopfloſigkeit fühlen, fürchten, daß die Rümpfe, die ſie bisher beherrſchten, ahnden könnten, es wäre doch die Möglichkeit da, daß auch ſie Köpfe hätten, und ihre Abgeſpanntheit, welche ſich bis jetzt hinter Formen verſteckte, jenen zu deutlich würde?

Du kannſt Dir unmöglich ein Bild der Verwirrung machen, mit der alles in dieſer ſogenannten Commiſſion betrieben wurde. Da fandeſt Du bey jeder Beſchwerde, bey jeder Klage nichts als ein: Ach Gott, wie ſoll ich das machen? Herr Gott! welch eine Menge von Geſchäften?

Holbach, oder de Sades, Système de la nature, hat Recht, wenn er ſagt: Die Trägheit der Menſchen bürdet Gott auf, was ſie ſelbſt zu Stande zu bringen ſich weigert. Es war ein wirklich beklagenswerther Anblick, dieſe Herren gegen einander rennen zu ſehen, zu hören, wie ſie unartig, ungeſchliffen und grob gegen die Bewohner, kriechend, ſchmeichleriſch gegen die Franzoſen ſich betrugen; wie ſie hier aus Unkenntniß des Lokales und der Bewohner ſich mit den Bürgern, dort, aus Mangel von Sprachkenntniß, ſich mit den Einzuquartierenden unmöglich verſtändigen konnten. Ich ſagte bey einem dieſer Vorfälle einem franzöſiſchen Sergeanten, der ein ſehr gebildeter Mann zu ſeyn ſchien: „Der größte Theil dieſer Mißverſtändniſſe rührt daher, daß unſre Obrigkeiten und Bewohner ihre Sprache nicht verſtehen.“ Seine Antwort war: „Wir ſind heute in Frankreich, morgen in Holland, dann in Italien, dann in Pohlen; ſollen wir alle dieſe Sprachen lernen, oder wäre es nicht gerathener, daß andere Nationen, da wir doch, wenn Napoleon noch lange lebt, dahin überall kommen werden, wo wir noch nicht geweſen ſind, die eine franzöſiſche Sprache lernten?“ — Ob der Mann ſo ganz Unrecht hatte?

Ich habe Dir den Tagebefehl vom 29. Juny im Anfange dieſes Briefes bekannt gemacht. Dieſer Ordre lebte zwar ein großer Theil der Einquartierten nach, ja manche waren ſo artig, ſelbſt dieſe Affiche ihren Wirthen zu übergeben, mit dem Beyfügen, daß ſie von nun an nichts mehr von ihnen fordern könnten, ſondern was ſie erhalten würden, nur ihrer Güte verdankten. Aber überall war das nicht ſo. Es gab ihrer manche, welche dieſen Befehl nicht zu achten ſchienen, oder ihn wenigſtens verſpotteten. Oft aber lag die Schuld davon eben ſo ſehr an den Wirthen, als an den Gäſten. Erſtere waren entweder zu verzagt, um auf die Vollſtreckung dieſes Befehles mit Anſtand zu beſtehen, weil ſie Mißhandlungen befürchteten, oder ſie pochten darauf, und foderten mit Ungeſtüm, nicht ſelten mit Unart die Befolgung dieſer Ordre, ja ſie verſagten mit Grobheit die billigſten Foderungen; in beyden Fällen war der Wirth immer auf einer oder der andern Seite der Verlierende.

Am 29. Juny, an eben dem Tage, an welchem jene Erleichterung unſers Schickſals, oder beſſer, unſerer Laſten, uns bekannt gemacht wurde, bekamen wir auch die officielle Nachricht von der am 26ſten dieſes Monats ſtatt gehabten Zuſammenkunft Alexanders, Friedrich Wilhelms und Napoleons auf dem Niemen und mit ihr die Hoffnung eines baldigen Friedens, welche freylich allem Anſcheine nach nicht dazu geeignet ſeyn konnte, und die Wiederherſtellung unſers ehemaligen Wohlſtandes, wenn ein ſo prekairer Zuſtand, als der Preußens ſeit dem Basler Frieden war, Wohlſtand im genaueſten Verſtande des Wortes genannt werden kann, zu ſichern, doch ließ ſich wenigſtens Heilung, wenn auch langſame, weit hinausgeſchobene Heilung unſerer Wunden erwarten, der Wunden, an denen unſer armes Vaterland in ſo kurzer Zeit ſo ſchrecklich blutete, und ſich zu verbluten ſchien. Aber ſo wie die Natur jedem Gift ſein Gegengift entgegengeſetzt, und die Krankheit ſelbſt zur ſtärkern Dauer der Geſundheit ſendet, ſo hatten wir die Hoffnung, daß aus allen den Uebeln, die den Staat betrafen, das Gute hervorgehen werde; daß der Krebsſchaden, der ſeit einer Reihe von Jahren an dem Staatskörper nagte, nunmehr nicht durch Palliative geheilt werden könne, daß aber dieſer radikale Schnitt das Unheilbringende von dem Staatskörper geſondert habe, und er nun um deſto geſünder werden könne, weil ſeine friſchen Kräfte ohne Anſteckung zu wirken im Stande wären. Ob wir uns nicht in unſern Hoffnungen täuſchten, ſteht im Buche der Zukunft. Lebe wohl!

Königsberg, den 7. Julius 1807.

Gleich am Tage, da die erſten Franzoſen hier einrückten, marſchirte auch ſchon eine Abtheilung derſelben noch Pillau, wo der brave Obriſt Herrmann kommandirte. Dieſer muthige Veteran (erſt als Hauptmann wurde er geadelt), war ein Bürgerlicher, und wurde darum — auch eines der unzähligen Krebsübel des Staates — zu einem dritten Bataillon geſezt, weil man nicht erwartete, daß ein Bürgerlicher — doch was ſoll ich Dir darüber erſt ſagen, da Dir dieſe partie honteuse ſo bekannt iſt, wie mir, und doch gehört dieſer biedre Mann unter die wenigen, die mit Ehre aus dieſem Feldzuge gingen. Der Genius der Geſchichte wird einſt die Namen Courbiere, Neumann, Herrmann, in den Tempel des Nachruhms ſchreiben, wenn er die Namen Kleiſt, Haak und Ingersleben der verdienten Verachtung Preis giebt. Herrmann ließ bey Annäherung der Feinde, ſeine Garniſon auf dem Platze der Veſtung einen Kreis formiren, in der Mitte deſſelben ſtand ein Sarg, und zu dem Haupte deſſelben der würdige Veteran von 75 Jahren. „Cameraden,“ ſagte er, „lebendig übergeb' ich die Veſtung nicht, hier iſt mein Sarg; der mich überlebt, wird die Reſte ſeines Befehlshabers, hoff' ich, darin einſenken. Hier, vor euer aller Augen, erneure ich den Schwur, den ich beym Beginn meiner militäriſchen Laufbahn meinem Monarchen und dem Staate leiſtete; wer ein braver Kerl iſt, wiederholt ihn mit mir. Preußen oder Tod!“ — Die ganze Garniſon ſchwur, befeuert von dem Muthe der Anhänglichkeit des Helden, und Pillau genießt die Ehre, nebſt Graudenz und Coſel, nicht genommen worden zu ſeyn. Vergebens war es, daß ſchon in Altpillau, einem der Stadt und Veſtung nahe gelegenen Dorfe, die Franzoſen ihre Batterien eröffneten, daß dem Commandanten ſein vergeblicher Widerſtand vorgeſtellt wurde; er ſtand. Vier und zwanzig Stunden lang hörten wir hier die fürchterliche Kanonade ſo, als ob ſie vor unſern Thoren wäre, obſchon Pillau ſieben Meilen von uns entfernt liegt. Zwey bemerkenswerthe Schüſſe fielen während dieſes kurzen Bombardements vor. Die Franzoſen hatten, wie ich Dir ſchon geſagt habe, Altpillau beſetzt, die Kirche ausgeräumt, und ſie zum Lazarethe für ihre Verwundeten gemacht. Bey dieſer Gelegenheit ward auch das Gruftgewölbe der Kirche geöffnet, und die erſte Kugel aus der Veſtung fiel in die Kirche, durch das Dach derſelben in das offene Gewölbe, und zerſchmetterte den Sarg des erſten Commandanten von Pillau, Pierre de la Cave, welcher mit den Inſignien des franzöſiſchen

zöſiſchen St. Michael-Ordens geziert, darin begraben lag. — Der zweyte merkwürdige Schuß war folgender: Eine Kanonenkugel, ebenfalls aus der Veſtung, fuhr in die Mündung einer franzöſiſchen Kanone, welche, dieſes fremden Gaſtes ungewohnt, platzte, und mehrere der Herumſtehenden tödtete oder verwundete.

Weil ich denn heute einmal ein Anekdoten-Erzähler bin, ſo will ich Dir noch einige derſelben auftiſchen; ſolche Kleinigkeiten dienen oft mehr zur Charakteriſtik der Menſchen, als ganze Abhandlungen; wär' aber auch dieſes nicht, ſo mögen ſie Dir wenigſtens eine Abſpannung von dem ewigen Einerley gewähren, das jedes Gemälde unſerer, wie der Lage des Staates, geben muß.

Als mit den erſten franzöſiſchen Truppen, es waren Voltigeurs vom Po, (und ihnen trauten ſelbſt die franzöſiſchen Officiere nicht viel Gutes zu), mehrere Unordnungen vorfielen, und in dem Hauſe eines unſerer reichſten Partikuliers, in optima forma von dieſem Corps, das ſich ſehr unvortheilhaft gegen die Nationalfranzoſen auszeichnete, geplündert wurde, kam ein Officier die Straße herab. Die Hausbewohner, welche ſich auf die Straße geflüchtet hatten, um wenigſtens perſönlichen Mißhandlungen auszuweichen, baten ihn um Hülfe wider dieſe Ruheſtörer; er eilte willig herzu, und hieb den einen dieſer widerrechtlichen Beutemacher, welcher ſich durchaus nicht fügen wollte, nieder. Die Geretteten dankten herzlich ihrem Beſchützer. Einer derſelben machte die Bemerkung, daß ſolche Menſchen durch ihre Ausſchweifungen die Ehre der franzöſiſchen Fahnen ſchändeten. Schnell erwiederte der Officier: „Unter zwölf Apoſteln, die dem Heiland folgten, war ein Judas, wie kann man ſich wundern, daß unter einer ſo großen, aus ſo verſchiedenartigen Nationen zuſammengeſetzten Armee, ſich auch — befinden.

Einer meiner Bekannten, in der ganzen Stadt dafür bekannt, nichts weniger als Anhänger der Franzoſen zu ſeyn, unbeſonnen und auffahrend, welcher in dieſen ſeinen Anfällen von Unbeſonnenheit oft Dinge ſagte und beging, welche nicht nur ihm, ſondern auch andern gefährlich werden konnten, hat mir folgende Anekdote erzählt, die ich um ſo eher zu glauben berechtigt bin, da blinder Fanatismus, immer die Folge der Einſeitigkeit, ihn manches, vielleicht alles Gute verkennen ließ, das von dem Feinde kam. Er ging eines Abends durch eine unweit ſeiner Wohnung gelegene Straße, als eine ihm bekannte Frau angſtvoll aus ihrem Hauſe ſtürzte, ihn anhielt, und um Gotteswillen bat, mit ihr in ihre Stube zu kommen und ſie zu retten. Ein franzöſiſcher Soldat tobe in ihrer Stube, er habe den Säbel gezogen, drohe ihr und ihren Kindern u. ſ. w. Er ging hinein, und fand wirklich den Soldaten mit entblößtem Seitengewehre. „Sind Sie Franzos?“ redete er ihn franzöſiſch an. „Das können Sie ſehen,“ erwiederte der Franzoſe. „An Ihrer Uniform, ja, aber nicht an Ihrem Betragen. Die Franzoſen ſind allgemein dafür bekannt, daß ſie ſich artig gegen Frauenzimmer betragen, und Sie ängſtigen dieſe arme Frau.“ — „Bravo,“ ſagte nun der Franzoſe, „Sie haben Recht, ich Unrecht,“ ſteckte ſeinen Säbel ein, und ging mit einem „bon soir, Madame!“ ab.

In einem andern Hauſe lagen zwölf Cüraſſire, welche eben ſo viele vierſpännige Bauerwagen bey ſich hatten. Eines Morgens fehlte eins der Pferde, und der Bauer erkundete, daß einer der Cüraſſire es mit dem früheſten Morgen fortgeführt habe; er jammerte laut. Ein im nämlichen Hauſe liegender Gensd'armes, eine Klaſſe im franzöſiſchen Militär, welche die höchſte Achtung verdient, hörte das Gewimmer des Bauern; da er ein Elſaſſer war und alſo deutſch ſprach, befragte er ihn um die Urſache ſeiner Klagen. Der Bauer erzählte, was ihm widerfahren, und daß er ſich fürchte, den Maſchö (Monſieur) anzureden. Der Gensd'armes nahm nun den ihm von dem Bauer bezeichneten Cüraſſir vor, drohte ihm, ſein Vergehen anzuzeigen, wenn er nicht geſtände, und erfuhr nun, daß dieſer das Pferd für 15 Thaler an einen Bürger verkauft habe. — „Wo iſt das Geld?“ — „Hier.“ — Der Gensd'armes nahm den Cüraſſir und Bauer mit zu dem Bürger, welcher das Pferd gekauft hatte. Nachdem er dem Käufer nun die Hölle erſt recht heiß gemacht hatte, mußte dieſer das Pferd zurückgeben, der Cüraſſir aber ſeine 15 Thaler auf den Tiſch zählen. Statt ſie aber dem Bürger zurückzugeben, ſtrich der Gensd'armes ſie zuſammen, gab ſie dem Bauer hin, indem er ſagte: „Da, Bauer, das gehört Dir für Deine Angſt.“

Nicht ſo gut aber trafen es die Landbewohner. Auf einem unweit von hier gelegenen Dorfe, zwangen die Soldaten den Pfarrer, einen funfzigjährigen, ſehr ſtark beleibten Mann, ihnen Holz zu hacken, und konnten ſich nicht ſatt lachen über die unförmliche Poſitur des geiſtlichen Mannes. Da ſich immer mehrere fanden, welche den Spaß mit anſehen wollten, ſo war der arme Mann genöthigt, einen ganzen Nachmittag ſeinen Gäſten dieſe

Kurzweil zu machen, welches ihn ſo angriff, daß er kurze Zeit darauf ſtarb.

An einem andern Orte, mußte der adeliche Guthsbeſitzer deſſelbigen, bey welchem ſie eine Violine fanden, ihnen die Nacht durch zu einem Balle ſpielen, den ſie mit ſeinen Mägden und andern Bauerweibern und Mädchen unterhielten, mit welchen ſie ſeinen Wein ausleerten, während dem ſie ihn nöthigten, bey jeder Pauſe, die ſie im Tanze machten, aus einem vor ihm ſtehenden Eimer große Gläſer voll Waſſer zu trinken, um ihn nüchtern zu erhalten.

Einen Schulzen zwangen ſie, ihnen zum Wegweiſer zu dienen, und damit er unerkannt bleiben ſollte, zogen ſie ihn erſt nackend aus, und ſtrichen ihn vom Kopfe bis zu den Füßen mit ſchwarzer Farbe an, und ſo mußte der unglückliche Mann, in einer kalten Februarnacht, mit brennenden Spänen vor ihnen herlaufen. Am folgenden Tage war er todt.

Hier haſt Du nun Licht und Schatten, im **Gemälde** dieſes Krieges in mehrern Gegenden. Adieu.

Königsberg, den 10. Julius 1807.

Die Ruſſen hatten bey ihrer Entfernung von Königsberg, eine bedeutende Anzahl Kranker und Verwundeter zurücklaſſen müſſen, welche ſich in einem Zuſtande befanden, der keine Transportation erlaubte. Daß die beſten Plätze, welche zu Lazarethen dienten, dem Sieger eingeräumt werden mußten, geht aus der Natur der Sache hervor. Die Ruſſen wurden zuſammen in die Citadelle gepackt, welche ſie nicht verlaſſen ſollten; allein, daß dieſer Befehl nicht ſtrenge beobachtet wurde, hatten wir bald Gelegenheit zu bemerken. Es war ein bejammernswerther Anblick, dieſe elenden, verſtümmelten Menſchen, mehr Geſpenſtern als Menſchen ähnlich, in den Straßen herumirren und Brod betteln zu ſehen. Eben dieſe Soldaten, welche noch vor einigen Wochen als unſere Beſchützer angeſehen wurden, waren jetzt genöthigt, die Mildthätigkeit eben der Menſchen anzuflehen, welche erſt alles von ihnen erwarteten. Zur Ehre des franzöſiſchen Militairs ſey es wieder geſagt: Officiere und Gemeine, letztere beſonders von den Garden des Kaiſers, beſchenkten ſie oft und reichlich. Der Obriſte Denzel, eben der, welcher zur Zeit der Revolution eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, an welche er ſich aber gar nicht gern erinnern ließ, hatte die allgemeine Beſorgung der Gefangenen und Kranken. Er war immer bemüht, jeden bettelnden Ruſſen aufgreifen und nach der Citadelle bringen zu laſſen. Als man ihn einſt bat, ihnen doch zu vergönnen, das Mitleid der Einwohner für ſich anflehen zu dürfen, antwortete er in ſeiner gewöhnlichen Manier: „Nein, beym Teufel! ich darf nicht. Sie bekommen zu eſſen und zu trinken *); aber ſie wollen ſaufen, betteln, um ſaufen zu können; beſaufen ſich, liegen dann an den Straßenecken, werden überritten, überfahren, und dienen am Ende noch dem Auswurfe unſerer Soldaten, denn deſſen giebt es leider nicht wenige bey uns, zum Geſpötte. Ich darf nicht.“

Schon ſeit dem erſten dieſes Monates hofften oder erwarteten wir jeden Tag, Napoleon in unſern Mauern zu ſehen; allein beynahe ſchien es, als ob er,

---

*) Ob das, was dieſe bedauernswerthen Opfer, eines ihnen ſo fremden Zwiſtes, bekamen, zu ihrer Nahrung hinreichte, iſt eine Frage, die von vielen verneinend beantwortet wird.

eben ſo wenig als Kaiſer Alexander, hieher zu kommen geneigt wäre. Es waren ſeit dem dritten ſchon alle Anſtalten zu ſeinem Empfange gemacht, das Schloß bis auf die letzten ſeiner Bewohner geräumt; auf der neuen Sorge, der Straße, durch welche er kommen mußte, rechts und links junge Birken zwiſchen das Pflaſter gepflanzt, am Schloſſe aber vier hohe Tannen aufgeſteckt, zwiſchen deren Nadeln, durch Kunſt gemachte weiße und rothe Roſen angebunden waren — eine ſeltſame Idee, nicht wahr? — Die vor der Stadt kampirenden Truppen hatten ihre Lager in niedliche kleine Städtchen verwandelt, in der Stadt lagen die Garden, und noch erſchien er nicht. Jede Nacht horchte man auf Kanonenſchüſſe und Glockengeläute, und am Tage fanden ſich Neugierige, welche vom Morgen bis zum Abende in der Nähe des Schloſſes blieben, um die Erſten zu ſeyn, welche ihn ankommen ſähen; aber erſt am zehnten, des Morgens zwiſchen vier und fünf Uhr, kam er an; jedes Gepränge unterblieb im Augenblicke ſeiner Ankunft. Am Abende aber war auf Befehl des Stadtmagiſtrates die Stadt illuminirt, daß heißt, es brannten in mehrern Häuſern Lichter hinter den Fenſtern, in mehrern Häuſern, ſagte ich mit Vorbedacht, denn halbe Straßen waren dunkel. Am darauf folgenden Tage, den eilften Abends zwiſchen fünf und ſechs Uhr, ritt er in Begleitung des Großherzogs von Berg, der Marſchälle Düroc und Soult, und des Generals Savary nach den vor der Stadt befindlichen Lagern. Da die Stunde nicht bekannt war, in der er ausreiten würde, ſo war auch der Zulauf von Menſchen nicht ſo ſtark, daß ein Gedränge hätte entſtehen können.

Napoleon iſt ein großer Mann, das können auch ſeine wüthendſten Feinde nicht läugnen, und dem großen Manne muß das Betragen der Königsberger, als er durch die Straßen ritt, nicht unangenehm aufgefallen ſeyn, da es in gewaltigem Abſtich gegen das anderer Städte Deutſchlands ſteht. Ernſt, würdevoll war das Betragen der Menſchen, welche ihn ſahen. Kein Zeichen der Freude, kein knechtiſcher Zuruf dem Sieger, der dem wahren Sieger unmöglich gefallen kann. Stille ſtand alles, und blickte mit Erſtaunen, aber mit ruhiger Faſſung den Mächtigen an, der in dieſem Augenblicke von den Ufern des Mittelmeeres bis an die Ufer der Memel herrſchte; aber ein edles Gefühl für den guten, mit Recht verehrten Monarchen, der nun ſo unglücklich war; für die treffliche, von jedem Herzen angebetete Königin, die jetzt noch unglücklicher war, welche beyde vor wenigen Wochen noch unter uns gewandelt hatten, miſchte ſich in dieß Anſtaunen der Größe, und gab allen dieſe männliche Faſſung, dieſe feſte Stellung, welche nach der Ausſage derer, die Gelegenheit hatten, ſich Napoleon zu nähern, ihm nicht nur nicht mißfiel, die ihm ſogar gefallen haben ſoll, weil der wahre König die Anhänglichkeit eines Volkes an ſeinen Monarchen, und wäre dieſer Monarch auch ſein Feind, immer ſchätzt; und es mag ſeyn, daß gerade dieß Betragen, das von vielen, das ſogar von Einfluß habenden Männern getadelt wurde, weil es den Unwillen des Kaiſers reizen könne, daß gerade dieß Betragen es war, was, anſtatt der Stadt zu ſchaden, ihr nützlich geweſen ſeyn kann. Noch einmal ritt Napoleon am zwölften aus, zeigte ſich ſonſt nirgends öffentlich; große Parade der Garden, die man erwartete, wurde nicht gehalten. Er reiſte geſtern am 13. des Abends, zwiſchen fünf und ſechs Uhr, in aller Stille wieder ab. Adieu!

Königsberg, den 15. Julius 1807.

Heute erſchien hier folgendes Publikandum:

Der Magiſtrat erkennt mit Dank, daß die Aufforderungen vom 26. und 29. Junius und 13ten d. M. die Darlehne zur Kriegscontribution betreffend, mehrere wohlgeſinnte Einwohner vermocht haben, anſehnliche Beyträge zu leiſten; aber er erklärt auch mit Betrübniß, daß jene Aufforderungen bey weitem den erwünſchten Erfolg nicht gehabt haben. Der Magiſtrat wird hiedurch genöthigt, das in dem Publikando vom 26. Juny bereits angekündigte Zwangsdarlehn zu fodern, welches ſelbſt in dem Falle unumgänglich nöthig bleibt, wenn es dem Magiſtrat gelingen ſollte, wegen der, auf die baare Contribution von acht Millionen Franken, noch rückſtändigen ſieben Millionen, die Bewilligung von Theilzahlungen auszuwirken, indem die anderweitigen großen Koſten berichtigt, die Lieferanten befriedigt, und der Fond zur erſten Theilzahlung ſogleich herbeygeſchafft werden muß. Der Magiſtrat will aber, gewohnt nur im äußerſten Nothfall zu drückenden Maaßregeln zu ſchreiten, ſich vor der Hand der im Publikando vom 29. Juny angedrohten Schätzung enthalten, zu welcher jedoch unausbleiblich geſchritten werden wird, wenn und in ſofern der gegenwärtige Aufruf ſeines Zweckes verfehlen ſollte.

Jeder in der Stadt Königsberg oder deren Vorſtädten wohnhafte oder blos angeſeſſene Unterthan und

Vaſall Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, unſers allergnädigſten Herrn, wes Standes oder Ranges er ſey, muß zu dieſem Zwangsdarlehn contribuiren. Derjenige, der hier zwar ein eigenthümliches Grundſtück beſitzt, aber keinen beſtändigen Wohnſitz hat, contribuirt bloß von ſeinem hieſigen Vermögen, wogegen derjenige, welcher hier einen beſtändigen Wohnſitz hat, (er mag ſich jetzt in Königsberg aufhalten oder nicht) von ſeinem ganzen Vermögen contribuirt, ohne Unterſchied, ob es in Königsberg, oder wo es ſonſt befindlich iſt, in ſofern nicht das außerhalb Königsberg befindliche Vermögen, in liegenden Gütern beſteht, als auf welche bey gegenwärtigem Zwangsdarlehn keine Rückſicht genommen wird. Bey Eheleuten, die nicht in Gemeinſchaft der Güter leben, iſt der Ehemann dennoch verpflichtet, auch von dem Vermögen ſeiner Frau den Beytrag zu entrichten. Wegen derjenigen Perſonen, die über ihr Vermögen nicht disponiren können, wegen der Concursmaſſen, liegenden Erbſchaften und Stiftungen, müſſen die Väter, Vormünder und Curatoren den Beytrag entrichten, oder ihn von derjenigen Obrigkeit erbitten, in deren Gewahrſam das Vermögen befindlich iſt. Alle, die weder hier einen beſtändigen Wohnſitz haben, noch angeſeſſen ſind, bleiben von dem Zwangsdarlehn befreyt, indem der Magiſtrat überzeugt iſt, daß jeder Fremde, der hier gegen das Kriegsungemach Schutz geſucht und gefunden hat, nach ſeinem Vermögen freywillig darleihen wird.

Da der Magiſtrat, wie geſagt, ſich der Schätzung noch enthalten will, ſo bleibt ſelbige dem Gewiſſen eines jeden, unter den hiernächſt folgenden Beſtimmungen, überlaſſen. Sollte dieſe Selbſtſchätzung nicht der Wahrheit gemäß geſchehen, ſo würde derjenige, der eine zu geringe Summe angiebt, wenn es wiſſentlich geſchieht, ſich der Gefahr. ausſetzen, nach Vorſchrift des allgemeinen Landrechts Th. 2. Tit. 20. §. 1441, und wenn es aus Fahrläßigkeit geſchieht, nach dem Grade derſelben geſtraft werden.

Die Beyträge zum Zwangsdarlehn werden vor der Hand folgendermaßen beſtimmt:

1) Vom reinen Capitalvermögen, in ſofern es wenigſtens 100 Rthlr. beträgt, ſechs Procent; alſo vom Grundeigenthum, von allen zinsbar oder unzinsbar ausſtehenden Geldern, ohne Rückſicht auf ihre durch den Krieg veranlaßte einſtweilige Inexigibilität; vom baaren Gelde, Treſorſcheinen und Bankonoten; von allen Vorräthen zum Handel, Gewerbe und Verbrauch; von Koſtbarkeiten, und überhaupt von Mobilien aller Art; alles nach Abzug der Schulden; bleiben alſo weniger als 100 Rthlr. übrig, ſo darf zum Zwangsdarlehn nichts entrichtet werden.

2) Von allen Beſoldungen, Penſionen, jährlicher Renten und Hebungen (mit Ausnahme der Zinſen ausſtehender Capitalien), und überhaupt von allen Emolumenten, in ſofern die Beſoldung jährlich 300 Rthlr. bis 1000 Rthlr. incluſive beträgt, zwey Procent des jährlichen Betrages; über 1000 Rthlr. bis 2000 Rthlr. incl., drey Procent u. ſ. w. Es contribuirt alſo ein Officiant, deſſen reines Capitalvermögen noch nicht 100 Rthlr., und deſſen Dienſtein-

kommen jährlich noch nicht 300 Rthlr. beträgt, nichts, wohl aber ſechs Procent von dem Capitalvermögen, wenn es 100 Rthlr. und darüber beträgt, und derjenige Officiant, deſſen Dienſteinkommen jährlich 2200 Rthlr. beträgt, contribuirt von ſelbigem vier Procent (alſo 88 Rthlr.) und außerdem ſechs Procent von ſeinem reinen Capitalvermögen.

Jedermann wird hiemit aufgefodert, bis zum 22ten d. M. ſeinen Beytrag, in klingendem Courant, auf dem Kneiphöfiſchen Rathhauſe an das Contributionsbüreau ſeines Diſtrikts abzuliefern, und auf dem zugleich einzureichenden Zettel, ſowohl den Betrag der abgelieferten Summe, als den Betrag der etwa ſchon geleiſteten Zahlungen mit Anführung der Nummer des Empfangsſcheines, und die Nummer und den Diſtrict ſeiner Wohnung, oder wenn der Contribuent hier keinen Wohnſitz hat, die Nummer und den Diſtrikt des Grundſtücks, wofür die Zahlung geleiſtet wird, zu bemerken. Blos die Vormünder und Curatoren, die das Vermögen, wovon der Beytrag geleiſtet werden ſoll, nicht in Händen haben, werden mit der baaren Ablieferung, bis zum Empfang von der Obrigkeit, befriſtet. Diejenigen, welche bereits mehr dargeliehen haben, als auf ſie nach obigen Grundſätzen trifft, werden erſucht, einen Zettel mit dieſer Bemerkung, unter Anführung der Nummer des Empfangſcheines, einzureichen.

Donnerſtags den 23ten dieſes Monats, werden geachtete Einwohner dieſer Stadt, die ſich den Wünſchen des Magiſtrats gemäß, dieſem Geſchäfte freywillig unterziehen, in Begleitung eines Polizeykommiſſairs oder andern Unterbedienten, ſich in die Behauſung derjenigen verfügen, die ihrer Obliegenheit nicht vollſtändige Genüge geleiſtet haben, denſelben und von denjenigen, deren Beytrag zu niedrig iſt, den Nachſchuß abzufodern. Gegen diejenigen, die auch alsdann die Erfüllung ihrer Pflicht verweigern werden, wird mit der, im Publikando vom 29. Juny angedrohten Schätzung und Execution, ſogleich verfahren werden.

Uebrigens wird hier nochmals wiederholt, daß über jede freywillig oder zwangsweiſe vorgeſchoſſene Summe, eine zinsbare Obligation ausgeſtellt werden wird, und daß die Vertheilung auf die Stadt und auf die Provinz, ſo wie die Beſtimmung des auf jedes Individuum treffenden Beytrages zur Kriegscontribution ſelbſt, vorbehalten bleibt.

Königsberg, den 15. July 1807.

Der Magiſtrat.

Ich enthalte mich aller Bemerkungen über dieß Publikandum, welche ſich Dir im Leſen deſſelben wohl von ſelbſt aufdringen werden, und ſage Dir nun, daß die Requiſitionen, obſchon ſie von der Contribution abgezogen wurden, nichts deſto weniger ſehr drückend waren, da der Generalintendant Darû bey allen die Preiſe machte, und ſie ſo anſchlug, daß die, welche ſie geleiſtet hatten, unmöglich dabey beſtehen konnten. Weine z. B. wurden nach dem Preiſe berechnet, den ſie in Frankreich vielleicht haben mochten, wofür ſie aber hier unmöglich angeſchafft werden können, da Fracht, Impoſt, Zoll, Conſumtions-Acciſe u. ſ. w. den Werth der Waare ſelbſt überſteigen. Aber alle Einwendungen waren vergebens, und ein: Il suffit! war die Beantwortung derſelben.

Königsberg, den 26. Julius 1807.

Der Aufruf, den ich Dir in meinem letzten Briefe mittheilte, hatte die gewünſchte Wirkung nicht, denn nur durch einſtweilige Aufopferung aller vorräthigen Pupillengelder, durch Landſchaftsſcheine und den Credit mehrerer unſerer angeſehenſten Handelshäuſer, welche Wechſel ausſtellten, konnte der Generalintendant Darü befriedigt werden.

Am 22ten rückten die erſten franzöſiſchen Truppen hier aus, ihnen folgte eine zweyte Abtheilung am 23ſten und 24ſten; und am 25ten Mittags waren ſie fort, da um drey Viertel auf zwey Uhr, zum erſten Male wieder unſere Truppen hier einrückten. Es waren unſre alten Regimenter Prinz Heinrich, ehemals v. Schöning, und vacant v. Rüchel, die wir zuerſt als Landsleute wieder begrüßten, und allgemein freudig war der Empfang, den ſie genoſſen. Da jetzt die Franzoſen bis auf einige hundert Kranke und Rekonvaleszirende, einige Officiere, Chirurgen und Commiſſaire fort ſind, ſo kann ich Dir um ſo freyer meine Meynung, welche ſo ziemlich die allgemeine ſeyn möchte, über ſie mittheilen.

Schon am Tage des Einmarſches der franzöſiſchen Truppen zeigt folgendes, der ſtrengen Wahrheit gemäß, abgefaßtes Publikandum von dem Betragen des Feindes:

„Die heute von Seiten der franzöſiſch-kaiſerl. Truppen erfolgte Beſitznahme hieſiger Stadt, iſt unter der

Leitung weiſer und menſchenfreundlicher Befehlshaber mit ſolcher Ordnung ausgeführt, daß die hieſigen Einwohner ſchon aus den Erfahrungen dieſes einzigen Tages, hinlängliche Gründe zur Beruhigung ihres künftigen Schickſals wegen, entnehmen können, wenn gleich auch hier oder dort eine Unregelmäßigkeit vorgefallen ſeyn ſollte, die in den erſten Augenblicken ſolcher Ereigniſſe oft unvermeidlich iſt. Da wir indeſſen den ausdrücklichen Auftrag erhalten haben, den guten Bürgern dieſer Stadt die Zuſicherung zu geben, daß ihre Perſon und ihr Eigenthum, auch für die Zukunft, eben ſo wenig irgend einer Gefahr ausgeſetzt ſeyn wird, und daß jeder Einwohner ſich in ſolchen Fällen, wo er jene Sicherheit bedroht oder verletzt glaubt, an den Commandanten dieſer Stadt, Herrn Brigadegeneral Eſtenbenrat, ohne Zurückhaltung verwenden darf; ſo haben wir nicht Anſtand genommen, dieſes zur völligen Beruhigung unſrer guten Mitbürger bekannt zu machen.

Königsberg, den 16. Juny 1807.

Magiſtrat und Polizeydirectorium.
Gerveis. Frey.

Wie viel wir dem Marſchall Soult zu danken haben, welcher ſich als Freund und Beſchützer der Stadt annahm, kann nur der beurtheilen, welcher, wie wir, die Angſt einer allgemeinen Plünderung befürchtete, und nun die wirklich muſterhafte Ordnung zu beachten Gelegenheit hatte. Gleiches Lob gebührt dem General Savary, dem Gouverneur unſrer Stadt, und dem als Polizeypräfekten angeſtellten Obriſten Chartes. Von ihm ſtrömen alle in Lob über, die in Berührung mit ihm kamen. Ein niederträchtiger Schurke, einer jener Auswürflinge, welche ihr Vaterland geflohen hatten, Descamps, der ſeit mehr als vier Jahren hier von den Wohlthaten derer lebte, welche einen Adelichen, einen Franzoſen dieſer Unterſtützungen mehr werth hielten, als ihre darbenden deutſchen bürgerlichen Mitbrüder, reichte bald nach der Beſitznahme der Stadt eine Liſte von Perſonen ein, welchen er die Benennung calomniateurs de Sa Majesté l'Empereur gab. Es hatten dieſe Menſchen vielleicht hie und da ein Wort geſprochen, welches, zu jener Zeit geſagt, kein Verbrechen war, aber jetzt ein des Todes werthes Vergehen hätte werden können. Es ſtanden Namen auf dieſer Liſte von Menſchen jeder Klaſſe und jedes Standes, allein der würdige Mann, dem er ſie einreichte, nahm nicht nur keine Notiz davon, und überſandte die Liſte verſiegelt dem Stadtmagiſtrat zu; ſondern veranſtaltete ſogar die Entfernung dieſes elenden, undankbaren Angebers aus der Stadt. — Warlich die Revolution hat die Franzoſen veredelt. Jenes Gezücht, das ſein Vaterland zur Zeit der Noth verließ, weil es unſinnigen Vorrechten nicht entſagen wollte, hat durch ſeine Entfernung Frankreich gereinigt, und nur das, daß ſie nicht mehr im Stande waren, der neuen und beſſern Ordnung der Dinge tyger- oder ſchlangenartig entgegen zu wirken, nur das war es, was Napoleons große Plane ausführbar machte. Möchten doch andere Machthaber dieſe Lection ſich zu Gemüthe führen.

Alle Morgen manövrirte die für den Tag beſtimmte Wachtparade auf dem Paradeplatz, der Königsgarten genannt, vor einer Menge von Zuſchauern. Da es ſehr viele erſt angekommene Conſcribirte darunter gab, ſo konnte es nicht fehlen, daß manches vorfiel, was denen auffallend ſeyn mußte, die an das drahtpuppenartige: rechtsum kehrt euch, und linksher ſtellt euch, unſers Militairs gewohnt waren. Es geſchah, daß ein Soldat ſeinen Ladeſtock fallen ließ, und ihn gleichgültig wieder aufhob; ein anderer machte wohl einmal ſtatt rechtsum, linksum, und wurde von ſeinen Cameraden oder auch dem Unterofficier zurecht gewieſen. Das war für unſre Officiere, welche ſich mit Erlaubniß hier befanden, ein Gräuel. Sie konnten es auf Ehre nicht begreifen, wie die franzöſiſchen Officiere ſo etwas ruhig anſehen, und nicht mit Himmelhunderttauſend Schockſchwerenoth auf die verdammten Nackers herabfluchten. Geſchähe das mir, hörte ich einen der Herren neben mir ſagen, auf Ehre ich ſchlüge dem Kerl alle Knochen in ſeinem Leibe entzwey. Aber Hr. — — erwiederte ihm jemand, dann könnte er ja die Feinde nicht mehr ſchlagen — Wenn die Truppen eine andere Richtung einnahmen, andere Linien formirten, geſchah dieß gewöhnlich mit einer Schnelligkeit, welche der Unordnung — für den unaufmerkſamen Zuſchauer — einer Verwirrung ſehr ähnlich ſah, und unſern Paradehelden oft Seufzer auspreßte, daß es ſolchen undiſciplinirten Truppen gelungen ſey, ſie zu ſchlagen. Sie konnten es nicht begreifen, daß der Zweck alles, die Form nur wenig, vielleicht nichts iſt. Daß die Heerführer der Franzoſen immer auf den einen Zweck hinzuarbeiten bemüht ſind, und eben darum unbedeutende Nebendinge, bey uns leider! ſeit lange die Hauptſache, nicht achten. Wann wird endlich einmal der Tag erſcheinen, der die Nebel zerſtreuen wird, die unſern

Horizont

Horizont bis jetzt umgeben, wann einmal die Vorurtheile ſchwinden, welche das Unglück unſers Staates herbeyführten? Ueber eines derſelben, die Anciennité, welche in einer Geſellſchaft angefochten wurde, erklärte ſich einer unſrer alten Staabsofficiere auf folgende Weiſe: „Herr, wenn ſie eine Angloiſe tanzen, und die unterſten Paare drängten ſich zu den erſten, welche Confuſion würde das geben?“ So muß auch die Anciennité aufrecht erhalten werden, ſoll Ordnung im Heere ſeyn.

Königsberg, den 31. Auguſt 1807.

Seit dem Anfange dieſes Monates erwarten wir vergebens unſern verehrten Monarchen nebſt der Königin, ſeiner Gemahlin, hier. Am dritten, als an des Königs Geburtsfeſte, war Abends die ganze Stadt illuminirt, und es war ein für jeden Patrioten gewiß erfreulicher Anblick, daß auch in den entfernteſten Gaſſen und Gäßchen wohl kaum ein Fenſter zu ſehen war, in dem nicht Lichter brannten. An eben dem Tage war in den Zimmern des Kammerpräſidenten, Geh. Finanzrathes von Auerswald, ein feyerlicher Aktus, bey welchem Reden gehalten, Muſik gemacht wurde. Eine dieſer Reden, von dem Baron von Schröter, dem Sohn des Miniſters von Schröter, iſt einzeln gedruckt, und auch dem hier erſcheinenden Journale Veſta einverleibt. Es kommen beherzigenswerthe Stellen darin vor. Am Abend und die Nacht durch waren mehrere Privat- und öffentliche Bälle.

Die Franzoſen ſtehen noch immer an der Paſſarge, halten Braunsberg beſetzt, und machen Anſtalten, welche auf einen Winteraufenthalt ſchließen laſſen. Ueber die

Urſachen dieſer Verzögerung ihres Abmarſches ſind die Meynungen ſo vielfältig, daß es größern Raum als den eines Briefes bedürfte, wenn ich Dir ſie alle hererzählen ſollte.

Die Lebensmittel ſteigen hier täglich im Preiſe. Was der Verheerung des Krieges entgangen iſt, wird nun durch eine fürchterliche Hornviehſeuche hingerafft. Sie greift ſo wüthend um ſich, daß auf manchen Güthern von 180 Stück Vieh 19, von 120 Stück 7 zurückgeblieben ſind. Auch in der Stadt iſt der Viehfall außerordentlich: ſchon hat das Collegium sanitatis bekannt gemacht, daß man ſich vor dem Rindfleiſch, wenn ja hie und da noch etwas zu bekommen wäre, hüten müſſe. Milch und Butter ſind entweder gar nicht oder nur in enormen Preiſen zu haben. Vom Federvieh waren die Franzoſen zu große Liebhaber, als daß ſie viel davon hätten übrig laſſen ſollen, daraus entſpringt ganz natürlich der Mangel der Eyer. Mit dem Weine ſieht es noch ſo ſo aus, obſchon auch deſſen Preiſe geſtiegen ſind, und noch täglich ſteigen, und wenn wir nicht bald neue Vorräthe — was denn freylich nicht leicht abzuſehen iſt — bekommen, ſo möchte er am Ende ganz und gar ausgehn.

Zur Zeit der Anweſenheit der Ruſſen graſſirte hier das Nervenfieber und raffte eine Menge Menſchen weg, jetzt hat ſich dieſe Seuche wieder eingeſtellt, und einen weit gefährlichern Charakter als ehemals angenommen. Zu ihr geſellt ſich eine allgemein verbreitete Ruhr, und ich glaube kaum, daß ein Haus in der Stadt iſt, das nicht von einem dieſer beyden epidemiſch-wüthenden Uebel heimgeſucht wäre, ſehr oft von allen beyden. Die Aerzte haben Tag und Nacht keine Ruhe, und die Apotheker ſind kaum im Stande, alle die Medikamente, welche gefodert werden, zu verfertigen.

Wo die Umſtände es erlaubten, das Feld anzubauen, da haben wir Gottes vollen Segen. Die Getreidepreiſe ſollen alſo hoffentlich fallen, beſonders da ſeit dem Frieden von Tilſit die Britten nicht mehr kommen können, Aufkäufe zu machen. Aber Holz, — Holz — der Mangel muß ſchrecklich für den Winter werden. Alle Vorräthe, welche hier waren, ſind aufgebrannt; Mangel an Pferden erſchwert den Transport aus den, der Stadt näher oder ferner gelegenen Waldungen. Brod und Kartoffeln wird ſich zur Noth im Winter der Arme zu ſeinem täglichen Bedarfe kaufen können, da man dieſe Bedürfniſſe in kleinen Quantitäten bekommen kann; Holz aber, das nur in größern Maſſen zu ungeheuern Preiſen angekauft werden muß, wo ſoll der Mittelloſe das herbekommen? Wenn nicht von der Kammer und dem Magiſtrat Anſtalten gemacht werden, dieſem Bedürfniſſe, einem der ſchreiendſten in unſerm unfreundlichen Clima, abzuhelfen, dann ſtehen uns zum Winter ſchreckliche Scenen des Jammers bevor.

Von der Ankunft des Königs und der Königin gehen Tag für Tag andere Gerüchte herum. Bald ſollen ſie, heißt es, in ein paar Tagen eintreffen, bald wieder den Winter über in Memel bleiben.

Eben ſo drängen ſich die Nachrichten über die künftige Staats- und Militäreinrichtung.

Herr von Stein ſoll als Prinzipalminiſter berufen ſeyn, ſoll es mit Bedingniſſen angenommen, ſoll es völlig abgelehnt haben. Der eine erzählt dieß, der andere jenes. Die erſte Nachricht dieſer Ernennung kam von Wien hieher — auch eine Sonderbarkeit!

Nimmt Hr. von Stein den Ruf des Königs an, ſo zeigt er viel Edelmuth, und es iſt billig, daß die Augen des hoffenden Patrioten auf ihn gerichtet ſind. Die Art, wie er vor einigen Monaten erſt entfernt wurde, zu vergeſſen, dazu gehört die edle Selbſtverläugnung eines Mannes, der ein Unrecht vergeſſen kann, um das Gute zu befördern. Nimmt Herr von Stein den Antrag des Königs an, ſo muß er ſeine anſehnlichen Beſitzungen im Königreiche Weſtphalen und dem Herzogthume Warſchau veräußern, und das kann nur mit Nachtheil geſchehen, dieß beweiſt, daß Hr. v. Stein ein uneigennütziger Mann iſt, der Aufopferungsvermögen genug beſitzt, ſein Beſtes dem Beſten einer Nation nachzuſetzen. Nimmt Hr. von Stein den Ruf des Königs an, ſo muß er, der die Verhältniſſe, Triebräder und Triebfedern, Hemmſchuhe und Sperrketten des preußiſchen Staates beſſer als mancher andere kennt, ſchon im voraus berechnet haben, mit welch unſäglichen Hinderniſſen er zu kämpfen hat, und dazu gehört, um dieſen Kampf zu beſtehen, nicht gemeiner Heroismus. Folgt Hr. von Stein dem Rufe des Königs, ſo ſtellt er ſich auf einen Poſten, ſchwerer als ihn vielleicht je ein Miniſter gehabt hat. Die völlige Auflöſung des Staatskörpers, das Schwächen aller Reſourcen, die Kleinmuth in allen Branchen, kann ihm nicht entgangen ſeyn, welcher ſo tiefe Blicke, in Folge ſeiner frühern Verhältniſſe, in das Räderwerk der Staatsmaſchine gethan hat, da ſie ſich auch dem oberflächlichſten Beobachter darbieten. Welch ein Geiſt muß das ſeyn, der das Rieſenwerk unternimmt, Licht in dieß Chaos zu bringen! — Mit einem Worte, nimmt Hr. von Stein den Miniſterpoſten an, ſo hat Preuſſen allem Anſcheine nach, an ihm einen Mann, wie ihn der rechtliche, gewiß alles Gute herzlich wollende Friedrich Wilhelm III. verdient, und jenem iſt es vielleicht vorbehalten, was ſo lange ſchon der Wunſch des Vaterlandsfreundes war, ins Werk zu ſetzen.

Es ſoll dem Könige der Vorſchlag gemacht worden ſeyn, die bisherigen Vorrechte des Adels aufzuheben, und mehrere Gleichheit im Staate einzuführen. Sobald etwas Beſtimmtes darüber bekannt iſt, erfährſt Du es von mir.

Ein anderes Gerücht verbreitet ſich, daß künftighin jede Exemtion vom Militairſtande aufgehoben werden ſoll; daß alle und jede ohne Unterſchied des Standes und der Religion, dem Staate im Militair dienen müſſen; daß dagegen aber auch einem jeden der Weg zum Avancement bis zur höchſten Würde offen ſtehe. Bis zur Compagnie, inclusive, richtet ſich das Avancement nach dem gewöhnlichen Wege, von da an kann nur nach ausgeſtandenem Examen fortgeſchritten werden. Die Gehalte der Subalternen werden erhöht, dagegen verlieren die Compagnie-Chefs ihre Beurlaubten, ſo wie die Beſorgung der kleinen Monturſtücke, welche der König ſelbſt übernimmt. Auch davon — wenn es mehr als ein on dit ſeyn ſollte — mehr, ſobald es die Umſtände erlauben.

Königsberg, den 19. October 1807.

Ich habe Dir lange nicht geſchrieben, dafür aber ſoll mein heutiger Brief deſto erfreulicher ſeyn. Wenigſtens von einer Seite, wenn auch die andere eben nicht ſehr angenehm ſeyn ſollte.

Nach der am 12. Julius 1807 zwiſchen dem Marſchall Alexander Berthier und dem Marſchall von Kalkreuth hier unterzeichneten Convention, ſollten die Franzoſen am 1. Auguſt das Land bis zur Paſſarge, am 20. Auguſt bis zur Weichſel, am 5. Septbr. Altpreußen bis zur Oder, am 1. October aber ganz Preußen bis zur Elbe räumen, und heute, den 19. October, ſtehen die Franzoſen noch feſt in ihren Poſitionen an der Paſſarge. Die Bewohner der kleinern Städte haben ſich ſchon um Vieh zur Conſumtion der Einquartirten hieher gewandt, wir haben aber ſelbſt keins.

Der König iſt noch nicht hier, und wir wiſſen nicht, wann und ob er kommen wird. Sollte dieß geſchehen, ſo würde es unſtreitig den Wohlſtand unſerer Stadt befördern.

Die Sterblichkeit, welche noch in dem Anfange dieſes Monats bedeutend war, fängt an ſich zu vermindern.

Hr. v. Stein hat den Ruf des Königs angenommen, er iſt am dreyßigſten des vorigen Monats hierdurch nach Memel gereiſt. Gelingt es ihm, was er jetzt mit Reſignation und Heldenmuth unternimmt, dann hat er ſich ein Monument errichtet, an dem Neid und Bosheit, ja ſelbſt die Zeit vergebens wühlen werden, um es zu erſchüttern.

Eine glückliche Folge hat ſeine Ankunft ſchon gehabt. Die heutigen Zeitungen enthalten das Edikt, den erleichterten Beſitz und den freyen Gebrauch des Grundeigenthums, ſo wie die perſönlichen Verhältniſſe der Landbewohner betreffend.

Zweyter Brief.

Berlin.

Anliegend ſende ich Dir die Erfahrungen des Freund W... in Jena, die hier einen Platz verdienen; man lernt daraus, wie es im Kriege und bey einer Schlacht zugeht.

Jena am 19ten Oct. 1806.

Du haſt mich nicht vergeſſen in den Tagen des Schreckens, dieß beweiſt mir Dein theilnehmender Brief, den ich geſtern erhielt, und auch wir danken dem Schöpfer, daß Du dem harten Looſe entgangen biſt, welches uns traf. Was wird aus uns werden? Dieſe Tage, dieſe Schlacht mit ihren Folgen! — Ich mag Dir nichts davon, nichts von meinen trüben Erwartungen ſagen; häusliches Unglück beugt mich jetzt; Du wirſt es mit mir fühlen, wenn Du die getreue Schilderung der Tage lieſeſt, die ich durchlebte.

Schon am 9ten October erfuhren wir, daß die Franzoſen bey Schlaiz, Graiz, Saalfeld, Rudelſtadt ꝛc. die Preußen zurückgedrängt hätten; daß in dieſen Orten geplündert worden; daß bey der erſten Affaire der Prinz Louis von Preußen geblieben ſey, und daß die Franzoſen unaufhaltſam vorrückten. Am folgenden Tage kamen gegen Abend viel preußiſche Truppen in die Stadt, ich mußte 1 Capitain, 3 Lieutenants und 31 Grenadiere aufnehmen; ich ließ die Officiere in unſern Nebenſtuben, die Gemeinen aber im Saale ſchlafen. Wir ſahen aus dieſem ſtarken Andrang der Truppen, daß unſere Gegend bald der Kriegsſchauplatz werden würde, und das Feuern am 11ten October, an welchem uns auch die einquartirt geweſenen Preußen verließen, mehrte unſre Beſorgniß. Dieſer Tag war ſehr unruhig, und alle Nachrichten wurden immer bedenklicher. Den 12ten Oct. gegen Mittag bat man uns, den Reſt eines preußiſchen Infanterie-Regiments, welches in den Gefechten vom 8ten und 9ten Oct. theils gefangen, theils niedergehauen worden war, in unſere und die benachbarten Häuſer zu nehmen. Die zehn übriggebliebenen Officiere, nebſt 12 bis 14 Mann blieben bey mir, und 120 Gemeine wurden in die angrenzenden Häuſer vertheilt. Das Schießen nahte ſich immer mehr. Aus meinen Bodenfenſtern ſah ich Preußen und Sachſen den Halbzirkel der nächſten Berge beſetzen; gegen Abend drangen die Franzoſen mehr und mehr vor, das Feuer der Avantgarde beyder Heere — (wovon das ſächſiſch-preußiſche 50 — 60000, das franzöſiſche 70 — 80000 Mann ſtark geweſen ſeyn ſoll) — ward ſtärker, und dauerte die ganze Nacht durch fort. Jeder Schuß war uns ſichtbar. Dieſes beſtändige Blitzen der Schüſſe, dieſe Kette von Bergen, ganz durch Wachtfeuer erleuchtet, gewährte einen ſchönen Anblick! — Des Abends um 7 Uhr mußte auch der Reſt jenes Regiments ausrücken, die Stadt war jetzt ganz leer und in banger Erwartung der Dinge, die uns die Nacht und der folgende Tag bringen würde. Die preußiſchen Officiere gaben mir den Rath, ich ſollte, im Falle Franzoſen einrückten, nur nichts verſchließen, alles offen laſſen, ihnen mit Wein, Branntewein, Bier und Brod entgegen kommen, Vertrauen zeigen und nichts fürchten, weil, wenn ich das Gegentheil thun wollte, ſie doch alles ſelbſt nehmen, zerſchlagen und mich mißhandeln würden. Mit dem Morgen kam auch das Feuer näher — vier bis fünf Regimenter Preußen retirirten endlich durch die Stadt — die Franzoſen kommen! rufte man von allen Seiten — und ſie kamen wirklich. Den erſten Anlauf auf mein Haus machte ein Huſar mit zwey Pferden. Ich eilte ihm mit Brod und Wein entgegen: er forderte drey Gläſer Wein und Semmel, endlich auch Brod für das Pferd ſeines Generals, welches er an der Hand hatte. Das Roggenbrod, welches ich brachte, mußte ſogleich mit Weizenbrod vertauſcht werden, weil er ſehr ernſt betheuerte: *ſein Pferd könne ſolch ſchlecht Brod nicht eſſen.* Er dankte höflich, zog ab, und wir waren ſchon der Weiſung unſrer preußiſchen Officiere froh, weil wir nicht anders meynten, als daß es immer ſo gehen würde.

Gleich nachher kamen drey Infanteriſten. Sie ließen ſich anfangs unſre Bewirthung wohlgefallen, dann aber verlangten ſie Geld, und riſſen mir und einem andern, als ich ſagte, daß ich dieſes nicht habe, die Oberröcke auf, nahmen mir zwey Uhren und das Geld, welches ich bey mir trug, raubten jenem Uhr und Geld und liefen eiligſt davon. Ein kleiner Trupp folgte dieſen, ließ ſich tränken und ſpeiſen, und forderte Geld. Mit ihm vereinigte ſich ein anderer Haufe, die Zahl wuchs bis auf 30 Mann; man drängte ſich die Treppe hinauf; wir mußten alles aufſchließen; man nahm von Wäſche und unzählig andern Dingen, was nur gebraucht werden konnte; Geld fand man nicht und verlangte es daher immer ungeſtümer. Ein Theil ging in den Keller, ſchaffte alles Bier und allen vorräthigen Wein heraus, um ihn mitzunehmen und durchwühlte den Keller nach Geld. Oft ſetzten ſie uns die

Bajonette auf die Bruſt, oder zogen den Hahn auf, um auf uns zu ſchießen. Indeſſen hatten mehrere alles im Hauſe geplündert, und da erbrochen, wo die Schlüſſel fehlten. Einer fand den kleinen Tiſch, worin ich mein Geld verwahrt hatte. Ich glaubte nie, daß ſie auf dieſen fallen würden, da der Verſchluß ſehr gut verborgen war. Man erbrach ihn. In drey Beutel hatte ich zum Nothfall in Feuersgefahr 150 Thlr. gepackt, und 10 bis 15 Thlr. in allerley Münzſorten lagen in der Kaſſe. Dreye ergriffen die Beutel, und einer ſchüttelte die Kaſſe aus. Jetzt ſtürzten mehrere herbey und wollten mit jenen theilen, die es aber verweigerten und ſagten: ſie ſollten ſelbſt ſuchen. Man fing an zu ſchimpfen und ſchlug ſich endlich um die Beute, während andere mit dem Bajonette noch mehr von uns zu erhalten ſuchten. Wir wollten und konnten nichts mehr geben. Wir wurden durchſucht, und Männer und Weibe. faſt bis auf das Hemd entkleidet, wobey man mit letztern auf die unanſtändigſte Art verfuhr —. Schon ſahen wir dem fürchterlichen Augenblicke entgegen, wo ſie durch Hand und Auge zu ſchändlichen Begierden gereizt, dieſe unſchuldigen Geſchöpfe zu Opfern ihrer Wolluſt machen würden, als in einem braven franzöſiſchen Officier, der mit einem Kommando herbeyeilte, uns ein rettender Engel erſchien. Es entſtand Lärm im Hauſe und dieſer brach mit 6 Mann in unſere Zimmer. Eine Schlacht begann! Mit einem armsdicken Knittel bewaffnet, ſchlug er, ſo wie ſeine Soldaten mit den Flintenkolben, auf die Räuber, daß wir glaubten, ſie wären zerſchmettert. Wir flohen aus dem Gedränge, um dem Tode zu entgehen. Die Marodeurs in dem zweyten Stockwerke, wurden doch grade nur eine Treppe zum Halsbrechen heruntergeworfen, die in dem dritten hatten auf dieſe Art zwey Treppen zu paſſiren. Alles ging ſo eilig und wüthend, daß wir freylich den Haufen ſchnell genug los wurden — aber uns auch nichts konnten wieder zurückgeben laſſen: der Officier ſelbſt eilte ſogleich in andere Häuſer, nachdem er uns befohlen, das Haus zu verſchließen. Ich muß hierbey eines braven Menſchen erwähnen, der ſich unter jenem Haufen befand. Auf ſein Gewehr gelehnt, ſah er vom Anfange dem Unweſen zu, mit Mühe konnte ich ihm ein Glas Wein aufdringen. Als die Noth größer ward, rufte ich ihn bey Seite und ſagte: ich glaubte, er ſey ein redlicher Mann unter dieſer Horde, er möchte doch mit Entſchloſſenheit die andern bewegen, daß ſie nachließen und ſich entfernten. Dem Mann ſtürzten Thränen aus den Augen: „ihr verkennt mich nicht! ich thue euch nichts, ich bedaure euch herzlich, aber ich kann euch nicht helfen!“ war ſeine Antwort. — Dieſer Soldat kam den andern Tag verwundet und ſchon verbunden in unſer Haus; wir haben ihn mit Freuden gepfleget. —

Nun verrammelten wir das Haus, und brachten, was uns geblieben war, bey Seite. Es währte nicht lange, ſo donnerte es an die Hausthür; man entfernte ſich, kehrte wieder zurück, neue Horden zerſchlugen die untern Fenſter und drangen durch dieſe herein. Wir ſollten wieder geben; die Schreckensſcenen erneuerten ſich, als ein Officier uns zu Hülfe kam, und ſie verjagte; durch ſeine Hülfe konnten wir die untern Fenſterladen verſchließen. Er gab mir zwey Bouteillen Branntewein; eine Charte und ſeinen Mantel in Verwahrung, die ich in einen noch unerbrochenen Schrank legte, und entfernte ſich dann mit dem Verſprechen, bald zurückzukommen und uns zu ſchützen. Vor allen andern verbarg ich jetzt meine Frau und Minchen, die auch vorher ſich hatten müſſen entkleiden und mißhandeln laſſen, in eine Bodenkammer im Hinterhauſe, und hielt mich als Schutz und Wächter bey ihnen auf. Der Lärm in den Straßen nahm zu, es rückten fortwährend Truppen ein, die Plünderung ward allgemein. Da bey uns niemand durch die verrammelte Thür konnte, ſo ſtieg man über die Gartenmauer, und drang in das Haus, wo aber jede Thür feſt verſchloſſen war. Alle Bewohner des Hauſes hatten ſich in das Hintergebäude geflüchtet; wir waren zur Flucht durch den Garten ins Freye bereit, wenn uns nicht Hülfe käme. Es kam keine — wir hörten eine Thüre nach der andern erbrechen, — nur noch zwey, ſo fielen wir den Feinden in die Hände — und ſo floh alles durch den Garten und die hintere Gartenthür an die Leuter. — Hier hatte ich das Unglück, mir den einen Fuß zu verrenken; vom Schmerz betäubt, ſank ich hin, raffte mich aber wieder auf, und heute macht mir dieſer Fuß mehr Schmerz, als ich in jenen Tagen fühlte.

Ich ging mit Frau und Kind zu F . . . , die, weil ſie an einem von der Straße abgelegenen Ende der Vorſtadt wohnten, vor Marodeurs glücklich verſchont geblieben waren. Wir wurden freundlich aufgenommen und ſprachen eben über das noch bevorſtehende Unglück, als die Diener eines Generals für ihn hier Quartier machten. Hierdurch wurden die guten F. zwar gegen Raub und Mißhandlung geſchützt — aber drey Generale und viel andere Officiere wohnten hier, ſo, daß in den erſten vier Tagen 120 — 130 Perſonen mit allen Bedürfniſſen verſehen werden mußten — und der Verluſt daher auch nicht gering war. Nachdem ich mich ein wenig erhohlt hatte, ſuchte ich eine Salvegarde für mein Haus zu bekommen. Dieß wurde mir aber mit den Worten: „man könne jetzt durchaus niemand dazu hergeben“ verweigert. An mehrern Orten bat ich vergebens, kein Flehen half! Einer meiner Freunde ſuchte mich indeſſen auf, und brachte die Nachricht, daß ſich Officiere in mein Haus gelegt hätten, und daß auch meine Frau bereits wieder dort ſey. Bey meiner Rückkehr fand ich außer jenem Officier, der mir einige Sachen anvertraut hatte, noch einen ſchönen Obriſtlieutenant vom Bureau Topographique. Der erſtere forderte ſeine Sachen, und begleitete mich über die Trümmer anderer Dinge zu dem Schrank in meiner Kammer, in welchen ich ſie gelegt hatte. Aber auch hier war alles geraubt, der Schrank zerſchlagen, und was nicht fortzubringen geweſen, herumgeſtreut: von den Sachen war nur der Mantel noch da, der wahrſcheinlich als ein franzöſiſcher erkannt und nicht genommen wurde. Tobend ſchalt der Officier, daß ich entflohen ſey, und meynte, wenn ich im Hauſe geblieben wäre, würde mir dieſe nochmalige Plünderung nicht wiederfahren ſeyn. Ich erklärte ihm das Vorhergegangene: indeſſen ſuchte er unter der umher geworfenen Wäſche, fand ein feines, doch ſchmuziges Hemde, rufte: ah voilà! c'est bon pour moi! und ſo war es in ſeiner Taſche. Er ging — und iſt nicht wiedergekommen.

Wehrend der Zeit hatte ſich auch noch ein franzöſiſcher Chirurg zu mir gefunden. Er hörte meine Noth und verſprach mit tauſend Schwüren, mich und das Meinige gegen alles Ungemach zu ſchützen. Ehe fünf Minuten vergingen, wußte ich, daß er in Egypten geweſen ſey, — und mehr, als ich glauben konnte und mochte. Doch hielt er, bis die Einquartirung mehr geordnet war, drey bis vier Rotten Marodeurs ab, die mit ihm dahin einig wurden, daß es jetzt nur ein Aufſchub ſey. Am Abende gab uns der junge Obriſtlieutenant, ein lieber, freundlicher Mann, durch ſeine Rückkunft die erſten heitern Augenblicke wieder. Er ging ſchlafen, und wollte um 3 Uhr des Morgens geweckt ſeyn, wenn wir nicht früher ſeines Beyſtandes bedürften. Ganz erſchöpft, wollten auch wir jetzt, da es halb zwölf war, ſchlafen. Im Begriff, mich niederzulegen, wurde ich durch ein heftiges Schlagen an die Thür aufgeſchreckt. Der General L.., zwey Capitains und 13 Gensd'armes kamen zu mir. Ich weckte meine arme Frau, ſie bereitete Eſſen, und erſt ſpäter ſetzten ſich dieſe Herren nach der Mahlzeit auf die Sopha's, um zu ſchlafen. So blieb uns Armen kein Augenblick der Ruhe — wir fürchteten die Ereigniſſe des folgenden Tages und zitterten vor neuer Gefahr. Doch zu viel ſchrieb ich Dir ſchon für heute, und morgen will ich Dir, wenn nicht unerwartet neue Unruhen mich hindern, meine Lage in den folgenden Tagen treulich erzählen. Lebe wohl ꝛc.

Jena, am 20ſten Oct. 1806.

Ich führte Dich geſtern bis zu dem entſcheidenden Tag, den 14 October. Um drey Uhr des Morgens wurde Feuerlärm in der Stadt. Es brannte am Johannisthore. Der Obriſtlieutenant ſtand auf und verſicherte, es ſey nicht von Bedeutung: er rückte um vier Uhr mit in die Schlacht, die hier geliefert werden ſollte. Napoleon war am 13ten angekommen, (er hatte die Nacht ht in einer Strohhütte auf einem Berge zugebracht,) Jerome Buonaparte ſchon den Tag vorher. Wir hatten am Abend auf dem Berge nächſt unſerm Hauſe eine Batterie errichten ſehen; wie war uns jezt bey dieſer Anſicht zu Muthe! Es währte nicht lange, ſo hörten wir ſchon den Kanonendonner; das Haus bebte, das Sturmläuten vermiſchte ſich mit dem Geſchrey der Menſchen. Der Eindruck war einzig und zu groß, um in dem Augenblicke Furcht empfinden zu laſſen. Der Brand in der Stadt griff immer mehr um ſich — kein Menſch löſchte — jeder wollte das Elend ganz vollendet ſehen. In mein Haus, welches vom Feuer entfernt war, flüchteten 30 Perſonen mit ihrer geretteten Habe. Es war ein Drängen ohne Gleichen! Meine Leute waren außer ſich, ſie wollten, was noch da war, einpacken und in die Keller ſchaffen; nur ſtrenger Befehl, es bis auf meine Anordnung zu unterlaſſen, hielt ſie davon ab.

Mit dem erſten Anbruch des Tages hatten die Franzoſen ſchon die Berge gewonnen, die Schlacht zog ſich von den Ebenen von Hohlſtädt bis an die Schnecke bey Jena. Die bey mir einquartirten Gensd'armes ritten abwechſelnd fort, und brachten dem General immer gute Nachricht. Sie dienten der Armee als Polizey, und nahmen keinen Antheil an der Schlacht. Aus der Entfernung des Kanonendonners ſchloſſen ſie auf den Gang des Treffens — meine Charten hingen an der Wand, die ihrigen lagen auf den Tiſchen — ſo war ich im Geiſt bey allen. Der General ſagte und zeigte wie vorher, wohin die Franzoſen die Retirade der Preußen werfen würden, daß das Kanonenfeuer bald von der andern Seite, von Naumburg her würde gehort werden — es geſchah alles ſo. Um eilf

Uhr brachte ein franzöſiſcher Grenadier einen gefangenen Lieutenant der Alliirten in mein Haus, der die bitterſten Thränen über ſein Unglück weinte. Wir baten den General um die Erlaubniß, dieſen Menſchen, der ſeit fünf Tagen keinen Schlaf und keine ordentliche Nahrung genoſſen hätte, bewirthen zu dürfen; der General hörte es mit Vergnügen und ließ ihn mit ſich an unſerm Tiſche eſſen, damit er ſähe, mit welcher Achtung und Schonung Franzoſen ihre Gefangenen behandelten. Wenn nur aber auch dieſer Menſch einiges Verdienſt gehabt hätte! Sein ganzes Weſen machte den Deutſchen wenig Ehre! Der Grenadier, der ihn gefangen genommen hatte, erzählte mit einer bewundernswürdigen Kenntniß das ganze Treffen, und man ſah deutlich, daß der gemeine Franzoſe von allen einen viel hellern Begriff hatte, als der gefangene Lieutenant der Alliirten. Von jenem erfuhren wir auch, daß nach der Lage der Dinge, wie er die Schlacht verlaſſen, die ſächſiſche Armee, durch die franzöſiſche Cavallerie, abgeſchnitten ſey und wahrſcheinlich würde gefangen genommen werden. Und wirklich wurde dieß zum Theil erfüllt. Gegen Mittag verlor ſich der Kanonendonner immer mehr nach Naumburg zu, franzöſiſche Truppen gingen, mit klingendem Spiele, bis zum Abend durch die Stadt, und brachten die Hälfte der ſächſiſchen Armee als Gefangene. Keines von uns konnte das Haus verlaſſen, um etwas hierbey zu beobachten, wir mußten unſres harten Dienſtes warten, da alles gut bedient ſeyn wollte. Ich ſelbſt konnte mich mit meinem kranken Fuße kaum bewegen, und mußte doch alles beſorgen, weil auch meine Frau viel litt.

Des Abends meldete man zwey ſächſiſche Officiere, die uns ſprechen wollten. Es war der Regiments-Chirurgus H. vom Regiment T. in W., ein naher Verwandter meiner Frau, in Begleitung eines andern Officiers. Sie waren entlaſſen worden, um ſich ſelbſt Quartier zu ſuchen. Wie freute ich mich, den Franzoſen ein paar Männer vorſtellen zu können, die ſchon auf den erſten Anblick mehr Achtung einflößten, als der Lieutenant, der am Mittag da geweſen war. Sie wurden mit Freundſchaft aufgenommen, aßen und ſchliefen mit den Franzoſen, wenn wir gleich ſchon im Saale jetzt 3 Officiere vom Bureau Topographique und den franzöſiſchen Chirurgus, in unſrer Wohnſtube 5 Officiers von den Gensd'armes, oben aber 16 Gensd'armes, Mineurs, Bediente ꝛc. hatten. Du ſiehſt alſo, daß ich in meiner Schreibſtube mußte Betten aufſchlagen laſſen — Konnten wir doch wieder einmal ruhen! Wie erquickend waren uns dieſe wenigen Stunden Schlaf!

Schon früh am 15ten um 6 Uhr wurde ich gerufen, weil neue Einquartirung kam, von der ich aber durch die Hülfe meines Gensd'armes Capitains glücklich befreyt wurde. Doch währte es nicht lange, ſo kam ein Zug von 30 bis 40 Mann, größtentheils Sachſen, auf unſer Haus zu; die theils ſchweren, theils leichten Wunden, waren noch nicht verbunden worden; die Unglücklichen hatten die kalte Nacht theils auf dem Schlachtfelde, theils in den Straßen der Vorſtadt zugebracht. Sie baten um Gotteswillen um Hülfe, Speiſe und Trank. Ich ließ ſchnell Stroh in mein Waſchhaus tragen, worin ſich die Armen legten. Der Regiments-Chirurgus und ein geſchickter junger Arzt, welcher zu mir geflüchtet war, kamen, ihnen zu helfen; auch einer meiner Leute, der Sohn eines Chirurgen, der ſchon drittehalb Jahr Chirurgie gelernt hatte, leiſtete hülfreiche Hand. Ich beſaß die nöthigen chirurgiſchen Inſtrumente, woran es allen fehlte, ſelbſt im guten brauchbaren Zuſtande, und freute mich innig, daß ſie auf dieſe wohlthätige Art genützt werden konnten. Man brachte warmes Waſſer, und ſo fing man an die Wunden zu verbinden. Himmel — welche Scene! Hier waren Kugeln auszuſchneiden, dort waren ſchwere Hiebwunden. Geduldig litt jeder den Schmerz der Operation. Zwey der gefährlichſten waren eine Hieb- und eine Schußwunde, von denen wir uns kaum eine Vorſtellung machen können. Wie iſt es möglich, daß Menſchen mit dieſen nur noch eine Nacht leben, vielweniger damit herumgehen konnten! Und doch war es der Fall. Die Hiebwunde war ſeitwärts durch die Hirnſchale gedrungen, ein Stück Gehirn war weggenommen und der ganze loſe Theil würde über das rechte Ohr herabgehangen haben, wenn er nicht immer breiter geweſen wäre. Die Kugel bey der Schußwunde war in die linke Bruſt gegangen und ſaß hinten im Schulterblatte, ſie war nicht durch die Bruſt ſelbſt, ſondern um die Ribben herum gegangen. Leider war ſie aber ſo ſehr gehackt, daß die Ribbe viel mußte gelitten haben und unſre Aerzte eher jenem durch den Hieb verwundeten, als dieſem einen guten Erfolg verſprachen. Am Mittage waren alle Kranke verbunden, jeder hatte Fleiſchbrühe genoſſen und an einem großen Geſchirr mit Erdäpfeln ſättigte ſich jeder nach Willkühr, bis ſie ſich entfernen mußten.

Das Feuer in der Stadt war noch nicht gelöſcht, und die halbe Johannis- und Leutragaſſe ſchon abgebrannt. Auch ich hätte flüchten müſſen, wenn ich noch mein voriges Haus bewohnte. Der fortdauernden Durchmärſche wegen, die alles verſperrten, konnte niemand in die Stadt kommen. Auch Weimar iſt nun beſetzt; man verfährt dort wie hier, doch iſt das Schloß verſchont. Die Gensd'armes gingen dahin und ich behielt nur das Bureau Topographique im Hauſe — dieſes kehrte dafür aber auch ganz bey mir ein, nämlich mit ſieben Pferden, denen ich meine Holzſtälle räumen mußte. Wie beſcheiden waren dieſe Officiere; ſie begnügten ſich mit dem was wir hatten, da die Knechte niemals etwas gut genug bekommen konnten. Auch unter ſchlimmen Ereigniſſen müſſen wir oft unwillkürlich ſcherzen. Ein Ochſe irrte geſtern, im Getümmel, verlaſſen um mein Haus, meine Leute nahmen ſich ſeiner an, zogen ihn, um ihm Obdach zu geben, in meinen Holzſtall und fütterten ihn gut, da an allen Scheunen die Thüren zerſchlagen waren und ſie Futter holen konnten, ſo viel ſie wollten. Der General L., der dieß erfuhr, ſchenkte mir ihn, wie er ſagte, nach Kriegsrecht. Der Ochſe verließ daher noch an demſelben Tage das ſchöne Leben, und ruht zum Theil ſchon ſanft in unſern Magen, zum Theil in den Pökelfäſſern. Ich habe mir aber vorgenommen, um ihn keine andere Biſſe, als auf ſein Fleiſch zu haben, und halte mich in dieſer ſchlimmen Zeit, der ähnlichen Lage wegen, oft für ſeinen Nächſten. Gleichförmig mit den vorigen Tagen, brachte ich die folgenden zu; mein Fuß machte mir immer mehr Schmerzen, und doch mußte ich unaufhörlich mich bewegen.

Erſt Geſtern, als am 19ten, verließ mich das Bureau Topographique. Es hat das Schlachtfeld und die Stellungen der Armee gezeichnet, die, auf ein paar großen Tableaux dargeſtellt, mir viel neue Anſichten gewährten. Vergebens ſehnte ich mich nach Ruhe; ſchon haben ſich wieder vier Dragoner eingeſtellt, die ſich als Garden der Stadt und honnétes gens anmeldeten. Gebe der Himmel, daß ſie es ſind! Heute liegen 6000 Verwundete in der Stadt. Wie wenig hat man ihnen bis jetzt auf dem Wahlplatze beyſtehen können! Der junge Obriſtlieutenant, von welchem ich Dir ſchon oben ſagte, ritt drey Tage nach der Schlacht auf den Wahlplatz und hatte viele verſchmachtende, halbtodte Verwundete gefunden. Die Kirchen ſind hier zu Lazarethen gemacht, die Stühle herausgeworfen worden, und in dieſen kalten feuchten Oertern liegen dieſe unglücklichen Kranken. Was ſich bewegen kann, ſitzt auf dem Kirchplatze, und macht ſich von den Kirchſtühlen Feuer, um ſich zu wärmen.

Mein kleines Mädchen befindet ſich ſehr wohl, ſie iſt noch bey F. ſeit jenem Tage, wo wir zu ihnen flohen. Auch dies kleine Mädchen wurde nackt ausgekleidet; ſie hat es aber längſt vergeſſen, da dort auch die S. Familie iſt, welche dem Brande entfliehen mußte. Die Kinder ſpielen und ſind bey allem, was ſonſt vorgeht, unbefangen. Auch in B. ſollen am 16ten franzöſiſche Truppen eingerückt ſeyn. Gott ſchütze meine Jungen und die ganze liebe Familie, in welcher ſie erzogen werden! An viele Freunde in Leipzig, Freyberg, Dresden, Chemnitz und Weimar denke ich! — Möchten ſie dieſe ſchlimme Zeit bald überſtanden haben! Möchten keine ihrer Weiber und Töchter den gewaltthätigen Lüſten dieſer Menſchen unterworfen werden! Man hört hier viel Abſcheulichkeiten — ich mag ſie nicht niederſchreiben *)! Gott ſtärke uns alle, auch das härteſte der Schickſale mit Geduld, Standhaftigkeit und Muth zu ertragen! — ꝛc.

Dritter Brief.

Stralſund.

Schweden und Frankreich ſtanden ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte ſchon, faſt ununterbrochen, in politiſchen Verhältniſſen, die kaum enger ſeyn konnten. Guſtav I. und Franz I. legten den Grund durch einen förmlichen Vertrag dazu, welchen ſie 1542 mit einander ſchloſſen. Feſter knüpften dieß Band Axel Oxenſtierna und Richelieu **). Etwas locker ward es freylich zur Zeit Carls XII., der die franzöſiſche Nation weder liebte, noch ihre Sprache redete, ungeachtet er ſie vollkommen verſtand. Aber die Staatsveränderung, welche nach ihm in Schweden erfolgte, brachte doch Alles wieder in das alte Geleis.

---

*) Was der Verfaſſer hier und früher, von Gewaltthätigkeiten ꝛc. mehr befürchten als factiſch anführen konnte, iſt Folge des Kriegs und bey jedem feindlichen Truppeneinmarſch anzunehmen. Bey allen Armeen giebt es rohe Soldaten, und es gereicht den franzöſiſchen Truppen ſehr zum Ruhme, daß in dieſen Feldzügen die Beyſpiele wilder Grauſamkeit und Zügelloſigkeit ſo ſelten ſind.

**) Zwey Miniſter, die nicht energiſcher, überſchauender ſeyn konnten.

In der That bedurfte Schweden von dieſem Zeitpunkte an Frankreichs Freundſchaft gegen die ihm immer gefährlicher werdende Nachbarſchaft Rußlands äuſſerſt nothwendig. Dieß fühlte die ſchwediſche Nation auf das lebhafteſte, und ſo kam es zuletzt dahin, daß der Schwede den Franzoſen für ſeinen natürlichſten Alliirten, ſeine ſicherſte Stütze, ſeinen Retter aus jeder Noth, den Erhalter ſeines Seyns anſah; daß er ihn gleichſam wie einen Bruder liebte; daß er auf dem großen Welttheater keine Rolle übernahm, die dieſer nicht gut hieß; daß er ſich den Planen deſſelben unbedingt hingab. Und dieſer Stimmung, dieſes gränzenloſen Zutrauens war Frankreich denn auch wirklich werth, indem es Schwedens Intereſſe bey aller Gelegenheit, wie ſein eigenes, wahrnahm, es in keinem Fall vernachläßigte oder verließ *).

Dieß dauerte inzwiſchen nur bis dahin, daß der jetzige König die Regierung ſeiner Länder ſelbſt beſtritt. Guſtav Adolph hegte ganz andere Grundſätze, als ſeine Verweſer, beſonders der gewandte Herzog von Südermanland. Sey es, daß er bereits damals Frankreich für Europens Zuchtruthe hielt, oder daß Groll gegen daſſelbe ihm Modeton für den Monarchen ſchien! Genug, der ſeinige ward bald in einem hohen Grade laut, zumal ſeit der kluge Pilote an das franzöſiſche Staatsruder getre-

---

*) Man weiß, daß Schweden von Frankreich jährlich Subſidien zog, daß letzteres dem erſtern auf ſeinen Reichstagen gegen die ruſſiſche Parthey mit treuem Rathe beyſtand, ſogar, daß es ein eigenes Regiment unterhielt, worin der junge ſchwediſche Adel ſich zu brauchbaren Officieren bildete. Es führte den Namen Royal Suede, und war der Reſt jener Braven, die im dreyßigjährigen Kriege unter dem tapferen Bernhard von Weimar fochten, nach deſſen Tode aber in franzöſiſchen Sold übergingen.

ten war, der ſo manche Cabinetsunpolitik ſchon ſtranden gemacht hatte.

Kaum witterte dieß der verſchmitzte Pitt, und flugs war er mit ſeiner diplomatiſchen Angel da. Der junge ſchwediſche Monarch hatte den Ruf ungewöhnlicher Charakterfeſtigkeit, leidenſchaftlicher Ruhmliebe, eifriger Theilnahme an den Schickſalen des Hauſes Bourbon, ſo wie den der glühendſten Erbitterung gegen die Perſon des damals noch erſten Conſuls für ſich. Das war der Mann, den er brauchte, als nach dem Bruch des Friedens von Amiens England Frankreichs Rieſenmacht allein gegenüber ſtand, indem auf dem feſten Lande, ohne welches das Cabinet von St. James ſich nie zu helfen wußte, Oeſtreich dem Lüneviller Traktat treu bleiben zu wollen ſchien, Preußen bloß die Unverletzlichkeit von Norddeutſchland beabſichtigte, Rußland hingegen die Gewitterwolken am politiſchen Horizont durch Unterhandlungen füglicher zerſtreuen zu können glaubte.

Der erſte Schritt, womit er ſich annäherte, waren zwey Handelsvereine *). Dieſe dienten jedoch lediglich zum Benevolenz-Gewinn. Trutz- und Schutzverbindungen Schwedens mit Großbritannien waren ſein Bedürf-

---

*) Acte d'Accession de Sa Majesté le Roi de Suède, à la Convention, conclue à St. Petersbourg l'an 1801 le $\frac{5}{17}$ Juin, entre Sa Majesté le Roi de la Grande Bretagne et de l'Irlande, et Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies, sur le Commerce et la Navigation neutres en tems de Guerre, arrêté et signé à St. Petersbourg le $\frac{18}{30}$ Mars 1802: und Convention pour servir d'explication à l'Article XI. du Traité de Commerce du 21. Octobre l'an 1661 entre Sa Majesté le Roi de Suède et Sa Majesté le Roi de la Grande Bretagne et de l'Irlande, faite et concluse à Londres le 25. Juillet 1803.

niß für den Nothdrang des Augenblicks, und ſolches befriedigte Se. Schwediſche Majeſtät, faſt über ihr Vermögen, mittelſt der Geheimen Präliminar-Convention vom 3. December 1804, der Separat-Convention vom 31. Auguſt 1805, endlich aber des Traktats vom 3. Oktober des nämlichen Jahres *).

Aus dieſem geht nun hauptſächlich hervor, daß Schweden, wenn gleich die ſchwächſte, dennoch die erſte und bereitwilligſte Continentalmacht war, welche ſich England zur aktiven Theilnahme an der Befehdung Frankreichs beſtimmt verpflichtete. Auch ließ der König bereits im Sommer 1803 zur ſtärkern Verſchanzung der Feſtung Stralſund ſchreiten, im Frühling des darauf folgenden Jahres aber eine Diviſion ſeiner Scheerenflotte, mehrere Artilleriecompagnien, ein Bataillon Mörnerſcher Huſaren, ſo wie von jedem der Infanterieregimenter Calmar, Kronoberg, Jönköping, Skaraborg, Ufsborg, ein Bataillon, theils als Arbeitsmannſchaft, theils zur Vermehrung der Stralſunder Beſatzung aus Schweden nach Pommern verlegen, und überdem für eine Stärke von 6163 Mann, nebſt 300 Pferden daſelbſt Magazine errichten. Kurz, er that aus eigenem Triebe vorläufig mehr, als wozu ihn die Convention vom December 1804 in der Folge verband.

Dieſen Truppen, deren Stärke ungefähr 3500 Köpfe betrug, folgte 1805 ein Bataillon vom Regiment des Königs, das Leibgrenadierregiment, ein Bataillon des Regiments Südermanland, ein Bataillon

---

*) Das Februarſtück des Schirachſchen Politiſchen Journals von 1806, S. 157 — 165 enthält ſie ſämmtlich in Extenſo.

von jedem der beyden Fußgarderegimenter, die Garde zu Pferde ſammt ihren Jägern, vier Eskadrons Schonenſcher Dragoner, das zweyte Bataillon des Mörnerſchen Huſarenregiments, nebſt noch zwey Compagnien Fußartillerie, zuſammen etwa 4500 Mann. Das Ganze bildete ſonach, mit den das Jahr vorher ſchon eingetroffenen und der Stralſunder Garniſon, 3000 Köpfe, ein Corps von 11000 Mann, nämlich 15 Bataillone Infanterie, 16 Eskadrons Kavallerie, 8 Compagnien Fuß- und 2 Batterien reitender Artillerie, größtentheils junge, wohlgewachſene, kraftvolle, handfeſte Menſchen, deren Anführer von ihnen die beſte Meynung, nur von ihren Gegnern, die ſo oft ſchon geleiſtet hatten, was jene noch erſt leiſten ſollten, eine deſto unrichtigere hegten.

Mittlerweile hatte Pitt auch Oeſtreich und Rußland gewonnen, folglich die dritte Coalition wider Frankreich ſo ziemlich geformt. Die öſtreichiſchen und ruſſiſchen Heere waren in vollem Anzuge. Selbſt Preußen hatte die ſeinigen beweglich gemacht, ohne daß man jedoch wußte oder errathen konnte, zu welchem Zweck. Wiewohl der groſſe, raſche, allgewaltige Napoleon feyerte eben ſo wenig. Seine ſieggewohnten Adler flogen von allen Seiten herbey, ſogar aus dem Hannöverſchen, wo bloß Nienburg und Hameln unter dem General Barbou ſchwach beſetzt verblieben.

Das ruſſiſche Corps, unter dem General Tolſtoj, war beſtimmt, in Verbindung mit den Engländern und Schweden, unter der Leitung Guſtav Adolphs, die Churſtaaten Georgs III. völlig zu ſäubern, und dann von dieſen aus den franzöſiſchen Armeen im Rücken zu rücken; es landete zu Ende des Septembers im ſchwediſchen Pommern, und zog, nach kurzer Raſt, von dort der Elbe zu. Auf dem Papiere ſtand es 30000 Mann ſtark, in der Wirklichkeit aber betrug es wenig über 20000 *). Und eben ſo verhielt es ſich mit den Engländern, die bald nach ihnen vor der Weſer erſchienen. Oeffentliche Blätter geben ſie zu 40000 Mann an. Allein Seeſtürme hatten unter ihren Transporten gewüthet, einen großen Theil derſelben verſchlungen oder nach ihrer Heimath zurückgejagt, und ſo betrat höchſt wahrſcheinlich kaum die Hälfte derſelben deutſchen Boden. Den Ruſſen gebührt inzwiſchen das Verdienſt, von der ganzen vereinigten Macht am erſten im Hannöverſchen auf dem Platze geweſen zu ſeyn.

Die ſchwediſche Avantgarde, aus einem deutſchen Grenadier-, einem Nationaljägerbataillon, reitender Artillerie und Huſaren beſtehend, ſetzte ſich den 1. November, [illegible] Mann ſtark, unter dem Oberſten von Cardell, in Marſch. Der König kam zu Stralſund den 2. d. M. an. In ſeinem Gefolge befanden ſich der Reichsmarſchall, Graf von Ferſen, zum Conferiren mit den Miniſtern der coaliſirten Höfe, Alopeus und Pierrepont, die Cabinets- und Kriegskanzelley, der Generallieutenant, Graf Horn, Capitainlieutenant vom Leibtrabantencorps, acht Adjutanten von verſchiedenen Graden, mehrere Ingenieurofficiere und Trabanten. Er übernahm ſogleich die Anführung der Armee. Unter ihm commandirten der Generallieutenant, Graf Wachtmeiſter, den

---

*) Wahre Nebenbilder zu den Schweden, vom Haupt bis zu den Füßen [illegible] gekleidet, ſo wie mit Kriegs- und Mundvorräthen reichlich verſehen.

rechten, der Generallieutenant, Freyherr Armfelt, den linken Flügel, die vier Oberſten, Graf Carl Mörner, Graf Guſtav Mörner, Baron Tavaſt und Baron von Vegeſack, jeder eine Infanteriebrigade, von denen die erſte und zweyte zum rechten, die dritte und vierte zum linken Flügel gehörte, der Oberſt, Graf Hampus Mörner, die geſammte Cavallerie, der Oberſt Norby die Artillerie. Die erſte Brigade machten die beyden Gardebataillone, nebſt ihren Jägern, die zweyte das Leibgrenadierregiment und das Bataillon vom Regiment des Königs, die dritte die Bataillone Kronoberg, Jönköping, Calmar, die vierte die Bataillone Skaraborg, Südermanland, Ufsborg. Chef des Generalſtaabes ward der Oberſt von Tibell *), Generalintendant der Armee und Chef des Kriegskommiſſariats der Oberſt von Schenbom.

So vertheilt rückten die Truppen den 7. December, 11 Bataillone, 14 Eſkadrons und 6 Artilleriecompagnien ſtark, der rechte Flügel über Damgarten, der linke über Tribſeß gegen das rechte Elbufer vor, paſſirten aber jetzt den Fluß noch nicht. Der König folgte ihnen am 16, war den 19. um die Mittagszeit ſchon in Boitzenburg, ſetzte ſofort, unter ſtarkem Eisgange, bey Artelnburg über die Elbe, und traf Abends um 6 Uhr zu Lüneburg ein, wo er im Schloſſe ſein Hauptquartier aufſchlug.

Am 22. hatte er mit dem Grafen Tolſtoj, vermuthlich über die Frage: was jetzt zu thun ſey? eine lange Conferenz. Es heißt, der ruſſiſche General habe

---

*) Während der Revolution Brigadegeneral in franzöſiſchen Dienſten.

vorgeſchlagen, zuförderſt ſo ſchnell, wie möglich, Hameln und Nienburg zu nehmen, dann, eben ſo raſch, nach Holland oder Frankfurt vorzudringen. Allein der König, von den Mißgeſchicken bey Ulm, Auſterlitz u. ſ. w. ſchon unterrichtet, auch den Abſichten Preußens näher auf der Spur, ſey dawider geweſen. Gegründet, oder nicht! So wie im Allgemeinen die Sachen damals ſtanden, war der Ausweg, den man wählte, unſtreitig der richtigſte. Die Ruſſen und Engländer nahmen eine zuſammengedrängte Stellung an der Weſer und Aller. Die Schweden zogen ſich allmählig theils der Elbe näher, theils über dieſelbe.

Die Bewegungen der Preußen wurden indeß problematiſcher, wie je. Schwediſchpommern ſogar ſchien vor einem Beſuche von ihnen kaum ſicher zu ſeyn *). Und da fand denn der König für gut, ſeine Truppen

---

*) Es war ein Staatsfehler von Seiten Schwedens, daß es im Frieden von 1720 nicht ganz Vorpommern an Preußen abtrat. Letzteres war ihm ſchon damals ein überlegener Nachbar, und ward es in der Folge noch mehr. Ertrag für ſich durfte es von dem Beſitze dieſes kleinen Ueberreſtes nicht erwarten; denn es war leicht zu berechnen, daß die Einkünfte die jährliche Ausgabe ſchwerlich jemals decken würden, welche das zahlreiche, obwohl knapp beſoldete Civilperſonal, das nothdürftige Militair und die ſeit 1678 beſtändig ſchon unhaltbare Feſtung Stralſund erheiſchten. Ueberdem konnte es Schweden, wie ſich nachhin auch zeigte, in Kriege auf deutſchem Boden verſtricken, die, früher oder ſpäter, doch vielleicht den Verluſt der Provinz nach ſich zögen, oder falls der Feind auch noch ſo ſchonend verführe, die ſchuldloſen Einwohner, wenn nicht ganz an den Bettelſtab brächten, wenigſtens eine Reihe von Jahren fühlbar drückten. Belege ſind der ſiebenjährige und der zur Zeit noch nicht geendigte Krieg, wo man bloß den 14. July zu [illegible]0000 Reichsthalern anſchlug, die er den Aemtern Grimmen und Franzburg an unreif zertretenem Getraide koſtete.

von denen ſeiner Alliirten überhaupt zu trennen, und erſtere den 13. Januar insgeſammt auf das rechte Elbufer hinüber, ſo wie auch ſein Hauptquartier nach Boitzenburg zu verlegen. Der Vortrab, beſtehend aus einem Grenadierbataillon, allen Jägern der Armee, zwey Eskadronen Huſaren, und einiger reitenden Artillerie, unter dem Generaladjutanten, Grafen Löwenhjelm, ſetzte ſich im Fürſtenthum Lauenburg, um dort ſowohl die Paſſagen über den Fluß zu ſperren, als dieſe Hannöverſche Beſitzung bis dahin unter Schwediſchem Schutz zu erhalten, das in Rückſicht ihrer Uebereinkunft mit dem Könige von England Statt fände. Die beyden Flügel nahmen ihre Stellung auf einer Linie, der rechte gegen das Hamburger Stadtgebiete, der linke gegen die preußiſche Gränze.

Dieß wieß nun ſichtbar genug auf baldigen Abzug nach Pommern hin, zumal da die Engländer ihren Transportſchiffen zueilten, die Ruſſen gleichfalls ſich zum Rückmarſch anſchickten, und nach dem Preßburger Frieden aktive Rollen nirgends mehr zu ſpielen waren, die proviſoriſche Beſetzung des Hannöverſchen durch preußiſche Truppen aber um ſo weniger Zweifel litt, als die letzteren der combinirten Armee, welche daſſelbe räumte, überall Schritt für Schritt folgten.

Die ſchwediſche Armee eilte inzwiſchen am wenigſten; ſie beſchränkte ſich bloß darauf, im Meklenburgſchen einſtweilen feſten Fuß zu faſſen, und zwar mit dem rechten Flügel gegen die See bey Wismar, mit dem linken gegen den Reckenitzfluß bey Sülz. Die ſämmtlichen Infanteriebrigaden, nebſt der Cavallerie und Artillerie, brachen den 1. Februar auf. Das Hauptquartier ward nach

Roſtock beſtimmt, kam nachmals aber nicht dahin, ſondern nach Bützow. Die Avantgarde, 570 Mann ſtark, marſchirte gerade auf Stralſund. Das Löwenhjelmſche Corps verblieb, nach wie vor, im Lauenburgſchen. Um jedoch die Verbindung mit ſelbigem nicht zu verlieren, mußte ſich der Oberſt von Karbell mit einem beſondern Corps bey Gadebuſch ſetzen.

Der König für ſeine Perſon begab ſich den 10. von Boitzenburg nach Ratzeburg, wo er bis zum 27. März weilte. Dann aber brach auch er auf, und führte die Truppen, im Anfange des April, über die Recknitz und Trebel in ſeine Staaten zurück, wo er ſolche am 3. des nämlichen Monats auf der Ebene bey Siemersdorf *) muſterte, ſie hierauf militairiſch im Lande vertheilte, und mit ſeinen Garden das Hauptquartier in Greifswalde nahm.

Dort ſchien er ſich anfangs bloß mit inneren Landesangelegenheiten zu beſchäftigen. Als aber die Preußen Miene machten, auch das Fürſtenthum Lauenburg beſetzen zu wollen, erwachte ſein kriegeriſcher Geiſt auf einmal wieder. Der Graf Löwenhjelm bekam Befehl, daſſelbe aufs Nachdrücklichſte zu vertheidigen, falls fremde Truppen deſſen Gränze beträten. Auch ließ der König miniſteriell kund thun, er werde jeden Angriff auf ſein allda noch befindliches Corps für eine förmliche Kriegserklärung gegen Schweden anſehen, und dieſes in dem Augenblicke gewiß nicht zurückziehen, wo nur die Frage ſeyn könne, ſich zu ſchlagen.

---

*) Ein Domainengut, eine halbe Meile von Tribſees im Amte Gri

Ungeachtet nun der ſchwediſche Anführer dem jenſeits der Elbe in den Aemtern Hitzacker und Bleckede ſtehenden Preußiſchen dieß alles am 13. und 18. April ſchriftlich zu erkennen gegeben hatte, rückte dennoch der Oberſt von Beeren mit 5 Eskadronen und 2 Bataillonen über den Fluß, und dirigirte ſeinen Marſch am 23. in zwey Colonnen auf Ratzeburg. Löwenhjelm, hievon benachrichtigt, hatte vor dem Paſſe von Groß-Zecher, am Schaalſee, mit nicht mehr als 232 Dragonern und Huſaren im Gliede, denn ſeine Grenadiere, Jäger und Artillerie waren vorher ſchon nach Meklenburg gegangen, eine ſehr überdachte zuſammengedrängte Stellung genommen, und da hier beyde Theile auf einander ſtießen, ſo erfolgte ein, zwar wenig bedeutendes, Engagement (die Schweden nannten es ein Treffen), das ihm aber in ſo fern doch viel Ehre machte, als er, von der preußiſchen Uebermacht faſt völlig umſchloſſen, nach mehrſtündigem, meiſterhaftem Manövriren auf dem Wege von etwa einer Meile, welches ihm nicht mehr als einen Todten, acht Bleſſirte und einige Pferde koſtete, um 7 Uhr Abends endlich in Gadebuſch ankam, von wo er ſich darauf über Wismar nach Pommern wandte.

Die unmittelbaren Folgen dieſer Ereigniſſe waren die Note des Reichsmarſchalls von Ferſen, unter dem Zeichen =|=|=, die wirkliche Vollſtreckung des darin angedroheten Embargo, und daß eine ſchwediſche Eskadre, unter dem Admiral Cederſtröm, alle preußiſche Häfen an der Oder ſperrte. Der Krieg war mithin deutlich genug ausgeſprochen. Zum Blutvergießen aber kam es doch nicht. Die ſchwediſchen Truppen zogen ſich an der linken Peenſeite aus einem Cantonnirungsquartiere in das andere, aus dieſer Stellung in jene. Ein anſehnliches preußiſches Corps *), das unter dem General, Grafen von Kalkreuth, an die rechte Seite des Fluſſes vorgerückt war, und ſeine Gegner, wäre es dazu beſtimmt geweſen, eben ſo leicht hätte zermalmen können, als es am 14. Oktober nachher ſelbſt zermalmt ward, lag in den ſeinigen unbeweglich ſtill. Die Hauptoperationen beſtanden in beharrlichem Correſpondiren, Parlementiren, und dieß, nebſt einer perſönlichen Zuſammenkunft des Königes mit dem Grafen, am 20. Juny, auf dem Anclammer Damm, bewirkte endlich, daß Friedrich Wilhelm III. unglücklicher Weiſe dieſe Zwecke, welche mit großer Wagniß verknüpft waren, berückſichtigte, und dem Lieblingswunſche Guſtav Adolphs, das Lauenburger Land wieder in Beſitz zu bekommen, wich.

Jetzt nahm dieſer in ſeiner Art einzige Krieg plötzlich ein Ende. Das ſchwediſche Embargo und die Blokade der preußiſchen Häfen hörten auf. Die Truppen der letzteren Macht zogen ſich über die Elbe zurück. Der Graf Löwenhjelm traf den 27. Auguſt mit 450 Mann Cavallerie zum zweytenmale in Ratzeburg ein, und am 6. Sept. folgte ihm der Brigadechef, Graf Guſtav Mörner, mit dem Leibgrenadierregimente, noch mehrerer Reiterey und reitender Artillerie. Der Aufenthalt dieſer Truppen dauerte daſelbſt jedoch nicht lange. Die unerwarteten Vorfälle im Oktobermonat nöthigten auch ſie, für ihre Sicherheit zu ſorgen, und ſo zogen ſie den 4. November, unter dem Generaladjutant von Morian, der mittlerweile ihr Befehlshaber geworden war, nach Lübeck ab,

---

*) Man gab es zu 28,000 Mann Kerntruppen an.

ab, um zu Schiffe von Travemünde nach Stralſund zu gehen. Allein hier brachte ihr Unſtern ſie mit dem ebenfalls retirirenden Blücherſchen Corps zuſammen, und ſie geriethen, gleich dieſem, den 6. auf dem Strome, nach einem Verluſte von 55 theils Todten, theils Verwundeten, auch ihrer Kanonen, ohne die Ehre gehabt zu haben, ſagt der ſchwediſche Hofbericht vom 17. November, ſich zu vertheidigen, 1100 Mann ſtark, in franzöſiſche Gefangenſchaft. Bloß ihr Anführer *), der ſich zuerſt eingeſchifft hatte, entkam mit etwa 400 Mann nach Pommern.

So ſchloß ſich der erſte Feldzug des Königs von Schweden in Deutſchland!

Stralſund.

Im vierten Artikel der Convention, welche Großbritannien und Schweden den 31. Auguſt 1805 mit einander ſchloſſen, ward eine Garniſon von 8000 Mann zur

---

*) Morian, ſo urtheilen vernünftige ſchwediſche Officiere, that gerade, was er nicht hätte thun ſollen. Entweder wußte er im Oktober bereits, daß franzöſiſche Armeecorps die geſchlagenen Preußen nach allen Gegenden hin verfolgten, oder nicht. Im erſten Fall mußte er aufbrechen, bevor die Fluth ſich der Niederelbe nahete, ſeinen Marſch auf Wismar richten, das er in zwey Tagen erreichen konnte, und ſich von da an der Seekante nach Damgarten fortziehen. Im andern blieb ihm freylich nichts übrig, als die Erfolge, wie Löwenhielm am Schaalſee, abzuwarten, wo er war. Dann mußte er aber auch, als Krieger von Ehre, ſich einen rühmlichen Abzug erſtreben. In keinem von beyden durfte er ſich früher, wie ſein geſammtes Detachement, einſchiffen. Das Kriegsrecht, welches in Stralſund über ihn ergieng, verdammte ihn, phyſiſch den Kopf zu verlieren, den er im finniſchen Kriege ſchon moraliſch verlor. Der König, welcher ſich dieſes Umſtandes vielleicht nicht erinnerte, begnadigte ihn. Die Achtung ſeiner Kameraden aber, und das Vertrauen der Soldaten gewann er nicht wieder.

Vertheidigung der Veſtung Stralſund für hinlänglich erachtet. Hatte es Grund, was ſchwediſche Ingenieure damals verſicherten, nämlich: die Werke dieſes Platzes dürften bald ſo ausgedehnt werden, daß dieſelben eine Vertheidigung von wenigſtens 500 Piecen erforderten, die, im Fall eines formellen Angriffs, ununterbrochen ſpielend, den Ort durchaus unnehmbar machen würden und müßten: ſo ſchoß man bey der Beſtimmung jener Beſatzungsſtärke gewaltig fehl. Zur Bedienung der beſagten Kanonenzahl gehörten, bey eröffneten Laufgräben, auf jede nur zwölf Mann gerechnet, täglich 6000. Dem ſonſtigen Dienſte verblieben mithin noch 2000 Mann, die eben ſo, wie jene, nie abgelöſet werden, nie ruhen konnten, welches ſie in der Dauer nicht ertrugen. Auch zeigte ſich zwey Jahre nachher, daß die Vertheidigung der Stadt gerade deshalb mit aufgegeben wurde, weil man mit der ganzen, doch über 8000 Köpfe ſtarken Armee kaum alles Nöthige zu beſtreiten ſich getraute. So ohne Sachkenntniß, ohne Rückſicht auf das, was möglich ſeyn möchte, werden nicht ſelten Verbindungen getroffen!

Stralſund.

Nach dem 2. Artikel der nämlichen Convention ſollte eben dieſe Feſtung in einen dergeſtalt reſpektablen Stand geſetzt werden, daß die alliirten Truppen dort ſowohl einen Sammel- und Landungsplatz, als eine ſichere Retirade haben könnten. England gab zu dem Zweck 110000 Pf. St. her. Sie wurden verwendet. Bey der franzöſiſchen Beſitznahme aber fand ſich von dem Hauptbedürfniß einer haltbaren Feſtung (Minen) nicht die geringſte Spur.

Im dritten Artikel des Traktats vom 3. Oktober 1805 verſprach die Krone Schweden, ein Truppencorps von 12000 Mann zu ſtellen, das in Uebereinſtimmung mit den in Pommern zu landenden Ruſſen gegen Frankreich agiren, und die Waffen nicht niederlegen, ſondern bis zum erfolgten allgemeinen Frieden mit den Verbündeten feſt und unzertrennlich vereinigt bleiben ſollte. Dieß Corps machte beynahe den vierten Theil des ganzen ſchwediſchen Heeres aus. Fand nun England, das Haupt und der Brodherr jener Ligue, ſeinem Intereſſe gemäß, nicht eher, als nach dem Verlaufe von z. B. vier Jahren erſt Frieden zu ſchließen, und Frankreich führte eben ſo lange den Krieg nach ſeiner Weiſe, das iſt, es vernichtete ſeine Feinde im Laufe eines jeden Feldzuges; ſo mußte Schweden viermal hintereinander 12000 Mann friſche Truppen hergeben, und dann war, nach dem zur Schlachtbank gelieferten letzten Viertel, von ſeiner braven Armee kein Schatten mehr da, oder ſie beſtand, wie in den Schlußjahren Carls XII., aus Knaben. War hingegen bloß die Wiedereroberung und Behauptung der deutſchen Staaten des Königs von England bis zum Frieden die Tendenz der Wintercampagne von 1805, die eine wie die andere aber, nach der Schlacht bey Auſterlitz, unbedingte Unmöglichkeit; ſo mußte es Schweden durchaus wie Rußland machen, mußte die Idee für den Augenblick aufgeben, nach Pommern völlig heimzukehren, mußte auch das Lauenburgſche Preußen proviſoriſch überlaſſen, und, ſtatt ſich mit ihm zu ſpannen, daſſelbe vielmehr als ſeine einzige Vormauer gegen das in Deutſchland faſt völlig freye Hände habende Frankreich betrachten und zum Freunde zu behalten ſuchen, hinter welcher im Einverſtändniſſe mit Rußland, günſtigere Conjuncturen abzuwarten, ihm allein nur noch übrig war.

Stralſund.

Was hatte Schweden nach den Ereigniſſen bey Jena und Auerſtädt zu thun? — Unläugbar einen Separatfrieden zu ſchließen, den es wahrſcheinlich damals unter höchſt vortheilhaften Bedingungen erlangt haben würde. Da dieß aber nicht geſchah; ſo durfte es ſich damit nicht begnügen, Stralſund bloß in hinlänglichen Vertheidigungsſtand geſetzt zu haben. Es mußte zugleich auch das platte Land, ja die Feſtung ſelbſt, ſtrategiſch ſichern und decken, welches durch ſchwache Huſarenpoſtirungen unmöglich einzig und allein erreicht werden konnte. Loitz und Damgarten mußten ebenfalls wenigſtens einigermaßen befeſtigt, bey Tribſees, Meyenkrebs, ſo wie neben dem Anclamerdamm, Brückenköpfe oder Schanzen angelegt werden, und die Armee, bedeutend verſtärkt, ganz oder doch größtentheils, im November 1806 bey Greifswalde eine demonſtrative feſte Stellung nehmen. Dadurch wäre ſowohl das preußiſche Bilaſche Corps nach der Capitulation bey Anclam ins ſchwediſche Pommern überzutreten, und die Franzoſen hinterher zu ziehen verhindert, als auch dem Marſchall Mortier es minder leicht geworden, über die Peene zu gehen und ſich unerwartet vor Stralſund zu ſetzen.

Was konnte Schweden nach der Schlacht bey Preußiſch-Eylau noch thun? — Statt durch Vorſpiegelungen von Memel, Pillau, Colberg her verführt, dieſe Schlacht, ſo wie Frankreichs Sache überhaupt, für verloren zu halten, mußte es, ſtatt die nicht mehr zu rettenden

Preußen mit Gewehr, Artillerie, Munition zu verſehen, ihnen Luft zu machen, Stettin zu bedrohen, ſchwediſche Kriegsfahrzeuge für ſie wirken zu laſſen, ſtatt geheime Verbindungen mit ihnen zu knüpfen, ſie zu Tauſenden nach Rügen zu ſchaffen, ſie dort auf eigene Koſten zu hegen, zu ſättigen, zu kleiden, und dadurch den immer ſtärker zu reizen, der Fürſtenwohl, wie Fürſtenweh, gleich einem Gott, in ſeiner Allmachtshand trägt, ſich vielmehr vor den Fangnetzen Rüchels, Blüchers u. a. ſorgſam hüten, von der beſiegten Parthey zur ſiegenden ohne Vorwurf treten, und ſo, durch Fügſamkeit, zum Theil wenigſtens wieder erlangen, was durch ſchwediſchen Starrſinn ehedem verloren ging.

Stralſund.

Was mußte Schweden endlich im July 1807 thun? — Es hatte das Schickſal dreyer Heere von Hunderttauſenden vor Augen. Durfte ſein kleines, iſolirtes Häuflein ein beſſeres Loos hoffen? Um ſowohl militairiſch, als politiſch folgerecht zu handeln, mußte es die Waffenruhe ſchlechthin nicht aufſagen, ſondern erwarten, wie ſich die ihm gegenüberſtehende Mehrzahl benahm. Es mußte wiſſen, daß ſein Soldat auf flachem Felde im Auslande nicht mit der Zuverſicht kämpft, wie in ſeiner Heimath, wo ihn überall Seen, Moräſte, Ströme, Waldungen, Felſenmaſſen decken, und er nicht leicht überflügelt, oder umgangen, ſondern lediglich nur von vorn beſtritten werden kann. Es mußte des Letzteren Schwerfälligkeit, ſeine reglementsmäßigen Paradebewegungen gegen die Schnellkraft, die Gewandheit, die Geiſtesgegenwart, den Sturm, das Andringen des Franzoſen im Schlachtgewühl meſſen; es mußte einmal aufhören, hohe Sprache zu führen, dagegen aber, als offenbar der ſchwächere Theil, dem Machtgebot des von Glück und Weisheit gleich treu begleiteten Heroen, des größten Genies, den die Welt je ſah, je ſehen wird, ſich unbedingt hingeben lernen. Wider den (wie Herr von Voß in der Geſchichte eines bey Jena gefangenen preußiſchen Officiers, Th. 2. S. 219, ſehr wahr bemerkt) an der Spitze von ſechszig Millionen Menſchen, ſelbſt Cäſar nichts mehr ausrichtete, wider den, ſetzen wir hinzu, würde auch Schwedens Guſtav Adolph, Carl Guſtav, oder Carl XII. nichts mehr wirken können.

Den Schluß mache folgende Betrachtung aus dem Munde eines Officiers, der ſich zur Stelle befand, über die Action bey Steinhagen und den Rückzug nach Stralſund am 14. July 1807. — Die rechte Diviſion der Armee ruhete oft, und war dabey faſt in beſtändigem Retiriren, da hingegen die linke zwölf Stunden in ſtetem Handgemenge war. Hätte jene es eben ſo gemacht, wie dieſe, dann wären die Truppen wenigſtens an dieſem Tage noch nicht in die Feſtung getrieben worden, und man hätte hinlängliche Zeit gehabt, theils mit mehr Bedacht zu unterhandeln, theils ſich wirkſamer zu verſtärken, als jetzt in der Haſt geſchah. Aber ſie ſollte und wollte nun einmal möglichſt bald unter den Feſtungskanonen ſeyn. Hätten nun Wrede und Vegeſack weniger geſchickt manövrirt, und ſich nicht Schritt vor Schritt fortgeſchlagen, ſondern auch mitunter gefeyert; was wäre dann entſtanden? Das mindeſte Ruhen der zweyten Diviſion, die geringſte Abnahme ihrer bis dahin regen Kraftäußerung hätten die hellen Führer der franzöſiſchen Uebermacht für Erſchöpfung gehalten, und ſich ſonach beſtimmt, das

Durchbrechen, das Auseinanderſprengen, die Vernichtung derſelben deſto mehr zu beeilen. Erfolgte aber dieß, wie es denn wohl nicht fehlen konnte: ſo war die ganze von jener gedeckte Flanke der erſten Diviſion blos; ſo theilte dieſe das Schickſal der zweyten Diviſion; ſo kam von beyden kein Gebein nach Stralſund, und der König ſelbſt ward wahrſcheinlich gefangen. Seine Retter, ſo wie die des Armeecorps überhaupt, waren offenbar Wredes und Vegeſacks Beſonnenheit, Intelligenz und Ausdauer. Sie thaten eigentlich Alles; Toll weiter nichts, als daß er die retirirenden Truppen ſammelte, und näher an die Stadt vertheilte.

Stralſund.

Die ſchwediſchen Truppen bilden 56 verſchiedene Regimenter und Corps, wovon 36 zur Infanterie, 13 zur Cavallerie, 5 zur Artillerie, 2 zum Geniecorps gehören, und entweder eingetheilt oder geworben ſind.

Von dem Eintheilungswerke, ſo wie von der ſchwediſchen Militairverfaſſung überhaupt, giebt Herr Doctor Rühs in Greifswalde ziemlich genaue Nachricht *). Die Stärke der verſchiedenen Truppenarten aber ſchlägt er zu hoch an, indem er ſolche zu 56700 Mann, ohne Officiere, berechnet. Folgende Namen- und Rangrolle **) klärt die Sache vielleicht beſtimmter auf. Hiernach iſt der Betrag:

---

*) In der nach Büſchings bekanntem Werke neu bearbeiteten und von ihm herausgegebenen Erdbeſchreibung Schwedens. Hamburg, 1807. 8. S. [illegible] ff.

**) Sie rührt von einem ſehr unterrichteten ſchwediſchen Staabsofficier her. Die mit † bezeichneten Corps ſind geworben, die übrigen eingetheilt.

1) Des Trabantencorps, 120 Mann, ſämmtlich Officiere;

2) der Leibgarde zu Fuß, zwey Bataillone *) und eine Jägercompagnie à 100 Mann; †

3) der Leibgarde zu Pferde, ſechs Eſkadronen **); †

4) der ſchwediſchen Garde, zwey Bataillone und eine Jägercompagnie; †

5) der finniſchen Garde, ein Bataillon; †

6) der Cüraſſiere der Leibbrigade, ſechs Eſkadronen;

7) der Huſaren der Leibbrigade, ſechs Eſkadronen;

8) der leichten Infanterie der Leibbrigade, ein Bataillon;

9) der Leibgrenadiere, drey Bataillone;

10) des ſchwediſchen Artillerieregiments, zwey Bataillone ***); †

11) des gothiſchen Artillerieregiments, zwey Bataillone; †

12) des wendiſchen Artillerieregiments, zwey Bataillone; †

13) des finniſchen Artillerieregiments, zwey Bataillone; †

14) der reitenden Artillerie, zwey Batterien; †

15) des Fortificationscorps, ſämmtlich Officiere, in fünf Brigaden vertheilt, mit einer Pionniercompagnie, à 100 Mann; †

16) des Feldmeſſercorps, ſämmtlich Officiere;

---

*) Jedes, ſo wie die aller geworbenen Regimenter, 600 Mann ſtark, und in ſechs Compagnien vertheilt.

**) Jede, wie die der geſammten Kavallerie, 75 Mann. Eine Eſkadron dieſes Corps beſteht aus reitenden Jägern.

***) Jedes, wie alle Artilleriebataillone, aus fünf Compagnien zu 75 Mann beſtehend.

17) der Adelsfahne *);

18) der weſtgothiſchen Dragoner, acht Eskadronen.

19) der ſmåländiſchen leichten Dragoner, acht Eskadronen;

20) der ſchonenſchen Dragoner, acht Eskadronen.

21) des ſchonenſchen Carabinierregiments, acht Eskadronen;

22) der karelſchen leichten Dragoner, zwey Eskadronen;

23) des Mörnerſchen Huſarenregiments, zehn Eskadronen; †

24) des Regiments Upland, zwey Bataillone **);

25) des Regiments Skaraborg, zwey Bataillone;

26) des Regiments Abo, drey Bataillone ***);

27) des Regiments Südermanland, zwey Bataillone;

28) des Regiments Kronoberg, zwey Bataillone;

29) des Regiments Jönköping, zwey Bataillone;

30) des Regiments Björneborg, drey Bataillone;

31) des Thalregiments, zwey Bataillone;

32) des Regiments Tavaſtehus, drey Bataillone;

33) des Regiments Helſinge, zwey Bataillone;

34) des Regiments Elfsborg, zwey Bataillone;

35) des weſtgothiſchen Thalregiments, zwey Bataillone;

---

*) Hat ſeit 1734 keine Gemeinen, ſondern blos Officiere für ſechs Eskadronen, die ihre Boſtählen als Penſionen beſitzen.

**) Wie die aller eingetheilten Regimenter, jedes 600 Mann, in vier Compagnien vertheilt. Jede Compagnie giebt ſo viel Mannſchaft ab, daß das Regiment 48 Grenadiere und 72 Jäger bekommt.

***) Das dritte beſteht, ſo wie auch bey Nro. 30 und 32, aus leichter Infanterie.

36) des Regiments Savolax, leichte Infanterie, zwey Bataillone;

37) des Regiments Bohus, zwey Bataillone;

38) des Regiments Wäſtmanland, zwey Bataillone;

39) des Regiments Wäſterbotten, zwey Bataillone;

40) des Regiments Calmar, zwey Bataillone;

41) der leichten Dragoner der nyländſchen Brigade, ſechs Eskadronen;

42) der leichten Infanterie der nemlichen Brigade, zwey Bataillone;

43) der Jäger derſelben, ein Bataillon;

44) des Regiments Nerike-Wärmland, zwey Bataillone;

45) der Jäger deſſelben, ein Bataillon; †

46) des Regiments Oeſterbotten, zwey Bataillone;

47) des jämtländiſchen unberittenen Regiments Jäger zu Pferde, vier Eskadronen;

48) des Bataillons Cajano, 600 Mann;

49) des Regiments des Königs, zwey Bataillone; †

50) des Leibregiments der Königin, zwey Bataillone *); †

51) des Leibregiments der verwittweten Königin, zwey Bataillone; †

52) des von Engelbrechtenſchen Regiments, zwey Bataillone; †

53) des Regiments Jägerhorn, zwey Bataillone; †

54) der Savolaxiſchen Fußjäger, zwey Bataillone; †

---

*) Dieſes, Nro. 52 und die reitende Artillerie.

55) des karelſchen Fußjägercorps, ein Bataillon; †
56) des Regiments Adlercreutz, zwey Bataillone.

Die Geſammtzahl der Armee, ohne Officiere und Unterofficiere, macht alſo nur aus:

Infanterie, 70 Bataillone und 2 Gardejägercompagnien	42200 Mann
Kavallerie, 72 Eskadronen .	5500 ,
Artillerie, 8 Bataillone fahrende und 2 Batterien reitende . . .	3150 .
Pionniere	100 .
	50950 Mann.

Angeführt wird ſie von 2 Feldmarſchällen, 3 Generalen, 14 Generallieutenants, 13 Generalmajors, 92 Oberſten. Die Truppen ſind brav, dauerhaft, unverdroſſen und folgſam, aber die Nationalen etwas ſchwerfällig. Auch fechten ſie ungern außer ihrem Vaterlande, oder gegen andere, als die Ruſſen und Dänen, die ſie für ihre Erbfeinde anſehen. Wem es übrigens ſcheinen möchte, daß die Kavallerie nicht im gehörigen taktiſchen Verhältniſſe gegen die Infanterie und Artillerie ſtehe, der erwäge, daß die Zuſammenſetzung dieſer Heeresmaſſe nicht deutſches, ſondern ſchwediſches Local berückſichtigte, wo das durch Berge, Waldungen, Sümpfe, Seen und Ströme ſehr coupirte Terrain der Reiterey nur wenig Spielraum verſtattet.

Beylage.

Dès le premier moment, où Sa Majesté Suédoise S'était decidée de prendre une part active à la coalition contre les usurpations de Napoléon Bonaparte, Sa Majesté avoit fixé Son attention sur la conservation des possessions Electorales du Roi d'Angle-

terre sur le continent, qui venaient d'être évacuées par les troupes Françaises. Prêt à y entrer avec une Armée Suédoise et Russe réunie sous Ses ordres, le Roi Se hâta, sur la première nouvelle qu'un Corps Prussien se dirigeait vers ce pays, de connaitre à cet égard les intentions de Sa Majesté Prussienne, et de Lui demander avec une entière confiance, si la marche de Ses troupes avait le même but que celui de l'Armée combinée, savoir de rendre l'Electorat à Son Possesseur légitime, et en ce cas, de Se concerter avec Sa Majesté sur les mésures communes à prendre.

Le Roi de Prusse évita dès lors, d'une manière peu amicale, d'entrer dans aucun éclaircissement sur cet objet important. L'irrésolution que ce Souvérain manifesta depuis, pour Se joindre à la cause des Alliés, ne pouvait qu'augmenter la méfiance du Roi, et Sa Majesté n'hésita point de prévenir pour ainsi dire les événemens, en faisant connaitre publiquement, à une époque ou on ne pouvait que supposer encore les intentions de la Cour de Prusse par rapport aux Etats de Sa Majesté Britannique dans l'Empire, que le pays de Lauenbourg resterait sous la protection des troupes Suédoises, jusqu'à ce qu'une Convention à cet égard fut conclue avec le Roi d'Angleterre; C'était à ce Monarque Seul, comme Maitre du pays, qu'il appartenait de décider du sort futur des Ses Etats Héréditaires, et tout arrangement y rélatif entre la France et la Prusse, n'était point admissible.

Ce fut cependant sur cet arrangement que le Roi de Prusse, dans la proclamation du 27 Janvier, qui fut publiée peu après, tâcha d'établir Ses droits à l'occupation entière de l'Electorat d'Hannovre. Les protestations réitérées qui furent faites à cette occasion par la Cour de Berlin, de ne S'être portée à cette démarche que pour épargner à ce pays de plus grands maux, auraient dû servir de garants pour son indépendance à l'avenir. Mais ce langage ne dura pas longtems; au lieu de regarder l'Electorat comme un depôt jusqu'à la paix générale, d'après ce que Sa Majesté Prussienne avait d'abord énoncé solemnellement dans Sa proclamation précitée, une nouvelle publication émanée de Berlin sous la date du 1 Avril, annonçait au contraire une réunion définitive de ces Provinces à la Monarchie Prussienne, mésure qu'on prétendait être fondée sur le droit de conquête et un Traité formel avec la France.

Dans un pareil état des choses, le Roi, fidèle à Ses engagemens avec Sa Majesté Britannique, croyait ne pas pouvoir user d'assez de circonspection, lorsqu'il était question d'abandonner les Etats Allemands de Son Allié, qui, une fois delivrés de la présence des troupes Suédoises, tombaient aussitôt au pouvoir des Prussiens. Se bornant donc à garantir les pays en deçà de l'Elbe Sa Majesté, lors de Son départ de Ratzebourg, déclara: qu'ayant laissé dans ce Duché un Corps Suédois, sous les ordres de l'Aide de Camp Général Commandant, Comte de Löwenhjelm, Elle regarderait toute attaque contre ces troupes et l'indépendance du pays, comme une mésure aggressive dirigée contre Ses propres Etats. Cette déclaration a été transmise à plusieurs reprises, et nommément dans la lettre du Comte de Löwenhjelm en date du 13 Avril, aux Commandants Militaires Prussiens dans le Hannovre et le Mark. Le Comte de Löwenhjelm y dit expressément, qu'il avait les ordres les plus précis de se défendre contre tout militaire étranger, qui voudrait entrer dans le Lauenbourg. Néanmoins, un Corps détaché Prussien a, le 23 de ce mois, dépassé cette frontière à Marienstett, et malgré la brave résistance des troupes Suédoises, s'est, par un nombre de beaucoup supérieur à celles-ci, forcément mis en possession de ce pays.

Le Roi ne pouvant, dans les circonstances actuelles, regarder cette mésure violente que comme une hostilité de la part de Sa Majesté Prussienne, a ordonné par conséquent, qu'il fut mis un embargo sur tous les vaisseaux Prussiens, qui se trouvent dans les ports de Suède. Si Sa Majesté a tardé si longtems à ressentir les outrages commis envers Elle et Ses Alliés par la Cour de Berlin, ce n'a été que l'effet du désir constant du Roi d'éviter aussi longtems que possible, tout ce qui pouvait donner lieu à un éclat quelconque. L'union intime qui subsiste entre le Roi de Prusse et Napoléon Bonaparte, l'ennemi déclaré des trois Cours Alliées, l'exclusion du commerce Anglais des ports et des fleuves du Nord de l'Allemagne, ainsi que l'injuste domination établie dans l'Electorat; tous ces motifs réunis, donnaient deja assez de gages du véritable systéme de Sa dite Majesté, et l'attaque qui vient d'avoir lieu maintenant contre les troupes Suédoises dans le Lauenbourg, y a mis le dernier sçeau.

Le Soussigné, chargé spécialement par le Roi, son Maitre, de traiter avec les Ministres des deux Cours

Alliées accrédités auprès de Sa Majesté, a dû par Son ordre exprès, exposer les notions susmentionnées, à fin d'éclairer l'opinion publique sur la situation actuelle des affaires entre les Cours de Stockholm et de Berlin.

Stralsund ce 27 Avril 1806.

Le Comte de Fersen,
Grand Maréchal du Royaume de Suède.

Vierter Brief.

Berlin.

Freund B. ſchreibt mir aus Breslau folgendes:

„Du haſt zwar im dritten Theil Deiner Briefe etwas über Breslaus Belagerung geſagt, es iſt aber nicht befriedigend. Erlaube daher, daß ich Dich in den Stand ſetze, das Publikum davon unterrichten zu können.“

Höre alſo, was er darüber ſchreibt.

Erſte Berennung Breslaus.

Schleſien wurde, als der Kern des preußiſchen Heeres durch Sachſen nach Thüringen vordrang, größtentheils von den zahlreichen Truppen entblößt, die dieſe wichtige Provinz zeither beſetzt hatten. Nur einige Regimenter, die dritten Bataillone der ſchleſiſchen Infanterie, und die Depots der Cavallerie, blieben zurück, und zogen ſich in die acht Veſtungen zuſammen. Sie wurden noch durch einige Regimenter Fußvolk nach und nach verſtärkt, welche aus Preußiſch-Pohlen ankamen, und den Dienſt in den Veſtungen verſehen halfen.

Beyde, ſowohl die einheimiſchen, als die nachgerückten Truppen, waren wegen ihrer Zahl und ihrer Beſchaffenheit gleich unbedeutend. Sie reichten kaum hin, um nur nothdürftig die Veſtungen, im Fall eines Angriffs, eine Zeitlang zu vertheidigen, und enthielten: die erſteren, den Ausſchuß von Leuten, welche wegen ihres hohen Alters, oder ihrer unreifen Jugend, in die dritten Bataillone, oder in die Depots der Cavallerie zurückgeworfen waren; die letztern, größtentheils Nationalpohlen, denen es zwar nicht an Kraft, aber an eifrigem Willen fehlte, für den preußiſchen Namen, den ſie haßten, gegen die Franzoſen zu fechten, deren raſche Fortſchritte ſie mit heimlichem Entzücken betrachteten und zu erleichtern wünſchten. Man ſieht, daß die ſchleſiſchen Bollwerke mit dieſen Mannſchaften ſehr ſchlecht verſorgt waren.

Die Folgen der Schlacht bey Jena verbreiteten ſich bald auch auf Schleſien, und erregten bey den Einwohnern bange Beſorgniſſe. Die Wege waren bedeckt mit entwaffneten, abgerißnen, erſchöpften Soldaten, die, dem Tod oder der Gefangenſchaft entkommen, in ihre ehemaligen Standquartiere zurückeilten, um ſich zu erholen, und neue Kleidung und Waffen zu erhalten. Die Veſtungen, in welchen dieſe Flüchtlinge größtentheils zuſammenſtrömten und die Beſatzungen verſtärken halfen, wurden auf höhern Befehl in Vertheidigungsſtand geſetzt, mit Palliſaden, Geſchütz und Lebensmitteln verſehen, und ihre Einwohner auf eine Belagerung vorbereitet. Die Kaſſen und andere königliche Gelder, überflüßige Munition und eine ungeheure Menge Schießgewehre, nebſt einer bedeutenden Zahl Rekruten, welche in Schleſien

ſien eiligſt ausgehoben waren, wurden in langen Zügen und mit der größten Eilfertigkeit nach Graudenz abgeführt, wo der König zur Ergänzung, Verpflegung und Bewaffnung ſeiner Armee dieſe Bedürfniſſe erwartete *). Die meiſten Gelder und einige Waffenvorräthe erreichten ihre Beſtimmung; manches fiel aber den pohlniſchen Inſurgenten, mit denen ſich bereits die Franzoſen vereinigten, in die Hände. Die ſchleſiſchen Rekruten kehrten größtentheils zurück, und wurden, weil die Befehlshaber nicht das wohlthätige Verdienſt erwerben wollten, im Fall der Noth eigenmächtig für die Sicherheit des Landes zu ſorgen, wieder in ihre Heimath entlaſſen, ſo dringend nothwendig es auch war, aus ihnen eine kleine Armee zu bilden, und dieſe noch durch neue Aushebungen zu vermehren.

Es ſchien alles darauf angelegt zu werden, den Muth zu ſchwächen, die Hoffnung zu unterdrücken, und jedes patriotiſche Gefühl auszurotten. Die Schleſier ſind eine biederherzige, treue Nation, mit der viel auszurichten geweſen wäre, wenn man den Eifer, welcher ſich überall regte, ſtatt zu einem Verbrechen zu machen, zu einem Verdienſt angerechnet hätte. Das Land hat einen Ueberfluß an Menſchen, und blühete, eh' es von dem Feinde ausgeſogen wurde, in Reichthum und Seegen. Wenn ſelbſt die Vaterlandsliebe, die unter allen preußiſchen Provinzen in Schleſien am mächtigſten iſt, hier nicht gewirkt hätte, ſo mußte das eigne Intereſſe,

---

*) Dieß war eine ſehr falſche Maaßregel, da Schleſien dieſer Waffen entbehren mußte, und doch von hier aus, im Rücken des Feindes, mehr gegen ihn unternommen werden konnte, als en front in Preußen.

die kräftigſte Triebfeder der Menſchen, die Schleſier zur Thatkraft und zum Widerſtande entflammen, weil ſie etwas zu verlieren hatten. Die Furcht, ihr Eigenthum, ohne daß Bezahlung zu erwarten war, requirirt zu ſehen, überwand ſelbſt die Schrecken, die der Feind aus der Ferne auch über dieſes Land verbreitete. Man würde doch zehnmal lieber ſeine Vorräthe und ſeine Kraft hergegeben haben, um ſich ſelbſt, ſeine Familie und Haus und Guth zu vertheidigen, wofür man Ehre, Freyheit, Sicherheit, Dank und Belohnung erwarten konnte, als ſich ſklaviſch und feig dem Feinde zu überliefern, der alle Vorräthe ohne Bezahlung eintrieb, das Geld an ſich zog, und die Bauern bey den Trancheengraben vor den Veſtungen zwang, hier eines unrühmlichen und elenden Todes zu ſterben *).

Die Stimmung der Schleſier war vortrefflich. Nach den erſten unglücklichen Nachrichten, welche einliefen, wurde an nichts weiter gedacht, von nichts anderem geſprochen, als von einer Armee, die errichtet werden müßte. Ein Land von 2 Millionen Menſchen, die ein und derſelbe Geiſt und gleiche Denkart beſeelten, mußte allerdings ein kühnes Vertrauen einflößen, und die Hoffnung des Gelingens rechtfertigen. Wenn von 25 Menſchen ein einziger zu den Waffen gerufen wurde, ſo ſtanden 80000 Mann auf den Beinen, welche mit der ſchon wehrbaren Mannſchaft eine Armee von 100.000 Mann gebildet hätte. Und wurde nur der funfzigſte zur Ver-

---

*) Sehr wahr; in den obern Regionen fehlte es aber an Köpfen und an Herzen. Sie raiſonnirten: wenn wir das Volk in Maſſe aufbieten, ſo iſts um den Adel geſchehen; atque ergo!!!

theidigung gebraucht, ſo waren 40,000 treue Streiter fertig, die immer noch mit den Beſatzungen ſich auf 60,000 Mann belaufen hätten.

Man dürfte daher die heftigen Unterhaltungen in Bier-, Wein- und Kaffeehäuſern und in allen Geſellſchaften nicht lächerlich finden, wenn da von außerordentlichen Vertheidigungsanſtalten geſprochen wurde, und die rüſtigen Leute ihren Wunſch ausdrückten, daß ſie für das Vaterland die Waffen ergreifen würden. Zuvörderſt iſt zu allen Unternehmungen der Wille und der Muth nöthig, und dieſe entſtehen aus dem Gefühl der Kraft und der Möglichkeit eines guten Gelingens. Dieß war alles bey den Schleſiern vorhanden, und hätte eine rühmliche Epoche in der Geſchichte dieſes Kriegs machen können, wenn zu dieſer Zeit ein Schlaberndorf als Statthalter in der Provinz geweſen wäre, welcher im ſiebenjährigen Kriege Friedrich dem Großen ſo wichtige Dienſte leiſtete. Allein unter dem Miniſter von Hoym *) erwartete man vergeblich, daß die Stimmung ſeiner Provinz benutzt, ein Heer organiſirt und die Landesvertheidigung eingeleitet würde.

Man hat in dieſem Kriege beynahe durchgängig die Erfahrung machen können, daß der gemeine Mann und der Mittelſtand der Bürger von dem rühmlichſten Eifer für wirkſame und große Maaßregeln beſeelt waren, und daß beynahe durchgängig die oberen Befehlshaber im Militair- und Civilſtande Menſchen waren, denen Energie, Muth, Eifer, Ausdauer, Thätigkeit und Einſicht fehlten, um dem allgemeinen Bedürfniß durch kräftige

---

*) Er war nicht Feldherr, und kannte die Faktionen bey Hofe zu genau, als daß er einen guten Ausgang erwarten konnte.

Anordnungen und Einrichtungen zu entſprechen. So war es leider auch in Schleſien. Der Miniſter, welcher während des Friedens ſeine Provinz glücklich und blühend machte, ſtürzte ſie bey dieſem Kriege ins Unglück und Verderben. So nützlich und wohlthätig er dem Lande zu einer Zeit geweſen, wo bloß die fortdauernde Bewegung der provinzialen Staatsmaſchine nöthig war, und alles in dem eingefahrnen Gleiſe blieb: eben ſo ſchädlich und zerſtörend wurde er der Provinz, da er auch nicht einen einzigen großen Verſuch machte, das Land zu retten, und ſeinem König die wichtigſte Flanke ſeiner Staaten zu erhalten *).

Man erwartete, daß er in einer feurigen Proklamation den beſtimmten Vorſatz, das Land zu vertheidigen, erklären, und die Einwohner auffordern werde, ſich um das allgemeine Wohl verdient zu machen, wodurch wenigſtens der Wille der patriotiſchen Männer geſetzlich geworden wäre. Dieß unterblieb nicht allein, ſondern es wurden auch Inſtructionen ertheilt, die Feinde freundſchaftlich zu empfangen. Die Magiſträte ſahen ſich daher genöthigt, Proklamationen ergehen zu laſſen, den Muth und den Eifer ihrer Mitbürger zu dämpfen, und ihnen ſelbſt die Waffen abzunehmen. In der Proklamation des Breslauiſchen Magiſtrats hieß es unter andern: „Ueberlaßt in ſtiller Ergebung alle etwannigen Vertheidigungsanſtalten einem hohen Gouvernement; der friedliche Bürger hat mit dem Waffengeräuſch nichts zu

---

*) Wenn man weiß, daß der Hof den Pücklerſchen Plan nicht ſofort approbirte, und fünf Wochen zu ſpät den Fürſten Pleß zum G. G. ſchickte, ſo möchte dieſer Vorwurf in ſich ſelbſt zerfallen.

ſchaffen. Der Staat fordert eure Einmiſchung nicht; die Klugheit gebietet euch dringend Mäßigung und Ruhe, ſelbſt der Feind wird ein ſo eingerichtetes Betragen zu ehren wiſſen.“ Hiebey wurde befohlen, daß jeder, der ein Schießgewehr habe, ſolches bey ſchwerer Ahndung binnen 24 Stunden auf das Rathhaus abliefern müſſe. Dieſe Maaßregeln waren nöthig und geſetzlich, da die höchſte Inſtanz in Schleſien ſich entſchieden hatte, dem Feinde die Wegnahme der Provinz ſo leicht als möglich zu machen. Sobald dieß ſichtbar wurde, ſank überall der Muth, und die kühnſten Menſchen mußten gehorchen, das heißt, ruhig es mit anſehen, daß eine ſo furchtbare Provinz, welche durch ihre ſchönen militairiſchen Poſitionen, Veſtungen und Hülfsmittel, einen großen Widerſtand thun konnte, mit leichter Mühe vom Feinde angegriffen wurde. Der nothwendige Gehorſam, den man den Anordnungen des Miniſters leiſten mußte, rächte ſich jedoch überall in dem bitterſten Unwillen gegen dieſen Staatsdiener. Ja man wurde ſo ungerecht, daß man ſich durch eine verzeihliche Unzufriedenheit verleiten ließ, über ſein jetziges Verhalten die großen Verdienſte zu vergeſſen, welche er ſich in Friedenszeiten wirklich erworben hatte *). Es war dieß ſehr natürlich, weil die Einwohner vorausſahen, daß er durch ſeine Muthloſigkeit ſein eignes Werk zerſtörte, und die bisher gut verwaltete Provinz, als eine nur deſto fettere Beute den Feinden überlaſſe. Am gewöhnlichſten hörte man an öffentlichen Orten reden: „der Miniſter hat viele Güther, er ſelbſt würde bey einer Vertheidigung der

---

*) Der Miniſter war ja aber nur für den Frieden und nicht für den Krieg vorhanden.

Provinz mit ſeinem Beyſpiel vorangehen und hergeben müſſen, und, ſchlüge die Hoffnung fehl, ſo würden ſeine Landſitze am meiſten mitgenommen werden.“

Schändlich über alles war es, daß man die vielen tauſend Rekruten, die man ausgehoben hatte, wieder nach Hauſe gehen ließ. Man hörte die Entſchuldigung: es fehle an Geld und an nöthigen Inſtructionen, gerade als wenn es nicht die erſte Inſtruction eines Miniſters ſey, für den Vortheil des Königs und des Landes zu ſorgen. Was das Geld betrifft, ſo war dieß eine leere Ausflucht, denn die Franzoſen haben genug Geld im Lande gefunden. Auch behauptete man, daß der Miniſter wegen der allgemeinen Bewaffnung bey dem Oberkriegscollegium angefragt, dieſes ihn aber dahin beſchieden habe, daß er ſich nicht mit den militairiſchen Anordnnngen befaſſen ſollte *). Sey es, wie es ſey, ſo konnte ein großherziger Miniſter wohl zum Vortheil ſeines Vaterlandes, wie einſt Epaminondas, als er ſeiner Obrigkeit nicht gehorchte, etwas thun, das die Umſtände ſo gebieteriſch verlangten, wenn er auch das Kriegscollegium dabey vor den Kopf ſtieß. Der Krieg mußte dieſen Ungehorſam entſchuldigen.

Eine ſo unverzeihliche Saumſeligkeit empörte auch den Adel und die reichen Guthsbeſitzer. Ihr Eifer und Patriotismus waren unnütz, da ihr Oberhaupt nicht mit einſtimmte **). Ja es mußte der individuelle Enthuſiasmus für den Einzelnen verderblich werden, wenn er es wagte, eine kühne Maaßregel zu empfehlen und in Ausübung zu bringen. Dieſe Betrachtung machte ſie endlich gleichgültig, und aus Verzweiflung über die allgemeinen Verfügungen ließen ſie es zuletzt gehen, wie es gehen wollte. Die reichſten verließen ihre Güther und flüchteten an oder über die Grenze, oder in die Städte, um wenigſtens für ihre Perſonen feindſeligen Mißhandlungen zu entgehen.

---

*) Deshalb kann alſo dem G. Hoym nichts zur Laſt fallen.

**) Sollten deren viele geweſen ſeyn?

Nur drey adliche Männer, würdig ihrer Geburt, erhoben laut bis zum König ihre Stimmen: der Graf Pückler von Gimmel, und der Baron von Büttwitz auf Hartlieb, nebſt ſeinem Bruder dem Kreisdirector von Büttwitz, Männer, deren Geſinnung es verdient hätte, in einer Lage und in einem Amte zu ſeyn, wo ſie hätten mehr wirken können. Der Graf Pückler hatte die Genehmigung ſeines Plans vom König erhalten *), die Invaliden, verabſchiedete Officiere und Soldaten, herrſchaftliche und königliche Jäger des Breslauiſchen Departements, auch die Cavalleriedepots nach Breslau zu ziehen, und dadurch die Garniſon zu verſtärken. In dem Schreiben des Königs ward er zur ungeſäumten Ausführung ermuntert, und darin hinzugefügt: daß der Miniſter Graf von Hoym die nöthigen Inſtructionen erhalten habe. Außerdem war noch darin geſagt: „die ſchleſiſchen Veſtungen müßten ſich aufs äußerſte vertheidigen, und es könne einem Gouverneur nie zur Entſchuldigung gereichen, eine ſchwache Beſatzung zu haben; der König werde dem, welcher ſeine Schuldigkeit nicht thäte, den Kopf vor die Füße legen laſſen.“

Die glücklichſten Ideen finden Gegner und Neider. Man hätte glauben ſollen, daß die Noth des Vaterlan-

---

*) Nein! dem G. Hoym war dieſer Plan zum Gutachten mitgetheilt.

des die Leidenſchaft ausſöhnen und alle diejenigen vereinigen würde, welche für einen gemeinſamen Zweck arbeiteten. Aber das ſchien hier nicht zu folgen. Vielmehr beneidete der General von Thiele den Grafen wegen der Gunſt und der Ehre, die er durch ſeinen Plan bey dem König gewonnen hatte, und erſchwerte ihm die Ausführung der Sache. Er verwieß alle Anordnungen, welche das Landmilizen- und Jägercorps betrafen, an den Grafen, und wollte ſelbſt damit nichts zu thun haben. Gleichwohl mußten dieſe nothwendigerweiſe unter ſeinem Commando ſtehen, weil er Oberbefehlshaber der Veſtung war, ungeachtet nicht ausdrücklich in dem Schreiben des Königs beſtimmt war, wer jene Mannſchaften commandiren ſollte. Selbſt der Miniſter ſcheint mit der Einmiſchung des patriotiſchen Grafen mißvergnügt geweſen zu ſeyn, und durch Hinderniſſe mancherley Art ihm das Geſchäft verleidet zu haben. Der Graf gehörte aber zu den Männern, die etwas Vollkommnes oder Nichts thun. Er ſah bald ein, daß bey den Colliſionen, in die er mit dem Gouverneur und dem Miniſter gerathen war, nichts geſcheutes herauskommen, und er ſelbſt endlich in ein Verhältniß geſetzt werden würde, wo er mit Schande werde beſtehen müſſen. Dieß um ſo mehr, weil der Gouverneur gar nicht auf eine ernſtliche Vertheidigung Anfangs dachte, weshalb er auch ſo halbe Maaßregeln ergriff, und der Miniſter ſelbſt Breslau verließ, ohne jedoch die Cammer, deren Chef er war, mitzunehmen. Der Graf, über dieſe Kränkungen erbittert und vorausſehend, daß unter einem ſolchen Gouverneur, ſein Plan keinen großen Erfolg haben könne, erſchoß ſich am 15. November im

Gaſthofe zum Rautenkranz, nachdem er noch vorher eine Unterredung mit dem General v. Thiele gehabt hatte. Man muß annehmen, daß dieſe Zuſammenkunft wenig tröſtliche Ausſichten dem Grafen eröffnete, um den verzweifelten Entſchluß zu faſſen, durch ſeinen Tod den Gouverneur zu zwingen, ſich ſeines Planes anzunehmen und ihn zu benutzen.

Der Erfolg war, wie er berechnet hatte. Jäger, Forſtbediente, verabſchiedete Officiere und Soldaten wurden eingezogen, bewaffnet, gekleidet und zur Vertheidigung der Veſtung gebraucht. Die Cammer ſorgte für dieſe Mannſchaft und ließ es an nichts fehlen, was zur Verpflegung derſelben gehörte.

Die Vorſchlage der Herren von Büttwitz zur Vertheidigung der Provinz waren ebenfalls vom König gnädig aufgenommen worden; ihre Berückſichtigung und Ausführung wurden dem Grafen von Götzen, welcher mit einer unumſchränkten Vollmacht vom König nach Schleſien geſchickt wurde, übertragen. Weil aber der Feind zu dieſer Zeit bereits das Land größtentheils überſchwemmte, ſo war es zu ſpät, mit der Realiſirung jenes Planes ſich in ſeinem ganzen Umfang zu befaſſen.

Unter ſolchen Umſtänden, wo der Miniſter als ein ſcheuer Hirt ſeine Heerde im Stiche ließ, auch nicht einen fähigen, entſchloſſnen und patriotiſchen Mann zu dem Geſchäft ermunterte, dem er ſich ſelbſt nicht gewachſen glaubte; glich Schleſien einem ausgeſetzten Braten, den die fremden Völker verſchlingen ſollten. Bey den durchaus unterlaſſnen Anſtalten zur militäriſchen Organiſation des Landes, mußte nothwendiger Weiſe Muthloſigkeit und Verzweiflung ſich der Einwohner bemächtigen, und man muß es natürlich finden, daß die Feinde jetzt eben ſo zuvorkommend aufgenommen und angewieſen wurden, als ſie unter anderen Einrichtungen würden männlich empfangen worden ſeyn.

Der Feind rückte daher ohne Hinderniſſe in Schleſien ein, wo ein neues Heer von 60 bis 80,000 Einwohnern ihm hätte entgegen treten müſſen, wenn eine Zeit von acht Wochen, die zur Vorbereitung vergönnt wurden, diejenigen hätte auf glückliche Ideen führen können, welche Macht, Anſehn und Reichthum genug beſaßen, ſie anzuwenden und zur That zu bringen. Bereits waren alle preußiſche Veſtungen zwiſchen der Weſer, Elbe und Oder und noch drüber hinaus bis auf die ſchleſiſchen erobert, ſelbſt Küſtrin, der jetzige Schlüſſel zu Schleſien, von den Franzoſen beſetzt worden. Der Feind drang daher gegen Glogau vor, bedrohte, berennte und beſchoß endlich einige Wochen dieſe Veſtung, und nahm ſie den 3. December ein.

Die Truppen, welche zur Eroberung Schleſiens beſtimmt wurden, waren Bayern und Würtemberger, die von franzöſiſchen Officieren commandirt, und von einer Abtheilung franzöſiſcher Artilleriſten und Sappeurs begleitet wurden, und ſämmtlich unter dem Oberbefehl des Prinzen Jerome Napoleon ſtanden. Sie hatten eine zahlreiche und gutberittne Cavallerie bey ſich, die ſogleich bey ihrem Einrücken in Schleſien weit und breit das Land allarmirte und Verwirrung und Schrecken verbreitete. Ihr konnte auch nicht der mindeſte Widerſtand geleiſtet werden, weil gerade an Reiterey das Land den größten Mangel litt.

Daß man dieſem Mangel nicht abhalf, war ein ſchweres Verbrechen. 10,000 Pferde konnten von dem Lande requirirt, taxirt, und bis zur künftigen Zahlung zur Ausrüſtung der Reiterey gebraucht werden. In der Folge waren dieſe Pferde dem Feinde willkommen, und er machte mit denſelben einen großen Theil ſeiner Cavallerie beritten, die auf ſchleſiſchen Pferden die Reſte der preußiſchen Armee in Stücken hieb. So wenig war man fähig, die Zeiten des Friedens von denen des Kriegs zu unterſcheiden, oder ſcheinbare gewaltſame Maaßregeln zu faſſen, wovon die Sicherheit des Landes abhing.

Deshalb war es denn auch nicht zu verwundern, daß, noch ehe ſich Glogau ergeben hatte, ſtarke Cavalleriepatroullen bis nach Breslau, ja bis in die Gegend um Brieg vordrangen. Breslau gewann daher bald ein ängſtliches Anſehen, die Arbeiten wurden verdoppelt, die Kanonen vermehrt, die Wachen erhielten ſcharfe Patronen, und die anweſende ſchwache und ſchlecht berittene Reiterey Befehl, den Feind genau zu beobachten, und einige Meilen über Neumarkt zu gehen, um jeder Ueberraſchung vorzubeugen.

Es währte nicht lange, ſo traf der fremde Beſuch ein, den man erwartet hatte. Die preußiſchen Reiter wurden immer mehr und mehr, und endlich bis nach Breslau zurückgedrängt, wo man ſogleich Generalmarſch ſchlagen und alle Wälle beſetzen ließ. Dieß geſchah am 16. November.

Den folgenden Tag, früh um 9 Uhr, erſchienen wirklich vor dem Oderthor etwa 800 Mann bayerſcher Cheveauxlegers, die, weil ſie grüne Collets und Helme trugen, von den unwiſſenden Vorſtädtern Chaſſeurs genannt wurden. Der größte Theil dieſer Mannſchaft hielt ſich bey der alten Oderbrücke und den drey Linden zurück; die übrigen beſetzten theils die Zugänge der pohlniſchen Vorſtadt, durchſtreiften dieſe ſelbſt, fielen in die Häuſer ein und verlangten Eſſen und Trinken, worunter der Wein immer die Hauptforderung war; theils durchzogen ſie die Häuſer, welche auf dem ſogenannten Schießwerder liegen, und ſetzten die armen Einwohner durch gleiche Forderungen in Schrecken. Noch andre ſprengten bis an die Paliſaden, gleich als wollten ſie ohne weiteres hindurch jagen, wurden aber durch die Scharfſchützen und Jäger und durch einige Kanonenſchüſſe zum Rückzug gezwungen.

Die Erſcheinung dieſer Gäſte verurſachte beſonders vor den Thoren große Beſtürzung. Die von der preußiſchen Cavallerie abweichende Kopfbedeckung, die Helme mit Rauchwerk, Pferdeſchweifen oder Schwungfedern verſehen, ein Betragen, das man ſonſt bey dem Militair nicht geſehen hatte, und endlich die ängſtliche Vorſtellung überhaupt, daß dieß die Feinde des Vaterlandes ſeyen, mochten am meiſten beytragen, die Einwohner um Faſſung und Beſinnung zu bringen.

In der Stadt hingegen waren alle Bürger mit Muth und Eifer beſeelt und vorbereitet, den Gefahren zu trotzen. Der Magiſtrat, die Bürgerſchaft, Kaufleute, Officianten, waren alle eines Sinnes, trafen die wohlthätigſten Anſtalten, um unter die Soldaten Mäntel und eine tägliche warme Beköſtigung zu vertheilen. Der Patriotismus, die Liebe für den König und die beſtehende Ordnung ergriffen ſo lebhaft die Gemüther, daß jeder eilte, ſeinen freywilligen Beytrag der niedergeſetzten Commißion abzugeben.

Die Garniſon ſchien anfangs wenig Munterkeit und Neigung zu einer ernſtlichen und kräftigen Vertheidigung zu verrathen. Indeß ermunterte die Fürſorge und Verpflegung der Bürgerſchaft nach und nach ihren beſſern Willen; wenigſtens war ſie mit der Freygebigkeit der Stadt ſehr zufrieden. Die ganze Beſatzung betrug an 9000 Mann, und enthielt das Regiment Thiele, das dritte Bataillon von Fürſt Hohenlohe, und das dritte Bataillon von Treuenfels nebſt einigen Depots Cavallerie von Kraft und Prittwitz Dragoner, wozu noch eine Anzahl Reiter von vielen Regimentern gekommen waren. Eine Menge treuer Soldaten, die aus den Schlachten bey Jena, Lübeck und andern Orten entkommen waren, wurden in beſondere Corps vertheilt und mit Officieren verſehen. Von dem Regiment Hohenlohe waren allein 400 verſprengte Soldaten vorhanden, die von dem Capitain von York commandirt wurden. Die Invalidencompagnien, Landmilizen und Jäger, die man etwa ſchon von dem Lande hereinberufen hatte, ſchloſſen ſich an, und füllten, was die erſtern betrifft, wenigſtens die Zahl aus.

Noch an demſelben Tage, den 17. Novbr., ſandte der franzöſiſche General Montbrün einen Parlementär in die Stadt, und ließ ſie zur Uebergabe auffordern. Der Generallieutenant von Thiele, der darin den Oberbefehl führte, lehnte indeß dieſes Anſuchen ab, ungeachtet die Stärke des Feindes unrichtig auf 15000 Mann angegeben und behauptet wurde, daß Glogau bereits erobert ſey. Der Abgeſandte entfernte ſich, und die angekommene Cavallerie ging nach Karlowitz und in die anliegenden Dörfer, ließ jedoch Vorpoſten bey der alten Oderbrücke und auf dem diſſeitigen Damme ſtehen. Zwey Bauern, welche an dieſem Tage aus der Stadt nach ihrer Heimath zurückgehen wollten, wurden in der Nähe der Brücke von dem Feinde erſchoſſen, wahrſcheinlich, weil ſie ſich nicht hatten zurückweiſen laſſen wollen. Wenn an dieſem Tage, nicht lange nach der Ankunft des Feindes, ein Ausfall mit Muth, Kraft und Klugheit unternommen worden wäre, ſo hätten jene 800 Mann bayerſcher Cavallerie entweder gefangen genommen, oder doch mit großem Verluſte vertrieben werden können. Zu dieſem Zweck hätte eine Abtheilung Truppen durch die pohlniſche Vorſtadt marſchiren und ſie in die linke, eine andere den Schießwerder herum ziehen, und ſie in die rechte Flanke nehmen, und ſo größtentheils umſchließen ſollen. Es wären dazu einige leichte Kanonen und ein paar Eſkadrons guter Cavallerie erforderlich geweſen. Der Mangel an beyden, und die Furcht, die ſo leicht den Angaben des Feindes glaubt, waren die Urſache, daß die Feinde ohne die mindeſte Züchtigung jenſeits der alten Oder zurückkehren konnten.

Noch an demſelben Tage, rückte eine zweyte Abtheilung bayerſcher Cavallerie, unter dem Befehl des franzöſiſchen Generals Lefevre, von Liſſa her, gegen die Stadt vor. Dieſe war freymüthig genug, bis beynahe vor die Paliſaden des Nicolaithores heranzuſprengen, wofür ſie indeß von den Scharfſchützen und Jägern höflichſt begrüßt wurde.

Am Abend dieſes Tages ließ der Gouverneur die, auf der linken Seite des Oderthores, auf dem Glacis gelegnen Häuſer, fünf oder ſechs an der Zahl, abbrennen, weil ſie das freye Abſchießen der Kanonen hinderten. Zum erſtenmal ſahen ſich hier die Einwohner gezwungen, mit ihren Habſeligkeiten auf das freye Feld hinaus zu flüchten, um dort Gruben zu wühlen, und ſich und den Reſt ihres Hausgeräthes darin zu verbergen.

Den 18ten blieben die Thore geſperrt, und die Bayern in den Vorſtädten poſtirt, von wo aus ihre Generale theils die Veſtungswerke in Augenſchein nahmen, theils Erkundigungen über die Stärke der Garniſon einzogen, theils auch übertriebne Nachrichten von ihrer eignen Macht verbreiteten.

In der Nacht vom 18ten zum 19ten hatten die Feinde eine Haubitze und eine Kanone unweit der rothen Brücke vor der Nicolaivorſtadt aufgeführt, aus welchen ſie, von 5 Uhr früh bis zu Tagesanbruch die Stadt beſchoſſen, jedoch wenig Schaden anrichteten. Ihr Morgengruß ward lebhaft von den Veſtungswerken erwiedert. Die Einwohner fuhren aus den Betten, und ſahen zum erſtenmal das furchtbare Schauſpiel einer lebhaften Kanonade.

Zu gleicher Zeit verſuchten die Feinde auf zwey Kähnen aus der Nicolaivorſtadt nach dem Bürgerwerder überzuſetzen, wurden jedoch durch das Kartätſchenfeuer von dem Hauptwalle daran gehindert. Zwey Fehler fielen hiebey dem Gouverneur zur Laſt, daß er nicht alle Kähne ſchon früher innerhalb der Veſtungswerke hatte bringen laſſen, und daß er den Bürgerwerder ganz unbeſetzt gelaſſen hatte, welcher der Schlüſſel zur ganzen Veſtung war. Hätte der Feind ſich dieſes wichtigen Poſtens bemächtigt, ſo würde der Gouverneur ſchon an dieſem Tage capitulirt haben.

Gegen Mittag des 19ten Novembers, ließ der General Lefevre, der durch dieſes Vorſpiel Einwohner und Beſatzung hinreichend vorbereitet zu haben glaubte, abermals die Stadt zur Uebergabe auffordern.

Der Gouverneur war aber nicht geneigt, in ein ſo unzeitiges Begehren zu willigen. Er ließ vielmehr jetzt ernſthaft die Kanonade von den Wällen fortſetzen, ohne daß die Feinde darauf antworteten. Sie hatten ſich überzeugt, daß Breslau nicht durch Ueberraſchung und Liſt, ſondern nur durch eine regelmäßige Belagerung könne genommen werden, und hielten es für rathſamer, ſich einſtweilen zurückzuziehen, bis ſie mit einem größeren Haufen und mit ſchwerem Geſchütz wiederkommen könnten.

Schon den 20. Nov. kamen bereits wieder Milchfrauen und Bauern aus den benachbarten Dörfern bey der Stadt an, und man erfuhr die zuverläßige Nachricht, daß der Feind die Nähe von Breslau verlaſſen habe. Sogleich wurden Cavallerie-Patrouillen über eine Meile weit ausgeſchickt, um die Rückkehrenden zu beobachten. Indeß wurden doch die Thore nur mit vieler Vorſicht und bloß des Morgens geöffnet.

Nachmittags wurden ſie bey guter Zeit wieder geſchloſſen. Dieſe Behutſamkeit dauerte die folgenden Tage fort, wo man bloß zur Noth aus dem Oderthore, Olauer- und Schweidnitzer-Thore hinausgelaſſen wurde; das Sand- und Nicolaithor blieben bis zum 5. Decbr. geſperrt, an welchem einzigen Tage alle Thore wieder geöffnet waren. Am 20. Novbr. rückte noch eine Augmentation

mentation vom Regiment Thiele in die Stadt ein. Ehe dieſe Mannſchaft ankam, ſetzte die Nachricht, daß der König mit einem Corps Preuſſen und Ruſſen im Anmarſch ſey, die Stadt in freye Bewegung. Allein dieſe und andere darauf folgende Gerüchte wurden bald in ihrer Nichtigkeit erkannt.

Während dieſer unſicheren Friſt, einer Zeit von 16 Tagen, wurde die Verbindung mit Oberſchleſien und dem gebirgigen Theile von Niederſchleſien wieder hergeſtellt, und die Einwohner, von der erſten Gefahr erlöſet, athmeten wieder freyer, ungeachtet die eingelaufenen Nachrichten nicht geeignet waren, die Beſorgniſſe für die Zukunft zu zerſtreuen. Noch immer fehlte ſichere Auskunft von dem Könige und dem Zuſtande ſeiner Armee, und was darüber die Berliner und andre Zeitungen ausſagten, fand deshalb bey den Schleſiern keinen Glauben, weil die Wahrheit darin mit zu bitterer Heftigkeit und zu vieler Deklamation begleitet war.

Inzwiſchen wurden die Einwohner von Breslau aufs neue aufgefordert, ſich mit Lebensmittel zu verſehn, und alle Fremde, ſo wie diejenigen Schleſier, welche ſich zur Luſt den Winter über in dieſer Stadt aufhalten, erhielten Befehl, Breslau zu räumen; nicht minder ward auch von Seiten des Gouverneurs allen Officieren, die als franzöſiſche Gefangne auf ihr Ehrenwort entlaſſen, und zeither in der Stadt geblieben waren, angedeutet, einen andern Aufenthaltsort zu wählen, weil man ſie, nach Kriegsgebrauch, in einer belagerten Veſtung nicht dulden könne. Die letztern machten indeß dringende Vorſtellungen dagegen, und beriefen ſich auf ihre Päſſe, in welchen ſie von den Franzoſen, nach Breslau zu gehen, angewieſen waren. Weil zu gleicher Zeit die Nachricht einlief, daß der Fürſt von Anhalt-Pleß zum Generalgouverneur von Schleſien interimiſtiſch ernannt ſey, und dieſer Oberbefehlshaber in wenig Tagen ſelbſt in der Stadt eintreffen werde, ſo verſchob der Gouverneur bis zu deſſen Ankunft die Entſcheidung, und die Officiere blieben in der Stadt, doch die Fremden mußten ohne Widerrede abreiſen.

Die Verſorgung mit Lebensmitteln ging während dieſer Zeit ſehr gut von Statten, weil die Landleute mit dem größten Eifer, Getraide, Rüben, Kartoffeln, Obſt und Vieh, zum Verkauf in die Stadt führten, da ſie bereits durch die Erfahrung belehrt waren, daß der Feind, bey ſeiner Rückkehr, dieſe Vorräthe ohnehin nehmen würde, ohne ihnen etwas mehr, als höchſtens einen ſchönen Dank dafür zu entrichten. Der Schrecken, welchen er den Einwohnern Schleſiens einflößte, war größtentheils der Bewegungsgrund, daß die Landleute im Ueberfluß ihre Vorräthe zu Markte brachten, und um ſehr billige Preiſe die Stadt Breslau mit Lebensmitteln verſorgten.

Während dieſer neuen Vorkehrungen langte am 3. December der Graf von Götzen, Major und Flügeladjutant des Königs, in Breslau an, und belebte die Einwohner mit neuem Muth und Eifer, theils weil er mündlich, auf dem Rathhauſe, dem verſammelten Magiſtrat und der Bürgerſchaft die angenehmſten Nachrichten von dem Wohlſeyn des Königs und der gar nicht verzweifelten Lage der Angelegenheiten in Preußen mittheilte, theils in einer gedruckten Proklamation den Einwohnern Schleſiens bekannt machte, daß der Fürſt von Anhalt-Pleß, welcher ſich in dem Verlauf dieſes Krieges Ruhm und Vertrauen erworben hatte, interimiſtiſch zum Generalgouverneur in dieſer Provinz ernannt worden ſey, wobey hinzugefügt war, daß die Einwohner dieſes Landes, mit Zuverläßigkeit auf den baldigen Beyſtand eines größern Truppencorps rechnen könnten, weil Se. Majeſtät theils ſelbſt Mannſchaft dahin abſenden würden, theils aber auch drey große ruſſiſche Armeen in Eilmärſchen gegen die Franzoſen anrückten, um ihren Fortſchritten ein endliches Ziel zu ſetzen.“

Dieſe Nachrichten und Ermunterungen zur Standhaftigkeit goſſen in die kummervollen Gemüther Spannkraft und Lebendigkeit, und Thränen der Rührung floſſen von den Wangen jener alten, treuen, ehrwürdigen Bürger, die ſo oft, an dem Rande eines drohenden Elends, Friedrich den Großen als ihren Erretter und Erlöſer begrüßt, und bis jetzt unter dem Schutze des preußiſchen Hauſes glücklich und mit Ehren gelebt hatten. Es verbreitete ſich durch alle Stände die Flamme der Liebe für König und Vaterland, und die neuen freywilligen Beyträge zur Verpflegung der Garniſon waren gültige Beweiſe, daß nicht vorübergehende Empfindungen, ſondern feſte Grundſätze, die Einwohner zur Thatkraft und zum Patriotismus ermunterten.

Der Graf von Götzen machte zugleich eine Requiſition von 50,000 Ellen Tuch und 12,000 Paar Schuhen, nebſt andern Bedürfniſſen, an die Stadt, um die Rekruten, welche man ausheben wollte, damit zu bekleiden. Indeß konnte dieß nicht auf der Stelle geliefert werden, und weil bald darauf die Stadt aufs neue förmlich belagert wurde, ſo unterblieb die Lieferung ganz.

Der Graf ſetzte ferner alle königl. Kaſſen unter die Diſpoſition des General-Gouvernements, und verſammelte die Land- und Steuerräthe, um mit ihnen einige Berathſchlagungen zu halten. Noch ehe es zu Reſultaten gedieh, erſchien der Feind vor den Thoren.

Zu gleicher Zeit wurden die nach Breslau, aus verſchiedenen Schlachten, verſprengten Soldaten, welche bisher noch nicht völlig gekleidet und bewaffnet waren, oder jetzt noch ankamen, mit Bedeckung und Gewehren verſehen, und zum Dienſt gezogen. Es wurde hiebey der Mangel an Musketen, die aus dem Breslauiſchen Zeughauſe, bald nach der Schlacht bey Jena, nach Graudenz und den ſchleſiſchen Veſtungen transportirt worden waren, ſehr merklich gefühlt, und man ſah ſich genöthigt, die Büchſen und Flinten der Bürger in Beſchlag zu nehmen, um die Jäger und Scharfſchützen damit zu verſehen. Der Magiſtrat hatte ſchon bereits vor der erſten Berennung der Stadt den Einwohnern anbefohlen, alle ihre Waffen auf das Rathhaus abzuliefern; damals in der Abſicht, um den Feinden jeden möglichen Verdacht zu benehmen, als wollten oder könnten ſich die Bürger mit der Vertheidigung der Veſtung befaſſen. Jetzt wurde aber dieſe Abſicht gerade ein Mittel, einem nothwendigen Bedürfniß der Garniſon abzuhelfen. Der Gouverneur und der noch anweſende königl. Bevollmächtigte, Graf von Götzen, begaben ſich auf das Rathhaus, und verlangten die Waffen, die ihnen auch, ohne Weigerung, zum Behuf der Garniſon ausgeliefert wurden. Mancher Bürger beklagte zwar den Verluſt eines koſtbaren Schießgewehres, allein da jetzt die allgemeine Wohlfahrt geſchützt werden ſollte, ſo gab er gern ein Spielwerk hin, das jetzt dazu diente, eine ernſthafte Waffe gegen den Feind zu werden.

In dieſen Tagen war auch der Generalmajor von **Lindner** in der Stadt angekommen, um, als Inſpekteur aller ſchleſiſchen Veſtungen, auch die bis dahin getroffenen Vertheidigungsanſtalten dieſer Veſtung in Augenſchein zu nehmen. Auf ſeine Verfügung wurden der Bürgerwerder und die Werke vor dem Sandthore und Friedrichsthore, welche man bisher, angeblich aus Mangel einer hinreichenden Beſatzung, geräumt und Preis gegeben hatte, zur Vertheidigung eingerichtet, und dieſer Maaßregel war es unſtreitig zu danken, daß Breslau eine ſo lange und harte Belagerung aushalten konnte. Denn die Feinde würden ſich ſogleich in beyde leere Werke geworfen, und die Stadt ſehr nahe beſchoſſen haben, wodurch unfehlbar weit früher die Uebergabe hätte erfolgen müſſen. Auch hätten die hohen und ſtarkgebauten Häuſer, Klöſter und Kirchen auf dem Dom, den würtembergiſchen Jägern ſehr bequeme und ſichere Standpunkte dargeboten, von denen aus ſie die preußiſchen Kanoniere auf den Hauptwällen erlegen konnten. Wirklich hatte man den geiſtlichen Behörden auf dem Dom anfänglich die Erlaubniß ertheilt, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, was jedoch hernach zurückgenommen wurde, als man durch den General **Lindner** auf andere Maaßregeln geleitet wurde.

Die Breslauer Bürger und Beſatzung waren jetzt faſt allein mit den Erwartungen beſchäftigt, zu denen ſie der Fürſt berechtigte, deſſen Ankunft ſie auf den 7. December entgegen ſahen. Man erfuhr, daß derſelbe Koſel, Brieg, Neiße, Glatz, Silberberg und Schweidnitz bereiſt, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, und dann in Breslau einzutreffen. Allein ehe er dieſe letztere Stadt erreichte, ward ſie bereits zum zweyten Male von feindlichen Truppen umzingelt.

Die Cavalleriepatrouillen, welche den zurückweichenden Bayern nachgeſchickt waren, und bey mancherley Gelegenheiten ſich ſehr tapfer mit ihnen geſchlagen hatten, kehrten zum Theil in der Nacht vom 5ten bis 6ten December nach der Veſtung zurück, wo ſogleich der Generalmarſch geſchlagen wurde. Noch in derſelben Nacht reiſete der Graf von Götzen, der ſeit dem 3ten anweſend war, wieder ab, nachdem er mit dem Gouverneur die nöthigen Verabredungen genommen hatte, welche die Vertheidigung und die Hülfe betrafen, die der Fürſt von Anhalt-Pleß zum Entſatz der Veſtung vorbereitete, und durch den Grafen von Götzen, als unausbleiblich, zuſichern ließ.

Am folgenden Morgen waren, weil man noch keinen Feind erblickte, alle Thore geöffnet, eine ungewöhnliche Menge beladner Wagen, Karren und belaſteter Menſchen zog ein, und lieferte den letzten Beytrag zur Verproviantirung der Stadt. Der Preis der Lebensmittel war, wegen der großen Concurrenz, äußerſt gering, ob es gleich nicht an Abnehmern fehlte. Jeder Landmann eilte, ſo ſchnell als möglich zu verkaufen, um wie er aus dem Thore zu kommen, und ſein Haus und Hof zu erreichen. Das Gedränge an allen Thoren war aber zu Mittag ſchon unausſprechlich groß, weil die Menge der Wagen, Pferde und Menſchen ſehr zahlreich war, und die äußerſten Pforten an den Paliſaden nur mit Vorſicht und in gewiſſen Intervallen geöffnet wurden. Jedoch wurden noch alle Marktwagen an demſelben Nachmittag glücklich aus der Stadt hinausgelaſſen.

Man bemerkte nämlich an dieſem Tage, den 6. December, die Annäherung feindlicher Truppen, und augenblicklich wurden die Thore mit größerer Genauigkeit bewacht. Schon zu Mittag ſah man einzelne Streifpatroullen, und Nachmittags ganze Abtheilungen in die benachbarten Dörfer hinziehen, wo ſie ihre Standquartiere zu nehmen ſchienen. Wie man hernach erfuhr, war dieß der Vortrapp des Belagerungscorps, welches, aus bayerſchen und würtembergiſchen Truppen beſtehend, von dem franzöſiſchen General Vandamme, unter dem Oberbefehl des Prinzen Jerome Napoleon, geführt und befehligt wurde. Nur einige Mann ſprengten in die Nicolaivorſtadt, und entfernten ſich wieder.

Eigentliche Belagerung, vom 6. Dec. 1806 bis zur Uebergabe der Veſtung, den 7. Januar 1807.

Vorläufige Bemerkungen.

Von dieſem Nachmittage an wurden nun die Thore völlig geſperrt, nachdem noch vorher eine große Menge der Einwohner aus den Vorſtädten, ſich innerhalb der Mauern geflüchtet hatte. Alles erhielt jetzt ein ernſthaftes Anſehen und deutete auf wichtige Ereigniſſe. Schon in der folgenden Nacht, ſo ruhig ſie auch verging, wurden alle Glockenſchläge gehemmt, und der anbrechende Sonntag mit keinem Läuten verkündet. Man bemerkte kaum, daß es Sonntag war, nur wenig Leute gingen zur Kirche, die übrigen eilten neugierig und ängſtlich auf den Ring, an die Thore, auf den Bürgerwerder, oder auf die hochgebauten Böden ihrer Bekannten, ſahen mit ihren Fernröhren umher in die Weite, und fragten und erkundigten ſich nach der Menge, dem Stand und dem Verhalten der Feinde. Andere ſah man noch Vorräthe von Mehl, Fleiſch, Holz und andern Lebensmitteln einkaufen, andere damit beſchäftigt, die Feuerlöcher mit Miſt zu verlegen, die Thüren der Gewölbe mit Schichten von Klafterholz, Balken und Bohlen zu verſetzen, oder die Fenſter mit Wollſäcken, Papierſtößen, Lederhäuten, Bettſäcken und Tuchballen gegen das Eindringen der Kugeln zu verwahren; noch andere, welche an dem Nicolaithor in den dritten oder vierten Etagen wohnten, zogen aus, wenn ſie ſonſt wo Herberge fanden, oder bemittelt genug waren, ſich ein geſchütztes Quartier zu erkaufen. Die Straßen waren gefüllt mit Leuten, welche allerhand Hausrath, Inſtrumente, Betten, Pretioſen und ſich ſelbſt in ſichere Verwahrung trugen; mit Pflaſtertretern und müßigen Zuſchauern, deren es bey dem Stillſtand aller Geſchäfte eine große Menge gab, mit Officieren, Soldaten und einer großen Anzahl Armer und Bettler, die mit heißhungriger Begierde von einer Verſammlung zur andern fort irrten, und um milde Gaben zu ihrer Erhaltung anſprachen.

Nicht minder herrſchte die lebhafteſte Thätigkeit in dem Innern der Häuſer. Zwar hatte man, bey der erſten Berennung bereits, die vorzüglichſten Habſeligkeiten aus den oberen Zimmern in Gewölbe und Keller herabgeſchafft; die betrügeriſche Waffenruhe aber, welche nachher eintrat, hatte manchen Eigenthümer verleitet, alles wieder in die vorige Ordnung zu ſtellen. Man war daher genöthigt, eine ſchon vollendete Mühe noch einmal zu unternehmen, und den beſten Hausrath, ſammt allen Vorräthen, in bombenfeſte Gemächer hinabzutragen. Kaum vergingen einige Tage, in welchen die Arbeit fortgeſetzt wurde, als auch ſchon die oberen Zimmer wüſte geworden waren, und die unteren Stuben, Gewölbe und Keller, wohin der Hausherr mit ſeinen Schätzen, ſeiner Familie und allen ſeinen Miethsleuten geflüchtet war, die Geſtalt trauriger Gefängniſſe angenommen hatten. Denn weil alle Oeffnungen gegen das Eindringen der Bomben mit breiten Maſſen von Holz, Steinen, Miſt und anderen Verwahrungsmitteln verſchloſſen wurden, ſo entſtand in denſelben eine unaufhörliche grauſende Dunkelheit, die nur ſchwach von einigen Lichtern fortwährend erleuchtet werden konnte. Das Zuſammenleben ſo vieler Menſchen an einem beſchränkten Orte, wo Tiſche, Betten, Küche und Vorrathskammer zuſammengepreßt waren, die dadurch verpeſtete Luft, die bleichen Geſichter, die ſchwarzen Wände, der Kummer und die Angſt, welche ſich hie und da dazu geſellten, und die Unterhaltung traurig machten, das alles konnte man nicht ohne Wehmuth bemerken.

Was den Feind betrifft, ſo bemerkte man bald, daß er mit überlegner Macht die Stadt umzingelt hatte, und daß er, weil man die erfolgte Einnahme von Glogau aus mehreren Umſtänden ſchloß, ſeine ganze Armee gegen Breslau gebrauchte. Seine Unterhaltung war leicht, weil kein Feind in ſeinem Rücken ſtand, und ganz Niederſchleſien und die noch nicht ausgeſogenen Gegenden um Breslau hinreichende Nahrungsmittel liefern mußten. An Geſchütz, Bomben und Pulver konnte es ihm nicht fehlen, weil Glogau und Küſtrin auf der Oder her dieß zuführten. Die Stimmung des Feindes war muthig, weil die preußiſchen Armeen überall geſchlagen, eine Haupteroberung, nämlich die der Veſtung Glogau vollendet, und Breslau ihm als ein Ort bekannt war, der ſich wegen der Schwäche ſeiner weitläuftigen Veſtungswerke, der Unzulänglichkeit ſeiner Garniſon und ſeiner großen Volksmenge, nicht lange werde halten können.

So vortheilhaft die Lage des Feindes war, ſo bedenklich ſchien der Zuſtand der Stadt und ihrer Beſazzung. Ihre Werke waren zwar vorbereitet, konnten aber nicht alle, wegen Mangel an Soldaten, beſetzt werden. Die Garniſon war aus vielen Regimentern gemiſcht, und machte ein buntſcheckiges Ganzes aus, von dem ein Theil aus unbrauchbaren Leuten beſtand. Ein einziges vollſtändiges Regiment war nur unter derſelben, aber eben dieß, welches die Hauptrolle ſpielte, hatte das wenigſte Vertrauen, weil es größtentheils Pohlen enthielt, auf deren Treue und Zuverläßigkeit nicht gebaut werden konnte. Schon bey der vorigen Berennung ließ der größte Theil unter ihnen ſeine verrätheriſchen Geſinnungen laut und öffentlich hören, klagte über Mühſeligkeit und Strapazen, fluchte in den Straßen auf die Preußen, wünſchte die Nähe des Feindes, mit dem Zuſatz: daß ſie dann die Gewehre zerſchlagen und die Stadt überliefern würden, kurz die Pohlen zeigten eben ſo viel Verdroſſenheit, als böſen Willen, ſo daß ſie durch ihr Betragen alle übrigen Soldaten von deutſcher Geburt erbitterten, und mit Haß gegen ſich erfüllten.

Univ. Bi

Der Unwille dieſer letztern über die Pohlen war grenzenlos. Wenn Generalmarſch geſchlagen wurde, und die Deutſchen ſich pflichtmäßig und ſchnell auf ihren Poſten einfanden, mußten jene erſt mit dem Stock aus ihren Quartieren herausgeholt werden, und waren ſie denn endlich nach langem Säumen an Ort und Stelle; ſo mußte man Deſertion, Verrath, oder wenigſtens Nachläßigkeit im Dienſt von ihnen befürchten, wodurch der beſte Wille und die beharrlichſte Tapferkeit der Deutſchen vereitelt werden konnte. Dieſe Bemerkung, welche das Herz der Preußen empörte, bewirkte einen gewiſſen Zwieſpalt unter der Garniſon ſelbſt, und man hörte die Deutſchen laut rufen: „dieß Regiment ſey ihnen zum Strafe beygeſellt, ſie wünſchten, daß es gar nicht vorhanden ſeyn möchte, auch wenn der Dienſt läſtiger werde, wenigſtens dürfe man dann nicht vor Verräthern zittern.“ Die Officiere dieſes Regiments waren tapfere, gebildete und thätige Menſchen, und verdienten beſſere Soldaten anzuführen. Aber ſie allein waren nicht im Stande, die Eintracht zwiſchen beyden Parteyen herzuſtellen, oder ganz die ſchädlichen Folgen zu verhüten, welche dieſer wechſelſeitige Haß und die Denkart der Polaken gelegentlich nach ſich zogen.

Außer dieſem, meiſt aus Pohlen beſtehenden Thiele'ſchen Regimente, waren zwar noch zwey regulaire Bataillons in der Veſtung, die treu und zuverläßig waren, ſie enthielten jedoch entweder ausgemerzte Leute, oder junge Rekruten. Die Invaliden und die Landmilizen dienten größtentheils nur zu Lückenbüßern, weil ihr Alter und ihre Schwäche nicht dem beſten Willen zu Hülfe kamen. Die verſuchten, aus dem Kriege wiedergekehrten

Truppen waren unſtreitig, ſo gemiſcht und buntſchäckig ſie auch durch einander geſtellt waren, der Kern der Garniſon. Die Artilleriſten, ungeachtet der Anzahl Pohlen, die ſich darunter befanden, zeigten Entſchloſſenheit, beharrlichen Muth und unermüdlichen Eifer, und die Officiere derſelben, zum Theil aus dem Bürgerſtande und durch perſönliche Verdienſte emporgezogen, erwarben ſich Achtung und Bewunderung. Ueberhaupt war das ganze Artilleriecorps, auf dem die Hauptvertheidigung der Veſtung beruhete, vortreflich geſtimmt, und eben ſo unbiegſam in ſeinen edlen Grundſätzen, als fortwährend eifrig in der genaueſten Verwaltung des Dienſtes; nur Schade, daß es zu ſchwach war, um das zahlreiche Geſchütz, das ſich auf beynahe 300 Feuerſchlünde belief, mit der gehörigen Schnelligkeit zu bedienen. Indeß ward dieſem Mangel einigermaßen dadurch abgeholfen, daß die Infanteriſten, welche täglich auf die Hauptbaſtionen und in die Ravelins zogen, angewieſen wurden, den Artilleriſten zur Hand zu gehen, und nicht eher zu dem kleinen Gewehr zu greifen, als bis ſich der Feind auf Schußweite nähern, und ſich blosſtellen würde.

Die Kavallerie, aus Huſaren, Dragonern, Küraſſiers beſtehend, und aus verſchiedenen Depots und verſprengten Leuten geſammelt, enthielt, die letzte Klaſſe ausgenommen, blos unbärtige Jünglinge oder verwelkte Greiſe, und war größtentheils mit Pferden verſehen, die man nur mit Jammer und Erbarmen erblicken konnte. Und ſelbſt die Anzahl ſolcher elenden Mähren war nicht zureichend, alle vorhandenen Reiter mobil zu machen, ſondern kaum 300 Mann waren beritten. Die übrigen Kavalleriſten mußten Infanteriedienſte thun. Uebrigens waren die Königlichen Magazine mit Heu, Stroh, Roggen, mit Mehl, Graupen, Hülſenfrüchten, Butter und andern Lebensmitteln dergeſtalt verſehen, daß die Garniſon beynahe ein halbes Jahr hätte davon leben können. Man hatte dieſe Vorräthe der thätigen Fürſorge der Kammer zu danken, denn der General Thiele würde ſich darum wenig bekümmert haben. Man konnte es daraus abnehmen, daß er anfangs ſogar die eingeſammelten Lebensmittel wieder verkaufte. Dieſem Unfuge wurde nur durch die officielle und feyerliche Erklärung geſteuert: „daß jene Vorräthe einzig und allein zum Behuf der Beſatzung angeſchafft wären, und daß man nöthigenfalls Seiner Majeſtät dem König berichten würde, daß es nicht an den Civilbehörden gelegen habe, wenn die Beſatzung einen frühzeitigen Mangel litte, und die Uebergabe der Stadt und Veſtung damit entſchuldigen wolle.

Auch die Montirungskammern waren noch ſehr reichlich gefüllt, und was ihnen abging, wie zum Beyſpiel das Tuch zu Mänteln, deren der Soldat gegen die ſtrenge Jahreszeit und bey ſeinem nächtlichen Dienſte bedurfte, ward ohne Schwierigkeit von der Stadt geliefert. Der Vorrath an Pulver, Bomben, Granaten, Kugeln, Bley und anderer Munition konnte in einem halben Jahre, bey ſtets unterhaltenem Feuer, kaum verſchoſſen werden. Wenn irgend ein bald fühlbarer Mangel zunächſt für die Stadt und ſodann für die Garniſon zu befürchten ſtand, ſo war es der Abgang an Holz und Fleiſch. Das Letztere hatte nicht in großer Fülle herbeygeſchafft werden können, weil noch ſieben andere ſchleſiſche Veſtungen das vorhandene Schlachtvieh requirirt, und der Stadt Breslau nur einen achten Theil gelaſſen hatten, und weil zum andern die Gegenden jenſeits der Oder, und hauptſächlich Pohlen, aus welchem bisher die Schlachtbänke von Breslau größtentheils ihre Ochſen, Schweine und Schaafe zogen, von den Feinden beſetzt waren, die nicht artig genug ſeyn wollten, die Breslauer durch Verabfolgung ihrer Bedürfniſſe trotzig zu machen. Holz lag vor dem Olauer- und Oderthore in ſo großer Menge bey einander, daß die Stadt wohl anderthalb Jahre damit ausgelangt hätte. Allein man hatte verſäumt, es bey Zeiten innerhalb der Mauern zu führen. Als ſich nun der Feind näherte, waren die Fuhrleute eifriger damit beſchäftigt, den Hausrath der gutzahlenden Vorſtädter in Sicherheit zu bringen, als patriotiſch auf den Holzbedarf der Stadt Bedacht zu nehmen. Daher wurde nur ein nothdürftiges Quantum Holz in die Veſtung geſchafft, und das übrige, zum Bedauern der Einwohner, nachher ein Raub der Flammen.

Man bemerkt leicht, daß der Gouverneur der Veſtung für die Zukunft beſorgt werden mußte, wenn er die Schwäche und theilweiſe Unbrauchbarkeit ſeiner aus wenig mehr als 9000 Mann beſtehenden Garniſon, die Ausdehnung der Veſtungswerke, die Volksmenge der Einwohner, die ſich leicht, weil viel Vorſtädter dazu gekommen waren, auf 70,000 belaufen mochte, ferner die Hauptbedürfniſſe, woran man bald Mangel leiden mußte, und endlich die Macht, Stimmung und Hülfsquellen des Feindes in Erwägung zog, der ſeine Veſtung regelmäßig belagerte, und an Mannſchaft und Geſchütz keinen Mangel litt. Er ſah ſich, den innern Zuſtand der Veſtung abgerechnet, in Hinſicht der äußern Verhältniſſe, in eine weit mißlichere Lage verſetzt, als der ehemalige tapfere Vertheidiger Breslaus, der entſchloſſene Tauentzien, der jetzt ſein Vorbild werden mußte. Dieſer erwartete glücklich in der vorigen Zeit von dem heroiſchen Friedrich eine Hülfe, die ſich der jetzige Gouverneur nicht ſo ſicher verſprechen konnte, und ohne die auch der kühnſte Widerſtand einer Veſtung doch endlich vereitelt werden muß.

Die Ausſicht auf einen künftigen Entſatz verlor ſich in ſchwankende Hofnungen, die mehr Muthloſigkeit, als Vertrauen erweckten. Sie beruheten theils auf dem Verſprechen des Königs, daß er ein Truppencorps nach Schleſien abzuſenden im Begriff ſtehe, mit dem Beyſatz, daß auch drey ruſſiſche Armeen zur Rettung herbeyeilten, theils auf der Thätigkeit des Generalgouverneurs, Fürſten von Anhalt-Pleß, der in Oberſchleſien ein Truppencorps bildete, und alles aufbot, um die Hauptſtadt zu retten. Allein man wußte, daß der König geſchlagen, ſeine Armeen bis auf ein Drittel geſchmolzen, bis in das Innere von Preußen zurückgeſtoßen, und der franzöſiſche Kayſer bis nach Warſchau vorgedrungen war, und zwar mit einem Heere, das zahllos und ungeſtüm, von Glück, Sieg und Beute trunken, wie ein brauſendes Meer ſich immer noch fortwälzte, und an Muth jedem Feinde gleich, an Menge den Preußen und Ruſſen weit überlegen war. Dieſe Rieſenmacht und die Klugheit ihres Anführers ließen befürchten, daß ſich wohl ſchwerlich ein Hülfscorps werde durchſchleichen oder durchſchlagen können.

Wenn durch dieſe Betrachtung die Zuverſicht ſank, ſo war auch der Fürſt von Anhalt-Pleß nicht im Stande, ſie wieder zu erheben. Nur wenige Regimenter, welche Schweidnitz, Silberberg, Neiße, Brieg und Koſel befeſt hielten, ſtanden ihm zu Gebote, nur ein Theil des Landes, der noch nicht von dem Feinde beunruhigt war, konnte ihm Rekruten und Hülfsmittel liefern, beydes nicht in dem Maaße, als das Bedürfniß verlangte; überdieß Mangel an Geld, Waffen, Kleidungsſtücken, Niedergeſchlagenheit und Mißtrauen zu eigenen Kräften bey den bedrohten Einwohnern, die alle Maaßregeln für zu ſpät und unzulänglich hielten; Rohheit und Ungeſchicklichkeit bey den zuſammengetriebenen Knechten und Bauern, welche gegen wohl geübte Truppen fechten ſollten, kurz, überall Hinderniſſe, welche alle Erfindungsgabe und Thatkraft eines unermüdeten Retters zu beſiegen drohten. Dennoch gelang es dem Fürſten, den größten Theil dieſer Widerwärtigkeiten zu überwinden, und, wie man in der Folge ſehen wird, alle Erwartungen zu befriedigen, die man billigerweiſe an ihn machen konnte.

So ſehr man ſeine Entſchloſſenheit rühmte, die er bey dem Ausbruch des Krieges bewieſen hatte, ſo wenig gab er den militairiſchen Befehlshabern in Breslau Vertrauen. Der Neid blies ſeine Dampfwolken über alle Erwartungen, welche der Patriot hegte. Der Gouverneur und der General Lindner fanden ſich gekränkt, daß der Fürſt unmittelbar über ſie befehlen ſollte. Sie ſprachen ſo verkleinernd und mit ſo ſtolzer Gleichgültigkeit von ihm, daß ſie nothwendig der gemeinſamen Stimmung und allen Maaßregeln ſchadeten, die man bey anderer Ueberzeugung hätte nehmen müſſen. Man erzählte ſich allgemein im Publikum von den Deklamationen, welche der General Lindner ſollte geäußert haben: „wie man doch von einem unerfahrnen Oberſten, der eine Zeit lang ein Huſarenregiment geführt habe, und durch einen

Rie-

Rieſenſprung zum Generalgouverneur von Schleſien ernannt ſey, viel erwarten könne.“ Ja die Soldaten trugen ſich mit einer Aeußerung des Gouverneurs, die ihm an dem Tage, wo der Fürſt Breslau zu entſetzen ſuchte, und man von allen Seiten in ihn drang, denſelben durch einen Ausfall zu unterſtützen, entfahren ſeyn ſoll: „wenn er in Breslau gouverniren will, mag er ſehen, wie er herein kommt.“ Dieſe Sprache und ein eben ſo ſchädliches Stillſchweigen machten, daß in den Belagerten das Vertrauen zu dem Fürſten und die Hoffnung auf Entſatz keinen Raum gewannen, und daß folglich auch in dieſer Hinſicht Muthloſigkeit und Unruhe einreißen mußten.

Bey dieſen Betrachtungen, unter denen manche waren, die den Gouverneur zu einer baldigen Uebergabe geneigt machen konnten, würde dieſer auch gewiß nicht die Veſtung ſo lange vertheidigt haben, als er wirklich that, wenn nicht die energiſche Erklärung und Drohung des Königs dahin gewirkt hätte, wenigſtens ſo lange Widerſtand zu leiſten, bis man aus der gröbſten Verantwortung gekommen, und die Capitulation nicht durchaus mit Schimpf und Schande bedeckt war.

Uebrigens ſollte ein Gouverneur durchaus nicht rechnen und Rückſicht auf politiſche Zuſtände nehmen wollen, ſondern ſo geſchickt, entſchloſſen und tapfer ſo lange den Platz vertheidigen, bis alle innere Kräfte erſchöpft ſind, und es unmöglich iſt, die Veſtung noch einen Tag länger zu behaupten.

Allgemeine Ueberſicht der Belagerung.

Die Würtenberger und Baiern waren bereits den 7. December in die Vorſtädte eingedrungen, vornämlich in die Nikolaivorſtadt. Hier unternahmen ſie aus den am Glacis nahe liegenden Häuſern, die der Gouverneur zu demoliren unterlaſſen hatte, die erſten Feindſeligkeiten gegen die Veſtung. Die Einwohner derſelben, welche durch den betrüglichen Rückzug des vorigen feindlichen Haufens ſicher gemacht, zum Theil ihre in die Stadt geretteten Habſeligkeiten zurückgeholt hatten, wurden jetzt unerwartet wieder überfallen. Ihre Beſtürzung war grenzenlos. Schon waren ihre Wohnungen nicht blos von feindlichen Jägern und Scharfſchützen gefüllt, ſondern die Kugeln und Granaten von den Wällen der Stadt durchbrachen bereits Giebel, Fächer und Boden, und richteten Mord und Verheerung an.

Die tödtliche Gefahr und die erfinderiſche Noth zwangen endlich die Unglücklichen, das Schickſal der Maulwürfe zu theilen, und ſich in die Erde zu graben. In der qualvollſten Erwartung, jeden Augenblick von dem donnernden Geſchütz niedergeſchmettert zu werden, arbeiteten ſich die meiſten etwa 80 — 100 Schritte von ihren Häuſern mit dem Grabſcheit in den Boden ein, wühlten ſich dann, durch einen Seitengang, einen Keller, ſtützten das lockere, ſinkende Dach mit Bretern und Pfählen, und trugen dahinein ihre übrigen Schätze, ſammt ihren Angehörigen und ſich ſelbſt, wie der Hamſter, der ſich bey ſeinem Magazine lagert. Viele wurden bey dieſer traurigen Beſchäftigung verſtümmelt, oder getödtet.

Da ſah man die Zeiten der erſten rohen Natur, das Schreckbild der Barbarei wiederkehren, wo der Wilde Höhlen und Grotten ſucht, oder in Ermangelung derſelben ſich Gruben wühlt, um gegen Sturm und Wetter ſich und ſeinen kleinen Hausrath zu ſichern. Dieſe Vorſtädter fühlen weit ſchmerzlicher dieſen Zuſtand, weil ſie nach langem, behaglichem Genuß von Bequemlichkeit und Glück, die Kunſtfleiß und Bürgerverein gewähren, durch einen gräßlichen Sturz in einen Contraſt ihres vorigen Lebens hinabſanken, deſſen Strenge kein Barbar empfinden kann, weil er nie das angenehme Gegentheil gefühlt hat. Hier ſahen ſie denn bald ihre geliebten Wohnungen, die durch zarten Genuß ehelicher Freuden, durch ſo manche theure Erinnerung froher Gefühle, ihnen geweihte Heiligthümer geworden waren, in Rauch und Flammen aufgehen und zu brennenden Scheiterhaufen werden, und gleich als wenn die wohlthätigſte Stütze ihres Lebens ins Grab ſänke, weinten ſie mit untröſtlichem Schmerz um die qualmenden Trümmer.

Nicht genug, von den theuren Wohnungen zu ſcheiden, hatten ſie größtentheils auch den Verluſt der geborgenen Ueberbleibſel ihrer Habe, früh oder ſpäter, zu bejammern. Die Feinde, theils durch Bedürfniß, theils durch Eigennutz getrieben, drangen in dieſe lebendigen Gräber ein, und ſchleppten fort, was ſie brauchen konnten. Zwangen vollends Hunger, Durſt und Kälte jene Leidensträger, den Reſt ihres Glücks zu verlaſſen, und den Eingang ihrer Grotten mit Holz, Erde oder Miſt zu verſchließen, ſo war ihre Hoffnung vergeblich, das Ihrige unberührt wieder zu finden. Gleich den Spürhunden witterten die feindlichen Freybeuter jeden vergrabenen Schatz aus, und plünderten denſelben. Was ſie nicht forttrugen, ward entweder verwüſtet, oder blieb in eröffneter feuchter Erde dem Regen und den hinabfließenden Feuchtigkeiten ausgeſetzt, und mußte vermodern.

Die Beſatzung der Veſtung, durch ſtrengere Pflichten gebunden, und für ihre eigene Sicherheit ſorgend, konnte dieſe Trauerſcenen nicht vermindern. Aus den Paliſaden ſchoſſen die Jäger fortwährend auf die gegenüberſtehenden Feinde, wo ſich irgend einer im Fenſter, im Dachloche, oder in der Oeffnung des abgenommenen Flachwerks der Häuſer in der Nicolaivorſtadt ſehen ließ. Ungeachtet viele getroffen wurden, ſo konnten doch nicht alle vertrieben werden, weil ſie zu ſichere Standpunkte in den Häuſern hatten, und man war genöthigt, die Kanonen überall dahin zu richten, wo man die feindlichen Schüſſe fallen ſah. Dieſe ſchlugen denn bald ganze Fächer und Wände ein, und eine Menge Feinde wurde zerſchmettert. Der ſogenannte Wallfiſch und das Schwerdt, zwey Häuſer in der Nikolaivorſtadt, wurden zuerſt zerſtört, weil von hier aus die Feinde zuerſt und am nächſten die preußiſchen Artilleriſten auf den Wällen beſchoſſen.

Dieſe, im Grunde unnützen, Feindſeligkeiten, welche blos dahin führten, daß von den Wällen durch Pechkränze endlich am Abend die Nikolaivorſtadt angezündet wurde, hätten einem unmenſchlichen Herzen den luſtigſten und unterhaltendſten Anblick gewähren können. Zu Mittage des 7ten Decembers ward auch der Verfaſſer durch Neugierde und Theilnahme angelockt, dieß Schauſpiel in der Nähe zu ſehen, und es gelang ihm, aus den oberſten Fenſtern der Zuckerrafinerie ſeine Wünſche vollkommen zu befriedigen. Die erſte Anſicht erſchütterte nicht, ſondern hob die Seele zum feurigſten Muth, und verſetzte ſie unter die preußiſchen Krieger. Das raſche, unaufhörliche, regelloſe, kleine Gewehrfeuer aus den Palliſaden und aus den gegenüberſtehenden Häuſern, welches gleichſam in Diskanttönen das lebhafteſte Accompagnement zu den dazwiſchen von Zeit zu Zeit erſchallenden fürchterlichen Baßdonner eines Vierundzwanzigpfünders gab, der durch imposantes Krachen Himmel und Erde erſchütterte; die dicken Wolken von Pulverdampf, die ſich über die ruhige Fläche der Oder langſam hinwälzten, und durch immer neue erſetzt wurden; der thätige Eifer der Preußen, wie ſie durch die Intervallen der Palliſaden ihre Gewehre abſchoſſen, dann von der Erdbank herabſprangen, hurtig ladeten, raſch wieder hinaufhüpften, und von neuem abfeuerten; die kalte Ruhe der Officiere, welche dahinter ſtanden; dieſer Lärm, mit rauhem Donner gemiſcht, dieſe Anſtrengung und Gleichmuth, dieſes Rufen und Antworten in der Sprache des Krieges, dieß alles hatte eine ſo wechſelnde Mannichfaltigkeit, und einen ſo feyerlichen Ernſt, daß der müßige Zuſchauer, zwiſchen Streitſucht und Bangigkeit getheilt, als ein romantiſches Spiel hoher und männlicher Gefühle, gerührt und geſpannt durch die tragiſchen Grenzen des Lebens und des Todes dahinſchwankte, und zwiſchen Heroismus und Thatloſigkeit irrend, in einem ewigen Wechſel kriegeriſcher Regungen mächtig herumgedreht wurde. Weil man keinen ſeiner Landsleute fallen ſah, und die etwa getödteten Feinde unentdeckt hinter den Mauern bluteten, ſo konnte man in dieſer ſchauerhaftfrohen Stimmung ungeſtört dem Waffengetümmel zuſehen. Aber als endlich, von der Gewalt des ſchweren Geſchützes zerſprengt, die Seitenwände der Häuſer in einander rollten, und man nicht undeutlich das Gewühl der verwundeten und fliehenden Feinde dazwiſchen bemerkte, erwachte das rein menſchliche Mitleid.

und inniges Bedauern verdrängte alle übrigen Empfindungen.

Bey dieſer Gelegenheit wurde eine Frau aus ihrem eingeſchoſſenen Hauſe verſcheucht. Sie ſtürzte ängſtlich aus der Thür, zwey kleine Kinder zur Seite; unſchlüſſig, wohin ſie ſich wenden ſoll, läuft ſie bald hier, bald dorthin, bald gebückt, bald aufrecht, überall unter einem Hagel von kleinen und großen Kugeln, und erreicht endlich, unter tauſend Todesboten fortwandelnd, rechts die Preußen, links die Feinde, glücklich das Ufer der Oder, wo ſie ſich mit ihren unſchuldigen Begleitern in eine Vertiefung niederſenkte, weil dort die Kugeln unſchädlich über ſie wegflogen. Dieſe Scene war unausſprechlich rührend. Die Zuſchauer auf der Zuckerrafinerie konnten während ihres Laufes nicht athmen, ihre heiligſten Wünſche, ihre Furcht, ihre ängſtliche Erwartung machten das Herz klopfen. Welch ein Freudengeſchrey, als die Frau mit ihren Kindern gerettet war!

Allmählig zog ſich das Feuer nach dem Schweidnitzer, und endlich nach dem Olauer Thor herum, ſo daß dieſen Nachmittag in einem Halbkreiſe um die Stadt ſich das wechſelſeitige Schießen verbreitete. Vor dem Schweidnitzer Thore benutzten die feindlichen Jäger den tiefen Graben, welcher ſich zwiſchen der dort ſtehenden Reihe Häuſer und dem Glacis quer hinzieht, um ſich darin zu verbergen, und die Wallvertheidiger zu necken. Die Ingenieure der Veſtung hatten dieſe natürliche Tranchee zuzuwerfen vergeſſen. Die Häuſer auf dieſer Seite, beſonders das neue Reiterlazareth, die Reiterſtälle und Reitſchuppen, das Fülonerſche Haus, und was ſonſt dem Glacis nahe lag, wurden beſtiegen, durchbohrt, und aus den Oeffnungen die Preußen mit Kugeln geängſtigt. Selbſt kleine, tragbare Kanonen wurden auf die Böden gezogen, und aus dieſen vortheilhaft mit Kartätſchen gegen die Veſtung gefeuert. Die ſchwereren Feldkanonen hatte man an die deckenden Seiten freyſtehender Häuſer geſtellt, und gegen die Ravelins gerichtet. Dieſe kecken Annäherungen und ſchädlichen Neckereyen konnten nicht lange von den Preußen geduldet werden, die bald, wenn gleich ungern, mit Kanonenkugeln, Granaten und Kartätſchen gegen die beſetzten Häuſer ſchoſſen, und dieſe, ſo wie einen Theil der darin befindlichen Feinde, zerſchmetterten. Dieſelben Rettungsmittel, dieſelben kläglichen Trauerſcenen wurden dann jetzt auch von den Eigenthümern der Schweidnitzer Vorſtadt erneuert, als vorher bey der Nikolaivorſtadt geſchildert worden. Auch ſie verloren zum Theil ihr Obdach, faſt allgemein ihre geſammelten Habſeligkeiten, und nicht ſelten Glieder und Leben. Eben ſo verderblich wurde noch an dem heutigen Sonntage der Anfang der Feindſeligkeiten in der Olauer Vorſtadt, und an dem kommenden Tage von dem Hinterdom und der polniſchen Vorſtadt, ſo wie vom Schießwerder aus, gemacht, und überall ertönten Jammer und Klagen von den Vorſtädtern, die ihre Häuſer, Güter, Leben in Gefahr ſahen, und ſich in den Schooß der Erde verbargen.

Dieſes Necken und Scharmützeln zwiſchen der feindlichen preußiſchen Infanterie, zwiſchen den Wällen und Vorſtädten, dauerte anhaltend drey Tage lang, ſo fürchterlich auch die Feuerſchlünde von den Baſtionen Bomben, Pechkränze und Kugeln in die Vorſtädte ſchleuderten, um die beſchwerlichen Ruheſtörer zurückzujagen, und aus den Häuſern zu vertreiben. Das Anzünden der Häuſer erforderte viel Munition, und erregte den ſchrecklichſten Kanonendonner. Die Eigenthümer wagten Leib und Leben, um ihre brennenden Hütten und Häuſer zu retten, und nicht ſelten gelang es ihnen, troß der Menge Kugeln, die es wehren ſollten, die Flammen zu löſchen. Ein Fleiſcher vor dem äußeren Sandthore gab bey dieſer Gelegenheit einen rührenden Beweis, wie feſt und hartnäckig die Menſchen an ihrem Eigenthum hängen, und wie ſie eher ihr Daſeyn ins Spiel geben, wenn ſie nur noch eine Möglichkeit bemerken, jene behaglichen Außengüter zu retten, wodurch das Leben angenehm wird. Sein Haus, das der freyen Ausſicht der Batterie im Wege ſtand, ſollte eben deshalb niedergebrannt werden. Eine unzählige Menge Granaten, Brandkugeln und Pechkränze wurden hineingeworfen, aber immer vergeblich. Siebenmal ſchien die verbreitete Glut ſchon überhand zu nehmen, aber ſiebenmal ward ſie von dem Eigenthümer wieder gedämpft, der hartnäckig und muthvoll im Hauſe geblieben, und feſt entſchloſſen war, daſſelbe gegen die Flammen bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Seine Beharrlichkeit ermüdete endlich die Batterien, und das Haus ward vom Brande gerettet, wenn es gleich durch zahlloſe Kugeln durch und durch zerlöchert war. Auch ſelbſt die Beyern und Würtemberger hatten ein Intereſſe daran, die Anzündung zu erſchweren. Sie verbargen ſich in den unteren Zimmern und Kellern der Häuſer, und löſchten, ſobald eine Feuerkugel hereinbrach, ihre Flammen auf der Stelle und ohne lange Mühe aus. Dieſe Gegenwirkungen machten, daß das Abbrennen der Vorſtädte beynahe an vierzehn Tage dauerte, und das ſchreckliche Schauſpiel des Jammers ſo lange ausgedehnt wurde.

Der Zweck des ſo nahen, allſeitigen Andringens der Feinde war dieſer, die Garniſon auf allen Punkten zu beſchäftigen, und dadurch ſchädliche Ausfälle zu verhindern, während ſie ſelbſt nahe hinter den Vorſtädten ihre Laufgräben und Batterien ungehindert vorbereiteten und gegen die Feſtung leiteten. Dieſe Abſicht ward glücklich erreicht, und nach drey Tagen das erſte ſchwere Geſchütz in die Trancheen bey der Nikolaivorſtadt eingeführt.

Die Kavallerie hatte nämlich, während die Infanterie gegen die Veſtung anrennen und ſie allarmiren mußte, aus den fernen und nahen Dörfern Bauern, Knechte, Frauen und Mägde zuſammen getrieben, um die Laufgräben rund um die Stadt her zu ziehen. Dieſe friedlichen Landbewohner, weinend und zitternd, wurden durch die Schärfe des Schwerdts gezwungen, gegen ihre eigenen Landsleute, Brüder und Verwandten, die Mittel ihres Unglücks und ihrer Unterjochung zu bereiten; gezwungen, durch die friedfertigſten Inſtrumente ihres Landbaues die grauſamſten Feindſeligkeiten gegen ſie auszuüben; gezwungen, den verhaßten Tod von der Hand ihres eigenen Volkes zu ſterben. Die hohen Baſtionen, von denen man die Anlegung der Laufgräben bemerkte, unterhielten in der gehörigen Richtung ein anhaltendes Granaten- und Kartätſchenfeuer, und viele dieſer Landleute wurden verſtümmelt oder getödtet. Da ſtand nun der Philoſoph in einer Menge von Widerſprüchen, wie der Feind, der von dem unbewafneten Bürger und Bauer verlangt, keine Gewalt gegen ihn zu brauchen, verlangen dürfe, für ihn ſich mit Spaten und Hacken zu bewafnen, oder, woher er das Recht nehme, Brüdern zu gebieten, gegen Brüder anzuziehen, ihnen Schaden zuzufügen, und ſich von ihnen erſchlagen zu laſſen? Es ſcheint bey ſolchen Vorfällen einzuleuchten, daß das vielſchichtige Gebäude der Vernunft ein Narrenhaus ſey, deſſen Bewohner in der beſtändigen Kränkung leben, ſich getäuſcht zu ſehen, und ein Stichblatt des Spottes für die allgemeine Handlungsweiſe der Menſchen zu werden.

In der Stadt ſelbſt hatten die Einwohner in dieſen drey erſten Tagen der äußeren Berennung, nichts von den feindlichen Kugeln zu leiden, allein der ernſtliche, wilde Donner von ihren Wällen, das ewige Schießen der kleinen Gewehre, und die aufſteigenden Feuer aus den Vorſtädten erregten nur zu deutlich das Vorgefühl künftiger Ereigniſſe, und bereiteten ſie immer mehr vor, ihr drohendes Schickſal zu empfangen. Die Gefahr wuchs von Tage zu Tage und von Stunde zu Stunde, und ſchon ſah man nach dreyen Tagen die feindlichen Bomben und Granaten hereinſtürmen und Schaden anrichten.

Das innere Gemälde der Stadt ward nun melancholiſcher und düſterer. Immer tiefer und ängſtlicher zogen ſich diejenigen, welche keine Helden ſeyn wollten, in das Innere ihrer Zufluchtsörter zurück, je häufiger und näher die hereingeworfenen Kugeln zerplatzten, und alles vor ſich her warfen. Alle ordentliche Geſchäfte der weltlichen und geiſtlichen Behörden, außer den des Militairs, fingen an. ſo wie die aller Zünfte ſtille zu ſtehen. Die Regierung ſchloß ihre Sitzungen, die Acciſe ihre Rechnungen, alle Kaſſen ihre Einnahme, alle Officianten ihre Verrichtungen. Nur der Magiſtrat, beſonders die Mitglieder, benen die Polizey obliegt, hielten Tag und Nacht immerwährende Sitzungen, die Kammer zum Theil ebenfalls, und alle diejenigen Geſchäftsmänner, in deren Fach die Belagerung einwirkte, oder die ſelbſt dabey mitwirken mußten. Aller Gottesdienſt der verſchiedenen Confeſſionen wurde bald darauf unterſagt, und die Weihnachtsfeyer, nebſt dem Neujahrstage, verging, ohne daß ein Prediger die Kirche beſucht, den Heyland der hülfsbedürftigen Gemeinde verkündet, oder am Neujahre dem traurigen Vaterlande wenigſtens frohe Hoffnungen gewünſcht hätte. Aus den Schulen verloren ſich Schüler und Lehrer, aus dem Theater Zuſchauer und Schauſpieler, aus den Clubbs und Geſellſchaftsörtern die Mitglieder; die Bälle, Concerte und andere Beluſtigungen hörten auf, die Kaffeehäuſer wurden leer, die Kaufmannsladen wurden geſchloſſen, die Buden geräumt, die Geräthe der Handwerker in Sicherheit geſchafft, und Meiſter und Geſellen ſaßen müßig. Bey dieſem Stillſtand aller Geſchäffte hörten die Feyernden keine Thurmuhr ſchlagen, keine Glocke läuten, keine Karoſſe durch die Straßen raſſeln, keine Trommel lärmen, kein Horn von den Thurmwächtern erſchallen. Sie waren mit einer Todtenſtille umgeben, wenn zufällig der Kanonendonner von allen Seiten unterbrochen wurde. Des Nachts war dieſe öde Ruhe beſonders fürchterlich, wenn etwa einige Stunden die Mörſer ſchwiegen, und um die ganze Stadt herum zu gleicher Zeit die brennenden Vorſtädte die Mauern mit einem Feuermeer umgaben, das den Himmel mit blutrother Farbe erfüllte. Wenn dann plötzlich zwiſchen dieſen Dampfwolken und Feuerſäulen, die in trauriger Stille überall empor ſtiegen, wieder das Krachen und Rollen der brüllenden Feuerſchlünde und das Praſſeln und Knallen der ſpringenden Bomben und Granaten gehört wurde, ſo fuhr der melancholiſche Betrachter aus banger Wehmuth in ſtürmiſche Schrecken auf. Vernahm man ja auf der Gaſſe ein Rädergeraſſel, ſo waren es Pulverkarren, Munitionswagen mit gefüllten Bomben und Kugeln verſehen, und die Beſorgniß, daß eine feindliche Brandkugel ſie in die Luft ſprengen und die anliegenden Häuſer zerrütten konnte, ergriff das Herz. Klirrte das Pflaſter von den Huftritten der Pferde, ſo durfte man keine Spazierreiter erwarten, ſondern Huſaren ſprengten zum Gouverneur, oder zurück, brachten Rapport oder trugen Befehle auf die Wälle, und man ängſtigte ſich, ob irgend ein Punkt der Feſtung in Gefahr ſey, oder der Feind einen Sturm wagen wolle. Rollte die Trommel, ſo war es der Generalmarſch, und man wußte, daß die Wälle kämpften, und ihre Waffenträger alle zur Unterſtützung riefen. War es gerade Nacht, wie gewöhnlich, ſo eilte jeder, ſeine Fenſter zu erleuchten, um den ſich ſammelnden und fortziehenden Soldaten die Straßen zu erleuchten. Tönten Hörner von den Thürmen, ſo erregten ſie Feuerlärm, und eine feindliche Kugel hatte in der Stadt gezündet. Zugleich ſah man die lodernde Glut, hörte um Hülfe rufen, Gekreiſch, rollende Sturmfäſſer, Spritzen, und dazwiſchen das immer noch anhaltende Abſchießen der feindlichen Schlünde und das Geſchmetter der niederſtürzenden Granaten und Bomben.

Am Tage war die Belagerung weniger ſchauerhaft. Die Baſtionen und Wälle ſuchten, während des Lichtes, die Anlagen wieder zu zerſtören, die unter der Begünſtigung der Dunkelheit von dem Feinde ausgeführt worden, und unterhielten meiſt fortdauernd ein lebhaftes Feuer. Der brüllende Donner derſelben übertäubte, wegen der größeren Nähe, das Geſchütz des Feindes, und wenn dieſes ſich nicht durch ſeine Zerſtörungen anmeldete, konnte man es kaum deutlich unterſcheiden. Die meiſten Bewohner gewöhnten ſich bald an das Getöſe dieſer krachenden Wetter, daß ihnen gewiſſermaßen etwas zu fehlen ſchien, wenn eine unerwartete Stille eintrat. Man ſah daher, ungeachtet viele Menſchen und Pferde auf den Straßen verwundet und erſchlagen wurden, doch ſelbſt bey der anerkannteſten Gefahr immer eine Menge Leute durch die Stadt hin und her laufen, die entweder von nothwendigen Geſchäften getrieben wurden, oder herzhaft genug waren, eine Kleinigkeit zum Vorwand ihrer Neugierde zu machen.

Selbſt der Mangel an Beſchäftigung, der Zwang und die Nothwendigkeit, ſich größtentheils eingeſperrt zu halten, trugen bey, die Begierden zu reizen, und die Menſchen über alle Plätze und Straßen der Stadt zu führen. Kaufmannsdiener, Geſellen, müßige Handwerker und geſchäftsloſe Tagelöhner, an Thätigkeit gewöhnt, fanden es, nach einem kurzen Verſuch, unerträglich, Sklaven der Langeweile zu werden, und ſuchten eine Art Freyheit und Zerſtreuung durch einen Austritt in die Gaſſe. Je öfter ſie ohne empfindliche Warnungen zurückkehrten, deſto muthiger und häufiger erneuerten ſie ihre Bewegungen. Die Begierde nach Neuigkeiten in einer ſeit fünf bis acht Wochen geſchloſſenen oder wenig geöffneten Stadt, in der ſonſt alle wichtige und unwichtige Vorfälle der Welt, wegen ihrer Verbindung mit andern Städten des In- und Auslandes, leicht und ſchnell bekannt wurden, ſtieg zu dieſer Zeit aufs Aeußerſte. Man ging daher oft aus, um etwas Neues zu hören, ungeachtet man wußte, daß alle Merkwürdigkeiten ſich auf die Stadt beſchränkten. Da fragte nun einer den andern, erkundigte ſich, forſchte, blieb auf der Gaſſe bey ſeinem Bekannten ſtehen, die Vorübergehenden ſchloſſen ſich an ihn an; bald war eine Geſellſchaft beyſammen, in welcher Einbildungen für Wahrheit, Sagen für ſichere Nachrichten, und eine zahlloſe Menge Gerüchte vorgelegt wurden, mit denen einer den andern belog. Deſſen ungeachtet war der Trieb nach Mittheilung und Empfängniß befriedigt, und man ging mit neuen, wenn gleich nicht richtigen Ideen froh nach Hauſe, und erzählte den geſpannten Angehörigen bald, daß der Feind großen Verluſt erlitten, daß ſeine Truppen mißvergnügt wären, daß er ſich zurückgezogen hätte, oder ſich zurückziehen werde; bald, daß die Franzoſen eine fürchterliche Schlacht verloren, die Ruſſen und Preußen geſiegt, und den geraden Weg nach Breslau genommen hätten, wo bereits die geſchlagenen Flüchtlinge ohne Gewehr und Kleider angekommen wären; bald, daß Glogau ſich noch immer halte, und der dortige Gouverneur die mit Kanonen und Munition beladenen Schiffe der Franzoſen, durch einen glücklichen Ausfall, in Grund geſchoſſen, und dadurch dem Breslauiſchen Belagerungscorps die Angriffsmittel geraubt habe; oder, daß der Fürſt Pleß in der Nähe ſey, und was dergleichen Einfälle mehr waren, welche, aus Wahrſcheinlichkeiten und Wünſchen zuſammengeſetzt, von einer müßigen Phantaſie verſchönert wurden.

Merkwürdig iſt es, und es läßt ſich daraus ein untrüglicher Schluß auf die muthvolle Stimmung und den anhaltenden Patriotiſmus der Einwohner folgern, daß alle dieſe Mährchen, mit denen man ſich in Straßen, auf Märkten, in Gewölben und Kellern unterhielt, meiſt frohen Inhalts waren, alle geeignet, die Kraft zu beleben, und die hoffnungsloſe Zaghaftigkeit zu verſcheuchen. Selbſt in Lügen und Erdichtungen offenbarte ſich ein alter, ächtpreußiſcher Geiſt, der es nicht bloß für Pflicht hält, ſich ſelbſt vor ängſtlicher Furcht zu ſchützen, ſondern auch andere im Vertrauen und Feſtigkeit zu erhalten. So wie der Keuſche züchtige Träume, der Weichling wollüſtige Einbildungen ſieht: ſo erblickt der Feige lauter Schreckbilder eines fürchterlichen Schickſals. Dieſe fanden aber wenig Herrſchaft in der Stadt, und wenn ja widrige Gerüchte umher liefen, ſo wurden ſie nicht geglaubt, oder wenn einige Verzagte zu einer vorzeitigen Uebergabe riethen, ſo wurden ſie bald von der Mehrzahl zum Schweigen gebracht.

Wenn jedoch die Kugeln zu laut über die Straßen wegſauſten, eilten die Meiſten in Sicherheit. Leer jedoch wurden die Straßen nie, auch unter dem heftigſten Bombardement nicht. Theils ritten Patroullen, theils marſchirten Soldaten durch die Gaſſen, theils Leute vom Bürgerſtande, durch Geſchäffte genöthigt, oder durch die Länge der Gefahr dreiſter gemacht, theils auch gottesfürchtige Menſchen, die durch den Glauben an eine unausweichliche Vorbeſtimmung beruhigt, im Freyen eben ſo ſehr, als unter einem Schirmdach, ſicher zu wandeln glaubten. Ein Mütterchen ging ganz getroſt durch ein Haus, das einen freyen Durchgang hatte, um ſich eine Bouteille Bier zu holen. So eben waren einige Granaten vor dem Hauſe zerſprungen. Man warnte ſie, und wollte ſie von ihrem Vorhaben abhalten, ſie erwiederte: „will mich Gott beſchützen, ſo müſſen mir alle Kugeln aus dem Wege gehn.“

Wie Gewohnheit, Neugier und Stimmung die Bürger und Einwohner muthig machten, davon zeigt auch die große Menge Menſchen, die ſich unter den größten Gefahren, mit ächtem Soldatenſinn, auf die Wälle und Baſtionen hinauf drängten. Es mußte durch öffentlichen Anſchlag und durch die Zeitungen, die, trotz der Belagerung, aber ohne Neuigkeiten zu enthalten, ausgegeben wurden, förmlich unterſagt werden, mit dem Hinzufügen, daß jeder ſogleich zum Militairdienſte gezwungen werden ſollte, welcher, ohne Befugniß, die Wälle beſteigen würde.

Die erſten vierzehn Tage hindurch hatte die nordweſtliche Hälfte der Stadt das harte Ungemach der feindlichen Zerſtörung hauptſächlich zu ertragen. Die Häuſer, welche nahe an der Mauer und hochgebauet ſtanden, die Antoniengaſſe, die Rauſchengaſſe, die Nicolaigaſſe, die Barbarakirche, das Burgfeld, die Ochſen-, Wind-, Herrn- und goldne Radegaſſe, nicht minder der alte Graben und ein Theil der Hinterhäuſer, wurden durch Bomben, Granaten, glühende Kugeln und Pechkränze ſo verwüſtet und zugerichtet, daß die Mehrzahl entweder gar nicht, oder nur in einigen Zimmern bewohnt werden konnte. Viele lagen ganz in Ruinen, einige hatten die Giebel, andere die Dächer, dieſe eine Stirnwand, jene einen Sparren, alle ihre Fenſter verloren, alle waren beſchädigt, durchlöchert, geſprengt oder geſtreift worden. Einige Häuſer auf der goldenen Radegaſſe wurden ganz in Aſche gelegt, die den 16ten December durch das feindliche Geſchütz in Brand geriethen.

Die Feinde hatten ihre Laufgräben von dem Ufer der Oder, über die Viehweide, in gerader Linie bis an den Sumpf gezogen, ſodann durch eine ſchräge vorwärts gehende Linie einen dem vorigen parallellaufenden Graben eröffnet und ſich dem Bürgerwerder bis auf einem Büchſenſchuß genähert. In dieſen Trancheen waren ungefähr acht Vierundzwanzigpfünder, nebſt den zugehörigen Haubitzen und Mörſern aufgepflanzt, welche ſowohl die Verſchanzungen im Bürgerwerder beſtrichen, als auch hauptſächlich ihr Feuer auf die nordweſtliche Seite der Stadt ſpielen ließen. Einiges Geſchütz war gerade vor dem Austritt der Nicolaivorſtadt, hinter der rothen Brücke, aufgeführt, das ebenfalls ſeine Wirkung in den vorbemeldeten Theil der Stadt verbreitete. Nach Beendigung dieſer Arbeit hatten die Feinde aus dem Garten des Salzinſpektors Pietſchke und dem neuen Begräbnißkirchhofe, auf Flintenſchußweite von der Feſtung, einen andern Laufgraben eingeleitet, der durch die dahinter liegenden Felder, nach der Siebenhube, in einem Bogen nach der Schweidnitzer Vorſtadt, und hinter derſelben herum bis vor dem diesſeitigen Ende von Neudorf vorbey, und endlich zu dem dortſtehenden Reitſtalle und der Heerſtraße gezogen wurde. Dieſe Trancheen umgaben demnach beynahe die halbe Stadt. Hier wurden nun zuvörderſt zwiſchen der neuen Begräbnißkirche und der Siebenhube zwey Batterien, jede von zwey Vierundzwanzigpfündern, vier Haubitzen und einigen Mörſern, und hie und da, den ganzen Laufgraben entlang, einzelnes Geſchütz aufgeſtellt, wodurch die fürchterlichſten Zerſtörungen in der gegenüberliegenden Seite der Stadt vermehrt werden mußten. Die Granaten und Kugeln flogen von hier aus bis in die Albrechtsgaſſe und den Neumarkt. Aus dieſen Graben, welche hier beſchrieben worden, wurde die erſten vierzehn Tage faſt nur allein geſchoſſen; allein das Geſchütz verwüſtete um ſo ſchrecklicher den Theil der Stadt, auf den es gerichtet war, weil es in einem Halbzirkel umher geſtellt, in ein Centrum ſein Feuer hinſchleuderte und jeder Schuß treffen mußte. Wenn gleich einige Haubitzen und Mörſer hinter den vier Thürmen und bey Scheitnig eingegraben wurden, ſo richteten doch dieſe keinen ſo bedeutenden Schaden an, zumal da ſie nicht ſo anhaltend in Bewegung geſetzt wurden.

Wenn man nun Abends von dem Dachboden eines hohen Hauſes in der andern Hälfte der Stadt, wo man bis dahin keine ſonderliche Gefahr gefühlt hatte, das Schauſpiel beobachtete, oder gar einen Thurm beſtieg, und von da aus die furchtbaren Erſcheinungen des Kriegs mit ſeinen Blicken und Gefühlen begleitete; ſo hatte man Rührungen zu erwarten, welche die Seele aus dem bisherigen Zirkel froher, großer, wehmüthiger und tragiſcher Empfindungen himmelweit hinauswarfen, und in eine fürchterlich-ſchöne Melancholie von Nacht und Licht, Tod und Leben, Betrübniß und Bewunderung verſetzten.

Der prächtige Schrecken, den der erſte Blick in dieſe furchtbar-herrliche Scene zurückbrachte, bewies der Einbildungskraft ihre Gemeinheit, dem Herzen ſeine Schwäche. Beyde unterlagen der Größe ihrer Eindrücke. Nie konnte die ſchöpferiſche Phantaſie die Contraſte der Pracht und der Zerſtörung, der Kunſt und der Roheit, der höchſten Kraft und der tiefſten Ruhe, ſo reich und maleriſch in ein gruppenvolles, großes Gemälde durch eigene Erfindung zuſammen tragen, als ſie jetzt in der Wirklichkeit verbunden fand. Nie hatte das Herz ſo ſchmerzlich die Grenzen ſeiner Empfänglichkeit gefühlt, als jetzt, wo die weichſten und härteſten, zarteſten und grauſamſten Eindrücke, die feinſten Schwingungen der Liebe und Theilnahme, und zugleich die wildeſten Eingriffe des Entſetzens und Abſcheues ſo kühn und wunderbar in ſeine Tiefen eindrangen. Nie hatte das Empfindungsvermögen eine ſo mannichfaltige Miſchung ſchauderhafter, glänzender und rein-menſchlicher Empfindungen auf einmal und in dieſer Stärke umfaſſen können. Die Ohnmacht im Innern, und die Kraft von Außen, begegneten ſich in einem ungleichen Kampfe, und führten die Seele in jenes verlegene Erſtaunen, wo ſie das Bewußtſeyn ihres Daſeyns in den großen Erſcheinungen der Natur zu verſenken ſcheint.

Da ſah man unter ſich die weite, große, ruhige Stadt mit friedlichen Oellampen, die Straßen entlang, erleuchtet, mit Segen, Reichthum und guten, treuen Bürgern gefüllt, die jetzt traurig ihr Haupt ſenkten, um eines kurzen ungewiſſen Schlummers zu genießen; über ſich den ſchwarzblauen Himmel mit glimmenden Sternen und flockigen Wolken beſäet, ruhig ſein majeſtätiſches Gewölbe über die bekümmerte Welt ausbreitend; in einem Zirkel, fern um die ganze Veſtung herumgezogen, einen flammenden Kranz von Wachtfeuern, der an dem äußerſten Horizont ſelbſt wieder von ſchauriger Dunkelheit umgeben war; und nun näher an der Stadt, zwiſchen den weitſtralenden Bogen eines Heerlagers und den Veſtungswerken, die feindlichen Batterien, die von Zeit zu Zeit, bald hie bald da, ohne vorhergegangenes Geräuſch, einen Flammenſturz von Feuer plötzlich ausſprüheten, die ganze Gegend mit einem rothen Blitz überſchütteten, und in ſtolzen, hohen Bogen ihre glühenden Kugeln und brennenden Bomben herüberwarfen; ſodann das ähnliche Schauſpiel von den Baſtionen der Veſtung, welche rund um die Stadt ebenfalls ihre Schlünde abbrannten, und in entgegengeſetzter Richtung ihre Leuchtkugeln und hellgeſchweiften Granaten gegen ihre Widerſacher hinaustrieben; hie und da in den vier Vorſtädten noch ein loderndes Haus, oder rothe Trümmer, welche in Kohlen glüheten, die einige Stellen des Himmels mit Nordſchein, und die nahen, nackten Wände zerfallener Wohnungen, oder die hagern, ſtehengebliebenen Schornſteine und andere Umgebungen mit Scharlach überzogen; bisweilen an dieſen oder jenem Thore das Irrfeuer und das Geknacker der kleinen Gewehre; in den trüben, mit Rauch und Dämpfen gefüllten Lüften ſelbſt wohl eine zeitig zerplatzende Kugel, die ihre grelle, rothe Glutmaſſe unſchädlich verbreitete, oder eine andere, welche hie und dort in ein Dach einſchlug und verſchwand, und was ſonſt Merkwürdiges das große Gemälde coloriren mochte, deſſen Umriſſe bloß durch Worte bezeichnet werden können. Das erweiterte Auge irrte fort in den ſich bewegenden, majeſtätiſchen Flammenbogen der hieher und dorthin ſich durchkreuzenden Bomben, Granaten, Leuchtkugeln und Pechkränzen, die mit grauſamer Langſamkeit und ſchauderhafter Pracht ſtiegen und ſanken, oder heftete ſich an die goldene ferne Umzäunung der feindlichen Nachtfeuer, oder an die traurige Gluth ſinkender Vorſtädte, oder flog zu dem halb dunkeln, halb erleuchteten Himmel empor, oder ſenkte ſich ermattet auf die tiefe Stadt, alles mit Neugier und Betrachtung, ohne ſich zu ſättigen und alles zu begreifen. Das Ohr hörte keinen menſchlichen Laut, kein Geräuſch irgend eines Werkzeuges, bloß den plötzlich hervorbrechenden Donner, der in dieſer bunten, ſchrecklichen Nacht wiederhallte, und dann Todtenſtille und tiefe Ruhe!

Dieſes große, Staunen erregende, Feuerwerk, mit ſeiner Kreiskette von Wachtfeuern, und den halb in Dampf, halb in Feuer ruhenden Vorſtädten, die in gräßlichen Ueberreſten ehemaliger Ordnung ſich in den Flammen ſpiegelten; das pechſchwarze Dunkel der weiten Ferne, oder die nahen von Licht gebläueten Rauchwolken; der melancholiſche Himmel und die in Wehmuth verſenkte Erde, das alles gab den Sinnen eine eben ſo ungeheure Maſſe der kühnſten Bilder und der ſchreiendſten Spiele contraſtirender Erſcheinungen, als es das zarte Gemüth mit einer wogenden Fluth ſtolzer, wehmüthiger, ſtarker und kläglicher Empfindungen überfüllte.

Das fühlende Herz flog mit jeder Feuerkugel, die über die Stadt hereinſtürmte, zurück, und unwiſſend, wo ſie einſchlagen werde, wünſchte es beydes: Allwiſſenheit und Allmacht, um den Unglücklichen zu warnen, oder eiligſt ihn zu retten. Man fühlte den Schrecken, der denjenigen betäuben werde, in deſſen Nähe die Bombe niederſchmetterte. „Und wie lange,“ ſagte man ſich, „wird dieſe Zerſtörung noch dauern?“ Sollte es am Ende doch noch möglich ſeyn, daß dieſe ſchöne Hauptſtadt ſinken müßte?“ Wie viele jammern ſchon in derſelben um ihr Eigenthum, das zerriſſen, zerſtört, verbrannt wurde? Wie lange werden die braven Einwohner noch dieß Ungemach ertragen können und wollen? — Warf man ſich, eine Leuchtkugel ſchnell begleitend, mit ſeinem Herzen auf die Vorſtädte hinab, ſo ſtieß man auf ein Lager des Elends, des Hungers, der Noth und der Trübſale, das, durch die Gefahr gezwungen, in die Erde ſich zu vertieſen, um die ganze Stadt herumgezogen war. An 17,000 Menſchen, ohne Obdach, ohne Brod, ohne Geld, lagen hier zitternd und ängſtlich in ihren Gruben, und ſehnten ſich nach dem Augenblick ihrer Errettung. „Und wer hat dieſe Greuel,“ fragte man ſich, „angerichtet [illegible] veranlaßt?“ Ein bitterer Unwille trat jetzt an die Stelle der mitleidigen Wehmuth und man verfluchte den Krieg.

Das weitere Fortrücken der feindlichen Laufgräben verhinderte, nach länger als vierzehn Tagen, ähnliche Betrachtungen auf erhabenen Standpunkten in der Stadt ohne Gefahr anzuſtellen. Weil, des lebhafteſten Bombardements ungeachtet, die Stadt, wenn gleich zweymal aufgefordert, ſich noch immer nicht ergeben wollte, ſo hatte der Feind auf der öſtlichen Seite von Neudorf neben den dortigen Reiterſtall eine neue Batterie unbemerkt errichtet, um den noch bisher verſchont gebliebenen Theil der Stadt zu ängſtigen, und den trotzigen Willen der Einwohner durchaus biegſam zu machen. Dieſe zwiſchen dem Schweidnitzer- und Olauerthore liegende Batterie wurde unter allen die furchtbarſte, theils, weil ſie der Stadt ſo nahe, theils, weil ſie durch eine Menge von Häuſern und Gärten gedeckt war, daß man ihr keinen Schaden zufügen konnte, ungeachtet von preußiſcher Seite die vorliegenden Gebäude niedergebrannt wurden. Zwey Bombenkeſſel, vier Mörſer, ſechs Haubitzen und einige Vier- und Zwanzigpfünder ſchleuderten von hier aus auf die Hummerey-, Weiden-, Olauer-, Böttcher-, Würſt-, Albrechts- und Altbüſſergaſſe, ſo wie auf den Magdalenen- und Eliſabethkirchhof; nicht minder auf den großen Ring und den Neumarkt eine ſo ungeheure Menge Bomben, Granaten und Kanonenkugeln, daß dadurch unſäglicher Schaden angerichtet wurde. An verſchiedenen Orten, als auf der Olauergaſſe, am Kränzelmarkt, Salzring und auf dem Neumarkt, ſo wie in der Odergaſſe, brach Feuer aus, und mehrere Häuſer wurden verbrannt oder verwüſtet. Dieſe Batterie konnte von den Wällen nicht zerſtört werden, ſo fortwährend und genau auch darauf ein ſchreckliches Feuer unterhalten wurde. Sie lag in einer ſo tiefen Senkung, daß die Entfernung von den Baſtionen nur aus dem Blitz, und folglich ſehr ſchwer beurtheilt werden konnte. Der Gouverneur ſetzte große Prämien aus, um die Artillerie zu genauen anhaltenden Verſuchen zu reizen, aber niemand konnte ſie erwerben, und alle Kunſtverſtändige erklärten endlich, es ſey unmöglich dieſe feindliche Batterie zu zerſtören. Unſtreitig trug ſie das Meiſte dazu bey, die Geſinnungen der Bürger zu ändern, und den Gouverneur zur Uebergabe geneigter zu machen, weil der gänzliche Ruin des vorzüglichſten Theiles der Stadt nicht mehr verhindert werden konnte.

Aber warum erlaubte der Befehlshaber der Veſtung, daß die Feinde die ſchwächſte Seite derſelben abſehen, einnehmen, ſich darin feſtſetzen, und ſo furchtbare Batterien daſelbſt errichten konnten? Drey Hinderniſſe oder Mängel ſtanden ihm bey Abhaltung und Störung der Feinde im Wege; Mängel, die eben dieſen Feinden zu ihrer Abſicht vortheilhaft wurden. Die ſichere Vertheidigung einer Veſtung beruht auf ihren zweckmäßig eingerichteten Werken, auf einer hinlänglichen und treuen Beſatzung, und endlich auf der vortheilhaften Lage in Hinſicht des freyen Wirkens nach allen Seiten, wozu gehört, daß weder Berge noch zahlreiche Gebäude in der Nähe ſind, welche die Furchtbarkeit des Veſtungsgeſchützes ungewiß und unwirkſam machen, und zugleich dem Feinde ſichere Bollwerke zu ſeinen Operationen darbieten.

Keines von dieſen Erforderniſſen war befriedigend vorhanden. Die Werke, ſo weitläufig ſie auf einigen Seiten ſind, und ſo furchtbar ſie in gewiſſen Jahrszeiten ſeyn mögen, haben doch auf einigen Punkten, namentlich vor dem Schweidnitzerthore, eine zu geringe Ausdehnung und bequeme Lage, als daß ſie die umliegende Gegend unbedingt beherrſchen könnten. Es fehlte Breslau ein Werk, das ſich in der Richtung der Schweidnitzer Heerſtraße länger ausſtreckte, um den Feind, der ſich der weſtlichen Seite der Stadt nähern wollte, in die Flanke zu nehmen, und in Verbindung mit dem Bürgerwerder zwiſchen zwey Feuer zu bringen. Der Mangel eines ſolchen Werks machte es dem Feind möglich, ohne große Hinderniſſe auf freyem Felde ſeine Laufgräben zu eröffnen.

Inzwiſchen hätten vielleicht die vorhandenen Fortificationen nothdürftig ausgereicht, dem Feinde die Annäherung zu erſchweren, wenn die ganze Gegend umher frey und raſirt geweſen wäre. Die Lage Breslau's iſt an und für ſich zur Vertheidigung gar wohl geeignet, weil keine Anhöhen und Hügel ſie beherrſchen, und ſie durch die Oder ſchon auf der einen Seite gedeckt wird. Aber die fünf Vorſtädte, welche die Veſtung umklammern, vereitelten jetzt die ſchrecklichen Wirkungen der Werke, und gaben dem Feind theils Vormauern, theils Anlehnungspunkte für ſeine Unternehmungen. Statt den Feind zu verwunden, mußte die Veſtung ſich damit beſchäftigen, Dächer, Mauern und Wände einzuſchießen, und Trümmerhaufen um ſich her zu bilden, die ihr zwar weniger ſchädlich, aber doch noch hinderlich waren, und dem Widerſacher immer noch eine Wallburg und Stützpunkte, ja ſelbſt Standörter für Neckereyen und Nachſtellungen gewährten.

Was dieſen Schwierigkeiten hätte abhelfen können, wäre eine zahlreiche, zuverläßige und tapfere Garniſon geweſen, welche durch Verſchanzungen und angelegte Batterien die Vorſtädte, die nun einmal da waren, gedeckt, oder durch kräftige Ausfälle die Arbeiten der Feinde zerſtört hätte. Selbſt die Feinde hatten erwartet, daß ſie zuvörderſt mit Verſchanzungen vor Breslau würden zu thun haben. Da der General von Thiele aber eine ſchwache und zum Theil unzuverläßige Garniſon hatte, ſo wäre es unbillig, ihn zu tadeln, daß er ſich bis in die Hauptwerke zurückzog, und die Vorſtädte Preis gab.

Immer aber fällt der Fehler dem Gouverneur zur Laſt, daß er nicht diejenigen Gebäude, welche ihm ſchädlich und dem Feinde nützlich wurden, ſchon zu der Zeit zerſtören ließ, als die Annäherung des Feindes gewiß war. Denn nach der Capitulation von Glogau konnte man doch zuverſichtlich auf ſeine Ankunft bey Breslau rechnen. Wollte ſich alsdann der General von Thiele tapfer und ernſtlich vertheidigen, ſo war allerdings die Schleifung eines Theiles der Vorſtädte nöthig. Hätte man dieß zur rechten Zeit gethan, ſo retteten die Einwohner einen größeren Theil ihres Hausrathes, und das Veſtungsgeſchütz konnte vom Anfang an mehr wirken. Wenn zum Beyſpiel die Häuſer vor dem Schweidnitzer Thore, die in der Folge ohne Nutzen abgebrannt wurden, und beſonders die dicht verwachſenen Bäume dahinter, welche alle Ausſicht benahmen, bey Zeiten niedergehauen worden wären, ſo daß man ohne Hinderniß frey bis nach Neudorf hätte ſehen und wirken können, ſo war es dem Feinde nicht ſo leicht möglich, dort eine Batterie anzulegen, welche am zerſtörendſten wirkte, und für die Uebergabe entſchied. Wenn aber der Gouverneur ſolche zerſtörende Maaßregeln ergriff, wie er in der Folge wirklich that, ſo mußte er alsdann auch die Veſtung ſo brav und ſo lange vertheidigen, daß jene harte Unternehmung entſchuldigt wurde. War er dazu nicht entſchloſſen, ſo war es ein Verbrechen, ein zerſtörendes Mittel ohne Zweck zu wählen. In dieſem Falle durften nur ſehr wenige Häuſer, welche zu nahe am Glacis ſtanden, vernichtet werden. Ohne daß die ganzen Vorſtädte abgebrannt wurden, konnte ſich Breslau eben ſo lange halten, als dieß unter dem Gen. v. Thiele geſchah. Denn die Batterien der Feinde konnten doch wohl nicht in den Vorſtädten errichtet werden, wo Mannſchaft und Munition ſogleich von den Trümmern der Häuſer hätte bedeckt werden müſſen, die man um ſie zu verbreiten, genöthigt geweſen wäre. Höchſtens verbarg ſich die Infanterie darin, und dieſe konnte bey gehöriger Wachſamkeit der äußern Wälle der Veſtung nicht gefährlich werden und ſie zur früheren Uebergabe zwingen.

Die äußeren Werke wurden nicht alle mit Truppen und Geſchütz beſetzt, theils weil nicht alle zum Vertheidigungsdienſt ſtark und kräftig waren, theils und vornehmlich, weil man ihre Treue nicht in Verſuchung führen wollte. Es wurde daher wiederholentlich den Officieren in den Ravelins eingeſchärft: „keine einzelne Schildwache längſt der Communikation von einem Abſchnitt zum andern auszuſtellen, als wodurch nur die Deſertion ſolcher Schildwachen ſelbſt erleichtert würde, ſondern nur darauf zu ſehen, daß die vorgeſchriebenen (aus drey Gefreyten und ſechs Mann beſtehenden) Patroullen ohne Unterlaß von einem Ravelin bis zur halben Weite von dem nächſten Ravelin gemacht würden, und daß dieſe Patroullen ſelbſt alle 50 Schritte anrufen, und oberhalb der Bruſtwehre gehen ſollten, damit ſie von dem Graben gehörig überſehen werden könnten.“ Ein andermal wurde befohlen: „durchaus keine andern als ſchriftliche Befehle von dem General von Thiele zu befolgen,“ weil eine Ordonanz, im Einverſtändniß mit den Feinden, ohne des Gouverneurs Vorwiſſen, rund um die Werke herumgeritten war, und den mündlichen Befehl zur Einſtellung aller Feindſeligkeit ertheilt hatte. Trotz dieſer genauen Vorſichtsmaaßregeln fehlte es eben ſo wenig an Deſertion, als an Verrätherey. Viele fanden, bey aller Wachſamkeit der Officiere, Mittel zu entkommen, ja viele ertranken lieber in der Oder, an deren Seite ſie zu den Feinden hinüber zu kommen hofften, als daß ſie dem Trieb, zu entfliehen, hätten widerſtehen können. Außer anderen Verräthereyen, ſoll ſogar ein Preuße die Treuloſigkeit gehabt haben, die Feinde zu einem ſtürmenden Ueberfall der Veſtung zu veranlaſſen, eine Begebenheit, von der weiterhin das Nähere beygebracht werden wird.

Unter Umſtänden, die ſolche ängſtliche Befehle nöthig machten, und die ſo niederſchlagende Erfahrungen lieferten, hätte freylich der Gouverneur bey einem freyen Heerlager oder einem ſtarken Ausfall das traurigſte Ende befürchten müſſen. Man begreift es folglich als ſehr natürlich, daß ſich der Gouverneur hinter ſeine Graben und Wällen einſchloß, um ſo viel und ſo lange, als es die vorbeſchriebenen Hinderniſſe erlaubten, dem Feinde Abbruch zu thun, und die Veſtung ſo lange als möglich von den Hauptbaſtionen zu vertheidigen, ohne weitberechnete Ausfälle zu unternehmen, die auf Vertreibung der Feinde und auf Zerſtörung ſeiner Laufgräben und Batterien abgezweckt hätten. Hätte er ſich zu dem Ende früher freye Hand gemacht, um aus ſeinen Baſtionen überall mit Vortheil zu wirken, ſo würde man ſagen können, daß er gewußt habe, was er thun mußte und thun wollte.

Einige kleine und ein etwas größerer Verſuch, Ausfälle zu veranſtalten, waren das Aeußerſte, was man von dem Gouverneur erwarten konnte, und dieſe mußten ihn in ſeiner Meynung beſtärken. Etwa 50 bis 60 Scharfſchützen mußten, von 80 Mann Cavallerie begleitet, aus dem Oderthore nach der Roslerbrücke zu, einigemal recognoſciren. Sie verlohren einige Mann, erlegten ſelbſt einige Feinde, und kehrten mit vieler Gefahr, und von der Cavallerie wenig gedeckt, ohne Vortheil zurück. Auch vor dem Schweidnitzer Thore ward ein Verſuch dieſer Art gemacht. Wenn die preußiſche Mannſchaft auch die vorſtehenden Truppen zurücktrieb, ſo ward ſie bald von der herbeyeilenden Schaar gezwungen, eiligſt in die Stadt zu flüchten. Eine größere Unternehmung den 16. December, welche durch die anſcheinende Entfernung des Feindes veranlaßt wurde, war ein Ausfall aus dem Nicolaithore, in der Abſicht, die feindlichen Arbeiten zu vernichten; 400 Mann waren dazu erleſen, nebſt 150 Mann Reiter. Die Infanterie nahm ihren Weg rechts nach der Nicolaikirche, ein Theil der Cavallerie die gerade Linie. Jene ward bald von einer überlegenen Anzahl Bayern, die in den Gemäuern und den halbverbrannten Wohnungen ſich verſteckt hielten, angegriffen, und mit einem Verluſt von vierzig Mann an Todten und Verwundeten zurückgetrieben. Die Cavallerie hatte durch ihre Schnelligkeit einige Beſtürzung verbreitet, und vier bis fünf kampfgewohnte Huſaren und ein Küraſſir von Henkel thaten Wunder der Tapferkeit. Ein einziger von ihnen hatte bereits funfzehn Mann Gefangene, und die andern ſeines Gleichen eine nicht viel kleinere Zahl. Allein ſie wurden von den übrigen Reitern, die entweder nie einen Feind geſehen, oder nie Herz gehabt hatten, verlaſſen, und mußten den größten Theil ihres Vortheils im Stich laſſen und zufrieden ſeyn, mit 10 Gefangenen die Thore zu erreichen. Der Officier, v. Seelenſtrang, welcher die Cavallerie commandirte, wurde zum Geſpött der ganzen Stadt, weil ſeine Flucht ſo übereilt war, daß er vor der Infanterie, die er decken ſollte, zu den Thoren hereinſprengte, und dieſe beynahe überritten hätte.

Dieſe kleinen Unternehmungen, denen der Gouverneur ſelbſt von den Wällen als Zeuge zugeſehn hatte, waren hinreichend, um die Luſt zu erneuerten Proben zu verleiden. Der Herr von Thiele ſchien entſchloſſen zu ſeyn, durchaus nicht mehr die Anlagen des Feindes zu ſtören, als nur in ſofern es von den Baſtionen geſchehen könnte. Erfahrungen, die er innerhalb der Veſtung machte, waren ſtark genug, ihn bey dieſem Vorſatz zu erhalten.

Die Abneigung der Pohlen gegen den preußiſchen Dienſt ward von Tage zu Tage immer ſichtbarer und hatte die bedenklichſten Folgen. Aus Aerger darüber, ihre Hoffnungen vereitelt zu ſehen, etwa bey einem Ausfall ihren Unwillen recht auffallend an den Tag zu legen, äußerten ſie bald ihre Geſinnungen ſo keck und laut, daß man gezwungen war, keinen Poſten ihnen allein mehr anzuvertrauen, ſondern ſie durch Einmiſchung von Leuten aus den übrigen Bataillons zu vereinzeln. Erbittert darüber und gezwungen auf ihren Poſten zu harren, erfanden ſie die Kunſt, dem Feinde unſchädlich zu werden. Sie biſſen die Kugeln von den Patronen ab und feuerten blind. Und der Gouverneur ſah ſich durch die Umſtände genöthigt, eine genaue Unterſuchung über dieſe ſtrafbare Vergehung zu unterlaſſen, und nur eine Belohnung von zehn Thalern auszubieten, wenn jemand einen ſolchen Verräther anzeigen würde.

Vielleicht wirkte das ſchädliche Beyſpiel der Pohlen, auch einen Theil der deutſchen Truppen zu verderben. Die Widerſpenſtigkeit der Soldaten gegen ihre Vorgeſetzten riß immer weiter ein, ſo daß der Gouverneur den 15. December folgenden Befehl ausgeben mußte: „Nachdem hin und wieder ſich übelgeſinnte Soldaten ſubordinationswidrig betragen, und dadurch ihren wackern Cammeraden und jungen Leuten ein böſes Beyſpiel geben, überhaupt aber auf Inſubordination, beſonders vor dem Feinde, die Todesſtrafe geſetzt iſt, ſo wird, wenn ſich ein dergleichen Böſewicht fernerhin unterſtehen ſollte, ſich den Befehlen und Anordnungen ſeines commandirenden Officiers zu widerſetzen, oder zu raiſonniren, ſolcher auf der Stelle niedergeſchoſſen werden, welches allen Leuten bekannt zu machen iſt. Von einem rechtſchaffenen Soldaten iſt dieß nicht zu erwarten.“

Den 19. December hatten ſich zwey Gemeine von dem dritten Bataillon von Treuenfels ſo gewaltſam an dem Lieutenant von Fiebig vergriffen, daß ſie, laut eines gehaltenen Kriegsgerichts, auf dem Kreuzhofe am Schweidnitzer Thore öffentlich erſchoſſen wurden.

Dieſe hingerichteten Miſſethäter waren vorher als gute und folgſame Leute bekannt geweſen. Sie waren Deutſche, und hatten ſich aus den Schlachten bey Saalfeld, Greitz und Jena gerettet. Um ſo mehr mußte man ſich darüber wundern, daß auch ſie von dem einheimiſchen Gift der übelgeſinnten Garniſon angeſteckt wurden. Unſtreitig wirkten noch andere Urſachen mit, die man nur mit Behutſamkeit berühren kann, weil ſie nicht hell genug am Tage liegen, und häufiger die oft ungerechten Anklagen der Soldaten, als die Rechtfertigungen der Officiere gehört wurden.

Unſtreitig war es der laute und ſtille Kampf zwiſchen dem Erbadel und dem Bürgerſtande, welcher in unſern Zeiten ſo allgemein wurde, der auch dem gemeinen Soldaten einen heimlichen Widerwillen gegen ſeine Officiere und zugleich eine kalte Gleichgültigkeit gegen den Staat ſelbſt einflößte. Bey den preußiſchen Linienregimentern wurden bisher nur Adliche als Officiere angeſtellt. Dieß hatte einmal den Nachtheil, daß jeder Bürgerliche, wenn er noch ſo viel Neigung und Talente zum Militairdienſte fühlte, jeden Trieb unterdrückte, weil er die Ermunterung, nach Verdienſt zu ſteigen, nicht vor ſich ſah. Zum andern wurde bey denjenigen, die aus dem Bürgerſtande gezwungen die Waffen tragen mußten, keine hinlängliche Luſt und Aufmerkſamkeit für ihren Beruf geweckt, weil ſie auch den fähigſten und brauchbarſten ihrer Cammeraden nicht weiter, als bis zum Unterofficier oder Feldwebel avanciren ſahen. Der Trieb nach Ehre ward alſo eben ſo wenig gereizt, als befriedigt. Man ſah nur eine einzige Kaſte beſtimmt, zu befehlen, eine zweyte zu gehorchen. Dieß würde ſehr zweckmäßig geweſen ſeyn, wenn in jener allein Bildung, Kenntniß, Feſtigkeit, Muth und alle Eigenſchaften, die zum Befehlen und Anführen geſchickt machen, vorhanden geweſen wäre, und wenn die letzte durchaus noch gefühlt hätte, daß ſie in allen dieſen Erforderniſſen hinter jener zurück ſey, und billig dem Beſſern folgen müſſe. Allein die allgemeiner verbreitete Cultur und beſſere Erziehung und Talente, die von der Natur freygebig auch dem Nachtwächtersſohn eben ſo reichlich, als dem gebohrnen Fürſten ertheilt werden, ließen nicht jeden Gemeinen ſo beſcheiden bleiben, die Schwächen ſeiner oft unfähigen Officiere zu überſehen, oder das kühne Bewußtſeyn zu unterdrücken, daß er

den

den Dienſt derſelben eben ſo gut, wie jene, verſehen, und vielleicht ſich noch tapferer zeigen könne. Die Erfahrungen in dem gegenwärtigen Kriege waren ſehr geeignet, dem bürgerlichen Genie ein Aergerniß zu geben, und die Kaſtenofficiere um ihr Vertrauen zu bringen. Die meiſten derſelben in Reichthum, Weichlichkeit, Luxus und Genuß erzogen, mit äſthetiſchen Formen und zarten Gefühlen, aber ohne männliche Ideen und erhabene Grundſätze, ohne Geiſt, Kraft und Erfahrung, hatten die Probe einer Schlacht nicht ohne Schande beſtehen können. Viele unter ihnen, die auf den Exercirplätzen und auf den Paraden muthig, ſtolz und überlaut ihren Degen geführt hatten, entehrten denſelben vor dem Feinde durch kleinmüthige Feigheit. Der kriegeriſche Geiſt, die entſchloſſene Feſtigkeit in Gefahren, die unerſchütterliche Tapferkeit, wodurch der Adel unter Friedrich dem Großen ſich auszeichnete, und mit allem Recht den Vorzug der Anführung des Volkes verdiente, waren von ſolchen entarteten Söhnen gewichen. Alle Niederlagen, verlorne Veſtungen, geräumte Länder, alles Unglück, was ſich über den preußiſchen Staat häufte, ward der Ungeſchicklichkeit, Muthloſigkeit und Verrätherey der Officiere beygemeſſen.

Die Unzufriedenheit der Soldaten mit ihren Officieren ward daher ſehr groß, weil ſie mit Muth, Hoffnung und Vorliebe in den Krieg gezogen und, wie ſie wenigſtens laut und ohne Hehl äußerten, durch die Kopfloſigkeit, Bangigkeit und Verrätherey vieler Officiere nur zu Niederlagen und Gefangenſchaften geführt waren. Die rühmliche Erwähnung mancher Namen, und die enthuſiaſtiſche Anhänglichkeit an ſolchen Anführern, die

Gegenwart des Geiſtes, Einſicht, Muth und Geſchicklichkeit gezeigt hatten, bewies hinlänglich, daß ihre Klagen und Anſchuldigungen gegen andere nicht ganz ungerecht, oder wenigſtens nicht ohne ſcheinbaren Grund ſeyn könnten.

Außerdem ward ihr ſchon geweckter Widerwille noch dadurch verſtärkt, daß ſie größtentheils ihre Officiere des Eigennutzes beſchuldigten, und von ihnen übervortheilt zu ſeyn glaubten. Der eine rechnete dieß, der andere das her, was er von ſeinen Vorgeſetzten zu fordern habe, und das er niemals erhalten werde. Dem einen war von ſeinem Hauptmann, dem andern von dem Adjutanten oder Lieutenant, dem jener die Vertheilung der Brod- oder Fleiſchgelder, oder der Prämien übertragen hatte, Unrecht gethan worden. Dieſer glaubte ſich um einen Mantel, jener um ein paar Schuhſohlen, ein anderer um den Antheil betrogen, den er an dem Zuſchuß an Geld oder Erfriſchungen, welchen die Bürgerſchaft beſorgt hatte, haben ſollte. Die Ranzionirten von dem Regiment Hohenlohe commandirte der Capitain von Bork, der vor der Schlacht bey Jena, Krankheitshalber, ſich nach Dresden begeben hatte, jetzt aber in Breslau war. Er hatte weder Vertrauen noch Liebe bey den Soldaten, welche behaupteten, daß er am Kanonenfieber krank gelegen hätte. In Breslau wollte er ſein Anſehn herſtellen, und ſagte öfters ſeinen Untergebenen: „Wartet nur, wenn wir einmal ausrücken, will ich euch ins Feuer hineinführen, daß ihr des Teufels werden ſollt.“ Dieſem machten einſt die Burſche Vorſtellungen darüber, daß ſie, ungeachtet ſo viele Mäntel vorräthig lägen, durchaus keine erhielten, ob ſie gleich

Tag und Nacht auf den Wällen liegen und Regen und Kälte ertragen müßten. Der Herr von Bork erwiederte: „die Mäntel ſind für die Garniſon da, nicht für euch.“ Einige wandten dagegen ein, daß ſie jetzt eben ſowohl zur Garniſen gehörten, als das Regiment Thiele, und gewiß eben ſo treu ihre Schuldigkeit thäten. Der Herr von Bork, darüber ergrimmt, prügelte darauf zwey derſelben auf das jämmerlichſte. Der eine, ein Ungar von Geburt, erhielt bey der Uebergabe einen Laufpaß, war aber durch jene Prügel ſo elend und krank geworden, daß ihm ſeine Cameraden mit Wehmuth das Lebewohl ſagten. Er hieß Gale. Der zweyte war ein Landeskind und von ſeinen Waffenbrüdern ſehr geachtet. Als hinterher der Herr von Bork ein Bein verlor, ward er auch nicht im mindeſten von den Soldaten bemitleidet. Seine Stelle erſetzte der Herr von Libermann, ein Officier, mit dem man zufrieden war.

Einen Beleg hiezu giebt auch ein Vorfall, der ſich noch am Tage der Uebergabe ereignete. Die Compagnie des Major von Niwotzky hatte ſich auf dem Paradeplatze aufgeſtellt, wo eine Menge der Breslauiſchen Einwohner verſammelt war. Zwey Gemeine traten hier mit geſchultertem Gewehre heraus und baten um das, was ſie noch rückſtändig zu fordern hatten. Der eine von dieſen ſoll ſeine Anrede mit folgenden Worten beſchloſſen haben: „Wir haben unſere Schuldigkeit gethan, daß Sie immer im Keller geſteckt haben, dafür können wir nicht; in der Kälte und im Schneewaſſer haben wir unſere Poſten als brave Soldaten behauptet, ſo daß uns die Schuhe von den Füßen abgefault ſind. Uebrigens können Sie, Herr Obriſtwachtmeiſter, verſichert ſeyn, daß alle meine Cameraden meiner Meynung ſind, und daß wir nicht eher aus Breslau marſchiren, bis wir ſämmtlich befriedigt ſind.“ Der Major mußte ſich fügen und zu ſeiner Beſchimpfung die Schulden an die Compagnie auszahlen.

Vorzüglich waren diejenigen Soldaten ſchwierig, die ſich aus der Schlacht oder aus der Gefangenſchaft gerettet, und größtentheils bereitwillig und aus Vaterlandsliebe wieder in Breslau Dienſte genommen hatten.

Ungeachtet die Officiere, welche auf ihr Ehrenwort entlaſſen waren und ſich in Breslau aufhielten, ihr zukommendes Traktament ausgezahlt erhielten, ward die rückſtändige Löhnung nebſt Brod- und Fleiſchgeld dieſen treuen Soldaten verweigert *). Dieſe glaubten aber gleiche Rechte mit jenen zu haben, und vielleicht mit noch größerer Befugniß, die Löhnung während der Zeit, die ſie in der Gefangenſchaft oder auf der Reiſe zugebracht hatten, fordern zu können. „Unſere Officiere,“ riefen ſie, „haben uns zum Theil ſchändlich verlaſſen, unſere Generale uns meiſtens verrätheriſch verkauft; ſie haben uns dem Feind als Gefangene überliefert, wenn wir bereit waren, für König und Vaterland zu fechten. Mit Gefahr unſeres Lebens ſuchten wir der Gefangenſchaft zu entkommen, irrten des Tages, oft hungrig und durſtig, ohne Schuh und gehörige Kleidung, auf dem Weg zu unſeren Standquartieren, und brachten die Nächte, von Froſt und Regen erſtarrt, in Kieferwäldern, unter Brücken und Gemäuer zu, und nun, nachdem wir aus Liebe für König und Vaterland, uns dem Staate brauchbar und nützlich gemacht haben, werden jene für ihre gemäch-

---

*) Und dieſe ſollten Breslau vertheidigen!

liche Heimreiſe und ihr müßiges Umherwandeln belohnt, und uns werden die gerechteſten Anſprüche auf unſeren Sold vereitelt.

Es war eine traurige Scene, als am 4. Januar, kurz vor der Uebergabe der Veſtung, alle dieſe dem Feinde entkommene Soldaten auf dem Magdalenen-Kirchhof verſammelt, und ihnen von dem Lieutenant von Donopp vorgetragen wurde: „daß ſie dem Feinde jetzt wieder ausgeliefert werden ſollten. Sie möchten daher ruhig und ordentlich ſich durch Schleſien bis zur ſächſiſchen Grenze führen laſſen; hätten ſie aber dieſe betreten, dann ſollten ſie zu entfliehen, und die Veſtungen Schweidnitz, Neiße oder Glatz, oder das Corps des Fürſten v. Pleß zu erreichen ſuchen, wo ihre Dienſte willkommen ſeyn würden.“

Mit bitterem Unwillen äußerten dieſe treuen Soldaten, meiſt alle Landeskinder, ihren Schmerz. Viele ſprachen mit Heftigkeit, die anderu mit ſtolzer Verachtung. „Wer hat uns bezahlt,“ waren ihre Worte, „als wir uns durch die Feinde wie Diebe nach Breslau geſchlichen haben? Jetzt giebt man jedem von uns acht Groſchen auf den Weg, die verzehrt ſind, ehe wir Sachſen erreichen. Und wenn wir nun auch da der Wachſamkeit unſerer Begleiter entkämen, wie wir gewiß ſuchen würden, wenn wir weſentliche Ermunterungen erhalten hätten; ſo haben wir nur nach den bisherigen Erfahrungen zu gewärtigen, daß wir Hunger, Kälte und Mühſeligkeiten ertragen, ohne dafür, nach unſerer Ankunft bey unſeren Landsleuten, nur einen Groſchen, oder einen Dank zu empfangen.“

Endlich mochte auch die unkluge, rohe und abſtoßende Behandlung, welche die Soldaten im Frieden und im Kriege von ihren Officieren erduldeten, etwas beytragen, die Gemüther mißmüthig und aufſäßig zu machen. Dieſe konnten ſich zu wenig zu einem bürgerlichen, liebegewinnenden Ton herabſtimmen, und in ihren Untergebenen Vertrauen, Zuneigung und Heiterkeit erwecken. Gleich barſch und wüthend, thaten ſie vielmehr das Gegentheil von dem, was dem Soldaten Muth und Anhänglichkeit geben kann; zeigten auch wohl gelegentlich bey Gefahren Kleinmuth, Verlegenheit, Zaghaftigkeit, und der Soldat, wenn er weiter nichts that, lachte im Herzen.

Mögen nun vorerwähnte Urſachen alle gegründet ſeyn oder nicht, und die Soldaten mit oder ohne Grund ihre Unzufriedenheit geäußert haben; ſo iſt doch gewiß, daß ihre Stimmung nicht vortheilhaft war, und der Gouverneur nicht viel auf ſie bauen konnte. Er mußte alles anwenden, Meutereyen zu verhüten, und ſie in ihrer Pflicht zu erhalten.

Es iſt ungewiß, ob der Feind von allen dieſen Umſtänden unterrichtet war, jedoch iſt zuverläßig, daß er die Beſatzung noch für geringer hielt, als ſie ſich wirklich vorfand, und daß er ihr weder feſte Treue noch anhaltenden Muth zutrauete. Dieß ergab ſich beſonders aus den immerfort erneuerten Unterhandlungen, durch welche er den Beſitz der Stadt zu erlangen ſuchte, und endlich wirklich erlangte.

Wenn ein entſchloßner Gefangner ſich nicht den Wünſchen eines harten Inquiſitors bequemen, nicht ein Geſtändniß geben will, das er nur mit Verletzung der Wahrheit thun kann; ſo wird er wohl mit Gewalt geängſtigt. Man ertheilt ihm eine Zahl Geißelhiebe, hält an, frägt, ob er jetzt gehorſam ſeyn wolle, und bleibt er trotzig, ſo verdoppelt man die Züchtigungen und frägt ſo lange, bis jener, ſchuldig oder unſchuldig, ſich fügt und ausſagt, was man zu hören begehrt. Eine ähnliche Manier gebrauchte der Feind, als er Breslau belagerte. Zuerſt eine Aufforderung, und dann ein Bombardement; ward eine zweyte Anfrage abgelehnt; ſo erfolgte eine zweyte noch härtere Strafpredigt, und ſofort eine dritte, vierte, fünfte, bis endlich der Gouverneur, des Beſchießens und des Anfragens müde, einwilligte und ſich ergab.

Gleich nach den vorläufigen Neckereyen und dem erſten lebhaften Bombardement, welches den 10ten noch vor Tage begann und bis Mittag fortdauerte, erſchien ein Parlementair, der Obriſtlieutenant d'Eterneau, und forderte im Namen des kaiſerl. Prinzen Jerome die Stadt zur Uebergabe auf. Er ward zu Fuß und mit verbundenen Augen von dem Nicolaithore zu dem Gouvernementshauſe geführt, und von vielen Hunderten neugieriger Leute durch die Straßen begleitet. Während der Anweſenheit wurden auf beyden Seiten die Feindſeligkeiten eingeſtellt, und dieß gab dann Gelegenheit, daß alle Einwohner, die drey Tage lang entweder ängſtlich in den Häuſern geblieben, oder nur mit Gefahr ausgegangen waren, ſammt und ſonders auf die freyen Straßen und Plätze herausſtürzten, um erleichterten Oden zu ſchöpfen und die Glieder zu bewegen.

Die Lebhaftigkeit, die Menge, das Gewühle der Menſchen in der Stadt war binnen zwey Stunden unausſprechlich groß. Noch war man nicht durch lange

Dauer an eine häusliche Gefangenſchaft gewöhnt, oder mit den Gefahren ſo vertraut geworden, daß man eine kurze gefahrloſe Erholung nicht für ein köſtliches Labſal gehalten hätte. Jeder hatte ſich ſchon nach dieſer Erquickung geſehnt. Daher ſtand denn auch jezt die Menſchenmenge in den Straßen, in einem auffallenden Contraſt mit der Leerheit in den vorigen Tagen. Vor jedem Hauſe ſah man große Verſammlungen, die aus den Vätern, Müttern, Kindern und Dienerſchaften der einwohnenden Familien zuſammengeſetzt waren. Andere füllten die Mitte der Straßen und Plätze gruppenweis aus, oder zogen in Schaaren auf und nieder. Beſonders war die Albrechtsgaſſe in der Gegend des Kammergebäudes ſo vollgeſtopft von Menſchen, daß es mit Gefahr verbunden war, durchzudringen. Jeder wollte neugierig das Wunderthier eines franzöſiſchen Parlementairs begaffen. Jezt führten auch die Kutſcher und Stallknechte ihre Pferde aus den Gebäuden und ritten oder fuhren durch die Stadt, um ihren Thieren eine kurze, geſunde Bewegung zu verſchaffen. Wo irgend ein Gewölbe, eine untere Etage, noch nicht gehörig gegen die Kugeln verwahrt und geſichert war, da arbeitete man jezt um ſo thätiger, Holzſtöße, Balken, Wollſäcke davor zu ſtellen, oder Miſt vor die Häuſer zu breiten. Alle Bedürfniſſe, die man einzukaufen und zu holen hatte, wurden in dieſer gefahrloſen Zeit beſorgt. Noch andere eilten, in der weſtlichen Hälfte der Stadt, die Straßen auf und nieder, um des ſchauderhaften Anblicks zu genießen, den die verwüſteten Häuſer darboten. Viele beſtiegen die höchſten Gebäude an den Wällen, oder fanden Gelegenheit auf die Baſtionen zu kommen, um den Feind zu beobachten. Kurz man ſah eine ganze Welt aus den Gräbern ſteigen, die erfreut, wieder den Himmel zu ſehen, ſich in froher Miſchung herumtummelte.

In dieſer zweyſtündigen Friſt einer wiedergegebenen Freyheit, und ſo oft ſolche wiederkehrte, ſah man ein Bild alter Staaten, wo jedem das Wohl des Ganzen am Herzen lag, wo jeder frey ſeine Meynung, die er für zuträglich hielt, äußerte, und ſich beeiferte, nach allen Kräften zum allgemeinen Beſten etwas beyzutragen. Adliche, Bürgerliche, Officiere, Kaufleute, Gelehrte und Künſtler traten zuſammen, theilten einander ihre Anſichten mit, und ſchienen die innigſten Freunde zu ſeyn, wenn ſie gleich vorher nie ein Wort mit einander gewechſelt hatten. Ein allgemeines Intereſſe befreundete alle. Alle hatten einen Wunſch, daß die Stadt möchte gerettet werden. Einer nach dem andern erzählte, wie viel Bomben, Granaten und Kugeln in ſein Haus eingebrochen, und die Verwüſtungen, die dadurch angerichtet wären; aber die meiſten fügten den Beyſatz hinzu: „jedoch will ich gern den Schaden, und noch vier Wochenlang ein ſolches Bombardement aushalten, wenn nur die Feinde nicht in die Stadt kommen!“ Selten fand ſich in dieſen Volksverſammlungen ein Feiger, der kleinmüthig äußerte: „daß, weil keine Rettung erwartet werden könnte, es beſſer ſey, die Stadt bald zu übergeben.“

Als der Parlementär unverrichteter Sache abgezogen war, und das feindliche Geſchütz wieder auf die Stadt ſpielte; ſo wurden nach und nach die Straßen etwas entvölkert. Weil die Feinde in der folgenden Nacht, wie oben geſagt worden, ihre Laufgraben fortgerückt, und noch mehrere Batterien, vorzüglich in der Gegend der Siebenhuben, aufgeführt hatten; ſo verdoppelten ſie ihre Züchtigung, und verſtärkten immer mehr ihr Feuer. Das Beſchieſſen der Stadt dauerte nun, mit einigen Intervallen, die der Einwohner kaum bemerkte, weil der Kanonendonner von den Baſtionen nie ruhete, bis zum 15ten December, und war, beſonders die beyden letzten Tage, fürchterlich und zerſtörend.

Zu Mittag dieſes 15ten Decembers erſchien wieder ein Parlementair, der General Lefebre. Die Feindſeligkeiten von beyden Seiten wurden eingeſtellt, und die lebhafteſten und zahlreichſten Volksverſammlungen unter freyem Himmel fanden wieder Statt. Greiſe, Männer, Jünglinge, Frauen und Mädchen ſtürzten auf die Gaſſen, beſuchten ihre Freunde, die Schaden erlitten hatten, oder erkundigten ſich bey ihren Bekannten, wie viel, wie wenig Ungemach ſie dieſe ſchreckliche Zeit über erduldet hätten, bedauerten oder freuten ſich, je nachdem ihnen berichtet wurde. Die Tauſende, welche jetzt die ſo übel zugerichtete Hälfte der Stadt gefahrlos durchwandelten, ſahen hier ein klägliches Schaubild der wildeſten Verheerung. Die Straßen waren mit Ziegeln, zerbrochenem Glaſe, zertrümmerten Giebeln, heruntergeriſſenen Sparren, mit Schutt und Ruinen bedeckt. Ein unverſehrtes Haus, mit vollem Flachwerk verſehen, eine nicht durchlöcherte Wand, eine unverletzte Stirnmauer, ſchienen Seltenheiten in dieſer traurigen Mannichfaltigkeit grenzenloſes Unglücks und Jammers. Unter dieſen Bruchſtücken verwüſteten Wohlſtandes, lagen hie und da erſchlagene Bürger, noch lebende Krüppel, zerſchmetterte Pferde und Stiere, zerbrochenes Geräth, zerſplitterte Theile von koſtbaren Meubeln, das alles bildete mannichfaltige, erſchütternde Gruppen in dieſer trauervollen Scene.

Ungeachtet des ungeheuren Schadens, den hauptſächlich der weſtliche Theil der Stadt gelitten hatte, war der Patriotismus, ſelbſt der am meiſten gekränkten Einwohner, noch nicht durch eine ſo gewaltſame Probe in Verlegenheit gekommen. Jeder, der durch die Straßen wandelte, konnte ſich davon genau überzeugen, weil die Hausherren und Eigenthümer vor ihren Wohnungen ſtanden, und wenn gleich am meiſten berechtigt, Erlöſung zu wünſchen, dennoch laut das Verlangen äußerten, die Stadt den Feinden zu verſagen.

Dieſe großmüthigen Geſinnungen der Breslauer Bürger konnten unmöglich dem Gouverneur unbekannt bleiben, weil ſie zu allgemein waren. So wenig dieſer ſich durch das gewöhnliche vielſtimmige Votum einer Bürgerſchaft leiten laſſen durfte, in der Vertheidigung einer Veſtung, deren Uebergabe den Fall der übrigen ſchleſiſchen Feſtungen beſchleunigen, und den Waffen ſeines Königs ſehr ſchädlich werden mußte, ſo ſehr konnte ihm doch der einſtimmige gute Wille der Breslauer Einwohner zur Ermunterung dienen, um deſto unbedenklicher und beharrlicher den Feinden die Feſtung zu verweigern.

Er erklärte dem Brigadegeneral Lefebre, daß er die Stadt vertheidigen werde. Sofort wurde von den Wällen ein lebhaftes Feuer gemacht, aber von den Feinden nur ſchwach erwiedert, weil es ihm, wie man wiſſen wollte, an Munition fehlte. Dafür that er aber der Stadt einen andern beträchtlichen Schaden, indem er an dieſem Tage den Holzplatz an der Oder in Brand ſteckte, und dadurch viele Tauſend Klaftern Holz vernichtete.

Auch den folgenden Nachmittag blieb der Feind ruhig, weil die friſche Munition, welche in den angekommenen Schiffen bey Koſel, einem Dorfe an der Oder, unterhalb Breslau, lag, noch nicht in die Laufgräben eingeführt war. Dieſer Stillſtand des feindlichen Geſchützes ward von der Garniſon für einen Rückzug gedeutet, und deshalb erfolgte der unglückliche Ausfall, bey dem der Lieutenant von Lohſten ehrenvoll ſtarb, und der Lieutenant von Seelenſtrang, nicht mit großer Ehre, am Leben blieb. Nachmittags erneuerte der Feind das lebhafteſte Feuer, ſo daß ſelbſt einige Häuſer auf der goldenen Radegaſſe in Brand geriethen, und die weitere Ausbreitung der Flammen nur mit Mühe verhindert wurde. Auch den 17ten Nachmittags ward der Stadt noch die Strafpredigt mit allem Eifer für ihre Hartnäckigkeit fortgehalten.

Das immerwährende Abbrennen, welches nun bereits zwölf Tage in allen fünf Vorſtädten fortdauerte, und das am Tage die Feſtung mit dicken Rauchwolken, des Nachts mit blutrothen Trauerflammen umgab, und überhaupt die ganze Atmoſphäre lange Zeit mit Dünſten und Brandgerüchen erfüllte, war und blieb immer noch eine der ſchrecklichſten Erſcheinungen für die bekümmerte Menſchenliebe.

Die in der Stadt ausgebrochene Feuersbrunſt, der erfolgloſe Ausfall, und das raſche Beſchießen, wodurch neue Trümmer geſchaffen waren, gaben dem Feinde den Wahn, daß die Stimmung der Garniſon und der Bürgerſchaft ſich geändert haben müſſe. Daher verlangte den 17ten Nachmittags wieder ein Parlementair eingelaſſen zu werden, um zu hören, ob ſich die Geſinnungen der Stadt gebeſſert hätte. Er mußte aber ohne befriedigende Antwort abreiſen, ohne ſonſt etwas auszurichten, als daß die Einwohner ſich einmal wieder auf den Straßen herumtummeln, und die Pferde ſich eine Stunde lang hüpfend die Füße vertreten konnten.

Dieſe getäuſchte Hoffnung brachte den Feind auf, und man hörte und ſah noch denſelben Nachmittag und Abend, die fürchterlichen Ausbrüche ſeines Zornes. Bomben, Granaten und Kugeln flogen in ſo ſchneller Folge auf die Stadt, daß das Getöſe derſelben bey ihrem Zerſpringen eben ſo betäubend, als die Zerſtörungen traurig waren. Das Haus des Kaufmanns Müller gerieth dadurch in Brand, ward aber bald wieder, durch die vortrefflichen Löſchanſtalten der Stadt und die Unerſchrockenheit der Einwohner, gedämpft. Dieſe Strafe ward auch denſelben Vormittag verlängert, und nur erſt zu Mittage damit inne gehalten. Gleich nach dieſem erſchien aufs neue ein Parlementair. Die Einwohner ließen ſich auf einige Stunden die Waffenruhe gefallen, zogen in gedrängten Schaaren durch die Straßen und offenen Plätze, und freuten ſich des unſicheren Lebens. Allein wenn ſie gleich mit Entſetzen die Gräuel der Verwüſtungen an den Gebäuden bemerkten, und viele ihrer Mitbrüder erſchlagen oder verſtümmelt ſahen, ſo hatte doch weder die überſtandene Gefahr, noch die drohende Zukunft ihre deutſche Treue und Standhaftigkeit bis jetzt wankend gemacht. Der Parlementair reiſte daher ohne weiteren Erfolg ab.

Man kannte nun bereits die ſtiefmütterliche Methode des Feindes, auch das beſte Kind ſo lange zu ſtrafen, bis es ſolche Erklärungen giebt, die man haben will. Man befürchtete daher, daß der Feind noch an dieſem Mittage Rache nehmen werde. Inzwiſchen ließ der Gouverneur noch eine Menge des größten Geſchützes auf die Baſtionen fahren, und des Abends ein ſo fürchterlich krachendes Kanonenfeuer rings um die ganze Stadt auf die feindlichen Anlagen machen, daß die Luft in raſende Convulſionen gerieth, und ihre Stöße, ihre wirbelnden Donner, ihre ſchmetternden Zuckungen Entſetzen und Grauen verbreiteten. Wären die Einwohner nicht darauf vorbereitet worden, mit dem Beyfügen, die Fenſter zu öffnen, um ſie vor dem Zerſpringen zu ſichern, ſie würden, ſo ſehr ſie auch ſchon an das Feuer der Wälle gewöhnt waren, in Beſtürzung gerathen ſeyn.

Zu gleicher Zeit vermehrten die noch lodernden Vorſtädte, deren glühende Flammen den Himmel mit einem Scharlachtuch überzogen, das Grauen, das durch das heulende Geſchütz erzeugt wurde.

Der Feind ſchien ſelbſt vor dieſer dreyſtündigen Kanonade erſchrocken, und ſchoß nur gleichſam verſtohlen bisweilen in die Stadt herüber. Allein am 19. December Morgens, als das Getöſe von den Baſtionen ruhiger geworden war, erhob er ſeine Geiſel, und ängſtigte aufs neue die Einwohner durch einen Kugelregen, der vielen Schaden that. Indeß empfanden dieſen die Bürger nicht ſo lebhaft, weil die Hinrichtung der ſchon oben erwähnten Miſſethäter ihre Gedanken beſchäftigte. Man fing an, ſich mehr von Treuloſigkeit, als von den Schüſſen des Feindes zu fürchten. Dieſe Beſorgniß ward durch die Deſertion mehrerer Musketiere und Kanoniere, durch die Aeußerungen der Unzufriedenen und durch Märchen vermehrt, welche bald erzählten: „daß einige der polniſchen Kanoniere ſchon einiges Geſchütz gegen die Stadt gerichtet gehabt, und nur von dazu gekommenen Officieren wieder zurecht gewieſen wären;“ bald: „daß das Thiele'ſche Regiment aufs äuſſerſte erbittert und verſchworen ſey, dem Feinde die Stadt bey nächſter Gelegenheit zu verrathen, wo es denn bey der feindlichen Plünderung nicht müſſig bleiben werde.“

Während dieſe zum Theil wahren, zum Theil falſchen Beſorgniſſe und Sagen die Gemüther bekümmerten, und das Bombardement dieſes Vormittages weniger bemerken ließen, langte zu Mittage dieſes 19ten Decembers ſchon wieder ein Parlementair an. Mit ſeiner Ankunft verſchwanden die Bedenklichkeiten der Bürger, und der alte, feſte Muth nahm ihre Stelle ein. Es ſchien aus dem öftern Beſchicken zu erhellen, daß der Feind ſelbſt in einer ängſtlichen Lage ſeyn müſſe, weil ſeine Anfragen ſo auffallend oft erneuert wurden. Inzwiſchen erfuhr man, daß die Geſandtſchaft ſich durch einen Nebenauftrag maskirt habe, nach welchem verlangt wurde, daß alle in der Feſtung befindlichen, auf ihr Ehrenwort entlaſſenen Officiere ausgeliefert werden ſollten, welches Geſuch auch bewilligt wurde. Der Herold ging ab, zwar befriedigt in einer Nebenſache, doch ohne ſeinem Hauptzweck näher gekommen zu ſeyn.

Am Mittag des folgenden 20 Decembers wurden die gefangenen preußiſchen Officiere nach Liſſa geführt. Eine Waffenruhe, nebſt Einſtellung aller Schanzarbeiten, wurde bedungen. Die Batterien auf der Scheere und auf dem Nickelskronwerk erhielten Befehl: „nicht eher zu feuern, als bis nach Ablauf einer Stunde; es wäre denn, daß auf einem dieſer Poſten der Feind ſelbſt Neckereyen anſange.“ — „Zugleich benachrichtige ich,“ hieß es in dem Befehl des Gouverneurs, „daß die abgegangenen, noch kriegsgefangenen Officiers eine Anzahl Wagen und Pferde mit ſich führen, die ihren Weg nach Liſſa fortſetzen, damit man nicht etwa dieſen Train für feindlich halten möge.“

Dieſer genauen Anweiſung ungeachtet, waren die Befehlshaber dieſer Werke gezwungen, ihre eigenen fortziehenden Landsleute in Gefahr zu ſetzen, weil ſie den Feind in dieſer Gegend mit außerordentlicher Anſtrengung arbeiten ſahen. Der feindliche Officier beklagte ſich bey dem preußiſchen Generaladjutanten von Deybell, welcher die Gefangenen bis Liſſa begleitete, ſehr bitter darüber; allein dieſer bat ihn, nur auf die fleißigen Arbeiter der Laufgräben zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß die Preußen zu Gewaltthaten gezwungen und gereitzt wären.

Da nun der Feind wieder erkennen mußte, daß ſein öfteres Anhalten um Uebergabe fruchtlos war: ſo ergriff er das alte Mittel, ſeinen Unwillen auszuſchütten, und verwüſtete die Häuſer der Stadt. Das Bombardement war ſchrecklich, und übertraf an Heftigkeit, Dauer und Verheerung alle bisherigen Angriffe. Fünf Tage und fünf Nächte hinter einander, vom 20. bis 25. December, hörte beynahe nie der Donner des Geſchützes auf. Der Feind verlangte Gehorſam, die Feſtung ihre Freyheit, beyde in der fürchterlich heulenden Kanonenſprache. Wenn auch jener eine kleine Pauſe machte, ſo hörte dieſe deswegen nicht auf, ihm ihr Recht fühlbar zu machen. Kurz das Schießen dauerte immer fort! Vorzüglich unbarmherzig war das Bombardement den 21ſten December, wo es früh um zwey Uhr anhob, und die Nacht und die erſte Hälfte des Tages hindurch fortwährte. Nach einigen etwas ruhigern Stunden des Nachmittags ward mit einbrechender Nacht das Beſchießen wieder mit Erbitterung begonnen, und die Nacht und den folgenden Tag fortgeſetzt. Der große Brand auf der Odergaſſe, der in dem Hauſe, die ſchöne Stube genannt, ſich entzündete, vermehrte die Schrecken der Granaten, Kugeln und Pechkränze, die gedrängt und brauſend über die Stadt herſtürzten. Das Bild des Jammers und des bedrängnißvolleſten Elendes war jetzt vollendet.

Wer keinen Beruf hatte, bey dem Feuer gegenwärtig zu ſeyn; denn auf obrigkeitlichen Befehl mußte jeder, welcher nicht bey den Löſchanſtalten angeſtellt war, ſich zu Hauſe halten; wer folglich aus ſeinem Fenſter das klägliche Schauſpiel dieſer Scene in jener Nacht betrachten und ruhig darüber reflektiren konnte, der mußte eben ſo ſehr die Unerſchrockenheit der Bürger, welche unter den drohendſten Gefahren mit Löſchgeräthſchaften zur Tilgung des Feuers herbeyeilten, bewundern, als er die ſtrenge Pflicht eines redlichen Gouverneurs erkennen konnte, dem Ehre und Schuldigkeit verboten, die Leiden ſeiner Mitbürger zu enden, ja vielmehr ihn aufforderten, ſie zu verlängern. Ueber den großen Ring wälzten ſich unaufhörlich dicke gelbe Rauchwolken, die hohen Häuſer am Markte waren brennend erleuchtet; hier der majeſtätiſche Eliſabeththurm, dort die zwey hohen vergoldeten Spitzen des Magdalenenthurmes, hochroth entflammt von dem gräßlichen Purpurſchweif der aufwüthenden Brandlohe, die durch Qualm und Giebeln in die ſchwarzgelben Wolken ſchlug; von allen Seiten nun, in durchkreuzten Bogen die feuergeſchwänzten Bomben und Granaten, die, zur Vollendung aller Grauſamkeit, haufenweiſe in dieſ Schaubühne des kläglichen Elends herübergeworfen wurden; dazugenommen das unaufhörliche Donnern der Baſtionen und der platzenden Kugeln, das erneuerte Blaſen der Feuerpoſaunen von den Thürmen, das Geruſe und Geſchrey der Helſer, das Rollen der Sturmfäſſer und Spritzen; dieß und andere ſchreckliche Eindrücke mehr, theilten das Herz zwiſchen Wehmuth und Entſetzen. Kaum hatte man Zeit, ſich in ein gewiſſes Verhältniß mit ſeinen Empfindungen zu ſetzen, ſo ward man von wiederholtem Geſchrey: daß auch hier und dort Kugeln gezündet hätten, und mehrere Feuersbrünſte ausbrächen, beſtürzt und verlegen gemacht. Glücklicherweiſe wurden aber dieſe Nebenfeuer bald gelöſcht, weil jeder Hauswirth, auf obrigkeitlichen Befehl, überall auf Böden, Fluren und in den Küchen Waſſer und Handſpritzen in Bereitſchaft geſetzt hatte, um ſchleunigſt das erſte Umſichgreifen der Flammen zu verhindern. Auch hatte man Heu, Stroh und andere leicht entzündbare Materialien aus den obern Behältniſſen in Keller und Gewölbe herabgeſchafft.

Unter den ſchrecklichſten Gefahren ward die Gewalt des Feuers gedämpft. Der geheime Rath und erſte Polizeydirektor, Senft v. Pilſach, ging mit ſeinem Beyſpiel von Unerſchrockenheit und Thätigkeit voran, und flößte allen Verzagten Muth und Herzhaftigkeit ein. Ueberall ſah man dieſen wackern Mann während der ganzen Belagerung mit einem Eifer, mit ſo unermüteter Wachſamkeit und raſtloſem Eifer, mit Hintenanſetzung ſeiner Geſundheit und ſeines Lebens, arbeiten, und die weitläuftigen Pflichten ſeines ſo ſchweren, ſauren Amtes erfüllen, daß er ſich die gerechte Bewunderung aller derer erwarb, die die Kräfte eines Menſchen und die Gewaltſamkeit ſo vielſeitiger, ſchreckenvoller Umſtände, die von ihm geleitet werden ſollten, vernünftig und richtig vergleichen können.

Der Feind hatte außer der Erbitterung, welche ihm die Hartnäckigkeit der Feſtung einflößte, jetzt noch einen andern Grund, warum er das Bombardement ſo fürchterlich heftig betrieb. Er erfuhr, daß der Fürſt von Pleß Truppen aus den noch nicht eroberten Feſtungen gezogen, ſie mit Freywilligen und Neuangeworbenen verſtärkt, und den Entſchluß gefaßt habe, gerade gegen Breslau vorzudringen. Er verdoppelte daher ſeine Zwangsmittel, um dieſe Stadt früher einzunehmen, als jener ſie erreichen könne. Seine bisherigen Aufforderungen hatten ihm indeß bewieſen, daß die Stadt ſich nicht nach ſeinen Wünſchen bequemen wolle. Er machte daher den Plan, in der folgenden Nacht die Feſtung durch Sturm zu erobern. Ein Ueberläufer ſoll den Ort gezeigt haben, wo man am leichteſten den Wall beſteigen könne. Dieſer Sturm ward auf die folgende Nacht feſtgeſetzt, und ungefähr 500 Mann bayerſcher und würtembergiſcher Truppen zum erſten Angriff ausgeleſen.

Nachdem nun den 22ſten Abends das Kanonenfeuer etwas erträglicher geworden war, begann es um halb zwey Uhr früh, des folgenden Tages, mit deſto größerem Ungeſtüm. Die Batterien bey der Siebenhube und dem Schiffoogel warfen eine ungeheure Menge Bomben und Granaten in die Stadt. Zu gleicher Zeit näherte ſich die feindliche Infanterie allen Thoren, was zu einem fortwährenden kleinen Gewehrfeuer Veranlaſſung gab. Beydes erweckte anfangs keinen Verdacht, zumal da dieſe Neckereyen jede Nacht gewöhnlich waren. Der Hauptangriff geſchah auf das Hornwerk, auf der linken Seite vor dem Olauer Thore. Hier hatte der Feind eine Trag-Brücke, aus Fäſſern, Tonnen und Brettern beſtehend, in den Graben gebracht, um ſeine Truppen darüber zu ſetzen. Dieſe war indeß zu kurz, und der Officier, welcher voranging, fiel nebſt andern ins Waſſer. Dieß Geplätſcher ward von der nächſten preußiſchen Wache gehört, man löſte die nächſten Kanonen, die Baſtionen folgten dem Beyſpiel, und der Feind, der ſich zu früh entdeckt, und mit Kartätſchen heftig beſchoſſen ſah, zog ſich zurück. Ein feindlicher Officier und mehrere Gemeine, welche in dem ſchlammigten Graben ſtecken geblieben waren, wurden als Gefangene herausgezogen.

In der Stadt war indeß alles in die größte Beſtürzung gerathen. Eine Ordonanz nach der andern ſprengte durch die Gaſſen nach dem Gouvernementshauſe, und man erfuhr bald, daß der Feind mit ſtürmender Hand die Feſtung angreife. Bald darauf ſah man den Herrn v. Thiele ſelbſt eiligſt nach dem Olauer Thor reiten, und man befürchtete, daß die Gefahr groß ſey. Die Furcht, ſich einer allgemeinen Plünderung Preis gegeben zu ſehen, wenn der Feind mit Gewalt die Feſtungswerke überwältigte, bekümmerten lange Zeit die bangen Gemüther. Endlich hörte man die frohe Nachricht, daß der Feind zurückgeſchlagen ſey, und man ſah die Gefangenen einführen. Ungeachtet das Bombardement noch fortdauerte, ſo fühlte man doch Erleichterung, weil die Hauptbeſorgniß gehoben war.

So brach denn endlich der Tag an, der ſo ſehnlich erwartet wurde. Die Entzündungen, welche noch während der Dunkelheit auf der Antonien- und Karlsgaſſe ſich ereignet hatten, waren bald wieder gelöſcht worden. Einige Stunden von Ruhe, die darauf folgten, waren wohlthuend, daß ſich die geängſtigten Gemüther wieder ſammeln konnten. Allein kaum war die eilfte Stunde gekommen, und das vorige Bombenſpiel begann von Neuem. Ein Haus auf der Reuſchengaſſe ſchien ein ernſtliches Opfer zu werden; glücklicherweiſe ward dem Brande noch frühzeitig geſteuert. Der General **Vandamme**, der genauere Nachrichten über die Operationen des Fürſten **von Anhalt-Pleß** erhalten hatte, wollte der Stadt keine Zeit laſſen, die Wirkungen ſeiner etwa glücklichen Fortſchritte zu erwarten.

Noch dieſen Abend ſah ſich dieſer General genöthigt, ein Corps aus der bayerſchen Brigade des General **Minucci** und einer Diviſion Würtemberger, nebſt einer beträchtlichen Anzahl Cavallerie, und einer halben Batterie reitender Artillerie, unter dem Oberbefehl des Generals **Montbrün**, dem anrückenden Fürſten bis Strelen entgegen zu ſchicken. Am folgenden Tage, den 24. December, ereignete ſich bey Strelen zwiſchen den Preußen und franzöſiſchen Alirten eine Aktion, worin jene, nach Erringung anſehnlicher Vortheile, der Uebermacht nachgebend, und zu wenig durch ihre Stellung begünſtigt, mit einem Verluſt von 100 Todten zurückwichen. Die Pohlen in dem Regiment **Kropf** warfen zuerſt die Gewehre weg, und flohen vom Schlachtfelde. Dieſe treuloſe Feigheit zwang den Fürſten, dem Feinde den Sieg zu laſſen. Die Einwohner von Breslau wußten von dieſen Ereigniſſen nichts, denn der Feind hütete ſich wohl, ihnen viele Nachrichten zukommen zu laſſen. **Vandamme** verſtärkte ſo ſehr, als es möglich war, die Wirkung ſeiner Batterien, und ängſtigte dieſen ganzen Tag, an welchem zugleich bey Strelen gefochten wurde, die bedrängte Stadt auf das Fürchterlichſte. Auf mehreren Punkten der Stadt zündeten die Kugeln, ohne daß jedoch Feuersbrunſt entſtand. Die Ungewißheit, in der dieſer General über das Treffen bey Strelen ſtand, machte ihn nur deſto eifriger, die Stadt auf das Aeußerſte zu bringen, und ſie zu einer ſchnellen Uebergabe geneigt zu machen.

Die brüllenden Antworten und Erklärungen, welche dagegen aus den Schlünden der Veſtung hinausdonnerten, konnten ihn nicht auf eine Aenderung der Geſinnung ſchließen laſſen. Die Baſtionen vertheidigten ſich lebhaft und wacker. Für die Einwohner wurden indeß dieſe Tage ſchrecklich und grauſend.

Um die Stadt an mehreren Stellen zu verwunden, waren in dieſen Tagen auch verſchiedene Haubitzen und Mörſer in der Gegend bey Scheitnich und hinter den vier Thürmen eingegraben worden. Ungeachtet am erſtern Orte mehrere Munitionswagen von den Veſtungskanonen in die Luft geſprengt und einiges Geſchütz unbrauchbar gemacht worden war, wurde es dem Feind doch möglich, in der Chriſtnacht die Dominſel durch ſeine Bomben und Stückkugeln zu beunruhigen, und an den dortigen Kirchen und biſchöflichen Gebäuden vielen Schaden zu verüben.

Endlich waren die fünf Jammertage verlaufen, und der erſte Chriſttag, der durch keine Glocke, keine Predigt, kein öffentliches Gebet gefeyert wurde, gewährte einige Erholung. Vandamme hatte die Nachricht von dem

Siege erhalten, den Montbrün über den Fürſten gewonnen hatte. Die Verkündigung dieſes Sieges konnte vielleicht die Uebergabe der Veſtung bewirken. Ohne Zweifel würde man ſehr in Verlegenheit gekommen ſeyn, wenn die Niederlage des Fürſten, von dem man Hülfe, wo nicht erwartete, doch wünſchte, weniger übertrieben vorgeſtellt worden wäre. Es ward den 25ſten Vormittags ein Officier in die Stadt geſandt, der nochmals um Uebergabe anhielt, und zugleich gemeldet haben ſoll, daß das ganze Corps des Fürſten, bey Strelen theils aufgerieben, theils gefangen und zerſprengt, und der Anführer ſelbſt, nebſt den vorzüglichen Officieren, in franzöſiſche Hände gefallen ſey.

Man erzählte: der Gouverneur habe verlangt, ſich genauer davon zu überzeugen, und den gefangenen Fürſten entweder ſelbſt zu ſehen, oder durch einen treuen Officier ſprechen zu laſſen, mit dem Beyfügen: „daß wenn alles ſich wirklich ſo verhalte, er alsdann überlegen werde, welche Maaßregeln er zu ergreifen habe.“ Der Vorſchlag ward angenommen, und einſtweilen ein Waffenſtillſtand auf die kommende Nacht abgeſchloſſen, um in dem bedingten Falle wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Der Generaladjutant kam nach Liſſa und wieder zurück, ohne den Fürſten geſehn zu haben.

Inzwiſchen war doch den Breslauern ſelbſt, die ſeit fünf Tagen der gräßlichſten Verwüſtung ausgeſetzt waren, eine kleine Pauſe ſehr willkommen. Sobald nur der feindliche Parlementär erſchien, wurden auch alle Gaſſen, vorzüglich die Albrechtsgaſſe und der große Ring, mit einer zahlloſen Menge Menſchen angefüllt. Es ſchien, daß die Damen und Männer, die ihre Häupter aus allen

Fenſtern drängten, nicht mehr Raum auf den Gaſſen gefunden hätten. Die muthigen Reit- und Kutſchenpferde, die ſo lange den Stall nicht verlaſſen hatten, galoppirten fröhlich die Stadt auf und nieder. Ein Freund begrüßte den andern, und fragte ihn nach dem endlichen Schickſal der Stadt. Freude und Beſorgniß, Hoffnung und Furcht, Entſchloſſenheit und Verdruß lagen auf allen Geſichtern.

Die kundgewordene Nachricht von der Niederlage und Gefangenſchaft des Fürſten erfüllte die Herzen mit Betrübniß und Kummer; jedoch beruhigte man ſich in etwas, als man von der Gefangennehmung des Fürſten nichts weiter hörte. Die Uebertreibung der Wahrheit machte, daß man auch an dem zweifelte, was zuverläſſig war. Inzwiſchen gab doch die Waffenruhe den mancherley Betrachtungen Zeit, wozu man in der gegenwärtigen Lage ſo wichtige Veranlaſſung fand.

Der Anblick der verwüſteten Stadt war immer trauriger geworden. Viele Trümmer waren aufs neue zertrümmert, viele noch unverſehrte Häuſer vollends zerſchoſſen worden. Manches Gebäude hatte 70 bis 80 Kugeln aushalten müſſen. Eine Menge Wohnungen ſtanden bereits ganz leer, weil ihre Beſitzer, durch zu große Bedrängniß gezwungen, ſie verlaſſen, und in der öſtlichen Hälfte der Stadt ein Obdach geſucht hatten, wo bis jetzt immer noch nicht ſo häufig und ſo allgemein, als auf der nordweſtlichen Seite, die Verheerung um ſich griff. In vielen Häuſern, die äußerlich wenig beſchädigt waren, hatte eine durchſchlagende Bombe bey ihrer Exploſion an Stuben, Kammern und Hausrath deſto größeren Schaden angerichtet, und viele Miether und Handwerker waren um ihr Eigenthum gekommen. Viele Arme hatten kein Obdach, und ſuchten ſich in Kirchen, Schulen und Klöſtern, gegen die Witterung und die Kugeln zu bergen. Die Spitäler waren gefüllt mit verwundeten und verſtümmelten Kranken, und manche Familie betrauerte den Verluſt eines ihrer Mitglieder, das bey dem Bombardement Leben und Geſundheit verloren hatte. Der Mangel an Holz und Fleiſch ward ſchon fühlbar, und viele unbemittelte Handwerker und Arbeiter, die jetzt nichts verdienen konnten, litten Noth. Kurz die Beängſtigung war bereits zu allgemein geworden, als daß man den Wunſch, bald erlöſt zu werden, hätte unterdrücken können.

Die Rettung, auf die man zeither gehofft hatte, war von den Ruſſen und der Armee des Königs, am wenigſten von dem Fürſten von Anhalt-Pleß erwartet worden. Von einer Woche zur andern trug man ſich in der Stadt mit der Nachricht, daß die Ruſſen bald in Kaliſch, Glogau, Hundsfeld, bald in Koſel und Brieg angekommen wären. Schon ward in Breslau ſelbſt für die Ruſſen Brod gebacken. Erkundigte man ſich genauer, ſo war dieß bloß zum Bedarf der Garniſon angeordnet. Ein andermal wollte man ein fernes Kanonen- und Gewehrfeuer vernommen, oder von einem Reiſenden, der, aus Pohlen kommend, ſich durch die Feinde bis in die Stadt geſchlichen hätte, gehört haben, daß die Ruſſen mit Gewalt gegen Breslau vordrängen, und ein Wahn mußte eine Lüge erklären. Keines von allen dieſen Märchen war gegründet, dennoch erwarb es Glauben, weil das Bedürfniß zu erfinderiſch iſt, um ſich ſchwierige Unternehmungen nicht leicht zu denken. Das Gute, das daraus entſprang, war Hoffnung und Standhaftigkeit.

Auf die Hülfe des Fürſten von Anhalt-Pleß war am wenigſten die Aufmerkſamkeit hingerichtet. Theils kannte man noch zu wenig die perſönlichen Eigenſchaften dieſes Befehlshabers; theils ſchienen ihm zu wenig Hülfsmittel zu Gebote zu ſtehn, um irgend eine bedeutende Macht auf die Beine zu bringen, die Breslau hätte befreyen können; theils und vorzüglich ward der Fürſten zu ſelten und zu gleichgültig erwähnt, als daß ſein Name eine höhere Bedeutung hätte erhalten können.

In bedrängten Umſtänden hat ein Befehlshaber einen groſſen Einfluß auf die Stimmung ſeiner Untergebenen, und es ſteht ziemlich in ſeiner Gewalt, ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Aufmerkſamkeit bald hier, bald dorthin zu richten, je nachdem es ihm nützlich ſcheint. Unſtreitig würde es ſehr zweckmäßig geweſen ſeyn, die Garniſon auf die Hülfe des Fürſten zu vertröſten, und ihren Muth zu beleben. Officiere und der beſſere Theil der Soldaten wären geſpannt und erwartungsvoll geblieben, und wäre der Fürſt endlich als Befreyer erſchienen, ſo hätte die Guten gewiß ein lebhafter Enthuſiasmus ergriffen, von dem ſich ſelbſt die ſchlechten Soldaten hätten hinreißen laſſen, um thätig und wacker dem Helden die Hand zu bieten, und den Entſatz Breslau's zu vollenden. Allein es ſchien, als wenn man es lieber geſehn hätte, wenn die Armee des Königs oder die Ruſſen der Stadt zu Hülfe geeilt wären. Vielleicht verbreiteten Mißgunſt und Neid eine ſo ſchädliche Kälte und eine ſo ſtumme Gleichgültigkeit über den Namen dieſes Fürſten, und ſchwächten die Hoffnungen, zu denen er berechtigen konnte.

Da nun der Glaube an die Nähe der königl. Armee und der Ruſſen nach und nach verſchwand, und das Vertrauen zu der Hülfe des Fürſten von Anhalt-Pleß nie Wurzel geſchlagen hatte, ſo mußte natürlich die Standhaftigkeit der Einwohner immer mehr ihre Spannkraft verlieren. Es hatten ſich daher die Aelteſten der Bürgerſchaft in dieſen Tagen an den Magiſtrat gewendet und gebeten, daß derſelbe mit einer Vorſtellung bey dem Gouverneur einkommen, und ihm das klägliche Elend der Stadt ans Herz legen möchte. Der Magiſtrat erfüllte ihren Wunſch und bat den Herrn von Thiele, es nicht zu einem Sturme kommen zu laſſen, und die Stadt in die Gefahr einer allgemeinen Plünderung zu ſetzen, ſondern lieber, wenn die Hoffnung auf äußerliche Hülfe gänzlich verſchwinden ſollte, bey Gewahrung des rechten Zeitpunktes, eine ehrenvolle Capitulation einzuſchlagen, und die Leiden der gebeugten Bürgerſchaft zu enden.

Ungeachtet dieſes Verlangens, das der Magiſtrat auf Anſuchen der Aelteſten zur Kenntniß des Herrn von Thiele brachte, an den auch einige Kaufleute dieſelben Wünſche gerichtet hatten, ſchien doch an dieſem 25. December, wo das Schweigen des Geſchützes eine angſtloſe Berathſchlagung verſtattete, der bey weitem größere Theil der Bürgerſchaft anderer Meynung zu ſeyn, oder zu werden, als zum erſtenmal von einer Uebergabe ernſtlich die Rede war. Diejenigen, welche Haus und Haabe eingebüßt hatten, wollten nicht zwecklos das Ihrige verloren haben. Andere, die etwa in der öſtlichen Hälfte der Stadt wohnten, und ziemlich verſchont geblieben waren, hatten noch keine Opfer zu verſchmerzen, die ihren Patriotismus hätten beugen können. Die meiſten fürchteten ſich vor den koſtſpieligen Einquartirungen und den großen Requiſitionen, welche der Feind bey ſeinem Eintritt in die Stadt machen würde. Jeder, der keinen großen Reichthum beſaß, hatte Schreckbilder vor Augen, und größtentheils auch die Gebote der Tugend. Man kann ſicher behaupten, daß die meiſten, aus treuer Anhänglichkeit an dem König und aus Liebe und Pflichtgefühl für das gemeinſame Vaterland, der Maaßregel widerſtrebten, die ſie von einzelnen Mitgliedern der Stadt eingeleitet ſahen, wenn gleich ihr eigenes Intereſſe, das ſich jetzt mit dem geſetzlichen Betragen vereinigte, nicht dabey unwirkſam blieb.

In dieſer Stimmung verging der 25. December. Der Parlementair ging ab, ward aber während der Nacht wieder eingelaſſen, und blieb die Nacht über im Kammerhauſe. Der ruhige Abend fing an, die Bürger ängſtlicher zu machen, weil man hörte, es werde wegen der Uebergabe wirklich unterhandelt. Kein Schuß fiel die Nacht hindurch. Aber ein allgemeines Schrecken ergriff die Einwohner, als ſich am Morgen die Sage verbreitete, die Capitulation werde, oder ſey ſchon geſchloſſen. Diejenigen, welche vor wenig Tagen Erlöſung gewünſcht hatten, ſahen ihren Anhang vermindert, und ſich ſelbſt in die Meynung der Gegenparthey mit hineingezogen. Schon wurden hie und da die Papiere, Kaſſen, Dokumente und dergleichen in Ordnung gebracht, und vorläufige Einrichtungen gemacht, die der Uebergabe voran gehen mußten.

Kaum nahm ſich jeder Zeit, ſich gehörig zu bekleiden, um auf die Straßen zu eilen. Tauſende waren hier verſammelt, alle in banger Erwartung. Die eigentlichen Bürger ſtrömten auf das Rathhaus, wo der Magiſtrat in pleno verſammelt war. Die Verſammlung der Bürger ward hier lebhaft und heftig. Die Mittelklaſſe derſelben behauptete, „daß ſie bey der Uebergabe am meiſten die Laſten der Stadt über ſich nehmen müſſe, und daß die Reichen, welche auf Capitulation drängen, einen Verrath ſpielten. Dieſe würden einige tauſend Thaler, die ſie zum Opfer brächten, nicht vermiſſen. Der Mittelſtand, dem an der Erhaltung der alten Ordnung am meiſten liege, der auch am meiſten bey einer Umwandlung der Dinge beſorge, müſſe am erſten um ſeine Meynung befragt werden.“ Ja man ging ſelbſt zu harten Aeußerungen über. Man drohete ſogar, den Gouverneur zu bitten, diejenigen zu ſtrafen, welche aus Gewinnſucht, Privatabſichten oder Feigheit auf Uebergabe der Stadt dringen würden. Eine Deputation der Bürger ging darauf zum Gouverneur. Sie ſoll erklärt haben: „Der Gouverneur möchte ſich nicht verleiten laſſen, voreilig zur Uebergabe zu ſchreiten. Der bey weitem größere Theil der Bürger wäre bereit, für König und Vaterland ſo lange das Ungemach einer Belagerung auszuhalten, als noch eine Hoffnung zur Errettung übrig bliebe. Sie wären erbötig, der Garniſon alle nöthige Bedürfniſſe zu liefern. Geld, Kleider, Eſſen, Trinken, wollten ſie willig hergeben.“ — — —

Der Gouverneur hörte mit Vergnügen dieſe Erklärungen der Bürger. Auch von den muthigen und patriotiſchen Geſinnungen der Staabsofficiere, vorzüglich der Artilleriebefehlshaber, welche er verſammelt hatte, überzeugte er ſich vollkommen. Dieſe waren einſtimmig, die Stadt noch länger zu vertheidigen, „da die Mannſchaft noch nicht bedeutenden Verluſt erlitten habe, die Veſtungswerke ſelbſt nicht im mindeſten beſchädigt, und kein bedeutender Mangel an Nahrungsmitteln vorhanden ſey.“ Darauf erklärte der Gouverneur, daß er die Veſtung noch halten wollte, und ein Officier ward abgeſandt, dem Feind zu ſagen: „er habe noch Lebensmittel, reichliche Munition, und ſeine Beſatzung habe Muth; er werde ſich vertheidigen!“

Der laute Jubel, der bey Kundwerdung dieſes Entſchluſſes vorzüglich in der mit Menſchen vollgeſtopften Albrechtsſtraße, und vor der Wohnung des Gouverneurs ausbrach, war unbeſchreiblich fröhlich. Officiere, Soldaten, Bürger, Kaufleute, Gelehrte, alle zuſammengemiſcht und alle eines Sinnes, riefen dem Gouverneur ein Vivat. Bald wurde dem König, bald der Bürgerſchaft, bald der Garniſon, bald dem Gouverneur ein erneuertes: Lebehoch! gebracht, wobey Hüte und Tücher auf der Straße und aus den Fenſtern ſich bewegten, und Freude oder Beyfall verkündigten. Der Major von Lepel, einer der bravſten und thätigſten Officiere der Beſatzung, gab die Veranlaſſung. Er kam vom Gouverneur und ſagte zu dem verſammelten Volke: „es wird nicht capitulirt, wer ein braver Preuße iſt, rufe: Es lebe der König! Als dieß geſchehen war, rief er ſelbſt: die brave Bürgerſchaft ſoll leben, die das Militair ſo thätig unterſtützt!

Wer den lebhaften Ausbruch einer Begeiſterung, die durch Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe erregt wird, ehren kann, und gern die Sprache ſchöner Entſchlieſſungen hört, der mußte bey dieſer patriotiſchen Scene hingeriſſen werden, und einen Genuß finden, der für die Schrecken der Vergangenheit gewiſſermaßen entſchädigte. Die Wahrheit der guten, ſchönſten Regungen war um ſo unverdächtiger, weil ihr Erguß freywillig und im Angeſicht des Feindes geſchah. Wohlhabende, ehrwürdige Bürger, welche in dieſer Verſammlung waren, zeigten ſo viel ſtille Heiterkeit in ihrem Antlitz, und ſo viel Vernunft in ihren Worten, daß es Boßheit geweſen wäre, gegen ihre Aufrichtigkeit Zweifel zu hegen. Die großen Opfer, die ſie darboten, beſiegelten ihre Worte.

Der Herr von Thiele ſandte um halb ein Uhr den Befehl auf die Wälle: „die Poſten ſind zu avertiren, daß die Feindſeligkeiten wieder ihren Anfang nehmen können.“ Die erſten Kanonenſchüſſe verbreiteten Freude in der Stadt, weil ſie die letzten Beſorgniſſe wegen Uebergabe der Stadt zerſtreuten. So ſehr überwand die Furcht, in die Hand des Feindes zu gerathen, die Schrecken einer fortdauernden Belagerung; man wollte viel lieber die Verheerung erdulden, als ſich der Willkühr hingeben.

Die Feinde hatten indeß den 25. und 26. December benutzt, ihre Laufgräben und Verſchanzungen bis über Neudorf auszudehnen, und dort, das heißt auf der linken Seite des Schweidnitzer Thores, die Vorbereitungen zu einer neuen Batterie zu treffen. Schon zwey Tage arbeitete der Feind daran, ohne daß man in der Veſtung es merkte, und es zu erſchweren ſuchte. Die wenigen Feindſeligkeiten, die den 26. und 27ſten von dem Feinde verübt wurden, waren zwar ſehr verdächtig; man erklärte ſich aber dieſe Ruhe aus dem wenigen Vorrath an Munition, die ihm jetzt noch übrig ſey. Zur Beſtärkung dieſes Irrthums konnte auch der neue Parlementair, welcher den 27ten Vormittags abermals anlangte, etwas beytragen.

Erſt den 27. December Abends um halb 11 Uhr, ward dem Gouverneur folgender Rapport von dem Schweidnitzer Thore zugeſchickt: „So eben meldet der Officier vom Ravelin, daß ein Gärtnerknecht zu dem Tambour gekommen und ihn gebeten habe, ihn hereinzulaſſen, weil der Feind ſchon über 200 Bauern angeſtellt haben ſolle, welche an den Laufgräben unweit des Schweidnitzer Thores arbeiten müßten; und ob Ew. Excellenz befehlen, daß dieſer Gärtnerknecht hereingelaſſen werden kann.“

v. Platen.

„Der Gärtnerknecht kann zwar herein, aber nicht wieder herausgelaſſen werden; auch iſt derſelbe ſogleich ins Gouvernementshaus zu ſchicken,“ war die Antwort. Von dieſem erfuhr der Gouverneur ausführlich die gefährlichen Unternehmungen des Feindes. Es war auffallend, warum nicht auf der Stelle wirkſame Maaßregeln dagegen ergriffen, ſondern bis auf den folgenden Morgen verſchoben wurden.

Während dem 26., 27. und 28. December, wo die Stadt von der weſtlichen und ſüdlichen Seite nur dann und wann und ſehr glimpflich beſchoſſen wurde, mußte ſie dieſe Tage hindurch, vornämlich den 28ſten, ein heftiges Bombardement von der nordöſtlichen Seite erdulden, wo bey dem Vierthürmegarten und auf der Wieſe bey Scheitnich Batterien angelegt waren. Hier ſtrengte die preußiſche Artillerie alle Kunſt und Kräfte

an,

an, das feindliche Geſchütz zum Schweigen zu bringen, und jeder geſchickte Feuerwerker und Gemeine erhielt Belohnungen, wenn er etwa einen Pulverwagen in die Luft geſprengt, oder eine feindliche Kanone unbrauchbar gemacht hatte. Man war hier auch ſo glücklich, eine neuangelegte Batterie zu zerſtören. Indem nun aber auf der Oderſeite die Thätigkeit vermehrt, und die Aufmerkſamkeit der Belagerten vorzugsweiſe dahin geleitet wurde, ſchien ſie ſich auf der Schweidnitzer Seite zu verringern; eine Folge, die der Feind eben ſo glücklich bewirkte, als benutzte.

Daher den 28. December folgender Rapport von dem Schweidnitzer Ravelin: „Es wird gemeldet, daß der Feind in der Schweidnitzer Straße eine Batterie gebaut, und aus dieſer hat er auch ſchon 3 Brandkugeln in die Stadt geworfen. Es wäre alſo am beſten, man ſteckte die Häuſer rechter Hand in der Schweidnitzer Straße in Brand, damit ſeine Batterie vernichtet werden kann.

v. Danielwitz.

Der Gouverneur ſchrieb darunter: „Das Nöthige iſt dem Diviſionair am Schweidnitzer Thore ſo eben aufgegeben worden.“

Der Befehl an dieſen lautete folgendermaßen: „Der Diviſionair am Schweidnitzer Thore wird mit den Artillerieofficieren der Neuen-Werk-Zwinger, auch Graupenbaſtions, Abrede nehmen, wo möglich die Häuſer in Brand zu ſtecken, welche die neue feindliche etablirte Batterie vor dem Schweidnitzer Thor masquiren, auch danächſt mit Wurfgeſchütz nach dieſer Batterie ſelbſt zu feuern, deren Standpunkt ſich aus dem Blitz des Geſchützes ziemlich beurtheilen läßt.

Breslau, den 28. Dec. 1806,
früh 6¼ Uhr. v. Thiele.

Der Maulwurf hatte ſich bereits zu tief in die Erde eingegraben, als daß man ihm tödtliche Stöße hätte beybringen können. Schon am 29ten früh gegen ſechs Uhr begann dieſe neue, aus vier Mörſern, zwey Bombenkeſſeln und ſechs Haubitzen und einigen Vierundzwanzigpfündern beſtehende Batterie, ohne Hinderniß ihr ſchreckliches Spiel, und verbreitete Schrecken und Verheerung über den öſtlichen Theil der Stadt, der gleichſam, als ein unſicheres Aſyl, bis jetzt nicht eben bedeutend verletzt worden war. Eine Menge Einwohner hatten ſich ſogar aus der weſtlichen Hälfte hierher gezogen. Zugleich warfen die übrigen Batterien an dem Schiffvogel, auf der Siebenhube, auf der Viehweide, ſo wie diejenigen, welche hinter den vier Thürmen und bey Scheitnich aufgepflanzt waren, eine ungeheure Menge Bomben, Granaten und Pechkränze in die Stadt, ſo daß die Bedrängniß fürchterlicher wurde, als man bisher erfahren hatte. Das Zerplatzen der Bomben und Granaten auf den Gaſſen und in den Häuſern, wodurch die anſtehenden Reihen von Wohnungen gewaltſam erſchüttert wurden, war fürchterlich anzuhören. Dazwiſchen tönte nun fortwährend das donnernde Geſchütz von den Wällen, welches durch widerhallendes langgedehntes Getöſe die feindlichen Pauſen ausfüllte und deutlich unterſchieden wurde. Den ganzen Ueberreſt des alten Jahres dauerte dieß ſchreckliche Bombardement fort, und nur den 31ſten mit Anbruch der Nacht ſchien es aufzuhören.

Noch am 29. December zündete eine Brandkugel den Gaſthof zum blauen Hirſch auf der Olauergaſſe an. Durch thätige Hülfsleiſtung ward jedoch der untere Theil des Hauſes gerettet und das Feuer gedämpft. Viele Menſchen und Pferde wurden auch in dieſen drey Tagen erſchlagen, oder verſtümmelt, theils in den Häuſern, theils auf offenen Gaſſen.

Ungeachtet die Gefahr jetzt größer, als jemals war, ſo wurden doch die Gaſſen niemals von Menſchen ganz leer. Man ſah unter andern mehrere Stallknechte ihre Pferde ausreiten, gleich als wenn der Waffenſtillſtand, der ihnen die beyden Weyhnachtsfeyertage hindurch Sicherheit gewährt hatte, noch fortdaure. Ein Pferd ward bey dem Magdalenen-Kirchhof, ein anderes auf dem Naſchmarkt, und mehrere an andern Stellen auf dieſe Art getödtet. Die Langeweile, dieſer unerträgliche Plaggeiſt, und die Neugierde, dieſe lockende Sirene, trieben viele Menſchen aus dem Hauſe. Die Weinſtuben, Kaffeehäuſer und Bierhäuſer würden unter dem grimmigſten Kugelregen beſucht und wieder verlaſſen. Man fand dort Bekannte, oder einſprechende Officiere, die von den Wällen kamen, und den Zuſtand der Angelegenheiten erklärten, und man ward unterhalten, oder unterhielt ſelbſt.

Andere mußten, durch die Pflichten ihres Amtes genöthigt, durch die Straßen eilen. Bald waren Boten, welche die Mitglieder des Magiſtrats zuſammen beriefen, bald dieſe ſelbſt, wenn ſie in die Verſammlung gingen, bald Leute, welche für Geld einen nothwendigen Gang machten und ein aufgetragenes Geſchäft beſorgten, oder Neugierige, welche eine eben eingeſchlagene Wand oder Mauer beſahen, oder Mitleidige, die einen Verwundeten fortführten, zu finden. Beſonders ſtürzten die Menſchen aus den Häuſern, wenn eine Bombe oder Granate in der Nähe auf der Gaſſe zerſprungen war, um die Bruchſtücke aufzuheben und zu bewahren. Die größte Gefahr konnte ſie nicht davon abſchrecken. Die Begierde, ſolche Beweiſe der Belagerung zu beſitzen, war ſo groß, daß ſelbſt während der Belagerung Klagen auf dem Rathhauſe über den Beſitz einer Kugel, oder einer zerplatzten Bombe, anhängig gemacht wurden, wo denn der Magiſtrat entſchied, daß dieß Guth dem zugehöre, der es zuerſt gefunden und ergriffen habe. Je länger die Gefahr dauerte, deſto mehr gewöhnte man ſich daran, deſto größer wurde die Unerſchrockenheit der Einwohner. Die Stimmung der Einwohner wurde durch die neue Züchtigung nicht geändert, ungeachtet der Kugelhagel heftig war, und man überdieß einen Sturm befürchtete, vor dem man ſich am meiſten ängſtigte. Daß auch der Gouverneur einen Ueberfall während dieſer ſtürmiſchen Zeit beſorgte, erſieht man aus einem Befehl vom 30. December früh um 6 Uhr, worin es heißt: „Das Schweidnitzer Thor und Ravelin muß ſehr aufpaſſen und auf ſeiner Huth ſeyn, damit es nicht durch einen Anfall überraſcht werde. Auch werden ſämmtliche Baſtions fleißig Leuchtkugeln werfen, und der Herr Diviſionair mir anzeigen, ob von den Baſtions von dem Feinde etwas bemerkt werden kann.“

Die Bürger thaten alles, was dem Soldaten Muth machen und ihn ſtärken konnte. Die Garniſon, welche gleich vom Anfang der Belagerung Mäntel und täglich warme Koſt von der Bürgerſchaft erhielt, empfing ſeit dem 26ſten auch noch täglich zwey Groſchen Zulage, und ward überdieß durch Privatunterſtützungen einzelner Geſellſchaften und Familien ermuntert.

So wurden jede Nacht eine große Menge Fäſſer voll Warmbier von den Kretſchmarn auf die Wälle geſchafft, um die Wachen zu erwärmen und zu erquicken. Ein einziger Kretſchmar allein lieferte täglich, während der ganzen Belagerung, 100 Maaß dahin. Alle Weinhändler vereinigten ſich und gaben eine bedeutende Menge Wein zur Ermunterung der Garniſon her. Die Officiere erhielten vielfache Geſchenke, um ſie unter ihre Mannſchaft zu vertheilen. Hatte ſich irgend ein einzelner Mann, oder ein ganzes Detaſchement ausgezeichnet, ſo erwarteten ihn ſichere Belohnungen. Die Huſaren und Dragoner, welche bey einzelnen Ausfällen Gefangene einbrachten, erhielten von den einzelnen Bürgern reichliche Geſchenke. Als der feindliche Angriff den 23ſten glücklich zurückgeſchlagen war, ſammelte eine Anzahl Mädchen eine anſehnliche Summe, um ſie den Artilleriſten zuſtellen zu laſſen, die zur Vertreibung des Feindes am meiſten beygetragen hatten. Selten zogen die Mannſchaften auf die Wälle, ohne daß nicht von Bürgern den Officieren ein Geldpaket verſtohlen in die Hand gedrückt wurde, um ihre Untergebenen damit zu erfreuen. Zog die abgelöſte Wache etwa in ihre Quartiere zu einer etwas ruhigen Zeit, wo viele Menſchen auf den Straßen waren, und hatte man etwa in der vergangenen Nacht lebhaft ſchießen gehört; ſo drängten ſich die bemittelten Einwohner herzu, und ſteckten, jeder nach ſeinem Vermögen, der eine zwey, der andere vier Böhmen dieſem oder jenem Soldaten vertraulich zu.

Die Kaufleute gaben Tabak, die Branntweinſchenken Branntewein unentgeldlich her, um es der Garniſon an nichts fehlen zu laſſen. Und fehlte ja einmal eine Erquickung auf den vorderen Poſten, ſo hat man nie den Soldaten über den Geiz der Bürger; ſondern blos über die ſchlechte Vertheilung der zugeſchickten Stärkungsmittel klagen gehört.

Durch dieſe thätige Freygebigkeit waren die Soldaten, ſo uneinig, ſchlechtgeſinnt und nachläßig ein großer Theil vom Anfange an zu ſeyn ſchien, und ſo wenig man auch in der Folge, beſonders gegen das Thieleſche Regiment, ſein Mißtrauen fahren ließ, ſichtlich gebeſſert worden, wenigſtens hörte man, außer einiger Deſertion, nichts mehr von Dienſtvergehungen. Sie gewöhnten ſich in der Länge an den beſchwerlichen Belagerungsdienſt und ſahen, daß ihr Widerſtand nicht unnütz war. Sie hatten ſelbſt einen großen Sturm und mehrere kleine Anfälle abgeſchlagen; ſie fingen nun an zu fühlen, daß ſie auf einigen Werth und einige Ehre Anſpruch machen könnten, welches Selbſtvertrauen anfänglich nicht ſo lebhaft war. Die Auslieferung der gefangenen Officiere ward ihnen zu anſtößig, als daß ſie Verlangen getragen hätten, ihr Loos zu theilen. Ueberdieß ſahen ſie die Gefahr zwiſchen ſich und der Bürgerſchaft getheilt, und dieſe im Grunde vielmehr, als ſich ſelbſt, dem Tode und der Verheerung ausgeſetzt, weil die Wälle beynahe gar nicht, nur die Stadt vorzugsweiſe beſchoſſen wurde. Daher war auch die Ermunterung eines Soldaten ſehr richtig und wahr, als er ſeinem zaudernden

Freund zurief, als ſie ſich eben von dem großen Ringe auf die Baſtionen verfügen wollten: „mach, Camerad, daß wir auf die Wälle kommen, hier in der Stadt ſind wir unſeres Lebens nicht ſicher!“

Unter ſolchen Umſtänden war es auffallend, daß gegen den 29 und 30. December das Gerücht umher lief, daß aufs neue Vorſtellungen bey dem Gouverneur gemacht wären, und daß dieſer nicht undeutlich wünſche, noch häufiger um Uebergabe beſtürmt zu werden. Man hörte von dieſer Wankelmüthigkeit mit Unwillen ſprechen. Für viele, welche nur aus der jetzigen Lage zu kommen wünſchten, ward dieſe Sage verführeriſch und verderblich. Diejenigen unter ihnen, welche die Eitelkeit hatten zu zeigen, daß ſie denken und ſprechen könnten, declamirten in Bier- und Weinhäuſern, oder auf offener Gaſſe, entweder über den Satz: „Napoleon beherrſcht drey Viertheile von Europa; iſt es möglich, daß Breslau ihm widerſtehen kann?“ oder ſchrieen: „wie kommen wir Breslauer dazu, daß wir das, was 150,000 Mann Soldaten verdorben haben, wieder gut machen ſollen?“ oder ſchilderten den Feind und ſein Betragen mit ſo ſchönen Farben, als wenn bey ſeinem Eintritt in die Stadt das Reich der Herrlichkeit kommen werde. Alles, was augenblicklich einen angenehmen Reiz hervorbringt, gewinnt die Menſchen. Obgleich dieſer Klaſſe von Leuten vorgeworfen wurde, daß ſie ihren Einfluß zum Vortheil des Feindes nur deshalb verwendeten, weil ſie hofften, die Sieger würden dankbar dafür ſeyn, und nach ihrem Einzuge ihnen Vortheile gewähren, ſo fehlte es nicht an einer Menge Proſelyten, die den rechten Glauben verließen und zugleich riefen:

„man müſſe allerdings den Gouverneur flehentlich bewegen, die Stadt zu übergeben, weil es doch beſſer ſey, ſein Leben zu erhalten, als ſich unter Ruinen begraben zu laſſen.“

Man weiß nicht gewiß, ob der Gouverneur zu dieſer Sage und zu den dadurch bewirkten Gemüthsgährungen Anlaß gegeben habe. Indeß ereignete ſich ſchon am 30. December ein Vorfall, der ihm theils an demſelben Tage, theils in der Folge, den größten Tadel zuzog. Der Unwille, der deswegen gegen ihn entſtand, hat allen den Sagen, die zu ſeinem Nachtheil verbreitet wurden, einen Schein von wirklicher Zuverläßigkeit gegeben.

Der Fürſt von Anhalt-Pleß war den 28ſten aus Neiße mit 8000 Mann abmarſchirt, und hatte in Großburg einige feindliche Poſten überfallen. Durch ſeine Anſtrengung kam er um 4 Uhr des Morgens eine Meile von Breslau in Schönborn an, wo ſeiner ermatteten Mannſchaft einige Raſt und Erquickung gegeben wurde. Seine Cavallerie und leichte Infanterie drang indeß mit einigen Kanonen rechter Hand vor, nahm Dürgentſch, Rothkretſcham und die benachbarten Dörfer weg, vertrieb die Feinde, und machte einige 100 Gefangene. Das Dorf Dürgentſch ward zum Signal für die Breslauer Beſatzung in Brand geſteckt. Der Fürſt drang ſodann mit dem Hauptcorps zwiſchen Reitern und der Gabitzer Windmühle vor, wo ſich der Feind mit ſieben Bataillonen und einigen Regimentern Kavallerie poſtirt hatte, und begann ein förmliches Treffen, deſſen Zweck die Befreyung Breslaus war.

Die Bewegung dieſer Truppen, das Vordringen der Preußen, das lebhafte Feuer aus großen und kleinen

Gewehren, der Brand in Dürgentſch, das eilige Sammeln der feindlichen Cavallerie und die Linienformirung der Infanterie, das alles ward von den Baſtionen zwiſchen dem Schweidnitzer und Olauer Thore deutlich wahrgenommen, und von den verſchiedenen Poſten, von allen übereinſtimmend, an den Gouverneur rapportirt. Kaum waren dieſe Ordonanzen mit jenem unzweydeutigen Bericht angelangt; ſo erſchien auch die Wache, welche auf dem Eliſabeththurme mit Ferngläſern poſtirt war, und aus zwey zuverläſſigen Unterofficieren beſtand, und ſagte daſſelbe aus. Der Gouverneur ritt unter dem heftigſten Kugelregen (denn das feindliche Bombardement war um ſo heftiger, weil man die Belagerten beſchäftigen wollte,) ſelbſt auf die Baſtionen, und erblickte daſſelbe. Die fröhliche Bothſchaft verbreitete ſich in der Stadt, die Einwohner, begierig, ihren Erretter zu ſehen, ſtiegen auf die höchſten Häuſer, und — ſahen daſſelbe. Kurz, tauſend Augen ſahen dieſelben Erſcheinungen ſich auf dieſelbe Weiſe darſtellen, und das allgemeine Urtheil war, daß der Fürſt von Pleß mit den Feinden handgemein ſey, und daß man einen Ausfall wagen müſſe, um die Befreyung Breslaus zu beſchleunigen.

Ein unbegreifliches Verhängniß wollte, daß der General v. Thiele anders über dieſe Anſichten urtheilte. So vielfach ihm mehrere Officiere anlagen, einen Ausfall unternehmen zu laſſen, oder ihn nur wenigſtens zu überzeugen, daß dieſer Kampf keine Spiegelfechterey, ſondern ein ernſtliches Treffen ſey: ſo war doch dieſer General, wie man erzählt, nicht von der Einbildung abzubringen: daß der Feind alle dieſe Manövres anſtelle, um den täuſchenden Glauben an ein Hülfscorps zu erzeugen, und die Garniſon aus der Feſtung zu locken. „Der Feind ſelbſt habe unſtreitig das Dorf Dürgentſch in Brand geſteckt, um ſeine Kriegsliſt noch verführeriſcher zu machen.“

So unwahrſcheinlich dieß war, daß der Feind ſich muthwillig einen Theil ſeiner Quartiere zerſtören, oder ſeine in den Trancheen ermattete Mannſchaft ſo angeſtrengt, und den ganzen Tag hindurch mit Kanonen exercieren und erſchöpfen werde: ſo kam doch der Herr von Thiele nicht auf andere Gedanken. Er blieb mit ſeiner Garniſon in der Feſtung, ohne auch nur eine Demonſtration zu machen, den Fürſten zu unterſtützen.

So lange der Tag dauerte, ſah man denſelben von dem Kammergebäude, den Wällen und anderen hohen Gegenſtänden, im Feuer ſtehen und bedeutende Fortſchritte machen. Der Fürſt that Wunder der Tapferkeit, ſchlug das vor ihm ſtehende feindliche Corps in die Flucht, machte viele Gefangene, und verfolgte die Fliehenden. Bereits hatte man, wie die Bayern, welche in der Folge Breslau beſetzten, erzählten, in den nahen Dörfern zuſammengepackt und ſich zur möglichen Flucht vorbereitet. Ein Ausfall würde das Reſervecorps, das zur Deckung der Trancheen übrig war, mit leichter Mühe zum Weichen gebracht haben.

Da indeß der größte Theil des Tages verging, ohne daß die Beſatzung nur Miene machte, ſich zu bewegen, ſo gebrauchte der Feind ſeine noch friſchen Truppen, um die erſchöpften Sieger, welche die vorige Nacht marſchirt waren, und den ganzen Tag mit der größten Anſtrengung gekämpft hatten, aufzuhalten und zur Rückkehr zu zwingen, gerade in demſelben Augenblick, wo der Fürſt mit ſeinem rechten Flügel ſich mit Breslau verbinden wollte. Dieſer ſah ſich demnach genöthigt, auf eine ſichere Retirade zu denken, welche er auch ſo geſchickt anordnete, daß er weder Mannſchaft verlor, noch von dem Feinde verfolgt wurde, und ruhig in Bohrau ſein Nachtquartier halten konnte. Seine Kanonen und die gemachten Gefangenen wurden gerettet; nur die 200 Stück Ochſen und die Heerde Schaafe, welche der Fürſt für die Feſtung beſtimmt hatte, fielen in die Hände des Feindes.

Nach Ausſage der bayerſchen Officiere, welche dieſem Treffen beywohnten, herrſchte unter den feindlichen Truppen eine allgemeine Beſtürzung, weil der Angriff des Fürſten zu unerwartet kam. Dieß wird auch durch das Bülletin des General Vandamme beſtätigt. Ein Ausfall der Garniſon würde die Bayern und Würtemberger in die größte Verlegenheit geſetzt und ſie zur Flucht gezwungen haben. Nur der unbegreifliche Irrthum des Gouverneurs, der dieſes Treffen für ein Blendwerk der Feinde hielt, oder halten wollte, und dem bedrängten, ſiegenden Fürſten alle Beyhülfe verſagte, gab endlich den Geſchlagenen wieder Muth und rettete ſie!

Dieß Betragen erbitterte die Gemüther, beſonders zu der Zeit, als man die Gewißheit erfuhr, daß der Fürſt von Anhalt-Pleß wirklich ein Treffen geliefert habe. In den erſten Tagen war der Unwille nur theilweiſe bey denen lebhaft, die genau von den Umſtänden ſich unterrichtet hatten. Die übrigen Bürger, welche kein Dach beſtiegen hatten, glaubten der Meynung des Generals, und billigten ſein Verhalten, bis auch ſie endlich von dem Gegentheile überzeugt wurden.

Es würde eben ſo anmaßend ſeyn, den Gouverneur ſchlechtweg wegen dieſes verabſäumten Ausfalls zu verdammen, als ſchwierig und vergeblich, ihn zu rechtfertigen. Wer ihn entſchuldigen wollte, müßte ihn entweder mit ſeinem Irrthum oder mit ſeiner Lage vertheidigen. Beydes zuſammen würde aber nicht hinreichen, den Richter zu verſöhnen. Denn wenn der Gouverneur jenes Schlachtgewühl, jenes Kanonenfeuer, das Abbrennen eines ganzen Dorfes, die immer neuen Anſtrengungen der Linien, das Jagen und Anſprengen der Cavallerie, den Pulverdampf und alle jene ernſtlich kriegeriſchen Erſcheinungen, welche den ganzen Tag fortdauernd geſehen wurden, blos für ſeine Perſon, als eine Spiegelfechterey und als eine Falle betrachtete, ungeachtet tauſend andere ein preußiſches Hülfscorps im Handgemenge ſahen: ſo kann man nicht umhin, dieß eine hartnäckige Verblendung zu nennen, die, bey einem Befehlshaber, der bedrängt iſt, und durch die Umſtände aufgefordert wird, theils zu glauben, theils etwas zu wagen, nicht entſchuldigt werden kann. Eher kann noch die individuelle Lage, in der er ſich befand, eine Milderung des Urtheils über ihn bewirken. Es iſt oben gezeigt worden, wie wenig Vertrauen ſeine Garniſon einflößte, und welche wachſame Klugheit angewandt werden mußte, um ſie brauchbar zu erhalten. Unſtreitig befürchtete der General von Thiele, daß die Truppen bey einem Ausfall ihre Verſtellung ablegen, ihre Gewehre wegwerfen, davon laufen, oder übereilt zurückkehren würden, und daß dadurch weit größere Gefahren und Nachtheile für die Feſtung entſtehen könnten, als die Vortheile wären, welche durch täuſchende Hoffnung in der Ferne gezeigt würden. Vielleicht liegt es in der Bedächtigkeit des Alters, die Behutſamkeit und Vorſicht immer nur nach den Schwächen der menſchlichen Natur zu berechnen, ohne irgend auf ihre Tugenden und Kräfte ein oft nöthiges Vertrauen zu ſetzen.

Ein freymüthiger Ankläger würde es für etwas Leichtes halten, dieſe Entſchuldigungen zu vernichten. Wenn nun einmal die Feſtung nicht lange mehr gehalten werden konnte, ſo war es immer ehrenvoller und pflichtgemäßer, die Garniſon durch einen klug angeordneten Ausfall zu einer Zeit zu ſchwächen, wo der Fürſt eine Viertelmeile vor Breslau war, als ſie nach einigen Tagen gefangen nach Frankreich ſchleppen zu laſſen. Vielleicht hätten die Truppen, bey der Ausſicht auf einen glücklichen Erfolg, ihre Schuldigkeit gethan, und dann war die Befreyung Breslaus entſchieden. Und hätten ſie Gewehre und Ehre weggeworfen, ſo kam die Feſtung in die Nothwendigkeit zu capituliren; ein Fall, der, ohne eine Diverſion zu machen, nach dem Rückzug des Fürſten auch eintrat. Die Folge wäre im ſchlimmſten Fall dieſelbe geblieben. Der Mangel an Pferden für die unberittenen Cavalleriſten hätte durch die Pferde der Bürgerſchaft ausgefüllt werden müſſen, die, wenn auch nicht dreſſirt und geübt, doch gedient hätten, hinterher zu traben, oder eine lange Linie zu bilden, um den Feind in Schrecken zu ſetzen. Die Bürger würden gern ihre Thiere für ihre eigene Rettung geopfert haben. Kluge Maaßregeln hätten überdieß die Beſorgniß vereiteln können, daß der Feind mit den zurückziehenden Truppen zugleich in die Werke der Feſtung eindringen werde.

„Aber,“ ſo ſetzte die Stadtſage hinzu, „ſo möglich der Ausfall, ſo nothwendig und pflichtmäßig er war, ſo gönnte entweder der Gouverneur, oder der General Lindner, welchen man ſo oft während der Belagerung gegen den Fürſten declamiren hörte, dieſem die gerechte Ehre nicht, Breslau zu befreyen. Beyde waren dadurch gekränkt worden, daß er ihnen, mit Beyſeiteſetzung aller Anciennität, vorgezogen war. Deshalb verſagten ſie dem Fürſten alle Unterſtützung in einem Augenblicke, wo alle Kraft, aller Muth, alle Geſchicklichkeit aufgeboten werden mußte, um eine der ruhmwürdigſten Thaten zu vollenden. Und hielten ſie nicht Neid und gekränktes Ehrgefühl zurück; ſo war es verächtliches Mißtrauen, unſinniger Unglaube, oder die höchſte Zaghaftigkeit, welche den Gedanken an einen Ausfall nicht aufkommen ließ.“

Ungeachtet der Gouverneur ſich bis dahin allgemeine Achtung erworben hatte, weil er durch ſeine Klugheit die anfangs ungünſtige Stimmung der Garniſon zum Theil verbeſſert, und alle ſchädliche Folgen, die man befürchtete, glücklich verhindert hatte: ſo veranlaßte doch jenes Gerücht, daß er neue Aufmunterung zur Uebergabe erwarte, und die Verabſäumung eines Ausfalls, eine Gleichgültigkeit gegen ihn bey den patriotiſchen Bürgern, daß ſie ihr Vertrauen verloren, und beſorgt wurden, man würde ſie über lang oder kurz, wie die Magdeburger und Cüſtriner, dem Feinde übergeben. Dieſer Kummer war hinreichend, um alle patriotiſche Aeußerungen und Wünſche zur längeren Vertheidigung einzuſtellen, weil die Furcht erwachte, der Feind möchte ſie in der Folge für dieſe Geſinnungen beſtrafen.

Einige Privatmänner fanden jenes Gerücht willkommen, weil es ihnen Muth gab, neue Anſuchungen um Uebergabe vor den Gouverneur zu bringen. Inzwiſchen war hievon doch im alten Jahre noch nicht ſo vieles allgemein laut geworden. Nur Mißtrauen, Aengſtlichkeit und Behutſamkeit von der beſſeren, und Zuverſicht, Hoffnung und Muth, die Uebergabe freymüthiger zu wünſchen, von der ſchlechteren Parthey, lagen im ſtillen Kampfe, und der Gouverneur ſtand mitten inne.

Wir wollen hier dieſe beyden Partheyen mit ihren entgegengeſetzten Geſinnungen, ſamt dem Schiedsrichter zwiſchen ihnen, einſtweilen bis zum neuen Jahre ſtehen laſſen, und ſehen, welche Vorfälle ſich in der Stadt ſelbſt weiter ereigneten.

An dem letzten Abend des alten Jahres fing das ſchreckliche Bombardement an zu ruhen, und die Bürger konnten ein ruhiges Abendmahl einnehmen. Hie und da von dem Walle ward zwar ein Schuß gehört, aber er diente, dem Befehle des Gouverneurs zufolge, dazu: „die Beſatzung nicht einzuſchläfern, ſondern wachſam zu erhalten.“ Die ſeit der Belagerung fortdauernde milde und feuchte Witterung ſchien dieſen Abend trocken und kalt zu werden, und ein brauſender Wind hatte ſich erhoben. Man ſaß dazu ruhig in der warmen Stube, und hoffte auf einen angenehmen Schlummer für die folgende Nacht.

Plötzlich entſtand ein furchtbar lärmendes Getümmel in der Stadt. Huſaren, Dragoner, Küraſſiere, von denen während der ganzen Belagerung 110 Mann Tag und Nacht unter freyem Himmel, auf dem Paradeplatze, an den großen Häuſern, der Hauptwache gegenüber, bereit ſtehen mußten, ſprengten durch alle Straßen und riefen: Feuer! Die Einwohner flogen an die Fenſter; die blökenden Hörner von den Thürmen kreiſchten; Fäſſer, Spritzen, Pferde und Menſchen toſeten durch die Gaſſen, der Wind brauſte, der pechſchwarze Himmel war mit Schneewolken bedeckt; die Laternen in der Stadt glimmten trübe und armſelig, aber man ſah kein Feuer!

Endlich brach die Flamme gewaltſam hervor, und ein Meer von Flugfeuer, von dem Sturme getrieben und zertheilt, ſtürzte fürchterlich über den Magdalenenkirchhof nach der Albrechtsgaſſe, und drohete ſogleich alle Häuſer zu entzünden. Schrecken und Angſt ſtiegen auf das Höchſte. Ein wilder Lärm aus hundert Kehlen rief von den Straßen: „die Fenſter zugemacht, die Dächer verwahrt!“ In den oberen Etagen, die bis auf wenige Ausnahmen unbewohnt waren, hatte man beynahe durchgehends die Fenſter ausgehoben, um ſie vor dem Zerſchmettern zu bewahren. Jetzt griff jeder zu, um eilig die leeren Fenſter einzuheben und zu verſchlieſſen, und Hauswirthe und Hausknechte eilten auf die Dächer, um das Flugfeuer unſchädlich zu machen. Die blutrothe Flamme, die vergoldeten Thürme und Häuſer, der ſchwarze Himmel, die ausgeſäeten wild herumſchwirrenden Funken, das einzelne Blitzen der Kanonen vom Walle, gaben ein ſchönes, furchtbares Schauſpiel. Dieſe Feuersbrunſt verwüſtete das Haus des Siegellakfabrikanten am Kränzelmarkte, und war unſtreitig durch eine Brandkugel, die man nicht bemerkt hatte, ſchon einige Stunden vorher vorbereitet worden.

Kaum war die erſte Wuth des Feuers gedämpft; ſo kreuzten auch wieder Bomben, Granaten und glühende Kugeln in hohen Bogen über die Stadt her, und das Bombardement ward dieſe Nacht ſchrecklicher, als jemals. Von Zeit zu Zeit ſprengten wieder Huſaren durch die Gaſſen und riefen Feuer, und die Lärmtrompeten klagten von den Thürmen. Auf dem Neumarkte waren einige Holzbuden entzündet, in dem Schlachthofe und an andern Orten Feuer ausgekommen, jedoch waren die Schrecken größer, als die Feuersbrünſte ſelbſt, die durch die Entſchloſſenheit der Einwohner glücklich gedämpft wurden. Das Getümmel, die Unruhe, die Aengſtlichkeit dauerten die ganze Nacht fort, in der ſchwerlich ein einziger Einwohner ein Auge geſchloſſen hat.

Die allgemeine Wachſamkeit ließ deſto genauer die allſeitigen Schrecken betrachten. Sah man von der Gaſſe gerade über ſich in die Höhe; ſo bemerkte man einen ſchwarzdunkeln Grund, von trüben Schneewolken bedeckt, an verſchiedenen Stellen von den verſchiedenen Feuern ſchwefelgelb erleuchtet, welche in der Stadt brannten. In dem gräßlich ſchwarzen Felde erregte ein ewiger Wechſel zwiſchen Licht und Nacht eine ſchaurig melancholiſche Bewunderung. Immer ſich erneuernde Blitze und ſtets wiederkehrendes Dunkel ſchienen in auffallender Stärke und plötzlicher Vernichtung ihres Daſeyns zu wetteifern. Ein Gewitter, ſey es ſo heftig, daß die augenblicklichen Entladungen ſeiner electriſchen Materie in der ſchnellſten Zeitfolge hinter einander leuchten und verſchwinden, bringt nicht ſolche Wirkungen auf das Gemüth hervor, und gewährt keinen ſolchen ſchönen Anblick, als das Schauſpiel eines heftigen Bombardements. Das zahlreiche

Geſchütz des Feindes, welches beynahe rund um die Stadt her ſeine Blitze ausgoß, und die vielen Feuerſchlünde auf den Wällen, die im Zirkeltanz unaufhörlich ihre Donner erwiederten, ſchienen der Allwiſſenheit des Himmels mit der Aufgabe zu ſpotten, ob er länger und ſchneller erleuchtet oder verdüſtert werde. Ein ewiges Zittern zwiſchen Glanz und Dunkelheit, ein ſteter Streit zwiſchen Leben und Tod, Kraft und Ruhe, Entſtehen und Verſchwinden, ein greller Contraſt zwiſchen den einförmigen Farben von Roth und Schwarz, gaben der weiten Kuppel des Weltgebäudes ſo viel energiſche und ſchnelle Bewegung, und den Empfindungen eine ſo zwiefache Rieſengröße, daß man bey der Betrachtung ſelbſt die Gefahren vergaß, denen man dabey ausgeſetzt war.

Auge und Ohr wurden durch rauſchende Bomben und Granaten beſchäftigt. Eine ſchien die andere zu haſchen, bisweilen über ſie wegzugleiten, bald unter ihr wegzuſchlüpfen, bald ihr voranzueilen; das alles mit einer Gewandheit und Leichtigkeit, als wenn ſie beflügelt wären. Die Anſicht, die ſie gewährten, wenn man ſenkrecht über ſich ſah, gab die Vorſtellung von ſchnell hineilenden, dickleibigen, runden Schlangen, die um und um feurig und brennend, gleichſam zankend, während des Fluges nach einer Beute hinabſchießen wollten. Das ſchnelle Hintereinanderfolgen derſelben, und ihre oft kleineren, oft größeren Abweichungen von einander, deren Bahnen ſich bald mehr, bald minder berührten oder durchſchnitten, vollendeten das Bild.

Das Geräuſch, welches ſie bey dem blitzſchnellen Fluge durch die dunkle Luft verbreiteten, war dem Rauſchen eines mit Segeln beſpannten Bootes ähnlich, das raſchen und reißenden Fluges durch eine Waſſerfläche hinſtürmt, und gewaltſam die Fluthen zerſpaltet. Ein Feuerſchaum ſchien ſich von dem glühenden Bauche dieſer hinfliegenden Drachen abzuſtreifen, und verloderte, eh' man ihn noch genau betrachtet hatte. Dieß ziſchende Rauſchen tönte widerlich. Aber, ob es gleich das Ohr durch die einförmige Miſchung von hellem Laut und praſſelndem Gekreiſch beleidigte; ſo konnte man ſich eben ſo wenig an dieſer ſeltſamen Diſſonanz ſatt hören, als an jenem Wechſel von Licht und Schatten und den Flammenbahnen der ſtürzenden Granaten ſatt ſehen.

Dazu nun der tieftönende Donner, in mehrere Echo's getheilt, das abgebrochene Fortwälzen eines furchtbaren Krachens, das die weite Welt zu durchwandeln ſchien, dieſe männliche, fürchterliche Rieſenſprache des groben Geſchützes von den Wällen der Stadt und dem Lager der Feinde, deutlich unterſchieden durch das dumpfe kurze Verhallen der fernen, und den gedehnten majeſtätiſchen Vollaut der nahen Feuerſchlünde; in den kurzen Zwiſchenpauſen dann die heiligſte, feyerlichſte Todtenſtille, die kein Laut, keine Bewegung unterbrachen, wo dieſer Steinklumpen von Stadt völlig ausgeſtorben und verödet ſchien, höchſtens noch bewohnt von den aufmerkenden, lauſchenden Schatten eines ehemals thätigen Menſchengeſchlechts. Dieſe ſchmerzhaften Extreme eines zermalmenden Getöſes und eines gedankenloſen Schweigens vollendeten endlich jenes grauſenvolle, ſchauerliche Erſtaunen, in welches der Anblick jener wandelnden Uebergänge von Blitz und Dunkel, von Feuerbahnen und Todtenfeldern verſetzt hatte.

Es gab eine Menge Menſchen, die das brauſende Toben der Kugeln am Tage viel ängſtlicher machte, als während der Dunkelheit. Die immer mehr beſchränkte Gewohnheit, ſich am Tage aus ſeiner Wohnung zu bewegen, und der Zwang, größtentheils müßig zu ſtehen, um, ſobald eine Feuerkugel in das Haus einſchmetterte, die Entzündung zu dämpfen, mußten allerdings eine langweilige Ungeduld und ein unbehagliches Gefühl von Furcht und Erwartung erzeugen. Des Nachts überfiel doch dieſen oder jenen ein kurzer, abgebrochener und wieder begonnener Schlummer, ſo laut praſſelnd und fortwährend auch die nah und fern gefallenen Bomben, bey ihrem Zerſpringen, die Häuſer erſchütterten. Die zu große Ermüdung und die gar zu öftere Entbehrung eines ungeſtörten Schlafes verſchloſſen doch endlich das matte, nickende Auge, und eh' man ſich's verſah, war bisweilen eine ganze Familie in ſüße Vergeſſenheit gefallen, bis endlich das Donnergeſchmetter einer niederbrechenden Granate die Schläfer wieder zum ſchrecklichen Bewußtſeyn rief. Wenn die Gefahr nicht nahe war; ſo verließ keiner das Zimmer. Selten ging einer hinaus auf die Gaſſe oder in den Hof, oder an das Fenſter eines oberen Stockwerks, um die Schönheit eines nächtlichen Feuerregens zu beobachten, und aus den furchtbarſten Schrecken noch einen äſthetiſchen Genuß zu ziehen.

Hingegen ward am Tage keine Stunde ſo leicht verſchlummert; jeder beobachtete genau, was um und neben ihm vorging, und da merkte er jede große und kleine Gefahr auf das ſorgfältigſte. Jede Kugel, jedes Bruchſtück einer Granate ward ſogleich geſammelt; die

Pulverwolken der platzenden Bomben wurden auf den Straßen, oder aus den Fenſtern der nahen Häuſer hervordampfend, geſehen; die öftere Lüftung der Thüren führte auffallender die Schwefel- und Salpetergerüche, welche von der zündenden Materie der zerſchmetterten Kugeln verbreitet wurden, in die Zimmer; man betrachtete hinter einem beynahe ganz mit Wollſäcken verdeckten Fenſter die langſam vorüberfahrenden Pulver- und Munitionswagen, die unter dem Herabſturz einer furchtbaren Menge von Brandkugeln ruhig auf die Wälle hinaufzogen: ſah, wie die vier oder ſechs Pferde ſo zahm und niedergeſchlagen dahin ſchlichen, gleich als wären ſie bekümmert, daß ein grauſames Geſchick ſie Tag und Nacht den Gefahren ausſetze; man entdeckte, wie die beklagenswerthen Stückknechte, welche auf jedem Geſpann ritten, die Hüte tief auf die Stirne gedrückt, den Kopf in die Schultern gezogen, den Rücken aufwärts gedrängt, ſtumm und traurig und nur mechaniſch ihre zitternden Laſtthiere dahin leiteten, ſelbſt in nothwendiger Ergebung ihres Verhältniſſes, noch von der Liebe zum Leben gefeſſelt und doch beſtändig bedroht, es auf die unrühmlichſte und fürchterlichſte Weiſe zu verlieren; man zitterte bey dem möglichen Falle, daß eine treffende Zündkugel Wagen, Pferde, Stückknechte und Artilleriſten, die daneben wandelten, in die Luft ſprengen, und die angrenzenden Wohnungen über den Haufen werfen könnte; man hörte häufiger alle traurigen Nachrichten von Hausbeſchädigungen, oder von verunglückten Einwohnern. Dieß alles machte unſtreitig für viele ein Bombardement am Tage noch ängſtlicher und ſchrecklicher, als des Nachts. Indeß war es beſchloſſen, dieſes lange Trauerſpiel, in dem, während vier Wochen jeden Tag und jede Nacht, die grauenvollſten Scenen und Jammerbilder mit immer neuen, noch furchtbareren Todesgemälden abwechſelten, endlich den 3. Januar bey einbrechender Dämmerung abzubrechen, um die Veſtung zu übergeben.

Die im alten Jahre ſtehen gebliebenen Parteien der Einwohner, ſammt dem Gouverneur in ihrer Mitte, ſehen wir im neuen in größere Bewegung gerathen. Der ſchlechtere Theil gewann die Oberhand. Dieſe Erſcheinung kann keinem räthſelhaft dünken, welcher weiß, daß dem Egoismus mehr Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, als die Tugend ſich erlauben darf. Einige Männer von politiſcher oder numerairer Wichtigkeit eilten zum Gouverneur und baten um Uebergabe, und wenn dieſer ihr Geſuch nicht bewilligte; ſo entließ er ſie doch auf eine Art, die ihnen Muth gab, ihre Bitten zu erneuern. Sie verbreiteten das Gerücht: „Der General von Thiele ſey zu einer Capitulation nicht abgeneigt, nur müſſe er noch mehr und dringender dazu ermuntert werden. Es ſey daher nöthig, Unterſchriften zu ſammeln, um ſeinen Willen zu beſtimmen. Der Stadt werde ein ſolches Verfahren die Gnade des Feindes gewinnen, ſo bald er erfahren, daß die Bürger einſtimmig die Uebergabe verlangt, und nur der Gouverneur ſie verzögert habe. Da die Stadt ſich nun doch einmal nicht länger vertheidigen könne, wolle ſie nicht ein vollendeter Schutthaufen werden; ſo ſey es vortheilhaft, freywillig zu verlangen, daß der Feind eingelaſſen werde, weil in Rückſicht dieſer Bereitwilligkeit milde und erwünſchte Bedingungen der Stadt zugeſtanden würden.“

Ihre Aufforderungen waren um ſo mehr einladend, da die tägliche Gefahr endlich Ueberdruß und Sehnſucht nach Erlöſung erregte. Eine Noth, in der man leidet, ſcheint immer größer zu ſeyn, als ein härteres Elend, deſſen Druck man erſt künftig empfinden ſoll. Es ließen ſich daher auch wohl beſſere Menſchen verleiten, dem Wunſche Beyfall zu geben, die Belagerung geendigt zu ſehen, und unterzeichneten ihre Namen. Die bedeutende Zahl der edelſten, patriotiſchen Bürger wurden endlich auch ermahnt, gezogen und geſvornt, daſſelbe zu thun. Der Zeitgeiſt hatte die Grundſätze umgekehrt und nannte bereits denjenigen einen ſchlechten Bürger, welcher der Uebergabe nicht beyſtimmen wollte. Die Furcht, einen guten Namen einzubüßen, oder für eine Weigerung in der Folge geſtraft zu werden, gab manchem Bereitwilligkeit, gegen ſeine Ueberzeugung zu handeln. Einige breiteten aus: „der Fürſt habe eine vollkommne Niederlage erlitten, es ſey ein Corps Franzoſen ſelbſt zu den Bayern geſtoßen, man ſey mit den Laufgräben bis nah' an die Wälle vorgerückt und müſſe beſorgen, daß Breslau erſtürmt und geplündert werde." Viele Menſchen von der beſſeren Art ſahen unter ſolchen Umſtänden kein ander Mittel, als zu capituliren. Genug, die Seuche, welche anfänglich einzelne Männer ergriffen hatte, wurde weiter verbreitet, bis beynahe alle angeſteckt waren, und wer noch ja geſund geblieben war, der hieß ein Kranker. Ein Regiſter mit 160 Namen war das Reſultat davon, das, ſtreng genommen, wohl nicht ſo überwiegend ſeyn konnte, da Breslau 60,000 Einwohner zählt und an 3000 Häuſer hat.

Zu dieſem Namensverzeichniſſe wurde ein Text gemacht, dieß dem Gouverneur überreicht, und er ſelbſt feyerlich gebeten, die Stadt dem Feinde zu überlaſſen. Dieſer General kam ſcheinbar durch ein ſolches Anſuchen in doppelte Verlegenheit. Einmal hatte dieſelbe Bürgerſchaft, welche jetzt Uebergabe verlangte, nur vor 5 Tagen den beſten und redlichſten Willen geäußert. Unſtreitig hatte er nach dieſen früheren Erklärungen ſeine Maaßregeln genommen, und ſeinen Plan gewiß auf weit längere Zeit, als auf 8 Tage, ausgedehnt; er gerieth folglich in einen kränkenden Widerſpruch theils mit den Bürgern, theils mit ſich ſelbſt; oder die ernſthaften Erklärungen bejahrter Männer liefen auf das eitle Geplapper wankelmüthiger Kinder hinaus, die bey ihren Spielen ſchnell etwas beſchließen und wieder aufheben, ihren Anführer bald zu einer Poſſe aufmuntern, bald wieder davon ablenken, ohne daß ſich dieſer im mindeſten darüber beleidigt findet.

Am 26. December hatte der Gouverneur ein für allemal den Belagerern erklärt, daß er in der Folge keine Parlementairs einlaſſen werde, deren Abſicht ſey, zur Uebergabe aufzufordern; daß er vielmehr ſelbſt einen Abgeſandten aus der Stadt ſchicken wolle, wann er ſich bewogen fände, wegen einer Capitulation zu unterhandeln. Kaum waren vier Tage verlaufen; ſo drangen die Bürger in ihn, ſich wieder mit dem Feinde zu beſprechen. Mußte nicht ſeine Verlegenheit aufs höchſte ſteigen, wenn er bedachte, daß ſelbſt der Feind dieſe plötzliche Sinnesänderung nicht für männlich halten müſſe, zu geſchweigen, wie das Ehrgefühl des Generals ſelbſt dadurch beleidigt ward, auf einige Tage nur einen

Trotz zu behaupten, der wenigſtens auf einen Monat zu gelten ſchien? Wie der Gouverneur ſich aus dieſer doppelten Verlegenheit herausgefunden hat, kann man im erſteren Falle nicht genau erklären, im zweyten Falle aber dem Feinde die Verbindlichkeit danken, daß er, ohne Verletzung eines delikaten Ehrenwortes, dem Gouverneur Gelegenheit gab, ihm wieder näher zu kommen. Viele glaubten, daß der Gouverneur ſich an die mit vielen Namen verſehenen Supplik nicht kehren, ſondern die Vertheidigung fortſetzen werde. Denn jene Liſte von Unterſchriften war nicht das Reſultat von Berathſchlagungen der ſämmtlichen Innungen und der ganzen Bürgerſchaft, ſondern dieſer und jener, ſo wie er etwa dazu gekommen war, hatte ſich pêle-mêle unterſchrieben. Ja viele hofften, der Gouverneur werde dieſes Anbringen mit Mißfallen aufnehmen, die Bürger zur Ruhe verweiſen, und ſie ernſtlich ermahnen, ſich nicht in die Vertheidigungsgeſchäfte zu miſchen. Dadurch wären ſie in einen gewiſſen nothwendigen Zwang geſetzt worden, gerade das geſchehen zu laſſen, was die Patrioten hofften und wünſchten.

Da dieſe Erwartungen fehl ſchlugen, und der Gouverneur den Bürgern nicht die Gefälligkeit erzeigen wollte, ihre Wankelmüthigkeit zu tadeln, er vielmehr, durch das Schwanken der Einwohner bewogen, ſelbſt ſeinen bisherigen Grundſätzen entſagte; ſo erwieſen ihm die erbitterten Vaterlandsfreunde die Ungefälligkeit, ſein Verhalten unlöblich zu nennen, und alle zeither erworbenen Verdienſte zu verunglimpfen. So leicht verzeihen die Menſchen ſich ſelbſt ihre eigenen, ſo ſchwer Anderen begangene Schwachheiten. Hätte ſich der Hr. v. Thiele an nichts, als an ſeine ſtrenge Pflicht gebunden, zu einer Zeit, da die Stimme einer geängſtigten Stadt, durch anderweitige Furcht noch erzwungen, zur Milderung ihrer Gebote aufrief; ſo würde eine kleine ungeduldige Zahl Bürger anfangs unwillig geweſen, die beſſer denkenden hingegen mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllt worden ſeyn; und hätte endlich ſeine tapfere Vertheidigung die Veſtung noch einige Wochen, oder vielleicht ganz erhalten (dieß iſt gar nicht unwahrſcheinlich, weil der Fürſt von Pleß mit verſtärkter Macht noch einen zweyten Verſuch, Breslau zu entſetzen, machen wollte); ſo würden hinterher die Bürger der Stadt (Trotz des ſchrecklichſten Ungemachs, das ſie noch hätten erdulden müſſen), und ganz Europa ihn mit Bewunderung und unſterblicher Ehre bedeckt haben. So gerecht ſind die Menſchen gegen einen ſelbſtſtändigen Mann, der ſich von der Wuth derer, die etwas Schlechtes begehren, nicht erſchüttern läßt, ſondern ſtark und feſt den pflichtmäßigen Pfad fortwandelt, daß ſie ihm die feyerlichſte Hochachtung nicht verſagen, ſelbſt wenn ſein Beruf ihn zwingt, eine Zeitlang die Gefühle der Menſchheit zu unterdrücken, und bittere Opfer zu begehren. Weil der Gouverneur von Thiele nachgiebig war, und ſich als Menſch, nicht als Held zeigte, der ſeinen Poſten ſo lange vertheidiget, als er kann; ſo konnte er hinterher den Verläumdungen ſeiner eifrigſten Verehrer nicht entgehen, die, wenn gleich ihre Wünſche durch ihn erfüllt wurden, doch keine Schwäche dem Befehlshaber einer Veſtung verzeihen konnten. Die Großen, Mächtigen und Starken haben das Loos erhalten, die Schwachen mit Gewalt zu zwingen, Gutes und Böſes zu leiden, wie die Lage des Staates es gerade erfordert: ſobald ſie ihren Untergebenen folgen; ſo haben ſie auf ihre Größe, Macht und Stärke Verzicht gethan, und jeder Fuhrmann glaubt ſie meiſtern zu können.

Daher nun jene liebloſe Nachreden und Bitterkeiten, welche von der getäuſchten Hoffnung und dem gereizten Unwillen verbreitet und von den Schwachköpfen geglaubt wurden. Die vernünftigen und ſachkundigen Männer ſahen in den bösartigen Gerüchten nichts als die Rache eines erzürnten Kindes, das durch die Erfüllung ſeiner Wünſche in keinen viel beſſeren Zuſtand verſetzt wurde, und das hinterher ſeinen Vormund mit Läſterungen verfolgt. So geſchickt alle verbreitete Dichtungen ſeyn mögen, die Widerſprüche zu löſen, in welche der Gouverneur durch die unerwartete Sinnesänderung der Bürger, theils mit ihnen, theils mit ſich ſelbſt, verſetzt wurde, ſo entehrend würde es für die Geſchichte ſeyn, mit ſolchen falſchen Schlüſſeln die Pforten der Wahrheit zu öffnen. Die wahrſcheinlichſte Löſung des Räthſels iſt, daß der Herr von Thiele den geäußerten Wunſch nach Uebergabe für ernſtlich, einſtimmig und allgemein hielt; daß ſeine Menſchlichkeit und Theilnahme an den Verheerungen ihn bewogen, ſeinen Vertheidigungsplan abzukürzen und dem fallenden Ruin Grenzen zu ſetzen; daß die neuangelegte feindliche Batterie vor dem Schweidnitzerthore ſeine Feſtigkeit erſchütterte; daß die Nachricht von dem Rückzuge des Fürſten von Anhalt-Pleß, die Reue, dieſen nicht unterſtützt zu haben, und der Glaube, daß der Fürſt, wie dieſer wirklich beſchloſſen hatte, keinen zweyten Entſatz verſuchen werde, ſeine ſchon vorbereitete Neigung zur Capitulation endlich beſtimmten.

Einiges konnte auch der Mangel an Holz und Fleiſch dazu beytragen, der ſchon fühlbar wurde. Inzwiſchen lagen auf dem Walle ſo viel Häuſer und Schuppen mit Balken, Bohlen und Bretern gefüllt, welche zur Veſtung gehörten, daß ſie für die Garniſon noch lange hinreichendes Holz zum Wärmen dargeboten hätten. Zur Zeit der Capitulation räumten die preußiſchen Soldaten dieſe Holzvorräthe aus, und verkauften ſie um ein Spottgeld an arme Bürger, und nach dem Eintritt der Franzoſen wurde von dieſen das Uebrige feil geboten. Die Bürger ſelbſt waren größtentheils mit Holz verſehen, und nur höchſtens die Bäcker konnten Mangel leiden, wie denn auch dieß von dem Oberproviantamte den 2. Jan. angezeigt wurde, daß die *Holzvorräthe zum Backen für die Garniſon* bey den Bäckern zu Ende gingen, weil ſich dieſe unmöglich den ganzen Winterbedarf, gleich den übrigen Bürgern, im Herbſt anſchaffen könnten, da es ihnen an Gelaß dazu fehlen würde. Inzwiſchen hätten auch dieſe verſorgt werden können, wenn man diejenigen Einwohner, die ihren Holzbedarf auf das ganze Jahr anzuſchaffen pflegen, aufgefordert hätte, einen Theil deſſelben gegen künftige Erſtattung abzugeben. Und fehlte es den Soldaten an Holz; ſo würde gewiß die Bürgerſchaft, über deren Bereitwilligkeit und Freygebigkeit ſich der Gouverneur nicht beſchweren konnte, auch die Beſatzung nicht haben frieren laſſen. Der Mangel an Holz konnte demnach nicht zum Bewegungsgrund dienen, die Veſtung zu übergeben. Auf 6 Wochen hätte das Holz, bey vernünftigen Anordnungen, noch ausgereicht. Bey dem Zuſammenwohnen ſo vieler Familien in Gewölben und Kellern und bey dem gelinden Winter wurde überdieß eine groſſe Menge Holz erſpart.

Was das Fleiſch betrifft, iſt nun allerdings wahr, daß bey der Uebergabe der Stadt nur drey lebendige Ochſen vorhanden waren. Allein eine Menge Pökel- und geräuchertes Fleiſch war noch bey den Fleiſchern zum Kauf vorhanden. Sie waren auf die Belagerung vorbereitet worden, und hatten ſich beſtmöglichſt verſorgt. Friſche Schöpſenkeulen waren noch immer zu haben. Jeder nur irgend bemittelte Einwohner hatte ſich überdieß vor der Belagerung mit Fleiſch und andern Lebensbedürfniſſen verſehen. Dieß wurde größtentheils auf den Fall aufgeſpart, wenn man nichts mehr öffentlich würde kaufen können. Die Vorräthe der Fleiſcher, Kretſchmar, Graupner, waren am Ende nur auf die ganz arme Klaſſe der Einwohner zu berechnen, welche ſich nicht viel voraus anſchaffen konnten. Der Gouverneur forderte am 3. Januar, wo er ſchon ſehr lebhaft parlementiren ließ, ein Verzeichniß der Vorräthe bey Fleiſchern, Bäckern und Kretſchmarn. Vorausgeſetzt, daß der Beſtand des Fleiſches von 20,000 Pfund richtig angegeben war, zu einer Zeit, wo man vermuthen konnte, daß der Gouverneur ihn zum Bedarf der Garniſon in Beſchlag nehmen würde, ſo durfte doch der Herr von Thiele nicht die Geſammtzahl der Einwohner damit vergleichen, oder er hätte vorausſetzen müſſen, daß die meiſt wohlhabenden Bürger ſich durchaus nicht an die ſchon den 23. Octbr. ergangene Aufforderung, ſich für eine Belagerung zu verſorgen, die hernachmals mit dem Beyſatz: auf ſechs Monate, wiederholt wurde, gekehrt, und gar nicht für ihren Hausbedarf geſorgt hätten. Eingeſalzenes und geräuchertes Fleiſch, ja ſelbſt lebendige Hammel, Gänſe, Hühner u. dgl., waren in jedem Hauſe, und hier und da ſehr reichlich anzutreffen. Die,Bayern, welche die Stadt beſetzten, müſſen bezeugen, daß ſie die erſte Woche nach der Uebernahme keinen Fleiſchmangel bey ihren Wirthsleuten bemerkt haben, wenn gleich das Kalb- und anderes friſches Fleiſch nicht überall zu haben war.

Wenn der Gouverneur ſonſt nur noch länger hätte die Stadt vertheidigen wollen, der Mangel an Fleiſch konnte ſeinen Entſchluß nicht ändern. Als hier und da Pferde in der Stadt verſtümmelt wurden, hörte man Civiliſten und Soldaten ſagen, daß man ſie vollends abſtechen und das Fleiſch ausbieten ſolle. Hier und da war die Neugierde, Pferdefleiſch zu eſſen, ſchon erwacht, daß ſich ſogar ein Bedienter ſorgfältig erkundigte, wie theuer das Pfund verkauft werde. Aber ſo weit war es noch lange nicht gekommen, das Pferdefleiſch in Ehren zu bringen. Ueberdieß wenn auch die Animalien endlich gefehlt hätten; ſo waren Getreide, Mehl, Kartoffeln, Rüben, Hülſenfrüchte und andere Lebensmittel in ſo groſſen Ueberfluß angehäuft, daß wenigſtens vier Monate lang auch nicht der geringſte Mangel zu fürchten war. Eben ſo lange reichte die Menge Pulver und Munition zur Vertheidigung hin, welche von den Franzoſen noch in der Veſtung gefunden und zur Beſchießung der übrigen Veſtungen gebraucht wurde.

Doch der Gouverneur war nun einmal bereitwillig zu capituliren, und mit der Stadt glaubte er im Reinen zu ſeyn. Nur dieß dem Feind auf eine ſchickliche Art bekannt zu machen, war eine ſchwierige Aufgabe, weil dieſer nur vor vier Tagen eine ſtolze Erklärung von dem

Gouverneur erhalten hatte, nach welcher eine ſchnellfolgende Demüthigung unmittelbar bezeigt, wo nicht entehrend, doch kindiſch und lächerlich ſcheinen mußte. Der Feind ſchaffte dieſen ungeheuern Anſtoß aus dem Wege, ohne ſeiner Ehre etwas zu vergeben, oder die entblößte Seite ſeines Gegners empfindlich zu verletzen.

Ein bayerſcher Geh. Rath, Herr Bacciarelli, kam glücklicherweiſe in der Stadt an. Seine Frau war den vergangenen Sommer in die ſchleſiſchen Bäder gereiſt, und hatte ſich nach dem Ende dieſer Luſtparthie in Breslau eingemiethet. Sie war bereits vier Wochen hier eingeſperrt, ohne daß ſie durch einen Parlementair abgeholt, oder auch nur abgeſondert wurde. Jetzt ward zu dieſem Ende ihr Gemahl hereingeſandt.

Der Gouverneur nahm ihn gefällig auf, und überlieferte ihm ſehr gern ſeine Gemahlin. Es ſcheint nicht, daß Herr Bacciarelli hiebey eine Nebenbeſchäftigung vergeſſen hat, zu welcher er unſtreitig bevollmächtigt war. Er leitete den erſten Faden zur Unterhandlung ein, und ungeachtet nach ſeiner Abreiſe die grimmigſten Feindſeligkeiten wieder begonnen; ſo waren doch die gegenſeitigen Gedanken ſchon befreundet. Am folgenden Morgen, den 2. Januar um 10 Uhr, trafen ſchon wieder zwey Parlementairs ein, der eine, um einen Brief von dem Herrn Bacciarelli abzugeben, der andere, um die Einhändigung der beyden Töchter des Amtsraths Reinhard zu bitten, deren Aeltern, auf dem Lande wohnend, um ſie bekümmert waren, und durch Vermittelung der Belagerer ſie jetzt dem gefährlichen Bombardement entziehen wollten. Es war auffallend, daß die armen Kinder einen Monat in dieſer Lage gelaſſen und nicht früher erlöſet wurden. Aber es ſcheint, daß Liebe und Zärtlichkeit nur jetzt ihre Kappen hergaben, um darunter den Ernſt und die Feyerlichkeit der Herolde zu verſtecken.

Was dieſe Vermuthung beſtätigte, waren zwey Parlementairs, die Nachmittags an demſelben Tage aufs neue den Gouverneur beſuchten. Sie ſchieden, und das fürchterliche Schießen von beyden Seiten erneuerte ſich. Am folgenden Tage, den 3. Jan. Morgens um 10 Uhr, ſprachen wieder Geſandte ein, und die Waffenruhe während ihrer Anweſenheit war allen behaglich. Zugleich gewöhnten ſich die Bürger, durch das öftere Sehen, an fremde Uniformen.

Nach der Mittagszeit ward die Stadt wieder mit ſtarken Salven begrüßt, aber um halb vier Uhr erſchienen die Unterhändler aufs neue, und da merkte man deutlich und offenbar, daß nicht bloß die Auslieferung einer Frau, zweyer Töchter, oder eines gefangenen franzöſiſchen Officiers, welches der Feind ſo oft vergebens gewünſcht hatte, der Hauptzweck dieſes öfteren Hin- und Herſchickens geweſen ſey. Man ward zu dieſer Zeit einig, nicht länger umſonſt das Pulver zu verſchießen, ſondern einen Waffenſtillſtand auf drey Tage zu ſchließen, binnen welcher Zeit man ausführlicher unterhandeln wolle.

Seit dieſer Zeit ſchwiegen die Feuerſchlünde, und die Unterhandlungen wurden mit Ruhe betrieben. Der vierte Januar rief alle Einwohner aus Kellern und Gewölben auf die Gaſſen, um die Stadt zu beſehen, und ohne Gefahr ihre Ruinen zu betrachten. So groß und traurig dieſe waren, ſo rührten ſie doch die Einwohner wenig, weil die lange und allgemeine Noth ſie abgeſtumpft

ſtumpft hatte. Dieſe ſtummen Trümmer waren nichts gegen die lauten und lebendigen Schrecken der Belagerung ſelbſt. Man dachte zurück an jene tragiſchen Schauſpiele, die alle Gefühle und Phantaſien überſpannt und erſchöpft hatten. Eine Stadt, deren fünf große Vorſtädte unaufhörlich brennen, welche den Himmel mit Dampfwolken füllen, und die Mauern am Tage mit Qualm und Rauch, des Nachts mit einem wogenden Feuermeer melancholiſch umhüllen ſah; eine Stadt, von einer Doppelreihe brüllender Mörſer, Haubitzen und Kanonen umdonnert, welche unaufhörlich Pechkränze, glühende Kugeln, Granaten, Kartätſchen und Bomben herein- und herausſchleudern, welche neben jenem Heulen und Brauſen der entfernten Feuerſchlünde das Rollen und Krachen der einſchlagenden und zerplatzenden Bomben und Brandkugeln in ihren Wohnungen erdulten mußte, und mehrere Nächte hindurch die aufflammenden Feuersbrünſte in der Stadt ſelbſt in dem blutrothen und vom Wurfgeſchütz durchſtrahlten Himmel ſchlagen ſieht, das Rufen um Hülfe, das Raſſeln der Sturmfäſſer, das blökende Thurmhorn, das Gekreiſch der herbeylaufenden Bürger gehört, kurz jene klägliche Verbindung von Schrecken, Jammer und Elend, die keine Phantaſie ohne Erfahrung zuſammenſetzen kann, in ſich aufgenommen hat, welche das Hinſtürzen ihres Glanzes und Glückes unter lärmenden Kampfe der Elemente, der Kunſt und der Natur mit anſehen mußte; eine ſolche Stadt zeigt nach überſtandenem Leiden ihre aufgehäuften Trümmer mit kalter Gleichgültigkeit, beynahe ſtolz auf die Stärke, mit der ſie das Ungewitter überwand, und halb getröſtet durch ihr eigenes Daſeyn, das ſchon halb in Gräber verſunken ſchien.

Dieß ſchreckliche, grauenvolle, lebendige Bild eines erduldeten Bombardements ſchwebte noch jedem Einwohner vor der Seele, und würde lange nicht gewichen ſeyn, wenn nicht andere merkwürdige Erſcheinungen die Aufmerkſamkeit abgeleitet hätten.

Die ernſtlichen Verhandlungen dauerten den vierten Januar fort, und was man an dieſem Tage ſchon erwartete, erfolgte den andern Tag, nämlich der Abſchluß der Capitulation. Am fünften gegen Mittag ward ſie unterzeichnet, und aller Hader hatte ein Ende. Der Gouverneur verſprach, den 7. Januar die Stadt, Veſtung, Kaſſen, Geſchütz, Munition, Magazine, ſeine Officiere, Soldaten, und ſich ſelbſt in die Hände des Feindes zu übergeben. Sonderbar iſt es, daß weder Bürger noch Militair von dem Inhalt der Capitulation eher etwas erfuhren, als bis die Garniſon bereits das Gewehr geſtreckt hatte; indeß gehörte nicht viel Scharfſinn dazu, einen ſo alltäglichen und ungekünſtelten Inhalt zu errathen. Gleichwohl hieß es in der Zwiſchenzeit, daß die Bedingungen ſehr ehrenvoll wären, und dem Gouverneur zugeſtanden ſey, mit 8000 Mann frey und ungehindert bis zu der Armee des Königs abzuziehen. Jedoch konnten dieſe und andere falſche Gerüchte den erbitterten Soldaten nicht beruhigen. Sobald er hörte, daß eine Capitulation geſchloſſen ſey: ſo ward er unwillig und ſchimpfte auf die Befehlshaber. Die ranzionirten Soldaten forderten, wie oben ſchon erwähnt worden, mit Ungeſtüm ihren Sold, und wurden nur mit Mühe beſänftigt und aus den Thoren gebracht. Die übrigen hatten, der eine dieß, der andere das rückſtändig; ſie erhielten, ſo viel man geben konnte, aber keiner ward befriedigt. Obgleich alle Vorräthe von den Montirungskammern vertheilt wurden, ſo glaubte doch mancher, daß er halb nackend ausmarſchiren müſſe.

So kam der 6te Januar heran, der letzte Tag, an welchem Breslau von ſeinem Landesmilitair ſcheiden ſollte. Dieß war ein Tag der Anarchie, Ungebundenheit und Freyheit, wie man ihn ſelten wieder finden kann. Das Gewimmel und Gedränge von Menſchen aller Art war in den Gaſſen und Plätzen unausſprechlich groß. Bürger und Soldaten ſahen ſich heute zum letztenmal, die erſten zum Theil niedergeſchlagen, zum Theil gleichgültig, die letzteren größtentheils aus Aerger und Erbitterung überluſtig und laut. Dazwiſchen ritten hie und da in den wogenden Gaſſen Franzoſen mit rothen Federbüſchen, oder Bayern mit Helmen und weißen Schwungbüſcheln, oder es gingen feindliche Scharfſchützen, Infanteriſten oder Jäger daher, welche ſchon einzeln in die Stadt kamen, und der Zulauf neugieriger Menſchen ward immer größer. Da ſtrömte bald hiehin, bald dorthin eine Volksmenge, bald ſtand, auf einem Haufen gedrängt, eine laute Verſammlung, bald gab es hier, bald dort etwas Neues, wo Menſchen zuliefen, ohne daß irgend ein Platz dadurch leer wurde.

Es währte nicht lange; ſo wurden die Soldaten alle zu Trödlern und Markthändlern. Jeder wollte dieſen Tag benutzen, auf die traurige Zeit ſeiner Gefangenſchaft einiges Geld zu erwerben. Er hielt es für erlaubt, jetzt das Eigenthum des Königs anzugreifen, um ſo mehr, weil er ſich in manchen Stücken von ſeinen Oberen bevortheilt glaubte und jetzt ſahe, daß doch alles in die Hände des Feindes komme, dem er ſo wenig, als möglich, zu hinterlaſſen wünſchte. Sie raubten daher aus den Niederlagen und Vorrathskammern die noch übrigen Armaturen, und boten ſie feil. Eine Menge Büchſen, Flinten und Scharfſchützengewehre, Säbel, Degen, Piſtolen, Karabiner, Pallaſche, Sattel und Zeug, kurz alles, was man nicht bey dem Ausmarſchiren brauchte, oder mitnehmen wollte und konnte, wurde, oft um ein Spottgeld, verſchleudert. Selbſt kleine Kanonen, Eiſenzeug, Ketten und ganze Schuppen voll Bohlen, Balken und Bretter, zur Feſtung gehörig, wurden fortgetragen, verhandelt und verkauft. Dieſe bunte, ſeltſame Meſſe, ſo zahlreich und lebhaft, wo immer mit Liberalität gehandelt, und wo ſo reichlich die Waaren herbeygeſchafft, vergeben und wieder ergänzt wurde, gewährte ein traurig-luſtiges Anſehen. Die Soldaten, mehr oder minder berauſcht, frey, offen, ſcheinbar heiter und aufgeräumt, und doch dabey ergrimmt und zornig, prieſen und lobten, während ihres Handels und Wandels, die Breslauer Bürger, die ſich ſo freygebig und muthig gezeigt hätten, und ſchalten auf ihre Officiere, welche an dieſem Tage eine traurige Rolle ſpielten, und zum Theil ihres Lebens nicht ſicher waren.

Diejenigen der Soldaten, welche nichts von dieſer Art zu vertrödeln, oder bald Abnehmer gefunden hatten, ſtürmten ſodann auf ſolche Dinge los, die nicht anders als Stückweiſe zu Gelde gemacht werden konnten. So ſtanden auf dem großen Kreuzhofe am Schweidnitzer Thore und auf dem Barbara-Kirchhofe, Pack- und Fuhrwagen, Munitionskarren, Lavetten, Prutzkaſten, Pulverwagen, dicht gedrängt zuſammengeſchoben; ein Train, der für eine ganze Armee ausgereicht hätte. Vornämlich fiel man über die Wagenburg auf dem Barbara-Kirchhofe her. Mehr als tauſend Soldaten liefen mit Aexten, Beilen, Hacken, Sägen, herbey oder zurück, ſich dieſe Werkzeuge zu holen und Theilnehmer zu rufen, und ein unausſprechliches Getümmel verkündete die Zerfleiſchung dieſes unüberwindlich ſcheinenden Trainhaufens. Dazu geſellten ſich bald die Weiber, Söhne und Töchter der Soldaten, oder die verwittweten Soldatenfrauen und ſolche Menſchen, die mit dem Militair in Verbindung geſtanden hatten, arme Wirthsleute, müßige Handwerker, alte Dirnen, Kinder und Greiſe, theils herbeygeſchrieen, theils durch Beyſpiel angelockt, alle mit Werkzeugen verſehen, dieſe Wagenburg zu zerhauen und zu zerſpalten.

Wer dieſen wilden, regelloſen, grimmigen Wagenſturm erblickte, der mußte ſeine ganze Kraft zuſammennehmen, Beſinnung zu behalten. Wenn zahlloſe Heerden von Krähen ſich um eine Menge todter Pferde verſammeln, laut kreiſchend und hurtig ſie zerfleiſchen, ihre Genoſſen aus der Ferne rufen, ſelbſt wegflattern, aber mit neuem Gelärm und ſtärkerem Hunger zurückeilen, und ein Räuber den andern aus der Stelle drängt, um nur begierig bald zur Beute zu gelangen, ſo daß endlich in lautem Gewimmel der ganze Fraß mit Vögeln umgeben und bedeckt iſt; ſo hat man in dieſer unedlen Vergleichung nur ein ſchwaches Bild für die tumultuariſche Zerſtörung jener Wagenmenge. Oft ſtanden ſechs, acht Menſchen auf einem Wagen und zerhieben die Leitern und Sproſſen, zehn andere zertrümmerten indeß die Speichen, Achſen und Räder, bald ſtürzte das Geſtell um, und die Arbeiter fielen zu Boden. Da zankte und ſchalt man ſich einen Augenblick, und griff aufs neue den zerbrochenen

Cadaver an, um ihn völlig zu zerreißen. Andere hatten keine Inſtrumente, und zogen, der eine das Rad, der andere die Deichſel, der dritte die Wagenleitern, ein vierter die Bretter oder die Nägel und das Eiſenwerk herunter. Es dauerte keine Stunde; ſo lagen die Wagenkaſten ſchon ohne Räder auf dem Boden. Von einer Minute zur andern ward immer mehr Platz, und man konnte ſich leichter rühren. Zwanzig Menſchen ſah man da oft an einer Lavette oder an einem Vordergeſtell oder Rumſchemmel hacken, ſpalten, zerren und arbeiten. Das Gehämmer, Geklapper und Gepolter, das Rufen, Kreiſchen und Lärmen, was dabey gehört wurde, betäubte die Ohren, und man konnte, buchſtäblich, ſein eigenes Wort nicht hören.

Auf den Gaſſen, die daran ſtießen, eröffnete ſich ein neues Schauſpiel. Die Wagenſtürmer trugen ihre Beute von dannen. Der eine Soldat trug eine Achſe auf ſeiner geſenkten Schulter, der andere ein ganzes Vordergeſtell, unter dem er zu erliegen ſchien; dieſer kollerte hurtig ein Rad vor ſich, jener ſchleppte einen zerbrochenen Wagenkaſten oder eine Deichſel hinter ſich her; bald folgte einer mit Ketten, Ringen und anderem Eiſenzeug, bald ein anderer mit einer zerſpaltenen Lavette, und ſuchten Abnehmer bey Schmieden, Stellmachern, Holzhändlern und bey allen, die bezahlen wollten. Da fuhr ein armer Tagelöhner einen Handkarren voll geſpaltener Räder und Speichen nach Hauſe; hier eilte ein altes Weib eine Schürze voll grober Späne in Sicherheit zu bringen; dort lärmte ein Troß Gaſſenbuben her, von welchen der eine dieß, der andere das errungen hatte, und ſeinen Aeltern zuführen wollte. Dazu das Rufen eines jeden:

„das iſt meine ganze Beute von dem Kriege! Wo wohnt ein Schmied? Wer will kaufen?“ und die Ausbrüche der Trunkenheit und einer ſchadenfrohen Erbitterung — das alles machte dieſe Scene eben ſo luſtig, als ſchreckenvoll.

Bey dieſen Fort- und Rückzügen ſahen die Soldaten, oder andere, die auf dem Barbara-Kirchhofe keinen Platz mehr fanden, auf der Nikolaigaſſe mehreres Kanonen- oder Traingeſchirr ſtehen, das den dort wohnenden Schmieden zur Ausbeſſerung hingefahren war. Auch dieß ward zerhämmert, zerhackt und zerbrochen, und wenn der anwohnende Meiſter es nicht abhandeln wollte, weiter getragen. Eine Legion müßiger Zuſchauer füllte dabey die Gaſſen und jeden Raum, wo noch ein Menſch ſtehen konnte, und bildete den Rahmen um dieſes drolligtolle Gemälde einer Soldatenrepublick, die in der Zerſtörung der Kriegswerkzeuge den Gemeinſinn offenbaren will.

Den Bürgern und dem Gouverneur wurde bey dieſen Exceſſen bange; den erſtern, weil ſie ſich bey dem Eintritt der Feinde vor einer Hausſuchung fürchteten, dem letzteren, weil er einen Theil der Capitulation zu verletzen glaubte, wenn er dem Sieger nicht alle Kriegsgeräthſchaften in dem gegenwärtigen Zuſtande unverletzt und vollzählig ausliefere. Er ließ daher ein Commando von Infanterie gegen die Stürmer marſchiren, um ſie mit Gewalt zu vertreiben. Kaum waren dieſe bewaffneten Soldaten angelangt: ſo wurden ſie die Beſchützer des Unfugs, und riefen: „Kameraden, laßt euch nicht ſtören, wir werden euch nichts thun; haut den Quark immer zuſammen, der Teufel holt ihn doch; gebt nur einen Schnapps her!“ Auf erhaltene Nachricht ſchickte der Gouverneur Reiter ab, welche zwar wild die Nikolaigaſſe herabſprengten, den Pöbel auf die Seite jagten, und ſelbſt einige Soldaten mit der flachen Klinge hieben, jedoch bald unverrichteter Sache zurückzogen, weil die ergrimmten Soldaten ſich theils aus ihren Holztrümmern vertheidigten und heftige Drohungen ausſtießen, theils durch Vorſtellungen ſie von der patriotiſchen Rechtlichkeit ihrer Handlung überzeugten. Selbſt mehrere Officiere eilten dahin, allein ſie wurden verlacht, geſcholten, bedroht und gemißhandelt, und mußten mehr auf ihre Sicherheit, als auf die Erhaltung der Bagagewagen denken. Nach Ueberwindung dieſer verſchiedenen Verhinderungen betrieb man die Zerſtörung mit ſo vielem Eifer, ſo großer Schnelligkeit und Genauigkeit, daß nach einigen Stunden von dieſer ungeheuren dicht zuſammengeſchobenen Wagenburg auch nicht ein Span mehr auf dem Platze geſehn wurde.

Beynahe dieſelben Scenen, daſſelbe Getümmel und dieſelben Zerſtörungen ereigneten ſich auf dem Kreuzhofe, wo von den vielen hundert Wagen auch nicht ein einziger den Feinden übrig blieb. Wenige einzelne Trümmer von Holz, denn das Eiſen hatte man ſorgfältig abgeſchlagen und verkauft, waren blos als Beweiſe der Gewaltthätigkeit liegen geblieben.

Nach Beendigung dieſer Unternehmungen eilte man auch auf die Wälle. Die Landmilizen, welche dort Wache ſtanden, konnten nichts verhindern. Hier wurden ebenfalls mehrere Lavetten beſchädigt oder zertrümmert, und Kugeln, Pulver, Mörſer oder kleine Kanonen, die man vereinigt heben konnte, in die Gräben herabgeworfen. Indeß wurden hier bald die Stürmer vertrieben, weil die Bayern zur Steuerung der Unordnung das Rikolaithor, das Magazin und zum Theil die Wälle zu beſetzen, aufgefordert wurden.

Auch das Magazin war von den Soldaten angegriffen worden. Kornfäſſer, Mehltonnen, Graupenſäcke, alle die Lebensmittel, welche dort aufgeſpart lagen, wurden eröffnet und den Kaufluſtigen überlaſſen. Die Officiere, welche den Soldaten das Verkaufen, und die Obrigkeit, welche den Wucherern das Abnehmen verbieten wollte, wurden beyde ſtürmiſch behandelt und verjagt. Man ſah ſich daher gezwungen, die feindlichen Truppen, welche den folgenden Tag erſt in die Stadt kommen ſollten, ſchon heute hereinzubitten, um das erwähnte Magazin und andere wichtige Poſten zu beſetzen.

Nebenher gab es noch andere lärmende Auftritte. Die meiſten Bürger waren heute unter die zahlloſe Volksmenge gemiſcht, welche durch die Gaſſen wimmelte. Sie beſorgten, der Feind werde die entwendeten Kriegs- oder Mund- und Kleidervorräthe von der Stadt erſetzt verlangen, ſobald es bekannt würde, daß die Einwohner etwas davon an ſich gekauft hätten, und gaben folglich ängſtlich Acht, wo ſie irgend einen Juden oder Trödler ſahen, ob er etwa in dem verſchloſſenen Pakete verdächtige Waare nach Hauſe ſchleppe. Wurde nun einer entdeckt, was ſehr häufig geſchah; ſo entriſſen die Bürger ihm ſeine gekauften Sachen, um ſie auf das Rathhaus zu tragen, und jener vertheidigte hartnäckig ſein Eigenthum, nannte den Officier, von dem, und den Preis, um welchen er es geſchachert habe, worauf es denn zu heftigem Wortwechſel und ſchnell auch zum Handgemenge kam, worin der Beſitzer unterliegen mußte. Der Zulauf und das Gedränge, mit Lärm und Getümmel verbunden, wurden durch ſolche Gaſſenſtückchen gewaltig vergrößert.

Bald ſtieß man hie und da auf einzelne Gruppen, die ſich um Soldaten- und Unterofficierweiber mitleidig herumgezogen hatten. Dieſe weinten und klagten, und wußten ihrer Noth kein Ende. Sie verloren jetzt ihre Männer, ihre Wohnungen und ihren Unterhalt. Die Gefangenſchaft ihrer ehelichen Gatten ſchien ihnen ſchrecklicher, als der Tod zu ſeyn: „Mein Mann hat dreyßig,“ eine andere: „meiner hat vierzig,“ eine dritte: „meiner hat fünfzig Jahre gedient, und nun muß er zum Lohne ſich nach Frankreich ſchleppen laſſen!“ ſchrieen ſie. Dazwiſchen trat nun etwa bald ein derber Muſketier, der alle Kreuzwetter zuſammenfluchte, und ſich noch heute erſchießen wollte; oder ein anderer, der einen Bayer, welcher in die Stadt ſchon hereingeſchlüpft war, vertraulich unter den Arm gefaßt hatte, und einmal über das andere ausrief: „Bruder, es leben die Bayern, hol' der Teufel die Hundsvötter; ich habe mich als ein braver Kerl gehalten, wär' es auf mich angekommen, ihr hättet vor den Thoren krepiren müſſen.“ Da bot etwa noch ein Kriegsheld eine Pfeife, oder ein Paar Sporn, oder ſonſt ein Werkzeug oder Kleidungsſtück zum Verkauf aus; oder ein anderer klagte ſo traurig über die bevorſtehende Reiſe, daß man ihm gerührt ein Zehrgeld mittheilte. Eine ſo krauſe, bunte, luſtig-klägliche Mannichfaltigkeit der kontraſtirendſten Lebensſcenen wird man ſelten auf dieſe Art neben einander treffen.

Man ſah an dem heutigen Tage wenig preußiſche Officiere, und die ſich zeigten, ſchienen ſehr eilfertig zu ſeyn. Wenn ſich ja einer wo aufhielt, ſo hörte man gewiß auch dieſen ſeine Unzufriedenheit äußern, und beſonders darüber klagen, daß bereits noch keiner die Capitulation geſehen habe. Die Officiers wurden noch mehr aufgebracht, als ſie den Tagesbefehl erhielten: „Abends um 6 Uhr werden die Wachen abgelöſt, und unſeren Officieren wird angedeutet, daß Morgen früh um halb acht Uhr ausmarſchirt wird. Sie haben daher ihre Bagage in Bereitſchaft zu halten, um gleich nach ausgefertigten Päſſen abreiſen zu können.“ Sie alle kannten nicht eher den Inhalt der Capitulation, bis ſie Gefangene waren.

Gegen Abend wurde das Gewühl der Menſchen aus allen Claſſen, Ständen und von jedem Alter etwas ruhiger, und die Soldaten gingen, nach vollbrachter Vernichtung vieler tauſend Kriegsgeräthſchaften, zufrieden mit dem Gewinn, den ſie daraus gezogen hatten, in die Bier- und Brantweinhäuſer und zechten, um ihres Kummers, ihrer Schande, ihres künftigen Elends auf einen Augenblick zu vergeſſen. Kein billiger Mann konnte ihnen dieſe erzwungene Freude mißgönnen.

Die Unordnungen und Verwüſtungen, wodurch kein Bürger in Schaden kam, ſondern eigentlich dem Feinde die aufgehobene fette Beute geſchmälert wurde, hatte indeß Beſorgniſſe vor noch größeren Ausſchweifungen erregt. Die Polizey befahl mit Einbruch der Dämmerung die Thüren zu ſchließen. Jedoch verging die Nacht ruhig, und kein Soldat erlaubte ſich irgend einen Eingriff in das Guth oder das Recht der Bürger. Bloß die Wachen auf dem Bürgerwerder erregten einige Aufmerkſamkeit, weil ſie alles Pulver, das ſie dort etwa noch vorfanden, in kleinen Quantitäten, von Zeit zu Zeit, während der Nacht, auffliegen ließen. Man ſah mit Bewunderung oft den Himmel mit einem Blitz erleuchtet, ohne einen Donner zu hören; bald errieth man die Urſache und ging zu Bette.

Am folgenden Tage wurden, zur Verhütung aller Störungen, die Soldaten frühzeitig verſammelt und in Ordnung geſtellt. Der fürchterliche 7te Januar war angebrochen, wo die feindlichen Truppen mit klingendem Spiele in die Stadt einziehen ſollten. Bereits hatten ſich den vorigen Tag ſo viele franzöſiſche Officiere und Gemeine, ſo wie Bayern und Würtemberger, zum Theil mit, zum Theil ohne Waffen, in der Stadt gezeigt, daß die Einwohner ſchon an ihren Anblick gewöhnt waren. Die theilnehmenden, wehmüthigen Empfindungen derſelben hingen jetzt an ihren ſcheidenden Landsleuten, die gegen das Ende der Belagerung ſich ſo muthig und tapfer bewieſen hatten, und jetzt zur Belohnung in die Gefangenſchaft wandern mußten. Die unendliche Menge von Zuſchauern füllte alle Gaſſen, durch welche ab- oder einmarſchirt wurde.

Die Preußen ſtanden in der langen Nikolaigaſſe längs herunter, zum Theil auch auf dem Paradeplatze und der Wind- und Ochſengaſſe. Sie mußten hier beynahe drey Stunden verweilen, ehe ſie ausrückten, weil theils mehrere bayerſche Regimenter, die während dieſer Zeit zum Nikolaithore herein und die Rauſchengaſſe heraufziehen, und die Poſten ſammt und ſonders in der Stadt beſetzen ſollten, zu ſpät eintrafen, theils weil, wie oben erzählt werden, mehrere Preußen von ihren Officieren noch ihre Löhnung verlangten, und vor ihrem Ausmarſch befriedigt ſeyn wollten.

Bey dieſem langweiligen Halten leerten die meiſten ihr Schnappsfläſchchen, das ſie ſich zum Bedarf ihrer Reiſe hatten füllen laſſen, und liefen, wenn ſie es ausgetrunken hatten, in die benachbarten Häuſer, um es wieder zu füllen und wieder auszutrinken. Viele verweilten auch wohl in den Schenkſtuben, und genoſſen ihr Frühſtück in größerer Behaglichkeit. Alle hatten, noch ehe ſie angetreten waren, gewiß ihren Schnapps verzehrt, und der oft wiederholte Genuß deſſelben, veranlaßt durch die lange Weile, und befördert durch einen bitteren Unwillen über ihr bevorſtehendes Schickſal, vollendete um ſo leichter eine faſt allgemeine Berauſchung.

Die von Brandtwein, Zorn und Verzweiflung erhitzten Preußen wurden nun von einem Augenblicke zum andern immer unruhiger, wilder und lärmender. Die Officiere, welche durch Zureden, denn an Drohung oder Gewalt war nicht zu denken, ihr ungeſtümes Geräuſch mäßigen wollten, ſchlichen jetzt behutſam neben ihnen hin und her, und eilten am Ende wohl bald wieder in ein Haus oder zu einer großen Verſammlung ihres Gleichen, um den Schimpfreden und Verfluchungen zu entgehen, welche aus der wimmelnden, langen Reihe der Soldaten ihnen nachgeworfen wurden. Indeß muß man zur Steuer der Wahrheit hiebey bemerken, daß doch manche Officiere, welche ſich durch ihren bewieſenen Muth und ihre menſchliche Behandlungsart Achtung erworben hatten, von den trunkenen Soldaten mit gerechter Ehrerbietung empfangen wurden. Was ein ſolcher ſagte, ward auf der Stelle befolgt, wo er ging, herrſchte Ruhe und Ordnung; wenn er davon ging, und ein anderer, von weniger Anſehen an ſeine Stelle trat, erneuerte ſich das vorige Getümmel.

Man hörte da aus dem dumpfen Gelärm dieſen und jenen ſagen: „das iſt auch ein ſolcher Hallunke, ein ſolcher Spitzbube; jener da aber war ein braver Kerl, ein tüchtiger Officier.“ Auch die Unterofficiere hatten größtentheils Liebe und Anſehn; aber wo ein Feldwebel geſehn wurde, da ſprudelte man vor Erbitterung.

Während daß nun einer fluchte, der andere ſchimpfte, der dritte jubelte und jauchzte, der vierte ſeinen Plan öffentlich mittheilte, wie er auf dem Marſche entkommen wolle, und andere von Bürgern, Mädchen oder Frauen, die als Zuſchauer auf beyden Seiten im Gedränge erkannt wurden, Abſchied nahmen, beſchäftigten ſich alle mit einer raſenden Zerſtörung der Waffen, die ſie bald dem Feinde überliefern ſollten. Jeder Eckſtein, jeder hochſtehende Kieſel auf dem Straßenpflaſter, jeder ſteinerne Auftritt eines Hauſes, mußte zu einem Amboß dienen, auf dem ſie ihre Gewehre zertrümmerten. Die wenigſten hatten dieſen Morgen ihre eiſernen Ladeſtöcke und unverſehrte Schlöſſer an den Musketen mitgebracht. Wer aber jetzt noch ein vollſtändiges Gewehr trug, der übte die Schadenfreude, es unbrauchbar zu machen. Das Stampfen, Schlagen, Stoßen und Anſchleudern gegen die Straßenſteine erregte ein entſetzliches Geklapper. Bald waren meiſt alle Kolben von den Gewehren abgeſchmettert, die Schlöſſer abgeſchleudert oder verdorben, die Bajonette halb eingeknickt oder völlig verkürzt, und jeder, der nach langer Anſtrengung endlich ſeine Wuth geſättigt hatte, frohlockte darüber mit erzwungenem Hohngelächter. Bisweilen traten zwey Musketiere gegen einander, griffen ihre Gewehre am Ende des Laufes, und ſchleuderten die zwey Kolben ſo lange gegen einander, bis ſie in

Stücken zerborſten. Andere zogen ihre Seitengewehre, preßten ſie zwiſchen den Pflaſterſteinen in die Erde, brachen ſie durch, und ſteckten den Reſt der Klinge wieder in die Scheide. Die meiſten Reiter, aus Huſaren, Dragonern und Küraſſieren beſtehend, trugen verkürzte Säbel und Pallaſche, und wer noch ein unverſehrtes Seitengewehr führte, ärgerte ſich darüber. Ein ſolcher hieb dann vom Pferde herab auf die Steine, brach da entweder, mit Gefahr der Umſtehenden, die Spitze ab, oder bog die Klinge krumm. Piſtolen waren unter keinem Sattel zu finden, und die Karabiener größtentheils unbrauchbar gemacht. Selbſt bis auf die Einſchneidung der Patrontaſchen und des Riemzeuges hatte ſich die ſpekulative Rache verbreitet. Man bemerkte wenige Trommeln, die vorhandenen reichten nur hin, nothwendig bey dem Ausmarſch den Takt anzugeben. Die übrigen waren ſchon den vorigen Tag von den Tambours verkauft worden.

Wer nun von den Zuſchauern an die ehemalige Pracht, Ordnung, Eleganz und Haltung des preußiſchen Militairs zurückdachte, mußte bey dem Anblick dieſer abziehenden Krieger einen ſchreyenden Kontraſt finden. Die Flintenläufe ohne Kolben und Schlöſſer, waren mit Roſt überzogen, weil ſie zwar anhaltend gegen den Feind gebraucht, aber nicht während der Belagerung geputzt worden waren. Die Soldaten trugen ſodann über ihrer Uniform theils weiße, geärmelte, vorn zuſammengeknöpfte, weite Ueberröcke, mit blauen Kragen, oder dieſelben Mäntel aus blauem Tuch, mit rothen Kragen, beyde von Koth beſchmutzt, da ſie dieſen bey ihren Tag- und Nacht-Wachen auf den Wällen und bey der naſſen Witterung nicht hatten vermeiden können. Aus dieſen blauen und weißen Mänteln traten die Beine hervor, bis auf die Ferſe mit beſchmierten, weiten, langen Pump- oder Ueberknöpfhoſen, aus Tuch oder Leinewand, umſchlottert, ſo daß man keine Kamaſche darunter bemerken konnte. Man würde die ganze ausziehende Beſatzung für eine Heerde bewaffneter Bauern gehalten haben, wenn nicht die mit weißen Borden verſehenen, dreyeckigen Hüthe, die indeß, wie im Trunk gewöhnlich, verkehrt, ſchief und quer, bald mehr, bald minder auf die Seite oder auf den Hinterkopf gezerrt, hingen, eine gewiſſe militairiſche Einheit angezeigt hätten. Auch aus ihren Torniſtern und Patrontaſchen würde man dieſe nicht erkannt haben.

Nachdem endlich die erwarteten bayerſchen Regimenter durch die Reußſche Gaſſe in die Stadt gerückt waren, erfolgte der Abmarſch der Preußen. Sie gingen durch ein Spalier bayerſcher Füſeliere und würtembergiſcher Jäger, die das Nikolaithor beſetzt hatten, und das Hinausdringen aller Civilperſonen abhielten. Zuerſt rückten die Reiter aus, der eine langſam, der andere im Galopp, bald ſtumm, bald laut aufjauchzend, dann folgte das Regiment Thiele, mit Kanonen und klingendem Spiele, und die übrigen Bataillone. Von dem Spiele wurde in dem Getümmel beynahe gar nichts vernommen, das Gelärm, Rufen und Schreyen der Soldaten übertönte alle Trommeln und Pfeifen. Den Generalen, welche langſam dieſen traurigen Weg hinausritten, ſah man den Druck und den ſtillen Schmerz an, den ſie in ihren Herzen empfanden. Endlich beſchloſſen die bejahrten Landmilizen und Invaliden mit langſamem Gange den Zug. Dieſe trugen unbeſchädigte Gewehre, und tiefer Kummer

lag

lag auf ihren bleichen, faltigen Geſichtern. Sie hatten unter Friedrich dem Großen Europa in Erſtaunen geſetzt, jetzt mußten ſie am Rande des Grabes ihre kahlen Scheitel mit Schande bedecken laſſen. Ihr Anblick war herzzerreißend und rührend!

Auf dem Glacis erfuhren alle ihr Schickſal. Waffen, Pferde, Patrontaſchen wurden abgegeben, und alle Soldaten, außer den Jägern, Landmilizen und Invaliden als Kriegsgefangene nach Liſſa und ſo weiter nach Frankreich abgeführt. Unterweges wurden indeß alle Beweibten in ihre Heimath entlaſſen. Die Jäger kehrten zu ihren Herrſchaften, die Landmilizen auf ihre Dörfer, die Invaliden in die Stadt zurück, alle unter der Bedingung: nicht wieder gegen die Franzoſen und ihre Alliirten ſich gebrauchen zu laſſen. Die Officiere erhielten, wenn ſie nicht in Breslau anſäßig und beweibt waren, Päſſe, und reiſten auf ihr Ehrenwort auf beſtimmte Plätze.

Nachdem nun auf dieſe Art die Preußen Breslau verlaſſen hatten, zog die ganze feindliche Armee in größter Parade durch die Stadt, um ſich nach Schweidnitz zu verfügen. Etwa 10000 Mann ſelbſt blieben als Beſatzung in der Stadt. Die gaffende Neugierde die ſtaunende Bewunderung, die ſchreckenvolle Bekümmerniß waren unter die Zuſchauer vertheilt. Viele edle, manche niederträchtige Menſchen machten ſich unter ihnen kenntlich. Zu letzteren mußte man diejenigen zählen, welche ſich ſogleich bey den feindlichen Truppen dadurch einſchmeichelten, daß ſie auf die Preußen ſchimpften, über ihre Unordnung klagten; hingegen die einziehenden Truppen in den Himmel hoben, und ſie bey jeder Gelegenheit: unſere Leute nannten. In dieſelbe Nummer gehörten auch diejenigen, welche überall, wo ſie etwa mit einem feindlichen Soldaten in Geſpräch geriethen, erklärten: „wir ſind euch nun unterworfen, wir müſſen Gott danken, wenn ihr uns das Leben laßt, ihr könnt nun machen, was ihr wollt!“ Dieſer Pöbeltroß mußte jeden rechtlichen Mann anekeln. Der größere Theil der beſſeren und gebildeten Einwohner benahm ſich würdig und männlich, man gab ſeine ſtille Trauer auf eine anſtändige Weiſe zu erkennen. Man beſuchte weder Theater noch öffentliche Geſellſchaften, man veranſtaltete weder Bälle noch Illuminationen, man ſchimpfte nicht, man lobte nicht; bloß die Breslauer Zeitung war aufgeblaſen von den ſüßeſten Vorgefühlen der einziehenden Glückſeligkeit, und poſaunte es mit der lächerlichſten Anſtrengung aus, jedoch in einem ſo ſchwülſtigen Marktſchreierton und in einem ſo rohen Pöbelgeſchmack, daß ihre Tiraden mehr für Satire, als für Wahrheit gelten konnten.

Nachdem der Herr von Thiele einigemal von dem neuen franzöſiſchen Gouverneur bewirthet worden war, verließ er die Stadt. Die jetzigen Leiden der Stadt, die unter ihren koſtbaren Einquartierungen, Lieferungen und Dienſtleiſtungen ſeufzte, waren zu drückend, als daß man ſo aufmerkſam hätte ſeyn können, ihm für ſeine Vertheidigung der Veſtung zu danken. Das laſtende Elend verleitete manchen Bürger zur Undankbarkeit und bitteren Tadel. Wenn er auch ſein Verhalten bis zum 26. December mit Bewunderung pries, ſo fand er doch ſein nachheriges Betragen verdächtig. Nur diejenigen, welche durch den Einmarſch der Feinde gewannen, waren vergnügt, doch ohne des Beförderers ihres Glücks zu gedenken. So wurde der eine vielleicht ungerecht, und der andere vergeßlich, weil die Wünſche des einen gar nicht, und die Begierden des andern zu ſpät erfüllt worden waren.

Die wieder geöffneten Thore reizten zu heftig, die lang entbehrten Genüſſe eines freyen Spazierganges aufzuſuchen. Die vielen Ruinen in der Stadt ſelbſt, und die Erinnerung an die hohen Gluthen, welche um die ganze Stadt während der Belagerung gelodert hatten, erregten, noch ehe man die Mauern verließ, das Vorgefühl von dem gräßlichen Anblick der Vorſtädte, die man beſuchen wollte. Da trat man in eine zerſtörte Welt, in der man ſich nicht mehr zurecht finden konnte, ſo gut man darin ſonſt Beſcheid wiſſen mochte. Schutt, Steinhaufen, nackte Brandmauern, ausgebrochene Wände, Kohlen und Aſche, und hoch über dieſen öden, ſchauerlichen Ruinen die langgeſtreckten, hagern Schornſteine, welche den Verluſt ihrer Bedeckungen und Hüllen, die das Feuer ihnen geraubt hatte, zu bedauern ſchienen; Wüſteneyen, umgeſtürzte Herrlichkeiten, Menſchenleere und Grabesſtille — das alles fand man in dieſen ſonſt ſo blühenden, frohen und lebhaften Vorſtädten wieder. Hier und dort ſah man ein halb- oder zum Theil eingeſtürztes Haus, hier die Gärten von ihren Zäunen entblößt, da zerſchoſſene Planken, und ſelten in dieſer Schaubühne des Jammers ein Hüttchen oder Gartenhaus, das, wenn gleich durch Kugeln beſchädigt, doch von dem Feuer verſchont geblieben war.

Alle Häuſer, welche am Glacis ſtanden, waren durchaus weggebrannt, und da war die Verwüſtung bis auf den Grund gedrungen. Je weiter man ſich von der Veſtung entfernte, deſto mehr fand man noch unverſehrte, einzelne Stuben oder Hintergebäude, Ställe und andere Schirmdächer, halb oder ganz gerettet, wo die Menſchen zuſammengedrängt jetzt wohnten. Hie und da war eine Kammer von dem ganzen Hauſe, oder eine Unteretage, ein Gewölbe oder Keller noch übrig geblieben; darin hauſeten jetzt mehrere Familien, die ſonſt geräumig in verſchiedenen Häuſern wohnten. Hie und da hatte man ſich Hütten aus Bretern gebaut, und rund um Mauerſteine aufgeſetzt; andere waren in der Erde verborgen, in welcher ſie ſich tiefe Gänge gegraben hatten. Die meiſten hatten Hausrath, Betten, Kleider, Vieh und zum Theil ihre Geſundheit verloren. Manche gruben und wühlten unter dem Gemäuer, den Kohlen und Kalkhauſen umher, in der Abſicht, vielleicht noch etwas geſchmolzenes Metall, Eiſenwerk oder andere Dinge zu finden. Jene hatten ihre Schätze in die Keller verborgen, die wenigſten fanden ſie dort wieder; entweder waren die Flammen oder die Feinde hineingedrungen. Viele Menſchen waren erſchoſſen, viele verkrüppelt worden. Viele waren jetzt Bettler geworden, die ſonſt wohlhabende Leute zu ſeyn ſchienen.

Bey dieſem allen mußte man ſich wundern, nicht mehr und lautere Klagelieder zu hören. Obgleich ſo mancher Armer hinter den Trümmern hervorſprang, und den Vorübergehenden, welcher zwiſchen Gräbern zu wandeln glaubte, plötzlich aus ſeinen Betrachtungen weckte; ſo war doch die Zahl eigentlicher Bettler nicht bedeutend. Unſtreitig hatten ſie ſich auf die nahen und fernen Dörfer begeben oder in der Stadt einzeln zerſtreut. Die andern Unglücklichen ſchienen gefaßt zu ſeyn, und ſich in ihr Elend mit Geduld ergeben zu haben. Es war ſchon manche Woche ſeit der Vernichtung ihres Obdachs und ihrer Gewerbe verfloſſen, in dieſen waren ihre Thränen ausgeweint, ihr Schmerz abgeſtumpft, und ihre Wehmuth etwas gemildert worden. Schon ſah man hie und da einen Tiſch über dem Schutt aufgeſtellt, und Semmeln, Kuchen und Branntewein feil haben, um eine Kleinigkeit zu verdienen. Dort kaufte oder verkaufte man halbverbrannte, zuſammengetragene Balken, Säulen und Sparren, oder Steine, Thüren, Eiſen und andere vorgefundene Materialien, und zeigte, daß Hoffnung und Thätigkeit zurückkehrten.

Man konnte nicht umhin, nach Betrachtung dieſer verheerten Vorſtädte, die Schanzen und Laufgräben zu beſehen, aus welchen der Feind ſo lange die Stadt geängſtigt hatte, ohne daß er ſelbſt deutlich geſehen wurde. Der Anblick dieſer Werke machte eben ſo neugierig als traurig. In dieſen Laufgräben waren auf der einen und auf der andern Seite tiefe Keller hinabgegraben, wo die feindlichen Truppen des Nachts und bey naſſer unfreundlicher Witterung gelegen hatten. Sie waren reichlich mit Stroh, mit Betten und Kleidungsſtücken gefüllt, und der Eingang war nicht ſelten mit Thüren verſchloſſen. Die letzteren hatte man größtentheils aus den Häuſern der Vorſtädte geraubt, ſo wie die Betten und Kleider und den übrigen Hausrath, der zerſtreut herumgeworfen da lag; Stroh, Reißholz, Breter und andere Nothwendigkeiten hatten die benachbarten Dörfer liefern müſſen. Viele dieſer Höhlen waren von geräumigem Umfang, ſo daß man ſie mit Stuben vergleichen konnte. Man hatte Feuer darin gebrannt, und durch einen Rauchfang den Dampf abgeleitet. Die Decke beſtand aus Bretern, Balken, Thüren, Reiſig, über welchem eine ſo hohe Schicht Erdreich hochaufgeworfen lag, daß keine Bombe durchſchlagen konnte. Schüſſeln, Töpfe, Löffel, Flaſchen, Lampen, Kugeln und Holz lagen vor den Eingängen. Alle dieſe entwendeten Sachen möchten manchem Armen Thränen, Schmerz und Schläge gekoſtet haben.

Die Landleute hatten dieſe mühſeligen Werke aufwerfen müſſen. Viele derſelben waren bey der Arbeit erſchoſſen worden. Die Noth hatte ſie gezwungen, gegen ihre Landsleute zu dienen; dieſe waren genöthigt, ſich zu vertheidigen und ſie zu morden. Dachte man an dieſe Gräuel, und ſah man dort das geraubte Guth unglücklicher Menſchen größtentheils zerſtört, zerbrochen oder vermodert; ſo verlor man die Neugierde, weiter zu gehen, und überall Veranlaſſung zu derſelben Betrübniß zu finden. Das ganze Feld, durch welches die Laufgraben gingen, war dicht beſäet mit Kartätſchen, Kugeln, Granaten und Bruchſtücken, zerplatzten Bomben und anderen Brandkugeln, die aus der Veſtung herausgeſchleudert wurden. Viele unter dieſen hatten dem Feinde wehe gethan *).

Wer nun, von dem Anfang der Belagerung an, die Angſt, Bekümmerniß und Noth der Einwohner, ihren guten Willen und Eifer in der einen, und ihre Nachgiebigkeit und Verzichtleiſtung in der andern Zeit beobachtet; ferner den bedenklichen, gefährlichen Zuſtand der

---

*) Wie man ſagte, ſollte der Verluſt deſſelben ſich auf 3000 Mann belaufen.

Garniſon in der erſten, und ihre unvermerkte Beſſerung in der zweyten Periode; nicht minder das früherhin lobenswerthe, tapfere und nur ſpäterhin ſchüchterne und behutſame Verhalten des Gouverneurs bemerkt; ſo wie alle die ſchauervollen, rührenden und wegen ihres ſchrecklichen Nachtheils ſo traurigen Auftritte, Scenen und Eindrücke, die eine immer ſteigende Beängſtigung erzeugten; wer das furchtbare Schauſpiel eines faſt nie aufhörenden Bombardements bey Tag und Nacht mit allen ſeinen Schönheiten und Gräßlichkeiten angeſehn; die große Zahl verwundeter und getödteter *) Bürger, die während der Schreckenszeit noch für größer, als ſie wirklich war, angegeben wurde, bedacht, und endlich den entſetzlichen Schaden an Kirchen, öffentlichen Gebäuden, Klöſtern und beſonders Privatwohnungen und die Menge gehäufter Ruinen in der Stadt; zugleich die Erbarmen erregenden Brandſtätte außer derſelben, wo zwey Kirchen in Aſche, vier andere halb zertrümmert und ſtark beſchädigt, und über 1000 Privatwohnungen in Schutt und Steinhaufen verwandelt ſich zeigten **), betrachtet hatte; — der mochte, wie viele ſchon bey dem Anfange der Vertheidigung thaten, jetzt die Frage aufwerfen: konnte man nicht vorausſehen, daß Breslau ſich nicht lange werde vertheidigen können? Und wenn man dieß mit Gewißheit erkannte und keine zuverläßige Hoffnung auf Entſatz hatte: war es da nicht unbeſonnener Uebermuth, ſo viel Verwüſtungen, Unheil und Schrecken in der Stadt anrichten zu laſſen, und ſelbſt ſo grauſame

---

*) In allen waren von den Einwohnern an 200, von der Garniſon 150 das Opfer geworden.

**) Man rechnet den ſämmtlichen Schaden auf 4 Millionen.

Verheerungen in den fünf Vorſtädten zu verbreiten? Wäre es nicht vernünftig geweſen, bey den erſten, ernſtlicher Anſtalten der Feinde ſogleich die Stadt zu übergeben, und den Einwohnern dadurch ſo bedeutende Einbuße an ihrer Habe und Geſundheit zu erſparen, und den beſtehenden *) Wohlſtand zu erhalten, da nach den blutigſten Opfern und den zerſtörendſten Anſtrengungen doch die Feinde ihren Zweck erreichten und erreichen mußten?

Dieſe Fragen aufwerfen, und darauf eine bejahende Antwort erwarten, würde, wenn es ernſtlich damit gemeint wäre, gewiß eine eben ſo vorlaute Unwiſſenheit und Unkunde der menſchlichen Angelegenheiten überhaupt und der bürgerlichen Pflichten insbeſondere gezeigt haben, als es das unverſchämteſte Beyſpiel eines ſelbſtſüchtigen Eigennutzes und die ſchmutzigſte Verſunkenheit verdorbner Zucht, Ordnung und Sittlichkeit verkündet hätte. Man hätte ſich aus aller Verbindung mit einer Geſellſchaft Menſchen herausdenken, und ſich auf eine wüſte Inſel des großen Weltmeers verſetzen müſſen, wenn man eine ſolche Berathſchlagung für conſequent und rechtlich hätte halten wollen. Dem Bürger eines ſonſt glücklichen Staates müßten ſolche Fragen und Antworten ſchändende Verachtung und den Verluſt ſeiner Rechte und ſeines Eigenthumes zuziehen, weil ihm der Staat beydes, Rechte und Beſitzthümer, nur unter der Bedingung erwerben ließ, daß er im Fall der Noth zur Erhaltung des Ganzen und nicht zur Zerſtörung deſſelben beytragen werde. Es gehört nur wenig Ueberle-

---

*) Die blühendſten Fabriken und Etabliſſements waren in den Vorſtädten.

gung dazu, um die Pflicht und die Nothwendigkeit einzuſehen, daß auf einem Schiffe, bey einbrechendem Sturm, jeder einzelne Mann in demſelben dem Befehle des Befehlshabers folgen und alle Kraft anwenden müſſe, das Eindringen der brauſenden Wellen zu verhindern, und daß derjenige, welcher, ſtatt den Wogen möglichſt zu wehren, ihnen vielmehr muthwillig einen freyen Eingang eröffnet, mit allem Fug und Recht von der übrigen Mannſchaft über Bord geworfen wird, ſo gewiß er auch verſichert, und ſo unwiderruflich ſeine Verſicherung auch eintreffen möge, daß alle Arbeit und Anſtrengung vergebens ſey, und die Fluthen des anſtrömenden Meeres doch am Ende in den Schifferaum einſtürzen würden. Dieſelbe Bewandniß hat es mit dem Staate.

Jede Gemeinde, ſie heiße Dorf, Flecken, Stadt oder Veſtung, iſt als Mitglied des Staates verbunden, bey einem entſtandenen Kriege die vordringenden Abtheilungen des feindlichen Heeres aufzuhalten, und nach Möglichkeit ihre Fortſchritte zu erſchweren. Wo keine Waffen und Vertheidigungsmittel vorhanden ſind, löſet ſich dieſe Verbindlichkeit von ſelbſt. Eine befeſtigte Stadt, mit bewaffneter Mannſchaft verſehen, kann, ohne die boshafteſte Pflichtvergeſſenheit, nicht anders, als bis alle Kräfte erſchöpft ſind, und eine längere Vertheidigung unmöglich iſt, in die Hände des Siegers fallen. Hier iſt eben ſo wenig, als auf dem Schiffe im Sturmwind, die Frage erlaubt: „Wird die Stadt ſich lange vertheidigen können? Wird bald oder ſpät Hülfe herbeyeilen? Wird nicht in oder außer den Mauern große Verwüſtung angerichtet werden?“ Dem Orte wurden Waffen, Wälle, Graben und Mauern verliehen; ſein Zweck iſt jetzt, ſey es mit, ſey es ohne Hoffnung, eine Klippe zu ſeyn, den feindlichen Herſturz zu ſchwächen, aufzuhalten, zu zertheilen, um dem übrigen Lande Friſt zu geben, Vorbereitungen zur gänzlichen Vertreibung des allgemein drohenden Unglücks zu treffen. So wie der Arzt den Krankheitsſtoff bisweilen vorzugsweiſe nach einer Stelle hinleitet, und ſeine ſchmerzlichen Wirkungen daſelbſt zu fixiren ſucht, um den übrigen Körper von der Schwäche zu heilen, und, wo möglich, denſelben ſo zu ſtärken, daß er nach und nach auch aus dem jetzt leidenden Gliede das kränkende Gift ausſtoßen kann, ſo baute die Regierung Veſten, um den Feind dort einſtweilen zu beſchäftigen, bis ſie ſelbſt wieder die nöthigen Kräfte geſammelt habe, denſelben auch von dem bedroheten Orte zu verjagen. Hie und da ſchlagen bisweilen die Verſuche fehl; dort wird endlich ein Glied, hier eine Stadt zerſtört und von ihrem Körper getrennt: aber nichts deſto weniger war es billig, daß beyde, als das Kleinere, ſich für das Größere aufopferten.

Alle kaufmänniſche Berechnungen und vorwitzige Klügeleyen, ob, wann, und wie der Fürſt einer belagerten Stadt zu Hülfe kommen werde, ſind Verbrechen. So lange noch ein Brod und eine Kugel vorhanden iſt, muß ſich eine Veſtung vertheidigen. Weichliches Mitleid und ſchonende Nachgiebigkeit gegen diejenigen, welche unverſchuldet jetzt Elend dulden, ſind zur unrechten Zeit angewandt, und ſind unverzeihliche Schwächen. Der Krieg ſelbſt iſt eine Verläugnung alles Menſchengefühls, und wer da glaubt, in den Waffen den Ruhm einer zärtlichen Delikateſſe zu verdienen, iſt für das Ganze viel grauſamer, als wenn er mitten im Frieden das Banditenhandwerk oder Mordbrennerey ausübte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Fürſt wünſcht, eilt, arbeitet, um einer von ſeinen bedrängten Veſtungen zu Hülfe zu kommen, weil ſein und der Unterthanen Intereſſe eins und daſſelbe iſt. Tauſend Hinderniſſe und Schwierigkeiten können ihn abhalten, zur Zeit der höchſten Noth einzutreffen, aber je länger ſich jeder beveſtigte Ort wehrt und Widerſtand leiſtet, deſto leichter kann er ſich rüſten, und deſto weniger Plätze gehen indeß verloren. Dieſe wenigen werden Päſſe von Thermopilä, die indeſſen einem großen Theile des feindlichen Heeres den Untergang bringen und die übrigen ermüden. Mit weniger Menſchenblut werden alsdann wenige Veſtungen wieder eingenommen, als wenn alle verſchanzte Städte des Landes auf's neue erobert werden müſſen. Die Einwohner eines ſolchen beveſtigten Ortes, die bey einer Belagerung ſogleich aller ſicheren Nachrichten beraubt und größtentheils mit unvortheilhaften Zeitungen über ihren Landesherrn abſichtlich getäuſcht und muthlos gemacht werden, handeln daher eben ſo pflichtwidrig, als ſtrafbar und vorwitzig, wenn ſie, in dem Glauben an die Unfehlbarkeit ihres politiſchen Calculs, auf zeitige Hingabe dringen, weil eben ſo oft unvorhergeſehene günſtige Ereigniſſe und glückliche Wendungen die Hülfe zu einer Periode beſchleunigen können, in der man ihr Ankommen für unmöglich hielt, als in einer andern Zeit, in der man mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit auf einen baldigen Entſatz rechnete, die Hülfstruppen durch eine Menge unüberwindlicher Hinderniſſe verzögert werden. Uebrigens iſt keine Veſtung auf der Welt, die nicht bey fortgeſetzter Sperrung und Beängſtigung eingenommen werden ſollte. Nur dieß verlangen die Pflicht, die Treue, der Fürſt, das Vaterland, daß ſich ein ſolcher Ort bis auf das Aeußerſte vertheidige und die Möglichkeit erleichtere, den Staat zu retten.

Die ſchaamloſeſte Pflichtvergeſſenheit, die dümmſten Verrechnungen einer ohnmächtigen, zitternden Feigheit, und eine unvernünftig-ſchonende Menſchlichkeit gegen reiche wohlhabende Bürger, brachten die Vollendung jenes grenzenloſen Unglücks über die preußiſchen Staaten, unter denen die troſtloſen Bürger ſeufzen und lange ſeufzen werden. Es wurden ohngefähr binnen einem Monat 7 bis 8 Veſtungen von den Franzoſen beynahe ohne Schwerdtſchlag eingenommen. Man berechne, welche lange Zeit, wie viel Menſchen es dem Feinde gekoſtet hätte, wenn dieſe Oerter ernſtlich vertheidigt und regelmäßig belagert worden, und wie leicht es dem König geworden ſeyn würde, unter dieſer Vorausſetzung wieder eine furchtbare Armee zu ſammeln, und dem Feinde die Spitze zu bieten! Plaſſenburg und die Veſtung Erfurt konnten ſich wenigſtens zwey Monat, Hameln und Nienburg vier, Magdeburg acht, Spandau und Stettin zwey Monat, Küſtrin und Glogau wenigſtens 5 Monate halten. Wenigſtens ein Jahr würde hingegangen ſeyn, um dieſe Plätze zu erobern, wenn ihre Befehlshaber Muth, Kraft und Patriotismus gefühlt hätten. Je länger die erſteren Veſtungen belagert wurden, deſto mehr wurden die letzteren verproviantirt und zugerüſtet, und deſto ſchwieriger und langweiliger ihre Einnahme. Hätte der Feind dieſe Oerter hinter ſich liegen laſſen, ohne ſie einzuſchließen, ſo würde bald in ſeinem Rücken eine furchtbare Armee aufgeſtanden ſeyn.

Mußte er ſie belagern, und wollte er dieß auf einmal thun, ſo war er genöthigt, wenigſtens 130,000 Mann zu dieſem Dienſt zu vertheilen, und folglich ſeine Armee um ein Beträchtliches zu ſchwächen. Magdeburg würde allein 40,000 Mann erfordert haben, weil die Zahl der Beſatzung an 22,000 Mann betrug, und ein ſchwaches Belagerungscorps leicht hätte vertreiben können.

Wie leicht würde es da dem König geworden ſeyn, hinter der Oder wieder feſten Fuß zu faſſen, und eine neue Armee zu ſammeln. Wenigſtens hätte er hier die ruſſiſche Hülfe erwarten können. Aber die Gewiſſenloſigkeit der Gouverneure in jenen verſchiedenen Veſtungen fand zu viel Belohnung in der Schande, als daß ihnen die unbefleckte Ehre der Tugend und der Ruhm eines thatenvollen, verdienſtlichen Lebens noch etwas gegolten hätte. Einer nach dem andern berechnete die unglücklichen Begebenheiten des Kriegs und ihre wahrſcheinlichen Folgen, und fand das Reſultat, daß man die anvertrauten Plätze übergeben müſſe. „Der König iſt geſchlagen, ſeine ganze Armee zerſtreut, bereits iſt er über die Oder und endlich über die Weichſel gegangen, die Franzoſen rücken in Pohlen bereits ein, der Staat iſt ohne Rettung verloren, unſer Widerſtand iſt vergeblich, wir übergeben, und keiner wird uns zur Rechenſchaft fordern, weil der, der uns geſetzt hat, verloren iſt.“ Dieß waren die hochklugen Sätze und Rechnungen, aus denen ſie abermals den Schlußſatz herauspreßten: die Veſtungen müſſen folglich ſobald als möglich übergeben werden. Endlich zitterten die Bürger vor Bomben und Granaten, die ſie Zeit ihres Lebens vielleicht noch gar nicht erduldet hatten, baten, flehten und — die menſchlichen Helden erbarmten ſich, und gaben hundert Millionen hin, um den Schaden einiger tauſend Thaler zu verhüten, ließen 100,000 Soldaten in die Gefangenſchaft ſchleppen, um einige Binden in den Lazarethen zu erſparen.

Was nun Breslau betrifft; ſo konnte allerdings dieſe Veſtung wegen ihrer Volksmenge, der Weitläuftigkeit ihrer Werke und der Schwäche ihrer Beſatzung nicht ſo lange, als die meiſten der genannten Städte, vertheidigt werden. Aber ſo lange als es möglich war, mußte und ſollte ſie ſich wehren, weil ſie mit Mauern, Wällen und Gräben umzogen, und mit reichlichem Geſchütz, Munition und Mundvorrath verſehen war. Demnach mußten auch alle Vorſtädte ohne Barmherzigkeit niedergebrannt werden, weil ſonſt eine längere Vertheidigung nicht möglich war. Auch ohne alle Hoffnung auf Entſatz, war dieſe Stadt ſchuldig, dem unglücklichen Staat ein Opfer, wie ſie es wirklich gethan hat, zu bringen, weil ſie bisher durch ihn glücklich geworden war. Aber auch dieſe Hoffnung war da; die Ankunft eines preußiſchen Corps und die Nähe der Ruſſen wurden gemeldet, und das ſiegende Vordringen des Fürſten von Anhalt-Pleß zeigte, daß auch, ohne die Ankunft bemeldeter Truppen, die Befreyung Breslau's möglich war, wenn entweder der Gouverneur Nachricht und Gewißheit von ſeiner Nähe, oder wenigſtens ſich nicht mit ſo vieler Bedenklichkeit und vorſichtiger Behutſamkeit gequält hätte, um durch einen muthigen Ausfall über den Sieg zu entſcheiden. Daß alſo dieſe Hoffnung ſcheitern werde, war eben ſo wenig mit Gewißheit vorherzuſagen, als daß ſie mit jener Erſcheinung des Fürſten ihre Zuverläßigkeit verkünden ſollte. Deshalb war alles übrige Schwatzen und Politiſiren und Moraliſiren über Unglück und Schaden und Folgen, eine Predigt der Phantaſie, zu welcher man den Text: „was ſoll man thun,“ vergeſſen hatte. Wenn auch die Vertheidigung dieſer Stadt keinen ſo glücklichen Ausgang hatte, als man wünſchte; ſo wurden doch 4 Wochen lang 20,000 Feinde beſchäftigt, an anderen Operationen verhindert, und viele von ihnen erſchoſſen oder verwundet. Es würde ein Glück für den preußiſchen Staat geweſen ſeyn, wenn alle eroberte Veſtungen deſſelben entſchloſſen geweſen wären, ſo viel Unglück über ſich zu nehmen, als nach Verhältniß ihrer Kräfte die patriotiſche Stadt Breslau über ſich genommen, und mit Standhaftigkeit und Muth getragen hat.

Wenn ſich dieſe Stadt eben ſobald, als Küſtrin und Glogau ergeben hätte; ſo würde der neue General-Gouverneur durchaus keine Zeit gewonnen haben, auch nur das Mindeſte zu thun, um Mannſchaft auszuheben, die Vertheidigungsmacht zu vermehren, die Beſatzungen in den übrigen haltbaren Veſtungen zu verſtärken, und andere Vorbereitungen zu treffen, wodurch die weiteren Fortſchritte der Feinde merklich erſchwert werden mußten. Dieſe würden vielmehr ſogleich das ganze Land bis über Koſel hinaus überſchwemmt, Brieg ſogleich genommen, und Schweidnitz berennt und die übrigen Veſtungen bedroht haben. Ihnen würde auch kein Fuß breit von dem platten Lande in der übrigen Provinz ſtreitig gemacht worden ſeyn. Nur die Vertheidigung Breslaus machte es dem Fürſten von Anhalt-Pleß möglich, eine kleine Armee zu ſchaffen, die dem Feinde noch gröſſern Schaden zufügte. Der Verſuch, Breslau ſelbſt zu befreyen, war ihm zwar durch die Schuld des Gouverneurs fehl geſchlagen, aber er bewies doch die Möglichkeit und höchſte Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, wenn er mit verſtärkter Macht und nach einem verbeſſerten Plane erneuert werde. Der Fürſt, weit entfernt, Breslau aufzugeben, bereitete ſich nur um ſo eifriger vor, einen zweyten, weit ſtärkeren Angriff auf das Belagerungscorps vor jener Veſtung zu thun, auf deſſen glücklichen Ausgang um ſo wahrſcheinlicher zu rechnen war, weil der Fürſt ſeine ganze Macht dazu gebrauchen wollte. Allein während er ſich dazu rüſtete, übergab ſich Breslau, das lange genug die größten Trübſale erduldete, um dem Fürſten einige Zeit zu verſchaffen, die übrigen haltbaren Veſtungen in furchtbaren Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, und eine ſchleſiſche Armee zu bilden, nicht aber lange genug, um die Frucht ſeiner Verdienſte zu ärndten, und ſich ſelbſt von dem Fürſten entſetzt und befreyt zu ſehen.

Breslau vertheidigte ſich alſo nicht ohne Ausſicht auf eine glückliche Rettung, und brachte Opfer, die durch Erhaltung und Bewaffnung des übrigen Landes bezahlt wurden. Wenn es darin ſehr vernünftig handelte; ſo war es nicht unvernünftig, ſeine ſchönen Vorſtädte zu zerſtören. Nachdem es aber dieſe verwüſtet hatte, mußte es ſich bis zur Verſchwindung der letzten Hoffnung halten. Dieſer Beſchluß würde, wie aus dem Obigen erhellt, ſeine Trübſale mit der wiedergegebenen Freyheit vergolten haben.

Zum Schluß nur noch einige Bemerkungen, die geeignet ſeyn können, zu zeigen, daß das ſtrenge, pflicht-

mäßige

mäßige Verhalten zugleich das Nützlichſte ſey, und daß die ausdauernde Standhaftigkeit der Tugend ſich ſelbſt die fröhlichſte Belohnung verſprechen könne.

Wir ſetzen erſtlich den Fall, daß Glogau, der Schlüſſel des übrigen Schleſiens, ſich eben ſo tapfer als Breslau vertheidigt hätte; ſo würde der Fürſt von Anhalt-Pleß vier Wochen Zeit mehr zu ſeiner Verſtärkung, und beynahe ein Drittheil des Landes mehr zu ſeiner Unterſtützung gewonnen haben. Während daß Glogau vier oder ſechs Wochen länger belagert wurde, hätten die Garniſonen aus den übrigen Veſtungen, ſelbſt ein großer Theil der Breslauer Beſatzung dazu genommen, eine Armee bilden, und die Feinde um ſo leichter von Glogau vertreiben können. Das ganze Breslauer Departement, ganz Oberſchleſien, das volkreiche Gebirge, hätten Rekruten und Mittel zu ihrer Bekleidung in reichem Maaße geliefert. In Breslau allein war die Mobilmachung von 12,000 Mann ſchon vor der Belagerung vorbereitet. Pferde, Kleider, Waffen, Menſchen und Lebensmittel wären aus dem ganzen reichen Lande genommen, aufgeſucht und willig gegeben worden. In vier, höchſtens ſechs Wochen, war eine neue aus Landeskindern beſtehende Armee von wenigſtens 40,000 Mann auf den Beinen, die mit den Beſatzungen auf 70.000 Mann betragen konnte. Die Bayern und Würtembürger würden aus der ganzen Provinz vertrieben worden ſeyn. Das befreyete Glogau das befreyete Schleſien hätte nun vollends die preußiſche Armee ſtark und muthig gemacht, die ihre Streifereyen bis nach Frankfurt und Berlin hätten ausdehnen können. Die Märker hätten Hoffnung geſchöpft, und Tauſende ihren

Arm und ihre Kräfte dargeboten, um das Heer des Fürſten von Anhalt-Pleß zu vergrößern. In kurzer Zeit hätte eine furchtbare Armee im Rücken des Feindes da geſtanden, die jeden Tag ſchrecklicher werden mußte, weil die bedrückten, ausgeſogenen Einwohner von allen Orten herbeygeſtrömt wären, um ſich zu befreyen. Die Folgen, die dieß alles für das ganze preußiſche Reich bringen, und für die Operationen des Königs haben konnte, und die Nachtheile, welche eine ſolche Diverſion den Franzoſen bringen mußte, laſſen ſich leicht berechnen. Das Geringſte war unſtreitig die Befreyung und Säuberung von ganz Schleſien. Wenn nun der franzöſiſchen Armee in Pohlen bloß die ungeheuren Requiſitionen verſagt oder verwehrt worden wären, die ſie nach der Einnahme von Glogau und Breslau aus Schleſien zog; ſo würde ſie dadurch ſchon Nachtheile erlitten, wenigſtens einen größeren Mangel an Zufuhr erduldet haben: nicht zu gedenken, wie ſchleſiſche Streifcorps nach Südpreußen einfallen, die feindlichen Vorräthe zerſtören, und die Nachfuhren erſchweren konnten.

Da nun aber der Gouverneur von Glogau das Ehrendenkmal nicht verdienen wollte, welches ihm die Breslauer, wie man ſchon davon ſprach, vielleicht geſetzt haben würden, wenn er ſeinen Ruf durch größere Thaten beſtätigt, und durch die Erhaltung Glogau's auch mittelbar Breslau geſichert hätte; ſo ſetzen wir einen zweyten Fall, daß die ſchon ſehr leidende und bedrängte Veſtung Breslau noch das Aeußerſte gethan, und ſich noch vier Wochen, oder wenigſtens vierzehn Tage lang vertheidigt hätte.

So ſchwer dieß geweſen ſeyn möchte; ſo war es gar nicht unmöglich. Breslau hatte unter allen preuſſiſchen Veſtungen bis jetzt den hartnäckigſten Widerſtand geleiſtet, und, nach einem gewöhnlichen Maaßſtabe beurtheilt, ſeine Pflicht vollkommen erfüllt. Immer war es aber möglich, noch ein größeres Verdienſt und einen höheren Ruhm zu erwerben. Zwar waren bey der Uebergabe nur noch drey lebendige Ochſen und eine unbedeutende Menge Schlachtvieh darin vorhanden, und folglich trat Mangel an friſchem Fleiſch ein. Inzwiſchen hätte der Vorrath an Pöckel- und geräuchertem Fleiſche zur Noth noch vier Wochen ausgereicht, ohne die Pferde den Tod der Ochſen ſterben zu laſſen. Aber wenn auch dieſes Nahrungsmittel gemangelt hätte; ſo begann deshalb keine Hungersnoth, weil Getraide, Mehl, Kartoffeln, Rüben, Hülſenfrüchte, Obſt und andere Victualien, nebſt Wein und Branntewein zum Ueberfluß noch auf ein Vierteljahr auslangten. Das Holz ſchien zu fehlen, aber die Noth würde einſtweilen Erſatz auf den Wällen und in der Stadt gefunden haben. Ein ungeheurer Vorrath Pulver und eine zahlloſe Menge Kugeln und anderer Munition wurde den Franzoſen übergeben; alſo auch an dieſem Bedürfniß fehlte es nicht. Die Erbitterung der Soldaten bey ihrem Ausmarſch bewies, daß ſie noch gern gefochten hätten; ihr Muth war nicht erkrankt, ſondern jetzt lebhafter und kühner, als vor vier Wochen. Der Schade in der Stadt an Gebäuden wäre vergrösſert worden: allein kaum hätte er ſich noch einmal ſo hoch belaufen können, als der bereits angerichtete war. Und ſelbſt dieſen würde die Stadt leicht überwunden haben, hätte ſie ihre Freyheit damit erkaufen können.

Ueberdieß waren ſo gute Löſchanſtalten und eine ſo große Menge beherzter Menſchen in der Stadt, daß eine weitgreifende Feuersbrunſt nicht zu befürchten ſtand. Kurz bey einiger Entſagung, längerer Geduld und kühnerem Trotz, blieb es, wenn es gleich bitter war, doch recht gut möglich, die noch ganz unverſehrten Werke der Veſtung noch vier Wochen zu vertheidigen.

Welchen Vortheil würde dieſe längere Vertheidigung dem Fürſten gewährt haben! Die Aushebung, Bekleidung, Armirung und Uebung der waffenfähigen Leute wurde in dieſer Zeit vollendet, und der Fürſt blieb Gebieter noch über einen großen Theil des Landes, der wichtigſten Städte und Plätze, die ihm zur Unterſtützung dienten. Ihm, ſo wie dem ganzen Lande, mußte alles daran liegen, Breslau zu retten. Man weiß auch jetzt gewiß, daß er alles daran geſetzt, und ſeine ganze Macht aufgeboten haben würde, um dieſe für ihn ſo wichtige Stadt zu befreyen. Das ſchon erwähnte Treffen bey dieſem Ort, wo er ſich den größten Theil des Tages mit den Belagerern herumſchlug, und wo er anfänglich ſelbſt bedeutende Vortheile errang, bewies hinlänglich, daß er es mit ihnen würde aufnehmen können, wenn er mit größerer Stärke zurückkehrte. Der Fürſt würde unfehlbar endlich den Sieg davon getragen haben, da ſeine Macht täglich wuchs, die Stärke der Belagerer ſich täglich verminderte. Auch läßt ſich wohl nicht vorausſetzen, daß der General von Thiele noch einmal dem Feinde die Artigkeit erweiſen und ſeines Rückens geſchont haben würde; vielmehr würde er, bey einer zweyten Erſcheinung des Fürſten, ihm den Sieg erleichtert haben.

Die Belagerer litten größtentheils Mangel an Lebensmitteln. Die Gegend um Glogau war bereits ausgezehrt; der Neumärkiſche Kreis nicht minder. Die Dörfer um Breslau waren in den erſten vier Wochen der Belagerung geleert, und aus den entfernten Gegenden konnten die Lebensmittel nur durch Blut errungen werden, weil die Preußen dort noch den Meiſter ſpielten. Man konnte ſich am Tage der Uebergabe in den Trencheen, wo noch mehrere Soldaten zur Bewachung des Geſchützes zurückgeblieben waren, davon überzeugen. Das Fluchen und die lauten Aeußerungen: daß Breslau zum Teufel hätte ſeyn mögen, wenn ſie nur hätten heimkehren können, zeigten hinreichend die Stimmung der Soldaten. Ein Officier, der hier die Wache hatte, fertigte mit folgenden Worten einen Gefreyten in die Stadt ab: „Geh zum General und ſag ihm: wir ſtänd nun einmal zweymal vier und zwanzik Stund in die Trencheen, ohn einiks Lebenskraft, als Kartofle, weiter niks, als Kartofle, der Herr General ſollt doch die Knad hab, und einiks Lebenskraft beſorge; es würd doch izt thulich ſey, Lebenskraft zu verſchaffe, wann ſie au vorher hätt friere und hungre müſſe. Andre Purſch wär fortgelaufe, ſie hab ihre Schuldikken getha und wollt au noch thu, wann ſie klei nich ſatt Kartofle gehat hätte; nür müß der Herr General die Knad hab, und einiks Lebenskraft aus der Stadt beſorge.“

Dieſe Umſtände alle hätten den Fürſten begünſtigt, wenn er einen zweyten Angriff gewagt hätte; und daß er dieß thun würde, konnte wohl kein Vernünftiger bezweifeln, denn ſeine eigenen Verſicherungen haben dieß beſtätigt. Die Befreyung Breslau's war daher nicht bloß wahrſcheinlich, ſondern gewiß!

Viele von den einrückenden Truppen verſicherten: man habe Breslau noch einige Tage beſchießen, und dann blockiren wollen, weil man überzeugt geweſen wäre, daß, ohne Leute aufzuopfern, Breslau durch Hunger gezwungen, ſich würde bald haben ergeben müſſen.

Wie dem auch ſey, ſo war der Fürſt bey einem neuen Angriff im Vortheil, und die Belagerten kamen zwiſchen zwey Feuer. In Verbindung der Breslauer Garniſon wurden die Feinde nach Glogau getrieben, und ihnen die Lieferungen aus Schleſien abgeſchnitten. Die feindliche Armee wäre dadurch in eine üble Lage gekommen. Wären ſonſt keine bedeutenden Hinderniſſe eingetreten; ſo wurde Glogau ſelbſt förmlich von den Preuſſen belagert. Die Ereigniſſe in Pohlen machten dort Verſtärkungen nöthig; vier Diviſionen mußten aus Schleſien dahin abmarſchiren. Wieder ein Vortheil! In aller Hinſicht hätte man ſchöne Belohnungen von den höchſten Anſtrengungen der Tugend und Tapferkeit in Glogau und Breslau erwarten können. In und bey Schweidnitz erwartete ſie keiner mehr.

Fünfter Brief.

Berlin.

Anbey erfolgen Beyträge zur Beurtheilung der Vertheidigung der ſchleſiſchen Veſtungen Coſel und Neiße.

Ein über die Belagerung der Veſtung Coſel geführtes Tagebuch, deſſen Richtigkeit Einſender dieſes verbürgen kann, und eigne Beobachtung der Belagerung von Neiße, deren Augenzeuge er war, ſind die Quellen der gegenwärtigen Nachricht, die dem wahren Freunde des Vaterlandes deſto angenehmer ſeyn wird, je ſeltner die Erſcheinung einer muthigen und redlichen Vertheidigung in dem ſo eben beendigten Kriege, leider! geworden iſt.

Coſel wurde am 23. Jan. 1807 blokirt; am 24ſten machte der Feind den Anfang mit dem Bau ſeiner Batterien; am 4. Februar beſchoß man die Stadt zum erſtenmale aus ambulanten Batterieen, die durch keine Trenchee zuſammengehängt werden konnten; am 6. und 7. März zog der Feind das Geſchütz aus der Batterie zurück, und vom 12ten dieſes Monats an, wurde die Belagerung in eine förmliche Blockade verwandelt. Das Fort Friedrich Wilhelm wurde viermal, die Veſtung Coſel, 9 Tage hindurch, neunzehnmal bombardirt; nachher mußte der Feind das Bombardement einſtellen, weil Thauwetter entſtand, und das Waſſer ſeine Batterieen überſchwemmte. Dieſer für die Veſtung glückliche Zufall wurde dadurch noch wichtiger in ſeinen Folgen, daß der größte Theil des Belagerungscorps den Befehl erhielt, nach Danzig und Graudenz zu marſchiren, mithin konnte die fernere Blockade vom Feinde nur ſchwach beſtritten werden. Der brave und geſchickte Vertheidiger der Feſtung, Obriſt von Neumann, nutzte dieſe Gelegenheit, um durch ſeinen Sohn an des Königs Majeſtät einen vollſtändigen Bericht über die bisherigen Ereigniſſe abzuſenden. Der König würdigte das Verdienſt des edlen Kriegers, avancirte ihn zum Generalmajor, und ſendete drey Verdienſtorden nach Coſel, wovon der Artilleriehauptmann Lehmann den einen, die andern beyden aber die Hauptleute von der Infanterie, Caspari und von Weſtrowsky, erhielten; doch der biedere Neumann erlebte dieſe frohen Begebenheiten nicht; allein das reine Bewußtſeyn treuerfüllter Pflichten, die Thränen guter Bürger, und ſelbſt die Achtung des tapfern Feindes, begleiteten ihn ins Grab. —

Gleichwohl ſteht es dahin, wie lange ſich Coſel, ſeiner braven Vertheidigung ungeachtet, bey einem anhaltenden Bombardement erhalten hätte, wenn jene glücklichen Zufälle nicht eingetreten wären; denn die Folge zeigte, daß es noch während der ſchwachen Blockade capitulirte, und ſich am 16. July, wegen gänzlichem Mangel an Lebensmitteln, ergeben hätte, wenn es nicht durch einen zweyten glücklichen Umſtand, den erfolgten Frieden, gerettet worden wäre.

Die Feſtung Neiſſe, welche am 23. Februar berennt wurde, und wo man in der Nacht vom 1ſten zum 2ten März die Laufgräben öffnete, hielt 123 ſtarke Bombardements aus, und vertheidigte ſich überhaupt 114 Tage. Wegen Mangel mehrerer dringender Bedürfniſſe mußte ſie ſich endlich am 16. Juny dem Feinde ergeben, nachdem von unſern Batterien 160000 Schüſſe gegen den Feind, von dieſem aber etwa die Hälfte ſo viel auf die Werke und in die Stadt geſchehen waren. Ihre muthige Vertheidigung, welche der Staat der nicht zu ermüdenden Thätigkeit und Geſchicklichkeit des Chefs der ſchleſiſchen Feſtungsartillerie, Obriſten Werniz, und des Ingenieurmajor und Brigadier von Harroy — zwey Männer, die Bürgerkronen verdienten! – zu danken hat, erregt deſto größere Bewunderung, je genauer man den Zuſtand kennt, in welchem ſich die Feſtung befand, als der Feind ſie berennte. — An Geſchütz fehlte es uns nicht, wohl aber an Menſchenhänden, es vollſtändig zu beſetzen; hierzu hätten wir faſt zweymal ſo viel Artilleriſten bedurft, als wir hatten, und doch thaten ungeübte Handlanger, die der brave Obriſt im Drange der Umſtände anſtellen mußte, unter der geſchickten Leitung der Artillerie- und Ingenieurofficiere, halbe Wunder. Es war wohlthätig für das Herz des ächten Patrioten, wenn er bemerkte, wie der Geiſt ihrer Chefs dieſe beyden Officiercorps beſeelte, wie Männer, zum Theil dem Greiſenalter nahe, Jünglingskraft zeigten, und jede Beſchwerde überwanden; wie der Major von Harroy Tag und Nacht an den gefährlichſten Plätzen zugegen war; wie der Obriſt Werniz mit eigener Hand eine Quantität gefüllter Granaten aus dem ſie umgebenden Feuer zog, welches der Feind auf dem 14ten hervorſpringenden Winkel durch Anſteckung eines Pulverwagens erregt hatte, und wie beyde durch ihren Muth den Muth ihrer Untergebenen aufrecht erhielten. Ich ſprach in der Folge mehrere feindliche Officiere von Kopf und Herz, welche einſtimmig verſicherten, daß ſie keiner Feſtung ſo viele Opfer gebracht hätten, als dieſer, und welche dem Verdienſt jener edlen Männer Bewunderung und Achtung zollten; ein ſprechender Beweis hierüber iſt ein Schreiben des kayſerlichen franzöſiſchen Diviſions-Generals Vandamme an den hieſigen Gouverneur, General-Lieutenant von Steenſen, vom 1ſten Juny, welches ich dieſen Bemerkungen als Beylage buchſtäblich hinzufüge.

Weniger Kraft, als die Artillerie und die Ingenieurs, hatte die Infanterie zur Vertheidigung; theils war ſie kaum halb ſo ſtark, als ſie in dieſer auf wenigſtens 12000 Mann berechneten Feſtung ſeyn ſollte; theils waren die neuerrichteten Bataillons ungeübt, auch ſchlecht bewaffnet, weil es an Gewehren fehlte; theils endlich beſtätigte ſich die Erfahrung dieſes ganzen Krieges auch in Neiſſe: es fehlte Energie, weßhalb auch ein paar Ausfälle eben ſo mißriethen, wie die Vertheidigung eines Außenwerks des Blockhauſes. — Mancher machte indeß auch hier eine rühmliche Ausnahme, namentlich der brave Generalmajor und Commandant des Forts Preußen, von Wanger, welcher ſich der Gefahr, ungeachtet ſeines Alters und ſeiner Kränklichkeit, niemals entzog.

Gegen das Ende der Belagerung wurde die Lage der Artillerie ſehr unangenehm. In der Enveloppe, wo der Hauptangriff geſchah, hatten Artilleriſten und Handlanger bereits 10 Wochen, ohne abgelöſt werden zu können, in kleinen mit Bretern bedeckten Erdhütten zugebracht; ſie hatten nichts, als ihre Montirung, nicht einmal Mäntel; natürlich riſſen Krankheiten ein, und dennoch erhielt das Feuer der wenigen Geſunden den Feind in Reſpekt. Lavetten und Mörſerklötze ſtürzten, des anhaltenden Feuers längſt entwöhnt, zuſammen, und konnten, wegen Mangel an ſtarkem Eiſen, nicht hergeſtellt werden; wir mußten daher jeden Augenblick erwarten, einen großen Theil unſerer Kanonen und Mörſer, die Hauptmittel unſrer Vertheidigung, außer Aktivität geſetzt zu ſehen. Die Stärke des Waſſerdrucks bey dem anhaltenden Spannen der Schleuſe Nro. 1 beſchädigte ſie ſo, daß man ihr Ausreißen mit Grunde beſorgte: geſchah dieß, ſo hörte die große Inundation über Glompinglau hin von ſelbſt auf. Dieſe Umſtände zuſammengenommen, verbunden mit dem täglich wachſenden Mangel der Arzneymittel für unſre Kranken, machten eine fernere Vertheidigung eben ſo gewagt, als unmöglich. Der Sachkundige wird einen Beleg zu dieſer Behauptung ſchon im nachſtehenden Zuſtande der Beſatzung zur Zeit ihres Ausmarſches finden:

	Oberofficiere.	Unterofficiere.	Gemeine.
Infanterie . .	99	311	3372
Artillerie . .	10	43	176
Handlanger derſelben	—	—	727
Mineurs . .	3	8	66
Ingenieurs . .	5	—	—
Cavallerie . .	10	30	300
Invaliden . .	15	30	347

im Ganzen alſo 5552 Köpfe.

Man erwäge außer dem, was ich oben über die Infanterie und über den Geſundheitszuſtand der Garniſon ſagte, noch beſonders, daß die Cavallerie zum Dienſt auf den Wällen nicht geſchaffen iſt, und daß man von den Kräften ſchwächlicher Greiſe, der Invaliden, nur wenig fordern kann, daß folglich 25 Officiers, 60 Unterofficiers und 647 Gemeine faſt als nicht exiſtirend betrachtet werden mußten.

Wenn indeß auch Neiſſe nicht das Verdienſt erwerben konnte, ſich ſelbſt zu erhalten; ſo behauptet es doch den Ruhm, daß es dem Staate Coſel, Glatz und Silberberg erhielt, welche alle fallen mußten, wenn Neiſſe nur 14 Tage früher überging; denn Glatz capitulirte gleich nach der Uebergabe von Neiſſe, und wurde, wie Coſel, nur durch den erfolgten Frieden erhalten. Hätte dagegen Großglogau ſich nur 8 Tage, und Schweidnitz, von dem man es mit Recht fordern konnte, ſich 4 Wochen länger gehalten; — beſonders da letzteres noch gar nichts gelitten hatte! — ſo würde die für den Staat ſo wichtige Feſtung Neiſſe, und mit ihr ganz Oberſchleſien erhalten worden ſeyn.

à S. E. Monsieur le Baron de Steensen,

Lieutenant-Général et Gouverneur de Neisse et dependance.

Monsieur le Gouverneur!

Penétré de la plus haute Estime pour la Valeureuse defense de votre Forteresse je vous prie de croire que je ferai auprés de Son Altesse Impériale, toutes les démarches necessaires pour obtenir pour vos braves Officiers tous les avantages que meritent leur Valeur et leur Constance. Dites aussi aux habitans, Monsieur le Gouverneur, que mon prince sera sensible à leur Malheur — et qu'il saisira toutes les Occasions qui se presentérons pour les Soulager. De mon Côté ils peu-

vent Compter sur — toute ma bienveillance. Croyés, Monsieur le Gouverneur, qu'à mon particuliér je me ferai un devoir de vous être agréable en tout ce qui dépendra de moi, me faisant Gloire d'avoir rencontré un Ennemi qui comme Vous a dignement fait son devoir.

J'ai l'honneur de Vous saluer avec la plus parfaite considération

Au Quartier-Général à Bielau,
le 1 de Juin 1807.

Le Général de Division
D. Vandamme.

Sechſter Brief.

Berlin.

Endlich hat ein unterrichteter preußiſcher Officier mich in den Stand geſetzt, Dich mit dem ſchleſiſchen Feldzuge unter dem Alleinbefehl des Majors Grafen von **Götzen** bekannt zu machen. Urtheile ſelbſt!

Durch Indolenz und halbe Maaßregeln, durch Mißgriffe in der Wahl ſeiner Adjutanten*), brachte der Fürſt von Pleß das feſte Schleſien, worauf der König, die Armee und alle rechtliche Patrioten ihre letzte Hoffnung ſtützten, in weniger als drey Monaten an den Abgrund.

Bekanntlich flüchtete der Fürſt von Pleß, nachdem der Feind ſeine Verſchanzungen bey Warta und Neurode überwältigt hatte, mit den Trümmern ſeines Corps nach Böhmen. Der Fürſt ging nach Wien, die Truppen zerſtreuten ſich; die Oeſtreicher entwaffneten die Gemeinen, die Cavallerie- und Remonte-Pferde wurden gegen ein Pauſchquantum der öſtreichiſchen Armee überlaſſen; die

---

*) Der Major Graf von Götzen macht, wie es ſich von ſelbſt verſteht, hiervon eine Ausnahme. Aber eben darum, weil er die Lage der Dinge richtiger durchblickte, wie ſie der Fürſt von Pleß mit ſeinen Lieblingen zu faſſen vermochte, handelte man gerade allem dem entgegengeſetzt, was der eben ſo würdige als thätige Graf von Götzen in Vorſchlag brachte, ſo, daß er ſich am Ende genöthigt ſah, einen Wirkungskreis zu verlaſſen, wo die Intrigue- und Kabale ſeine Thätigkeit lähmte. Er verließ das ſchleſiſche Armeecorps, und ging nach Wien, um, vermöge diplomatiſcher Negociationen, dem Könige und dem Vaterlande anderweitigen Nutzen zu ſtiften.

Officiere erhielten Päſſe, und ſuchten nach Zeit und Umſtänden wieder die oberſchleſiſchen Veſtungen zu erreichen.

Die oberſchleſiſchen Veſtungen waren demnach ihrem Schickſale überlaſſen; es war zu berechnen, daß ſelbſt bey dem beſten Willen der Commandanten, wenn keine Hülfe kam, eine nach der andern dem Feinde in die Hände fallen würde. Zum großen Glücke machte der Verluſt, den die franzöſiſche Armee bey Eylau erlitt, und der veränderte Operationsplan Napoleons, die Weichſel- und Küſtenveſtungen mit mehrerm Nachdrucke anzugreifen, eine Aenderung in der Lage der Dinge. Der größte Theil der bayerſchen Truppen, wie auch einige Cavallerie-Diviſionen von den Württembergern, verließen Schleſien, um nach Warſchau zu marſchiren. Die oberſchleſiſchen Veſtungen wurden dadurch bis auf Neiſſe deblockirt.

Dieſer Schimmer einer Ausſicht (wenn ſchleunig ein preußiſches Armeecorps auf die Beine gebracht werden konnte) Oberſchleſien zu retten, veranlaßte den Lieutenant von Gayl, nach Wien zu gehen, und dem Major Graf von Götzen über die Organiſation eines preußiſchen Corps d'Armee in der Grafſchaft Glatz Vorſchläge zu machen. Der Lieutenant von Gayl machte ſich für ſeinen Theil dabey verbindlich, wenn er einen Geldvorſchuß erhielte, nicht nur eine Uhlanen-Eskadron, ſondern auch mehrere Jäger- und Füſelier-Compagnien zu errichten.

Der Major Graf von Götzen gab 6000 Thlr. dazu her. Zugleich ſtattete er dem Könige darüber einen Bericht ab, welcher nicht nur den vorgetragenen Ideen des Majors Grafen von Götzen ſeine Sanction gab, ſondern denſelben auch, ſtatt des ſich ſelbſt exilirten Fürſten von Pleß, zum General-Gouverneur von ganz Schleſien ernannte.

Der Major Graf von Götzen verließ hierauf Wien. Unter ſeiner alleinigen Direktion bekam die Lage der Dinge ein ganz anderes Anſehen. In weniger als 6 Wochen waren 8 Eskadrons Cavallerie, ein Grenadier Bataillon, 8 bis 10 Jäger- und Füſelier-Compagnien organiſirt *).

Dieſe Truppen erhielten eine neuere, weit zweckmäßigere Bekleidung, die Kriegsgeſetze wurden geſchärft, die Arbeiten im Büreau wurden mit mehrerer Conſequenz beſorgt; den Compagniechefs wurde die kleine Montirungs-Oekonomie abgenommen, eine Commiſſion beſorgte die Ausgaben derſelben, die dabey angeſtellten Perſonen waren geprüfte, rechtſchaffene Männer, ſo daß weder der Soldat beeinträchtigt, noch ein Unterſchleif irgend einer Art geſchehen konnte.

Es fehlte nichts als Zeit, ein größerer Spielraum, wenigere Drängung von Seiten des Feindes auf Neiſſe und Coſel, um der Veſtung und Grafſchaft Glatz ein reſpektableres Anſehen zu geben. Der Zulauf war ſo ſtark, daß man im Durchſchnitt auf 15 bis 20 Rekruten täglich rechnen konnte. Der Patriotismus der Einländer ſowohl, wie die Anhänglichkeit, welche auch Ausländer an das Haus Preußen hatten, verleitete Forſtbediente, Guthsbeſitzer, Pächter, Referendarien und Studenten aus ihren Civilverhältniſſen zu treten, um ſelbſt als ge-

meine

---

*) Wenn man bedenkt, daß der Graf von Götzen nur allein auf die Hülfsquellen der Grafſchaft Glatz beſchränkt war, daß ihm Waffen, Geld, Munition, Pferde, ja Alles fehlte; ſo wird man glauben, daß ſeine Thätigkeit nicht von gemeiner Art war.

meine Soldaten unter dieſem Corps zu dienen; ihre Uneigennützigkeit ging ſo weit, daß mehrere, welche Neigung bezeigten, unter der Cavallerie zu dienen, ſich Pferde und Equipage aus eigenen Mitteln anſchaffen.

Ungeachtet der Graf von Götzen den guten Willen dieſer Volontairs zu würdigen wußte; ſo machte er es doch einem jeden zum Geſetz, ohne Unterſchied der Perſon vom Gemeinen an zu dienen.

Avancement erfolgte aber bey jeder ausgezeichneten That. Vermöge dieſes Befehls entwickelte ſich eben ſo ſchnell, wie die Organiſation geſchah, ein guter Militairgeiſt in dieſem Corps. Der größere Theil der Volontairs, und auch andere Individuen, die in den Regimentern als Gemeine gedient hatten, ſchwangen ſich bald zum Officier hinauf. Nichts wie Zeit war hier zu wünſchen, um das Zutrauen, welches der Officier und Gemeine in den Grafen von Götzen ſetzte, noch mit dem Selbſtvertrauen des Individuums zu amalgamiren. Dieſes findet ſich blos durch den Erfolg glücklich errungener Siege. Auch würde der Graf von Götzen gewiß, gleich dem Marius im Teutonenkriege und dem Prätor Aquilius im ſicilianiſchen Sclavenkriege, Bedacht genommen haben, ſich nicht eher in etwas Großes einzulaſſen, bevor ſeine Leute nicht an das Feuer gewöhnt waren, dazu fehlte es ihm aber an Zeit und an Gelegenheit. Es fehlten Waffen, Geld, Pulver und Bley deshalb wurden kleine Trupps, unter Protektion des Rieſengebirges, öfters 20 Meilen weit von Glatz bis zur Oberlauſitz detaſchirt, um dieſer Mittel-habhaft zu werden. Es konnte dabey nicht der Calkul getroffen werden, mit einer zwey- bis dreyfachen Uebermacht über den Feind herzufallen, um des Erfolgs gewiß zu ſeyn, was am kürzeſten den Muth des Niedergedrückten aufrichtet, ſondern es mußte mehr der Einſicht und der Vorſicht der Anführer dieſer Trupps überlaſſen bleiben, welche Mittel ſie bey ihren Exkurſionen ergreifen wollten, gefährlichen Angriffen auszuweichen, und dagegen das, was ſie nicht an Kriegsbedürfniſſen mitnehmen konnten, zu zerſtören.

Die Rittmeiſter Stößel und Negro *), wie auch die Lieutenants Wallenſtein und Sayl, ſtifteten dem Feinde auf dieſe Art mannichfachen Schaden, und ſetzten nicht minder den Grafen von Götzen in den Stand, jene Hülfsmittel zu erhalten, mittelſt welcher es nur allein möglich war, Cavalleriepferde und Waffen allerley Art (welche man den feindlichen Convoyes in Bunzlau, Löwenberg und Striegau abgenommen) herbey zu ſchaffen.

Unterdeſſen man auf dieſe Art in der Grafſchaft Glatz ſich rüſtete, hatte ſich der Feind theils durch Truppen von der großen Armee, theils durch ſächſiſche und andere Reichscontingents Truppen bis gegen 20,000 Mann verſtärkt. Er ſäumte nicht, die Feſtung Neiſſe enger einzuſchließen, wie auch gegen Glatz und Silberberg eine

---

*) Unter dieſen Partiſanen war Negro der thätigſte; es iſt nur zu bedauren, daß er ſeinen Beutel, wenn er dieſen oder jenen Fang gemacht hatte, nicht leer ausgehen ließ. Wenn er Rechnung ablegen ſollte, waren gewöhnlich gewiſſe Geldbeutel verloren gegangen, auch war mitunter der Wagen in einer Furth umgeworfen, wobey unglücklicher Weiſe ebenfalls wieder Defekte zum Vorſchein kamen. Man hätte dieſen Negro oft gefangen nehmen können; allein er wußte ſich zu erhalten, denn er kannte die Schliche und Wege beſſer, wie einer der andern Partiſanen; keiner wußte die Juden und Spione ſich ſo, wie er, zu attaſchiren.

Obſervationsarmee, die wenigſtens doppelt ſo ſtark, wie das Götziſche Corps war, aufzuſtellen. Deſſen ungeachtet wurde der Feind, nachdem er den Warter Poſten (den Paß) *) beſetzt hatte, vermittelſt eines vortreflich entworfenen Manövers auf dem Calvariberg angegriffen.

Die Unternehmung mißglückte, weil ein Bataillon vom Regiment Kropf (größtentheils Pohlen) die Gewehre wegwarfen und zum Feinde übergingen, auch die Frontattake unter dem Oberſten von Albert zeitiger begann, ehe der Major von Loſthin im Stande war, dem Feinde, der Dispoſition gemäß, in den Rücken zu fallen.

Obgleich Neiſſe bis dahin dem Feinde eine tapfere Gegenwehr geleiſtet hatte, ſo ſchien doch der Muth des Gouverneurs dieſer Feſtung (General von Steenſen) zu wanken; man ſchloß es aus den daher kommenden Rapporten, und konnte vermuthen, daß unverſehens noch eher ein Vergleich mit dem Feinde geſchloſſen werden könnte, als man in die Verfaſſung geſetzt ſey, zum Entſatze dieſer Veſtung etwas unternehmen zu können.

An der Behauptung dieſes wichtigen Platzes hing die Erhaltung aller übrigen oberſchleſiſchen Feſtungen. Der Graf von Götzen wendete daher nicht nur alle Beredſamkeit an, das dortige Gouvernement zu mehrerer Standhaftigkeit und Ausdauer anzufeuern, ſondern verſprach auch, zum Entſatze dieſer Feſtung etwas zu unternehmen.

Da der Graf von Götzen bey der Schwäche ſeines Corps, von welchem höchſtens nur 2000 Mann ar-

---

*) Der Paß, ein Berg in der Mitte zwiſchen Warte und Glaz, wo ſich mehrere Gebirgswege kreuzen.

mirt ins Feld rücken konnten, die Unmöglichkeit einſah, mit günſtigem Erfolge etwas auszurichten, wenn er unmittelbar gegen Frankenſtein oder Neiſſe marſchirte; ſo kam er auf die Idee, vermittelſt einer Diverſion den Feind zur Aufhebung der Belagerung von Neiſſe zu zwingen.

Dieſem zu Folge und in Rückſicht deſſen, daß man ſichere Nachricht hatte, daß Breslau eine ſehr ſchwache Beſatzung habe, wurde folgender Operationsplan entworfen.

Ein 2000 Mann ſtarkes Corps ſollte unter Commando der Majore von Loſthin und Grafen von Roggendorf über Landshut, Freyburg, Striegau und Cant bis Breslau vorrücken, hier in aller Eile ſich der feindlichen Armatur und Montirungsſtücke bemächtigen, nach einem Aufenthalte von 6 Stunden die Oder paſſiren, und ſeinen Marſch auf Coſel fortſetzen. Man rechnete darauf, daß wenn dieſer Plan reüſſirte, dieſes Detaſchement vom jenſeitigen Oderufer einen ſtarken Zuwachs von Selbſtranzionirten und anderweitigen Rekruten erhalten würde, die dann, vermöge der weggenommenen Armaturſtücke, leicht armirt und bewaffnet werden könnten, ſo daß mit der Zeit dieſes Detaſchement zu einer bedeutenden Stärke anwachſen dürfte.

Ob wohl der Graf von Götzen alle die Schwierigkeiten einſah, die mit dieſem Plane verknüpft waren, und daß ſchon ganz beſondere Glücksfälle erforderlich waren, um wegen des Gelingens nur die Wahrſcheinlichkeit abzuſehen; ſo ſah er doch zur Rettung von Neiſſe keinen andern Ausweg vor ſich, als dieſen einzig möglichen Fall.

Wenn man dieſe Operation mit den Stellungen des Feindes bey Neiſſe und Frankenſtein in Erwägung zieht, den beſchwerlichen Zirkelmarſch der Preußen übers Gebirge über die vorbeſagten Punkte bis Coſel verfolgt, und dagegen bemerkt, daß es dem Feinde ein Leichtes ſeyn mußte, wenn ſelbſt bis Breslau alles nach Wunſch gegangen war, auf allen Radien, die in dieſem Zirkel nur gedacht werden können, mit überlegener Stärke den Marſch nach Coſel zu verhindern; ſo ſtaunt man doch über die Kühnheit und Größe des Planes. Da es indeſſen vermöge ſchneller Märſche, und vielfältiger Stratageme doch eine Möglichkeit war, die Diſpoſition glücklich auszuführen, wenn man z. B. hinreichende Wagen in Requiſition ſetzte, die Oderbrücken bey Ohlau, Brieg und Oppeln abbrannte, noch ehe der Feind über die Direktion des Marſches unterrichtet war; ſo würde, da der Erfolg einmal das Werk krönt, dieſe Operation wieder eine der ſchönſten Kriegsbegebenheiten geweſen ſeyn, welche die Kriegsgeſchichte in dieſem Kriege aufzuweiſen hat.

Um die Aufmerkſamkeit des Feindes von dem Marſche des Majors von Loſthin abzuziehen, wurde der zwiſchen Warte und Glatz ſtehende Feind allarmirt. Eine ganz den Grundſätzen des Krieges gemäße Maaßregel, die auch den erwünſchten Erfolg hatte, daß der bey Frankenſtein ſtehende Feind glücklich umgangen wurde. Erſt da die beſchwerlichen Gebirgswege von Seiten der Preußen zurückgelegt waren, und dieſelben anfingen, bey Freyburg in die Ebene zu debouſchiren, da erſt entdeckte der Feind die Bewegungen derſelben. Der General Lefebre zog hierauf mit einem Theil der Neiſſer

Belagerungstruppen und allem, was von der Breslauer Garniſon nur zu entübrigen war, dem Major von **Loſthin** bis Cant entgegen.

Hier kam es zu einer Aktion, in welcher der Feind geſchlagen wurde. Wie wohl die bayerſche Cavallerie die preußiſche Cavallerie zur Flucht zwang; ſo war das Verhalten der Infanterie deſto rühmlicher. Die Infanterie drang mit dem Bajonett gegen die avancirende ſächſiſche Infanterie an, deſtruirte dieſelbe, beſetzte die Brücke bey Cant, und ſchnitt dem ganzen feindlichen linken Flügel die Retraite ab. Das, was ſich nicht gefangen gab, wurde in das angeſchwollene Schweidnitzer Waſſer geſprengt, worin viele ihren Tod fanden. Es war ſelbſt der General **Lefebre** gezwungen, durch das Schweidnitzer Waſſer die Flucht zu nehmen.

Dieſe Affaire würde vollkommen deciſiv geweſen ſeyn, wenn die preußiſche Cavallerie, nachdem ſie zurückgeworfen war, ſich zeitiger raillirt hätte; ſehr wahrſcheinlich würde dann mancher, noch ehe er den Fluß erreichte, eingeholt und niedergehauen worden ſeyn.

Die Preußen verloren mit innigem Bedauern den braven Major **Roggendorf**; er wurde nach Breslau gebracht, wo er an den Folgen ſeiner Wunden ſtarb.

Der Feind glich dem Kopf der Hydra. Wenn er auch hier einen empfindlichen Verluſt erlitten hatte; ſo fehlte es ihm keinesweges an Kräften, mehr verſtärkt auf einem andern Punkt es mit den Preußen wieder aufzunehmen. Von der Expedition nach Breslau konnte nicht mehr die Rede ſeyn. Man hatte preußiſcher Seits an 1000 Stück Gewehre, nebſt 3 Kanonen erobert und einige beträchtliche Beute gemacht. Die Preußen freuten ſich des erſten wichtigen Sieges; um ihren Muth aufs höchſte zu exaltiren, kam es lediglich darauf an, unangefochten auf dem beſchwerlichen Wege, auf welchem ſie gekommen waren, entweder Silberberg oder Glatz zu erreichen. Füglich hätte es geſchehen können, wenn Fortunens Tücke nicht hinderlich war. Ihr ſchützender Genius verſchwand; ein Dämon bewirkte, daß gerade jetzt 400 Mann pohlniſche Uhlanen von ihrem Marſche aus Italien in Striegau einrückten, als die Affaire bey Cant war, und daß der thätige General Lefebre glücklich der Gefangenſchaft entwiſchte.

Dieſer General machte meines Erachtens einen Fehler. Griff er den Major von Loſthin bey Breslau, ſtatt bey Cant an; ſo kam wahrſcheinlich vom ganzen Corps nicht ein Mann wieder zurück. Die mehrere Beobachtſamkeit und der tiefer eindringende Calkul auf Urſachen und Wirkungen wird indeſſen gemeiniglich vom Unternehmungsgeiſte eines Generales verdrängt, welcher die Jugendkraft und das raſche Feuer in jeder Nerve in ſich fühlt; ein ſolcher Mann dürſtet nach Thaten, und da iſt ihm jeder Zeitaufenthalt eine Ewigkeit.

Um dieſes wieder gut zu machen, ſo wie die Schlappe bey Cant zu rächen, ließ ſich der bis an den Hals naß gewordene und kaum dem Ertrinken entronnene General Lefebre nicht die Zeit, ſich umzukleiden. Mit Courierpferden eilte er nach Schweidnitz und Frankenſtein, um ein neues Corps zur Verfolgung der Preußen zu formiren. Es war für den feindlichen General nicht ſchwer, hier Schlüſſe zu ziehen, welchen Rückmarſch die Preußen nehmen würden. Es waren dazu nur drey Fälle möglich: 1) die Preußen marſchirten über Zopten und Münſterberg gerade nach Glatz; 2) oder ſchlichen ſich zwiſchen Schweidnitz und dem Zoptenberge, Reichenbach links laſſend, etwa über Faulbrück und Langenbielau nach Silberberg durch; 3) oder gingen den Weg, auf welchem ſie gekommen waren, über Striegau und Freyburg wieder zurück. Der General Lefebre hatte ſtarke Vermuthung, daß das Letztere geſchehen würde; eines Theils, weil der Major von Loſthin, wenn er den erſten Marſch einſchlüge, ſich in die Gefahr begeben würde, zwiſchen zwey Feuer zu gerathen, indem ein Theil der Truppen von Neiſſe, ein anderer von Frankenſtein nur zuſammenrücken durften, um den Rückzüglern alle Paſſage über die Neiſſe abzuſchneiden; andern Theils, wenn man im zweiten Falle ſich auf Silberberg wendete, der Marſch wieder ſehr leicht durch das bey Franſtein ſtehende Obſervationscorps ſo lange aufgehalten werden konnte, als der General Lefebre Zeit bedurfte, die Preußen von Silberberg abzuſchneiden. Am glaubwürdigſten ſchien es daher dem General Lefebre, daß der Major von Loſthin den dritten Marſch einſchlagen würde, in der Vorausſetzung, daß er auf dieſem wenigſtens den Rücken frey, und wenn er einmal das Gebirge erreicht, die ihm nachſetzende feindliche Cavallerie nicht mehr zu fürchten hätte.

Der General Lefebre ſtellte ſich daher mit den 400 Mann pohlniſcher Uhlanen und einer übrigens überlegenen Macht bey Salzbrunnen, um die Ankunft der Preußen daſelbſt abzuwarten.

Man macht dem Major von Loſthin den Vorwurf, daß er demungeachtet nicht den zweyten Marſch angetreten; daß er einem, ſeinem Marſche folgenden feindlichen Beobachtungs-Detaſchement nicht auf den Leib fiel und es zerſtreute, noch ehe er das Gebirge betrat; daß er auf den Einfall gerieth, die 4 0 Mann pohlniſche Uhlanen in Striegau aufzuheben; daß er überhaupt ſo ſaumſelig war, nicht thätig genug Wagens auftreiben und noch andere Anſtalten, die ein ſchnelles Fortkommen bewirkten, ſogleich treffen ließ. Man glaubt, wenn er das Stratagem anwendete *), ein Detaſchement Cavallerie

---

*) Wenn ich dergleichen Raiſonnements höre; ſo fallen mir immer die merkwürdigen Worte des Aemilius Paulus ein. Als er gegen den Perſeus zu Felde ziehen ſollte, äußerte er gegen das Volk:

„Ihr thut mir viele Ehre an, daß der ſo ſchimpflich in die Länge gezogene Krieg nur durch mich ein Ende, würdig des römiſchen Namens, gewinnen könne. Und allerdings darf ich die Gunſt der Götter hoffen, zum wenigſtens kann ich euch das verſichern, daß ich mit aller Kraft mich beſtreben werde, eure Erwartungen nicht zu täuſchen. Nur gebt mir, was ich brauche, und vor allen Dingen trauet dem, was ich euch ſchreiben werde, nicht aber gebt fliegenden Gerüchten Raum. Denn niemand iſt ſo ſehr ein Verächter des Gerüchts, daß ſein Gemüth dadurch nicht beunruhigt werden ſollte. Da giebt es aber Menſchen in den Trinkgeſellſchaften, die Armeen nach Macedonien führen, und aufs genauſte wiſſen, wo die Läger, wo Verſchanzungen anzubringen ſind, durch welche Päſſe man hätte eindringen müſſen, wo Magazine angelegt, wo die Zufuhr geleitet, wenn geſchlagen und wenn ausgeruht werden müſſe. Da wird über den Feldherrn abgeurtheilt, als wenn er ſchon vor Gericht ſtände, und jeder Laffe will ihn meiſtern. Das iſt ein großes Hinderniß für einen General, und wenige ertragen wohl Spott und Tadel ſo gleichgültig, wie einſt Fabius es that. Wohl wünſchte ich mir Belehrung und Rath, aber die ihn geben wollten, müßten bey mir ſeyn, meine Lage ſehen, meine Gefahr theilen. Und iſt nun jemand unter euch, der ſichs zutraut, mir in dem Krieg, den ich führen ſoll, zu rathen, der mache ſich auf mit mir nach Macedonien, ich will mein Schiff, meine Pferde, mein Zelt und meine Koſt mit ihm theilen. Wer aber dieſe Mühe ſcheut, der commandire mir auch nicht aus ſeinem Zimmer, ſondern ſchweige und denke, daß wir uns im Lager ſchon genug berathen werden.“

über Striegau und Freyburg nach Gottesberg zu ſchicken, welches ausſprengte, daß die Kolonne den nämlichen Weg folgen würde, während dieſelbe über Faulbrücke und Langenbielau ging, der General Lefebre ſicher getäuſcht worden wäre.

Der folgenden feindlichen Cavallerie auf dem Leib zu fallen, wäre freylich eine nothwendige Maaßregel geweſen, um dieſelbe auf immer los zu werden: wenn man aber bedenkt, daß die Leute des Majors von Loſthin äußerſt fatiguirt waren; daß der Nachtheil, wenn er durch das Scharmuziren mit dem Feinde die Zeit und noch mehrere Menſchen verlor, weit größer als der vollſtändigſte Sieg über den Feind war; daß es die Vorſicht und die Klugheit gebot, von der Seite des bey Frankenſtein ſtehenden Feindes ſich ſo viel wie möglich entfernt zu halten; daß es, wenn er nur einmal die Höhen bey Forſt erreicht hatte, eine Kette der trefflichſten Poſitienen gab, ſich vertheidigend, bis Silberberg und Glatz zurückzuziehen; daß wohl ſchwerlich auch der ängſtlichſte Menſch nur auf die Vermuthung kam, daß in dem Zuſtande und der Eile Lefebre die Vorkehrungen treffen konnte, wie er ſie wirklich traf; ſo hoffe ich, wird der nicht blos nach dem Erfolge urtheilende Kriegskünſtler etwas mehrere Nachſicht mit dem würdigen Major von Loſthin haben, deſſen Bravour und übrigem Benehmen ſelbſt der Feind Gerechtigkeit wiederfahren ließ *).

Ungeachtet vermöge guter Anſtalten, ein großer Train der Beute, auf der obgedachten Straße durchge-

---

*) Da der bey Adersbach in die Gefangenſchaft gerathene und einige Tage darauf wieder ausgewechſelte Major von Loſthin keinen Degen hatte; ſo gab der Prinz Jerome ihm ſeinen Admiraldegen zum Geſchenk.

kommen war, noch ehe der Feind bey Adersbach eintraf; ſo konnte es doch nicht unterbleiben, daß der Major von Loſthin hier mit dem Feinde zuſammentraf.

Nachläßigkeiten, unvorſichtiges Patrouilliren der Avantgarde, hatte den hier ſich verſteckt gehaltenen Feind unentdeckt gelaſſen. Daher es ſich ereignete, daß die hier marſchirende preußiſche Kolonne unformirt in einem Thale angegriffen wurde. Hielt nur die Cavallerie den erſten Anfall des Feindes aus; ſo war es der Infanterie vielleicht möglich, die Höhen zwiſchen Liebersdorf und den Sattelberg zu erreichen, um von ſolchen die Angriffe des kühnen Uhlanenpulks zu Schanden zu machen, die eigentlich die ganze Affaire zum Nachtheile der Preußen entſchieden.

Dieſes Corps verlor hier an Todten und Gefangenen an 6 bis 800 Mann, wie auch das eroberte und einen Theil des eigenen Geſchützes. Der Reſt retirirte ſich deſtruirt über Landshut und Schmiedeberg nach Glatz.

Obgleich durch die Entwickelung beſonderer Unglücksfälle die Unternehmung geſcheitert war; ſo hatte ſie doch in Hinſicht auf Neiße den nützlichſten Erfolg, daß man neue Hoffnungen ſchöpfte, und die Unterhandlungen ſich wieder zerſchlugen.

Der Graf von Götzen ſetzte mit großer Thätigkeit die Truppenorganiſation fort. Man ließ keine Gelegenheit vorbey, dem Feinde Abbruch zu thun, und jeden von ihm gemachten Fehler, den der Uebermuth erzeugte, zu beſtrafen. So hatte man zu Glatz kaum in Erfahrung gebracht, daß von Frankenſtein und Warta aus, ein 400 Mann ſtarkes feindliches Detaſchement es gewagt habe, zwiſchen Silberberg und Glatz gegen Mittelſtein und Wünſchelburg vorzudringen, als man auch beſchloß, Jagd darauf zu machen. Die Preußen rückten von Glatz und Silberberg gegen daſſelbe vor. Bey Waltersdorf kam es zum Gefecht, wobey die Preußen an 200 Gefangene machten. Die Cavallerie, welche von dem Rittmeiſter Bieberſtein angeführt wurde, zeichnete ſich dabey ſehr ehrenvoll aus, und errang einigermaßen die Reputation wieder, welche ihre Waffengefährten bey Cant und Adersbach verloren hatten. Dieſer Vortheil ſetzte den Grafen von Götzen in Stand, an 12 gefangene Officiere wieder in Aktivität zu ſetzen.

Zu gleicher Zeit erhielt der Major von Puttlitz den Auftrag, im Rieſengebirge ebenfalls Werbungen zu machen. Die ausgebreitete Connexion und die Anhänglichkeit, welche dieſer lieberale humane Mann in allen Ständen und bey ſeinen ehemaligen Untergebenen hatte, erleichterten ihm die Arbeit. Er war nicht 8 Tage zu Schreibersau, als ſchon 3 bis 400 Mann Infanterie montirt und bewaffnet verſammelt waren. Zu ſeinem Amtsgefährten erhielt er den Rittmeiſter Hirſchfeld, den nämlichen, welcher als Partiſanen-Anführer in Pommern und Niederſchleſien ſich bekannt gemacht hat. Sammelte ſich dieſes Corps zu einigen tauſend Mann an, welches ſehr wahrſcheinlich bald der Fall geweſen ſeyn würde; ſo war es möglich, daß ſie dem Feinde die völlige Communikation mit dem Gebirge abgeſchnitten hätten, welches die Folge haben konnte, daß ein Theil der Neißer Belagerungstruppen gegen das Gebirge detaſchirt wurde, wodurch Neiße Luft bekam, und der Feind auf mehreren Punkten beſchäftigt war. Das Concentriren der feindlichen Kräfte mußte in der Lage der oberſchleſiſchen Truppen verhütet, das Ausdehnen derſelben befördert werden, um paſſive der Ueberlegenheit des Feindes gewachſen zu ſeyn. Die Anlage war dazu eben ſo einſichtsvoll als künſtlich gemacht; daß dieſe ſchöne Arbeit ins Stocken gerieth, iſt nicht der Künſtlerhand, ſondern dem allgemeinen Mißgeſchicke zuzuſchreiben, welches das unglückliche Preußen an allen Orten und Enden in dieſer Cataſtrophe erfahren mußte.

Schon war die lange Waffenruhe in Oſtpreußen dem Gedeihen, dem Sinn und Dünkel der oberſchleſiſchen Armee hinderlich und nachtheilig geweſen, da man aber gerne glaubt, was man hofft; ſo erwartete man, nachdem mit dem Großfürſten Conſtantin die ruſſiſche Armee beträchtlich verſtärkt worden war, daß zum Entſatze von Danzig doch noch etwas vorgenommen werden würde, auch daß die Oeſtreicher, falls die Franzoſen an der Weichſel überwunden werden könnten, Parthie gegen Frankreich nehmen würden, wodurch dann freylich mit einemmale der Rückzug des Feindes aus Oberſchleſien decidirt geweſen ſeyn würde.

Der Talisman entfloh aber dem Auge, welches unnatürliche Hoffnungen nährte, da einmal Napoleons glücklicher Genius ſich gegen die gedachte oder geträumte Glückſeligkeiten des übrigen Weltkörpers verſchworen hatte. Danzig fiel, ſtatt entſetzt zu werden. Dieſer Fall beförderte auch den Fall von Neiße und Coſel. Gegen Glatz und Silberberg zog ſich nun die ganze Stärke des Feindes zuſammen. Man blockirte feindlicher Seits beyde Veſtungen zu gleicher Zeit, und konnte natürlich, da die Ruſſen über den Pregel und den Niemen getrieben waren, berechnen, welchen Zeitraum es noch erforderte auch dieſe beyden Felſenveſten zu beſiegen. Nicht den Mann bewundre ich, welcher im Genuſſe des Glücks eine ganze Welt erobert, wohl aber den, welcher von ſo vielem Mißgeſchick gebeugt, nicht den Muth verliert und an ſeine Würde denkt. Unterliegt er dann; ſo kann er bloß die Geiſel ſeiner Feinde und Neider fürchten; doch nein! nicht fürchten, denn ein ohne Gewiſſensvorwurf handelnder Mann kennt die Furcht nicht.

Nachdem der Feind, vermöge Uebermacht, die preuſſiſchen Vorpoſten bis auf einen guten Kanonenſchuß an die Veſtung Glatz zurückgedrängt, wünſchte der die Belagerung commandirende General Vandamme ein Rendezvous auf dem Paß mit dem Major Grafen v. Götzen zu haben. Man bewilligte es preußiſcher Seits. Auf dieſem Rendezvous fing der General Vandamme in einem declamatoriſchen Tone an, zu demonſtriren: daß es zu nichts nützen könne, daß man noch fernerweit, da die große Nation neuerlichſt einen entſchiedenen Sieg über die Ruſſen erfochten *), an die Vertheidigung dieſer beyden Veſtungen denken könne. Man würde muthwillig nur Menſchen unglücklich machen, der General würde ſich genöthigt ſehen, die Grafſchaft Glatz, in der, wie er wüßte, der Graf den größten Theil ſeiner Anverwandten hätte, in eine öde Provinz zu verwandeln. Fände ſich der Graf geneigt, ihm beyde Veſtungen **) einzuräumen; ſo würde man ihm unter vortheilhaften Bedingungen eine Capitulation antragen; auch dürfte ſich unter dieſen Umſtänden der Prinz Jerome geneigt finden laſſen, den Truppen aus Glatz und Silberberg einen freyen

---

*) Schlacht bey Friedland.

**) Glatz und Silberberg.

Abzug mit Ober- und Untergewehr zur Armee des Königs zu bewilligen. Sollte man aber hartnäckig auf der Vertheidigung beyder Oerter beſtehen; ſo würde er mit 100 Mörſern morgen am Tage die Stadt Glatz in einen Aſchenhaufen verwandeln.

Der Graf v. Götzen antwortete auf die Bemerkung: was die Zerſtörung der Güther ſeiner Anverwandten anbelangte, würde ihn dieſe Drohung nicht von dem Wege ſeiner Pflicht abführen; und daß überhaupt dieſe Bemerkung ſein Ehrgefühl beleidigte, indem bey einem Manne von Bildung und Patriotismus Privatvortheile gar nicht in Anregung kommen könnten, ſobald die Ehre und der Ruhm der Nation damit zu erkaufen wäre. Zu der Drohung ſchwieg er. Deſto thätiger ließ er aber an dem angefangenen verſchanzten Lager arbeiten, um dem Feind die Mittel zu nehmen, vorbeſagte Drohung in Ausführung zu bringen *).

Von dieſer Zeit an fielen tägliche Scharmützel vor. Die preußiſchen Truppen hielten ſich ſo gut, daß der Feind auch nicht eine Handbreit Terrain weiter gewinnen konnte.

Um dieſen Neckereyen ein Ende zu machen, beſchloß der Feind, das verſchanzte Lager vermöge eines coup de main wegzunehmen **).

---

*) Obgleich der Donjon und der Schäfersberg (die eigentliche Veſtung von Glatz) alle Höhen unterm Kanonenſchuß dominiren; ſo zieht ſich doch zwiſchen Nieder-Hausdorf und Haßwitz eine Bergkette um die Stadt, auf welcher, wenn der Feind ſich derſelben bemeiſtert, und ſeine Batterieen darauf einſchneidet, demſelben das Bombardement der Stadt nicht verwehrt werden kann.

**) Note der Redaktion. Hierüber iſt ſchon im dritten Theil ein Bericht gegeben, dieſer hier iſt aber detaillirter.

Jetzt beginnt eine Epoche, die höchſt niederſchlagend für das preußiſche Corps iſt, doch ehe ich die Urſachen hievon entwickele, muß ich den Leſer noch mit einigen Umſtänden bekannt machen, vermöge welcher er nur allein in Stand geſetzt wird, in ſeiner Beurtheilung den richtigſten Geſichtspunkt zu faſſen.

Glatz iſt eigentlich eine Bergveſtung, da der Schäferberg durch die Neiße aber von dem Donjon getrennt iſt, und die Veſtungswerke der Stadt beyde Berge verbinden; ſo iſt das ganze Enſemble getrennt, ſobald es dem Feind gelingt, die Stadt wegzunehmen.

Ohne die Stadt kann die Veſtung nicht behauptet werden, weil mit jener die Hauptmagazine verloren gehen, indem in den Werken der Raum mangelt. Ferner ſind die Werke zu ausgedehnt, ſollen ſie gehörig vertheidigt werden; ſo iſt ſchon eine ſtarke Beſatzung erforderlich, für welche nicht einmal hinreichend Caſematten vorhanden ſind. An der Behauptung der Stadt iſt alſo alles gelegen.

War der Feind Meiſter von vorerwähnten Anhöhen; ſo war es ihm ein Leichtes, vermittelſt einer Aproche bis an die erſten Häuſer der Vorſtadt vorzugehen. Hatte er dieſe erreicht; ſo ſchoſſen die feindlichen Jäger unſere Artilleriſten bey den Kanonen todt, weil die Häuſer und Gärten ſich bis auf 20 Schritt an die Außenwerke heranziehen. Ungeachtet man an den Stadtwerken gebaut und ausgebeſſert hatte; ſo gab es doch noch viele ſchwache Punkte, die wegen Kürze der Zeit nicht weggeſchafft oder verſtärkt werden konnten, und welche, wenn der Feind ſich ihrer bedienen wollte, mit Recht eine Ueberrumpelung trotz der größten Wachſamkeit beſorgen ließen. Als der Graf v. Götzen das Commando übernahm,

wurde

wurde ihm von Seiten des Artillerie-Chefs der Rapport gemacht, daß ſich in Glatz noch gegen 5000 Centner Pulver befänden. Wie es nachdem aber unterſucht wurde, waren die Munitionsbeſtände nicht halb ſo groß.

So war die Lage, als der Feind in der Nacht vom 23. zum 24. Juny mit 12000 Mann das verſchanzte Lager überfiel, und die ungefähr 1800 Mann ſtarke Beſatzung in die Veſtung nach einer tapfern Gegenwehr zurückdrängte. Die feindlichen Schützen und Jäger hatten ſich der Vorſtadt bemächtigt, und waren nur mit Mühe wieder zurückgeworfen worden. Es war zu erwarten, daß das gedrohte Bombardement nun in Ausführung kommen würde, es war während der letzten 14 Tage durch das tägliche Scharmuziren eine unglaubliche Munition verbraucht worden, man machte den Rapport, daß, wenn man 20 Schuß täglich auf ein Geſchütz rechnete, höchſtens nur auf 12 Tage Munition vorhanden wäre. In 12 Tagen mußte alſo der Ort übergeben werden. Blieben die Verhältniſſe feindſelig; ſo war der Untergang der Stadt eine Folge davon. In Preußen war die Lage von der Art, daß auf eine Friedensunterhandlung zu rechnen war, indem der Fall von Danzig, die decidirte Schlacht bey Friedland, die Furcht der Ruſſen, die Franzoſen in ihr Gebiet eindringen zu ſehen, worauf das Lithauiſche Pohlen, vielleicht auch Curland nur warteten, um der Conföderation des preußiſchen Pohlens beyzutreten, die Geneigtheit des Kaiſers Napoleons, bey allen dieſen Ausſichten und Vortheilen den Frieden abzuſchließen, ſobald Rußland den nämlichen Drang dazu fühlte, waren alles Argumente, welche der ruhigdenkende Kopf erwarten konnte. Ferner war immer noch ein

Strahl der Hoffnung vorhanden, daß Oeſtreich die gänzliche Eroberung Schleſiens nicht gleichgültig ſeyn konnte. Die Ungarn waren beſänftigt, mehrere Hinderniſſe im Innern des Landes gehoben, um der Allianz mit Rußland beytreten zu können. Es kam lediglich darauf an, daß man Zeit gewann, und war der Erfolg nicht ſo, wie man denſelben ſich unter dieſen Auſpizien dachte, ſo konnte Schleſien doch nicht mehr gerettet werden. Der Graf v. Götzen ſchloß daher gleich nach dem Ueberfall eine Capitulation, daß Glatz nach Verlauf von 4 Wochen dem Feinde übergeben werden ſollte.

Nährte der Graf v. Götzen einen blinden Ehrgeiz, war es ihm blos darum zu thun, ſich bey den politiſchen Kannengießern einen Namen zu machen; ſo konnten freylich die 14 Tage, welche er dem Feinde noch Widerſtand zu leiſten vermochte, thatenreich werden; ſeine Weisheit war aber kalt dagegen, er glaubte ſich eine größere Ehrenkrone zu errichten, wenn er den Wohlſtand der Stadt unter dieſen Umſtänden berückſichtigte; er behielt vermöge dieſer Capitulation den Platz die doppelte Zeit, als wie er defendirt werden konnte, in ſeiner Gewalt, und hatte die Satisfaction durch den, Ausgangs Juny zu Tilſit geſchloſſenen Waffenſtillſtand und Frieden, dem Könige eine wichtige Veſtung erhalten zu haben.

In der zu Frankenſtein geſchloſſenen Capitulation der Veſtung Glatz, beſagte ein Punkt, daß von dem Tage an, da die Capitulation von beyden Theilen unterzeichnet war, in Schleſien bis auf Silberberg alle Feindſeligkeiten aufhören ſollten; vornämlich war darunter die Auflöſung der Streifcorps verſtanden, welche, nach dem ſich der Major von Puttlitz nach Glatz begeben, unter Anführung des Rittmeiſters von Hirſchfeld und Lieutenant Schrader, noch zu Schreiberhau verblieben waren. Der Graf v. Götzen ſchickte dieſem zu Folge den Lieutenant Neumann ab, um jenen Officieren den Befehl zu überbringen, die dort verſammelten Leute auseinander gehen zu laſſen. Der Rittmeiſter von Hirſchfeld achtete dieſen Befehl aber nicht, ob er gleich gewiß einſah, daß die Fortdauer ſeiner Streifparthey nur blos zum Verderb des Landes exiſtiren konnte. Er machte verſchiedene Exkurſionen, unter andern eine Expedition nach Liegnitz, die von Seiten des Feindes mit dem größten Unwillen aufgenommen wurde. Man machte dem Grafen v. Götzen darüber bittere Vorwürfe, und hegte den Verdacht, daß dieſer Unfug mit ſeinem Vorwiſſen getrieben würde. Der Prinz von Hohenzollern, deſſen Secretair und Commerdiener zu Liegnitz in die Hände der Preußen gefallen war, ſchickte den Doctor Grattenauer nach Glatz ab, und verlangte vom Grafen v. Götzen einen Schadenerſatz von 1000 Rthlr. dafür; eine Prätenſion, die unerfüllt blieb, da Graf v. Götzen ſich legitimiren konnte, den Befehl zur Auflöſung jener Detaſchementer gegeben zu haben. Ohne anderer Kränkungen zu erwähnen, welche den Adjutanten des Grafen v. Götzen über dieſe Sache zugefügt wurden, ließ der Prinz Jerome jene Streifparthien aufſuchen und auseinander treiben.

„Ob es gleich in den neueſten Zeiten,“ ſagt ein Verfaſſer in der Minerva des Julius-Stücks in ſeinen Bemerkungen zur Geſchichte der Belagerung von Breslau, „ſehr viel zu ſeyn ſcheint, wenn ſich eine Veſtung 29 „Tage hält; ſo iſt doch die Zeit nur in ſofern ein Theil „des Maaßſtabes, nach welchem man einen braven Gou„verneur oder Commandanten beurtheilt, als derſelbe „darthun kann, daß er ſich ſchlechterdings auch nicht „einen Tag länger hat halten können; denn ein Gene„ral, welcher ein ganzes Jahr ſich vertheidigt, und ſo„dann erſt capitulirt, iſt kein braver Mann, wenn er „ſich noch drey Tage länger hätte halten können, und „dieß nicht gethan hat.“

Dieſe ſehr richtige Wahrheit könnte auch auf das Verhalten des Neißer Gouvernements Beziehung haben, wenn man bedenkt, daß der Feind bey der Uebernahme dieſer Veſtung noch an 2000 Centner Pulver und Magazine aller übrigen Art vorfand; wenn man ferner in Betrachtung zieht, daß, wenn ſich dieſer Ort nur noch drey Wochen hielt, und die Capitulation in der Mitte Juny, ſtatt im May geſchloſſen wurde, dem Könige in Rückſicht des Tilſitter Friedensſchluſſes auch dieſer Ort konſervirt werden konnte, daß dann dieſer Friede vielleicht günſtiger für Preußen ausfiel, und dieſe ſchöne Provinz von Seiten des Feindes nicht als ein erobertes Eigenthum betrachtet werden konnte, um es dem rechtmäßigen Beſitzer als ein großmüthiges Geſchenk wieder zurückzugeben, denn derſelbe hatte bis auf Glogau, (da Breslau, Schweidnitz und Brieg demolirt waren) keinen feſten Fuß in Schleſien: ſo daß nunmehro nach hergeſtelltem Frieden Oberſchleſien wenigſtens von der Laſt der feindlichen Einquartirung befreyt war; ſtatt daß jetzt alles noch das Anſehen des Kriegs hat, indem der Bürger und der Bauer den koſtſpieligen Unterhalt einer ſtarken fremden Armee auf ſeinen Schultern trägt, worüber die ohnehin ſchon unüberſehbare Schuldenlaſt, in welche die Kämmereyen durch dieſen Krieg gerathen ſind, bis aufs Höchſte ſich anhäuft.

Da ſich dieſer Ort übrigens an 3 Monate behauptete, während dieſer Zeit eine treffliche Vertheidigung zeigte, und wenn man annimmt, daß die Garniſon durch Dienſtſtrapatzen erkrankt war. und bey der wenigen Ausſicht auf Hülfe von außen muthlos wurde, ſo daß die Soldaten bey den Ausfällen Schaarenweis davon liefen; ſo muß man wirklich bedauern, daß der Erfolg die Arbeit nicht belohnte.

In andern Kriegsverhältniſſen fällt der Ruf der Unſterblichkeit auf Menſchen, deren auspoſaunte Großthaten in Rückſicht dieſer Vertheidigung kaum einer Erwähnung werth waren, hier wird alles das auf Geſchehene hinten angeſetzt, weil dreymonatliche Drangſale den Faden der Geduld zerreißen. Dieſes Schickſal hat der Krieger, ein fünfzigjähriges Verdienſt kann ein Augenblick verdunkeln.

Beytrag

zur

Geſchichte des Krieges

in

Preußen, Schleſien und Pohlen
in den Jahren 1806 und 1807.

Von
dem Verfaſſer der Schrift: Vertraute Briefe über die innern
Verhältniſſe am Preußiſchen Hofe ſeit dem Tode
Friedrichs II.

Vierter Band.

Mit Beylagen.

Amſterdam und Cölln, 1808.
bey Peter Hammer.

Vertraute Briefe

über die innern

Verhältniſſe

am

Preußiſchen Hofe

ſeit dem Tode

Friedrichs II.

Fünfter Band.

Mit Beylagen.

Amſterdam und Cölln, 1808.
bey Peter Hammer.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Erſter Brief. Seite 1.

Bericht eines Franzoſen über Guſtav Adolph, König von Schweden und deſſen Truppen. — Aufkündigung des Waffenſtillſtandes, Gefecht bey Damgarten, am 17. July 1807. — Rückzug der Schweden. — Aufforderung der Schweden an die Verbündeten Frankreichs. — Unterhandlungen. — Stralſund eingeſchloſſen. — Gefechte. — Hartherzigkeit der ſchwediſchen Truppen. — Stralſund von den Franzoſen beſetzt. — Sonderbares Benehmen der Schweden. — Beſchreibung von Stralſund. — Veſtungswerke. — Geſchütz. — Betrug der Chefs der Fortifikationen. — Die Schweden beſchießen Stralſund von der Inſel Dänholm. — Die Franzoſen erobern Dänholm. — Beſitznahme von Rügen. — Der König geht nach Schweden zurück. — Schilderung der ſchwediſchen Truppen. — Cavallerie. — Infanterie. — Officiercorps. — Generalität. — Unterhalt der Soldaten. — Religioſität derſelben. — Gedanken über den König. —

Zweyter Brief. S. 19.

Belagerung von Graudenz. — Ankunft des Königs von Preußen in Graudenz. — Wirkung der Nachrichten von den unglücklichen Begebenheiten im Oktober 1806. — Die Franzoſen in Bromberg und Schwetz. — Gefecht vor den Thoren von Graudenz zwiſchen preußiſchen und franzöſiſchen Truppen. — Abreiſe des Königs. — Aufforderung der Veſtung Graudenz. — Stärke der Beſatzung. — Nachrichten von Thorn. — Einbeingung franzöſiſcher Gefangenen in Graudenz. — Gefechte. — Ankunft bayeriſcher Truppen. — Einnahme der Stadt Graudenz. — Verluſt der Preußen. — Zuſtand der Veſtung. — Grauſamkeit der Rußen in Preußen. — Anekdoten. — Rückzug des Belagerungscorps von Graudenz. — Hoffnung. — Exceſſe der Truppen in der Veſtung. — Wiederholte Blokirung der Veſtung. — Deſertion. — Gerüchte. — Sächſiſche Truppen ſtoßen zu dem franzöſiſchen Corps. — Verluſt der Preußen. — Würdevolles Betragen des Gouverneurs Courbiere. — Anekdoten. — Vorrath an Lebensmitteln in der Veſtung. — Vorfälle bey den franzöſiſchen und ruſſiſch-preußiſchen Armeen. — Beſchreibung der Lage des Verfaſſers. — Das Belagerungscorps verſtärkt ſich. — Harte Maaßregeln der commandirenden Generale. — Die Veſtung wird beſchoſſen. — Aufforderung an den Gouverneur zur Uebergabe. — Nachricht von der Capitulation Danzigs. — Ausfall eines Theils der Beſatzung am 17. Juny. — Unglücklicher Erfolg. — Epidemiſche Krankheiten. — Waffenſtillſtand. — Friede. — Unruhen unter den Polen. — Abzug der Sachſen von Graudenz. — Neue Beſetzung der Stadt durch Sachſen. — Folgerung.

Dritter Brief. S. 91.

Belagerung von Magdeburg. — Würdigung eines darüber erſchienenen Werkes. — Vertheidigung des Ingenieur des Platzes, Hauptmanns v. K. — Deſſen Ernennung zum Ingenieur de la Place in Magdeburg. — Seine Anordnungen. — Hinderniſſe, die er zu bekämpfen hat. — Armirung der Veſtung. — Zuſtand nach der Schlacht am 14. Oktober. — Eintheilung der Garniſon zur Vertheidigung der Veſtung. — Thätigkeit des Hauptmann v. K. — Widerlegung mehrerer Beſchuldigungen. — Vertheidigungsanſtalten. — Ein Angriff der Franzoſen auf die Neuſtadt wird abgeſchlagen. — Annäherung der franzöſiſchen Cavallerie. — Entſchloſſenheit und Geſchicklichkeit des Artillerie-Lieutenants Veit. — Angriff auf Kloſter Berge. — Erzählung einiger Beweiſe von Bravour. — Abbrennung des Dorfes Cracau. — Magdeburg capitulirt. — Beweis der Schändlichkeit dieſer Uebergabe. — Zuſtand der Veſtungswerke. — Stärke der Garniſon. — Verrath an Munition und Proviant. —

Wirkung der Capitulation auf die Garniſon. — Ausbrüche der Verzweiflung. — Beſitznahme der Stadt durch die Franzoſen. — Anekdoten. — Verzweiflung des Ingenieur de la Place wegen Uebergabe der Veſtung.

Nachricht an das Publikum von dem Verfaſſer der Vertrauten Briefe. S. 128.

Nothwendige Beylagen

zum fünften Theile der Vertrauten Briefe.

Domainenweſen im Oſt- und Weſtpreußiſchen Departement. Seite 1. — Domainenweſen in Neu-Oſt-Preußen. S. 16. — Domainenweſen in Süd-Preußen. S. 26. — Domainenweſen in Schleſien. S. 31. — Von der Veranſchlagung. S. 31. — Von der Verpachtung im Allgemeinen. S. 37. — Nachweiſung der Einnahmen und Ausgaben der Domainen-Caſſen in Schleſien im Jahre 1802—1803. S. 39. — Domainenweſen in der Kurmark, Neumark und Pommern. S. 40. — Niederſächſiſches, weſtphäliſches, fränkiſches Domainenweſen. S. 46. — Magdeburg und Halberſtadt. S. 46. — Weſtphäliſches Domainenweſen. S. 47. — Landes-Revenüen in Oſt-Friesland. S. 48. — Betrag der Domainen-Einkünfte des preußiſchen Staats pro 1800. S. 49. — A) In der Kurmark. S. 50. — B) In der Neumark. S. 51. — C) In Pommern. S. 51. — In Weſtpreußen, im Marienwerderſchen Departement, S. 51, im Brombergſchen Departement, S. 52. — F) In Oſtpreußen, im Königsbergſchen Departement, S. 53, im Litthauiſchen Departement, S. 54. — I) In Neu Oſtpreußen. S. 55. — G) In Südpreußen, im Poſener Departement, S. 55, im Kaliſcher Departement, S. 56, im Warſchauer Departement, S. 56. — H) In Schleſien, im Breslauer Departement, S. 57, im Glogauer Departement, S. 57. — I) In Magdeburg. S. 57. — K) In Halberſtadt. S. 58. — L) In Minden und Ravensberg. S. 58. — M) In der Grafſchaft Mark. S. 58. — N) In Oſt-

frieslſand, S. 58. — O) Tecklenburg und Lingen, S. 59. — Vom Contributionsweſen in der Churmark. S. 59. — Landſchaftliches Kreditweſen. S. 60. — Vom Contributionsweſen im Fürſtenthum Minden. S. 73. — Contributionsweſen in Oſtpreußen. S. 91. — Contributionsweſen in Pommern. S. 92. — Contributionsweſen in Magdeburg. S. 93. — Von der ſchleſiſchen Contributionsverfaſſung. S. 100. — Weſtpreußiſches Contributionsweſen. S. 116. — Contributionsweſen von Süd- und Neu-Oſtpreußen. S. 118. — Vom Salzweſen. S. 128. — Vom Stempelweſen. S. 131. — Von der Münze. S. 135. — Von den Chargen-Gebühren. S. 140. — Vom Poſt-Regale. S. 143. — Vom Servis. S. 144. — Vom Berg- und Hüttenregale. S. 145. — Vom Lotto. S. 145. — Vom Geldumlaufe im preußiſchen Staate und der Inſtitute zu Belebung der Circulation. S. 151. — Von dem landſchaftlichen Pfand-Creditſyſteme. S. 152. — Publikandum des ſtändiſchen freywilligen Vereins und der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft, betreffend die gegen deponirte Pfandbriefe ausgegebenen und in Cours geſetzten Pfandbriefs-Antheile, de dato Breslau den 26 Juny 1807. S. 171. — Vom Schatz und den darauf fundirten Treſorſcheinen. S. 184. — Ueber die neue Organiſation der preußiſchen Armee. S. 195. — Detaillirte Stärke der neu zu organiſirenden preußiſchen Armee. S. 195. — Formation der Armee. S. 196. — Armee-Corps-Eintheilung. S. 198. — Bemerkungen über den Generalſtab. S. 203. — Invaliden-Etat. S. 203.

Erſter Brief.

Berlin.

Folgende Nachrichten, welche ich Dir hier aus den ſicherſten Quellen mittheile, mögen Dir die Anſicht der Franzoſen über Schwedens König und ſeine Truppen eröffnen; ſie ſind von einem wohl unterrichteten, gebildeten Manne, deſſen Bemerkungen Aufmerkſamkeit verdienen.

Den 15. Julius 1807.

Wir ſind, mein Freund, ſeit vorgeſtern in Schwediſch-Pommern. Wir haben ſchwediſche Truppen von allen Gattungen, Farben und Waffen geſehen. Wir ſind ſogar mit ihnen handgemein geworden. Der Krieg hat förmlich begonnen. Es ſcheint, er wird uns viel Spaß machen.

Der König von Schweden kündigte uns den Waffenſtillſtand auf. Er hätte es vielleicht nicht gethan, wäre er von ſeinen Spionen beſſer bedient geweſen: es ſcheint aber, daß ſie ihm nicht geſagt hatten, wie der Marſchall Brune ihn ſchon einen ganzen Monat in Mecklenburg und Preußiſch-Pommern mit 60000 Mann und 200 Feuerſchlünden umklammere. Oder wollte er ſeine Laufbahn, wie Karl XII. bey Narva, eröffnen? Dann mußte er ſich erinnern, wir ſeyen nicht Ruſſen vom Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts, die man mit 8000 Mann ſchlage: viel höher ſchätzt man ſeine

Streitmaſſe dieſſeits der Oſtſee nicht. Wie dem ſey! Eine Handvoll ſchlechtberittener Huſaren und plumper Reuter, die ſich leichte Dragoner nannten, neckten uns den 13ten früh bey Damgarten über die Gränze. Unſere Vorpoſten ſprengten ſie aus einander, und die Diviſion Molitor, 15000 Mann ſtark, drang vorwärts.

Ein paar Granatenwürfe löſeten die ganze Vorpoſtenkette, vom Ausfluß der Recknitz bis zur Peene, auf. Wir hätten ihr die Jagd geben können, begnügten uns aber, ſie für den Augenblick gehen zu laſſen, wohin es ihr beliebe, da wir überzeugt ſeyn konnten, ſie werde uns bey nächſter Gelegenheit nicht entrinnen.

Ueberall, wohin wir kamen, brannten Lärmſtangen, wir hörten Glockengeläute, Warnungsſchüſſe; wir ſahen von weitem Schweden zu Pferde und zu Fuß, zwar nicht fliehen, aber doch haſtig rückwärts eilen.

Geſtern Morgen, indem wir auf ein bedeutendes Dorf vorrückten, wurden wir an den äußerſten Enden eines quer vor uns liegenden Sees, zwey Truppenabtheilungen auf der Linie gewahr, die Stand halten zu wollen ſchienen. Die uns nähere bildete vier dünne Bataillone mit Geſchütz. Die entferntere war ſtärker, hatte Cavallerie und reitende Artillerie. Wie man nachmals ſagte, hatten wir faſt die ganze ſchwediſche Armee, den König an ihrer Spitze, vor uns gehabt.

Sie kennen unſere Leute, m. Fr.! die Stellung war fehlerhaft. Eines bloßen Winkes vom General hätte es bedurft, und beyde Corps würden überflügelt, das eine von unſern raſchen reitenden Jägern niedergeſäbelt, das andere durch Kartätſchenlagen hingeſtreckt geweſen, kein Schwede anders, als verwundet nach

Stralſund gekommen ſeyn. Aber Molitor gab dieſen ſchrecklichen Wink nicht. Er hatte die Schweden errathen. Sie wollten ihrem Monarchen, mit ernſten Kriegsereigniſſen noch unbekannt, die Anſicht einer Schlacht im Kleinen verſchaffen, und dann mit Anſtand in die Veſtung zurückkehren. Je nun! wir gaben ihnen nach, indem wir die ſchwächere Diviſion zum Schein angriffen. Dieſe beantwortete unſer Feuer mit vieler Gravität und Standhaftigkeit. Darauf zog der geſammte Heerhaufen, wie auf dem Uebungsplatze mit geſchloſſenen Gliedern, begleitet von unſern Schützen, die wir mit Mühe nur abhalten konnten, eine Hetze daraus zu machen, ſeinem Ziele zu, um ſich geduldig von uns einſchließen zu laſſen, und das Schauſpiel eines Bombardements zu erwarten.

So endete ſich der Handel, der wenig Blut koſtete! Wir quartierten uns rund um die Stadt herum in die nächſten Dörfer.

Mit der Morgendämmerung waren unſere Kameraden vom Geniecorps auf dem Felde, ſahen ſich um, berathſchlagten ihre Pläne. Schon dieſe Nacht, heißt es, ſoll die Arbeit beginnen. Sechshundert Bauern ſind aufgeboten. Wir werden eilen, um bald fertig zu werden.

Den 7. Auguſt.

Die Schweden, m. Fr., ſind drollige Menſchen. Sie haben ſeit etlichen Tagen, theils auf den Vorpoſten, theils im Rücken der Armee, einen gedruckten Aufruf an die deutſchen Soldaten unſerer Verbündeten ausſtreuen laſſen. Den Souverainen derſelben ſind die Köpfe darin derb gewaſchen. Dann ladet man jene

Braven ein, ſich unter die Fahnen der Schweden zu begeben. Die Bayern, die Badner, die Würzburger, die Heſſen, die Naſſauer, die Bergſchen, die Holländer, die Sachſen werden ſich ſchon hüten.

Die Schweden parlementiren faſt täglich durch Adjutanten des Generals von Eſſen, der, als Mann von Charakter und Wort, die Achtung unſerer ganzen Generalität in einem ſehr hohen Grade genießt. Der König unterhandelt ſeit dem 14. Julius ſchon nicht mehr unmittelbar. Wozu könnte es auch führen? Er weiß, was wir wollen: den Beſitz ſeiner Veſtung. Er will ſie uns nicht geben. Gut! wir müſſen ſie nehmen, und wir werden es thun. Das alles iſt klar und rein.

Unſere Arbeiten ſind ſehr vorgerückt. Der pommerſche Bauer verſteht ſich zu rühren, wenn er nur von Zeit zu Zeit einen Stockſchlag bekömmt. Geſtern wollten wir uns, dem Feinde noch näher, feſtſetzen. Das konnte nicht anders, als unter dem Schutze eines lebhaften Angriffs auf ſeine geſammten Fronten geſchehen. Er wurde ſehr früh gemacht. Wir drängten die Schweden bis unter ihr Geſchütz, jagten ſie bis in die bedeckten Wege, folgten ihnen bis in eines ihrer Zangenwerke, und ſchon hauſeten unſere Granaten übel in der Stadt ſelbſt; unſre Jägerkugeln ſtreckten ihre Kanoniere auf den innern Wällen nieder, von denen freylich ſtark, aber über uns weg, gefeuert ward; wir hätten ihnen von der ſchwächern Nordoſtſeite bis mitten in den Platz folgen können, allein unſer humaner Marſchall fürchtete die Wuth der Soldaten. Unſer Zweck war erreicht, wir zogen gegen Mittag ab.

Ich hatte meinen Poſten in einem Müllerhauſe auf dem Glacis, nicht weit vom Schlagbaume der dritten Fronte, das beſonders die Zielſcheibe einer gegenüberliegenden Fleſche war. Die Bewohner, in Todesangſt, trieben ihr Vieh zuſammen, packten ihre Habſeligkeiten ein, und wollten damit in die Stadt flüchten. Ich hinderte ſie nicht daran, unterſagte das Feuern, und ließ ſie von unſern Tirailleurs begleiten. Sie langten bey den Schweden an. Dieſe bemächtigten ſich der Thiere und Sachen, und ſchickten die Menſchen zurück. Die armen Leute kehrten wieder dahin, woher ſie gekommen waren; mit Thränen in den Augen klagten ſie mir ihr Schickſal. Ich tröſtete ſie, verabſcheute die Hartherzigkeit jener Barbaren, beſchenkte ſie nach Vermögen; die Soldaten folgten meinem Beyſpiel, machten mitten im Feuer eine Beyſteuer; und da man anfing das Haus in Brand zu ſchießen, führten ein paar Grenadiere ſie aus dem Getümmel in die nächſte ſichere Wohnung, damit ſie ſich von dort aus weiter helfen konnten.

Den 25. Auguſt.

Unſer Zweck, m. Fr., iſt erreicht, wir ſind Meiſter von Stralſund; aber nicht durch Gewalt der Waffen. Weit gefehlt! Die Schweden haben die Höflichkeit gehabt, den Ort zu räumen, ohne ein Wort zu ſagen. Sie haben wohl gethan! Drey Tage ſpäter, und ſie hätten ihr Zögern ſchrecklich entgolten! Die Sache hängt ſo zuſammen.

Die Herren Schweden hatten uns zu nahe kommen laſſen. Der Chef ihres Geniecorps mußte ein Gimpel ſeyn, er arbeitete uns nicht im geringſten entgegen. Ihre Artillerie war zwar die letzten Tage faſt ohne Aufhören in Thätigkeit; was half es aber? Sie verſtanden ſie nicht zu richten, das Feuer war mehr toſend, als wirkſam; ihre Bomben platzten, bevor ſie uns erreichten. Was ſie am Tage zuſammenſchoſſen, das ſtand am andern Morgen wieder hergeſtellt da. Sie waren zuletzt ſo beſchränkt, daß wir ihnen keine Vorpoſten mehr erlaubten.

Den 18. fingen wir an unſer Geſchütz aufzuführen. In wenig Tagen wären wir damit fertig geweſen; dann hätten wir in der Nacht zwiſchen dem 22ſten und 23ſten die Stadt und Veſtung mit 100 ſchweren Stücken beſchoſſen, aus 50 Mörſern und Haubitzen beworfen, durch 25000 Mann beſtürmen laſſen, und ſo bey Tagesanbruch unſre Adler auf ihre Trümmer hingepflanzt. Das war der Plan, den man vielleicht ahndete, und ſich dieſe Gräuelſcene erſparen wollte.

Schon die ganze Woche hatten wir bey Tage, wie bey Nacht, ungewöhnliche Hin- und Wiederfahrten zwiſchen der Stadt und Rügen bemerkt. Den 20ſten herrſchte in erſterer die tiefſte Stille, kein Schuß geſchah, kein lebendiges Weſen erſchien auf den Wällen. Unſre Soldaten badeten ſich in den Veſtungsgräben. Niemand hinderte ſie daran. Sie luſtwandelten bis in die äußeren Thore, wo ſie hin und wieder einzelne Schildwachen trafen, die ſich leidend verhielten. Nach und nach verſchwanden auch dieſe. Gegen Abend zeigten Deputirte der Municipalität im Hauptquartier die Räumung der Stadt von Seiten der Schweden an, und empfahlen dieſelbe der Schonung des Marſchalls. Sogleich nahmen 200 Grenadiere unſers Regiments von ihr Beſitz. Am andern Morgen folgte der Reſt als vorläufige Garniſon.

Haben Sie, m. Fr., je etwas Sonderbareres gehört? Ein ganzes Heer, verſehen mit allem Nöthigen, zieht mitten im Kriege, ungedrungen, ohne vorausgegangene Uebereinkunft, aus ſeinem einzigen, zumal berenneten, haltbaren Platze heimlich ab, und überläßt ihn ſeinem Feinde, ſammt allem darin befindlichen Geſchütz, auf Gnade und Ungnade. Ich kenne kein Beyſpiel in der Geſchichte.

Ich habe die erſten Tage meines Hierſeyns angewandt, mich im Orte umzuſehen, nach dieſem und nach jenem zu fragen. Die Stadt iſt nicht groß, altfränkiſch gebaut, hat etwa zwölfhundert Häuſer und eben ſo viel tauſend Einwohner, die ein ziemlich guter Menſchenſchlag, aber im Ganzen wenig bemittelt zu ſeyn ſcheinen. Vor einem Jahre hatte ſie noch drey Vorſtädte, ſämmtlich mit Gemüſegärten und ländlichen, theils Wirthſchafts-, theils Luſtgebäuden verſehen. Es waren lachende, nützliche Umgebungen, die ein menſchenfeindlicher ſchwediſcher General ſchleifen ließ, bevor je ein Franzoſe den Fuß über die Gränze ſetzte, und den man deshalb immer noch eben ſo allgemein verwünſcht, als dem General von Eſſen Humanität und Schonung nachgerühmt wird.

Die Hauptnahrungszweige ſind hier Kornhandel und Schiffahrt, die aber ſeit dem Kriege beträchtlich gefallen ſeyn ſollen. Unter den Beamten vom Civil fand ich Männer von hellem Geiſte, hoher Bildung, richtiger Anſicht der Weltbegebenheiten, die unſre Sprache vollkommen beſitzen. Es macht mir wahres Vergnügen mit ihnen umzugehen. Ohne ſie würde ich viel lange Weile haben.

Was die Veſtung betrifft; ſo hüte man ſich, dabey an Mantua, Maynz, Strasburg, Metz, Valenciennes zu denken. Stralſund iſt höchſtens ein veſter Platz vom zweyten Range. Seine Werke unterſcheiden ſich in ältere und neuere. Jene, dauerhaft angelegt, gut unterhalten, ſind völlig von Vauban-Coehornſcher Art. Dieſe, vor etlichen Jahren begonnen, verrathen, daß man eilte. Sie beſtehen in zwey Kaponnieren, zwey Baſtionen, deren eine, die Königsbaſtion, kaum ein Dutzend Kanonenſchüſſe aushalten dürfte, ohne der Erde gleich gemacht zu ſeyn, einem Blockhauſe, einer Menge von Fleſchen, Traverſen u. ſ. w., die wenig Verbindung mit dem Ganzen haben, und die Vertheidigung eher erſchweren, als erleichtern möchten. Bombenfreye Kaſematten, Kaſernen, noch mehr, Minen, ſuchte ich vergebens.

Die Hauptſtärke Stralſunds macht das Waſſer, wovon die Stadt ſammt den vornehmſten Werken ringsum umgeben iſt. Zum langen Widerſtande iſt ſie jedoch nicht geeignet. Ihre Umgebungen liegen höher, als der Ort ſelbſt, und beherrſchen dieſen von einem Ende bis zum andern.

Das Geſchütz ſchätzt man zwiſchen 5 bis 600 Kanonen, insgeſammt eiſerne, keine darunter vom ſchwerſten Caliber. Der Mörſer und Haubitzen giebt es vergleichungsweiſe bey weitem wenigere, welche brauchbar wären. Die Kriegs- und Mundvorrathhäuſer hatten die Schweden vor ihrem Abzuge nach Rügen größtentheils geleert. Auf den inneren Bruſtwehren rund um den Wallgang lagen mächtige Sturmbalken. Das war doch in der That mehr als Scherz.

Man verſichert mir, die neueſten Werke hätten dem König gegen vier Millionen Livres gekoſtet. Ein Theil davon, ſetzt man hinzu, mag freylich in Taſchen gefallen ſeyn, wohin er nicht gehörte. Gleichwohl war es von Alters her ſo Sitte, daß es den Chefs der Fortificationen gern gegönnt ward, ſich bey uns ein wenig zu bereichern; nur mußte man, um zu dem Poſten zu gelangen, Nationalſchwede und ein geſchmeidiger Höfling ſeyn. Einem alten, über vierzig Jahre gedienten, deutſchen Genieofficier hätte er längſt gebührt; allein er ward mehrmals übergangen, weil ihm jene beyden Eigenſchaften fehlten, und er zugleich ein uneigennütziger, rechtlicher Mann war. Endlich erlaubte ihm ſeine Ehre nicht, ferner zu ſchweigen. Er redete ſehr laut, als nochmals ein junger Menſch, deſſen Vater er ſeyn konnte, ihm vorſpringen wollte, da verſchaffte man ihm einen höheren Grad, ein Ordensband, darneben jedoch auch eine Art von Ruhe, die er nicht wünſchte. Wehe den Staaten, wo das Verdienſt mit dergleichen Unwürdigkeiten zu ringen hat!

Auf der kleinen Inſel Dänholm, unweit der Stadt, beſaßen die Schweden noch eine Schanze, aus der ſie uns am Montage unſchädlich zu beſchießen anfingen. Wir ließen ſie feuern, und ſchickten ihnen bloß eine Bombe zu, die ihr Pulverbehältniß ſprengte. Um Mitternacht gingen unter einem heftigen Donnerwetter 200 Jäger hinüber, die mit 100 Gefangenen bald wieder zurück kamen. Ein ſchwediſcher Officier ward dabey höchſt gefährlich verwundet, die Kugel fuhr ihm durch den rechten Backen in den Mund, ſtreifte die Zunge, nahm etliche Zähne weg, und blieb neben der linken

Kinnlade ſtecken. Der arme Menſch befindet ſich äußerſt übel. Doch denkt ein geſchickter Wundarzt, den wir ihm gegeben, ihn zu retten.

Bald werden wir auch Rügen nehmen. Geſtern und heute langten eine Menge dazu beſtimmter größerer und kleinerer Böte auf Wagen aus Preußiſch-Pommern und Mecklenburg, ſo wie Marineſoldaten von der Kayſerlichen Garde, hier an.

Den 9. September.

Auch Rügen iſt jetzt in unſern Händen; ſie fiel eben ſo, wie Stralſund, ohne Schwerdtſtreich.

Die Entferung dieſer Inſel von der Stadt beträgt ungefähr eine halbe Stunde in gerader Richtung. Jene liegt höher, als dieſe. Man kann von hier aus mit bewaffneten Augen alles deutlich erkennen, was am Ufer vorgeht, und eben ſo auch umgekehrt.

Wir arbeiteten ſeit funfzehn Tagen an der Zurüſtung unſerer Landungsfahrzeuge, deren wir gegen 600 hatten. Die Schweden waren beſchäftigt, ſich zu verſchanzen. Ihrer Gewohnheit nach ſuchten ſie uns mit Parlementiren hinzuhalten. Vielleicht hatten ſie Kenntniß von der Gegenwart der Engländer im Sunde, und hofften Entſatz von ihnen. Sie ſchienen nicht zu wiſſen, daß ſelbſt das Truppencorps jener Räubernation, welches Rügen ſo eben nur verlaſſen hatte, anders wohin beſtimmt war, und hier einſtweilen bloß hatte ausruhen wollen. Genug, der eine ſchwediſche Vorſchlag war immer wunderlicher, als der andere.

Des ewigen Hin- und Widerredens müde, erſchien am letzten Freytage der General Reille mit der ganz unzweydeutigen Erklärung auf Rügen: Entweder ihr räumet uns dieſe Inſel binnen drey Tagen, oder nicht. Im erſten Falle möget ihr euch, ſobald ihr fertig werden könnet, nach Schweden einſchiffen. Im letzten ſtechen wir hinüber, greiffen euch an, und laſſen Alles über die Klinge ſpringen, ſelbſt euren König, wenn wir ihn treffen. Dieß kräftige Dilemma wirkte. Der König ging verwichenen Sonntag ab. Vorgeſtern unterſchrieb der General Toll hier den Räumungsvergleich. Heute nimmt der General Grandjean mit 3000 Franzoſen und Bayern Beſitz. Unſere Sendung iſt erfüllt. Am Schluſſe des Monats wird auf ganz Rügen, bis auf die Kranken u. ſ. w., kein Schwede mehr ſeyn.

Den 1. October.

Ich habe bisher unterlaſſen, Ihnen, mein Freund, die ſchwediſchen Truppen zu ſchildern. Die Urſache war, ich ſelbſt ſah ſie nur zweymal im Gefecht, dann gefangen. Daraus ließen ſich keine Schlüſſe auf das Ganze ziehen. Ich glaubte daher, durch Nachfragen mir zuvor mehr Licht verſchaffen zu müſſen. Das iſt jetzt geſchehen.

Der ſchwediſche Soldat, zumal der eingeborne, iſt wohl gewachſen, und, wie man ſagt, handfeſt, kraftvoll, dauerhaft, unerſchrocken, folgſam, willig; aber wenig beſonnen, ungelenk, ſchwerfällig, nicht gewandt genug, die Artillerie, zumal die reitende, und das deutſche Huſarenregiment jedoch hievon ausgenommen, welche beyde letzteren, jeder in ſeiner Art, einen ſchönen, raſchen, ſehr geübten Trupp bilden; die übrige Cavallerie ſoll, ſelbſt in Bezug auf das Aeußere, unter aller Kritik ſeyn.

Die Infanterie machte am 14. July ihre Bewegungen ziemlich genau, mit Kälte und mit Ordnung, auch ein Gefangener, den wir bekamen, die Handgriffe mit Fertigkeit; nur war ihr Feuer nicht ſo lebhaft, ſo unterſtützt, wie es hätte ſeyn ſollen. Ich glaube inzwiſchen, an ernſthaftes Feuer mehr gewöhnt und feſter geführt, würde ſie ſich vortrefflich ſchlagen.

Die Farbe der Armee überhaupt iſt blau, theils dunkler, theils heller; die der Jäger theils grün, theils grau. Die Farbe der Aufſchläge unterſcheidet die Regimenter. Die Uniform des gemeinen Nationalinfanteriſten iſt kurz, gefällig, zwanglos, die der Officiere und der Deutſchen wie die unſrige. Sonderbar genug! die geſammte Infanterie führt keine Säbel, die im Handgemenge doch oft nützlich ſeyn können, der Huſar und leichte Reiter keine Karabiner. Unzeitige Sparſucht ſoll Schuld daran ſeyn.

Die Officiere ſind ſehr geziert. Um den linken Arm tragen ſie eine weiße Binde, theils zum Andenken der Staatsumwälzung von 1772, theils um den Soldaten deſto kennbarer zu ſeyn. Aber dieß zeichnete ſie auch unſeren Schützen um ſo viel ſtärker aus, die gewöhnlich auf dieſe Binde anſchlugen; daher denn auch die ſchwediſchen Officiere größtentheils am linken Arme verwundet waren. Was die Generalität betrifft; ſo ſoll der König von Schweden eigentlich nur einen einzigen General, den Freyherrn von Stedin, Ambaſſadeur am Petersburger Hofe, beſitzen, der Taktiker und Strateg genannt zu werden verdient. Der Reſt beſteht, bis auf wenige Ausnahmen, in Zöglingen aus dem letzten Finniſchen Kriege, wo unbedeutende Scharmützel für Schlachten galten, und übrigens nichts zu lernen war. Wir entdeckten wenigſtens bey denen, die gegen uns commandirten, nicht den geringſten Anſtrich von Bekanntſchaft mit den Grundſätzen der neueren Kriegskunſt.

Der ſchwediſche Soldat wird im Felde gut bezahlt. In Friedenszeiten beſitzt der nationale Officier ſowohl, als der Gemeine, Ländereyen, woraus er ſeinen Unterhalt zieht. Er hat keine weiteren Militairbeſchäftigungen, als daß er jeden Frühling ein und zwanzig Tage im Lager ſteht, und Waffenübungen macht. Den Ueberreſt des Jahres treibt er Ackerbau. Der Deutſche, oder ſonſt Angeworbene, liegt in den Veſtungen, iſt beynahe täglich im Dienſt, und wird dafür höchſt karg beſoldet. Die Capitaine ſollen ſich jedoch ſehr wohl befinden, da ihnen die Bekleidung ihrer Compagnien verpachtet iſt, und ein Theil der Mannſchaft beurlaubt werden darf. Jedes inländiſche Regiment führt den Namen der Provinz, worin es angeſeſſen iſt, die fremden aber den Namen ihrer Chefs.

Noch eine Sonderbarkeit: Die Schweden überhaupt, mithin auch die ſchwediſchen Soldaten, ſind ſehr religiös. Wo ein Trupp von Letzteren ſich beyſammen befindet, da wird täglich zweymal, Morgens und Abends, öffentlicher Gottesdienſt gehalten. Die Compagnien marſchiren vor dem Quartier der befehlhabenden Officiers auf. Die Wachen gehen ins Gewehr. Der Trommelſchläger tritt vor, und ſtimmt einen Pſalm an. Alles, was zugegen iſt, Officier, Unterofficier, Gemeiner, die Schildwache mit geſchuldertem Gewehr auf ihrem Poſten, fällt ein. Dann wird ein kurzes Gebet geſprochen. Dieſem folgt noch ein Pſalm. Darauf geht jedermann zurück, woher er kam. Die Militairbeſtrafungen der Schweden ſollen an Grauſamkeit gränzen. Die Todesſtrafe iſt ſelten; aber es geſchieht häufig, daß der Soldat, ſtatt derſelben, gegen dreyhundert Ruthenſtreiche bekömmt, und dann auf Lebenszeit in Eiſen geſchmiedet wird.

Den 20. October.

Sie wünſchen, mein Freund, Nachrichten vom Könige von Schweden, dem Prinzen, der ſeit einigen Jahren allerdings eine Art von Namen dadurch erlangt hat, daß er mit Zwergkräften der Rieſenmacht Frankreichs gegenüber getreten iſt, und immer noch nicht verzweifelt, eine ſchlimme Sache gut zu enden. Es wird ſich bald zeigen müſſen, ob er das vermag, und ob er, mit einem kleinen Denkzettel davon gekommen, ſich entſchließen kann, in Stockholm künftig ruhig zu ſchlafen, oder ſeine Laufbahn am Nordcap als König der Lappen zu ſchließen.

Ich ſah ihn nie, und kenne ihn weiter nicht, als aus Darſtellungen theils hieſiger Einwohner, denen ich Unterſcheidungsgabe und Aufrichtigkeit zutraue, theils bayeriſcher und badenſcher Officiere, die aus München und Karlsruhe von ihm mancherley wußten. Was ich von dieſen erfuhr, das theile ich Ihnen hier mit.

Auf die Gebilde des Italieners Acerbi, mit dem wir einſt in Paris lebten, und eines Deutſchen, ich glaube, ſie nannten ihn Rüx oder Rühe, den man mir hier zu leſen geben wollte, welchen ich aber nicht leſen konnte, weil ich ſeine Sprache nicht verſtehe, wie Sie, mein Freund, der Sie ein Elſaßer ſind, verweiſe ich Sie nicht.

Der eine, heißt es, mahlte zu grell, der andere mit zu gefirnißten Tinten.

Die Bayern und Badener halten ihn für einen gekrönten Sonderling, für einen Kopf, voll von Eigenheiten, Launen und fixen Ideen. Der ſchwediſche hohe Adel redet übel von ihm, weil er denſelben nicht mit Golde bedeckt. Die Pommerſchen Ariſtokraten können es ihm nicht vergeben, daß er ihre Staatsform veränderte. Die Stimme des Volks hat er durchaus für ſich; doch in ſeinem Königreiche mehr, als in ſeinen deutſchen Provinzen. Rechtliche, gemäßigte Landeseinwohner gehen den Mittelweg. Sie ſprechen nicht apodictiſch über ihn ab, ſondern ſagen: Der König von Schweden hat ſeinen Kopf für ſich; aber dieſer Kopf iſt kein gemeiner Kopf. Er handelt nach Grundſätzen, welche gehörig zu würdigen man dreyerley an ihm von einander wohl unterſcheiden muß, nämlich zuerſt ſeine Perſon, ſeine Umgebungen und ſeine Lebensweiſe; dann die innere Verwaltung ſeiner Staaten; endlich ſein politiſches Benehmen, ſein Erſcheinen auf der furchtbaren Kriegsſchaubühne.

Guſtav Adolph iſt von Wuchs mehr groß, als klein, äußerſt ſchmächtig, und hat etwas Steifes in ſeiner Haltung. Seine Geſichtszüge drücken Ernſt, Kälte, Beharren, Leidenſchaftloſigkeit, wenig Theilnahme an Dingen außer ihm, mit einigem Anfluge von Starrſinn aus; doch verſteht er, ſie auch zu mildern, wenn er will. Der Ton ſeiner Stimme iſt ſanft und leiſe, ſeine Kleidung äußerſt einfach. Nie ſieht man ihn anders, als in dunkelblauer Uniform, nach Karls des Zwölften Art, dem er überhaupt, vielleicht zu treu, nachahmt. Dieß ſticht nun freylich außerordentlich gegen den zahlreichen Hof in Galakleidern, gegen die Menge von Generalen, Adjutanten und Gardeofficieren in ſchimmernden Uniformen ab, die ihn überall umwogen, wo er öffentlich erſcheint. Allein dieſen Prunk, obſchon er ihm viel koſtet, glaubt er der Würde der Majeſtät, dem Glanze ſeines Thrones ſchuldig zu ſeyn. Durch jene Simplicität will er vielleicht ausdrücken, der Volksgebieter von perſönlichem Werthe bedürfe des Außenſcheins nicht. Und eben ſo einfach iſt denn auch ſeine Lebensweiſe den einen Tag, wie den andern, indem er ſeine Zeit zwiſchen Staatsſorgen, Militairbeſchäftigungen, die ihm, wiewohl zu ſehr im Kleinen, Bedürfniß geworden zu ſeyn ſcheinen, und dem Umgange mit ſeiner Gemahlin, die er ſehr liebt, der aber der zu große Zwang der ſchwediſchen Hofetikette zuweilen etwas läſtig fallen ſoll, im Kreiſe ſeiner Kinder theilt. Einer ſeiner Erzieher, der ihn gewiß kannte, fällte, als er noch minderjährig war, einmal das Urtheil von ihm: er habe nicht den Geiſt und Charakter ſeines Vaters, aber für die Nation werde er ein guter König werden; und das iſt er wirklich. Guſtav Adolph verwaltet das Innere ſeiner Staaten tadellos und mit vieler Klugheit. Er iſt raſtlos arbeitſam, haushälteriſch, mäßig, gewiſſenhaft, redlich, gerecht, für ſeine Unterthanen in jeder Rückſicht ein Muſter der Moralität. Er ſieht mit eigenen Augen, ſchöpft aus ſich, hat keine Günſtlinge, die ihn leiten, folgt Anderen nur, wenn er findet, man berathe ihn nicht bloß treu, ſondern auch bieder. Er will die Glückſeligkeit ſeines Volks, das er ſchwärmeriſch liebt, und fördert ſie eifrig, wo er kann. Kaum überzeugte er ſich in Pommern, die Conſtitution

dieſes

dieſes Landes gleichte einer alten, elenden, morſchen, ſchiefwinklichten Hütte, ohne Schutzdach, ohne Schirm für das Gemeinwohl; ſogleich hob er ſie auf, und erſetzte ſie durch eine ſeiner Anſicht nach beſſere.

In wie fern ſie das wirklich war, konnte freylich nur erſt die Zeit bewähren. Dennoch deutete dies alles Sorgfalt, Regſamkeit, Wohlmeynung an. Leider aber geſellte ſich zu dieſen Tugenden ein Streben, das der König eigentlich in ſich nie hätte keimen, viel weniger reifen laſſen ſollen! Er beſitzt einen kriegeriſchen Geiſt, einen brennenden Durſt nach Thaten. Nicht zufrieden, ſeinen Schweden nur Bürgerglück zu gewähren, wollte er, gleich ſeinen Ahnen, ſie auch mit Kriegsruhm bedecken, indem er ſie immer noch für das Volk hielt, welches ſie vormals waren. Hierin irrte er nun gewaltig. Die jetzigen Schweden hatten ſchon gefunden, es ruhe ſich unter Friedenspalmen ſanfter, als auf dem Lorbeer des Mars. Allein darüber blickte Guſtav Adolph weg. Einmal zur Heldenrolle entſchloſſen, und geſtützt auf Englands Silberbarren, wovon jedoch reichlich eine halbe Million Reichsthaler an den Fingern gieriger Feldkommiſſaire kleben blieb, beſtieg er, uneingedenk, daß er im Zeitalter Napoleon des Allſiegers lebe, wo ſelbſt Akteure vom erſten Range durchfielen, die Bühne, und ſchloß ſein Stück mit dem Ruine Pommerns, wenigſtens auf ein halbes Jahrhundert. Hätte er ſeinen Plan nur noch vor zehn Monaten geändert; ſo hätte er wahrſcheinlich ſeinen Zweck erreicht, und zum Theil wieder gewonnen, was ſein Muſter, Carl der Zwölfte, verlor. Wie aber konnte er das? Zur Richtſchnur ſeiner Handlungen hat er ſich einmal für allemal, ſelbſt in der Politik, das allgemeine Sittengeſetz gemacht. Nach dieſem verboten ihm die Pflichten der Rechtſchaffenheit, ſein gegebenes Wort, ſeine Ehre, mit Frankreich ohne England Frieden zu ſchließen, Rußland und Preußen im Stiche zu laſſen, oder wohl gar wider ſie zu wirken. So urtheilte er, wie es ſcheint. Er hatte noch nicht gefunden, daß die Könige eine ganz andere Moral haben müſſen, als der Privatmann. Er trauete England keine Doppelſeitigkeit zu, weil dieſe in ihm nicht lag. Er dachte es ſich vielleicht kaum möglich, daß Rußland und Preußen ihn doch am Ende könnten ſitzen laſſen. Kurz, bey ihm ging der Menſch mit dem Fürſten, ſeine eigne Denkungsart mit der anderer, die Moral des Staatsbürgers mit der Klugheit des Staatsverweſers davon.

So weit meine Pommeraner mit geſunden Augen! Eine Menge von Anekdoten und Hiſtorietten, die hier auf Rechnung des Königs von Schweden umlaufen, verſchweige ich, weil ſie unverbürgt ſind.

Zweyter Brief.

Ich kann Dir endlich die verſprochene Nachricht über die Belagerung von Graudenz geben, ſo weit ſie ein Mann, welcher an der Belagerung Theil nahm, bezeichnen und mir überliefern konnte. Ich gebe Dir ſeine Briefe hier wörtlich zu leſen.

Stadt Graudenz, den 13ten Nov. 1806.

Leider ſind wir jetzt unangenehmer, als jemals getrennt, denn auch der Briefwechſel, das einzige Mittel, uns einander mitzutheilen, iſt uns ſogar abgeſchnitten. Deſſen ungeachtet will ich doch anfangen, Dir zu ſchreiben, damit Du ſiehſt, daß ich Dich auch unter dem Drucke der Sorgen nicht vergeſſe; vielleicht findet ſich doch Gelegenheit, dieſes Tagebuch auf irgend eine Art in Deine Hände zu bringen, wenn es auch etwas alt und ſtark werden ſollte, denn ich werde fortfahren, Dir alle unſre Ereigniſſe, unſre Schickſale und Verhältniſſe treulich aufzuzeichnen.

Wer hätte ſich noch vor vier Wochen, als ich Dir das Letztemal ſchrieb, dieſen Schlag und dieſe ſchreckliche Veränderung der Dinge träumen laſſen! Die Folgen einer einzigen verlornen Hauptſchlacht ſind unerhört und unbegreiflich. — Alles haben die — nun wohl unüberwindlichen — franzöſiſchen Heere überſtrömt, nichts ſteht ihnen entgegen, und in wenig Tagen können ſie vielleicht hier in Graudenz, an den Ufern der Weichſel, 100 Meilen weit vom Ufer der Saale, vom erſten Schauplatze des Krieges entfernt, eintreffen.

Den 2ten d. M. kam der König, die Königin und der ganze Hof hier an, und befindet ſich noch bis jetzt hier. Die ganze Suite des Ober-Kriegs-Collegiums, alle zum Kriegsweſen gehörige Departements ſind hier anweſend. Alle Ueberbleibſel unſrer ſchönen Armee — wer hätte vor vier Wochen die Möglichkeit einer ſolchen Erſcheinung geahndet, — verſammeln ſich hier, und eine Menge geflüchteter Berliner und andrer Städter vermehrt die hier zuſammengepreßte Volksmenge. Es iſt wohl kein Regiment in der Armee, von welchem nicht wenigſtens einzelne Officiere und Soldaten hier ſind. — Kurz es iſt ein Kommen, Gehen, Treiben, Fragen, Sorgen und ſich Aengſtigen ohne Gleichen.

Seit dem 22ten d. M., wo wir die erſten Nachrichten von der verlornen Schlacht bey Auerſtädt erhielten, haben ſich die Hiobsposten ununterbrochen an einander gereiht. Bald erhielten wir die Nachricht von der Affaire in und bey Halle, wo unſer Regiment ſo viel gelitten hat; bald erfuhren wir, daß Berlin ſchon von den Franzoſen beſetzt ſey; bald hörten wir von dem Uebergange von Cüſtrin, welche noch nie eingenommene Veſtung die Thore 500 Chaſſeurs ohne einen Schuß geöffnet, bald von der Schlacht bey Prenzlow, wo der Fürſt v. Hohenlohe mit dem Ueberreſt ſeiner Armee das Gewehr geſtreckt habe, bald von der Uebergabe Stettins; — alle dieſe Nachrichten gingen ein, wie der König bereits hier war.

Die hart an der Stadt Graudenz liegende Veſtung *) Graudenz wird nun jetzt aus allen Kräften in Verthei-

---

*) Wir machen die Leſer hierbey auf die in dem 1ſten Bande des Intelligenzblattes zu den N. F. Br. befindliche genaue Beſchreibung der Veſtung Graudenz aufmerkſam, welche als Seitenſtuck hiezu dort angeführt iſt.

digungsſtand geſetzt, und dazu alles aufgeboten, ja ſogar Tag und Nacht daran gearbeitet. Eine ſolche ängſtliche Anſtrengung iſt hier beyſpiellos, zeigt aber von dem Rettungsloſen unſrer Lage, und macht alle um ſo muthloſer. — Zwar ſind wir der Hoffnung, daß die Franzoſen nicht bis über die Weichſel dringen werden; warum wir aber das eigentlich hoffen, wiſſen wir freylich nicht. Sollte aber die Veſtung Graudenz, welche ſchwerlich ſo leicht, wie Cüſtrin, ſich ergeben würde, wirklich belagert werden, dann iſt die Stadt verloren, und muß faſt bey einem ernſtlichen Bombardement von der Veſtung aus in den Grund geſchoſſen werden. Bedaure und beklage dann mein Schickſal. — Ich wohne mit meiner Familie in der Vorſtadt nach der Veſtung hin, welche den Kugeln am erſten und am meiſten ausgeſetzt iſt. Froh, unſer Leben zu retten, würden wir dann fliehen und alle unſere Habſeligkeiten Preis geben müſſen. — Wir wiſſen nicht, was wir thun ſollen! — Unſre Sachen in eine andre Stadt, vielleicht nach Culm oder Marienwerder zu ſchaffen, iſt nicht möglich, da wir keine eignen Pferde haben, und ein Fuhrwerk jetzt wegen der Menge von Fliehenden nicht zu bezahlen, ja gar nicht zu bekommen iſt. Meine Reſignation iſt, das Aeußerſte abzuwarten, und nur, wenn uns die Kugeln um den Kopf fliegen, mit einem Koffer der beſten Sachen aus dem Schuſſe zu gehen.

Unſerm Regiment iſt es übel ergangen. Am 17ten v. M. haben die Franzoſen, welche man ſo nahe noch gar nicht glaubte, Halle beſetzt. Unſer 1ſtes Bataillon wird commandirt, die franzöſiſche Armee von 40000 Mann aus Halle zu werfen, und wird natürlich faſt ganz aufgerieben. Nur wenige, größtentheils verwundete Officiers und Gemeine ſind zurückgekommen, welche aber von den Uebrigen, welche geblieben oder gefangen genommen worden ſind, keine Auskunft geben können. Wo der General v. M., wo meine Collegen geblieben ſind, wiſſen wir eben ſo wenig. Blos der Feldprediger iſt von Halle zu Fuß hierher gekommen. Das 2te Bataillon des Regiments iſt nicht mit in Halle geweſen, ſondern bey der Hohenlohſchen Armee geblieben; wahrſcheinlich iſt es alſo bey Prenzlow in die Pfanne gehauen oder gefangen worden.

Der Himmel weiß, ob das Regiment ſo bald reorganiſirt wird, und ich werde wohl von meinem Poſten Abſchied nehmen müſſen; jedoch bekomme ich bis jetzt noch mein Tractament richtig ausgezahlt. — Trübe Ausſichten, mein guter Bruder! Schwere Zeiten ſcheinen bevorzuſtehen, und wer vermag wider das eiſerne Geſchick zu kämpfen, das allgewaltig über uns gebeut.

Den 16ten Nov. 1806.

Am 13ten ſchloß ich mein Schreiben ziemlich wohlgemuth; ſeitdem hat ſich aber unſer Verhältniß ſehr verſchlimmert, denn die Franzoſen ſtehn uns jetzt wirklich ſchon gegenüber, und wir erwarten ſie ſtündlich hier in der Stadt. Vorgeſtern erfuhren wir ſchon, daß ſie in Bromberg, 9 Meilen von hier, angekommen wären; geſtern waren ſie in Schwetz, 3 Meilen von hier, und auch denſelben Tag ſchon hier bey Graudenz. Doch ich will der Reihe nach erzählen. Am 13ten, gerade als ich zu ſchreiben aufgehört hatte, bekam ich einen Brief von dem Commandanten v. ****, der mich zu ſich auf die

Veſtung beſchied, und mir den Antrag machte, dem ** zu aſſiſtiren, deſſen Arbeiten ſich zu ſehr häuften, wobey er mir zugleich eine anſehnliche monatliche Zulage zuſicherte. Ich durfte dieſer guten Meynung nicht entgegen ſeyn, und mußte mich denſelben Tag ſchon, wollte ich wohl oder übel, der übertragenen Arbeit unterziehen. Geſtern des Nachmittags war ich eben noch bey der Generalin von M., welche, da ſie ihr Quartier der Königl. Familie hat räumen müſſen, uns gegenüber gezogen iſt, als mit Einem Male auf der Straße ein großer Tumult und das Geſchrey entſtand: Die Franzoſen kommen! Alles ſtürzte zum Thore hinaus; ich ſelbſt ergriff meinen Hut, um nachzuſehen, was daran wäre, und die Generalin ging zur Königin hinüber. Vor dem Thorner Thore iſt eine Anhöhe, welche man die Schanze nennt. Dieſe war voll Menſchen, unter welche ich mich miſchte. Man konnte aber hier nichts weiter ſehen, als daß auf dem gegenſeitigen Ufer der Weichſel auf dem Damme mehrere Reiter hinjagten, wobey einzelne Piſtolenſchüſſe fielen. Ein Detachement Dragoner und Huſaren, die drüben geſtanden hatten, kamen bald herüber, und brachten zwey gefangene franzöſiſche Huſaren mit. Ein Commando von unſern Huſaren blieb aber dieſe Nacht noch drüben, und brachte heute noch einen Gefangenen ein, den es einzeln aufgegriffen hatte. Während ich mich aber ſo auf der Schanze befand, fing man an in der Stadt Lärm zu ſchlagen, und alles trat unter die Waffen. Ich beſorgte, daß meine Frau darüber ſehr erſchrecken möchte, und eilte ſchnell wieder nach Hauſe. Unterdeß hatte die Generalin der Königin von mir geſagt, daß ich ausgegangen ſey, um zu ſehen, was es gäbe, worauf die Königin, welche in der größten Unruhe war, indem der König gerade ausgeritten geweſen, mich überall hatte ſuchen laſſen, um von mir Erkundigungen einzuziehen, — was ich aber zu ſpät erfuhr. — Groß und immer größer wurde nun hier der Wirwarr, das Laufen, Rennen, Räumen, Flüchten und die Furcht und Bangigkeit der Menſchen. Dennoch entſchloſſen ſich der König und die Königin, um die Menge zu beruhigen, die Nacht noch hier zu verweilen. So blieb nun alles den geſtrigen Tag in der geſpannteſten Erwartung.

Heute früh aber mit Tages Anbruch fuhr der Hof ab, nach Oſterode, 13 Meilen von hier, wo ſich die Armee zuſammen zieht, und ſich alles ſammelt; — ein Gerücht fügt hinzu, daß auch dort bereits eine Colonne Ruſſen angelangt ſey. Die Königliche Suite und Equipage war ſchon geſtern früh abgegangen. Bald nach dem Abgange des Königs erſchien ein franzöſiſcher Obriſter mit einem Trompeter auf dem jenſeitigen Weichſel-Ufer. Der Major v. Ziethen fuhr hinüber und nahm ihm ſeine Depeſche ab. Man erzählte ſich bald, daß es eine Aufforderung an die Veſtung geweſen ſey, und die darauf ertheilte Antwort ließ ſich ſehr leicht daraus entziffern, daß die oben genannte Schanze vor dem Thorner Thore und unten das Weichſel-Ufer ſogleich ſtark mit Kanonen beſetzt, und der Theil der Brücke, der noch ſtand, (denn geſtern hatte man ſchon angefangen, gemächlich die Brücke abzutragen) in Flammen geſetzt wurde. Hoch lodert noch jetzt die Flamme empor, und erleuchtet in der Abenddämmerung mit ihrer Glut die Weichſel-Ufer, die Stadt und ganze Gegend, und ſpiegelt ſich ſchrecklich in den Fluten des Stroms; — ein ſchauverhaſtes Schauſpiel, das die neugierige, aber betäubte, muthloſe Menge anſtarrt, der trauernde Menſchenfreund aber als furchtbare Fackel an der Spitze des kommenden Krieges betrachtet. — So eben kommt die Nachricht von Düroc's Ankunft, der hier durch geht und zum König abgeſendet iſt. Man fürchtet nun keinen Uebergang der Franzoſen in hieſiger Gegend über die Weichſel, wo ſie ſich den Kanonen zu ſehr ausſetzen würden, da der Uebergang bey Culm weit leichter iſt, und durch nichts verhindert wird. Alle Weichſel-Gefäße von Thorn bis Danzig ſind zwar zerhauen oder verbrannt, aber man ſagt, daß die Franzoſen, die auf alles denken, Oder-Gefäße mitbringen. Wie ſtark die Macht iſt, die Graudenz bedroht, wiſſen wir nicht, denn man bemüht ſich durchaus gar nicht, ſichere Nachrichten von dem Stand und den Unternehmungen des Feindes einzuziehen. Man wartet lieber, bis der Feind kommt, um zu ſehen, wie ſtark er iſt. Richtig! denn da erfährt man es doch am ſicherſten. Einer von den geſtern eingebrachten Gefangenen gab die Stärke auf 80,000 Mann an. Ich wüßte aber nicht, was ihn bewegen ſollte, die Wahrheit zu ſagen. So viel iſt indeſſen gewiß, mit einer kleinen Macht wagen ſich die Franzoſen gewiß nicht über die Weichſel.

Mein Entſchluß beharrt noch immer, ſo lange als möglich hier auszuhalten. Einen Theil unſrer Sachen haben wir in Koffer gepackt, und wollen ſie, wegen Feuersgefahr, in Keller ſetzen; denn vor Plünderung iſt mir weniger bange, da dem franzöſiſchen Heere auch bey uns bis jetzt das Gerücht eines großmüthigen Feindes vorausgehet, und das Eigenthum bey regulirten Truppen gänzlich geſichert ſeyn ſoll. Lebensmittel giebt man ihnen, ſo viel man hat; mit Sachen werden ſie ſich nicht ſchleppen. Sollte es aber aufs Aeußerſte, auf den Fall kommen, daß die Stadt von der Veſtung aus beſchoſſen würde; ſo nehmen wir das Beſte mit, flüchten in irgend ein nahgelegenes Städtchen und weiter nicht, und leiden dort geduldig das Schickſal, das alle trifft; denn in der Nähe einer Veſtung läßt ſichs freylich nicht gut bleiben.

Veſtung Graudenz, den 23. Nov. 1806.

Wunderſt Du Dich nicht, daß ich Dir von der Veſtung aus ſchreibe? So wiſſe denn, daß ich mich ſchon ſeit dem vorigen Donnerſtage — heute haben wir Sonntag — mit Weib und Kind und Sack und Pack auf derſelben befinde. Sieh, ſo muß man in dieſem Drange der Zeit und der Umſtände oft ſchnell ſeine Vorſätze ändern, und gerade das thun und wählen, was man am meiſten fürchtete. Jeder Tag, jede Stunde, jeder neue Vorfall reißt uns, wie ein Strom auf wilder Woge, immer weiter, immer vorwärts, immer mit fort mit dem übrigen Gewühl. Laß Dir erzählen, wie das zuging:

Ich habe mich immer vor der Veſtung gefürchtet, denn die Freyheit iſt doch eine ſchöne Sache, und wenn man auch um alles gekommen wäre, im Fall die Franzoſen Graudenz beſetzt hätten; ſo war doch das Leben geſichert, da man immer das Freye ſuchen konnte. Iſt man aber einmal in dem Vogelbauer einer Veſtung eingeſperrt; ſo kann man, wenn es ſchlimm geht, nicht mehr fort, und ſetzt ſich bey hartnäckiger Vertheidigung und doch endlich gelungener Wegnahme der Veſtung nicht ſelten einer ſehr üblen Behandlung von Seiten des

Feindes aus. Dieſer Meynung war aber meine Frau nicht, ſie glaubte ſich in der Veſtung weit ſicherer, und da ich ihr gern den Willen thue *), wenn es irgend mit Vernunft geſchehen kann; ſo gab ich beſonders auch durch folgende Gründe bewogen nach: Man fürchtet nämlich keinesweges, daß der Feind ſich an die Veſtung wagen werde, weil man ſich überzeugt hat, daß er kein Wurfgeſchütz bey ſich führt, ſollte es aber wirklich zum Bombardement kommen; ſo iſt dabey fürs Leben wenig riskirt, da ſichs in einer Kaſematte ziemlich ſicher wohnen läßt. Ueberdieß verlor ich ja, ſobald die Veſtung geſchloſſen war, augenblicklich mein Tractament, welches ich dagegen hier in der Veſtung ununterbrochen fortgenieße, und mir vom Commandanten noch außerdem Portionen verſprochen worden ſind, ſobald die Veſtung geſperrt wird. Da wir uns nun ſogar mit Vorrath verſorgt haben; ſo können wir, wenn die Belagerung auch lange dauern ſollte, dem Hunger Trotz bieten **).

Dieſes alles bewog mich, meinen Aufenthalt auf der Veſtung zu wählen. Ich bekam mehrere Fuhren von guten Freunden aus der Stadt, auch eine Partie Veſtungs Fuhren, und es ging alles ſchnell und leicht. Vor der Hand wohnen wir auch in einem Hauſe, wo wir drey rechte hübſche Stuben inne haben. Kommt es aber wirklich zur Belagerung und zum Beſchießen; ſo müſſen wir alsdann in eine Kaſematte ziehen. Bis jetzt aber ſieht es noch ziemlich friedlich aus. Vorige Mittewoche, Donnerſtag und Freytag folgten einander unaufhörlich

*) O weh!

**) Der Referent geht von dem Princip aus: Liebe dich ſelbſt vor allen andern; er hätte Graudenz nicht gehalten.

üble Nachrichten, ohne daß jedoch etwas Weiteres geſchah. Die Franzoſen hatten ſich dem zu Folge gegen Thorn ſtromaufwärts gezogen, waren oberhalb Thorn über die Weichſel gegangen, und hatten Thorn ſelbſt beſchoſſen, welches in Flammen ſtehen ſollte. Letzteres war aber nicht wahr. Es waren bloß ein paar Kanonenſchüſſe auf die Leute gethan worden, welche die Brücke abbrachen und anzündeten. Aus Schwetz und Bromberg aber kamen einige Kaufleute hier an, welche ganz ausgeplündert worden waren, — ein neuer Beweggrund für uns, die Veſtung zu wählen. Geſtern verbreitete ſich das angenehme Gerücht, daß der König wieder hierher zurückkommen werde. Von den Franzoſen hört und ſieht man jetzt nichts. Die Beſatzung der Veſtung beſteht aus 7000 Mann, und wenn ſie geſchloſſen wird, kommt noch das Bataillon herein, welches jetzt in der Stadt ſteht. Die Verpalliſadirung iſt faſt gänzlich vollendet. Nun Adieu, bis etwas Neues vorfällt.

Den 28. Nov.

Seit ich Dir ſchrieb ſind mehrere Tage verfloſſen, und noch immer ſind wir weder klüger, noch ruhiger. Vor einigen Tagen iſt der Marſchall Düroc flüchtig und ſchnell wieder retour durch Graudenz gegangen, hat mit keinem Menſchen geſprochen, und ſoll ſehr verdrüßlich geweſen ſeyn. Man ſagt, die Friedensbedingungen wären ſo hart geweſen, daß der König gar nicht darauf geantwortet, ſondern dem Düroc den Rücken zugekehrt habe. Darauf ſoll der König nach Pultusk in das Hauptquartier von Bennigſen gegangen ſeyn. Wahrſcheinlich wird man aber wohl ſo lange zögern, ehe man etwas unternimmt, bis Napoleon allen Succurs, den er haben will, nachgezogen hat; denn nach Briefen aus Stettin, die ich ſelbſt geleſen habe, und die ſich wunderbarlich durchgeſchlichen hatten, ſind die franzöſiſchen Durchmärſche zahllos. Thorn iſt aber doch ſtärker beſchoſſen worden, als man meynte. Weil aber der Feind keine Bomben, ſondern nur Haubitz-Granaten gehabt, die er mit Bogenſchüſſen hineingeworfen hat, ſo ſind nur die Thürme und Giebel beſchädigt. Mehrere Perſonen ſollen aber verwundet ſeyn. Die Franzoſen hatten ſich auf einer Inſel nahe bey Thorn verſchanzt. Der Major Decker kam des Nachts mit einer reitenden Batterie an, und machte mit Anbruch des Tages ein ſolches Feuer auf die Inſel, daß die franzöſiſche Batterie bald demontirt, und in einer halben Stunde die Inſel befreyet wurde. Franzöſiſche Gefangene ſind jetzt wieder einige Mal hier eingebracht worden, vorgeſtern unter andern ein Officier mit 6 Gemeinen, welche alle ſehr bleſſirt waren, und ſich aufs Aeußerſte gewehrt hatten, ehe ſie ſich gefangen gaben. Es iſt wahr — einen intereſſanten Anblick geben dieſe Menſchen. Welch ein Feuer des Muthes blitzt aus ihren Augen, ſo daß ſelbſt der gefangene Franzos noch immer imponirt. Mit ſtolzer Verachtung blickten dieſe Menſchen um ſich, als wären ſie gewiß, daß dieſer ihr Zuſtand nicht lange dauern werde. Nicht allein gewöhnlich ſchön von Geſtalt, auch mehrentheils von Bildung des Geſichts, verfeinert durch die edlen Sitten ihres Landes, durch Erfahrung gewiegt, beflügelt von dem Heldengeiſt, der aus dem Geiſte Napoleons über ſie ausfließt, ſtehn ſie da, dieſe Menſchen, in ſtiller, vollendeter Herrlichkeit, — und man kann ſie nicht verachten!!

Aber auch unſre Jäger haben ſich in dieſen Tagen immer recht brav gehalten, ſie ſchleichen ſich über die Weichſel und treffen auf ein Haar.

Den 4. December

Eine Zeit nach der andern vergeht, die Entſcheidung ſcheint näher zu rücken, und dennoch verzögert ſie ſich unglücklich. In den erſten Tagen dieſes Monats erhielt das Corps des General Leſtok, welches die Ufer der Weichſel bisher beſetzt hielt, und den Franzoſen den Uebergang leicht verwehren konnte, Ordre zum Aufbruch zur Armee. Die großen Magazine aus Thorn ſollten erſt die folgenden Tage, nachdem das Corps abgezogen war, weggeſchafft werden. Die nie ſäumenden Franzoſen hatten aber natürlich nicht darauf gewartet, und als die Bauern zur Abholung des Magazins nach Thorn kamen, fanden ſie die Stadt ſchon beſetzt, und die Magazine in der Gewalt des Feindes. Die Macht der Franzoſen, die über die Weichſel gegangen iſt, ſoll ſehr bedeutend ſeyn. In wenig Tagen muß es ſich nun ausweiſen, ob es auf Graudenz gemünzt ſey oder nicht, und ob es blos zur Blokade, oder zur förmlichen Belagerung der Veſtung kommen wird. Die franzöſiſchen Patrouillen ſtreifen jetzt nahe in unſerer Gegend, und dieſen Morgen hat der Huſaren Lieutenant v. Hymme mit ſeinem Piket bey Miſchke, eine Meile von hier, ein kleines Scharmützel mit vier franzöſiſchen Chaſſeurs gehabt.

Den 12. December.

Der Feind nähert ſich immer mehr und mehr. Heute den ganzen Tag ſind die Huſaren, Jäger, Füſiliers mit ihnen engagirt geweſen. Einer unſrer Huſaren hat ſich dabey ſehr brav benommen. Er ſtößt einzeln auf drey franzöſiſche Chaſſeurs, attakirt ſie, zwey nehmen Reißaus, und den dritten ſchießt er herunter. Er brachte das erbeutete Pferd, den Mantelſack, den Säbel und die Uhr auf die Veſtung. Nach Tiſche kam die Nachricht, daß ſich viel Feinde im Stadt-Walde, eine Viertelſtunde weit von der Stadt, gezeigt hätten, und ſchon mit unſern Jägern handgemein geworden wären. Hierauf rückte ein Commando Huſaren von 60 Mann aus, welches ſo eben jetzt, Abends um 7 Uhr, zurückgekommen iſt. Der Feind iſt nicht ſoutenirt geweſen, daher ſie ihn bis Rhonſen zurückgedrängt haben, wobey 3 Franzoſen, und von unſrer Seite ein Füſilier geblieben. Das zweyte Bataillon v. Beſſer iſt ſo eben aus der Stadt auf die Veſtung gerückt, und nun iſt die Stadt nur noch mit 100 Jägern und eben ſo viel Füſiliers beſetzt. Nun werden wohl alle Tage dergleichen Auftritte vorfallen. Eben jetzt gehen wieder neue Nachrichten ein, die ſich durchgeſchlichen haben. Der General v. Leſtok hat ſich mit ſeinem Corps bey Lauterburg, [illegible] Meilen von hier, geſetzt, und will nun bald die Franzoſen angreifen. Die Inſurrektion in Südpreußen ſoll allgemein, und Dombrowsky in Thorn ſeyn. Der Himmel gebe, daß die Franzoſen eher aus dieſer Gegend vertrieben werden können, als die Inſurrektion ganz zu Stande kommt; denn die Pohlen ſind uns, ihrer ſchon lange gegen die Preußen verhaltener und nun ſchrecklich ausbrechender Rache halber, furchtbarer, als die Franzoſen, ungeachtet auch die Franzoſen das ihnen vorausgegangene Gerücht von Großmuth in hieſiger Gegend nicht ganz beſtätigt haben ſollen. Denkt und beurtheilt man aber die Sache vernünftig: ſo darf und wird man ſich darüber nicht wundern. Wie iſts möglich, daß bey einer ſo großen Armee einzelne Exceſſe vermieden werden können, bey Menſchen, die wirklich in Feindes Land ſich befinden und vom Siege trunken ſind? Wer weiß, wie es unſre Leute machen würden, wenn ſie in Feindes Land als Sieger kämen!

Den 30. December.

Eine Reihe von Tagen iſt verfloſſen, und noch immer die alte Lage der Dinge. Immer hält man uns von Zeit zu Zeit mit günſtigen Siegesnachrichten hin, die ſich nie beſtättigen. Das ganze dieſſeits der Weichſel befindliche franzöſiſche Corps ſoll von Leſtok total geſchlagen und verſprengt ſeyn. Leider können wir aber nicht ſagen: es iſt, ſondern ſoll ſeyn. Die Nachricht iſt von einem Thorner, der von dort hier angekommen iſt und verſichert, ſelbſt Partien von 7 bis 800 Franzoſen begegnet zu ſeyn, welche größtentheils ohne Gewehr Thorn zu erreichen geſucht haben; die Affaire ſoll den erſten bis zweyten Weihnachtsfeyertag gedauert haben, und äußerſt hartnäckig geweſen ſeyn. Gelacht habe ich ſehr, als ich die Hamburger Zeitungen vom 16ten dieſes Monats las, in welchen ſteht: daß die Veſtung Graudenz am 20. Novbr. übergegangen ſey; auf der andern Seite iſt es mir aber unangenehm, weil ihr in Sachſen dadurch unſertwegen beſorgt ſeyn werdet.

Den 17. Januar 1807.

Nun ſcheint doch wohl die Reihe einmal an uns kommen zu wollen. Vorgeſtern ſchon ging die Nachricht ein, daß mehrere Regimenter Franzoſen von Thorn aus

auf

auf Graudenz losmarſchirten, und am Abend deſſelben Tages brachten auch die Jäger ſechs gefangene Küraſſiere ein, lauter bildſchöne Leute, welche ſie in Lunau, zwey Meilen von hier, aufgehoben hatten. Geſtern aber näherten ſich die Feinde der Veſtung noch mehr, und kamen bis Tarpe, eine halbe Meile von hier, ſeitwärts. Die Jäger und Huſaren patrouillirten dahin, und waren den ganzen Nachmittag engagirt. In Tarpe haben ſie eine Eskadron Dragoner getroffen, welche ſie gut zugedeckt haben, denn außer vielen Verwundeten ſind 16 auf dem Platze geblieben. Im Orte ſelbſt hat es ſchrecklich, und zwar ſo ausgeſehen, als ob vor jedem Hauſe geſchlachtet worden wäre. Von unſern Huſaren iſt einer todt geſchoſſen und einer gefangen worden. Ernſtlicher noch gings heute. Dieſen Morgen näherte ſich der Feind von allen Seiten. Zuerſt wurden unſre Leute im Stadt-Walde mit ihm handgemein; da aber der Feind überlegen war; ſo mußten ſie ſich nach der Stadt zurückziehen. Der Feind wagte ſich nun dicht an die Vorſtadt, wo er aber doch durch die Jäger, welche ſich hinter die Gartenzäune verſteckt hatten, in Reſpekt gehalten wurde. Vor Tiſche nach 11 Uhr ging ich mit meiner Frau vor die Veſtung auf einen freyen, aber ſichern Platz, wo man von einer Anhöhe die ganze Gegend überſehen kann. Ein intereſſantes Schauſpiel, die Scenen des Kriegs, kleine Bataillen, Angriffe, Rückzüge, Chocs u. dergl. deutlich mit anſehen zu können, ohne doch Gefahr fürchten zu dürfen *). Das Auge ermüdete faſt, denn immer wurde es durch neue Auftritte bald da, bald dorthin gelockt. Unzähliche Schüſſe

---

*) Bravo!

fielen bald hier, bald da, Dampfwolken wirbelten, verdeckten hier eine Scene, zerſtoben vom Wehen des Windes und — wie eine Gardine aufgezogen wird, — zeigten ſie hinter ſich einen neuen Auftritt, ein neues Getümmel; — Reuter flankirten, andre jagten, noch andre ſtürzten; — Schwerter, Bajonetts blinkten im Glanz der Sonne — würgten — mordeten, — ach und lauſchend horchte gleichſam die ganze Gegend, — alle Vögel flogen verſchüchtert umher, alles war ſtill; die ganze Natur ſchien, in Trauer gehüllt, zu ſtarren, wie die Menſchen ſich würgten, und die Geiſter der Gefallenen entflohen! Die Luft ſchien mit entfeſſelten Geiſtern erfüllt, der Herr der Heerſchaaren ſchwebte daher, grimmig ſchritt der Tod über das Gefilde, und von Minute zu Minute wuchs die Zahl der Halme und der Garben und der zukünftigen Thränen, die ſein Schnitteramt fließend machte *). An die Mütter dacht ich, an die Bräute — an junge Weiber, die vielleicht eben jetzt ahnungslos die Kinder von dem Vater unterhielten, oder in ſüßen Träumen an dem Herzen lagen, das jetzt der Wille Gottes, des Allmächtigen, brach. Unendlich klein kam mir die Gegenwart, die Zukunft, jenſeits der Gräber unendlich wünſchenswerth, und reich an jeglicher Vergeltung, vor. — Und das alles, was wir ſahen, war noch keine Schlacht, war im Verhältniß zu einer Schlacht nur ein unbedeutendes Gezänk. Wie fürchterlich — über alle Vorſtellung fürchterlich, muß eine Schlacht ſeyn! Das Gefecht zog ſich jetzt rechts, und verſchwand endlich hinter einem Gebüſch ganz vor unſerm Auge. Jetzt wendeten wir uns links nach Tarpe

---

*) Referent ſcheint ein beſſerer Poet, als Soldat zu ſeyn.

zu, und hier entdeckte ich, durch Hülfe meines guten Perſpektives, hinter dieſem Orte den Berg herunter eine ganze Colonne Franzoſen, wahrſcheinlich ein Infanterieregiment mit einer Avantgarde von Cavallerie. Geſchütz konnte man nicht entdecken. Dieſe Colonne zog ſich wie eine Schlange den Berg herunter nach Tarpe, und ſchon dieſſeits Tarpe ſtanden Vorpoſten. Hier ſchien es nun zu neuen Auftritten zu kommen. Man mußte vermuthen, daß dieſe Anrückenden ſich unter die Veſtung hinwegziehen, und unſre Truppen, welche in den Wald gelockt waren, abſchneiden würden, daher erhielten dieſe zwar Soutien, aber auch zugleich von der Veſtung aus Ordre, ſich zurückzuziehen. Wie aber das Spiel des Kriegs ſich oft ſo ganz anders ſpielen mag, als man denkt, ſo wars auch hier. Die Franzoſen in Tarpe fanden es nicht für rathſam, näher zu kommen, ſondern ſtanden ſtill. Darüber gingen wir nach Hauſe, um, ermüdet von der fortwährenden Anſpannung, ein paar Biſſen zu eſſen. Eilig ſtellten wir uns dann aber wieder auf unſern Poſten, und da ſahen wir, daß ſich dieſelbe feindliche Colonne hinter Tarpe herumzog, und hinter einem Wäldchen ſich verlor. Wo ſie von dort hin gehen wollten, war nicht einzuſehen. Der Weg führt nach den Oſſa-Krügen, und es ſchien faſt, als ob ſie ſo die Veſtung umgeben wollten. Jetzt aber entwickelte ſich nun ein neues Schauſpiel. Da ſich nämlich die Truppen entfernt hatten, und die Paſſage von der Stadt nach der Veſtung frey geworden war; ſo erhob ſich auf dieſem Wege ein reges Leben. Das war ein endloſes Laufen, Reiten, Jagen, Fahren! Was ſich retten wollte, rettete ſich oder das Seinige in die Veſtung, denn man war nun nach dieſen Vorfällen in der Stadt nicht wenig in Angſt, und erwartete in kurzem einen neuen und ernſtlichern Angriff. Meine Frau wollte, da jetzt gerade für den Augenblick keine Gefahr ſichtbar war, das Wageſtück machen, und in die Stadt gehen, um ein paar Freundinnen zu beſuchen; allein das ließ ich doch nicht geſchehen. Der armen Stadt wird es auch wirklich nicht zum Beſten ergehen, wenn ſie hineinkommen werden, weil wirklich mehrere reiche Partikuliers in Graudenz ſich befinden, — und alles iſt doch bey weitem nicht auf die Seite geſchafft worden. Ja die Mehreſten ſollen gar nichts gethan, ſondern ſich ganz dem Schickſal überlaſſen haben. Was hilft auch am Ende in dieſem Kriege alles Fliehen, denn wohin man fliehet vor dieſem Feinde, ſo iſt er auch da, und flöhe man mit Flügeln der Morgenröthe, man würde dennoch von ihm erreicht. Die in Graudenz befindlichen Reichen ſollen bereits den Franzoſen recht wohl bekannt ſeyn, denn es war vorhin ein Bauer aus Gotſch, einem Dorfe nahe am Stadt-Walde, hier, welcher erzählte, daß die Franzoſen geſagt hätten: die Veſtung kümmere ſie nichts; aber ihre Abſicht gehe auf die Stadt, dort habe der Seifenſieder Sch*** gute Fäſſer Geld, die Madam W**** habe ſchöne Tücher, und der Kaufmann W**** guten Wein, — das wollten ſie ſich ausbitten. So gut ſind ſie durch verrätheriſche Einwohner des Landes von allem unterrichtet, daß ſie ohne zu fragen an die Häuſer gehen, wenn ſie in die Städte kommen, und die Wirthe mit Namen herausrufen *).

---

*) Iſt wahr, und allenthalben ſo geweſen. Es beweiſt, wie tief die Preußen geſunken waren.

Daß dieſes Corps beſtimmt ſey, die Veſtung zu belagern, glauben wir noch nicht, denn dazu gehören wenigſtens 50,000 Mann, und ſo viel haben ſich uns doch bey weitem noch nicht gezeigt, auch können ſie dieſe bey der großen Armee jetzt wohl ohnmöglich entbehren. Es iſt wahrſcheinlich entweder ein Corps, welches die Veſtung obſerviren, und einem anderen Corps Franzoſen, welches ſchnell über die Weichſel gegangen ſeyn ſoll, den Rücken decken ſoll, oder ſie ſind durch Mangel an Lebensmitteln gedrungen, ſich dieſer Gegend zu nähern, weil ſie weiterhin nichts mehr zu leben finden. Obige Nachricht von dem Uebergange eines neuen ſtarken Corps über die Weichſel kam vor ohngefähr 4 Tagen durch ein Piket vom Regimente Königin Dragoner hierher. Dieſe ſtanden jenſeits der Weichſel in Neuenburg, und waren unvermuthet von polniſchen Inſurgenten angegriffen worden. Dabey iſt es aber heiß hergegangen, und der polniſche General Komirowski iſt geblieben. Endlich wurden die Unſrigen von der Uebermacht jenes anrückenden Corps zurückgeworfen.

Den 22. Januar.

Vormittags.

Die Vorfälle in dieſen Tagen erneuern ſich unaufhörlich. — Das Coſtüme des Theaters hat ſich aber geändert. Bisher waren es lauter Franzoſen, die ſich rings umher von Zeit zu Zeit blicken ließen, jetzt ſind wir aber von lauter Bayern umringt. Seither machten ſie zwar täglich Miene auf die Stadt, allein ſie wurden immer mit anſehnlichem Verluſt zurückgeſchlagen, — der unſrige iſt unbedeutend. Heute aber ſcheint es ernſtlicher zu werden. Denn einige gefangene Bayern haben ausgeſagt, daß man heute die Stadt nehmen würde, es koſte auch, was es wolle, und ſo eben, indem ich dieſes ſchreibe, ſieht man ſie in Maſſe gegen die Stadt anrücken. Ein anſehnliches Detaſchement mit zwey Kanonen rückt aus, ihnen entgegen, und ängſtlich klopft mir das Herz, wie es ablaufen wird. — Ich habe wenig Glauben, wenig Hoffnung! — Noch aber entdeckt man wenig Geſchütz bey ihnen. Aus ihrem Mannöver ſieht man deutlich, daß ſie keine Abſicht auf die Veſtung haben, — nur die Stadt mit ihren reichen Kaufleuten ſticht ihnen in die Augen. Ich zittre für die armen Einwohner, für meine dortigen Freunde! In welcher bangen Erwartung mögen jetzt die Menſchen ſchweben, wenn eine beunruhigende Poſt nach der andern kommt, — wenn die entgegenrückenden Truppen durch die Stadt ziehen, und dumpf die Kanonen durch die Straßen rollen, und furchtbar verkündigen, was da geſchehen ſoll! —

Nachmittags.

O Schickſal! — So eben ſind ſie in die Stadt eingerückt — unſre Kanonen und Mannſchaft kamen leider zu ſpät, als der Feind ſchon zu weit ſich genähert hatte. — Der Widerſtand war fruchtlos, der Feind überlegen. — Unſer Koffer, worin wir die beſten Sachen in einem feuerfeſten Keller verwahrt haben, wird wahrſcheinlich auch dahin ſeyn! Wir erleiden dadurch einen bedeutenden Verluſt! — Hin iſt hin! — Ich muß ſchließen und Anſtalt machen, daß wir gleich in die Kaſematte können, wenn es mit dem Beſchießen der Veſtung ſeinen Anfang nimmt, und die Kugeln anfangen zu fliegen.

Den 13. Januar.

Nachmittags.

eider hat ſich der Feind in der Stadt feſtgeſetzt und hat nicht wieder herausgeworfen werden können, weil wir viel zu ſchwach waren und zu viel Leute würden haben aufopfern müſſen. Franzoſen und ein Bataillon Heſſen-Darmſtädter ſind es, die es ſich in der Stadt recht wohl ſeyn laſſen. Die geſtrige Affaire war mehr eine Ueberrumpelung, wobey denn auch an Mannſchaft nicht viel verloren worden iſt. Unſer Verluſt beträgt 14 Mann und 2 Pferde, der Feind ſoll aber 43 Todte und Bleſſirte haben. Indeß habe ich zu meinem Troſte erfahren, daß nicht geplündert wird. Alles von unſrer Mannſchaft iſt nun nach der Veſtung zurückgezogen worden, und der Etat der Veſtung nimmt von heute ſeinen Anfang, das heißt, wir bekommen Natural-Verpflegung. Geſtern war aber ein ſchrecklicher, angſtvoller Tag. Das Schießen hörte nicht auf, und jeder Schuß, den wir hörten, erſchreckte uns. Seit ein paar Stunden donnern jetzt die Kanonen vom Hornwerk, um den Feind gegenüber vom Schloßberge, wo er ſich verſchanzen will, zu vertreiben. Dabey ſitze ich aber ganz ruhig an meinem Pulte, und meine Frau iſt ſogar ſo dreiſt, daß ſie auf den Wall gegangen iſt, um auch dieſes Schauſpiel mit anzuſehen. So leicht gewöhnt man ſich an ſchreckliche Auftritte. — Geſchütz hat bis jetzt der Feind noch gar nicht bey ſich, er hat aber ausgebreitet, daß es bald nachkommen werde.

Den 16. Januar.

Seit zwey Tagen iſt alles ruhig geweſen, und das Ding möchte ſo ſeyn! — wir hätten hier keine Noth, denn man ſitzt hier, nach einer zwar ſehr gemeinen, hier aber ſehr treffenden Redensart, wie die Maus im Specke. Wenn nur die fatale Ausſicht in die Zukunft nicht wäre! — Zu eſſen und zu trinken giebt es vollauf, und oft, wenn ich den Vorrath, welchen ich aus dem Magazine bekomme, betrachte, denke ich an die Noth, die wir vielleicht in Zukunft dafür leiden werden. Denn es iſt wohl mehr als zu wahrſcheinlich, daß am Ende in hieſigem Lande eine Hungersnoth entſtehen muß *). Die Lebensmittel waren ſchon vor dem Ausbruche des Krieges durch die großen Lieferungen faſt aufgezehrt, — und das noch Uebrige verheert jetzt der Krieg und macht das Land arm.

Diejenigen feindlichen Truppen, welche die Stadt nahmen, ſind heute wieder aus- und ein andres Corps dafür eingerückt, welches ſich aber nicht ſo gut betragen ſoll. — Bey uns in der Veſtung verbreitet ſich unaufhörlich ein Heer von Sagen, denen man aber nicht viel Glauben beymeſſen darf, weil ſie blos von gemeinem, hin- und herlaufendem Geſindel herrühren, die nichts wiſſen. So heißt es z. B. man arbeite in der Stadt an Sturmleitern; heute habe der Feind Geſchütz erwartet, und ſo mehr.

Den 17. Januar.

Wir ſind nun noch enger eingeſchloſſen, und alle Communikation, die bisher doch noch in etwas ſtatt fand, iſt ganz abgeſchnitten. Prinz Bernadotte ſteht jetzt in hieſiger Gegend mit 40,000 Mann, und wir bilden im großen franzöſiſchen Ozean gleichſam ein kleines Inſelchen. Da ſollte einem wohl Angſt werden. Aber alle Ingenieurs und ſolche Leute, die das Ding verſte-

---

*) Ein braver Eſſer, und ein ſchlechter Patriot.

hen, behaupten, daß die Veſtung gar nicht mit Sturm einzunehmen ſey, ſo lange der Feind nicht wenigſtens 40,000 Mann habe, die er blos zum Todtſchießen daran wenden könne *). Ich halte mich alſo noch immer in meiner Lage für ſehr glücklich und ſicher. — Auffallend bleibt es immer, was Bernadotte, welcher die Expedition nach Königsberg commandirte, mit einer ſo ſtarken Armee jetzt hier will, da er ſchon ſo weit vor war. Es läßt ſich daraus vermuthen, ſogar hoffen, daß doch nicht alles nach Wunſche gegangen ſey, und ſchon geht man ſo weit, daß man von der Möglichkeit eines Entſatzes redet. Geſtern Nacht hörten wir eine ſehr ſtarke Kanonade nach Thorn zu. Was die zu bedeuten habe, weiß der Himmel; denn bald heißt es: die Ruſſen haben ſich auf ihre Grenzen zurückgezogen, bald ſollen ſie ganz nahe ſeyn. Indeß muß ſich die Sache doch über lang oder kurz, und, wie man hofft, ſehr bald entſcheiden. Wir haben nämlich noch 4 Monate vollauf zu eſſen, und eine Armee von 40,000 Mann kann wegen Mangel an Lebensmitteln nicht 2 Monate in dieſer Gegend ſubſiſtiren. Wir können nichts thun, als — Geduld haben und abwarten.

Jetzt iſt aber alle Tage Allarm. Bald zeigen ſich die Feinde von dieſer, bald von jener Seite, werden aber immer von der Veſtung aus ganz höflich mit eiſernen Pillen tractirt. Wir ſind das Kanoniren ſchon ſo gewohnt, daß wir uns kaum mehr umſehen. Seitdem die Veſtung geſchloſſen, und die Magazine geöffnet ſind, iſt für den gemeinen Mann ein ganz anderes Leben entſtanden, und man ſieht lauter zufriedene, heitere Geſichter.

---

*) Eine genaue und treffliche Beſchreibung der Veſtung Graudenz findet der Leſer in dem bekannten Intelligenz-Blatte zu den Neuen Feuerbränden, 5ter Theil.

Vor einigen Tagen kam die Majorin v. Liebermann von dem Füſilier-Bataillon, welches in Pultusk ſteht, mit Päſſen glücklich hier an. Dieſe unglückliche Frau hatte ſich mit ihren drey Kindern faſt nackend und bloß flüchten und retten müſſen, — und denke Dir vor wem? — es iſt ſchrecklich zu ſagen: — vor unſern eignen Alliirten, vor den Ruſſen. Dieſe haben in Pultusk ſchrecklich gewirthſchaftet. Man hat der Liebermann alles genommen, und ihr kein Hemde gelaſſen. Ihre achtzigjährige Mutter hat ſie bey den Haaren herumſchleppen und dergeſtalt mißhandeln ſehen müſſen, daß ſie auf der Flucht hierher noch geſtorben iſt, und ihr ſelbſt hat man nicht ſo viel gelaſſen, daß ſie ihre gute Mutter hat können begraben laſſen. Es iſt ſchauderhaft, zu hören, wie dieſer ſchreckliche Krieg unſer unglückliches Land verwüſtet, da Freund und Feind gemeinſchaftlich befliſſen iſt, ihm die tiefſten Wunden zu ſchlagen. Mir ſind die Ruſſen immer furchtbar geweſen, — denn es läßt ſich ja wohl von dieſen rohen und ungeſitteten Völkern unmöglich Bonhommie erwarten.

Vorgeſtern war ich Zeuge eines für mich ſchauderhaften Schauſpiels. Nahe bey Neudorf, etwa tauſend Schritte von der Veſtung, ließen ſich eine beträchtliche Menge Feinde blicken. Ich ſtand auf meinem gewöhnlichen ſichern Standpunkte, wo ich alles genau überſchauen konnte. Jetzt wurden einige Kartätſchen hinüber geſchickt, und wie eine Staubwolke zerflog und zerſtob der Trupp im Augenblick. Nur ein einziger Mann, ein Huſar, blieb ſtehen, blickte keck herüber, und ſchien der Veſtung Trotz zu bieten. Da nahm ihn eine Kanone aufs Korn, und kaum hatte ſie gedonnert; ſo fiel auch ſchon der Huſar vom Pferde herunter. Dieß war um ſo künſtlicher gezielt, weil es mit keiner Kartätſche, ſondern mit einer Paßkugel geſchah. Kaum war jener gefallen; ſo flogen unſre Huſaren hinüber, und ſchleppten ihn nach der Veſtung. Ich ging hin, ihn anzuſehen; aber dieſen Anblick werde ich lange nicht vergeſſen. Die Kugel hatte ihm nämlich ein Stück aus der rechten Seite heraus- und den Arm mit weggenommen. Die Gedärme hingen, — ſchrecklich zerriſſen — weit heraus, und dennoch, was über meine Vorſtellung ging, dennoch lebte dieſer Menſch noch, hatte unterwegs mit den Huſaren geſprochen, und ſtarb erſt, als er im Bariere da lag. Man begrub ihn im äußerſten Werke. Er hatte gute Kleidungsſtücke, die ſelbſt bis auf die Unterkleider ſehr fein waren, eine Uhr und einen ſchweren Beutel mit Geld. Alles an ihm verrieth, ohngeachtet er Gemeiner war, einen Menſchen von guter Familie. Hier lag er zerſchmettert von der grauſamen Hand des Krieges, vielleicht der geliebte Sohn ſeiner Eltern, die ihn nicht wieder ſehen, und noch lange um ihn weinen werden. Wie macht doch der Krieg ſo viele unglücklich! — wie zertrümmert er doch ſo unausſprechlich viel häusliches Glück! vernichtet ſo zahlloſe Familien-Freuden! Unſre Huſaren und Jäger jubelten über den gemachten Fund, über die gemachte gute Beute, und meynten, daß ſie jetzt recht gut daran wären. Dieſe Freude ſtach gewaltig mit meinen Empfindungen ab, die ſich jetzt dabey in mir regten. — Einen andern ähnlichen Anblick gewährte mir ein heſſiſcher Officier, der am 23. Jan. verwundet und gefangen herein ins Lazareth gebracht wurde. Sein Unterleib iſt ſchrecklich zerſchoſſen, und man weiß noch nicht, ob er mit dem Leben davon kommen wird. Der Gouverneur hat ihm menſchenfreundlich angeboten, ihn, wenn er wolle, nach der Stadt zu ſeinen Cameraden bringen zu laſſen; allein er hat es ausgeſchlagen, und verſichert, daß er ſich hier ſehr ſicher und ruhig fühle, und die gute Abwartung dort nicht haben werde, die er hier genieße. Heute iſt ſein Burſche und ſeine Equipage aus der Stadt nachgekommen, und ihm, um es bey ſeiner Verpflegung an nichts fehlen zu laſſen, die Erlaubniß dazu gern ertheilt worden. Dieſer Officier verſichert, daß man den heſſiſchen Truppen vorgeſpiegelt habe, Graudenz beſtehe nur aus einigen Häuſern, die mit einer Mauer und ein paar leichten Erdwällen umſchloſſen wären; ſie würden es alſo binnen kurzer Zeit einnehmen können. Er ſey aber, ohngeachtet ſeiner heftigen Schmerzen, bey ſeinem Hereinbringen über die anſehnlichen Veſtungswerke erſtaunt, und bedaure ſeine Cameraden, die es darauf verſuchen ſollten. — Der Schlaf überfällt mich, alles ſchläft um und neben mir; es iſt ſchon ſpät, alſo gute Nacht für heute!

Den 30. Januar.

Geſtern konnte ich vor Freude nicht ſchreiben. — Viktoria! — Wir ſind erlöſet! — Geſtern früh um 7 Uhr bemerkte ich, als ich zum Fenſter hinaus auf die Gaſſe blickte, eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit, ein fröhliches und geſchäftiges Laufen, Rennen und Rufen, und erfuhr, daß die Heſſen früh gegen 6 Uhr in aller Stille die Stadt geräumt hätten. Nun war ein Treiben und Jagen. Huſaren, Jäger, Infanterie und Kanonen gingen ſogleich nach, um ihnen in den Rücken zu kommen. Bald glich nun auch die ganze Straße dorthin einem kleinen Triumph-Aufzuge. Den ganzen Tag über wurden Gefangene zu zwanzig bis dreyßig gebracht, und die Straße blieb nie leer. Aus der Stadt hatten ſie an Gelde 6000 Thlr. und 12000 Ellen Tuch mitgenommen. Von dem letztern wurde ihnen aber der größte Theil wieder abgejagt. Einige Mal brachte man ganze Pikets ein, die von dem ſchleunigen Abmarſch gar nicht waren benachrichtiget worden, und die man in der größten Ruhe und Sicherheit antraf und aufhob. Die Anzahl der gemachten Gefangenen mußte ſehr beträchtlich ſeyn. Die Urſache dieſer ſchnellen Retirade war folgende: Vorgeſtern Abend kommt die Avantgarde des **Leſtockſchen** Corps, beſtehend in einem Piket Gensd'armes, nach Bialiechowa, eine Meile von hier, und hebt einen dort liegenden franzöſiſchen General nebſt ſeiner ganzen Suite auf. Ein einziger Officier entſpringt aus dem Fenſter, und bringt in der Nacht die Nachricht nach der Stadt Graudenz, daß die Preußen in der Nähe wären, worauf alles in der größten Eile aufbricht. — Wir athmen nun wieder frey, und es iſt einem doch ganz anders zu Muthe, wenn man weiß, daß man nicht mehr eingeſperrt gehalten wird. Frey und ohne große Schwierigkeit beſteht nun wieder die Communikation mit der Stadt. Freunde und Bekannte können ſich nun wieder ſehen, ſprechen und umarmen, das Erlittene ſich klagen und einander bedauern – denn weiter können wir doch nichts in unſrer unglücklichen Lage thun, da wir immer noch ohne feſte frohe Hoffnung in die düſtre Zukunft blicken müſſen. Es iſt einem, als ob man nur einmal Athem ſchöpfen dürfe.

Den 9. Februar.

Leider, leider! hat unſre Freude nicht lange gedauert; denn ſchon fängt ſich unſer Horizont wieder an zu trüben. Die Inſurgenten, welche ſich in bedeutenden Trupps von ferne zeigen, aber doch noch nicht über die Weichſel herüber wagen, laſſen uns nicht ruhig ſeyn, und von den Unſrigen ſieht und hört man nichts. Alſo konnte wohl die Leſtockſche Armee neulich ſo bedeutende Vortheile nicht errungen haben. Man möchte bald anfangen, von allen politiſchen Gegenſtänden zu ſchweigen, wenn es nur die Umgebungen erlaubten, — denn was man heute ſchreibt, muß man morgen als unwahr widerrufen, ſo ſehr iſt alles unſer Wiſſen Stückwerk. Wir wiſſen ja beynahe nicht, ob eine Meile von uns Ruſſen oder Franzoſen ſtehen. Die Stadt iſt in großer Angſt, und erwartet faſt ſtündlich wieder Zuſpruch. Durch Rehden, eine Meile von hier, ſind ſtarke franzöſiſche Durchmärſche geweſen, die aus 10,000 Mann italieniſchen Truppen beſtanden, und über Thorn zur großen Armee haben eilen müſſen. Daß ſie ſich in dem ſo ausgeſogenen Lande haben ausbreiten müſſen, um Lebensmittel zu finden, iſt natürlich, und darum kommen einige ſo nahe in unſere Gegend, die aber gewiß keine Abſicht auf unſre Stadt oder Veſtung haben. Von dem Kriegs-Schauplatz bey Oſterode und der dortigen Gegend haben wir keine Nachricht, oder wir bekommen ſie ſo widerſprechend, als ſchwarz und weiß; es lohnt ſich alſo nicht, das Papier mit ſolchen Ungewißheiten zu verſchwenden.

Unſre eignen innern Angelegenheiten beſchäftigen uns jetzt beynahe mehr. Bey den Truppen unſrer Beſatzung fallen ſehr häufig Exceſſe und unruhige Auftritte vor, die auf nicht viel Harmonie, nicht auf Ergebenheit und Liebe der Untern gegen ihre Obern ſchließen laſſen, welche wohl erforderlich iſt, wenn in einer Lage, wie die unſrige, wo der Feind immer vor der Thüre iſt, jeder ſeine Schuldigkeit thun, keiner den andern verlaſſen, und ſo das Ganze retten helfen ſoll. Dazu paſſen aber Vorfälle, wie der folgende iſt, freylich keinesweges: Ein Musketier vom Regiment v. Beſſer iſt vor dem Waſſerthore auf der Wache, und ſchießt zwey Mal ſein Gewehr aus bloßem Muthwillen los. Der wachthabende Officier, ein Lieutenant Philipp von den Füſiliers, der es ihm ausdrücklich verboten hatte, giebt ihm Fuchtel, und da der Kerl darüber ein loſes Maul hat, arretirt er ihn und will ihn melden. Mehrere bitten aber für den Menſchen, und ſo ſchenkt er ihm die weitere Strafe, giebt ihm, als die Wache abgelöſt wird, ſein Gewehr zurück und läßt ihn eintreten. In dieſem Augenblicke beſchließt der Böſewicht, den Lieutenant zu erſchießen, geht mit dieſem Vorſatze, als die Wache abgelöſet wird, fort, und als ſich die Mannſchaft in der Veſtung vor dem Hauſe des Commandanten wieder ſtellt, und ſie der Lieutenant Philipp hier auseinander gehen laſſen will, bedankt er ſich, wie gewöhnlich, bey den Burſchen für gehaltene gute Wache. Darauf erwiedert jener Musketier ganz laut: „ich bedanke mich auch,“ und ſchießt zugleich den Lieutenant von hinten durch und durch, ſo daß die Kugel noch einem Musketier, der vor dem Lieutenant her geht, durch das dicke Fleiſch am Schenkel fährt, und einem andern Musketier, der noch weiter vorne geht, den Schenkelknochen zerſchmettert. Der arme

Philipp, der nicht längſt erſt Officier geworden, und ein ſehr braver, guter Menſch iſt, quält ſich Tag und Nacht, und kann nicht leben und nicht ſterben. Die Aerzte verſichern, daß er gar nicht gerettet werden könne. Auch der letzte Musketier, dem der Knochen zerſchmettert iſt, wird wahrſcheinlich am Brande ſterben. Der Lohn des Verbrechers wird ohne Zweifel das Rad von unten hinauf ſeyn, und es iſt zu wünſchen, daß es, um des Exempels willen, nicht viel gemildert werde. Haben wir mehr ſolche niederträchtige Menſchen unter unſern Leuten; ſo ſind wir nicht einmal im Innern ſicher, und wie wollen wir uns dann gegen das Aeußere genug wehren, und uns zu behaupten im Stande ſeyn? —

Den 12. Februar.

So ſitzen wir denn abermals im Vogelbauer, denn ſeit geſtern ſind wir wieder förmlich belagert, und die Veſtung iſt hart verriegelt und verſchloſſen. Am geſtrigen Morgen früh halb ſechs Uhr wurden wir durch Kanonendonner plötzlich geweckt. Dieſe Wecker rütteln fürwahr, beſonders wenn ſie einem ſo nahe vor den Ohren donnern, ſehr unſanft und rauh aus dem tiefſten Schlafe auf. Als wir erwacht waren und uns völlig ermannt hatten, hörten wir denn auch laut und vernehmlich die Lärmtrommeln durch alle Gaſſen wirbeln. Nun wurde geeilt, gelaufen, gefragt und geſchaut, — und ſo waren denn Franzoſen, Heſſen und Polen in großer Menge wieder in der Stadt eingerückt. Letztere hatten es ſogar gewagt, ſich bis dicht unter die Veſtung zu ziehen, und auf ſie war jetzt allein das Kanonenfeuer von der Veſtung aus hingerichtet. Es dauerte nicht lange; ſo mußten

ten ſie dieſem ernſtlichen Mahnen nachgeben, und ſich wieder nach der Stadt zurückziehen. Der heſſiſche General heißt Schäffer, und der franzöſiſche iſt der ſchon hier geweſene General Rayer. Unſre Leute, welche die Stadt wieder etwas beſetzt hielten, ſind ſchnell überfallen worden, und haben dabey 30 Mann und einen Officier verloren. Verfloſſene Nacht ſind 30 Mann von uns zugleich zum Feinde übergegangen. Wir müſſen viel treuloſes, übelgeſinntes Volk haben. Auf ſolch Geſindel iſt nichts zu bauen. Ich glaube, es nimmt mit uns noch ein ſchlechtes Ende.

Dießmal iſt weit mehr Thätigkeit bey den Feinden von der Veſtung aus zu bemerken, als bey ihrem vorigen Hierſeyn; — ich fürchte, ſie meynen es ernſtlicher. Auf dem gegenüberliegenden Schloßberge ſieht man es deutlich, wie ſie ſich verſchanzen, ohngeachtet ſie es zu maskiren ſuchen. So müſſen ſie wohl auch dießmal Geſchütz bey ſich führen. Dorthin wird nun heute von uns unaufhörlich gefeuert, wodurch zugleich die armen Städter entſetzlich geängſtiget werden, und die Häuſer zum Theil ſehr viel leiden müſſen. — Wie traurig iſt nicht dieſe Lage! Ja wie ſo recht fürchterlich iſt nicht auch hier die Geſtalt des Krieges, der wie eine wilde Furie wider ſeine eignen Eingeweide wüthet. Jeder Schuß, den wir heute dort hinüber thun, iſt eine Wunde, die wir unſrer eignen Wohlfahrt ſchlagen. Wir hören das Wehklagen, Jammern und Angſtgeſchrey unſrer eignen Mitbürger, denen wir ihr Eigenthum zertrümmern, ihre Habſeligkeiten vernichten, ihr Leben ängſtigen, und wir müſſen unſer Herz verſtocken, müſſen fortfahren, eine Mord- und Brandkugel nach der andern hinüber zu ſenden, müſſen ſtarrend das Unglück ſehen, wie nach jeder Kugel dort entweder eine Ruine zuſammenſtürzt, oder eine Flamme wild aufſchlägt, die nur durch das haſtige Löſchen wieder gedämpft wird, um beym nächſten Schuß aufs neue aufzulodern und wieder gedämpft zu werden, — und dürfen nicht nachlaſſen, dieſe grauſame Neckerey fortzutreiben, müſſen — doch nein, ich will es heute nicht länger mit anſehen, dieß ſchreckliche Mordſpiel; mein Herz iſt ermüdet und kann's nicht mehr ertragen. Der Krieg iſt und bleibt entſetzlich!

Den 1. März.

Wir ſind fortwährend eingeſchloſſen; aber geſchehen iſt uns bis jetzt noch nichts. Bis auf den heutigen Tag ſind wir zwar immer noch mit Siegesnachrichten von unſrer Armee oft erfreuet worden, und doch haben wir von den glücklichen Folgen davon bis jetzt noch nicht das Geringſte empfunden. Der Feind rückt immer noch nicht aus unſrer Nähe; im Gegentheile ziehen ſich immer mehr friſche Truppen rings um uns herum. Das Geplauder unter den gemeinen Leuten in der Veſtung iſt oft zum Todtlachen, wenn man es hört. Aber doch ängſtigt immer eins das andre damit faſt zu Tode. Als heilenden Balſam läßt man dann wohl mit Fleiß von oben herab wieder freudige und ſchön erfundene Siegesnachrichten allmählig unter das Volk ausgehen, um es zu beruhigen, und — probatum est — es hilft. Heute heißt es, Napoleon ſey ſelbſt in der Stadt, und wolle die Unternehmung auf die Veſtung durch ſein Genie leiten, weil ihm an dem Beſitz derſelben ſehr viel gelegen ſey, und er zu dieſem Endzweck gelangen wolle, es möge auch noch ſo viel koſten. Das iſt wohl aber auch nicht zu glauben, und eine aus Furcht entſprungene Sage. Aber wer ſagt uns beſtimmt, wie es uns ergehen wird? — Wer möchte nicht gern in dieſer Lage einen Blick in die Zukunft werfen! Heute vor einem Jahre war gerade ein ſo fröhlicher Tag in meiner Familie. Ich war nach einer Trennung von mehrern Wochen von einer weiten Reiſe geſund und glücklich zu den Meinen zurückgekehrt, und hatte alles froh und wohl wieder angetroffen! — und heute ſind wir in der Veſtung eingeſperrt und vom Feinde blockirt. — Gott! wer das uns damals voraus geſagt hätte, — würden wir ihm geglaubt haben? Wer hätte ihn aber auch ahnden können, den unbegreiflichen Gang dieſes Krieges, durch welchen ſo entfernte und einander faſt entgegengeſetzte Nationen, der Steppenkalmuck und der feine Bewohner der Garonne und der Seine; der Koſak und der die romantiſchen Gefilde der Pyrenäen bewohnende Landmann; die Nachfolger des Cid und Bayard, und die Urenkel des Aſiaten Iwan einander gegenüber geſtellt worden ſind, um ſich gegenſeitig hinzuopfern im großen Hader der Welt, und zum Theil gemeinſchaftlich auf dem Schlachtfelde in der eiſernen Umarmung der Waffen hinüber zu gehen, wo alle, jedes Zwiſtes vergeſſend, zu einem Volke vereiniget werden.

Den 7. März.

Lange habe ich abſichtlich nichts geſchrieben, weil es immer noch bey dem Alten iſt. Aber jetzt geſellt ſich zu unſerm äußern Feinde, der uns belagert hält, noch ein zweyter innerer, und macht unſere Lage noch furchtbarer; wir fangen nämlich an, das Schickſal aller lang eingeſchloſſenen Veſtungen zu leiden, daß ſich epidemiſche

Krankheiten erzeugen. Die gewöhnlichſten ſind die Ruhr, Faul- und Nervenfieber, woran ſehr viele Menſchen ſterben. Es iſt wohl vorauszuſehen, daß dieſe Krankheiten, je länger wir eingeſperrt bleiben, mit jedem Tage ſchlimmer und gefährlicher werden müſſen. Unter der Beſatzung mag daher auch der gute Muth nicht mehr herrſchen, wie zuvor, denn die Deſertionen nehmen täglich mehr überhand. Der Gouverneur hat deßhalb einen Parolebefehl ertheilt, daß alle Deſerteurs erſchoſſen werden ſollen. So eben wurde einer arquebuſirt. Dieſe Maaßregel iſt wohl ſehr nöthig, da in der That die Hälfte der Beſatzung aus Pohlen beſtehet, und dieſe, wenn ſie dieß nur irgend möglich machen können, zu den Inſurgenten übergehen. So machen ſich oft ganze Beſatzungen der äußerſten Werke oder Lunetten von 15 bis 20 Mann auf einmal fort. Dieſe Nacht verurſachte ein ſolcher Vorfall einen entſetzlichen Allarm. Gegen Mitternacht wurden wir durch allgemeines Lärmſchlagen aus dem Schlafe geweckt. Ob nun gleich eine nächtliche Ueberrumpelung der Veſtung ganz unmöglich iſt; ſo pflege ich doch bey jedem nächtlichen Lärm ſogleich aufzuſtehen und nachzuſehen, was es giebt. Die Meinigen blieben ganz ruhig im Bette liegen, weil dergleichen Dinge gleichſam ſchon zur Gewohnheit geworden ſind. Ich erfuhr, daß man alle außerhalb der Veſtung ſtehende Nachtpoſten rings um die Veſtung habe feuern hören. Ich glaubte alſo nicht anders, als daß wirklich die Feinde einen Verſuch auf die Außenwerke zu machen gewagt hätten. Es dauerte auch nicht lange; ſo fingen ſchon alle Batterieen an, fürchterlich zu donnern. Stockfinſter war die Nacht, und die Kanonenſchüſſe erleuchteten durch ihre Feuerblitze fürchterlich-ſchön dieſe ſchwarze Nacht. Aber auf Einmal wurden um die Veſtung ringsher, faſt in einem und demſelben Augenblick, Leuchtkugeln geworfen. — Warlich ein prächtiges Schauſpiel! Da faſt alle zwey bis dreyhundert Schritt eine ſolche Kugel aufſtieg; ſo wurde es dadurch einige Augenblicke ſo hell, wie am Tage. Man ſah gleichſam durch ein Zauberglas mitten durch die dicke Nacht die ganze Gegend in einer magiſchen Helle vor ſich da liegen, — und dieſe zog dann plötzlich ihren dicken Schleyer wieder über das Schauſpiel. Und nun dabey noch der grauſe Donner der Kanonen, der des Nachts noch furchtbarer klingt, da alles weit ſtiller iſt, als am Tage. O! dieſe Nacht werde ich Zeit meines Lebens nie vergeſſen! — Aber wie lächerlich wurde am Ende das ganze Ding. Man entdeckte bey dem Glanze der Leuchtkugeln nirgends auch nur das geringſte Verdächtige, und es kam heraus, daß die Feinde ganz ruhig waren, und nicht daran gedacht hatten, uns etwas thun zu wollen. Von einer Lunette waren ein Unterofficier mit 18 Mann von uns davon gelaufen und übergegangen, auf welche die Vorpoſten gefeuert hatten. In der Stadt waren die Heſſen über das ungeheure Schießen nicht wenig erſchrocken, hatten geglaubt, wir wollten etwas auf die Stadt unternehmen, und waren ſchon ausgerückt. Jede Leuchtkugel machte einen Aufwand von 6 Rthlr.; und jeder Schuß, einer in den andern gerechnet, 5 Rthlr., und ſo koſteten dieſe Ueberläufer, da gewiß an die 30 Leuchtkugeln geworfen wurden, ein bedeutendes Sümmchen. — Wie konnte nun aber das bloße Schießen der Vorpoſten auf jene Deſerteurs ſogleich im Ganzen einen ſo unnöthigen Lärm verurſachen? Warum wurde der wahre Vorfall, von den Vorpoſten aus, nicht ſogleich zurück in die Veſtung gemeldet? Ich, der ich das Ganze nicht überſehen kann, verſtehe zwar das Ding nicht; aber mir ſcheint's doch, als ob hier etwas Fehlerhaftes in unſrer Einrichtung zum Grunde liege!

Seit einigen Tagen langt nun bey uns die Kunde von einer am 8ten und 9ten vorigen Monats in der Gegend von Preußiſch-Holland, 4 Meilen von Königsberg, vorgefallenen Hauptſchlacht an, die nicht mehr bezweifelt wird. Aus dem Meere von Gerüchten, die ſich über den Ausgang und Erfolg dieſer Schlacht verbreiten, läßt ſich ſo viel mit Gewißheit abnehmen, daß von beyden Seiten viel Menſchen geblieben, und die Franzoſen nicht weiter vorgerückt ſind. Sichern Nachrichten zu Folge, ſind heute 6000 Mann Sachſen auf jener Seite der Weichſel angekommen. Ein Bauer hieſiger Gegend hat mit ſächſiſchen Cüraſſiren geſprochen. Alſo abermals friſche Hülfstruppen, die die Macht unſres Feindes vergrößern? — ach! was ſoll aus unſerem armen ſchwachen Häuflein werden? — Doch bisher iſt unſer Loos noch immer erträglich geweſen. Noch haben wir an nichts Mangel gehabt, Kälber, Butter, Eyer, Hühner kommen täglich ans Thor, ſo daß man dort einen ordentlichen offnen Markt ſieht. Des Nachts werden gewöhnlich ganze Kähne voll Kälber vom jenſeitigen Ufer der Weichſel geholt, und, mit einem Worte, die Herren Heſſen verſtehen das Belagern noch nicht recht. Behalten wir ſtets ſo viel Zufuhr, als bisher; ſo können ſie uns bis übers Jahr belagern, und wir ergeben uns nicht.

Den 14. Mai.

Nachmittags 3 Uhr.

Seit einer Stunde wird der heftigſte Kanonendonner von allen Werken der Veſtung unterhalten, und ich komme ſo eben halb taub von einer der Baſtionen her, um mich zu ſetzen, und während dieſer Kriegsmuſik an Dich zu ſchreiben.

Der Feind hatte ſich dieſen Morgen nach Neudorf geworfen. Dieſes Dorf liegt einen Flintenſchuß von der Veſtung entfernt. Eine ſolche Nachbarſchaft darf die Veſtung nicht leiden, und nun wird das arme Neudorf in Grund und Boden geſchoſſen. Da wird denn in dieſem unglücklichen Orte dem Ungeheuer deß Kriegs eine neue Brandſäule errichtet! — Sobald das Dorf vom Feinde beſetzt worden war, verſuchte man es, ihn durch Schützen und Jäger wieder herauszuwerfen; das ging aber nicht, und bekam uns ſchlecht: denn der Feind hatte einen Achtpfünder mit, und empfing unſere Leute übel, 2 Huſaren blieben auf dem Platze, und mehrere wurden verwundet. Um nicht zu viel Leute zu verlieren, mußten ſich alſo die Unſrigen zurückziehen, und nun ſucht die Veſtung den Feind aus ſeinem Verſteck zu vertreiben. Wie mags in dem armen Dörfchen ausſehen! Wenn ſich nur die guten Menſchen zeitig genug haben retten können; — ihre friedlichen Wohnungen werden ſie nicht wieder finden, Trümmer und Aſchenhaufen werden ihre Stätte bezeichnen! Bey jedem Schuß pocht mir das Herz; — doch ich will weiter erzählen, denn ſeit ein paar Tagen iſt ſo Manches vorgefallen. Vorgeſtern Abend um 9 Uhr kam ein franzöſiſcher Obriſtlieutenant mit einem Trompeter vor das Thor der Veſtung, und verlangte eine perſönliche Unterredung mit dem Gouverneur. Da dieſe abgeſchlagen wurde, übergab er einen Brief von dem General Savary, der ſich in der Stadt befindet, und unmittelbar von Napoleon hierher geſendet worden iſt. In dieſem Briefe ſtand nichts, als die Bitte um eine Unterredung mit dem Gouverneur. Noch einmal wurde geſtern früh vom General Savary dieſe Bitte dringend und mit dem Beyſatze wiederholt, daß er den Befehl von Napoleon habe, ſchlechterdings perſönlich mit dem Gouverneur zu ſprechen, und daß er nicht eher aus Graudenz gehen werde, bis er dieſen Auftrag vollzogen habe. Hierauf hat ihm der Gouverneur viel Geduld wünſchen laſſen.

Aus dieſen allen ſchließen wir, daß es ſo eben jetzt mit den Franzoſen nicht zum Beſten ſtehen kann. Denn wenn ſie in Oſtpreußen feſten Fuß hätten, und es ihnen möglich wäre nach Königsberg zu kommen; ſo würden ſie ſich unter ſolchen Umſtänden wenig um uns kümmern, weil ſich unſer Plätzchen am Ende, wenn alles aufgezehrt iſt, doch von ſelbſt ergeben muß. Iſt aber der Feind noch in der Nähe, oder gar auf dem Rückzuge; ſo muß ihm wohl an Graudenz viel gelegen ſeyn. — Doch man philoſophirt nun ſo, wie ungefähr der Vogel in ſeinem Käfig.

Noch immer dauert das Schießen auf Neudorf fort, es iſt, als ſollte alles zu Grunde gehen. Der Himmel, der ſich zu Mittage ganz getrübt hatte, breitet ſich über der Veſtung ganz hell und heiter aus. Eine freundliche Bläue lacht vom Zenit auf uns hernieder; aber in der Ferne ringsumher haben ſich dicke Wolken aufgethürmt; ja es ſcheint daſelbſt zu regnen, oder zu ſchielen: — fürwahr das Ganze giebt einen ſonderbaren Anblick.

Den 17. März.

Der Feind iſt glücklich aus Neudorf wieder herausgeworfen, und wir haben unſern Endzweck erreicht; aber dadurch hat nicht nur Neudorf ſelbſt, ſondern auch die Stadt ſehr viel gelitten. Der eigentliche Hergang der Sache iſt nämlich folgender. Der Gouverneur und der commandirende heſſiſche General v. Schäfer hatten ſich erzürnt. Letzterer hatte den erſtern durchaus zu einer perſönlichen Unterredung zu bringen geſucht, welche dieſer aber gänzlich abſchlug, und dem General v. Schäfer den Rath ertheilen ließ, daß er ſeine Truppen vor allen Dingen nicht zu nahe nach Neudorf hinziehen ſollte, welches er nicht zugeben könne. Schäfer antwortet darauf: Neudorf ſey bereits von ſeinen Truppen in Beſitz genommen, und der Gouverneur werde es ihm nicht wieder entreißen können. Darauf wurde nun augenblicklich Anſtalt gemacht, den Platz wieder zu nehmen. Damit nun die in Neudorf ſtehende Mannſchaft nicht Sukkurs von der Stadt aus erhalten ſollte, wurde auch zu gleicher Zeit vom Hornwerke aus ein lebhaftes Feuer auf die Stadt gemacht, in der Abſicht, damit ſie dort die Kanonade nach Neudorf nicht hören ſollten, und um auf dieſe Weiſe die Unternehmung zu maskiren. Die arme Stadt hat dadurch viel gelitten. Faſt alle Bürger haben ſich in die Keller verſtecken, oder das Freye ſuchen müſſen. In der Hutmachergaſſe iſt durch eine Granate Feuer entſtanden; aber wieder gelöſcht worden. Die Heſſen ſind alle ausgerückt, und haben ſich jenſeits der Stadt poſtiret. Bey der Unterſuchmung gegen Neudorf haben wir außer denen im Anfange gebliebenen Huſaren des Nachmittags nur noch einen Verwundeten gehabt, welcher — ſonderbar genug — in die rechte Fußſohle verwundet iſt. Die Feinde haben aber, als ſie herausgeworfen wurden, viel verloren. Des Nachmittags wurde nämlich ein ſtarkes Truppendetaſchement zum Angriff auf Neudorf beordert, wobey zwey Kanonen mit Kartätſchen mitgenommen wurden. Als nun die Feinde ſich nicht behaupten konnten, begingen ſie die Thorheit, in einem Quarré formirt, abzuziehen, ſo daß die Kanonen entſetzliche Wirkungen thaten. Sie hatten das Dorf mit ungefähr 1½ Bataillon beſetzt. Heute haben ſie ſich noch nicht wieder blicken laſſen. Aus dieſem ganzen Vorgange haben wir doch ſo viel erfahren, daß die Gegend umher nur ſehr ſchwach beſetzt ſeyn muß, ſonſt würden gewiß mehrere Truppen aus den benachbarten Orten herbeygeeilt ſeyn.

Heute haben wir eine neue Kanonenmuſik zu erwarten. Vor ungefähr 14 Tagen wurde eine hieſige Soldatenfrau mit Beſtellungen nach der Stadt geſchickt, von den Feinden ertappt, und gefangen geſetzt. Dieſes Weib hatte ſich geſtern, als die Heſſen aus der Stadt gerückt waren, ſelbſt frey gemacht, und kam wieder zu uns zurück. Sie erzählte, daß die Heſſen ihr Pulvermagazin und ihre Munition in einer Scheune hinter der Scharfrichterey hätten, jenſeits der Stadt. Dieſe Scheune ſoll nun dieſen Nachmittag mit Granaten beworfen werden, um das Pulvermagazin in die Luft zu ſprengen. Dieſe einzelnen Vorfälle haben doch zeither ziemliche Veränderungen in das Einerley unſres Gefangenlebens gebracht.

Das Wetter iſt jetzt meiſt vortrefflich, und da machen wir denn öfters Spaziergänge auf dem Walle rings um die Veſtung herum. Die Bruſtwehr des Walles iſt ein breiter Raſenweg, der nie kothig wird. Die Ausſicht iſt von hier aus auf allen Seiten vortrefflich, und gewährt ringsherum einen Proſpekt von vielen Meilen. — Unſere Portionen erhalten wir jetzt noch ganz unverkürzt, man meynt aber, wenn die Belagerung noch über zwey Monat dauern ſollte; ſo würden manche Artikel eingeſchränkt werden müſſen *). Vorzüglich gut iſt auch der Wein, von dem ich wöchentlich etwas über drey ſächſiſche Kannen erhalte, ſo daß man doch alle Mittage ein Glas Wein trinken, und ſich dadurch in etwas gegen anſteckende Krankheiten präſerviren kann.

Den 25. März.

Nichts Neues iſt zeither vorgefallen, und die Tage kriechen einförmig ihren Gang fort. Aus dem Magazin-Rapport, den ich kürzlich zu Geſichte bekommen habe, habe ich mich nun überzeugt, daß die Veſtung noch auf fünf volle Monate mit allen Möglichen verproviantirt iſt. Außerhalb der Veſtung, ſollte ich meynen, könnten die großen Armeen in dem ausgehungerten Lande unmöglich ſo lange ſubſiſtiren. Folglich müſſen ſie ſich doch wohl die Luſt auf die Veſtung vergehen laſſen, und der Hunger wird indeſſen wohl Friede machen. Gott erhalte uns bis zum Ende der Dinge geſund, denn die graſſirenden Krankheiten fürchte ich mehr, als die Franzoſen. Die Ruhr nimmt ſehr überhand. Am Sonntage

---

*) Eben keine tröſtliche Ausſicht!

ſtarb in unſrer Nachbarſchaft die Majorin v. Engelbrecht daran, eine junge Frau von 36 Jahren, deren Mann in Gefangenſchaft iſt, und welche fünf kleine Kinder zurückläßt, die nun ganz ohne Schutz ſind. Ach! welch Elend ſieht man überall um und neben ſich. Gerade über uns wohnt ein Lieutenant Br. — — — der vor einiger Zeit das Unglück hatte, das Bein zu brechen. Geſtern kam ſeine Frau dazu in die Wochen, und nun müſſen ſie Beyde das Bett hüten, und haben vier kleine Kinder. Mit uns befinden ſich jetzt unter einem Dache nicht mehr und nicht weniger als 25 Kinder. Wie eng wir dabey zuſammengepreßt ſind, läßt ſich von ſelbſt denken, da in einer geſchloſſenen Veſtung jeder Raum geſpart werden muß.

Heute iſt wieder ein ſchöner herrlicher Tag, darum machten wir unſere Runde auf dem Walle. Gegen 4 Uhr Nachmittags ließen ſich wieder viele Feinde bey Neudorf ſehen. Die Jäger und Huſaren rückten augenblicklich aus. Ich glaubte es würde zu einer Aktion kommen, und ging deßhalb, um es von Ferne zu beſchauen, auf eine Baſtion. Aber die Feinde zogen ſich geſchwind zurück, und kamen nicht zum Schuß. Die Manöuvres dabey nahmen ſich vortrefflich aus, da man von dieſer Höhe herab das Ganze herrlich überſehen konnte, — und der Gedanke, daß, wie der Augenſchein lehrte, hier nicht viel Blut vergoſſen werden würde, ließ den Zuſchauer ziemlich ruhig.

So eben jetzt, gegen Abend, hat unſer Gouverneur eine Zuſammenkunft mit dem General Schäffer gehabt. Man hat ſich ſehr darüber gewundert, und mancherley Muthmaßungen gehabt; aber bis jetzt habe ich keinen

Aufſchluß erfahren können. Etwas Sonderbares iſt's, daß man ſeit einigen Tagen bemerkt hat, daß die Heſſen ſich die franzöſiſchen farbigen Kokarden, die ſie bisher trugen, abgetrennt haben. Was das zu bedeuten habe, macht viel Kopfzerbrechen. Niemand kann aber auf eine wahrſcheinliche Urſache kommen.

Den 15. April.

Lange habe ich Dir nicht geſchrieben, aber es iſt auch zeither in allen Nachrichten und Vorfällen fortwährend eine unbegreifliche Windſtille geweſen. Man weiß nicht, ob man dieß für eine gute, oder ſchlimme Vorbedeutung halten ſoll. Es iſt ein trauriges, vegetirendes Leben, welches man ſo abgeſchieden von der übrigen Welt führt, daß man es recht ſehr ſatt hat. Eſſen, Trinken und Schlafen iſt das Einzige, was man thut, und man muß ſich geradezu ſo betrachten, als ob man auf einer wüſten Inſel lebte, mitten im großen Ocean. Die ſchönen warmen Tage und das vortreffliche Frühlingswetter, das wir jetzt haben, erlaubt uns doch zum Glück noch unſern gewöhnlichen Spaziergang auf dem Walle herum, wo man jetzt auf ſchönen, nun ſchon grün werdenden Raſen wandelt, ſicher in das unſichre feindliche Getümmel hinunter blickt, und mehrere Meilen in der Runde herum Marienwerder,. Culm, Neuenburg, Rheden und eine unzählige Menge Dörfer überſchauen kann. Ich beſinne mich, daß ich Dir ſchon einmal von dieſem ſchönen Plätzchen erzählt habe, aber ich komme nie von dieſem Spaziergange zurück, ohne wieder aufgeheitert worden zu ſeyn. Die einzige Unbequemlichkeit, die man bey dieſem Spaziergange hat, iſt, daß die Schornſteine aus den Kaſematten auf den Wall herausgehen, und wenn der Wind den Rauch niederdrückt, oder von der Seite verweht, läuft man Gefahr, ziemlich beräuchert zu werden. Jedoch ſind die beyden Eckbatterien, auf beyden Seiten gegen die Weichſel zu, die höchſten Plätze und dieſer Unbequemlichkeit nicht ausgeſetzt. Hier iſt auch die Ausſicht am freyſten und ſchönſten. Ein zweyter Spazziergang für uns iſt auf das Hornwerk, wohin man etwa in einer Viertelſtunde geht, und von deſſen äußerſter Spitze man die ganze Stadt überſehen kann. Vor dem Waſſerthore iſt der hohe Berg bis zum Ufer der Weichſel terraſſirt, und unten ſind Blockhäuſer und zwey Batterien. Es iſt ſchon eine ziemliche Motion, wenn man auf der einen Seite hinunter und auf der andern wieder hinauf geht. Will man den Spatziergang weiter ausdehnen; ſo kann man, an der Weichſel hin, bis ins Hornwerk kommen, und von da den gewöhnlichen Weg zurückgehen. Noch ein andrer ſehr angenehmer Weg iſt nach den Kalköfen, welche vor dem Niederthore, eine gute halbe Stunde weit, unten an der Weichſel liegen. Dort kann man auch Kaffee bekommen, und ich bin vorgeſtern zum erſtenmale, ſeit ich auf der Veſtung bin, mit Frau und Kindern da geweſen. Ganz Neudorf, welches gerade hinter der Veſtung, der Weichſel gegenüber, liegt, kann man dann von dort aus beſuchen, und man iſt in den Kalköfen und in Neudorf gegen die feindlichen Patrouillen jetzt ſo ziemlich gut gedeckt, da die Huſaren-Vorpoſten und Vedetten noch weiter hin im Kreiſe ſtehen.

Lebensmittel genug kommen noch bis auf den heutigen Tag aus den nahen Dörfern in die Veſtung. Wir bekommen friſch Fleiſch, Butter, Eyer und Milch hinlänglich, nur alles zu einem entſetzlich hohen Preiſe. Das Pfund Butter, Nota bene preußiſch Gewicht, koſtet z. B. 16 gr., die Mandel Eyer 12 gr., das Pfund Fleiſch 4 gr. Ich gebe alſo, ohngeachtet des Zuſchuſſes aus dem Magazin, welcher doch ziemlich beträchtlich iſt, dennoch eben ſo viel Geld aus, als ſonſt. Zum Spaß will ich Dir doch herſetzen, was ich wöchentlich an Portionen erhalte, und Du wirſt Dich wundern, wie reichlich wir verſorgt werden.

Ich bekomme nämlich, außer täglich 8 Pfund Brod, wöchentlich 1 Stof Erbſen oder Graupen oder Buchweitzengrütze, womit abgewechſelt wird, 4 Metzen Kartoffeln, 2 Pfund Weitzenmehl, 1 Stof trockenes Obſt, 3 Pfund Pöckelfleiſch, ½ Pfund Butter, ¼ Pfund Käſe, 4 Stück Heringe, ¼ Pfund Baumöl, ½ Stof Weineſſig, 4 Stof Bier, ¼ Pfund Syrup, 28 Loth Salz, 1 Loth Pfeffer, 4 Stück Zwiebeln, ½ Pfund Rauchtaback, ¼ Pf. Schnupftaback, ¼ Pfund ſchwarze oder weiße Seife, 2 Stof Franzwein, 3 Pfund friſches Fleiſch, 8 Loth Reiß, ¾ Stof Hafergrütze, ¼ Pfund Zucker. Ferner alle Monate ⅛ Loth Gewürznelken, ¼ Loth Zimmt, ⅛ Loth Muſkatennüſſe, ½ Loth engl. Gewürz. Jetzt wird auch Sauerkraut ausgegeben. Alle Artikel ſind gewöhnlich ſehr gut, und manche ſogar delicat, z. B. Käſe, Wein, Bier, bloß die Butter iſt ſchlecht, und kann nur zum Abmachen gebraucht werden.

Den 20. April.

Der in der Stadt liegende franzöſiſche General Rayer fängt jetzt an ſtrenger zu werden, und ſucht auf alle mögliche Art die Communikation der Veſtung mit der Stadt zu hindern und gänzlich aufzuheben. Es ſind viele Frauensperſonen eingeſetzt worden, die uns dann und wann etwas zubrachten. Vorgeſtern hatten die Heſſen einen unſrer Vorpoſten, einen Schützen vom v. Beſſerſchen Regimente in der Nacht aufgehoben. Der Gouverneur wollte dieſen Burſchen gern wieder haben und auswechſeln; er ſchickte alſo einen Trompeter mit einem Briefe hinunter, und bot ein oder zwey franzöſiſche Gefangene für den Schützen. Der Trompeter kam aber mit dem unerbrochnen Briefe zurück, nebſt der mündlichen Antwort vom General Rayer: „daß er den erſten Trompeter, der ohne die weiße Fahne hinunter geſchickt werden würde, erſchießen laſſen werde.“

Den 30. April.

Seit vier oder fünf Tagen hat man alle Tage, heute ausgenommen, beſonders früh bey Tages Anbruch, ferne Kanonaden gehört, und zwar meiſtens nach der Gegend von Rieſenburg oder Elbing zu. Geſtern ſahen wir über der Weichſel an drey Orten ſtarke Feuer, die ſo beträchtlich waren, als müßten es ganze Dörfer ſeyn. Bloße Feuersbrünſte können das unmöglich ſeyn, und ſo muß doch da drüben, in der Entfernung von einigen Meilen, etwas vorgefallen ſeyn. — So haben wir zeither zwar immer ſelbſt in der größten Ruhe gelebt, aber wir ſehen dem Elende der Menſchen in der Entfernung zu. — Vor einer Stunde, Abends um ſechs Uhr, zeigten ſich die Feinde abermals ſtark bey Neudorf, und es wird nun wacker wieder hinüber geſchoſſen. Geſtern waren wir dorthin ſpatzieren gegangen, und hatten daſelbſt in guter Ruhe Kaffe getrunken. Es iſt gut, daß es nicht heute war, wir würden ſehr erſchrocken ſeyn! —

Wir haben uns heute, weil zur Erlöſung aus dieſem Gefängniß noch immer keine Ausſicht und Hoffnung vorhanden iſt, aufs Neue mit friſchen Lebensmitteln verſorgt. Wir haben ein Schwein eingeſchlachtet, welches einige 50 Pfund hatte und 8 Thlr. koſtete, haben eine Gans für 1 Thlr. 16 gr. gekauft, und noch einige andre Viktualien uns zugelegt. Als wir vor 11 Wochen eingeſchloſſen wurden, dachten wir: „wie wirds in drey Monaten ausſehn, da werden wir wohl, wenn die Veſtung noch geſchloſſen iſt, halb verhungert ſeyn.“ — Es ſind nun drey Monat verfloſſen, und wir haben nicht nur keine Noth gelitten, ſondern haben mehr Fleiſch im Pökel und Eſſig liegen, als damals.

Seit einigen Tagen fangen die Nächte an, wieder ſehr unruhig zu werden. Es iſt immer die Nacht über Lärm unten an der Weichſel wegen Schiffen, die vorbeypaſſiren, welches man nicht geſchehen laſſen will. Vorige Nacht fielen gegen 150 Schüſſe auf die Weichſel hin, die, wie man öfters aus dem Jammergeſchrey vernahm, ſehr viel Wirkung thun mußten.

Den 2. May.

So eben komme ich mit meiner Familie von einem Spaziergange nach den Kalköfen zurück, wo wir bey einem ſchönen warmen Wetter uns recht angenehm vergnügt haben. Nur war bey unſerer Erholung die entſetzliche Kanonade, die wir recht deutlich vernahmen, ein ſehr ſchreiender Mißklang in unſerm Ohr. Man kann es nun einmal jetzt nirgends und keine Minute vergeſſen, daß es Krieg iſt. Ich vermuthe gewiß, daß dieſe Kanonade bey Danzig war, da die Luft gerade von dort her kam. Der Bauer am Kalkofen verſicherte, daß er ſie des

Morgens noch viel deutlicher gehört habe. Auf dem Rückwege ſahen wir auch wieder ein Feuer aufgehen in der Gegend nach Garnſee zu, rechts Marienwerder, und hinter Neuenburg wälzte ſich eine ſchwarze Rauchwolke am Horizont hinauf. Wie froh wurden auf dieſem Spaziergange einigemal unſre Gemüther bey dem heitern Himmel, bey der milden Luft geſtimmt! Wie vergaßen wir einige Augenblicke unſre üble Lage, und wurden ſo zufrieden; aber wie bald ſtieß uns der Anblick dieſer Zeichen des Greuels der Verwüſtung, und das Hören jener furchtbaren Stimme des Kriegs aus der Ferne zurück in die trübe, düſtre Gemüthsſtimmung. Vorige Nacht ließen durch einen Schiffer, der mit einem Kahne voll Viktualien aus Marienwerder kam, einige Nachrichten aus der Welt wiederum bey uns ein, denen aber freylich nicht viel zu trauen iſt. Die ſeit acht Tagen hier gehörte Kanonade ſoll nämlich zwiſchen Dirſchau und Möve geweſen ſeyn. Letzteres ſey von den Ruſſen in Brand geſchoſſen und eingeäſchert worden, worauf ſich nun die Ruſſen der Brücken bey Möve zu bemächtigen ſuchten. Die hieſige Blokadearmee ſoll Ordre haben, der Brückenbeſatzung zwiſchen Marienwerder und Möve zu Hülfe zu kommen. Bey Danzig ſoll es immer ſehr blutig hergegangen ſeyn. Zwiſchen Dirſchau und Danzig ſoll die Straße mit unbegrabenen Leichnamen und Pferden wie bedeckt ſeyn. Die Pohlen ſollen nicht ſonderlich viel Bravour bezeigen, ſondern ſich oft weigern ins Feuer zu gehen, ſo daß die Franzoſen einigemal auf ſie haben einhauen müſſen. Dort bey Danzig iſt alſo wohl jetzt der Platz, wo der Knoten ſich entwickeln ſoll, und wo ſo manches Menſchenblut fließen mag. — Ob nur Danzig ſich halten wird! —

Veſte Graudenz den 30. May, geſchrieben im Magazin-
Wall, Kaſematte No. . . . . .

Beſieh dieſe Ueberſchrift noch einmal! — Ja ja, ſo weit iſt es mit uns gekommen, daß wir jetzt in der Kaſematte ſitzen, denn die Kugeln ſind uns ſchon ganz artig um den Kopf geflogen. Da nun wohl unſer bisheriges Einerley weit mannichfaltiger werden wird; ſo muß ich wohl in meiner Erzählung etwas umſtändlicher werden. Ich will alſo fürs erſte noch etwas nachholen und dann ſogleich fortfahren.

Seit dem 2. May, als ich Dir das letzte Mal ſchrieb, haben ſich bald gute, bald böſe Nachrichten fortwährend, wie die Con- und Diſſonanzen in einer wohlgeſetzten Fuge, gejagt. Ich habe weder das Eine noch das Andre geglaubt, und es nicht der Mühe werth gehalten, Dir alles dieß Ungewiſſe und Widerſprechende vorzutragen. Ein beſonderer Vorfall aber ereignete ſich neulich. Ein franzöſiſcher Kommiſſair langte nämlich mit einem Gefäße voll Franzbranntewein und Weingeiſt freywillig hier an. Das war uns eine ganz ſonderbare Erſcheinung, aus welcher niemand klug werden konnte. Es kamen uns durch ihn ungefähr 60 Oxthof jener vorhin genannten Getränke in die Hände, — gewiß ein ſehr willkommener Fund für uns. Ich glaube, daß ſich nun die ganze Beſatzung, länger als wir uns halten werden, täglich toll und voll trinken kann, ſo viel Vorrath haben wir an geiſtigen Getränken. Dieſer Kommiſſair war übrigens, was den Stand der Armee anlangte, ganz unwiſſend, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo. Da es aber ein Spion ſeyn kann; ſo iſt es natürlich, daß wir ihn nicht wieder von dannen laſſen. Weiter weiß ich nichts nachzuholen, und gehe nun ſogleich zur neueſten Tagesgeſchichte fort.

Vorgeſtern, als Donnerſtags Abends, — es war ein ſchöner warmer Abend, waren wir vor unſrer Thür mit unſerer Nachbarſchaft ganz vergnügt beyſammen. Plötzlich hörten wir einige Schüſſe, nach der Waſſerſeite zu, ſchnell auf einander folgen. Dieß geſchieht gewöhnlich, ſobald Gefäße auf der Weichſel vorbeypaſſiren wollen. Wir vermutheten auch nichts anders und gingen, um dem Schießen und den Neckereyen etwas zuzuſehen, alle mit Weibern und Kindern auf den Magazinwall, welcher die Veſtung von der Weichſelſeite einſchließt. Jetzt waren von unſrer Seite noch einige Schüſſe gefallen, als ganz unerwartet die Feinde über der Weichſel anfingen, uns aus fünf Schießſcharten zu kanoniren, und einige Granaten platzten am Fuße des Berges. Wir erſchraken, und alles erſtaunte, weil man bisher noch nicht gewußt hatte, daß der Feind dort Geſchütz habe. In der Vorausſetzung aber, daß die Granaten nicht über den Wall kommen würden, blieben wir alle ganz ruhig ſtehen, und ſahen dem Dinge weiter zu. Auf einmal aber ziſchte eine Granate dicht über unſre Köpfe weg, und flog in die Veſtung. Jetzt war es die höchſte Zeit, dieſen Platz zu verlaſſen, und eine ruhigere, ſicherere Stätte zu ſuchen. Ehe wir nach Hauſe kamen, fielen mehrere Granaten in die Veſtung, und einige ſtiegen ſogar darüber hinweg. Wir beflügelten unſre Schritte, und waren nicht wenig in Furcht. Alles floh nun nach einem ſichern Ort. Meine Frau hatte zwar nicht Luſt, ihre Stube zu verlaſſen; aber das fortwährende Pfeifen der Kugeln gebot doch endlich auch ihr die Eile. Wir faßten unſre Kinder, flüchteten hinüber ins Proviant-Amt, und noch ehe wir dieſes erreichten, ſahen wir in unſrer nächſten Nachbarſchaft eine Granate krachend an das Haus des Gouverneurs ſchlagen. Sie platzte, und verwundete die eine Schildwacht leicht. So ſchnell als möglich wurden nun auch die beyden jüngſten Kinder, welche ſchliefen, nachgeholt, und wir blieben die Nacht über im Provianthauſe. Das Kanoniren dauerte ungefähr noch eine Stunde fort, dann ward es ruhig. Durch die Granaten, deren eine beträchtliche Anzahl in die Veſtung fielen, iſt außer der eben gedachten Schildwache kein Menſch bleſſirt, noch ſonſt ein Schaden verurſacht worden. Geſtern aber zogen wir, um unſerer Sicherheit willen, in aller Frühe in die uns angewieſene Kaſematte. Hier wohnen wir nun mit noch zwey Familien beyſammen, und beſtehen aus 15 Köpfen, worunter ſich 4 Dienſtboten und 7 Kinder befinden; deſſenungeachtet haben wir Raum genug. Eine ſolche Kaſematte geht eigentlich durch den ganzen Wall, und iſt oben rund gewölbt und hoch. Die volle Länge iſt 46 große Schritte lang und 12 breit. Gegen die Weichſel zu theilt ſich die Wohnſtube ab, iſt 18 Schritt, die Hausflur aber 28 Schritt lang, und alſo alles groß und geräumig genug, ſo daß wir im Grunde geräumiger wohnen als vorher. Ein kleiner Heerd iſt beym Eingange des Ofens angebracht, — das iſt die Küche, womit wir uns freylich nothdürftig behelfen müſſen. Unſre zwey Fenſter, die nach der Weichſel zu gehen, gewähren uns eine ſchöne Ausſicht; nur erinnern uns die eiſernen Gitter vor denſelben ziemlich unangenehm an unſre Gefangenſchaft. Und wenn auch die ſchöne Ausſicht noch ſo ſehr reizt, den Kopf zum Fenſter hinauszuſtecken; ſo zieht man ihn doch geſchwind wieder zurück, wenn man gerade gegenüber in die Oeffnungen der Feuerſchlünde ſieht, die uns angrinzen und wenig Gutes im Sinne haben können. Wir haben unſre Betten indeſſen ſo geſtellt, daß ſie außer dem Schuß ſtehen, wir vor jeder Kugel geſichert ſind und alſo ruhig ſchlafen können. Es ſollte aber doch einen fatalen Rumor abgeben, wenn ſich einmal eine Kugel durch unſere Fenſter verirren ſollte.

Seit geſtern ziehen ſich viele Truppen rings um die Veſtung, und wir ſehen einem förmlichen Bombardement entgegen. Sollte kein Entſatz möglich ſeyn; ſo verleihe uns der Himmel, wenn wir uns doch endlich ergeben müſſen, eine nur erträgliche Capitulation, daß wir wenigſtens unſer Haab und Gut mit herausnehmen, und wenn wir alles im Stiche laſſen müſſen, wenigſtens einen Koffer mit dem Beſten retten können. —

Geſtern wurde alles Vieh aus den noch im Bezirk der Veſtung liegenden Dörfern hereingetrieben, weil es ſonſt in jedem Falle vom Feinde genommen werden würde. Es wird den Bauern nach dem Gewichte bezahlt, und nach und nach zur hieſigen Conſumtion geſchlachtet. Es gab eine ſolche Menge, daß ich glaube, wir werden es nicht aufzehren. Vor Hunger wären wir wohl geſichert, wenn wir's nur auch eben ſo vor den Kugeln wären. Aus den großen Truppenbewegungen der Feinde wollen Viele mit Gewißheit ſchließen, daß Danzig über ſey, und daß die Reihe uns nun treffen ſoll. Es wäre aber doch wunderbar, im Fall Danzig über ſey, daß wir nicht eine neue Aufforderung vom Feinde, verbunden mit der Nachricht davon, erhalten ſollten!

Den 2. Juny Vormittags.

Die vorige Nacht war wieder ſehr unruhig; denn wir ſind wieder tüchtig beſchoſſen worden. Gegen 11 Uhr fing die Veſtung an auf Schiffe zu kanoniren, welche vorbey paſſiren wollten. Natürlich antworteten uns ſogleich die jenſeitigen Batterieen, und ſo entſtand ein fortwährender Donner, daß im eigentlichen Verſtande die Fenſterſcheiben klirrten, und das klingt, wenn man ſich beſonders vor dem Schuß nicht ſo ganz ſicher weiß, in der That ſehr fürchterlich; das dauerte bis nach 2 Uhr. Du kannſt daher glauben, daß da an Schlaf bey keinem unter uns zu denken war. Selbſt die armen Kleinen konnten nicht ruhen, und krochen ſchüchtern in die Winkel. Unglücklicherweiſe hat der Commandant gerade unter unſerm Fenſter eine Mörſerbatterie anlegen laſſen, deßwegen bekommen wir den Lärm aus der erſten Hand, und die Dinger dröhnen ſo fürchterlich, daß das Bette erſchüttert wird. Einmal wurde es ſo arg, daß ſogar ein paar Fenſterſcheiben klirrend zerplatzten, worüber wir nicht wenig erſchraken, denn wir glaubten, der Feind habe uns ins Fenſter geſchoſſen. Da ganz natürlich die Feinde auf die unter unſerm Fenſter liegende Batterie zielen; ſo ſchweben wir doch immer in großer Angſt, daß wir einmal eine Kugel durchs Fenſter bekommen. Die ängſtliche Lage, in der wir, während ſo geſchoſſen wird, uns befinden, kann ich Dir nicht beſchreiben. Da iſt alles übrigens ſo ſtille umher, niemand wagt laut zu reden, und nur der Kanonendonner ſpricht allein fort. Lauernd horcht man hoch auf, wie die Kugeln ſo einzeln unten an die Mauer der Veſtung anklatſchen, wie manche einzelne immer höher an die Kaſematte heraufſlangen, und man fürchtet nun augenblicklich die nächſte Kugel durchs Fenſter hereinfliegen zu ſehen. Nicht weit von uns ſchlug eine Kugel in die Kaſematte eines Proviant-Kommiſſarius, hat aber glücklicherweiſe nicht den geringſten Schaden gethan. Dieſe Angſt, worin wir uns dieſe Nacht befanden, hat uns auf die Idee gebracht, unſre Fenſter mit dicken Betten zu behängen, welche, wie Du weißt, die Kraft der Kugeln ſehr ſchwächen, wenn ja eine ihr Heil an uns verſuchen wollte. — Verwundet, doch nur ſehr leicht, iſt dieſe Nacht ein einziger Officier worden. Dieß geſchah unten an der Weichſel, wo es ſehr heiß hergegangen iſt. Das mußte auch ſeyn, denn der Lärm war ja entſetzlich — es war alles von allen Seiten los.

Was wir zu erwarten haben, darüber ſind wir noch ſehr ungewiß. Von der einen Seite kommen Nachrichten, daß der Feind ſich auf der Flucht befinde, und ſchleunigſt Thorn zu erreichen ſuche; und von der andern Seite zu gleicher Zeit, daß ſich alles zum ſchrecklichſten Bombardement anſchicke. Ich glaube gar nichts mehr, und erwarte geduldig das Ende.

Nachmittags.

So eben ſoll die Veſtung aufgefordert worden ſeyn, ſagt man. Wenigſtens iſt ein feindlicher Trompeter vor der Veſtung erſchienen, und hat an den Gouverneur ein Schreiben abgegeben. Gewöhnlich nimmt man das als Zeichen einer Aufforderung an. Iſts ſo, ſo halte ichs für wahr, daß Danzig über iſt. Auch ſieht man heute die Feinde in der Entfernung an Verfertigung einer Brücke über die Oſſa arbeiten. Die Oſſa iſt ein kleines Flüßchen, welches die ganze Veſtung in einer Weite von einer Viertelmeile umgiebt. Wahrſcheinlich ſoll von da herüber Geſchütz angefahren werden, und Alles, was man ſieht, deutet demnach auf ein ernſtliches Bombardement.

Den 3. Juny.

Richtig! Das geſtrige Schreiben an den Gouverneur war zu voreilig für eine Aufforderung ausgelegt worden. Es ſoll vielmehr eine Bitte der franzöſiſchen Generale enthalten haben, die Stadt Graudenz ſo viel wie möglich zu ſchonen, welche in der Nacht vom 1ſten zum 2ten von unſern Haubitzen ſo viel gelitten haben ſoll, daß viele Menſchen im Hemde aus ihren Häuſern aufs Feld haben retiriren müſſen. Der Gouverneur ſoll geantwortet haben: daß es ihm gewiß ſehr weh thue, Menſchen, die keine Schuld hätten, unglücklich machen zu müſſen, allein die franzöſiſchen Herren Generale ſollten bedenken, daß auch in der Veſtung Bürger wohnten, welche ebenfalls Haus, Vermögen und Leben zu verlieren hätten. Sie ſollten alſo, wenn ſie könnten, befehlen, daß das Innere der Veſtung von ihrer Seite verſchont würde, und daß man ſich mit dem Beſchießen bloß auf die Veſtungswerke einſchränke, außerdem werde er bey der erſten Kugel, welche in die Veſtung herein fliege, gewiß ſo viele wieder nach der Stadt ſchicken, als er könne. Man ſagt, daß in der Stadt jetzt eine ungeheure Menge Truppen liegen, und ſo habe ich die Hoffnung, daß wir, damit die Stadt verſchont bleibe, eine Weile Ruhe haben werden.

Leider iſt heute die traurige Gewißheit bey uns angelangt, daß Danzig capitulirt hat; dieſe traurige Nachricht wird aber noch dem gemeinen Manne auf das Strengſte geheim gehalten! — So wäre denn nun für uns alle Hoffnung zum Entſatz verſchwunden!

Den 5. Juny.

Ein freundlicher Hoffnungsſtern iſt uns aufgegangen, der zwar nur noch ſchwach und matt in der Ferne blinkt, und durch die Nebel der Zweifel und Ungewißheiten hindurchſchimmert, doch aber dem trüben traurigen Auge immer ſehr wohl thut. Der General Schäfer hat nämlich geſtern dem Gouverneur ſagen laſſen: daß er ihn binnen acht Tagen als Freund zu begrüßen hoffe, indem ſich die Hoffnung zum Frieden täglich mehr nähere. — Freylich wird dieſer Friede für Preußen kläglich ausfallen, und welchem Patrioten ſollte das nicht wehe thun? — Aber uns, die wir das Gefängniß ſehr ſatt haben, und eben im Begriff ſtehen, das Schlimmſte erſt noch zu empfangen, — o! uns klingt das Wort Friede doch unausſprechlich ſchön! Man iſt zwar ſchon ganz daran gewöhnt, an allen frohen Nachrichten zu zweifeln; aber wenn wich je die Hoffnung von den Herzen der Sterblichen? Denkt man nicht immer: vielleicht liegt dieß Mal ein Körnlein Wahrheit zum Grunde. Das Beſte glaubt man am liebſten, und ſo halte ich jetzt dieß Friedensgerücht erſtlich deßwegen nicht für Unwahrheit: weil, wenn Danzig über iſt, der König ſich nun aufs Aeußerſte gebracht ſieht, und nun Frieden zu machen gezwungen iſt; zweytens: weil ſeit dem 2ten d. M. kein Schuß von jenſeits der Weichſel nach der Veſtung geſchehen iſt, ſo viel auch täglich immer von uns hinüber geſchoſſen wird; und drittens: weil die Belagerung doch immer nicht ernſtlich genug betrieben, und der Veſtung noch immer nicht alles abgeſchnitten wird, ungeachtet äußerſt viele Truppen herumliegen. Die Laufgräben hätten ſchon längſt eröffnet werden können, wenn der Feind raſch zu Werke gehen wollte. — Nun, der Himmel beſtätige meine Hoffnung, denn ich ſehne mich aus dieſer Lage *)!

Wir haben erfahren, daß der franzöſiſche General Rayer, der ſo lange die Blokadearmee allhier commandirt hat, ſeit dem 1ten d. M. nicht mehr hier ſey, und der General Victor an ſeine Stelle gekommen ſeyn ſoll. Erſterer war gewöhnlich ſtreng gegen uns; letzterer aber wird als ein ſehr menſchenfreundlicher Mann gerühmt, und wir haben auch bereits ſchon ſo manche Beweiſe ſeiner Humanität, denn unſre Correſpondenz geht ſeitdem viel freyer. Mehrere Damen, welche ſich erſt der Sicherheit wegen auf die Veſtung geflüchtet hatten, machen ſich nun ganz ruhig von hier weg, vermuthlich haben ſie nun eine andere Vorſtellung, was eine Veſtung zu bedeuten hat, als da ſie ſolche zu ihrem Zufluchtsorte wählten, und Victor erlaubt es ihnen nicht nur, ſondern giebt ihnen auch ſogar Päſſe. Auf dieſe Weiſe werden auch zwey Damen aus unſrer Caſematte wahrſcheinlich übermorgen fortgehen, und das iſt uns einigermaßen lieb, weil wir nun mehr Platz bekommen. Auch ſind dieſe Damen ſo gütig, uns Manches von ihren Vorräthen überlaſſen zu wollen; z. B.

---

*) Edler Mann!

Kaffee, Zucker ꝛc. was uns gar nicht ungelegen kommt, weil wir dieſe Artikel ſchon ſehr eintheilen mußten. Aber ſo mancher übrigen Viktualien wegen, dürfen wir nicht fürchten, in den erſten Monaten Mangel zu leiden, denn Fäſſer und Töpfe ſind noch voll.

Den 6. Juny.

Das iſt doch ſonderbar! — Werde da ein Andrer klug. — Vorige Nacht wurden wir fürchterlicher beſchoſſen, als es bisher jemals geſchehen iſt. Da war durchaus an keinen Schlaf, an keine Ruhe zu denken, und jetzt, da es Tag geworden iſt, ſehen wir mit Erſtaunen, wie die Feinde rings um die Veſtung her beſchäftigt ſind, Schanzen aufzuwerfen. Das wird nun unruhige, böſe Nächte geben! — So hat uns denn die angenehme Friedensnachricht abermals getäuſcht.

Den 8. Juny.

Wieder einmal tiefe Ruhe. — Das Bombardement hat aufgehört. Die Veſtung iſt zwar überall von feindlichen Schanzen umgeben, und doch iſt bey uns ſelbſt noch Alles ruhig. Bloß heute Vormittags antwortete man uns einmal aus einer Schanze mit einem kleinen Dreypfünder. Man ſieht nicht, daß irgendwo der Feind Geſchütz in die Schanze gebracht habe, an dieſem, alſo an dem Beſten, mags ihm auch wohl noch immer fehlen, um die Laufgräben eröffnen zu können. Bis jetzt iſt alles, wie es ſcheint, nicht ſowohl auf eine förmliche Belagerung als vielmehr auf eine engere Einſchließung der Veſtung abgeſehn, um uns auch die wenigen Dörfer, die noch unter den Kanonen lagen, zu nehmen. Das arme Neudorf brennt ſeit vorgeſtern an allen Ecken.

Dieſer unglückliche Ort iſt gänzlich zu Grunde gerichtet. Die armen Einwohner ſind bis aufs Hemde geplündert, und haben auch nicht das Mindeſte gerettet. Mehrere haben mit dem Leben gebüßt. Viele Familien ſind mit 5 bis 6 Kindern von unſerm menſchenfreundlichen Gouverneur in die Veſtung aufgenommen, und es iſt für ihren Unterhalt geſorgt worden. Welch ein Anblick, dieſe Unglücklichen zu ſehen! Sie haben nichts auf dem Leibe, und wiſſen nicht, wovon ſie morgen leben ſollen!

Schon verbreitet ſich ein neues Gerücht, daß Danzig nicht über ſey: der Feind habe uns blos täuſchen wollen, um uns zur Capitulation zu bewegen. Zur Wahrſcheinlichkeit wird dieß Gerücht durch einige Umſtände, es mag auch ſeyn, wie es wolle. Es ſind nämlich hier viele, welche Verwandte und Freunde in Danzig haben; man ſollte alſo denken, daß doch ein einziger Brief angekommen ſeyn würde, welcher die Nachricht der Uebergabe beſtätige. Noch mehr, der Gouverneur hat ſelbſt zwey Söhne in Danzig ſtehen; dieſe würden doch gewiß geſchrieben haben, und es läßt ſich vermuthen, daß die Feinde Briefe ſolches Inhalts ſehr gern in die Veſtung gelangen laſſen, und eher noch befördern, als ſie unterdrücken würden, um uns zu überzeugen.

Für die Kugeln haben wir uns nun möglichſt zu ſichern geſucht. Unſre Fenſter gegen die Weichſel ſind außerhalb der eiſernen Traillen mit derben Strohſäcken verſehen, welche herabgelaſſen und hinaufgezogen werden können. Den Raum zwiſchen den Traillen und den Glasfenſtern ſtopfen wir überdieß noch mit Betten aus, und — da will ich die Kugel ſehen, die hier durchgehen ſoll. Vor der Hausthüre, gegen das Innre der Veſtung, haben wir uns Holz auffahren laſſen, und einen Kugelfang oder eine Blende aufgeführt, ſo daß uns auch zur Hausthüre herein nicht ſo leicht eine Kugel überraſchen kann, und ſomit ſind wir unſers Lebens ſo ziemlich ſicher, es müßte denn ein ganz ſonderbares Unglück kommen. Jene beyden Damen, welche die Veſtung verlaſſen wollten, haben, wegen der plötzlichen engern Einſchließung, ihre Abſicht nicht erreicht. Wir müſſen nun ſchon zuſammen aushalten, und wir wollen das auch in Liebe und Freundſchaft (!)

Den 14. Juny.

Wieder ein ſehr trauriger Sonntag; wie viele werden wir davon noch hier verleben? Dabey iſt's trübe, ſtürmiſch und kalt, und man kann nicht einmal die jetzt nun einzig übrige Promenade, den Wall, beſuchen. Man wird mit jedem Tage mürriſcher, mißvergnügter*). Uebrigens iſt's ſeit dem 8ten ganz bey dem Alten geblieben. Die Feinde ſtehen in ihren Verſchanzungen feſt, gehen nicht weiter vor, haben aber auch noch nicht mehr Geſchütz. Heute kann man ſehr deutlich von hier aus, in der Entfernung einer halben Meile, Truppen und Gepäcke über die Weichſel gehen ſehen, — das dauert ſchon faſt den ganzen Tag ſo fort. Wir können uns das nicht erklären.

Den 17. Juny Morgens.

Ein beträchtlicher Theil unſrer Beſatzung machte dieſe Nacht einen Ausfall auf die feindlichen Schanzen. Alles wurde zwar vorher ſo geheim gehalten, als möglich; aber ich wurde doch bey Zeiten davon unterrichtet. Nun ging der Unternehmung eine bange furchtbare Stille voraus, die ſich allenthalben in der Veſtung verbreitete, wie die Windſtille, die dem brauſenden Orkan voraneilt. Endlich feuerten die erſten Vorpoſten; ich ſtellte mich, um zu ſehen, ſo viel ich ſehen konnte. Tapfer war der Angriff von unſrer Seite; immer weiter vorwärts wälzte ſich die Dampfwolke mit ihren Feuerblitzen, immer lauter und wilder wurde das Jammer- und Mordgeſchrey der Angreifenden und der Angegriffenen, bis endlich von einer andern Seite auch mehrere Batterien zu ſpielen anfingen, um auch dort die Feinde zu beſchäftigen, und nun durch dieſe Stimmen alles andre übertäubt ward. Es war nicht möglich, daß man bey dieſem Lärm auch nur ein Auge zuthun konnte, und es dauerte faſt die ganze Nacht hindurch. Endlich wurde es ſtiller, und nun ganz ſtill; die Wuth hatte ſich gekühlt; die Schaaren kehrten zurück. Bald genug ergab ſich's nun, wie heiß es hergegangen ſeyn mochte. Ich ſah ohngefähr 12 bis 18 Bleſſirte vor mir vorüber führen, die wahrlich nicht mehr Menſchen ähnlich ſahen. Ihre Köpfe waren meiſt ganz zerhauen und ihr Körper mit Blut bedeckt. Fürchterlich ſoll es hergegangen ſeyn, als die Unſrigen die Schanzen erſtürmt haben. Da die Feinde eigentlich überrumpelt worden; ſo ſind einzelne, die man ergriffen, in den Schanzen mit Spaten vor den Kopf geſchlagen und niedergemacht worden. Aber auch der Feind hat ſich verzweifelt gewehrt. Auch wir haben einigen Verluſt; denn außer vielen Verwundeten haben wir mehrere Brave verloren; ein Capitain und 26 Mann ſind in Gefangenſchaft gerathen. Von den Feinden ſind bey uns 11 Mann Gefangene eingebracht worden*). Durch dieſe Unternehmung haben wir mit Gewißheit erfahren, daß der Feind noch immer kein Geſchütz in ſeinen Schanzen hat. Vorhin wurden des in Gefangenſchaft gerathenen Hauptmanns Sachen zu ihm hinunter in die Stadt geſchafft, und dabey hat der General Schäffer die Nachricht herauf ſagen laſſen, daß Napoleon in Königsberg eingerückt ſey.

---

*) Seltner Patriot!

---

*) Nach der Erzählung eines heſſendarmſtädtiſchen Offiziers hatte ein preußiſcher Ueberläufer den Ausfall verrathen, ſo daß man die Preußen in die Falle lockte, ſie theils gefangen nahm,

Den 21. Juny.

Wir haben noch immer keine feindliche Kugel wieder in der Veſtung geſehen. Unſre Gefangenen vom 16ten d. M. ſind alle ausgewechſelt worden, und dieſe wollen behaupten, ſie hätten mit ihren Augen geſehen, daß ſchweres Geſchütz angekommen ſey. Ueber der Weichſel haben ſie auch ſeit geſtern wieder eine neue Schießſcharte, oder vielmehr eine neue Batterie zum Wurfgeſchütz angelegt, und wir erwarten täglich, daß wir von dort aus in neuen Anſpruch genommen werden. Möchte es geſchehen, wie es auch wollte, wenn es nur zur Entſcheidung käme! Geſtern ſoll die Veſtung abermals aufgefordert worden ſeyn, und zwar, wie man ſich ins Ohr ſagt, von Napoleon ſelbſt. Die Aufforderung ſoll von Königsberg aus datirt ſeyn. Doch beobachtet der Gouverneur hierüber ein ſtrenges Stillſchweigen, und dieß alles iſt nur Gerücht.

Unſre Artillerie iſt fortwährend Tag und Nacht ſehr fleißig und thut den feindlichen Verſchanzungen großen Schaden. Die Feinde ſind unermüdet thätig im Ausbeſſern, müſſen aber doch dabey viel Leute verlieren. Vorgeſtern haben die Einwohner der Colonie (das iſt: der äußer-

theils mit blutigen Köpfen in die Veſtung zurückſchickte. Nicht nur dieſe Nachricht, ſondern auch, daß der Verfaſſer des obigen Aufſatzes es wußte, zeigt, wie geheim man ſolche Anſtalten hielt. N. d. Red.

äußerſten Vorſtadt gegen die Veſtung zu) Ordre erhalten, auszuziehen, und der ganze Tag ward ihnen freygegeben, ihre Habſeligkeiten nach der Stadt zu ſchaffen. Bey dieſer Gelegenheit entſchloß ſich ebenfalls eine Mitbewohnerin unſrer Kaſematte nach der Stadt zu gehen, und iſt glücklich durchgekommen. Wir ſind alſo nun zwey Perſonen weniger und haben an Platz gewonnen.

Den 28. Juny.

Unſer Schickſal war bisher noch zu glimpflich, und wir haben geſündigt, dawider zu murren. Denn noch waren wir alle geſund. Der Eſſig, der bisher in dem Becher unſrer Leiden enthalten und doch noch hinunter zu bringen war, miſcht ſich nun ſtark mit Galle; denn die anſteckenden, hier graſſirenden Krankheiten ſtellen ſich nun auch in meiner Familie ein. Mein älteſter Knabe leidet nämlich ſeit vorgeſtern an der Ruhr, und macht uns ſehr betrübt und traurig. Indeß iſt dieſe nicht bösartig; der Arzt giebt Hoffnung zur baldigen Beſſerung, und ſpricht ihn von aller Gefahr frey. Mir iſt auch, da der Junge eine ſtarke Natur und viel Lebenskraft hat, nicht ſowohl ſeinetwegen, als dafür bange, daß nicht meine andern Kinder, oder wir ſelbſt, angeſteckt werden, da wir gegenwärtig alle mit ihm in einer Stube zuſammen ſeyn müſſen. Die letzten Wochen unſrer Gefangenſchaft können ſonach für uns ſchrecklicher und drückender werden, als alle hier verlebten ſieben Monate zuſammengenommen.

Uebrigens iſt alles in demſelben Zuſtande, wie vor acht Tagen. Von den Batterien über der Weichſel haben ſie uns einige Tage hinter einander geneckt; aber auch nur geneckt, denn ſie können nichts dadurch bewirken. In den Schanzen auf der Landſeite können ſie immer noch kein Geſchütz haben, denn ſeitdem ſie exiſtiren, ſind aus zwey Schanzen, aus jeder ein Kanonenſchuß geſchehen. — Es ſieht faſt aus, als hätten ſie die eine Kanone, welche ſie haben, aus einer Schanze in die andre gefahren. Von der Veſtung aus wird faſt alle Nächte ſtark geſchoſſen, und nun ſind wir wirklich das Ding endlich ſo gewohnt worden, daß wir recht gut dabey ſchlafen können. Es geht uns wie den Müllern, die, wenn die Mühle im Gange iſt, recht ruhig ſchlafen, ſobald ſie aber ſtehen bleibt, aufwachen. Von den 7000 Centnern Pulver, womit die Veſtung verſehen war, ſollen gegenwärtig ungefähr 3000 Centner verſchoſſen ſeyn. Mit den noch übrigen 4000 Centnern dürfen wir nicht ſparſam ſeyn, wenn wir dem Feinde kein großes Pulver-Magazin überlaſſen wollen.

Den 30. Juny.

Willkommen heitre, freundliche Hoffnung, ſchöne Tochter des Himmels, die du uns tröſtend einmal wieder beſuchſt! — Mehr als bisher haben wir jetzt eine gegründete Ausſicht zum Frieden und zu unſrer Erlöſung.

Die Feinde hatten in der Nacht vom 27ſten zum 28ſten d. M. die Trancheen rings um die Veſtung wirklich eröffnet, und zwar nur in einer Entfernung von ohngefähr 4 — 500 Schritt von den Palliſaden, und vor dem Hornwerke noch näher. Wir vermutheten alſo alle Tage den Anfang des Bombardements auf allen Punkten. Es erfolgte aber noch nichts; nur vorige Nacht haben die Feinde von einigen Schanzen viel Granaten herein geworfen, wovon ich aber nichts gehört, ſondern alles verſchlafen habe. Dieſen Morgen um 5 Uhr aber, als die Arbeiter an den Trancheen vom Hornwerke aus tapfer mit Kartätſchen begrüßt werden, kommen zwey heſſiſche Officiere eilig herangelaufen, ſchwenken ihre weißen Tücher, und rufen: „Halt, halt! — Es iſt Friede!“ Die Artillerie hält mit Feuern inne, und die Officiere verſichern, daß ſo eben ein Trompeter mit dieſer Nachricht auf der Veſtung ankommen werde. Bald darauf erſchien dieſer Friedensbote; brachte aber nur eine Abſchrift einer Convention zwiſchen Napoleon, Alexander und unſerm Könige, d. d. Tilſit den 26ſten Juny, mit, vermöge welcher ein Waffenſtilleſtand auf unbeſtimmte Zeit geſchloſſen worden. Die Feinde aber behaupten, der Friede ſey ſo gut als unterzeichnet.

Dieſe Nacht noch erwarten wir einen preußiſchen Courier, und in wenig Tagen, ſo heißt es, ſoll der General Kalkreuth hier eintreffen. Zwiſchen uns und den Belagerern iſt nun demnach vorläufig unter der Bedingung ein Waffenſtilleſtand abgeſchloſſen worden, daß von uns kein Schuß geſchehen ſoll, ſo lange ſie nicht an ihren Verſchanzungen fortarbeiten. Es iſt doch, als ob ich mich noch nicht ſo recht herzlich freuen könnte, und ich will lieber meine größte Freude bis zur Ankunft des preußiſchen Couriers aufſparen. Die Stille, die nun ſeit dieſem Morgen herrſcht, iſt uns etwas ganz Ungewohntes. Die Feinde ſtehen auf ihren Verſchanzungen Truppweiſe, jubeln und winken uns zu, und alle unſre Wälle ſtehen voll Neugieriger. Ich war dieſen Nachmittag mit meiner ganzen Familie auf dem Hornwerke, und wir ergötzten uns an dem freudigen Getümmel von beyden Seiten. Indeß läßt der Gouverneur noch niemand aus der Veſtung, ſo wie auch die Feinde ihre Verſchanzutagen nicht überſchreiten dürfen. Und dieſe Vorſicht iſt ſehr löblich.

Was mir dieſe Zeit noch freudiger macht, iſt, daß auch mein Sohn ſich beſſert, und nur bloß noch ſtrenge Diät halten muß. Wenn die Noth am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten!

Den 2. July.

Geſtern früh kam richtig der preußiſche Courier, der Lieutenant v. Leslie, vom Regiment v. Chlebowski, hier an. Er brachte die Beſtätigung des Waffenſtilleſtandes, der auf vier Wochen geſchloſſen worden, und im Falle der Friede nicht zu Stande kommen ſollte, ſolle vier Wochen vorher der Krieg wieder angekündiget werden. Sonach haben wir unter acht Wochen keine Feindſeligkeiten zu befürchten. In dieſer Zeit werden wir auch mit unſern Magazinen gewiß rein fertig, und wir müßten uns bey Fortſetzung des Krieges geradezu übergeben. Leslie ſagt jedoch, daß der Abſchluß des Friedens gar nicht zu bezweifeln ſey, und in Kurzem erfolgen werde. Durch eben dieſen Friedensboten iſt uns denn auch der dichte Schleyer gelüftet worden, hinter welchem alle politiſche Ereigniſſe ſeit fünf Monaten für uns verdeckt lagen. Wir ſind wie aus den Wolken gefallen, und der jetzige Stand der Armeen hat uns in Erſtaunen geſetzt. Das arme Oſtpreußen ſoll ſchrecklich gelitten haben. Wenig Meilen von hier geht die Noth an bis an die Litthauiſche Grenze, wo alles verwüſtet iſt und kein Halm mehr auf dem Felde ſteht. In der Schlacht bey Eylau nennen ſich zwar die Ruſſen Sieger, haben aber ihren Sieg ſo wenig zu benutzen gewußt, daß die Franzoſen ſie dennoch tourniret haben, ſie ſich alſo haben zurückziehen müſſen. Die Ruſſen ſtehen zwar trefflich im Feuer; aber wenn es auf Bewegungen und Mannöver ankommt, dann ſind ſie ganz untauglich. Der Feldmarſchall Kalkreuth iſt der erſte geweſen, der von preußiſcher Seite zur Unterhandlung des Friedens an den franzöſiſchen Kayſer abgeſchickt worden iſt. Dieſem hat der Kayſer geſagt: „Ich werde mit Vergnügen mit Ihrem Könige unterhandeln, wenn es ſein Ernſt iſt, ſo mein Freund ſeyn zu wollen, wie ich der ſeinige zu ſeyn wünſche. Und wenn er mir Proben ſeiner Treue giebt; ſo verlangt es mein eignes Intereſſe, ihn ſo groß und mächtig, als möglich, zu erhalten; ſo wie es im entgegengeſetzten Falle in meiner Hand liegt, ihn ganz klein zu machen.“

Wie ich höre, wird darüber heute parlamentirt, daß wir Lebensmittel, z. B. Caffe, Zucker, Butter, Gemüſt, Obſt ꝛc. aus der Stadt bekommen ſollen. Es wird ſich wohl alles mit der Zeit ſchicken, nur muß man Geduld haben.

So eben erſchallt die Nachricht, daß der heſſiſche General v. Schäffer an den Vorpoſten geweſen ſey, und die Nachricht ertheilet habe, daß durch einen Courier die Poſt von einem wirklich zu Tilſit abgeſchloſſenen Frieden überbracht worden ſey, und daß der preußiſche Courier bald nachfolgen werde.

Den 16. July.

Ich habe noch trübe, traurige Tage überſtehen müſſen! Mein armes Weib wurde nämlich plötzlich von einer recht bösartigen Ruhr überfallen, und konnte nur mit Mühe gerettet werden. — Ach Gott! wie viel habe ich in dieſem furchtbaren Zuſtande empfunden, denn die

Ruhr wüthet jetzt hier ſo ſchrecklich, daß an manchem Tage 30 Menſchen daran ſterben.

Den 24. July.

Nun fängt denn endlich unſere Lage an, immer erträglicher zu werden. Zwar ſind wir noch immer blokirt; aber wir haben faſt ganz freyes Commerz nach der Stadt. Zwar ergingen einige Tage nach dem 16ten July vom franzöſiſchen General Rayer, der wieder da iſt, die ſtrengſten Befehle, daß nicht das Geringſte nach der Veſtung gebracht werden ſolle. Weiber, welche mit Lebensmitteln an den Vorpoſten aufgefangen wurden, bekamen Stockprügel, wurden eingeſetzt, und das Ihrige confiſcirt. Ja es war ſo ſtreng, daß kein feindlicher Officier, bey Strafe der Caſſation, mit einem preußiſchen Officier ſprechen durfte. Vorgeſtern aber ging zu unſerer Rettung ein franzöſiſcher Marſchall hier durch, man ſagt, es ſey Berthier geweſen; an dieſen hat ſich unſer Gouverneur mit der Vorſtellung gewendet, daß doch unmöglich mit Bewilligung Sr. Majeſtät des Kayſers bey ſchon beſtehendem Frieden die Feindſeligkeiten in dieſer Art fortgeſetzt werden könnten. Dieſes hat gewirkt. Denn geſtern erhielt der Gouverneur ein ganz artiges Schreiben vom franzöſiſchen General, daß er es gern geſtatten würde, wenn Märkte an der Chaine veranſtaltet würden; auch möchten täglich eine gewiſſe Anzahl Officiere die Stadt beſuchen. Der Gouverneur ſolle nur einen Officier hinabſchicken, mit welchem das Weitere verabredet werden könne. Dazu ging denn auch der Hauptmann v. Wuck hinunter, und es wurde arrangirt, daß alle Morgen von 6 bis 10 Uhr Markt auf dem neutralen Platze, zwiſchen den beyden Chainen vor dem Oberthore, gehalten werden darf. Heute war auf dieſe Art ſeit langer Zeit unſere erſte ungeſtörte Zuſammenkunft mit den Städtern. Es war wie eine kleine Meſſe. Preußen, Franzoſen, Sachſen, die jetzt auch in Graudenz ſtehen, alles trieb ſich unter einander herum. Nun wahrlich! Wer heut vor dem Jahre über dieſen Platz ging, und in einem Jahre darauf die Zuſammenkunft aller dieſer verſchiedenen Völker auf dieſem Platze hätte ahnden ſollen!!

Mit den Lebensmitteln wird man nun doch nicht mehr ſo entſetzlich geprellt, wie bisher, wo ſich die Menſchen oft mit Lebensgefahr durchſchleichen mußten, um uns etwas zuzubringen. Die Damen dürfen ganz ungehindert nach der Stadt gehen, und meine Frau wird morgen dahin fahren. Ich werde mit einem meiner Knaben des Vormittags zu Fuß hinunter gehen, und habe mir dazu einen Paß verſchafft, deren Rayer überhaupt zehn herauf geſchickt hat, ſo daß alle Tage dieſelbe Zahl in die Stadt gehen darf. Ich werde mir die Gelegenheit abſehen, ob es nicht möglich ſey, daß ich meine Frau bald ganz nach der Stadt bringen kann. Sie würde ſich dort eher erholen, als hier in der feuchten, ungeſunden Kaſematte, wo wir noch alle nach der Reihe die Ruhr bekommen werden. Denn geſtern hat ſich unſre Mitbewohnerin, die Frau **** gelegt, und wenn dieſe durch iſt, werde ich wohl daran kommen.

Eine Neuigkeit iſt, daß unter den Polen große Unruhen entſtanden ſeyn ſollen. Bey Schwetz, Gollub und Inowraclaw ſollen ſie plündern, ſengen und brennen. Ein Glück iſts, daß es jetzt geſchieht, wo die Armeen noch da ſtehen, die ſie wohl bald zu Paaren treiben werden; ſonſt würde es, beſonders uns Preußen, bey ihrem großen Haſſe gegen uns, übel ergehen. Dieſe Polen bleiben uns in Zukunft hier immer eine ſehr üble Nachbarſchaft.

Eingegangene Briefe aus Oſtpreußen ſchildern zu unſrer Verwunderung die verübten Grauſamkeiten der Ruſſen mit den allerſchwärzeſten Farben. Dieſe unſre Freunde und Alliirten haben ſich daſelbſt wie die erbittertſten Feinde betragen. In Schippenbeil haben die Koſaken die Häuſer angeſteckt, und unten aufgepaßt, bis die Einwohner, ſich zu retten, herausgeſtürzt ſind. Dann haben ſie die Unglücklichen in Empfang genommen, nakt ausgezogen, und zum Theil geſpießt. Mehrere preußiſche Officier-Frauen, die ſich dort aufgehalten haben, wagten ſich, um ihre Blöſe zu decken und ſich zu retten, verzweiflungsvoll bis unter die Arme in die bey Schippenbeil vorbeyfließende Aller. Jenſeits der Aller ſtanden die Franzoſen, und dieſe hatten die Menſchlichkeit, mehrere Kähne voll dieſer unglücklichen Menſchen hinüber zu holen und in Schutz zu nehmen. Auf die Knie ſind die Verzweifelnden vor den Franzoſen niedergefallen, und haben ſie gebeten, ſie von dieſen Barbaren zu befreyen. Iſt dieß Beyſpiel wohl ſchon erhört worden, daß Bürger eines mit Krieg überzogenen Staates bey den Feinden Hülfe und Schutz gegen die Grauſamkeit der Alliirten ihres Vaterlandes zu ſuchen gezwungen worden ſind? Es iſt ſchauderhaft! Mehrere ſchändliche Anekdoten werden allgemein erzählt. General Bennigſen ſoll an allen dieſen Gräulen Schuld ſeyn. Der ruſſiſche Kayſer hat bey Todesſtrafe alles Plündern und Brennen verboten; aber Bennigſen hat dergleichen

Exceſſe nicht nur nicht beſtraft, ſondern ſoll ſogar dazu Veranlaſſung gegeben haben. Wie iſts möglich, daß ein Deutſcher in unſern Zeiten ſo wenig Civiliſation haben kann?

Den 13. Auguſt.

Geſtern erging das dritte Wehe über uns: Ich habe mich ſeither immer ſo wohl befunden, daß ich nun nichts mehr von der graſſirenden Ruhr befürchten zu dürfen glaubte; aber geſtern Abend bekam ich plötzlich den heftigſten Anfall davon, der denn auch ununterbrochen anhielt, ſo daß mir endlich ſogar Ohnmachten anwandelten. Dabey ſpürte ich immer Hitze, Reißen in den Gliedern ꝛc. und es war die höchſte Zeit, den Arzt zu rufen. Durch die Mittel, welche er mir verordnete, bekam ich aber ſchleunig Linderung und befinde mich außer Gefahr.

Was unſre Verhältniſſe der Veſtung anlangt; ſo ſind wir im Grunde noch nicht viel gebeſſert. Vielmehr iſt das Vernehmen zwiſchen unſerm Gouverneur und den feindlichen Generalen abwechſelnd, und nicht immer das beſte. Geſtern wurde ein Hauptmann von uns in der Stadt arretirt, weil er vielleicht gegen einen der Generale ſich nicht artig genug betrug, und darauf hat unſer Gouverneur befohlen, daß kein Offizier mehr nach der Stadt gehen darf.

Den 21. Auguſt.

Endlich erſchien geſtern der langerſehnte 20. Auguſt. Die Sachſen verließen vertragsmäßig die Stadt, denn die übrigen Truppen waren ſchon früher abmarſchirt, und unſre Jäger beſetzten ſolche wieder. Nur ein franzöſiſches Dragoner-Commando behielt die Thorner Vorſtadt mit der Erklärung beſetzt, daß dieſelbe, da ſie jenſeits dem Trienke-Fluß liege, nicht mehr zu Preußen, ſondern zum Herzogthum Warſchau gehöre. Wenn es bey dieſer Auslegung bleiben ſollte; ſo wäre dieß ein großer Schade für die Stadt, denn der Stadtwald, die Hutung und alle zur Stadt gehörige Vorwerker liegen auf jener Seite; und wenn auch das Eigenthum davon immer noch der Stadt verbliebe; ſo wären doch dieſe Grundſtücke allen möglichen Acciſe- Zoll-Chicanen u. ſ. w. ausgeſetzt. Und wie enge bliebe dann für immer die Veſtung blokirt. Sie müßte dann in ewigem Vertheidigungsſtande erhalten werden.

Geſtern alſo wurde, wie geſagt, die Stadt von den Sachſen geräumt, und — nun denke Dir unſern und beſonders der armen Städter Schrecken, als dieſen Mittag ſchon abermals ſächſiſche Fourierſchützen ankamen, welche Quartier für drey Batallons machten, und erzählten, daß ſie Ordre zum Rückmarſch und zur Wiederbeſetzung der Stadt Graudenz hätten, bis auf weitere Ordre. Was dieß bedeuten ſoll, mag Gott wiſſen! Die Sage iſt: Oſtpreußen ſey noch einen großen Theil der ausgeſchriebenen Contribution ſchuldig, und eher werde das dieſſeitige Weichſelufer nicht geräumt, bis dieſe bezahlt ſey.

Jetzt, es iſt 5 Uhr, ſind die Sachſen ſo eben wieder in die Stadt eingerückt. Zu unſerm Glück ſoll der franzöſiſche General Rayer nicht wieder mitgekommen ſeyn, ſondern der ſächſiſche General v. Polenz das Commando haben. Da wird hoffentlich die Harmonie zwiſchen uns nicht ſo leicht geſtört werden. Wenn doch die fatale Geſchichte einmal zu Ende wäre. Meine Frau war Willens, in dieſen Tagen nach der Stadt zu ziehen, woraus nun aber unter ſolchen Umſtänden wieder nichts werden kann. Es iſt, als ſollten wir nicht aus der fatalen Kaſematte herauskommen.

Den 1. November.

Wir müſſen uns nun ſchon in Geduld fügen und abwarten, bis der heimliche Zwiſt wegen noch rückſtändiger Contributionen und dergleichen vollends abgethan ſeyn wird, denn eher werden uns die fremden Truppen nicht verlaſſen und wir nicht ganz frey ſeyn. Es iſt noch bis jetzt ein trauriges Einerley, worin wir leben, und wir ſind wenig beſſer, als Staatsgefangene anzuſehen. Früh um 8 Uhr wird das Thor eröffnet, und bey jetzigen kurzen Tagen um 5 Uhr geſchloſſen.

Aber bey dem Worte ſchließen fällt mir ein, daß es auch Zeit wird, mein Tagebuch zu ſchließen, wenn ich nicht auch bey Dir ein trauriges Einerley bewirken will. Lebe wohl!

Dritter Brief.

Ueber die Belagerung von Magdeburg hat mir Freund C. folgendes gemeldet:

In dem erſten Hefte einer Broſchüre *) befinden ſich zwey Briefe eines Bürgers aus Magdeburg über die Belagerung (richtiger Blokade) und Uebergabe dieſer Veſtung im Jahre 1806, welche

*) Wir nennen ſie nicht, da ſie es nicht verdient genannt zu werden.

ein nachtheiliges Urtheil über einen achtungswürdigen Mann ausſprechen, ohne daſſelbe mit beweiſenden Gründen zu unterſtützen.

Durchdrungen vom Gefühle für Wahrheit, und ergriffen von der Ueberzeugung, daß dieſer Mann von einem ſeichten Kopfe falſch beurtheilt worden iſt, halte ich es um ſo mehr für meine Pflicht, das Ungereimte und Widerſprechende in jener Behauptung ins Licht zu ſetzen, da ich Gelegenheit gehabt habe, mich von der Sache gründlich zu unterrichten.

Ehe ich aber zu der Widerlegung einiger Punkte in den erwähnten beyden Briefen ſchreite, erlaube man mir noch zuvor folgende zwey Fragen an den Herrn Herausgeber zu thun:

Erſtens: Ob dieſe zwey Briefe des Magdeburger Bürgers blos an einen Freund geſchrieben waren? oder

Zweytens: Ob ſie gleich in der Abſicht, ſie dem Publikum zu übergeben, geſchrieben wurden?

Iſt es der erſtere Fall, und hat der Verfaſſer ſie ſelbſt oder von einem dritten erhalten; ſo iſt es nach meinem Gefühle ein Verrath an der Freundſchaft, daß er ſelbige öffentlich erſcheinen läßt. Denn an einen Freund erlaubt man ſich wohl zuweilen ein voreiliges, vielleicht ſelbſt ein unbeſonnenes Urtheil, weil man die gewiſſe Ueberzeugung hegt, daß derſelbe keinen ſchlechten Gebrauch davon machen wird. Es hat ſich daher der Herausgeber bey dem Verfaſſer dieſer beyden Briefe durch die Publicität derſelben keinen Dank verdient, ſobald derſelbe ein rechtlicher, ehrliebender Mann iſt. —

Tritt aber der zweyte Fall ein; ſo ſpricht die öffentliche Bekanntmachung derſelben nicht für die Beurtheilungskraft und den Verſtand des Herrn Herausgebers, da ſich in denſelben, wie ich bald zeigen werde, eine Menge unwahrer, widerſprechender und ungereimter Behauptungen findet. Der Verfaſſer dieſer Briefe ſagt ſelbſt auf der 76ſten Seite in dem erſten Briefe: „daß er keine gegründete (gründliche) militairiſche Kenntniſſe beſitze;“ es war daher zum mindeſten ſehr übereilt von dem Herrn Herausgeber, daß ihn dieſe Aeußerung nicht mißtrauiſch gegen das Geſagte machte, da zu einem richtigen Urtheile über eine Angelegenheit wie dieſe, militairiſche Kenntniſſe unentbehrlich ſind. Ueberdem verdient der Mann, von dem die Rede iſt, ſchon wegen des Poſtens, welchen er bekleidete, eine genauere, gründlichere Beleuchtung, und nicht eine in den blauen Dunſt hinein geworfene. Der Herr Herausgeber bezeigt auch dadurch wenig Achtung für ſich ſelbſt, daß er ſich, entweder aus Mangel an Selbſtüberzeugung oder an Kenntniß, in den Arm eines Layen wirft, und dadurch ſich einer öffentlichen Rüge (weil er keine Scheu getragen, öffentlich aufzutreten) ausſetzt. — Es drängt ſich hierbey unwillkührlich ein Zweifel auf, ob der Herr Herausgeber den lobenswerthen Zweck allein vor Augen gehabt, welchen er in der Ueberſchrift: Feuerbrände, äußert? — Denn, wenn derſelbe wirklich von dem edlen Vorſatz durchdrungen geweſen wäre: die niedergebeugten Gemüther der ächten Patrioten durch Bekanntmachung edler Züge wieder aufzurichten; ſo hätte derſelbe meines Erachtens ſich wohl hüten müſſen, ohne vorhergegangene Prüfung auch nur eine zweydeutige Aeußerung über ein in den Begebenheiten des preußiſchen Staats verknüpft geweſenes Individuum zu thun. Wie ſehr fällt daher die pathetiſche Aeußerung des Herausgebers ins Lächerliche, wo er zum Schluſſe unter der Aufſchrift Feuerbrände auf der zweyten Seite ſpricht: „und wer aus wahrem Herzen ſagt, daß ich nicht würdig genug das Heiligſte der deutſchen Männer verfocht, als einen Edlern achten werde ich dieſen.“

Ein wahrhaft Edler, wenn er Kraft in ſich fühlt, öffentlich auftreten zu können, macht ſich, ehe er dem Publikum etwas übergiebt, erſt zur heiligſten Pflicht: die Wahrheit Alles deſſen, was er ſagt, reiflich zu prüfen. Erſt nachdem er ſich der gewiſſenhafteſten Prüfung der Wahrheit bewußt iſt, wird er vor das Publikum treten, wird durch Gründe mit gewaltiger Hand dem Unwürdigen ſeinen um ſich habenden Nimbus zertheilen, ſeine vorhabende Larve abreißen, und ihn in ſeiner nackten Geſtalt der Welt darſtellen! — Aber auch nur auf dieſe Art wird er ſich eines Jeden Achtung erwerben. Dieß auf die Erklärung des Herrn Verfaſſers: „auf den Namen eines Edlern ꝛc.“ und nun zum eigentlichen Zweck des Gegenwärtigen.

Der Verfaſſer der beyden Briefe ſagt in dem erſten auf der 77ſten Seite: „Die größte Unordnung war leider auch hier in allen Zweigen der Vertheidigungsanſtalten ſo ſehr merklich! — Einer lief gegen den Andern, ohne zu wiſſen, wo er hingehörte. — Der Ingenieur des Platzes, der Hauptmann v. K., von vieler Thätigkeit, aber wenig Kenntniſſen, ſollte alles einrichten. Er wußte ſich in dieſes Geſchäft gar nicht zu finden, und vergaß eine Sache über die andere.“ —

Dieß ohne alle Beweiſe angeführte Urtheil über den Ingenieur de la Place wird durch eine gedrängte Darſtellung deſſen, was derſelbe vom Anfange der Bekleidung ſeines Poſtens an und während der Blokade gethan, ſich ſogleich in ſeiner Unrichtigkeit darſtellen.

Ehe der Hauptmann v. K. Ingenieur de la Place wurde, bekam er vom Ingenieur-Departement einen Ruf nach Berlin, um daſelbſt unter den Augen deſſelben die zweckmäßigſten Ideen zu dem neuen Correktionsbau der Veſtung Magdeburg anzugeben und auszuarbeiten. Als er damit zu Stande gekommen war, und dem Ingenieur-Departement ſelbige vorgelegt hatte; ſo genehmigte ſelbiges nicht nur dieſelben, ſondern ſchickte ſie auch an den König zur Allerhöchſten Approbation, welche auch erfolgte.

Als er darauf nach Magdeburg zurückkehrte, wurde er Ingenieur de la Place, und ſein Vorgänger kam mit einer Charakter-Erhöhung auf Penſion. Er hatte zwar ſchon lange in Magdeburg in Garniſon geſtanden, war aber von ſeinem Vorgänger von allen Baugeſchäften entfernt gehalten, und ihm der Wirkungskreis angewieſen worden, auf die Bauten in den Vorſtädten zu vigiliren, damit niemand, nicht nur ohne Erlaubniß des Gouvernements in den Vorſtädten maſſiv, ſondern auch vor denſelben in der Weite eines Kanonenſchuſſes baue. Nun eröffnete ſich ihm auf einmal ein neuer Wirkungskreis, er ward Direktor eines neuen Veſtungsbaues und ſollte genaue Anſchläge davon einſenden. Allenthalben, wo er hinblickte, thürmten ſich ihm Schwierigkeiten entgegen: das Archiv war in Unordnung; kein richtiger Plan von der Veſtung und kein richtiges Profil vorhanden; überdem mußte er, da zum Schaden des Königs, durch Eigennutz der vorigen Gouverneurs, Bürger aus der Stadt Conceſſionen zur Benutzung der Veſtungswerke, unter dem Vorwande: den Seidenbau durch Anlegung von Maulbeerbäumen zu befördern, ſich erſchlichen hatten, welche im Namen des Königs oder des Gouvernements ertheilt worden waren, alle dieſe Conceſſionen unterſuchen, um beſtimmen zu können, in wie fern ein jeder auf eine Entſchädigung Anſpruch zu machen hätte.

Sein Erſtes war, daß er Proben anſtellen ließ, um von der Richtig- oder Unrichtigkeit des vorhandenen Grundplans der Veſtung Ueberzeugung zu erhalten, und als es ſich nach der angeſtellten Probe ergab, daß derſelbe unrichtig war; ſo mußte erſt ein Neuer angefertigt, und die ganze Veſtung nivellirt werden, um richtige Profile zu bekommen, wornach er das Commendement und Defilement der neuanzulegenden Werke und die Höhe und Stärke der Futtermauern beſtimmen, und eine Berechnung der nöthigen Erde, Steine und Kalk machen konnte. Wer in der Lage geweſen iſt, bey einem neuen Bau zuerſt angeſtellt oder Direktor geweſen zu ſeyn, wird die damit verknüpften Schwierigkeiten wiſſen, und gewiß der Meynung ſeyn, daß der Mann, welcher das Ganze anordnen und dirigiren ſoll, kein Unwiſſender ſeyn kann; ſondern ein kenntnißvoller Mann ſeyn muß.

Unglaublich waren auch die Menge Unannehmlichkeiten und die groſſen Schwierigkeiten, welche ſich ihm bey

Be-

Beſtimmung der Entſchädigung der Conceſſioniſten darboten. Da niemand ſeine in den Veſtungswerken habenden Beſitzungen und den ſo lange daraus gezogenen großen Gewinn verlieren wollte; ſo wurden von den zeitherigen Beſitzern alle einem Menſchen zu Gebote ſtehende Wege eingeſchlagen; ſelbſt Trotz wurde angewandt, da es bekannt geworden war, daß der menſchenfreundliche und gerechte König nur mit Güte dieſe Sache beſeitigen wollte, in welcher er nur befehlen durfte. Die fortdauernde Thätigkeit des Hauptmanns v. K. war allein im Stande, das wahre Intereſſe des Königs zu bewirken, und allen Anſchlägen gegen den Nutzen des Staates vorzubeugen. So verurſachten ihm auch die verſchiedenen Behörden, mit welchen er es zu thun hatte, wenn etwas in den Veſtungswerken gemacht werden ſollte, einen großen Zeitaufwand, und zogen ihn von wichtigern Sachen ab.

Als er nun dieſe Schwierigkeiten durch angeſtrengte Thätigkeit glücklich überwunden hatte, und mit den Anſchlägen ſo weit zu Stande gekommen war, daß in dem Frühjahr mit dem Correktionsbau der Anfang gemacht werden konnte; ſo verfinſterte ſich mit einemmale der politiſche Himmel durch den Krieg Rußlands und Oeſterreichs gegen Frankreich, und der Staat mußte Anſtalt treffen, ſeine Neutralität zu behaupten, um, wenn ſolche entweder von Rußland oder Frankreich nicht anerkannt oder reſpektirt werden ſollte, gehörig vorbereitet zu ſeyn. Gegen Frankreich wurde Magdeburg armirt.

Bey dem großen Holzmangel, da über 90,000 Stück Paliſſaden zur Verpaliſſadirung Magdeburgs erforderlich waren, war die ſchleunige Herbeyſchaffung derſelben mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Ein königlicher Forſt mußte, da das auf den Bauholzplätzen vorräthig gefundene Holz bey den einheimiſchen und auswärtigen Holzhändlern gegen die erforderliche große Menge gar nicht in Anſchlag zu bringen war, zu Hülfe kommen, und die große Quantität liefern. Hierdurch wurde dieſe Schwierigkeit gehoben, und bey der angefangenen und fortgeſetzten Thätigkeit konnte man ſo ziemlich mit Gewißheit berechnen, daß durch Mangel an Paliſſaden der gute und ſchnelle Fortgang der Armirung der Veſtung nicht gehindert werden würde; allein der Mangel auch an einem einzigen Barriere zur Schließung der Ausfälle im bedeckten Weg, der Communikations- und aller innern Werke erregte noch Beſorgniſſe, ſo wie der große Verfall der Werke an ſich. Wer Magdeburg geſehen hat, wird die Weitläuftigkeit und die Menge der Veſtungswerke bemerkt haben, und ſich hieraus leicht einen Begriff von dieſen Schwierigkeiten machen können, da beſonders die Armirung in einer kurzen Zeit zu Stande gebracht werden ſollte, und noch überdieß im Winter gemacht werden mußte.

Um die Barriers zu erhalten, wurde mit dem Zimmergewerke ein Kontrakt abgeſchloſſen, worin die Zeit der Verfertigung derſelben ſowohl, wie auch die Stärke und der Preis bemerkt worden war. Auf gleiche Weiſe wurde auch mit dem Schlöſſergewerke verfahren.

Die Erdarbeiten machten die größten Schwierigkeiten. Da es Winter war, und bald ſchneite, bald wieder ſtarker trockener Froſt und bald Thauwetter eintrat; ſo konnten nur durch mühſame und genaue, der Jahreszeit angemeſſen berechnete und in Ausübung gebrachte

Arbeit die neuen Deſſirungen der Bruſtwehren, die Banquets, die Wallgänge und die neu angelegten Appareillen von einem Verfall gerettet werden. Man muß nämlich hierbey berückſichtigen, daß man nichts mit Raſen bekleiden konnte, weil eines Theils ein gänzlicher Mangel daran war, und andern Theils der Winter an Stechung derſelben hinderte. An Bekleidung mit Faſchinen war gar nicht zu denken, weil, wie ich ſchon geſagt, ein großer Mangel an Holz daſelbſt herrſcht, und das hierzu nöthige Holz erſt Meilenweit geholt werden muß. Demohnerachtet war es für das Auge ein Vergnügen etwas reguläres zu erblicken, da man dergleichen an den Veſtungswerken zu ſehen zeither nicht gewohnt war.

Die Schlacht von Auſterlitz und der darauf zu Stande gekommene Friede machte Einhalt in dieſen Arbeiten. In dem darauf folgenden Frühjahre wurde der Anfang mit dem neuen Correktionsbau gemacht, und bey der Vorſtadt Neuſtadt vor Fort-Preußen angefangen. Die Hauptidee hiervon war die: die große Ausdehnung der Außenwerke ſollte durch Einziehung derſelben wegfallen, woraus noch der Vortheil einer beſſern Vertheidigung durch Entgegenſtellung größerer Linien entſtand, und dieſe Vorſtadt nicht mehr ſo, wie ehedem, das Feuer der Veſtung beſchränken und hindern konnte. Es waren nämlich hier bis auf das Glacis Häuſer erbaut.

In ein Detail dieſer Arbeiten werde ich mich nicht einlaſſen, weil es nicht hierher gehört, und nur blos noch dieß anführen: daß der nicht längſt verſtorbene Ingenieur General-Major von **Laurens** und geweſener Aſſeſſor dieſes Departements, in dem Sommer 1806 nach Magdeburg geſchickt wurde, um den Bau zu revidiren.

Dieſer Mann, welcher ſelbſt Direktor einiger Veſtungsbauten in Preußen geweſen, und als ein geſchickter und kluger Mann bekannt war, war alſo im Stande, den Hauptmann v. K. und die Anordnungen, Fortſetzung, Güte und Zweckmäßigkeit dieſer Arbeiten zu prüfen und zu beurtheilen. Seine Urtheile darüber müſſen und können daher zum wahren und richtigen Maaßſtabe der Beurtheilung der Kenntniſſe des Hauptmanns v. K. dienen und angenommen werden. Nun kann ich aber den Herrn Verfaſſer dieſer beyden Briefe als ein wahrheitsliebender Mann verſichern, daß das Urtheil des erwähnten Generals v. Laurens nicht darin: daß der Hauptm. v. K. wenig Kenntniſſe beſitze; ſondern in Bezeugung der Zufriedenheit mit der gemachten guten und zweckmäßigen Arbeit, und in Ertheilung eines großen Lobes beſtand.

Ein abermaliges Gewitter zog am politiſchen Himmel herauf. Mißverſtändniſſe zwiſchen dem franzöſiſchen und preußiſchen Hofe entſtanden, und als der Krieg mit Frankreich nicht mehr zu vermeiden war, kam die Ordre: mit Einreißung der Veſtungswerke Einhalt zu thun, ſich an die alten Werke anzuſchließen, den neuen Bau zu endigen, und Magdeburg in kompletten Vertheidigungszuſtand zu ſetzen.

Die Contreeſcarpe vom bedeckten Weg war noch aufzuführen, ein großer Theil des neuen Glacis noch zu machen, und der Theil der rechten Face der Bruſtwehr der Lünettes No. 1. rechts des Baſtions Preußen, und ein Theil der Bruſtwehr der Lünettes No. 2. rechts der Contregarde Preußen aufzuſetzen. Nun trat erſt der Fall ein, den der Verfaſſer im erſten Briefe auf der 77ſten Seite erwähnt: „Alle Zimmerleute und Maurer der ganzen Gegend waren in Beſchlag genommen, und mußten ebenfalls an der Veſtung arbeiten.“ Durch dieſe getroffene Maaßregel wurde die Contreeſcarpe des bedeckten Wegs aufgeführt, die Bruſtwehren aufgeſetzt, und das neue Glacis bis auf einen kleinen Theil, welcher an das Brunnenwerk ſtößt, fertig, welcher aber durch Paliſſaden geſchloſſen wurde, und dem Eindringen des Feindes hinlänglichen Widerſtand leiſten konnte.

Was die Armirung der Veſtung betraf; ſo war noch der bedeckte Weg vom Ulrichsthore bis an die Elbe vor Poſt-Eleve, der ganze Stern, die Thurmſchanze und die daſige Beſchalung zu verpaliſſadiren. Kloſter Berge, die Neuſtadt, die Sudenburg und die Veſtungswerke von dem Krökenthore bis Poſt-Eleve in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Auch mußte noch zwiſchen dem Stern und den Außenwerken vor Poſt-Eleve ein Zuſchluß gemacht werden, da auf der Elbſeite die Veſtung offen war, der Feind von dieſer Seite eindringen, und ſich zwiſchen dem Stern und der Sudenburg feſtſetzen konnte. Es wurde demnach hier ein neues Erdwerk mit einem eingehenden Winkel nach der Sudenburg, und einem davorliegenden Graben angelegt, durch die an dieſer Seite befindlichen offenen Veſtungsgräben neue Gräben gezogen, welche mit ſechs Fuß Waſſer angefüllt waren, um auch hier das Eindringen des Feindes und eine Eskaladirung an den Werken zu verhindern, welche auf dieſer Seite nicht mit Mauerwerk bekleidet, ſondern nur von Erde aufgeführt, mit Sturmpfählen verſehen wurden.

Durch die ſchon erwähnten Conceſſionen waren die Veſtungswerke dermaßen ruinirt worden, daß keine innere Doſſirung der Bruſtwehr, kein Banquet zu ſehen war, und die meiſten Doſſirungen der Wallgänge abgeſtochen waren. Da ein jeder auf ſeinem Eigenthume Obſtbäume angepflanzt hatte, die ſich nicht nur im innern Raume des Werks, ſondern auch auf den Wallgängen befanden; ſo waren durch die Räumung der Werke und durch die dadurch entſtandene Ausgrabung der Bäume Löcher entſtanden. Man hatte, ohnerachtet des gegebenen Befehls: ſie wieder zuzuwerfen, dieß theils nur halb, theils gar nicht gethan, und man riskirte, wenn man im Finſtern in den Veſtungswerken ging, Hals und Beine zu brechen. — Dieß war der eigentliche Zuſtand der Veſtung in dieſem Augenblicke, durch alte eingeriſſene Mißbräuche und durch die bis jetzt wenig darauf verwandten Koſten erzeugt! —

Um hinter die Bruſtwehr Infanterie zur Vertheidigung der Werke ſtellen zu können, und da bey den meiſten Werken die Wallgänge ſo ſchmal waren, daß darauf nicht nur kein Geſchütz ſtehen konnte, ſondern auch der Raum zum Rücklauf des Geſchützes, nach Abfeuerung, zur Ladung und Bedienung deſſelben mangelte; ſo mußten neue Doſſirungen abgeſtochen (die Bruſtwehr daher geſchwächt), neue Banquets und Appareillen angefertigt, die Wallgänge verbreitert oder neu gemacht, und die Löcher zugeworfen werden. Zur Deckung der Artilleriſten mußten noch Bouyets auf den Bruſtwehren aufgeſetzt und Schießſcharten eingeſchnitten werden.

Ein jeder denkende und unterrichtete Leſer wird nun, durch das bereits nach der ſtrengſten Wahrheit Angeführte, die gehabten Arbeiten und das Benehmen des Hauptmanns v. K. beurtheilen können, und ein richtiges Urtheil über denſelben ſelbſt zu fällen im Stande ſeyn. Auch hat Se. Majeſtät der König, als Allerhöchſt Derſelbe zur Armee ging und über Magdeburg die Tour nahm, Sich einen Tag daſelbſt aufgehalten, und mit Allerhöchſt Dero beyden Brüdern, Königl. Hoheit, und Adjutanten die Arbeiten in Augenſchein zu nehmen, und Seine Allerhöchſte Zufriedenheit damit öffentlich zu bezeigen geruht.

Wie dieſe Arbeiten an den meiſten Orten beendigt waren, und der Hauptmann v. K. nur wieder über einige Leute weiter disponiren konnte; ſo traf er gleich Anſtalt zur beſſern Beſtreichung eines vor dem Glacis am Ulrichsthore liegenden Grundes. Zwey Verſchanzungen, welche ſich gegenſeitig vertheidigten, und auch von der Veſtung vertheidigt werden konnten, ſollten daſelbſt angelegt werden. Vor dem Krökenthore, links der Wolmirſtädter Chauſſee, auf der Höhe vor dem daſelbſt befindlichen Steinbruche, ſollte gleichfalls eine Schanze aufgeworfen werden, um das Feld und die Chauſſee beſtreichen zu können, und zugleich dadurch den Feind von der Annäherung der Neuſtadt und der Veſtung abzuhalten. Zu demſelben Behufe ſollte noch eine zweyte Schanze auf dieſer Seite, rechts der Chauſſee, angelegt werden, welche ſich unter dem Schutze des kleinen Gewehrs der Neuſtadt befand, und auch die erſte erwähnte Schanze beſtreichen konnte.

Vor dem Ulrichsthore, ohnweit des Fußes des Glacis, fließt ein kleiner Bach, die Schrode genannt, welcher längſt der Veſtung bis an die Neuſtadt u. ſ. w. läuft. Dieſer ganz kleine, unbedeutende, im Sommer faſt gar nicht bemerkbare Bach, läuft gewöhnlich im Herbſt und Winter ſehr ſtark an, und reißt nicht ſelten einige darüber führende Brücken weg. Durch Anlegung einiger Fangedämme wollte der Hauptmann v. K. eine Inundation auf der Seite der Neuſtadt bewirken, um einen Angriff hierauf zu vereiteln, da es der ſchwächſte Punkt der Veſtung war. Der für den preußiſchen Staat unglückliche 14. Oktober trat aber ein, und ſobald ſich die Nachricht hiervon nach Magdeburg verbreitet hatte; ſo war kein Arbeiter vom platten Lande mehr zu halten, und alle liefen zum Schutz ihres Heerdes, Weibes und ihrer Kinder nach Hauſe. Die Nachricht, daß die Franzoſen ſchon im Anmarſche wären, beflügelten noch mehr ihre Schritte. Dadurch ſah der Hauptmann v. K. die Ausführung ſeiner Projekte vereitelt, und ſelbſt der Weg, den er zur Erreichung ſeiner Abſicht einſchlug, daß der Magiſtrat zu dieſen erwähnten Arbeiten Bürger ſtellen mußte, führte nicht zur Erreichung des beabſichtigten Zwecks.

Als der Fürſt von Hohenlohe mit dem Reſt der geſchlagenen und geſammelten Armee vor Magdeburgs Thoren erſchien; ſo kam derſelbe mit dem Gouverneur an dem nemlichen Abend über die daſelbſt zurück zu laſſende Beſatzung überein, und die Regimenter wurden beſtimmt, welche zu dieſem Behufe daſelbſt zurück bleiben ſollten. Nach dem Abmarſche der Armee rückten auch den andern Morgen die zur Beſatzung Magdeburgs beſtimmten Regimenter in die Stadt, und die Adjutanten mußten ſogleich einen Rapport von ihrer Stärke an den Platzmajor, Hauptmann von Malinowsky, einſchicken, um die gehörige Eintheilung zur Beſetzung der Veſtungswerke treffen zu können.

Als dieß nun geſchehen war, machte der Hauptmann v. K. ſogleich die Eintheilung der Garniſon, beſtimmte ihre Allarmplätze bey einem entſtandenen Angriff, mit Benennung des Orts, wohin ſie ſich zu begeben hätten, wenn es kein blinder Lärm wäre, und ein ordentlicher Angriff erfolgen ſollte.

Die Eintheilung der Garniſon war folgende: Ein Theil befand ſich auf der Wache, ein anderer Theil mußte in ſeinem Quartiere die Nacht angezogen und munter bleiben, und der dritte Theil konnte ſich der Ruhe überlaſſen. Bey Schlagung des erſten General-Marſches mußte ſich der muntere und angezogene Theil der Garniſon auf ſeinen angewieſenen Allarmplätzen verſammeln, und daſelbſt ſo lange bleiben, bis entweder eine Ordre vom Gouverneur zur Auseinandergehung oder zur Beſetzung des ihm angewieſenen Poſtens ankam. Bey Schlagung des zweyten General-Marſches mußte aber auch der dritte der Ruhe überlaſſene Theil auf ſeinen Allarm-Plätzen erſcheinen.

Durch dieſe getroffene Eintheilung war die Garniſon, ohne außerordentlich fatiguirt zu werden, im Stande, einen langen Widerſtand zu leiſten, ſelbſt dann noch, wenn ſie durch Krankheiten, Bleſſirte oder Todte ſo geſchwächt worden wäre, daß ſich kein Theil der Ruhe hätte überlaſſen können. Wenn ohnerachtet dieſer getroffenen Maaßregel nicht gleich die gehörige Ordnung eintrat; ſo iſt dieß nicht dem Hauptmann von K. beyzumeſſen, denn er hat das Seinige gethan, ſondern den großen ausgeſtandenen Fatiguen der Truppen, und der gänzlichen Unbekanntſchaft derſelben mit dem Lokale des Orts. So fallen auch die erſten entſtandenen Unordnungen in Sperrung der Communikation der Straßen, durch die von der geſchlagenen Armee angekommene Bagage, des Trains u. ſ. w. ihm nicht zur Laſt, da dieß nicht vor ſein Forum gehörte, und Sache der innern Veſtungs-Polizey war. Ob dieß verhindert werden konnte, da zur Thurmſchanze, dem Sudenburger- und dem Ulrichsthore der Einzug zugleich geſchah, niemand wußte, wohin er ſich eigentlich zu wenden hätte, und von dem Gouverneur erſt Ordres eingeholt werden mußten, iſt bey der größten geweſenen Zerrüttung des Ganzen eine andere Frage?

Die Veſtung an ſich wurde von dem Hauptmann v. K. unter die drey unter ſeinem Befehle ſtehenden Ingenieur-Officiers dergeſtalt vertheilt, daß der Aelteſte vom Poſt-Preußen bis zum Krökenthore, der darauf folgende vom Kröken- bis hinter das Ulrichsthor, und der dritte von hier bis zu Poſt-Cleve angewieſen bekamen, und ſie ſich bey einem Angriffe ſogleich auf ihre zugetheilten Poſten begeben mußten, um Anſtalten zur Vertheidigung zu treffen. Auch mußten die Ingenieur-Officiers die Wachen auf ihre angewieſenen Poſten ſo lange aufführen, bis daß die Infanterie-Officiers ſich orientirt, und Kenntniß von der Veſtung verſchafft hatten. In der Folge fiel dieß weg, weil der Hauptmann v. K. während der

Blokade in der Neuſtadt, auf der Werderſpitze und auf dem Commandanten-Werder noch einiges zur beſſern Vertheidigung der Veſtung zu machen hatte, und nun die Soldaten aus der Garniſon zu Arbeitern nehmen konnte, welche täglich mit 8 ggr. bezahlt wurden.

Aus dieſem nun Angeführten erhellet die Unwahrheit der im zweyten Briefe auf der 81ſten Seite zu findenden Behauptung ganz klar, wo der Verfaſſer deſſelben ſagt: „Mehrere Regimenter waren drey Tage beſtändig auf den Wällen, und an vielen Orten wurden die poſtirten Officiers gar nicht abgelöſt. Nicht ſelten liefen Compagnien den Abend um 8 Uhr noch umher, den man den Namen ihrer Baſtions, ihres Ravelins, oder wie die hundert Kunſtnamen alle heißen, geſagt hatte, und konnten den Ort nicht finden, wo ſie ſchon des Morgens um 9 Uhr hätten ablöſen müſſen.“

Die Ungereimtheit dieſer Behauptung erhellet daraus noch mehr: Der Hauptmann v. K. ließ zur beſſern Orientirung an jedes Werk eine Tafel befeſtigen, worauf mit lateiniſchen Buchſtaben deutlich und groß der Name des Werks geſchrieben ſtand. Der Verfaſſer kann auch des Abends noch Truppen in den Veſtungswerken bemerkt haben, welche, ſobald es finſter wurde, zur Verſtärkung der Wachen aufziehen mußten; allein um die Urſache deſſelben muß er ſich wahrſcheinlich nicht bekümmert, und den Grund hiervon nicht eingeſehen haben.

Der Hauptmann v. K. hatte nämlich die Einrichtung getroffen, daß des Nachts die Wachten verſtärkt wurden, um einem etwa vorfallenden Sturme ſo lange

Widerſtand leiſten zu können, bis daß dem angegriffenen und gedrängten Theile aus der Stadt Hülfe geleiſtet werden konnte. Dieſe Verſtärkung der Wachten, unter dem Namen der Piket-Wache, mußte, ſobald es anfing finſter zu werden, auf ihre angewieſenen Poſten aufziehen. Eine Unmöglichkeit war es auch, daß alle Wachen zu der feſtgeſetzten Zeit abgelöſt werden konnten, da der Verfaſſer auf der 81ſten Seite im zweyten Briefe ſelbſt ſagt: „daß die In- und Außenwerke Magdeburgs in dieſer Zeit mit beynahe 600 großen und kleinen Wachen beſetzt waren.“ Wenn eine gleichmäßige Vertheilung der Werke unter den drey Ingenieur-Officiers ſtatt fand; ſo hätte nach dieſer Angabe ein jeder 200 aufzuführen gehabt. Hierzu gehörte doch gewiß Zeit, und der letzte hätte daher, ohnerachtet die Ingenieur-Officiers zur ſchnellern Fortkommung ſich Pferde hielten, zu der feſtgeſetzten Zeit unmöglich abgelöſt werden können.

Eine andere eben ſo große Unwahrheit enthält die auf der 79ſten Seite im zweyten Briefe zu findende Behauptung, wo es heißt: „daß eiligſt die ganze Beſatzung ohne alle Eintheilung, Bataillonsweiſe, in den verdeckten (bedeckten) Weg und auf die Wälle geſtellt wurde.“

Der Fall, daß Truppen im bedeckten Weg geſtellt worden wären, konnte ſchon aus dem Grunde nicht eintreten, weil dadurch die Wirkung des Geſchützes verhindert worden wäre, was bey einer Veſtung doch die Hauptforce iſt. Man wäre ja auch dadurch in Gefahr gekommen, ſeine eigenen Leute zu tödten, und unverzeihlich wäre es geweſen, dadurch die im bedeckten Wege liegenden Werke an ihrem raſanten kleinen Gewehrfeuer und der Wirkung des groben Geſchützes zu hindern.

Nun werde ich gänzlich hiervon abſtrahiren, da die weitern Behauptungen in dieſen Briefen ein Jeder der Leſenden nach dem bereits Geſagten ſelbſt zu würdigen, und den Nerv der Wahr- oder Unwahrheit herauszufinden im Stande iſt.

Da es indeſſen vielleicht Vielen nicht ganz unlieb ſeyn wird, das Fernere, die Blokade Betreffende, zu erfahren; ſo werde ich, ſoviel mir mein Gedächtniß aufbewahret hat, das Weitere in Treffung der Vertheidigungsanſtalten bis zur Uebergabe, und hernach das perſönliche Betragen des Hauptmanns v. K. hierbey ſowohl, wie auch während der Blokade, der Wahrheit gemäß, bekannt zu machen ſuchen.

Zur beſſern Vertheidigung der Neuſtadt ließ der Hauptmann v. K. in den Straßen Traverſen aufwerfen, damit die Infanterie dieſelbe zu vertheidigen, und den Feind wieder daraus zu delogiren im Stande wäre, wenn derſelbe den kleinen Graben und die Mauer überſteigen ſollte, welche die Acciſe zur Verhütung und Erſchwerung der Hereinbringung der Contrebande hatte machen laſſen. Hinter der Mauer hatte er Echofottagen zur Vertheidigung derſelben machen, und vor dem Schützengraben einen Tambour anlegen laſſen. Auch war das daſige Nonnenkloſter Agneten zur Vertheidigung eingerichtet.

So hatte er auch zur beſſern Beſtreichung der Elbe zwiſchen Poſtpreußen und der Thurmſchanze, und um eine Annäherung auf Kähnen unmöglich zu machen, auf der Werderſpitze eine Batterie errichten laſſen. Der

Kaufmann Nathuſius, welcher Beſitzer dieſes Grunds und Bodens war, hatte zu ſeinem und der Mitbürger Vergnügen einen Schneckenberg daſelbſt errichtet, um auf dieſer Seite die dem Auge ſich darbietende maleriſch-ſchöne Ausſicht beſſer genießen zu können. Dieſen Schneckenberg benutzte der Hauptmann v. K. hierzu, und um hinlänglichen Raum zur Placirung des Geſchützes zu erhalten, ließ er denſelben etwas abtragen. Von dieſem Standpunkt konnte auch noch der an der Elbe befindliche Theil des Cracauer Angers beſtrichen werden. Die Wichtigkeit dieſes Punkts erhellet daraus noch mehr, daß eine Feſtſetzung des Feindes auf dieſer Spitze, ſo lange dieſe Batterie exiſtirte, unmöglich gemacht wurde, welches jedoch dem Feinde ohne dieſe Vorkehrung möglich war, da der bey der Thurmſchanze vorbeyfließende Arm der Elbe, vermöge ſeiner Sichtigkeit, einen Uebergang nicht ſchwer machte. Die gute und zweckmäßige Benutzung dieſes Punkts ſpringt dadurch noch mehr ins Auge, daß der Feind von hieraus, wenn er den Werder herauf marſchirte, in die Gorge der Thurmſchanze gelangen, und ſelbige in Beſitz nehmen konnte.

Um auch dem Feinde einen Angriff auf dem Commandantenwerder von der Seite von Bucau zu erſchweren, wo nicht unmöglich zu machen; ließ er drey Schanzen aufwerfen, wovon die links, den Cracauer Damm, den daneben fließenden Arm der Elbe, und den vor dieſer Schanze liegenden Platz des Commandantenwerders beſtrich; die rechts aber einen Theil des Marſches und die darauf befindliche Schleuße, wie auch einen Theil des davor liegenden Werders; und die dritte, welche nach der Art der ſägeförmigen Verſchanzungen angelegt war, die beyden andern Schanzen ſowohl, wie auch das vorliegende Terrain und die genannten Theile der beyden erſten Schanzen vertheidigte. Die Anlegung dieſer Schanzen war von groſſer Wichtigkeit, da der Feind von der Seite von Bucau auf Kähnen einen Uebergang leicht wagen, ſich alsdann theilen, mit der einen Hälfte den Angriff auf den Marſch, mit der andern aber auf dem Commandantenwerder machen, daſelbſt ohne dieſe Schanzen ſich der langen Brücke, und auf dieſem Wege der Thurmſchanze (wo ſie in die Gorge derſelben gelangten) wie auch der Citadelle leicht bemächtigen konnten. Sie brauchten nicht einmal den Angriff auf die Thurmſchanze zu unternehmen, ſondern bloß einen kleinen Trupp zur Deckung des Rückzugs und zur Beobachtung der Thurmſchanze daſelbſt zurücklaſſen, da die Thurmſchanze, wenn ſie ſich in den Beſitz der Citadelle befanden, von ſelbſt fallen mußte, weil letztere die Thurmſchanze ſowohl, wie auch die Stadt dominirt. Die Aufbringung der dazu erforderlichen Anzahl von Kähnen wäre ihnen nicht ſchwer geworden, da ſie die in Schönebeck ſich gewiß befindenden Salzkähne hierzu gebrauchen konnten. Ueberhaupt wäre ihnen bey der großen in Magdeburg und der umliegenden Gegend herrſchenden Schifffahrt die Herbeyſchaffung derſelben ſehr leicht geweſen, wenn auch dieſer Fall nicht eingetreten wäre. Unter dem Schutz der Nacht, und bey der gewohnten ſchnellen Entſchloſſenheit der Franzoſen in Ausführung ihrer Pläne, wäre der glückliche Erfolg ihres Unternehmens gewiß nichts Unmögliches geweſen. Nur durch die Anlegung dieſer Schanzen wurde es unmöglich, da ſie nicht nur allein in ein raſantes kreuzendes Feuer dieſer Schanzen; ſondern auch in den dahin ſeſtehenden Theil der Citadelle und der Thurmſchanze kamen. In den Gräben der Schanzen ſollten noch Paliſſaden geſetzt, und ſelbige damit geſchloſſen werden. Der Commandantenwerder war eben und eine Wieſe, alſo die Wirkung des Geſchützes am mörderiſchten. Die Wegnahme dieſer Schanzen war demnach für ſie faſt unmöglich, zum wenigſten nicht ſo leicht, und erforderte Zeit. Man war daher im Stande, Hülfe aus der Stadt oder der Thurmſchanze dahin zu ſenden, und den Angriff abzuſchlagen; das Reſultat davon wäre der gänzliche Verluſt aller zu dieſer Expedition gebrauchten Leute franzöſiſcher Seite geweſen, da ihnen der Rückzug durch einen Ausfall aus der Citadelle von der Marſchſeite abgeſchnitten werden konnte.

Eine Piketwache, aus Schützen beſtehend, befand ſich noch in dem auf dem Commandantenwerder an der Elbe befindlichen kleinen und lebendigen Holze; auf dem Marſch aber ein Cavalleriecommando, um von einem unternommenen Uebergange ſogleich unterrichtet zu werden. Dieſe Arbeiten geſchahen alle während der Blokade.

Als nun die Franzoſen Magdeburg von Bucau bis zur Neuſtadt eingeſchloſſen hatten; ſo verſuchten ſie den nächſten Abend einen Angriff auf die Neuſtadt, welcher aber abgeſchlagen wurde. Den andern Morgen erneuerten ſie ſelbigen auf dieſer Seite, wurden aber wieder mit Hinterlaſſung von Todten, Bleſſirten und einigen Gefangenen abgeſchlagen. Hierbey verdient wegen des guten Benehmens und wirklich bewieſener Bravour das dritte Musquetierbataillon von Kleiſt, unter dem Commando

mando des Majors und Ritter des Verdienſtordens, Herrn von **Holwedell**, rühmlichſt erwähnt zu werden. Es war daſſelbe gewiß über 4 Stunden im Feuer geweſen, hatte ſich zuletzt verfeuert, und glücklich den Angriff abgeſchlagen. Durch dieſes gegebene gute Beyſpiel und den glücklichen Erfolg wurde jede Bruſt mit Hoffnung und Muth erfüllt, und ein rührender Anblick war es, die Freude der guten Neuſtädter darüber zu ſehen, welche mit Entzücken über ihre Errettung Alles, was ſie in dieſem Augenblick an Lebensmitteln und Branntewein aufbringen konnten, unaufgefordert zur Stärkung der braven Krieger darbrachten. Dieſes Officiercorps hat durch ſein Betragen ſich gewiß ein bleibendes Denkmal in den Herzen der Neuſtädter errichtet! — Dem erwähnten Major war auch die Vertheidigung der Neuſtadt ſpeciell aufgetragen worden, da er mit ſeinem Bataillon daſelbſt einquartirt war.

An dieſem Morgen kam die franzöſiſche Cavallerie zum Vorſchein, welche am Krökenthor links des Bendertſchen Gartens ſich auf einer Diſtanz von 3 bis 4000 Schritt blicken ließ, und durch kleine abgeſchickte Abtheilungen auf der Seite nach dem Ulrichsthor in dieſer genannten Entfernung ſich hinzog. Das Hauptcorps blieb aber auf dem genannten Platz links des Bendertſchen Gartens halten.

Der Artillerielieutenant **Velt** von der Veſtungsartillerie-Compagnie des Herrn Majors von **Hüſer**, welcher ſchon früher ſich als einen braven Krieger bewieſen haben muß, da er als Unterofficier die goldene Medaille erhalten hatte, befand ſich mit einem Ingenieurofficier auf einem am Krökenthor liegenden Werke, wovon man alles deutlich ſehen und bemerken konnte. Als nun dieſe beyden über die Diſtanz überein gekommen waren; ſo wurde die auf dem Werke befindliche Haubitze geladen, von ihnen gemeinſchaftlich gerichtet, und auf den Haupttrupp abgefeuert. Sie hatten auch nach Abfeuerung deſſelben die große Freude zu ſehen, daß die Haubitze in den Haupttrupp einſchlug, und ihn auseinander ſprengte. Hierauf wurden ſogleich die einzelnen Trupps zuſammengezogen, und dem Haupttrupp bis auf einen kleinen davor bleibenden Theil einverleibt. Unter dieſer Zeit wurde die nämliche Haubitze wieder geladen, und eine ſolche Elevation gegeben, daß ſelbige recochettiren mußte. Ein abermaliger glücklicher Erfolg war das Reſultat davon, indem ſelbige in den kleinen und großen Trupp einſchlug. Hierauf erfolgte der Abmarſch der Cavallerie, welche ſich meines Wiſſens während der ganzen Blokade nicht wieder blicken ließ. Der erwähnte Artillerielieutenant verdient beſonders wegen ſeines thätigen und muſterhaften Betragens und des Geiſtes, von welchem er während der Blokade beſeelt war, rühmlichſt erwähnt zu werden. Bey dieſer Erinnerung wird mein ganzes Weſen, beſonders durch die Betrachtung mit Wehmuth erfüllt: was Magdeburg in dieſem Zuſtande hätte leiſten können, und was es geleiſtet hat! —

Das Erzählte iſt meines Wiſſens das Merkwürdigſte, was ſich während der ganzen Blokade ereignet hat, und wobey die Garniſon Gelegenheit hatte, den edeln Geiſt zu zeigen, von dem ſie beſeelt war. Die übrigen Alarmirungen, die anfänglich faſt alle Nächte geſchahen, waren nur von Patrouillen veranlaßt worden, die entweder ſehen wollten: ob die Beſatzung munter oder ſchläfrig ſey, oder wo die ausgeſtellten Poſten ſtanden? Es war dieß alſo blos Recognoscirung der Veſtung. Dieß iſt um ſo wahrſcheinlicher, da dieß jedesmal an einem andern Ort geſchah. Die Abſicht des Feindes konnte hierbey auch die ſeyn: die Garniſon dadurch zu fatiguiren, da beſonders ſie von dem guten Erfolg hiervon, durch Hörung der anfänglich jedesmaligen Schlagung des Generalmarſches, unterrichtet wurden. Als dieß aber in der Folge unterblieb; ſo hörten auch ihre Alarmirungen nach und nach auf. Auch am Tage verſuchte der Feind einen Angriff auf Kloſterberge; allein er wurde jedesmal abgeſchlagen, und war ohne Erfolg.

Der Rittmeiſter Damm, Commandeur des daſelbſt ſtehenden Huſarencommandos, erhielt auch einmal den Befehl zum Fouragiren. Er führte auch ſolches glücklich aus, und brachte aus den auf der Seite der Thurmſchanze liegenden Dörfern das Beabſichtigte herein. So geſchahen auch einige Ausfälle, die aber wegen des unbedeutenden Erfolgs weiter keiner Erwähnung verdienen.

Während der Blokade wurden noch Arbeiter, mit Aexten verſehen, unter einer Bedeckung zur Fällung der vor dem Sudenburger- und Ulrichsthor befindlichen Bäume herausgeſchickt, damit der Ausſicht der Veſtung und der beabſichtigten guten Wirkung des Geſchützes nichts im Wege ſtände. Dieß wurde auch glücklich ausgeführt. Hierbey iſt die nothwendig gewordene Demolirung des Kloſterbergen-Gartens hauptſächlich zu bedauern.

Ein für jeden gefühlvollen Mann erſchütternder Anblick war in der einen Nacht die Anzündung des auf der Seite der Thurmſchanze ohnweit derſelben befindlichen Dorfs Cracau. In dieſem Dorfe ſtand von uns ein Piquet von 40 Schützen. Die Franzoſen, welche glaubten, daß wir Lebensmittel aus dieſem Dorfe zögen, wollten uns dieſe Reſſource entziehen. Sie griffen daher in der einen Nacht das Dorf mit überlegener Macht an drey verſchiedenen Seiten zugleich an, und warfen unſere Schützen. So wie ſie nur einen Fuß breit von dem Dorfe gewonnen hatten, zündeten ſie die Häuſer durch bey ſich führende Pechkränze an, und auf dieſe Art ſtand faſt in einem Augenblick das ganze, wirklich ſchöne Dorf in Flammen. Wie ſie ihre Abſicht erreicht hatten, zogen ſie ſich zurück. In der Dunkelheit der Nacht nahm ſich das Feuer fürchterlich ſchön aus, und das Klaggeſchrey der Einwohner des Dorfes, mit dem Gebrülle des ohne Führer herumirrenden, und von dem Schießen, großen Feuer und dem Geſchrey wild gemachten oder brennenden Viehes, kontraſtirte auf eine fürchterliche Art! — Das Herz blutete einem bey den Klagen der ihres Eigenthums Beraubten, und an dem Thore der Thurmſchanze Schutz Suchenden, welchen man anfänglich, nach der einmal eingeführten Maxime, die Aufnahme in der Veſtung nicht geſtatten wollte; doch die Menſchlichkeit öffnete, als keine Gefahr damit verknüpft war, endlich dem leidenden Mitbruder das Thor! —

Einige Feuer wurden auch aus der Veſtung an verſchiedenen Tagen in den auf der Seite von Kloſterberge und dem Krökenthor liegenden Dörfern bemerkt. Ob dieſe aus Verſehen der Franzoſen herausgekommen waren, oder ob letztere ſie mit Willen angelegt hatten, bin ich nicht im Stande mit Gewißheit zu ſagen.

Die Vertheidigung der Thurmſchanze war dem Generalmajor von Schack aufgetragen (unter die andern Generals war die Veſtung auch vertheilt), welcher Commandeur des Regiments Graf von Tauenzin, und nach Abtretung des Bayreuthſchen mit dem Reſte des Regiments zur Beſetzung Magdeburgs beſtimmt worden war. Er verdient wegen ſeiner daſelbſt getroffenen guten Einrichtungen und bewieſenen Thätigkeit einer beſondern Erwähnung. Auch ſoll derſelbe ſeine Stimme zu der Uebergabe von Magdeburg nicht gegeben haben. Als ein kleines unbedeutendes Individuum des Ganzen, habe ich nicht Gelegenheit gehabt, mich hiervon ſelbſt unterrichten zu können, und erwähne dieß blos nach dem hiervon Gehörten. Auch muß ich den Hauptmann Graf v. Seuſel und den Lieutenant von Führer, beyde in dem Regimente Graf von Tauenzin, welche ich unter dieſer Zeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wegen ihrer Talente und Brauchbarkeit erwähnen.

Den 8. November 1806, Nachmittags um 3 Uhr, bekam der auf dem Commandantenwerder mit Anlegung der drey ſchon beſchriebenen Schanzen beſchäftigte Ingenieurofficier, auf Befehl des Gouverneurs, durch den Ingenieur de la Place den Befehl zugeſchickt: mit der Arbeit aufzuhören, und das königl. Handwerkszeug an den gehörigen Ort wieder abzuliefern. Die nun ſchon auf den 11. November des genannten Jahres beſtimmte Uebergabe ſollte jedoch noch geheim gehalten werden, um eine Revolte von den Gemeinen zu verhüten, welche zu fürchten war, da ihnen die ſcharfen Patronen noch nicht abgenommen waren. Den 9ten wurde der Befehl zur Abnahme und Ablieferung der ſcharfen Patronen gegeden, und den 11ten des Morgens geſchah die Uebergabe der Veſtung.

Ich glaube mit Wahrheit behaupten zu dürfen, daß der Augenblick der Uebergabe gerade in dem Zeitpunkte eintrat, wo ſich Magdeburg in dem ſtärkſten Vertheidigungszuſtande befand. Denn die noch nothwendig zu machen geweſenen Arbeiten waren theils ſchon beendigt, theils ihrer gänzlichen Beendigung nahe, welches der Fall auch bey den drey auf dem Commandantenwerder angelegten Schanzen war. Der Anſchluß der linken Schanze an der ſägeförmigen mittelſten Schanze, ſo wie die Schließung der Gorge derſelben, war durch Paliſſaden geſchehen, wie auch ein Theil in den davor liegenden Graben geſetzt. Die dritte, rechts der ſägeförmigen Schanze, wäre den Tag, an welchem der Ingenieuroffizier aufhören mußte, mit den Graben und der Bruſtwehr fertig geworden, und nur einen, höchſtens anderthalb Tag, und die gänzliche Schließung mit Paliſſaden und Setzung derſelben in den Gräben wäre vollendet geweſen.

Was die Lebensmittel in Magdeburg betrifft; ſo habe ich Grund zu glauben, daß ſolche noch vorräthig geweſen ſind, da man aus Mangel des Hafers den Pferden Korn gab, und daher dieſe Getraideart in hinlänglicher Quantität vorräthig geweſen ſeyn muß, indem es außerdem unverantwortlich geweſen wäre, dieſes zum Lebensunterhalt nothwendige Produkt den Menſchen zu entziehen, und den Pferden zuzuwenden, da doch auf erſtere zur Haltung Magdeburgs hauptſächlich reflectirt werden mußte. Trat der Fall ein, daß in den Mehlmagazinen kein Mehl zur Backung des Brodes mehr vorräthig war; ſo war man durch den Beſitz von Korn im

Stande, wieder Mehl zu erhalten, da bekanntlich auf der Elbe bey Magdeburg eine Menge Schiffmühlen ſind, welche das erforderliche Mehl auch während des eintretenden Bombardements zu liefern im Stande waren. Durch Placirung derſelben in dem Hauptſtrom der Elbe, welcher zwiſchen der Stadt und der Citadelle fließt (wo ſie ſich dann in dem Schutze der Stadt und der Citadelle befanden), konnten ſie ungeſtört mahlen. Man war daher durch Abſchaffung der in Magdeburg befindlichen Pferde, welche man todeſtechen laſſen konnte, dieſes Getraideprodukt zu konſerviren im Stande. Dieſes Verfahren wurde durch den großen daraus entſpringenden Vortheil des Staats: die längere Haltung Magdeburgs, nothwendig und pflichtſchuldig! — Konnte nicht auch der Genuß des Fleiſches der geſunden Pferde ein Mittel mehr zur längeren Haltung Magdeburgs abgeben? — Es hat die Geſchichte einiger Belagerungen zur Gnüge bewieſen, daß dieß kein Phantom iſt! — Dieſes Nämliche gilt auch von den überflüßigen darin befindlichen Officierpferden, und ich bin überzeugt, daß dieſe kleine Aufopferung ein Jeder mit willigem Herzen ſeinem guten Monarchen dargebracht hätte. In eine Verlegenheit konnte man deshalb nie kommen, weil man die in hinlänglicher Anzahl bey den Bürgern zu findenden requiriren konnte.

Um das Getraide wieder zu erſetzen, konnte man auch den Weg einſchlagen: daß man alle in der Stadt befindlichen Schüttboden revidiren ließ, und das darauf vorräthig gefundene Getraide in Beſchlag nahm. Bey dem großen in Magdeburg herrſchenden Getraidehandel wäre man vielleicht dadurch zu keiner geringen Quantität von Getraide gelangt, und der gewiß lobenswerthe Zweck hätte die getroffene Maaßregel geheiligt! —

Das Waſſer konnte der Veſtung auch nicht entzogen werden, alſo die zwey Hauptartikel des menſchlichen Lebens: Brod und Waſſer, war zur längern Haltung Magdeburgs da. und was den dritten Artikel, das Salz betrifft; ſo war dieß gewiß auch bey den daſigen Kaufleuten zu finden. Auch wurde noch den Tag vor der Uebergabe an die Garniſon-Gemüſe und Branntewein ausgetheilt.

An Munition fehlte es gewiß auch nicht, zum wenigſten in dieſem Augenblick! — Und ich habe Urſache zu glauben, daß dieſes in einer großen Quantität vorzufinden geweſen iſt, da in dem daſigen Laboratorium ſchon ſeit dem Ausbruche des Kriegs von Rußland und Oeſtreich gegen Frankreich mit Thätigkeit gearbeitet wurde. Hat nicht die Folge des Kriegs bewieſen, daß die Franzoſen zur Fortſetzung deſſelben die erforderliche Munition aus den übergegangenen Veſtungen erhalten haben, und dadurch in den Stand geſetzt wurden, unſere Mitbrüder damit zu tödten? —

Nach meinen Kenntniſſen und nach meiner Einſicht konnte die Veſtung durch einen Sturm, womit durchaus eine Ueberrumpelung verknüpft werden mußte, um eine denkbar-mögliche Gelingung des Unternehmens für ſich zu haben, in dem Augenblicke der Uebergabe nicht genommen werden, und ſie war nur durch eine förmliche Belagerung zu bekommen. Um dieß zu beweiſen, will ich blos die Menge der Außenwerke anführen. Der Feind erlitt dadurch einen großen Aufenthalt und Zeitverluſt, und derſelbe war immer, wenn er auch durch die Nachläſſigkeit der Wachen, die liegenden Werke im bedeckten Wege eingenommen hätte, noch der frühzeitigen Entdeckung ſeines Vorhabens, und dann einem rechts- und linksflankirenden mörderiſchen Kartätſchenfeuer bey einem jeden zu ſtürmenden Werke ausgeſetzt, wobey das kleine Gewehrfeuer der Infanterie und ihre körperliche Stärke in Gebrauchung des Bajonets gar nicht einmal in Anſchlag gebracht iſt. Zu der Mißlingung des Sturms kömmt nun noch dieß, daß jetzt die Garniſon ſich nicht allein Kenntniß von dem Orte, ſondern auch von der Veſtung verſchafft hatte. Ein jeder wußte ſogleich bey einem entſtehenden Lärm ſeinen Verſammlungsort, und dann den Ort in der Veſtung, wo er zur Hülfe und Unterſtützung des gedrängten Theils hingeſchickt wurde, zu finden.

Daß die Franzoſen bey der Blokade und Uebergabe der Veſtung noch kein Belagerungsgeſchütz hatten, erhellet daraus, weil ſie die Stadt nicht bombardirten, und während der ganzen Zeit iſt meines Wiſſens nur eine einzige Granate in eines der am Hauptwalle des Ulrichsthors befindlichen Häuſer gefallen, und hat nicht den geringſten Schaden angerichtet. Dieſe Granate wurde auch an den Artilleriemajor von Häſer gebracht, welcher ſie entzweyſchlagen ließ, um die Füllung derſelben zu unterſuchen.

Durch Deſertion zweyer Artilleriſten und durch Verrath derſelben, wurde in der einen Nacht auch nach dem einen Theile, wo zur ſchnellern Vertheilung ein kleines Pulvermagazin angelegt worden war, ſtark geſchoſſen. Allein die Feinde erreichten ihre Abſicht nicht, und um in der Folge Unglück zu vermeiden; ſo wurde dieſes an einen andern Ort hingebracht. Als die Feinde ſahen, daß ſie auch hier ihren Zweck nicht erreichten; ſo unterblieb auch dieß in der Folge. Nach der Uebergabe der Veſtung kam von Halle erſt Belagerungsgeſchütz an, welches ich, da ich mich gerade auf dieſem Wege befand, ſelbſt geſehen habe, und welches in 6 8 Haubitzen beſtand. Der Anblick des begierigen und freudigen Herfallens der franzöſiſchen Artilleriſten über das wirklich ſchöne in Magdeburg befindliche Geſchütz, beugte ſehr nieder, und vollendete die Zerknirſchung. –

Die eigentliche Stärke der dienſtthuenden Garniſon war 14.400 Mann, und ich muß bey dieſer Gelegenheit noch bemerken, daß ich wegen meines geringen Standpunkts und angewieſenen und ſtets gebundenen Wirkungskreiſes, nicht habe Alles überſehen können; daher ich auch vielleicht noch Einiges den Gang der Blokade Betreffendes anzuführen, und in das gehörige Licht zu ſtellen, nicht im Stande war. Jedoch ſchmeichele ich mir die Hauptſachen angeführt zu haben.

Was den Gouverneur eigentlich zu der ſchnellen Uebergabe der Veſtung bewogen hat, dieß, ſo wie noch vieles Andere, muß die Zeit aufhellen. —

Um ſo überraſchender war dieſelbe für einen Jeden, da er ſich anfänglich ſehr brav benommen hatte, und daher auch nicht der entfernteſte Gedanke an eine nahe Uebergabe aufſteigen konnte. Ich ſelbſt bin bey einer Gelegenheit, da ich mich mit in ſeinem Gefolge befand, von ſeinem anfänglich guten Benehmen Augenzeuge geweſen.

Ehe die geſchlagene Armee bey Magdeburg ankam, kamen ſchon einige Tage vorher Verſprengte und Bagage von verſchiedenen Seiten angezogen. Ein anſehnlicher Theil der Bagage mit Munitions-, Kaſſen und Medicinwagen war ſchon früher über die Elbe gegangen, und kam daher von der Seite der Thurmſchanze auf Magdeburg zu. Von der Thurmſchanze wurde dieß ſchon in einer weiten Entfernung bemerkt, und einige von unſern Huſaren, welche mit verhängten Zügeln angeſprengt kamen, zeigten an, die Franzoſen wären im Anmarſch. Die Thurmſchanze ließ darauf Generalmarſch ſchlagen, worauf die Citadelle folgte. Dieß wurde nun von der Wache ſogleich dem Gouverneur gemeldet, welcher ſich darauf in eigener Perſon nach der Thurmſchanze begab, und den Wachen, welche voreilig die Stadt alarmirt hatten, derbe Verweiſe gab. Seine Aeußerungen und Tröſtungen bey dieſer Gelegenheit ſchienen einen trefflichen Geiſt anzudeuten. Er blieb nicht nur in der Thurmſchanze, ſondern begab ſich auch vor das Thor ſelbſt, und verweilte daſelbſt ſo lange, bis er ſich perſönlich überzeugt hatte, was es eigentlich war; worauf er die Befehle, die Bagage und andre mitkommende Wagen betreffend, ſogleich ertheilte. Noch mehr ſetzt aber ſein Benehmen bey der Zuſammenkunft mit dem franzöſiſchen Generalfeldmarſchall Ney über die Uebergabe in Erſtaunen, wo er denſelben geantwortet haben ſoll, als derſelbe von der Uebergabe zu ſprechen anfing: ob er ihm weiter nichts zu ſagen hätte? Wäre dieß der Fall; ſo könnte er mit ihm nicht weiter mehr ſprechen! Worauf er ſein Pferd auf dem Fleck umgewandt haben und fort geritten ſeyn ſoll. Dieß habe ich von einem Augenzeugen gehört, welcher den Ruf eines glaubwürdigen Mannes hat.

So wie ich gehört habe, ſoll die Capitulation von Prenzlow ihn dazu bewogen haben, welche ihm die Hoffnung eines Entſatzes benommen hat. Der franzöſiſche Generalfeldmarſchall Ney ſoll ihm bey der dritten Zuſammenkunft durch Stellung einiger preußiſchen Officiers, welche von da zurückgekommen waren, und auf ihr Ehrenwort die Wahrheit der Capitulation verſichern mußten, davon unterrichtet haben. Ob dieß aber, wenn auch die Urſache der Uebergabe dieſe genannte wirklich wäre, ihn hierzu hätte bewegen dürfen, und ob es ſich mit den Pflichten eines Gouverneurs vertrug? — iſt eine andere Frage, deren Beantwortung ich jedem denkenden, und von den Pflichten eines Gouverneurs unterrichteten Leſer überlaſſe. — Zwar würden, ich geſtehe es aufrichtig, durch ein endlich eintretendes Bombardement der Stadt, viele bis jetzt wohlhabende Leute vielleicht an den Bettelſtab gekommen ſeyn, welches hauptſächlich die Kaufleute getroffen hätte, die auf dem daſigen Packhof über Millionen an Werth liegen gehabt haben ſollen; allein die Betrachtung: ob der Staat bloß der einzelnen Individuen wegen exiſtirt, oder die Einzelnen des Staats wegen? — hätte meines Erachtens einer reiflichern Erwägung verdient, und ſeinen

Entſchluß beſtimmen müſſen! — Ich zum wenigſten glaube, daß es beſſer iſt: Einzelne leiden, als das Ganze, da beſonders dieſelben durch Erhaltung des Ganzen wieder entſchädigt und aufgeholfen werden können. Auch ſchon die Reflection, daß durch Haltung Magdeburgs der Feind in ſchnellern Fortſchritten gehemmt, und eines Theils ſeiner Stärke beraubt würde, daher weniger unſerem Könige entgegenſtellen konnte, mußte ihn eines Beſſern belehren. Die andern Veſtungen hätten ein gutes Beyſpiel erhalten, und würden dadurch zur Nachahmung angefeuert worden ſeyn. Zugleich wäre der Vortheil für ſie daraus entſprungen, daß ſie mehr Zeit zur Treffung beſſerer Maaßregeln erhielten, um einen hartnäckigen Widerſtand leiſten zu können. Geſetzt, der Fall wäre eingetreten, daß Magdeburg ſich länger gehalten hätte; ſo glaube ich, daß man dadurch auch im Stande geweſen wäre, zur Vertheidigung Schleſiens kraftvollere Anſtalten zu treffen, und der ſchnelle Fall einiger Veſtungen wäre vielleicht nicht erfolgt! — Möge der, oder die, welche in der Lage waren, dieſes Unglück vom Staat und den dadurch früher mit gewordenen Unglücklichen abzuwenden, am Throne des Höchſten Gründe zur Rechtfertigung finden! —

Schrecklich war es, die Verzweiflung eines Jeden zu ſehen, welche Einige durch Worte an den Tag zu legten ſuchten; indeß Andere ſtill und in ſich gekehrt, mit ſtarrem auf den Boden geheftetem Blick, den wüthendſten und nagendſten Schmerz im Buſen herumtrugen, ihr Daſeyn im Stillen verwünſchten, und mit dem gütigen Schöpfer zürnten, daß er ſie nicht durch die erſte feindliche Kugel ihres elenden und quaalvollen Daſeyns beraubt, und ſie dadurch ehrenvoll von dieſem Schauplatz abgerufen hätte! — Gewiß, viele wußten in dieſem Augenblicke nicht, wovon ſie vielleicht mit ihrer Familie in der Folge leben ſollten! — Die größte und ſchmerzhafteſte Wunde war aber die: nun aller Gelegenheit beraubt zu ſeyn, ſeine bey dem Staat und dem Könige habende Schuld durch Vergießung ſeines Bluts und Darbringung ſeines Lebens abtragen zu können. Nochmals ſage ich: ſchrecklich war dieſer Anblick, und die gänzliche Auflöſung aller, bis jetzt exiſtirten Lande! —

Gräßlich war auch an dem Morgen der Uebergabe der Anblick der Gemeinen. Sie betranken ſich, ſie weinten, ſie ſchimpften und zerſchlugen die Kolben an den Gewehren. Durch das lange Halten auf ihren Verſammlungsörtern hatten ſie Gelegenheit dem Trunk ſich zu ergeben, da ſie ſich dadurch eine freudenvollere Anſicht der kommenden Dinge zu verſchaffen, und die innere Folter zum Schweigen zu bringen ſuchten.

Der letzte, aber härteſte Augenblick für die Officiers erſchien endlich: die Uebernahme der Truppen von den Franzoſen! Bekanntlich waren bloß die eingebornen und verheiratheten Magdeburger von der Transportation nach Frankreich befreyt, von den andern Regimentern aber den Officiers nur einige zu ihrer Bedienung nöthige Leute, unter dem Namen der Bedienten, herauszuziehen erlaubt. Als das Letztere geſchah, wollten alle mit gehen, und einige ſuchten durch den Ausruf: ich habe Weib und Kind zu Hauſe! zu der Auswahl ihrer zu bewegen. Nur die Gewalt der Franzoſen vermochte ſie zurückzuhalten, und die Officiers mit thränenden Augen von ihnen zu trennen. Sie gingen nicht, ſondern ſie flogen von dieſem erſchütternden Anblick, als wenn ſie von einem böſen Geiſt verfolgt würden, um des Kontraſtes ihres innern Gefühls mit der von franzöſiſcher Seite bey dieſer Gelegenheit gemachten Muſik überhoben zu werden. Einige, die ſich hatten losmachen können, waren auch gar nicht mit gegangen, und hatten ſich dadurch dieſes Anblicks gänzlich überhoben. Die Vorſicht laſſe einen jeden nie mehr in dieſe Lage kommen, und die hierin gemachte Erfahrung die letzte ſeines Lebens ſeyn! — Das Andenken hieran wird gewiß bey einem jeden bis zum letzten Hauche ſeines Lebens ſtets lebendig bleiben! —

Der Sohn des Gouverneurs, welcher als Stabs-Capitain bey dem Prinz Louis Ferdinandſchen Regiment ſtand, hatte ſchon in der Garniſon den Ruf eines tüchtigen Soldaten. Daß er dieſen Ruf mit Recht hatte, hat er auch durch Erhaltung ſeiner ſchweren Verwundung bewieſen. Sonſt ein ſchöner kraftvoller Mann, lag er jetzt entſtellt und kraftlos in dem Hauſe ſeines Vaters auf dem Krankenlager, wo man anfänglich an ſeinem Aufkommen zweifelte. Gewiß hat dieſer brave Mann die Schmerzen ſeiner Wunden vor dem Schmerz der Uebergabe nicht gefühlt, und er wird gewiß, wenn ſich ihm in der Folge eine Gelegenheit darbietet, den dadurch auf ſeinen Namen geworfenen Schatten verſchwinden machen, und den alten Glanz deſſelben wieder herſtellen! —

Um nun noch den allgemein herrſchenden Geiſt zu beweiſen, welcher unter den in Magdeburg befindlichen Officier-Corps zu finden war; ſo werde ich noch einige Vorfälle, wovon ich ſelbſt Augenzeuge geweſen bin, bekannt machen.

Ein alter Obriſt (das Regiment iſt mir entfallen) war, da man das Traktament anſtatt für zwey Monate, nur für einen auszahlte, welches gegen das anfängliche Verſprechen des Gouverneurs lief, nebſt mehrern Officiers zu ihm gegangen, um dagegen Vorſtellungen zu machen, und die Möglichkeit der Auszahlung des Traktaments für den andern Monat zu bewirken. Der Gouverneur begegnete ihm gerade, als er aus ſeinem Hauſe in den Hof trat. Der Obriſt führte das Wort. Als dieſer Mann ſein und der übrigen Officiere Anliegen vorbrachte; ſo vergaß der Gouverneur gegen denſelben die ſchuldige Achtung; worauf er aber zur Antwort erhielt: Wenn Ew. Excellenz einem das Meſſer an die Kehle ſetzen; ſo wird man gezwungen, zu ſprechen!

Bey Gelegenheit der Austheilung der Capitulation vor der Uebergabe, welche durch den einen Adjutanten und in der Stube, wo man durch eine vom Fürſtenwall dahin führende Brücke kommen kann, geſchah, entſtand in ſeiner Gegenwart ein Gedränge, welches dadurch veranlaßt wurde, daß ſich ein jeder von den in der Capitulation enthaltenen Punkten und ſeinem künftigen Geſchicke unterrichten wollte. Dieß nahm er abermals übel, und meynte, daß es gegen die ihm bis jetzt noch ſchuldige Achtung wäre. Die Antwort hierauf aber war: daß er ja ſelbſt ſie alle jetzt gleich gemacht hätte! Zuletzt entfernte er ſich. — Er hatte alle Achtung dergeſtalt verloren, daß bey ihm in die Stube gegangen, und während des Geſprächs mit ihm Sachen unternommen wurden, die niemand aus Achtung und Ehrfurcht in Gegenwart des Vorgeſetzten unternimmt, und er harte Bitterkeiten anhören mußte. — Selbſt die Drohung: daß er ſie arretiren, und der franzöſiſchen Behörde überliefern würde, war nicht im Stande, ihn gegen Sottiſen zu ſchützen, und hätte er nur entfernte Miene gemacht, dieſe Drohung in Wirklichkeit übergehen laſſen zu wollen; ſo glaube ich überzeugt ſeyn zu dürfen, daß eine Revolution entſtanden wäre, und er gewiß zum letztenmal das Tageslicht erblickt hätte. Auch frugen einige, als er den Officiers die Capitulation und die

Uebergabe der Veſtung bekannt machte: muß denn kapitulirt werden?! – Von einigen erſcholl auch bey ſeinem nachherigen Erſcheinen der Ausruf: Stecht den H . . . . . . t todt!

Der Ingenieur de la Place, Hauptmann v. K., hat ſich nicht allein vor der Blokade als ein thätiger und dienſtfertiger Mann bewieſen, ſondern auch während derſelben. Er war Tag und Nacht bemüht, ſeinen unter ihm ſtehenden Officiers das beſte Beyſpiel zu geben. Mit Hintenanſetzung ſeiner ſelbſt und aller anderweitigen Rückſichten vergeſſend, war die ſtrenge Erfüllung ſeiner Pflichten das Ziel, nach welchem er ſtrebte. So manche Nacht hat er mit ſeinen Officiers in der Wohnung des Gouverneurs zugebracht, um bey einem eintretenden Nothfalle ſogleich bey der Hand zu ſeyn, und die zweckmäßigſten Gegenanſtalten treffen zu können. War dieß nicht der Fall; ſo war er gewiß, wenn die Ruhe unterbrochen wurde, immer einer der erſten, welche ſich von der Veranlaſſung hierzu unterrichtete, und dem Gouverneur Rapport machte. Ich weiß es, daß er einigemal gebeten wurde, ſich zu ſchonen, da von ſeiner Erhaltung doch vieles abhinge, und er überzeugt ſeyn könnte, daß, wenn etwas vorfiele, er davon ſogleich unterrichtet werden würde. Allein nichts konnte in der Erfüllung und in dem in ſeiner Seele feſtſtehenden Begriffe ſeiner Pflichten nur eine kleine Verminderung hervorbringen.

Als der auf dem Commandanten-Werder die Arbeit führende Ingenieur-Officier zu ihm kam, um ihn zu benachrichtigen, daß er den zugeſchickt bekommenen Befehl in Ausübung gebracht, und das Königliche Handwerkszeug abgeliefert hätte; ſo fand ihn derſelbe in einer ſolchen Verzweiflung über die Uebergabe, daß er wie ein Kind weinte, und ſich beynahe die Haare ausraufte. In dieſem Augenblicke hätte ihn der Verfaſſer jener Briefe ſehen ſollen, und er hätte gewiß, von dieſem Anblick gerührt und erſchüttert, das unrichtige und grundloſe Urtheil über dieſen Mann nicht gefällt. Hier konnte man den Menſchen in ſeiner wahren Geſtalt erblicken, wo das herrſchende innere Gefühl wie ein anſchwellender Strom den Damm durchbrach, und rein und lauter ſich darſtellte.

Die Antwort, welche er dem Gouverneur auf die Zumuthung, die Capitulation zu unterſchreiben, gab:

daß man ihn vorher nicht gefragt hätte, ob Magdeburg ſich halten könnte, enthöbe ihn dieſer Verpflichtung, und er würde daher auch nicht unterſchreiben! — ſtellt ihn ſchon in ſein gebührendes Licht. Bey dieſer Gelegenheit entzweyte er ſich mit dem Gouverneur, und um des fernern Anblicks deſſelben überhoben zu ſeyn, erklärte er ſich krank und hielt ſich zu Hauſe. — Den nach ihm folgenden Ingenieur-Officier bat er: wenn der Gouverneur noch etwas zu befehlen hätte, alsdann zu ihm zu gehen. Meines Wiſſens iſt er auch nur zu demſelben gegangen, als ſeine Gegenwart bey der Uebergabe des Archivs durchaus nothwendig war.

Da der Ingenieur de la Place noch nie in einer ſolchen Thätigkeit, geſchweige denn Direktor und oberſter Anordner von ſolchen Arbeiten geweſen war, und demohnerachtet die bekannt gemachten zu Stande brachte; ſo enthält wahrlich gegen den Willen des Verfaſſers die Aeußerung auf der 76ſten Seite im erſten Briefe: „Gewiß hätten drey der erfahrenſten Ingenieure ihre Arbeit daran gehabt, alles in gehörige Ordnung zu bringen,“ ein ſehr großes Lob für ihn.

Ungern habe ich die alte Wunde ſo aufgeriſſen, und nur die Ueberzeugung von der Pflicht hier ſprechen zu müſſen, hat mich allein hierzu bewegen können. Zuletzt entſteigt noch der aufrichtige und herzliche Wunſch meiner vollen Seele: daß dieſer Mann der letzte ſeyn mag, dem man auch in der Folge vielleicht noch unter einem vielverſprechenden ſchönen Titel erſcheinenden Schriften dieſer Art, unverdienter Weiſe, ſeinen bis jetzt mit Ehren geführten Namen zu beflecken ſucht! —

J . . . . W. v. D.

Nachricht an das Publikum.

Der Wunſch, dem Publikum die längſt verſprochenen nothwendigen Beylagen vorzulegen, vermochte mich, mehrere der neueſten und merkwürdigſten Thatſachen und Bemerkungen unſerer Zeit noch zurückzuhalten; jedoch verſpreche ich, dieſe im dem nächſten Bande der Vertrauten Briefe mitzutheilen.

Der Verfaſſer der Vertrauten Briefe.

Nothwendige Beylagen

zu dem

fünften Theile der Vertrauten Briefe.

Domainenweſen im Oſt- und Weſtpreußiſchen Departement.

Die Benutzungsart iſt hier in der Regel die Zeitpacht. Jedoch werden auch entfernte Vorwerke oder einzelne Parzellen in Erbpacht gegeben, wobei man den Canon in Getraide und dieß zum Marktpreiſe beſtimmt: dieſer Preis iſt 30 Jahr lang feſt und beſtimmt, und wird alsdann von neuem nach einem Durchſchnitt von 30 Jahren regulirt *).

In Altpreußen iſt man ſchon weit in der Cultur der Aemter vorgerückt, und das Departement hat nicht vor langer Zeit eine Inſtruction erlaſſen, wonach die Veranſchlagung geſchehen ſoll, darnach werden dieſelben vermeſſen und claſſificirt. Den Feldmeſſern wurden ſachverſtändige Oekonomie-Commiſſarien beigegeben, welche die Ackerclaſſen ſowohl als die Bonität der Wieſen beſtimmen mußten.

Der Boden wird nicht nach der ihm gegebenen Cultur beſtimmt, d. h. nach dem Maaße der Düngung, welches er enthält, ſondern nach der urſprünglichen Verſchiedenheit. Der nehmliche Fall iſt es bei den Wieſen und Hutungen. Das Winterfutter beſtimmt den Viehſtand, und die Sommerweide; iſt Ueberfluß daran, ſo vermehrt man durch ſie die Aecker; iſt Mangel, ſo legt man vom Acker zu, und erſetzt das fehlende durch künſtlichen Futterbau. Die Beſtimmung des Betriebsviehes geht voran, demnächſt nimmt man das Nutzvieh erſt nach Maaßgabe des Winterfutters an.

Die auf dieſe Art geſchehene Claſſification iſt bei jeder künftigen Veranſchlagung die Baſis. Der Veranſchlags-Commiſſarius ſetzt nun darnach die mögliche Düngung nach dem zu haltenden Viehſtand feſt und beſtimmt hiernach principienmäßig Einfall und Körnerertrag beim Acker.

In der Regel wird die Dreifelder-Wirthſchaft angenommen, und nur dann eine andere der Veranſchlagung zum Grunde gelegt, wenn jene ganz unzweckmäßig ſeyn würde.

---

*) Darüber iſt Krug vom National-Reichthum nachzuleſen.

Der verſchiedene Boden regulirt die Ackerclaſſen. Man rechnet zur erſten Claſſe:

1) Schwarzen Thon oder Lehm und die ſchwarze Dammerde, welche ein Gemiſche von Thon, Kalk und Kieſel enthält, lockerer iſt wie Lehm und mehr gebunden iſt wie Kies, und einen Beiſatz zerſtörter vegetabiliſcher Beſtandtheile enthält;

2) den grauen Lehm und die graue Dammerde, wenn ſolche mehr Lehm als Sand enthält, ſo auch den braunen Lehm, wenn er mit Dammerde und nicht mit zu vielen Kiestheilen vermiſcht iſt.

Zur zweiten Claſſe gehört:

1) Der gemiſchte rothe und gelbe, ſo wie der braune ſprokkige kieſelhaltige Lehm;

2) der graue und ſchwarze Grand oder ſogenannter Mittelboden, der halb aus Lehm und Erde, halb aus Grand oder Sand beſteht.

Zur dritten Claſſe gehört der leichte Boden, in dem überwiegend mehr Sand als Lehm iſt.

Zur vierten Claſſe nimmt man Torf- und Moorerde und gemiſchten kalten, weißen, blauen Schluf, der quellhaltig iſt, an.

In der erſten Claſſe nimmt man ad 1 mehr Einfall auf den Morgen wie ad 2, jedoch weniger auf den erſten wie auf den zweiten Dünger an, da man auf das Beſtauden der Frucht rechnet. Man nimmt den Einfall des Weizens geringer wie des Roggens an, ſtärker iſt er aber am Sommer- wie am Wintergetreide mit Ausnahme der Erbſen zu berechnen.

In der zweiten Claſſe wird ad 1 der Einfall ſo ſtark wie in der erſten Claſſe ad 1 berechnet. Eben ſo verfährt man damit ad 2.

In der dritten Claſſe nimmt man den Einfall ſtärker, wie in allen übrigen Claſſen bei friſcher Düngung an. Bei abnehmender Düngung ſoll aber auch der Einfall abnehmen.

In der vierten Claſſe wird der geringſte Einfall und zwar nach Maaßgabe der Düngung berechnet.

Man iſt in dieſen Principien wegen Beſtimmung des Einfalls dem

Magazin für Oekonomen und Cameraliſten von Löwe und Brieger p. 16 und 132.

Thaers Einleitung zur Kenntniß der engl. Landwirthſchaft 3 B. p. 235 und 453.

gefolgt. Man läßt aber auch von der Regel Abweichungen zu, wo es die Localität erfordert, wo z. B. beſondre Lage einen

Verluſt der Saat nach ſich zieht durch Vielheit der Steine, u. ſ. w.

Der Einfall wird in der Regel angenommen erſte Claſſe ad 2 in die erſte und zweite Miſttracht pro Morgen magdeb. Weizen 1 Scheffel 2 Metzen, Gerſte 1 Scheffel 6 Metzen; Ertrag beim Waizen 6½ Korn, bei der Gerſte das 6te Korn, 3te und 4te Tracht Roggen 1 Scheffel 4 Metzen Einfall, 5½ Korn Ertrag, Gerſte 1 Scheffel 8 Metzen Einfall, 5¼ Korn Ertrag, Erbſen 1 Scheffel 2 Metzen Einfall, 5¼ Korn Ertrag.

2te Claſſe ad 2 in die 1ſte und 2te Miſttracht Weizen 1 Scheffel 4 Metzen Einfall, 6 Korn Ertrag; Gerſte 1 Scheffel 6 Metzen Einfall, 6tes Korn Ertrag; 3te und 4te Tracht, Roggen 1 Scheffel 6 Metzen Einfall, 5 Korn Ertrag, Haſer 1 Scheffel 8 Metzen Einfall, 5½ Korn Ertrag.

3te Claſſe erſte und zweite Tracht, Roggen 1 Scheffel 8 Metzen Einfall, 5 Korn Ertrag; Gerſte 1 Scheffel 8 Metzen Einfall, 4½ Korn Ertrag; 3te und 4te Tracht, Roggen 1 Scheffel 6 Metzen Einfall, 4 Korn Ertrag; Haſer 1 Scheffel 8 Metzen Einfall, 4 Korn Ertrag.

4te Claſſe in weißſchlufigem Boden 1ſte und 2te Tracht, Roggen 1 Scheffel 8 Metzen Einfall, 4 Körnerertrag; Haſer 1 Scheffel 6 Metzen Einfall, 4 Körnerertrag; 3te und 4te Tracht, 1 Scheffel 3 Metzen Einfall an Roggen, 3 Körner Ertrag; Haſer 1 Scheffel 6 Metzen Einfall, 3 Korn Ertrag.

Bey den Wieſen rechnet man

Zur erſten Claſſe

Niederungen, die im Frühlinge und Herbſt überſchwemmt werden, und die den Boden No. 1 der erſten Ackerclaſſe haben. Man nimmt pro Morgen ſolcher Wieſen 20 bis 22 Centner Heu an.

Zur zweiten Claſſe

gehören Fluß- und ſonſt gut gelegene zweiſchnittige Wieſen, wenn ſie einen Lehmboden haben, man nimmt pro Morgen 14 — 16 Centner Heu an.

Zur dritten Claſſe

zählt man ſolche Flußwieſen, die zwar zweimahl gehauen werden, aber nicht nahrhafte Grasarten erzeugen; ingleichen tiefgelegene Feldwieſen, die einen Lehmgrund haben. Man nimmt pro Morgen 8 — 12 Centner Heu an.

Zur 4ten Claſſe

rechnet man ſolche Flußwieſen, die zwar an Gewäſſern, aber doch ſo hoch liegen, daß ſie keiner Bewäſſerung empfänglich ſind, und die keinen ſonderlichen Boden haben; ingleichen hohe kaltgründige unebene, oder die einen Torf- und Moorgrund haben. Man rechnet hier 6 Centner pro Morgen.

Dieß ſind übrigens Regeln, und iſt den Oekonomie-Commiſſarien nachgelaſſen, nach Umſtänden davon abzugehen, dieſe Baſis aber nie zu verlaſſen.

Was das Betriebsvieh und Winterfutter betrift: ſo rechnet man in 1ſter und 2ter Claſſe des Bodens, wo derſelbe ¾ Lehm enthält, auf 60 Morgen einführiges Pflügen in allen Feldern geradedurch 2 Ochſen und 2½ Pferd. Wenn nämlich eine Ackerfläche 300 Morgen enthält, ſo beträgt Winter- und Sommerfeld 200 Morgen, hierin werden nach Maaßgabe der claſſificirten Beſtandtheile angenommen:

30	Morgen	zu	Weizen 4fuhrig	macht	zu	beſtellen	120 Morgen.
70	—	—	Roggen 3fuhrig	—	—	—	210 —
50	—	—	Gerſte 3fuhrig	—	—	—	150 —
20	—	—	Erbſen 1fuhrig	—	—	—	20 —
30	—	—	Hafer 2fuhrig	—	—	—	60 —
							560 Morgen.

Dieſe durch 100 dividirt geben 5½ Paar Ochſen oder 11 Ochſen zur Bearbeitung der 300 Morgen und auf die nämliche Art ſind die Pferde zu berechnen.

In der nämlichen Claſſe, worinn der Lehm die Hälfte ausmacht, rechnet man auf 120 Morgen 2 Ochſen und 2½ Pferd.

In der 3ten und 4ten Claſſe werden auf 140 Morgen 2 Ochſen und 2½ Pferde gerechnet. Hier wird aber das Betriebsvieh erhöhet, wenn der Boden aus weißem und blauem Schluf beſteht.

Im allgemeinen werden auf 10 Ochſen und 10 Pferde ein Ochſe und ein Pferd zur Reſerve angerechnet, auf 4 Stück Geſpann-Pferde aber ein Füllen, und auf 4 Stück Ochſen ein Stück Jungvieh, welches im Ertragsanſchlage abgeſetzt wird.

Wenn bei einem Vorwerke ganz vorzüglich viele und entlegene Wieſen ſind, wird hierauf Rückſicht genommen, und mehr Betriebsvieh deßfalls angenommen. Zur ungefähren Norm dient in dieſem Fall zur Regel: Bey Wieſen 1ſter und 2ter Claſſe wird auf 10 bis 15 Morgen, je nachdem mehr oder weniger zur 1ſten oder 2ten Claſſe gehören, bei Wieſen der 3ten Claſſe auf 16 — 20 Morgen, und bei Wieſen der 4ten Claſſe auf 21 — 26 Morgen im Durchſchnitt jeder Claſſe 1 Pferd angenommen und hiernach die Vergleichung angeſtellt, ob die im Ganzen wegen des Ackerbaues ausgemittelte Anzahl von Betriebspferden zur Wieſenbearbeitung zureicht.

Bei der Beſtimmung des Strohbedarfs nimmt man an: daß auf 3½ Scheffel Ausſaat bei den erſten Ackerclaſſen ein Stück Großvieh, in der 3ten auf 4½, in der 4ten, ſo wie bei z. B. neunjährigem Lande, nur auf 5 — 6 Scheffel Ausſaat ein ſolches gehalten werden könne.

Jedes Fuder Heu wird in der Regel zu 12 Centner gerechnet. An Heu nimmt man auf jedes Pferd vom October bis May, je nachdem ſolches aus der 1ſten, 2ten, 3ten oder 4ten Claſſe iſt, 8 — 10 — 12 Pfund täglich an, außerdem 1 Metze Hafer, dafür wird der taxmäßige Preis von dem Total-Ertrag abgeſetzt. Vorkommenden Falls, wenn der Hafer nicht reicht, wird Roggen nach dem Verhältniß von 9 zu 16 vergütigt, oder ein Vorwerk muß das andre hierbei übertragen.

Auf jeden Ochſen werden vom 1ſten März bis 1ſten May 3 Monat täglich nach demſelben Maaßſtabe der Beackerung 15 — 20 Pfund Heu gerechnet, und findet dieß nur Ermäßigung, wo Untergeſpann Statt findet.

Der Regel nach werden daher auf jedes Ackerpferd 1 bis 2 Fuder Heu zu 12 Centner à 110 Pfund, auf einen Ochſen 1 bis 1½ Fuder Heu gerechnet. Auf jede Kuh 12 Centner, auf jedes Stück Jungvieh und Füllen 3 — 4 Centner. Auf 100 Schaafe 8 — 10 Fuder Heu, 10 Stück Schaafe werden in Rückſicht des Strohs, und 2 Stück Jungvieh einem Stück Großvieh gleich gerechnet.

Auf jeden Deputanten wird eine Kuh, auf 30 Kühe ein Bulle gut gethan, 4 — 6 Pferde werden dem Beamten bei einer Pacht über 2000 Thlr. frei gehalten.

Zwei Maſtochſen balancirt man im Strohfutterbedarf mit 2 Stück Großvieh; Heu wird für dieſe nicht ausgeworfen. Auf 2 bis 6 Ohm Branntwein (wenn welcher fabricirt wird) rechnet man einen Maſtochſen, 3 bis 4 Maſtſchweine compenſiren mit einem Maſtochſen.

Zum Dachdecken wird nach Maaßgabe der vorhandenen Ackerclaſſen etwas Stroh nach Umſtänden ausgeworfen, und wo es an Stroh fehlt, an Heu Ueberfluß iſt, wird von letzterm zugelegt, und von erſterm ein Abzug gemacht. Bei Weiden und Hutung wird an Koppeln, Roßgärten und zur Weide eingeräumten Wieſen 3ter Claſſe ein Morgen Weideland pro Stück Großvieh gerechnet; 3 — 6 und 9jähriges Land wird ebenfalls zur Schaafweide angenommen. Jedoch werden zu leichterer Weide- und Düngungsberechnung 10 — 15 bis 20 Stück Schaafe oder Schweine nach Verhältniß der Größe oder Kleinheit dieſer Thiere und nach Verſchiedenheit der Beſchaffenheit der Wieſen auf 4 bis 6, auf 6 bis

8, oder nach Befinden auf 8 bis 10 Morgen auf ein Stück Großvieh berechnet.

Schaafe und Schweine werden beſonders aufgeführt, indem nur auf die erſtern, nicht aber auf die leztern bei Berechnung des Winterfutters und der Düngung Rückſicht genommen werden darf.

Bei Waldhütung wird gewöhnlich zur Weide auf 1 Stück Großvieh gerechnet.

1) an Ellern und Weidenbrüchen und wenig beſchatteten Laubholzwäldern 1 — 3 Morgen,

2) in Laubholzwäldern, die ſtark beſchattet werden, 3 — 4 Morgen,

3) in Tannenwäldern, desgleichen Birken und Fichten 4 — 6 Morgen. Im Fall eines ſtarken Wuchſes wird ¼ und ⅓ in Abzug gebracht.

In Separathutungen wird bei nahrhaftem obgleich kurzem Graſe, und wenn ſie Wieſen 2ter und 3ter Claſſe gleich zu achten ſind, 1 Morgen, bey Wieſen 4ter Claſſe 2 Morgen auf 1 Stück Großvieh angenommen. Bey Wieſen 1ſter Claſſe nur ½ Morgen. Die Anzahl der anzunehmenden Morgen auf 1 Stück Großvieh vermehrt ſich nach Verſchiedenheit der Qualität von 1 bis 6 Morgen.

Im Fall ſich Weid-Intereſſenten finden, muß darauf Rückſicht genommen werden. Im übrigen wird jedem Deputanten 1 Kuh, und dem Inſtmann 1 — 2 Stück Großvieh, 2 — 4 Schaafe oder Schweine auf der Weide gut gethan.

Beim Kleebau wird ½ Morgen pro Stück Großvieh gerechnet, auf 1 Pferd aber 1 Morgen; jedoch wird jedes künſtlich erzeugte Futterkraut nur in der Brache angenommen.

Wenn obiger Anſchlag gemacht, und deshalb Beweiſungsprotokolle aufgenommen worden, ſo wird darauf der Ackeranſchlag begründet, den man einer 12jährigen Pacht zum Grunde legt.

Die Ordnung dieſes Anſchlags beſteht:

1. In dem Vermeſſungs-Reviſions-Regiſter,
2. in dem Reviſions-Protokolle des Conducteurs,
3. in dem Acker-Claſſifications-Regiſter,
4. deſſelben von den Wieſen,
5. in der Nachweiſung von dem Betriebsvieh.
6. in der Nachweiſung vom Winterfutter-Vorrath.
7. Bonitirungs-Regiſter der Weideländereien.
8. in der Nachweiſung der Vieh- und Hutungs-Intereſſenten.
9. im Claſſifications-Protokoll.

10. in der Nachweiſung der Vorwerksgebäude,
11. in dem Inventarium der Obſtbäume,
12. das Vieh-Inventarium,
13. das Beweiſungs-Protokoll,
14. Detail der anzunehmenden Düngung,
15. Acker-Claſſifications-Düngungs-Ausſaats- und Ertrags-Tabelle,
16. Extracte aus den Getreide- und Heu-Manualien.
17. Dienſt-Regiſter.
18. Arrende-Anſchlag.
19. Balance des anſchlagsmäßigen Getreideertrags und des nach No. 16 ausgemittelten Gewinns gegen die Reſultate der Manualien.

Die Regiſter über Ausſaat, Ertrag und Düngung werden nur noch zur Information, nie aber zur Grundlage der Anſchläge angenommen und vom Beamten nicht als richtig beſchworen. Dieß geſchieht nur noch bey den Behufs der Brau- und Brennerey, ingleichen kleiner Arrende-Stücken zu führenden Regiſtern.

Die Düngung wird nach dem ausgemittelten Viehſtande berechnet, und zwar auf das Stück Großvieh 10 vierſpännige Fuder Wintermiſt pptr. 25 Cubic-Fuß, und 15 ſolcher Fuder auf 1 Morgen in allen Claſſen ſelbſt auf Kleekoppeln angenommen. Für den Sommer nimmt man 4 — 6 Fuder an, und rechnet hierbey 2 Stück Jungvieh, 10 — 20 Schaafe auf 1 Stück Großvieh. Im Winter aber ſtets nur 10 Schaafe auf 1 Stück Großvieh. Ein Maſtochſe wird für 2 Stück Großvieh angerechnet.

Beym Hordenſchlag nimmt man auf 100 Schaafe 2, 3 bis 4 Morgen zu bedüngen an. Das Verhältniß richtet ſich darnach, in welchem Dünger die Felder liegen, in 3 oder 6jährigem. Der ausgemittelte Dünger beſtimmt die zu bedüngende Fläche und wieviel alſo mager bleiben wird, wieviel Saatland jährlich aus jeder Ackerclaſſe in die 1ſte, 2te, 3te, 4te Claſſe fallen wird.

Sodann wird nach Anleitung der allgemeinen Principien der Körnereinfall, und die ſich daraus ergebene ſämmtliche Ausſaat in jeder der vorgefundenen Ackerclaſſen beſtimmt. Dann wird bei einer jeden Getreidegattung der Körnerertrag feſtgeſetzt. Dabei iſt es Regel:

daß der Erbau jeder Getreideart (nach Abzug der Saat) von verſchiedenen Erdarten und Ackerflächen einer Claſſe ſich gleich iſt, und ſtets bei dem ſchwächern Einfall ein höherer, und im entgegen geſetzten Fall ein geringerer Ertrag angenommen wird.

Das 3, 6 und 9jährige Land wird morgenweiſe veranſchlagt und zwar das erſtere zu 6, das zweite zu 3, das dritte zu 2 Gulden pro anno.

Bei den Teichen wird, wenn ſolche beyzubehalten ſind, der Ertrag des darin zu ſäenden Getreides nach eben den Principien, wie beim Ackerlande nach der Bonität des Bodens beſtimmt; der Ertrag der Fiſcherei aber wird nach dem Verhältniß der darauf für Setzlinge und Saamen und anderweitig zu verwendenden Koſten, ingleichen des bei dem Verkauf der Fiſche in der Gegend gebräuchlichen Preiſes beſtimmt.

Wird eine andre als die Dreifelder-Wirthſchaft zweckmäßig gefunden, ſo wird ein doppelter Anſchlag gefertiget, ſowohl von der alten als projectirten neuen Wirthſchaft.

Außer Weizen, Roggen, Erbſen, Gerſte, Hafer und ſtatt letztern Buchweizen wird keine Feldfrucht veranſchlagt.

Die Preiſe werden pro Scheffel Weizen zu 20 ggr.
Roggen „ 16 „
Erbſen „ 16 „
Gerſte „ 12 „
Hafer „ 8 „
angenommen.

Zur Berechnung der Wirthſchaftskoſten iſt feſtgeſetzt: daß bei dem ausgemittelten Ertrage bis 5 Körner nach Abzug der Saat, die Hälfte des Ertrags zum Wirthſchaftskorn angenommen wird; von 5 bis 7 Körner Ertrag muß der Commiſſarius unterſcheiden, ob der bei weitem überwiegende Theil des Vorwerks in ſtrengem oder leichtem Boden beſteht. Im erſtern Falle wird auch die Hälfte des Ertrags angenommen, im letztern nur der vierte Theil. Der nämliche Fall tritt ein, wenn ohngefähr die eine Hälfte aus mildem (weder ſtrengem noch leichtem) Boden, die andre aber zum größten Theil aus leichtem, zum geringſten aus ſtrengem Boden beſteht. Wenn jedoch bei einer ähnlichen Vorausſetzung (daß bei einem Vorwerk weder der ſtrenge noch der leichte Boden entſchieden überwiegt), nachdem der milde Boden ausgeworfen worden, von dem, was übrig bleibt, nur der geringere Theil leicht, der größere aber ſtrenge befunden würde, ſo iſt alsdenn in der Art zu verfahren, daß bei ſtrengen Ackerflächen bis zu 7 Korn Erbau immer die Hälfte, und bei den übrigen von dem Erbau über 5 Korn immer nur ¼ zur Wirthſchaft berechnet wird. Bei dem Ertrage über 7 Korn wird in allen Fällen nur ¼ des mehrern Körnerertrags zum Wirthſchaftskorn gezogen.

Alles Ackerland, welches der Pachter als Gartenland an Inſtleute abgiebt, wird als Vorwerksländerei veranſchlagt.

Im Falle, wo dieſe Methode unpaſſend wäre, und darnach ein zu hohes oder zu niedriges Wirthſchaftskoſten-Quantum herauskäme, wird eine förmliche Berechnung der Wirthſchaftskoſten angelegt, und ſolche dem Pachter vergütet.

Bei dergleichen Berechnungen werden die Sätze der Ausgabe nach dem wahren Verhältniß angenommen, und das damit zu vergleichende Wirthſchaftskorn wird nach dem Marktgetreide-Preis berechnet.

Da nach dieſen Principien der Grund und Boden, und nicht die Induſtrie, veranſchlagt wird, wie ſolcher vernünftiger Weiſe ſtets bewirthſchaftet werden muß, dieſe Abſchatzung auf einen Zeitraum von 18 Jahren ſich erſtreckt, ſo wird ein nach dieſem Zeitraum durch eine neue Abſchätzung entſtandenes Plus nur zur Hälfte angerechnet, die andre Hälfte zur Belohnung. Jeder Pacht-Termin erſtreckt ſich übrigens auf einen ſolchen Zeitraum. Jedoch muß, wenn jene Hälfte Pachtern zu Theil wird, das Plus 15 Procent des erſten Netto-Ertrags ausmachen.

Alle Gärten werden mit 1 Thlr. 8 Gr. pro Morgen angeſetzt; die der Deputanten kommen mit 16 gr. in Anſchlag.

Da die Wieſen nicht beſonders veranſchlagt werden: ſo wird die auf oben beſchriebene Art nach Maaßgabe des Futterbetrags feſtgeſetzte Zahl des Nutzviehes nach Abzug des Betriebsviehes zum Grunde eines Anſchlages angenommen, die Einnahme und Ausgabe berechnet, und der Netto-Ertrag beſtimmt. Iſt mehr Heu, wie verfüttert werden kann, vorhanden, ſo werden die Wieſen zum zweiten Schnitt auch im Ertrag angenommen. In dieſem Fall dient der ausgemittelte Werth vermietheter Wieſenflächen zum Maaßſtabe des Ertrags.

Ein Gegenſtand der Veranſchlagung ſind nur Rind-, Schaaf-, Schwein- und Federvieh. Die Anzahl des Jungviehes wird immer zur Hälfte des Kuhſtammes angenommen.

Die Kuhpacht richtet ſich nach dem mit dem Kuhpachter abgeſchloſſenen Contract, oder nach den in der Gegend allgemein geltenden Sätzen. Zur Beſtreitung der Ausgaben wird ¼ und auch nach Umſtänden ⅓ der Pacht abgerechnet. Bei dieſem letztern Verfahren, welches in der Regel nur dann zuläßig iſt, wenn mehr als die Hälfte des angeſchlagenen Viehſtammes dem Beamten eigenthümlich gehört, muß ſich der Beamte die Abſetzung des etwa vorhandenen lebendigen Inventarii zu jeder Zeit, wenn ſolche für gut gefunden werden ſollte, gefallen laſſen. In der Regel kann nie ⅓ des fehlenden Heufutters durch Stroh ausgeglichen werden. Das Jungvieh wird mit ¼ der Kuhpacht angenommen, jedoch nach einem feſten Satz, welcher von ½, ¾ bis 1 Thlr. ſteigt, je nachdem einer von dieſen Säzen ſich dem gedachten Sechstheil am mehrſten nähert. Auf Märzvieh wird nichts in Ausgabe gebracht, eben ſo wenig Küchenkühe zur Speiſung des Geſindes.

Bei der Schaafzucht wird das gewöhnliche Schaaf oder Landvieh gleich dem veredelten, in ſofern auf 100 Stück der höchſte Saz des Heu-Quantums mit 10 Fuder gerechnet werden, mit 37½, andernfalls mit 30 Groſchen Preußiſch oder 8 ggr. das Stück gerechnet.

Schweine- und Federvieh-Zucht wird mit 1½ Procent vom Ackerertrage und der Rindviehzucht, und mit 3 Procent vom Ertrage der Brennerei berechnet. Zur Weide wird dem Beamten für jede 16 gr. der Pacht ½ Morgen Brachweide gut gethan.

Für Wohnungsmiethe der Vorwerksgärtner wird 1 Thlr. für jeden, für eine Getreidefuhre 16 gr. in Einnahme geſezt.

Bei der Brauerei werden die mit den Schenkbüchern und Kerbſtöcken verglichenen Regiſter zum Grunde des Anſchlags angenommen, darnach wird die Tonnenzahl nach einer 6 oder 9jährigen Fraction ausgemittelt, und alsdann geprüft, wie hoch der reine Ertrag pro Tonne im ordinairen Debit nach dem lezten Anſchlage zu ſtehen kommt. Je nachdem nun dieſer Profit 1 Thl. 16 gr. beträgt, wird derjenige von 5 zu 8 gr. Preußiſch ſteigende Saz, welcher den erwähnten ausgemittelten Profit nicht übertrift, zur Norm des Ertrags angenommen. In der Regel wird jede Tonne mit 1 Thlr. 12 ggr. und der extraordinaire Debit mit 12 bis 16 gr. pro Tonne angenommen, welche debitirt wird. Im Fall Beamter die nöthige Gerſte ganz oder zum Theil kaufen muß, kann der im Anſchlage auszubringende Gerſten-Preis auf 52½ bis 60 gr. Preuß. erhöhet, oder der fixirte Profit pro Tonne um 15 bis 20 gr. ermäßiget angenommen werden.

In ähnlicher Art wird bei der Brennerei verfahren. Der gewöhnliche Saz pro Ohm wird mit 8 Thlr. und 1 Thlr. für Schlampe, der extraordinaire Debit zu 2 bis 3 Thlr. angeſezt.

Wilde Fiſchereien werden licitirt, oder nach den beſtehenden After-Pachtcontracten angenommen.

Bei der Ziegelei werden die Manualia zum Grunde gelegt, und 20 Procent vom Verkaufs-Preis in Ertrag gerechnet.

Bei der Kalkbrennerei wird eben ſo nach der Fraction der Tonnenzahl verfahren und werden gleichfalls 20 Procent des Verkaufs-Preiſes angenommen.

Bei Kähn- und Brückenzöllen verfährt man wie bei der wilden Fiſcherei.

Die Mühlen ſind vererbpachtet und iſt Beamter hierbei bloßer Rendant.

Bei einem regelmäßigen Verfahren kann nie ein ſo hoher Ertrag ausgemittelt werden, daß das dem Pachter beſtimmte Surplus in 18 Jahren nicht hinreichend ſeyn ſollte. Im Fall dieß dem Commiſſarius nicht ſo ſcheinen ſollte, ſo muß er bei Anwendung der Veranſchlagungsgrundſätze zwar auch diejenigen Pachtbedingungen berückſichtigen, welche im allgemeinen königlichen Pächtern zur Pflicht gemacht worden ſind, und wobei dasjenige zum Grunde gelegt wird, was ſie dem Pachter wirklich zu ſtehen kommen. Damit aber bei Anwendung dieſer Principien die Gerechtigkeit der Sache beurtheilt werden könne, ſo muß Commiſſarius in einem beſondern Protokoll dagegen auch die Vortheile balanciren, welche dem Beamten bey der Kuhpacht und den Getreide-Marktpreiſen zu gute kommen. In ſolchen Fällen, wenn es wegen des ſchlechten Cultur-Zuſtandes und der vorgefundenen ſchlechten Wirthſchaft eines Vorwerks, ohne Druck des Beamten nicht möglich ſeyn ſollte, den für die Folge mit Sicherheit zu erwerbenden Ertrag ſogleich zum Maaßſtabe der Arrende zu nehmen, bleibt es dem Einrichtungs-Commiſſarius, oder bei der von der Cammer zu bewirkenden Reviſion des Anſchlags, dem Reviſor überlaſſen, Vorſchläge wegen einer anfangs ermäßigten und allmählig ſteigenden Arrende zu machen; ſo daß ſie entweder von 6 zu 6 Jahren, oder in der zweiten Hälfte der Pacht-Periode erhöhet wird.

Wenn der Beamte die Ausführung von Meliorationen aus eignen Mitteln übernimmt; ſo iſt der Ertrag davon nicht eher ſicher, als bis er für alle ſeine Auslagen entſchädigt ſeyn kann; und wenn dazu die größere Hälfte der Pacht-Periode erforderlich wäre, im Laufe dieſer Periode ſolche gar nicht zu veranſchlagen. Im letztern Falle iſt jedoch der Regel nach dieſerhalb ein geräumiger Termin mit der Beſtimmung in dem Pacht-Contract aufzunehmen, daß der Beamte, inſofern er bis dahin die Melioration nicht bewirkt haben ſollte, gehalten iſt, den Ertrag zu erfüllen, den die Melioration, wenn ſie ausgeführt wäre, leiſten würde. Dieſer Ertrag iſt daher zu dem gedachten Behuf vorläufig zu beſtimmen und genau auszumitteln. (Man ſehe die beigefügte Tabelle.)

Bei der Cammer-Reviſion von dem neuen Ertrage eines Amtes iſt nach der Auslage eine tabellariſche Ueberſicht von der Veranſchlagung der zum Amte gehörigen Vorwerke auszuarbeiten, woraus die Poſitionen, welche bei den Grundlagen der Veranſchlagung angewandt worden, und der Zuſammenhang des ganzen Verfahrens, ſo wie deſſen Reſultate aus dem Ertrage ſich dergeſtalt ergeben, daß ſowohl die in Rückſicht jener Puncte angeſtellten Vergleichungen mehrerer Vorwerke eines Amtes unter ſich, als auch

Tabellariſche Ueberſicht von der Veranſchlagung der Vorwerke des Amtes N. N.

Grundlagen der Veranſchlagung.

Namen des Amtes und der dazu gehörigen Vorwerke, ingleichen Angabe der Wirthſchaftsart.	Flächen-Inhalt der dazu veranſchlagenden Ländereien.										Reſultate der Claſſification der Aecker-, Wieſen- und Weide-Ländereien, in Hinſicht																		
											auf die Ländereien ſelbſt.											auf das zu haltende Vieh						
	An Aeckern		An Wieſen		An Weideländereien		An Gärten		Summa des totalen Flächen-Inhalts ohne Gewäſſer, Unland und Bauſtellen		Von dem zu veranſchlagenden Säe-Lande (excl. der 6 und 9jährigen) den Wieſen (incl. der Brache) ſind angenommen zur								Zum Futterkräuterbau ſind in der Brache beſtimmt	Zur morgenweiſe ſeparaten Veranſchlagung ſind aufgenommen		Auf 1 Stück Großvieh ſind zu Winterfutter und Hutung angenommen per fractionem			An Großvieh ſind angenommen		In Summa können ausgefüttert werden, nach großem Vieh gerechnet	auf die jährliche Düngung.
											1ſten Claſſe		2ten Claſſe		3ten Claſſe		4ten Claſſe					zu Stroh und Heu		zur Hutung	zu freier Weide	zu freiem Viehfutter		
																						Säeland	Wieſen	Weide				
	Mg.	□R.	Mg.	□R.	Mg.	□R.	Mg.	□R.	Mg.	□R.	Mg.	□R.	Mg.	□R.	Mg.	□R.	Mg.	□R.	Mg.	Mg.	□R.	Mg.	Mg.	Mg.	St.	St.	St.	Morg.
Amt N. N. 1. Vorwerk N.	1124	174	.	.	.	.	.	.	.	.	351	169½	68	103¼	212	128	116	135¾	62⅔ der Brache	.	.	2¼	.	.	44	7	212	187⅓ facit ⅙ des ganzen Ackers
In dem neuen Anſchlage iſt die bisherige Eintheilung in drei Felder beibehalten und ſind darin vorzüglich Vorſchläge zur Cultur der Weideländereien gemacht worden.			251	30	.	.	.	.	.	.	.	.	136	52	23	.	72	20	.	.	.	.	1⅛ oder 13 Ct. Heu		.	.	.	.
					391	72	.	.	.	.	57	176	145	8	149	97	371	61	.	.	.	.	.	3⅛				
							15	72	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
									1782 (excl. 168 Gewäſſer, Unland und Bauſtellen 60 44)		.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
2. Vorwerk N.																												

Univ. Bibl. München

Reſultate der Veranſchlagung.

Vom Ackerbau. Die Ausſaat iſt veranſchlagt: im Winterfelde	im Sommerfelde	Das baare Arrende-Quantum vom Ackerbau beträgt nach Abzug der Fütterungskoſten für die Arbeitspferde			thut pro Morgen Säeland (excl. des 6 u. 9jährigen und der Brache) per fractionem			Von der Viehzucht. Von den Kühen			Vom Jungvieh			Von den Schafen			An Schweine- und Federviehpacht			Summa der Pacht von der Viehnutzung			Von den Gärten			Summa des Ertrages vom Ackerbau der Viehzucht und der Gärten			thut pro Morgen der ganzen veranſchlagten Fläche in Ruſch und Buſch		Bemerkungen.
Schfl.	Schfl.	rtl.	gr.	pf.	rtl.	gr.	pf.	Stck.	thl.	gr.	Stck.	rtl.	gr.	Stck.	rtl.	gr.	tlr.	gr.	pf.	rtl.	gr.	pf.	rtl.	gr.	pf.	rtl.	gr.	pf.	rtl.	gr.	
479¼	513¾	1073	26	11½	1	38	14½																								Die angenommenen Körnererträge ſind bei dem Wintergetreide 6½, 6, 5½, 5, 4, 3; beim Sommergetreide 6 5½, 5, 4½. 4, 3½, 3.
.	.	.	.	.	.	.	.	77 à 4 rtl.	308	.	28 à 60 gr.	18	60	470 à 30 gr.	156	60	20	89	17	504	29	17									
.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	17	25	.	1594	81	10½	.	78	
Die beim Acker-Arrende-Quanto in Abzug gebrachten Fütterungskoſten betragen		191	39	4½																											
		1264	65	16½																											
														Die veranſchlagte Wohnungsmiethe						10	.	.									
														die Getreidefuhr-Pacht						15	30	.				25	30	.			
																										1630	21	10½			

die von einzelnen Vorwerken mit andern von ähnlichen wirthſchaftlichen Verhältniſſen erleichtert wird.

Wenn ſich bei der genauen Prüfung des Verfahrens ergiebt, daß die etwa ſtatt findenden Ungleichheiten nur anſcheinend ſind, und ſich die Gründe davon genau darlegen laſſen: ſo muß dieſes ſummariſch unter der Rubrik der Tabelle zu Remarken, in dem Cammer-Reviſions-Protokolle hingegen ausführlich geſchehen. Wenn aber gegen das Verfahren gegründete Ausſtellungen zu machen ſind, jedoch gegen die Claſſification an ſich in den Hauptſachen nichts eingewandt werden kann; ſo iſt bei der Reviſion der Cammer das Nöthige zu rectificiren, welches, wenn es nicht etwa bloß den Calcul betrift, mittelſt beſondrer Reviſions-Berechnungen und Anſchläge geſchehen muß. In dem darüber aufzunehmenden, dem General-Directorio mit den Einrichtungs-Acten zur Super-Reviſion einzureichenden Protokoll werden die vorgenommenen Abänderungen allzeit gerechtfertiget.

Was die Natural-Dienſtleiſtungen anbelangt, ſo hat man deshalb in Alt-Preuſſen folgende neue Grundſätze aufgeſtellt.

Es wurde der Anfang der Dienſtaufhebung nur in denjenigen Aemtern gemacht, wo wegen Stimmung der Bauern ein günſtiger Erfolg zu erwarten war. Man unterſuchte zur Erleichterung des Reluitions-Geſchäfts

1) welche Dienſte bisher von den Bauern jährlich geleiſtet worden waren,

2) welche davon das Amt entbehren konnte, und welche beibehalten werden mußten,

3) wie das Aequivalent zu beſtimmen ſeyn möchte.

Die Dienſtaufhebung erſtreckte ſich nur auf die Dominial- nicht aber auf die Gemeinde- und Landesherrlichen Dienſte, als Vorſpann-, Kriegs- und Lieferungsfuhren u. ſ. w.

Die Dominial-Dienſte wurden aber auch alsdann beibehalten,

1) wenn es der Wunſch der Unterthanen war;

2) wenn der Handdienſt von Taglöhner-Familien verrichtet wurde, die entweder keinen oder nur unbedeutenden Acker beſaßen;

3) wenn ſie in Holzfuhrdienſten beſtanden;

4) die Getreidefuhren, in ſoweit ſolches auswärts verkauft wurde. Jedoch fielen auch dieſe weg, wenn die Anwehr an einem ſchiffbaren Strome lag, und nicht beſondre Umſtände eintraten, daß ſolches mehr Getreide auszuführen hatte, als bei offnem, vom Eiſe befreitem Waſſer fortgeſchaft werden konnte;

5) die Fiſchereidienſte;

6) wurden die Dreſchgärtnerdienſte, wo ſie üblich waren, beibehalten;

Abgeſchafft wurden in der Regel:

1) Alle und jede Pflug- und Eggedienſte,

2) die Düngerfuhren,

3) die Malz-Brotgetreide- und Brantweinfuhren,

4) willkührliche Verſchickungen der Unterthanen auf eine beſtimmte Weite,

5) Schaafhordenfuhren,

6) die Tläcky-Dienſte, welche den Beamten berechtigten, bei herrſchaftlicher Beköſtigung und gegen Bezahlung von 3 gr. pro Mann und Tag die Unterthanen zu willkührlichen Wirthſchaftsdienſten gebrauchen zu können;

7) die Handdienſte in der Heu- und Getraideärnte, welche die Hubenwirthe leiſteten;

8) die Heu- und Aerntefuhren. Von dieſen wurden aber auch dann die erforderlichen Dienſte beibehalten, wenn wegen groſer Entfernung der Wieſen oder Größe der Vorwerke, der Erſatz durch Hofezüge unmöglich oder ſo koſtbar war, daß er durch die Bauern nicht übertragen werden konnte. Alsdenn wurden die Dienſte aber auch nur unter folgenden Modificationen beibehalten:

a) daß von einem Bauer nie mehr als 5 Spann- und eben ſo viel Handdienſte zur Diſpoſition beibehalten wurden;

b) daß in der Regel dieſe Dienſte nach Tagen beſtimmt wurden; doch konnten die Beamten dieſe Tage auch auf Plan-Schaarwerk regulirt erhalten, ſo daß ſolches auf die Getreide- und Heuärnte angelegt wurde. Ueber die nähern Beſtimmungen dieſer beibehaltenen Dienſte wurden Dienſt-Reglements erlaſſen.

c) Statt der bewilligt gebliebenen Geſpann-Dienſte kann der Beamte für einen Spanndienſt, der mit 2 Pferden geleiſtet wird, 2 Handdienſte, und wo er mit 4 Pferden und 2 Menſchen geleiſtet wird, 3 Handtage fordern.

d) zu dieſen beizubehaltenden Dienſten wurden die der Vorwerksäcker am nächſten liegenden genommen.

Statt der reluirten Handdienſte wurden dem Beamten ſo viele Familien angeſetzt, als er brauchte, um die nöthige Handarbeit dadurch erſetzt zu erhalten. Auf jede Familie wurden 2 arbeitende Perſonen gerechnet, wovon der Mann im Laufe eines Monats, zu 22 Dienſttagen, die Frau zu 15 Tagen gerechnet wird. Auf das Tagelohn, welches die neu anzuſetzenden Familien erhalten, wurde bei der dem Beamten feſtzuſetzenden Entſchädigung gar nicht Rückſicht genommen, es wurde nur darauf geſehen, daß demſelben die Quantität der nothwendigen Handdienſte durch anzuſetzende Arbeits-Familien beſchafft wurde. Auf eine jede anzuſetzende Familie wird ein Morgen Magdeb. Gartenland, aber nicht mehr gut gethan.

Statt der reluirten Geſpanndienſte wird dem Beamten der Abgang durch mehrere anzuſchaffende Geſpanne erſetzt. Es wird eine verhältnißmäßige Quantität Futter für die zum Erſatz nothwendig anzuſchaffenden Ochſen und Pferde abgeſetzt, und dem Beamten zu gute gerechnet, und die zum Zugvieh nöthige Fütterung von dem zur Fütterung des Nutzviehes verbleibenden Vorſchuß abgezogen. Eine Vergütigung an Stallgebäuden hat nicht Statt gefunden; denn die Stallung, welche für das Zugvieh zukommt, geht von der vorhandenen Stallung des Nutzviehes ab. Auch für die Knechte wird nichts gut gethan; denn ihr Unterhalt liegt ſchon im Wirthſchaftskorn.

Denjenigen Beamten, welche ſich bei Aufhebung des Schaarwerks willig beweiſen, ſollen ihre Pächte auf 12 bis 18 Jahre verlängert werden, und ſoll unter königl. Approbation dabei keine Anſchlagserhöhung Statt finden.

Um die königliche Caſſe für die Ausgabe zu entſchädigen, welche ſie dem Beamten für das aufgehobene Schaarwerk an Hand- und Geſpanndienſten leiſten muß, müſſen die Schaarwerksfreigewordenen Einſaſſen ein erhöhetes Schaarwerksgeld bezahlen, und wird dieſes nach der Beſchwerlichkeit der abgelöſeten Dienſte modificirt. Das Minimum des Schaarwerks-Befreiungsgeldes iſt pro Handtag 15 gr. und pro Geſpanntag 30 gr. preußiſch, und ein Viertheil deſſelben muß in Roggen für die Cammertaxe abgetragen, und in das nächſte Magazin oder an das Amt zum Land-Magazin geliefert, das übrige aber in Gelde bezahlt werden. Haben die Bauern königliche Inventarien, ſo bleibt ſelbiges auch nach der Schaarwerksaufhebung immer noch königlich und braucht nicht bezahlt zu werden, bei den erbpachtlichen Behandlungen wird aber in der Folge die Bezahlung des Inventarii, nach einer feſtzuſetzenden Taxe, bedungen. In die Verhandlungen mit den Bauern iſt jedesmal die Clauſel geſetzt worden, daß, wenn die Bauern den Contract brechen, und insbeſondre, wenn dieſelben 4 Jahr lang mit dem Schaarwerkszins im Rückſtand bleiben, entweder ſofort die Exmiſſion anfängt, oder die Rückkehr der Reſtirenden zum ehemaligen Natural-Schaarwerk auf 1 Jahr Statt finden ſoll, worunter die Cammern nach Umſtänden wählen.

Wegen der künftig weniger zu leiſtenden Dienſte haben die Commiſſarien die Bauern zu disponiren geſucht, ihr Geſinde und Zugvieh einzuſchränken, indem ſie ihnen die Schädlichkeit des zuviel erhaltenen Geſindes und Zugviehes vorſtellten.

Bei Ausmittelung des die für aufgehobenen Schaarwerksdienſte zu bewilligenden Geſpanns und Geſindes wird angenommen,

1) daß ein Menſch unter den gewöhnlichen Ruheſtunden täglich im Durchſchnitt vom Frühjahr bis zum ſpäten Herbſt

22 Scheffel Wintergetreide, oder
25 — Gerſte,
36 — Hafer,
18 — Erbſen,

ausſäen kann, und beim Winter- und Sommergetreide 1 Morgen Magdeb. hauen, harken, binden und aufſetzen kann. Beim Einfahren gehören zu 4 Wagen 2 Menſchen zum Aufladen, 1 Menſch zum Nachharken, 4 Menſchen in der Scheune aufs Fach zum Abſtacken der Wagen, alſo überhaupt 9 Menſchen.

2) Bei zweiſchürigen Wieſen wird gerechnet, daß 1 Mann im Durchſchnitt nur ⅔ Morgen Magdeb. hauen kann, 2 Menſchen werden zum Streuen, Wenden und Harken des Heues pro Morgen angenommen. Zu 3 Wagen, die das Heu nach Hauſe fahren, werden 2 Lader, 1 Nachharker und 4 Menſchen zum Abnehmen auf den Schoppen gerechnet.

3) Beim Pflügen in der Brache wird beim Acker der erſten Claſſe auf ¾ Morgen, auf leichtern bis auf 2 Morgen, und im Sande 2½ Morgen ein Mann gerechnet. Bei der Wendefuhre kann er 2½ Morgen den Tag beſtellen, zur Saat aber nur 2 Morgen Magdeb. Im Herbſte beim Stoppelſtürzen wird gerechnet, daß ein Mann 2 Morgen bearbeiten kann.

4) Um zum erſtenmale zu eggen, in der Brache wird auf 4 Morgen, beim übrigen Eggen auf 6 Morgen 1 Geſpann gerechnet.

5) Ein Wagen kann 10 Mandeln Korn- und Weizengarben, aber nur 8 Mandeln Gerſte- und Hafergarben laden, da das Wintergetreide in kleinern Garben gebunden iſt, als das Sommergetreide. Bei Erbſen rechnet man auf 1 Scheffel Ausſaat 1 Fuder. Ein Wagen, wird angenommen, kann im Durchſchnitt beim Einfahren und beim Ausführen des Düngers täglich 16 mal fahren.

6) Auf 1 Hoffuder Heu rechnet man 10 Centner. Ein Wagen kann in der Heuärnte nur 8 mal des Tages fahren, weil das Auf- und Abladen mehr Verſäumniß koſtet, und die Heuärnte auch zum Theil in die kürzern Septembertage fällt.

7) Auf Verfahrung des Getreides zum Verkauf rechnet man auf 1 Hoffuder oder Schlitten

16 Scheffel Weizen
18 — Roggen
20 — Gerſte
21 — Hafer
15 — Erbſen,

und die Zahl der Tage wird nach Entlegenheit der Städte beſtimmt.

Domainenweſen in Neu-Oſt-Preußen.

In dieſer ehemals polniſchen Provinz fand man in den eingezognen geiſtlichen und ſtaroſteilichen Gütern die unzuſammenhängende, dem Zweck nicht entſprechende verwirrte polniſche Wirthſchaft. Die Vorwerke waren weder vermeſſen noch veranſchlagt. Ueber ihren Ertrag waren weder Saat- noch Aernteregiſter geführt, die Gränzen nicht beſtimmt, die Präſtanda der Unterthanen und Cenſiten nicht aufgeklärt, die Dienſte ungemeſſen, der Bauer ganz der Willkühr der Güterbeſitzer überlaſſen, ſeine Grundſtücke von den Vorwerksäckern nicht getrennt, kein Verhältniß unter Wieſen, Feldern und Forſten, kein zur Düngung zulänglicher Viehſtand, der Bauer ganz ohne Eigenthum, ſein Gehöfte und Vieh-Inventarium vom Herrn unterhalten, die Forſten durch Holzungs- Hutungs- und andre Servituten belaſtet.

Vorerſt verpachtete man dieſe Güter, wie ſie ſtanden und lagen bis 1800, um den Etat zu decken, nach ungefähren Ueberſchlägen, und gab mehrern, nach Diſtricten, Aufſeher; durch eine aus Sachverſtändigen zuſammengeſetzte Einrichtung, oder Domainen-Adminiſtrations-Commiſſion fing man an, dieß Chaos zu ordnen, und Schritt vor Schritt eine vernünftige Einrichtung im allgemeinen zu treffen, welche nach den Ertragsanſchlägen angefertigt wurde. Da aber die Beſtimmung der Unterthanen-Verhältniſſe eine weit ausſehende Arbeit hervorbrachte, ſo nahm man in den erſten Anſchlägen ſolches noch ſo an, wie es war, behielt ſich aber in den auf dieſe Anſchläge begründeten auf 18 bis 24 Jahre abgeſchloſſenen Pachtcontracten hinlänglichen Spielraum bevor, dieß Verhältniß auf Grundſätze begründen zu können.

Die Regierung eines ſichern Beſitzes der Unterthanen-Grundſtücke wurde folgender Geſtalt bewirkt:

Man ging davon aus, die Unterthanen-Grundſtücke in eigenthümliche Güter zu verwandeln, und auf dieſe Art ihren Beſitztitel zu beſtimmen, ihnen darüber aber Erbverſchreibungen

zu

zu ertheilen, worinn die Rechte und Pflichten des Dominii und der Unterthanen beſtimmt waren.

Die nähern Beſtimmungen beſtanden darin, daß bei einer Veräußerung unter Lebendigen ½ des jährlichen Canons als Lehntaxe gezahlt werden müſſe. Unangetaſtet ſolle das Eigenthumsrecht des Cenſiten bleiben, ſo lange er ſeine Präſtanda richtig zahlen und eine ordentliche Wirthſchaft führen würde; im entgegengeſetzten Falle finde aber die Subhaſtation des Bauerhofes, praevia causae cognitione, nach Maaßgabe der Geſetze, ſtatt. Die Abgaben begründete man auf den vorher ausgemittelten Ertrag des Gutes nach einer Quantität Roggen, ſetzte demnächſt einen Theil davon in dem damaligen Getreidepreis und in den zu leiſtenden vorher beſtimmten Natural-Dienſten feſt, wobei man den Roggenpreis zu 82 gr. preußiſch, den Spanndienſt zu 18, den Handdienſt zu 9 gr. preußiſch, annahm.

Die auf dieſe Weiſe zum Fundament angenommene Quantität Roggen beſtimmte den Zins für die Folge nach dem Durchſchnittspreis von 12, das nächſtemal von 24 Jahren, wonach ſolcher mit den ſteigenden Preiſen der Dinge im Allgemeinen ſtets im Verhältniß blieb. Auf die nämliche Art blieben auch die Preiſe der Dienſte mit der fortlaufenden Zeit ſteigend.

In ſofern dem Cenſiten ödes oder wüſtes Land übergeben wurde, erhielt er zu deſſen Urbarmachung 4 Freijahre, nachher wurde ſolches zu den Abgaben mit angezogen.

Der baare Zins wurde auf halbjährige Termine geſetzt, und die Dienſte nach dem von der Cammer erlaſſenen Dienſt-Reglement verrichtet. Es wurde auch noch ein extraordinärer Natural-Dienſt und zwar in der Aernte zu 2 Tagen mit dem Geſpann und 2 Tage mit der Hand gegen die reglementsmäßige Vergütigung von reſpective 18 und 9 gr. preußiſch feſtgeſetzt und der Unterthan verpflichtet, die erforderlichen pro Hube zu beſtimmenden Bau- und Bruchholzfuhren gratis zu leiſten.

Daß man den Cenſiten die landesherrlichen oder publiken Natural-Präſtanda, ſo wie die Contribution aufbürdete, verſteht ſich von ſelbſt.

Ein ſolches Erbenzinsgut muß ſein Beſitzer, wie es ihm zuerſt übergeben worden iſt, in quali et quanto conſerviren. Eben ſo werden ihm die Gebäude als ſein Eigenthum überlaſſen, welche er in dem erforderlichen Bauſtande erhalten muß. Während der erſten 15 Jahre erhält er noch das nöthige Bauholz zur Forſttaxe vergütiget, nachher aber fällt auch dieſe Vergütigung weg. Wenn aber der Cenſit ein Wohnhaus baut, ſo erhält er 1½ Freijahre von den Dominal-Präſtanden, iſt es eine Scheune 1, ein Stall ½ Jahr, wobei aber die Aufführung eines maſſiven Fundaments und Schornſteins unabänderliche Bedingung iſt.

Unglücksfälle an Gebäuden und Aeckern, in ſofern ſie unverſchuldet ſind, geben dem Cenſiten einen Anſpruch auf Remiſſion nach Beſtimmung des Reglements.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Cenſit der Amts-Jurisdiction unterworfen iſt. Eben ſo iſt er die Gemeinlaſten zu tragen ſchuldig. Neue Mühleneinrichtungen muß er ſich, ſo wie die bei Kirchen und Schulen gefallen laſſen.

Beſonders hat man den neuen Cenſiten zur Anpflanzung von Obſtbäumen, Anlegung lebendiger Zäune und Bienenſtöcke verpflichtet.

Dieſe Erbenzinsnahrungen ſollen auch auf die Erben übergehen; wenn mehrere Erben vorhanden ſind, ſo zahlt derjenige unter ihnen, welcher das Bauergut annimmt, den übrigen ihre Erbportion, nach einer Abſchätzung des Gutes.

Den Beſitzer kann der Vater beſtimmen; iſt das nicht geſchehen, ſo ſetzt das Amt den qualificirteſten an; ſollten aber ſämmtliche Erben ſich über dieß Subject einigen und ſolches beſtimmen wollen, ſo kann das Amt ihn nur dann ausſchlagen, wenn erhebliche Gründe gegen die Annahme vorhanden ſind. Iſt kein qualificirter Beſitzer unter den Erben, ſo wird das Gut licitirt.

2) Man hat da, wo die Vorwerksländereien mit denen der Bauern im Gemenge lagen, ſolche nach Grundſätzen, die dieſer Separation angemeſſen waren, getrennt, und jedem Unterthan, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, wie groß der Flächeninhalt ſeiner Aecker war, mit Zuziehung öder Forſtgründe und wüſter Grundſtücke, eine ſolche Portion angewieſen, daß er davon mit Beſtand dem Amte zu dem Ertrage verhältnißmäßige Präſtanda leiſten konnte, jedoch ihm niemals weniger Flächeninhalt zugetheilt, wie er vorher hatte; dieß konnte auch um ſo weniger je der Fall ſeyn, als die Bauern in Neu-Oſt-Preuſſen in der Regel zu wenige Aecker beſaßen. Nirgends ſind aber die künftig von den Bauerbeſitzungen zu leiſtenden Präſtanda anders als nach Maaßgabe eines Anſchlags regulirt worden.

3. Diejenigen wüſten Bauerhöfe, welche nicht mit Unterthanen beſetzt werden konnten, hat man mit anziehenden Coloniſten zu beſetzen geſucht, bis dahin aber den Beamten zur Bewirthſchaftung unter der Bedingung in Pacht übergeben, ſolche vorkommenden Falls wieder abzugeben.

Da dieſe Regulirung der Unterthanen nicht mit den neuen Anſchlägen zugleich vollendet werden konnte, ſo hat man das Amt nach einem Ertrag des status quo, jedoch unter der Bedingung auf mehrere Jahre verpachtet, daß Pachter in dieſer Hinſicht ſich jede Veränderung gefallen laſſen muß.

Was die Veranſchlagungsart der Domainen im Oſtpreußiſchen Departement betrift, ſo haben beide Cammern in Bialyſtock und Ploczk Inſtruction zu deren Veranſchlagung im Jahr 1799 erhalten. Hiernach ſind die ehemaligen geiſtlichen Güter und Staroſteien in Aemter verwandelt und als ſolche verpachtet, das heißt: Es ſind dieſe Güter in ſolche Bezirke eingetheilt, daß daraus ein in allen ſeinen Theilen verhältnißmäßiges, gut ſituirtes Dominium entſtanden iſt. Man hat ſich aber vorbehalten, einzelne zu entlegene Vorwerke beſonders in Zeit- oder Erbpacht geben zu dürfen. Der Betrag der Pachtſummen wird aber von dem Generalpachter eingezogen und an die Creiscaſſe abgeführt; jedoch macht nicht der Generalpachter ſondern der Vorwerkspachter dafür die Caution, und dieſe ſpeciellen Pachtſummen ſind auf dem Special-Amts-Etate nur die Amtsrechnung durchlaufende Poſten.

Die Veranſchlagungen haben ſowohl den Zweck, die Domainen-Revenüen zu ſichern als auch die Verhältniſſe in den Aemtern in polizeilicher und ökonomiſcher Hinſicht kennen zu lernen, weshalb den Veranſchlagungs-Commiſſarien darauf abzweckende Fragen (Indaganda) zu beantworten und deshalb Unterſuchungen anzuſtellen vorgeſchrieben worden ſind.

Die Revenüen ſind in ſolche, welche die Cenſiten bezahlen, und welche die Pachtungen ausmachen, eingetheilt, jene aber wieder in beſtändige und unbeſtändige Gefälle ſeparirt. Zu den beſtändigen Gefällen werden alle diejenigen gerechnet, welche in Gelde oder Naturalien von den im Amte befindlichen und deſſen Jurisdiction unterworfenen liegenden Gründen, für die Benutzung nach feſten Sätzen bezahlt werden, und auf Documenten, als Erbverſchreibungen, Privilegien und Contracten beruhen, ſie mögen von Städten oder Dörfern, Mühlen oder einzelnen Grundſtücken gezahlt werden. Der Veranſchlagungs-Commiſſarius muß desfalls die Dörfer oder einzelne Parzellen bereiſen, und Protokolle darüber aufnehmen, welche den Zuſtand und die Qualification ſolcher Grundſtücke und Abgaben genau enthalten, und durch vidimirte Abſchriften der Fundations-Urkunden belegt werden. Aus dieſer Information wird eine Special-Präſtations-Tabelle gefertigt, welche die Präſtanda einzelner Dörfer nach ihrer Verſchiedenheit enthält, und aus ſämmtlichen Special-Präſtations-Tabellen wird ein Generale (General-Präſtations-Tabelle) angefertigt. In dieſelbe gehören auch die Dienſte in Rückſicht des Geldbetrags; über die Ableiſtungsart derſelben wird aber ein beſonderes Dienſtregiſter gefertigt. Das Dienſtgeld für den Werth der Dienſte des status quo iſt auf 12 gr. pro Geſpann und auf 6 gr. preußiſch für den Handdienſt angenommen. Die Naturalien, wenn ſolche in Getreide beſtehen, ſind zur Cammertaxe angerechnet, welche jetzt den Weitzen zu 18 ggr., den Roggen zu 14 ggr., den Haber zu 10 ggr. und die Gerſte zu 14 ggr. angenommen worden iſt. Man hat aber den Zahlenden die Wahl der Ableiſtungsart überlaſſen, ſich aber vorbehalten, alle 12 Jahre eine neue Cammertaxe nach dem Durchſchnittspreis der vorjährigen Periode feſtſetzen zu können.

Sowohl bei den beſtändigen wie bei den unbeſtändigen Gefällen iſt die Aufnahme und Ausmittelung derſelben wenig von der in den alten Provinzen üblich geweſenen Methode verſchieden. Die unbeſtändigen Gefälle, wohin lediglich ſolche gehören, die ſteigend und fallend ſind, werden conſumirt, und durch eine Fraction mehrerer Jahre beſtimmt, und für das eruirte Quantum dem Generalpächter überlaſſen. Es iſt aber hierbei zu bemerken, daß der ehemals in dieſem Departement übliche Bienenzins, welcher ſonſt den Dominien von den Bienenſtöcken entrichtet wurde, welche die Unterthanen ſich angeſchafft hatten, gänzlich aufgehoben worden iſt, um dieſe Art der Induſtrie zu heben.

Was die Benutzung der Vorwerke und dahin gehörenden Dienſte betrifft, ſo iſt die Veranſchlagungsmethode da anders, wo man das Verhältniß der Unterthanen zu dem Dominium noch nicht regulirt hat, als wo dieß der Fall iſt. Da die erſte Methode nur ein Interimiſticum begründete, ſo kann davon hier nicht weiter die Rede ſeyn.

In Rückſicht des zweiten Verfahrens geht jeder Veranſchlagung die Separation, wo ein Gemenge der Aecker exiſtirt; die Veranſchlagung der Bauergüter, und die Beſtimmung der von ihnen neuerdings überkommenen Dienſte, der Ertragsbeſtimmung des Vorwerks voran. Da auch in dieſem Departement mit Reluition der Dienſte der Anfang gemacht worden iſt, wo es ausführbar war, wovon unten die Rede ſeyn wird, ſo iſt dieſer Punct hier zu übergehen.

Die Abſchätzung des Ackers und der Wieſen gründet ſich

a) auf die durch Vermeſſung und Bonitirung beſtimmten Ackerclaſſen, deren man in Ploczk 4, in Bialyſtock 6 angenommen hat, und welche vom leichten zum ſchweren Boden ſteigend im Werthe ſind;

b) auf die Ausmittelung des Düngungszuſtandes;

c) auf die aus den Saat- und Aernte-Regiſtern gezogne Durchſchnitts-Summe des Ertrags von mehreren Jahren;

d) auf die Vernehmung der mit der Ackerwirthſchaft beſchäftiget geweſenen Hofleute.

Hier iſt bei dieſer der Veranſchlagungs-Methode in den alten Provinzen ganz gleichen Methode nur zu bemerken: daß in der Regel die zu beſchwörenden Regiſter, wo deren ſind, die Baſis der Veranſchlagung in Rückſicht der Ausſaat und des Ertrags ausmachen, und man nur dann davon abgeht, wenn entweder keine Regiſter vorhanden, oder ſolche unrichtig geführt ſind, und mit der Claſſification in großem Widerſpruche ſtehen, auf welchen Fall die Claſſification lediglich den Grund der Veranſchlagung ausmacht, auch in Verbindung mit dem Düngungszuſtande an die Hand geben muß, ob die Dreifelder-Wirthſchaft, welche regelmäßig vorausgeſetzt wird, etwa in die Kuppel- oder engliſche Wirthſchafts-Methode verändert werden ſoll. Hierin weichen dieſe Veranſchlagungsgrundſätze von denen in Altpreuſſen ſehr ab. Man nimmt nur Weizen, Roggen, Gerſte und Hafer im Ackerertrage an, und wird das ⅓ der Brache rein abgezogen; die im Sommerfelde geſäeten Sommerweizen, Erbſen, Lein, Hanf, Hirſe und Rübſen werden als Gerſte angenommen, Sommerkorn und Buchweizen aber gar nicht veranſchlagt; und dieß geſchieht auch nicht bei 6 und 9jährigem Lande. Die Cammertaxe, wornach dieſe Früchte in der erſten Periode angerechnet werden, iſt aber ſchon angemerkt worden.

Die Wirthſchaftskoſten werden zwar der Information wegen berechnet; in der Regel aber wird der allgemein bekannte ſchon 1723 feſtgeſetzte Betrag angeſetzt. Iſt nämlich der Ertrag 3, 4, 5 Korn; ſo wird nach Abzug der Saat die Hälfte dem Beamten zur Beſtreitung der Wirthſchaftskoſten bewilliget; beträgt aber der Ertrag mehr als 5 Korn, ſo kann ihm nach Abzug der Saat zu dieſem Behuf nur 2 Korn bewilliget werden.

Bei den dienſtbaren Bauerhuben nimmt man bei der Ertragsausmittelung ⅔ zur Wirthſchaft, ⅓ zum Ertrag an, beim zinsbaren Acker ½ zur Wirthſchaft, ½ zum Ertrag.

In Neu-Oſt-Preuſſen, ſo wie in den alten Provinzen werden in der Ausnahme die wirklichen Wirthſchaftskoſten berechnet und in Ausgabe gebracht, wenn das Gut ſo viele Dienſte hat, daß desfalls wenig oder gar keine Wirthſchaftsausgaben vorfallen können; da aber auch hier mit den Dienſten eine Metamorphoſe geſchieht, ſo kann ein ſolcher Fall nicht mehr vorkommen.

Bei den Wieſen und deren Abſchätzung bedient man ſich auch der Claſſification derſelben auf Vermeſſung und Bonitirung begründet. Man nimmt 4 Claſſen an, ſetzt darnach die Quantität des Heugewinnſtes pro Morgen im Ertrage nach Centnern an, und bringt den Heugewinnſt beim Viehſtande in Ausgabe. Im Fall mehr Heu vorhanden iſt, als zum Futterbedarf des erforderlichen Viehſtandes nöthig iſt, ſo wird der überſchießende Heugewinnſt erſt in Einnahme angenommen. Man ſetzt für das Betriebsvieh kein Heu in Ausgabe, da deſſen Unterhaltung durch das Wirthſchaftskorn übertragen wird. Den Morgen Wieſewachs pflegt man nach der verſchiedenen Qualität zu 1 Thlr. 16 gr., 1 Thlr. und zu 12 gr., den Centner Heu aber zu 10 gr. anzuſetzen.

Die Baſis, worauf die Berechnung der Revenüen von der Viehzucht beruht, iſt der Gewinn an Winterfutter. Denn wenn es an Heu fehlt, wird ſolches zugekauft, und fehlt es an Hutung, ſo wird 6 und 9jähriger Acker dazu ausgeworfen, woran es in Neu-Oſt-Preuſſen nicht fehlt.

Bei der Kuhwirthſchaft nimmt man den Contract mit dem Kuhpächter als Fundament der Veranſchlagung an, wenn man das Deputat, das ſonſtige zur Wirthſchaftsführung nöthige Vieh und die Weide abgezogen hat. Um dieſen Kuhpachtcontract beurtheilen zu können, fertigt man einen Melkereianſchlag an; und bei den Schafen wird regelmäßig der Satz von 21 Thlr. pro 100 angeſetzt; das Jungvieh aber zur Hälfte des Kuhſtammes mit 12 — 16 gr. pro Stück in Einnahme berechnet.

Was die Brau- und Brennerei betrifft, ſo werden hierbei zur Ausmittelung des Ertrags die nämlichen Grundſätze wie in den alten Provinzen angewendet. Es iſt aber zum Hauptgrundſatz angenommen worden, die in Neu-Oſt-Preuſſen üblichen kleinen Fabriken dieſer Art ſo viel möglich in eine Haupt-Brau- und Brennerei in jeden Aemtern zuſammen zu ziehen, und dann ein gleich ſtarkes Bier und Branntwein brauen und brennen zu laſſen. Das Beſondre hier iſt: das im bialyſtockſchen Departement zahlloſe kleine Schenkhäuſer in den Städten und Krüge auf dem Lande ſind, welche Juden mehrentheils beſetzen, und für das Recht, Brau- und Brennerei treiben zu dürfen, eine Zeitpacht zahlen; wodurch dieſer Nahrungszweig nicht ſehr gehoben werden kann.

Ganz beſonders intereſſant und wichtig iſt das Beſtreben der Regierung, auch in Neu-Oſt-Preuſſen die Dienſte zu reluiren. Ganz der Humanität der preuſſiſchen Regierung entſprechend iſt der Entſchluß derſelben, das Leibeigenthum der Bauern in den Domainen gänzlich zu vernichten, ſie in freie Eigenthümer umzuſchaffen, und wo ſich der Ablöſung der Dienſte Hinderniſſe in den Weg ſtellen, wenigſtens die perſönliche Freiheit der Bauern zu ſichern, und ihre Präſtationen zu beſtimmen. Selbſt in den von dem ehemaligen Pohlen acquirirten Provinzen wurde dieſe Intention des Königs durch die Cabinets-Ordre vom 1ſten März 1799 feierlichſt erklärt, worinn Seine Majeſtät dem General-Directorio ſagten:

> daß Allerhöchſtdieſelben bei allen neuen Verpachtungen der Domainen, oder bei Prolongationen der Domainen-Pacht-Contracte es den Cammern zur Pflicht machten, durch die Departements-Räthe an Ort und Stelle unterſuchen zu laſſen, ob und unter welchen Bedingungen zur Erleichterung der Unterthanen ohne Schmälerung der Etats die Dienſte abgeſchafft werden könnten. Allerhöchſtdieſelben hielten ſich überzeugt, daß, wenn die Cammern Höchſtdero landesväterliche Abſichten nur recht beherzigten, in den meiſten Fällen der Spanndienſt in eine angemeſſene Geld- oder Getreideabgabe verwandelt werden könne. Damit dieß aber um ſo ſicherer erfolge, ſo ſollte der Departements-Rath, welcher den Anſchlag angenommen hätte, über dieſen Gegenſtand jedesmal einen beſondern Bericht abſtatten, dieſer Bericht ſolle Sr. Majeſtät eingereicht werden, damit Hochdieſelben genau von der Lage der Sache unterrichtet würden, und den Departements-Rath kennen lernten.

Von dem Neu-Oſt-Preußiſchen und Süd-Preußiſchen Departement des General-Directoriums wurde darauf Sr. königlichen Majeſtät über dieſen Gegenſtand Bericht erſtattet, welcher die Hinderniſſe entwickelte, welche ſich in dieſen Departements den menſchenfreundlichen Abſichten Sr. Majeſtät entgegen ſtellten.

Es heißt darin:

Man wäre lebhaft überzeugt, daß dieſe Provinzen an und für ſich dieſer Verbeſſerung ſehr bedürftig wären, um die Agricultur dadurch zu heben, weil dann der Ackerbau aus gezwungenen in freie Hände überginge.

Wenn man aber die Art der Ausführung mit der Localität, mit dem Grade der Cultur dieſer Provinzen und dem Vermögen der Einwohner zuſammen halte, ſo ergäben ſich ſolche Hinderniſſe, welche erſt nach einer Reihe von Jahren ſich beſeitigen ließen.

Bisher ſey der Ackerbau hier in der Regel nur von Leibeigenen betrieben worden, welche nur eingeſchränkte Beſitzungen hätten, ihre Höfe nebſt den Inventarien gehörten dem Gutsherrn, welchem zugleich deren Unterhaltung obläge.

Die Beſtimmung dieſer Leibeigenen wäre daher keine andre als die bloßer Ackergeräthſchaften. Dagegen wären auf den wenigſten Dominien Gebäude und Inventarien zur eignen Cultur vorhanden. Die Abſchaffung der Dienſte könne der allerhöchſten Abſicht gemäß nur in der Art geſchehen, daß die bisherigen Natural-Präſtationen an Arbeit in ein Aequivalent in Getreide umgeſchaffen würden, welches hinlänglich ſey, um dafür ſo viel freie Arbeit zu erhalten, als die Gemeinden bisher, nach dem Reſultat ihrer Arbeiten zu rechnen, geleiſtet hätten. Dadurch würde eine totale Revolution des Ackerbaues hervorgebracht. Denn

1) müßten die Güter und Unterthanen in Anſehung des bisherigen Hutungs- und andrer Gemeinſchaften aus einander geſetzt werden;

2) die Beſitzer der Güter müßten die erforderlichen Gebäude für den arbeitenden Viehſtand errichten, und ein eignes Capital anſchaffen, um ihr Inventarium zu completiren;

3) die Beſitzungen der Unterthanen, welche in der Regel ſehr klein wären, müßten eine andre und beſſre Eintheilung erhalten. Sehr oft wäre es bei der in Pohlen beſtehenden zweckwidrigen Vertheilung des Ackers nothwendig, die Unterthanen zu translociren.

4) Ein Syſtem des Ackerbaues, nach dem mehr gewonnen als conſumirt würde, nach welchem alſo die Menſchen von der erſten bis zur zweiten Stufe der Cultur kämen, fände durch freie Hände nur dann Statt, wo Abſatz an ſolche Conſumenten, die den Ackerbau nicht trieben, vorhanden ſey.

Dieß ſei beſonders bei der Veränderung gezwungener Arbeiter in freie nothwendig. Dieſer Abſatz ſetze benachbarte Getreidemärkte voraus, alſo Manufactur-Städte, dergleichen gäbe es in dieſen nur aus Ackerſklaven und Juden bisher bewohnt geweſenen Provinzen nicht. Die Gutsbeſitzer müßten hier ihr gewonnenes Getreide 10 bis 20 Meilen zur Axe verfahren, bis ſie Ströme oder große Landſtraßen und hier Handelsplätze erreichten; dieß ſey ohne Natural-Spanndienſte unmöglich.

Man müßte ſich demnach darauf beſchränken:

1) bei allen Aemtern den wirthſchaftlichen Bedarf der Dienſte genau auszumitteln;

2) die Unterthanen nach einer gehörigen Vertheilung nur auf dieſe Dienſte ſetzen, die ungemeſſene Dienſtleiſtung abſchaffen;

3) Reglements erlaſſen, wodurch die gegenſeitigen Rechte und Pflichten der Herren und der Unterthanen beſtimmt würden, ſo daß beide dabei beſtehen könnten, und die Unterthanen

4) Hofebriefe erhielten, welche ihnen, in der Vorausſetzung der Erfüllung ihrer Pflichten, ein Eigenthum zuſicherten;

5) der Werth der Hofedienſte müſſe den Unterthanen ſo beſtimmt werden, daß für ſie und ihren Herrn Reiz und Möglichkeit bleibe, ſo wie es das Fortſchreiten der Cultur erlaube, die Dienſte in Abgaben zu verwandeln.

Dieſe gründliche und wahre Darſtellung wurde von Sr. Majeſtät unterm 18ten May 1799 genehmigt und darnach verfahren.

Unterm 5ten May 1803 wurde hierauf von Seiten des Departements des General-Directorii die ploczkſche Cammer zuerſt aufgefordert, da, wo ſich eine Möglichkeit ergäbe, mit Aufhebung der Dienſte vorzugehen.

Man nahm in der Hauptſache die nämlichen Grund-Principien an, wie ſolche in dieſen Blättern ſchon bei der Provinz Oſt-Preußen dargeſtellt worden ſind. Da aber der currente Aemter-Baufonds nicht im Stande war, die außerordentlichen Koſten der Erbauung der großen Viehſtälle auf den Aemtern und der Familienhäuſer zur Wohnung für die zu etablirenden Tagelöhner zu beſtreiten: ſo wurde ein beſondrer Dienſt-Aufhebungs-Fonds zu dieſem Behuf etablirt, wohin die von den Bauern zu erlegenden Erbſtands-Gelder und das Surplus vereinnahmt wurde, welches der Bauer wegen ſeiner Verwandlung eines Dienſtbauers in einen Zinsbauer zahlte.

Es wurde hierüber eine beſtätigende Cabinets-Ordre unterm 24. December 1803 dahin erlaſſen:

daß Se. Majeſtät es genehmigten: Wenn zur Beförderung der Dienſt-Aufhebung und zum Retabliſſement der Domainen-Vorwerke

1) ſowohl das Geld, welches aus den Ueberſchüſſen des Dienſtbefreiungsgeldes zur Dispoſition bleibe, als auch die von den in Erbpacht auszuthuenden Vorwerken und den jetzt ſchon eigenthümlich zu überlaſſenden Bauerhöfen aufkommenden Erbſtandsgelder zu einem Fonds conſtituirt werden könnten, woraus die Koſten zum Aufbau der bei Aufhebung des Natural-Dienſtes nöthigen Wirthſchaftsgebäude, und welche ſonſt das Geſchäft erforderten, beſtritten werden könnten; und

2) daß außer der bisher gewöhnlichen auf 12 Jahr beſtimmten Pachtzeit die Beamten zur Entſchädigung des Retabliſſements der Vorwerke noch eine Pachtverlängerung erhalten könnten, ſo daß jedoch die ganze Pacht-Epoche bei keinem Amte länger als 18 bis 24 Jahr ſich erſtrecke.

Auf den Grund dieſer beſtätigenden Cabinets-Ordre iſt im Jahr 1804 für das Cammer-Departement in Ploczk eine Dienſtaufhebungs-Inſtruction erlaſſen, und im nämlichen Jahre der bialyſtockiſchen Cammer unterm 28. September communicirt worden, um in ihrem Departement darnach eine für die Localität paſſende anderweitige Inſtruction zu entwerfen, jedoch mit der Dienſtauf hebung nicht eher vorzugehen, bis ſolche im ploczkiſchen Departement ausgeführt und zweckmäßig befunden worden ſey.

Nach jener Inſtruction kommt nun alles darauf an: daß zuförderſt die Unterthanen-Poſſeſſionen iſolirt und ihnen feſte Beſtimmungen und Gränzen gegeben worden ſind, welchem nächſt ihre Veranſchlagung, deren oben ſchon erwähnt iſt, vor ſich geht, wodurch alsdenn beſtimmt wird, wieviel der Hof an Zins und Dienſten leiſten könne.

Iſt dieß beſtimmt, ſo kann mit der Dienſtaufhebung nur dann erſt vorgegangen werden, wenn das Amt die zum eignen Geſpannhalten nöthigen Stallgebäude und wegen der Handarbeiten die nöthigen Familienhäuſer gebaut erhalten hat. Dieſe aufzuführen, wird durch den Departements-Bau-Inſpector ein Retabliſſements-Plan gemacht, ſolcher dem Pächter vorgelegt und mit ihm darüber gehandelt: ob er bei einer verlängerten Pacht-Periode bis auf 24 Jahr dieſe Gebäude ſucceſſive erbauen will? Steht das von dem Pachter durch die verlängerte Pacht zu gewinnende Plus nicht mit den Retabliſſements-Koſten in Harmonie, ſo wird aus dem oben angeführten Schaarwerks-Aufhebungs-Fonds das fehlende Quantum zugeſchoſſen. Für die ausfallenden Dienſte wird aus eben dieſem Schaarwerks-Aufhebungs-Fonds dem Beamten eine Entſchädigung dafür gegeben, daß er ſtatt ihrer Hofezüge halten und Tagelöhner bezahlen muß; deshalb wird ein Ueberſchlag der nothwendigen Ackerarbeit gemacht, und bloß der Verluſt an Geſpanntagen mit 18 gr. preuß. pro Tag vergütigt, welchen nämlichen Satz der Bauer für den Dienſt bezahlen muß.

Domainenweſen in Süd-Preußen.

Das Südpreußiſche Domainenweſen enthielt erſt ſeine Entſtehung als man den Staroſten ihre erkauften und den Geiſtlichen ihre ihnen ad pios usus verliehenen Güter wegnahm.

Bekanntlich hat der König Friedrich Wilhelm viele von dieſen Gütern Privat-Leuten verliehen, worüber Du unten ein mehreres hören wirſt.

Hier will ich nur erwähnen, daß dieſe Güter Verleihungen nicht immer Schenkungen waren. Oft mußten die neuen Beſitzer anſehnliche Erbſtandsgelder bezahlen, den ehemaligen Staroſteybeſitzer abfinden, ein ganz neues Bau-Vieh- und Feld-Inventarium anſchaffen.

Als Süd-Preußen im Jahr 1793 occupirt und dem Staate einverleibet wurde, exiſtirten hier eigentlich gar keine Domainen. Diejenigen Güter, welche man ſo hätte nennen können, waren die ſogenannten Staroſteien. Dieſe waren aber nach Gunſt an polniſche Magnaten entweder auf Lebenszeit (und dann gaben ſie 50 Procent Contribution) oder auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren, oder auf die Erben emphyteutiſch verliehen, in welchem Falle ſie reſpective 75 und 82½ Contribution an den Kronſchatz bezahlten. In den Staroſteien befanden ſich frei von den ehmaligen Königen verliehene Lehngüter (Lanoven oder Wiloſtreen), welche dem Kronſchatz eine Abgabe in recognitionem dominii bezahlten.

Außer dieſen Staroſteien waren die geiſtlichen Güter ihren Beſitzern zwar durch das Beſitznahme-Patent gegen eine Steuer von 50 Procent vom reinen Ertrage auch ferner zugeſichert worden. Im Jahr 1796 aber wurde ſolches widerrufen und ſowohl den Staroſten als Geiſtlichen dieſe Güter weggenommen und zu Domainen erklärt. Man kehrte das Verhältniß nur um; ſtatt daß nach der erſten Idee die Inhaber der Güter dem Könige von dem reinen Ertrage derſelben gewiſſe Abgaben zahlen ſollten, nahm nun der Staat die Güter in Beſitz und zahlte den vorigen Inhabern jene ſonſt erhobenen Abgaben in Form einer Competenz nach einer ſelbſtgemachten Schätzung des reinen Ertrags.

In Neu-Oſtpreuſſen zog man bald nach der Beſitznahme auch die ſtaroſteilichen und geiſtlichen Güter ein, und gab ſich daher keine ſolche Dementi wie in Südpreußen.

Die Periode dieſer Einziehung fiel in die letztern Regierungsjahre Friedrich Wilhelms des II, und es iſt nicht zu läugnen:

> daß mancher ſeine Kränklichkeit ſich zu Nutze machte, und ſich Domainen-Güter ſchenken ließ.

Es wäre gegen die Verleihung der neuen Domainen-Güter damals nichts zu erinnern geweſen, wenn man von den Acquirenten einen mit der fortſchreitenden Zeit Schritt haltenden Erbenzins gefordert, und die entfernt liegenden, in kein Arrondiſſement zu bringenden Beſitzungen auf dieſe Art verliehen, und ſich zugleich mehrere Unzufriedene der Nation, deren Einfluß von Bedeutung war, attachirt hätte.

Dieß geſchah aber keinesweges, ſondern man ſchenkte ohne Auswahl und verſchleuderte oft an völlig verdienſtloſe Menſchen Güter aus dem Bezirk der übrigen Domainen, die dadurch einen

Theil ihres Werths verloren. So gab man z. B. oft von einem Gute ein Vorwerk weg, welches die übrigen mit ſeinem Heuſchlag übertragen mußte. Ich könnte hierüber Specialia anführen, wenn mich nicht die Warnung abſchreckte: Exempla sunt odiosa.

Als die Einziehung der Güter erfolgt war, übergab der damalige Departements-Miniſter, Graf Hoym, dem verſtorbenen Geheimen Finanzrath Schulz die Organiſation der neuen Domainen.

Dieſer Schulz war ein durchaus rechtſchaffner, jedoch bloß durch ſeine Erfahrungen, welche er ſich auf den oſtpreußiſchen Aemtern und bei den dortigen Cammern geſammelt hatte, gebildeter Geſchäftsmann, dabei ſehr ängſtlich gewiſſenhaft in Beobachtung der Form, und beharrlich, ja eigenſinnig in ſeinen Meinungen. Er wollte nun die in Oſt-Preußen ſich angeeigneten Grundſätze wegen Bewirthſchaftung und Behandlung der Domainen auf die Süd-Preußiſchen übertragen, und verwickelte ſich in ein Labyrinth, aus welchem nicht anders als mit Gewalt herauszukommen war.

Er etablirte bei jeder Süd-Preußiſchen Cammer eine aus 4 Räthen beſtehende Organiſations-Commiſſion, welcher er eine voluminöſe Inſtruction ertheilte. Dieſe ſollte die Güter durch Uebernahme-Commiſſarien einziehen laſſen, ſolche nach ihrer geographiſchen Lage in Intendanturen und Schlüſſel (ein polniſcher Ausdruck) zuſammen ziehen, ſo daß ſie ein geſchloſſenes Arrondiſſement hätten. Den Schlüſſeln wollte man Intendanten, den Intenduren Ober-Intendanten geben, durch welche eine Adminiſtration eingeleitet, und während derſelben die Veranſchlagung geſchehen ſollte. Die Intendanten wurden examinirt, die Veranſchlagungs-Grundſätze entworfen, und als nach vielfältigen Abänderungen der Arrondiſſements, durch die Güter-Schenkungen veranlaßt, kaum die Intendanturen ihr Daſein erhalten hatten, übernahm Herr von Voß das Departement, warf das Adminiſtrationsſyſtem über den Haufen, machte aus den Schlüſſeln Aemter, hob den Begriff der Intendanturen auf, und verpachtete die Aemter, ſo gut es gehen wollte, um den Etat zu ſichern.

Dieß war auch wirklich das Beſte. Bei der Adminiſtration war alles zu verlieren, wenig zu gewinnen; bei dieſen Verpachtungen rettete man wenigſtens etwas von den Revenuen, und auf dieſe Grundlage geſtützt konnte man weiter fortbauen, und Ordnung hervorgehen laſſen.

Die ſüdpreußiſchen Domainen wurden in einem traurigen Zuſtande übernommen. Die Staroſteien waren größtentheils in den Händen ausſaugender Pachter, denen das Inventarium eigenthümlich gehörte, die Forſten waren beſonders an den Strömen devaſtirt. Das Loos der Bauern war nirgends beſtimmt, ſondern ſie waren Leibeigene, und bisher als Acker-Inſtrumente angeſehen und behandelt worden. Ihr Inventarium gehörte dem Gutsherrn, die Gebäude waren elende, ebenfalls dem Herrn eigenthümliche Hütten, die Vorwerksgebäude waren im deſolateſten Zuſtande, ohne Schwellen hingen ſie zwiſchen ſtützenden Kiefern, die man aus dem Walde gehauen, und, wie ſie waren, angebracht hatte. Die Felder lagen kaum im 12jährigen Dünger, die Pachter bauten nur Roggen, und hielten größtentheils nur Schaafheerden von der ſchlechteſten Gattung. Die Wieſen waren mit Moos überzogen, und brachten nur ſaures Gras. Vorfluth war nirgends verſchafft, und ein Theil der Felder beſtand im Frühling aus Moräſten, denen die Sonne im Sommer das überflüſſige Waſſer erſt entziehen mußte.

Man hat nun ſeit 10 Jahren ſo viel wie möglich Ordnung in das Chaos zu bringen geſucht und größtentheils deutſche Wirthe zu Pächtern angenommen.

Was die Aufhebung der Dienſte oder vielmehr deren Beſtimmung anlangt, ſo beziehe ich mich hier auf den bei Neu-Oſt-Preuſſen angeführten Bericht des Departements an den König, und die darauf erfolgte Cabinets-Reſolution, die auch hier in Anwendung kommt.

Was die Veranſchlagungs-Methode und die Tax-Principien betrifft, ſo iſt erſtere ganz derjenigen ähnlich, welche in der Churmark angewendet wird. Die letztern ſind etwas davon abweichend. In der Veranſchlagungs-Inſtruction vom 1ſten September 1797 iſt das Verfahren bei Veranſchlagungen vorgeſchrieben, die aufzunehmenden Informationen, worauf ſich die Veranſchlagung gründen ſoll, ſind ſehr detaillirt vorgeſchrieben, da es bei der Unbekanntſchaft des Landes, und der Bewirthſchaftungsart bei den erſten Anſchlägen auf genaue Unterſuchung der Quellen ankam.

Bei den beſtändigen Gefällen enthalten die Dorfs-Protokolle auch die Ausſaat und den Heugewinn der Unterthanen, was in andern Provinzen nicht üblich iſt. Es wird auch ein Lagerbuch über die Unterthanen-Präſtationen gefertiget, welches enthält

1) Namen der Ortſchaften, des Amts in polniſcher und deutſcher Sprache,
2) Benennung und Qualität der darin wohnenden Unterthanen,
3) Benennung des Beſitz-Objects,
4) Bezeichnung der Beſitz- und Fundations-Urkunden, und wer der erſte Beſitzer war.

5) **Auszug der Urkunde.**

6) Anmerkungen.

Wegen der Natural-Dienſtleiſtung wird in den Dorf-Protokollen deren Quantität und Qualität gleich beſchrieben; das Dienſtgeld iſt für einen Geſpanntag zu 12 Gr. preuß., für einen Handtag zu 6 Gr. preuß. angenommen. Dem Pachter werden nur ſoviel Dienſte in Einnahme geſetzt, als er gebraucht, das Surplus wird reſervirt. Ein einſpänniger Dienſt wird in allen Verhältniſſen wie ⅔ eines zweiſpännigen, und ein vierſpänniger doppelt ſo hoch als ein 2ſpänniger angerechnet.

Bei den Poſt-Fuhren richtet man ſich entweder nach dem Fundations-Documente der Stelle, oder wenn darin nichts feſtſtehet, rechnet man auf 3 Meilen, ohne die Rückreiſe in Anſchlag zu bringen, einen Geſpanntag.

Bei den Vorwerks-Anſchlägen wird das reine Drittheil des Ackers als Brache nicht veranſchlagt.

Der Ertrag wird nicht über 6, nicht unter 3 Korn angenommen.

Bei den Wieſen werden 37½ Gr. bis 1 Thlr. pro Morgen Magdeb. angerechnet; von den Felderinſten nur ⅓ jener Summe. Wo keine Vermeſſung iſt, da nimmt man für ein 4ſpänniges Fuder 67½ Gr. bis 1 Thlr. für ein 2ſpänniges 45 — 60 Gr. an. Graſegarten ſind den beſten Wieſen gleich zu berechnen.

Weidegeld für fremdes oder eigenes fett zu machendes Vieh wird pro Stück Rindvieh 45 Gr. preuß. bis 2 Thlr., für den Hammel 7½ bis 15 Gr. veranſchlagt.

Für einen Morgen oder Scheffel Einſaat an Gartenland ſind

bei gewöhnlichen Küchengärten	1 Thlr.
bei guten	2 —
bei Obſtgärten	4 — 6 Thlr.

anzuſetzen vorgeſchrieben.

Für die Nutzung einer Kuh rechnet man nicht unter 3, nicht über 6 Thlr. und für ein Stück Jungvieh wird ½ angenommen.

100 Schafe im Gemenge geben 21 Thlr. Netto-Ertrag, für Schweine- und Federviehnutzung werden zuſammen 1½ Procent vom Ertrage des Ackerbaues, der Garten- Rind- und Schaafviehnutzung angeſetzt.

Die Grundſätze in der Veranſchlagung der Fiſcherei ſind im Weſentlichen denen der alten Provinzen gleich, wie Borſtede und Nicolai ſie in ihren Werken darſtellen, es wird bloß eine andre Eintheilung der naſſen und trocknen Nutzung angenommen. Der Teich wird entweder 3 Jahre als trocken, 3 als geſpannt, zur einſömmerigen Abfiſchung oder 2 Jahr als trocken und 4 Jahr zur 2ſömmerigen Abfiſchung angenommen.

Nicolai liefert hierüber den Auszug aus den ſüdpreußiſchen Veranſchlagungs-Principien Seite 72 des 2ten Bandes.

Bei Veranſchlagung der Brau- und Branntweinbrennerei weicht man in Südpreuſſen darin von den Veranſchlagungsgrundſätzen der ältern Provinzen ab, daß man ſtatt der Treber 3 Procent von der Einnahme nach Abzug der Ausgabe jedoch ohne Schank-Douceur rechnet; Covent und Bärme nicht veranſchlagt; die übrigen Sätze ſind den Kurmärkiſchen ähnlich, nur geringer. Der Verkaufspreis richtet ſich aber nicht nach dem der nächſten Stadt, ſondern nach dem Verhältniß gegen dieſelbe, in welchem die Cammertaxe gegen den wirklichen Getreidepreis ſteht. Die Pachter erhalten das benöthigte Holz gegen Stammgeld; dieß bezahlen ſie aber ſelbſt, und wird ſolches im Anſchlage nicht abgezogen. An Branntwein rechnet man nur 12 Quart vom Scheffel Roggenſchrot, und an Holz 2 Klafter kiefernes Holz pro Wiſpel Schrot. Für Brenner- und Helferlohn wird nur 1 Thlr. 60 Gr.
für Unterhaltung der Geräthe 30 Gr.
insgemein 15 Gr.
pro Wiſpel angenommen.

Es wird der Verkaufspreis mit dem wirklichen, ſo wie die Cammertaxe des Roggens mit deſſen Marktpreis proportionirt.

Für Schlampe wird pro Ohm Branntwein 1 Thlr. angenommen.

Domainenweſen in Schleſien.

Von der Veranſchlagung.

1. Die beſtändigen Gefälle gründen ſich auf die von jedem Dorfe, oder wo ſonſther Zinſen entrichtet werden, angefertigten Präſtations-Tabellen, worinn wegen des Plus oder Minus die Cammer-Approbation allegirt, und ſolche ſodann bei Vernehmung der Scholz und Gerichten wegen der Beſchaffenheit des Dorfes, der Richtigkeit wegen durchgegangen werden.

2. Sämmtliche unbeſtändige Gefälle gründen ſich auf eine 3jährige Fraction, ſo aus den vom Beamten geführten Rechnungen gefertiget werden und wird das darnach eruirte Quantum zum Ertrage angenommen.

3. Die Dienſtgelder ſind ſämmtlich nach den alten Dienſtanſchlägen zum Ertrage gebracht, und kommt dabei keine Veränderung vor, außer wenn ſich aus den Präſtations-Tabellen ein Zutritt von neuen Häuslern ergiebt, in welchem Fall das beſtimmte Dienſtgeld, oder wenn es nicht beſtimmt iſt, gleich dem gewöhnlichen veranſchlagt wird. Demnächſt werden die Spinngelder, wo ſolche zeither unter den beſtändigen Gefällen aufgeführt geweſen ſind, weggelaſſen, und den Dienſtgeldern in ſine zugeſetzt, weil das Spinnen ein wirklicher Dienſt nicht aber ein Zins iſt.

4. Die Vorwerksnutzung, und zwar

a) den Ackerbau betreffend:

ſo richtet man ſich nach der vorangegangenen Vermeſſung ſowohl wegen der Quantität als der Güte des Bodens, und theilt ſolchen in Weizen- und Gerſten-, desgleichen Roggen- und Gerſten-, Roggen- und Haber- und einfaches Roggenland, worunter jedoch die Lehden nicht mit verſtanden werden, ſondern es werden ſolche nach ihrer erfolgenden Beſäung 3 oder 6 Jahren veranſchlagt, wie denn auch von jeder Gattung des Landes das 3tel zur Brache abgezogen wird.

Die geſchehene Ausſaat auf dieſes Land wird durch eine 9jährige Fraction aus den geführten Acker- und Feldregiſtern des Beamten eruirt, worin zugleich die Aernte und der Ausdruſch enthalten iſt.

Durch dieſe Fraction wird ausgemittelt, wieviel der Scheffel Ausſaat Korn im Ertrag gegeben hat: wenn jedoch in den letzten 9 Jahren, welche zur Fraction gezogen, Remiſſionsfälle vorgekommen ſind: ſo wird der Ausfall oder die bonificirte Scheffelzahl von allen Sorten Getreide in eine Nachweiſung gebracht, und der Fractionsbetrag dem aus dem Acker- und Feld-Regiſtern eruirten fractionsmäßigen Ausdruſche zugeſetzet.

Die Eintheilung der Ausſaat in die Morgenzahl geſchieht nach der fractionsmäßigen, nicht aber nach den gerichtlichen Abſchätzungen und zwar ſoviel, als in die Winter- und Sommerfelder wirklich geſäet werden.

Bei den Körnererträgen werden keine ¼ Körner ſondern nur ½ angenommen, und zwar, wenn der Bruch nach der Fraction über ein halbes ausmacht, für ein ganz Korn, und wenn ſolcher unter einem halben beträgt, für ein halbes gerechnet.

Von dem daraus entſtandnen Zuwachſe an Körnern wird bei 3, 3½, 4 und 4½ Korn, nach Abzug der Saat die Hälfte zur Pacht gerechnet, bei 5 Korn und drüber aber nach Abzug der Saat ⅔ zur Wirthſchaft und ⅓ zur Pacht. Dieſes Principium iſt ſowohl bei allen alten Anſchlägen von 1755 als neuen Anſchlägen

Glo-

Glogauſchen Cammer-Departements angenommen und beybehalten, nur bey dem Liegnitziſchen Stiftsanſchlage iſt die Ausnahme gemacht, daß auch bey 5 Korn nur die Hälfte zur Wirthſchaft, und die andre zur Pacht gerechnet worden, weil ſolches im Breslauſchen Departement gewöhnlich iſt, ingleichen wird der tractionsmäßige Körnerertrag zu 6 Korn und drüber zum Soulagement des Remiſſionsfonds zu 5½ Korn veranſchlagt.

b) Beym Wieſewachs iſt zum Grundſatz angenommen, daß

von einem Morgen zweimähig	guten Wieſewachs	.	9 Cent.
von zweimähig	mittlern	. . . . . .	6 —
— —	ſchlechten	. . . . . .	4 —
— einmähig	guten	. . . . . .	6 —
— —	mittlern	. . . . . .	4 —
— —	ſchlechten	. . . . . .	3 —

Heuertrag und der Centner zu 4 Gr. gerechnet wird, mithin kommt der Morgen nach vorſtehenden Claſſen:

2mähig gutes	1 Rthl.	12 Gr.	1mähig gutes	1 Rthl.	— Gr.
— mittles	1 —	— —	— mittles	—	16 Gr.
— ſchlechtes	—	16 —	— ſchlechtes	—	12 —

welche Veranſchlagung nach Centnern um ſo nöthiger, als bey Remiſſionsfällen ſolche ſehr nützlich iſt.

Hierbei wird jedoch auf den wirklichen Gewinnſt von Heu nach den Heutabellen oder ſonſtigen Nachrichten geſehen; auch wird der Bedarf an Heu für den Viehſtand eruirt und darnach balancirt.

c) Die Gärten werden nach Beſchaffenheit ihrer Güte und der Obſtnutzung verſchiedentlich veranſchlagt, und zwar zu 1 Rthlr. 1 Rthlr. 12 Gr., 2 bis 3 Rthlr. der Morgen, jedoch nur Obſt- und Grünzeug-Gärten, bloße Grasgärten werden außer Anſchlag gelaſſen.

d) Die Viehnutzung betreffend, ſo wird bey den Kühen, wenn zuförderſt der Viehſtand erörtert, oder wie viel gehalten werden können (nach Abzug des Heues ppter 9 bis 10 Centner pro Stück, der Unterhaltung der Viehmägde, ingleichen einigen Profits für den Beamten) das bleibende Quantum zum Ertrage angenommen, weshalb in den neuen Anſchlägen die Kuh gegen die von Anno 1755 zu 12 Gr., 16 Gr., auch 1 Rthlr. höher genutzt und veranſchlaget worden, welches auch wohl in Betracht der mehrern Nutzung des Viehes ſeit dieſer Zeit nicht zu viel ſeyn dürfte.

A n ſ ch l a g.

Flächeninhalt.		Vom Ackerland.	Ausſaat.		Zuwachs			Davon zur						Ertrag.				
			Breslauer		a Korn			Saat.		Wirth/ſchaft.		Pacht.		Preis an Gelde.				
Mrg.	□r.		Schf.	Mz.		Schf.	Mz.	Schf.	Mz.	Schf.	Mz.	Schf.	Mz.	Rthl.	gr.	Rthl.	gr.	pf.
		Im Winterfelde																
56	—	zu Weizen u. Lein à 1 Schfl. 2 Mz.	63	—	5	315	—	63	—	100	13	151	3	1	10	201	14	—
260	—	zu Roggen à 1 Schfl. .	260	—	5	1300	—	260	—	444	8	595	8	1	2	635	4	9½
99	53⅔	detto à 14 Metzen .	86	14	4	347	8	86	14	130	5	130	5	1	2	139	—	—
		Im Sommerfelde																
80	—	zu Gerſte à 1 Scheſl. 3 Mz.	95	—	5½	522	8	95	—	171	—	256	8	—	24	205	4	9½
33	—	detto à 1 Scheſl. .	33	—	5	165	—	33	—	52	13	79	3	—	24	63	8	4½
202	53⅔	Hafer à 1 Scheſl. 3 Mz.	240	4	4	961	—	240	4	360	6	360	6	—	16	92	4	9½
100	—	detto à 1 Scheſl. 3 Mz.	118	12	3	356	4	118	12	118	12	118	12	—	16	63	8	—
830	107⅓	Summa	896	14	—	3967	4	896	14	1378	9	1691	13	—	—	1499	20	9½
415	53⅔	zur Brache.																
1245	161																	

Mrg.	□R.	Von Wieſewachs	Rthl	gr.	pf.
		geſchloßne gute 2mähig 9 Cent. à 4 Gr.			
23	48	oder 1 Rthlr. 12 Gr. pro Morgen	34	21	7⅘
3	84	Teichwieſen 1mähig gute 6 Cent. à 1 Rthl.	3	11	2⅗
23	153	— detto ſchlechte — à 12 Gr.	11	22	1⅗
50	105	Summa	50	7	—
		An Gärten.			
8	85	Obſt- und Pflanzgärten à 2 Rthlr. .	16	22	8
		Von der Viehzucht.			
		25 Kühe excl. 2 Pflugkühe à 4 Rthl. 8 gr.	108	8	—
		17 Jungvieh à 1 Rthlr. 8 gr. .	22	16	—
		750 Schaafe à 40 Rthlr. . .	300	—	—
		2 Zuchtſchweine à 6 Rthlr. . .	12	—	—
		30 Hühner à 6 ſgr. . . .	6	—	—
		Summa	449	—	—
		add. Ackerbau	1499	20	9⅓
		Wieſewachs	50	7	—
		Gärten .	16	22	8
		Summa des Ertrags	2016	2	5⅓

Beym Liegnitzſchen Stiftsanſchlage iſt jedoch das alte Quantum pro Stück mit 3 Rthlr. beybehalten.

Das veranſchlagte Jungvieh iſt gerade das Drittel von dem auf jedem Vorwerke befindlichen alten Viehſtande von Zugochſen, Stammochſen und Kühen, und iſt das Stück durch die Bank um 4 Gr. im Ertrage aus vorangeführten Urſachen erhöhet, wodurch das Stück auf 16, auch 20 Gr. ꝛc. gekommen iſt.

Das Schaafvieh wird pro 100 mit 30 Rthlr. durchgängig angenommen, da dieſe Nutzung ſeit 1755 beſonders ſehr geſtiegen iſt, beym Stiftamte Liegnitz aber iſt ſolches auf 27½ Rthlr. herabgeſetzt worden.

Zuchtſchweine ſind zu 5 Rthlr., Gänſe zu 5 ſgr., und Hühner zu 3 ſgr. das Stück gewöhnlich veranſchlagt, wenn nicht etwa an einigen Orten dafür eine beſonders hohe Pacht entrichtet wird.

5. **Kleine Pachtſtücke** werden nach dem von jeder Art vom Beamten errichteten Contracte, oder aus ſonſt im Amte vorhandenen Nachrichten und Rechnungen zum Anſchlage gebracht.

6. **Brauerey-Nutzung.** Hierbey wird nach den alten Anſchlägen verfahren, und der Debit nach einer 9jährigen Fraction angeſetzt; ein Gebräude wird zu 24 Achtel exclusive des Füllbiers gerechnet, und das dazu erforderliche Getraide nach dem Anſchlagspreiſe zur Ausgabe gebracht, wozu mehrentheils ⅓ Weizen und ⅔ Gerſte veranſchlagt wird, indem ½ Scheffel Weizen oder ¾ Scheffel Gerſte zu einem Achtel Bier gegeben wird. Die übrigen Aus-

gaben gründen ſich auf die Obſervanz jedes Orts, und iſt das Achtel Bier wie gewöhnlich zu 2 Rthlr. angeſchlagen; Treber und dergleichen, da ſolches für das Vieh gebraucht wird, läßt man weg.

7. Mit der Branntweinbrennerei verhält es ſich wie bei der Brauerei, und wird nur noch bemerkt, daß auf einen Scheffel Roggen inclusive 1 Metze Malz, wenn welches darzu genommen wird, 30 Quart Branntwein gerechnet, und das Quart zu 2 Gr. veranſchlagt wird.

8. Die Ziegeleinutzung wird jeden Orts nach dem Verkauf der Ziegel eruirt, und darnach 1, 1½ auch 2 Brände angeſchlagen; der Verkaufspreis der Ziegel, ſo wie die Ausgaben gründen ſich auf das Herkommen im Amte.

Nachrichtlich iſt in den Ziegeleianſchlägen mit bemerkt, wie hoch Beamter zu königlichen Bauen das 1000 Ziegel gegen die Koſten mit Hinzuſchlagung von 4 Gr. wegen des Bruchs liefern muß

9. Bleichnutzung wird nicht anders als durch Vernehmung des Bleichers und aus deſſen Regiſtern eruirt, wo alsdenn von der Einnahme die vorkommenden Ausgaben abgezogen, und das Reſiduum, ſo immer ſehr geringe iſt, zum Ertrage angenommen wird.

10. Teichnutzung. Hierbei wird nach der vorangegangenen Benutzung verfahren, und die einſömmerigen Teiche entweder die erſten 3 Jahre zur Befiſchung, und die letzten 3 Jahre zur Beſäung veranſchlagt, oder auch umgekehrt, wie ſolches denn auch bei den zweiſömmerigen Teichen vorkommt, da ſolche entweder zwei Jahre zur Bewäſſerung zur einmaligen Befiſchung und vierjährigen Beſäung oder zur vierjährigen Bewäſſerung und zweijährigen Beſäung angenommen werden.

Zur Befiſchung wird aus den Vermeſſungsregiſtern die Morgenzahl, wie hoch der Teich Waſſer ſpannet, eruirt, und der Morgen zum Beſatz mit dreijährigem Karpfenſaamen nach der Beſchaffenheit ſeines Bodens mit 1 Schock, 45, 40, 30 auch nur 20 Stück veranſchlagt, wie denn auch dabei auf die geführten Teichregiſter geſehen, und das zweite und dritte Jahr der Beſatz gegen das erſte etwas niedriger angenommen wird, da der Teich nicht mehr ſo viel Nahrung haben kann. Speiſefiſche werden immer auf 10 Schock Karpfenſaamen 1 Zuber gerechnet, mithin wenn der Teich mit 50 Schock Karpfenſaamen beſetzt wird, ſind noch 5 Zuber Speiſefiſche als Beſatz angeſchlagen.

Bei dem Trockenliegen der Teiche wird erörtert, wie viel Morgen Flächeninhalt mit Getreide und mit was für Sorten beſäet werden kann, wo ſodann die erſten Jahre ſeiner Beſäung der Morgen mit 1 Scheffel Ausſaat gewöhnlich, die letzten aber mit 15 oder 14 Metzen und der Ertrag zu 3 Korn gerechnet wird. Wenn ſich jedoch aus den Acker- und Feldregiſtern ergiebt, daß der Ertrag höher ausfällt, ſo iſt ſolcher auch natürlich höher zu veranſchlagen, wie denn auch das niedrig gelegene Land, ſo nicht beſäet, jedoch aber als Wieſewachs genutzt werden kann, der Morgen zu 16, 12 oder 8 Gr. zum Anſchlage gebracht wird.

Die wilde Fiſcherei wird gewöhnlich verpachtet, und darnach auch veranſchlaget; die Rohrnutzung aber wird nach einer Fraction ausgemittelt, und wenn ſolche von Belange, ¼ oder ⅓ Pf. wegen Ungewißheit, und von dem bleibenden Ertrage die vorfallenden Ausgaben abgezogen, und das Bleibende zum Ertrage gebracht.

Die übrigen Ausgaben bei der Fiſcherei reguliren ſich nach Beſchaffenheit und Erforderniß jedes Orts, und wird in den neuen Anſchlägen der etwa zu erkaufende Fiſchſaamen zu 2 Rthlr. das Schock gerechnet, da ſolcher jetzo theurer geworden.

11. Die Mühlengefälle gründen ſich, was die Mahlmühlen betrifft, auf die Kaufbriefe, und wird das Getreide nach dem gewöhnlichen Preiſe veranſchlagt; bei Walkmühlen aber wird der Ertrag, da ſolche gewöhnlich adminiſtrirt werden, durch eine neunjährige Fraction ausgemeſſen.

12. Das Zinsgetreide conſtirt aus den Präſtationstabellen von jedem Dorfe, und wird ſolches nach dem Anſchlagspreiſe zum Ertrage gebracht.

13. Die Gerichtsgefälle gründen ſich auf eine Fraction, jedoch nur von dem Ueberſchuß nach Abzug aller Ausgaben.

Anliegender Anſchlag giebt über die Methode nähere Auskunft. Es geht daraus hervor:

daß die Wirthſchaftskoſten berechnet und ihr Betrag abgezogen wird, und wie hoch die Taxe iſt.

Die Dienſte werden dem Beamten gegen reſpective 2 und 1 Gr. überlaſſen.

Von der Verpachtung im Allgemeinen.

Der verſtorbene Calculator Sandmann war eigentlich derjenige, welcher die erſten ſchleſiſchen Anſchläge fertigte, und die Grundſätze dazu aufſtellte.

Die in Schleſien jetzt geltenden ſind durchgehends höher, als in allen übrigen Provinzen, und da die Licitation angenommen worden iſt, ſo bleibt nur allein in Schleſien der Ertrag des Amtes dem der Privatgüter gleich.

Neuerlich hat man in den Pacht-Contracten den Beamten auf alle und jede Remiſſion Verzicht leiſten laſſen, woher es kommt, daß die ſchleſiſchen Domainen den höchſten Ertrag gewähren.

In Schleſien hat der König ſehr wenige Domainen im Verhältniß des übrigen unbeweglichen Eigenthums. Die Dienſte der Amtsunterthanen ſind hier gemeſſen, die Tagewerke beſtimmt, und der Bauer iſt nutzbarer Eigenthümer ſeiner Stelle, kann daher nicht wegen ſeiner Conſervation die Anſprüche an das Dominium machen, wie Laßbauern. Die Handdienſte werden von Dreſchgärtnern verrichtet, welche für das Mähen und Dreſchen des Getreides auf eine Naturalquote geſetzt ſind. In Schleſien, einige Gegenden in Oberſchleſien abgerechnet, würde es bei der hohen Cultur, die dort herrſcht, kein Bedenken leiden, daß der Bauer das Aequivalent für die Dienſte ſich erwerben könnte, der Dreſchgärtner aber (ſtiege auch das Tagelohn noch ſo hoch), würde dennoch ſeinen Zuſtand verſchlechtern, da er durch ſeinen Natural-Antheil über den ungewiſſen Zuſtand des Tagelöhners weit erhaben iſt. Unmöglich würde man aber die Aemter in der Verbindung, in der ſie jetzt exiſtiren, die Vorwerke in der Größe, wie ſie jetzt bewirthſchaftet werden, erhalten können, wenn der Spann-, Hand- und Zwangdienſt aufgehoben würde. Wegen der auf dem Lande vorhandnen Leinenfabrication, wegen der zahlreichen Städte, die durch Induſtrie nahrhaft ſind, wegen der Oder, die hier, ſo wie die lebhaften Commercialſtraßen viele Hände beſchäftigen, wegen jener großen Menge von Dörfern, die aus freien Gütern beſtehen, wegen des Defraudirens und Exportirens an den ſächſiſchen und öſtreichiſchen Grenzen, würde die Nachfrage nach Geſinde, nach Tagelöhnern, nach Lohnfuhren auf den Aemtern ſo groß werden, daß die Wirthſchaftskoſten dadurch ganz unverhältnißmäßig zum Ertrage in die Höhe ſteigen müßten. Wollte man alſo in dieſer Provinz mit der Reluition der Dienſte vorgehen, ſo wäre die Zerſchlagung der Domainen damit verbunden. Dieſe ſcheint aber nicht in dem Regierungsſyſtem zu liegen, und man hat jetzt, wie ich glaube, den Grundſatz angenommen, die liegenden Gründe der Staatsgüter nicht zu veräußern.

Unter dieſer Vorausſetzung würde die Dienſtaufhebung in Schleſien bei den Aemtern daher gar nicht anzurathen ſeyn.

In der Anlage befindet ſich der Domainenetat von Schleſien.

Nachweiſung der Einnahmen und Ausgaben der Domainen-Caſſen in Schleſien im Jahre 1805.

	Im Breslauſchen Departement.	Im Glogauſchen Departement.	Summe.
Einnahme:	Thlr.	Thlr.	Thlr.
1) An Zollgefällen incl. $\frac{1}{[illegible]}$ in Golde	308,959	101,566	410,525
2) An Salzgefällen do.	160,806	119,968	280,774
3) An Aemterpacht do.	218,636	86,919	305,555
4) An Forſtgefällen	65,674	9,816	75,490
5) An Landeshauptmanns-Gefällen	2,883	7,629	10,512
6) An Judenſchutzgeldern	12,238	539	12,777
7) An Kämmerei-Ueberſchüſſen	11,792	6,786	18,578
8) An Gerichts- und Strafgefällen	15,125	8,387	23,512
9) An Poſtrevenüen	55,136	—	55,136
10) Von den Königl. Eiſenhütten	12,525	—	12,525
11) Penſionsgelder von den Stiftern und Klöſtern	26,166	10,666	36,832
12) Ueberſchüſſe aus den Stiftern	—	600	600
13) Verſchiedene Gefälle	1,120	3,969	5,089
14) Auf Special-Verordnungen	—	326	326
	891,060	357,171	1,248,231
Ausgabe:			
1) An Beſoldungen	93,152	42,476	135,628
2) An Amtsnothdurften bei den Kollegien und Kommiſſionen	7,678	2,945	10,623
3) Zu Aemter- und Waſſerbauten	32,335	20,148	52,483
4) An Domainen-Contribution	14,000	9,308	23,308
5) An Penſionen	7,318	617	7,935
6) Für Verpflegung der Truppen	426,653	219,782	646,435
7) Für Invaliden	29,000	—	29,000
8) An die katholiſche Haupt-Schulkaſſe	21,000	—	21,000
9) Auf ſpecielle Ordre	259,918	61,878	321,796
	891,054	357,154	1,248,208

Domainen-Weſen in der Kurmark, Neumark und Pommern.

Ueber dieſen Gegenſtand haben Borſtede und Nicolai *) ſo vollſtändige Werke herausgegeben, daß ich ſolche plündern müßte, wenn ich hier noch etwas über den Gang der Domainen-Verwaltung ſagen wollte.

Ganz ähnlich iſt das Verfahren in dieſen Provinzen dem in Neu-Oſtpreußen.

Abweichend iſt es aber von dem in Oſt- und Weſtpreußen:

1. Da man hier nicht von dem Thaerſchen Grundſatze ausgeht: daß leichter Boden mehr Saamen erfordre, wie ſchwerer, ſondern man berechnet mehr Einfall pro Morgen ſchweren, als auf leichtem Boden. Man nimmt regelmäßig im ſtärkſten Boden 22 Metzen pro Morgen, und im leichteſten nicht unter 12 Metzen Einfall an.

2. Man unterſcheidet nicht die Aecker in ihrer Qualität nach dem Boden, ſondern nach den Früchten und theilt ſolchen in Weizen-, Gerſt- und Hafer-Land, 3, 6 und 9jährigen Boden ein.

3. Im Ertrage nimmt man nicht unter 3, und nicht über 8 Körner an.

4. Wird in der Kurmark eine höhere Cammertaxe angenommen, und zwar

der Scheffel Weizen zu 1 Thlr. 4 gr., der Roggen zu 22 gr., die Gerſte zu 18 gr., der Hafer zu 14 gr.

In der Neumark und Pommern iſt dagegen die Cammertaxe: der Weizen 22 gr., der Roggen 18 gr., die Gerſte 14 gr., der Hafer 10 gr.

5. Wird hier nicht der Ertrag nach der Claſſification des Bodens, ſondern auf den Grund eines Durchſchnittes des Getreidepreiſes mehrerer, gewöhnlich der vorigen Pachtjahre berechnet, weshalb die vom Beamten geführten Regiſter [illegible] haben.

6. Wird das Wirthſchaftskorn, wie bei Neu-Oſt-Preußen, und wie es immer üblich war, dem Beamten vergütet.

---

*) Borſtede über die Domainen-Verpachtung im Preußiſchen, bei Unger.

Oekonomiſche Grundſätze von der Verwaltung des Domainen-Weſens in den Preußiſchen Staaten, von Nicolai. Berlin, bei Unger.

7. Werden keine Brachfrüchte veranſchlagt, und nur 4 Getreide-Arten, Weizen, Roggen, Gerſte und Hafer, angenommen. Im Winter- und Sommerfelde äquiparirt man 2 Metzen Winter-Rübſamen, 1 Scheffel Weizen, 1½ Metze Gerſte oder Sommer-Rübſen, 1 Scheffel Gerſte, ½ Scheffel Lein, 1 Scheffel Gerſte, ½ Scheffel Buchweizen oder Wicken, 1 Scheffel Hafer.

8. Man veranſchlagt noch Wieſenhutung und den Viehſtand, jedes beſonders, und zwar die Wieſen von 6 gr. bis 2 Thlr. 12 gr. den Morgen; Fettweiden (die übrigen werden nicht veranſchlagt,) nimmt man zu 1 Thlr. 12 gr. bis 2 Thlr. an.

Eine Kuh wird zu 7 — 8 Thlr., ein Stück Jungvieh von 16 ggr. bis 1 Thlr. berechnet, 100 Schaafe zu 21 Thlr.

9. Die Dienſte kommen, mit 4 ggr. der Geſpanndienſt, der Mannshanddienſt mit 1 gr. 6 pf., der Frauenhanddienſt mit 1 gr. 3 pf. in den Ertrag.

Eine merkwürdige Veränderung geht in dieſem Departement dadurch vor, daß der Naturaldienſt aufgehoben wird.

In Pommern verfährt man dabei auf folgende Weiſe:

Die Aemter ſind in Pommern verpachtet, mithin konnten die Dienſte erſt bei der Beendigung des Pacht-Contracts abgelöſet werden, es wäre denn, daß ein Pächter ſich freiwillig darauf eingelaſſen hätte, oder wenn im Contracte eine Condition eingerückt war, daß derſelbe ſich dieſe Reluition gefallen laſſen mußte. Da der Bauer auch in Pommern ſehr mißtrauiſch iſt, nie glaubt, daß ſeine Herrſchaft es gut mit ihm meint, und ihn nur zu neuen Laſten heranziehe, wenn ſie ihm Vorſchläge zu ſeinem Beſten macht, ſo kam man dem Bauer hier nicht mit Anträgen wegen der Dienſtaufhebung entgegen, ſondern erwartete, daß er bittend um die Ablöſung erſchien. Dann wurde er belehrt: daß Deckung der Bewirthſchaftungskoſten durch ein Dienſtgeld von ſeiner Seite die einzige Bedingung ſey, unter welcher man ſich mit ihm auf eine Abfindung einlaſſen wolle.

Unterdeß war es Sache des dieſerhalb ernannten Cammer-Commiſſarii, die Localitäten zu ſtudiren, und ſich die Kenntniß zu verſchaffen: ob in dem Amte, deſſen Dienſte abgelöſet werden ſollten, ein Verhältniß aller Theile der Wirthſchaft zu einander exiſtire, ob die Grundſtücke der Bauern von denen der Vorwerke ſeparirt wären oder nicht; ob das Amt einen günſtigen Abſatz ſeiner Producte habe; ob der Pachtanſchlag den Ertrag erſchöpfe oder nicht; ob die Vorwerke mit läſtigen Servituten beſchwert ſeyen; ob Forſt- und Teich-Wirthſchaft mit dem Amte verbunden, die Acker-Wirthſchaft mit Pferden oder Ochſen betrieben würde; wie die Gebäude im Stande, und ob bald Neubauten zu unternehmen wären oder nicht; ob zu Familienhäuſern Platz ſey, die man Tagelöhnern anweiſen könne; ob Erwerbfleiß den Unterthanen beiwohne, und ſie Nebenverdienſte zu erwarten hätten, um beſchäftigt zu ſeyn, wenn die Aufhebung der Dienſte ihnen Muße verſtatte; ob die Entfernung der Dienſtthuenden von den Vorwerken groß, und durch ſchlechte Wege erſchwert ſey oder nicht; ob die Bauern aufgeklärt wären, und wie ſich die Grundſtücke der Bauern zu ihren Bewirthſchaftungsfonds verhielten?

Natürlich kam es auf alle dieſe Umſtände an, um richtig das Aequivalent beſtimmen zu können, wodurch der Amts-Etat gedeckt, und die größern Bewirthſchaftungs-Koſten durch Tagelöhner und Hofezüge übertragen werden ſollten.

Dieſes Aequivalent fand übrigens ſeine Baſis in der jetzigen temporellen Bewirthſchaftungsart und deren Koſten, ohne Rückſicht auf Meliorationen. Zur Beſtellung von 20 Morgen Winter- und Sommerung wurden 2 Pferde und 4 Ochſen gerechnet, letztere zweiſpännig und von ſolcher Stärke angenommen, daß man täglich mit ihnen wechſeln könnte. Man ſetzte 1½ Morgen Acker als die Portion feſt, welche dieſe Ochſen täglich pflügen könnten. Bei großer Entfernung der Felder und bei einem ſehr ſchweren Boden wurde aber weniger Acker- oder mehr Zugvieh angenommen. Auf 2 Pferde rechnete man 1 Knecht, deſſen Unterhaltung auf 36 Thlr. Eben ſo auf ein Paar Ochſen einen Knecht zu 32 Thlr., bei Wechſelpflügen einen Ochſenjungen zu 24 Thlr. Die Unterhaltung des Pferdes wurde zu 25 Thlr., des Ochſen zu 8 Thlr. gerechnet. Auf die Ackergeräthſchaften wurde ein Quantum gerechnet, welches die Localität beſtimmte. Bei den Handdienſten nahm man an: daß ein Mann 24 Scheffel täglich ſäen, 2½ Morgen Getraide, 1½ Morgen Wieſen mähen, eben ſo viel binden könne. Das Tagelohn wurde für den Mann auf 4 gr., für die Frau auf 3 gr. beſtimmt.

Man berechnete, wie viel Tagelöhner nach dieſen Sätzen für das Amt nöthig wären, um beſtimmen zu können, wie viele Familien-Wohnungen man bauen laſſen müſſe.

Alle übrigen Handarbeiten außer obigen wurden für das Hofgeſinde beſtimmt, wenn nicht etwa die Wirthſchaft zu groß war.

Das Reſultat der nach obigen Sätzen gefertigten Berechnung war dasjenige Aequivalent, welches der Pächter erhielt und der Bauer bezahlen mußte.

Das war aber nur Regel, Ausnahmen wurden ſtatuirt, wo der Bauer leichter oder ſchwerer das Aequivalent präſtiren konnte, und hierbei wurde nur auf das Ganze geſehen, ſo daß das Dienſtgeld des einen Amtes das des andern übertrug.

Das Aequivalent wurde in Naturalien zur Cammertaxe beſtimmt. Nach Maaßgabe der Localität wurde auch ein Erbſtandsgeld für das Hof-Inventarium angenommen.

Der neue Contract beruhte auf folgenden Bedingungen: Der Unterthan mußte auf alle Hülfe an Bau- und Brennholz, auf alle Remiſſion außer den Fällen, welche das Allgemeine Landrecht beſtimmt, entſagen; das Aequivalent wurde auf das Gut im Hypothekenbuche als onus perpetuum eingetragen; der Bauerhof wurde vom Juſtiz-Amte detaxirt, und dieſe Taxe zum Grunde der Hypothekenverſchreibung gelegt, ſo daß nur ⅔ verſchuldet werden können. Dieſe Taxe begründet einen fixen Preis bei der Erbfolge. Den Erben der Stelle ernennt der Vater willkührlich unter ſeiner männlichen Deſcendenz, und wenn er ſolches unterlaſſen hat, ſo erfolgt die Wahl von dem Beamten. Die Unterthänigkeit iſt in ſo fern gemildert, daß der größte Theil ihrer Beſchwerden für den Unterthan aufhört; dennoch darf kein Unterthäniger ohne Bewilligung des Amtes den Acker zu bauen aufhören, ſich in den Städten der Indůſtrie widmen oder einem andern Herrn ſich von neuem unterthänig hingeben. Der Zwangdienſt währt noch die erſten 6 Jahre fort, das Individuum, das ſolcher trifft, darf aber nur ein Jahr gegen das übliche Lohn dienen.

Der Bauer kann übrigens frei über ſeinen Hof disponiren. Jedoch muß beim Verkauf die Qualification des neuen Beſitzers dem Beamten nachgewieſen werden, deſſen Genehmigung alſo bei einer Veräußerung der Stelle nothwendig iſt. Ein Laudemium iſt bei Vererbungen an entfernte Seiten-Erben mit 10 Procent, bei Veräußerungen an Fremde und Vererbung an Geſchwiſter auf 5 Procent feſtgeſetzt.

Wenn der Beſitzer der Stelle ſeine Präſtanda ein Jahr lang nicht leiſtet, ſo wird die Stelle ſubhaſtirt, ihm die Ueberſchüſſe des Kaufpreiſes ausgehändiget, und derſelbe ſich ſelbſt überlaſſen.

Es iſt in Pommern geradezu nicht nothwendig, daß der Naturaldienſt aufgehoben werden müſſe. Sobald Gemeinden ſich nicht um die Reluition bemühen, ihre Dienſte erträglich und gemeſſen ſind, ſobald ſie ſich in gutem Stande befinden, zu ihrer Conſervation nichts aufgewendet werden darf, können ſie in ihrem Zuſtande belaſſen werden.

Sind Gemeinden nicht im Stande, die reglementsmäßigen Reluitionsbedingungen zu erfüllen, ſo wird das Verfahren ausgeſetzt, und bei wiederholten Anträgen mit Anwendung milderer Grundſätze, mit Weglaſſung der Natural-Lieferung, die Reluition möglich gemacht.

Es können ſich auch Fälle ereignen, wo der Bauer zu viel Grundſtücke beſitzt, wo noch Gemeinheiten zu theilen ſind, an denen er ein Miteigenthum hat, oder daß er im Beſitz von Torfmooren iſt, die er abzuſtechen nicht Kräfte oder Anwehr hat. Unter ſolchen Umſtänden, wenn es die Localität erlaubt, kann man ihm den Dienſt gegen Abtretung dergleichen Pertinenzien erlaſſen.

Sind die Dienſte aufgehoben, ſo iſt es des Commiſſarii Sache, beſſere Abrundungen der Aemter einzuleiten, zu unterſuchen, welche Vorwerke in Zeitpacht, Erbpacht oder in Abbau zu legen ſeyn werden, worüber nur die Localität entſcheiden kann.

Jedem Erbpachts-Contract werden folgende Bedingungen zum Grunde gelegt:

1. Der anſchlagsmäßige Ertrag wird als Canon quartaliter vorausbezahlt.

2. Nach Maaßgabe der Localität muß ein verhältnißmäßiger Theil des Canons zur Cammertaxe entrichtet werden.

3. Kann eine Natural-Lieferung nicht Statt finden, ſo muß der Erbpächter ſich eine Erhöhung des Canons gefallen laſſen, wenn in Pommern eine andre Cammertaxe eingeführt wird, nach welcher alsdann der Canon regulirt wird.

4. Wird nur die Morgenzahl evincirt, welche tradirt werden, wenn ſich daran ein Defect ergiebt.

5. Wird eine Remiſſion nur in ſolchen Fällen präſtirt, die das Allgemeine Landrecht nachweiſet.

6. Zur Sicherheit des Canons, der Conſervation des Gutes, der Hof- Saat- Bau- und Vieh-Inventarien wird ein Erbſtandsgeld baar erlegt, oder auf das Gut eingetragen, jedoch nicht verzinſet. Die Größe dieſes Erbſtandsgeldes wird nach dem Werth der Inventarien regulirt, das Saat-Getreide nach der Cammertaxe beſtimmt, die Gebäude höchſtenfalls zum dreifachen Betrag des Canons angeſchlagen.

7. Die Unterhaltung der Gebäude fällt dem Erbpächter zur Laſt.

8. Muß der Erbpächter gewiſſe zu beſtimmende freie Bauholzfuhren leiſten.

9. Derſelbe muß auf alles freie Bau- und Brennholz Verzicht leiſten. Der Bedarf wird ihm aus dem nächſten Forſte, ſo lange ſolcher dazu im Stande iſt, vorzugsweiſe gegen Auswärtige nach der Forſttaxe verabreicht.

10. Wird derſelbe vom Brauzwange eximirt.

11. Die wilde Fiſcherei wird dem Erbpächter gegen Pacht überlaſſen.

12. Der Erbpächter ſteht unter des Amts Juriſdiction.

13. Derſelbe kann ſein Erbpachtsrecht verpfänden.

14. Bei Veräußerungen dieſes Erbpachtsrechts muß die Qualification des neuen Beſitzers nachgewieſen werden.

15. Bei Vererbungen wird, mit Ausſchließung der Aſcendenten und Deſcendenten, ſo auch des überlebenden Ehegatten, 10 Procent, beim Verkauf 5 Procent an Lehnwaare entrichtet.

Man muß geſtehen, daß unter obigen Vorſchriften eine Dienſt-Reluition, beſonders da ſie nöthigenfalls mit Vererbpachtung und Zerſchlagung der Vorwerke verbunden iſt, einen großen allgemeinen Nutzen haben wird, daß dadurch ein richtigeres Verhältniß kleiner freier Nahrungen zu den großen entſtehen wird; daß der bisher als Sache behandelte Bauer dadurch ein Eigenthum und eine Exiſtenz erhält, die ihn ſeiner Ausbildung näher führt, und dem Staate Unterthanen verſchafft werden, die künftig ein Intereſſe dabei haben, denſelben zu vertheidigen.

So viel ſcheint mir aber gewiß zu ſeyn, daß, wenn dieſe kleinen Beſitzungen in der Cultur ſteigen werden, wenn aller Zwangdienſt aufgehoben ſeyn, wenn jeder Gutsbeſitzer mit größerem Fleiße ſeinen Acker bauen wird, wie bisher, daß es dann, wegen der vergrößerten Nachfrage, den übrig gebliebenen Aemtern an Tagelöhnern und Geſinde fehlen, und man ſich auf neue Erbpachten und Zerſchlagungen der großen Vorwerke einlaſſen müſſen wird. Dieß kann aber auch alsdann eher wie jetzt geſchehen, wo vielleicht die dienſtthuenden Gemeinden noch zu arm ſind, das bisherige Etatsquantum durch Canon und Erbſtandsgeld zu ſichern.

Dem, der dieſer Einrichtung aber zuerſt das Daſeyn gab, gebührt alles Lob; ſie trägt den Stempel der Weisheit, die nicht aus Büchern, ſondern aus der Erfahrung verbunden mit großer Local-Kenntniß und Bekanntſchaft mit dem Character des Bauers, geſchöpft worden.

In der Kurmark konnte man anfangs nur in den fruchtbaren Oderbrüchen, nicht aber in den magern Gegenden ſo bald zum Ziele der Dienſt-Reluition gelangen. Hier giebt es Dienſt-Bauern, welche 5, 4, 2 Tage wöchentlich, oft aber auch nur 16 Tage das ganze Jahr dienen. Bei den Bauern erſter Claſſe war nur eine Reluition thunlich, wodurch ein vollſtändiges Aequivalent erhalten wurde, da ſie die auf den Dienſt gehaltenen Pferde oder Ochſen abſchaffen konnten; bei den übrigen war kein Verhältniß der Erſparniß zum Erſatz, da es dem kurmärkiſchen Bauer zum Theil an Betriebſamkeit fehlt, welches ſchon dadurch bewieſen wird, daß hier ſchon vor Alters befreite Gemeinden, welche nur für den Spanndienſt 2 gr., für den Handdienſt 1 gr. bezahlen, dennoch Freiholz und Remiſſion bekommen, ſich nicht durch größern Wohlſtand vor andern Gemeinden auszeichnen. Ueberdieß haben ein großer Theil kurmärkiſcher Gemeinden zu ſchlechten Boden, der keiner großen Cultur fähig iſt. Die hieſigen Laßgüter ſind auch den erblichen im Grunde ganz gleich, da nie ein Bauer exmittirt wird, wenn er nicht ſolcher Fahrläßigkeiten ſich ſchuldig macht, die auch vom Erbe rechtlich entfernen würden.

Dennoch ſucht man jezt dieſe Dienſt-Reluition nach ähnlichen Grundſäzen wie in Pommern zu bewirken, wie ſolches in der Neumark ſchon geſchehen iſt.

Niederſächſiſches, weſtphäliſches, fränkiſches Domainen-Weſen.

Magdeburg und Halberſtadt.

Im niederſächſiſchen Departement iſt man noch wenig von der alten Verpachtungs-Methode abgegangen, und hat den alten Gang, ſo wie er 1723 vorgeſchrieben wurde, beibehalten. Man nimmt 6jährige Pacht-Perioden an, die Naturaldienſte ſind regulirt, aber nicht aufgehoben.

Die Verſchiedenheiten der bei Veranſchlagung der Domainen üblichen Säze gegen die der andern Provinzen ſind folgende:

Bei den beſtändigen Gefällen iſt bei den Getreidepächten in Magdeburg die Cammertare beim Weizen 20 gr., Roggen 17 gr., Gerſte 14 gr., Haſer 8 gr.; in Halberſtadt 22 gr., 18 gr., 14 gr., 10 gr.

Bei den Dienſten wird der mit dem Geſpann zu 16 gr., der halbe Geſpanndienſt (welcher bis zu Mittage geleiſtet wird), zu 12 gr., der Handdienſt zu 3 gr. gerechnet.

Bei der Vorwerks-Nuzung wird in einigen Aemtern $\frac{1}{6}$, in andern gar keine Brache veranſchlagt.

Beim Wieſewachs wird $\frac{1}{3}$ des ganzen Heu-Gewinſtes als Grummet, übrigens pro Magdeb. Morgen zweihauige Wieſen zu 20 gr. bis 4 Thlr., einhauige zu 10 gr. bis 3 Thlr. angeſezt.

Für einen Magdeb. Morgen Gartenland wird nach Verſchiedenheit der Gärten, ob ſie Küchen- oder Obſtgärten ſind, 1 — 9 Thlr. angenommen.

Auch wird von der wilden Baumzucht etwas, und zwar pro Schock haubare Satzweiden 15 — 20 gr. veranſchlagt, Korbweiden aber pro Magdeb. Morgen 8 gr.

Eine Kuh nimmt man zu 2½ bis 5 Thlr., ein Stück Jungvieh zu 1 — 2 Thlr., 100 Schaafe zu 17 Thlr. im Ertrage an.

Die Cammertaxe iſt die bei den Getreidepächten oben bemerkte.

Weſtphäliſches Domainen-Weſen.

In Weſtphalen ſind im Allgemeinen da, wo noch Vorwerksnutzungen exiſtiren, die Sätze, mit Ausnahme der Dienſte, denen in Niederſachſen üblichen gleich; die Dienſte werden reſpective zu 4 und 2 gr. berechnet.

Im Fürſtenthum Minden ſind nur noch 2 oder 3 Aemter in Zeitpacht ausgethan, die übrigen theils in Erbpacht verliehen, theils dismembrirt. Im Ravensbergſchen ſind ſeit 100 Jahren die Aemter ſtückweiſe vererbpachtet.

Extract aus dem Januar- und Februar-Stück des Staats-Anzeigers.

In der Grafſchaft Mark exiſtiren nur Renteien, die Domainen-Pertinenzien ſind einzeln ausgegeben.

In Oſtfriesland exiſtiren anſehnliche Aemter, die verpachtet ſind, außerdem werden die Polder einzeln verpachtet; dieß ſind Aecker, Wieſen und Fettweiden, welche durch Dämme der See und dem Dollar abgewonnen worden.

In Lingen und Tecklenburg ſind die Domainen-Höfe größtentheils vererbpachtet.

Hebichtswalde, ein königliches Vorwerk, iſt gegen 800 Thlr. in Zeitpacht ausgegeben, es wird durch Naturaldienſte bewirthſchaftet, und nach der gewöhnlichen Art veranſchlagt. Schalbruch, ein ähnliches Vorwerk, iſt vererbpachtet. Kirchſtapel iſt etwa gegen 1200 Thlr. in Zeitpacht ausgegeben. Lehmkuhle iſt vererbpachtet.

Die Domainen-Aemter, mit Zubehör, ſind in dieſer Provinz ſo unbedeutend, daß ſolche etwa 6000 Thlr. einbringen.

Außerdem giebt es 12 königliche Zwangmühlen, die auf den Grund der Perſonenzahl und deren Conſumtion, die man feſtſtellt, verpachtet ſind, die an 3000 Thlr. einbringen.

Die vorhandenen 800 eigenbehörigen Höfe präſtiren an 11000 Thlr. fixe Gefälle.

Zur Domainen-Caſſe fließen auch 1400 Thlr. Legge-Einkünfte.

Die Brau- und Brennereien ſind in die Städte verlegt; deshalb zahlen dieſe dafür das ehemalige Anſchlags-Quantum durch die eingeführte Acciſe mit 1600 Thlr. zur Domainen-Caſſe. Die Poſt-Revenüen betragen 30 Thlr., die Salz-Gefälle 224, die Forſt-Revenüen 80, die ganze Domainen-Einnahme deductis deducendis 26000 Thlr.

Holſche hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der Grafſchaft Tecklenburg, S. 221.

Da dieſe Grafſchaften Tecklenburg und Lingen mit dem Münſterſchen Cammer-Departement combinirt ſind, und von Münſter, Paderborn, und den ſämmtlichen neuen Provinzen alle Nachrichten fehlen, wird Obiges hier angeführt.

Landes-Revenüen in Oſt-Friesland.

Einnahme im Etatsjahre $180\frac{4}{5}$.

	Thlr.
1) Beſtändige Gefälle	6,284
2) Unbeſtändige do.	570
3) Zeitpachten	23,970
4) Judenſchutzgelder	1,924
5) Immediatgefälle	5,449
6) Subſidien	53,462
7) Contribution	7,485
8) Ueberſchuß aus den Aemtern	211,526
9) Speck- und Weidegelder	508
10) Brod- und Servisgelder	1,881
11) Beitrag zur Sold-Erhöhung der dienſtthuenden Unterofficiere und Soldaten	7,661
	320,720

Hieven ſind 180,060 Gold
und 140,660 Courant

320,720 Thlr.

Ausgabe:

1) Salarien der Cammer	11,205
2) — — Reg.	4,412
3) — — Droſten	2,286
4) Geiſtliche, Kirchen- und Schulbediente	1,200
5) Verſch. Beſoldungen	262
6) Bauten	7,600
7) Zum Teich- und Syhlbau	5,542
Latus	32,507

	Thlr.
Transp.	32,507
8) An andere Königl. Caſſen	11,085
9) Capital-Schatzungen	2,790
10) Remiſſionen	6,900
11) Poſt- und Wechſelgelder	400
12) Diäten, Klagenfrachten	1,782
13) Vermeſſung der zu cultivirenden Heidefelder	200
14) Schreibe-Materialien	620
15) Feuerung für Kolleg.	713
16) Fiskal-Koſten	505
17) Conſervation der Inſel	420
18) Servis- und Brodgelder	6,955
19) Zu Feuerſocietäts-Caſſen	300
20) Zu Coloniſten-Fonds	900
21) Zu Meliorationen und Prämien	2,000
22) Ad Extraord.	12,788
23) An Gen. Dom. Caſſe	239,000
24) An Dispoſ. Caſſe	12,000
Summa	331,705

Betrag der Domainen-Einkünfte des Preußiſchen Staats pro 1800.

So viele Statiſtiker es gegeben hat, die über den Preußiſchen Staat geſchrieben haben, ſo verſchieden ſind ihre Angaben über deſſen Einkünfte. Man kann darüber Haſſels ſtatiſtiſche Tabellen, Krugs Betrachtungen über den National-Reichthum des Preuß. Staats und andre Werke nachleſen. Ich bin überzeugt, daß ſie ſämmtlich ſchlecht unterrichtet geweſen ſind.

Die Domainen-Einkünfte des Preuß. Staats ändern ſich mit jedem Jahre, je nachdem die Aemter neu verpachtet werden: jetzt ſteigen ſie mit jedem Jahre, da die Cultur des Bodens im Allgemeinen immer mehr zunimmt. Vor einigen Jahren war ihr Ertrag, welcher zu den Provinzial-Domainen-Caſſen floß, folgender:

A. In der Kurmark.

	Thlr.		Thlr.
Amt Arendſee	6,947	Transp.	316,015
ſ Badingen	12,693	Amt Löcknitz	16,748
ſ Beeskow	12,584	ſ Löhme	4,566
ſ Biegen	5,142	ſ Mühlenbeck	4,759
ſ Bieſenthal	9,145	ſ Mühlenhoff	11,303
ſ Bötzow	8,121	ſ Nauen	10,265
ſ Brüſſow	5,299	ſ Neuenhagen	7,151
ſ Burgſtall	7,125	ſ Neuendorf	8,275
ſ Chorin	11,454	ſ Neuſtadt	16,019
ſ Cöpenick	13,928	ſ Oranienburg	10,624
ſ Kottbus	21,913	ſ Potsdam	8,898
ſ Dieſtorf	9,170	ſ Rüdersdorf	7,445
ſ Eldenburg	13,659	ſ Ruppin	24,917
ſ Fahrland	3,413	ſ Saarmund	15,297
ſ Fehrbellin	12,029	ſ Salzwedel	2,749
ſ Frauendorff	11,104	ſ Sachſendorf	9,248
ſ Freienwalde	2,519	ſ Schönhauſen	9,847
ſ Friedrichsaue	8,864	ſ Spandow	19,161
ſ Friedrichsthal	11,524	ſ Stansdorf	18,379
ſ Fürſtenwalde	9,085	ſ Tangermünde	13,942
ſ Goldbeck	4,077	ſ Trebbin	2,929
ſ Golzow	15,732	ſ Vehlefanz	9,193
ſ Gramzow	19,613	ſ Wittſtock	8,367
ſ Grimnitz	7,262	ſ Wriezen	334
ſ Kienitz	7,959	ſ Wollup	17,289
ſ Königshorſt	14,791	ſ Zechlin	10,146
ſ Landsberg	10,739	ſ Zehdenick	14,219
ſ Lebus	15,506	ſ Zellin	10,866
ſ Lehnin	12,940	ſ Zinna	17,698
ſ Liebenwalde	11,638	ſ Zoſſen	16,587
Latus	316,015	Summa	643,070

Es flieſt alſo aus den Aemtern zur Kurmärkiſchen Domainen-Caſſe die Summe von ſ ſ ſ ſ 643,070 Thlr.

Dazu kommen noch ferner:

1)	Urbeden	1,674	ſ
2)	Gerichtsgelder	316	ſ
3)	Verſchiedene Fixa	300	ſ
4)	Mühlen-Ueberſchuß	84,676	ſ
5)	Gericht- und Fiskalgefälle	109	ſ
6)	Glashütten-Pacht	894	ſ
7)	Erbpacht von Wilhelms-Aue	3,299	ſ
8)	Von den Mühlen in Oranienburg	8,390	ſ
9)	Von den Etabliſſements an der Oder	16,390	ſ
10)	Ueberſchuß vom Finow-Canal	13,786	ſ
11)	Extraordinaria	2,374	ſ
12)	Forſtertrag	180,503	ſ
	Summa der Brutto-Einnahme	955,781	Thlr.

Die Brutto-Einnahme betrug		955,781 Thlr.
Davon gehen ab:		
Für Geiſtliche und Schulbediente	7,035	
Baukoſten	52,711	59,546
Bleibt Netto-Ertrag		896,235 Thlr.

B. In der Neumark.

Es iſt mir zwar von dieſer Provinz weder Rechnung noch Etat zu Geſichte gekommen, da aber ſolches 27 Aemter enthält, ſo kann man als Netto-Ertrag von jedem Amte im Durchſchnitt 8,000 Thlr. annehmen, mithin wäre der Netto-Ertrag von den Aemtern 216,000 Thlr.

Dazu kommt der Forſt-Ertrag mit 57,641

macht zuſammen 273,641 Thlr.

C. In Pommern.

Nach Brüggemanns Beiträgen floſſen im Jahre 1793 in die Domainen-Caſſe von folgenden Aemtern:

	Thlr.		Thlr.
		Transp.	226,223
Kempenow und Stolpe	25,426	Dölitz	8,702
Pinnow	1,987	Draheim	6,999
Podazla	20,563	Friedrichswalde	6,462
Spantekow	8,129	Gützow	5,372
Stettin und Jaſenitz	23,018	Lauenburg	6,843
Ueckermünde, Torgelow und Königsholland	21,573	Marienfließ	5,927
Verchen, Treptow, Lindenburg und Loitz	37,370	Maſſow	7,884
Wollin	7,315	Naugard	9,501
Belgard und Cörlin	9,668	Neuſtettin	11,602
Bernſtein	3,463	Pyritz	9,474
Bublitz	5,616	Rügenwalde	25,225
Bütow	8,693	Saazig	9,526
Cöslin und Caſimirsburg	9,233	Schmolſin	5,490
Colbatz	40,527	Stepenitz	8,407
Colberg	1,842	Stolpe	7,208
		Treptow, Sückow und Sülzhorſt	16,983
Latus	226,223		377,828
Dazu:			
An Forſt- und Maſtgefällen			75,637
		Summa	453,465

D. In Weſtpreußen.

im Marienwerderſchen Departement.

	Thlr.		Thlr.
		Transp.	14,725
Amt Baldenburg	5,899	Amt Bordzihn	4,338
Behrend	8,826	Brattian	8,795
Latus	14,725	Latus	27,858

	Thlr.
Transp.	27,858
Amt Brück	6,287
ſ Breſzeszicko	6,185
ſ Carthaus	11,702
ſ Chriſtburg	9,065
ſ Culm	7,437
ſ Cülmſen	11,460
ſ Elbing	61,228
ſ Engelsburg	6,181
ſ Friedrichsbruch	7,014
ſ Gollub	8,327
ſ Graudenz	15,010
ſ Lautenburg	8,070
ſ Lippinchen	6,880
ſ Löbau	10,681
ſ Lontorrek	8,602
ſ Marienburg	75,060
ſ Marienwerder	19,477
ſ Mewe	21,230
ſ Mirchau	5,711
ſ Naumburg	12,950
ſ Oliva	11,164
Latus	318,621
Transp.	318,621
Amt Oſtrowick	7,140
ſ Pelchlin	13,280
ſ Przidwosl	5,861
ſ Puzig	13,038
ſ Reden	11,867
ſ Rieſenburg	9,959
ſ Roggenhauſen	10,716
ſ Schlochau	15,540
ſ Schöneck	14,309
ſ Schwetz	20,169
ſ Sollowig	12,015
ſ Stargard	8,484
ſ Starpzyn	6,012
ſ Strasburg	16,162
ſ Stuhm	20,302
ſ Subkau	29,549
ſ Reigenhof	20,488
ſ Tollkemit	4,539
ſ Tuchut	11,912
ſ Unislau	5,836
ſ Weißhof	9,432
Summa	624,189

Im Brombergſchen Departement.

	Thlr.
Amt Bromberg	8,976
ſ Biáloslio	6,999
ſ Cammin	5,602
ſ Coronowo	13,757
ſ Crone	1,875
ſ Gniſkowo	3,555
ſ Inowrcklaw	8,021
ſ Orlowo	435
ſ Kraſchwitz	8,587
ſ Lebehnke	9,416
ſ Mogilno	8,602
Latus	75,825
Transp.	75,825
Amt Mnolzen	4,801
ſ Murſinno	4,801
ſ Nakel	5,523
ſ Neuhof	9,451
ſ Nieſewitz	3,836
ſ Pezolly	2,958
ſ Strzelno	10,041
ſ Wirſitz	5,289
ſ Zellyniewo	2,473
ſ Zoin	7,546
ſ Schönlanke	12,716
Summa	145,269

Die Einnahme in der Provinz Weſtpreußen aus den Domainen iſt demnach:

	Thlr.
im Marienwerderſchen Departement ſ ſ	624,198
im Brombergſchen Departement ſ ſ ſ	145,269
Summa	769,467

Dazu kommen:

1) An Forſt-Revenüen ſ ſ ſ ſ ſ	43,190
2) Judenſchutzgelder ſ ſ ſ ſ ſ ſ	2,066
Latus	45,256

		Thlr.
	Transp.	45,256
3) von den Mennoniſten		5,600
4) Strafgefälle		587
5) Extraordinarien		1,100
6) von Danzig		4,550
7) von Thorn		930
Summa der Brutto-Einnahme		827,490

Davon gehet ab:

	Thlr.	
1) Zu den Bauten im Marienwerderſchen Departement	42,869	
2) do. im Bromberger Departement	17,571	
3) An Competenz der Geiſtlichkeit	16,873	
4) Zuſchuß zur Aemter-Sportul-Caſſe	5,332	82,645
Bleibt Netto-Ertrag		744,845

E. In Oſtpreußen
im Königsbergſchen Departement.

	Thlr.
Amt Altenſtein	19,826
„ Balga	13,280
„ Barthen	6,423
„ Bartenſtein	8,562
„ Böhlenhof	4,235
„ Brandenburg	7,885
„ Braunsberg	6,762
„ Caporn	4,477
„ Carben	8,100
„ Conmen	8,731
„ Dirſchkeim	5,158
„ Dolſtädt	4,035
„ Fiſchhauſen	12,613
„ Frauenberg	7,220
„ Friedrichsburg	3,804
„ Friedrichsfelde	5,167
„ Grunhoff	10,962
„ Gutſtedt	17,920
„ Heilsburg	24,360
„ Hohenſtein	3,998
„ Karſtau	5,085
„ Kobbelbude	6,039
„ Kragau	5,641
„ Labiau	14,235
„ Labrau	6,216
„ Lappöhnen	6,562
„ Laukiſchken	5,703
„ Liebſtadt	7,803
„ Lochſtädt	2,290
Latus	243,092
Transp.	243,092
Amt Mehlauken	15,945
„ Mehlſack	14,690
„ Mensguth	4,253
„ Mohrungen	9,227
„ Natangen	4,441
„ Neidenburg	8,888
„ Neuhauſen	11,778
„ Ortelsburg	4,554
„ Oſterode	10,486
„ Preuß. Eylau	9,481
„ Preuß. Holland	17,471
„ Preuß. Mark	10,584
„ Raſtenburg	14,596
„ Rößel	15,409
„ Roſitten	376
„ Sulau	9,753
„ Schaaken	10,758
„ Seckenburg	7,316
„ Seeburg	14,121
„ Soldau	7,730
„ Tapiau	18,608
„ Taplaken	10,159
„ Uderwangen	8,774
„ Waldau	7,805
„ Wandlaken	7,846
„ Wartenberg	7,003
„ Willenberg	8,175
„ Wormdit	11,477
Strandamt Palmicken	7,372
	531,178

	Transp.	531,178	Thlr.
Ferner fließen zur Domainen-Caſſe:			
1) An Ueberſchuß aus dem Königsbergiſchen Mühlen-Amte	ſ ſ	21,532	ſ
2) Von der Haus-Voigteyen	ſ	1,713	ſ
3) Von der Ober-Holz-Commerei	ſ	29,114	ſ
4) An Erbpachts-Canon	ſ ſ	901	ſ
5) An mancherley fixirten Gefällen	ſ	313	ſ
6) An Zeitpacht von den Kellern im Schloſſe		150	ſ
7) An Defekten, fiskaliſchen Gefällen ꝛc.		1,976	ſ
	Summa	586,877	Thlr.
Hierzu der Forſtertrag mit	ſ	42,672	ſ
		629,549	ſ
Ab: Der Land- und Waſſerbau-Fond mit		60,000	ſ
	Bleibt Netto	569,549	Thlr.

Im Litthauiſchen Departement.

		Thlr.			Thlr.
				Transport	297,983
Althof	Inſterburg	9,520	Amt	Kattenau	8,001
Amt	Memel	13,199	ſ	Krauten	11,784
ſ	Ragnit	14,239	ſ	Königsfeld	9,027
ſ	Angenburg	8,104	ſ	Kuckerneſe	18,158
ſ	Arys	5,805	ſ	Kuſſen	7,812
ſ	Ballgarden	22,328	ſ	Leſgewangminnen	9,447
ſ	Baubeln	14,425	ſ	Linkuhnen	27,309
ſ	Brakupönen	8,390	ſ	Löbgallen	8,334
ſ	Bredauen	9,088	ſ	Lötzen	11,722
ſ	Budupönen	6,979	ſ	Lyck	9,764
ſ	Burlin	10,538	ſ	Mouſinen	8,125
ſ	Clemmenhoff	7,747	ſ	Oletzko	5,814
ſ	Czychen	8,240	ſ	Plicken	5,042
ſ	Cyprochen	4,216	ſ	Palemmen	11,136
ſ	Daarkehmen	11,793	ſ	Popelken	9,991
ſ	Didlaken	7,281	ſ	Prekuls	12,023
ſ	Dinglauken	4,966	ſ	Rhein	7,457
ſ	Dörſchkehmen	9,966	ſ	Ruß	12,003
ſ	Drogallen	5,262	ſ	Schintkau	5,526
ſ	Georgenburg	12,954	ſ	Schreitlaugken	9,871
ſ	Gerskullen	7,258	ſ	Sobetten	9,496
ſ	Göritten	9,147	ſ	Sodargen	7,905
ſ	Grünweitſchen	9,982	ſ	Sommerau	4,872
ſ	Grumbkowkeiten	19,852	ſ	Sperling	8,296
ſ	Gedwallen	11,082	ſ	Stanaitſchen	9,289
ſ	Heinrichswalde	4,784	ſ	Stradauen	6,999
ſ	Heydekrug	9,953	ſ	Szirgupöhnen	10,194
ſ	Holz-Flößamt	3,585	ſ	Tolluppakehnen	5,056
ſ	Johannisburg	4,285	ſ	Walldaukadeln	6,352
ſ	Jurgaitſchen	13,523	ſ	Weedern	8,347
ſ	Kaſſigkehmen	5,482	ſ	Winzen	9,[illegible]32
	Latus	297,983		Summa	588,507

Es fließt alſo aus den Aemtern im Litthauiſchen Departement zur Domainen-Caſſe die Summe von 588,507 Thlr.

Hierzu kommt noch:

1) In diverſen Gefällen	509	„
2) Insgemein	3,838	„
3) Aus der ſtädtiſch. Kaſſe in Memel	57	„
4) Desgl. in Gumbinnen	237	„
5) Desgl. aus der Salzburger Kaſſe	529	„
6) Aus den Forſtkaſſen	400	„
7) Aus der Flößerei	100	„
8) Forſtrevenuen	88,698	„
Summa	682,875	Thlr.
Davon ab der Baufond mit	27,086	„
Bleibt Netto	655,789	„
Dazu der Netto Ertrag aus dem Königsbergiſchen Departement mit	569,549	„
Summa des Netto-Ertrags der Domänen-Revenuen in Oſtpreußen	1,225,338	Thlr.

F. In Neuoſtpreußen.

Den Ertrag der Domänen dieſer Provinz kann ich nicht ſpeciell angeben; nach dem erſten Etat vom Jahr 1796 war er indeß folgender:

a) Von den Staroſteien und Tafelgütern im Byaliſtockiſchen Departement, nach Abzug der Adminiſtrations- und Kompetenzgelder von 109;65 Thlr. überhaupt	331,911	Thlr.
b) Im Plocker-Departem. desgl. nach Abzug von 57170 Thlr.	75,427	„
c) Von den geiſtl. Gütern, auswärtiger Stiftungen in beyden Departements	6,752	„
d) Von den Forſten	20,000	„
Summa	434,090	Thlr.

G. In Südpreußen.

Im Poſener Departement.

	Thlr.		Thlr.
		Transp.	81,326
Amt Brzeſk	14,240	Amt Roskitten	8,885
„ Buck	9,193	„ Neudorf	4,459
„ Komornick	7,819	„ Altendorff	5,697
„ Mrowino	3,857	„ Peiſern	8,215
„ Frauſtadt	10,906	„ Cazon	4,735
„ Koſten	8,638	„ Predecz	9,395
„ Morzyn	2,675	„ Kowal	6,270
„ Gneſen	9,423	„ Poſen	11,300
„ Padewitz	7,993	„ Radzionzek	12,091
„ Kletzkow	6,582	„ Dybow	1,976
Latus	81,326	Latus	73,023

	Thlr.
Transp.	73,023
Amt Radzionzeck	7,358
„ Rogaſen	6,477
„ Goslin	4,093
„ Obornik	4,837
„ Grzoda	9,917
„ Giecz	8,867
„ Dolzig	1,896
„ Schrimm	4,269
„ Kröben	6,949
„ Nieslabin	1,641
Latus	129,327

	Thlr.
Transp.	129,327
Amt Skorzenczyn	11,821
„ Trzemazno	1,804
„ Nowozemow	12,686
„ Syndlowo	4,921
„ Powidz	7,411
„ Krotorzyn	18,000
„ Orpiszewo	32,[illegible]
„ Rozdarzewo	13,000
„ Pelazewo	19,444
Summa	312,400

Im Kaliſchen Departement.

	Thlr.
Amt Adelnau	11,893
„ Czennochau	13,865
„ Czudde	6,826
„ Grabia	8,940
„ Kaliſch	14,417
„ Kolo	6,253
„ Konin	18,447
„ Krzepue	12,283
Latus	92,924

	Thlr.
Transp.	92,924
Amt Pabianiu	20,189
„ Bojanecko	7,710
„ Petrikau	13,208
„ Sieradz	7,805
„ Sokelnick	20,748
Uniejewo	10,434
„ Wielun	14,521
Summa	187,639

Im Warſchauer Departement.

	Thlr.
Amt Jeziorka	19,675
„ Kapinos	19,155
„ Laznow	13,805
„ Lnezner	13,465
„ Lowicz	16,520
„ Lubochnia	9,330
„ Piasceczewo	9,125
Latus	100,075

	Thlr.
Transp.	100,075
Amt Skiernewice	19,225
„ Warka	13,350
„ Warſchau	16,065
„ Zgierz	17,185
„ Sanikt	7,435
„ Brwilluo	4,700
„ Goſtinin	3,200
Summa	182,235

Dazu von der Intendantur des könig. Schloſſes u. der ehemal. Sächſ. Beſitzungen „ „	5,725
	187,960

Poſenſches Departement „ „ „	312,400	Thlr.
Kaliſcher „ „ „ „ „ „	187,639	„
Warſchauer „ „ „ „ „ „	187,960	„
Dazu an Forſtrevenüen aller 3 Depart.	71,985	„
Summa	759,984	„

Ab die Competenz aller 3 Depart.	255,932 Thlr.		
Für Bauten „ „ „ „	193,481 „	449,413	„
Bleibt Netto		310,571	Thlr.

H. In Schleſien.

Im Breslauer Departement.

	Thlr.		Thlr.
		Transp.	164,884
Brieg	29,500	Kujau	6,620
Carlsmarkt	10,200	Sybnik	8,000
Creuzburg	6,530	Bödland	- 6,000
Glatz	13,621	Koſel	9,300
Ohlau	21,575	Schlawkow	5,666
Muiken	5,760	Sulckow	2,666
Oppeln	15,657	Koziealow	2,666
Von dem Rentheiamt Oppeln zu Kupp	8,367	Bobrovnik	2000
Reichenſtein	423	Rokitno	2,176
Rothſchloß	24,151	Wokowitz	2875
Strehlen	7,400	Quart-Ausgaben aus Neuſchleſien, von königl. Ländereien	3,777
Preskau	10,200		
Chrzelitz	13,500		
Latus	164,884	Summa	218,630

Im Glogauer Departement.

	Thlr.		Thlr.
		Transp.	47,722
Baudis	10,523	Lüben	3,486
Haynau	2,924	Neuſatz	6,412
Herrnſtadt	12,695	Parchwitz	15,107
Liegnitz	21,580	Wohlau	14,409
Latus	47,722	Summa	87,136

Vom Breslauer Departement	218,6;0	Thlr.
Vom Glogauſch. Departement	87,136	„
Dazu kommen:		
Forſtgefälle	75,490	„
Judenſchutzgelder	12,777	„
Kämmerei-Ueberſchuß	18,578	„
Landes-Hauptm. Gefälle	10,512	„
Gerichts- und Strafgefälle	23,513	„
Ab:		
Für Aemter- und Waſſer-Bauten	52,483	„
Bleibt Netto	394,152	„

I. In Magdeburg.

Nach Krugs Angabe iſt der Aemter Ertrag: (man ſehe deſſen Betrachtungen über den National-Reichthum des Preuß. Staats) 322,478 Thlr.

Dazu:		
Der Forſt-Ertrag mit	46,128	„
	368,606	„
Ab:		
Für Aemter, Bauten (nach Krug im angeführten Werke)	29,090	„
Bleibt Netto	339,516	Thlr.

K. In Halberſtadt.

Die Provinz hat 29 Domainen-Aemter, deren Ertrag nach dem von Krug am angeführten Orte gemachten Ueberſchlag beträgt , , , 283,388 Thlr.

L. In Minden und Ravensberg.

	Thlr.		Thlr.
		Transp.	83,210
Amt Petershagen	18,447	Amt Schildeſche	6,097
, Hausberge	23,980	, Werther	6,429
, Romberg	6,736	, Enger	4,825
, Rehden	10,265	, Ravensberg	13,836
, Schlüſſelburg	7,300	, Limberg	6,145
, Brackwede	11,615	, Vlotho	13,371
Haagen	4,867		
Latus	83,210	Summa	133,913
Ab. Die Baukoſten mit , , , , ,			4,500
		Bleibt Netto	129,413

M. In der Grafſchaft Mark.

	Thlr.		Thlr.
		Transp.	35,755
Amt Altena	8,599	Amt Haerde	18,548
, Blankenſtein	4,225	, Iſerlohn	4,094
, Bockum	6,752	, Plettenberg	899
, Eſſen	914	, Soeſt	2,475
, Hamm	15,255	, Wetter	9,494
Latus	35,755	Summa	71,265

Dazu:

Forſtertrag , , , ,	1,095
Beſtändige Domain. Gefälle , ,	6,324
Einnahme Summa	78,684

Davon gehen ab:

Baukoſten ,	2,500 Rthlr.	
Contribution ,	6,400 ,	8,900
Bleibt Netto		69,784

N. In Oſtfriesland.

	Thlr.		Thlr.
		Transp.	143,955
Amt Aurich	22,595	Amt Emden	11,[illegible]05
, Eſens	31,250	, Pewſum	6,598
, Wittmund	34,704	, Greetſiel	24,[illegible]55
, Friedeburg	7,064	, Stickhauſen	15,275
, Stickhauſen	6,730	, Berum	10,335
, Leer	41,612		
Latus	143,955	Summa	211,523

		Tranſp. 211,523	Thlr.
Dazu:			
1) Forſtertrag		1,268	ſ
2) Beſtändige Gefälle		6,284	ſ
3) Zeitpächte		23,970	ſ
4) Immediatgefälle		5,449	ſ
5) Judenſchutzgelder		1,924	ſ
Summa der Einnahme		250,418	ſ
Davon geht ab:			
1) Für Bauten	7,600 Thlr.		
2) Zum Deich- u. Sylbau	5,542 ſ		
3) Remiſſionen	6,900 ſ		
4) Zum Coloniſten- und Meliorations-Fond	2,900 ſ	22,942	ſ
Bleibt Netto		227,466	Thlr.

O. Tecklenburg und Lingen.

Der Netto-Domainenertrag aus beiden Grafſchaften beträgt 26,000 Thlr.

Vom Contributions-Weſen in der Churmark

Außer den Einkünften, welche die Markgrafen aus ihren eigenen Landgütern oder Domainen zogen, finden wir ſchon früh der Zölle als eines Regales der Fürſten erwähnt, welches ihnen von den Kaiſern verliehen wurde. Schon Markgraf Otto I gab wiederum verſchiedenen Städten der Chur- und Neumark Brandenburg im Jahre 1170 die Zollfreiheit, welche nachher noch viele andere Städte erlangten, bis ſie immer mehr eingeſchränkt, im J. 1660 nur noch 7 Städten verblieb, und endlich im Jahr 1715 gänzlich aufgehoben wurde. Außer den Zöllen finden wir als einer allgemeinen Landesabgabe, welche in außerordentlichen Fällen von den Landſtänden den Markgrafen bewilligt wurde, der Beeden erwähnt. Die Beeden wurden zu Beſtreitung der Land-, Kreis- und Reichsausgaben erhoben, wegen Krieg, Veſtungs- und Schlöſſerbau, Hof- und Beilager, Kindtaufen, Schenkung der Landesherrn, Abfindung der nachgebohrnen Prinzen und Prinzeſſinnen, und Abtragung landesherrlicher Schulden. Wir finden der Ur- und Land-Beeden als beſonderer Arten erwähnt. Die Ur-Beede wurde ſeit dem 12ten Jahrhundert in den Marken, in Pommern und andern deutſchen Ländern, von den Städten und deren Einwohnern, vom Acker, vom Hauſe und von der Nahrung dem Landesherrn jährlich in 2 Terminen bezahlt. Die Land-Beede, auch ſchlechtweg Beede genannt, wurde von Bauern und allen Dorfbewohnern erlegt, und iſt in der Folge in Schoß verwandelt worden.

Man ſchrieb jährlich ſo viel an extraordinären Steuern aus, als gerade in dem Jahre zur Aufbringung der nöthigen Summen erforderlich war, ohne einen feſten, im voraus beſtimmten Steuerfuß zu haben. Nach dem Landtagsrevers de dato Bartholomäi 1472 von Churfürſt **Albrecht Achilles**, übernahm die Landſchaft 100,000 Fl. landesherrlicher Schulden, und verſprach ſolche in 4 Jahren zu 5 Friſten zu bezahlen, wofür der Churfürſt ſie von der Land-Beede befreiete, und dieſelbe ſich nur auf die 3 Fälle vorbehielt, wenn er eine Niederlage erlitte, ein Krieg entſtünde, oder eine Tochter der fürſtl. Familie ausgeſteuert werden ſollte. Seit dieſer Zeit wurden, bis zur Einführung der Contribution, alle Summen, welche in der Provinz zu den Landesbedürfniſſen und zu Abzahlung der Schulden, welche die Landſtände von dem Landesherrn zu bezahlen, übernahmen, durch den Schoß aufgebracht; dies war alſo eine unbeſtimmte Abgabe, wozu noch die ſpäterhin aufgelegte Zinſe kam. Als die Acciſe in den Städten eingeführt wurde, erlitt das Abgabe-Syſtem eine gänzliche Veränderung, und die Contribution wurde als feſte Abgabe etablirt.

Landſchaftliches Kreditweſen.

Da man noch keinen feſten Steuerfuß in der Mark Brandenburg eingeführt hatte, und jährlich die nöthigen Summen, wie wir oben geſehen haben, ausſchrieb, ſo war es oft nicht möglich, daß die Bürger und Dorfbewohner das ganze erforderliche Geldquantum in einem Jahre und auf einmal aufbringen konnten. Die Landſchaft ſah ſich daher genöthiget, um die erforderlichen Ausgaben zu decken, Capitalien aufzunehmen. Dies geſchah beſonders ſeit dem Jahre 1540, wo wegen der übernommenen landesherrlichen Schulden, das Churmärkiſche landſchaftliche Schuldenweſen anfängt, da auch die rathhäuslichen Einnahmen der Städte nicht mehr zur Abtragung der Schulden hinreichten. Ritterſchaft und Städte führten nun feſte Abgaben ein, welche die Bürger in den Städten, und die Bauern und Unterthanen auf dem platten Lande bezahlen mußten, um damit die geborgten Capitalien ſelbſt, oder doch die Zinſen abtragen zu können. So entſtanden die Abgaben unter der Benennung der Zinſe und des Hufen- und Giebelſchoſſes, welche noch jetzt von der Landſchaft erhoben und zu jenem Zwecke verwandt werden.

Die Stände der Mark Brandenburg, von denen vor Einführung der fixen Abgaben, die Bewilligung der Landesſteuern von den Regenten nachgeſucht werden mußte, zerfallen in zwei Corpora, das Corpus der Ritterſchaft, wozu die Mediatſtädte und das platte Land gehören, und das Corpus der Städte, wozu die Immediatſtädte gehören.

Nach den Receſſen vom Jahre 1524 und 1572 trägt die Ritterſchaft zu allgemeinen Landeslaſten ein Drittheil bei, und die Städte geben dazu zwei Drittheile. Nach dem Quotiſations-Receß vom 28. Juny 1743 ſteuern die Städte 59 Procent, die Ritterſchaft nebſt den dazu gehörigen Mediatſtädten aber 41 Procent. Wie die einzelnen Marken unter ſich und in jeder derſelben die einzelnen Kreiſe die auf ſie fallenden Kontributionstheile repartirten, findet man in **Wöhners** Steuerverfaſſung des platten Landes der Kurmark Brandenburg, im erſten Theile, ausführlich aus einander geſetzt. Wir führen hier nur an, daß die Priegnitz ein gemeinſchaftliches Kreis-Direktorium hat, welches die Abgaben ſämmtlicher Kreiſe der Priegnitz erhebt, und eben ſo die Ukermark, welche ſich in das Ritterſchaft und Aemter-Corpus theilt.

Gegenwärtig geſchiehet die Vertheilung allgemeiner Landesabben auf folgende Weiſe:

1) Die Neumark giebt zu den Abgaben der ganzen Mark Brandenburg $\frac{1}{4}$, und nach dem Vergleich vom Jahre 1655 ſteuern dazu Städte und das platte Land in derſelben die Hälfte.
2) Werden die Städte nicht mit zur Steuer gezogen, ſo trägt das platte Land der Neumark $\frac{7}{16}$ und der Kurmark $\frac{9}{16}$ bei.
3) Zu den Abgaben der Kurmark trägt der Bees- und Storkowſche Kreis $\frac{1}{24}$ bei, und in demſelben werden $\frac{7}{18}$ auf das platte Land, und $\frac{11}{18}$, im Falle die Abgabe der Ritterſchaft und den Städten zur Laſt fällt, auf die Städte repartirt.
4) Tragen die Städte und das platte Land der Kurmark bei, ſo wird der 24ſte Theil für den Bees- und Storkowſchen Kreis abgezogen, und zu dem Reſte geben die Immediatſtädte der Kurmark, excl. des Bees- und Storkowſchen Kreiſes und der Stadt Charlottenburg, welche erſt in neueren Zeiten erbauet worden, 59 Procent, dem oben angeführten Receß zu Folge.

Luckenwalde gehört nicht zum Städte-Corpus, und der ganze Luckenwaldſche Kreis hat ſeit ſeiner Vereinigung mit der Kurmark im Jahre 1772 ſeine vormalige Steuerverfaſſung auf Magdeb. Fuß behalten, und bezahlt dieſelben Steuern, welche im Herzogth Magdeburg ſtatt finden. Eben ſo hat der zum Herzogth. Magdeburg geſchlagene Zieſaiſche Kreis ſeine Kurmärkiſche Kontributions-Verfaſſung behalten.

Die Mediatſtädte und Flecken gehören, nach dem Receß vom 28. July 1743, zum platten Lande des Kreiſes, in welchem ſie liegen.

Das Städte-Corpus zerfällt in zwei Theile, wovon die Altmärkiſchen und Priegnitziſchen Immediatſtädte den einen und die Mittel- und Uckermärkiſchen den andern Theil ausmachen. Das erſte Corpus giebt zu den Landesabgaben ⅓ und das zweite ⅔; die Ruppinſchen Städte zahlen zu beiden, da ſie beyden commentirt ſind.

Wir haben oben geſehen, wie durch die Stände von Friedrich des Erſten Zeiten bis zum Jahre 1625 eine Schuldſumme nach der andern übernommen worden iſt, zu deren Abtragung und Verzinſung gewiſſe Auflagen gemacht wurden, wohin die Zinſe und der Schoß gehören, welche zur landſchaftlichen Kaſſe fließen.

Anfangs hatte die geſammte Landſchaft der Stände der Kurmark (denn die ſpäterhin dazu gekommene Neumark hat ihre eigene Verfaſſung) eine allgemeine Kaſſe; in der Folge aber bildete man die beſonderen Kaſſen des Hufen- und Giebelſchoſſes und des neuen Biergeldes, und die Städte errichteten die Städte-Kaſſe, deren jede beſondere Einnahmen und die Verzinſung beſonderer Schuldſummen übernommen hat. Von dem Hufen- und Giebelſchoß und dem neuen Biergelde werden wir unten noch mehr ſprechen. Zur Städte-Kaſſe fließet: ein Theil des neuen Biergeldes, die ſtädtiſche Zinſe vom Brannteweinsſchroot und der Schoß, der in den Immediatſtädten erhoben wird.

Die Landſchaft zum Hufen- und Giebelſchoß wird von einem Direktor, einem Deputatus perpetuus geſammter Ritterſchaft und einem Deputatus perpetuus der Städte dirigirt, denen ein Deputirter der Stifter Havelberg und Brandenburg, im Nahmen der Prälaten, und fünf Deputirte aus dem Kurmärkiſchen Kreiſe, als Verordnete von der geſammten Ritterſchaft, beigegeben ſind.

Die Landſchaft zum neuen Biergelde wird von einem Direktor und zwei Deputatis perpetuis dirigirt, denen ein Deputirter, im Nahmen der Prälaten und Stifter, zwey Deputirte von der Ritterſchaft, und drei Bürger-Meiſter, im Nahmen der Städte, als Verordnete, zugeſellt ſind. Der Hufen- und Giebelſchoß wird von den Landräthen in den Kreiſen erhoben, das neue Bie[illegible]d von den drei Oberziſemeiſtern der Mittel- und

Uckermark, der Priegnitz und Grafſchaft Ruppin und der Altmark und den in allen Städten befindlichen Zinſemeiſtern.

Die Städte-Caſſe ſteht unter einem Direktor, einem Deputat. perpet. und den von den Städten aus ihren Magiſtraten abgeſchickten Verordneten.

Die Ritterſchaft iſt ſeit den älteſten Zeiten, nach allgemeinen Gerechtſamen, welche theils durch kaiſerl. Privilegien, theils durch ſpätere Landtags-Receſſe beſtätigt worden ſind, ſteuerfrei, durch die Lehns-Aſſekuration vom 30ſten Juny 1717.

Als Friedr. Wilhelm der Erſte die ehemalige Lehnsverbindung zwiſchen dem König als Lehnsherrn und den angeſeſſenen Adelichen als Vaſallen, welche in der Pflicht beſtand, bei ausbrechendem Kriege Roßdienſte zu leiſten, aufhob, führte er ſtatt dieſer Verpflichtung das Lehnpferdegeld ein, welches in einer Abgabe von 40 Thlrn. für jedes vordem geſtellte Lehnpferd beſteht. Es wird in jährl. ratis zur Kriegscaſſe bezahlt, und beträgt von ſämmtlichen Gütern der Kurmark 20,715 Thlr. 22 gr. 1 pf.

Die übrigen Abgaben und Laſten des platten Landes und der Mediatſtädte der Kurmark ſind:

1) die Kontribution,
2) das Kavalleriegeld,
3) die Kriegsmetze,
4) die Potsdammiſchen Bettgelder,
5) die Fourage-Lieferung,
6) die Stellung des Vorſpanns,
7) das Kriegsfuhrgeld,
8) das Lagergeld,
9) Die Nahrungs- oder Handwerks-Steuer,
10) die Juſtiz-Salariengelder,
11) Trankſteuern:
    a) das alte Biergeld,
    b) das neue Biergeld,
    c) die Tafelzinſe,
    d) das Faßgeld,
    e) die Zinſe vom Branntewein-Schroot, oder der Blaſenzins.
    f) Das Einlegegeld;
12) Der Hufen- und Giebelſchoß.

1) Die Kontribution iſt nach ihrer jetzigen Einrichtung als eine beſtändige Abgabe und Landesſteuer für das in der Kurmark ſtehende Truppenkorps eingeführt worden, ſeitdem ein ſtehendes Heer etablirt wurde, und man ſetzte dieſelbe, nach dem jedesmaligen Bedürfniß, jedes Jahr höher oder geringer an. Mit der Verſtärkung des Militairs, und dadurch, daß im Jahre 1715

die vordem beſonders gezahlten Legationsgelder, der Münzredreß, die Hart- und Rauchfuttergelder, die Schloßbau- und Dispoſitionsgelder der Contribution zugeſetzt wurden, ſtieg die Summe immer höher. Die Aufbringung des von dem kontribuablen Stande jedes Kreiſes zu bezahlenden Quantums iſt jedes Kreisſtandes eigene Sache; ſie gründet ſich daher nicht auf eine allgemeine Anlage, ſondern ein jeder Kreis hat ſeine beſondere nach denjenigen Grundſätzen angefertigte Anlage, welche die Stände jedes Kreiſes für denſelben am angemeſſenſten gefunden haben. Vom 1ſten Juny 1748 an ſind die Kontributions-Kontingente, welche die Kreiſe damals bezahlen mußten, fixirt worden; die Kontribution wird ſeitdem von den Kontribuenten monatlich bezahlt und von den Kreiskaſſen monatlich an die Kurmärkiſche Kriegskaſſe abgeliefert.

Außer der Kontribution wird von jedem Kreiſe noch der Beitrag zu den Potsdammiſchen Bettgeldern, Juſtiz-Salarien-Geldern, Marſch- und Fuhrkoſten, Kreis- und Adminiſtrations-Koſten und zu dem Etatsmäßigen Fond an Remiſſions- und Bauhülfsgeldern aufgebracht. Ueberſchreitet der Bedarf an Marſch- und Fuhrkoſten, Remiſſionsvergütigung und an Bauhülfsgeldern die dazu ausgeſetzten Summen, oder kommen ſonſt außerordentliche Ausgaben vor, ſo wird das mehr Erforderliche von den Kontribuenten mit königl. Bewilligung durch Extra-Monate aufgebracht. Die Mediatſtädte und Flecken müſſen ebenfalls Kontribution zu ihrer Kreiskaſſe bezahlen, wovon jedoch diejenigen Mediatſtädte ausgenommen ſind, in welchen die Acciſe eingehoben, und aus denen die Kontribution durch die Kurmärk. Kriegskaſſe an die Kreiskaſſen bezahlt wird.

Die kontribuablen Ländereien, Höfe und Stellen der Handwerker ſind in dem 1624 angefertigten Schoß-Kataſter aufgeführt, und durch das Edikt vom 1. Febr. 1718 iſt beſtimmt worden, was auf dem Lande für ſteuerfrei und was für kontribuable geachtet werden ſoll.

2) Das Kavalleriegeld.

Als im Jahre 1655 der Kurfürſt Fr. Wilh. der Große in ſeinen Staaten eine ſtehende Armee von 25000 Mann errichtete, ſetzte er feſt, daß die Infanterie in den Städten, die Kavallerie auf den Dörfern einquartirt werden ſollte. Die Bauern mußten gegen eine geringe Vergütigung den Reitern Futter, Quartier, Stall, Betten, Holz, Licht ꝛc., den kurfürſtl. Ordonanzen gemäß, geben. Vom 1ſten Novbr. 1717 an wurde die Kavallerie in die Städte gelegt, und ſeitdem, ſtatt der ehemaligen Natural-Verpflegung, das Kavalleriegeld erhoben, welches vom 1ſten July 1740 an nach dem im Jahre 1739 aufgebrachten Ertrage fixirt, und nach dieſer Verordnung ſeitdem erhoben wird, nach Abzug der dem platten Lande abgeſchriebenen Beiträge der Mediatſtädte, in welchen die Acciſe eingeführt iſt.

3) Die Kriegsmetze iſt eine auf das Backen und Brauen gelegte Abgabe zu dem königl. Magazinen, welche während des dreißigjährigen Krieges zur Verpflegung der in die Feſtungen gelegten Mannſchaften und der durch die kurfürſtl. Lande paſſirten kaiſerl. und Reichs-Armeen eingeführt wurde, und nach dem Edikt vom 12. Auguſt 1637 in einer Metze von jedem Scheffel Korn und einem Scheffel Malz von jedem Brauen zu 36 Scheffeln beſtand, und in der Folge auf eine Geldabgabe geſetzt wurde. Durch das Patent vom 14. April 1766 und das Reſcript vom 14. April 1801 iſt dieſe Abgabe in Hinſicht der accisbaren Städte aufgehoben und dagegen die Acciſe erhöhet, aus welcher die Magazinkaſſe ihre verlorne Einnahme erſetzt erhält. Von dem fremden und von dem Lande in die Städte eingehenden Biere wird ſie noch erhoben, und zwar mit 2 gr. für die Tonne. In Anſehung des platten Landes hat ſich die Ritterſchaft mit dem Landesherrn auf ein gewiſſes Quantum an Geld und anfänglich auch mit Korn verglichen. Der Kornbeitrag iſt ſeit 1736 aber überall in Geld verwandelt worden. Dieſe Abgabe wird von den Kreiſen nach eigenem Gutbefinden aufgebracht.

4) Die Potsdamſchen Bettgelder ſind zu Anſchaffung und Unterhaltung der Betten und des Bettgeräths für die Garden in Potsdam beſtimmt, und haben ihren Anfang zu der Zeit genommen, da Fr. Wilh. der Erſte die rothe Garde in Potsdam errichtete. Dieſe Abgabe muß in drei Terminen, im Februar, Mai und September von den Kreiſen zur Landſchaftskaſſe bezahlt und von dieſer an die königl. Extraordinarienkaſſe abgeliefert werden. Die ganze Abgabe beträgt in der Kurmark

6413 Thlr. 19 gr. 5 pf.
und in der Neumark 1706 — 4 — 7 —
8120 Thlr.

5) Die Natural-Fourage-Lieferung.

Dieſe beruht auf der Kabinets-Ordre vom 15. Februar 1763, wodurch befohlen wurde: daß die Pferde der Kavallerie-Regimenter vom 1ſten Juny 1763 an jährlich vom 1ſten Juny bis 16. Sept. in Graſung gebracht werden, vom 16. Septbr. bis 1ſten Juny aber von dem Lande gegen Bezahlung feſtgeſetzter Preiſe verpflegt werden ſollten. Auch das Lagerſtroh für die kampirenden Regimenter bei der Revüe und dem Manövre bei Berlin und Potsdam muß vom platten Lande in natura geliefert werden. Die Verpflegung der Kavallerie mit Graſe iſt im Jahre 1791 gänzlich aufgehoben, wofür die Pferde in den Garniſonen vom Lande verpflegt werden müſſen. Der Fourage Bedarf der Kurmark war nach dem Etat vom 1ſten September 1799 bis letzten Auguſt 1800

9811 Wiſpel 22 Scheffel 2 Metzen Hafer
51412 Centner Heu, und
9626 Schock Stroh,

wofür die königl. Kaſſe den Scheffel Hafer mit 11 gr., und wenn es in die Magazine nach Berlin, Potsdam und Charlottenburg geliefert wird, mit 13 gr., den Centner Heu mit 10 gr. und das Schock Stroh mit 3 Rthlr. 8 gr. vergütet. Die contribuablen Unterthanen geben die Lieferung der Fourage in Entrepriſe; und gegenwärtig hat die Seehandlung ſolche übernommen.

6) Die Leiſtung des Vorſpanns.

Alle Geſpann haltenden contribuablen Bauern und Koſſäthen müſſen in Landesangelegenheiten, ſie ſeyen für das Militair oder Civile, auf beſondere Befehle oder Päſſe Fuhren thun und Vorſpann und Reitpferde geben. Die Ackerbürger und Mediatſtädte ſind auch dazu verpflichtet, die Immediatſtädte aber davon befreit.

Die Bezahlung des Vorſpanns geſchieht entweder:

1) Aus königl. Kaſſen, oder
2) aus der Marſchall- oder Moleſtien-Kaſſe;
3) aus den Kriegs-Kaſſen, oder
4) von den Vorſpann-Empfängern ſelbſt.

Die königl. Kaſſen bezahlen:

1) Die Vorſpann- und Reitpferde zu den Reiſen des Königs und königl. Hauſes, und
2) die Vorſpann in königl. Angelegenheiten auf Kriegspäſſe, als in Domainen-, Forſt-, Acciſe- und Geſtütſachen, beides mit 3 gr. pro Pferd und Meile.
3) Den Vorſpann der königl. Amtsunterthanen in königl. Domainen-, Forſt- und Bauangelegenheiten, die Aemter mit 1 gr. pro Pferd und Meile.
4) Die Pferde und Wagen, welche die Regimenter zur Fortbringung der Bagage, Zelte und Montirungsſtücke auf den Märſchen zu den Revüen und Manövers erhalten, werden mit 1½ gr. aus der königl. Steuerkaſſe und 1¼ gr. aus der Marſch- und Moleſtien-Kaſſe bezahlt.
5) Den Vorſpann wegen des Roggens und Mehls, ſo aus den Magazinen zur Brodtverpflegung der Armee in Friedenszeiten erforderlich iſt, bezahlt die königl. Kaſſe mit 1½ gr. p. Pferd und Meile, und die Marſch- und Moleſtien-Kaſſe mit 1¼ gr.

Die Marſch- und Moleſtien-Kaſſe bezahlt:

1) Für die den Regimentern und Bataillonen auf den Märſchen, Revüen und Manövres geſtellten Wagen und Pferde zu Fortſchaffung der Bagage, Zelte und Montirungsſtücke 1½ gr. pro Pferd und Meile.
2) Für den Transport des Bedarfs an Getreide und Mehl zur Brodtverpflegung der Armee, aus den Magazinen, in Friedenszeiten 1½ gr. pro Pferd und Meile.
3) Für die bei den Märſchen zu Revüen und Manövres geſtellten Krankenwagen 3 gr. pro Pferd und Meile.
4) Für die den Regimentern bey Garniſons-Veränderungen geſtellten Wagen und Pferde pro Pferd und Meile 3 gr., oder die Frachtkoſten, wenn der Transport zu Waſſer geſchieht.
5) Die den Commandos auf ihren Märſchen und den Regimentern beim Zuſammenrücken zum Exerciren geſtellten Wagen und Pferde 3 gr. für Pferd und Meile.
6) Für den Vorſpann, welcher auf königl. Befehl und auf Kriegspäſſe in Militär- und andern Landesangelegenheiten geſtellt wird, und
7) Für die Reſerve-Pferde bei den Reiſen des Königs und des königl. Hauſes 3 gr. für Pferd und Meile.

Die Kreiskaſſen bezahlen den Vorſpann mit 3 gr. für das Pferd und die Meile, der in Kreisangelegenheiten eigentlich unentgeldlich geleiſtet werden muß, um die Unterthanen jedes Kreiſes unter ſich auszugleichen.

Die Empfänger bezahlen:

1) Den Vorſpann für Kranke und Marode, deren Weiber und Kinder beim Transport ausländiſcher Rekruten mit 3 gr. pro Pferd und Meile.
2) Die Reitpferde für die Officiers zum Verfolgen der Deſerteurs.
3) Die Reitpferde für die Subaltern-Officiers bei den Märſchen zur Revüe und zum Manöver mit 3 gr. für Pferd und Meile, und
4) den Vorſpann für Transportirung der Bettler zu den Landarmenhäuſern, den die Häuſer bei Ablieferung mit 4 gr. für das Pferd und die Meile vergelten.

Die Marſch- und Moleſtien-Kaſſe iſt im Jahre 1721 geſtiftet worden und dazu beſtimmt, den Unterthanen, welche Fuhren und Vorſpann in allgemeinen Landesangelegenheiten ohne Bezahlung von Seiten der Empfänger geleiſtet und Lagerſtroh geliefert haben, dafür die feſtgeſetzte Vergütigung auszuzahlen. Jeder Kreis bezahlt aus ſeiner Contributions-Kaſſe den Unterthanen die geleiſteten Fuhren und den Vorſpann, gegen Quittung und Aushändigung der Abſchriften der Päſſe und der Ordres und Beſcheinigung der Vorſpann-Empfänger, mit 3 gr. für das Pferd und die Meile, auch das auf Märſchen gelieferte Lagerſtroh mit 3 Rthlr. für das Schock, nachdem die Landräthe dazu bei der Kammer Genehmigung eingezogen haben. Ende May jedes Jahrs fertigt jeder Kreiseinnehmer ſeine Rechnung von dieſen bezahlten Geldern an, ſendet ſolche der Landſchaft nebſt den Belegen ein, woſelbſt die Rechnungen bei der Verſammlung zum Hufen- und Giebelſchoß von zwei Landräthen verificirt werden. Bei der Landſchaft wird daraus eine Hauptliquidation angefertigt, und nach der Quotiſation beſtimmt, wieviel jeder Kreis zu den Marſch- und Fuhrgeldern beitragen müſſe, und wieviel derſelbe, nach Abzug ſeines Antheils, zuzulegen oder zu empfangen habe. Diejenigen Kreiſe, welche nach dieſer Ausgleichung anderen herausgeben müſſen, ſenden die nachzuzahlenden Gelder zur Marſch- und Moleſtien-Kaſſe ein, von welcher denn diejenigen Kreiſe, welche zu ihrer Quote Nachſchuſſe erwarten, ſolche ausgezahlt erhalten.

Außer der Summe, welche nach Maßgabe der landſchaftlichen Hauptliquidation die Kreiſe an Marſch- und Fuhrenkoſten jährlich bezahlen, müſſen ſie noch 3 Mon. jährlich aufbringen, welche Einſatzgelder genannt, und im November jedes Jahres an die landſchaftliche Marſch- und Moleſtien-Kaſſe bezahlt werden. Von dieſen Einſatzgeldern werden bezahlt:

Der Beitrag der Kurmark zu den Koſten für den Transport der neuen Montirungs- und Armatur-Stücke nach Weſtphalen, Hinterpommern und Preußen, und die Gehalte, Diäten und Ausgaben bei der Moleſtien-Kaſſe.

7) Das Kriegsfuhrgeld im Teltowſchen Kreiſe war ehedem ein Erſatz für geleiſteten Vorſpann, wird aber jetzt mit bei der Contribution eingenommen.

8) Das Lagergeld in der Altmark iſt eine Geldabgabe, welche für das Recht bezahlt wird, welches ehemals der Landhauptmann genoſſen, in gewiſſen Dörfern ſeine Jäger, Pferde und Hunde bei ſeinen Jagden verpflegen zu laſſen; und jetzt zur Kreiskaſſe mit der Contribution gehoben wird.

9) Die Nahrungs- oder Handwerksſteuer wird von den auf den nicht cataſtrirten, alſo auch nicht contributionspflichtigen Handwerksſtellen wohnenden Landhandwerkern zur nächſten Acciſekaſſe ½ Schock bezahlt, und nach Verhältniß der Nahrung mit Beiziehung der Landräthe und Beamten beſtimmt. Gegenwärtig werden nur Schneider, Rade- und Stellmacher, Zimmer- und Mauermeiſter und Lein- und Garnweber auf dem Lande

geduldet; und die daſelbſt befindlichen Schneider ſollen ausſterben, auch beim Abgange eines erlaubten Handwerkers kein neuer auf nicht cataſtrirten Stellen wieder angeſetzt werden. Küſtern und Schulmeiſtern iſt erlaubt, für die Bauern Kleider zu machen.

10) Die Juſtiz-Salarien-Gelder ſind zu den Beſoldungen des Kammergerichts beſtimmt, und betragen ſeit 1783 13000 Rthlr. Die im Jahre 1748 geforderten 5000 Rthlr. ſind auf die Städte und das platte Land vertheilt; die im Jahre 1783 aber hinzugefügten 8000 Rthlr. werden von der Städte-Kaſſe bezahlt. Der Beitrag des Landes dazu wird mit der Contribution erhoben und an die Landſchaft bezahlt, welche ſie an die Salarien-Kaſſe des Kammergerichts bezahlt.

11) Die Trankſteuern.

Die Zieſe iſt eine Abgabe, welche in der Kurmark von dem auf den Mühlen abgemahlenen und abgeſchroteten Getreide gegeben werden muß, und wird bezahlt:

1) von dem zur Mühle gebrachten Mehlkorne, unter den verſchiedenen Benennungen von altem und neuem Biergelde, Tafelzieſe und Faßgelde;
2) von dem Branntweinſchroote, Zieſe vom Branntweinſchroot, auch zum Theil Blaſenzins genannt.
3) Von dem fremden Biere Einlagegeld.

Die ſonſt noch erhobene Mahlzieſe für die Städtekaſſe und die Landſchaftzieſe von dem außer Landes gehenden Malze iſt ſeit 1766 aufgehoben worden. Erſtere war 1572, letztere 1577 eingeführt worden.

a) Das alte Biergeld.

Es wurde im Jahre 1488 dem Kurfürſten Johann von den Ständen auf 7 Jahre bewilligt, und beſtand in einer Abgabe von 12 pf. für die Tonne im Lande gebrauten oder fremden und eingeführten Bieres; den Biſchöfen, Prälaten, Grafen und Herren der Ritterſchaft wurde die Freiheit für das, was ſie auf ihren Schlöſſern und Höfen brauen, zugeſichert. Dieſe Abgabe wurde in der Folge auf 4 Jahre verlängert, und endlich, im Jahre 1513 dem Kurfürſten Joachim I für ihn und ſeine Leibeserben auf immer bewilligt, jedoch mit der Einſchränkung: daß der Kurfürſt für die Tonne 8 pf. und die Städte 4 pf. erheben ſollten, damit dieſe ihre Rathhäuſer von den wegen der landesherrlichen Kriege gemachten Schulden befreien könnten.

Durch die Brauer-Zieſen-Ordnung von 1752 wurde das alte Biergeld auf 12 gr. von einem Brauen à 36 Scheffel geſetzt; und in der Folge der königl. Antheil auf 6½ pf. von einem Sacke zu 8 Scheffel in den Städten, wo die Kämmereien einen Antheil erhielten, und zu 9 pf. in den Amtsſtädten und auf dem Lande in den Braukrügen beſtimmt.

In den biſchöflichen von der Zieſe befreiten Beſitzungen, welche in der Folge zu den Domainen gezogen, iſt ſtatt des Biergeldes die Tafelzieſe eingeführt worden, und im Bees- und Storkowſchen Kreiſe, welcher erſt 1557 zur Kurmark kam, das Faßgeld als Surrogat des Biergeldes. In den Ritterſchaftsſtädten iſt das Biergeld nach dem Reverſe d. d. Montags nach Viti 1572 der Amtsobrigkeit überlaſſen worden.

Die Zieſemeiſter erheben den königl. Antheil und liefern ihn in die Domainenkaſſe ab; und die Kämmereien und Amtsobrigkeiten ziehen ſich ihren Antheil ſelbſt ein.

Nach dem Patent vom 14ten April 1766 iſt das alte Biergeld in den accisbaren Städten aufgehoben und zu der mit 18 gr. von jeder Tonne Bieres zu entrichtenden Accise gezogen worden. Das Accise-Departement erhebt nunmehr das alte Biergeld auch zugleich in den nicht accisbaren Städten und Flecken und auf dem platten Lande, mit Ausnahme des Theils, der durch die Domänenämter eingehoben wird; die Kämmereien erhalten ein vom Landesherrn fixirtes Averſional-Quantum aus der Kurmärkiſchen Kriegskaſſe.

b) Das neue Biergeld wurde von den Ständen zur Bezahlung der landesherrlichen Schulden bewilligt, und wird zur landſchaftlichen und Städtekaſſe gezogen.

Als die Ritterſchaft für den Kurfürſten Joachim II eine Geldſumme zu bezahlen übernahm, wurde das neue Biergeld nach dem Receß d. d. Mittwoch nach Michaelis 1549 auf 8 Jahre eingeführt, darauf aber nach dem Receß d. d. Dienſtag nach Dionyſii 1550 die Hebung noch auf 6 Jahre verlängert. Nach Ablauf der 14 Jahre behielt man die Abgaben bei, erhöhete und führte ſie auch noch nach dem Landtags-Receſſe vom 14ten April 1602 in den Städten ein, um davon diejenigen Schulden zu bezahlen, welche das Städte-Corpus zu der Zeit übernehmen mußte. Durch die Brauer-Zieſe-Ordnung von 1571 wurde das neue Biergeld auf 3 Rthlr. von dem Brauen (à 36 Scheffel excepto der zwei Mahlmetzen) feſtgeſetzt und nach dem Landtags-Revers vom 14ten April 1602 um 12 Jahre erhöhet.

Seit dem 1ſten Juny 1766 erhält die Landſchaft, nachdem für die Tonne Bier, wozu 1 Scheffel Weitzen, oder 1½ Scheffel Gerſtenmalz gerechnet wird, überhaupt 18 gr. Accise in den Städten zu bezahlen feſtgeſetzt wurde, von jeder Tonne 3 gr. an neuem Biergelde, und welches ſeit dem Reglement v. 28. März 1787 die Accise vom Bier ſo wie vom Getreide, und zwar von jedem Schefſel Gerſtenmalz mit 12 gr. zu erheben verordnet, von jedem Scheffel Weitzen zu Malz 3 gr. und von jedem Scheffel Gerſte 2 gr. Zieſe oder neues Biergeld, welches die Landſchaft von den Zieſemeiſtern erheben läßt. In den nicht accisbaren Flecken und Landbraukrügen hebt die Landſchaft gegenwärtig 1 Rthlr. 12 gr. neues Biergeld von jedem Winſpel Malz, behandelt daſſelbe aber mit vielen Braukrügen auf 3 oder mehrere Jahre.

Der Antheil der Städte-Kaſſe betrug anfangs nach dem Reverſe vom 14ten April 1602 in 12 gr. von einem Brauen, und wurde dann um 6 gr. erhöhet. Seit dem Jahre 1766 erhält ſie aus den zum Städte-Corpus gehörigen Immediat- und den accisbaren Mediatſtädten, in welcher die Landſchaft das neue Biergeld erhebt, von der auf 18 gr. beſtimmten Acciſe pro Tonne Bier oder Biereſſig 3 gr. 6 pf. oder ſeit dem 1ſten Juny 1787 ſtatt von der Tonnenzahl, von dem Scheffel Weitzen zu Malz 3 gr. 6 pf. und von dem Scheffel Gerſte zu Malz 2 gr. 4 pf. Zieſe oder neues Biergeld.

c) Die Tafelzieſe wird in den Aemtern erhoben, in welchen der Landſchaft und der Städte-Kaſſe die Hebung des neuen Biergeldes nicht zuſteht, und fließt zur königl. Kaſſe. Im Bees- und Storkowſchen Kreiſe heißt dieſe Abgabe

d) Faßgeld. Beide Abgaben ſind mit dem alten und neuen Biergelde von gleicher Beſchaffenheit, und werden mit unter der Acciſe von 18 gr. für die Tonne Bier erhoben.

e) Die Zieſe vom Branntweinſchroot in den Städten gründet ſich auf das Edict d. d. Freitag nach Margaretha 1572, nach welchem die Zieſe vom Schrootkorne in den Städten für die Städte-Kaſſe und auf das Edict vom 18ten May 1670, nach welchem ſolche auch auf dem Lande vom Korne und Malze, welches zum Branntweinbrennen auf den Mühlen abgeſchroten wurde, gegeben, oder ſtatt deſſen ein gewiſſer Blaſenzins erhoben wird. Im Jahre 1766 iſt ſie in den accisbaren Städten aufgehoben; ſie wird aber noch in einigen Städten erhoben. Dieſe Abgabe wird überhaupt

1) von der Landſchaft erhoben, von denjenigen Landbraukrügen, welche Branntwein brennen und verſchenken dürfen, ingleichen von den Branntweinbrennern in den Mediatſtädten und Flekken, in welchen ſie das neue Biergeld erhebt, nicht aber aus den Städten, wobei Beelitz, Potsdam und Spandau eine Ausnahme machen, überhaupt mit 1 gr. 6 pf. vom Scheffel Branntweinſchroot und Malz.

2) Zur Städte-Kaſſe werden 4 gr. von jedem Scheffel Weitzen zu Branntweinſchroot und 1 gr von dem andern Getreide bezahlt, welches aber 1766 aufgehoben iſt, und wofür die

Städte-Kaſſe zur Entſchädigung die Erhebung des neuen Biergeldes auch in den accisbaren Mediatſtädten erhalten hat; in der Altmark erhebt ſie indeß noch jährlich von jedem Branntweinbrenner 2 Rthlr. Blaſenzins.

3) In den Diſtrikten, in welchen die Tafelzieſe Statt findet, wird dieſe Zieſe zu den königl. Kaſſen gehoben.

f) Das Einlagegeld wird von dem fremden Biere erhoben, welches in die kurmärkiſchen Städte aus andern königl. Provinzen oder aus dem Auslande eingeführt wird. Die Landſchaft hebt es in den Städten, wo dieſelbe das neue Biergeld empfängt. Frei ſind von allen aufgeführten Trankſteuern:

1) Die königl. Aemter von allem Bier und Branntweine zu ihrer eigenen Haushaltung und für ihre Deputanten; für Bier und Branntwein, ſo ſie an die auf ritterfreiem Lande angeſetzten Kolonen debitiren, und von allem Bier und Branntwein, ſo ſie in dem Tafelzieſe-Diſtrikt abſetzen.

2) Der Adel und die Beſitzer adelicher Güter in Abſicht des Biers und Branntweins zu ihrer eigenen Haushaltung und für die in ihren Dienſten ſtehenden Deputanten, auch in Abſicht des fremden Biers, ſo ſie zu ihrer eigenen Conſumtion brauchen, ſind ſie zieſe- und einlagefrei.

3) Die königl. Civil- und Militär-Perſonen ſind vom Einlagegelde frei.

4) Die Geiſtlichen in den Städten und auf dem Lande ſind von der Zieſe für ihren Conſumtions-Bedarf befreit ꝛc.

Die Erbauer eines neuen Brauhauſes in den Städten, wo das neue Biergeld gehoben wird, wird eine Unterſtützung von 6 Procent aus der neuen Biergelds-Kaſſe, und $1\frac{1}{3}$ und $1\frac{1}{2}$ Procent aus der Städte-Kaſſe gegeben.

11) Hufen- und Giebelſchoß.

Im Jahre 1472 wurde die Landbeede aufgehoben, der Schoß eingeführt, durch welchen man bis zur Einführung der Contribution alles aufbrachte, was zu den Landesbedürfniſſen und Bezahlung der Schulden nöthig war, wobei die Zieſe zu Hülfe kam. An die Stelle des alten Schoſſes trat die Contribution; die jetzige Schoßabgabe, welche vom platten Lande aufgebracht wird, gründet ſich auf das Edict vom 22ſten Febr. 1704, und wird von den contribuablen Hufen und Giebeln erhoben, weshalb er auch Hufen- und Giebelſchoß heißt. Bis dahin hatte man auf dem platten Lande der Mittelmark noch den alten Schoß zur Berichtigung der Landesſchulden erhoben, ſeit dem Jahre 1704 wurde

Der Schoß von der Landſchaft auf dem platten Lande und in den Mediatſtädten der Kur- und Neumark und von der Städte-kaſſe in den Immediatſtädten der Kurmark erhoben. Der Schoß, welchen die Städtekaſſe erhebt, iſt der auf 16 herabgeſetzte alte Grundſchoß der Städte.

Bei Feuersbrünſten, Mißwachs, Hagel-, Forſt-, Waſſer- und andern Schäden am Getreide-Gewinne, beim Viehſterben und beim Bau neuer Gebäude wird Remiſſion an Contribution- und Cavalleriegeld und Schoßremiſſion gegeben, an Zieſegefällen wird auf dem platten Lande nichts erlaſſen.

Vom Contributionsweſen im Fürſtenthum Minden.

Im Fürſtenthum Minden hatte man vor der Beſitznahme durch das Brandenburgiſche Haus, ſo wie in allen deutſchen Staaten, die öffentlichen Ausgaben aus den dem Landesherren ausſchließlich vorbehaltenen Gütern (Domainen) und gewiſſen Hoheitsrechten (Regalien) beſtritten. Als dieſe Quellen zu Beſtreitung der Staatsbedürfniſſe nicht mehr hinreichten, forderte man von den Unterthanen aus ihrem Privatvermögen zu den Staatsausgaben Beiträge, welche anfangs nach dem jedesmaligen Bedürfniß durch eigene Collecten, welche die Fürſten im Fall ungewöhnlicher Ausgaben, als bei Kriegen, unerwarteten Unglücksfällen, Geſandtſchaften, Ausſteuer der Prinzeſſinnen und Apanagirung nachgeborner Prinzen ausſchrieben, aufgebracht wurden. Dieſe Ausgaben waren daher nicht im Voraus beſtimmt, ſondern nach dem jedesmal nothwendigen Geldquantum größer oder geringer. Erſt ſpäterhin, als ſtehende Armeen und die Erreichung verſchiedener Zwecke, welche ſich die Regierung vorſetzte, größere Einnahmen von Seiten des Staats erforderten, wurden allgemeine Abgaben eingeführt, aus welchen, nebſt den Nutzungen aus den Domainen und Regalien, nunmehr das Staatseinkommen floß. Eine dieſer Abgaben iſt die unter dem Namen der Contribution in den preuß. Staaten eingeführte, welche von den Bewohnern des platten Landes erlegt wird, nnd zur Erhaltung des Kriegsheeres beſtimmt iſt. Dieſe Abgabe gründet ſich auf die Abſchätzung ſämmtlicher ländlichen Grundſtücke und Nutzungen, welche in den Steuerkataſtern verzeichnet ſtehen, und worin der reine Ertrag derſelben nachgewieſen wird. Von dieſem reinen Ertrage werden gewiſſe Procente zur Steuer angeſetzt und unter dem Namen der Contribution zur Kriegskaſſe erhoben.

Nach der Beſitznahme des Fürſtenthums Minden durch das Brandenb. Haus, welche im Weſtphäliſchen Frieden feſtgeſetzt worden war, wurde erſt im Jahre 1677 ein beſtimmtes Steuerkataſter aufgenommen, nach dem man die kontribuablen Ländereien der Unterthanen, nach vorhergegangener Vermeſſung und Claſſification, ſo wie die Häuſer und die Conſumtion beſteuerte. Die Anlagen, welche dieſes Kataſter feſtſetzte, waren durch willkührliche Erhöhungen und Herabſetzung ſo verändert worden, daß die Unterthanen laute und nicht ungerechte Klagen erhoben, und der König Friedrich II im Jahre 1744 eine allgemeine Reviſion des alten Kataſters verordnete. Die Prinzipien, welche durch die Inſtruktion vom 26 May 1744 deshalb aufgeſtellt wurden, ſind folgende:

1) Wegen Zeit- und Koſten-Erſparung ſollte kein neues Kataſter aufgenommen, ſondern das alte zum Grunde gelegt werden, und nur dann eine neue Taxe und Vermeſſung ſtatt finden, wenn ein Unterthan vor dem andern durch die alte Taxe prägravirt, oder wenn derſelbe mehr von Ackergrund beſäße, als das alte Kataſter nachwieſe.

2) Jeder Unterthan ſollte ſeine Aecker, Wieſen, Holzungen, Weiden, Torfſtich und Gartenland an Eidesſtatt angeben, und bey Confiskation oder Leibesſtrafe nichts verſchweigen.

3) Zu dieſem Ende ſollte einem jedem Unterthan in Gegenwart der Commun das alte Kataſter, ſo weit es ſeine Stätte beträfe, vorgeleſen, und die Commun vernommen werden, ob er die darin verzeichneten Stücke, oder mehr oder weniger beſitze, ob davon das verzeichnete Zins- oder Zehntkorn, mehr oder weniger, entrichtet werde, ob und wenn von ſeiner Stätte einige Stücke veräußert oder dazu acquirirt worden wären.

4) Diejenigen Aecker und Pertinentien, welche vor dem bereits beſtimmten Termino a quo wegen der Redintegration (1650) veräußert worden wären, ſollten bei der Colonie, wo ſie ſich befänden, angeſetzt werden, welches auch dann Statt finden ſollte, wenn die Veräußerung genehmigt worden wäre. Sonſt aber ſollten die Stücke bey den Stellen bleiben, wohin ſie von Anfang an gehörten, und der Beſitzer müßte dem Colono die darauf haftende Contribution zu Hülfe geben.

5) Zur Taxation ſollten aus den ſämmtlichen Aemtern ſechs Sachverſtändige angeſetzt und vereidet werden.

6) Die Zuſchlagsregiſter ſollten zugleich Bauerſchaftsweiſe revidirt und die neuen oder vergrößerten Zuſchläge vermeſſen, taxirt

und zum Anſatz gebracht werden. Hierbei ſollte es bei den bisherigen Principio regulativo bleiben, nach welchem ¾ der Zuſchlagstaxen zur Contributions- und ¼ zur Domainenkaſſe fließen.

7) Die adelichen freien Kirchen- oder Stadt-Aemter, welche nicht im Kataſter befindlich, oder von jeher frei geweſen wären, ſollten ferner frei bleiben; jedoch dergleichen erſt neuerlich eximirte oder dazu requirirte und frei gemachte Bauernäcker durch den Advocatum patriae zum Anſatz in Anſpruch genommen werden.

8) Wenn die Protocolle, Taxen und andere Nachrichten komplett wären, dann müßten Commiſſarien auf folgende von jedem Colono privative unterhabende Gegenſtände attendiren, als: Gärten, Aecker, Wieſen, Heideland und Schäferey, Nutzholzwachs und Maſtung, Torf[illegible], Fiſcherei und Mühlennutzung; auch ſollte

9) notirt werden, wie viel Zehnt- und Zins-Getreide von den Aeckern, wenn das alte Kataſter darüber nichts nachwieſe, entrichtet würde, und ſollten dazu die Zehnt- und Zinsregiſter der Berechtigten und die Quittungsbücher der Unterthanen zu Hülfe genommen werden.

10) Die privativen Hutungen ſollten gleichfalls, wenn es noch nicht geſchehen, ad Catastrum gebracht werden.

11) Die gemeinſchaftliche Hutung und Weide ſollte frei bleiben, und eine Viehſteuer auf Schaaf- und Rindvieh introduciret werden, und dabei nur erſt dann auf den Zuwachs Rückſicht genommen werden, wenn ſolcher 3 Jahre alt wäre.

12) Die von einer Bauerſchaft in corpore benutzten Wieſen ſollten gleich denen, welche einem Colono privative zuſtehen, ad Catastrum gebracht und die Abgaben von den Eingeſeſſenen aus ihren Communen-Revenüen oder nach der Repartition aufgebracht werden.

13) Der privative Holzwachs und die Maſtung ſollten Morgenweiſe taxirt und kataſtrirt werden, wenn ſolches nicht geſchehen wäre.

14) Ein gleiches ſollte bei den Gemeinheits-Holzungen und Maſtnutzungen ſtatt haben, woraus die Commun unentgeldlich Bau- und Brennholz hauet und verkaufet und die Maſt allein betreibet. Die Onera ſollte ſie nach Proportion der Nutzung tragen.

15) Die Markenhölzer, aus welchen den Intereſſenten gegen einen gewiſſen Preis Holz angewieſen würde, ſollten frei bleiben, indem ſie die Pflanzung und Eichel-Kämpf-Beſamung verrichten und Maſtſchwein-Gelder erlegen müßten.

16) Der privative und gemeine Torfſtich, wenn er nicht bloß zum eigenen Bedarf hinreichte, ſollte, wenn es noch nicht geſchehen, kataſtrirt und mit einem billigen Satz belegt werden.

17) Ein Gleiches ſollte mit den Privat- und Commun-Fiſchereien ſtatt finden,

18) Die vorhin nicht kataſtrirt geweſenen Hofmühlen, ſo wie die Klippmühlen, welche bloß zum eigenen Mahlen dienten, ſollten frei bleiben. Grenzmühlen aber, wenn ſie noch beſonderen Verdienſt hätten, ſollten mit einem billigen Nahrungsgelde belegt werden

19) Das Brauen iſt den kontribuablen Unterthanen nicht verſtattet; ſollte ſich aber jemand ſolches anmaßen, dann ſollte die Commiſſion deshalb an die Cammer berichten.

20) Der Anſatz der Heuerlinge ſollte von den Departements-Räthen jährlich geſchehen, und

21) Das Nahrungsgeld von Handwerkern u. Commercianten ſollte von den Departements- und Steuerräthen zum Acciſe-Etat angeſetzt werden, außer daß alle Schmiedeſtellen zum Kataſter des Dorfs gehören und bei demſelben angelegt würden.

22) Die Brinkſitzer ſollten von ihrem Acker, gleich andern, die Contribution bezahlen, und außerdem bei dem Heuerlingsanſatz mit einem billigen Nahrungsgelde belegt werden. Sollte aber jemand bloß ein Haus beſitzen, ſo ſolle derſelbe keine Contribution, ſondern nur gleich den Heuerlingen ein Nahrungsgeld bezahlen.

23) Auf Gutsherrliche Präſtanda ſollte nicht weiter als bei dem bisherigen Kataſter Rückſicht genommen werden.

24) Commiſſarien ſollten das alte Kataſter mit denen nachherigen und letzteren Anlagen verglichen und die Differenzen bemerken; auch ſollten die ohne Urſache abgeſetzten Anlagen nach dem Satz des alten Kataſters wieder hergeſtellt und nach dem revidirten verbeſſert werden.

Nach den in dieſer Inſtruction enthaltenen Principien und den auf die Bedenken der Reviſions-Commiſſarien im Verlaufe des Geſchäfts durch Hofreſcripte begründeten Abänderungen derſelben ſchritt man nun zu der Regulirung der Contribution.

Was zuerſt die *Taxirung des Grund und Bodens* betrifft, ſo nahm man dabei die alten Taxen, worauf ſich das Kataſter gründete, zur Grundlage an, und ſchätzte nach denſelben Principien die in dem alten Kataſter nicht mit aufgenommenen Ländereien ab, da es überhaupt nicht auf Taxirung des wahren Werths und darauf ſich gründenden Ertrags der Grundſtücke, ſondern nur auf eine Würdigung ſämmtlicher Ländereien nach völlig gleichen Principien ankam. Die ſpeciellen Taxen wurden, ſo wie ſie ausfielen, beibehalten. Die verſchiedenen Taxen gaben den Morgen zu 4 ggr., 8 ggr. und ſo weiter mit 4 ggr. ſteigend bis zu 1 Thlr. Ertrag an.

Die alten und zum Kataſter noch nicht herangezogenen Zuſchläge wurden aufgenommen und den Feldregiſtern inſerirt. Nach den bisherigen Principien floß ¼ von der Taxe der Zuſchläge zur Contribution und ¾ zur Domainenkaſſe, und zwar aus dem Grunde, weil die Eigenthümer der neuen Zuſchläge von 1721 bis 1744 ebenfalls die ganze Taxe erlegen mußten, dieſe Taxe alt und ſehr geringe und der Eigenthümer dieſer alten Zuſchläge ſolche ſchon viele Jahre lang mit großem Nutzen beſeſſen hatte.

Bisher war von den poſſeſſionirten Unterthanen, wenn ſie kein Handwerk trieben, kein Nahrungsgeld gefordert, ſondern Giebelſchoß, Ackerſteuer und fixe Conſumtion erlegt worden. Dieſe Anlage war verdoppelt und ſo fort und willkührlich verändert worden, daß man andere feſtere Grundſätze einführen mußte. Die fixe Conſumtion, welche ½ der Ackerſteuer betragen hatte, mußte ceſſiren, da jetzt der Landmann ſeine Conſumtibilien aus acciſbaren Städten zu nehmen verpflichtet, und ihm aller Handel und Wandel, alles Brauen und Branntweinbrennen, wie auch Schlachten zum feilen Kauf nicht mehr geſtattet war. Ein Brinkſitzer hatte monatlich 2 gr. Contribution und 8 pf. Fouragegeld bezahlt, und ½ der Ackerſteuer als Giebelſchoß erlegt.

Der Giebelſchoß wurde aufgehoben und bei den Brinkſitzern ein Nahrungsgeld eingeführt. Zu den Brinkſitzern rechnete man diejenigen Landbewohner, deren Landtaxe die Summe von 10 Thlrn. nicht erreichte. Das Nahrungsgeld wurde auf 3 gr. monatlich beſtimmt, Cavalleriegeld aber von dem Nahrungsgelde nicht abgeſetzt. Diejenigen Unterthanen, deren Landtaxe zwar keine 10 Thlr. betrug, die aber wöchentlich Spann- oder Handdienſte leiſten mußten, wurden von dem Nahrungsgelde befreiet. Das Brinkſitzer-Geld wurde indeß durch das Reſcript vom 13ten May 1802 von 1 Thlr. 12 gr. jährlich für die Zukunft auf 1 Thlr. ermäßigt, da die ſich etablirenden Neubauern außerdem noch Mühlengelder, Salz und dergl. Perſonalſteuern entrichten müſſen, welches von neuen Anſiedelungen abſchrecken würde.

Auf die Zehent- und Zinsfreien Aecker wurde in ſo fern reflectirt, daß ſtatt der Vergütigung auf die Zins- und Zehentfreien Aecker ein Augment nach folgenden Sätzen gelegt werden muß:

Nemlich:	auf 1 Morgen zehentfreien Acker	1 gr.
	auf 1 Morgen zinsfreien Acker	2 gr.
	auf 1 Morgen zins- und zehentfreien Acker	3 gr.

weil nach dieſem Verhältniß in dem alten Kataſter regulirt worden war. Für jeden Scheffel Roggen oder Haſer Zinskorn rechnete man 1 Morgen, und für jeden Scheffel Gerſten oder Weizen

½ Morgen zinsbar, das Uebrige aber wurde als frei mit dem Augment belegt. Für einen Scheffel Gerſte und Weizen rechnete man nur ½ Morgen zinsbar, weil in 1 Morgen Landes mehr Gerſte und Weizen, als anderes Getreide, eingeſtreut, und auch mehr gewonnen werden kann. Wenn der Zehent in Gelde gegeben wurde, ſo rechnete man für jeden Thaler Zehentgeld 1 Scheffel Roggen und alſo ſo viel Scheffel Zinskorn als Thaler Zehntengeld, und regulirte damit das Augment. Die noch nicht zur Contribution gezogenen und erſt neuerlich aufgefundenen Zuſchläge waren frei vom Zehent- und Zinskorn. Da aber davon Domainenzins entrichtet wurde, ſo wurden ſie als zinsbar und zehentfrei zu dem Augment herangezogen.

Weide, Wieſen und Holzland iſt zwar in der Regel Zehent- und Zinsfrei, wurde aber mit dem Augment verſchont. Die verſchiedenen Scheffelmaaße, nach welchen das Zinskorn entrichtet wurde, reducirte man auf Berliner Maaße. Zehntbare Ländereien, die man zu Gärten gemacht hatte, wurden, weil von Gartenfrüchten das Zehent nicht gegeben wird, mit dem Augment belegt, da man ſie in der Folge wieder als Saatländereien benutzen könnte. Das ganze nach den beſtimmten Sätzen angenommene Augment wurde Morgenweis berechnet und dem durch den General-Renner auszumittelnden Contributions-Quantum jeder Colonie zugeſetzt. Demjenigen Unterthan, welcher auch mehr Scheffel Zinskorn entrichtete, als er Morgen Landes beſaß, und doch mehr als andere onerirt war, wurde dennoch das Augment, wegen ſeiner zehentfreien Ländereien, zugeſetzt. Die Commiſſion ſetzte nun nach dieſen Principien eine Inſtruction für das Rechnungs-Departement auf, um darnach das Augment auszurechnen und zu reguliren, in welcher noch folgende nähere Beſtimmungen ſich finden:

1) Entrichtet ein Unterthan 1½ mal ſo viel Scheffel Zinskorn, als er Morgen Landes beſitzt, und die Ländereien ſind auch zehentfrei, ſo werden ſie dennoch mit gar keinem Augment belegt; wird aber ½ mehr gegen die Morgenzahl entrichtet, ſo wird die Hälfte des zehentfreien Landes mit dem Augment angeſetzt, auf weniger als ½ mehr wird nicht reflectirt.

2) Wegen der vor Einrichtung der alten Landmeſſungen geſchehenen Alienation muß oft ein Unterthan dem andern Zinskorn zu Hülfe geben. Es werden alſo ſo viel Morgen Landes des letztern zinsfrei, als er Scheffel Zinskorn zu Hülfe bekommt, und dieſe ſind mit dem Augment belegt worden.

3) Sollte eine Stätte ehemals die Zins- oder Zehentbarkeit aufgekauft haben, ſo muß ihr darnach das Augment vergütet werden.

4) Wenn ſtatt des Zehnten der 4te, 5te oder 6te Theil vom Lande geht, dann wird ein ſolcher Theil von der Landtaxe abgeſetzt, und das Land demnächſt als zehentfrei betrachtet; der 20ſte Theil wird als ein halbes Zehent conſervirt.

5) Das 3te oder 4te Theil Land wird als ein mit Pacht onerirtes betrachtet, und von deſſen Taxe resp. der 3te oder 4te Theil angeſetzt. Dieß Land wird aber dagegen als zinsfrei zum Augment herangezogen. Dieſem Lande wird das ſogenannte Vikarienland in der Vogtei Gehlenbek gleich geachtet, weil es gleichfalls mit einem ſehr hohen Zinskorn onerirt iſt; da wegen des Augments diejenigen Landeigenthümer, deren Taxe zu 6 gr. pro Morgen zins- und zehentfreien Acker und darunter ausgefallen war, ſich beklagten, indem ſie einen Acker, der zu 2 gr. der zehent- und zinsfreie Morgen taxirt iſt, an Contribution und Kavalleriegeld

à 13 gr. pro Thaler	,	,	1 Thlr. 2 gr.
an Augment	,	,	— 3 ,
			1 Thlr. 5 gr.

giebt; ein Acker aber, der zu 6 ggr. der zehent- und zinsfreie Morgen taxirt iſt, an Contribution und Kavalleriegeld à 13 gr.

pro Thaler	,	,	,	3 gr. 3 pf.
an Augment	,	,	,	3 , —
				6 gr. 3 pf.

giebt, mithin jener 19 gr. über ſeine Taxe übrig behält, dieſer aber noch 3 pf. dazu legen muß, ſo wurde im Jahre 1755 das Augment von den ſchlechten zu 8 ggr. und darunter taxirten Ländereien abgeſetzt, wovon der Ausfall 728 Thl. 17 ggr. betrug.

Was die Torfmoore betrifft, ſo wurde die Taxe des jährlich zu verkaufenden Torfes in jedem 6ten Jahre zur Steuer gezogen und beſonders nach vorhergegangener Reviſion feſtgeſetzt, und muß davon eben das Quantum pro Thaler erlegt werden, welches von den übrigen Ländereien gegeben wird. Der Torf zum freien Brennen wurde mit angeſetzt, weil ſonſt diejenigen, welche gar keine Torfſtiche hatten, prägravirt werden würden. Die Torfmoore wurden vermeſſen und zur Beſtimmung der zu ſtechenden Quantität Torfs die Tiefe des Moors durch Bereiſung und Vernehmung Sachverſtändiger ausgemittelt. Dieſe wurden vereidet und über die von ihnen zu erfragenden Punkte vernommen. Auf 1 Fuder wurden 12 Windelkörbe und das Arbeitslohn zu 6 ggr. gerechnet, das Fuhrlohn aber nach der Nähe oder Ferne des Verkaufsortes beſtimmt und ſämmtliche Koſten von dem Verkaufswerthe abgezogen.

Was die gemeinen Torfmoore anbetrifft, welche unter die Unterthanen vertheilt, von einigen menagirt, von andern aber bereits ausgeſtochen waren, ſo wurden Beamte und Sachverſtändige vernommen:

1) Wie viel Fuder Torf ein jeder Intereſſent auf ſeinem Theile mit nachhaltiger Nutzung jährlich ſtechen könne?
2) Wie viel das Stecher- und Fuhrlohn betrüge?
3) Was ein ſolches Fuder werth ſey?

Hierauf wurden die Unkoſten von dem Werth des Torfes abgezogen und der Reſt mit der Contribution wie die übrige Landtaxe zum Anſatz gebracht. Das Fuder Torf war zu 4 ggr. taxirt worden, und weil dabei auf eine beſtändige und nachhaltige Nutzung Rückſicht genommen war, ſo mußte das aufzubringende Quantum dem ganzen Lande zu Hülfe kommen, und als eine ordinäre und beſtändige Steuer bei der übrigen Contribution erhoben werden.

Bei der Taxe der privativen Wieſen war auf etwanigen Torfſtich reflectirt worden.

Bei den Holzungen wurde der Forſtſchreiber jedes Diſtrikts bei der Taxe hinzugezogen und dabei auf den eigenen Bedarf nicht reflektirt, ſondern ſolches zum Anſatz gebracht. Jedoch wurden diejenigen Holzungen, aus welchen die Unterthanen freies Bau- und Brennholz haben, zur Contribution leidlich herangezogen und dagegen diejenigen befreit gelaſſen, aus denen die Unterthanen gegen einen gewiſſen Preis Holz erhielten und darin die Pflanzung verrichteten, auch Maſtſchweinegelder erlegen mußten. Sämmtliche Holzungen wurden nach der wahren Nutzung ad Catastrum gebracht und darauf wieder auf die getheilten Markenholzungen, in denen ein jeder Intereſſent ſeinen Antheil privative beſaß, und davon dem Markenherrn einen geringen Markenzins bezahlte, welche der Adel als adlich frei betrachtet wiſſen wollte, noch auf die ungetheilten Markenhölzer, in welchen den Intereſſenten das nothdürftige Bau- und Brennholz gegen gewiſſe Anweiſungsgebühren für die Markenherrn angewieſen wurde.

Der Redintegrationstermin in Betreff der veräußerten Aecker und anderer Pertinentien wurde auf Vorſtellen der Kammer ſtatt auf das Jahr 1650, wie die Inſtruction forderte, auf das Jahr 1677 geſetzt, weil mit dieſem Jahre die Aufnahme des alten Kataſters angefangen, die Vermeſſungen geſchehen, einer jeden Colonie diejenigen Ländereien, welche ſie damals gehabt, angeſetzt waren, und darnach die Anlage gemacht, und derſelben ihr Contributionsquantum angeſetzt worden war. Hierdurch wurde das

Re-

Reviſionsgeſchäft ſehr erleichtert, und unruhige Köpfe hielt man von Vindikationsklagen ab.

Die Oelmüller wurden bei dem Heuerlingsgeſetz mit einem gewiſſen Nahrungsgelde nach Verhältniß ihrer Nahrung angeſetzt.

Diejenigen Klippmühlen, welche nur ihr eigenes Gemahl oder nur ſo viel Nutzung haben, daß damit kaum die Unterhaltungskoſten beſtritten werden könnten, blieben von der Contribution frei, diejenigen aber, welche noch einigen Vortheil übrig behielten, wurden mit einem Nahrungsgelde von 6 gr. pro Thaler Ueberſchuß angeſetzt und dieſe Abgabe mit bei dem Nahrungsgelde berechnet.

Zur Erhaltung einer nothwendigen Gleichheit unter den Contribuenten wurde eine Viehſteuer eingeführt. Die Nutzungen der Viehzucht und der gemeinen Hutungen waren ſehr verſchieden, einige Bauerſchaften darin ſehr begünſtigt, andere vernachläſſigt. Letztere wären daher ſehr prägravirt worden, wenn bei Regulirung der Contribution nicht auch auf dieſe verſchiedenen Umſtände Rückſicht genommen worden wäre. Von der Viehſteuer wurden jedoch die Pferde, Schaafe und Schweine ausgenommen und nur das Melk- und güſte Rindvieh herangezogen, was die kleinen Stättenbeſitzer beſſer getroffen haben würde, weil ſie gewöhnlich im Verhältniß gegen die großen mehr Vieh bei wenigerem Grundeigenthum halten und die gemeinen Weiden verhältnißmäßig mehr benutzen. Nach den Principien zur Regulirung der Viehſteuer wurde einem jeden Unterthan ein proportionirter Viehſtand und darnach die Viehſteuer unter dem ordinären Contributionsquantum zugetheilt. Der bei Gelegenheit des Satzetats aufgenommene Viehſtand wurde in Abſicht einer jeden Bauerſchaft beibehalten und nach Proportion der Landtaxe auf jedes Individuum vertheilt, dergeſtalt, daß diejenigen, ſo im Ertrage gleicher Qualität, auch im Viehſtande gleich wurden, wobei man jedoch auf eine Differenz von 1 — 3 Thaler nicht Rückſicht nahm.

Neubauende, welche bei dem Satzetat mit Vieh nicht angeſetzt waren, wurden wie andere von gleicher Qualität herangezogen, weil ſie nothwendig Vieh halten mußten, und die Viehſteuer ſetzte man dem ordinären Contributionsquantum zu. Wegen der künftig Neubauenden wurde feſtgeſetzt, bei Regulirung der von ihnen zu erlegenden Contribution auf einen proportionirten Viehſtand zu reflektiren. Fand ſich bei Reviſion des individuellen Viehſtandes, daß einer oder der andere mehr Vieh halten konnte, als ihm beim Satzetat angeſetzt war, ſo wurde ihm eine verhältnißmäßige Anzahl Vieh zugeſetzt. Nach dieſen Grundſätzen wurde der individuelle Viehſtand eruirt, deſſen Taxe der übrigen Grundtaxe eines jeden beigeſezt, wobei man 3 nach der Quantität und Qualität der gemeinen Weiden modificirte Claſſen zum Grunde legte, nemlich:

1ſte Claſſe eine Kuh 2 Thlr., ein Rind 20 gr.
2te „ do. 1½ „ do. 16 „
3te „ do. 1 „ do. 10 „

Hiernach wurden nun die ganzen Bauerſchaften unter ſich klaſſificirt, jeder der Eingeſeſſenen kam in die für ſeine Bauerſchaft beſtimmte Claſſe.

Der Heuerlingsanſatz wird jährlich von den Departementeräthen revidirt, dabei auf den Viehſtand Rückſicht genommen und hiernach der Anſatz berichtigt. Nach und nach iſt man hierbei auf folgende Grundſätze gekommen, welche gegenwärtig feſtſtehen:

1) Die Soldaten bleiben vom Schutzgelde befreit, müſſen aber für ihr Vieh die beſtimmte Steuer à 2 gr. monatlich pro Kuh entrichten. Nach Aufhebung der Gemeinheiten wurde der Satz von 2 gr. auf 1 gr. pro Kuh heruntergeſezt, welche Steuer ohne Rückſicht auf getheilte oder ungetheilte Gemeinheiten per Rescriptum Camerae vom 14ten Auguſt 1784 allgemein feſtgeſezt wurde.

2) Die zurückgebliebenen Weiber der in den Krieg marſchirten Soldaten ſollen die Viehſteuer bezahlen, in ſo fern ſie ihr Vieh auf ungetheilte Gemeinheiten treiben.

Dieß iſt aber in ſpätern Zeiten wieder aufgehoben, und die quaest. Weiber ſind Abgabefrei gemacht.

3) Wenn die Gemeinheiten getheilt ſind, und die Heuerlinge müſſen ihr Vieh für Geld auf Privatweiden treiben, ſo ſoll die Viehſteuer ceſſiren. Durch das Cammeral Reſcript vom 14ten July 1784 iſt dieſe Einſchränkung aufgehoben worden.

4) Ein Erbpächter, welcher kontribuable Gründe in Erbpacht nimmt und darauf ein Haus bauet, oder ſolche als Heuerling des Erbpächters benutzt, entrichtet davon keine Contribution oder Viehſchatz, weil dieſe auf ſolchen Gründen ſchon haften. Nahrungs oder Heuerlingsgeld muß ein ſolcher aber bezahlen. Denn ein Erbpächter muß als ein perpetuirlicher Heuerling betrachtet werden.

5) Nimmt jemand einige an ein Colonat bei der Theilung gekommene Markengründe in Erbpacht, und bauet darauf ein Haus oder benutzt ſie als Heuerling des Coloni, ſo muß er ebenfalls das Schutzgeld entrichten, weil ſolches im erſtern Falle nicht auf die Gründe, ſondern auf die Nahrung gelegt wird, und im letztern Falle der Heuerling ſeine Qualität nicht verändert. Vom Viehſchatz bleibt ein ſolcher aber nicht befreit, wenn er ſein Vieh in

ungetheilte Gemeinheiten treibt. Das Kammerreſcript vom 14ten Auguſt 1784 hat aber auch hierin ein anderes regulirt.

6) Diejenigen, welche ausgethane Stätten heuern und Conduktoren genannt werden, müſſen den Landesſchutz bezahlen. Sie ſind aber vom Viehſchatz befreiet, weil dieſer ſchon auf den Colonaten haftet.

Hat aber ein Colonus mehrere Stätten und verheuert eine davon zu ſeinem Nutzen, ſo muß ein ſolcher Heuerling auch, wie jeder andere, den Viehſchatz bezahlen.

7) Wenn Invaliden keinen Gnadenthaler haben, ſo ſind ſie vom Schutzgelde frei, ſonſt aber nicht. Viehſchatz müſſen ſie in beiden Fällen bezahlen.

8) Unverheurathete Heuerlinge (die nie verheurathet geweſen ſind und keine Familie haben) oder Erbpächter bezahlen nur die Hälfte des Schutzgeldes.

9) Heuerlinge auf adelichen und ſteuerfreien Gründen müſſen das Schutzgeld bezahlen, nach dem Kammerreſcript vom 19. Sept. 1798. Dieß wurde durch das Hofreſcript vom 12ten März 1793 näher dahin beſtimmt, daß die Pächter adelicher Güter und freier Burgmannshöfe, ſo wie die darauf angeſetzten Heuerlinge, desgleichen die ſogenannten Arröder indiſtincte zu dem ſogenannten Schutzgelde, als einer Perſonalſteuer, herangezogen werden, Viehſchatz aber nur dann bezahlen ſollten, wenn ſie ihr Vieh da weideten, wo das Gut nicht berechtigt wäre.

Es ſchwebt indeſſen jetzt ein Prozeß zwiſchen dem Advocato patriae und den ſämmtlichen adelichen Arrödern, und hängt von deſſen Entſcheidung die Steuerbarkeit der letztern ab.

10) Ehemals hatten die Einländer ein Freijahr und die Ausländer deren zwei. Durch das Reſcript vom 15ten Novemb. 1797 wurde ſolches in Hinſicht der letztern auf ein Freijahr reducirt. Zieht ein Ausländer nach genoſſenem Freijahre wieder aus dem Lande, ſo muß er die Steuer nachbezahlen und der Miethsherr dafur haften.

11) Unbedingt Eximirte ſind: Königl. Müller und Knechte, Wagemeiſter oder Pfundaufſetzer in den königl. Mühlen, Hebammen, Armenvögte, Nachtwächter, Schulmeiſter, Calcanten, Untervögte, Bauerrichter.

12) Stirbt dem Heuerlinge eine Kuh, ſo erhält er ein Freijahr, Erbpächter und Conductoren aber nicht.

13) Alle Heuerlinge, Erbpächter und Conduktoren erhalten zur Remiſſion ein Freijahr, wenn ſie abbrennen.

14) Für Feldſchäden wird nichts gut gethan, und müſſen ſie ſich deshalb an die Verpächter halten.

15) Leben Eltern und Kinder oder Verwandte in einer Haushaltung zuſammen, ſo kommt es darauf an, ob die Eltern oder die Kinder der Wirthſchaft vorſtehen. Im erſtern Falle bezahlen die Eltern die volle Contribution, nehmlich Nahrungsgeld und Viehſchatz; die verheuratheten Kinder aber, in Ermangelung des Viehes, blos den Landesſchutz. Im letzteren Falle bezahlen nur die jungen Leute die volle Contribution, und die Eltern ſind frei.

16) Dienende Heuerlinge werden nicht gut gethan. Wenn Mann oder Weib bei dieſem oder jenem dient, ſo wird dennoch die Haushaltung für complet angenommen, ſobald nur eine da iſt.

17) Iſt ein Heuerling ſo arm, daß für ihn die Bezahlung der Contribution zu drückend ſeyn würde, ſo bleibt er davon befreiet. Die Untervögte müſſen aber von dergleichen Heuerlingen ein vom Prediger und Beamten atteſtirtes Verzeichniß einreichen.

18) Kapitels- und Stiftsvögte, wenn ſie als Heuerlinge auf dem Lande wohnen, ſind nicht frei.

19) Erbpächter und Heuerlinge auf Pfarrgründen müſſen judicialmäßig Heuerlingsgeld bezahlen.

20) Erbpächter und Heuerlinge auf königl. Burg- und Vorwerksländereien bezahlen nichts, wenn nicht ſpecialiter ein anderes feſtgeſetzt iſt. Die Entſcheidung des sub Nro. 9 gedachten Prozeſſes wird auch auf dieſe Claſſe Einfluß haben.

21) Muſik- und Kochpächter ſind nicht frei.

22) Ein jeder Untervogt erhält zu Beſtellungen in herrſchaftlichen Angelegenheiten einige Heuerlinge zu Curſoren, welche frei ſind. Hierzu müſſen aber die Aermſten genommen werden.

Nach dieſen Grundſätzen entwarf die Kammer unterm 16ten Sept. 1800 eine Inſtruktion, welche ſämmtlichen Landräthen zur Befolgung zugefertigt und dadurch der Heuerlingsanſatz von allen Willkuhrlichkeiten befreiet wurde.

Was die Steuerfreiheit betrifft, auf welche Rückſicht genommen werden mußte, ſo ſetzte das Edikt vom 5ten Jan. 1745 deshalb folgende nähere Beſtimmungen feſt:

1) Ein jeder, welcher im Lande obrigkeitlichen Schutz genießt, ſoll die gewöhnlichen Signa subjectionis präſtiren und die zum Schutz des Landes erforderlichen Onera verhältnißmäßig tragen.

2) Gegen alle im Lande befindlichen Güter findet die rechtliche Vermuthung ſtatt, daß ſie in genere den Collectis unterworfen ſind, und muß derjenige, welcher gegen dieſe regulam juris naturae et civilis einige Exemtion oder Freiheit behauptet, ſeinen Titulum exemtionis gehörig einreichen.

3) Ein justus titulus exemtionis aber iſt, wenn die Unterthanen von ihren Gütern Ritterdienſte, oder, ſtatt derſelben Geld-Präſtationen oder ein anderes Aequivalent ex pacto abſtatten müſſen.

4) Dieſe Steuerfreiheit der Rittergüter genießen auch die feuda franca.

5) Dieſe Rittergüter bleiben auch dann frei, wenn ſie in die Hände der Bauern zum beſtändigen Beſitz als Afterlehn, oder als Erbzinsgüter gerathen ſind.

6) Auch wenn Pertinentien von den Rittergütern absque consensu domini erblich veräußert ſind, ſo bleiben ſie dennoch frei, müſſen aber von der Lehnscurie vindiciret werden.

7) Die Privilegien und concessiones antecessorum ſollen nicht indiſtincte als justi tituli exemtionis paſſiren.

8) Güter, welche von undenklichen Jahren her die Contributionsfreiheit genoſſen, niemals im Kataſter geſtanden haben, und als freie adliche Güter von alten Zeiten her im Beſitz geweſen ſind, ſollen ferner frei bleiben.

9) Wenn jemand die Steuerfreiheit per rem judicatam wider den Fiscum erſtritten hat, ſo ſoll er dabei geſchützt werden.

Haben aber ehemals privati unter ſich z. B. ein Edelmann mit dem Dorfe über die Steuerfreiheit geſtritten, und hat einer dieſelbe erhalten, ſo kann ſolches dem Landesherrn nicht präjudiciren, ſondern der titulus muß dennoch contra fiscum erwieſen werden.

10) Die urſprünglich zu Dotirung der Kirchen gewidmeten geiſtlichen Güter ſollen frei bleiben, die übrigen Patrimonialgüter aber die Contribution ſo lange ertragen, bis justus titulus exemtionis erwieſen iſt.

11) Von bona fide erſeſſenen Steuern ſoll der Rückſtand nur a tempore litis contestatae, von mala fide verſeſſenen aber der ganze Rückſtand bezahlt werden, und noch eine ſchwere Geldſtrafe oder Privation der Aecker ſtatt finden.

12) In ſolchen ſtreitigen Sachen ſollen alle gewöhnliche proceſſualiſche Weitläuftigkeiten vermieden werden. Hierauf ſind noch die Formalien eines ſolchen Prozeſſes näher beſtimmt.

Wegen der urſprünglich Contributionsfreien, an contribuable Unterthanen veräußerten Stellen wurde feſtgeſetzt, daß ſie durch dieſe Veräußerung nicht ſteuerbar werden. Es kommt aber jedesmal darauf an, ob die privilegia personalia ſind. In dieſem Falle können ſie nicht auf eine fremde Linie übergehen, wenn von dem primo acquirente niemand in linea descendente mehr lebt. Iſt dieß indeſſen ſchon geſchehen, ſo ſind ſie dennoch frei geblieben, da die Nachkommen ob bene merita primi acquirentis beneñeirt werden ſollen. Wenn eine Stätte keine Dokumente, ſondern einen 30, 40, 50 und mehrjährigen Beſitz der Steuerfreiheit für ſich hat, ſo iſt dafür gehalten, daß derſelben eine unbeſchränkte Steuerfreiheit anklebe, welches auch auf die davon veräußerten Ländereien ſich erſtreckt. Die Steuerfreiheit der Stätten und Höfe im Fürſtenthum Minden gründet ſich auf Conceſſionen und Privilegien der Biſchöfe und des Churfürſten Friedrich Wilh. des Großen. Sie ſind zwar von dem Advocato patriae in den Jahren 1685 bis 1696 in Anſpruch genommen, haben aber das pro redimenda exemtione geforderte Quantum erlegt, und durch dieſe Redemtionsſcheine ſind die privilegia personalia in realia verwandelt worden. Sie ſind daher ſteuerfrei, es mag dieſelben beſitzen, wer da will. Neubauer auf ſteuerfreien Gründen ſind von der Grundſteuer befreit, müſſen aber das Brinkſitzergeld von 2 gr. für den Landesſchutz bezahlen.

Den Beitrag der adelichen Arröden beſtimmte man nach folgenden ſieben Claſſen:

Erſte Claſſe. Solche, welche unſtreitigen freien Ritteracker von einem adelichen Hauſe angenommen, ſolchen aus eigenen Mitteln bebauet, ſich ins Eigenthum begeben, und zu gewiſſen Dienſten verſtanden haben, Erbarröden heißen, und ihr Vieh theils auf adeliche Vorwerksäcker, theils auf die gemeine Weide treiben; dieſe ſind von allen oneribus befreit.

Zweite Claſſe. Solche, welche ſich nicht ins Eigenthum begeben, deren Häuſer ihnen nicht eigen gehören, aber dennoch auf adlichen Grund und Boden gebaut ſind, davon die Wirthe ſich blos von ihrer Handarbeit auf dem adelichen Hofe nähren, ſonſt kein Gewerbe treiben, und ihr Vieh entweder auf dem Vorwerksacker oder den Gemeinheiten weiden, wo das adeliche Gut zu treiben berechtigt iſt. Dieſe ſind als Domeſtiken zu betrachten und von allen oneribus befreiet.

Dritte Claſſe. Solche, welche auf adelichem Grund und Boden wohnen, aber Baueräcker mit in der Miethe haben. Dieſe ſollen gänzlich frei ſeyn, weil die Contribution ſchon auf den Baueräckern haftet.

Vierte Claſſe. Solche, welche Zuſchläge angenommen haben. Dieſe ſind auch frei, weil ſie von den Zuſchlägen ſchon die Onera entrichten.

Fünfte Claſſe. Solche, welche auf den adelichen Vorwerken nur zur Heuer wohnen, und die auf dem Lande erlaubten Handwerke treiben. Dieſe müſſen, wie andere Heuerlinge, das Nahrungsgeld an die Acciſe entrichten.

Sechste Claſſe. Solche, die Heuerlinge ſind, und ſich vom Spinnen und Weben ernähren. Dieſe ſollen en faveur der Linnenfabriken von allen Steuern befreit ſeyn.

Siebente Claſſe. Solche, welche in den von den Erbarrödern bei ihren Häuſern erbauten Leibzuchtshäuſern zur Heuer wohnen. Dieſe Claſſe kann gar keine Immunität prätendiren, weil die adeliche Freiheit nicht in infinitum extendirt werden kann, ſondern ſolche bleiben dem Heuerlingsgeſetze unterworfen.

Uebrigens ſollte die Kammer darauf ſehen, daß der Adel etwa keine neuen Arrödereien gegen das Allerhöchſte und das Intereſſe der Unterthanen anlegte, damit niemand zu weit um ſich griffe, und keiner vom Adel ſeine Befugniß in praejudicium tertii zu weit extendirte!

In den neueſten Zeiten hat man aber ſämmtliche Arröder zum Landesſchutz heranziehen wollen, und gegen ſie den Fiscum excitirt.

Das **Kavalleriegeld** betreffend, ſo iſt deshalb folgendes zu bemerken: Vor dem Jahre 1718 lag die Kavallerie noch auf dem platten Lande, und wurde von den Unterthanen in natura verpflegt. Man hatte ſchon im Jahre 1716 den Plan, die Kavallerie in die Städte zu verlegen, und ſtatt der Naturalverpflegung von dem platten Lande ein Geldſurrogat aufzubringen. Da aber das Kronprinzliche Kavallerie-Regiment, welches im Mindenſchen lag, mit der Anſchaffung der Fourage ſelbſt nichts zu thun haben wollte, ſo verblieb es noch dabei, weil es Fr. Wilh. des I. Wille war, nur die zu ſubſtituirenden Geldbeiträge zu liefern, mit der Naturalverpflegung das Land aber nicht mehr belaſtet werden ſollte.

Im Fürſtenthum Minden lagen 2½ Compagnien und der halbe Stab des Kronprinzlichen Cavallerie-Regiments.

Anfangs wollte man davon 2 Compagnien in die Stadt Minden einquartieren: da aber daſelbſt zur Beſetzung der Thore und Poſten eine Garniſon von 7 und mehr Compagnien Infanterie lag, und die Stadt mit ſchlechten Häuſern und Stallungen verſehen war, ſo daß jene 2 Compagnien Cavallerie ſchwerlich hätten untergebracht werden können, ſo wurde davon abgeſtanden. Im letztern erforderte der Hof das Gutachten des Commiſſariats darüber, ob es der Landesconvenienz angemeſſen ſeyn würde, daß, wenn die Cavallerie aus dem Fürſtenthum in eine andere Provinz, wo die Subſiſtenz in den Städten wohlfeiler, verlegt würde, das platte Land das dazu erforderte Beitragsquantum à 1150 Thl. 15 ggr. monatlich aufbrächte. Dabei wäre es jedoch die höchſte Willensmeynung nicht, daß die Aufbringung dieſer Gelder der

Provinz immer und beſtändig zur Laſt bleiben, ſondern derſelben, bei etwa vorfallenden Märſchen der Cavallerie außerhalb Landes, oder wenn ſonſt Umſtände vorkommen möchten, daß die Einquartierung im Fürſtenthum ceſſiren könnte, jener Beitrag ganz oder zum Theil remittirt, und keinesweges in ein Ordinarium verwandelt werden ſollte.

Nachdem das Commiſſariat unterm 20ſten October 1717 über dieſen Gegenſtand ſein beifälliges Gutachten übergeben hatte: ſo wurde durch das Hofreſcript vom 22ſten November 1717 verordnet, daß das Kronprinzl. Regiment aus ſämmtlichen Quartieren des Fürſtenthums im Monat Februar 1718 wegrücken und in die Kleviſchen Städte marſchiren, die beſtimmten Verpflegungsgelder à 1150 Thlr. 15 gr. von der Provinz monatlich aufgebracht und zur Generalkriegskaſſe abgeliefert werden ſollten.

Kurz darauf wurde für die ganze Cavallerie ein neuer Plan und Etat gemacht, und jede Compagnie mit 5 Mann augmentirt.

Hierdurch ſtieg das Verpflegungsquantum, weshalb der Hof unter dem 28ſten Auguſt 1718 an das Mindenſche Commiſſariat in Hinſicht des Kronprinzl. Regiments reſcribirte: daß die Provinz Minden, ſtatt der bisherigen 1150 Thlr. 15 gr. vom Monat December 1718 an 1359 Thlr. 13 gr. aufbringen ſollte.

Dieſer Beitrag reichte jedoch noch nicht aus, um die Sublevation für die übrigen Provinzen (vorzüglich für die ſehr prägravirte Altmark), wohin die Cavallerie verlegt war, zu beſtreiten. Die monatlichen Beiträge des Fürſtenthums Minden wurden daher bis 1693 Thlr. 13 gr. erhöhet, und das Commiſſariat per Reſcriptum vom 1ſten April 1720 angewieſen, für deren Herbeiſchaffung zu ſorgen.

Die Unterthanen beſchwerten ſich zwar hierüber bei Hofe, und wollten für jene Beiträge lieber die Naturalverpflegung wieder übernehmen; allein obgleich auf das Commiſſariat in dem erforderten gutachtlichen Bericht anzeigte, daß jene Beſchwerde nicht ungegründet wäre, ſo wurde doch die Verordnung vom 1ſten April 1720 durch das Reſcript vom 22ſten October c. a. beſtätigt, und zwar aus folgenden Gründen: Die Cavallerie wäre durchgängig auf immer in die Städte verlegt worden, wofür die Provinzen die Fourage und Speiſegelder bezahlen müßten, die ſich verhältnißmäßig in andern Provinzen um die Hälfte höher beliefen, als die Cavalleriegelder des Fürſtenthums Minden.

Wenn nun auch, dem Geſuch der Mindenſchen Unterthanen gemäß, die Cavallerie ins Fürſtenthum gelegt würde, ſo würden ſie doch nicht von dem Beitrage zu denen ſich weit höher belaufenden Fourage- und Speiſegeldern befreiet werden können, weil dann die Cavallerie, der einmal feſtſtehenden Verpflegung gemäß, in die Städte des Fürſtenthums einquartirt werden mußte.

Da die Provinz Vorpommern bei der ihr zugeſchriebenen Cavallerieverpflegung ſehr prägravirt war, ſo wurde derſelben eine verhältnißmäßige Summe erlaſſen, und ſolche auf die übrigen Provinzen repartirt.

Das Fürſtenthum Minden erlitt daher eine abermalige Erhöhung ſeiner Reiterverpflegungsgelder von monatlich 149 Thlr. 16 gr., und mußten, zufolge des Reſcripts vom 22ſten April 1721, nunmehr ſtatt 1693 Thlr. 13 gr. 1789 Thlr. 5 gr. monatlich aufgebracht werden. Bei dieſer Summe iſt es bis jetzt geblieben.

Anfangs wurden die Cavalleriegelder nach Verhältniß der ſämmtlichen Contribution ſowohl nach den Real- als Perſonalſteuern extraordinär aufgebracht; da ſie aber nachher ein Ordinarium wurden, ſo wurden ſie in Verbindung mit den Fourage-Zuſchlagsgeldern für das Sonnsfeldiſche Dragoner-Regiment bei der Kataſter-Reviſion bloß auf die kataſtrirten Grundſtücke repartirt, und durch die ſämmtliche Grundtaxe der Renner à 3½ gr. pr. Thalertaxe eruirt.

Nachdem das Sonnsfeldſche Dragoner-Regiment die Quartiere im Kleviſchen bezogen hatte, ſo wurde ein monatlicher Fouragezuſchuß von 1086 Thlr 12 gr. erfordert. Dieß Quantum wurde unter die Weſtphäliſchen Provinzen repartirt, und davon dem Fürſtenthum Minden monatlich 195 Thlr. 21 gr. zugeſchrieben. Dieſe Summe wurde vom 1ſten Januar 1738 an nach dem Contributionsfuß von den Unterthanen aufgebracht und monatlich an das Regiment eingeſandt. Dieſer Beitrag betrug jährlich 2350 Thlr. 12 gr. die Contribution monatlich 6540 Thlr. Fourage, das Zuſchußgeld alſo 9 pf. pro Thaler Contribution.

Was nun die Regulirung des Contributions-Etats betraf, ſo wurde die Ausgabe nach ſechsjähriger Fraction aus den Oberſteuerkaſſen-Rechnungen eruirt, das bisher 1½fach aufgebrachte Steuerquantum wurde in ein Simplum verwandelt.

Das generale Contingent der Provinz, welches zur Oberſteuerkaſſe fließen mußte, beſtand bisher

1) aus der bisherigen kataſtrirten Ackerſteuer,
2) aus den in den Zuſchlags-Regiſtern aufgeführten Zuſchlags-Regiſtern,
3) aus den Nahrungs- und Heuerlingsgeldern nach einer ſechsjährigen Fraction,
4) aus den Extramonaten, welche in den letzten 6 Jahren erhoben waren,
5) aus dem bisherigen Giebelſchoß,

6) aus der biſherigen Fix-Conſumtion,

7) aus der von den neu aufgefundenen verdunkelten Pertinentien und ſteuerfrei geweſenen Höfen principienmäßig regulirten Steuer.

Hiervon wurde das Augment, das Nahrungsgeld der Brinkſitzer und die Heuerlingsgelder, ingleichen die nach den Zuſchlagsregiſtern ſeit 1721 aufgekommenen Hufſchlagsgelder, weil dieſe Abgaben fixirt waren, abgezogen. Der neue bleibende Reſt gab das künftighin als Kontribution zu entrichtende Quantum. Dieſes wurde auf den Betrag der ganzen Grundtaxe des revidirten Kataſters vertheilt; nemlich: der Aecker, Wieſen, Weiden, Gärten, Holzungen, Torfſtiche, des Viehſtandes und der alten bis dahin weder in dem Kataſter noch in den Zuſchlagsregiſtern geſtandenen, von 1681 bis 1721 ausgewieſene Zuſchläge, deren Taxen mit zu der übrigen Landtaxe geſetzt waren. Dadurch ergab ſich als Generalnenner ein jährliches Kontributionsquantum von 9½ ggr. pro Thaler der ſämmtlichen Grundlage.

Die Kavallerie- und Fourage-Zuſchußgelder warf man zuſammen, und ſetzte den Nenner zu 3½ pro Thaler der Taxe feſt.

Die Individual-Kontributionsſumme der einzelnen Unterthanen bildeten ſich durch die Multiplikation des Generalnenners mit der ganzen Grundtaxe des Individuums, zu deren Produkt eines jeden Augment, Brinkſitzer-Nahrungs- und Zuſchlagsgeld addirt wurde.

Im Jahre 1754 war die Reviſion beendigt, das neue Kataſter wurde in dieſem Jahre eingeführt, und zu dem Ende das Edikt publicirt.

Im Jahre 1755 mußten nach den Steuertabellen die Bewohner des Fürſtenthums bezahlen:

1) Kontribution von der incl. Viehnutzung 169549 Thlr. 3 gr. betragenden Grundlage à 9½ ggr. vom Thaler der Taxe „ „	68,797 Thlr.	7 gr.	8 pf.
2) Nahrungsgeld der Brinkſitzer	5,776 „	3 „	— „
3) Zuſchlagsgeld „	1,082 „	10 „	½ „
4) Augment von zins- und zehntfreiem Lande à 3 ggr. pro Morgen	5,854 „	11 „	10 „
von zehent- und zinsfreiem à 2 gr.	1,537 „	21 „	— „
von zinsbarem und zehentfr. à 1 gr.	1,366 „	3 „	10 „
zuſammen	84,414 Thlr.	9 gr.	4½ pf.
5) Kavalleriegeld à 3½ gr. pro Thlr. der Taxe „ „	23,695 „	19 „	— „
zuſammen	108,110 Thlr.	4 gr.	4½ pf.

Die Kontribution beträgt demnach im Mindenſchen 40, und das Kavalleriegeld 14 p. Ct. vom reinen Ertrage des Ackerbaues.

Kontributionsweſen in Oſtpreußen.

Im Jahre 1715 ſchlug der Gr. Truchſes von Waldburg vor, ſämmtliche Ländereien zu klaſſifiziren, und davon gewiſſe Procente als Abgabe anzuſetzen. Da die Stände gegen dieſe Einrichtung proteſtirten, und dem Könige nicht jährlich beſtimmt 25000 Thlr. zuſichern wollten, ſo ſetzte der König den Plan des Grafen Truchſes durch, verſprach aber im Jahre 1723, da die Abgabe höher ausfiel, als er gefordert hatte, dieſelbe nie zu erhöhen. Dieſe Grundſteuer führt den Namen des General-Hufenſchoſſes, und beſteht, wie in allen Provinzen, in gewiſſen Procenten vom Ertrage der Grundſtücke.

König Friedrich Wilhelm der Erſte hob auch die Lehen auf, und ſetzte dafür die Ritterdienſtgelder feſt, eine Abgabe, welche bei größeren Gütern auf 10 Thaler, bei kleineren auf 6 Thlr. 6 gr. von jedem Ritterdienſt jährlich beſtimmt wurde.

In der königl. Aſſekuration wegen der Lehen vom 18ten December 1732 erklärt der König alle Lehen, ſie mögen Adelichen oder Unadelichen gehören, für Allodial- und Erbgüter, und hebt den darauf haftenden Nexum feudalem, ſo weit er das Dominium directum betrifft, gegen Erlegung eines gewiſſen jährlich zu erlegenden und niemals zu erhöhenden Kanons gänzlich auf, für Sich und ſeine Nachfolger, jedoch salvo jure accedendi und der Verbindlichkeit inter agnatos, worüber ſich die Familien einigen können, und mit Ausnahme der auf 2 Augen, alſo dem äußerſten Falle ſtehenden, und derjenigen, worauf bereits Anwartſchaften ertheilt worden waren.

Der Allodifikationszins wurde bei dem Mannlehen auf 30 gr. Pr. von der Hufe, bei Lehen zu beider Kinderrechte auf 12 gr. Pr. beſtimmt.

Die Köllmer und königl. Immediat-Unterthanen hatten die Reiterei ins Quartier nehmen müſſen, wovon der Adel frei war. Im Jahre 1720 wurde die Reiterei in die Städte verlegt, und dagegen der Einquartierungspflichtige Landmann den Fouragegeldern unterworfen, welche ſeit 1723 auf die Hälfte des General-Hufenſchoſſes feſtgeſetzt wurden.

Eigenkäthner, Handwerker, Losgänger und Tagelöhner, welche nicht ſchon die Abgabe des Kopf- und Herrnſchoſſes an die

Grundherrſchaft erlegten, mußten ihn an die Kreiskontributionskaſſe abtragen, und alle Köllmer, die weniger als 1 Hufe beſaßen. Gärtner, der Prediger und Schmiede wurden dieſer Abgabe unterworfen. Dieſe Abgabe iſt ſteigend und fallend, und wird jährlich revidirt.

Der Kopfſchoß beträgt für Mann, Frau und jedes Kind über 12 Jahre 35 gr. Pr. für die Perſon.

Für eine Kuh wird bezahlt	24	gr.	Pr.
für ein Schaf „ „	3	„	„
für ein Schwein „ „	3	„	„

Vom Kontributionsweſen in Pommern.

In Pommern ſind durch die Deklaration des Königs vom 6ten Januar 1717 ſämmtliche Lehengüter allodiſiciret worden, und wird daſelbſt ſeitdem von Ritterfreien Hufen ein Allodifikations-Kanon bezahlt, welcher pro Lehenpferd mit 26 Thlr. 16 gr., von einigen aber, nach einer ſpätern Ermäßigung, mit 17 Thlr. 9 gr. 7½ pf. erlegt wird. Vorpommern, welches nach dem Friedensſchluß von 1720 bei der alten Verfaſſung Servitiorum bleiben muß, bezahlt von den allodiſicirten Gütern keinen Lehenskanon.

Das platte Land in Vor- und Hinterpommern bezahlt Kontribution und Kavalleriegeld, in Hinterpommern noch Vieh- und Zuſchußſteuer, in Vorpommern Nebenmodus und Quartalſteuer.

Die Kontribution und das Kavalleriegeld iſt in Vorpommern fixirt; in Hinterpommern iſt nur das Kavalleriegeld, aber nicht die Kontribution, fixirt.

Von den Ritterfreien Hufen wird Lehenskanon, von den kontribuablen Hufen Kontribution und Kavalleriegeld erlegt.

Nebenmodus in Vorpommern und Zuſchußſteuer in Hinterpommern werden von Büdnern und kleinen Leuten in den Dörfern dem kontribuablen Hufenſtande zur Hülfe gegeben, und fließen alſo nicht in die königl. Kaſſe.

Die Kontributionsabgaben werden durch die Special-Kreisämter und Kontributionskaſſen zur Kriegskaſſe berechnet. Die Städte ſollen dabei eigentlich konkurriren; da aber hier Acciſe erhoben wird, und dabei Vortheil iſt, ſo hat die Regierung die

Acciſe an ſich genommen, und bezahlt aus derſelben die Kontribution für den ſtädtiſchen Hufenſtand.

Für Hagel- und Feuerſchaden fand Remiſſion ſtatt.

In Hinterpommern hat größtentheils der Bauer den kontribuablen Acker in Kultur, in Vorpommern iſt auch zum Theil der Adel im Beſitz kontribuabler Ländereien, wovon er alsdann die gewöhnliche Kontributionsabgabe leiſtet.

Die Marſch- und Moleſtienkaſſe ſoll bewirken, daß die Koſten für die Fuhren bei Märſchen der Regimenter und andere zum Militairetat gehörige Ausgaben mit gleichen Schultern getragen und nicht einige an der Landſtraße liegende Dörfer prägraviret werden. Ein Theil der Kontribution wird zu Beſtreitung der Ausgaben dieſer Kaſſe verwendet.

Vom Kontributionsweſen in Magdeburg.

Die Ritterſchaft und das dazu gehörige Magdeburgiſche Domkapitel ſteuert Ritter- oder Lehnpferdegelder. Dieſe Abgabe gründet ſich auf die königl. Aſſekuration vom 4. Auguſt 1719, wodurch der Lehnsnexus aufgehoben, dafür aber ein jedes Ritterpferd, deſſen Stellung auf den Gütern haftete, mit 40 Thaler jährlich für immer fixirten Kanon belegt wurde.

Dieſe Ritterpferde betragen im Herzogthum Magdeburg

$197\frac{3}{10}$ Pferde, und an Gelde	7892 Thlr.		
In der Gr. Mansfeld $47\frac{3}{4}$ Pf.	1910 „		
	9802 Thlr.		
Dazu kommt			
1) Kanon von Burg-Oerner, Riersleben und Rodgen	40 „		
2) Lehnskanon	1298 „	9 gr.	5 pf.
	11140 Thlr.	9 gr.	5 pf.

Die allgemeinen Steuern des platten Landes ſind:

I. Ordinaire 12monatl. Kontribution, und zwar
  1) von Höfen und Häuſern — Hausſteuer,
  2) vom Acker — Ausſaatſteuer,
  3) von andern Grundſtücken und Nutzungen,
  4) von Gewerben — Nahrungsſteuer,
  5) von Stiftern und Klöſtern.

II. Steuerzuſatz oder Augment, verſchieden für Stifter und Klöſter und den Steuerpflichtigen.

III. Fourage- und Speiſegelder.

IV. Landſchaftliche Kontribution oder 13ter Monat.

V. Trankſteuer.

1) Landſchaftliche Acciſe oder doppelte alte Trankſteuer von Bier, Breihan, Duckſtein ꝛc., Wein und Branntwein.

2) Landſchaftliche (ländliche) Konſumtions-Acciſe.

Zur Zeit der Erzbiſchöfe und Adminiſtrationen gab es keine fixe Steuern. Von dem Jahre 1531 wurde der zehnte Pfennig, vom Jahre 1531 an 3 Jahre hindurch der 50ſte, und nachher der 70ſte Pfennig neben der Trankſteuer, ſo oft es das Bedürfniß erforderte, mit Bewilligung der Landſtände aufgebracht. Der 10te, 50ſte und 70ſte waren ſo viel als $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{50}$ und $\frac{1}{70}$ der Einkünfte oder Nutzung.

Wegen Ungleichheit bei der 70ſten Pfennigsſteuer wurde vom Adminiſtrator August und nachher vom Kurfürſten Fr. Wilh. dem Gr., nach eidlicher Profeſſion oder Angabe, eine General-Steuerreviſion veranlaßt. Alle Unterthanen mußten ihr ſteuerbares Vermögen eidlich angeben (profitiren), die Reviſionskommiſſarien aber nach den ihnen ertheilten Inſtruktionen veranſchlagen; es erſchien auch das Steuerreglement vom 16ten März 1692. Das erſte Steuerkataſter von 1690 gewährte eine ſo geringe Einnahme, daß das Steuerſimplum in 16 Monaten 21 mal aufgebracht werden mußte, weshalb man das monatliche Simplum vom Oktober 1693 an verdoppelte, es dafür aber auch nur zwölfmal im Jahr erheben durfte. Späterhin revidirte man das Kataſter, und entwarf die neuen Steuerkataſter von 1702 und 1730, welches letztere ſeitdem unverändert geblieben iſt, ſo daß der Zuwachs und Abgang jährlich durch beſondere Deſignationen nachgewieſen wird.

Alle Güter ſind nach ihrem jährlichen Ertrage angeſchlagen, und da, wo ſie belegen, kataſtrirt. Steuerfrei ſind Landesherrliche, adeliche und urſprünglich geiſtliche, den Kirchen, Schulen, Hoſpitälern und andern frommen Stiftungen gehörige Güter. Klöſter und Stifter müſſen ihre Einkünfte in Maſſe verſteuern. Bürgerliche Beſitzer erkaufter adlicher Güter ſollen jährlich $\frac{1}{2}$ p. Ct. vom Kaufgelde ſteuern. Häuſer auf adelichem Grund und Boden ſind an ſich ſteuerfrei, Handwerker und Tagelöhner aber, die darin wohnen, geben Nahrungsgeld.

Wir wollen die eben angeführten Steuern nunmehr einzeln näher auseinander ſetzen.

I. Ordinaire Kontribution.

Befreit ſind von der Kontribution 5 Dörfer. Dieſe Abgabe begreift 5 Arten von Steuern.

	Dienſtbarer.	Dienſtfreier.
1) **Hausſteuer**, ein Ackerhof ſteuert	8 gr.	16 gr.
Ein Halb- oder Spitzſpänner Hof „ „	6 „	12 „
Ein Koſſäten-Hof oder Häuslings-Haus	4 „	8 „

monatliches Simplum.

Halbdienſtfreie Halbſpännerhöfe im Loburgſchen Kreiſe ſteuern 9 gr., halbdienſtfreie Koſſätenhöfe im Saalkreiſe 6 gr., und dienſtpflichtige kleine Häuſer ohne Gemeinderecht, auch Gemeindehäuſer, beſonders in den Jerichowſchen und Luckenwaldeſchen Kreiſen 2 gr.

2) **Ausſaatſteuer**. Der Acker iſt in 4 Klaſſen getheilt.

Zur erſten Klaſſe gehört guter Acker von „	19 bis 24	Thlr.
zur 2ten Mittelacker „ „ „ „ „	14 — 18	„
zur 3ten geringer Acker „ „ „ „ „	11 — 13	„
zur 4ten ſehr geringer Acker „ „ „ „	8 — 10	„

jährlicher Nutzung auf die Hufe. 1 Magdbg. Scheffel Ausſaat erſter Klaſſe giebt 8 Pf., 2ter Kl. 6 Pf., 3ter Kl. 4 Pf., 4ter Kl. 2 Pf. monatliches Simplum.

Wo keine Brache gehalten wurde, ein Ueberfluß an Weide und ſtarke Viehzucht war, und dieſe Dünger genug gewährte, iſt die ganze Ausſaat zur Steuer gezogen, ſo iſt die Brache nach der Feldwirthſchaft jedes Orts abgezogen, doch iſt dieß nicht regelmäßig geſchehen, und die Unterthanen verſteuern meiſtens mehr Scheffel Ausſaat, als ſie wirklich ausſäen können. Wüſte Aecker ſind zwar kataſtrirt, jedoch ſo, daß ihre Steuer bis zur erfolgten Kultur abgeſchrieben werden ſoll.

3) **Steuer von andern Grundſtücken und Nutzungen.** Alle übrige Grundſtücke und Nutzungen, als Garten-, Wieſen-, Holz-, Maſt-, Rohr-, Fiſcherei-, Weinbergs-, Hopfen-, Steinbruchs-, Brau- und ſteuerbare Zehent-Nutzung, desgleichen Kornpächte, Erbenzinſen und Kapitalien ſteuern von einem jeden Thaler jährlichen Ertrags 1 gr. monatliches Simplum. Die Viezucht iſt nicht zur Steuer gezogen, jedoch da, wo ſie ſtark und die Weide gut war, der Acker höher klaſſificirt. Bei allen Naturalgefällen wurde die Landübliche Taxe zum Grunde gelegt. Das Brennholz wurde die Klafter zu 12 gr., und die Maſt aufs Schwein zu 1 Thlr. veranſchlagt. Bei Veranſchlagung der Getraidepächte taxirte man den Wſpl. Magdbg. Maaß beim Weizen zu 12 Thlr.

Roggen „ „ „ „ 10 „
Gerſte „ „ „ „ 8 „

Kleine Gerſte	,	,	,	,	7 Thlr.
Hafer	,	,	,	,	5 ,
Rauher Hafer	,	,	,	,	3 ,

und vom Garben-Zehent das Schock zu 1 Thlr. bis zu 1 Thlr. 6 gr.

4) **Nahrungsſteuer.** Erb-, Wind- und Waſſermühlen geben, nach Verhältniß ihres Ertrags, jährlich 1 bis 6 Thlr. Nahrungsſteuer; Pachtmühlen jährlich 12 gr. bis 1 Thlr. Alle Handwerker, Krüger, Einlieger und Tagelöhner auf dem platten Lande ſteuern nach dem Ertrage ihres Gewerbes ein jeder jährlich 8 gr. bis 2 Thlr. Nahrungsgeld.

5) **Kontribution der Klöſter und Stifter.** Dieſe entrichten nur die Hälfte der Steuer von Aeckern, andern Grundſtücken und Nutzungen, verſteuern aber ihre ſämmtlichen Einkünfte in Maſſe, ohne Unterſchied, ob darunter urſprünglich freie Güter befindlich ſind. Als im Jahre 1693 die Steuerſätze verdoppelt wurden, blieb die alte Steuer der Klöſter und Stifter unverändert, und ſie beträgt daher nur die Hälfte der verdoppelten gegenwärtigen Sätze.

II. Augment oder Steuerzuſatz.

Die Steuerpflichtigen entrichten an Augment noch den 4ten Theil von der Ausſaatſteuer, alſo von jedem Scheffel Ausſaat

1ſter	Klaſſe	2 Pf.
2ter	,	$1\frac{1}{2}$,
3ter	,	1 ,
4ter	,	$\frac{1}{2}$,

Dieſe Erhöhung rührt von König **Friedrich** I her, welcher ſie zur Verſtärkung der Armee mit 12000 Mann, und zu den Legationskoſten vom Herzogthum Magdeburg forderte. Die Stifter und Klöſter entrichten ſtatt des 4ten Theils der Ausſaatſteuer jährlich noch ein doppeltes Simplum, ſowohl von der Ackerſteuer, als auch von den übrigen Grundſtücken und Nutzungen. Einige Dörfer ſind vom Augment frei.

III. Fourage- und Speiſegelder.

Vor dem Jahre 1717 wurden ſämmtliche Kavallerie-Regimenter auf dem Lande einquartiert und vom Lande verpflegt. Nach dem königl. Reſcript vom 30. April 1717 wurden ſie in die Städte verlegt, und man hob die noch vorbehaltene Naturallieferung des Hart- und Rauchfutters vom platten Lande, den königl. Verordnungen vom 7. November 1717 und 3. Februar 1720 gemäß, auf; dagegen vergütigte man den Regimentern auf jede Ration monatlich 5 Thlr. Fourage- und 2 Thlr. Speiſegelder aus der Oberſteuerkaſſe, wozu das Land 3 Thlr. 20 gr. für die Fourage,

und

und 1 Thlr. zur Speiſung aufbringen muſte. Nach dem Bedarf für die beiden Regimenter in dem Herzogthum, welcher ſich monatlich auf 1103 Thlr. 13 gr. 4 pf. belief, ſchrieb man von jedem Thaler monatliche Kontribution, außer der Haus- und Nahrungsſteuer, 16 gr. 10 pf. aus.

IV. **Landſchaftliche Kontribution oder 13ter Monat.**

Dieſe Steuer wird von Klöſtern und Stiftern und allen übrigen Steuerpflichtigen erhoben, und beträgt jährlich ein Simplum der ordinären 12monatlichen Kontribution, nach Zuwachs und Abgang, mit Ausſchluß des Nahrungsgeldes, Augments und der Fouragegelder. Sie floß, nebſt der landſchaftlichen Acciſe, in die ſtändiſche Kreditkaſſe, und war zu gemeinen Ausgaben der Stände und zum Abtrag der ſeit Erzbiſchofs **Albert** Zeiten herrührenden Kapitalſchulden des Herzogthums Magdeburg und der Zinſen davon beſtimmt. Seit **Friedrich Wilhelm I** die ſämmtlichen Landesſchulden mit 134,379 Thlr. aus der General-Kriegskaſſe bezahlt hat, fließen dieſe Gefälle in die königlichen Kaſſen. Einige Dörfer ſind vom dreizehnten Monat befreit

Kontribution ohne Multiplikation. Unter dieſem Titel wird die fixe Kontribution verſtanden, welche einige Dörfer wegen ſtreitiger Steuerfreiheit bezahlen: denn alle übrige bis jetzt aufgeführte Steuern ſind dem Steigen und Fallen unterworfen.

V. Trankſteuern.

1) Landſchaftliche Acciſe oder doppelte Trankſteuer, doppelter Bierpfennig und Weinacciſe.

Die landſchaftliche Acciſe wird von der Bier-, Breihan-, Duckſtein-, Wein- und Brannteweins-Konſumtion gegeben; ſie floß urſprünglich in die landſchaftliche Kaſſe, und wurde bis 1620 einfach, von da an aber, bis die Landesſchulden getilgt ſeyn würden, doppelt bewilligt.

Der Adel, die Geiſtlichen, Prediger, Schullehrer und Küſter, alle königliche, domkapitulariſche und ritterſchaftliche Beamten und Arrendatoren für ihre Haushaltung, alle königliche beſtallte Officianten, alle Oberofficiere und Unterſtaabsbediente, die Bergleute und alles Bier, was auf die Schiffe geht, ſowohl bei der Saale, als Elbe ꝛc. Schiffahrt iſt frei.

Nach der Einführung des berliniſchen Maaßes im Jahre 1718 wird erlegt von Bier, Breihan und Duckſtein:

	Faß.	Tonne.
1) einheimiſches der Provinz „ „	14 gr. — pf.	3 gr. 6 pf.
2) aus andern königlichen Provinzen	20 „ 8 „	5 „ 2 „
von Aſchersleben, wegen beſ. Privil.	13 „ 8 „	3 „ 5 „
3) von fremdem ausl. Getränke 1 Thlr.	— „ — „	6 „ — „

4) vom Wein: ſpaniſchen, Rhein-, Franken- und Franzwein pro Eimer : : : : 12 gr.
Landwein : : : : 6 :

5) vom Branntwein pro 1 Scheffel Schroot, woraus 12 Maaß Branntewein gezogen werden können, 7 gr.; nemlich 3 gr. Schroot- und 4 gr. Schankacciſe.

Konſumtionsacciſe vom Lande, landſchaftliche (ländliche) Konſumtionsacciſe.

Sie wird auf dem Lande von konſumirtem Getränk, oder Bier, Breihan und fremden Bieren gegeben, und iſt durch das kurfürſtliche Reſcript vom 20. Juni 1686 eingeführt.

Adliche, Geiſtliche, Prediger, Schulbediente, Küſter, milde Stiftungen, königliche, domkapitulariſche und ritterſchaftliche Beamten und königliche Räthe und Beamten, Bergleute und Forſtbediente ſind von dieſer Abgabe frei.

Die ländliche Konſumtionsacciſe beträgt:

	Faß.	Tonne.
1) bei einheimiſchem Stadt-, Amts-, Kloſter- und adelichem Bier der Provinz	1 Thlr. 22 gr. 1 pf.	1 Thlr. 5 gr. 6 pf.
2) bei Bier und Breihan aus andern königl. Provinzen	1 : 13 : 4 :	: : 9 : 4 :
von Aſchersleben	1 : 6 : 4 :	: : 7 : 7 :
3) bei ſächſiſchen Bieren	5 : : : :	1 : 6 : : :

1709 wurde ſie zu Aufbringung der Schloß- und Baugelder um 2 gr. 6 pf. aufs Faß erhöhet; 1718 wurde das berliniſche Gebinde eingeführt, und 1730 die Sätze um 5 gr. 4 pf. vom Faß erhöht.

Der hohe Impoſt wird nach dem Edikt vom 3. Juni 1709 von adlichem Bier oder Breihan, wenn es außerhalb des Gerichtsbezirks verkauft wird, vom Faſſe mit 4 Thlr. oder für die Tonne mit 1 Thaler bezahlt. Kontribution, Augment, Fourage- und Speiſegelder werden monatlich, und außerdem noch im November der 13te Monat durch die Dorfeinnehmer zu den Kreiskaſſen bezahlt, und von dieſen an die Magdeburgiſche Kriegskaſſe abgeliefert. Die Erhebung geſchieht nach den Steuerbogen jedes Orts und den Nahrungsſteueranlagen, welche des Zuwachſes und Abganges wegen alljährlich von der königlichen Kammer autoriſirt werden.

Die landſchaftliche Acciſe und ländliche Konſumtionsacciſe nehmen auf dem platten Lande die Zieſemeiſter ein, welche ſie an die landſchaftlichen Acciſeeinnehmer, und dieſe durch die Kreiskaſſen der Kriegskaſſe berechnen. Die landſchaftlichen Acciſeinſpektionen führen die Kontrolle über dieſe Einnahme.

Von dem aufs Land gehenden Stadtbier wird die landſchaftliche Acciſe und ländliche Konſumtionsacciſe ſeit 1718 nicht mehr auf dem Lande, ſondern in den Städten beim Ausgang erhoben.

In ſo fern die Eximirten von ihrer Konſumtion landſchaftliche oder Konſumtionsacciſe bezahlen, erhalten ſie entweder volle oder fixirte Acciſebonifikationen.

Der Zieſarſche Kreis hat nach ſeiner Vereinigung mit den Magdeburgiſchen Landeskollegien die Kurmärkiſche Kontributionsverfaſſung behalten, eben ſo der zu der Kurmark geſchlagene Luckenwaldiſche, vormals zu Magdeburg gehörige Kreis.

Die Kontribution in der Grafſchaft Mansfeld iſt nach den beiden Kreiſen der Grafſchaft etwas verſchieden.

1) Häuſer geben in beiden 4 gr.;
2) Acker giebt im Mansfeldſchen Kreiſe vom Morgen 5 Thlr. 4 gr. 2 pf., im Schraplauſchen Kreiſe vom Acker 7 Thlr. 5 gr. 4 pf.;
3) Wieſen entrichten im Mansfeldſchen Kreiſe vom Morgen 5 gr. 4 pf., im Schraplauſchen Kreiſe desgleichen 5 gr. 4 pf.;
4) Gärten geben im Schraplauſchen Kreiſe vom Acker 5 gr. 4 pf.
5) Holz giebt im Mansfeldſchen Kreiſe vom Morgen 1 pf., im Schraplauſchen Kreiſe vom Acker 1 pf.;
6) Weinberge entrichten im Schraplauſchen Kreiſe vom Acker 2½ und 2 pf.
7) Die Fourage- und Speiſegelder, wozu das Herzogthum Magdeburg ⅔, und die Grafſchaft Mansfeld ⅓ aufbringt, betragen vom Thaler Kontribution 12 gr. 7½ pf., und noch 1½ pf. zum Uebertrag oder Remiſſionsfond.

Der ganze Kontributionsbetrag aus der Grafſchaft Mansfeld war 178⅞ etatsmäßig 57400 Thlr. 16 gr.

Die Hirtenſteuer, welche im Jerichowſchen Kreiſe gegeben wird, iſt zur Unterhaltung der Elbdeiche beſtimmt, und beträgt 4 gr. von der Kuh, 2 gr. vom Rind- und 2 gr. vom Schaafvieh. Die Dorfeinnehmer liefern ſie halbjährlich an die Deichſchaukommiſſion ab.

Die Regierungs-Salarienſteuer wird ſeit der Cocceiiſchen Juſtizreform von Klöſtern und Stiftern, Städten und vom platten Lande im November jedes Jahres bezahlt. Sie beträgt im Herzogthum Magdeburg und der Grafſchaft Mansfeld 900 Thlr. von Stiftern und Klöſtern, und 2300 vom platten Lande, und wird mit der Kontribution aufgebracht; 400 Thlr. bezahlen die Städte aus den Kämmereien, zuſammen 3600 Thlr.

Von der Kontribution befreien auf ein oder mehrere Jahre, ganz oder zum Theil, theils Unglücksfälle, als Brandſchaden, Sturmwindſchaden an Gebäuden, Feld, und ähnliche Schäden durch Hagel, Waſſer und Mißwachs ꝛc., theils Unvermögen und neuer Anbau. Von Unvermögenden kann nach gehöriger Beſcheinigung die Kontribution niedergeſchlagen werden: bei invaliden Soldaten, armen betagten Wittwen, Kranken, armen Hausbeſitzern und Soldaten, die blos ein Haus haben, wenn ſie im Kriege dienen. Neubau und Reparaturen baufälliger Gebäude berechtigen nicht zur Remiſſion.

Urſprünglich ſcheint man die Kontribution durchgängig auf 25 p. Ct. der Nutzung angelegt zu haben, gegenwärtig (1795) aber, ſagt Herr von Klewetz in ſeinem klaſſiſchen Werke über die Magdeburgiſche Steuerverfaſſung, ſteuern nach Verhältniß der jetzigen Kammertaxe:

1) vom Acker: Weltliche 54 p. Ct. vom Nettoertrage, Klöſter und Stifter 26 p. Ct., wenn ſie zur Fourage, und 19 p. Ct., wenn ſie nicht dazu beitragen;
2) von andern Nutzungen: Weltliche 40 p. Ct., Klöſter und Stifter 19 oder 13 p. Ct.;
3) im Durchſchnitt: Weltliche 47 p. Ct., Klöſter und Stifter theils 22½, theils 14½ p. Ct.

Im Durchſchnitt giebt die ganze Provinz 33⅓ p. Ct.

Von der Schleſiſchen Kontributionsverfaſſung.

Das in Schleſien heute noch geltende Kontributionsweſen wurde 1742 unter der Direktion des Staatsminiſters, Grafen v. Münchow, eingeführt, und 1748 rectificirt und vollendet. Daſſelbe gründet ſich auf die vorige Verfaſſung, weshalb ſolche hier zuerſt dargeſtellt werden muß.

Schleſien unter den Piaſten ſtand unter dem Schutz der Krone Pohlen. Während dieſer Zeit war ſolches ſteuerfrei, und ſeine verſchiedenen Fürſten zogen blos ihre Domainenrevenüen.

In den Jahren 1327, 1329 und 1331 begaben ſich die damaligen Herzoge zu Teſchen, Oppeln, Glogau, Oels, Sagan, Liegnitz und Brieg, desgleichen bald darauf die übrigen Fürſten unter den

Ehrungen.

Kälber und Hammel			Gänſe.			Kapaune						Hühner					
						Müller-			ordinaire			alte			junge		
Claſſen			Claſſen			Claſſen			Claſſen			Claſſen			Claſſen		
1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4
à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück
12 ſgr.	10 ſgr.	8 ſgr.	5 ſgr.	4 ſgr.	3 ſgr.	5 ſgr.	4 ſgr.	3 ſgr.	3 ſgr.	2½ ſgr.	2 ſgr.	2 ſgr.	1½ ſgr.	1 ſgr.	1 ſgr.	16 hl.	12 hl.

Eier			Schultern von Rindern u. Schweinen.						Salz.			Inſelt.		
Mandeln.														
Claſſen			Claſſen			Claſſen			Claſſen			Claſſen		
1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4
à Mandel	à Mandel	à Mandel	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Sch.	à Sch.	à Sch.	à Stein	à Stein	à Stein
2½ ſgr.	1½ ſgr.	1 ſgr.	16 ſgr.	14 ſgr.	12 ſgr.	9 ſgr.	8 ſgr.	7 ſgr.	2½ Thlr.	2¼ Thlr.	2 Thlr.	2 Thlr.	1¾ Thlr.	1½ Thlr.

Rindszungen.			Köpfe						Füße					
			Schweine-			Kälber-			Rinder-			Kälber-		
Claſſen			Claſſen			Claſſen			Claſſen			Claſſen		
1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4	1 und 2	3	4
à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück	à Stück
2 ſgr.	1½ ſgr.	1 ſgr.	4 ſgr.	3 ſgr.	2 ſgr.	2 ſgr.	1½ ſgr.	1 ſgr.	6 ſgr.	4½ ſgr.	3 ſgr.	3 ſgr.	2 ſgr.	1 ſgr.

Anmerkung. Außer dieſen vorbenannten Ehrungen ſind mehrere Stücke theils in der Rektifikationstabelle beſindlich, theils aber auch bei der Claſſifikations-Commiſſion erſtlich aufgefunden worden, und ſind dieſelben nach den in jedem Orte üblichen mittlern Preiſen angeſchlagen.

Univ. Bibl. München

Holznutzung.

Hartes Holz.												Lebendig.								Weiches Holz.																			
1ſte Hauptclaſſe.			2te Hauptclaſſe.			3te Hauptclaſſe.			4te Hauptclaſſe.			1ſte Hauptclaſſe.		2te Hauptclaſſe.		3te Hauptclaſſe.		4te Hauptclaſſe.		1ſte Hauptclaſſe.					2te Hauptclaſſe.					3te Hauptclaſſe.					4te Hauptclaſſe.				
1ſte Claſſe	2te Claſſe	3te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	3te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	3te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	3te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	3te Claſſe	4te Claſſe	5te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	3te Claſſe	4te Claſſe	5te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	3te Claſſe	4te Claſſe	5te Claſſe	1ſte Claſſe	2te Claſſe	3te Claſſe	4te Claſſe	5te Claſſe
Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung	Stallung
9	6	3	9	6	3	8	5½	2½	7	4	1½	6	3	6	3	5	2½	4½	1½	6	4½	3	1¾	1	6	4½	3	1½	1	5	4	2½	1¾	½	4	3½	2	1	½
Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.

Schutz des Königs Johann von Böhmen, da ſie von dem polniſchen Reichstage ausgeſchloſſen wurden. Johann verſprach ihnen dagegen, ſie bei ihren wohlhergebrachten Gerechtſamen und Freiheiten zu ſchützen. Dieſer Verein wurde bis 1483 gehalten. In dieſem Zeitpunkte wurde der König von Ungarn, Matthias Hunniades, zum König von Böhmen und Herzog von Schleſien erwählt.

Dieſem bewilligte das Land zu allgemeinen dringenden Bedürfniſſen die erſte unter den Ständen ſelbſt aufzubringende und zu vertheilende Steuer, unter dem Vorbehalt, daß ſolche freiwillig bleiben, und als ein Geſchenk angeſehen werden ſollte. Unter dem Könige Uladislaus wurde 1490 dieſe Beſteurungsmethode wiederholt.

Unter dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſtreich wurde demſelben auf dem erſten Fürſtentage in Breslau, unterm 1ſten Mai 1527, eine Geldhülfe von 190000 Floren ungariſch von den Ständen bewilligt. Von dieſer Zeit an geſchah dieſe Verwilligung jährlich, und war nach den Umſtänden bald höher, bald niedriger. Im Jahre 1703 betrug ſolche ſchon 1,390,277 Floren.

Zu dieſen Verwilligungen mußten von jeher alle Stände, weltliche, geiſtliche und die übrigen Unterthanen beitragen. Die unangeſeſſenen Geiſtlichen und die Mönche waren aber davon befreit.

Die Geiſtlichkeit verſuchte zwar alles Mögliche, auch ihre Güter von der Beſteurung zu eximiren, und es entſtanden desfalls mit den weltlichen Ständen große Streitigkeiten. 1504 wurde aber durch den ſogenannten Collowratſchen Vergleich feſtgeſetzt, daß die geiſtlichen Güter kontribuabel ſeyn ſollten. Unter Ferdinand verſuchte aber die Geiſtlichkeit von neuem, die Steuerfreiheit zu gewinnen; durch den Fürſtentagsſchluß von 1553 — 1558 wurde aber von neuem die Steuerpflichtigkeit der Begüterten, die Steuerfreiheit der Unbegüterten feſtgeſetzt. Bald darauf wurde aber die unbegüterte Geiſtlichkeit zu der Türkenſteuer mit herangezogen, und demnächſt der eingeführten Acciſe unterworfen.

Wie 1529 die Türken Deutſchland und Schleſien zu überſtrömen drohten, und die Staatsrevenüen nicht mehr auslangten, ſo wurden die Stände zu neuen Abgaben herangezogen. Die Stände ſchätzten daher den Ertrag ihrer Güter ſelbſt, und reichten die Ertragstabellen deshalb an das Generalſteueramt in Breslau ein. Hier wurde ein Generale gefertigt, und auf den Grund deſſelben die Repartition der verlangten Summe gemacht. Dieſer Schatzung wurde der Name Indication beigelegt. Durch dieſe Indication wurde lange Zeit hindurch das Staatsbedürfniß befriedigt;

wie aber hin und wieder Exemtionen von dieſer Abgabe gemacht wurden, ſo entſtand durch die ungleiche Vertheilung Bedrückung! Es gingen aus dieſer inexigible Reſte hervor, das Generalquantum, welches der Staat forderte, konnte nicht mehr aufgebracht werden; man mußte das Deficit decken, und führte nun zuerſt die Acciſe oder die Konſumtionsſteuern ein. Dadurch zog man alle von der Indication Eximirte zur Kontribution mit heran, man kam den durch die Indication Prägravirten dadurch zu Hülfe, aber dennoch wurde das Deficit dadurch nicht gedeckt, da zu viele Unterſchleiſe durch die Acciſe entſtanden.

Da die Indication durch Selbſtſchätzung entſtanden war, und manche Stände theils aus falſchem Ehrgeize, theils um ſich Credit zu machen, ihren Ertrag ſehr hoch angegeben hatten, durch nachfolgende Kriege die Cultur ſich ſtets verminderte, und ein Gut vor dem andern ſich mehr oder weniger conſervirte, ſo waren Prägravationen ſehr natürlich. Hiezu kamen noch Verwüſtungen einzelner Parzelen adelicher Güter, die frei verkauft wurden, ſo daß die Indication auf dem Hauptaute blieb, und man mußte deshalb an eine neue Steuerverfaſſung denken.

Seit 1650 ging man ſchon in Schleſien damit um, eine ſolche neue Steuerverfaſſung auf den Grund der Indication zu projektiren; man konnte ſich aber nie darüber einigen, bis 1720 die Stände, mit Approbation des Kaiſers, ein neues Steuerſyſtem zu etabliren überein kamen.

Es wurde demnach unter Direktion des Oberamts in Breslau ein Hauptcommiſſion, in jedem Fürſtenthume eine ſubdelegirte, und in jedem Kreiſe eine Reviſionscommiſſion angeſtellt. Dieſen Collegien wurden Principia vorgeſchrieben, wornach ſie verfahren ſollten. Ein jeder Gutsbeſitzer war verbunden, nach dieſen Principien die Ausſaat auf ſeinen Aeckern, Gärten, den Ertrag der Brau- und Brennerei, der Fiſcherei, Forſten u. ſ. w. anzugeben. Die Kreiscommiſſion prüfte dieſe Angabe nach der Lokalität, zog Information über ihre Aechtheit ein, ließ allenfalls die Aecker vermeſſen, wenn ſie die Angaben für unrichtig hielt, durchſah die Wirthſchaftsrechnungen, nahm über den ganzen Befund Protokolle auf, begründete darauf einen gutachtlichen Bericht, und erſtattete ſolchen unter Beifügung einer Ertragstabelle an die ſubdelegirte Commiſſion, von welcher die Akten mit ihren Urtheilen an die Hauptkommiſſion eingereicht wurden. Die Hauptkommiſſion entwarf von jedem Dominio eine ſogenannte Proportionstabelle, vereinigte dieſe Specialia in ein Generale vom Kreiſe und zuletzt vom ganzen Lande.

Bei dieſer Ertrags-Ausmittelung hatte man den großen Fehler begangen, die baaren Gefälle, Dienſte und Natural-Abgaben aller Art zu übergehen. Man ſah dieſen Fehler ein, und 1733 erſchien abermals ein Patent, wodurch auch dieſe Präſtanda ausgemittelt wurden, wobei man die Urbarien und Dienſt-Regiſter zum Grunde legte.

Dieſe Unterſuchung war noch nicht beendigt, als 1740 Schleſien von Friedrich dem Zweyten erobert wurde.

Damals zahlte Schleſien nach dem alten Steuerfuß

an der Indication	1,583305 fl.
an Accise	1,2[illegible]5651 "
Summa	2,868956 fl.

Außerdem noch 23680 fl. Wein- und 32000 fl. Tabaks-Gefälle.

Friedrich der Zweyte eröffnete den Ständen durch die Verhandlungen vom 19. Decemb. 1741, daß er das ſo ungleiche, die Provinz drückende Contributions Weſen anders organiſiren wolle. Dieſem gemäß, wurde eine Haupt-Steuer-Regulirungs-Commiſſion in Breslau niedergeſetzt, unter deren Direction verſchiedene ſubdelegirte Commiſſionen in der Provinz angeſtellt und vertheilt waren.

Nachdem die Haupt-Commiſſion in Uebereinſtimmung mit der Cammer die Claſſifications-Principia regulirt hatte, verſuchte man es zuerſt mit dem Schwiebusſchen und Frankenſteinſchen Kreiſe, und nachdem die Probeanſchläge davon genehmigt waren, ſo wurden zehn Special-Commiſſionen angeſtellt, die das Werk vollendeten.

Dieſe Ausmittelung gründete ſich auf folgende drei Hauptpunkte:

1) Auf die Methode der Veranſchlagung.
2) Wer ſteuerpflichtig ſey?
3) Wie die Beſteurung gleichmäßig zu vertheilen und zu erleichtern.

Die Methode der Veranſchlagung war keine andre als die ſchon unter kaiſerlicher Herrſchaft eingeführte, mit dem Unterſchiede, daß die baaren und Natural-Gefälle mit cataſtrirt wurden. Die Steuerpflichtigkeit iſt nur demjenigen aufgelegt worden, der ſchon vorher dazu verpflichtet geweſen. Bei der Geiſtlichkeit hat man den Collowratſchen Vergleich von 1504, ſo wie die Edicte von 1610 und die Fürſtentags-Receſſe von 1553, 1554 und 1558 bei den übrigen Ständen zur Baſis angenommen.

Bei der Repartition der Steuern iſt der Adel begünſtiget worden, und zwar auf den Grund der ihm ehemals zugeſtandnen Steuerfreiheit und daß er ſeine Abgaben freiwillig übernommen hat. Es iſt auch hierauf Rückſicht genommen, und der Adel zu

28½, der Bauernſtand zu 34 p. Ct. veranſchlagt worden. Um auch diejenigen auf dem Lande heranzuziehen, die andre Nahrung, als den Ackerbau, betreiben, ſo iſt dieſen ein Nahrungsgeld aufgelegt worden.

Die Inſtruction für die Veranſchlagungs-Commiſſionen iſt vom 27. Julius 1742. Es wurden die bereits von der kaiſerlichen Claſſifications-Commiſſion aufgenommenen Ertragstabellen dem neuen Cataſtro zum Grunde gelegt, jedoch den Contribuirenden nachgelaſſen, etwaige Prägravationen anzuzeigen, auf welchen Fall ſolche unterſucht und berichtiget wurden. Da unter der kaiſerlichen Regierung die Domainen nicht mit claſſificirt, ja ſogar die Gärtner auf dieſen Gütern eximirt worden, der König aber befohlen hatte, daß ſeine Domainen nicht ſteuerfrei ſeyn ſollten, ſo hat die Claſſifications-Commiſſion die Aemter nach den Pachtanſchlägen, die kleinen Leute aber nach ihrer Angabe in das Cataſter aufgenommen.

Die ſtädtiſchen Grundſtücke, außerhalb der Stadtmauer, ſind den adlichen gleichgeſetzt, die innerhalb derſelben, ſteuerfrei geblieben.

Die ſpeciellen Claſſifications-Grundſätze waren folgende:

Bei der Ausſaat nahm man im Winterfelde auf 1 Malter Breslauer in der erſten Acker-Claſſe 8 Scheffel, in der zweyten 6, in der dritten 4, in der vierten 3 Scheffel Einfall an. Im Sommerfelde wurde in jeder Claſſe die Hälfte der Winter-Ausſaat berechnet.

Den Körner-Ertrag in der erſten Claſſe ſetzte man zu 6, in der zweyten zu 5, in der dritten zu 4, in der vierten zu 3 Körnern an.

Um die Veranſchlagung zu erleichtern, wurde bei einem Dominio der Körner-Ertrag im Durchſchnitt berechnet. Brüche unter ½ wurden als 0, über ½ als 1 angenommen.

Für die Brache zog man ⅓ an der Ausſaat ab; wo ſolches aber in den Befundstabellen der kaiſerlichen Commiſſion nicht geſchehen, wurde ſolches beſonders bemerkt, dagegen der Acker in der Qualität um ein Korn höher angeſetzt, als ſolches nach der Fraction geſchehen ſollte.

Wenn der Körner-Ertrag nach der Fraction das dritte bis 3½ Korn betrug, ſo nahm man über Winter keinen Weizen an, ſondern nur Roggen; bei der Sömmerung berechnete man dagegen $\frac{4}{15}$ zu Gerſte und $\frac{1}{10}$ zu Hafer. Trug der Acker 3½ bis 4½ Korn, ſo ſetzte man ⅙ zu Weizen, $\frac{2}{6}$ zu Roggen, $\frac{2}{6}$ zu Gerſte und ⅙ zu Hafer an. Betrug der Ertrag 4½ bis 5½ Korn, ſo berechnete man ¼ zu Weizen, $\frac{2}{4}$ zu Roggen, [illegible] zu Gerſte, ¼ zu Hafer; bei 5½ bis 6 Korn-Ertrag ½ zu Weizen, ¼ zu Roggen, ¼ zu Gerſte, ¼ zu Hafer.

An einigen Orten ging man von dieſer Methode ab, wenn bewieſen wurde, daß gar kein Weizen und Gerſte geſäet worden, wie es im Gebirge der Fall war.

Hirſe- und Lein-Ausſaat wurde im Gerſten-Acker angenommen und der Hirſe durchgehends zu 6, Lein zu 3 Korn-Ertrag angeſetzt.

Wegen des Getreide-Preiſes wurden in der ganzen Provinz vier Claſſen beſtimmt:

1ſte Claſſe.	Der Weitzen	zu	1	Thlr.	5	ſgr.	—	pf.	der	Scheffel.
	„ Roggen	„	—	„	28	„	—	„	„	„
	„ Gerſte	„	—	„	19	„	—	„	„	„
	„ Hafer	„	—	„	16	„	—	„	„	„
	Lein und Hirſe	„	1	„	16	„	—	„	„	„
2te Claſſe.	Der Weitzen	„	—	„	23	„	—	„	„	„
	„ Roggen	„	—	„	20½	„	—	„	„	„
	„ Gerſte	„	—	„	18	„	—	„	„	„
	„ Hafer	„	—	„	15	„	—	„	„	„
	Lein und Hirſe	„	1	„	16	„	—	„	„	„
3te Claſſe.	Der Weitzen	„	—	„	21	„	—	„	„	„
	„ Roggen	„	—	„	18	„	—	„	„	„
	„ Gerſte	„	—	„	16	„	—	„	„	„
	„ Hafer	„	—	„	14	„	—	„	„	„
	„ Hirſe	„	1	„	10	„	10⅔	„	„	„
	„ Lein	„	1	„	12	„	—	„	„	„
4te Claſſe.	Der Weitzen	„	—	„	19	„	—	„	„	„
	„ Roggen	„	—	„	16	„	—	„	„	„
	„ Gerſte	„	—	„	14	„	—	„	„	„
	„ Hafer	„	—	„	12	„	—	„	„	„
	„ Hirſe	„	1	„	6	„	14⅔	„	„	„
	„ Lein	„	1	„	8	„	—	„	„	„

Dieſe Sätze verändern ſich nach der Qualität des Ackers, und wurde, wenn der Acker das 3¼ Korn trug, ⅒ von den wahren Preiſe zugeſetzt, z. E. wenn in der erſten Claſſe der Weitzenpreis 1 Thlr. iſt, ſo iſt er, wenn 3¼ Ertrag eruirt worden, 1 Thlr. 3 ſgr. und ſo ſteigen die Sätze dergeſtalt, daß jedesmal da, wo die Acker-Qualität um ¼ geſtiegen, ⅒ zugeſetzt worden iſt.

Nach obigen Claſſen ſind die Kreiſe folgendermaßen vertheilt:

Zur erſten Claſſe gehören: 1) Bolkenhain und Landeshut, 2) Breslau, 3) Brieg, 4) Frankenſtein, 5) Goldberg, 6) Grotkau, 7) Hirſchberg, 8) Jauer, 9) Liegnitz, 10) Löwenberg und Bunzlau, 11) Münſterberg, 12) Neiſſe, 13) Olau, 14) Reichenbach, 15) Schweidnitz, 16) Strehlen, 17) Striegau.

Zur zweyten Claſſe: 1) Coſel, 2) Creuzburg, 3) Falkenberg, 4) Freiſtadt, 5) Glogau, 6) Grünberg, 7) Gurau, 8) Lüben, 9) Leobſchütz, 10) Namslau, 11) Neumarkt, 12) Neuſtadt und Zülz, 13) Nimptſch, 14) Oels, 15) Oppeln, ſo weit die Dörfer auf der deutſchen Seite liegen, 16) Sagan, 17) Schwiebus, 18) Sprottau, 19) Steinau, 20) Trebnitz, 21) Wartenberg, 22) Wolau und Trachenberg.

Zur dritten Claſſe: 1) Ratibor, 2) Militſch, die Herrſchaften Loslau, Oderberg, ein Theil von Toß und Strehlitz ſo 4 Meilen von der Oder liegen.

Zur vierten Claſſe: 1) Beuthen und Klein-Glogau, 2) Lublinitz, 3) Pleß, 4) Roſenberg, 5) Strehlitz, 6) Toſt, die lezten zwei Kreiſe zum Theil.

Die Kreiſe Grünberg, Sagan und Schwiebus gehören als Hafer tragend zur vierten Claſſe.

Bei der Gartennutzung hat man den Einfall, bei Obſt-, Gemüſe-, Hopfen- und Wein-Gärten, ſo auch die mit Fruchtbäumen beſezten Werder in die erſte Rubrik der Ertragstabelle angeſezt. Aus dieſer ſind die angenommenen Scheffel Ausſaat in die Claſſifications-Protokolle übertragen, und nach den Weizen-Preiſen berechnet, als in der 1ſten Claſſe zu , , 1 Thlr. 5 gr.
, , 2ten , , , , — , 23 ,
, , 3ten , , , , — , 21 ,
, , 4ten , , , , — , 19 ,

Den Wieſewachs hat die kaiſerliche Commiſſion deshalb nicht veranſchlagt, weil der Ertrag bei Veranſchlagung des Viehſtandes ſchon berechnet worden. Die preußiſche Commiſſion hat aber dennoch 1743 den Wieſen-Ertrag angeben laſſen, und iſt in 1ſter und 2ter Claſſe das zweiſpännige Fuder Heu zu 16 ſgl., in der 3ten Claſſe zu 14 ſgr. 8 pf., in der 4ten Claſſe zu 12 ſgr. 16 Heller angeſezt. Das Wirthſchaftsheu iſt vom Ertrage abgezogen.

Bei dem Viehſtande ſind 100 Schafe und Ziegen in 1ſter, 2ter, 3ter Claſſe zu $12\frac{1}{2}$ Thlr., in der 4ten zu $14\frac{1}{2}$ Thlr. angeſezt.

Bei dem Rindvieh hat man auf die Beſchaffenheit der Weide Rückſicht genommen. Wenn bei gutem Acker zum 5ten, 6ten Korn, außer der Brache und Stoppelhütung, noch andre Weide als in den Forſten, Teichen oder abgemäheten Wieſen exiſtirte; oder wenn große Haiden und viel lebendiges Holz und außerdem noch ſeparate Weide anzutreffen war, wenn der Acker zur 3ten, 4ten Claſſe gehörte, ſo iſt die Hutung für gut anerkannt. Wenn aber bei einem Gute in der 3ten, 4ten Claſſe keine ſeparate Hutung vorhanden war, wurde die Hutung als ſchlecht angenommen.

Es wurden daher aus jeder Haupt-Acker-Claſſe drei Special-Claſſen gemacht:

1ſte Special-Claſſe, bei Gütern in der 1ſten, 2ten Haupt-Claſſe die Kuh 3 Thlr., in der 3ten 2 Thlr. 18 gr., in der 4ten 2 Thlr. 6 gr.

2te, 1ſte und 2te 2 Thlr. 12 gr., 3te 2 Thlr. 6 gr., 4te 1 Thlr. 18 ſgr.

3te, 1ſte und 2te 2 Thlr., 3te 1 Thlr. 18 gr., 4te 1 Thlr. 6 gr.

Weidegelder ſind vom Ertrage abgezogen.

Unter der Rubrik von ſteigenden und fallenden Nutzungen hat man Steinkohlen- und Bretmühlen-Ertrag, Wieſewachs über eignen Bedarf zur Einnahme gezogen.

Bei der Mühlen-Nutzung hat man die des Dominii und des Müllers unterſchieden, letztere iſt unter den kleinen Bauernahrungen mit angerechnet, erſtere nach Maßgabe der Pacht-Contracte. Um beide Zweige des Ertrags richtig herauszufinden, hat man die Mühlen-Nutzung nach Befund des Gemähls abgeſchätzt.

Der Weizenpreis iſt hierbei nach jedes Orts Getreidepreis angenommen; dagegen iſt zwiſchen dem Metz-Getreide und dem Roggen ein Unterſchied gemacht worden, und man hat nur dasjenige, was in der erſten Claſſe der Befundstabelle ſtand, als Roggen nach dem Marktpreiſe, das übrige aber als Menge-Korn halb als Roggen, halb als Gerſte angeſetzt, und von dieſen beiden Preiſen die Hälfte genommen.

Ein Müller-Zinsſchwein ſpeckfett in der 1ſten, 2ten Claſſe zu 4 Thlr., in der 3ten 3 Thlr. 12 ſgr., in der 4ten 3 Rthlr.; ein Kuchelſchwein in der 1ſten, 2ten Claſſe zu 2 Thlr., in der 3ten zu 1 Thlr. 16 ſgr., in der 4ten zu 1 Thlr. 4 gr.

Alle ſonſtige Mühlen-Präſtanda ſind nach dem Marktpreiſe angeſetzt worden.

Bei der Brauerei hat man den Ertrag nach der Anzahl der zu debitirenden Achtel in der dritten Rubrik der Befundstabelle bemerkt, und daraus in der 1ſten und 2ten Claſſe das Achtel zu 20 ſgr., in der 3ten zu 18, und in der 4ten zu 16 ſgr. im Steuer-Cataſtro veranſchlagt.

Der Branntwein, welcher debitirt wurde, iſt nach der Eimerzahl angemerkt, und im Claſſifications-Protokoll regiſtrirt; der Eimer in der erſten und 2ten Claſſe zu 3 Thlr. 8 gr., in der 3ten zu 3 Thlr., in der 4ten zu 2 Thlr. 16 gr. angeſchlagen.

Wo das Branntwein-Urbar verpachtet gefunden, iſt der Pachtzins als Ertrag angeſetzt worden. Wo aber dieß Urbar in Erbenzins gegeben, hat man den Anſchlag nach obigen Sätzen gemacht und den Zins abgezogen.

Man iſt auch bei dieſer Rubrik von der durch die öſtreichiſche Commiſſion aufgenommenen Befunds-Tabelle in etwas abgegangen, da bei den ehemals zu kaiſerlichen Zeiten Statt gefundenen großen Kirchfahrten an manchen Orten vieles und mehr Getränk debitirt worden, als zu preußiſcher Zeit, wo man mehrere Bethäuſer angelegt hat. Sobald ein ſolcher Fall nachgewieſen, hat man eine gewiſſe Anzahl von Achteln und Eimern in Abzug gebracht. Der nämliche Fall war es bei Landſtraßen, wenn ſolche verlegt worden, oder wenn ſonſt ein Dominium großen Abſatz in eine Stadt gehabt hat, welcher nachher ceſſirte.

Bei der Teichwirthſchaft iſt ein Strich Karpfen in der 1ſten und 2ten Claſſe zu 5 ſgr., in der 3ten zu 4, in der 4ten zu 3 ſgr. angeſetzt. Ein Schock dreijähriger Karpfenſaamen in 1ſter und 2ter Claſſe zu 4½ ſgr., das Schock Rohr zu 10 ſgr. in 1ſter und 2ter, in der 3ten zu 9, in der 4ten zu 8 ſgr.

Die Holzung iſt nach Stallungen und Netzen eingetheilt. Die Stallung enthält 30 Netze, ein Netz 50 Klaftern im □, die Klafter 6 Fuß. Sämmtliches Holz iſt in drei Sorten, in hartes, lebendiges und weiches eingetheilt. Von dem harten Holze ſind 3, von dem lebendigen 2, von dem weichen 5 Special-Claſſen gemacht. Die anliegende Tabelle giebt hierüber, ſo wie über die Preiſe die nöthige Auskunft.

Bei den baaren Grundzinſen fand ſich, daß die öſtreichiſchen Commiſſarien nur den Zins der Dienſtbauern und Gärtner in linea aufgeführt, den der Freileute, die bei der Gemeinde cataſtrirt worden, zur Hälfte, wenn ſie aber ehemals von der Herrſchaft übertragen, zu ⅚ in linea ausgeworfen. Nach ehmaligen Principien war dieß Verfahren auch deshalb ohne Tadel, weil die Freileute für die Dienſte ein Befreiungsgeld bezahlt, und einen Zins erlegt, welcher in ihren Kaufbriefen nicht ſeparatim, ſondern mit den Zinſen vermiſcht, bemerkt worden iſt. Es war daher billig, daß auch der Zins, welcher für dieſe Befreiung erlegt worden, außer Anſchlag bleibe, um das Dominium nicht zu prägraviren, deshalb iſt alſo nur die Hälfte angenommen worden, bei ſolchen aber, welche die Herrſchaft ſogar übertragen, nur ⅓ mehr feſtgeſetzt, ſo daß ⅚ zum Anſchlag gekommen. Man hat hierbei alſo ½ auf erlaſſenen Handdienſte, ⅙ auf den Steuerübertrag und das übrige ⅓ als wahren Grundzins gerechnet.

Da aber preußiſcher Seits feſtgeſetzt worden, daß im Allgemeinen auch die Handdienſte taxirt werden ſollten, ſo hätte man diejenigen Dominia, welche Naturaldienſte benutzten, vor denjenigen prägravirt, welche Dienſtgeld genommen, wenn dieſe nicht auch zum Anſchlage gebracht wären. Man hat daher nur den Steuerübertrag von ⅙ in dieſem Fall, wohl aber ſonſt den ganzen vollen Werth des Dienſtgeldes angeſetzt.

Die für aufgehobene Spanndienſte gezahlten Dienſtgelder ſind völlig zum Anſchlag genommen. Die Getreidezinſen ſind nach den 4 Haupt-Claſſen und darin angenommenen Preiſen berechnet. Die Natural-Spanndienſte wurden ein-, zwei-, drei- und vierſpännig geſunden, theils mit Pferden, theils mit Ochſen. Sie waren beſtimmt und unbeſtimmt; ſie werden bald umſonſt, bald gegen Vergütigung geleiſtet.

Die öſtreichſchen Commiſſarien mittelten ihre Quantität und Qualität nach den vorhandenen Kaufbriefen der Dienſtleute oder nach den Urbarien aus. Wo die Dienſte ungemeſſen waren, nahm man die Möglichkeit an, wie viel geleiſtet werden könne. Die preußiſche Commiſſion hat dieſe Ausmittelung beibehalten. Die Dienſte und zwar die gemeſſenen ſind in der 1ſten und 2ten Claſſe mit einem Pferde ohne Vergütigung täglich zu 2 ſgr., mit einem Pferde gegen Vergütigung zu $1\frac{1}{2}$ ſgr.; ungemeßne jährlich indiſtinkte zu 4 Thlr. In der 3ten Claſſe gemeſſene Dienſte mit einem Pferde umſonſt, zu 1 ſgr. $13\frac{1}{2}$ Heller, im Lohn zu 1 ſgr. 6 Heller: ungemeſſen 1 Pferd jährlich 3 Rthlr. 12 ſgr. In der 4ten Claſſe gemeſſene mit einem Pferde umſonſt, täglich 1 ſgr. 9 Heller, gegen Lohn 1 ſgr. 3 Heller; ungemeſſene jährliche, 3 Thlr. angeſetzt.

Bei 2 Pferden ſind dieſe Sätze verdoppelt, bei 3 verdreifacht, bei 4 Pferden vervierfacht. Bei Ochſendienſten wurde durchgehends $\frac{1}{4}$ abgezogen.

Wenn die Ertragstabelle ſo viele gemeßne Tage angemerkt, daß durch die Ausrechnung derſelben nach obigen Sätzen ſoviel herausgebracht wurde, daß ſelbige den Satz von ungemeßnen Dienſten überſtiegen, ſo ſind ſolche Dienſte als ungemeſſen angeſchlagen. Die ungemeſſenen Dienſte ſind um deshalb etwas geringer angeſchlagen, da vorausgeſetzt worden iſt, daß keine Herrſchaft ihre Unterthanen das ganze Jahr hindurch täglich dienen laſſen, und ſie dadurch ruiniren werde, und dergleichen Dienſte nicht mit gemeßnen zu vergleichen waren, welche nur die Woche ein- oder zweimal den Dienſt leiſteten.

Die Handdienſte ſind angeſchlagen in der 1ſten und 2ten Claſſe: ein ungemeßner Mannsdienſt umſonſt 6 Thlr., Weiberdienſt 3 Thlr., ein ungemeſſener ohne Unterſchied 1 ſgr. täglich; in der 3ten Claſſe ein ungemeßner Mannsdienſt umſonſt 5 Thlr. 8 gr., von Weibern 2 Thlr. 16 gr., ein gemeßner ohne Unterſchied 16 Heller täglich; in der 4ten Claſſe ein ungemeßner Mannsdienſt umſonſt 4 Thlr. 16 gr.; von Weibern 2 Thlr. 8 gr., ein gemeßner ohne Unterſchied 14 Hllr.

Wenn die Koſt gegeben worden, ſind obige Sätze zur Hälfte genommen. Wenn die Unterthanen, außer Spann , auch Handdienſte zu leiſten ſchuldig waren, ſind letztere gar nicht, wo Oderdämme zu unterhalten, zur Hälfte angeſchlagen.

Beim Geſpinnſt hat man das Stück Garn, welches umſonſt geſponnen worden, zu 1$\frac{1}{2}$ ſgr., um Lohn zu 1 ſgr. angeſetzt.

Erdrungen ſind nach beigefügter Tabelle berechnet.

Bei allen übrigen unbeſtändigen Gefällen hat man die von der öſtreichiſchen Commiſſion aufgenommenen Faſſionstabellen zum Grunde gelegt.

Die zum platten Lande gerechneten kleinen Städte hat man als Dörfer behandelt, und ihre Realitäten eben ſo, wie bei dieſen, catastrirt, wobei man auf die bürgerliche Nahrung als Weinſchank etwas gerechnet hat. Die wüſten Höfe ſind als beſetzt angenommen und von den Dominiis übertragen.

Im Jahr 1748 wurden die fertigen Cataſter revidirt und $\frac{4}{4}$ Korn in den Erträgen angerechnet, da von den Commiſſarien nur $\frac{4}{5}$ angeſetzt werden durfte.

In der Haupt-Claſſificationstabelle hat man diſtinguirt: Erträge — 1) des biſchöflichen Gutes, 2) der geiſtlichen Stifter, 3) Pfarreien, 4) der Schulmeiſterbeſitzungen, 5) der ritterlichen Commenden, 6) der weltlichen Dominien, 7) der Bauergüter, 8) kleine Stellen, 9) der eximirten Kirchen-, Schulen- und Hoſpital-Aecker.

Die Grundſätze, wornach hiernächſt die Steuer-Anlagen angefertiget ſind, waren Anfangs der Veränderung unterworfen, und wurden 1742 die Diviſores folgendermaßen angenommen:

1) Vom biſchöflichen Ertrage	33$\frac{1}{3}$	pro Ct.
2) Von geiſtlichen Stiftern	65	—
3) Von ritterlichen Commenden	65	—
4) Von weltlichen Dominiis	28$\frac{4}{7}$	—
5) Von Pfarrer, Kirchſchreiber und Schulmeiſter	65	—
6) Von Bauern und kleinen Ackerleuten	28$\frac{4}{7}$	—

Ob nun zwar die Anlagen hiernach angefertiget, und die Steuern vom 1ſten Junius 1742 bis 1743 darnach zum erſten Mal ausgeſchrieben wurden: ſo haben doch die Pfarrer und Schulmeiſter niemals 65 p. Ct. entrichtet, ſondern nachdem dieſelben die Unmöglichkeit beweglichſt und verſchiedentlich vorgeſtellt, ſo ſind nur 28$\frac{4}{7}$ p. Ct. von ihnen eingehoben, das fehlende aber aus den Acciſe-Ueberſchüſſen zur Contribution bezahlt worden, damit das Etats-Quantum dennoch hat erfüllt werden können. — Nachdem die geiſtlichen Stifter ſich gleichfalls über den hohen Diviſorem beſchweret haben: ſo ſind auf Sr. königl. Majeſtät allergnädigſten Befehl die Diviſores vom 1ſten Junius 1744 an folgendergeſtalt für beſtändig feſtgeſetzt worden, nämlich:

1) Von den Erträgen der biſchöflichen Dominiorum ferner . . . 33$\frac{1}{3}$ p. Ct.

2) Von den Erträgen der geiſtlichen Stifts-Dominiorum	50 p. Ct.	
3) Von den Erträgen der ritterlichen Commenden	$40\frac{2}{3}$	—
4) Von den Erträgen der weltlichen Dominiorum	$28\frac{1}{3}$	—
5) Von den Erträgen der Pfarrer, Schulmeiſter und Kirchſchreiber	$28\frac{1}{3}$	—
6) Von den Erträgen der Bauern und kleinen Akkerleute	34	—

Die Dominia der königlichen Aemter wurden bei dieſer Gelegenheit aus den Kreis-Anlagen gelaſſen, und deshalb ein Pauſch-Quantum aus der Landrentei in die Oberſteuercaſſe zu bezahlen angeſezt.

Von den biſchöflichen Gütern iſt, ſo lange der Cardinal von Zinzendorf lebte, auch keine Steuer zu den Kreis-Caſſen, ſondern ebenfalls ein Pauſch-Quantum zur Breslauſchen Ober-Steuercaſſe, das fehlende aber aus den Accise-Ueberſchüſſen zu den Kreis-Caſſen zur Completirung des Etats bezahlt worden; ſeit deſſen Tode aber werden die Steuern nach obigem biſchöflichen Diviſore richtig abgeführt.

Da nun bei einer billigen Steuer-Anlage es auch darauf ankommt, daß, wie bereits Anfangs erwähnt, die Aufbringung der Contribution dadurch erträglicher gemacht werde, wenn man die Mittel erfinde, daß das aufzubringende Quantum nicht lediglich auf die liegenden Gründe und Hebungen repartirt, ſondern auch auf ſolche Perſonen gelegt werde, die da zwar keine liegenden Gründe oder ſonſten Revenües, doch aber ihre Nahrung im Lande haben: ſo iſt in dieſer Betrachtung ein ſogenanntes Nahrungsgeld angelegt worden.

Alle Jahre nämlich müſſen Schulz und Gerichte Ausgangs Aprils eine Deſignation, welche von dem Geiſtlichen des Orts atteſtirt ſeyn muß, von ſämmtlichen kleinen Ackerleuten, Häuslern und Profeſſioniſten beim Landrath des Kreiſes einreichen, woraus alsdann die Nahrungsgeld-Anlage oder Rolle formirt wird. Es ſind die dabey adhibirten Säße theils 1744, zum Theil aber auch 1747 ratione der kleinen Ackerleute und Häusler aber erſt unterm 9ten Mai 1751 regulirt worden und beſtehen in folgenden;

1) Die kleinen Ackerleute, ſo 6 Thlr. und drüber jährliche Contribution geben, entrichten keine Nahrungsgelder.
2) Ein Dreſchgärtner zahlt jährlich 8 Gr.; hat er aber eine Profeſſion, ſo fallen dieſe 8 Gr. weg.
3) Freileute, Freihäusler, Kutſchner, Kalupner, zahlen, wenn ſie über $1\frac{1}{2}$ Thlr. Contribution entrichten, nur 8 Gr.

4) Dieſe Leute, wenn ſie unter $1\frac{1}{2}$ Thlr. Contribution zahlen, geben 18 Gr.

5) Wenn ſolche gar keine Contribution geben, zahlen ſie 1 Thlr.

6) Ein Häusler, ſo nur ein leeres Haus hat, zahlt 1 Thlr.

7) Ein dito, ſo Acker und Vieh verſteuert und davon unter $1\frac{1}{2}$ Thlr giebt, entrichtet 18 Gr.

8) Ein dito, ſo nur Vieh oder wenig Ausſaat allein hat, 1 Thlr.

9) Wenn ein Häusler oder Kutſchner eine Profeſſion treibt, zahlt er außer obigem auch noch den Satz von der Profeſſion.

10) Wenn ein Windmüller weiter nichts hat als das Mühlhaus, ſo giebt er nur von der Mühle und nicht von der Poſſeſion, wohat er aber im Dorfe, und hat Acker und Vieh, ſo muß er auch von der Poſſeſſion zahlen.

11) Die Häusler in den äußerſten Gebirgen entrichten, ſtatt des Satzes von 1 Thlr. und 18 Gr., nur — 12 Gr. — Im Gebirge, ſo ſchon tiefer im Lande, zahlen die leeren Häusler 18 Gr. — Der Häusler aber mit dem Acker und Vieh 12 Gr., und die Häusler mit Acker und Vieh allein 18 Gr.

Alle übrigen Sätze ſind mit denen vom platten Lande gleich.

12) Die Waſſermühlen entrichten nach pflichtmäßiger Beurtheilung des Landraths und nach Proportion ihres Verdienſtes $2\frac{1}{2}$, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 bis 12 Thlr. Kleine Platſchermühlen auch unter $2\frac{1}{2}$ Thlr.

13) Die Windmüller geben vom Malter Getreide, ſo ſie pachten oder zinſen, 1 Thlr., und vom 1 Thlr. Gelde Pacht, 2 Gr.

14) Ein beweibter Einlieger entrichtet 12 Gr., wenn er aber eine Profeſſion treibt, vergiebt er ſolche und obige 12 Gr. fallen weg.

15) Häusler entrichten 6 Gr.

16) Auszügler, wenn ſie ihr Brot noch verdienen können, entrichten ſo viel, als ein Einlieger, wenn ſie aber alt und ſchwach, ſind ſolche frei.

17) Die Kretſchmer oder Bierſchänker geben pro Achtel 6 pf., von einem Eimer Brauntwein 1 Gr., und wird der Debit alle Jahre nach den Kerbeſtöcken revidirt. Wenn der Brauer Fäſſel- oder Kannenweiſe ſchenket, entrichtet er gleichfalls obigen Satz.

18) Ein Schäfer bezahlt für 100 Stück Heerde Schafe 12 Gr.

19) Ein Schmidt zahlt ordinair 18 Gr., wenn aber das Dorf nach dem Cataſtro über 600 Scheffel Ausſaat hat, ſo wird pro 100 Scheffel gezahlt 3 Gr.

20) Ein Leinweber, der beſtändig wirket, giebt 18 Gr., ein dito, ſo nur ſelten wirket, 12 Gr.

21) Tuch-, Zeug-, Raſch- und dergleichen Wollarbeiter 18 Gr.

22) Ein Schuſter, der aus neuem Leder arbeitet, zahlt 1 Thlr. 12 Gr., ein dito, ſo nur flickt, 18 Gr.

23) Verſchiedene Handwerker, als: Schneider, Glasſchneider, Zimmerleute, Maurer, Rademacher, Stellmacher, Korbmacher, Bleicher und Oelſchläger geben jährlich 18 Gr.

24) Ein Bader oder Barbier entrichtet 1 bis 2 Thlr.

25) Ein Brantweinbrenner 18 Gr.

26) Ein Diſtillateur 2 Thlr.

27) Die Bäcker geben nach Beurtheilung des Landraths 18 Gr., 1¼ Thlr. bis 1½ Thlr.

28) Die Fleiſcher gleichfalls nach der Beurtheilung des Landraths 2 bis 6 Thlr. Die Fleiſcher, Brantweinbrenner und Bäcker, unter der Meile von einer Stadt belegen, entrichten das Nahrungsgeld nach den Acciſe- und Servisſätzen, welches alle Jahre von den Land- und Steuerräthen unterſucht werden muß.

29) Gleichergeſtalt werden ſämmtliche Kaufleute und Krämer, nach Acciſe und Servisſätzen, jährlich zum Nahrungsgelde gezogen, ſo daß alle Onera, welche ein dergleichen Gewerbe in der Stadt entrichten muß, zuſammengezogen und davon die Hälfte zum Nahrungsgelde genommen wird.

30) Ein Garnhändler, welcher außer Landes handelt, entrichtet jährlich 12 Thlr

31) Ein Garnſammler, ſo im Lande damit handelt, 1 Thlr. Die Eiſen- und Kupferhammermeiſter bei den Glashütten geben jährlich 6, 8 bis 12 Thlr., wenn ſie ſolche gepachtet haben, dagegen alle Leute, ſo zur Fabrik gehören, frei bleiben. Wenn dergleichen Werke nicht verpachtet ſind, wird von jeder daran arbeitenden Perſon entrichtet, 18 Gr.

32) Papier- und Walkmühlen entrichten jährlich 3 Thlr.

33) Die Schiffer geben vom Schiffe jährlich 1½ Thlr.

34) Bei den Scharfrichtern, ſo auf dem Lande wohnen, bleibt das Nahrungsgeld, welches 1742 die Claſſifications-Commiſſion einem jedem ausgeworfen.

35) Alle übrige Profeſſioniſten, ſo nicht beſonders bemerkt ſind, geben nach Beurtheilung des Landraths 18 Gr., bis 2 Thlr. 12 Gr.

36) Doctores medicinae, ſo auf dem Lande wohnen, und gehörig examinirt ſind, entrichten nach einer beſondern Verordnung 2, 4 bis 6 Thlr.

37) Pechbrenner und Pechhändler entrichten nach einer beſondern Verordnung 18 Gr.

38) Korn- und Tabakshändler geben nach Beurtheilung des Landraths 1. 2 bis 3 Thlr.

39) Die Handwerker in den Landſtädten ſind ratione der darin vorkommenden Jahrmärkte etwas höher, als die auf dem Lande, angeſezt.

40) Wer mehr als eine Profeſſion treibt, zahlt nur von einer, jedoch von derjenigen, welche den höchſten Saz hat; wenn aber eine Profeſſion ohne groſſe Verhinderung der andern getrieben wird, als z. B. Bäcker und Fleiſcher, Krämer und Schneider, ſo wird von beiden das ſazmäßige Nahrungsgeld entrichtet.

41) Hirten und Flurſchützen geben vom Scheffel Deputat oder Lohn 1 Gr.

42) Die Kirchſchreiber auf den Dörfern, wenn ſie zugleich Schulhalter ſind, zahlen nach der Verordnung vom 16ten Julius 1754 nur die Hälfte des ſazmäßigen Nahrungsgeldes. Die bloſen Schulhalter ſind noch eben dieſer Verordnung frei.

43) Haderſammler ſind frei.

So viel von den Sätzen des Nahrungsgeldes, welches nach den Umſtänden öfters durch Verordnungen hat abgeändert werden können.

Wegen Berechnung dieſer Gelder iſt unterm 23ſten November 1752 feſtgeſezet: daß im currenten Jahre plus und minus verrechnet werden ſolle; und unterm 3ten Mai 1753 iſt vorgeſchrieben, was bei Annahme des Ab- und Zugangs zu beobachten, und in welchen Fällen beides zu ſtatuiren ſey.

a) Als Abgang wird daher nur angenommen:

1) Wenn ein Profeſſioniſt ſtirbt und das Handwerk nicht weiter getrieben wird;

2) wenn ein Profeſſioniſt oder andrer Nuzungsgelder-Contribuent in eine accisbare Stadt zieht;

3) wenn ein Gärtner oder Häusler ſtirbt, oder ſonſt die Stelle wüſte bleibt;

4) wenn ein Hausmann oder Einlieger ſtirbt, oder ſich auf eine vorhin bereits angeſezte Stelle poſſeſſioniert macht;

5) wenn ein Profeſſioniſt dergeſtalt verarmt, oder auch ſonſt krank und elend wird, daß er ſeine Profeſſion nicht ferner treiben kann.

b) Dagegen wird nicht als Abgang angenommen:

1) Wenn jemand ſeine Profeſſion oder ſonſtiges Gewerbe im laufenden Jahre niederlegen wollte, ſo findet kein Abgang ſtatt, es ſey denn, daß die oben No. 5 bemerkten Umſtände dabei obwalteten.

2) Wenn ein Contribuent aus einem Dorfe in das andre zieht und in der Qualität, ſo findet keine Veränderung ſtatt; dahingegen, wenn die Qualität verändert wird, daß z. E. ein Müller, der ſich vorher als Hausmann angegeben, am andern Orte eine Mühle angenommen, und davon dorten das Nahrungsgeld entrichtet, fällt derſelbe als Einlieger aus.

3) Wenn ein Hausmann deshalb abgeht, weil er eine Stelle an ſich gekauft, ſo muß allemal angezeigt werden, wo der vorherige Beſitzer geblieben.

4) Der Satz, womit ein Contribuent bei Aufnahme der Anlage angeſetzt worden iſt, kann im laufenden Jahre nicht erniedriget werden, wenn ſich auch die Nahrung verringert hätte.

5) Wenn ein Nahrungsgelder-Contribuent abbrennt, findet kein Abgang ſtatt, weil das Nahrungsgeld remittirt wird.

c) Bei Annahme des Zugangs muß beobachtet werden:

1) Wenn ein Contribuent im laufenden Jahre zutritt, wird unterſucht, ob er nicht vorher ſchon da geweſen, und das Gewerbe ſo lange heimlich betrieben habe, in welchem Falle er von vorheriger Zeit nachzahlen muß.

2) Wenn aus der acciſebaren Stadt ein Einwohner zutritt, muß ſolches beſonders angezeigt werden, damit derſelbe eben ſo hoch, als er in der Stadt mit Acciſe und Servis beſchwert geweſen, angeſetzt werden könne.

d) Endlich wird über dergleichen Ab- und Zugang monatliche Approbation zum Belag der Contributions-Rechnung geſucht und ertheilt.

Nach dieſen Principien ließ Friedrich der Zweyte das Steuerweſen in Schleſien einrichten, ſetzte das volle zu repartirende Quantum auf 1,700000 Thlr. feſt, und verſicherte den Ständen durch das Patent vom 23ſten April 1743, daß dieſe Steuer auf ewige Zeiten nicht erhöhet werden ſolle, was zwar bis jetzt gehalten worden iſt, wogegen aber die Regierung in Rückſicht der Lieferung für die Armee Erhöhungen vorgenommen hat, die ſehr beträchtlich ſind, und wovon in einem eignen Capitel die Rede ſeyn wird.

Die Steuer wird monatlich in Schleſien durch die Kreis-Steuercaſſen von den Dominien qua tales, und durch die Schulzen von den Gemeinden ohne Reſt eingehoben und zur Kriegscaſſe des Departements abgeführt. Es iſt keinem Steuerpflichtigen erlaubt, irgend eine Lieferungs- oder Vorſpanns-Vergütigungs-Poſt in Abrechnung zu bringen, ſondern er muß zahlen, und hat die Vergütigung baar zu erwarten, ſobald die Aſſignation des Hofes erfolgt.

Der Steuerfuß dient endlich in Schleſien zum Maßſtabe der Repartition andrer Auflagen, als der Kriegslaſten u. ſ. w.

Weſtpreußiſches Contributionsweſen.

Gleich nach der Beſitznahme Weſtpreußens befahl Friedrich der Große durch die Cabinets-Ordre vom 29ſten November 1773 die Entwerfung eines Contributions-Reglements für dieſe Provinz, mit der Feſtſetzung, die Contribution ſolle zur Kreiscaſſe, der Domänenzins der Unterthanen aber zum Amte bezahlt werden, wie dies in den ältern Provinzen des Staats geſchieht.

Die Kriegsgefälle, welche die Republik Pohlen erhob, beſtanden in Poglownen (Kopf-) und Hybernen (Brod-Geldern); jene wurden im März und September in halbjährigen Terminen, dieſe im September jeden Jahres erhoben. Die Luſtration vom Jahre 1765, welche ſich auf eine kommiſſariſche Reviſion gründete, hatte dieſe Gefälle vom höchſten bis zum geringſten Einwohner jedes Gutes beſtimmt.

Statt dieſer bisherigen Kriegs-Abgaben wurde nunmehr die Contribution eingeführt und von den Gütern erhoben.

Zu dieſer Contribution wurden ohne Unterſchied Geiſtliche, Adliche und ſtaroſteiliche Gutsbeſitzer, Köllmer und Freie, Amts-, geiſtliche und adeliche Unterthanen hinzugezogen. Pfarrer, die nicht mehr als vier Pfarrhufen haben, ſind von der Contribution eximirt; haben ſie mehr, ſo wird das, was darüber iſt, zur Contribution angeſchlagen.

Alle liegende Gründe der Städte und des platten Landes und die davon abhängenden Nutzungen, Hebungen und Revenüen, wurden veranſchlagt, und von dem reinen Ertrage ſetzte man beim Bauernſtande 33⅓ p. Ct., bei den freien und Köllmern, je nachdem ſie Ritterdienſte leiſten oder nicht, 25 oder 28 p. Ct., und beim Adel 25 p. Ct. als Contribution feſt.

Was den Acker betrifft, ſo wurde er vermeſſen und nach ökonomiſchen Principien in Hinſicht auf Ausſaat und Ertrag, wobei man ihn in 3 Claſſen, guten, mittlern und ſchlechten Boden, theilte und bei Ausmittelung des Geldwerths, auf nahen und entfernten Abſatz der Producte Rückſicht nahm. Wieſenhütung, Viehzucht, Hölzungen, Seen, große Gärten, Maſtungen und andere Artikel der Landwirthſchaft wurden beſonders veranſchlagt. Bei den Unterthanen der geiſtlichen, adelichen und ſtaroſteilichen Güter wurde der Betrag des Zinſes, Decems und der beſtimmten Dienſte, vom Ertrage des Gutes abgezogen, und vom bleibenden reinen Ertrage die Contributions-Procente abgeſetzt. Die baaren Einnahmen, an Abgaben der Unterthanen und den Gutsherren zu leiſtenden Dienſten, wurden den Dominien nicht angerechnet.

Brennereien und Brauereien wurden beim Dominio nicht veranſchlagt, die Krüger aber mit 30 Prgr. oder 8 ggr. pro Tonne Bier, und 12 Prgr. = 3 ggr. 2⅖ pf. pro Achtel Branntwein, als Trankſteuer angeſchlagen, und der Debit jährlich vom Landrath revidirt und darnach die Trankſteuer berechnet.

Eigenthümer oder Gärtner, welche nur ein Häuschen haben, geben, ohne Rückſicht auf Familie und Viehſtand, jährlich 60 Prgr. = 16 ggr. Contribution.

Einlieger bezahlen 30 Prgr. = 8 ggr. Schutzgeld; treiben die Eigenkäthner noch dabei ein Ha[illegible]werk, ſo bezahlen ſie ſtatt 60 Prgr. 1 Thlr.

Gärtner, Inſt- und Miethsleute bei Schulzen, Freien, Kölmern, Bauern und auf Kirchengütern, geben nicht Contribution von ihren Aeckern, ſondern contribuiren dem Hof zur Hälfte Schutzgeld.

Müller und Fiſcher ſind wie in Oſtpreußen angeſchlagen worden.

Die Landhandwerker geben außer der Abgabe von ihren Gärten und Ländereien noch ein Nahrungsgeld.

Die Juden auf dem platten Lande geben Schutz- und Nahrungsgeld.

Die Contribution der Krüger, Eigenkäthner, Einlieger, Landhandwerker ꝛc. iſt ſteigend und fallend, und wird jährlich vom Landrath revidirt.

Der Gutsherr oder das Amt haftet für die Contribution aller zu dem Gute gehörigen Dörfer und darin befindlichen Unterthanen; die Kölmer oder Freie, welche auf dem Gute angeſeſſen, ſind beſonders claſſificirt.

Jeder adeliche Gutsbeſitzer und jedes Dorf hat ſein Quittungsbuch, worin das zu leiſtende ihre Contributions-Quantum verzeichnet iſt, und monatlich beim Zahlen darüber quittirt wird.

Zu den ſteigenden und fallenden Gefällen der Handwerker, Krüger, Gärtner und Inſtleute, hat ein jedes Dorf ein beſonderes Quittungsbuch. Dieſe Gefälle werden im December jeden Jahres vom Landrath nach der Conſignation der Kreis-Steuer-Einnehmer revidirt und von der Kammer approbirt.

Bei Mißwachs, Hagelſchlag, Betrieb- und Pacht-Rothvieh-, auch Pferdeſterben, Waſſer- und Brandſchäden, wird Remiſſion von ½ bis 12 Monaten der Contribution, an adliche Güter und Dörfer, Emphiteuten, Kölmer, geiſtliche und königliche gegeben, eben ſo den Neubauenden unter gewiſſen Modalitäten.

Der Vorſpann zu Krieges-Marſch- und Kreisfuhren wird aus der Kriegescaſſe, der Domänen-Vorſpann aus der Domänen-Caſſe vergütigt. Wer Vorſpann leiſtet, erhält eine Quittung darüber, womit er ſich beim Kreis-Steuer-Einnehmer, Landrath und der Cammer legitimirt.

Contributionsweſen von Süd- und Neu-Oſtpreußen.

So wie bei den Pohlen alle Theile der Staats-Adminiſtration im Chaos der Unordnung exiſtirten, ſo war es auch mit den Landesrevenüen und dem Caſſenweſen der Fall. In Warſchau befand ſich die Kronſchatz-Commiſſion, wohin aus allen Provinzen die Landesrevenüen geſandt wurden; das ganze Land war in dieſer Hinſicht in Exactionen eingetheilt (ſo hießen die Specialcaſſen), wovon ſich gewöhnlich drei in eine Haupt-Exaction vereinigten, welche die Provinzialcaſſe ausmachte; für jede Exaction exiſtirte ein Tarif, worin ſämmtliche einzelne Dominia, in Folle mit dem Betrag ihrer Landesabgaben aufgeführt waren, und ſolche darnach entrichten mußten, die Repartition aber auf ihre Hinterſaſſen machen konnten, wie ſie wollten, woraus ſchon die größten Ungerechtigkeiten von ſelbſt folgten. Bei den Abgaben von den Juden, hielt man ſich an die Synagogen, deren Aelteſten man es ebenfalls wieder überließ, eine Repartition auf die Mitglieder zu machen. An die Führung richtiger Caſſenbücher, an Controllen, an Spezial-Etats war nicht gedacht. Die Ausgaben gingen ſämmtlich von der Kronſchatz-Commiſſion aus, und da alle Arten von Abgaben (bis auf die Conſumtions-Steuern) halbjährig erhoben wurden, ſo ſandte die Kronſchatz-Commiſſion an die Provinzial- oder Haupt-Exactionen ſo viele Quittungen, wie der Tarif Dominia, Synagogen oder Kämmereien enthielt; dieſe vertheilten ſolche unter die

Special-Exaktionen, welche einen Termin zur Hebung anſetzten, was nicht bezahlt wurde, ſchickte man in Quittungen (welche Delaten genannt wurden) nach Warſchau zurück. Bei der Auszahlung des Soldes an die Regimenter erhielten nun die Chefs eine Menge ſolcher Delaten, ſtatt baaren Geldes mit eingeſchickt, und es war ihre Sache, dieſe Reſte einzuziehen und ſich bezahlt zu machen; daß dieß nie ohne Accidenzien geſchah, läßt ſich denken. Die Abgaben beſtanden:

1) Aus der Offiare. Dieſe wurden von adlichen und geiſtlichen Gütern gehoben, betrug bald 10, bald 20 Procent; ſie war im Grunde eine freywillige Abgabe, welche ſich dieſe Stände zur Erhaltung der Konſtitution von Anno 1792, und der aus dieſer hervorgehenden Armee von 100,000 Mann aufgelegt hatten. Dieſe Abgabe war nicht lange vor der Beſitznahme durch Commiſſarien der Kronſchatz-Commiſſion von allen Dominien eruirt, desfalls Unterſuchungen des Ertrags angeſtellt, welcher von den Eigenthümern beſchworen wurde; die darüber geſammelten Nachrichten nannte man Luſtrationen. Diejenigen Geiſtlichen, welche nicht 2000 Floren Revenüen hatten, waren gar nicht beſteuert.

2) Schillings- oder Quittungs-Gelder. Dieſe waren unbedeutend, und wie ein Uebertrag der Offiare anzuſehn.

3) Dobrowollna Dieß war eine Abgabe, welche von ſolchen adlichen Gütern erlegt wurde, die nicht wegen ihrer Geringfügigkeit zu der Offiare mit herangezogen worden waren. Die Beſitzer, welche dadurch, daß ſie übergangen worden, ihr Stimmenrecht beim Reichstage zu verlieren glaubten, gaben ſolche als ein freiwilliges Geſchenk, daher ſteht ſolche in keinem Verhältniß zu dem Ertrag.

4) Das Rauchfangsgeld war die älteſte auf die Rauchfänge repartirte Abgabe, welche nach verſchiedenen Sätzen erhoben wurde, je nachdem die Provinzen wohlhabend oder arm waren. Die Dominien und Magiſtrate erhoben und repartirten ſolches mit Vortheil und Gewinn für ihre Kaſſen.

5) Hyberne oder halbes Rauchfangsgeld wurde extraordinair von ſtaroſteilichen Unterthanen und Städten zur Winterverpflegung der Cavallerie bezahlt.

6) Subsidium charitativum wurde von geiſtlichen Gütern aus dem nämlichen Grunde wie die Hyberne entrichtet.

7) Die Quartabgaben entrichteten die Staroſteibeſitzer, und zwar verſchieden, je nachdem ſie auf Lebenszeit, auf eine gewiſſe Anzahl Jahre, oder emphyteutiſche Beſitzer waren, zu 50 Procent, $81\frac{1}{4}$ und zu 75 Procent.

8) Die **Lanove** wurde von ſtaroſteilichen Lehngütern bezahlt.

9) Die Juden-Kopfſteuer und Schutzgelder wurden von den Synagogen pro Kopf nach einem alle 3 Jahre aufgenommenen Seelenregiſter entrichtet.

10) Trank-, Schlacht- und Mühlenſteuern, welche in den Städten als Conſumtionsgaben entrichtet wurden, wurden auf dem Lande von den Krügen erhoben; man nannte ſie hier Czepowe Mylnowe.

11) Zollgefälle von beſtimmten Waaren. Außerdem zog die Kronſchatz-Commiſſion noch Revenüen vom Salzverkauf und dem Stempelweſen, aus dem Verkauf der Chargen im Civil und Militär, aus den ertheilten Privilegien oder deren Confirmation, wenn ſie vom Grundherrn gegeben waren; vom Tabaksverkauf.

Gleich nach der Occupation 1793 wurde von dem Staatsminiſter Hrn. v. Voß eine Claſſifications-Commiſſion niedergeſetzt, welche den reinen Ertrag des Grund und Bodens ausmitteln ſollte, von welchem man alsdann, ich glaube 25 Procent an Grundſteuern verlangen, und alle übrige Abgaben bis auf die von geiſtlichen Gütern und Staroſteien caſſiren wollte. **Der Zweck war gut, die Mittel ſchlecht.**

Der Gh. F. R. **Schulz**, ein empyriſcher Cameraliſt, hat die Claſſifications-Grundſätze entworfen, und ohne die Localverhältniſſe Südpreußens zu kennen, ſich ganz nach den ehemaligen weſtpreußiſchen Claſſifications- und oſtpreußiſchen Domainen-Veranſchlagungsgrundſätzen gerichtet. Es mußten daraus ganz falſche Reſultate um ſo eher entſtehen, als nicht Zeit dazu vorhanden war, ſpecielle Vermeſſungen (die Baſis aller Veranſchlagungen) vornehmen zu laſſen. Man begründete alles auf die angegebenen Ausſaaten, die durchaus falſch waren, und die Oekonomie-Commiſſarien, welche man gebrauchte, um durch einen Ueberblick dieſe Angaben mit der Wirklichkeit zu vergleichen, waren theils gar keine Oekonomen, theils kannten ſie gar nicht das Eigenthümliche der pohlniſchen Wirthſchaft, theils ließen ſie ſich beſtechen. Der Erfolg dieſer übereilten Claſſification waren Bände von Akten, die nichts Wahres enthielten, und die Inſurrection. Nachher erhielt Graf Hoym, der ſchleſiſche dirigirende Finanzminiſter, das ſüdpreußiſche Departement, der klüger wie Hr. v. Voß, die ganze Claſſifications-Commiſſion caſſirte, alle alte Angaben beſtehen ließ, und die 10 Procent, welche der Adel bisher gegeben hatte, in 24 Procent verwandelte.

Das ganze Abgabenweſen änderte ſich aber, wie man 1796 die geiſtlichen und ſtaroſteilichen Güter einzog, und in Südpreuſſen erfolgte, was ich bey Neuoſtpreußen detailliren werde. Zur Ueberſicht des Staatseinkommens der acquirirten pohlniſchen Provinzen mögen anliegende Etats von Süd- und Neuoſtpreußen dienen.

Sie zeigen zugleich, daß dieſe Acquiſitionen, Danzig und Thoren ausgenommen, den preußiſchen Staat in Qualitate nicht verbeſſert haben.

Bei der Beſitznahme von Neuoſtpreußen wurden von der etablirten Kammercommiſſion Polizeicommiſſarien ernannt, und ihnen eine bündige Inſtruction ertheilt, alle diejenigen Abgaben zu unterſuchen, welche nicht von den Domainen erhoben waren; dieſe feſtzuſtellen wurde den Domainen-Adminiſtratoren übertragen. Zur Baſis dienten die Luſtrationen, oder von den Pohlen beſchworne Ertragstabellen, der pohlniſche Tarif und die Quittungen der Contribuenten; nach pohlniſchen Geſetzen mußte jeder Grundherr die Luſtration im Hauſe haben, ein zweites Exemplar hatte die Kronſchatz-Commiſſion, ein drittes war bei dem Grodgericht der Woywodſchaft deponirt. Kamen nun Fälle vor, wo die Beſitzer der Grundſtücke die Luſtration nicht vorzeigen wollten, ſo wurde der Fundus veranſchlagt. Dieß war ein beſſerer Modus, als wie man in Südpreußen durch Claſſifications-Commiſſarien verfuhr, welche neue Anſchläge von jedem Fundo auf den Grund der Ertragsangabe des Beſitzers fertigten; denn es war zu vermuthen, daß jene Luſtrationen, die die Pohlen zum Grunde der Ofiare legten, richtiger waren, als dieſe neuen, durch den böſen Willen einer erſt unterjochten Nation diktirten Ertragstabellen. Jene neuen Aufnahmen wurden nach Kirchſpielen beſtimmt. Das ehemalige Schillings- oder Quittungsgeld wurde aufgehoben, die Dobrowollna wurde bis zur nähern Beſtimmung beibehalten. Die Rauchfangsgelder wurden beibehalten, aber von den Ortſchaften ſelbſt, und nicht weiter von den Dominiis eingezogen. Die Juden-Kopfſteuer wurde zwar beibehalten, aber eine beſſere Ausmittelung derſelben für die Folge verordnet. Die Conſumtionsſteuern zu reguliren blieb Sache des Accise-Departements, jedoch wurde die Kopfſteuer des platten Landes aufs genaueſte zu unterſuchen angeordnet. Obſchon die Staroſteien und geiſtlichen Guter in Domainen verwandelt waren, ſo wurde doch feſtgeſetzt, daß von denſelben, in dem nämlichen Verhältniß, zu denen dem Schutz des Staates vorzüglich gewidmeten Landesabgaben beigetragen werden ſolle, wie ſolches von den Privatbeſitzungen geſchah. Dennoch wurden von den gegenwärtigen Erträgen der Staroſteien, geiſtlichen und Tafelgütern durchgängig 24 Procent zum Offiare angenommen, als ſo hoch dieſe Abgabe von den Dominiis nach Maaßgabe der Luſtrationen feſtgeſetzt wurde. Die von den Zinſen geiſtlicher Capitalien ehemals beſtimmten 20 Procent kamen ganz zum Etat; das halbe Rauchfangsgeld und das Subsidium charitativum wurden vorläufig beibehalten, wie ſie im Tarif angeſetzt gefunden waren. Die ehemaligen Mühlenabgaben blieben wie ſie waren. Die Tabaksgelder fielen dagegen weg. Zu dieſen Abgaben kamen die in der preußiſchen Verfaſſung begründeten Stempel-Chargen- und Conceſſions-Jura und die vom Poſt- und Lottoweſen hinzu; es wurden aber deshalb ſo wenig als von den Forſten ihre Summen zu den Etats gebracht. Die mancherlei von ſtaroſteilichen Unterthanen ehemals entrichteten Abgaben wurden als Domainengefälle angeſehen und zu den Amtsrevenüen geſchlagen.

Ganz beſonders intereſſant iſt die in das Kaſſenweſen gebrachte große Ordnung. Wenn in den alten Provinzen ehemals, ich möchte faſt ſagen, zu viele Controllen und zu viel Ausdehnung in die Rechnungen gekommen iſt, welches die Ueberſicht erſchwert, dem Auge eine zu große Menge Zahlen darſtellt, die hier abgeſonderten Kaſſen zu ſehr in einander greifen, woraus eine Menge durchlaufender Poſten in den Rechnungen entſtehen; wenn hier bei der Reviſion einer Rechnung eine Menge anderer inſpicirt werden müſſen, um die in jener in Ausgabe gebrachten Summen hier wieder in der Einnahme aufzuſuchen, oder umgekehrt, ſo hütete man ſich in Neuoſtpreußen vor dieſer exzentriſchen Kaſſenverwaltung, man vereinfachte hier das Kaſſenweſen, mithin auch die Zahlen, und ſetzte dadurch den Chef des Ganzen in den Stand, mit einem Blick die Etats und Rechnungen zu durchſchauen. Wir haben in den alten Provinzen eine Kriegskaſſe, eine Domainen-, eine Menge aus dieſen hervorgehender Specialkaſſen u. ſ. w., dieß fiel in Neuoſtpreußen alles weg. Es wurde hier in Byaliſtok nur eine

Einzige Haupt-, Landesrevenüen-Kaſſe etablirt.

Alle Einnahmen und Ausgaben der Provinz in ſämmtlichen Verwaltungszweigen müſſen in ganzen Summen durch dieſe Kaſſen gehen. Dieſer Kaſſenführung liegt ein Hauptetat zur Norm der Hebung zum Grunde, der in ſo viele Zweige zerfällt, als es Special-Etats giebt, auf denen er begründet iſt. Die Provinz iſt in 16 Kreiſe getheilt, wovon 10 das Byaliſtokſche, und 6 das Plockſche Kammerdepartement ausmachen. Das Plockſche Kammerdepartement hat ein ſelbſtſtändiges Kaſſenſyſtem. Die daſige Provinzial-Landes-Revenüenkaſſe erhebt von den Kreiskaſſen des Departements ſämmtliche etatsmäßige Revenüen, an Steuer-, Domai-

Univ. Bibl. München

nen- und Forſtgefällen, ingleichen fixirte Averſional-Quanta von den Conſumtionsſteuern, Zöllen, Salzrevenüen und Stempelgefällen, und beſtreitet daraus auf den Grund ihres Etats ſämmtliche Provinzialausgaben, mit Ausnahme der Verpflegung der Regimenter, welche Koſten für ganz Neuoſtpreußen durch die General-Kriegskaſſe bezahlt, und von ſelbiger aus der Haupt-Landes-Revenüen-Kaſſe im Byaliſtockſchen eingezogen werden. Blos der jährliche Ueberſchuß, welchen der Etat beſtimmt, wird auf den Etat der Haupt-Landes-Revenüen-Kaſſe zu Byaliſtock übernommen, damit letztere die vollſtändige Ueberſicht des Ertrags der ganzen Provinz gewähre. Auch führt die Plockſche Landes-Revenüen-Kaſſe den vorkommenden extraordinairen Ueberſchuß am Schluß des Etatsjahres durch die Byaliſtockſche Haupt-Landes-Revenüen-Kaſſe an die königl. Dispoſitionskaſſe ab.

Dem Hauptetat liegen 2 Provinzialetats von Steuern und von Domainen zum Grunde. Von jeder der 16 Kreiskaſſen, wohin in jedem Kreiſe ſämmtliche Revenüen fließen, ſind 32 Spezial-Etats vorhanden, wovon die eine Hälfte die Steuern, die andere die Domainengefälle enthält. In dem Hauptetat ſind die Ausgabequanta für die Plockſche Adminiſtrationskaſſe ſpeciell, vor der Linie, und bei der Rekapitulation in einer beſonderen Rubrik ſummariſch bemerkt, und demnach iſt noch ein beſonderer Provinzial-Ausgabe-Etat für das Plockſche Departement gefertigt worden.

Die Special-Etats der Kreiskaſſen ſind übrigens, und zwar diejenigen, von den Domainen-Einkünften durch die denſelben angehefteten detaillirten Nachweiſungen, welche ſich jetzt auf die Contrakte und Anſchläge begründen, und die von den Steuern, durch die aus den pohlniſchen von beſonderen Commiſſarien revidirten Tarife und Luſtrationen zuſammen getragenen Heberegiſtern juſtificirt. Außerdem werden einzelne große Abgabeſummen, deren ſpezielle Berechnung die Kräfte der Hauptkaſſe überſteigen würden, durch Specialkaſſen verwaltet und verrechnet, ſo giebt es eine Provinzial-Bau- und Extraordinarien-Kaſſe, die ihre Quellen in der Hauptkaſſe haben.

Der erſte neuoſtpreußiſche Hauptetat pro $\frac{96}{97}$ befindet ſich in der Anlage.

Ich habe dieſen Etat desfalls gegeben, da er von allen Etats in den alten Provinzen darin abweicht, daß er das Ganze umfaßt. Merkwürdig iſt hiebei, daß der König gleich im erſten Jahre große Summen auf die Ueberſchüſſe zum Beſten der Provinz anwies. Zur neuen Einrichtung der Kreisgerichte, der Aemter, Landesvermeſſung, Kreisdirektoren, Gefängniſſe, Zucht- und Arbeitshäuſer, Regulirung der Wege und Ströme, des Medicinalweſens u. dgl. 6000 Rthr.

Sehr klein und geringer wie dieſe Ausgabe, ſind die zur Diſpoſition gebliebenen Ueberſchüſſe, unbedeutend, wenn ich jene Ausgabetitel von IV bis XI hinzunehme.

Wie lange würden die Pohlen mit ihrer erträumten Conſtitution wohl Zeit gebraucht haben, ehe ſie 40,000 Rthlr. auf den Bau der Städte, 15,000 Rthlr. auf die Schulen, 60,000 Rthlr. auf die nachgewieſenen Gegenſtände verwenden können? Wem iſt alſo der Vortheil? dem Mutterlande oder der Provinz? Unſtreitig der letztern! Es iſt keinesweges lächerlich, keineswegs ohne Grund, wenn behauptet worden iſt, Pohlen ſey durch die preußiſche Beſitznahme glücklicher geworden, d. h. einen ſtarken Schritt zur Cultur hin weiter gerückt! Klagt der pohlniſche Adel, ſo geſchieht das einſeitig. Ihm galt es gleich, ob die Kinder ſeiner Bauern wie das liebe Vieh aufwuchſen oder nicht! Was kümmerte er ſich um den Bau der Städte! Blieb er auch in den Knüppeldämmen ſeiner Landſtraßen liegen, ſo mußten Bauern ihn wieder herausgraben.

Ich werde hier noch anführen, was Canard in der bereits angeführten Preisſchrift ſagt:

„Es giebt mehrere Phyſiokraten, welche die Auflage auf die „Renten der auf die Conſumtion vorziehen, weil dieſe den Ar„beitspreis vermehren, ſtatt daß jene den alten Werth derſelben „beibehalten, und ihn jederzeit zu befördern ſuchen.“

„Allein das bisher Geſagte beweiſt das Gegentheil dieſer Be„hauptung, und zeigt, daß beide Auflagen auf ein und das näm„liche Reſultat am Ende hinauslaufen müſſen.“

„Man errichte z. B. zum erſtenmal eine Auflage auf die „Grundrente; dem Eigenthümer wird dadurch eine beſtimmte „Summe Geldes entzogen, und zwar in demſelben Augenblicke, „wo er ſelbe durch die Circulation in ſeinen Händen hat, und die „Staatskraft dabei erhöht wird. Durch einen ſolchen neuen Ar„beitszweig, der der Maſſe der überflüßigen Arbeit anfällt, wird „das Geld in ſeinen ältern Kanälen ſeltener werden, und ſeine „Waage ſinken müſſen; nach Verhältniß aber, als die Staats„kraft ihre Arbeitszweige verbreitet, zieht das Syſtem aller über„flüßigen Arbeiten ſeine Zweige nach der nemlichen Richtſchnur „ein, dergeſtalt, daß bei einer allgemeinen Gleichheit der Dinge, „die Summe der Arbeit nach der Auflage die nemliche iſt, die „ſie vor derſelben war; mithin muß auch die Waage des Gel„des die nemliche, und alle Preiſe ſo beſchaffen ſeyn, wie ſie „vor der Auflage waren.“

„Nehmen wir nun an, daß die nemliche Auflage zum erſtenmal auf die Conſumtion errichtet werde, ſo wird jeder Verzehrer genöthigt werden, für die nemliche Quantität von Lebensmitteln eine größere Summe Geldes als vorher zu bezahlen; die Waage des Geldes wird ſich dadurch erheben, und durch die Verringerung der Conſumtion auch die Ausbreitung überflüßiger Arbeiten eingeſchränkt. Wenn es dabei bliebe, ſo würde die Auflage den Preis der Lebensmittel wahrſcheinlich erhöhen; die Staatskraft aber, welche nach dem nemlichen Verhältniß, wie die überflüßige Conſumtion ihre Zweige ausdehnt, vermindert zugleich die ihrigen, zehrt den Ueberſchuß des Geldes auf, und befördert dadurch die vorige Erhebung der Geldwaage, d. h. der Arbeitspreis iſt bei hergeſtelltem Gleichgewichte im Allgemeinen der nemliche, der er zuvor war.

„Damit ſoll nicht geſagt werden, daß der Preis einer jeden Sache, mit Inbegriff der Auflage, der nemliche ſeyn würde, der er vorher ohne Auflage war, ſondern daß, wenn in den verſchiedenen Preiſen einer jeden Sache eine gehörige Abrechnung und Vergleichung geſchieht, die Maſſe der Arbeit mit einer größeren Summe Geldes nicht übereinſtimmen wird; jede Quelle des Einkommens und jeder Arbeiter werden den nemlichen Vortheil wie zuvor genießen.“

„Um hievon ein Beiſpiel zu geben, denke ich mir einen Arbeiter, der täglich einen Franken Arbeitslohn erhält, und ſeine Ausgaben darnach einrichtet, nemlich einen halben Franken an Brod für ſich und ſeine Familie, und den andern halben für ſeine übrigen und nothwendigen Bedürfniſſe.

„Wenn ich nun annehme, daß ſich die Anwendung der Auflage dergeſtalt ändere, daß ihm ſein Brod, ſtatt eines halben Franken, 75 Centimes koſtet, ſo würden ihm ſeine andern Bedürfniſſe nicht mehr, als 25 Centimes koſten.

„Ich ſetze ferner zum voraus, daß die Objekte, welche er mit ſeinen Franken kauft, mit 30 Centimes beſteuert ſind, dieſe könnte man auf eine unendliche Art vertheilen. Sind ſie auf alles das, was einen Gegenſtand ſeiner Ausgaben ausmacht, homogen vertheilt, ſo erhält er 15 Centimes, um ſich das tägliche Brod zu verſchaffen, und eben ſo viele um ſeine übrigen nöthigen Ausgaben damit zu beſtreiten.“

„Setzt man aber den Fall, daß das Brodbedürfniß mit 25 Centimes beſteuert würde, ſo wird, wenn dadurch die Summe aller Auflagen nicht vermehrt worden iſt, der Reſt ſeiner nöthigen Ausgaben lediglich noch mit 5 Centimes angelegt werden.“

„Sind aber die Auflagen dergeſtalt erhöht worden, daß ſeine
„nöthigen Ausgaben auf 1 Franken und 20 Centimes ſich belau-
„fen, ſo wird ſein Arbeitslohn auch dieſen Preis annehmen;
„und — nimmt man an, daß jene Ausgaben durchaus ſteuerfrei
„ſind, ſo wird er blos noch 70 Centimes erhalten.“

„Nach einem ſolchen Geſichtspunkte läßt ſich ein allgemeines
„Gleichgewicht denken.“

„Die Auflage mag überhaupt beſchaffen ſeyn, wie ſie immer
„will, ſo zerſtört ſie nur während der Dauer ihrer Reibung das
„Gleichgewicht unter den Quellen des Einkommens; denn nach
„Verlauf dieſer Zeit iſt die Gleichheit oder das Gleichgewicht un-
„ter den ſämmtlichen Vortheilen aller Renten des Einkommens
„wieder hergeſtellt; jeder induſtriöſe Arbeiter, jeder ſogenannte
„Tagelöhner ſind Quellen des Einkommens; ihr allenfalſiger Vor-
„theil iſt mithin auch der nemliche nach hergeſtelltem Gleichge-
„wichte der Auflagen, der er vorher war; und — wie ich ſchon
„bemerkte, die Auflage iſt nur während der Zeit ihrer Reibung
„drückend.“

„Das Uebel, welches hieraus entſpringt, gehört nicht zur
„Auflage, ſondern blos zur Zerſtörung des Gleichgewichts. Um
„ſich hievon zu überzeugen, nehme ich an, daß die Regenten,
„nach dem wohlmeinenden Rathe des Abbé St. Pierre, unter ſich
„die Uebereinkunft treffen, ſich nie wieder zu bekriegen, und die
„Abgaben aufzuheben; was dürfte wohl daraus entſtehen?“

„Der unermeßliche Zweig der Arbeit für die Feſthaltung der
„Staatskraft wird, da er ſich ſelbſt gelähmt fühlt, eine Menge
„von Arbeitern arbeitslos machen, und eine große Anzahl von ein-
„träglichen Quellen gleichſam verſtopfen; die am meiſten bejahrten
„Arbeiter werden unbrauchbare Maſchinen; die Einen werden
„ihre Bedürfniſſe einſchränken, und die Andern vor Elend zu
„Grunde gehen; diejenigen, welche ihre Induſtrie auf andere
„Zweige anwenden könnten, werden ſo lange dabei leiden, bis ſie
„ihre neue Arbeit gehörig erlernt haben.“

„Die Erleichterung der Laſt der Auflagen, welche jeder Ren-
„teneigenthümer fühlen wird, wird plötzlich durch die Unterdrük-
„kung der Arbeit der Staatskraft erſetzt werden; denn dieſe un-
„endliche Ausbreitung der Zweige, welche lediglich die Conſum-
„tion zu ihrem Endzweck hat, bringt, vermöge ihrer Conſumtion,
„die ganze Summe Geldes, welche durch die Auflagen aus der
„Maſſe aller Arbeiten entzogen wurde, in dieſe wieder zurück.“

„Alle induſtriöſe Produzenten, und alle Arbeiter, die ihre
„Kräfte auf die Geſammtkraft im Staate verwenden, werden auf
„alle Zweige der überflüſſigen Arbeit herbeiſtrömen; es wird alſo

„eine große Concurrenz ſich zeigen, und die Arbeit an Theilnehmern einen Ueberfluß haben, während dem die Conſumtion beträchtlich verringert wird, und durch anhaltende ſchwankende Umſtände eine Menge unglücklicher Bürger im Staate entſteht."

„Endlich wird, bei einem allgemein hergeſtellten Gleichgewichte, die Gleichheit aller Vortheile ſich wieder auf alle Quellen des Einkommens ausdehnen; ein jedes Individuum wird wieder ſeinen vorigen Standpunkt behaupten können; das allgemeine Syſtem der Ausbreitung der Zweige überflüßiger Arbeit wird durch den Umfang und die Ausdehnung der Arbeit der Staatskraft vergrößert werden, und das Syſtem der Ausbreitung der Zweige der Conſumtion ſich nach dem nemlichen Verhältniß ausdehnen, d. h. jedes Individuum wird ſeinem überflüßigen Genuſſe mehr Erweiterungskraft mittheilen; das Bedürfniß aber wird dadurch zugleich vermehrt, und zwiſchen dieſem und dem Genuſſe ein homogenes Verhältniß eintreten, und — die Summe der Wohlhabenheit der Individuen wird die nemliche ſeyn, die ſie zuvor war."

„Es iſt alſo klar, daß nicht die Auflage an ſich, ſondern die Zerſtörung des Gleichgewichts das Uebel herbeiführe. Man kann folglich die große Wahrheit voranſchicken, daß alte Auflagen gut, neue aber gefährlich ſind."

„Es iſt auch wirklich an dem, daß eine alte Auflage ſich nicht auf die Erhaltung des allgemeinen Gleichgewichts einſchränke, ſondern eine jede Auflage unterliegt, wie wir geſehen haben, zween Mängeln, nemlich, die Auflage auf die Renten iſt mit vielen einzelnen Ungerechtigkeiten verknüpft, und die Auflage auf die Conſumtion iſt dem Unterſchleif und großen Erhebungskoſten unterworfen."

„Die Zeit vermindert nun dieſe mangelhaften und gefährlichen Eigenſchaften, und die einzelnen Ungerechtigkeiten verſchwinden nach dem Verhältniß, als die Auflage auf die Rente veraltet; die Ungleichheit und das Mißverhältniß werden berichtiget, und die Erhebungsart ſtets mehr vervollkommnet."

„Eben ſo verhält es ſich mit der Auflage auf die Conſumtion; mit der Zeit weiß man ſich gegen jeden Unterſchleif ſicher zu ſtellen, die Erhebung wird vereinfacht und von Tag zu Tag weniger koſtſpielig *)."

„Man ſieht aus der ganzen Lage der Dinge, wie unpolitiſch man handelt, wenn man das Syſtem der Auflagen verändert,

---

*) Bisher noch immer ein frommer Wunſch, und wird es ſo lange bleiben, bis Gleichheit und Gerechtigkeit der Abgaben in keinem Widerſpruche mehr ſtehen werden.

„unter dem Vorwande, die arme Klaſſe der Staatsbürger zu erleichtern und zu unterſtützen; dieſer Klaſſe wird durch jede Veränderung am meiſten dabei Unrecht geſchehen. Eine Regierung, die ein unbeſtändiges Abgabenſyſtem hat, gleicht einem Grundeigenthümer, der, wenn er irgend eine Pflanzung vorgenommen hat, einen Widerwillen daran findet, und eine neue nach der andern abwechſelnd vornimmt; während dieſer Zeit wird der Boden nichts produciren, und der veränderliche Eigenthümer ſein Vermögen dabei einbüßen."

Vom Salzweſen.

Die Abgabe vom Salze iſt eine Conſumtionsſteuer, und beruht auf dem Monopol, welches die Regierung durch die Salz-Coktur und dem Handel mit demſelben ausübt.

Die Adminiſtration theilt ſich in mehrere Branchen. Die Fabrikation des Salzes hängt lediglich vom Berg- und Hüttendepartement ab. Den Ankauf des fremden Salzes beſorgt die Seehandlung auswärts, und den Debit deſſelben, die Vertheilung unter die Conſumenten, die Berechnung des Salzverkaufs, die Aufſicht über die Officianten beſorgt ein ganz eigenes dazu angeordnetes Departement mit Ausnahme von Schleſien, wo dieſe Geſchäftsführung den Kammern anvertraut iſt.

Die Abgabe vom Salze trifft alle Conſumenten ohne Unterſchied des Standes, und iſt auch auf das Vieh ausgedehnt. Nach dem Edikt vom 26. Decbr. 1805 ſind zwar die Conſumenten nicht mehr an beſtimmte Faktoreien gebunden. Ein jeder Einwohner des preuß. Staats aber, welcher das 9te Jahr erreicht hat, iſt nach dem Edikt von 1774 auf 4 Metzen Salz veranſchlagt, welches er zu den taxmäßigen Preiſen bezahlen muß, er mag es conſumiren oder nicht. Eine halbe Metze iſt für das Fleiſch angeſetzt, welches in jedem Hauſe zum Einſalzen angenommen wird. 2 Metzen für eine Kuh, 1 Metze für 5 melkende, ½ Metze für 5 gelte Schafe.

1½ Metze auf 1 Wispel Getraide zum Brauen. Die Gaſthöfe werden von dem die Conſumtion durch Conſignation der Unterthanen beſtimmenden Salz-Inſpektor zum verhältnißmäßigen Verbrauch veranſchlagt. Jeder Conſument muß mit den etablirten Faktoreien Buch halten, (welche der Inſpektor revidirt) um zu beweiſen, daß er das beſtimmte Salzquantum conſumirt habe. Es darf übrigens

niemand

niemand Salz zubereiten, der nicht dazu privilegirt iſt, eben ſo wenig damit handeln, der nicht die Conceſſion dazu erhalten hat.

Man hat hin und wieder in der Ausübung dieſes Monopols Modificationen angebracht, im Ganzen aber iſt es bei obigen Verfügungen geblieben.

Nach dem neueſten Edikt vom 26. Decbr. 1805 iſt feſtgeſetzt:

Daß bey den Salzeinnahmen ⅔ Courant, ⅓ Münze eingenommen; daß in der Churmark, Neumark, Pommern, Oſtpreußen, Litthauen, Weſtpreußen, Neuoſt- und Südpreußen eine Salzpreiserhöhung von 1 Pf. pro Pfd. Statt finden; und (da in dieſen Provinzen die Salzpreiſe durchaus gleich geſtellt) davon jedoch das galliziſche Salz, welches als eine Handelswaare zu betrachten, ausgenommen worden; daher künftig die Tonne Salz, (außer dem galliziſchen) von 405 Pfd. zu 10 Rthlr. 7 Gr., die von 400 Pfd. für 10 Rthlr. 4 Gr., von 300 Pfd. für 7 Rthlr. 15 Gr., von 280 Pfd. zu 7 Rthlr. 2 Gr., von 200 Pfd. zu 5 Rthlr. 2 Gr. verkauft; daß in Magdeburg, Halberſtadt, Mannsfeld, Hohenſtein und dem Saalkreis die Laſt Salz zu 3240 Pfd. mit 72 Rthlr. 7 Gr. 3 Pf. verkauft werden ſolle.

Weſtphalen und Schleſien blieben von obiger Verfügung, ſo wie die neu acquirirten niederſächſiſchen Provinzen ausgenommen. Nachher iſt aber auch in Schleſien das Pfd. Salz mit 1 Pfennig erhöhet worden.

Mirabeau, der Feind jeder Conſumtionsabgabe, hat in ſeinem Werke über die preuß. Monarchie nach **Mauvillon** S. 286 des 3ten Bandes, eine ganz falſche Darſtellung über das Salzmonopol geliefert. Er wiederholt darin die zum Ekel ſo oft vorgetragenen Raiſonnements, daß man jeden Handelszweig den Unterthanen frei geben müſſe, daß die Abgabe auf das Salz falſch angelegt und zu übertrieben hoch wäre, da ſie die Armuth drücke, und die Tonne, welche dem Könige 16 Rthlr. koſte, mit 70 Rthlr. verkauft werde.

Was das erſtere anlangt, ſo hängt ſolches von der Wahrheit des letzteren Satzes ab, daß dieſer aber unrichtig und erdichtet iſt, das zeigen die oben angeführten Salzpreiſe.

Daß man jezt ganz anders in Frankreich raiſonnirt, wie vor der Revolution, zeigt

Canards gekrönte Preisſchrift über Gegenſtände der Staatswirthſchaft in der Ueberſetzung. Ulm, bei **Stettin** 1806. S. 202.

worin es heißt:

„Es bleibt mir nichts mehr übrig, als der patriotiſche Wunſch, daß an die Stelle der erwähnten beiden Auflagen eine Abgabe auf das Salz treten möge.“

„Dieſe Auflage, welche durch kein Monopol gehemmt wird, und mit dem Preiſe der Waaren in keinem Mißverhältniß, wie vor der Revolution der Fall war, ſteht, ſondern an den Orten, wo die Salzſiedereien ſich befinden, und in dem Augenblicke erhoben wird, wo das Produkt ſich in dem Umlauf verbreitet, iſt — unſtreitig die beſte Art aller Auflagen.“

„Sie erfodert die wenigſten Erhebungskoſten, und kann vor Unterſchleif leicht geſichert werden; nur an den Grenzen und in den Salzniederlagen würde man dagegen eine gehörige Polizeiwache aufzuſtellen haben.“

„Dieſes Lebensmittel würde nun in der Folge in allen Kanälen des Handels cirkuliren, und, wenn es gleich mit einer beſtändigen Abgabe belegt iſt, dieſe doch nicht fühlbar ſeyn.“

„Dieſe Auflage, welche von allen Staaten angenommen iſt, hat für Frankreich nicht alle Vortheile einer alten Auflage, welche ſelbige vor der Revolution hatte, verloren.“

„Ich werde hier dem Einwurfe, als treffe dieſe Abgabe das erſte und nöthigſte Bedürfniß der armen Klaſſe, nicht begegnen. Ich wiederhole hier nicht, was ich bereits erwähnte, um zu zeigen, daß die Auflage da, wo ſie errichtet wird, nicht anhaltend bleibe, ſondern ſich verhältnißmäßig auf alle Quellen des Einkommens verbreite, ohne den natürlichen Arbeitslohn zu treffen.“

„Es iſt wahr, daß eine ähnliche Auflage im Anfange ihrer Errichtung einen ſehr geringen Ertrag abwerfen würde; man müßte gewärtigen, daß alles Salz, welches wirklich im Umlaufe iſt, und der Beſteuerung entgehen würde, verzehrt werde: dieß dürfte auch der Beweggrund ſeyn, nach welchem im Rathe der Fünfhundert verfahren, und die Feſtſetzung dieſer Auflage verhindert wurde. Man ſollte jedoch erwägen, daß eine Abgabe, wie eine Pflanzung, vorgenommen und entrichtet werde; man kann ja nicht zugleich ſäen und einärnten.“

Daß Pfd. Salz kommt im Preußiſchen etwa 7 Pfennige zu ſtehen, und das Anſchlagsquantum iſt ſehr mäßig. Das platte Land hat ſich gar nicht darüber zu beſchweren, denn dieſe Abgabe iſt faſt die einzige, welche es für die Conſumtion der Bedürfniſſe erſter Nothwendigkeit bezahlt.

Ich bin durch die Erfahrung belehrt, daß Mirabeau völlig darin Unrecht hat, daß man gar keinen Gegenſtand des Verkehrs dem Publiko entziehen, und zum Monopol der Regierung machen ſolle.

Iſt dieß im Allgemeinen wahr, ſo paßt es doch nicht in einem Staate, als der preußiſche iſt, auf alle Gegenſtände.

Salz und Metalle, oder alles, was Gegenſtand des Berg- und Hüttendepartements iſt, würde bei uns ſowohl in unbedeutenden Quantitäten, als auch in ſehr ſchlechter Qualität produciret werden, da einzelne Privati nicht ſo große Capitale haben, als erforderlich ſind, um darauf mit Erfolg wirken zu können. Sobald wie aber dergleichen Anlagen durch Aktionaire betrieben werden, ſo entſteht dadurch eine Vielſeitigkeit, eine Excentricität, die immer ſehr nachtheilig auf die Production desjenigen wirkt, was man produciren will. Die Salinen bei Colberg haben es bewieſen, die in den Händen der Privatperſonen zu Grunde gehen wollten, als ſie das Hüttendepartement übernahm.

Den Netto-Ertrag der Salzrevenüen kann man im Durchſchnitt dreiſt auf 2 Millionen annehmen, und beträgt die Erhöhung ⅓ des ehemaligen Einnahmequantums.

Vom Stempelweſen.

Die Abgabe aus dieſer Quelle hängt im preuß. Staat theils von der Nothwendigkeit, theils von der Willkühr der Contribuenten ab, in ſofern die Paraphen-Jura, Karten und Muſikzettel damit verbunden ſind. Die letztern ſind eigentlich eine Abgabe auf die Conſumtion, denn im Spiel und in der Muſik liegt ein großer Genuß, und warum ſoll derjenige, der im Stande iſt das koſtbare Vergnügen des Kartenſpiels zu genießen, nicht dafür bezahlen? Wer das Geld ſo zum Wegwerfen hat, kann auch dem Staate einen Beitrag davon zollen. Eben ſo kann derjenige, welcher den Tanz liebt und dafür Geld ausgiebt, etwas an den Staat für dieß Vergnügen bezahlen; es wäre denn der pohlniſche Bauer, dem man von Staatswegen alle Sonntag eine beſſere Muſik wie die der Sackpfeife verſchaffen ſollte, um ihn menſchlicher zu machen.

Was aber die Stempelabgabe in specie anlangt, ſo iſt es die widerſinnigſte aller Steuern. Dieſe Abgabe hat weiter keine Tendenz: als Geld zu erhalten, und (wie Canard in ſeinem Werke von der Staatswirthſchaft ſagt):

> Die Zahlung ſo zu beſtimmen, daß die Erhebung gerade dann geſchehe, wann der, von dem ſie geſchehen ſoll, am beſten im Stande iſt, und am mehrſten Luſt hat, dieſe Zahlung zu leiſten.

Iſt das aber eine vernünftige Grundlage einer Steuer? Der Contribuent, der zahlen ſoll, muß wiſſen wofür? Bei den Conſumtionsſteuern ſagt er ſich ſelbſt, wenn er einen Biſſen in den Mund ſteckt: Für deinen ruhigen Genuß gab ich dem Staate einen Beitrag? Bei der Grundſteuer, wenn der Cultivateur ſeinen Weizen einführt, ſagt er zu ſich ſelbſt: Dafür, daß ich dich mein nenne, gebe ich dem Staate meinen Beitrag. Was kann wohl in dieſer Art der Stempel-Contribuent (bei Erbſchaften etwa ausgenommen) zu ſich ſelbſt ſagen? Dafür, daß mir der Staat Gerechtigkeit wiederfahren läßt, habe ich ihm bereits eine Menge Geld gegeben, und nun will er noch für die Ausübung dieſes Rechts beſonders bezahlt ſeyn?

Der Arme, der Mühe hat ſein tägliches Brod zu verdienen, muß er nicht, um ſeinem Landesherrn die gerechteſte Bitte von der Welt einreichen zu können, erſt einen Groſchen haben, um den Stempelbogen kaufen zu können, auf dem er ſeine Bitte niederſchreibt?

Wie lächerlich iſt es nicht, wenn der Staat ſich von denen, die er in ſeine Dienſte aufnimmt, Chargengebühren entrichten läßt? Da heißt es: Was ich dir mit einer Hand reiche, nehme ich dir mit der andern.

Der Weinbergsbeſitzer, der von ſeinen Weinleſern ſich für die Ehre bezahlen läßt, der Weinleſe beizuwohnen, handelt wohl ſehr unweiſe, denn die Contribuenten werden ſich an den Trauben entſchädigen. Beſſer iſt's, er ſagt: Kinder, ſeyd nur fleißig, und auſſer eurem Lohn, möget ihr euch ſatt an den Trauben eſſen, aber ſchont mir die Stöcke, und nehmt mir nichts mit. Wenn in vorigen Jahrhunderten dieſe widerſinnige Abgabe erfunden wurde, ſo kann man es auf Rechnung des Zeitalters ſetzen, daß aber im Jahre 1802 im Preuß. dieſe Abgabe ums Doppelte erhöht wurde, zeigt nicht von der Weisheit des Miniſters, der dieß Plus hervorbrachte.

Doch zur Sache.

Im preuß. Staate wurde das Stempelweſen zuerſt 1682, und zwar vom Churfürſten Friedrich Wilhelm I den 1. Decbr. eingeführt. Zum Veranlaſſungsgrunde wurde angegeben:

„Es geſchähe zur Erleichterung der Contributionslaſt.“

Sämmtliche gerichtliche Akten erhielten drei verſchiedene Stempel.

1) Das Stempelpapier, welches mit dem Churhute bedruckt war, mußte zu allen Sachen genommen werden, die mit dem Gnadenſiegel verſehen waren, als z. B. Beſtellungen, Begnadigungen, Verſchreibungen, Privilegien und Confirmationen

100 Rthlr. an Werth des Gehalts oder des Privil gaben ½ Proc. oder 12 Gr.

2) Ein anderer Stempel, der einen Adler führte, wurde bei den Gerichten gebraucht. Außer den Monitoriis, Inhibit. Executorial. u. ſ. w. galt derſelbe 3 Gr., bei dieſen 1 Gr. 6 Pf.

3) Die lezte Art des Stempels beſtand in einem Scepter, und wurde zu Suppliken, Scheinen, Quittungen, Wechſeln ꝛc. gebraucht, und galt nur 4 Pfennige.

Im Jahr 1701 den 6. Dec. kamen die Karten an die Reihe der contribuablen Gegenſtände, das Spiel gab damals zuerſt 1 Gr. ab.

Bis zum Jahr 1766 ſtiegen nun die Stempelſätze nach und nach, und die Modifikationen, unter welchen Stempelpapier gebraucht werden ſollte, nahmen kein Ende. In dieſem Jahre wurde aber dieſe Partie der Abgabe ganz genau beſtimmt, und dieſe Einrichtung blieb bis 1802, wo der preuß. Staat ein ganz neues ſehr drückendes Stempel-Reglement erhalten hat. Es iſt vom 17. Septbr. 1802 datirt.

Das einzige, was dieß neue Stempeledikt Erleichterndes mitgebracht hat, iſt die Verfügung:

Daß in Zukunft alle öffentliche Beamte, welche einen Gehalt (incl. aller fixirten Accidenzien) von jährlich 500 Rthlr. oder weniger haben, von allen Chargen und Stempelgebühren frei ſeyn ſollen.

Das Stempelweſen dehnt ſich aus:

1) Auf alle Gnaden-Sachen, Patente, Privilegien, Gehalts-Quittungen und Bittſchriften. Bei den Gehaltsquittungen iſt aber das Militair eximirt; auch erſtreckt ſich das Stempelrecht auf Gehaltsquittungen nicht, die über Gehalte aus Sportelkaſſen ertheilt ſind. Eben ſo iſt die Geiſtlichkeit eximirt, in ſofern ſie ihre Gehalte aus andern als königl. Kaſſen zieht.

Bei Bittſchriften und Geſuchen, ſo wie zu den Reſolutionen darauf, deren Gegenſtand nicht 30 Rthlr. werth iſt; in den Angelegenheiten der königl. Prinzen, der Armee, der Unterofficiere und Soldaten, als ſolcher, darf kein Stempelpapier adhibirt werwerden, zu allen übrigen aber 1 ggr. Bogen.

2) Zu allen Prozeß- und außergerichtlichen Akten, wird Stempelpapier gebraucht.

Alle Kontrakte über einen Gegenſtand, der den Werth von 30 Rthlr. erreicht oder nicht geſchätzt werden kann, muß ein 6 Gr. Bogen genommen werden. Ebenfalls zu jedem trocknen Wechſel und Schuldſchein von dieſem Betrag. Kaufmänniſche Wechſel gehören nicht dahin und ſind frei.

Bei Kontrakten ſteht folgender Grundſatz feſt:

Beträgt das Kaufgeld über 50 Rthlr. bis 100, ſo wird ein 6 Gr. Bogen gebraucht. Ueber 100 Rthlr. werden dem 6 Gr. Bogen zu jedem vollen Hundert 4 Gr. hinzu gerechnet. Jedoch die Thaler, welche kein volles Hundert ausmachen, nicht in Anſchlag gebracht.

3) Auf Prozeß- und Specialvollmachten, wo, bei einem Gegenſtande über 30 bis 100 Rthlr. Werth, eine 8 Gr. Vollmacht, darüber eine 12 Gr. Vollmacht genommen werden muß.

4) Auf Erbſchaften.

Man hat dieſelben darin unterſchieden, ob die Erben Deſcendenten und Aſcendenten oder Seitenverwandte und fremde Perſonen ſind. Im erſtern Falle werden von einem Quanto über 50 Rthlr. bis 100 Rthlr. 6 Gr. genommen; über 100 Rthlr. wird von jedem vollen Hundert 4 Gr. hinzugerechnet. In dem letztern Falle wird aber über den Satz von 100 Rthlr. hinaus, der bei Kontrakten vorgeſchriebene Stempel dreifach genommen.

Zu Teſtamenten über 50 bis 400 Rthlr. Werth des Objektes, wird ein 6 Gr., über 400 Rthlr. ein 2 Rthlr. Stempel erfordert. Dieß gilt auch bei Eheſtiftungen und Erbverträgen.

5) Auf jüdiſche Trauſcheine.

Hier giebt es die höchſten im Edikt nachzuſehenden Sätze von 8 bis 20 Rthlr. nach Maaßgabe des Schutzbriefes.

6) Auf Handlungsbücher (Paraphen-Jura).

Sie ſind nach dem Umfange der Geſchäfte des Zahlenden von 1 bis 10 Rthlr. beſtimmt.

7) Auf Spielkarten.

8) Auf die Muſik bei Hochzeiten, Kindtaufen, Tanzgeſellſchaften von 6 Gr. bis zu 1 Rthlr. 8 Gr. mit Ausnahme Schleſiens, Südpreußens, Neuoſtpreußens, Anſpach, Baireuth, Oſtfriesland, Neufchatel und Valangin.

Uebrigens iſt dieß neue Edikt nicht auf die zuletzt benannten Provinzen Anſpach ꝛc. ausgedehnt, wo die alte Verfaſſung beibehalten worden iſt.

Nach dieſem neuen Edikt iſt die Stempelabgabe von 600,000 Rthlr. unter Friedrich auf 1,500,000 Rthlr. geſtiegen.

Die Haupt-Stempel- und Karten-Kammer in Berlin dirigirt die ganze Anſtalt des Stempelweſens, Schleſien hat aber eine eigene Kammer in Breslau zu dieſem Behuf. Von hier aus werden die Stempelmaterialien an die Hauptrendanten in den Provinzen verſendet, die auch ſtets einen eiſernen Stempelbeſtand haben. Dieſe Hauptrendanten ſind die Steuerräthe und die Stempel-Receptoren bei den Landes-Collegiis, die erſteren vertheilen ihr erhaltenes

Stempel-Materiale in die Städte ihres Departements, wo bey jedem Magiſtrat ein Special-Rendant ſich befindet.

Es werden den Haupt-Rendanten 4 p. Ct. Tantieme bewilligt, wovon ſie die Special-Rendanten zufrieden ſtellen müſſen. Alle Monat wird ein Abſchluß gemacht, ſolcher mit den eingenommenen Geldern der Stempelkammer eingeſandt, und von daher der erſteren Beſtand wieder ergänzt.

Von der Münze.

Es kann hier nur von der Münze als von einer Staats-Einnahme-Quelle die Rede ſeyn, ſonſt würde ich die Geſchichte des Münzweſens des Preußiſchen Staats damit verbinden, die ſehr intereſſant ſeyn, und beweiſen würde, wie ſehr zu allen Zeiten auch Preußens weiſe Fürſten darin irrten, wenn ſie glaubten, die Münze könne ihnen einen gerechten Gewinn bringen.

Wenn die Nationen das Metall einſtimmig als das beſte Tauſch- und Ausgleichungsmittel von jeher anſahen und dazu beſtimmten, ſo bedurften ſie nur einer Autorität, die dieſem Metall ein Zeichen gab, daß der äußere oder der Nominalwerth dem innern entſpräche; und ſo wandelte ſich das Metall in Geld um, indem die Regenten (als erſte Autorität) durch ihr Bildniß dem Metall einen Stempel aufdrückten.

War es nun wohl nicht der erſte Schritt zur Vernichtung der Regenten-Tugend (die ſicherſte Baſis ihrer Gewalt), wenn die Fürſten das Publikum durch ihren Stempel täuſchten, und ihrem ausgeprägten Gelde einen größeren Nominalwerth als innern Gehalt gaben? Durch dieſe Regenten-Thorheit hat das arme Deutſchland, in ſo viele große, mittlere und kleine Staaten vereinzelt, ſo lange es Münze gab, ganz beſonders gelitten, und der Betrug iſt dadurch in der Geldwechſelung recht eigentlich organiſirt worden.

Das Lächerlichſte war, daß immer ein Fürſt die Münzſorten des Nachbars in ſeinen Staaten verbot, indeß er ſeine Münze wo möglich noch ſchlechter ausprägte, als die des Nachbars war.

Wenn man ſich im Preußiſchen Staate genau davon unterrichten will, ſo muß man

Myl. Const. Marchic. B. IV. 1. Abſchn. Cap 1. von Münz-Sachen

ſtudiren.

Man findet daſelbſt unzählige Verordnungen von verrufenen Münzen, wobey dieſelben abgezeichnet ſind.

Dem Mißbrauche, welchen die deutſchen Regenten mit der Münze zuerſt angefangen hatten, ſahen ſie ſich genöthigt Einhalt zu thun, wie Privati (Kipper und Wipper) nach ihrer Art die Münzen zu verfälſchen anfingen.

Nun wurden Verſuche gemacht, in Deutſchland einen allgemeinen Münzfuß einzuführen.

Dieß geſchah 1738 zu Leipzig, woraus der Leipziger Fuß entſtand, dann kam, als man auch jene Convention bald brach, der Conventions- oder der 20 und 24 Guldenfuß auf, und weil es immer für die Fürſten zu leicht war, ihre Einnahmen anſcheinend durch ſchlechte Münzen zu verbeſſern, ſo halfen alle jene Geſetze zu nichts.

Der große Friedrich ſah ſich im ſiebenjährigen Kriege genöthigt, zu dieſem verhaßten Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen, und erſt nach dem Frieden 1766 erhielten die Preußiſchen Münzen einen feſten Gehalt, und zwar:

Friedrichsd'or-Valuta iſt der Werth, welchen der Rechnungs-Thaler von 24 ggr. in hieſigem Frd'or-Golde hat; ſie iſt ohngefähr 23 bis 25 p. Ct. ſchlechter, denn Bankopfunde, und 5 bis 6½ p. Ct. mehr oder weniger beſſer, denn Preußiſche Courent-Valuta (jetzt 14 p. Ct.).

Preußiſche Courentvaluta enthält den Werth des Rechnungs-Thalers von 24 ggr. in hieſigem Silber-Courent, davon gedachtermaßen

131¼ Thlr. Pr. Cour. beſtändig 100 Liv. Bco., oder
21 Thlr. Pr. Cour. beſtändig 16 Liv. Bco., und
105 bis 106½ Thlr. Pr. Cour. veränderlich 100 Thlr. Frd'or.

betragen.

Die wirklich geprägten Münzſorten der Preußiſchen Staaten beſtehen, außer Gold-, Silber- und Kupfermünzen, auch in Banknoten, die dem baaren Gelde gleich circuliren, und ſtatt deſſelben in Zahlung angenommen und ausgegeben werden.

Von goldenen Landesmünzen giebt es gegenwärtig doppelte, einfache und halbe Friedrichsd'or zu 10, 5, und 2½ Thlr. Frd'or.; dieſe ſind 25 p. Ct. m. od. w. ſchlechter, als Banco, und gelten einzeln das Stück 10 Thlr. 12 gr., 5 Thlr. 6 gr. und 2 Thlr. 15 gr. Pr. Cour. circa.

Dukaten à 2¾ Thlr. in Dukaten, nach dem Reichsmünzfuß, die Cölniſche Mark von 23⅔ Karat fein zu 67 Stück, werden jetzt nicht mehr ausgemünzet, ſind aber, wenn ſie unter andern Sorten fremder Dukaten mit vorkommen, circa 20 p. Ct. ſchlechter, als Banco, und gelten einzeln gemeiniglich 3 Thlr. Preuß. Cour.

Von ſilbernen Landesmünzen hat man gegenwärtig:

a) Als Preußiſch Courent, ſo zu $31\frac{1}{3}$ p. Ct. Verluſt gegen Banco feſtgeſetzt, und ſeit 1770 auch in den kleinſten Sorten juſtiret und gerändert iſt, nämlich: Ganze, halbe, und viertel Thalerſtücke zu 24, 12 und 6 ggr., Drittelſtücke zu 8 ggr., Sechſtel- und Zwölftelſtücke zu 4 und 2 ggr.

b) Als Scheidemünzen giebt es: Einen guten Groſchenſtücke, desgleichen Stücke zu 6, 4, 3 und 1 Pfennig.

Von kupfernen Landesſcheidemünzen hat man zwar noch Stücke zu 3 und 1 Pfennig, ſie ſind aber jetzt wenig mehr zu ſehen.

Man findet jetzt, wegen der ſeit der Zeit geſchehenen Abnutzung der Sorten, gemeiniglich nur folgendes Gewicht:

500 Thlr.-Stücke, incl. eines Beutels von circa 4 bis 5 Loth, wiegen 47 Mark 7 Loth bis 48 Mark, oder

100 Thlr.-Stücke, ohne Beutel, circa 9 Mark 8 Loth;

500 Thlr. Eindrittelſtücke, incl. doppelter oder zweier Beutel von 8 bis 10 Loth circa, wiegen 54 Mark 8 Loth, oder

100 Thlr. ⅓telſtücke, ohne Beutel, circa 10 Mark 5 à 6 Loth;

500 Thlr. Einſechſtelſtücke, incl. doppelter Beutel von circa 12 Loth bis 1 Mark, wiegen 66 Mark 8 Loth bis 68 Mark, oder

100 Thlr. ⅙ſtücke, ohne Beutel, circa 13 Mark bis 13 Mark 1 Loth;

500 Thlr. Einzwölftelſtücke, incl. doppelter Beutel von 15 Loth bis 1 Mark 3 Loth, wiegen 93 bis 95 Mark 10 Loth;

100 Thlr. $\frac{1}{12}$ſtücke, ohne Beutel, circa 18 Mark bis 18 Mark 6 à 8 Loth.

Nach dem königl. preußiſchen Münzfuße werden gepräget:

I. Aus der Cölniſchen Mark von 21 Karat 9 Grän fein Gold 35 Stück Friedrichsd'or à 5 Thlr. Frd'or.; da nun die Cölniſche Mark 4864 Holländiſche As wiegt, ſo

	wiegt überhaupt Holl. As	und enthält fein Holl. As Gold
der doppelte Frd'or $17\frac{1}{2}$ Stück = 1 Mk.	277 94	251 89
der einfache Frd'or 35 Stück = 1 Mk.	138 97	125 94 à 95
der halbe Frd'or 70 Stück = 1 Mk.	69 48	62 97

Ferner werden:

II. aus der Cölniſchen Mark fein Silber 14 Reichsthaler in Preußiſchem Courent gepräget, und die verſchiedenen oben angemerkten und dazu gehörigen Silberſorten ſollen, nach Anzeige der königl. Münze vom 23. Juli 1765, folgenden Gehalt oder Feine haben, nämlich:

Ganze, halbe und viertel Thalerſtücke 12 Loth — Grän fein,
$\frac{1}{3}$tel oder 8 ggr. Stücke „ „ 10 „ 12 „ „
Timpfe oder 5 einen Thaler Stücke 9 „ — „ „
$\frac{1}{6}$tel oder 4 ggr. Stücke „ „ 8 „ 6 „ „
$\frac{1}{12}$tel oder 2 ggr. Stücke „ „ 6 „ — „ „

Die geſetzmäßige Proportion zwiſchen Gold und Silber nach gedachtem Münzfuße iſt zwar, wenn man den Frd'or. zu 5 Thlr. rechnet, wie Eins in Golde zu 13[illegible] in Silber; da aber der Frd'or. beſtändig höher, als zu 5 Thlr. in Pr. Cour. gehalten wird, ſo iſt auch dieſe Proportion höher, und nicht beſtändig, ſondern veränderlich, wie der ſteigende oder fallende Agio ſolches veranlaſſet. Denn wenn man z. B. die Frd'or. à 5 Thlr. zu 5 p. Ct. Agio, oder das Stück zu $5\frac{1}{4}$ Thlr. in Preuß. Silbergelde verwechſelt, ſo entſteht eine zufällige Proportion wie 1 in Golde zu 14[illegible] in Silber; folglich muß die jedesmalige wirkliche Proportion zwiſchen Gold und Silber bei jeder Veränderung des Agio beſonders ausfindig gemacht werden.

In Anſehung des Goldes und Silbers, welches die königl. Münze, jedoch nur blos von königl. Caſſen und wenigen, nicht damit handelnden Partikuliers annimmt, hat dieſelbe im Jahre 1766 und 1768 folgenden Gehalt und Preiſe beſtimmt:

Vom Golde.

Barren, rein und geſchmeidig, auch im Gehalte zu guten Frd'or. brauchbar, die Mark fein „ 192 Thlr. Frd'or.
Dukaten, zu 23 Kar. 6 gr. fein, die Mark fein 192 Thlr. Frd'or.
Souveraind'or, u. Guinees à 22 Kar. fein, die Mark fein „ „ „ 192 Thlr. Frd'or.
Während des 7jährigen Krieges mit den Jahrzahlen 1755, 56, 57 und dem Buchſtaben A. ausgeprägte ſogenannte neue Frd'or., desgleichen Mittel-Auguſtd'or à 15 Karat $4\frac{1}{2}$ Grän die Mark fein „ „ „ 190 Thr. 16 gr. Frd'or.
Alſo Raffinirungskoſten 1 Thlr. 8 gr.
Dergleichen neue oder ſchlechte Auguſtd'or mit der Jahrzahl 1758 à 7 Kar. 6 Grän die Mark fein 190 Thlr. Frd'or.
Alſo Raffinirungskoſten 2 Thlr.

Vom Silber.

1) Von denen vor 1764 gangbaren Preuß. Courent-Sorten oder ſogenannten Graumannſchen Gelde:
$\frac{1}{3}$tel Stücke die Mark Brutto à 9 Loth 17 Grän fein,
$\frac{1}{6}$tel „ „ „ „ „ à 7 „ 16 „ „
$\frac{1}{12}$tel „ „ „ „ „ à 5 „ 16 „ „
$\frac{1}{24}$tel „ „ „ „ „ à 4 „ 16 „ „

2) Von denen von 1763 bis 1764 gangbaren und alsdann reducirten Preuß. Courent-Sorten werden angenommen:

$\frac{1}{2}$tel von 1763 à 7 Loth 15$\frac{1}{2}$ Grän fein,
$\frac{1}{4}$tel „ „ à 5 „ 15 „ „
$\frac{1}{12}$tel „ „ à 4 „ 15 „ „
$\frac{1}{24}$tel „ „ à 3 „ 1$\frac{1}{2}$ „ „

3) Von denen während des 7jährigen Krieges ausgemünzten ſogenannten Sächſiſchen reducirten

$\frac{1}{3}$tel Stück à 5 Loth 13 Grän fein,
$\frac{1}{12}$tel „ à 2 „ 2$\frac{1}{2}$ „ „
$\frac{1}{24}$tel „ à 1 „ 15 „ „

4) Barren und reine Sorten, die nicht meſirt, und davon der richtige Gehalt bekannt, wenn ſolche unter

2 löthig	13 Thlr. — gr.			Preuß. Cour.
von 2 — 3 Loth fein	13	„	2 „	
von 3 — 4 „ „	13	„	4 „	
von 4 — 5 „ „	13	„	6 „	
von 5 — 6 „ „	13	„	7 „	
von 6 — 9 „ „	13	„	9 „	
von 9 — 12 „ „	13	„	10 „	
von 12 — 15 „ „	13	„	11 „	
von 15 bis zum ganz feinen	13	„	12 „	

Span. Piaſter, die ältere Sorte à 14 Loth 9 Gr.	fein die Mrk. zu 13$\frac{3}{4}$ Thlr. Pr. Cour.
„ „ die neuere Sorte à 14 Loth 6 Gr.	

Alle andere Lieferanten aber müſſen die zu liefernden Sorten geſchmolzen, und, wegen Ungewißheit des Gehalts, nach den Probezetteln abliefern.

Meckenbrechers Taſchenbuch.

Was ſoll man aber dazu ſagen: daß außer obigen Münzſorten Schleſien, Preußen und verſchiedene weſtphäliſche Provinzen andere Scheidemünze haben, wie die älteren? So hat Schleſien Böhmen, deren 30, Zweigröſchelſtücke, deren 60, und Gröſchel, deren 120 auf einen Thaler gehen, Dinare, als bloße Rechnungsmünze, deren 12 auf einen Böhmen gerechnet werden. Preußen hat Groſchen, deren 90 auf einen Thaler gehen, und Gulden, deren drei einen Thaler ausmachen. Ich übergehe die übrigen.

Es iſt höchſt beſchwerlich, in den verſchiedenen Provinzen verſchiedene Münze zu finden, und dadurch wird ſelbſt der Allgemeinheit geſchadet und die Nationalität derer, die ſich Preußen nennen, gehindert.

Was bei der Preußiſchen Münze bisher den größten Gewinn abwarf, ſind die Groſchen und Sechspfennige. 100 Thaler koſten dem Staate nur 28 Pr. Cour., mithin gewinnt er 72 daran. Die Münze iſt ſo eingerichtet, daß jede Woche 30000 Thlr. von dieſer Sorte ausgeprägt, und durch das Militair in Cours geſetzt werden können. Wollte der Staat hierin kein Maaß halten, ſo würde er anſehnlich, jedoch nur ſcheinbar gewinnen.

Läßt der Staat viel Münze prägen, ſo merkt man es bald am Agio gegen Courant. Jetzt giebt letzteres 5 p. Ct.

Die Engländer, welche von jeher die Schwachheiten des Continents zu benutzen verſtanden, haben in neuern Zeiten die Münzverbrechen der Preuß. Regierung benutzt, und mit derſelben in die Wette den Staat mit falſchen Groſchen überſchwemmt. Dieſe Groſchen ſind nicht ſchlechter, wie die Preußiſchen; der Engländer iſt mit 72 p. Ct. zufrieden. Geht dieß noch lange ſo fort, ſo wird gegen dieſe Groſchen ſo lange, bis das pari des innern Werths dieſer Münze gegen Courant und Gold feſtſtehen wird, dieſes eingewechſelt und außer Landes gebracht werden. Der Ertrag der Münze iſt in den neueſten Etats nur zu 300000 Thlr. angenommen.

Von den Chargen-Gebühren.

Der Churfürſt **Friedrich Wilhelm** wollte dem Preußiſchen Staate eine Seemacht geben; ſeine Bemühungen zu dieſem Zwecke ſind bekannt. Dieſer Idee verdankt die noch heute beſtehende Chargen-Caſſe ihre Entſtehung. Dieſe fällt in das Jahr 1686. Unter dem 1ſten Januar dieſes Jahres erließ der Churfürſt ein Edict, welches ich wörtlich hier einrücke:

Myl. Conſtit. Marchicar. IV. Th. V. Abth. I. Cap.

Das 2te Capitel

von

Marinen-Chargen- und Recruten-Caſſe.

No. 1. Edict wegen angeordneter Marinen-Caſſe, und daß von allen weltlichen Bedienungen die Hälfte des Gehalts vom erſten Jahre dazu erlegt werden ſolle ꝛc. Vom 1ſten Januar 1686.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden Marggraf zu Brandenburg, des Heil. Römiſchen Reichs Erz-Cämmerer und Churfürſt ꝛc. Fügen hiermit jedermänniglich zu wiſſen: Nachdem Wir Uns jederzeit eine beſondere Sorge ſeyn laſſen, die Uns von Gott anvertraute Lande und Provinzien durch allerhand dienliche Mittel und Wege in einen floriſanten Stand zu ſetzen, und unter andern auch die Seefahrt und Handlung, als die fürnehmſten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen beydes zu Waſſer, als auch durch die Manufacturen zu Lande, ihre Nahrung und Unterhalt erlangen, an einigen bequemen Orten Unſerer Herzogthümer und Lande einzuführen.

Als ſeynd Wir gnädigſt geſonnen, alle und jede Unſere eingebohrne Unterthanen, ſo in auswärtigen Landen bey der See ihre Lebensmittel ſuchen müſſen, in Unſere eigene Marin-Dienſte nach aller Möglichkeit zu accommodiren, auch zugleich Unſere Marine auf einen beſtändigen Fuß zu ſetzen, und wegen derſelben Unterhalt die Nothdurft zu verordnen.

Gleichwie aber ein ſo nöthig und nützliches Werk ohne Baarſchaften und Geldmittel nicht angefangen, vielweniger glücklich hinausgeführet, und der fürgeſetzte Zweck erreichet werden kann; Als haben Wir nach reifer der Sachen Ueberlegung gnädigſt gut gefunden, zu Aufbringung der zu dieſem Behueff erforderten Gelder nachfolgende Mittel in allen Unſeren Landen und Provintzien zu beſtändiger unwiderruflicher Observantz einzuführen und zu verordnen; Geſtalt Wir denn hiemit befehlen, ſetzen und verordnen, daß von nun an und hinführo in allen Unſeren Landen keine Aempter und Bedienungen, wie die auch Nahmen haben, vergeben werden ſollen, es ſey denn, daß derjenige, ſo damit begnadiget, ehe er in Eyd und Pflicht genommen, oder ihm die Beſtallung ausgefertigt wird, die Helffte ſeines Gehalts vom 1ſten Jahre vorhero an Unſern Rath, Heinrich von Portz, als Unſern dazu beſtellten Special-Einnehmer, baar bezahlen, davon niemand, er ſey auch, wer er wolle als allein alle Geiſtliche, Kirchen- und Schuldiener eximiret ſeyn ſollen; Diejenigen, ſo etwan des Vermögens nicht ſeyn, ſolchen Vorſchuß baar zu thun, ſollen im erſten Jahr ihrer Bedienungen nicht mehr, als die Helffte der Beſoldung genießen, die andere Helffte aber ſoll ſofort eingezogen und ad Cassam gegeben werden. Welches denn auch alſo gehalten werden ſoll, dafern jemand ſäumig wäre, ſolches Quantum zu erlegen, geſtalt kein einiger Gehalt auszuzahlen, es ſey denn vorhero dieſes halben Jahres wegen Richtigkeit gemachet oder ſolches decourtiret.

Nebſt dieſem wollen Wir auch keine Anwartungen und Expectanzen zu einigen Aemptern und Bedienungen ertheilen, der Expectant zahle dann zuvor den vierdten Theil ſeines künftigen Salarii von einem Jahr, wodurch er jedoch hiernechſt bey würklicher Antretung des Dienſtes von Entrichtung des halben Theils der jährlichen Beſoldung keinesweges befreyet, ſondern gleich anderen an gemeldeten Unſeren Rath von Pork, als Unſerem dazu beſtellten Special-Einnehmer, baar zu erlegen gehalten ſeyn ſoll; wobey Wir zugleich verordnen, daß, da zu einer Bedienung mehr als eine Expectanz ſich finden oder ertheilt ſeyn ſollte, die älteſte vermittelſt der Erlegung des vierdten Theils des jährlichen Tractements innerhalb ſechs Wochen a publicatione dieſes Unſeres Patents alleine gültig, alle jüngere Expectanzen und Anwartungen aber revociret und caſſiret ſeyn ſollen, es wäre denn, daß derjenige, ſo die ältere Expectanz erhalten, zu ſolchem Dienſte nicht capabel wäre, auf welchen Fall die nechſte zu praeferiren; Geſtalt Wir denn hiedurch allen und jeden, ſo dergleichen Expectanzen erlanget, gnädigſt anbefehlen, ſich forderlichſt anzumelden, glaubwürdige und vidimirte Abſchriften von ihren erlangten Anwartungen, ſamt dem vierdten Theil des künftigen Gehalts, einzubringen, damit ſolches bey Unſerer Hof-Renthey regiſtriret, und ſolchen Expectanten, nebſt fernerer Verſicherung, ein Schein ertheilt werden könne.

Gleichergeſtalt wollen Wir, daß es mit den Titular-Chargen, womit einige von Uns begnadigt, gehalten, und das Patent des Tituls nicht eher ausgereichet, noch weniger derſelben jemand in Pflichten genommen werde, er habe denn zuvor bey gemeldetem Unſerem dazu beſtellten Special-Einnehmer, vermöge der gemachten Designation, die Gebühr baar bezahlet.

Wenn Wir auch von nun an und inskünftige einige Gnaden-Verſchreibungen an Canonicaten, verfallenen Lehn-Gütern, Gnaden-Geldern, Confirmationen, oder einigen anderen Beneficien, wie die auch Nahmen haben mögen, ertheilen würden, ſollen davon eines Jahres Intraden baar vorhero erleget, und diejenigen, ſo ſolche Gnaden-Verſchreibung von uns erlanget, vor baarer Erlegung des geſetzten Geldes, zur Perception keineswegs verſtattet werden.

Wir befehlen demnach allen und jeden Unſeren Statthaltern, Regierungen, Ampts-Cammern, Verweſern, Haupt- und Ampt-Leuten, Droſten, Beampten, Magiſtraten in Städten, und insgemein allen Unſern Bedienten, wie nicht weniger allen Praelaten, Grafen, Herren vom Adel, Vasallen, Bürgern und Unterthanen, wes Standes und Würden dieſelbe ſeyn, in Gnaden und ernſtlich, ſich hiernächſt unterthänigſt zu achten, und dieſer Unſerer gnädigſten und wohlbedächtlichen Verordnung gehorſamlich nachzuleben, auch darwider in keine Wege zu handeln, ſo lieb einem jedweden iſt, Unſere Ungnade und Arbitrari-Straffe zu vermeiden.

Abſonderlich befehlen Wir auch Unſeren Geheimen-Secretarien und Canzley-Bedienten gnädigſt und ernſtlich, bey Extradirung der Beſtallungen und Patenten, dasjenige, was Wir anitzo in dieſem Edict verordnet, gehorſamſt zu beachten, und dahin zu ſehen, daß ſolchem allen genau nachgekommen, und dawider nichts gethan und verſtattet werde. Uhrkundlich unter Unſerer eigenhändigen Unterſchrift und vorgedrucktem Churfürſtl. Inſiegel.

Gegeben zu Potsdam, den 1. Januar 1686.

Friedrich Wilhelm.

Die Chargen-Caſſe erhielt daher zuerſt den Namen Marine-Caſſe, und ein jeder Salarirte mußte die Hälfte ſeines Gehalts des erſten Jahres dahin zahlen, eben ſo wurde für die Titulatur etwas Anſehnliches contribuiret.

Churfürſt **Friedrich** ſetzte im Jahre 1691 den Salarien-Antheil auf ¼ herunter.

Unter ihm wurde aber ein förmlicher Tarif bekannt gemacht, worin alle Officia im ganzen Lande namentlich mit einer Patent-Steuer aufgeführt waren.

König **Friedrich Wilhelm** hob 1721 den 29. December dieſe Marine-Caſſe auf, und verſchmolz ſie mit der damals beſtehenden Recruten-Caſſe.

Jetzt beſteht dieſe Caſſe unter dem Titel der Chargen-Caſſe noch immer. Dieſelbe zieht noch heute von allen Salariſten, mit Ausnahme der Geiſtlichkeit und des Militairs, ¼ des Gehalts. Sie zieht von den Patenten, welche die Salariſten erhalten, die feſtgeſetzte Abgabe, und dahin fließen auch die Incolat- und Conceſſions-Jura.

Wenn die Preußiſche Regierung ihren Officianten den Gehalt aus königl. Caſſen auf ¼tel Jahr im voraus bezahlt (von andern wird kein pars salarii gefordert), ſo kann man dieſe Pränumeration mit den Salarien-Antheil von einem Viertheil des Gehalts compenſiren. Die Patent-Steuer gehört übrigens zur partie honteuse der Preußiſchen Finanz-Verwaltung. Jetzt ſind, wie ſchon beym Stempelweſen bemerkt worden iſt, die Salariſten frey, welche nur 500 Thlr. und darunter an Gehalt ziehen.

Wie ſtark die Einnahme dieſer Caſſe jetzt iſt, läßt ſich wohl genau beſtimmen.

Vom Poſt-Regale.

Das Einkommen vom Poſtweſen gehört zu den anſehnlichſten in der Categorie der Nebenzweige der Revenüen. Schon unter **Friedrich** rentirte es 1,300,000 Thaler. Jetzt kann man dreiſt

2 Millionen dafür anſehen, weil das Briefporto und die Frachtſätzen erhöht, und die Meilen, welche ſonſt nach dem Herkommen angenommen waren, geometriſch beſtimmt ſind. Dieß verdankt die Poſtcaſſe dem Miniſter Schulenburg, Chef dieſes Departements. Das Publikum, unzufrieden über jede Abgaben-Erhöhung, macht aber jetzt einen Unterſchied zwiſchen ordinairen und Schulenburgiſchen Meilen.

Hierher gehört das Poſtweſen nur als Finanz-Gegenſtand, in polizeylicher Hinſicht möchte dabey ſehr viel zu erinnern ſeyn; beyde Tendenzen wirken aber einander entgegen. Das Finanz-Intereſſe will die ordinaire Poſt ſo wohlfeil als möglich einrichten, da ſie nichts einbringt; das Polizey-Intereſſe verlangt eine bequeme der Zeit angemeſſene Reiſe-Fuhr-Anſtalt. Ich glaube beydes ließe ſich durch eine Kleinigkeit vereinigen.

Die mehreſten Klagen entſtehen bei den fahrenden Poſten über die unbedeckten Wagen. Warum läßt das Poſtdepartement nicht auf den großen Touren zwei bedeckte Poſtwagen gehen, und nimmt für die Meile 1 gr. an Fracht mehr? Warum werden nicht alle Poſtwagen auf Nebenrouten bedeckt? Wahrſcheinlich weil diejenigen, welche das Poſtdepartement dirigiren, nie mit der ordinairen Poſt fahren.

Das Poſtdepartement iſt ein ganz für ſich beſtehendes Bureau, wobey ein Miniſter den Vorſitz hat; dieß iſt beſſer, als wenn dieß Departement noch unter der Cammer ſtände.

Wenn Mirabeau c. l. will: das Poſtweſen ſoll ein Privatgewerbe bleiben, ſo möchte wohl das nämliche daraus werden, was es in Pohlen vor der Theilung war.

Wer ſoll denn die Garantie für die Fracht leiſten? Wahrlich, der Graf Mirabeau, der Stifter alles Unheils, was uns jetzt drückt, der oft Anſichten von den Dingen hatte, als mancher Wahnſinnige.

Vom Servis.

Dieß iſt eine Abgabe, die zwar nur durchlaufend in den Staats-Einnahmen iſt, dennoch iſt ſie hier aufzuführen, da davon ein Netto-Quantum übrig bleibt, und bey der General-Staats-Ausgabe ſolche unter den Militair-Ausgaben mit angeführt wird.

Der Servis iſt eine Abgabe, welche in den Städten nach dem Vermögen erhoben wird, und deren Repartition der Steuer-Rath mit Zuziehung des Magiſtrats und der ſtädtiſchen Repräſentanten kanten alle Jahre anfertigt. Es befindet ſich in jeder Stadt eine Special-Servis-, und in jeder Kammer-Departementsſtadt eine General-Serviscaſſe, zu dieſen wird monatlich Servis bezahlt.

Aus denſelben erhalten nun die Compagnie-Chefs für den effektiven Beſtand ihrer Soldaten und Officiere die feſtgeſetzten Quartiergelder ausgezahlt, welche den Wirthen zu Gute kommen, welche Naturaleinquartirung tragen. Eigentlich wurde dieſe Abgabe erfunden, um die Einquartirungslaſt auszugleichen. Dennoch bleibt die Naturaleinquartirung immer noch für den, der ſie tragen muß, eine Laſt, wenn er auch den Servis erhält, deshalb zahlt mancher noch beſonders einen Exemtions-Servis außer dem gewöhnlichen, wofür das Servisamt dann ſeine ihm zur Laſt liegende Einquartirung unterzubringen ſucht.

Bei dem Serviswesen herrſchen entſetzliche Mißbräuche, die ich zu rügen keinen Beruf hier finde.

Dieſe Abgabe kann man auf 2 Millionen annehmen.

Schleſien wie es iſt. 1ſter Band vom Servis.

Vom Berg- und Hüttenregale.

Das Berg- und Hüttendepartement iſt völlig von den übrigen iſolirt. Es gehören dahin: Alle Berg-, Hütten- und Salzwerke die Porzellanfabrik, ſo auch die Aufſicht über Privatwerke dieſer Art. Nach des Miniſters **Heinitz** Aufſatz über dieſen Gegenſtand betrugen die Staatsrevenuen zu jener Zeit von dieſem Zweige 7,50000 Rthlr.

Jetzt kann man 1,200000 Rthlr. annehmen, da alle Produkte aus dieſer Quelle im Preiſe geſtiegen ſind.

Ich beziehe mich übrigens lediglich auf jenen Aufſatz. Eine Hauptquelle von Staatsrevenuen iſt nun noch die Verbindlichkeit der Unterthanen zum Vorſpann und zu Materiallieferungen, wofür der Staat ihnen etwa [illegible] des wahren Werthes bezahlt, [illegible] einzieht, da aber dieſer Nutzen nicht zu berechnen iſt, ſo übergehe ich ſelbigen.

Vom Lotto.

Im Preuß. Staatsanzeiger im November-Stück S. 522, und im December-Stück S. 745 ſtehen zwei Abhandlungen, von welchen die Erſtere, die Verpachtung der Klaſſenlotterie nachtheilig, die

Leztere zweckmäßig findet. Beide verdienen hier einen Plaz um ſo eher, als beide Verfaſſer Juden ſind, welche dieſen Gegenſtand am beſten durchdacht haben. Der Verfaſſer der erſten iſt der Geh. Rath Ephraim, der der zweiten ein gewiſſer Saul Aſcher.

Hr. Ephraim ſagt: „Es exiſtiren im preußiſchen Staate „zweierlei Arten Lotterien, Zahlen- und Klaſſenlotterien. Von „lezterer iſt die Einnahme an einen Entrepeneur verpachtet.“

Der jezige Entrepeneur bekommt die ſämmtlichen Looſe einer jeden Ziehung mit einer Proviſion von 4 Procent. Er iſt aber gehalten, denjenigen Collecteurs 2 Proc. zu geben, die bereits kollektirten, als die Lotterie noch adminiſtrirt wurde, und welche zu der Zeit in 36000 Looſen beſtand. Den übrigen neuen Kollekteurs aber giebt er nicht mehr als 1 Procent. Da indeß viele der alten Kollekteurs die Kollekten gleich bei der Veränderung aufgegeben, ſo giebt er gewiß jezt, wenn es hoch gerechnet wird, nur von 20000 Loſen 2 Procent, an die übrigen aber nicht mehr als 1 Procent.

Da bei dem vorlezten umgeänderten Plan manche Kollekteurs die Looſe wieder zurückgegeben haben, ſo hat derſelbe viele, die ſonſt 2 Procent erhielten, auf 1 Procent reducirt.

Der jezige Lotterieplan beſtehet in Folgendem:

Es werden 70000 Looſe (alſo 20000 minder als vormals) das Loos zu 30 Rthlr. ausgegeben; beträgt alſo à 30 Rthlr. per Loos, 2 Millionen 100000 Rthlr. in Friedrichsd'or. Der Staat zieht davon 10 Procent. Dieſe betragen 21000 Rthlr. Der Entrepreneur bekömmt 4 Procent. Dieſemnach bleiben dem Staat nur 6 Procent. Die faux frais betrugen alſo 40 Procent. —

Was thut dafür der Entrepeneur? Das ganze Werk betreibt er mit 4 bis 5 Menſchen. Von ſeinen Kollekteurs läßt er ſich Kaution machen; will er ihnen die Kollektion nicht laſſen, ſo kann er in ihre Stelle hundert für einen bekommen, die ihm gern Kaution leiſten. Die ganze Handhabung könnte durch das bei der Zahlenlotterie bereits vorhandene Perſonal, und zwar von 4 — 5 Perſonen, mit einer Zulage von 4 bis 500 Rthlr. verwaltet werden.

Jezt wollen wir ſehen, was eigentlich der Staat dem Entrepeneur zufließen läßt.

Jede Lotterie beträgt 2 Millionen 100000 Rthlr., davon bekommt der Entrepreneur 4 Prc. macht 84000 Rthlr.

Für 20000 Looſe, oder 600000 Rthlr. ſoll derſelbe
an die Kollekteurs geben 2 Proc. macht 12000 Rthlr.
Die übrigen 50000 Looſe betragen 1500000 Rthlr.
à 1 Proc. 15000 Rthlr.

ab 27000 —

57000 Rthlr.

Wenn ich nun jährlich auch nur 2 Lotterien rechne, ſo hat der Entrepeneur einen Gewinn von 114000 Rthlr. in Friedrichsd'or. Dieß macht in Kourant zu 12 Proc. 13680 Rthlr. Dieß iſt nicht der alleinige Profit. In den erſten vier Klaſſen ſpielt er mit einer namhaften Zahl Looſe ſelbſt, und macht die Kollekteurs geneigt, daß ſie ihm bei der fünften ſolche wieder abnehmen müſſen. Dieſer Gewinn (bei den erſten 4 Klaſſen) iſt ohne die geringſte Gefahr; der Gewinn läßt ſich zwar nicht berechnen, iſt aber anſehnlicher als man wohl denkt. Es iſt ein ſeltener Fall, daß der Entrepeneur die Gelder, bevor nicht die ganze Ziehung vorüber und völlige Abrechnung gehalten worden, an die Kaſſe bezahlt. Er behält alſo eine ungeheure Summe beſtändig zu ſeiner Diſpoſition.

Ich will nur den Intereſſenfuß, damit er ganz ſichere Objekte zum Unterpfande habe, zu 4 Procent rechnen, welchen ungeheuern Gewinn erlangt er nicht dadurch! Ferner in Friedenszeiten gewinnt man bei allen Geldern, die man in Preuſſen, Schleſien und auswärts ſtehen hat, wenn man ſtatt baaren Geldes ſich Wechſel kommen läßt. Auch dieſer Gewinn iſt ſelten unter 1, aber auch zuweilen 2 Procent und darüber. Für alle dieſe Vortheile, deren Gewinne beinahe nicht zu berechnen ſind, was leiſtet der Entrepeneur dafür? Nichts, denn er braucht kein einziges Loos ohne Kaution wegzugeben, und wie geſagt, er kann für einen, der abgeht, wieder Hundert bekommen, die ihm Kaution leiſten werden.

Ferner iſt der Entrepreneur nur gehalten, eine gewiſſe Zahl Looſe nur auf ein Jahr abzunehmen, wie es ſich nunmehr deutlich ausgewieſen hat, daß er ſich nicht zu einer beſtimmten Quantität auf eine beſtimmte Anzahl Jahre engagirt hat.

Geſezt der Staat hätte den Verluſt, daß er im vorigen Jahre 15000 Looſe weniger debitirt hat, ſelbſt tragen müſſen, es iſt noch ſehr zu zweifeln, ob er die ſämmtlichen 15000 Looſe auch wirklich übrig gehabt, und ſelbſt dieſe Looſe für eigne Rechnung geſpielt (die Chancen am Gewinn und Verluſt ſind nicht zu befürchten), denn wenn auch dem Staat Looſe übrig bleiben, was derſelbe in einem Jahr verliert, das gewinnt er wieder im andern. Das Reelle, was der Staat dabei verliert, ſind 10 Procent; alſo 15000 Looſe zu 30 Rthlr. machen 450,000 Rthlr. dieſe zu 10 Procent macht einen Verluſt von 45000 Rthlr. Der Entrepreneur erhält aber 57000 Rthlr., mithin verliert der Staat demungeachtet 12000 Rthlr. (wohl zu verſtehen, dieß kann nur einmal paſſiren) denn bei der zweiten Lotterie kann ja der Staat die Looſe vermindern, und wenn er dieſelbe allein adminiſtrirt, gewinnt er in 57000 Rthlr., die er nicht nöthig hat, dem Entrepreneur zu geben.

Die Vortheile ſind unendlich, und man kann, ohne zu viel zu thun, dem Entrepreneur einen jährlichen Gewinn von 100 bis 180,000 Rthlr. berechnen, wobei er nicht die geringſte Gefahr läuft; ein in der ganzen Welt ungewöhnlicher Gehalt für einen Adminiſtrator, denn für einen Entrepreneur kann man ihn nicht gelten laſſen. Von dieſen 40 Procent zieht der Entrepreneur beinahe allein 30 Procent.

Wenn dieſemnach der Staat ſich entſchließen möchte, ſtatt bis jetzt 10 Procent abgezogen worden, ferner nur 6 Procent abziehen zu laſſen, und alle die Proviſionen aufzuheben, ſo kann die Preußiſche Lotterie die Weltlotterie werden, und eine doppelte Revenue davon haben; auch kann ſolche allenfalls ohne große Unkoſten durch die Seehandlung weit beſſer adminiſtrirt werden.

Saul Aſcher ſagt: Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß das Lotto an und für ſich in jeder Rückſicht keineswegs auf die Moralität der Menſchen einen vortheilhaften Einfluß haben kann. Trotz aller Mühe, die ſich Volkslehrer, Eltern und thätige Vorſteher geben durften, ihre Untergebenen zu lehren, und ſie nur daran zu gewöhnen, daß ſie ein thätiges und induſtriöſes Fortkommen der Ausſicht vorziehen, durch einen unvermutheten Glücksfall ihre Exiſtenz zu ſichern, wird dennoch der Hang der Menſchen, ſich die Zukunft zu vergolden, in der Exiſtenz eines Lotto einen mächtigen Stoff zu der Erwartung eines plötzlichen Glückswechſels finden, welche die Thätigkeit und Induſtrie einer groſen Anzahl Menſchen lähmen, und daher keineswegs für ihre Sittlichkeit von großem Nachdruck ſeyn möchte.

Das Lotto kann auch nur von einer ſolchen Regierung vorzüglich in Schutz genommen, und als eine Erwerbung von Einkünften betrachtet worden ſeyn, die ihre letzten Kräfte aufbietet, um diejenigen Abſichten zu erreichen, die ſie keineswegs durch die auf geraden und natürlichen Wegen ſich geſchaffenen Einnahmen zu erhaſchen vermochte. Das Lotto war daher eins von den letzten Nothbehelfen, das die Regierung als eines von den Mitteln, ihre Selbſtſtändigkeit zu retten, betrachtete, und von dieſer Seite gewinnt die Einſetzung deſſelben eine ſittliche Anſicht.

Indeß der einzige Staat, der das Lotto einführte, und ſich dadurch eine Einnahme verſchaffte, ſetzte dennoch mehr benachbarte und entfernte Staaten gleichſam in Kontribution. Durch ſein Lotto erhielt der Wunſch aller Menſchen einen Hebel, ſich einen unerwarteten Glückswechſel zu erkaufen, und man eilte von allen Seiten herbei, durch ein Scherflein dieſem Staate zu genügen.

Mehrere Regierungen ſahen ſich daher genöthigt, theils den verderblichen Einfluß, den das Beitragen zu einer fremden Staatseinnahme, auf ihre Einkünfte, auf ihre Induſtrie haben mußte, und theils dem aufgereizten Spielgeiſt ihrer Untergebenen zu genügen, in ihrem Staat ſelbſt ein Lotto zu errichten.

Auf dieſe Art entſtand in einer Reihe von Staaten Europa's eine Anzahl von der Regierung privilegirter Lottos, die anfangs eingeſetzt, um den Staat nicht einen Theil ſeiner Kräfte von [illegible] den Händen entziehen zu laſſen, endlich als ein nothwendiges Uebel betrachtet wurden, von welchem der Staat einen heilſamen Nutzen zu ziehen vermochte.

Kein Ertrag eines Lotto in Europa wird, ſo viel ich weiß, ſo edel und gut verwendet, und entſpricht ſo ſehr dem theologiſchen Satz: daß jedes Uebel zu etwas Gutem führen kann, als im Preußiſchen Staat. Es wird bekanntlich zum Beſten der Invaliden, Wittwen, wie auch Schul- und Armenanſtalten verwendet.

Wenn es von der einen Seite löblich iſt, den Ertrag dieſes wohlthätigen Inſtituts ſo hoch wie möglich zu bringen, iſt es aber von der andern auch von der größten Wichtigkeit, daß ihm ſeine Einnahme auf gewiſſe Art geſichert worden.

Diejenigen, welche nur blos ins Auge die Abſicht faſſen, den Inſtituten, welchen der Ertrag des Lottos gewidmet iſt, die größte Einnahme zu verſchaffen, tadeln es ſehr an der Berliner Adminiſtration, daß ſie bei dem Zweige des Lottos, welcher die ſogenannte Klaſſenlotterie begreift, die Sorge für den Abſatz der Looſe einem Generalkollekteur, gegen Rabat von 4 Procent gewährt.

Diejenigen, die dieſen Tadel vorbringen, ſollten bedenken, daß wohl Umſtände und Schwierigkeiten ſich gefunden haben müſſen, die die Direktion der Lotterie von der Zuträglichkeit eines Generalkollekteurs, der alle Gefahren beim Abſatz der Looſe übernimmt, überzeugt haben muß, und dem Inſtitute von einem gewiſſen Vortheil ſeyn möge.

Bekanntlich beſtand die Lotterie-Adminiſtration mehrere Jahre ohne einen Generalkollekteur, und in dieſer Zeit hatte ſie wohl Gelegenheit Erfahrungen zu ſammeln, in wiefern ein Generalkollekteur ihr zuträglich ſey. Ich will nur bemerklich machen:

1) Dürfte der Abſatz durch die Adminiſtration nicht mit ſolchem glücklichen Erfolg betrieben worden ſeyn, als es jetzt von einem Manne geſchieht, der ausgebreitete Kenntniß und praktiſche Kunſtgriffe in der Art beſitzt, wie die Looſe in einem gewiſſen Werth erhalten werden können.

6) Möchte auch der Verluſt der Adminiſtration, den ſie von Zeit zu Zeit an den Privatkollekteurs, trotz der ihr geleiſteten Kaution, erlitten haben mochte, von einiger Bedeutung geweſen ſeyn. Wenn dieß auffallend ſeyn ſollte, dem diene zur Nachricht: daß jede Kaution, die der Privatkollekteur ſtellt, bei weitem nicht der Summe entſpricht, die ihm in dem Werth der Looſe vertraut wird. So z. B. ſtellen Kollekteurs, die 3 bis 400 Looſe erhalten, keine höhere Kaution, als circa 1000 Rthlr. Wollte oder mußte der Kollekteur falliren, ſo verlor die Adminiſtration beträchtlich.

7) Möchte aber den Hauptbeweggrund zur Einſetzung eines Generalkollekteurs wohl abgegeben haben, der Vorſatz, den Anſtalten, für welche der Ertrag des Lottos beſtimmt iſt, einen ſichern Ertrag zu erhalten, der keinesweges von den Launen des Spielgeiſtes abhängt. Man ſetze daher einen Generalkollekteur, der durch eine anſehnliche Kaution für jeden Ausfall des Ertrags Sicherheit giebt.

Nach den allgemeinen Nachrichten hat der Privatmann, welcher die Generalkollektion übernommen, einen Fonds von zweimal hunderttauſend Thaler zur Kaution geſtellt, der ſtets für den Ertrag haften muß, den das Lotto in dem Zeitpunkte, als er die Generalkollekte übernahm, gab.

Wenn ſeit dem Zeitpunkte die Zahl der Looſe um ein Beträchtliches geſteigert worden, und daher durch des Generalkollekteurs Induſtrie oder durch andere Umſtände der Ertrag des Lotto erhöhet worden, ſo iſt der Generalkollekteur aber nur zur Ausgebung der vermehrten Looſe verpflichtet, als er Abſatz findet. Und daher kommt es, daß wenn bei einem Plan, wo er 100000 Looſe ausgeben wollte, keine Rechnung findet, er auf 70000 herabgehen konnte. Es wird bei dieſer Operation keinesweges der Ertrag des Lotto gefährdet, zu dem er ſich verbindlich gemacht.

Wenn aber des Generalkollekteurs Unternehmen nicht mit vielen Koſten verbunden iſt, ſo iſt es doch mit großer Gefahr und großem Verluſt verknüpft, zu welchen beiden ſich nur ein Mann verſtehen kann, der ein ſolcher Kapitaliſt iſt, als der jetzige Generalkollekteur.

Man bedenke, daß er erſtens den Privatkollekteurs eine ihrer Kaution ſehr weit überſteigende Summe ſtets anvertrauen muß, und nicht allein große Verluſte erleiden kann, ſondern wirklich erleidet.

Zweitens: daß ihm oft mehrere tauſend Looſe in ſeinem Portefeuille unabgeſetzt liegen bleiben können, und wirklich liegen bleiben, die er dann auf ſeine eigene Gefahr ſpielen muß. Er kann, wenn er Unglück hat, Summen verlieren, die kein reicher Partikulier ſo leicht dürfte verſchmerzen können.

Dieſe Betrachtungen zuſammengenommen, werden es wohl darthun, daß, wenn der Gewinn des Generalkollekteurs ſehr anſehnlich iſt, er auch ſolchen Gefahren ausgeſetzt iſt, die ihm ſeinen Gewinn ſehr oft entziehen dürften, und daß er, im Verhältniß deſſelben, viel zu verlieren Gefahr läuft.

Auf jeden Fall iſt die Einſetzung eines Generalkollekteurs aber gewiß von größerer Zweckmäßigkeit für die Inſtitute, welchen der Staat den Ertrag des Lotto zu ihrer Erhaltung angewieſen hat, denen hierdurch ihre Einkünfte auf die ſolideſte Art geſichert ſind.

Was mich anlangt, ſo glaube ich, daß der Letztere Recht hat, und zwar deshalb:

1) Weil die Einnahme des Lottos zum Behuf milder Stiftungen beſtimmt iſt, und daher der Etat völlig ſicher ſeyn muß.
2) Weil das Lotto nur nothwendiges Uebel deshalb iſt, da eine Menge kleiner Staaten in Deutſchland ſich dieſes Mittels bedienen, um ihre Einnahmen zu verbeſſern, man daher das Geld dahin aus dem Lande gehen ließe, da die Spielſucht nicht zu hemmen iſt.

Die Revenuen des Lottos betragen 500000 Rthlr.

Vom Geldumlauf im preußiſchen Staat und der Inſtitute zur Belebung der Cirkulation.

Da dem Preuß. Staate — als Friedrich zur Regierung kam, große Kapitaliſten fehlten, die zu großen Anlagen, zum Geldumſatz, zu Banquiergeſchäften, zum Handel hinreichende Fonds hatten, daher durch Juden und andere Wucherer ein hoher Zinsfuß entſtand, ſo trat der König ins Mittel und etablirte die Bank, die Seehandlungs-Societät und die Kreditſyſteme in den Provinzen für den Adel. Die Bank ſollte das dem Handel und Manufakturiſten ſeyn, was die Pfandbriefe dem Adel waren.

In neuern Zeiten hat man auch die Bank für den Ackerbau benutzt.

Schwer iſt es, den Geldumlauf eines Staats zu beſtimmen. Nach dem Tournant der Bank kann man 200 Millionen an Papieren und baarem Gelde annehmen, die in Cours ſind.

Papiere, die durch Grund und Boden, oder durch vorhandenes Geld und Realitäten fundirt ſind, giebt es 90½ Millionen.

1) Schleſien hat creirt		25	Millionen.
2) Die Chur- und Neumark		6	—
3) Weſtpreußen	.	6	—
4) Oſtpreußen	.	4	—
5) Pommern	.	8	—
6) Die Bank	.	28½	— Obligationen.
		1¼	— Banknoten u. Depoſit. Scheine.
7) Die Seehandlung		14	—
		Summa 92¾	Millionen.

Hiezu kommen die Treſorſcheine, von denen 3 Millionen in Cours geſetzt ſind, und die Holz-Adminiſtrations-Obligationen, deren Betrag mir nicht bekannt iſt. Eben ſo wenig kenne ich den Betrag der noch cirkulirenden Tabaks-Aſſecuranz-Compagnie- und Heringsfiſcherei-Compagnie-Aktien. Man kann alſo den Betrag ſämmtlicher im Preuß. Staat cirkulirenden Papiere ohngefähr auf 100 Millionen Thaler annehmen. Alle diejenigen, welche die Maſſe des baaren Geldes, ſo in den Preuß. Staaten cirkulirt, nur auf 30 bis 40 Millionen angeben, ſo wie z. B. der Kriegsrath Krug, ſind deshalb in einem großen Irrthum, weil außer jenen Papieren gewiß eben ſo viele Hypotheken-Inſtrumente in Cours ſind, und man daher nicht zu viel thut, wenn man 100 Millionen baares Geld annimmt, welches mithin nur ½ des Circulations-Vermögens ausmacht.

Von dem landſchaftlichen Pfand-Kreditſyſteme.

Die Pfand-Kreditſyſteme der adlichen Gutsbeſitzer ſind im Preußiſchen Staat zuerſt in Schleſien im Jahre 1770, und ſeitdem in mehreren andern Provinzen eingeführt worden. Die Reglements und Verordnungen, auf welche ihre Einrichtung ſich gründet, ſind:

A) Für Schleſien; Schleſiſches allergnädigſt confirmirtes Landſchaftsreglement de dato Breslau, den 9. Juli 1770 & confirmatum Potsdam, den 15. Julii 1770. Nebſt [illegible] bänaten Taxations-Prinzipien der Schleſiſchen Landſchaft und die declaratoriſchen Beſtimmungen einiger Paſſagen des

Schleſiſchen allergnädigſten confirmirten Landſchaftsreglements, d. d. Breslau, den 20. Febr. 1775. Nebſt angehängten revidirten General-Detaxations-Prinzipien der Schleſiſchen Landſchaft.

B) Für die Mark Brandenburg: Chur- und Neumärkiſches allergnädigſt confirmirtes Ritterſchafts-Kreditreglement d. d. Berlin, den 15 Juni 1777. et confirmatum eodem die. Nebſt General- und Special-Tax-Prinzipien zur Abſchätzung der Güter in der Chur- und Neumark, nach ihrem wahren Ertrage, in welchen die zur Verpachtung der königl. Aemter bei den Kriegs- und Domainenkammern angenommenen Prinzipien zum Grunde gelegt werden, d. d. Berlin, den 19. Aug. 1777; und allergnädigſte Confirmation des wiederhergeſtellten Chur- und neumärkiſchen ritterſchaftl. Kredit-Reglements vom 15. Juni 1777 mit ſeinen General- und und Special-Tax-Prinzipiis, wie auch des dazu verfaßten Nachtrags vom 2. April 1784, d. d. Berlin, den 17. April 1784.

C) Für Pommern. Pommerſches allergnädigſt confirmirtes Landſchaftsreglement, d. d. Berlin, den 13. März 1781 neu gedruckt 1797 mit Hinzufügung ſpäterer Beſtimmungen. General-Tax-Principia zu Abſchätzung derer Rittergüter in Vorpommern; und Entwurf zu den Detaxations-Prinzipien der Hinterpommerſchen Ritterſchaft.

D) Für Weſtpreußen. Das Landſchaftsreglement, d. d. Koneti, den 22. Febr. 1797, confirmirt den 19. April 1797.

E) Für Oſtpreußen. Das Reglement vom 25. Septbr. 1787, confirmirt den 16. Febr. 1788.

Das Weſentliche dieſer Pfand-Kreditſyſteme beſteht in Folgendem:

Die adlichen daran theilnehmenden Gutsbeſitzer der Provinzen Schleſien, Chur- und Neumark, Pommern, Weſt- und Oſtpreußen, in welchen die Kreditſyſteme eingeführt ſind, vereinigten ſich in jeder Provinz beſonders unter einander, und negociirten auf ihren gemeinſchaftlichen Kredit für diejenigen unter ihren Mitſtänden, welche dergleichen auf ihre Güter aufnehmen wollen, Kapitalien. Sie ertheilten dafür dem Darleiher einen Pfandbrief, in welchem ihm das Guth, auf welches das Kapital angeliehen worden, ſpeciell zum Unterpfand verſchrieben, und die Garantie ſämmtlicher zum Kreditwerk der Provinz verbundener Gutsbeſitzer ausgedrückt iſt. Die Ritterſchaft zahlt für die Darlehen gewiſſe Procente von Zinſen, und ſteht dem Inhaber der Pfandbriefe für die richtige Bezahlung des Kapitals und der Zinſen, erſteres nach abgelaufener, beiden Theilen frei ſtehender halbjähriger Aufkündigungsfriſt, letzter in halbjährigen Terminen zu Oſtern und Weihnachten jeden Jahres. Die Zinſen ſind gegenwärtig in allen Provinzen außer Schleſien zu 4 vom Hundert beſtimmt. In Schleſien zu 4½. Der Gläubiger hat durch dieſe Einrichtung den Vortheil, ſich nie in einen Concursprozeß wegen Kapital und Zinſen einlaſſen zu dürfen, ſondern er erhält ohne alle Schwierigkeiten beides von der Landſchaft in feſtgeſetzter Art. Die Landſchaft bewilligt in der Regel nur bis zur Hälfte des ausgemittelten reinen Ertrags des zum Verpfänden von ſeinem Beſitzer angebotenen Guts Pfandbriefe, und im Falle der Gutsbeſitzer die Zinſen nicht prompt bezahlt, ſo verfügt ſie die Sequeſtration des Pfandſtücks, und macht ſich ſelbſt für Kapital und Zinſen bezahlt. Nur in ſpeciellen Fällen und mit beſondern Einſchränkungen iſt in den deklaratoriſchen Beſtimmungen des ſchleſiſchen Landſchafts-Reglements nachgegeben, auf einige Zeit zu Aufhelfung der Gutsbeſitzer auch etwas mehr als die Hälfte des Werthes darzuleihen. Alle Pfandbriefe werden nur zur erſten Hypothek gegeben, und die Landſchaft genießet des Rechts, ſich nie in ein Concursverfahren einlaſſen zu müſſen, ſondern ſich durch ſelbſt übernommene Adminiſtration bezahlt zu machen. Die Verwaltung des Kreditweſens geſchieht in jeder Provinz durch Beamte, welche die Ritterſchaft aus ihrem Mittel wählt, und die Koſten dazu werden durch gewiſſe Quittungsgroſchen oder Procente, welche die Gutsbeſitzer erlegen müſſen, beſtritten.

Uebrigens ſtehet jedem Gutsbeſitzer es ganz frei, ob er dem Verein beitreten will oder nicht.

In Schleſien hat das Kreditſyſtem folgende Eigenheiten:

Die Pfandbriefe ſind entweder Kapitalbriefe oder Realiſationsbriefe. Unter Realiſationsbriefen verſteht man die kleineren über Summen von 20 bis 100 Rthlr. unter Capitalsbriefen die auf höhere Summen ausgeſtellten Pfandbriefe. Die Realiſationsbriefe machen den zehnten Theil aller auf einem Gute expedirten Pfandbriefe aus, und werden aus einem beſonderen Fonds, welchen König Friedrich II der ſchleſiſchen Landſchaft zu dieſem Behuf gegen bloße zur Unterhaltung armer adlicher Wittwen und Waiſen beſtimmte Verzinſung à 2 Procent, auf ewige Zeiten überlaſſen hat, auf jedesmaliges Erfordern realiſirt, ohne daß es dabei einer Aufkündigung bedarf, ſie alſo zu jeder Zeit in Breslau im Realiſations-Comtoir in baares Geld verwandelt werden können. Bei den Kapitalsbriefen hingegen findet eine halbjährige Aufkündigung Statt.

An der Spitze der Verwaltung des ſchleſiſchen Kreditſyſtems ſteht ein General-Landſchaftspräſident, welcher das Ganze leitet, und unter ihm eine Haupt-Landſchafts-Kommiſſion. Ihr zur Seite ſteht ein engerer Landes-Ausſchuß, welcher aus den Deputirten der einzelnen Fürſtenthums-Kollegien, wenn es erforderlich iſt, zuſammenberufen wird. Solcher Fürſtenthums-Kollegien giebt es acht:

1) Für Oppeln und Ratibor, Leobſchütz, Pleſſe und Beuthen.
2) Für Breslau, Brieg, Trachenberg, Wartenberg, Geſchütz, Neuſchloß, Gülau und Freihau.
3) Für das Biſthum, ſämmtliche Dom-Kapitular- und Kreuzſtiftsgüter, und der Fürſtenthümer Neiſſe und Grottkau.
4) Für Oels und Militſch.
5) Für Schweidnitz und Jauer.
6) Für Liegnitz und Wohlau.
7) Für Glogau und Sagan, und
8) für Münſterberg und Glatz.

Jeder Kreis erwählt gewiſſe Deputirten oder Landes-Aelteſten, welche die Repräſentanten des Kreiſes ſind. Jährlich werden zwei Kreistage, und ſobald die Haupt-Landſchafts-Commiſſion ihn ausſchreibt, wird ein General-Landtag gehalten.

In der Chur- und Neumark iſt ein königl. Kommiſſarius, eine Hauptritterſchaftl. Kreditdirektion und fünf Ritterſchafts-Kollegia in Stendal, Perleberg, Berlin, Prenzlow und Küſtrin für die Provinzen. Alle halbe Jahre verſammelt ſich in Berlin ein engerer Ausſchuß aus allen Provinzen. Eine Generalverſammlung wird nur in ganz außerordentlichen Fällen ausgeſchrieben. Jedes Provinzial-Kollegium beſteht außer dem Direktor aus verſchiedenen Ritterſchafts-Räthen. Kreisverſammlungen werden jährlich zweimal gehalten.

Die Provinz Pommern iſt in 4 Departements getheilt:

1) Das Vorpommerſche Departement für den Randow-, Demmin-, Anklam- und Uſedom-Wolliniſchen Kreis.
2) Das Stargardſche Departem. für den Greifenhagenſchen, Pyritzſchen, Saatziger und Wedelſchen und den Naugard-Drewitz- und Borkſchen Kreis.
3) Das Treptowſche Departem. für den Oſten-, Greifenbergſchen, Flemmingſchen, Fürſtenthums Belgardſchen, Neuſtettinſchen Kreis und das dem Kapitel Kamin.
4) Das Stolpiſche Departem. für den Stolpiſchen, Rummelsbergſchen, Schlaweſchen und Lauenburg- und Bütowſchen Kreis.

In jedem Departement iſt eine Ritterſchaftl. Departementsdirektion, und dem Ganzen ſteht eine General-Landſchaftsdirektion und ein königl. Kommiſſarius als Haupt-Landſchaftspräſident vor. Jährlich einmal verſammelt ſich ein engerer Ausſchuß aus den Deputirten des Provinzial-Departements. General-Landtage werden außerordentlich berufen.

Weſtpreußen iſt in 4 Departements getheilt:

1) Das Alt-Schottländiſche für den Dirſchauer und Stargarder Kreis.

2) Das Brombergſche für den Brombergſchen, Inowrailowſchen und Konitzer Kreis.

3) Das Marienwerderſche für den Kulmer, Michelauer, Marienburgſchen Kreis, und

4) das Schneidemühlſche für den Kamminſchen und Deutſch-Kroneſchen Kreis.

Die Verwaltung wird beſorgt durch den Haupt-Landſchafts-Präſidenten. Die General-Landſchafts-Direktion zu Graudenz, die Provinzial-Departements-Direktionen in den 4 Departements nur der engere Ausſchuß, der ſich jährlich einmal verſammelt. Außerordentlich wird ein General-Landtag berufen. Jährlich werden 2 Kreisverſammlungen gehalten.

Oſtpreußen wird in 3 Departements getheilt:

1) Das Königsbergſche Departement für den Schakenſchen, Tapiauſchen, Brandenburgſchen und Bartenſchen Kreis.

2) Das Angerburgſche Departement für den Tilſitſchen, Oletzkowiſchen und Sebeſten Kreis, und

3) das Saalfeld- und Oſterodeſche Departement für die 5 übrigen landräthlichen Kreiſe.

Was die Taxprinzipien der Landſchaft betrifft, ſo iſt in Schleſien folgendes verordnet:

A) Ackerbau. Die Ausſaat wird durch mehrjährige, bei Dreifelder-Wirthſchaft wenigſtens 6jährige Saatregiſter nach einem Durchſchnitts-Quantum angeſetzt, oder die Felder werden ausgemeſſen, und nach ihrer innern Qualität in guten, mittlern oder ſchlechten Boden getheilt, und wird darnach die Ausſaat im Durchſchnitt beſtimmt.

Der Körner-Ertrag darf nicht höher angenommen werden, als ihn das Kataſter anſetzt, oder er wird nach 6jähriger Fraction angeſchlagen, und kann bei beſondern Fällen die Hälfte des ausgemittelten Ertrages über das Kataſter mit zum Anſchlage kommen. Ueberhaupt aber muß nur der wirkliche Befund des Körnerertrags angeſetzt werden, nicht ein durch Meliorationen blos möglicher Ertrag. Bei Aufnahme des Kataſters urbar gemachten Landes wird die Ausſaat, die Wirthſchafts-Nothdurften, an Deputaten für die Wirthſchaftsbedienten, an Erforderniſſen zu ihrer

Speiſung, an Futter für das Vieh u. ſ. w. abgezogen. Die Mandel der Dreſcher, Gärtner iſt ſchon im Kataſter abgezogen, und kommt alſo nicht in den Abzug. Zu dem übrigbleibenden Quantum rechnet man alle Getreide-Zinſe, ſo dem Dominio entrichtet werden, und berechnet die baare Geldeinnahme nach den feſtgeſetzten Preiſen, welche alsdann zum Anſchlag kommt. Dieſe feſtgeſetzten Preiſe ſind:

Weizen von 1 Rthl bis 1 Rthlr. 17 Gr. 7⅕ Pf.
Korn von 19 Gr. 9⅗ Pf. bis 1 Rthlr. 1 Gr. 7⅕ Pf.
Gerſte von 12 Gr. 9⅗ Pf. bis 1 Rthlr. 16 Gr. 9⅗ Pf.
Hafer von 14 Gr. 4⅘ Pf. bis 1 Rthlr. 9 Gr. 7⅕ Pf.

Bei Erbſen wird die Ausſaat durch mehrjährige Fraction eruirt, und der Ertrag und Preis dem Roggen oder Weizen gleich geachtet, bei Wicken der Gerſte.

Die Hirſe wird zu 10 Körner Ertrag berechnet. Heydekorn rechnet man 2 Viertel Ausſaat; der Preis iſt in den verſchiedenen Gegenden verſchieden.

Die Nutzung von Kraut, Rüben und Kartoffeln wird durch 6jährige Rechnungen beſtimmt, eben ſo die Ausſaat an Lein. Die reine Nutzung davon wird zu 8 bis 20 Rthlr. für den Scheffel berechnet. 2 Scheffel Hanf Ausſaat werden einem Scheffel Lein-Ausſaat gleich gerechnet.

Von Brachfeldern wird der 5te bis 15te Theil nach Verſchiedenheit der Dungungszeit zur Benutzung angenommen, bei 9 oder mehrjährigen Dunger kömmt nichts in Anſchlag.

B) Viehzucht. An Kühen werden ſo viel zur Nutzung angeſchlagen, als ſeit Jahren wirklich gehalten ſind, und der Ertrag nach den in der Gegend gewöhnlichen Pachten, oder aber pro Kuh von 3 bis höchſtens 10 Rthlr. angeſetzt. 3 Stücke anwachſendes gelt Vieh werden für eine nutzbare Kuh gerechnet, ſobald ihre Anzahl nicht den dritten Theil des inventarienmäßigen Kühe- und Ochſenſtandes überſchreitet, ſonſt muß die Nutzung davon beſonders nachgewieſen werden.

An Schweinen wird eben ſo die Nutzung nach den Pachten oder mit 3 Rthlr. bis 10 Rthlr. für die Zuchtſau berechnet.

An Schaafen wird die nach 6jähriger Fraction durchgewinterte Anzahl mit 12 ſgr. (9 Gr. 7⅕ Pf.) bis 24 ſgr. (19 Gr. 2⅖ Pf.) reiner Nutzung angeſetzt.

Ziegen rechnet man auf dem platten Lande 3, im Gebirge 2, einer nutzbaren Kuh gleich.

An Federvieh-Nutzung rechnet man auf jedes Malter Winterausſaat 15 (12 Gr.) bis 20 ſgr. (16 ggr.)

C) Obſtgärten und Weinberge werden nach 9jährigen Rechnungen oder mehrjährigen Pachten, oder mit der Hälfte des durch Sachverſtändige abgeſchätzten Ertrages in mittlern Jahren veranſchlagt.

D) **Hopfengärten** werden nach 6jährigen Rechnungen, mit 12 ſgr. (9 Gr. 7⅕ Pf.) bis 20 ſgr. (16 Gr.) für den Scheffel in Anſchlag gebracht; wilder Hopfen mit 8 ſgr. (6 Gr. 4⅘ Pf.) bis 12 ſgr. (9 ggr. 7⅕ Pf.) für den Scheffel.

E) **Wieſewachs** wird nur veranſchlagt, wenn wirklicher Heuverkauf bei completen Viehſtande nachgewieſen werden kann, und ſolcher nach 6jährigen Durchſchnitt, mit 6 bis 10 ſgr. (4 gr. 9⅗ Pf. bis 8 gr.) für den Centner berechnet.

F) **Die Forſtnutzung** wird nach 6 oder 9jährigen Rechnungen zum Ertrage geſetzt, nachdem davon die eigene Conſumtion der Herrſchaft und die Wirthſchafts-Nothdurften abgezogen ſind. Die Preiſe werden nach dem in der Gegend gewöhnlichen Betrage berechnet.

G) **Die Jagd-Nutzung** kommt, wo beträchtliche Waldungen mit ½ pro mille bei Ermangelung aber nur mit ¼ pro mille von dem geſammten übrigen Werth des Guts als reiner jährl. Ertrag in Anſchlag. Wo hohe Jagden ſind, wird die Nutzung nach 6jähriger Fraction angenommen.

H) Bei der **Teichnutzung** rechnet man 1 Schock Abwachs-Karpfen zu 2 Rthlr. bis 2 Rthlr. 9 Gr. 7⅕ Pf. 1 Schock Streckfiſche von ein- bis zweijährigen Saamen, zu 6 ggr. 4⅘ Pf. bis 8 ggr.; 1 Schock desgl. von 2 bis 3jährigen Saamen zu 12 gr. 9⅗ Pf. bis 16 ggr.; 1 Stuck Strichkarpfen zu 6 ggr. 4⅘ bis 9 ggr. 7⅕ Pf.

I) **Die wilde Fiſcherei** beſtimmt ſich nach der vorhandenen Frackt-Contraction, oder nach dem Durchſchnitt 6jähriger Rechnungen.

K) **Die Schoben-Nutzung** von Rohr wird nach 6jährigem Durchſchnitt zu 1 Rthlr. 8 ggr. bis 1 Rthlr. 12 ggr. pro Schock Schoben gerechnet.

L) **Oberfähren** werden nach dem Pachtquantum oder aus 6jährigen Rechnungen nach Abzug der Koſten berechnet.

M) **Brau- und Brauntewein-Urbar** wird nach den Pachten oder der Conſumtion berechnet, das Achtel Bier zu 19 Gr. 2⅖ Pf. bis 1 Rthlr.; der Eimer Brauntewein zu 2 Rthlr. 12 Gr. 9⅗ Pf. bis 4 Rthlr.

Ich übergehe die Taxprinzipien der übrigen Provinzen, ſie ſind nach der Oertlichkeit abgeändert im Ganzen jenen gleich.

Die Getraidepreiſe in den verſchiedenen Provinzen ſind:

Anſchlagsmäßige Getraidepreiſe nach Maaßgabe der landwirthſchaftl. Taxprinzipien.

	Weitzen.			Roggen.			Gerſte.			Hafer.	
	rthlr.	gr.	pf.	rthlr.	gr.	pf.	rthlr.	gr.	pf.	gr.	pf.
In Schleſien	1	—	—	—	19	9	—	12	9½	9	7½
(bis	1	17	7½	1	1	7½	—	16	9.	14	4½
In den Marken	—	22	—	—	18	—	—	14	—	6	—
									bis	10	
In Vorpommern	—	20	—	—	16	—	—	13	—	8	
							auch	12			
In Hinterpommern	—	18	—	—	12		—	12	—	8	
							auch	10			
In Oſtpreußen	—	20	—	—	16		—	12		15	4

Die Entſtehung dieſer Inſtitute war folgende:

In Schleſien nahm ſolches im Jahr 1772 ſeinen Anfang; die andern Provinzen folgten ſpäterhin nach.

Die Schleſiſchen adlichen Güter ſind, einige Ausnahmen abgerechnet, reine Allodia; der Regel nach gehen ſie nach dem Tode des Beſitzers in gleiche Theile, nach Verſchiedenheit der Provinzial-Geſetze; in den ehemals ſeparirten Fürſtenthümern erhalten aber die Töchter nicht immer mit den Söhnen gleiche Portionen, ſondern einen geringen Antheil an dem Erbe. Es mag aber nun der Erblaſſer durch ein Teſtament Proportionen, und der Nachfolger in dem Beſitz des Guts beſtimmt, oder aber nach der Theilung ab inteſtato durch das Loos oder durch Licitation der Benner der Güter feſtgeſetzt werden, ſo hat ſolcher in der Regel einen ſchweren Stand, da er nur einen Theil an dem Gute hat, das übrige baar bezahlen muß. Wegen der auf den Dominien haftenden großen Laſten, die beſonders in Kriegszeiten drückend werden, müſſen die Beſitzer oft nothwendige Schulden machen, um ſich zu erhalten.

Da nun Schleſien nicht blos Ackerbau treibt, ſondern anſehnliche Fabriken und einen großen Activhandel hat, der viel baares Geld erfordert, ſo ſind hier nicht ſo leicht Kapitale wie anderwärts, als z. B. im Magdeburgiſchen zu erhalten.

Es trat nun der Fall ein, daß nach dem 7jährigen Kriege, der ſo viele Güter, ja ſelbſt ganze Kreiſe verwüſtet hatte, ein großer Theil der Beſitzer in Concurs gerieth; die Reduktion der Schleſiſchen Münze und die Nothwendigkeit, ſeiner Erhaltung wegen Wucherer aufzuſuchen, gab dem Adel vollends den Reſt. **Friedrich der Zweyte** ſann auf Mittel dieſem Uebel abzuhelfen, aber auch ihm wollte es nicht gelingen; er erließ zwar dem Lande die Hälfte der Contribution, ſchenkte den Städten die Brandſchadengelder, eine Summe von 1,400000 Rthlr., ertheilte ein Moratorium auf drei Jahre, und gab noch überdieß ein Gnadengeſchenk von 300000 Rthlr. Jedoch wurde dem Hauptübel, dem Mangel an baarem Gelde, ſo wenig abgeholfen, als die Retabliſſements der ruinirten Beſitzungen befördert. Es lebte damals in Berlin ein Kaufmann, Namens Buhring, der viele Kenntniß von Banquierweſen beſaß, und heute noch exiſtirt; dieſem fiel es ein, dem Könige einen Plan vorzulegen, wodurch von Grund aus der den Schleſiſchen Adel drohende Untergang vermieden werden konnte. Dieſen Plan, der in den Schleſiſchen Provinzialblättern im Märzſtück des Jahrs 1799 eingerückt worden, will ich hier wörtlich extrahiren.

Plan

auf was Art und Weiſe dem Lande Ueberfluß von Gelde und Kredit zu verſchaffen, und wie es auf die ſolideſte Art anzufangen, dem im Verfall gekommenen Adel wieder aufzuhelfen.

Das wahre Vermögen dieſes Landes beſtehet in baarem Gelde und Grundſtücken, Letzteres überwieget das Baare mehr wie zehnfach, und würde nur ein Theil von demſelben auf eine ſolide Art courſabel gemacht, ſo wäre es zum Ueberfluß hinreichend, des ganzen Landes Kredit und Wohlfahrt zu bewirken.

Um hierzu zu gelangen, wäre nothwendig, eine General-Landſchaftskaſſe zu errichten, welche alle adliche Güter, ſo es ohne Zwang verlangen, nach einem feſtbeſtimmten Satz taxirt, dieſelben einträgt, und ihnen die Hälfte oder ⅔ des vollen Werths auf Hypotheke giebt, um ihre quälenden Kreditoren damit auszuzahlen.

Dieſe Zahlungen geſchehen folgendergeſtalt, als:

1) Werden landſchaftliche Hypotheken-Coupons oder Pfandbriefe, wie man ſie nennen will, gemacht; au Porteur von 500 bis 1000 Rthlr. à 4 Procent, wofür dieſe gemeldete Hypothekenkaſſe, an Kapital und Intereſſen durch ihre Unterſchrift, Kraft dieſes verhypothecirten Gutes garantirt; mit dieſen Coupons oder Pfandbriefen zahlet die Kaſſe den halben oder ⅔ Werth des Landgutes, ſo wie man es zu beſtimmen für gut finden möchte.

2) Der Debitor als Eigenthümer des Gutes zahlet aber 4½ Procent Intereſſen alle halbe Jahr an dieſe General-Hypothekenkaſſe; dahingegen die Kaſſe nur alle Jahr einmal die Intereſſen à 4 Procent an den Inhaber der Billets bezahlet; mit dieſen Coupons zahlt der Debitor ſeine Kreditoren aus, und

wird

wird ſolches unter Aufſicht der Hypothekencaſſe bewirket, und die alte Schuld des Gutes damit getilgt.

3) Das halbe Procent oder 1 Procent bleibt alſo der Caſſe übrig zur Beſtreitung der Koſten und Salairs, und die ganze Summe, ſo noch übrig bleibt von dieſen, und der Nutzung der halbjährigen Intereſſen kommt zu einem geſetzten Fond, der deſtinirt iſt, für die Unglücksfälle, als: Viehſterben, Hagelſchaden, Feuer, Mißwachs und Krieg; denn in ſolchem Falle würde der Adel, den dieſes träfe, außer Stand ſeyn, ſeine Intereſſen abzuführen, und außerdem das Landgut ruinirt werden; um hierin nun ſicher zu gehen, würde ſolches gleich taxirt und der Schaden aus dieſem Fond erſetzt; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß der Schaden nach der Proportion des Anlehns und der vollen Taxe der Güter berechnet wird; im Uebrigen werden bei der Taxe die Kammerprincipien zum Grunde genommen. Da nun Ew. Königl. Majeſtät ſo gnädig ſeyn, ein Kapital zu dieſes Werkes Unterſtützung vorzuſchießen, könnten die Intereſſen auch davon zu dieſem Zweck mit employret werden. Demjenigen, ſo alsdann ſeine Intereſſen nicht promt entrichtet, würde das Gut gleich zum Verkauf angeſchlagen. Ich halte von keiner Adminiſtration; denn darauf ruhet ein ewiger Fluch.

4) Wäre dahin zu ſehen, daß in Anſehung der Lehngüter nur der Conſens der dreien nächſten Lehnvettern nöthig, oder noch beſſer, ein Lehnſtamm feſtgeſetzt würde.

5) Daß kein Concurs Statt findet, und daß Kapital und Intereſſen dieſer Coupons beſtändig unalterirt bleiben.

6) Da zu dieſem großen und wichtigen Werk eigentlich kein baares Geld nothwendig wäre, als nur im Anfange beim erſten Ankauf, wo es dann gut wäre, daß Ew. Königl. Majeſtät einen Fonds dazu gnädigſt bewilligen, ſonſt könnte die Bank, die doch Geld genug, à 3 Procent erhält, die Realiſirung dieſer Billets au Porteur übernehmen, und dagegen die 4 Procent Intereſſen einziehen; alsdann müßte die Bank auf jedes Verlangen dieſe Papiere gegen baar Geld und Zahlung der verfallenen Intereſſen, ſo lange welche vorhanden ſind, herausgeben, ſonſt ziehet die Bank alle Intereſſen, und das Land iſt ruinirt.

7) Alle dieſe Papiere können au Porteur geſtellt, und die Realiſirung, ſo wie die Bankonoten, verſichert werden: denn es iſt gar nicht zu vermuthen, daß gar zu große Summen zu realiſiren verlangt werden, und in kurzer Zeit werden dieſe Papiere mit Agio geſucht werden, derohalben iſt auch ganz

unnöthig, daß der Name des Debitors oder Guts im Pfandbriefe benennet ſteht.

Dieſes wichtige Werk könnte gleich eingerichtet werden, ohne vieles con- und referiren, weil einem jeden frei ſteht, ſich der Hülfe zu bedienen, oder nicht, und keine Garantie der Landſtände erfordert wird. Die General-Hypotheken-Caſſe iſt ganz allein Garantie genug, und dieſe iſt durch die verpfändeten Güter und promte Juſtiz im Stande, ihrer Garantie Genüge zu leiſten.

8) Müßte bei ſchwerer Strafe verboten werden, keine dergleichen Pfandbriefe außer Landes zu ſenden, auch keinem Fremden erlaubt ſeyn, durch ſich ſelbſt oder hieſige dieſelben zu kaufen, und die Intereſſen außer Landes zu ziehen, bei Verluſt des ganzen Kapitals, als die Hälfte dem Angeber, und die Hälfte an die General-Hypothekencaſſe; es ſey denn, daß der Fremde ſeine Intereſſen hier im Lande verzehrt, auf dieſe Art gehen keine Intereſſen außer Landes und die Sache hilft, und regulirt ſich durch ſich ſelbſt, und iſt weit vortheilhafter, als wenn zu den allerniedrigſten Intereſſen außer Landes ein Kapital negozirt würde, wo in einer gewiſſen Zeit das ganze negozirte Kapital durch die Intereſſen außer Landes geht, und nachher das Land dennoch das ganze Kapital außer Landes zu zahlen ſchuldig bleibt. Man nehme nur zum Beiſpiel, in Holland tragen die landſchaftlichen Obligationen nur 2½ Procent Intereſſen, und können nicht gleich ins Geld geſetzt werden, wie dieſe Papiere. Wie viel mehreren Werth haben alſo nicht dieſe Papiere, die 4 Procent Intereſſen tragen, und alle Tage, wenn's einer verlangt, in baares Geld können verwandelt werden: würden nicht die Holländer uns unvermerkt alle unſere Papiere wegfiſchen, und uns durch uns ſelbſt ruiniren!

9) Müßten alle dieſe Papiere in allem Handel und Wandel als baar Geld courſiren, und ſelbſt die Intereſſen auf Tag und Stunde mit in Aufſchlag kommen; um aber den Poſten nicht zu ſchaden, müßte bei Verſendung dieſer Papiere ½ Procent Porto davon bezahlt werden, ſonſt würden die Poſten an dem Tranſport des baaren Geldes zu viel leiden.

Wollte man nun dieſe Papiere ſucceſſive auf eine ſolide Art wieder aus der Welt haben, welches nach der Politique abſolument nothwendig iſt, ſo wäre zugleich dieſer Satz zu nehmen, daß es keinem Kapitaliſten erlaubt wäre, auf die erſten Hypotheken der Landgüter mehr als 4 Procent Zinſen zu nehmen.

Sobald nun durch dieſen Plan der Ueberfluß an baarem Gelde durch dieſe Papiere erfolgt iſt, ſo iſt es ganz natürlich, daß die

Intereſſen fallen; die Güterbeſitzer haben alſo Gelegenheit, à 4 Procent Zinſen, und darunter von dem Kapitaliſten Gelder zu erhalten, und brauchen nach dieſem Plan keine Aufkündigung bei der General-Hypothekencaſſe. Sie nehmen Pfandbriefe, aber kein baar Geld, reichen es der General-Hypothekencaſſe ein, und ſogleich iſt ihre Hypothek gelöſcht; und auf dieſe Art wandern die Papiere aus der Welt und dieſes bewirkt daß [illegible] Procent, oder beſſer 1 Procent Intereſſe, ſo die General-Hypothekencaſſe mehr nimmt als der Kapitaliſt. Es iſt eine ſichere und unumſtößliche Regel, daß man niemals eine Sache einrichten muß, wenn ſie zum Wohl des ganzen Staats ſoll reuſſiren ſoll: daß man vor Ueberfluß ſorgt, auch nicht weniger auf den Abfluß Bedacht genommen wird, ſonſt kömmt das baare Geld außer ſeinem Werth, und geht ſo, wie das Sprichwort heißt, am Ende gilt der Teufel ſo viel, wie das Geld. Es iſt die größte Finanze, die in einem Staat abſolut muß obſervirt werden, daß Geld, Grundſtücke und Waaren, gegen einander in einem billigen und verhältnißmäßigen Werth erhalten werden, ſonſt zerfällt die beſte Einrichtung, und ruinirt ſich Eins mit dem Andern.

Es iſt gar keine Kunſt, durch dieſen Plan die Grundſtücke im Werth mehr als 50 Procent ſteigen zu machen; dieſes aber iſt eben ſo unglücklich für das Land, als der Verfall der Grundſtücke ſelbſt.

Man könnte annoch den Einwurf machen, was diejenigen Eigenthümer der Grundſtücke von dieſem Plane profitiren würden, die ¾ und darüber bereits verſchuldet? Solches ergiebt ſich klar aus allem Vorhergehenden, daß

a) ſelbige dadurch profitiren, daß ſie, da die Gelder vermehret, nicht ſo ſehr von ihren Creditoren gedrückt werden würden.

b) Und geſetzt, es käme bei denſelben zum Concurs, ſo würden die Güter auf 20 — 30 Procent höher im Preiſe verkauft werden, da ein jeder der Käufer allein die Hälfte oder [illegible] der Taxe Darlehn zu nehmen weiß; dagegen ſelbige jetzo noch unter die Concurs-Taxe weggehn, ſo, daß öfters kaum die Hälfte der Hypothekengläubiger bezahlt werden, da im Gegentheile durch dieſen Plan, wenn nicht etwan Ueberfluß, doch dieſes nie arriviren kann.

Einen Plan aber zu entwerfen, demjenigen zu helfen, welcher ſchon über und über verſchuldet, iſt, ohne ihm baares Geld zu ſchenken, das iſt nicht möglich.

Man rechne, da die Revenüen des Adels faſt ruinirt, wie es in Anſehung ihrer Landgüter beſchaffen ſey, welche theils nicht mit hinlänglichem Vieh beſetzt, wodurch der Dünger ausfällt, folglich auch ſucceſſive die Erndten ſchlechter werden müſſen; wovon ſollen nun dieſe ihre Zinſen bezahlen? Ihre Güter werden täglich mehr deteriorirt und ſchlechter im Werth, man gehe auf ihre Unterthanen zurück, die bei Mißwachs und Viehſterben, ihre Unterſtützung bei der Herrſchaft, die ſich jetzt ſelber nicht helfen kann, ſuchen ſollen; und wo werden am Ende die Präſtanda, die ſie dem Könige leiſten müſſen, herkommen? Durch den deteriorirten Acker verliert nicht allein der Eigenthümer und Unterthan, ſondern auch der König und das ganze Land.

Es wäre zu wünſchen, daß Ew. Königl. Majeſtät unmaßgeblich dieſem Plane gemäß, auf die Grundſtücken derer Häuſer in den Hauptſtädten des Landes ebenfalls etabliren ließen, welches ſehr leicht einzurichten wäre; ſo würden viele hundert Proceſſe ceſſiren, und nicht ſo erſtaunend viele unwiſſende Menſchen unglücklich gemacht und gänzlich um das Ihrige gebracht werden. Dieſes Werk kann für des ganzen Landes Wohlfahrt eines der wichtigſten werden, wenn es reel und mit der gehörigen Vorſicht eingerichtet wird, und wird in der Folge dem ganzen Staat eine innere Form geben, die faſt die genaueſten und größten Einſichten überſteigen wird.

Friedrich legte dieſen Plan dem damaligen Etats-Miniſter Hagen, unterm 24ſten Februar 1767 vor, es wurde aber kein Gebrauch davon gemacht. Im Jahr 1770 wurde aber die ſchleſiſche Landſchaft, jedoch nach andern Prinzipien, wie Bühring vorgeſchlagen hatte, eingerichtet; 1777 folgte man in der Churmark und Neumark damit nach, und ſo erhielten um jene Zeit Pommern, Oſt- und Weſtpreußen ein ähnliches landſchaftliches Creditſyſtem. Die Provinzen jenſeits der Elbe mochten und wollten aber nie einen Gebrauch davon machen.

In Schleſien ſetzte man zuerſt 10 Millionen mit ⅓ großer, à 1000 Thlr., und ⅔ kleiner Pfandbriefe in Cours. Bei der erſten Fundation beſtand die Landſchaft in Schleſien in einer allgemeinen Verbindung ſämmtlicher Gutsbeſitzer, adlicher oder bürgerlicher Herkunft, mit Ausſchluß aller geiſtlichen, ſtädtiſchen und bäuerlichen Beſitzungen, unter der Garantie der Geſammtheit, oder in ſolidum, einem jedem Individuo der Societät die Hälfte des von derſelben taxirten Werths des Ritterguts, baares Geld zu verſchaffen, dem Creditor halbjährig zu Johanni und Weihnachten ſeine Zinſen zu entrichten, und ihm ſein Capital nach halbjähriger Aufkündigung zurück zu zahlen; und da er die Pfandbriefe, oder auch ſtatt derſelben baares Geld mit 3 Procent Agio erhielt, bei der Zurückzahlung dieſes Agio wieder anzurechnen und zurück zu gewähren.

Die Pfandbriefe erhielten die Eigenſchaft des baaren Geldes, inſofern, als ſie ohne Ceſſion in Cours geſetzt werden konnten, und an Porteur gingen.

Die Zinſen wurden herauf und auch wieder herunter geſetzt; jetzt giebt der Debitor 4½ und der Creditor erhält 4 Procent; das ½ wird auf Adminiſtrationskoſten verrechnet, und was übrig bleibt, iſt Fond dieſes Inſtituts.

Das Creditſyſtem iſt in ſeinen Folgen für Schleſien, wo es am längſten hauſt, am nachtheiligſten geweſen, weniger hat es den Marken geſchadet, weniger ſchädlich war es Oſt- Weſtpreußen und Pommern.

Nachzuleſen iſt Struenſee über das C. S. in Schleſien, 1ſter Band der A. über die St. W. Berlin, bei Unger.

Schleſien, wie es iſt, von einem Oeſtreicher, 2ter Band, bei Frölich in Berlin.

Die Pfandbriefe ſollten den Mangel an baarem Gelde erſetzen, der nach dem ſiebenjährigen Kriege ſich in Schleſien zeigte. Sie ſollten die adelichen Güter vom Zerſchlagen (dismembriren) retten, dies haben ſie einigermaßen bewirkt: dennoch war ihr Effect von den übelſten Folgen.

Die Quelle aller Produktion iſt die Erde, und ihre Benutzung durch Arbeit, welche der menſchliche Verſtand leitet, dieſe Arbeit, mag ſie unmittelbar an der Mutter-Erde oder zur Verfeinerung ihrer Produkte angewendet werden, bringt Reſultate hervor, nach denen die menſchliche Genußliebe lüſtern iſt, je ſtärker ſich dieſe Genußliebe nach einem Produkt in mehreren Menſchen zeigt, und je ſeltener ſolches exiſtirt, um ſo höher ſteigt ſein Werth. Aller Ueberſchuß an Reſultaten der Arbeit eines Individuums, macht deſſen Vermögen aus, und indem er dieſen Ueberfluß, das Reſultat ſeiner Thätigkeit, auf eine Waagſchale, ſein Nachbar das Seinige auf die andere legt, entſteht der Tauſchhandel.

Dieſer hat das Geld zur Welt gebracht.

Der Bequemlichkeit wegen, um zu jeder Zeit ein Unterpfand für den Ueberſchuß an Arbeits-Reſultaten in Händen zu haben, wofür man zu allen Zeiten ſich den Ueberfluß anderer eintauſchen könnte, den man brauchte, verfiel man auf die Metalle wegen ihrer Seltenheit, ihres Glanzes, ihrer Flexibilität und Theilbarkeit. Das Metall wurde alſo, durch allgemeine Uebereinſtimmung aller gebildeten Menſchen, der Repräſentant der Sachen, die man in den Tauſchhandel brachte.

Das Geld ſetzt demnach ſchlechterdings das Daſeyn von Sachen voraus, es vermehrt ſich da, wo viele Reſultate der Arbeit der

Individuen entſtehen, und es vermindert ſich, wo dieſe abnehmen.

Alles Papiergeld iſt nun wieder ein Repräſentant des Geldes, welches man erſt verdienen will, und ihm liegt nur ein Anſpruch auf Produktion im Hintergrunde, der, wenn er gegründet iſt, dem Papier einen Werth giebt.

Was that man in Schleſien, als man die Pfandbriefe creirte?

Man ſchuf dadurch ein Zeichen des Anſpruches der Gutsbeſitzer auf Produktion roher Produkte, wozu dieſelben durch den Beſitz ihrer Grundgüter berechtiget waren, man mobiliſirte durch dieſes Unterpfand, auf die Waagſchale des Tauſches gelegt, die unbeweglichen Grundſtücke, die die Natur nicht mobiliſiren wollte, und deren Produkte ein Gegenſtand der Circulation ſeyn ſollten. Ich will damit nicht andeuten, daß die Grundſtücke nie ein Gegenſtand des Tauſches ſeyn könnten.

Indem man aber durch die Pfandbriefe mehrere einzelne Stükke eines Guts durch Repräſentation in den Handel brachte, ſo gab man dadurch zu erkennen, man müſſe mehreren einen Antheil an ſeinem Grundſtücke einräumen, welches man allein zu cultiviren nicht Kraft genug hatte, und es wäre natürlicher und beſſer geweſen, das Grundſtück ſelbſt zu dismembriren, welches man durch die Pfandbriefe in Cours ſetzte.

Da die Pfandbriefe den Grund und Boden repräſentirten und man durch dieſelben ein ſicheres Unterpfand erhielt, ſich in den Beſitz der Grundſtücke zu ſetzen, ſo vermehrte man dadurch im unrichtigen Verhältniß die Zahlungsmittel, zu den Reſultaten der Arbeit der Einwohner, oder zu den Produkten, man mußte ſie alſo vertheuern.

Dieſe Vertheurung traf vorzüglich die rohen Produkte, um ſo mehr als man den Producenten derſelben (dem Adel) ein Capital in die Hände gab, welches er durch ſeine Arbeit nicht verdient hatte, und welches er daher, eben dieſer Leichtigkeit wegen, wodurch er es erhielt, weniger zu neuen nützlichen Anlagen und Meliorationen, als zum Genuß überflüſſiger Dinge verwandte.

Der Adel nämlich, der durch Mobiliſirung ſeiner Grundſtücke ſchon den Anſpruch bezahlt erhielt, den er durch dieſe Quelle aller Einnahmen (der Mutter Erde) auf Produktion erhielt, vernachläſſigte dieſe (die Arbeit), wegen des allen Menſchen anklebenden Hanges zur Ruhe und zum Genuß.

Man hatte durch dieſes Credit-Inſtitut das Eigenthum mobiliſirt und ſeine Veräußerung, aus einer Hand in die andere, ſo ſehr erleichtert, daß die Güter eine Waare wurden, wodurch ſie nie in der Cultur weiter fortrücken konnten. Man hatte den Capitaliſten das ſichere Unterbringen ihres Geldes erleichtert, wobei ſie ſich in Unthätigkeit ſetzten. Auch in ihnen war der Hang zum ruhigen Genuß. Dieſen Zweck erreichte jetzt der Rentier ohne Anſtrengung, ſtatt daß er ſonſt mit ſeinem Capital nützliche Anlagen zu machen genöthigt geweſen wäre, oder ſolche in den Handel geworfen hätte, kaufte er ſich nun Pfandbriefe und vegetirte im Genuß [illegible] Zinſen.

Da die rohen Produkte durch den Ueberfluß am Zahlungs-Vermögen vertheuert waren, ſo konnte der Fabrikant, Manufakturier und Künſtler nicht mehr für ſeine Veredlung derſelben und für den Aufwand an Arbeit in dieſer Hinſicht, den gerechten Lohn erhalten, er wurde daher täglich ärmer, und für den Ackerbau ging der Stimulus, den er durch die Veredlung ſeiner rohen Produkte im Innern und deren Abſatz nach Außen erhalten ſollte, verloren.

Die wahre Produktion nahm alſo ab, mit ihr das baare Geld, der Pfandbriefe wurden immer mehrere, und ihr erſter Fonds von 10 Millionen, ſtieg bis auf 25 Millionen. Alle Gegenſtände waren theurer geworden, ohne daß des baaren Geldes im gerechten Verhältniß mehr geworden wäre, die Theurung war durch die 25 Millionen Pfandbriefe entſtanden, die man in die Cirkulation des Zahlungs-Vermögens geworfen hatte.

Den anſcheinenden blühenden Zuſtand Schleſiens, der aber ein Produkt der Kunſt, eine Frucht des Treibhauſes, das Reſultat der Papierfabrikation war, erhielt nun bisher der Friede. Die in der Wärme des Treibhauſes erzeugte Blume verwelkt aber ſogleich, als ſie Wind und Wetter trotzen muß. Jeder Krieg, der Schleſien überzieht, hemmt die Produktion roher Produkte, den Kunſtfleiß, der noch übrig iſt, richtet er ſogleich zu Grunde.

Die Gutsbeſitzer können der Landſchaft ihre Zinſen nicht mehr zahlen, dieſe fängt auch an damit inne zu halten, und der Banquerot der ganzen Anſtalt iſt erklärt, ſobald jenes geſchieht.

Hätte die Regierung Buhrings Plan befolgt, und dieſer Papier-Fabrikation durch einen Amortiſations-Fonds Gränzen geſetzt, hätte man die erſten 10 Millionen zum Aufbau abgebrannter Dörfer, geſchlachteter Viehheerden, requirirter Ackerpferde und dazu benutzt: das baare Geld aus den Kaſten der vorſichtigen Capitaliſten zu ziehen, und den Verkehr jüdiſcher Wucherer lahm zu machen, dann war dieſes Inſtitut für den Augenblick wohlthätig, es war nicht das Opium und der Merkurius (zwar immer ein Gift), in mäßigen Portionen aber dem Menſchen heilſam; wenn er es nachher aus dem Körper wieder hinaus zu ſchaffen vermag.

Die Pfandbriefe in Schleſien ſind aber den Ständen ſo unentbehrlich geworden, als den Türken das Opium, und ihre adeliche

Exiſtenz wird dadurch eben ſo aufgelöſt werden, als die Geſundheit des [illegible]

Wenn nun der jetzige Schleſien zerſtöhrende Krieg beendigt, die Grundſtücke aber ſo wieder heruntergekommen ſeyn werden, als nach dem ſiebenjährigen, woher wird man alsdann eine Hypothek nehmen, um von neuem Kapitale zu finden, da die Güter größtentheils ſchon um die Hälfte verſchuldet ſind? Man hat jetzt einen Anſpruch an Produktion verpfändet, die man nicht hervorbringen kann, welchen Anſpruch wollte man alsdann verkaufen, da erſterer noch nicht realiſiret iſt?

Was haben die Schleſiſchen Aecker wohl in der Cultur vor den Sächſiſchen, den Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen, Weſtphäliſchen voraus? Sollten ſie in Schleſien wohl einen höhern Werth als jene und zwar um 25 Millionen erhalten haben, als ſo viel die Pfandbriefe betragen? Haben dieſe Länder weniger vom ſiebenjährigen Kriege gelitten als Schleſien? Haben jene Provinzen Pfandbriefe creirt, und ſind ſie nicht ohne ihre Hülfe blühend geworden?

In den Marken, wo nicht ſo viele Fabriken ſind, in Pommern und Preußen, wo dieſe fehlen, hat das Creditſyſtem nie deshalb ſo üble Folgen geäußert, als in Schleſien, weil das Mißverhältniß in der Produktion der rohen Materie, und den Reſultaten des Kunſtfleißes nicht ſo groß war als hier, weil man ſich in der Creirung der Pfandbriefe ein Ziel ſetzte, weil hier noch große Anſprüche auf große Ackercultur zur Hypothek zu ſetzen ſind, und die rohen Produkte an der Küſte ſtets ſichern Abſatz finden, weshalb ein Capital auf den Ackerbau verwendet, ſich ſchnell verintereſſirt.

Zum Schluß führe ich noch das an, was der Oeſtreicher in Schleſien, wie es iſt, im 2ten Bande ſagt:

Die erſten Pfandbriefe wurden in der Zeit gemacht, wo es an allem baaren Gelde fehlte; ſie hatten einen doppelten Zweck:

a) Man wollte dadurch dem Geldmangel abhelfen, und ließ einen Theil der adelichen Güter durch dieſe Creditbriefe repräſentiren und ſolche in Cours ſetzen: da ſie ohne weitere Ceſſion gleich dem baaren Gelde ihre Garantie in ſich ſelbſt, auf den Inhaber (au porteur) gingen, ſo muß man ſich dabei denken, daß: ſo wie der innere Werth des Geldes ihm als Tauſchmittel zur Garantie dient, von ihm unzertrennlich in eines Jeden Taſche übergeht, der es acquiriret, eben ſo iſt ein Theil der liegenden Gründe und deren Werth idealiſch mit den Pfandbriefen verbunden. Durch dieſe ihre Garantie ſind ſie vom gewöhnlichen Staatspapiergelde verſchieden, da dieſe ſelten liegende Gründe vorſtellen, ſondern ein Taxe, wie in England, das zu Capital gerechnet wird, oder eine in der Folge zu realiſirende Geldſumme.

b) Es ſollte die Landſchaftscaſſe dem Adel die Mittel verſchaffen, ſich ohne Dazwiſchenkunft der Wucherer nothwendige Anleihen zu verſchaffen.

Wenn nun aber der erſte Zweck sub a. längſt erreicht, durch die immer vermehrten Tauſchmittel alles übertrieben vertheuert wird, der Zweck sub b. aber immer nützlich bleiben wird, warum nimmt nun der Staat nicht ſchon längſt den Pfandbriefen die erſte Eigenſchaft und verfügt nicht, daß ſie nicht weiter au Porteur cirkuliren ſollen? Warum, wenn es mit den einmal vorhandenen Schwierigkeiten hat, und denen, welche die Landſchaft durch den zu bildenden Amortiſationsfond, an ſich zieht? Sie würden dann in die Reihe der gerichtlichen Hypotheken treten, und gerichtlich cedirt werden können, wobei man noch verfügen ſollte, daß eine ſolche Ceſſion nicht anders gültig ſey, als wenn ſie im Hypothekenbuche vermerkt ſey, dies würde dem Agiotiren, dem Güterſchacher, und dem übertriebenen Vermehren des Numeraires ein Ende machen.

Iſt es denn für den Staat eine ſo indifferente Sache, ob das Zahlungsvermögen, ohne ſein Zuthun, in einem unverhältnißmäßigen Grade ſich vermehrt oder nicht? Iſt es denn nicht Sache des Staats, dieſem täglich mehr heranwachſenden Uebel Gränzen zu ſetzen? Iſt es ihm gleichviel, ob die Preiſe der Dinge ungeheuer, und gerade in dem nämlichen Verhältniß ſteigen, als die Pfandbriefe vermehrt werden? Iſt es einerley, ob es einer Privat-Societät frei ſteht, gleich dem Könige, in ihren Komtoirs Münzſtätten zu etabliren, und mit ein wenig Papier, Tinte und Feder Millionen zu prägen? ſo daß das Publikum die Ausſicht hat, 40 Millionen Pfandbriefe, als ſoviel der halbe Werth der Güter betragen könne, cirkuliren zu ſehen?

Wahrlich, das war nicht die Abſicht des großen Königs. Stellvertreter ſollten die Pfandbriefe ſeyn, bis das baare Geld wieder hinreichend zum Vorſchein käme. Dies iſt nun erfolgt, alſo fort mit ihnen, wohin ſie gehören, in die Reihe der Hypotheken.

Bey der jetzigen Procedur verliert der König am allermehreſten, ſollte alſo am allerwenigſten gleichgültig dabei bleiben. Neue Auflagen will man nicht machen; der Civil- und Militair-Etat, kurz, alle königl. Ausgaben müſſen vermehrt werden, wenn die Theurung ſo fortgeht. Warum? weil kein Officiant mehr exiſtiren kann. Worin liegt der Grund? weil der König ſein geprägtes Geld durch die Münzſtätten von 5 adlichen Kredit-Syſtemen alle Jahre wohlfeiler machen und ſeinen Werth herabſetzen läßt.

Müſſen nun endlich neue Auflagen gemacht werden, um das Deficit in den Etats zu decken, wer ſoll ſie geben? Das Land; wie kommen aber die andern Stände außer dem Adel dazu, die keine Pfandbriefe erſchaffen können?

Ich ſchließe dieſe Betrachtung mit der Rückerinnerung, daß ich dies Inſtitut in dem sub b. geſchilderten Geſichtspunkt ſchätze, in dem sub a. verdamme, und ſo, wie es jetzt iſt, muß es über kurz oder lang den Erb-Adel ſtürzen, und was wird dann folgen? Die jetzigen adlichen Güter werden in die Hände der Bürger und Bauern kommen; der jetzige Adel wird ſeine Prärogativen durch ſeine Schuld verlieren, wir werden dann nur einen natürlichen Adel, eine Ehrenlegion haben, dies wird eine Zeitlang dauern, bis der natürliche Adel viele Beſitzungen an ſich kaufen, daraus Majorate ſtiften, von der Majeſtät ſich neue Prärogative erſchleichen, und die alte Feudal-Ariſtokratie wieder einführen wird. So geht alles in der Welt ſeinen Kreislauf unaufhaltſam fort, ohne zur Vollkommenheit zu gedeihen. Der nüchterne Verſtand bildet Staatsverfaſſungen, gewöhnlich demokratiſche, welche viel Moralität vorausſetzen, auf dem Papiere; die Leidenſchaften bilden ſie aber im praktiſchen Leben, je heftiger ſie wüthen, je mehr tritt der Mächtigere den Schwächern mit Füßen, und die Macht liegt in unſern Zeiten nur im Gelde, alle andere Stützen derſelben ſind aufgelöſet.

Obiger Aufſatz über die Pfand-Credit-Syſteme war 2 Jahr alt, als der jetzt beendigte Krieg eintrat.

Obſchon Schleſien unendlich weniger gelitten hat als Brandenburg, Weſt- und Oſtpreußen, da nur das 9te Armeecorps hierher kam, und ein großer Theil der Contribution für Armeebedürfniſſe (welche die franzöſiſchen Commiſſairs im Lande kauften) wieder ausgegeben wurden, ſo fielen dennoch die Pfandbriefe von 107 auf 86 pr. Ct.

Die Landſchaft des Breslau-Briegiſchen Fürſtenthums vermochte ſich deshalb zur Ausſtellung von Pfandbriefsantheilen, wie das unten ſtehende Publikandum das Nähere beſagt.

Gegen dieſes Palliativ iſt nichts zu ſagen, es iſt eine gute Stütze, das Nähere darüber iſt im fünften Hefte der Neuen Feuerbrände nachzuleſen.

Publikandum

des

ſtändiſchen freiwilligen Vereins und der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft, betreffend die gegen deponirte Pfandbriefe ausgegebene und in Cours geſetzte Pfandbriefsantheile.

de dato Breslau den 30ſten Junius 1807.

Die in jeder Rückſicht ſchädlichen Folgen der ungewöhnlichen und unverhältnißmäßigen Exportation des gemünzten Geldes aus der Provinz Schleſien, welche in dem Zeitraume der letztverfloſſenen zwei Jahre erfolgt iſt, ſind dem geſammten Publiko eben ſo bekannt, als vorzüglich itzt allgemein fühlbar, da außerordentliche Vorfälle und Begebenheiten die Geldcirkulation überhaupt ins Stocken gebracht haben *). Mehr als viertehalb Millionen ſind theils durch den Mißwachs zweier Jahre, und den dadurch nöthig gewordenen baar bezahlten Ankauf fremden See- und Landwärts in die Provinz eingeführten Getreides, theils durch zwei Märſche der Armee außerhalb den Gränzen, dem innern Umlaufe baar entzogen worden; ein mehr als gleiches Geldquantum hat zur Bezahlung der Kriegskontributionen ausgegeben werden müſſen. Die Entfernung aller Staatskaſſen, die Schließung der Bank, die Außercoursſetzung der Treſorſcheine, die Stockung des Handels, und vorzüglich auch die in der Kriegszeit und wegen der Kriegsvorfälle allgemeine Verringerung der Arbeit und des Verbrauchs; — dies zuſammengenommen, hat den Mangel an Cirkulation des Metallgeldes dergeſtalt vergrößert, daß ſelbſt die Pfandbriefe **), ob ſie gleich die höchſt möglichſte Realſicherheit eines zinsbaren allgemein beliebten und geſuchten hypothekariſchen Geldpapiers haben, dennoch bei ihrem in der Regel nur in *größern* Summen möglichen Umſatz gegen Metallgeld, wogegen ſie ſonſt mit beſtändigem hohen Agio eingewechſelt wurden, gegenwärtig doch im augenblicklichen Verluſte ſtehen.

---

*) Iſt nicht ganz richtig. Zwar ſind ungefähr 11 Millionen baares Geld 1804 und 1805 für Getreide exportirt worden, auch hat die Schließung der Bank ſeit 1806 eine Stockung verurſacht, dennoch war die Haupturſache des ſteigenden Geldmangels und der Theurung der rohen Produkte keine andere als die Verſchiffung der letztern über See, und die unbegränzte Vermehrung der Papiere, welche an die Stelle des baaren Geldes traten. Der Krieg hat ihre Ausfuhr gehemmt, daher iſt es wohlfeiler geworden.

**) Wenn des Papiers im Verhältniß zum baaren Numerair zu viel da iſt, ſo muß Jenes im Cours fallen.

Wenn es nun klar am Tage liegt, daß die Entziehung einer großen bisher cirkulirenden Maſſe Metallgeldes allem öffentlichen und Privatverkehr verderbliche Feſſeln anlegt, die produktive Thätigkeit aller Arbeiter hindert, die Induſtrie hemmt, den inn- und ausländiſchen Credit beſchränkt, allgemeines Mißtrauen herbeiführt, den übertriebenſten Wucher veranlaßt, und den Druck unabwendbarer Kriegslaſten noch mehr erſchwert: ſo iſt es die Pflicht aller Staatsbürger, jedes Mittel, was in ihrer Macht ſteht, anzuwenden, um dieſen gemeinſamen Nothſtande, der *nicht in dem Mangel an Vermögen* *), ſondern nur in dem *Mangel cirkulirender Vermögenszeichen* beruht, ſo viel als möglich abzuhelfen. Bewogen durch dieſe Betrachtung, und erfüllt vom regſamſten Eifer, dieſe Staatsbürgerpflicht nach allen Kräften zu erfüllen, hat eine Anzahl mit Gütern angeſeſſener Landſtände, aus eigener Bewegung, und aus reiner Vaterlandsliebe **) den Entſchluß gefaßt, zur Wiederherſtellung und Beförderung der heilſamen und verhältnißmäßigen Geldcirkulation eine reiflich erwogene Veranſtaltung zu treffen. Sie hat hiezu bereits am 12ten Junius d. J. einen **ſtändiſchen freiwilligen Verein** errichtet, alle zur Ausführung ihres Vorhabens nothwendige und zweckmäßige Vorkehrungen gemacht, und ihre erfreuliche Hoffnung zu deſſen glücklicher Ausführung, eben ſo auf die Solidität der Mittel und Maaßregeln ſelbſt, als auf die ſichere Erwartung gegründet, daß alle ihre Mitbürger ohne Verblendung und Vorurtheil die wohlthätige Abſicht der ganzen Einrichtung mit partheiloſer Gründlichkeit prüfen, ſodann aber deren Realiſirung auch mit demjenigen Zutrauen und guten Willen befördern werden, durch welchen allein ein wahrhaft-glückliches Verhältniß in der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft entſtehen, und das gemeine Beſte gedeihen kann. Auch darauf rechnet ſie, daß die Stimme der Verkehrtheit und Einſeitigkeit bei keinem Wohlunterrichteten Gehör finden wird, und hält ſich überzeugt, daß der Verläumdung derjenigen, die verworfen genug ſind, auf die Leiden des Krieges und auf die Drangſale ihrer unglücklichen Mitbürger wucherliche Spekulationen zu gründen *), dadurch am leichteſten und ſicherſten begegnet werde, daß ſie den Zweck, die Mittel und die Art der Ausführung ihres Vorhabens, dem Publiko mit derjenigen Ausführlichkeit, Treue und Offenkundigkeit darlegt, welche bei jedem Redlichen und Gutgeſinnten den kleinſten Verdacht einer Zweideutigkeit entfernen, zugleich aber der Chikane und allen gehäſſigen Inſinuationen den Eingang auf immer verſchließen muß. Dies zu bewürken, iſt dieſe Anzeige beſtimmt.

---

*) Freilich iſt Mangel an Vermögen vorhanden. Dieſer liegt in dem unrichtig vertheilten Grundeigenthum. Grund und Boden, den ich nicht völlig mein nennen kann, zu deren Cultivirung ich fremder Hülfe bedarf, iſt ein Vermögen, dem die nothwendige Bedingung der Cultivirung abgeht. Könnte der Schleſiſche Adel ſein Grundeigenthum aus eignen Kräften cultiviren, ſo wären keine Pfandbriefe nöthig, wodurch er ſein Grundeigenthum ſymboliſch in Circulation ſetzt.

**) Was die Vaterlandsliebe bedeuten ſoll, iſt nicht auszumitteln. *Selbſtliebe — — Kaſtenſinn.*

Nach der einſtimmigen Ueberzeugung des ſtändiſchen freiwilligen Vereins kam es bey der Erreichung ihrer angegebenen Zwecke auf ein Erſatzmittel des nicht in gehöriger Maſſe cirkulirenden Metallgeldes an, das

a) durch ſeine Fundation auf unverlierbares Grund-Eigenthum die höchſt-möglichſte Realſicherheit gewährte; jedoch

b) die bereits validirende Maſſe der vorhandenen Geldpapiere nicht vermehrte, und

c) zugleich die Bequemlichkeit einer Zertheilung in kleine Summen, bis zum Betrage der gewöhnlichſten Goldmünzen, zuließe **).

Die landſchaftliche Verfaſſung, und die darauf Bezug habende Landesgeſetzgebung, machten es möglich, nach dieſen anerkannteſten Grundſätzen der Staats- und Geldwirthſchaftswiſſenſchaft durch Zertheilung der in ihren größern Summen ſchwer, und gegenwärtig nur mit Verluſt umzuſetzenden Pfandbriefe in Antheilsſcheine von zwanzig bis zu fünf Thalern, ein ſolches Erſatzmittel hervorzubringen ***), das alle obigen Bedingungen vollkommen erfüllt, und alle Erforderniſſe eines für den Staat und den Privatmann im öffentlichen Verkehr gleich vortheilhaften Geldpapiers in ſich vereiniget. Hierauf gegründet, hat der ſtändiſche freiwillige Verein, dem noch fortdauernd gutgeſinnte Patrioten beitreten, die folgenden Beſtimmungen und Anordnungen zuerſt unter ſich verabredet und feſtgeſetzet, ſolche demnächſt der Verſammlung der Generallandſchaftsdirektion vorgetragen, und ſowohl von dieſer, als auch von allen in der Provinz beſtehenden Civil-Autoritäten, ingleichen von den älteſten Mitgliedern der Juſtizbehörde, welche darüber gutachtlich conſultirt worden, die einſtimmige Genehmigung erhalten, durch welche einhellige Sanktion dieſen Normen auf dem geſetzlichen vorſchrifts- und verfahrungsmäßigen Wege alle Kraft und Gültigkeit rechtsverbindlicher Vorſchriften für alle Intereſſenten beigelegt iſt. Die gegenwärtige höchſte Landesadminiſtration hat ihrer geneigten Erklärung gemäß befohlen: die nach dieſen Vorſchriften ausgefertigten Pfandbriefsantheile in allen Landeskaſſen zur Abzahlung der Kriegskontributionen bis zum Betrage der Summen anzunehmen, welche zur Bezahlung aller anbefohlenen Lieferungen nöthig ſeyn würden. Auf dieſe Weiſe werden alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt ſeyn, welche den freien Cours und die Vollgültigkeit der Pfandbriefsantheile beſchränken könnten.

---

*) Dieſe Aeußerung wolle Hr. P. S. beherzigen, in Rückſicht ſeines vertrauten Schreibens an den Verfaſſer der vertrauten Briefe.

**) Dieſe Zwecke ſind löblich.

***) Eben ſo wenig iſt dies Mittel zu jenem Zweck zu tadeln, da des Papiergeldes nicht mehr, ſondern nur deſſen Theilbarkeit bewirkt wird.

Was die Verfaſſung und Geſchäftseinrichtung des freiwilligen Vereins und die feſtgeſetzte Art und Weiſe betrifft, wie die Pfandbriefsantheile ausgegeben, ſichergeſtellt, verzinſet und wiederum gegen Pfandbriefe realiſirt werden ſollen, ſo beruht das deshalb erforderliche Regulativ auf nachſtehenden in der Conſtitutions- und Unions-Akte des ſtändiſchen freiwilligen Vereins und der Anerkenntniß-Akte der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft enthaltenen weſentlichen Punkten.

§. 1.

Conſtitution des freiwilligen Vereins.

Es conſtituiren ſich die unterſchriebenen mit Gütern angeſeſſenen Landſtände Schleſiens, mit Genehmigung aller competenten Landesautoritäten in der Provinz, unter Vorbehalt fernerer Beſtätigungen, zu einem ſtändiſchen freiwilligen Vereine und landſchaftlichen Inſtitute. Sie machen als ſolches ſonach hiemit bekannt, daß ſie, Kraft dieſes Vereins, unter Zuziehung, Mitwirkung und Aufſicht der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft, gegen Ablieferung von Pfandbriefen an das Depoſitum der letztgenannten, zur Annahme geſetzlich autoriſirten, und als Geſchäftskontrolle vom Vereine anerkannten, deshalb auch in demſelben nicht mitbegriffenen Behörde, auf die Summe ſeines Kapitalwerthes einzelne, Drei und ein Drittel Prozent Zinſen tragende Pfandbriefsantheile von zwanzig, zehn und fünf Thalern, die Kölniſche Mark zu 14 Thalern in Courant gerechnet, ausgeben, welche im öffentlichen Verkehr vollgültige Geldpapiere von drei ihrer Repräſentanten nach der nähern Beſtimmung des §. 13 unterſchrieben, von der Breslau-Briegiſchen Fürſtenthums-Landſchaft, als Depoſitarien der Pfandbriefe, beſonders anerkannt, hiernächſt in Breslau in Cours geſetzt, und eben daſelbſt nach den Beſtimmungen des §. 8 wiederum in Pfandbriefen realiſirt werden. Sie ladet das geſammte Publikum durch dieſe öffentliche Bekanntmachung ein, von dieſen Geldpapieren den möglichſt vortheilhaften Gebrauch zu machen.

§. 2.

Realſicherheit der Pfandbriefsantheile.

Die Realſicherheit der Pfandbriefsantheile, und die Hypothek, auf welche ſie ausgeſtellt werden, bleibt unverändert dieſelbe, welche in allen auf gleiche Höhe ihres Betrags im Depoſito des Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft befindlichen Pfandbriefen, die eine Geſammtmaſſe des Unterpfands bilden, enthalten iſt.

§. 3.

Verfahren bei der Ausfertigung der Pfandbriefsantheile.

Die Breslau-Briegiſche Fürſtenthums-Landſchaft, in Gemäßheit der ihr vom General-Landſchafts-Direktorio, und dem verſammelten Collegio der Fürſtenthums-Direktoren dazu ertheilten Ermächtigung, übernimmt die Realiſirung der Pfandbriefsantheile und deren Anerkenntniß durch ihre Mitvollziehung. Sie wird ſämmtliche von den Repräſentanten des freiwilligen Vereins unterſchriebene und mit ihrem ſchwarz aufgedrückten Stempel verſehene Pfandbriefsantheile in Empfang nehmen, ſie nach laufenden Nummern und Sectionen heftweiſe einbinden, und in die dazu eingerichteten Geſchäftsbücher eintragen laſſen.

Wer gegen Uebergabe eines Pfandbriefs zu ihrem Depoſito, Pfandbriefsantheile auf die gleiche Summe ſeines Capitalwerths verlangt, erhält ſolche in ihrem Bureaux, und zwar dergeſtalt, daß ihm für jedes Einhundert Thaler in deponirten Pfandbriefen,

Ein Antheil zu zwanzig Thalern,
Vier Antheile zu zehn Thalern, und
Acht Antheile zu fünf Thalern,

die Kölniſche Mark zu vierzehn Thalern in Courant gerechnet, eingehändigt werden. Die Pfandbriefsantheile erhalten auf beiden

Seiten durch willkührliche Federzüge eine Signatur, werden hiernächſt aus den Büchern, in welche ſie geheftet ſind, und zwar ſo, daß der Schnitt durch die Mitte der Signatur geht, ausgeſchnitten, ſodann aber mit dem eingepreßten Stempel der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft bezeichnet, und durch die im §. 12 näher bezeichneten Unterſchriften des Landſchaftsdirectors, zweier Landesälteſten, und des Landſchaftsſyndikus vollzogen. Zugleich wird der gegen den Empfang der Pfandbriefsantheile übergebene Pfandbrief mit nachſtehender Clauſel:

> „dieſer Pfandbrief wird hiermit gegen Ertheilung einer gleichen
> „Summe in Pfandbriefsantheilen außer Cours geſetzt, und kann
> „nicht anders, als gegen Rückgabe eines gleichen Betrages derſelben,
> „wieder in Cours geſetzt werden,"

beſchrieben, und deſſen geſchehene Depoſition in ein beſonderes Depoſitalbuch eingetragen.

§. 4.

Beſondere Verwaltung und Sicherſtellung des Pfandbriefsdepoſiti.

Von ſämmtlichen gegen ausgegebene Pfandbriefsantheile deponirten Pfandbriefen wird ein eigenes Geſammt Depoſitum formirt, für deſſen Lokalſicherheit, Verwaltung, Buchführung, Reviſion und Controllirung der Breslau-Briegſche Fürſtenthums Landſchaftsdirector und die beiden Depoſitarien, nach den geſetzlichen, im Landſchaftsreglement beſtimmten Vorſchriften zu ſorgen verpflichtet ſind.

§. 5.

Laufende Zinſen der deponirten Pfandbriefe und der Pfandbriefsantheile.

Da die Zinſen der deponirten Pfandbriefe mit Vier, und die Zinſen der dafür ausgegebenen Pfandbriefsantheile mit Drei Ein Drittel Procent, in gleichen ſechsmonatlichen Terminen laufen, ſo kann bei dem Empfange der letztern gegen die erſteren, was die laufenden Zinſen betrifft, nur eine Differenz von Zwei Drittel Procent fürs Jahr gerechnet, in Anſchlag kommen, und dieſe Differenz ſoll dem Empfänger der Pfandbriefsantheile, für jeden Monat, von dem letztverfloſſenen Pfandbriefszinſenzahlungstermine angerechnet, mit Ein- und Einem halben guten Groſchen von jedem Hundert, baar bezahlt werden, welcher Satz, zur Vermeidung unendlicher Bruchrechnung, als der richtigſte angenommen worden. Pfandbriefe, auf welche im letztverfloſſenen halbjährigen

Termine

Termine die Zinſen nicht abgeſtempelt ſind, muß der Inhaber vor der Depoſition bei der General-Landſchaft in Breslau abſtempeln laſſen, welche Abſtempelung dort zu jeder Zeit geſchehen kann.

§. 6.

Geſchäftsgang.

An jedem erſten Montage jedes Monats verſammelt ſich der Breslau-Briegſche Fürſtenthums-Landſchaftsdirektor mit den beiden Depoſitarien und einem Mitgliede des freiwilligen Vereins im Büreau der Landſchaft, um in dieſer Verſammlung

a) gegen Deponirung von Pfandbriefen Pfandbriefsantheile nach den Beſtimmungen im § 3 auszugeben; um
b) die fälligen jährlichen oder halbjährlichen Zinſen der Pfandbriefsantheile an die Präſentanten auszuzahlen; und um
c) gegen Rückgabe der Pfandbriefsantheile von den dafür deponirten Pfandbriefen eine gleiche Summe aus dem Depoſito zurückzugeben.

Bei Gelegenheit der Zinſenzahlung wird die ſorgfältigſte Controllirung der Aechtheit der präſentirten Pfandbriefsantheile Statt finden, deren Verfälſchung durch mancherlei geprüfte, zweckmäßige, und bei den Pfandbriefen ſelbſt durch lange Erfahrung hinreichend bewährte Vorkehrungen, welche bei der ſiebenfachen Unterſchrift, der Signatur, dem Ausſchneiden in den willkührlichen Zügen der Signatur, bei dem Stempeln und bei dem Abſtempeln der Zinſen beobachtet werden, verhindert iſt. Die erfolgte Zinszahlung wird auf den Pfandbriefsantheilen durch Abſtempelung unmittelbar unter den Namensunterſchriften vermerkt, und eben dieſer Stempel im Regiſter der Nummer des Pfandbriefsantheils beigedruckt.

§. 7.

Beſondere Vorſchriften wegen der Zinſenzahlungen.

Länger als ein Jahr dürfen, bei Verluſt der rückſtändigen, die laufenden Zinſen der Pfandbriefsantheile nicht unabgefordert bleiben, welche Beſtimmung deshalb Statt findet, um die Genauigkeit der beſtändigen Controlle über die Aechtheit aller courſirenden Pfandbriefsantheile, bei ihrer ſolchergeſtalt wenigſtens alle ſechs Monate nothwendigen Präſentation, zu vergrößern. Die Zinszahlung ſelbſt findet, wie bei den Pfandbriefen, in den beiden halbjährlichen Terminen Johanni und Weihnachten, mit der Maaßgabe des § 3, 5 und 8 Statt; es ſoll jedoch dem Inhaber der Pfandbriefsantheile auch geſtattet ſeyn, ſolche jeden erſten Montag jedes Monats im Büreau der Breslau-Briegſchen Landſchaft gegen baaren Empfang der darauf vermerkten fälligen Zinſen abſtempeln zu laſſen. Da aber die deponirten Pfandbriefe Vier Procent, und die dafür ausgegebene Pfandbriefsantheile nur Drei und Ein Drittel Procent Zinſen tragen, ſo wird aus den überſchießenden Zwei Drittel Procenten ein Adminiſtrations-Fond formirt, welcher zur Beſtreitung und Deckung der Koſten und Ausgaben beſtimmt iſt.

§. 8.

Realiſirung der Pfandbriefsantheile in Pfandbriefen.

Die Realiſirung der Pfandbriefsantheile in Pfandbriefen kann jeden erſten Montag jedes Monats im Büreau der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft, jedoch nur in einer Summe von Tauſend Thalern, als dem größten Betrage eines einzelnen Pfandbriefs, gefordert werden. Wer nicht ſo viel Pfandbriefsantheile beſitzt, kann bei der Realiſirung auch Pfandbriefe von allen kleinern Summen zur Complettirung des Betrags der Ein Tauſend Thaler mit angeben. Gegen Rückgabe der Pfandbriefsantheile, wird dem Präſentanten aus dem Depoſito eine gleiche Summe in Pfandbriefen eingehändigt, welche zuvörderſt mit dem Vermerk verſehen werden:

> „die für dieſen Pfandbrief ausgegebenen Pfandbriefsantheile
> „ſind zurückgegeben, und dieſer Pfandbrief wird daher hiermit
> „wieder in freien Cours geſetzt.“

Erfolgt dieſe Realiſirung in den beſtimmten halbjährigen Terminen, Johanni und Weihnachten, ſo werden die vollen, auf den Pfandbriefsantheilen vermerkten Zinſen den Inhabern ausgezahlt; erfolgt die Realiſirung aber außer dieſen Terminen, ſo iſt der Präſentant der Pfandbriefsantheile verbunden, ſich von jedem Hundert, für jeden ſeit dem letzten Termine bereits verfloſſenen vollen Monat, Ein- und einen halben guten Groſchen, als den mit Vermeidung unendlicher Bruchrechnungen ausgemittelten richtigſten Satz, bei der Zinſenberechnung abziehen zu laſſen, welcher Abzug dem Adminiſtrationsfond des Inſtituts zufällt.

§. 9.

Beſtändige Balance der Summen aller deponirten Pfandbriefe mit den Summen aller dafür ausgegebenen courſirenden Pfandbriefsantheile.

Bei dem Abſchluſſe jedes monatlichen Realiſations-Termins wird zwiſchen den Summen aller im Geſamtdepoſito befindlichen Pfandbriefe, und dem Betrage der dafür ausgegebenen, eingenommen, und wiederum ausgegebenen Pfandbriefsantheile eine genaue Balance gezogen, und in den Depoſitalbüchern, ſo wie in allen Einnahme- und Ausgabebüchern des Inſtituts förmlich abgeſchloſſen. Alle nach Abzug der wiederum ausgegebenen, von den eingekommenen übrig bleibende Pfandbriefsantheile, werden mit dem Worte: „Unbrauchbar“ geſtempelt, bis über die Mitte eingeſchnitten, und als Beläge der Richtigkeit des Buchhaltens, und zum Beweiſe des Umſtandes aſſervirt, daß zu keiner Zeit mehr Pfandbriefsantheile im Courſe geweſen ſind, als die Summen der dagegen deponirten Pfandbriefe betragen haben. Die Breslau Briegſche Fürſtenthums-Landſchaft garantirt die Richtigkeit dieſer Balance ausdrücklich.

§. 10.

Die Pfandbriefsantheile ſind Billets au porteur. Von ihrem Verluſte.

Die Pfandbriefsantheile haben alle Rechte der auf jeden Inhaber lautenden Geldpapiere, berechtigen jeden Beſitzer zur Realiſirung, und werden in ſtreitigen Fällen nach allen für Lettres au porteur geltenden geſetzlichen Vorſchriften beurtheilt. Verlorne und vernichtete Pfandbriefsantheile werden nicht erſetzt, und ihr Betrag fällt dem Adminiſtrationsfond des Inſtituts zu. Durch Alter und Gebrauch beſchädigte Pfandbriefsantheile ſollen, wenn ihre unverkennbare Merkmale der Aechtheit unzweifelhaft ſind, caſſirt, und den Präſentanten dagegen neue, unter gleicher Nummer, koſtenfrei ausgefertiget werden.

§. 11.

Aufkündigung der Pfandbriefsantheile.

Der ſtändiſche freiwillige Verein behält ſich gegen die Inhaber der Pfandbriefsantheile, welche deren Realiſirung nach § 9 jeden Monat fordern können, das Recht einer ſechsmonatlichen Aufkündigung dergeſtalt vor, daß er, wenn ſolche erfolgt, die Rückgabe der deponirten Pfandbriefe gegen Rückgabe convenirender Pfandbriefsantheile zu verlangen befugt iſt. Die Aufkündigung muß, wenn ſie nach den alsdann näher zu beſtimmenden Modalitäten Statt findet, in den Berliner und Breslauer Zeitungen und Intelligenzblättern dreimal angezeigt, und in dieſer Anzeige zugleich der endliche peremtoriſche Termin zur Realiſirung des Einlöſungsgeſchäfts bekannt gemacht werden. Alle in dieſem Termine nicht abgegebene Pfandbriefsantheile, erhalten vom Tage des Termins an keine ferner laufende Zinſen, werden nach Vorſchrift der Geſetze aufgeboten, und wenn ſie nach Verlauf von drei Jahren nicht zum Vorſchein kommen, amortiſirt. Der Betrag der amortiſirten Pfandbriefsantheile gehört dem Adminiſtrationsfond des Inſtituts. Sollte bei Aufhebung derſelben, und nach Erfüllung jeder Verbindlichkeit noch ein Ueberſchuß bleiben, ſo fällt dieſer Ueberſchuß in keinem Fall dem ſtändiſchen freiwilligen Verein, noch dem landſchaftlichen Fonds zu, ſondern wird vom Vereine zu irgend einem beliebigen Zweck verwendet werden.

§. 12.

Anfang und erſte Termine des Geſchäfts.

Den 24ſten Junius d. J. iſt im Büreau der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums Landſchaft Vormittags mit den Geſchäften, und den 2ten Julius mit dem Ausgeben der Pfandbriefsantheile der Anfang gemacht worden. Das letzte Geſchäft wird den 13ten, 14ten, 15ten, den 20ſten, 21ſten, 22ſten, und den 27ſten, 28ſten und 29ſten Julius, Vormittags von 9 bis 12, und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr, täglich fortgeſetzt; für die Zukunft behält es aber bei der Vorſchrift des § 5 ſein Bewenden. Der erſte Realiſirungstermin iſt auf den Montag den 7ten September, der erſte halbjährige Zinſenzahlungstermin auf den 4ten Januar 1808, und die folgenden Tage beſtimmt.

§. 13.

Signalement der Pfandbriefsantheile. Unterſchriften.

In Ermangelung einer hinreichenden Quantität Pergament ſind die Pfandbriefsantheile auf ein pergamentähnliches, zur Bewährung der Aechtheit beſonders geeigenſchaftetes Papier, von vereideten Künſtlern und Ouvriers, unter genauer Aufſicht und Controlle, in Kupfer abgedruckt, und an den im beigedruckten wörtlich gleichlautenden Formulare bemerkten Stellen mit den beiden Stempeln des ſtändiſchen freiwilligen Vereins, und der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums Landſchaft bezeichnet worden. Das Ausſchneiden aus den Büchern geſchieht in den Zügen einer willkührlichen Signatur, weshalb es empfohlen wird, den Rand des Pfandbriefsantheils, auf welchem die durchſchnittene Züge befindlich ſind, unbeſchädiget zu erhalten. Was die Unterzeichnung betrift, ſo werden von den fünf Repräſentanten des ſtändiſchen freiwilligen Vereins, namentlich:

1) der ehemalige Landſchafts-Director, Landrath von **Walther und Croneck** auf Kappaſchütz, u. ſ. w.
2) der königliche Juſtizrath von **Mutius** auf Altwaſſer, u. ſ. w.
3) der königliche Kammerherr Graf von **Bethüſy** auf Roſenberg, Manzdorff, u. ſ. w.

4) der freie Standesherr Graf Reichenbach-Goſchütz auf Goſchütz u. ſ. w.
5) der Landſchafts-Director Graf von Dyhrn auf Reeſewitz, u. ſ. w.

allemal drei, und von Seiten der ſechs deputirten Mitglieder der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft, namentlich:

1) der königliche Juſtizrath und Director der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft, Graf von Pfeil auf Groß-Wilkau und Vogelgeſang, u. ſ. w.
2) der königliche Landrath und Landſchafts-Director der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft, von Debſchütz auf Rackſchütz, u. ſ. w.
3) der königliche Juſtizrath Freiherr von Seidlitz und Gohlau, auf Schmelwitz, u. ſ. w.
4) der Landesälteſte von Koſchützky auf Auras, u. ſ. w.
5) der Landesälteſte von Roſenberg-Lipinsky auf Marchwitz, u. ſ. w.
6) der Landesälteſte von Nimptſch auf Jeſchkowitz, Sachowitz, u. ſ. w.

allemal ebenfalls drei, die Pfandbriefsantheile durch eigenhändige Unterſchriften vollziehen, welchen auch die Unterſchrift des Breslau-Briegſchen Landſchafts-Syndicus Lange beigefügt wird. Sollten in dieſen Unterſchriften Veränderungen vorfallen, ſo werden ſolche dem Publiko angezeigt werden.

§. 14.

Schluß. Allſeitiges Anerkenntniß dieſer Beſtimmungen. Erklärung der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft.

Vorſtehende Beſtimmungen, welche hiermit zur Kenntniß des Publikums gebracht, und als Norm für alle Intereſſenten hierdurch publicirt werden, enthalten den Inbegriff der gegenſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten in Rückſicht des Publikums, ſo wie das Regulativ und die Entſcheidungsgrundſätze in ſtreitigen Fällen, weshalb ſie von den Mitgliedern des ſtändiſchen freiwilligen Vereins unterſchrieben und rechtsbeſtändig vollzogen worden.

Die Breslau-Briegſche Fürſtenthums-Landſchaft declarirt hiermit zum öffentlichen Glauben und jedermanns Wiſſenſchaft: daß alle dieſe Beſtimmungen, inſofern ſie den ſtändiſchen freiwilligen Verein angehen, von ihr ausdrücklich genehmigt ſind, daß ſie auf deren genaue und gewiſſenhafte Befolgung, Anwendung und Erfüllung getreulich achten und halten, den Geſchäftsgang des Inſtituts hiernach ordnen, leiten, und beglaubigen, nicht weniger auch alle hierbei ſelbſt übernommenen Pflichten und Verbindlichkeiten überhaupt, und beſonders was die Adminiſtration des Pfandbriefsdepoſiti, ingleichen die jederzeit richtige Balance der courſirenden Summen in Pfandbriefsantheilen mit dem Betrage der dafür im Depoſito befindlichen Pfandbriefe anbetrift, nach ihren Amtspflichten, nach den Geſetzen und den landſchaftsreglementsmäßigen Vorſchriften mit unverbruchlicher Treue erfüllen, dadurch aber dem jederzeit und gegenwärtig in ſie geſetzten öffentlichen Zutrauen aufs vollkommenſte entſprechen werde.

Alles deſſen zu Urkund iſt dies Publicandum von ihr ebenfalls eigenhändig unterſchrieben und vollzogen worden. Geſchehen und ausgefertiget Breslau den 30ten Junius 1807.

Breslau-Briegſche Fürſtenthums-Landſchaft.

Graf von Pfeil, Königlicher Juſtizrath, Director der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums Landſchaft.
v. Debſchütz, Königlicher Landrath, Director der Breslau-Briegſchen Fürſtenthums-Landſchaft.
Freiherr v. Seidlitz, Königlicher Juſtizrath.
v. Koſchützky, Landesälteſter.
v. Roſenberg-Lipinsky, Landesälteſter.
v. Nimptſch, Landesälteſter.
v. Prittwitz, auf Kreiſewitz.
v. Wentzky, auf Glembach.
v. Boye, auf Stradam.
v. Aulock, auf Pangel.
v. Götz.
v. Brocke.

Wörtlich gleichlautendes Formular der Pfandbriefsantheile.

Vorderſeite.

realiſirbar. {20. 10. oder 5.} *Gratis am erſten*

Pfandbriefs Antheil von zehn Thlr. Cour. *die Cöllniſche Mark* zu 14 Thaler, eines *bei der Breslau-* Briegſchen Fürſtenthums-*Landſchaft deponirten* Schleſiſchen Pfandbriefs *von Ein Tauſend Thaler.*

Der Schleſiſche Adler.

Ständiſcher freiwilliger Verein.

N N. N N. N N.

Der Stempel
des Ständiſchen
freiwilligen Vereins.

Montage eines jeden Monats bei der

Breslau-Briegſchen Landſchaft, in Summen von

1000 Thaler gegen einen Pfandbrief

Rückſeite.

hieſelbſt erheben. {20. 10. oder 5.} *Die Zinſen zu 3⅓ pc.*

Gegen Rückgabe des Betrags von Ein Tauſend Thaler in Pfandbrief-Antheilen, werden wir einen deſshalb bei uns deponirten Pfandbrief dieſer Höhe herausgegeben.

Breslau-Briegſche Fürſtenthums-Landſchaft.

Breslau den 24ſten 18

N N. N N. N N.

Der Stempel der
Breslau-Briegſchen
Fürſtenthums-Landſchaft.

N N.

jährlich kann Vorzeiger dieſes

Pfandbriefs-Antheils am erſten Montage jedes Monats

für ein halbes Jahr mit 4 ggr.

Anmerkung. Da die Kupferplatten, mit welchen die Pfandbriefs-Antheile verfertiget, und die Stempel, mit denen ſie bezeichnet ſind, hier nicht haben abgedruckt werden können, ſo zeigt dies *ohne alle Verzierungen des Kupferſtichs* mitgetheilte Formular auch weiter nichts, als die *wörtliche Richtigkeit der Inn- und Umſchriften.* Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß auf jedem Pfandbriefs-Antheile nach Verſchiedenheit der darin mit Buchſtaben ausgedrückten Summe, auch immer *nur eine* Ziffer, nämlich die Zahl 20 oder 10 oder 5 befindlich iſt.

Vom Schatz und den darauf fundirten Treſor-Scheinen.

Der Schatz iſt von Friedr. Wilh. dem 1ſten fundirt. Seiner Zweckmäßigkeit haben mehrere, die das Fundament der Preußiſchen Staatsverfaſſung verkannten, vielerlei entgegengeſetzt. Mirabeau und Lüder, der leztere, der das Schmithſche Werk auf den Trödelmarkt gebracht hat, ſagt:

„Man führt Preußen an, um zu beweiſen, man könne von den Erſparniſſen der Staatsrevenüen einen Schatz ſammeln, dadurch würde das Militair gleich mobiliſiret, und die Unterthanen im Nothfalle unterſtüzt, öffentliche koſtbare Anlagen gemacht, und ſo weiter; dies iſt ungegründet, weil viele Armeen plötzlich aufbrechen, deren Beherrſcher keine gefüllte Schatzkammer gehabt haben. Ein wohlgegründeter Credit hat in wohlhabenden Ländern ungeheure Summen hervorgebracht. Die Fälle werden immer ſeltener, daß ein ſchneller Einbruch in Feindes Land entſchieden hätte.“

Kann man wohl etwas Alberners vom Preußiſchen Staate insbeſondere ſagen? Hat denn Preußen, als ein militairiſcher Staat, eine ſolche Lage, daß es vom Capitaliſten ſo viel Geld borgen kann, wie Pitt in London? Entſchied Friedrichs ſchneller Einfall in Sachſen, durch ſein Geld möglich gemacht, nicht für den ganzen ſiebenjährigen Krieg? Schickte nicht Pitt, durch des aus den ſpaniſchen Fregatten genommene Silber, verführt, die Oeſtreicher nach Ulm? Entſchied Napoleons ſchneller Zug nach Wien, durch die aus Paris mitgenommenen 40 Millionen Franken unterſtüzt, nicht für den jezigen Krieg?

Einen Krieg ohne Geld anfangen, iſt theils unmöglich, theils ſehr gefährlich; der kluge Feldherr wird nie ohne die höchſte Noth es wagen! Der Verfaſſer fährt weiter fort uns zu belehren, daß die Regierung weder Fabriken, noch Ackerbau unterſtützen ſolle, deßfalls alſo keines Schatzes bedürfe; wäre das Nationalcapital ſo groß, daß es Nutzen bringe, in beiden Fächern große Anlagen zu machen, ſo wurde dies von ſelbſt geſchehen u. ſ. w.

Es kann aber regelmäßig nie ein Nationalcapital entſtehen, wenn nicht durch große Summen öffentliche Anlagen gemacht werden, die es möglich machen.

Welcher Eigenthümer und welche Geſellſchaft würde denn alle die in Preußen, für Rechnung des Schatzes, gefertigten Kanäle des Oder⸗ Warte⸗ Netz⸗ und Drömmlingsbruch urbar gemacht haben? Würden die Bürger ſo vieler abgebrannten Städte in Südpreußen und Schleſien nicht noch heute bettelnd die Provinz durchſtreichen? Würden die Bewohner der zerſtörten Boberufer nicht emigriren, wenn der Schatz ihnen nicht Obdach, Handwerkzeug und Nahrung wieder gegeben hätte? Der unkundige Herr Lüder reiſe doch einmal ins Rieſengebirge und lerne hier, wie der Handel unter Friedrich gegen die Zeiten vor dem Jahr 40 ſtieg! er gehe nach Südpreußen und ſehe hier Liſſa und Kaliſch, abgebrannt vor der Occupation, nur durch die Hülfe des Schatzes aus ihren Schutthaufen wieder hervorgegangen! Der Zweck des Staatsvereins iſt Entwickelung und Sicherheit des Genuſſes! der Theilnehmer bezahlt dafür einen Theil ſeiner Revenüen, damit ſolche dazu verwendet werden: können ſie beſſer verwendet werden wie unter Friedrich? In einem militäriſchen Staate iſt vor allen Dingen ein Schatz nöthig.

Was auch Lüder und der neue Telegraph über deſſen Zwecke geſchwatzt haben mögen, ohne ſich an die Erſcheinungen zu kehren, welche aus dem von Friedrich Wilhelm I geſammelten Schatz hervorgingen, ſo iſt es, dünkt mich, keine Frage: daß ein rein militäriſcher Staat, der ſich ganz beſonders noch arrondiren will (wie ehemals der Mazedoniſche, jetzt der Preußiſche), eine Maſſe von baarem Gelde zuſammenhäufen muß, um auf der Stelle ſchlagfertig zu ſeyn.

Daß Friedrich II dies immer zeitiger war als ſeine Feinde, koſtete dem Hauſe Oeſtreich eine reiche Provinz!

Es iſt auch nichts einleuchtender als dieſe Nothwendigkeit eines Schatzes, beſonders in einem Staate wie Preußen, deſſen Militär jetzt noch in Disproportion zu ſeinen Staatskräften iſt. Denn woher wollte man (wenn ſchleunigſt eine Armee auf den Feldetat kommen ſoll) das ſofort nöthige baare Geld nehmen? Wollte man Papiergeld machen? Dies beruht auf dem Kredit; im Kriege hat kein Staat ſo viel Kredit wie im Frieden! zur Fabrikation dieſes unſichern Mittels iſt kein ſchlechterer Zeitpunkt zu wählen.

Wollte man ohne alle Magazine, Bagage, Utenſilien u. ſ. w. (wie es jetzt Mode wird) in fremdes Land operiren, um dieſe Bedürfniſſe erſt zu erobern, was den Franzoſen einigemale geglückt iſt, ſo iſt es doch unſtreitig beſſer, ein Mittel, was man nothwendig braucht, ſchon zu beſitzen, als ſolches erſt erobern zu müſſen. Ueberdies könnte keine Preußiſche Armee ohne Geld von der Stelle kommen, und wie ſchlecht würde der nordiſche Soldat ſeine Pflicht thun (da ihm die Lebhaftigkeit des Franzoſen abgeht), wenn er Wochenlang ohne Sold und Brod exiſtiren ſollte, und man ihn mit einer Aſſignation auf das abſpeiſen wollte, was erſt zu erobern wäre! Der franzöſiſche Soldat hungert, friert, läuft, ſiegt und ſtirbt aus lauter Ehrgefühl, und macht das bisher unmöglich geſchienene möglich; der nordiſche gemeine Soldat denkt erſt dann etwa an die Ehre, wenn er ſich ſatt gegeſſen hat. Mit einem Worte, ein Staat, der eine Armee unterhält, die größer iſt als ſeine Staatskräfte erlauben, der rein militäriſch iſt, der durch ſeine Handelsverbindungen und ſeine Produktion im Kriege kein Papiergeld decken und ſich Kredit verſchaffen kann, muß eine Maſſe von Geld vorräthig haben, was in der Welt durch ſeinen innern Werth Kredit hat, und wäre es auch nur deshalb, damit er den Krieg mit vollem Beuteln und Magazinen anfange.

Wie groß der Schatz unter Friedrich I und nach Friedrichs Tode geweſen iſt, das iſt, wie ich glaube, ſehr gleichgültig, denn Friedrich Wilhelm II hat auch den letzten Heller davon ausgegeben und noch obendrein die erſten ſehr anſehnlichen Schulden contrahirt.

Man kann dreiſt annehmen, daß unter Friedrich Wilhelm III von 1798 — 1806 inclus. jährlich 4 Millionen mithin 24 Millionen zurückgelegt ſind, deren letzter Reſt inclus. der noch übrigen nicht cirkulirenden Treſorſcheine von 3 — 4 Millionen er ſeit dem unglücklichen 14ten October mit nach Königsberg genommen hat. Will man auch nur jede Mobilmachung der Armee auf 10 Millionen rechnen, welche 1805 und 1806 erfolgte, ſo dürfte der mitgenommene Schatz nur 4 Millionen betragen haben; die mitgenommenen Treſorſcheine haben weiter keinen Werth, als etwa den der Tuten, das baare Geld darin einzuwickeln. Außerdem nahm aber der König alle Kaſſenbeſtände, die der Bank- und Seehandlung ꝛc. mit, ſo daß er noch 11 bis 12 Millionen zur Diſpoſition haben kann.

Im Jahr 1806 entſtand in dem Hrn. v. Stein, der erſt Finanzminiſter geworden war, die falſche Idee, Staats-Papiergeld zu creiren. Das Edikt, welches ſolche in Cours ſetzte, iſt vom 4ten Febr. 1806 datirt; es ſpricht die Motiven rein aus, warum es erſchien, ich rücke es daher hier wörtlich ein:

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. thun kund und fügen allen Unterthanen hiermit zu wiſſen:

Seit dem Anfange Unſerer Regierung iſt Unſer Beſtreben dahin gerichtet geweſen, Unſeren Staaten den Segen des Friedens zu erhalten, und bey den Zweigen der Staatswirthſchaft pünktliche Ordnung und Sparſamkeit einzuführen.

Dies hat Uns die Mittel verſchafft, dem Ackerbau, der Fabrikation und dem Handel die nöthige Unterſtützung zu gewähren, einen Schulden-Tilgungs-Fonds zu bilden, aus dem die Staatsſchulden, welche wir fanden, berichtiget wurden, und zu den außerordentlichen Staatsbedürfniſſen beträchtliche Summen baaren Geldes in Unſern Schatz niederzulegen.

Da indeſſen auf der einen Seite durch Bezahlung der Schulden im Auslande, und durch die Vermehrung der Schatzbeſtände, beträchtliche Summen baaren Geldes aus dem Umlauf im Lande gebracht werden, auf der andern Seite aber die Vergrößerung des Staats durch Provinzen, welchen es an der, zur Belebung des Ackerbaues und ihres ſonſtigen Verkehrs, erforderlichen Geldcirculation fehlt, und welche zu dieſem Behufe große Summen aus Unſern alten Provinzen gezogen haben, die vergrößerte Menſchenzahl, die Vermehrung des Umſatzes, die Erhöhung der Preiſe aller Gegenſtände des Handels und Verkehrs überhaupt, auch größere Summen von Zahlungsmitteln erfordern, ſo iſt es nothwendig, die ſchon fühlbare und noch zu befürchtende Störung im Handel und in den Gewerben überhaupt, zu verhindern, und die zur Erleichterung und Erweiterung des inneren Verkehrs unentbehrlichen Circulationsmittel zu verſchaffen.

Wir haben zu dem Ende beſchloſſen, nach Art der ſchon im Umlauf befindlichen Banknoten, deren Zweckmäßigkeit die Erfahrung beſtätigt hat, Treſorſcheine zu creiren, und davon allmählig ſo viel in Umlauf zu bringen, als zur Circulation erforderlich ſeyn werden. Es ſind Uns dabei keineswegs die nachtheiligen Folgen des Papiergeldes in anderen Staaten entgangen; Wir haben vielmehr die Urſachen dieſer nachtheiligen Ereigniſſe gründlich erforſchen laſſen, und Uns überzeugt, daß der Nachtheil nicht der Einführung des Papiergeldes ſelbſt, ſondern dem, durch Finanzzerrüttung veranlaßten unmäßigen Gebrauch dieſes Mittels, zuzuſchreiben iſt, welcher dadurch, daß das Papiergeld nicht realiſirbar war, möglich wurde.

Da nun aber die von Uns creirende Treſorſcheine, gleich den bisherigen Banknoten, ſollen realiſirt werden können, alſo die auszutheilende Summe niemals den Bedarf an allgemeinen Vergütungsmitteln überſchreiten kann; und da Unſere Finanzen ſich in einer ſolchen Verfaſſung befinden, daß alle, zur Beſtreitung der Staatsausgaben ſelbſt, außerordentlich erforderliche Summen, daraus beſtritten, oder darauf fundirt werden können; ſo haben Wir keinen Anſtand genommen, mit der Einführung von Treſorſcheinen vorzuſchreiten.

§. 1.

Es werden Treſorſcheine auf Courant nach dem Münzfuß von 1764 ausgefertigt, und nach und nach in Umlauf geſetzt.

§. 2.

Die Treſorſcheine ſind dem Metall-Courant-Gelde gleich, und ihnen werden alle die Eigenſchaften beigelegt, welche dem baaren Metall-Courant-Gelde zukommen.

§. 3.

Die Treſorſcheine können bei den Bank-Comptoirs zu Berlin, Breſlau, Elbing, Königsberg in Preußen, Stettin, Münſter und Fürth, und dem Seehandlungs-Comptoir zu Warſchau, zu jeder Zeit gegen Silber-Courant ohne Aufgeld umgeſetzt (realiſirt) werden, und geben Wir hierüber Unſer königliches Wort.

§. 4.

Unter der beſonderen Aufſicht Unſerer Staatsminiſter, des Generals Grafen von der Schulenburg und Freiherrn von Stein, werden die Treſorſcheine ausgefertigt, und mit deren Namensunterſchrift verſehen. Zur Bequemlichkeit des Publikums werden vier Arten derſelben ausgefertigt, nämlich zu fünf Thaler, zu funfzig Thaler, zu Einhundert Thalern, und zu Zweihundert und funfzig Thalern.

Auf allen ſteht auf der Vorderſeite:

Treſorſchein auf
Fünf
Funfzig
Einhundert
Zweihundert und Funfzig
Thaler.

in Courant nach dem Münzfuß von 1764, wird im Handel und in allen königlichen Caſſen für voll angenommen, nach dem Edict vom 4ten Februar 1806.

§. 5.

Die näheren Kennzeichen der Treſorſcheine ſollen durch ein Avertiſſement beſonders bekannt gemacht werden.

§. 6.

Da die Treſorſcheine realiſirbar, alſo dem baaren Gelde bei dem innern Verkehr durchaus gleich ſind, ſo ſoll in allen Zahlungen, ohne Unterſchied, ob die Verbindlichkeit vor oder erſt nach dieſer Verordnung entſtanden iſt, ob die Zahlung aus einer, oder an eine königliche Caſſe zu leiſten iſt, oder unter Privatperſonen Statt finden, es dem Zahler frei ſtehen, das, was er in Silber-Courantgelde abzutragen hat, in Treſorſcheinen zu berichtigen.

§. 7.

Hiervon ſollen nur folgende Ausnahmen Statt finden:

A. Die Staatsanleihen in baarem Gelde, welche bereits abgeſchloſſen oder eröffnet ſind, oder noch eröffnet werden möchten, nebſt den davon zu zahlenden Zinſen.

B. Alle Anleihen, welche bis zum Tage der Publication dieſer Verordnung, von der Bank und Seehandlung gegeben oder genommen ſind, nebſt den davon rückſtändigen und künftigen Zinſen.

C. Eben ſo bleiben die Rechte des Gläubigers, welcher ſich in Schuldinſtrumenten beſtimmte Species hat verſprechen laſſen, oder künftig ſich verſprechen laſſen wird, vorbehalten.

§. 8.

Bei allen Zahlungen in Silbergeld an Unſere Caſſen ſoll, ſo weit die Theilbarkeit der Summe es erlaubt, vom 1ſten Juny dieſes Jahres an, der vierte Theil in Treſorſcheinen gezahlt, und dieſer nicht anders von den Caſſen angenommen werden.

§. 9.

Für diejenigen Treſorſcheine, welche Unſern Poſtämtern vorſchriftsmäßig zur Verſendung überliefert ſind, ſoll nur das Goldporto entrichtet, auch von Unſern Poſtämtern für den ganzen ihnen anzuzeigenden Betrag, gleich dem Golde und den Banknoten gehaftet werden, wenn die Treſorſcheine in Gegenwart des Poſtmeiſters oder eines Andern zur Annahme geſetzten Poſtbedienten verſiegelt ſind, und das Poſtſiegel beigedruckt iſt.

§. 11.

Wer Treſorſcheine verfälſcht oder nachmacht, an der Verfälſchung Theil nimmt, verfälſchte oder nachgemachte Treſorſcheine ins Publikum wiſſentlich bringt oder bringen hilft, ſoll mit eben der Strafe belegt werden, welche nach Vorſchrift des Allgemeinen Land-Rechts, Theil 2, Tit. 20, § 2, 5, 4 u. f. gegen falſche Münze geordnet iſt.

§. 11.

Die Einwohner, Rendanten und andere Caſſenbeamte haben in Abſicht der Treſorſcheine eben dasjenige zu beobachten, was ihnen in Anſehung des baaren Geldes vorgeſchrieben iſt. Sollten ſie dawider handeln, ſo haben ſie nach Vorſchrift des Allgemeinen Landrechts, Theil 2, Tit. 20, § 413, 414, 426 und 428, Strafe zu erwarten.

Wir befehlen allen Unſeren hohen und niederen Militair- und Civil-Behörden, ſo wie allen Unſern getreuen Unterthanen, ſich nach dieſer Verordnung auf das genaueſte zu achten.

Urkundlich haben Wir ſolches eigenhändig unterſchrieben, und mit Unſerm königlichen Inſiegel bedrucken laſſen.

So geſchehen und gegeben Berlin, den 4ten Februar 1806.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

v. Voß. v. Schrötter. v. Reden. v. Angern.
v. Dietharðt. v. Stein.

Man darf nur den Eingang leſen, um von den höchſt falſchen Grundſätzen des Herrn v. Stein über Geld und Münze belehrt zu werden.

Er nimmt den lächerlichen Satz an:

> Da es an Gelde fehlt, muß man welches machen, um dieſen Mangel zu erſetzen, und da wir kein Metall haben, nehmen wir Papier.

In dem Preußiſchen Staatsanzeiger im 1ſten Theile befinden ſich mehrere Abhandlungen, die das Thörichte dieſer Maßregel darſtellen; ich beziehe mich darauf.

Wenn irgend jemand das Weſen des Geldes und der Münze richtig und klar dargeſtellt hat, ſo iſt es Graf Soden im 2ten Bande der National-Oekonomie § 34 und ff. Er ſagt:

Die Begriffe des Vermögensmeſſers und Ausgleichungsvehikels ſind bisher gänzlich mit einander vermiſcht worden. Dieſe Vermiſchung hat über die ganze Staatswirthſchaftslehre Dunkelheit und Verwirrung verbreitet *).

Dieſer Vermiſchung zu Folge bezeichnete man beides, ſowohl den Vermögensmeſſer als das Ausgleichungsvehikel mit Einer Benennung, nämlich: Geld. Dieſe Bezeichnung zwei verſchiedener, weſentlich geſonderter Begriffe mit Einer Benennung, hat denn eine zahlloſe Menge von Irrthümern veranlaßt, ſo wie die mannichfaltigen Definitionen des Gelds die mannichfaltigen Anſichten über das, was Geld ſey und nicht ſey?

Durch jene Sonderung der Begriffe wird alles klar und licht.

Jene Dunkelheit iſt dadurch noch erhöht worden, weil man dieſes Wort: Geld, auch zugleich auszeichnungsweiſe für Münze gebrauchte. Auch hier ſehen wir den Fall, daß Spracharmuth den Fortſchritt der Wiſſenſchaften und die Ergründung der Wahrheit aufgehalten hat.

Es iſt alſo unerläßlich nothwendig, die Begriffe des Vermögensmeſſers und des Ausgleichungsvehikels, jeden durch eine eigene beſondere Benennung auf immer zu ſondern.

Alle Schwierigkeiten ſind gehoben, alle Verwirrung entfernt, alles iſt klar, ſobald man wiſſenſchaftlich die Feſſeln des Sprachgebrauchs abſtreift, und den Vermögensmeſſer ausſchließend Geld, das Ausgleichungsvehikel ausſchließend Münze nennt.

---

*) Wie groß auch in den neueſten Zeiten dieſe Verwirrung der Begriffe bei den ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſtellern ſey, davon kann man ſich aus Ferrier's kürzlich erſt erſchienenen Werke: Du Gouvernement, considéré dans ses rapports avec le Commerce, (Paris 1805,) Livre 1, überzeugen.

Die vom Sprachgebrauche veranlaßte Verwirrung iſt ferner noch dadurch erhöht worden, daß man diejenigen Ausgleichungsvehikel, welche aus Metall beſtünden, neben dem Worte: Geld, auszeichnungsweiſe Münze; diejenigen hingegen, welche nur in einer Urkunde über eine beſtimmte Vermögensportion beſtanden, ausſchließend Geld, nämlich Papiergeld nannte.

Für den Begriff von Münze, als Ausgleichungsvehikel, iſt es gleichgültig, aus welchem Stoffe ſie augenblicklich, d. h. im Momente des Verkehrs beſtehe? Wenn ſie nur die weſentliche Eigenſchaft eines Genußmittels hat, nämlich eine Vermögensportion iſt (340).

Ich werde in der Folge zeigen, wodurch auch dieſe Vermiſchung begünſtigt wurde, Kraft deren zweierlei Arten (species) einer Gattung (genus) mit zwei ſich widerſprechenden Namen benennt worden ſind.

Wir müſſen uns indeß feſt an den Begriff des Ausgleichungsvehikels halten, Kraft deſſen daſſelbe eine Vermögensportion nicht blos (wie der Vermögensmeſſer, das Geld) ausdrücken, ſondern wirklich enthalten muß.

Und daß dieſem Begriffe gemäß die Urkunde ein Ausgleichungsvehikel wirklich ſey, alſo auch unter das Geſchlecht der Münze gehöre, werde ich in der Folge zeigen.

Die größte Schwierigkeit fand man bisher darin, dem ſogenannten Papiergelde (Bankonoten, Bankozettel, Creditbillets, Aſſignaten, Mandaten u. ſ. w.) die Geldeigenſchaft in dem bisherigen Sinne dieſes Worts zu retten.

Mit der Metall- und Waarenmünze wird wirkliches Vermögen gegen Vermögen, Stoff gegen Stoff vertauſcht. Nicht ſo bei der Papiermünze, ſie enthält nur die Anweiſung auf das nach ſeinem Preiſe beſtimmte Produkt.

Nach dem ich vorhin die Begriffe von Geld und Münze geſondert habe, liegt mir alſo der Beweis ob: daß das bisher ſogenannte Papiergeld wirklich Münze ſey?

Papiermünze hat inſofern allerdings den Charakter eines Ausgleichungsvehikels, daß dadurch die Ausgleichung des verglichenen Werths der Waaren bewirkt, und daß ein reelles Eigenthum, eine Vermögensportion von Einem Beſitzer zu dem andern übertragen wird.

Aber der Papiermünze ſcheint die weſentliche Eigenſchaft eines Ausgleichungsvehikels zu fehlen, daß es nämlich eine Vermögensportion wirklich enthalten, nicht blos ausdrücken muß (340). Denn dies ſcheint bei der Papiermünze nicht der Fall zu ſeyn.

Aber es ſcheint auch nur.

Papiermünze muß von irgend einem Stoffbeſitzer, Vermögensbeſitzer ausgegeben werden. Es iſt die ſchriftliche Beglaubigung, daß er die darin bezeichnete Vermögensportion beſitze. In dem Augenblicke, wo er ſie ausgiebt (in Umlauf ſetzt), übergiebt er dem Empfänger nicht blos ein Stück Papier, ſondern die darin enthaltene Portion ſeines Vermögens, und zwar, wenn der Werth dieſer Papiermünze nach Metallmünze ausgedrückt wird, die beſtimmte Portion ſeines beſitzenden Münzmetalls. Die alsbaldige, augenblickliche, körperliche Uebergabe der beſtimmten Vermögensportion iſt dem Begriffe des Ausgleichungsvehikels fremd (342).

Der Empfänger der Papiermünze wird in dem nämlichen Augenblicke Eigenthümer der Vermögensportion, welche die Papiermünze ausdrückt.

Der Ausgeber verliert dieſe Vermögensportion in dem nämlichen Augenblicke.

Die Papiermünze enthält alſo eine Vermögensportion, ſie iſt alſo ein Ausgleichungsvehikel, ſie iſt Münze. Papiermünze iſt alſo keineswegs ein bloßes Vorſtellungszeichen.

Es iſt die Beglaubigung, daß dasjenige Genußmittel, wofür es gilt, wirklich exiſtire, vorhanden ſey.

Mit ihrer Uebergabe geht nicht ein Stück Papier, ſondern die Waare ſelbſt auf den neuen Beſitzer über; nur von ihm hängt es ab, dasjenige Gut, welches durch jene Beglaubigungsurkunde nur mobiliſiret, abgetheilt worden iſt, körperlich zu ergreifen, in ſeinen körperlichen Beſitz zu bringen.

Die Papiermünze unterſcheidet ſich aber von andern Beglaubigungsurkunden, durch welche das Eigenthum übertragen wird, und erhält den auszeichnenden Charakter einer Münze dadurch, daß ſie das Daſeyn und die Uebertragung einer nach dem Vermögensmeſſer beſtimmten Vermögensportion beurkundet.

Dieſe Beurkundung mag nun einzig nach dem Vermögensmeſſer (Geld), oder nach der Metallmünze geſtellt ſeyn, da, wo nämlich der Vermögensmeſſer (Geld) und Metallmünze Eines und das nämliche ſind, wo nämlich Geld durch Metallmünze ausgedruckt wird — das iſt für den Begriff von Münze gleichgültig, denn auch in dem letzteren Falle geſchieht die Beſtimmung nach der Metallmünze einzig in deren Eigenſchaft als Vermögensmeſſer.

Dagegen ſehen wir oft, daß die Papiermünze lediglich nach dem Gelde (Vermögensmeſſer) bezeichnet wird; denn ſo ſind z. B. die engliſchen Bankonoten nicht auf Guineen, als der Metallmünze, ſondern nach dem Vermögensmeſſer, nach Pfund Sterling ausgeſtellt.

Der Preis der Papiermünze hingegen muß ſich nothwendig nach dem Grade der Wahrſcheinlichkeit oder Gewißheit abſtufen,

daß

daß a) derjenige, welcher die Beglaubigungsurkunde ausgeſtellt hat, das beglaubigtwerdende Genußmittel wirklich beſitze, daß es alſo exiſtire, und b) daß er es gegen dieſe Urkunde ſogleich übergeben werde.

Es mag nun der Staat oder der Staatsbürger dieſe Beglaubigungsurkunde ausgeſtellt haben, je größer oder geringer jene Gewißheit, deſto größer oder geringer der Preis.

Daher das Steigen und Fallen der Papiermünze, je nach dem Grade der Ueberzeugung, die der Annehmer derſelben beſitzt, daß die Vermögensportion, welche mittelſt der Beglaubigungsurkunde auf ihn übergeht, wirklich vorhanden ſey und deren Uebergabe wirklich erfolge.

Der Wechſel, die Verſchiedenheit des Preiſes der Papiermünze gegen andre Münzen, im Verhältniß gegen Waare, ändert am Charakter deſſelben als Ausgleichungsvehikel, alſo als Münze, durchaus nichts.

Die Papiermünze kann über ihren nominalen Preis ſteigen, ſie kann unter ihn ſinken, d. h. ſie kann für eine größere Vermögensportion angenommen werden. Das Erſtere kann der Fall ſeyn, wenn die Abweſenheit der Vorzüge der Metall- oder Waarenmünze ſich mit den Vortheilen der Papiermünze vereinigen.

Dieſe Vortheile beſtehen in der größeren, leichteren Transportabilität, in der Erſparung der Beſchwerden des Zählens, des Verluſt am Gewichte der Metallmünze, in der verminderten Gefahr u. ſ. w. Vortheile, die in einzelnen Fällen, z. B. für Reiſende, der Papiermünze den Vorzug vor der Metallmünze geben können.

Häufiger iſt allerdings der Fall, daß Papiermünze unter ihren nominalen Preis ſinkt.

Die Vorzüge der übrigen Münzen und insbeſondere der Metallmünze ſind ungleich ausgebreiteter.

Die Papiermünze iſt die Beglaubigung: daß die bezeichnete Vermögensportion exiſtire, daß der Beſitzer derſelben Eigenthümer dieſer Vermögensportion ſey und gegen Empfang dieſer Beglaubigung ſie augenblicklich aushändigen werde.

Die Metallmünze iſt dieſe Vermögensportion ſelbſt. Iſt das Publikum überzeugt, daß der Ausgeber die Metallmünze, welche durch dieſes Papier übertragen wird, wirklich beſitzt, daß alſo z. B. der Staat oder die Staatsbank nicht mehr Bankonoten u. ſ. w. ausgegeben hat, als ihre Fonds betragen, ſie mögen nun in Numerär- oder geſetzmäßigen Staatsauflagen, alſo in Staats-Schatz-Vermögen beſtehen, welche zur Einlöſung dieſer Bankonoten beſtimmt ſind; iſt das Publikum ferner von der Redlichkeit und Pünktlichkeit der Staatsverwaltung überzeugt, ſo wird dieſe Papiermünze mindeſtens für ihren Nominalpreis gelten, al pari ſtehen. Wird jene Ueberzeugung erſchüttert, ſo muß auch die Papiermünze an ihrem Preiſe verlieren.

Dieſer Verluſt kann ſich nun entweder unmittelbar, oder mittelbar äußern.

Unmittelbar äuſert er ſich, wenn die Papiermünze in ihrem nominalen Preiſe im Verkehr ſinkt; wenn alſo z. B. eine Banknote von 10 Pf. Sterling nur für 8 angenommen wird. Mittelbar dann, wenn die Regierung der Papiermünze gezwungenen Cours giebt, wie dieß z. B. in der Oeſtreichiſchen Monarchie und jetzt auch mit den Londoner Banknoten in Großbrittannien der Fall iſt. So weit die Macht der Regierung wirkt, kann dann die Folge davon nur ſeyn: daß der Preis des Vermögens, d. h. aller andern Genußmittel, gegen dieſe Münze ſteigt, daß man alſo von dieſer Papiermünze eine größere Nominalmaſſe bedarf, als von der Metallmünze.

Der Grund dieſes Sinkens kann nur in der Erſchütterung jener Ueberzeugungen, vorzüglich derjenigen von dem Daſeyn des Vermögens ruhen, welches die Beglaubigungsurkunde überträgt.

Die Zweifel an dieſer Exiſtenz entſtehen nämlich beym Publikum aus dem Zwange, dieſe Papiermünze anzunehmen, ſie gegen Metallmünze auszutauſchen, aus der Verſagung oder Zögerung des ehebaldigen Austauſches, oder aus der Menge, aus der Ueberhäufung jener Papiermünze. Dann entſteht nämlich der Fall, wo der Vorzug der andern Münzen, beſonders der Metallmünze, ſeine Wirkung zeigt.

Dieſer Vorzug beſteht in dem ausgebreiteteren Spielraum derſelben.

Metallmünze iſt ſelbſt eine Vermögensportion, ein ſolches Genußmittel, das wegen ſeines poſitiven Werths für alle cultivirte Menſchen brauchbar iſt: ſie läßt keinen Zweifel über die Exiſtenz der Vermögensportion Raum, und iſt zugleich zum Verkehr mit der ganzen cultivirten Menſchheit tauglich.

Nicht alſo die Papiermünze: je mehr ſich dieſe von dem Orte, der Gegend entfernt, wo dasjenige Vermögen, deſſen Portion dadurch übertragen wird, ſich befindet, je mehr muß es an ſeiner Brauchbarkeit als Münze verlieren; denn je größer muß die Ungewißheit über das wirkliche Daſeyn dieſer Vermögensportion werden, je geringer das Vertrauen zu Erlangung derſelben, je größer die Schwierigkeit ſie in ſeine Gewahrſame zu bringen. Papiermünze kann alſo ſelten außer dem Staate gebraucht werden, wo ſie ausgegeben wird.

Höchſtens in ſeinen nächſten Umgebungen zum Gebrauch des Commerzes. Auch da wird ſie ſich, aus obigen Gründen, ſelten bei ihrem Nominalpreiſe halten, ſondern unmittelbar unter ihn ſinken, denn ſie wird und muß, ihrer Natur nach, ſtets an den Ort zurück wandern, wo ſich diejenige Vermögensportion befindet, welche durch ſie übertragen wird.

Alle übrige Betrachtungen, welche die Papiermünze in nationalökonomiſtiſcher Hinſicht darbietet, werde ich bei dem nächſten Abſchnitte von den Banken, ſo wie inſofern ſie gezwungenen Cours erhält, alſo als Staats-Creditmittel zu betrachten iſt, im 3ten Bande unter der Materie von dem Einfluſſe der Finanzgeſetzgebung auf den Nationalwohlſtand behandeln.

Ueber die neue Organiſation der Preußiſchen Armee.

Ehe ich dieſen Band ſchließe, gebe ich noch folgende kurze Bemerkungen über die Frage: welche Rückſichten ſind zu nehmen, um in Betreff der politiſchen Lage, in welcher ſich Preußen nach dem Tilſiter Friedensſchluſſe befindet, die Stärke der Armee zu beſtimmen?

Preußen hielt bekanntlich vor dem Eintritt jener Cataſtrophe, eine ſtärkere Armee, als mit der Volksmenge und dem Reichthume des Landes übereinſtimmte, um vermöge derſelben in der Categorie der erſten Mächte Europas ſtehen zu können.

Durch den Tilſiter Friedensſchluß hat Preußen ſeine Selbſtſtändigkeit verloren. Es hat bis auf eine geringe Differenz die Hälfte ſeiner Provinzen abtreten müſſen, worunter ſich Provinzen befinden, die in Hinſicht des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels, gerade die einträglichſten waren. Dadurch iſt nicht allein der politiſche Zweck, warum Preußen eine ſeine phyſiſche Kräfte überſteigende Armee auf den Beinen erhielt, umgeſtoßen, ſondern es iſt auch der Mittel beraubt, eine Armee von der Größe im Verhältniß ſeines ehemaligen und jetzigen Länder-Inhalts ſtehend zu erhalten. Nehmen wir an, daß die ehemalige Stärke der Preußiſchen Armee 239000 Mann war: ſo würde dieſelbe nach den behaltenen Flächeninhalte, und ſeiner Volksmenge jetzt 130000 Mann ſeyn. Da aber das Land verödet, der Schatz erſchöpft iſt, und Preußen beynahe nothwendig an eine größere Macht ſich anſchließen muß, um in ſeiner jetzigen politiſchen Exiſtenz geſichert zu ſeyn, ſo ſind 80,000, höchſtens 90,000 Mann das Maximum, wie man vorläufig die Stärke der ſtehenden Preußiſchen Armee beſtimmen kann.

Detaillirte Stärke der neu zu organiſirenden Preußiſchen Armee.

Dieſer Beſtimmung gemäß enthalten die unterſchiedenen Truppen folgende Stärke:

	Ober-Offic.	Unter-Offic.	Schützen.	Chirurgen.	Zimmerleute.	Gemeine	Summa
a. Eine Muſquetier-Comp.	4	12	20	2	[illegible]	[illegible]	182
b. Eine Grenadier-Comp.	4	12	20	3	3	150	182
c. Eine Schützen-Comp.	8	20	180	4	[illegible]	[illegible]	212
d. Eine Füſilier-Comp.	[illegible]	16	20	4	1	160	206
e. Eine Jäger-Compagnie	4	12	[illegible]	2	[illegible]	[illegible]	162

Cavallerie.	Ober-Offic.	Unter-Offic.	Carabiner.	Trompeter.	Gemeine.	Summa	Pferde.
f. Eine Eſkadron Cüraſſir	6	15	15	3	150	189	189
g. Eine Eſkad. Dragoner	6	15	15	3	150	189	189
h. Eine Eſkad. Huſaren	4	12	12	3	140	171	171

Ein Infanterie-Bataillon beſteht aus:	Compagnie.	Ober-Offic.	Unter-Offic.	Schützen.	Spielleute.	Zimmerleute.	Gemeine.	Summa
Grenadier . .	1							
Schützen . .	1							
Mouſquetiere . .	4	⸗	⸗	⸗	⸗	⸗	⸗	⸗
Summa	6	30	80	260	19	15	700	1110
Ein Füſilier-Bataillon beſteht aus:	4	26	72	80	16	⸗	640	834.
Ein Jäger-Batail. beſt:	6	26	72	⸗	12	⸗	900	1010

Cavallerie.	Ober-Offic.	Unter-Offic.	Carabiner.	Trompeter.	Gemeine.	Summa
5 Schwadronen Cüraſſir oder Dragoner enth.	32	75	75	15	915	1112
10 Schwadronen Huſaren enthalten . . .	44	120	120	30	1400	1714

Formation der Armee.

40 Infanterie-Bataillone	⸗	44160 Mann
15 Füſilier-Bataillone ⸗	⸗	12510 —
6 Jäger-Compagnien ⸗	⸗	1016 —
60 Schwadronen Huſaren	⸗	10020 —
25 Schwadronen Dragoner	⸗	4575 —
20 Schwadronen Cüraſſir	⸗	3660 —
Artillerie, Pontoniers, Mineurs ꝛc.		7969 —
in Summa 55 Bataillons 6 Comp. Jäger u. 105 Schwadronen	⸗	83910 Mann.

Unter den Infanterie-Bataillons ſtecken 40 Grenadier- und eben ſo viele Schützen-Compagnien. Formirt man aus den Grenadiers Bataillone, ſo iſt die ganze Linien-Infanterie 65 Bataillons.

Die Armee wird in Brigaden und Diviſions eingetheilt, bey der Infanterie erhält eine Brigade 3 Bataillons; eine Diviſion hat 2 Brigaden. Bey der Cavallerie iſt eine Brigade 15 Eskadrons, eine Diviſion 2 Brigaden.

Dieſemnach enthält die Preußiſche Armee:

13 Brigaden und 6 Diviſionen ſchwere Infanterie
5 — — und 2 — — leichte — —
4 — — und 2 — — leichte Cavallerie
3 — — und 1 — — ſchwere Cavallerie
worunter die Dragoner mitgerechnet werden.

Man rechnet gewöhnlich auf 4 bis 5 Bataillone eine Batterie. Da ich aber die Abſicht habe, die Preußiſche Armee nach und nach bis 100,000 Mann zu vergrößern, wie die innern Staatskräfte ſich heben werden, das Land die Ruhe und den Frieden genießt, auch eine gute Artillerie nicht ſo leicht gebildet iſt; ſo rechne ich auf jede Brigade Infanterie einen Fuß, auf eine Diviſion Cavallerie dagegen eine reitende Batterie:

Es würden demnach 13 Fuß und 4 reitende Batterien errichtet werden.

Stärke einer Batterie.	Officiers.	Feuerwerker.	Unter-Offic.	Bombardier.	Tambour.	Kanonier.	Geſchütze Haubitzen	Geſchütze Kanonen.	Summa totalis.
a) Eine Batterie iſt ſtark. . .	2	2	5	11	1	86	2	6	
17 Batterien betragen	34	34	85	187	17	1462	34	102.	1955
Es enthält ferner ein Bataillon 2 Kanonen, dies macht auf eine Brigade 6 Kanonen, dieſem Geſchütz theile ich noch 2 Haubitzen zu. Es iſt mithin die Regiments-Artillerie eben ſo ſtark als die Corps-Artillerie. Die Summe der Feldartillerie iſt demnach .	68	68	170	374	34	2924	64	204	3910
Dem Preußiſchen Staate ſind 9 Feſtungen verblieben, es werden darauf 9 Garniſons-Artillerie-Compagnien gerechnet. Eine Garniſons-Artillerie-Compagnie iſt ſtark. . .	4	2	10	22	2	172	ſ	ſ	212
Macht auf 9 Compagn.	36	18	90	198	18	1548	ſ	ſ	1908

	Offizier	Feuerwerker.	Unter-Offic.	Bombardier.	Tambour	Kanonier.	Summa
Zu einem Feld-Artillerie-Train von 70,000 Mann gehören . . .	40	32	80	176	16	1376	1720
Die Summa totalis vom ganzen Artillerie-Corps iſt	144	118	340	748	68	5848	7538
Der Etat von einer Pontonier-Compagnie iſt . .	2		3			48	53
Der Etat einer Mineur-Compagnie iſt . . .	4		15			170	189
Macht auf 3 Compagnien.	12		45			510	567

Armee-Corps-Eintheilung.

Die Preußiſche Armee zerfällt in 3 Armee-Corps, nehmlich 1) in das Märkiſche und Pommeriche, 2) in das Ober- und Niederſchleſiſche, 3) in das Oſt- und Weſtpreußiſche.

Davon iſt das Schleſiſche Armee-Corps ſtark:

2 Diviſionen ſchwere Infanterie	12	Bataillons
1 Brigade leichte Infanterie . .	3	— —
2 Jägercompagnien		
1 Brigade leichte Cavallerie . .	15	Eſkadrons
1 Brigade ſchwere Cavallerie . .	15	— —
4 ſchwere 1 reitende 4 Regiments-	Batterien	

Summa 9 Batterien 15 Batail. 30 Eſkadrons.

Märkiſches und Pommerſches Armee-Corps:

2 Diviſionen und 1 Brigade ſchwere Infant.	15	Bataillons
2 Brigaden leichte Infant.	6	— —
2 Jäger-Compagnien		
1 Brigade ſchwere Caval.	15	Eſkadrons
2 Brigaden leichte Caval.	30	— —
5 ſchwere 2 reitende 5 Regiments-	Batterien	

Summa 21 Batail. 45 Eſkadrons 12 Batterien.

Oſt- und Weſtpreußiſch Armee-Corps:

2 Diviſionen und 1 Batail. ſchwere Infant. 13 Bataillons
2 Brigaden leichte Infanterie . . 6 — —
2 Jäger-Compagnien
1 Brigade leichte Cavallerie . . . 15 Eskadrons
1 Brigade ſchwere Cavallerie . . . 15 — —
4 ſchwere
1 reitende } Batterien
4 Regiments-

Summa 19 Batl. 30 Eskadrons 9 Batterien.

Jedes Armee-Corps erhält einen Pontontrain von 24 Pontons; ferner eine Mineur-Compagnie.

	Marſchälle.	Div.-Generale	Bri. Generale	Obriſten.	Oberſt-Lieut.	Majors.	Gren.-Majors.	Schütz.-Maj.	Capitains.	Stabs-Capit.	Rittmeiſter.	Stabs-Rittm.	Anmerkungen
Die Armee hat	3												Nicht nur die Grenadier, ſondern auch die Schützencompa. formiren in der Exercirzeit beſondere Bataill. 4 und 4 Comp. machen ein Bataillon aus.
Die ſchwere Inf. enthält		6	13	10	10	10	10	10	203	40			
Die leichte Infanterie enthält . .		2	5	7	7	8			35	15			
Summa	3	8	18	17	17	18	10	10	238	55			
Die ſchw. Caval. enth.		1	3	9	9	9					27	18	
Die leich. Caval. enth.		2	4	6	6	6					48	12	
Summa		3	6	15	15	15					75	30	
Die ſchw. Fußbatterie enth.			1	1	1	1			8	2			
Die Regimentsbatterie enth.			1	1	1	1			8	2			
Die Trains-Artillerie enth.			1	1	1	1			10	2			
Summa			3	3	3	3			26	6			

§. 31.

Büreau und General-Stab der Marſchälle:

	General Quart. Lieutenant.	Quartiermeiſter.	Quartiermeiſter-Lieutenants.	General-Adjutanten.	Capt. guide.	Capt. zum Examiniren der Gefangenen.	Ingenieur-Corps.				Brigade-Major.		Secretair.	
							Obriſter.	Major.	Capit.	Lieuten.	Infant.	Cavaller.	Secretair.	Schreiber.
Das Büreau zur Leitung der Kriegesgeſchäfte eines Corps d'Armee beſteht aus: . .	1	1	6	6	1	1	1	1	1	2	1	1	4	6

§. 32.

Uebrigens zum Hauptquartier eines Corps d'Armee gehöriges Perſonale:

Feld-Krieges-Commiſſariat. . .	General-Stabs-Bediente.							Feld-Kriegs-Commiſſariat.								Feld-Krieges-Caſſe.								Feld-Poſt-Amt.			
			Unterſtab																								
Intendant.	General-Intendant.	Secretair.	O. Auditeur.	Reform.	Katholiſch.	Kirchendiener.	Stabs-Four.	Director.	Kriegsrath.	Secretairs.	Regiſtrator.	Calculatoren.	Cancelliſten.	Copiſten.	Cancelleydiener.	Kriegs-Zahlmeiſter.	Buchhalter.	Caſſirer.	Caſſenſchreiber.	Caſſendiener.	Inſpektor.	Schaffner.	Stangenwage.	Feld-Poſt.	Poſt-Secretair.	Poſtillons.	Briefträger.
Dieſes Perſonale enthält . .	1	1	1	1	1	1	1	1	1	2	1	2	1	3	1	1	2	1	1	1	1	1	4	1	2	6	3

	Feld-Bäckerey.													Eiſernes Backofen Fuhrweſen.																
Etat für die Bäckerey u. das eiſerne Backofen-Fuhrweſen	Direktor.	Train-Officier.	Prov. Commiſſ.	Ober-Bäcker.	Backofen.	Ober-Knechte.	Back-Burſche.	Maurermeiſter.	Polirer.	Geſellen.	Feldprediger.	Ober-Chirurgus	Unt. Chirurgus	Schirrmeiſter.	Kurſchmiede.	Grobſchmdmſtr.	Geſellen.	Sattlermeiſter.	Geſellen.	Böttcher.	Stellmachmſtr.	Geſellen.	Backofen.	Requiſiten.	Striegel.	Schmieden.	Kohlenwagen.	Train-Officier.	Inſpektor.	Wagenmeiſter.
Zu 12 eiſernen Backofen iſt ein Perſonale erforderlich von	1	1	1	1	4	12	158	1	1	1	1	1	2	14	1	1	2	1	1	1	1	1	12	12	8		2	1	2	3

	Officiers.		Staabs-Medicin- und Lazareth-Officianten.																							Train-Bediente.		
Etat für das Feld-Lazareth.	Direktor.	Lazareth-Lieutenant.	Generalſtabs-Medicus.	Reiſe Feldmedc.	Stabschirurgi.	Feld-Medici.	Penſionairs.	Comp. Chirurgi	Ober-Chirurgi.	Ober-Stabs-Chirurgus.	Lazarethinſpekt.	Lazar.-Chirurgi	Caſſenrendant.	Controlleur.	Calculator.	Secretair.	Schreiber.	Aufſeher.	Ober-Feldapotheker.	Reiſe-Feldapot.	Proviſor.	Handarbeiter.	Prediger.	Küſter.	Krankenwärter.	Wagenmeiſter.	Schirrmeiſter.	Knechte.
Das Lazareth Perſonale enth.	1	1	1	1	2	2	2	2	3	1	2	56	1	1	1	1	1	9	1	1	5	1	1	1	68	1	1	12

§. 33.

General-Adjutantur, Generalſtab und Ingenieur-Corps.

Aus dem Perſonale, welches zu einem Armee-Corps erforderlich iſt, läßt ſich jetzt im ganzen die Stärke des Generalſtabs u. ſ. w. beſtimmen. Es würde demnach jedes dieſer beſondern Corps ſeyn:

			Quartier-meiſter.		Quartierm.-Lieutenant.		General-Adjutantur.					Ingenieur-Corps.						Ponton-Officiers.		Mineurs-Officiers.			
Generalſtab.	Brigade-General.	Oberſten.	Obriſt-Lieutenant.	Majors.	Capitains.	Lieutenants.	Oberſten.	Obriſt-Lieutenants.	Major.	Capitain.	Lieutenants.	Brigade-General.	Oberſten.	Obriſt-Lieutenant.	Majors.	Capitains.	Lieutenants.	Capitains.	Lieutenants.	Chef.	Major.	Capitain.	Lieutenants
Der Generalſtab enthält	1	3	1	2	4	14	3	3	3	3	6	1	3	3	3	12	24	2	2	1	1	1	2

Bemerkungen über den Generalſtab.

Die Flügel-Adjutanten bilden die Eleven, welche zu Brigade- und Diviſions-Generalen beſtimmt ſind. Sie haben Lieutenants-Rang. Es ſind deren 35 bis 40, ſie avanciren vom Lieutenant zum Brigade-General. Mitunter werden ſie an die Marſchälle vertheilt, um den Generalſtab-Dienſt zu lernen. Die Officiere, welche unter der General-Adjutantur, dem Generalſtabe und Ingenieur-Corps Eigenſchaften zeigen, die keine Gelehrſamkeit, ſondern nur die Natur dem Menſchen ſchenken kann, haben ebenfalls ein Recht, in die Generalſchule einzutreten. Unter den Officieren des Ingenieurs-Corps befinden ſich 27 Ingenieure, welche theils zu dem Dienſt der Feſtungen, theils zur Ingenieur-Akademie beſtimmt ſind.

Von den Marſchällen befindet ſich der Marſchall des Märkiſchen Armee-Corps mit ſeinem hier feſtgeſetzten Generalſtabe, der ſowohl in Friedens- als zur Kriegszeit ſtets ſo ſtark iſt, wie er hier angegeben, in Berlin, der Marſchall von Schleſien in Breslau, der Marſchall von Preußen in Königsberg. In dieſen Städten iſt auch die zu jedem Armee-Corps abgetheilte Feld- und Regimentsartillerie garniſoniret. Jedes Armee-Corps hat ſeine Ingenieur-Akademie, ſeine Ecole-Militaire, ſein Cadetten-Corps, deſſen Schöpfung, deſſen Erziehung, deſſen Impuls der Zöglinge lediglich der Leitung des Marſchalls überlaſſen iſt.

Das Cadetten-Corps und die Ecole-Militaire ſey nicht mehr ein ausſchließliches Inſtitut für den Adel. Man nehme Adelige und Bürgerliche darin auf, beſonders reflektire man bey der Aufnahme auf Kinder aus den erſten Bürger-Familien, die arm ſind, oder deren Väter dem Staate ſonſt ausgezeichnete Dienſte, beſonders im Kriege geleiſtet haben.

§. 35.

Invaliden-Etat.

Alten Veteranen einen Platz anzuweiſen, welcher ſie im Alter, oder wenn die Arme nicht mehr arbeiten können, vor Mangel und vor dem Betteln ſchützt, war eine Einrichtung, welche dem Herzen Friedrich Wilhelms II alle Ehre macht. Die werde daher beybehalten. Da es aber der Fall war, daß die Regimenter mitunter höchſt verworfene Subjekte, weniger in Rückſicht der Invalidität, als um ſie los zu werden, unter die Invaliden ſteckten: ſo ereignete es ſich, da überdem die gewohnten Leibesſtrafen, womit ſie beym Regimente gezügelt wurden, wegfielen, daß die alten Leute Exceſſe auf Exceſſe machten. Trunkenheit, Diebſtähle, grobe Subordinations-Verbrechen fielen faſt täglich vor. Die dabey angeſtellten Officiere, deren Loos hier auch Ruhe ſeyn ſollte, waren größerer Arbeit und mehrerem Aerger, als in ihrem vorigen Verhältniß ausgeſetzt.

Da nach der Vorausſetzung in der Preußiſchen Armee in Zukunft kein incorrigibeler Menſch tolerirt wird, und die Dienſtjahre des gemeinen Soldaten ebenfalls verkürzt ſind: ſo hebt ſich dieſer Fall zwar von ſelbſt; allein der Krieg, der auf die Moralität der Menſchen, leider zu oft, eine ſchädliche Wirkung hat; der Krieg, der die Geſundheit ſchwächt und Krüppel macht, könnte die Verſorgung eines Soldaten zur Invaliden-Compagnie nothwendig machen. Der Soldat war brav, er opferte dem Staate ſeine Geſundheit auf. Der Staat iſt folglich verpflichtet, ihn zu verſorgen. Es geſchehe daher; aber! wenn derſelbe eine incorrigible Conduite hat, nur nicht bey der Invaliden-Compagnie, wo ſein Betragen die Ehrwürdigkeit der andern beſſern Veteranen, für welche die Welt Achtung haben ſoll, ſchändet: man finde ihn daher lieber mit einer Penſion ab, wovon er nothdürftig, ohne arbeiten zu dürfen, leben kann.

Der Etat der Invaliden richte ſich nach dem der Stärke der Feld-Armee. So werden auf jede Brigade ſchwere Infanterie zwey, und auf eine Brigade leichte Infanterie eine Invaliden-Compagnie gerechnet. Auch bey der Cavallerie habe jede Brigade, bey der Artillerie die Feld-, die Regiments- und die Train-Artillerie jedes ſeine Invaliden-Compagnie. Alle Invaliden-Compagnien ſeyn von gleicher Stärke, daher die Provincial-Invaliden-Compagnien, die bekanntlich ihren Erſatz aus drey bis vier Cavallerie-Regimentern und der Artillerie zogen, wo [illegible] können.

Die Invaliden-Compagnien der Infanterie und Artillerie, werden in die Feſtungen garniſoniret; die der Cavallerie kommen in Provincialſtädte zu ſtehen. Das, was bey den Invaliden-Compagnien vor Altersſchwäche und körperlichen Leiden nicht mehr fort kann, ſey ſowohl im Frieden als zur Kriegszeit gänzlich von allem Dienſte diſpenſiret. Der übrige Theil thue einen mäßigen Wacht-Dienſt, er ziehe bey der Infanterie alle acht Tage einmal auf die Wache, von der Artillerie werde er mitunter zur Arbeit im Laboratorio gebraucht, das übrige Waffen-Exercitium kann gänzlich wegfallen.

Entſteht Krieg, ſo werden die noch halb activen Invaliden von beyden Theilen zum Garniſon-Dienſte, jedes, wohin es gehört, benutzt. Die Invaliden von der Cavallerie werden beritten gemacht, *) und verſehen den Cavallerie-Dienſt in den Feſtungen.

---

*) Hier höre ich aufrufen: ein Invalide beritten! was will er wirken? er ſoll dies auch nicht, er ſoll blos zu Pferde ſitzen, auf Patrouille gehen, und Achtung geben. Da er einmal Cavalleriſt war, ſo wird er dies wenigſtens beſſer, als ein unwiſſender Rekrut von der Cavallerie beſorgen.

Stärke einer Invalidencompagnie.	Inval. Comps.	Chefs.	Obriſt-Lieuten.	Majors.	Capitains.	Lieutenants.	Unter-Officier.	Gemeine.	Summa totalis.
Eine Invaliden-Compagnie iſt ſtark . .					1	3	10	160.	
Invalidencompagnien ſind erforderlich:									
Bey der ſchweren Infanterie *) .	26	4	4	6	12	78	260	4160	
Bey der leichten Infanterie .	5	1	1	1	2	15	50	800	
Bey der leichten Cavallerie .	4	1	1	1	/	12	40	640	
Bey der ſchweren Cavallerie . .	2	/	/	1	1	6	20	320	
Bey der Artillerie . . .	3	/	1	1	1	9	30	540	
Summa	40	6	7	10	15	120	400	6460	7066.

Anmerk. Die Grenadier- u. Schützencompagnien Invaliden werden zur Invalidencompagnie der Infanterie gerechnet.

---

*) 20 Invaliden-Compagnien für die Mousquetier, 3 Schützen-, 3 Grenadier-Invaliden-Compagnien.

Unent-

Vertraute Briefe
über die innern
Verhältniſſe
am
Preußiſchen Hofe
ſeit dem Tode
Friedrichs II.

Sechſter Band.

Amſterdam und Cölln, 1809.

Kö.
Bibl.
Univ.
Land.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Erſter Brief.

S. 1.

Des Verfaſſers der Vertrauten Briefe Rechtfertigung gegen die ihm gemachten Beſchuldigungen.

Zweyter Brief.

S. 6.

Verhältniß der Preußen zu den Franzoſen. — Anhänglichkeit des ſchönen Geſchlechts an die Sieger. — Galanterie der Franzoſen. — lobenswerthe Eigenſchaften derſelben. — Mittel ſie zufrieden zu ſtellen.

Dritter Brief.

S. 20.

Ueber Staatsdiener und deren Beſoldung im Civile und Militair — Vorſchlag, die preuß. Officier, welche außer Dienſt ſind, zu verſorgen

Vierter Brief.

S. 25.

Repartition der Kriegslaſten. — Ideen zu einer zweckmäßigen gleichen Vertheilung. — Plan über die neue Verpflegung der kaiſ. königl. franzöſ. Truppen in Breslau. — Beytrag zu der möglichſt gleichmäßigen Vertheilung der Kriegslaſten und Schaden. — Aufforderungen, die im Königreich Sachſen gegebenen Verordnungen mitzutheilen.

Fünfter Brief.

S. 58.

Reorganiſation des preuſ. Staats. — Reduktion der Armee. — Immediat-Commiſſion. — Civil- und Militair-Commiſſaire. — Aufhebung der Erbunterthänigkeit. — Bemerkung über die Abſchaffung der Leibesſtrafen bey dem preuß. Militair. — Privilegirter Gerichtsſtand des Militairs. — Point d'honneur. — Innere Organiſation. — Ueber Auſſenzeit im Militair. — Parallele des Militairs unter Friedrich und dem franzöſiſchen Militair. — Ueber den Aufſtand in Maſſe. — Die Franzoſen zur Zeit der Revolution. — Ueber die Entſtehung der verſchiedenen Waffenarten. — Taktik. — Montirungsſparen. — Stehende Armeen. — Conſcription. — Militairgeiſt. — Erforderniſſe zu einem guten General. — Civilverfaſſung in den preuſſiſchen Staaten. — Comiteen. — Geſetzgebende Gewalt. — Ausübende Gewalt. — Gerechtſame des Adels in Beziehung auf Erbunterthänigkeit.

Sechſter Brief.

S. 112.

Deutſchland in ſeiner Verwandlung, oder Betrachtungen eines deutſchen Patrioten über die gegenwärtige Lage ſeines Vaterlandes. Zur Erweckung der Fragen, zur Ermunterung der Kleinmüthigen und zur Berichtigung einſeitiger Urtheile — 1. Wodurch iſt Deutſchland gefallen? — 2. Hätte Deutſchland Urſache, die Fortdauer ſeiner alten Verfaſſung zu wünſchen? — 3. Was wird Deutſchland überhaupt von ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung gewinnen? — 4. Was wird es durch die neuen Verhältniſſe an Wohlſtande gewinnen? — 5. Was wird Deutſchland durch die neuen Verhältniſſe an Cultur gewinnen?

Siebenter Brief.

S. 245.

Das Bombardement in Kopenhagen nebſt Schilderung der Dänen. — Reiſe des Verfaſſers von Danzig nach Kopenhagen. — Beſchreibung derſelben. — Befeſtigung der Stadt. — Charakter der Dänen. — Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche derſelben. — Luxus. — Münze. — Ankunft der Engländer. — Vertheidigungsanſtalten der Dänen. — Löſchanſtalten. — Matroſenpreſſen. — Gewaltthätigkeiten gegen Fremde. — Militaircorps. — Betragen der Dänen. — Unglücklicher Ausfall auf die Engländer. — Vergleichung der Vertheidigungsanſtalten in Kopenhagen mit den in Danzig ſtatt gefundenen. — Seegefechte. — Mangel an Lebensmitteln. — Trauriger Zuſtand der Stadt. — Commandant Peymann. — Flucht nach Dragoe. — Plünderung. — Dragoe wird beſchoſſen. — Streiche eines däniſchen Marine-Offiziers. — Polizeiliche Anſtalten wegen Ertheilung der Päſſe. — Anſtalten des Commandanten. — Bombardement. — Tollheit der Dänen. — Beſchreibung der Brandraketen. — Brand in der Stadt. — Organiſation der Löſchungs-Commiſſion. — Härte der Dänen gegen Deutſche. — Betragen des Meiſters der deutſchen Loge, Friedrich zur gekrönten Hoffnung. — Heftiges Bombardement. — Verwüſtungen in der Stadt. — Es wird Kriegsrath gehalten. — Verhandlungen in demſelben. — Waffenſtillſtand. — Capitulation. — Aufruhr der Mateyſen. — Beſetzung des Caſtells und des Holms. — Wegnahme der Flotte. — Zahl der durch das Bombardement getödteten Bürger. — Verluſt der Stadt. — Anekdoten. — Schilderung der Engländer. — Parallele zwiſchen den Engländern und den Dänen. — Muſterhaftes Betragen der Engländer. — Bemerkungen über die Vertheidigung Kopenhagens.

Erſter Brief.

Schleſien.

Ehe ich den ſechſten Theil dieſer Briefe anfange, muß ich mir und Dir Rechenſchaft über den Inhalt aller dieſer Briefe geben.

Es giebt wohl wenig Bücher, die mit größerer Begierde geleſen worden ſind, als dieſe Briefe, das müſſen ſelbſt meine zahlloſen Feinde eingeſtehen, denn der große Abſatz derſelben, der ſie vorzüglich ärgert, beweiſt es.

Es ſind viele ſogenannte Patrioten öffentlich gegen mich aufgetreten, und haben meine Abſicht boßhaft, meine Materialien ſchlecht, die gezogenen Reſultate irrig, und meine Anſichten verkehrt genannt; ſie haben a posteriori geſchloſſen, wenn die preußiſche Staatsverfaſſung nicht gut geweſen wäre, wie hätte ſie die Preuſſen ſo lange beglücken können? Man hat mich öffentlich beſchimpft, entehrt, und zu entehren geſucht, man hat geſagt, ich wollte revolutioniren, ich wolle mich zum Miniſter hinaufſchwingen, es mache mir Freude alles zu tadeln, zu perſifliren, zu läſtern; man müſſe aber einen Staat, der in ein ſo großes Elend geſtürzt ſey, nicht noch mehr beſchimpfen, ſondern man müßte ſo viel als möglich alle geſchehenen Fehler zudecken und beſchönigen, kurz man müßte alles anwenden, um die ſo lange gewoltene Täuſchung zu erhalten. Afflictis non adficiatur afflictio. So ſprechen die trägen Schläfer, wenn man ſie zur Arbeit weckt, man rüttelt und ſchüttelt ſie vergebens, ſie toben und ſchimpfen, weiſen jeden, der ſie ermuntern will, auf die gröbſte Weiſe von ſich.

Armes Volk der Preußen, ſelbſt der Donner der Kanonen bey Jena hat dich nicht erwecken können! Alle Leiden, welche die Geiſel des Kriegs, und der noch drückendere Frieden über dich gebracht haben, ſind unvermögend, dich dahin zu bringen, zu unterſuchen, zu forſchen und zu prüfen: warum und wodurch du ſo unglücklich biſt. Du verdienſt alſo dein Schickſal, eben ſo wie der Schlaftrunkene, dem man das Haus über dem Kopfe angezündet hat, und der es ruhig brennen läßt.

Was habe ich denn gethan, daß ich den Unwillen ſo vieler mir zugezogen habe? Wenn ich auch noch ſo tief in mein Innerſtes greiſe; ſo finde ich ſchlechterdings nichts von einem Vorwurfe darin. Ich ſpreche dann zu mir ſelbſt: Hätteſt du unrichtige Thatſachen aufgeſtellt, und falſche Reſultate daraus gefolgert; ſo würde man dein Buch nicht geleſen haben: da aber der größte Theil des Publikums es verſchlungen hat; ſo muß es doch im Weſentlichen richtige Thatſachen und daraus gezogene Schlüſſe enthalten haben. Gehe ich nun weiter, und frage mich. War es auch Recht, dieſe Thatſachen aufzudecken, konnte es etwas nützen, wird es frommen, hätteſt du nicht auf dieſen und jenen Rückſicht nehmen, deine Raiſonnements vorher am rechten Orte anbringen ſollen? ſo finde ich die Antwort: Wahrheit frommt zu jeder Zeit. Richtig iſt es aber, daß es jedes Staatsbürgers Pflicht iſt, die Mängel ſeines Staats nicht vor das große Publikum zu bringen, ſo lange er noch in ſeiner ihm gegebenen Form glänzend da ſteht, ſo wie es mit Preußen der Fall war. Dann muß man ſuchen, die Oberhäupter zu gewinnen, und ihnen Vorſchläge zum Beſten des Staats geben.

Was mich anlangt; ſo habe ich vor dem 14. Octbr. 1806 mündlich und ſchriftlich dahin vergebens zu wirken geſucht. Man hat mich zum Dank einen exaltirten, verbrannten Kopf, einen Phantaſten u. dgl. genannt, und ich habe, wie ſo viele andere, nichts ausgerichtet. Man hat mir vorgeworfen: die von mir vor dem 14ten Octbr. im Druck erſchienenen Schriften widerſprächen in manchen Stücken den nachher herausgegebenen, alſo müſſe ich doch einmal Unrecht gehabt haben. Das iſt wahr, geht aber ganz natürlich zu, denn vor dem bürgerlichen Tode unſers Staats, habe ich zwar auch Mängel genug bey uns gefunden, daß aber das Innere des Staatsgebäudes ſo gänzlich vermorſcht wäre, das habe ich nicht geglaubt. Als ich aber nun den völligen Einſturz des Ganzen zuſah, und die einzelnen Theile unterſuchen konnte, da fand ich denn auch einleuchtend genug die Urſachen unſers Verfalls. Man wird ſagen: das war keine Kunſt; dafür gebe ich es auch nicht aus. Wer weiß aber, ob ſich viele ſolche Mühe gegeben haben, jene Unterſuchungen anzuſtellen, wie ich. Haben wir doch heute Gelehrte und Ungelehrte genug, welchen es nicht Recht iſt, daß dieſe Prüfung angeſtellt worden iſt. Ein jeder Einzelne kann aus einem ihm zugeſtoßenen Unglück mehr Erfahrungen ziehen, als aus einem zehnfach größerem Glück, warum ſollte es nicht ein Staat können? oder der, welcher für den Staat denken und handeln will?

Die Genugthuung bleibt mir, daß keiner meiner Feinde mir in meiner Dienſtlaufbahn Vorwürfe wegen ausgeübter Verbrechen machen kann; wäre es möglich, wie lange wären meine Vergehen öffentlich bekannt und mit grellen Farben aufgetragen! Man ſollte ſchon dieſerwegen ſchließen, daß ich kein ſo moraliſch verdorbenes Weſen wäre, welches von dem Unglück des Staats profitiren und ſich ſolches zu Nutze machen wolle, wie ſo viele behauptet haben. Warum habe ich denn die Vertrauten Briefe geſchrieben? Um meinen Landsleuten zu ſagen: Ihr habt in dieſem oder jenem Stücke gefehlt, ihr habt dafür gebüßt, nehmt euch Lehren aus eurem Unglück und beſſert euch.

Ich habe dabey ſo lange als möglich die handelnden Perſonen geſchont, und nur dann, wenn es die Nothwendigkeit erforderte, ſie mit ihrem wahren Namen genannt. Bis jetzt hat noch keiner von mir Genugthuung verlangt, ſie mögen kommen.

Man kann mir nicht vorwerfen, daß ich die geheiligte Perſon des Königs geſchmäht hätte. Man kann nicht ſagen, daß ich ſie lächerlich gemacht oder beſpöttelt hätte. Ich habe Friedrich Wilhelm und ſeiner Gemahlin die größte Achtung gezeigt. Ich bin daher nicht als Pasquillant zu betrachten, ſondern wer über meine Briefe richtig urtheilen will, der muß auch widerlegen und den preußiſchen Staat kennen. Dieß iſt noch nirgend geſchehen, meine Gegner haben geſchimpft, geſpottet und geläſtert, aber nichts widerlegt, und diejenigen, welche es verſucht haben, ſind immer ſelbſt dahin gekommen, Fehler und Gebrechen aufzufinden, und das iſt ganz natürlich: denn es müſſen doch Gründe vorhanden ſeyn, welche die Vernichtung des Staats herbeyführten, und ſie ſind nicht anders als in der fehlerhaften Verfaſſung oder in der mangelhaften Verwaltung aufzufinden. Man hat mir beſonders vorgeworfen, daß ich ganze Stände (das Militair und den Adel) beſchimpft und verfolgt hätte. Daß in beyden, ſo wie ſie beſchaffen waren, unſer Unglück aufzuſuchen iſt, macht meine innerſte Ueberzeugung aus, und daß nur die Minorität Achtung verdient, liegt am Tage. Darüber will ich mich in den folgenden Briefen näher ausweiſen.

Die Tendenz dieſer Briefe iſt keine andere, als alle unſere Fehler aufzudecken und zu rügen, (denn man wird nur dann beſſer, wenn man ſeine Fehler erkennt), und für die Geſchichte Materialien zu liefern.

Zweyter Brief.

Jedes beſiegte Volk, jede Nation, wenn ſie ſo, wie die preußiſche, in einen Nu erdrückt wurde, verliert die Achtung der Sieger, dieß liegt in der Natur der Sache; denn da die Franzoſen, ſo wie die Römer, alles auf den Muth, auf die Geſchicklichkeit und Bravheit des Soldaten ſetzen, da ſie von ſich ſelbſt mit Recht ſagen können: wir haben unſer Vaterland von der gänzlichen Vernichtung im Entſtehen der Republik gerettet, wir haben nachher alle unſere Feinde auf dem Continent nicht nur gedemüthigt, ſondern gänzlich beſiegt, unterjocht und ihre Herrſcher zum Theil vertrieben, und jetzt geben wir allen Völkern, die uns am nächſten liegen, Geſetze; ſo können ſie gar keine Achtung gegen die Preußen hegen, die ihnen den Sieg ſo leicht machten, ja durch die feige Vertheidigung ſo vieler Veſtungen den Kaiſer (was ihm vorher nicht einfiel) vermochten, ſeine Armeen über die Weichſel zu führen. Daher kommt es denn, daß in den preußiſchen Provinzen, wo jetzt noch die Franzoſen ſtehen, das ehemalige Militair von ihnen verachtet, das Volk nur bemitleidet wird, von dem ſie recht gut wiſſen, daß in ihm nicht Kraft genug war, zur Zeit des Kriegs in Maſſe aufzuſtehen, und, von dem Militair verlaſſen, ſich ſelbſt zu helfen, ſo wie es in Frankreich unter ähnlichen Umſtänden geſchehen ſeyn würde. Aus Verachtung und Mitleiden entſteht nun der Druck von ſelbſt, und wenn man auch nicht ſagen kann, daß Mißhandlungen und Exceſſe von dem franzöſiſchen Corps ausgingen; ſo liegt er doch in tauſend andern Verhältniſſen, worin Sieger und Beſiegte ſich berühren.

Wer Deutſchland bereiſt hat, wo die Franken jetzt als Sieger ſich aufhalten, findet, daß ſie vor den Heſſen ihre größte Achtung hegen, weil es das einzige Volk war, welches zwar einen unglücklichen, aber doch einen kraftvollen Verſuch machte, den Siegern zu widerſtehen, und ſeine alte Verfaſſung und die Rechte ſeines Regenten Stammes aufrecht zu erhalten, und wäre aus dieſem nur einer vom alten berühmten heſſiſchen Muthe belebt geweſen, und an der Spitze ſeiner Getreuen im Volke erſchienen, wer weiß, welches der Erfolg geweſen wäre.

Bey uns im Preußiſchen machen wir alſo allgemein an den Siegern die Bemerkung, daß ſie beſonders gegen das männliche Geſchlechte in einer gewiſſen Gradation im Innerſten ihres Herzens Verachtung fühlen. Zuerſt trifft dieſe den Militair-, dann den Civilbeamten, ihm folgen Adel, Bürger und Bauer.

Bekannt iſt es, daß der Franzoſe von jeher den Deutſchen wegen ſeines linkiſchen ſteifen Benehmens in der Geſellſchaft, wegen ſeines Phlegmas, wegen ſeiner tölpiſchen Manieren, wegen ſeiner affenartigen Nachahmungsſucht, wegen ſeiner Charakterloſigkeit als Nation, über die Schultern anſah. Seit dem ſiebenjährigen Kriege hatte aber das preußiſche Militär ſich bey ihnen Achtung zu erwerben gewußt, und vor der Schlacht von

Jena war dieſe noch nicht geſunken; wir haben ſelbſt aus Napoleons Munde ſeinen Soldaten die Warnung geben hören, ſich vor der Cavallerie zu hüten. Die preußiſchen Fähndrichs, beſonders der Berliner Garniſon, hatten durch ihre Fanfaronaden dafür geſorgt, daß der franzöſiſche Soldat vom General bis auf den Tambour die höchſte Erbitterung auf das Schlachtfeld brachte, und nun der Erfolg! daher in allen franzöſiſchen Bulletins die Rüge ſo vieler Prahlereyen preußiſcher Officiere. Jeder franzöſiſche Soldat kennt die Thatſachen, welche in Berlin dem 14. Octbr. 1806 voraus gingen.

Man muß es aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß die Franzoſen den unter ihnen lebenden preußiſchen Officieren es nie in der Geſellſchaft fühlen laſſen, daß ſie Gefangene und Beſiegte ſind, ſie werden anſtändig aber kalt behandelt; man ſieht ungern die preußiſche Uniform, aber man ſpottet nie öffentlich darüber. Man wird nie hören, daß ein Officier oder Gemeiner den Preußen von ſeinen Heldenthaten vorſprach, die ihnen nie angenehm ſeyn können.

Dagegen bemerkt man in dem preußiſchen Militair eine gewaltſam unterdrückte Wuth, welche es in ſeinem Innern gegen ſeine Sieger empfindet, und nur mühſam unterdrücket. Auch dieſe Empfindungen ſind verzeihlich, da ſie natürlich ſind, denn die Preußen haben Brod, Ehre, Anſehn und Wirkſamkeit durch ihre Sieger verloren.

Die preußiſchen Civilbeamten, wenn ſie in Dienſtverhältniſſe mit den Franzoſen gerathen, und die Miene annehmen wollen, als hätten ſie nach dem Frieden von Tilſit wieder etwas zu ſagen, werden ausgelacht; auch frägt man manchen: Ob er denn nicht dem Kaiſer den Eid der Treue geleiſtet habe? Den Adel reſpektirt man gar nicht, da man nur den Adel anerkennt, der durch das von Napoleon in der franzöſiſchen Armee gekrönte Verdienſt vorhanden iſt. Wahrlich, der preußiſche Adel, wenn man auf den eigenthümlichen Sinn des Prädikats eingeht, hat auch wohl nie eine traurigere Rolle geſpielt, als jetzt. Bey Bürger und Bauer findet man die den franzöſiſchen ganz unähnlichen Sitten und Gebräuche närriſch. Die Franzoſen geben ſich daher nur mit den Frauenzimmern ab, und man hat es ſo leicht noch nicht bemerkt, daß eine intime Freundſchaft zwiſchen einem deutſchen und franzöſiſchen Mann exiſtirt hätte. Die Weiber ſind es alſo, die den Franzoſen ihren Aufenthalt angenehm machen, in ſo weit dieß in Deutſchland möglich iſt. Doch auch hier fanden die Sieger nach den erſten Verſuchen (bis auf das rein-ſinnliche) keine Befriedigung, und ein ſehr gebildeter Officier ſagte mir einſt auf einem Balle: Wie iſt es möglich, daß das zweyte Geſchlecht hier ſo ganz verdorben ſeyn kann? Ich kann es nicht beurtheilen, ob es mehr verdorben iſt, als in Frankreich, aber das weiß ich, daß unſere Weiber den Franzoſen ſehr bald zum Eckel werden mußten, weil der Eitelkeitsteufel ſie plagte, mit Gewalt ſich zu franzöſiren. Sprach ihr Einquartierter gutes Deutſch, und die Frau Wirthin nebſt Töchtern ſchlecht Franzöſiſch; ſo kam doch kein deutſches Wort über ihre Lippen.

War ſchon, ehe die Franzoſen kamen, die Sucht in unſern Weibern, dem Militair vorzugsweiſe zu gefallen; ſo riſſen ſie ſich jetzt um die franzöſiſchen Krieger, und ſetzten dagegen die unter ihnen lebenden preußiſchen Officiere ſo merklich zurück, daß unter dieſen und dem zweyten Geſchlecht ein offenbarer Krieg zu befürchten iſt, wenn jene abgehen ſollten.

Dabey haben nun auch die Weiber die lächerliche Sucht, die franzöſiſchen Sitten und Gebräuche unvollkommen nachzuahmen. Sie kochen franzöſiſche Gerichte; ſie geben Geſellſchaften in franzöſiſcher Manier; ſie lernen Françaiſen tanzen, kurz ſie befleißigen ſich auf alle Weiſe den Siegern zu gefallen. Doch dieß gelingt ihnen nicht ganz. Aus Ekel an dem Genuß ſo gewöhnlicher Freuden, haben ſie ſich an Kinder vom 12ten bis zum 15ten Jahre gemacht, welche ſie für ihren Geſchmack ausbilden; die Mütter, begierig, ihre Kindlein von den franzöſiſchen Kriegern geachtet, geliebt und vorgezogen zu ſehen, finden große Ehre in dieſem Vorzug, worüber aber die älteren Koketten raſend werden möchten, da ſie ſich Kindern nachgeſetzt ſehen. Beſonders trifft dieß harte Loos die Regimentsdamen (jedes ehmalige preußiſche Regiment hatte einen eignen Cirkel von ſolchen Damen, welche in demſelben beliebt waren), verlaſſen von ihren ehemaligen uniformirten Rittern, deren Kunſt jetzt nach Brod geht, ſind ſie in Verzweiflung, keine neuen oder doch nur ſehr alltäglichen Bekanntſchaften machen zu können. Selbſt manche Ehefrauen preußiſcher Officiere, die theils in Frankreich in der Gefangenſchaft im Elende ſchmachten, oder zu Hauſe an ihren Wunden leiden, ſind nichtswürdig genug, mit den Siegern Buhlſchaft zu treiben, ja ſich zu den gemeinſten Metzen herabzuwürdigen. So wie in allen unmoraliſchen Dingen und Niederträchtigkeiten aller Art, die Reſidenz, das hochgeprieſene Berlin, immer voranging, ſo auch hier. Eine

Liſte von feilen Weibern, ſelbſt aus den höheren Klaſſen, die ſich hingaben, und deren Männer abweſend waren, habe ich ſchon angefertigt, und öffentlich werde ich ſie einſt als ein Dokument über den Verfall der Preußen im Jahr 1806 der Welt bekannt machen.

Doch auch Ehen haben wir unter franzöſiſchen Officieren und preußiſchen Mädchen ſchließen ſehen. Wer wird das Unrecht finden, da es keineswegs unter den Franzoſen an braven Männern fehlt?

Wundern muß es aber deutſche und beſonders preußiſche Männer, daß dieſe Verbindungen ſo häufig geſchloſſen werden, daß unſere Mädchen ſo gern Vaterland und Familie verlaſſen, und dem franzöſiſchen Krieger folgen, der, ein wahrer Ball des Schickſals, heute in Schleſien, und vielleicht übers Jahr am Po oder am Ganges weilt. Ich wenigſtens erinnere mich nicht eines einzigen Falls, daß ein Preuße im Jahre 1792 ein franzöſiſches Weib aus Frankreich mitgebracht hätte.

Auf dem Lande, ſo wie in den Städten, ſuchen die Franzoſen die Geſellſchaft, finden ſie hin und wieder, und man muß es ihnen zum Ruhme nachſagen, ſie benehmen ſich in dieſen Geſellſchaften, mögen ſie auch zuſammengeſetzt ſeyn, wie ſie wollen, höchſt anſtändig. Ihre Unterhaltung erſtreckt ſich aber nur größtentheils auf den weiblichen Cirkel und auf ein Hazard-Spiel, welches Aehnlichkeit mit unſerm Grobhaus hat (boullot).

So gern wie mancher von ihnen auch Tabak raucht, ſo geſchieht es doch nie in Geſellſchaft der Damen, wenn ſelbſt die Männer derſelben die Tabakspfeife im Munde haben. Dagegen raucht der franzöſiſche gemeine Soldat, außer dem Dienſt, in der Nähe ſeines Generals ſein Pfeifchen ohne Zwang, was im preußiſchen Militairdienſt unerhört war.

Recht ſchmerzlich empfinden die Franzoſen den Druck, der von ihnen inſtruktionsmäßig auf das Land und ſeine Bewohner ausgeht, und da ſie alle mehr, wie andere Nationen, die Geſelligkeit lieben; ſo fühlen ſie es wohl, daß man ſie bey aller ihrer Höflichkeit und Humanität nicht gern ſieht und ſehen kann, da die wohlhabendſten Familien zu Grunde gehen, wenn es noch lange ſo fort dauert. Im Ganzen haben ſie daher ein unangenehmes Leben. Entfernt vom Vaterlande, von Verwandten und Freunden, in einem ihnen ungewohnten Clima, über ihr künftiges Schickſal ſtets ungewiß, unterhalten von Unglücklichen, die ſie ungern bey ſich ſehen, täglich bey der Armuth zu Gaſte, wie ſchwer laſtet da der Ruhm auf ihnen, alle Nationen beſiegt zu haben! Fremd mit den Sitten, mit der Sprache des Landes, ohne Lektüre, ſind ſie auf ihre Cameradſchaft und die franzöſiſchen Zeitungen eingeſchränkt, welche ihnen ſehr ſpät zu Händen kommen. So thatenreich ihr Leben im Kriege war, ſo langſam gehen ſie jetzt im Frieden mit der Zeit fort. Von Natur heftig zur Liebe und Wolluſt geneigt, was iſt bey ihnen natürlicher, als daß ſie ſich nur zu oft in die Arme liederlicher Weiber werfen, und ein Gift einſaugen, welches ſie aufs Krankenlager wirft, wo ihnen alle Pflege fehlt? Warlich das Schickſal dieſer Krieger iſt nicht beneidenswerth.

Nichts widerſteht dem Franzoſen, wenn er jemandes Zutraun und Liebe gewinnen will, beſonders wenn es auf die Weiber abgeſehen iſt. Hat es ſich ein Franzoſe vorgenommen, auf ein deutſches Weib Jagd zu machen;

ſo widerſteht ſie ihm ſelten, und vielleicht nur dann, wenn ſie ohne alles Temperament oder ohne alle Eitelkeit iſt, oder ihr Verſtand dieſe Leidenſchaften überwiegt, und wie ſelten finden wir das! Es verdrießt ihn keine Mühe, kein Geld, kein Nachdenken, um zum Ziele zu kommen; er opfert ganze Nächte hindurch ſeinen Schlaf, ſcheut weder Wind noch Wetter, wenn es darauf ankommt, ſeiner Dame aufzupaſſen, wenn ſie vielleicht im Finſtern aus der Comödie oder aus einer Geſellſchaft zu Hauſe geht. Er erforſcht alle kleine Wünſche der Angebeteten, und erfüllt ſie auf der Stelle; ihre Umgebungen und das Dienſtperſonale beſticht er durch Complimente und Geld, den ganzen Charakter, alle ſchwachen und ſtarken Seiten der Geliebten weiß er zu erforſchen. Er weiß den rechten Augenblick zu benutzen, um ſeine feurige Liebeserklärung, in ſchönen Worten gefaßt, der Geliebten vorzutragen und ſie zu Thränen zu rühren.

Wehe aber dem deutſchen Weibe, welche ſich ſchnell hingiebt, eben ſo ſchnelle Verachtung nach dem Genuß iſt ihr Lohn; hält ſie die Belagerung länger aus; ſo wird ihr doch am Ende Mitleiden zu Theil. Begegnet ſie aber allen Stürmen mit natürlicher Unſchuld, mit weiblicher Schaam, Beſcheidenheit und Zurückgezogenheit, vergiebt ſie der weiblichen Sittſamkeit nichts, begegnet ihrem Verehrer mit Achtung; ſo hat ſie das Schickſal deſſelben, wenn er ſie liebt, in ihrer Hand. Der franzöſiſche Liebhaber nimmt alle Geſtalten an, und ich habe es beobachtet, daß ein bekannter junger Wüſtling unter ihnen, ein ſehr achtbares geſchätztes Mädchen dadurch gewann, daß er ſich als reuigen Sünder darſtellte und bekannte: Er ſey ihrer Liebe und Achtung unwerth, er wünſche nur ihr Mitleiden zu erlangen, und durch ihren Umgang ſich zu beſſern.

Es iſt höchſt lächerlich, Deutſche, beſonders Ehemänner, darüber urtheilen zu hören; nichts erregt ihren Haß mehr, als ſolche Liebſchaften; ſie ſehen ſich und die ganze deutſche Nation dadurch beſchimpft; ſie begreifen nicht, wie man einen Franzoſen lieben, auf der andern Seite begreifen es dieſe wieder nicht, wie ein deutſches in ihrem Sinn gebildetes Weib es mit einem deutſchen Mann aushalten könne. Selbſt die verſtändigſten Weiber haben mir aber verſichert: Es ſey ſehr ſchwer einem Franzoſen zu widerſtehen. Die Urſache habe ich oben zu erklären mich bemüht.

Am aufgebrachteſten über dieſe Liebeshändel oder wohl gar Eheſtiftungen ſind die Juriſten; ſie haben den Code Napoleon geleſen, und gefunden, daß das franzöſiſche Eheweib vor dem Geſetz weit weniger Rechte, als das deutſche genießt. Doch alle ihre weitläuftigen Erörterungen haben bey den Weibern nichts geholfen.

Die Senſation, welche das franzöſiſche Officiercorps unter den gebildeten Weibern gemacht hat, eben ſo ſehr weiß ſich der gemeine Soldat unter den Mädchen der gemeinen Klaſſe geltend zu machen. Sey es in Pommern oder Pohlen, in der Mark Brandenburg oder in Schleſien, der Franzoſe iſt beym Tanz im Kruge der erſte und der letzte; ſo viele Mühe es ihnen auch macht, eine pommerſche oder pohlniſche Bauerdirne im Tanz ſich drehen und Figuren machen zu laſſen; ſo laſſen ſie doch nicht davon ab, und es kann in der Welt nichts drolliger geſehen werden, als eine von Franzoſen und pommerſchen Mädchen getanzte franzöſiſche Quadrille.

In Schleſien gelingt es ihnen weit beſſer damit, da hier das Volk gebildeter iſt, und ſollten hier die Franzoſen noch lange weilen: ſo dürfte ſich ihre Sprache und Lebensweiſe dem Volke ſehr mittheilen.

Es iſt dem Franzoſen eigen ſich mitzutheilen, weil er viel Eigenliebe beſitzt, und ſeine Nation, ſein Vaterland, ſeine Sitten, Sprache und Gebräuche, allen übrigen vorzieht; dazu kommt in ihm ein hoher Grad von Gutmüthigkeit, welche ihn veranlaßt, das Gute, was er kennt und genießt, auch andern zu Theil werden zu laſſen. Er macht daher unaufhörlich auf die höflichſte Art von der Welt den Lehrmeiſter. Der Deutſche iſt dagegen ſehr lernbegierig, die ihm anklebende Nachahmungsſucht treibt ihn an, die Sitten, Sprache und Gebräuche der Fremden anzunehmen. Daher mag es beſonders in Schleſien kommen, daß man hier wenig oder gar nichts von Exceſſen hört, daß die Franzoſen in jedem Dorfe den Ton angeben, und daß man allenthalben bemerkt, wie das Volk franzöſiſche Sitten annimmt; beſonders wenn der Bauer mit ſeinem vornehmeren Landsmann zu thun hat, zeigt er gar zu gern, was er ſchon von den Franzoſen gelernt hat. Es iſt ſonderbar, daß die Deutſchen immer eher fremde Sitten annehmen, als daß andere Nationen bey ihnen die ihrigen ſich zu eigen machten.

Als die Preußen einen Theil von Pohlen eroberten, lernten die Pohlen von ihnen in dieſer Rückſicht wenig oder nichts, und jetzt, da die Franzoſen bey uns einheimiſch ſind, nehmen wir ihre Sitten an, lernen ihre Sprache, und ſelbſt diejenigen unter ihnen, welche erträglich Deutſch ſprechen, verſtehen ſich nur im höchſten

Nothfall dazu. Spricht dieſe Thatſache für die Originalität der Deutſchen? Ich glaube es zu meiner eignen Schande nicht.

Die Franzoſen haben im Preußiſchen ihre Sitten, Gebräuche und Sprache beybehalten. Sie nehmen um 11 Uhr Vormittags ihr Frühſtück, um 5 Uhr ihr Mittagseſſen ein; ſie geben ihre Thees, Bälle und Aſſemblees wie in Frankreich. Es iſt wahr, daß in dergleichen Geſellſchaften die größte Fröhlichkeit und Ungebundenheit herrſcht, ohne daß die guten Sitten verletzt würden; ſind auch die Franzoſen ſehr begierig nach dem phyſiſchen Genuß in der Liebe; ſo muß man doch zugeſtehen, daß ſelbſt der größte Wüſtling unter ihnen ſich nie in der Geſellſchaft anderer eine Unanſtändigkeit gegen eine Dame, noch viel weniger je eine Zweydeutigkeit erlaubt. Auf der andern Seite verſchwinden bey ihnen in der Geſellſchaft alle Dienſtverhältniſſe, die wir Deutſchen ſogern dahin übertragen, und ich bin Augenzeuge geweſen, daß ein Diviſionsgeneral, als man nach einem Balle ſich zum Mahle ſetzte, und die Damen entfernt waren, zu den Schildwachen ſagte: „Kinder, ſetzt das Gewehr weg, und kommt mit zu Tiſche.“ Dieſe lieberalen Geſinnungen heben keineswegs die militairiſche Strenge auf; ſobald der Soldat oder Officier unter'm Gewehr ſteht, tritt dieſe wieder in ihre Rechte.

Bey den franzöſiſchen Gaſtmählern herrſcht eben ſolche Ungezwungenheit wie überall. Jeder Anweſende nimmt ſich von dem Gerichte, welches ihm am beſten ſchmeckt, und es wird keines nach Stand und Würden und in der Reihe herum präſentirt.

Den Franzoſen, welcher ſo viele vaterländiſche Genüſſe abgehen, machen herumziehende deutſche Schauſpieler-Geſellſchaften viel Vergnügen, ſie beſuchen jedes Stück, obſchon ſie kein Wort davon verſtehen, ſie nehmen alles als Carrikatur, finden daran Unterhaltung, lachen darüber, und unterhalten ſich ſo laut, daß man ſelten ein Wort davon verſteht, was die Schauſpieler ſagen.

In der Unterhaltung ſind die Franzoſen äußerſt vorſichtig, ſie ſprechen öffentlich nie von Politik und Krieg; ſie hegen gegen die Deutſchen immer viel Mißtrauen, denn ſie beurtheilen ſie nach ſich; ſie glauben, ſo wie ſie handeln würden, wenn man in Frankreich das verlangte, was ſie in Preußen fordern, ſo könne der Deutſche auch handeln. Großer Irrthum! So lange der Deutſche noch ein Stück Brod hat, wenn er auch ſonſt in beſſern Umſtänden täglich mehrere Gerichte aß, ſo lange erträgt er aus Liebe zur Ruhe jeden Druck. Abſtrahirt man von dem Druck, der inſtruktionsmäßig von den Franzoſen ausgeht, ſo kann man im Allgemeinen nicht über die Einzelnen klagen.

Ganz beſonders human iſt der gemeine Soldat in Verhältniß zu allen übrigen europäiſchen Truppen, eben ſo iſt er weit rechtlicher, und es iſt keiner, der nicht vom Ehrgefühl durchdrungen wäre. Man hat höchſt ſelten ein Beyſpiel von einem Diebſtahl, der durch einen franzöſiſchen Soldaten begangen wäre. Manchmal entſtehen Streitigkeiten zwiſchen den franzöſiſchen Soldaten und ihren Wirthen, weil ſie ſich unter einander nicht verſtehen, oder weil ſich letztere nicht zu benehmen wiſſen. Davon eine Anekdote:

Mein Wirth hatte 4 Dragoner ſo eben bey ſich einquartiert erhalten, es war Mittag, die Herren wollten eſſen, er ließ ihnen Portionen vom Traiteur holen, das Eſſen war reinlich und gut gekocht, es war hinreichend, und beſtand aus Bouillon, gebacknem Obſt und Braten. Doch die Dragoner lärmten und tobten, waren im Begriff meinen Wirth zu mißhandeln, als ich hinzutrat, und ſie ſehr höflich um die Urſache ihres Zorns fragte. Heftig erwiederten ſie: „Wie kann unſer Wirth ſo wenig Zutrauen zu uns haben, daß er uns den Braten wie kleinen Kindern vorlegt und jedem ſein Stück giebt? Er ſoll uns den ganzen Braten hinſtellen, und wir werden ihn nicht aufeſſen oder mitnehmen.“ Als ich ihnen den Zuſammenhang erklärte, daß der Wirth die Speiſen vom Traiteur holen laſſe, wo man nur Portionen erhielte, baten ſie ihn herzlich um Verzeihung. Es giebt unter den franzöſiſchen gemeinen Soldaten Menſchen von Erziehung und Kenntniſſen, beſonders iſt jeder Sergeant-major oder Maréchal des logis ſehr unterrichtet und geſittet. Dieß hat ſeinen Grund mit darin: daß in Frankreich niemand vom Soldatendienſt ausgeſchloſſen iſt, und jeder von unten auf dienen muß, Gebildete aber und Brave nur dieſe Stufen erreichen.

Der Deutſche, der mit dem Franzoſen, der bey ihm einquartiert iſt, gut auskommen will, befolge folgende Regeln:

Er empfange den Officier mit großer Artigkeit, und gebe ihm ein reinliches Zimmer, ganz beſonders ſehr reine Bettwäſche; er bewirthe ihn wo möglich mit Fleiſchbrühe, viel kalter Küche, mit Zwiebeln, Knoblauch, Salat, ordinairen rothen Franzwein, Caffee mit Rum; er verberge vor ihm nicht (ſelbſt nicht vor dem Gemeinen) ſeine Pretioſen, Geld oder Briefe, kein Franzoſe mißbraucht das ihm geſchenkte Zutrauen; er laſſe ihm freyen Zutritt in ſeinen Familienzirkel: ſind ſeine Leute gut erzogen; ſo werden ſie gleich gute Behandlung erfahren. Der Franzoſe nimmt ſehr ſchnell etwas übel, und iſt auffahrend, man muß ihm kaltes Raiſonnement entgegen ſetzen, und er wird bald wieder zu ſich kommen. Er verſöhnt ſich ſo ſchnell, als er in Hitze kam. Fordert der Franzoſe etwas, wozu er kein Recht hat, was ſeinen militairiſchen Befehlen entgegen iſt; ſo darf man es ihm nur kalt und in beſtimmten Ausdrücken abſchlagen und ihm merken laſſen, daß man das Geſetz kennt; man darf nicht fürchten, er werde Gewalt brauchen.

Jedoch ſetze man nie und unter keinen Umſtänden die Höflichkeit aus den Augen; ich bin Zeuge geweſen, daß man einen Betrunkenen, der im Begriff war, Exceſſe zu begehen, durch Höflichkeit davon abhielt. Man ſagte: Es iſt bekannt, daß ein Franzoſe, wenn er auch ein Gläßchen über den Durſt getrunken hat, nie ſeine Ehre aus den Augen ſetze.

Dritter Brief.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß in den Provinzen, wo im Preußiſchen das franzöſiſche Militair ſein Standquartier hat, die Noth ſehr groß iſt, da die Verpflegung von den Unterthanen geſchieht. Es iſt richtig, daß beſonders die unglücklichen Officiere leiden müſſen, welche (mögen ſie das Unglück des Staats mit verſchuldet haben oder nicht) jetzt wirklich dem Hungertode nahe ſind, da ſie wenig oder gar keinen Sold ausgezahlt erhalten. Eben ſo geht es in Berlin den Officianten des ehemaligen Generaldirektoriums und der Oberrechnungskammer.

Zuerſt über die Staatsdiener und deren Beſoldung; vom Militair oder Civile, gleichviel.

Es iſt hart, wenn der, welcher dem Staate Geſundheit, Kenntniſſe, Vermögen und Ehre geopfert hat, den Hungertod ſterben ſoll. Dieß iſt jetzt in Preußen bey den Officieren und Civilbedienten der Fall. Will man von den Officieren behaupten: daß es an ihnen geweſen wäre, entweder bey Jena zu ſiegen oder zu ſterben, und wenn ſie jetzt verhungern müßten, ſo ſey dieß ihr gerechtes Loos; ſo iſt dieß die Sprache der Leidenſchaft: denn geſetzt, daß der Geiſt, welcher das preußiſche Officiercorps belebte, durchaus nicht gut zu nennen war; ſo hat doch ein großer Theil von ihnen in und nach der Schlacht von Jena gethan, was ſie in dem Geiſte der Organiſation und Aufführung des preuſſiſchen Heers zu leiſten im Stande waren. Ja die Minorität dieſes Standes hat vielleicht mehr wie ſeine Schuldigkeit gethan, und es würde jetzt hart und liebloß gehandelt ſeyn, es an Allen vergelten zu wollen, was Einzelne verbrochen haben. Zu dem ſind dieſe Einzelnen gewiß längſt abgegangen, und vorzüglich die ärmeren Staabs- und Subaltern-Officiere übrig geblieben, welche gewöhnlich ſchon um deßhalb die bravſten waren, da ihre ganze Exiſtenz von ihrer Aufführung abhing. Wie könnte ihnen geholfen werden?

Man hat zwar ſchon in den verſchiedenen Provinzen Schleſiens einen Verſuch gemacht, den nöthigen Unterhalt für ſie auf die Wohlthätigkeit der vermögendſten Mitbürger ankommen zu laſſen; allein jetzt, wo ein jeder mit der Beſtreitung ſeiner eignen Bedürfniſſe genug zu thun hat, iſt es nicht Zeit, an die Wohlthätigkeit anderer zu appelliren. Dennoch höre ich mit Freude, daß die braven Pommern ein anſehnliches Capital zur Unterſtützung der Nothleidenden geſammelt haben; wie viel man in Schleſien bereits zu dieſem Behuf zuſammengebracht haben mag, iſt mir zwar unbekannt, dennoch kenne ich viele Familienväter unter den Unglücklichen, welche, vorher im Wohlleben, jetzt auf das Allernothdürftigſte eingeſchränkt ſind.

Ich glaube, daß es ſehr geringen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn würde, die noch übriggebliebenen, ſich außer Dienſt und in Armuth befindenden, preußiſchen Officiere nothdürftig zu unterhalten.

Ich will einmal bey der Provinz Schleſien ſtehen bleiben. Hier befanden ſich zur Zeit des Friedens

11 Regimenter Infanterie, geben 584 Officiere,
6 Füſilier Bataillone, geben 120 „
60 Eskadrons Cavallerie, geben 240 „

944 Officiere.

Die Anzahl der Artillerie iſt mir unbekannt.

Nimmt man, die Artillerie mit eingeſchloſſen, 1000 Officiere an; ſo iſt nichts gewiſſer, als daß die Hälfte theils geblieben, theils in Frankreich, theils verabſchiedet iſt; ¾ befindet ſich aber beſtimmt entweder ſelbſt im Stande ſich zu ernähren, oder wird von reichen Eltern oder Verwandten unterhalten, und darf daher keine Anſprüche auf Wohlthaten machen.

Ich nehme ungefähr 200 Officiere an, welche zu unterhalten ſeyn würden. Sobald ſolche nach Köpfen zu 300 Rthlr. Courant Unterſtützung pro Anno angeſetzt werden; ſo beträgt dieß eine Summe von 60000 Rthlr., welche aufzubringen ſind: rechne ich 30000 Rthlr. den Städten, und 30000 Rthlr. dem platten Lande, oder vielmehr den contribuablen Guthsbeſitzern an; ſo kann niemand dieſe Eintheilung zu hart finden.

Schleſien zahlt jährlich 1,850000 Thaler Contribution und Nahrungsgeld; ſchlage ich auf jeden Thaler ½ ggr. zu jenem wohlthätigen Behuf, ſo macht dieß 32500 Rthlr. aus, und wie wenig dieſe 2 Gröſchel dem, der 1 Rthlr. bezahlen muß, derangiren, iſt klar. Wer 1000 Rthlr. jährlich an Contribution bezahlen muß, giebt in jenem Fall 13 Rthlr. 10 ggr., und wer ſoviel an Steuern in Schleſien giebt, iſt wahrlich ſehr wohl im Stande, 13 Rthlr. 10 Sgr. auf wohlthätige Zwecke zu verwenden.

Was die Städte anlangt; ſo iſt ihnen ſeit dem 1. März der Servis (um ihn zu ihren eigenen Bedürfniſſen zu verwenden) erlaſſen. Es dürfen alſo nur aus dieſem Fond jene 30000 Rthlr. angewieſen werden, oder man legt zu dieſem Behuf eine kleine Conſumtionabgabe auf Luxoriosa an; ſo wird dieſe Summe leicht aufgebracht werden. Findet man, daß die Städte zu ſehr, und weit mehr wie das platte Land mitgenommen worden ſind; ſo könnte man eine Trankſteuer auf die Brau- und Branntweinbrennereyen der begüterten geiſtlichen Stifter legen, welche ja überdieß den Zweck der Wohlthätigkeit haben. Ich ſehe nicht ein, warum dieſe Herren ſich mäſten ſollen, unterdeß mancher brave Mann unverdient hungert.

Ich kenne einen Officier, der im Kriege 1792 bey Pirmaſens ſieben Wunden erhielt, der ſtets brav war, auch 1806 ſeine Schuldigkeit that, und nun von allen Menſchen verlaſſen, ohne Vermögen und Sold, täglich dem Hungertode nahe iſt; ich kenne Familienväter, welche mit 8 und 9 Kindern an den Bettelſtab gebracht ſind; ich kenne Staabsofficiere von den Regimentern, welche in Pohlen in Garniſon ſtanden, die ſelbſt ihr kleines Vermögen, oder ihr Silber und ihre Pretioſa nicht einmal von dorther nach Schleſien ziehen können, da die Ausfuhr aller Pretioſen im Herzogthum Warſchau verboten iſt.

Es würde, ſobald dieſe Einrichtung in allen preußiſchen Provinzen getroffen würde, ein jeder armer Ofſicler ſeinen Unterhalt nothdürftig haben, und man würde freylich nicht jedem ohne Unterſchied 300 Rthlr. geben dürfen, ſondern dem Familienvater mehr beſtimmen müſſen, als dem Unverheyratheten; man würde auf den Kranken und Bleſſirten mehr rechnen, als auf den Geſunden, und dieſem ankündigen: daß er innerhalb Jahresfriſt auf irgend eine Art ſeinen Unterhalt erwerben müſſe.

Das Detail dieſes Plans auszuarbeiten, iſt hier nicht der Ort; es iſt aber keinem Zweifel unterworfen, daß eine Provinz, wie Schleſien, Mittel in ſich hat, auf ſolche Art einige hundert Unglückliche zu unterſtützen; eben ſo wenig liegt es an dem guten Willen der Schleſier, ſondern bloß an dem Quo modo. Bis jetzt hat man wohl nicht daran gedacht, ſolches ſobald als möglich zu beſtimmen, da man täglich den Abmarſch der franzöſiſchen Truppen erwartet hat; da dieſe Ausſicht aber immer ungewiſſer wird; ſo dürfte es doch nun wohl Zeit ſeyn, daran zu denken.

Vierter Brief.

Die Einquartierungslaſt der franzöſiſchen Truppen, mit welcher ihre Verpflegung verbunden iſt, ſo wie die Aufbringung der baaren Kriegscontribution, ſind ſo drükkend, daß es zu verwundern iſt, warum man in den verſchiedenen Provinzen, beſonders in Schleſien, nicht längſt daran gedacht hat, ſie gleichmäßiger zu vertheilen, und dadurch leichter zu machen.

Als im Jahr 1806 der Feind einrückte, da fehlte es an der Beſinnung, um einen Plan zur richtigen Vertheilung zu entwerfen, und es war verzeihlich, daß es nicht geſchah. Der Feind verlangte ſchnelle Befriedigung und Aufbringung der nöthigen Summen; man nahm alſo Geld und Sachen da, wo man ſie zuerſt antraf. Nun erſchien die Akte des Friedensſchluſſes von Tilſit, und die Behörden glaubten und hofften nun bald von den fremden Truppen befreyt zu werden; man dachte alſo abermals an keine Repartition, und auch da noch war es verzeihlich. Nachdem aber ſeit dem 1. Octbr. 1807 die franzöſiſchen Truppen im Preußiſchen ſtehen geblieben ſind; nachdem man deutlich einſehen mußte, es ſey des Kaiſer Napoleons Wille, daß ſie hier noch länger ſtehen bleiben ſollten, da war es wohl ein großer Fehler, wenn man immer noch nicht an gleichmäßige Vertheilung der Kriegslaſten dachte, und ich glaube ſelbſt, daß es von den franzöſiſchen Behörden ein Fehler war, wenn ſie nicht auf dieſe Vertheilung hinwirkten. Höre meine Gründe zu dieſer Behauptung:

Nach dem Abſchluß des Tilſiter Friedens ſollten die ruſſiſchen Truppen eben ſo bald die Moldau und Wallachey räumen, als die franzöſiſchen ſich rückwärts bewegten. Es geſchah nicht; ſie ſollten den Engländern die ruſſiſchen Häfen verſchließen, Schweden zur großen Allianz bewegen; es geſchah nicht ſogleich. Preußen ſollte ſeine rückſtändigen Contributionen bezahlen; es geſchah nur zum Theil. Die franzöſiſchen Truppen blieben alſo ſtehen, und zwar aus richtigen politiſchen Gründen. Friedrich ſagt ſchon in ſeinen hinterlaſſenen Werken:

> Einem verſöhnten, vorher zu nachdrücklich geſchlagenem Feinde, iſt nie zu trauen!

Wie konnte Napoleon Rußland und Oeſtreich trauen?

So ſehr Rußland in der Folge dabey gewinnen müßte, wenn es die engliſchen Handelskonnexionen aufgebe, und andere mit Frankreich einginge, wie ich im zweyten Theil dieſer Briefe bewieſen habe, ſo wenig vortheilhaft iſt ſeinen Kneeſen das veränderte Syſtem für den Augenblick.

Die ruſſiſchen Großen, unter deren Einfluß der Kaiſer und ſein Hof ſtehen, ſind zu ſehr an die engliſchen Goldſtücke, welche ſie für ihre rohen Produkte bezahlt erhielten, auf der einen Seite, und auf der andern zu ſehr an die engliſchen Colonialwaaren und Fabrikate gewöhnt. Mit ihnen verbindet ſich die Kaufmannſchaft, welche mit engliſchen Waaren Handel trieb, und jetzt durch das neue Syſtem in ihrer Nahrung leidet.

Die ſchleſiſchen und ſächſiſchen Tücher ſind allein wegen des Bruchs zwiſchen Rußland und England um 25 Procent im Preiſe geſtiegen. Beweis genug, daß das veränderte ruſſiſche Staatsſyſtem, ſo vortheilhaft es auch auf unſere Induſtrie zurückwirkt, den ruſſiſchen Handlungshäuſern nachtheilig iſt.

Sollte nun Alexander jenem Einfluß nachgeben, den die ruſſiſchen Großen auf ihn ſich anmaßen, und von neuem, wider ſeine eigne beſſere Ueberzeugung, Frankreich den Krieg erklären müſſen; ſo würden die Franzoſen wohl ſehr thöricht gehandelt haben, wenn ſie die Weichſel und Oder mit ihren feſten Punkten verlaſſen hätten, beſonders da Oeſtreich (dem franzöſiſcher Seits eben ſo wenig zu trauen war) durch die Stellungen in Schleſien und Warſchau in Reſpekt gehalten wird.

Wenn nun dieſe politiſche Conjunktur ſo lange dauern wird, bis der allgemeine Friede geſchloſſen iſt; ſo muß den franzöſiſchen Behörden ſelbſt daran gelegen ſeyn, die preußiſchen Provinzen, worin ſie ihre Verpflegung finden wollen, nicht gänzlich zu Grunde zu richten, wenn ſie nämlich ferner Mittel für die Zwecke Napoleons ſeyn ſollen.

Unausbleiblich muß aber ihre gänzliche Erſchöpfung das Reſultat der Unregelmäßigkeit ſeyn, welche, in einer Provinz zwar mehr wie in der andern, aber dennoch im Allgemeinen, bey der Vertheilung der Kriegslaſten an der Tagsordnung iſt. Bis jetzt galten folgende irrige Grundſätze:

1) An eine allgemeine Verbindung der Contribuenten in einer Provinz wurde nicht gedacht, ſondern eine jede Commun, wohin das franzöſiſche Gouvernement

Truppen zu legen, aus militairiſchen Gründen für gut findet, muß ſie aus ihren Mitteln erhalten.

So ging z. B. in Schleſien ſeit 1806 die große Militairſtraße von Berlin nach Breslau auf der Poſt-Straße dahin, alle Ortſchaften, welche an derſelben lagen, wurden ungeheuer belaſtet und erſchöpft. Im ſchleſiſchen Gebirge ſah man aber vom 2. November 1806 bis im Auguſt 1807 wenige oder gar keine Truppen, mithin wurde dieſe Gegend gegen jene begünſtigt.

2) In der Commune beſteht ein wahres blinde Kuhhaſchen bey der Vertheilung der Laſt, man greift nach dem Wohlhabenden zuerſt: weiß er durch Verwendung oder andere Mittel ſich zu eximiren; ſo haſcht man einen andern. Braucht man Geld; ſo borgt man, ſo lange es gehen will, ohne an Erſatz oder Zinſenzahlung zu denken, und bekommt man nichts mehr geborgt, ſo ſchreibt man Beyträge nach dem Servis- oder Contributionsfuß, oder nach willkührlichen Claſſificationsgrundſätzen aus.

Daß ich hierin Recht habe, wird durch die Aufſätze in den Neuen Feuerbränden und in den Intelligenzblättern derſelben bewieſen, worin von der Beſteurung der Geiſtlichen in der Chur- und Neumark, ſo wie in der Altmark, die Rede iſt.

Ich glaube, daß folgende allgemeine Grundſätze in Anwendung kommen ſollten:

1) Viele tragen, innigſt verbunden, wenn ſie alle für einen, einer für alle halten, eine Laſt, die eben ſo wenig getheilt werden muß, viel leichter, als wenn man die Laſt in ihre einzelnen Theile auflößt, und

dieſe Theile den Individuen aufbürdet. Aus dieſem Grundſatze folgt:

a) daß ſich alle Einwohner einer Provinz in eine Societät vereinigen, und ein hinreichendes Geldquantum aufbringen müſſen, um die Laſt zu tragen;

b) daß man daher in den Städten das franzöſiſche Militair in die Kaſernen lege, und ihm täglich ſo viel zahle, als hinreichend iſt, um ſich ſelbſt zu verpflegen; und daß ſämmtliche Officiere ebenfalls für ihre Beköſtigung baares Geld bekommen, wofür ſie eſſen können, wo ſie wollen, und daß ihnen nur Natural-Quartier gegeben wird, wofür ihr Wirth ſeine Vergütigung erhält.

c) Wo auf dem Lande und in den Städten keine Kaſernen ſich befinden, muß der Soldat von ſeinem Wirth verpflegt werden, wofür dieſer ſeine Vergütigung baar erhält; wo Cavallerie einquartiert iſt, giebt auch der Wirth die Fourage, und empfängt ſie aus den Magazinen entweder in *natura* oder wenn er will, giebt er ſie ſelbſt, und bekommt dafür den Marktpreis. Die Officiere ſpeiſen auf dem Lande ebenfalls bey ihren Wirthen; in den Städten in Gaſthöfen, oder machen zuſammen Menage.

d) Was den Maaßſtab betrifft, wornach die nöthige Contribution zu der Verpflegung aufgebracht werden ſoll; ſo iſt die Conſumtion dazu die beſte Grundlage, wie bey allen Steuerzahlungen. In den Städten exiſtirt ſchon die Acciſe; man erhebe alſo mit jedem Thlr. Acciſe einen Uebertrag, der zu jenem Zweck beſtimmt iſt, und fange bey dem Satz von 4 Gr. an: wenn zum Beyſpiel der Thaler 14 Gr. Uebertrag giebt; ſo tragen 4 Gr. Acciſe 2 Pfennige. Da auf dem platten Lande die rohen Produkte keine Conſumtionsſteuer tragen; ſo erhebe man Trank-, Mühlen- und Schlacht-Acciſe.

e) Die Acciſe-Kaſſen ſind zugleich die Organe für die Erhebung und Auszahlung der Kriegskoſten; ſie werden mit Officianten zu dieſem Behuf vermehrt, und in den Landkommunen ſtellen ſie Acciſe-Einnehmer an, welche ſie beaufſichtigen. Beſſer iſt es, wenn die neue Landacciſe-Einnahme an die Dominia oder an ſichere Unternehmer verpachtet wird.

f) Zur Fourageliefering werden die Grundeigenthümer vor wie nach verpflichtet bleiben, eben ſo zum Vorſpann; beyde Leiſtungen werden aber vergütigt. Vorſpann erhält aber niemand, der nicht von dem commandirenden General des Armeecorps einen Paß aufweiſen kann.

2) Man muß eine Laſt, welche ſo ungeheuer drückend iſt, als dieſe Kriegslaſt, in kleinere Theile theilen: dieſe Theile aber nicht etwa den Individuen, ſondern dem Ertrage künftiger Jahre aufbürden, und ſo die Einkünfte der folgenden Zeit mit zu Hülfe nehmen, um die jetzige Noth übertragen zu helfen. Daraus folgt:

a) Die Societät aller Klaſſen von Einwohnern einer Provinz nimmt den Charakter einer moraliſchen Perſon an, und wird durch ein Collegium aus ihrer Mitte repräſentirt, welches für ſeine Verwaltung der Kriegskoſten verantwortlich iſt, und den zu erwählenden Repräſentanten der Societät jährlich Rechnung ablegt.

b) Da die zu erhebenden Conſumtionsſteuern nicht ſo anſehnlich ſeyn können, daß ſie der Einquartierungslaſt die Stirn bieten, und das Gleichgewicht halten können; ſo läßt die Societät Papiergeld (Pfand-Scheine) ausfertigen, womit ſie alle Bedürfniſſe bezahlt; für die Gültigkeit dieſes Papiergeldes haftet die ganze Societät, es wird von allen ihren Bureaus für Courant angenommen und ausgegeben, trägt aber keine Zinſen.

c) Es wird zur Ablöſung dieſes Papiers ein Amortiſationsplan gemacht, und wenn zum Beyſpiel der neue Acciſe-Fond ein Verhältniß zu den Kriegskoſten hätte, wie 1 zu 5, d. h. die Kriegskoſten überſtiegen dieſen Fond um fünfmal; ſo könnten jene Pfandſcheine in fünf Jahren getilgt ſeyn.

d) Um dieſen Pfandſcheinen guten Cours zu geben; ſo müßten an Hauptörtern Realiſationskaſſen angelegt werden.

e) Müßte die Societät baare Capitale aufnehmen, und allenfalls mit acht vom Hundert verzinſen, und Obligationen über dieſe Anleihen ausſtellen, um ſo viel baares Geld, als nur möglich wäre, in die Hände zu bekommen, damit das Realiſationsgeſchäft Fortgang hätte.

Es wird Mancher gegen dieſen Plan Vieles einzuwenden haben. Er ſcheint mir aber vor allen andern der zweckmäßigſte und beſſere zu ſeyn, beſſer wenigſtens, als alle diejenigen Pläne, welche die nämliche Tendenz haben: Ausgleichung; zu deren Ausführung man aber direkte Steuern angenommen hat. Von dieſer Art iſt der folgende:

Plan über die neue Verpflegung der kaiſerl. königl. franzöſiſchen Truppen in Breslau.

Nach der Beſeitigung aller Hinderniſſe iſt die von der löbl. Bürgerſchaft ſo ſehnlich gewünſchte Einkaſernirung der in hieſiger Stadt befindlichen fremden Truppen endlich zu Stande gebracht worden, ſo daß binnen kurzem die Truppen die Kaſernen beziehen werden. —

Zu dieſem Behuf iſt von dem Plan die Rede, welcher über die Aufbringung und möglichſt gleichmäßige Vertheilungskoſten ſämmtlicher hierſelbſt befindlichen fremden Militair- und Civilperſonen aller Grade, unter der Direction des Herrn Kriegs- und Domainenraths von Goldfus, der Stadt Verordneten und Deputirten der Bürgerſchaft, ausgearbeitet worden, und die Approbation der königl. Kammer erhalten hat.

1) Alle Einwohner ohne Unterſchied des Standes und Gewerbes, die geiſtlichen Stifter mit eingeſchloſſen, ſind nach Verhältniß ihres Vermögens verbunden, die Verpflegungskoſten aufzubringen. Zu dem Ende ſoll eine allgemeine Militair-Verpflegungskaſſe errichtet werden. Sie ſoll von dem Hauptmagazin-Kaſſen-Rendanten und Kriegscommiſſarius Gilting, unter Aufſicht und Leitung vorbenannter Behörde und der Deputirten verwaltet werden. Der bisherige Sublevations-Fond hört auf.

2) Um die Verpflegungskoſten aufzubringen, iſt das Grundeigenthum, das auf ſtädtiſchen und vorſtädtiſchen

haftende

haftende hypothecariſche Capitalsvermögen auf Grundſtücke endlich das Gewerbe der Einwohner der Beſteuerung unterworfen.

3) Unter dem Grundeigenthume ſind nicht allein die in der Stadt und den Vorſtädten gelegene Häuſer, ſondern auch alle ſogenannte Gerechtigkeits- und grundfeſte Bauten, überhaupt aber die Realitäten zu verſtehen, welche bey Vertheilung der Kriegscontribution der Beſteuerung unterworfen werden.

4) Der Werth des Grundeigenthums iſt nur allein bey den Gerechtigkeits-grundfeſten Bauten, und bey den Häuſern, welche keinen Miethzinſenertrag gewähren, nach dem letzten Erwerbspreiſe beſtimmt und angenommen worden, wiewohl vorbehältlich der nachträglichen Abſchätzung, wenn ſolcher nach den heutigen Zeitumſtänden gar zu verhältnißlos ſeyn ſollte; bey den Häuſern aber, welche ihrem Eigenthümer einen Miethzinſenertrag gewähren, iſt deren Werth nach dem heutigen Miethzinſenertrage mit 4 Procent zum Capital gerechnet, zwar ohne Abzug der onerum, dagegen aber auch ohne Anrechnung der eigenen Benutzung, von Seiten des Eigenthümers beurtheilt, ausgemittelt und feſtgeſtellt.

5) Jeder Grundeigenthümer zahlt von ſeinem reinen, d. h., unverſchuldeten Eigenthume ⅙ Procent oder 4 gute Groſchen vom Hundert, von ſeinem verſchuldeten Vermögen oder Eigenthume ⅛ Procent oder 3 gute Groſchen vom Hundert monatlich. Dieſes Achtel-Procent fällt den Hypothecariis zur Laſt, der Eigenthümer leiſtet blos den Vorſchuß, und wird ausdrücklich autoriſirt, jedem ſeiner hypothecariſchen Gläu-

biger die für deſſen Rechnung gezahlten Beyträge bey der jedesmaligen Intereſſenzahlung in Rechnung und Abzug zu bringen. Die Grundeigenthümer, welche von Kirchen und Schulen und milden Stiftungen Capitalien erborgt haben, können dieſen Abzug nur dann machen, wenn das erborgte Capital nur 4 Procent Zinſen hat: iſt das nicht der Fall; ſo müſſen ſie das Achtel-Procent ſelbſt tragen.

6) Außer der Abgabe vom Grundeigenthume trägt jeder in Rückſicht des Gewerbes, welches er treibt, zu den Verpflegungskoſten bey. Die Beytragsſumme iſt für jede Gewerbsklaſſe ſorgfältig ausgemittelt worden, und wird der chriſtl. Kaufmannſchafts- und Reichkrämer-Societät, ſo wie der Judenſchaft und jeder Zunft, ſo wie jedem nicht zünftigen Contribuenten der monatlich zu zahlende Beytrag bekannt gemacht werden.

7) Die auf jeden Gewerbsſtand repartirte Summe vertheilen die Vorſteher jeder Corporation auf ihre einzelnen Glieder nach Maaßgabe des Vermögens und Nahrungsbetriebes eines Jeden. Die einzelnen Beyträge werden wöchentlich durch die Mittelsboten eingezogen, und liefern dann die auf die Corporation allmonatlich repartirte Hauptſumme in halbmonatlichen Ratis von 14 zu 14 Tagen an die Militair-Verpflegungskaſſe ab; für fehlende Beyträge bleibt die Corporation verantwortlich.

8) Alle Officianten, königliche, ſtädtiſche, weltliche oder geiſtliche, ſo wie das zum Theater gehörige Perſonale, vom erſten bis zum letzten, ſollen die allgemeine Laſt mit tragen. Jeder, der mehr als 300 Thaler jährliches Einkommen hat, es beſtehe im fixen Salario

oder zufälligen Emolumenten, zahlt ¼ Procent, von 150 bis 300 Thlr. ⅕ Procent, der 150 Thaler und weniger hat, ⅛ Proc. monatlich. Jedes Bureau ſoll die Beyträge ſeiner Beamten, ſowohl hohen als niederen, durch einen Unterbeamten monatlich einſammeln, und an die Militair-Verpflegungskaſſe abliefern laſſen.

9) Alle Handlungsdiener, Handwerksgeſellen, alle männliche und weibliche Dienſtboten müſſen beytragen. Jeder Handlungsdiener zahlt von jedem Thaler ſeines fixen Gehalts 3 Denar. Der Dienſtbote, der vierteljährlich mehr als 5 Thaler Lohn hat, zahlt 5 Sgr., der 3 Thaler hat, 3 Sgr., die übrigen 2 Sgr. monatlich. In Anſehung der Handwerksgeſellen bleibt es bey den bisherigen Beytragsſätzen. Die Beyträge der Handlungsdiener werden durch den Boten des Handlungsdiener-Inſtituts monatlich eingeſammelt. Die Beyträge der Handwerksgeſellen und Dienſtboten ziehen die Meiſter und Brodherren ab, d. h. wöchentlich vom Lohne. Wer ſich widerſetzt, ſoll nachdrücklich beſtraft, die Geſellen aber als Störer der allgemeinen Ordnung aus der Stadt verwieſen werden. Die Meiſter und Brodherrſchaften, die ihren Geſellen und Dienſtboten die Abzüge nicht machen, bleiben mit ihrem eigenen Vermögen für jeden fehlenden Beytrag der Kaſſe verantwortlich. Die Geſellen-Beyträge werden von den Meiſtern an die Zunft-Aelteſten abgeführt. Die Beyträge der Dienſtboten werden monatlich abgeliefert.

10) Alle Miether, welche unter die genannten Klaſſen nicht gehören, und kein beſtimmtes Gewerbe treiben, zahlen ihre Beyträge nach den bisherigen Sätzen, wie-

wohl mit Vorbehalt einer ihren Vermögensumſtänden angemeſſenen Erhöhung.

11) Die Einzahlung aller Beyträge muß von 14 zu 14 Tagen erfolgen. Die Verpflegung nimmt mit dem Tage ihren Anfang, an welchem die fremden Truppen die Caſernen beziehen. Jeder kann ſeinen monatlichen Beytrag auf einmal abführen; zur Erleichterung iſt die halbmonatliche Zahlung geſtattet.

12) Diejenigen, welche mit Dragonern bequartiert geweſen, zahlen von dem Tage an, an welchem das Dragonerregiment eincaſernirt wird.

13) Nicht alle hieſelbſt befindliche Militair- und Civilperſonen können eincaſernirt werden, folglich werden einige Einwohner immer bequartiert bleiben. Dieſe erhalten täglich für jeden Kopf 10ggr. baares Geld.

Ein Obriſt wird gerechnet für	.	12 Köpfe;
ein Chef de Bataillon für	. .	9 —
ein Capitain für	. . . .	4 —
ein Lieutenant für	. . . .	3 —
ein Secretair und Employé für	.	3 —
ein Gensd'armes für	. . .	2 —
ein Guide für	. . . .	2 —

Dieſe Bonification findet jedoch nur dann Statt, wenn der Einquartierte keine Tafelgelder empfängt, und folglich vom Wirthe verpflegt werden muß. Für ein Pferd werden wöchentlich 2 ggr. bonificirt.

14) Jeder naturaliter Bequartierte muß bey Verluſt der Bonification am Schluß eines jeden Monats ein Atteſt der Servis-Commiſſion über ſeine Natural-Einquartierung dem Magiſtrate einreichen, und wird ſodann die Aſſignation und Bezahlung ſeines Bonifi-

candi erfolgen; auch ſoll zum Soulagement unbemittelter Contribuenten ſchon im laufenden Monate dießfällige Abrechnung auf ihre unmittelbar zur Kaſſe zu zahlenden Beyträge geſtattet werden.

15) Da indeß die naturaliter bequartierten Einwohner durch ſolche Bonification nicht vollſtändig entſchädigt werden dürften; ſo ſoll ſo viel als möglich mit der nothwendig bleibenden Natural-Einlegung von Zeit zu Zeit gewechſelt, und die Laſt vertheilt werden.

16) Der feſtſtehende Haus-Exemtions-Servis ſoll vom 1. Juny an, wieder wie ehemals, eingehoben werden, indem die Ueberſchüſſe der Serviskaſſe bey Anlegung der Hauptberechnung mit in Anrechnung gebracht werden, und an die Militair-Verpflegungs-Kaſſe monatlich abgeliefert werden ſollen.

17) Reſte können nicht geduldet werden; jeder der ſeinen Beytrag nicht prompt bezahlt, wird auf der Stelle mit ſo viel Mann bequartiert, als von ſeinem Beytrage verpflegt werden können.

Das Mühſame dieſes Geſchäfts ſpricht an, Mißtrauen und vorſchnelle Urtheile über dieſen Plan iſt alſo an der unrechten Stelle; ganz vollkommen iſt und kann nach der Natur der Sache, zumal in dieſer Zeit der Unruhe, kein Plan ſeyn, der die gleichmäßige Vertheilung allgemeiner Laſten zum Gegenſtande hat; es iſt genug gethan, wenn er, ſo viel als möglich, der Vollkommenheit nahe gebracht wird.

Unter ausdrücklicher Approbation der K. Kriegs- und Domainen-Cammer und der Directores, Bürgermeiſter und Rath zu Breslau.

Ende May 1808.

Dieſe Pläne haben alle das Nachtheilige, daß ſie das Bezahlen des Beytrags direkt beſtimmen, und nicht der Willkühr der Contribuenten überlaſſen, ſo wie Letzteres bey den Conſumtionsſteuern der Fall iſt. Eine Menge von Menſchen müſſen bey der direkten Beſteurung übergangen werden, als z. B. alle Armen, Bettler, welche nicht durch Gewalt zur Bezahlung anzuhalten ſind; andere, die man herangezogen hat (als das Geſinde), haben in der Regel kein Geld, noch weniger Objecta Executionis; die Fremden, Reiſenden, ſind gänzlich übergangen. Alle dieſe von der direkten Steuer Ausgeſchloſſenen werden durch Conſumtionsabgaben beſteuert, ja ſie trifft ſelbſt diejenigen, um derentwillen die Laſt exiſtirt, die Feinde ſelbſt. Wenn bey der direkten Beſteurung inexigibile Reſte unvermeidlich ſind; ſo können dieſe bey der Conſumtionsabgabe nie Statt finden.

Man hat mir dagegen eingewendet, daß, da alle Lebensmittel ſchon ungeheuer im Preiſe geſtiegen wären; ſo müſſe man ſie durch Conſumtionsabgaben nicht noch theuerer machen. Die Theurung oder Wohlfeilheit einer Sache hängen von der Nachfrage und von der Concurrenz der Commerzirenden, nicht von der Acciſe ab *). Kann und vermag es der Kaufmann, der Bäcker, Fleiſcher und Brauer; ſo werden ſie ſuchen, ihre direkten Kriegsabgaben ebenfalls auf die Waare zu ſchlagen, welche ſie dem Publikum verkaufen. Was ſchadets aber auch, wenn die Lebensmittel um ſo viel theurer werden, als die Acciſe geſtiegen iſt, es kann doch nicht nach

---

*) Jetzt iſt die Theurung durch die ſchlechte Münze veranlaßt worden.

einem ungleich höheren Maaßſtabe geſchehen, und in dieſer Erhöhung ſteckt ja die Kriegslaſt?

Man hat mir ferner eingewendet: Es läge dieſem Plane kein rechtliches Prinzip zum Grunde. Als ich fragte, warum nicht? antwortete man: Da ſehr viele, als z. B. Fremde, die Laſt zu tragen mit verpflichtet würden, die dazu keine Verpflichtung übernommen hätten. Hierauf wußte ich weiter nichts zu antworten, als daß das Prinzip des Rechts ſich ſchwerlich auf den Krieg und ſeine Folgen anwenden ließe; da die Fremden, um irgend eines Zwecks willen, die Provinz beſuchten, mög es Vergnügen oder Erwerb ſeyn; ſo wäre es keine Frage, daß ſie mit Recht dafür einen Beytrag zu der Kriegslaſt geben müßten. Endlich wäre bey der Vertheilung einer direkten Steuer die Ungleichheit ſo ſchwer zu vermeiden, und der Erwerb, welcher die Grundlage ausmacht, ſo wenig genau auszumitteln, daß die Conſumtionsſteuer, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſchon um deshalb den Vorzug verdiene, weil das Viel oder Wenig der Willkühr überlaſſen ſey.

Völlig lächerlich war mir aber der Einwand: daß, wenn die Kriegslaſt bezahlt ſey; ſo würde der König dieſe Abgabe beybehalten. Wenn er das wollte; ſo hinderte ihn auch niemand, die direkten Steuern ferner einzuziehen und beyzubehalten.

Endlich meynt man: die Franzoſen würden die Pfandſcheine nicht annehmen. Sobald wie der Credit derſelben durch Realiſation und Annahme bey den Acciſe-Aemtern geſichert iſt, man alſo dafür Sachen eintauſchen kann, werden ſie dieſe Pfandſcheine eben ſowohl annehmen, als ſie in Wien Bankozettel angenommen haben. Was wollen ſie auch dagegen ſagen, wenn kein baares Geld mehr zu haben iſt?

Wir werden einmal ſehen, wenn man nur aufhören wollte, ſtatt das Individuum zu drücken, die Laſt auf das Ganze zu werfen, ob man nicht zufriedener werden wird. Es kommt ja nur bloß darauf an, die Franzoſen zu übertragen, welche, wo ſie im preußiſchen Staate ſtehen, nicht arbeiten, ſondern nur conſumiren; es iſt alſo die Aufgabe: Wie man am leichteſten und bequemſten dieſe Conſumenten überträgt? Indem man den Franzoſen ihre eigne Verpflegung oder Conſumtion in Entrepriſe giebt, d. h. wenn man ihnen Geld dafür zahlt, und die Conſumtion mit Abgaben belaſtet, beſteuert man ſie ja ſelbſt, und läßt ſie mit contribuiren. Man muß nicht glauben, (wenn von bloßer Einquartierung und Verpflegung die Rede iſt) daß dem Lande der ganze Koſtenaufwand entzogen würde, welcher für dieſe Verpflegung bezahlt wird. Nein! Ein Theil wird durch eine anzulegende Conſumtionsſteuer von den Franzoſen wieder gewonnen, ein anderer wird von den Franzoſen für einländiſche Produkte der Induſtrie bezahlt, und dabey gewonnen, da der Kunſtfleiß jetzt überdieß darnieder liegt; und nur der Theil wird verloren, den die Franzoſen wirklich conſumiren, ohne zu produciren: arbeiteten oder producirten ſie alle, ſo wie ein Theil von ihnen in den Fabriken großer Städte es thut; ſo würde gar nichts verloren werden.

Will man noch einwenden: es würde groſſe Schwierigkeiten haben, dieſe Vertheilung der Kriegslaſt in der vorgeſchlagenen Art zu bewerkſtelligen; ſo gebe ich dieß in Ländern wohl zu, wo bisher das Acciſeweſen nicht eingeführt war, da dieß aber im Preußiſchen der Fall ſeit längerer Zeit war; ſo kann ich keine Schwierigkeiten auffinden. Was eine Trank-, Schlacht- und Mehlſteuer auf dem platten Lande betrifft; ſo iſt nichts leichter, als den jährigen Betrieb einer Mühle, eines Brau- und Brennhauſes auszumitteln, und ſolchen dann an Unternehmer zu verpachten. Von Bedrückung kann nicht die Rede ſeyn, denn es muß ein Tarif publicirt werden, worin die Acciſeſätze genau angegeben ſind. Eben ſo würde man ſehr leicht den Bedarf an Fleiſch nach Mittelſätzen herausbringen können.

Wenn man mir nun noch einwenden will: daß verſchiedene Acciſeſätze durch einen Uebertrag zu hoch geſpannt werden würden, da überhaupt im Preußiſchen die Acciſe nach falſchen Prinzipien angelegt ſey; ſo kann ich nichts dagegen einwenden. Es bleibt ja aber immer der Ausweg übrig, ganz neue Acciſeſätze zur Kriegscontribution anzuordnen, und viele Gegenſtände hinzuzufügen, welche bis jetzt frey waren, und doch Gegenſtände des größeſten Luxus ſind. Als unter andern in Schleſien Tanzmuſik, Theater, Equipagen, Reitpferde, Hunde, die nicht zu einem nothwendigen Behuf gehalten werden u. a. In den übrigen preußiſchen Provinzen ſind dieſe Gegenſtände, die Tanzmuſik ausgenommen, eben ſo wenig mit Steuern belegt.

Ehe ich ſchließe, will ich Dir noch Vorſchläge mittheilen, welche mir, um ſie bekannt zu machen, überſandt ſind.

Etwas über die möglichſt gleichmäßige Vertheilung der Kriegslaſten und Schäden.

Der letzte Krieg, ſo groß und drückend das Gefolge ſeiner Schreckniſſe war, hat zugleich auch Erfahrungen herbeygeführt, die für den Menſchenfreund, wie für den philoſophiſchen Beobachter der Fortſchritte des Menſchengeſchlechtes in höherer Ausbildung, nicht anders als erfreulich und tröſtlich ſeyn konnten. Ueberall bemerkte man ein reges Beſtreben, die Laſt zu mildern, indem man ſie auf mehrere Schultern, ſo viel ſich thun laſſen wollte, gleichmäßig zu vertheilen ſuchte. Aus den Gegenden, auf welche der Krieg am härteſten drückte, fehlt es zu einem umfaſſenden Ueberblicke deſſen, was geſchah, noch an ausführlichen Nachrichten; in manchen konnte wegen der fortdauernden Anweſenheit der ſiegenden Heere überhaupt noch wenig geſchehen, indeß in andern ſchon ſehr viel geleiſtet wurde. So in den Ländern, die man unter dem allgemeinen Namen Sachſen begreift, und welche ich hier vornämlich im Auge habe. Die tiefen Wunden, welche der Krieg Preußens Provinzen, dem Hannöverſchen und Mecklenburgſchen Lande ſchlug, das einer Auszehrung ähnliche Uebel, welches ſeine Folgen an den Seeküſten hervorbrachten, und wofür nur ein allgemeiner Seefriede die Heilmittel allmählig herbeyführen kann, ſind mir nicht bekannt genug, um mir Vorſchläge zur Heilung anmaßen zu wollen.

Manche Länder litten durch den letzten Krieg nur mittelbar und, obgleich empfindlich, kamen ſie doch dadurch nicht in ſo tiefen Verfall, wie Sachſen und mehrere andere durch den ſiebenjährigen. Oft hört man zwar die Klage: daß während des neueſten Krieges und der Zeit des Rückmarſches der Truppen, Geldmangel und nichts zu verdienen wäre, dahingegen während des ſiebenjährigen Krieges Ueberfluß an Geld und Gelegenheit geweſen ſey, leicht mehr, wie gewöhnlich, zu erwerben. Bey Einzelnen mag dieß der Fall geweſen ſeyn; im Allgemeinen war aber nach dem Ende jenes Krieges der Verfall Sachſens und mehrerer darin gelegener oder benachbarter Länder größer, wie gegenwärtig. Tief ſanken damals die Grundſtücken in ihrem Werthe, und viele, beſonders kleinere, waren mit Kriegslaſten ſo ſehr beſchwert, daß ſie zur Tilgung derſelben von ihren Beſitzern hingegeben werden mußten. In einer ſo traurigen Lage befinden ſich Sachſens Länder jetzt noch nicht, daher können auch jetzt zu Heilung der Wunden kräftigere und ſchneller wirkende Maaßregeln ergriffen werden, wie damals. Auch ſah man bisher ſchon ein regeres und menſchenfreundlicheres Beſtreben, die allgemeine Laſt zu mildern und ſie möglichſt gleichmäßig zu vertheilen. Der König von Sachſen beſtritt ein Drittel der, ſeinem Lande aufgelegten, Contribution aus ſeinem Privatvermögen: faſt überall wurden ſonſt Privilegirte zur gerechten Mitleidenheit gezogen; die Einquartierung, hie und da auch die Vorſpannfuhren, aus einer Kaſſe bezahlt, zu welcher jeder Staatsbürger verhältnißmäßig beytragen mußte. Indeß waren ſolche und ähnliche Kaſſen zur Beſtreitung der durch den Krieg verurſachten Ausgaben nicht ergiebig genug, und Staaten, wie einzelne Gemeinheiten, mußten einſtweilen zu dem Palliativmittel der Anleihen ihre Zuflucht nehmen.

Die Zurückzahlung dieſer aufgenommenen Summen wird erleichtert, je ſchneller man ſie zu bewirken ſucht; denn hierdurch verhindert man das Aufſchwellen des Capitals vermittelſt der Zinſen. Das Capital der im ſiebenjährigen Kriege gemachten Schulden wurde an manchen Orten durch ſäumige Zurückzahlung verdoppelt, ja verdreyfacht. Dieß jetzt zu verhüten, wird im Allgemeinen und in der Folge ſehr wohlthätig ſeyn, wenn auch die Mittel dazu etwas drückend, beſonders für Einzelne, werden möchten. Wunden des Staates, wie des menſchlichen Körpers, können nie ohne Schmerzen geheilet werden, mögen dieſe aber immer etwas empfindlicher ſeyn, wenn nur jene dadurch ſicherer und ſchneller radical geheilt werden.

Länder, welchen die Schreckniſſe des Kriegs ſchnell vorübergingen, litten ſpäterhin nur noch theilweiſe durch die Laſt der Militairſtraße. Was ſolchen Gegenden der Zufall aufbürdete, wird ihnen die gerechte Sorgfalt des Staates erleichtern, damit ſie nicht im Mißverhältniſſe gegen ihre Mitbürger leiden, vielleicht gar zu Grunde gerichtet werden. Im Königreiche Sachſen und in etlichen andern Ländern hat man dieſes ſchon patriotiſch erwogen, und dem Uebel entgegen gearbeitet; in einigen andern iſt ſolches weniger geſchehen, zunächſt weil man von dem Grundſatze ausging: in einem kleinen Lande, wo faſt jeder Einzelne leidet, ſey nicht auszuführen, was in einem größern, das nur zum Theil von den Durchmärſchen betroffen wird, geſchehen könne. Dieſer Grundſatz, ſo viel er auf den erſten Anblick für ſich zu haben ſcheint, iſt meines Bedünkens irrig, und wenn ein kleines Land verhältnißmäßig härter getroffen wird, als ein größeres; ſo tröſten ſich deſſen Bewohner um ſo mehr mit Recht einer möglichſt gleichmäßigen Vertheilung der Laſten, weil dieſe ſonſt eine Menge Individuen gänzlich zu Boden drücken möchten, indeß ſie andern kaum fühlbar wurden. Unſtreitig iſt aber der Verluſt für einen Staat weit größer, wenn eine Menge minder bemittelter Bürger durch unerſchwinglichen Aufwand zur Dürftigkeit herabſinkt, als wenn ſeine reichen und wohlhabenden Einwohner einen Theil ihres Ueberfluſſes oder ihres Entbehrlichen der allgemeinen Noth zum Opfer bringen.

Ueber die Kriegslaſten ſind folgende allgemeine Sätze wohl um ſo mehr aufzuſtellen, da ſie ſchon in den meiſten Gegenden als Norm gelten:

a) Niemand ohne Unterſchied iſt von der Einquartierung befreyt, als active Militairperſonen, ſolche Beamte, welche wegen ihrer geringen Beſoldung zur Ausgleichungs- oder Kriegslaſtenkaſſe nicht beytragen, und Hausgenoſſen, welche ſich in demſelben Falle befinden. Dieſe allgemeine Mitleidenheit beſtehet jedoch größtentheils nur darin, daß jeder nach dem Verhältniſſe ſeiner Kräfte zu den Bedürfniſſen des Ganzen beyträgt, um diejenigen, welche wirklich mit Einquartierung belegt werden, für den Aufwand dafür ſattſam entſchädigen zu können. Erleichterung für ſolche, welchen ihr Local verſtattet, die einquartierten Soldaten bey ſich ſelbſt aufzunehmen, erfolgt daraus, daß jedes Individuum auf einmal immer ſo viel bekömmt, als ihm der Raum aufzunehmen geſtattet. Vier Menſchen z. B. ſind mit 2 Rthlr. 16 Gr. leichter zu beköſtigen, als einer mit 16 Gr., und der Bürger wird weniger in ſeinen Geſchäften geſtört, wenn er ſeltener Einquartierung bekömmt.

b) Lieferungen gegen einen feſtzuſetzenden billigen Normalpreis werden nicht blos von Bauern geleiſtet, ſondern in gleichem Verhältniſſe von Rittergutsbeſitzern, Domainen-, Ritterguts- und andern Pächtern, auch den Nutznießern ſolcher Felder, welche Beſoldungspertinentien ſind. Tritt der Fall ein, daß ein Etapenplatz eine Lieferung ſo ſchnell zu machen hat, daß ſie nicht erſt auf die gewöhnliche Weiſe herbeygeſchafft werden kann; ſo würde ſie ihm nach dem Marktpreiſe zu vergüten ſeyn, zu welchem ein Durchſchnittspreis der Marktpreiſe 4 Wochen vorher und 4 Wochen nachher den richtigſten Anſchlag geben möchte.

c) Spannfuhren und Botendienſte werden ebenfalls allgemein und verhältnißmäßig vertheilt, erſtere aber von Etapenplätzen nur im höchſten Nothfalle geleiſtet. In Betreff der Vergütung dieſer Dienſte könnten die Spannfuhren, meines Ermeſſens, ungefähr nach dem Preiſe berechnet werden, welche bey den Poſtämtern Statt finden, wenn ſie zur Aushülfe fremder Pferde bedürfen.

d) Die Koſten eines für nicht einheimiſche Soldaten beſtimmten Lazarethes, ſind ebenfalls aus der Kriegslaſtenkaſſe zu beſtreiten, oder der Stadt, welche ſie einſtweilen getragen hat, zu vergüten.

Zu dieſer Kriegslaſtenkaſſe ſteuert jeder erwachſene Einwohner des Staates nach dem Verhältniſſe ſeines Vermögens oder Verdienſtes. Um aber auch hier eine möglichſt gleichmäßige Vertheilung der Laſt auszumitteln, würde es nöthig ſeyn, ſämmtliche Ortſchaften eines Landes in drey verſchiedene Klaſſen zu theilen, als:

1) ſolche, welche durch die Invaſion gelitten, auch weiterhin öfters Einquartierung gehabt haben;

2) ſolche, welche blos Einquartierung hatten, oder vorſpannen mußten;

3) ſolche, welche ganz verſchont blieben, oder nur wenigemal und in voller Ordnung Einquartierung bekamen.

Würde nun die Einrichtung getroffen, daß der Beytrag zu der Ausgleichungskaſſe von den Individuen der erſten Klaſſe nur einfach, von denen der zweyten anderthalbmal, von denen der dritten aber zweyfach entrichtet würde; ſo dünkt mich, wäre alles geſchehen, was von einem Staate zur möglichſt gleichen Vertheilung der Laſt geleiſtet werden könnte. Nur eine Luxusſteuer, in ſofern man es rathſam fände, dieſe zum Behufe der Ausgleichungskaſſe aufzulegen, würde von allen drey Klaſſen auf gleiche Weiſe zu entrichten ſeyn.

Ueber die Art der Vertheilung der Beyträge zur Ausgleichungskaſſe weitläuftig werden zu wollen, wäre hier wohl der unrechte Ort; auch iſt es um ſo weniger nöthig, weil man deßfalls auf die muſterhaften Einrichtungen verweiſen kann, welche die Kreiſe der königl. ſächſiſchen Lande in dieſer Hinſicht getroffen haben, und in welchen ſich der mildere Geiſt unſerer Zeit ſo ſchön ausſpricht. Ich erlaube mir nur einige allgemeine Bemerkungen mitzutheilen, um ſie der Prüfung der Männern vorzulegen, welche ſich mit jenem ſo wichtigen Gegenſtande beſchäftigen. Deutlicher zu werden, ſtelle ich ſie der Reihe nach auf, wie ſie ſich mir eben zuerſt darbieten, und überlaſſe es jedem, dieſe Reihenfolge nach einem andern Syſtem zu ordnen.

a) Meines Erachtens würde es billig ſeyn, Häuſer und Realien, als Apotheker, Barbierſtuben und andere Gerechtigkeiten niedriger zu beſteuern, als Landgüter, Felder, Wieſen, Holzungen, Gärten- und Bergwerksantheile, weil letztere ein ſichereres Beſitzthum ſind, wie erſtere; auch die Beſitzer derſelben von der Laſt der Einquartierung unmittelbar weniger leiden, als die Häuſerbeſitzer. Dieſe möchten daher, wenn jene ein Drittelprocent geben, nur mit einem Viertel zu belegen ſeyn.

b) Der Steuerfuß iſt wohl nicht der richtigſte Maaßſtab, nach welchem ſich die Kriegsſteuer berechnen läßt. Bekanntlich durfte es ſonſt geſchehen, und in manchen Ländern geſchieht es noch jetzt, daß durch Kauf oder andere Uebereinkunft die Steuern von einem Grundſtücke auf ein anderes übertragen werden, woher es kömmt, daß eins weit mehr, ein anderes weit weniger ſteuert, als dieß nach einer genauern Würderung ſeines wahren Werthes der Fall ſeyn würde. Ueberhaupt iſt es ſo bekannt, wie verhältnißwidrig mehrere Grundſtücke belegt ſind, daß es unnütze Wortverſchwendung ſeyn würde, weitläuftiger darüber werden zu wollen. Als ein merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art wurde mir vor mehreren Jahren ſehr glaubwürdig erzählt: das damalige Schweizeriſche Haus in Naumburg habe, ich weiß nicht mehr gewiß, ob ein gangbares Schock mehr oder weniger, als der ganze, freylich arme, Flecken Oſterfeld, zu entrichten. Bey jener bekannten Beſchaffenheit des Steuerfußes würde es daher rathſam ſeyn,

alle

alle Grundſtücke nach ihrem wirklichen Werthe zur Kriegsſteuer beytragen zu laſſen. Als ſolcher könnte aber freylich auch nicht allemal der letzte Ankaufspreis angenommen werden, weil vor zwey bis fünf Jahren viele Güther übermäßig theuer bezahlt wurden. Solche, wie andere, welche dagegen im Erbe zu niedrig angeſchlagen wurden, wären nach ihrem wirklichen Werthe zu ſchätzen, und nach ſolchem zu belegen.

c) Vom wirklichen Werthe der Güter ſind die hypothekariſch darauf haftenden Schulden abzuziehen, und dieſe Capitalien von dem Darleiher zu verſteuern, in ſofern er nicht bereits von ſeinem geſammten Vermögen eine Klaſſenſteuer entrichtet, oder ein Ausländer iſt.

d) Wollte man Ausländer zur Mitleidenheit ziehen; ſo würde dieſes dem Kredit des Landes ſehr ſchaden, und welches Land bedarf nicht jetzt eines guten Kredits höchſt nöthig. Nur dann trägt ein Ausländer von ſeinen Capitalien zur Kriegsſteuer billig bey, wenn er ſie in Banken niedergelegt, oder Bergwerksantheile dafür gekauft hat *).

e) Der einheimiſche Capitaliſt ſteuert von ſeinem ganzen Vermögen, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, ob er vielleicht einen Theil deſſelben auch im Auslande verſteuern muß. Deshalb aber iſt es um ſo billiger, ihn

---

*) Hier ein Contraſt zu dieſen Grundſätzen. In einem der kleinen deutſchen Länder, welche ihre Souveränität wohl zunächſt dem Feldzuge Napoleons gegen die Ruſſen zu danken haben, iſt bey Anordnung der Kriegsſteuer in Betreff der Capitaliſten verfügt worden, daß ſie ihre Capitalien mit ½ Procent verſteuern ſollen, wovon aber diejenigen ausgenommen werden, welche ſie außerhalb Landes untergebracht haben.

niedriger zu belegen, als die Beſitzer von Grundſtükken, was auch die Billigkeit ſchon darum fordert, weil Capitalien nie ein ſo ſicheres Beſitzthum ſeyn können, wie liegende Güter. Unſtreitig iſt eine gerechte Beſteuerung der Capitaliſten unter allen die ſchwierigſte, weil ihr wirklicher Reichthum nicht genau ausgemittelt werden kann, und eine gewiſſenhafte Angabe deſſelben auf der einen Seite ſo viel Läſtiges, als auf der andern Unſicheres hat. Das beſte Auskunftsmittel möchte ſeyn, für die Capitaliſten gewiſſe Klaſſen einzurichten, in welche ſie ſich mit ihren Capitalien, ſo wie die Kaufleute mit ihren Handlungsfonds, begeben, indeß ſie in Betreff liegender Güter nach gewöhnlicher Art contribuabel blieben. Solche Klaſſen ſind wohl zunächſt nach der Localität eines Landes zu beſtimmen. Um aber hier einen feſten Satz zu bekommen, nehme ich folgende an:

1te	Klaſſe	von	1	bis	5000,
2te	„	„	6	„	15000,
3te	„	„	16	„	25000,
4te	„	„	26	„	50000,
5te	„	„	51	„	100000.

Die höhern Klaſſen könnten nach 100,000 ſteigen, die höchſten nach Millionen, und jeder Staat ſetzte ein angemeſſenes Maximum feſt. Jede Klaſſe würde um ⅛ Procent höher belegt, ſo daß die erſte ¼, die zweyte ⅜, die fünfte folglich ¾ Procent gebe. Als Durchſchnitt wäre am ſchicklichſten, die Hälfte der höchſten Summe, welche die Klaſſe beſtimmt, anzunehmen. Ein Mitglied der erſten Klaſſe hätte demnach 6 Rthlr. 6 Gr., eins der zweyten 28 Rthlr. 3 Gr., eins der fünften 662 Rthlr. 12 Gr. zu entrichten, wofür die runden Summen von 6, 28 und 660 Rthlr. anzunehmen wären, oder ein auf 5, 25 und 600, auch nach der Localität noch weiter zu mildernder Satz. Die Verbindlichkeit, ſein Vermögen ganz genau anzugeben, iſt jedem Capitaliſten höchſt läſtig, dem Kaufmanne doppelt, weil er oft Rückſichten hat, ſeinen Fond nicht ganz genau wiſſen zu laſſen. Dieſes Läſtige würde durch die Eintheilung in Klaſſen vermieden, und der Staat hätte vielleicht noch dabey den Vortheil, daß manche, des beſſern Scheins wegen, in eine höhere träten. Dem Uebel, daß Niemand eine zu niedrige wählte, würde durch ein Geſetz vorgebeugt werden, welches einen ſolchen Betrug mit vierfacher Verſteuerung beſtrafte.

f) So wie der Reichere verhältnißmäßig mehr beyſteuert, als der weniger Bemittelte, weil er von ſeinem Ueberfluſſe mehr entbehren kann, wie jener von ſeiner Nothdurft; ſo entrichtet auch billig der Beamte mehrere Procente, je höher ſein jährliches Einkommen ſteigt. Menſchenfreundlich iſt es, Beamte, welche weniger als 300 Rthlr. Einkommen haben, nicht zu beſteuern, doch könnte in Abſicht der Unverheiratheten wohl eine Ausnahme Statt finden, welche dieſe mit der Abgabe von 1 Procent belegte, ſobald ihr Einkommen 100 Rthlr. überſtiege. Gewiß kann der ledige Mann zu dem allgemeinen Bedürfniſſe von 1 oder 200 Rthlr. eher etwas beytragen, als der Familienvater von 300 Rthlr. Familien, die ſo oft mit Sorgen kämpfen müſſen, zu erleichtern, ließe ſich vielleicht auch die Einrichtung treffen, daß ſowohl Beamte als

Klaſſenſteuerpflichtige, welche keine Familie hätten, den geſetzmäßigen Beytrag anderthalbmal oder doppelt entrichteten. Mit Abſicht habe ich geſagt, keine Familie, da es bekanntlich mehrere Männer giebt, die wohl unverheyrathet ſind, dennoch aber für ihre Verwandten väterlich zu ſorgen, und folglich Familie haben.

g) Die allgemeine Laſt denjenigen Staatsbürgern, welche die, für ſich und die Ihrigen unentbehrlichen, Bedürfniſſe nur mit Mühe zu erwerben vermögen, noch mehr zu erleichtern, möchte es rathſam ſeyn, zum Beſten der Ausgleichungsklaſſe eine Luxusſteuer einzurichten. Dieſe würde nachſtehende Gegenſtände treffen:

1) Pferde, welche zum Luxus gehalten, oder nur zuweilen zur Arbeit, übrigens aber als Equipagen- oder Reitpferde gebraucht werden, wovon für letztere nur eine halb ſo hohe Abgabe zu entrichten wäre, als für die erſtern.

2) Alle Hunde, welche nicht zu dem Gewerbe gebraucht werden, als Hauswächter an der Kette liegen, oder von öfters reiſenden Perſonen zu ihrer Sicherheit auf der Straße gehalten werden.

3) Nachtigallen und andere Stubenvögel.

4) Billard und Kegelbahnen, gleichviel, ob ſie von offenen oder geſchloſſenen Geſellſchaften benutzt werden; nur ſolche, von welchen der Privateigenthümer kein Spielgeld nimmt, bleiben frey.

5) Karten, welche geſtempelt, oder wo dieß bereits geſchieht, mit einem doppelten Stempelimpoſt belegt werden. Daß diejenigen, wo die Fabriken den beſtehenden Stempel gepachtet haben, von dem

neuen nicht frey ſeyn könnten, bedarf wohl keiner Erinnerung.

6) Bälle, Schmäuſe, mit Schmäuſen oder Bällen verbundene Concerte, mögen ſie nun öffentlich oder für geſchloſſene Geſellſchaften ſeyn, wie auch alle mit Schmauſereyen begleitete Hochzeiten und ähnliche Feſtlichkeiten.

7) Bediente beyderley Geſchlechts, deren Lohn mit Einſchluß der ausbedungenen jährlichen Geſchenke in Mittelſtädten 16 und mehrere Thaler, in großen eine nach dem Local zu beſtimmende Summe beträgt, wären, außer dem Beytrage, welchen ſie für ſich ſelbſt zur Ausgleichungskaſſe zu entrichten haben, füglich auch noch von der Herrſchaft beſonders zu verſteuern. Blos die zur Beſorgung der Wirthſchaft nöthigen Knechte und Mägde auf dem Lande blieben billig davon ausgenommen. Doch nicht im Fall die erſten, wenn auch nur zuweilen, Livree tragen. Ausgenommen bliebe ferner alles Geſinde, welches zu Betreibung eines Gewerbes, als in Brennereyen oder von Gaſt- und Schenkwirthen gebraucht wird.

8) Alle in- und ausländiſche Liköre, d. h. ſolche Branntweine, wovon die Kanne 16 Gr. oder mehr koſtet.

So mancherley Gegenſtände des Luxus es auch noch, außer den hier genannten, giebt; ſo ſcheinen ſie doch nicht geeignet, beſteuert werden zu können. Einige möchte man in der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht belegen wollen, z. B. franzöſiſches Porzellan u. dgl.; andere ſind zu allgemeinen Bedürfniſſen und durch die Handelsſperre ohnehin ſchon allzuhoch geſteigert worden. Bey der Belegung noch anderer möchte der freye Handelsverkehr leiden.

h) Privatſecretaire, Hofmeiſter, Handlungsdiener und ähnliche Perſonen, möchten auf zweyerley Weiſe, und ungefähr ſo zu beſteuern ſeyn, daß ſie, wenn ſie in den Häuſern ihrer Prinzipale wohnten, zwey Procent ihres baaren Gehalts, dagegen nur ½ Procent zu geben hätten, wenn ſie ſchon als Hausgenoſſen contribuirten.

i) Porzellan-, Cattun- und andere Fabrikanten, auch Handwerksgeſellen, würden wohl nach dem richtigſten Verhältniß beſteuert, wenn man die Hälfte ihres wöchentlichen Erwerbs von ihnen forderte, und die Beſorgung dieſer Abgabe den Fabrikherren und Handwerksmeiſtern überließe.

k) Daß ſolche Hausgenoſſen, welche den nach dem Local jeder Stadt zu beſtimmenden niedrigſten Hauszins geben, von jedem Beytrage frey bleiben, fordert die Billigkeit, weil dieſe Perſonen größtentheils zur Klaſſe der Armen gehören, welche, ſtatt daß ſie dem Staate etwas geben könnten, wohl ſelbſt der Unterſtützung höchſt nöthig bedürfen. Indeß befinden ſich darunter doch auch manche, welche als Taglöhner, oder auf andere Art, ſo viel oder mehr erwerben, als mancher Aermere unter den Handwerkern. Solche wären denn auch verhältnißmäßig zu belegen.

l) Nach dem angenommenen menſchenfreundlichen Grundſatze zu dem allgemeinen Bedürfniſſe der Reichern, nicht bloß der Summe nach, ſondern auch nach Verhältniß, mehr beytragen zu laſſen, als den minder

Bemittelten, ſteigt die Abgabe des Hauszinſes progreſſiv mit dem höheren Zinſe; hier aber ſollten, meines Bedünkens, einige Beſchränkungen gemacht werden. Mancher Handwerker braucht zur Betreibung ſeines Gewerbes weit mehr Raum, als mancher andere, ohne eben darum jährlich mehr zu gewinnen. Der Erſte würde demnach wegen des höhern Betrags ſeines Zinſes gegen den Letzten leiden. Nur dann nicht, wenn er in ſeiner größern Abgabe zugleich eine Art von Gewerbſteuer mit entrichtete, welche von dem Letzten auf eine andere Weiſe beygebracht würde.

m) Kuxe ſind als 5 Procent zinſende Capitale zu rechnen, ſo z. B. gilt ein Kux, welcher jährlich 32 Rthlr. trägt, als ein Capital von 640 Rthlr., wovon dieſelben Procente zu entrichten wären, wie von dem Capitalwerthe eines Grundſtücks.

n) Wer ſeine Capitale in Banken oder bey andern Inſtituten, deren jährlicher Dividend den gewöhnlichen Zins von 5 vom 100 überſteigt, angelegt hat, zahlt nach dem Verhältniſſe der höhern Benutzung ſeines Capitals. Wenn alſo z. B. der Dividend 7½ Procent beträgt, zahlt er vom Capitale, wenn die gewöhnliche Abgabe ⅓ Procent iſt, ½.

o) Wegen chirographariſcher und überhaupt aller andern, als hypothekariſchen Schulden, kann auf irgend einem Capitalwerth deshalb nicht ein Abzug Statt finden, weil dieſes leicht zu Unterſchleifen Veranlaſſung geben dürfte.

p) Bey allen hypothekariſchen Schulden findet, ſo lange der Beytrag zur Ausgleichungskaſſe dauert, ein Indult Statt, doch allerdings nur unter der

Vorausſetzung, daß die Zinſen richtig bezahlt werden, weil außerdem, um Eines zu ſchonen, ein Anderer allzuhart bedrückt werden würde.

In keinem Lande, wo man die hier benannten, zum Theil auch nur angedeuteten, Steuern einführen wollte, würde es ſich im voraus mit einiger Gewißheit berechnen laſſen, wie viel ſie wohl jährlich einbringen möchten. Selbſt das Einkommen von der Steuer auf die Grundſtücke iſt ungewiß, da man nicht vorher wiſſen kann, wie viel hypothekariſche Schulden, zu welchen unbezahlte Kaufgelder ebenfalls zu rechnen ſind, darauf haften. Auch das Einkommen des erſten Jahres würde noch zu keinem ſicheren Maaßſtabe dienen, denn die Schulden auf den Grundſtücken können ſich mit der Zeit vermehren, die Luxusabgaben hingegen vermindern. Es läßt ſich daher auch in keinem Lande vorher mit Gewißheit beſtimmen, wie lange es nöthig ſeyn möchte, die außerordentliche Kriegsſteuer fortdauern zu laſſen. Indeß darf man wohl ungefähr annehmen, daß in Ländern, welche, wie Sachſen und einige benachbarte, nicht durch lange Gegenwart der Heere, noch durch wiederholte Contributionen und Requiſitionen gelitten haben, zu Bezahlung ſämmtlicher durch den Krieg verurſachter Schulden das Einkommen von 4, 6 bis 8 Jahren hinreichen würde, je nachdem ein Land ein mehr oder weniger mildes Schickſal getroffen hat, je nachdem ſich in einem Umfange mehr oder weniger Gegenden befinden, welche durch die Militairſtraßen gar nicht litten. Daher werden im Königreiche Sachſen die Schulden eher zu tilgen ſeyn, wie in kleinern Ländern, welche, wie z. B. Weimar und Eiſenach, und die Reußiſchen Herrſchaften Gera und Schlaiz, beynahe nach ihrer ganzen Ausdehnung durch die Invaſion ſpäterhin durch lange fortdauernde Durchmärſche litten. Solche Länder fordern deshalb die Sorgfalt ihrer Landesväter um ſo mehr auf, ihnen durch die gleichmäßigſte Vertheilung der Laſt möglichſte Erleichterung zu verſchaffen.

Williger, dünkt mich, würde jeder Einzelne das Seinige zu dem allgemeinen Bedarf beytragen, wenn man dem Ganzen in Betreff der Ausgabe und Einnahme die möglichſte Publicität gäbe, hierdurch das Vertrauen des Publikums um ſo mehr zu gewinnen. Letzteres möchte beſonders auch dadurch geſchehen, wenn bey den untern Commiſſionen, deren in jedem Etapenplatze eine nöthig ſeyn dürfte, den zu Commiſſionsräthen ernannten Beamten, von den ſtädtiſchen Bewohnern ein Literatus, ein Kaufmann und ein Handwerksmann, auch zwey Bauern aus den nächſtgelegenen Dörfern zugeſellt würden. Das Volk nimmt weit lebhaftern Antheil an Geſchäften, bey welchen es ſelbſt thätig mit handelt, und fügt ſich williger dem Drucke der Zeitumſtände, wenn Männer, aus ſeiner eigenen Mitte, es von der unerläßlichen Nothwendigkeit deſſelben überzeugen, ihm auseinanderſetzen können, wie wohlthätig Einrichtungen, die auf Einzelne freylich drücken, gleichwohl für das Ganze ſind. Jene Einrichtung hätte zugleich den Vortheil, daß manches ſofort gelegentlich und mündlich zur Kenntniß der Commiſſion gelangte, was ihr außerdem nur durch Vorſtellungen und Schriften, zuweilen wohl zu ſpät, bekannt wird. Vielleicht fänden ſich zu Aſſeſſoren Perſonen, welche patriotiſch genug dächten, für ihre Bemühung nichts zu fordern; wenn ihnen aber auch Diäten gegeben werden müßten: ſo würde dieß doch gewiß kein Aufwand ohne Nutzen ſeyn. Beyläufig bemerke ich, daß es wohlgethan ſeyn möchte, alle Diäten möglichſt mäßig auszuwerfen, weil man ſchon aus mannichfaltigen Erfahrungen weiß, daß Commiſſionen durch zu reichliche Diäten nicht ſelten verlängert werden.

Schließlich füge ich noch einen Wunſch bey. Möchte es doch im Königreiche Sachſen Jemanden gefallen, die verſchiedenen über den hier berührten Gegenſtand erſchienenen, ächt patriotiſchen Beſchlüſſe und Verordnungen, nebſt allem, was vielleicht darin noch abgeändert werden möchte, nach ihrem Weſentlichen kurz zu ſammeln, die Verſchiedenheiten und Abweichungen eines vom andern zu bemerken, und ſie ſo in dieſen Blättern dem Publikum mitzutheilen. Sie verdienen ſo ſehr allgemeiner bekannt zu werden, als dieß durch den Abdruck in einigen öffentlichen Blättern, oder durch den einzelnen Abdruck zum Behufe des Kreiſes, den ſie zunächſt treffen, möglich iſt.

Fünfter Brief.

Wenn von der Reorganiſation des künftigen preußiſchen Staats die [illegible] iſt, und Du der Meynung biſt, daß bereits große Schritte zu dieſem Zweck gethan wären, da man

1) die Armee größtentheils reducirt;

2) das Cabinet und Miniſterium, durch die Immediat-Commiſſion erſetzt, und in einander geſchmolzen hatte,

der man den Miniſter Baron von **Stein** zum Chef gegeben:

3) daß man die Departements durch Civil- und Militair-Commiſſaire verwalten laſſe;

4) daß man die Erbunterthänigkeit aufgehoben hätte;

ſo glaube ich ſelbſt, daß die preußiſche Regierung, die große Unvollkommenheit ihrer vorigen Organiſation einſehend, durch jene Schritte öffentlich gezeigt hat, daß ſie geneigt ſey, Mißbräuche abzuſtellen, und ſich eine einfachere und um ſo kräftigere Verfaſſung zu geben. Dennoch dürfte wohl noch vieles hinzuzufügen ſeyn, ehe man ſagen kann: Wir haben nun eine Verfaſſung. Gehen wir einmal obige vier Gegenſtände durch:

Die Armee; bis jetzt iſt durch keine königl. Erklärung oder durch ein Geſetz feſtgeſtellt, daß für die Zukunft

1) ein jeder Soldat nicht nach dem Maaßſtabe ſeines Standes, ſondern nach ſeinem Verdienſt befördert werden ſoll;

2) ſind die Strafen, welche längſt für grauſam und unzweckmäßig gehalten worden, Stock, Röhrchen und Ruthen öffentlich abgeſchafft oder nicht? darüber ſpricht die Anlage. Ich habe dieſe neuen Kriegsartikel noch nicht geſehen.

Bemerkungen über die Abſchaffung der Leibesſtrafen bey dem preußiſchen Militair.

Wenn wir uns das Zeitalter der Ritterſchaft zurückdenken, bey der Treue, dem Muthe, der Gaſtfreyheit, der Artigkeit und ſo unendlich vieler andern Tugenden deſſelben ſtehen bleiben, und einen Blick auf uns werfen, wie müſſen wir erröthen! Deutſchlands Nationalſinn iſt verloren, mit ihm der Werth, welchen ſelbſt der gemeine Menſch auf ſeine Menſchenwürde legt. Die Laſter der Großen, welche fremde Sitten und Gebräuche, mit ihnen zugleich mehr Anhänglichkeit an das, was ihrem Vaterlande entgegen war, angenommen hatten, gingen auf den Geringen über: ſo wie erſtere ſich mehr durch Liſt und Betrug zu ſchützen ſuchten; ſo ſank der gemeine Mann zu einer ſo niedrigen Stufe der Gefühlloſigkeit herab, daß nur viehiſche Strafen ihn in Zucht und Ordnung erhalten konnten. Daher entſtanden ſo ſchreckliche Strafen, wie das Jagen auf die Spieße, das Steigriemen- und Spießruthenlaufen, Stockſchläge und Fuchtel.

Warum aber in den Zeiten der ſteigenden Cultur dieſe Strafen nicht wieder abgeſchafft worden ſind, dazu mag die mächtige Gewohnheit und die Aufnahme ſo vieler Ausländer beygetragen haben, welche, weil von ihnen keine Thätigkeit aus Patriotismus zu erwarten war, durch gewaltſame Mittel zur Beobachtung ihrer Pflicht angehalten werden ſollten. Die Deutſchen wurden nämlich, da Rangſucht und Neid ihre Fürſten getrennt hatte, durch den immer mehr um ſich greifenden Ehrgeiz der europäiſchen Fürſten, von welchen einer den andern beherrſchen wollte, bald immer mehr und mehr abhängig. Das Streben der Mächtigen nach Rang und Größe, das Dichten und Trachten des Schwachen, ſich in ſeinen Beſitzungen zu erhalten, gab die erſte Veranlaſſung zu den ſtehenden Heeren, welche allmählig alle übrigen Staatskräfte verſchlangen, den Staatsfond erſchöpften, und dem Ackerbaue, den Künſten und Gewerben die nöthigen Hände raubten. Dem erſtern half man durch erneuerte Auflagen, dem andern durch Werbungen in andern Ländern ab. Die deutſche Reichsverfaſſung enthielt eine groſze Menge unabhängiger Fürſten, welchen das engbegränzte Gebiet nicht geſtattete, ein ſtehendes Heer zu halten; dieſe füllten nun mit ihrem Ueberfluß an Menſchen die Rotten und Glieder der Armeen größerer Mächte. Aber es waren auch nur durch dieſe Menſchen die Lücken in den Gliedern gefüllt. Wie wenig Enthuſiasmus für die Sache des Vaterlandes konnten ſolche Söldlinge haben! Mit Liebe zu ſeinem Vaterlande hat nur ein großer Grad des Leichtſinns, ja ich möchte ſagen der Verworfenheit, dazu gehört, sans rime et sans raison es zu verlaſſen, um ein freywilliger Sklav zu werden: ſo waren dieſe Lückenbüßer größtentheils ſchlechte Menſchen, vielleicht Menſchen, die der Galeere und dem Galgen entlaufen waren. Für ſie mußten Züchtigungen und Strafen Statt finden, die das menſchliche Gefühl empörten, die Verachtung über das Ganze zogen, und den Einländer mit verdarben.

Waren demnach Strafen dieſer Art, als Stockprügel und Gaſſenlaufen nothwendige Uebel; ſo ſind ſolche nur dadurch zu heben, wenn man die Urſachen aus dem Wege ſchafft, d. h. keinen andern Soldaten in Reih und Glied duldet, der nicht Landeskind iſt; kein Landeskind mit dem Soldatenrock bekleiden läßt, das vermöge ſchlechter Aufführung unwürdig iſt, dieſen Stand zu zieren, das nicht ohne den Stock regiert werden kann.

Dieſes Prinzipium, auf eine mehr humanere Beſtrafungsart begründet, würde dann auch dem Officier gebieten, ſich gemäßigter und moderater gegen den gemeinen Mann zu benehmen; das herabwürdigende

Schimpfen, das Schlagen mit geballter Fauſt ins Geſicht, das Zähneeinſchlagen, vielleicht weil der Unglückliche den Despoten nicht begriff, und manchen moraliſch-guten Menſchen zur Verzweiflung führte und zum Verbrecher machte, würde wegfallen.

Wird dieſer ſchnelle Uebergang von Despotie zur Humanität, in der Lage, worin ſich Preußen dermalen befindet, aber anwendbar ſeyn, wenn auch der Ausländer abgeſchafft wird? Sollte in dem aufgelößten und verdorbenen Zuſtande, in welchem die Ueberreſte der ehemaligen preußiſchen Armee zur Zeit noch vegetiren, eine Rückkehr der Ordnung, eine Umwälzung des Geiſtes, vermöge ſanfterer Mittel, als wie ſie ſonſt gewohnt geweſen, denkbar ſeyn? Ich bezweifle es, und glaube, daß bey Nationen eine eigene Vorbereitung dazu gehört, wenn aus den Extremen von Beſtrafungen und Belohnungen große Zwecke und Dinge hervorgehen ſollen. Und ſo wie ich überzeugt bin, daß gleich den Franzoſen jede andere Nation Sinn und Empfänglichkeit für ſanfte Behandlung hat, wenn ſie ſich auf dem nämlichen Standpunkte der Bildung, des Ehrgeizes und des Nationalſtolzes befindet, eben ſo ſehr bin ich auch überzeugt, daß ein von aller Ordnung aufgelößter Haufe Menſchen nur durch ſtrenge Kriegszucht in Ordnung gehalten werden kann, die nach dem Grade ihrer Sittlichkeit und Bildung rauh und ſtark ſeyn muß.

Der Franzoſe, vom Ehrgeize impulſirt, duldet lieber den Tod, als ein herabwürdigendes Schimpfen oder einen Schlag mit dem Stocke von ſeinem Officier. Der Ruſſe, welcher an Tapferkeit und Unerſchrockenheit dem

Franzoſen nicht nachſteht, iſt dagegen nur vermöge einer viehiſchen Behandlung zum Zwecke zu lenken *).

Beym vierten Verbrechen, beſagen die neuen preuſſiſchen Kriegsartikel, ſoll der Soldat mit der Kugel vor den Kopf beſtraft werden. Wie iſt dieß zu verſtehen? Trifft den Soldaten bloß die Strafe des Arreſtes, wenn er ein Verbrechen begeht, oder iſt er denſelben bey leichten Vergehungen auch ausgeſetzt? Im erſten Fall kann das Verbrechen von der Beſchaffenheit ſeyn, daß es ſich zum erſtenmal zur Todesſtrafe qualificirt, z. B. Deſertion, Feigheit vor dem Feind, Subordinations-Vergehung, Diebſtahl, Meuterey; im letzten Fall würde die Strafe unter obgedachtem Geſetze wieder das Gepräge der Grauſamkeit und der Tiranney tragen. Eine Diſtinktion von beyden muß daher durchaus Statt finden.

Wollte man ferner den Soldaten nur wegen Verbrechen mit Arreſt beſtrafen, und gegen andere menſchliche Schwachheiten, als Trunkenheit, Schlägerey, Spiel, Dienſtunachtſamkeit u. ſ. w. tolerant ſeyn; ſo würde unfehlbar die Kriegsdisciplin einen noch größern Stoß erleiden, der Officier würde ſeine ganze Autorität über den gemeinen Mann verlieren, und beſonders da in Verlegenheit gerathen, wenn er, durch gerechte Urſachen und Leidenſchaften gereizt, die Beſinnung und das rechte Benehmen aus den Augen verlieren ſollte; die ruhige Exiſtenz des Bürgers würde durch Exceſſe mannichfaltiger Art geſtört werden.

Doch dieſe Reflexion werden die Weiſen, welchen der König das ſchwere Geſchäft übertragen hat, vermöge

---

*) Richtig! Der Deutſche ſteht zwiſchen beyden, den Ruſſen und Franzoſen, in der Mitte, alſo müſſen die Strafen auch die Mitte halten.

kluger Strafgeſetze einen beſſern Gemeinſinn in die Armee zu bringen, gewiß auch gemacht haben. Dem Menſchenfreund ſowohl, als dem Patrioten, zumal wenn im Preuſſiſchen das unumſchränkte Conſcriptions-Syſtem eingeführt werden ſollte, wird und muß der Gedanke wohl thun, den Soldaten nicht mehr wie ein Vieh, ſondern wie Menſch behandelt zu ſehen *). Möge zuvor Spießruthe und Stock abgelegt werden, eine Sichtung in der Armee vorgehen; möge größeres Beſtreben von Seiten der Volkslehrer und Schulmeiſter den rohen Handwerksburſchen und den rohen Bauerknecht mehr moraliſch ausbilden; möge unſer jetziges Unglück den Vortheil in ſich faſſen, daß wir zur Beſcheidenheit und zur Gerechtigkeit zurückgeführt werden, und die Selbſtſucht und den Eigendünkel ablegen; möge eigene Verantwortlichkeit den leidenſchaftlichen Officier mehr an Ruhe und an Vernunft gewöhnen, und er dadurch zur Erkenntniß kommen, daß der Menſch in dem Menſchen geehrt werden muß. Möge dann das ſchimpfliche Spektakel, den Vertheidiger des Vaterlandes durch Gliederreihen wankend, oder am Pfahle nackend angebunden, vor dem Pöbel ausgepeitſcht zu ſehen, uns nicht wieder erſcheinen. Führte aber das ſanftere Strafmittel nur dahin, uns noch elender und unglücklicher zu machen, indem die Anwendung deſſelben ſich noch nicht mit der Natur unſerer Landsleute vertragen ſollte; ſo laßt uns lieber unſre Reformatoren ſolche Maaßnehmungen ergreifen ſehen: die langſamer aber deſto gewiſſer zum Ziele führen.

Die

---

*) Grade dieſes Conſcriptions-Syſtem wird künftig den Stand im Militair unnöthig machen, da dadurch die gebildete Volksmaſſe mit in den Soldatenſtand übergeht.

Die Franzoſen haben eine Maxime, ſchon in den Arreſt eine mindere oder ſchwerere Strafe zu legen, die, wenn man ſie auch bey den deutſchen Armeen einführen wollte, gewiß ſtrenger als die Stockprügel ſeyn würden. Der Arreſt der Franzoſen theilet ſich in zwey Hauptklaſſen, in leichten und ſchweren Arreſt, wovon jeder wieder mehrere Gradationen und Unterabtheilungen hat. Beym leichten Arreſt wird der Arreſtant von ſeinem Wirth wie im Quartier verpflegt; er befindet ſich auf der Hauptwache in der Geſellſchaft ſeiner Cammeraden, und empfindet weiter keine Beſchwerlichkeit, als die Schande der Strafe, worauf mancher gemeine Franzoſe ſchon ein groſſes Gewicht legt, und die iſolirte Gezwungenheit, unter einem eingezwängten Willen mehrere Tage die Stube hüten zu müſſen. Muß die Strafe fühlbarer ſeyn; ſo muß er ſich in einer längeren Zeit blos mit Waſſer und Brod begnügen. Beym ſchweren Arreſt wandert er bey Waſſer und Brod ins Stockhaus, in einen Thurm, oder ſonſt ein finſteres Loch. Erfordert das Verbrechen eine noch ſtärkere Züchtigung; ſo muß er neben dieſer Stockhausſtrafe noch eine Geldſtrafe erleiden, z. B. für den erſten Tag 4 Gr., für den zweyten 8 Gr. u. ſ. w. erlegen, wobey ſich die Strafgelder in den beſtimmten Sätzen vergröſſern, bis der Zeitpunkt zu ſeiner Entlaſſung herangenaht iſt. Iſt er unvermögend, dieſe Strafgelder zu entrichten; ſo werden ſie ihm von dem Traktement abgezogen. Wer dreymal im Arreſt ſaß, hat dadurch gleichſam auf ſeine Beförderung Verzicht geleiſtet.

---

3) Iſt es noch nicht für immer entſchieden, daß das Militair nicht ſeinen ehemaligen privilegirten Gerichtsſtand behält,

wodurch es in allen ſtreitigen Fällen mit den übrigen Staatsbürgern ſo außerordentlich begünſtigt wurde.

4) Hat man noch nichts von einer Beſtimmung über das, was eigentlich militairiſches Ehrgefühl ſey, gehört. Die Stimme des Publikums hat darüber längſt entſchieden; nicht ſo die Stimme des Militairs. Es gab unter dieſem Stande viele Raufer und Renomiſten, welche das ſogenannte militairiſche Ehrgefühl inne hatten, wie die Studenten den Burſchen-Comment, ohne als moraliſche Menſchen geachtet worden zu ſeyn.

5) Was die innere Organiſation anlangt; ſo hat man noch nichts Beſtimmtes von einer allgemeinen Conſcription gehört; dieß wäre auch wohl noch zu früh. Ob man das alte Maſchinen- und militairiſche Unweſen, welches v. Bülow mit dem Namen Trill, oder das Trang-, Klapp- und Knallſyſtem abgeſchafft, dagegen mehr Beweglichkeit angenommen hat, weiß ich nicht gewiß. Die Kleidung iſt geändert, die neuen grauen Hoſen ſind zweckmäßiger wie die alten, aber zu enge. An dem Rücken ſind aber immer noch die ſchmalen Schöße geſchmackloſer, als vorher geblieben. Den überflüßigen nach Maaß und Gewicht beſtimmten Zopf haben die verlorenen Schlachten und den zweckwidrigen Hut die ruſſiſchen Jakow's verdrängt. Ob beſſere Armatur angeſchafft worden iſt, da die alte zu gar nichts zu gebrauchen war, glaube ich nicht. Es möchte wohl dazu am Nöthigſten, nämlich am Gelde, fehlen.

6) Scheint es nicht, als wenn die gemachten traurigen Erfahrungen den Kaſtengeiſt des Militairs herabgeſtimmt hätten, und es iſt vorauszuſehen, daß es ihn nach der Wiederherſtellung des Staats und der Ar-

mee ausüben werde, wie zuvor; es geht dem größten Theil der Officiere wie den franzöſiſchen Emigranten, dieſe glauben heute noch an die Wiederherſtellung der Bourbons auf den franzöſiſchen Thron; jene glauben eben ſo feſt, daß das alte Militairunweſen dem preußiſchen Staate nothwendig ſey, und ſie die nämliche Devotion der übrigen Staatsbürger, als Organe jenes Inſtituts, zu verlangen hätten wie ehemals. Sie begreifen es nicht, daß ſie jetzt, da der Staat ſeine Selbſtſtändigkeit verloren hat, ganz entbehrlich ſind, indem ſeine Anſtrengungen mehr auf ſein Inneres als gegen Außen zu richten ſind.

Dieſes wahre durch den Krieg und den Frieden herbeygeführte Verhältniß des preußiſchen Staats erfordert jetzt eine ganz andere Zuſammenſetzung der Staatsmaſchine, als die preußiſche unter **Friedrich** conſtruirt war, worin das Militair künftig nur das letzte Rad ausmachen muß. Wird Frankreich oder Rußland nicht künftig das preußiſche Militair für ſeine Zwecke gebrauchen, wozu ſoll es ſonſt dienen? Zur Aufrechthaltung der innern Polizey, zu weiter nichts. Es war überhaupt von allen europäiſchen Mächten ein thörichtes Vorurtheil, daß man ſich nicht von dem Unvollkommenen des alten Militairweſens, durch den franzöſiſchen Revolutionskrieg belehrt, überzeugte, und es wegwarf. Die franzöſiſchen Revolutionsſoldaten waren gerade das Gegenſtück von den ihnen gegenüber ſtehenden ſteifen Linientruppen, und ſchlugen ſie häufig genug, um dieſe Erſcheinung zu einem anpaſſenderen Militair-Syſtem zu benutzen. Je häufiger man aber beſiegt wurde, je feſter ſchloß man ſich der alten Form an, bis ſie zerbrach, und ſelbſt jetzt noch iſt man nicht geheilt. Denke ich mir den preußiſchen Staat mit ſeiner militairiſchen Tendenz ſeit 1789 Frankreich gegenüber, wie war es möglich, auch nur einen Augenblick ſich zu bedenken. nach dem Feldzuge von 1792 der Armee eine andere Geſtalt zu geben? Alle Lehren, welche die Preußen in dieſem Kriege aus der Erfahrung hätten abſtrahiren ſollen, waren für ſie verloren. Sie hatten zwar ſchon ſeit 1787 Füſiliere und Scharfſchützen, ſie waren aber weder zur Beweglichkeit eingeübt, noch gut armirte und richtig treffende Schützen. Sie waren ſo ſteif und ungelenkig, wie die ſchwere Infanterie. War bey den Franzoſen alles auf Beweglichkeit begründet, in deren Gefolge ſich das Tirailleur-Syſtem, das Requiſitionsweſen, die Manöver auf Flanken und Rücken befanden; ſo blieb bey uns alles in ſteifen geſchloſſenen Linien: man drehte und wendete ſich in ſchulgerechten mathematiſchen Figuren ſo lange, bis die von allen Seiten umherſchwärmenden leichtfüßigen Franzoſen dieſe Linien und Figuren verrückt und geſprengt hatten. Umſonſt ſprachen Bärenhorſt und Bülow darein, man lachte, man ſpottete über ſie.

Wollten wir damals uns weder durch Vernunftſchlüſſe, noch durch die Erfahrung belehren laſſen: daß unſere Art, den Krieg zu führen, durchaus von der franzöſiſchen Manier übertroffen wurde; ſo hätten wir doch wenigſtens unſere alten Formen in ihrer größten Vollkommenheit erhalten ſollen, aber auch das geſchah nicht. Wir ließen die Cavallerie täglich ſchlechter werden, wir vermehrten unſere reitende Artillerie nicht, und die Muſketen der Infanterie waren unbrauchbarer, das Pulver ſchlechter, als im ſiebenjährigen Kriege. Es iſt ſonderbar, daß unterdeß die Franzoſen praktiſch ſtets neue Ideen in ihren Kriegen ausführten, unſere militairiſchen Schriftſteller ſolche theoretiſch aufſtellten, welche von keiner Macht befolgt wurden.

Wollte Deutſchland über Frankreich von 1792 an ſiegen; ſo war dazu keine Möglichkeit anders vorhanden, als wenn entweder die großen Mächte vom Throne herab die nämlichen Reformen an ihrer innerlichen bürgerlichen und militairiſchen Verfaſſung ausgehen ließen, welche in Frankreich aus der Revolution hervorgegangen waren, oder es mußte in Deutſchland ebenfalls eine Revolution ausbrechen, welche die nämlichen Reſultate hervorbrachte, wie die franzöſiſche. Darum habe ich nach den Schlachten an der Saale im Jahre 1806 ſehnlichſt gewünſcht, daß ein Aufſtand in Maſſe im Preußiſchen erfolgen möchte, wozu damals die ſchönſte Gelegenheit war, als Napoleon ſich bis an die Weichſel gewagt hatte. In dieſem Aufſtande lag die einzige mögliche Bedingung zur Rettung. Ich weiß wohl, daß man mich wegen dieſer Idee, welche ich im erſten Theil dieſer Briefe aufgeſtellt habe, in kritiſchen Zeitſchriften, unter andern in den Göttingſchen gelehrten Blättern, ſehr mitgenommen hat, ich bleibe aber bey dieſer Behauptung aus guten Gründen noch heute. Hier ſind ſie:

1) Ein Aufſtand in Maſſe duldet keine läſtige Equipage, kein Magazin, Back-, Train- und Commiſſariats-Unweſen; man ißt und trinkt was man hat, wo, und wie man es bekommt.

2) Er erfordert Gleichheit, Beförderung nach Verdienſt, Wahl der Anführer durch die allgemeine Meynung von der Tapferkeit deſſelben geleitet. Man wird durch

die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt zu vertheidigen, beſtimmt, eher den Klugen und Tapfern zum Führer zu wählen, als den Feigen und Dummen. Ein jedes Talent kommt daher an ſeinen erſten Platz.

3) Man verſieht nicht nach eingeprügelten Formen ſich zu ſtellen und zu bewegen, ſondern man ſicht nach Regeln, welche die Natur eingiebt. Grade gegen Franzoſen die beſte Manier.

4) Verzweiflung muß den Aufſtand hervorbringen, von ihr iſt mehr Verachtung des Todes zu erwarten, als vom Zwange oder einem Phantom, welches die Menſchen auf das Schlachtfeld treibt.

5) Der, welcher ſich zuerſt an die Spitze der Maſſe ſtelle, iſt gewiß der Kühnſte und Geiſtvollſte, ſonſt wäre es nicht geſchehen. Er muß mehr leiſten, als ein anderer Feldherr, den Rang oder Convenienz auf ſeinen Poſten hob.

6) Endlich ſind die Waffen, welche man in der Verzweiflung ergreift, immer noch beſſer, als die Musketen und Pallaſche unſrer deutſchen Truppen, denn dieſe ſind eitel Spielzeug. Unter jenen hat die Jagdflinte und die Kugelbüchſe, in der Hand des mit ihr bekannten Jägers, den erſten Rang.

Vielleicht wäre die Welt in Erſtaunen geſetzt worden, wenn 1806 in Schleſien der Aufſtand, 5000 Jäger an der Spitze, durch acht Veſtungen, das Rieſengebirge, und das neutrale Oeſtreich zur Seite geſchützt, zur Vollendung gekommen wäre, unterdeß Napoleon an der Weichſel ſtand.

Wenn es einſt der Fall ſeyn ſollte, daß die Franzoſen von andern Völkern wieder beſiegt würden; ſo iſt es nur dadurch möglich, daß man die Beweglichkeit ihrer Soldaten noch übertrifft, daß man noch leichter, wie ſie, Hunger und Durſt, Kälte und Wärme ertragen lernt. Da die Deutſchen und alle Völker zwiſchen der Elbe und Newa dazu wenig geſchickt ſind; ſo werden die Franzoſen auch eben ſo weit ihre Herrſchaft ausdehnen, bis ſie auf die wilden Völker des Nordens und Südens ſtoßen, welche ſie in jenen Eigenſchaften noch übertreffen. Darum ſagt auch Bülow irgend wo mit Recht: Er wolle mit den Tartaren Europa erobern; und franzöſiſche Officiere, die den Feldzug in Egypten mitgemacht hatten, verſicherten mich: es gebe nur eine Cavallerie in der Welt, welche die Franzoſen zu fürchten gehabt hätten, es wären die Mamelucken geweſen. Darum war es von den Oeſtreichern und Preußen auch der vorzüglichſte Fehler, daß ſie ihre Cavallerie ſo wenig in Maſſe gebraucht haben, durch welche Waffe ſie immer noch einen Vorzug über die Franzoſen haben. Haben die Ruſſen in dem letzten Feldzuge irgend etwas gegen die Franzoſen geleiſtet; ſo haben ſie es vorzüglich ihren leichten Truppen und den Coſaken zu verdanken. Tüchtige Schützen zu Pferde wurden in hinreichender Maſſe aufgeſtellt, die franzöſiſchen Chasseurs à pied und a cheval zu beſiegen. Ueber dieſen Gegenſtand ſchreibt mir K.

„Die Vergangenheit, geſchwängert von der Gegenwart, gebiert die Zukunft,“ hat irgend ein weiſer Mann geſagt, und das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleichen, den Wechſel der Dinge mit ſeinen Urſachen zu ſehen, berichtiget unſere Urtheile, führt uns zur Wahrheit — es macht weiſe für die Zukunft! Wie ganz anders waren die Anſichten der Menſchen vor funfzehn, zwanzig Jahren, und wer kann beſtimmen, welche ſie über zehn, funfzehn Jahren haben werden?

Wir erwarten, hoffen, fürchten nach Vorausſetzungen, die, gleich den in der Stille modernden Leichen, nur noch ihre äuſſere Geſtalt behalten haben, beym erſten Stoß aber in ſich zuſammen ſinken, und beydes, die Hoffnungen und die Furcht der Menſchen zu Schanden machen. Worauf ſich alle Welt verſah, erfolgt nicht, was niemand ahnete, geſchieht.

Wenn ich mich zurückerinnere, als die preuſſiſchen und öſtreichiſchen Truppen zum erſten Mal gegen die republikaniſchen Neufranken an den Rhein hin, (den man noch den deutſchen Rhein nannte) zu Felde zogen, wie ganz anders waren da die Erwartungen als der Erfolg!

Man wollte die innere Uneinigkeit und Theilung benutzen, und bewirkte Vereinigung; man wollte Frankreich ſchwächen, und hat es ſtark und furchtbar gemacht — Es geſchah hier, was wir durch die ganze Geſchichte des Menſchengeſchlechts finden, und was uns zugleich aufrichten und demüthigen muß. Es erfolgte anders, als man glaubte! In der moraliſchen Oekonomie der Welt glaubt der Menſch ein Gebäude aufzuführen, und wie ein blindes Werkzeug des oberſten Baumeiſters zimmert er blos die Balken, der eine mehr wie der andere. Nicht fähig den Riß des Baumeiſters zu überſehen, legt jeder ſeinen eigenen vor ſich, zimmert und zimmert — und oft wird es ſchon die nächſte Generation inne, daß er etwas ganz anderes zu Stande brachte, als er zu bauen glaubte und bauen wollte.

Keine geringe Hoffnung eines unfehlbaren Sieges baute man damals unter andern auch darauf, daß man ſagte, was man jetzt ſchwerlich mehr ſagen wird: „Der Adel iſt ausgewandert, dieſe neuen Republikaner haben keine Generale, keine Officiere mehr, es fehlt ihnen an Anführern!“ — und nun malte man ſich im Geiſte ſchon die neuen Roßbachiaden; die Preußen verdroß es, und die Oeſtreicher — die Oeſtreicher daß die Preußen an dieſen leichten Siegen Theil nehmen ſollten; jede Partie glaubte mit ihnen allein ſchon fertig zu werden — und was ſah man? —

Zum Erſtaunen von Europa erblickte man an der Spitze der zu gering geſchätzten feindlichen Haufen, die man ungern Armeen nannte, einen ausgezeichneten General nach dem andern, Generale, die kurz vorher noch die Muſkete trugen, oder wie der allgemein verehrte Moreau ſo eben erſt die Feder mit dem Schwerdt, die Akten mit der Landkarte, das Civilkleid mit der Uniform vertauſcht hatten; man ſah ſie Armeen ſchlagen, die ſich nicht wenig, dieſen Feinden gegenüber, darauf zu Gute thaten, in den Geheimniſſen der Kriegskunſt, in einer unfehlbaren Taktik eingeweiht zu ſeyn; man ſah ſich von denen, die man in das Innere des Reichs in Schaaren zu treiben gedachte, beſiegt und beſchämt in ſeine eigenen Grenzen zurückgetrieben. Wie viel Berichtigung falſcher Vorausſetzungen, die, während die Zeit ihr inneres Weſen zerſtört, nur noch die äußere Geſtalt behalten hatten!

Bis dahin glaubte man noch immer: daß ſtehende, wohlexercirte Armeen über jede Anzahl eines bewaffneten Volkes ſiegen müßten, und man ſah, ſie wurden beſiegt; noch immer galt Taktik mehr *), wie der Muth,

---

*) Die Grundſätze der reinen Strategie und Taktik ſind von Trojas Belagerung und Zerſtörung an bis auf den Untergang

den Patriotiſm einflößt, und ſie zog gegen ihn den Kürzern; noch immer glaubte man, daß der Adel der Grundpfeiler einer monarchiſchen Macht ſey, nach deſſen Auswanderung nur Schwäche zurückgeblieben ſeyn könnte, und er war es, der die innere Schwäche bewirkt hatte und unterhielt, weil er unter Vaterland la noblesse und unter Vaterlandswohlfahrt die Privilegien der Comtes und Marquis begriff; noch immer glaubte man, daß die Fähigkeit, General und Officier zu ſeyn, an dieſem Stande allein klebe, weil er bisher im alleinigen Beſitz ſolcher Stellen geweſen war, und gerade mit ihm waren die ſchlechten Anführer, die weder Kenntniſſe noch Luſt, weder Muth noch Kraft hatten, dem Soldatenrocke außer dem Paradeplatze, auf dem Schlachtfelde nämlich, Ehre zu machen, ausgewandert, wie ſie denn nicht ſäumten, unter dem verrufenen Namen: „Condeiſche Armee“ den Beweis für dieſe Wahrheit an den Tag zu legen; den Bürgerſtand hielt man noch immer der obern Stellen im Civil und Militair für unfähig, weil in ihm (wie man zu erklären ſich nicht ſcheute) der Begriff von „Ehre“ gar nicht exiſtire; und er war es, der die Feldherren ſtellte, die den franzöſiſchen Waffen die Ehre wieder gaben, die ſie früher unter der Anführung der Comtes und Marquis verloren hatten! Das iſt ſo

---

der preußiſchen Monarchie immer die nämlichen geweſen. Es kommt nur auf die Art und Weiſe — auf die Manier an, wenn man ſie anwendet, eben ſo auf die Organe und Inſtrumente, welche man zur Ausführung gebraucht. Da man im alten militairiſchen Pedantenweſen zu viel künſtelte, und die franzöſiſche Revolution mit allen ihren kräftigen Geburten dem alten gegenüber trat; ſo folgte der Sieg. Der Muth kommt dabey zuletzt in Betracht.

die Natur aller Revolutionen, indem ſie das Alte zerſtören und das Neue ſchaffen, ſetzen ſie durch neue und ungewöhnliche Erſcheinungen in Erſtaunen! „Umwälzung“ — ihr Name lehrt es ſchon.

Aus dem bisherigen Gleiſe, wohin eine Convenienz, und man weiß ſelbſt nicht, was alles, die meiſten Akteure brachte, wo der Unfähige mit dem Fähigen, der Unwürdige mit dem Würdigen ſo hinſchlenderte; wo das Kräftige mit dem Schwachen, das Gute mit dem Schlechten gemiſcht, Mittelmäßigkeit erzeugte, bis alles zu der Unbrauchbarkeit verbuttete, in welcher es nicht länger beſtehen konnte, aus dieſem Gleiſe iſt man herausgeſchleudert; Geburt, Rang, Familienverbindungen, die ſo Manchen zu Manchem macht, wozu er nicht taugt, reichen in ſolchen Zeiten nicht mehr aus; man muß ſeyn, was man vorſtellt; eine Revolution alſo ſcheucht die kleinen Menſchen, die Dilettanten und Figuranten, auf dem politiſchen Theater hinter die Couliſſen, während ſie die Kraftvollern auf die Bühne ruft; ohne Rückſicht auf Stand und Geburt giebt ſie jedem Talente den ſeiner Fähigkeit angemeſſenen Platz (weil man dieſes nur brauchen kann), der Drang der Umſtände, die Anſtrengung gebieten, befördert ſeine ſchnelle Entwickelung zur Vollkommenheit, und — wenn Gefahr und Ehre des Vaterlands zu den Waffen rufen, ſtellt ſie es auch hier an die Spitze, und giebt uns das ſeltene Schauſpiel großer Generale, die es weder durch Dienſtalter, noch durch Stand, Rang und Geburt; ſondern allein durch ihre Fähigkeit wurden.

Dieſelben Urſachen bringen immer dieſelben Wirkungen wieder hervor, in der moraliſchen, wie in der phyſiſchen Welt; nur die Verſchiedenheit der Umſtände erzeugen in den verſchiedenen Jahrhunderten und unter verſchiedenen Völkern einzelne Modificationen; daher kommen in allen Revolutionen, die das in der moraliſchen Welt ſind, was ein Gährungsprozeß im Phyſiſchen iſt: („Veränderung des *veralteten* Stoffs“) faſt immer dieſelben Erſcheinungen wieder vor, und werden in allen künftigen Zeiten wieder vorkommen.

Sie ſind, ſo lange es beſonders ein blos innerer Kampf iſt, der Schauplatz menſchlicher Leidenſchaften, mit mehr oder weniger Ungebundenheit und Abſcheulichkeit, je nachdem mehr oder weniger Moralität im Volke iſt, und daſſelbe, mit mehr oder weniger Phlegma begabt, leichter oder ſchwerer in den Zuſtand der Leidenſchaft geſetzt werden kann.

Sie ſind aber auch die glänzenden Perioden talentvoller Menſchen, großer Köpfe, die in andern Zeiten und unter andern Umſtänden unbekannt und ungenützt würden geblieben ſeyn, weil ſie nicht auf den Standpunkt hingekommen ſeyn würden, wo ſie ſich entwickeln und groß werden konnten.

Sie, die in ſolchen Zeiten unter keinem Volke mangeln werden, erſetzen in der Nation an intenſiver Kraft, was ihr an äußerer Macht abgeht, und indem ſie noch ungekannte Hülfsmittel entdecken, machen ſie das Unternehmen über ſeine Schwierigkeiten ſiegen, ſobald nur die allmächtige Einheit des Willens da iſt.

Man denke nur an das für feige geachtete holländiſche Handelsvolk im Kampfe mit der ſtolzen ſpaniſchen Uebermacht, an das faſt unbewaffnete ſchweizeriſche Hirtenvolk gegen die geharniſchten Schaaren der Oeſtreicher, und an das nächſtliegende Beyſpiel, an die Franzoſen in dem damaligen Zuſtande, Lage und Verfaſſung im Kampfe mit ſeinen überlegenen, wohlgerüſteten Nachbarn.

Sie ſind die Zeiten, wo Familien durch die Kraft dieſer ihrer neuen Stammväter zum Glanz ſich emporheben, und wo die ſchwachen Urenkel kraftvoller Väter, die eben ſo ſich heben, wieder herabſinken! Sie ſind endlich die Zeit der Sichtung und Corroborirung eines Volkes, und (was eigentlich hier meine Abſicht war) das Fegfeuer der Armeen, und die Perioden, wo die Kriegskunſt, an der Hand des Bedürfniſſes, eine andere Geſtalt annimmt, und wo das Neue ſchnell zur genialiſchen Vollkommenheit entwickelt wird, und über das durch die Zeit unbrauchbar gewordene Alte triumphirt.

Der Kampf der Schweizer und der Huſſiten erzeugte, durchs Bedürfniß geleitet, das Infanteriegefecht, und die Infanterie beyder ſiegte durch die vom Genie ſehr ſchnell zur Vollkommenheit gebrachte Neuheit dieſes Kampfes über die geſchloſſenen Reihen eiſerner Caſtelle, die unter ihrer unverletzlichen Schaale den Glauben an Unüberwindlichkeit mit aufs Schlachtfeld brachten. Die Schweizeriſche blieb noch lange berühmt, und wurde die Lehrerin der Burgunder und der Deutſchen.

Im Kampfe der Holländer mit der ſpaniſchen Uebermacht erzeugte das Bedürfniß eine neue Bauart der Veſtungen (wozu der Patriotismus brave Commandanten lieferte), die man nachher als die einzig zweckmäßigen überall nachahmte, und wodurch das Genieweſen einen neuen Schwung und eine neue Vollkommenheit erhielt.

Der Kampf der amerikaniſchen Republikaner für ihre Unabhängigkeit gab abermals, an der Hand des Bedürfniſſes, die erſten Grundzüge einer neuen Fechtart, die das vom Drange der Umſtände und vom republikaniſchen Feuer beflügelte Talent der Neufranken ſchnell vervollkommnete, und zur Siegerin über Armeen machte, die in der eiſernen Vorliebe für das ſonſt erprobte Alte, das Neue und ſeine prophetiſchen Apoſtel entweder gar nicht achteten, oder nur mit Hohn betrachteten; ſie hat diejenige ihr Uebergewicht am empfindlichſten und zerſtörendſten fühlen laſſen, die als die Lehrerin des Alten am meiſten auf deſſen Unfehlbarkeit pochte! *) Das Blatt am jungen Eichbaum, das in dem Sommer grünte, für den es da war, vertrocknet allmälig, und ſchwirrt den Winter hindurch am Zweig mit groſſem Geräuſch, von einem kalten Winde bewegt, bis die wiedererneute Naturkraft durch die Wärme des Frühlings ein neues erzeugt, und durch dieß Neue das Alte abſtößt. Eben ſo iſt es im Moraliſchen, und ein allgemeiner Fehler der Menſchen iſt, daß ſie in einer trägen, gedankenloſen Vorliebe fürs Alte das keimende Neue nicht beachten.

---

*) Note der Red. Man muß es Friedrich Wilhelm dem Zweyten oder vielleicht ſeinem Günſtlinge Biſchofswerder nachrühmen, daß das in Amerika zuerſt in Anwendung gebrachte Tirailleur-Syſtem richtig aufgefaßt wurde, und durch die Errichtung der Füſilierbrigaden und Scharfſchützen in der preußiſchen Armee in Ausübung kommen ſollte. Man fehlte aber darin in der Hauptſache, daß die Füſiliere und Schützen nicht ſchießen konnten, und ihre Gewehre nichts taugten. In neuern Zeiten ging man aber ſo wenig mit der Zeit fort, daß man zur Ausbildung einer größeren Beweglichkeit der Infanterie nichts weiter that, als den Quickmarſch einzuführen.

Jede Zeitperiode hat ihr Zweckmäßiges und Brauchbares blos in Verbindung mit den vorhandenen Umſtänden, Bedürfniſſen und dem Zeitgeiſte, durch deren Zuſammenwirkung es gefunden wurde, und es hört auf zweckmäßig zu ſeyn, und ſteht ohne Zuſammenhang mit der übrigen Welt nutzlos da, ſobald jene ſich verändert haben. Da aber dieſe unaufhörlich ſich verändern; ſo kann kein Regierungs- und kein Militair-, wie überhaupt kein menſchliches Syſtem von langer Brauchbarkeit und Dauer ſeyn. Alles, was wir jetzt aus frühern Zeiten als herzlich einfältig und unſinnig verachten, war einmal brauchbar, und hatte ſeine Verfechter und Vertheidiger, und wurde nur durch die veränderten Zeiten und Umſtände unnütz; mit Veränderung dieſer aber auch irgend ein Syſtem ändern, heißt „mit der Zeit fortſchreiten.“

Dieß iſt bey ſtehenden Armeen, wie bey allen Zünften und Gilden, nicht der Fall, beſonders nicht, wenn eine Caſte dazu privilegirt iſt. In den Feſſeln einer geiſtloſen Pedanterie gehen ſie nicht mit dem Geiſte der Zeit, ſondern ſchleichen langſam hinter ihm her, und das beſſere Neue muß ihnen immer erſt durch Stürme, durch das traurige Beſiegtſeyn aufgedrungen werden. Bisher feuerte die öſtreichiſche Infanterie, wie die preußiſche, nach einer einmal hergebrachten Methode friſch weg darauf los, unbekümmert ob ſie treffe; jetzt erſt, nach traurigen Kataſtrophen, lieſt man, daß ſie ſchießen lerne.

Es ſchmerzt, daß man es ſagen muß, aber es ſcheint, als ob bisher ein Fluch über unſere ſtehenden Kriegsheere gewaltet habe, daß ſie in kurzer Zeit, beſonders wenn ſie ſiegreich von Schlachtfeldern zurückkehrten, ausarteten, woran ihr iſolirter, von dem übrigen Gemeinweſen losgeriſſener, und dem geſchäftigen Müſſiggange hingegebener Zuſtand gewiß nicht wenig Schuld hat. Ihre Energie und Tapferkeit artet in Brutalität und wilde Laſter aus, ihr edles Selbſtvertrauen in einen Uebermuth, in einen blinden Glauben an Unfehlbarkeit, der ihnen bey dem nächſten Erſcheinen auf dem Schlachtfelde das Spiel ſchon halb verloren macht, ihre Befehlshaber in Exercier- und Vexiermeiſter, und ihre Taktik ſammt ihrer ökonomiſchen Verfaſſung in pedantiſche, unnütze Spielereyen, die unter den Namen Verbeſſerungen das Weſen der Sache, wo nicht ganz zerſtören, doch überlaſten, und im Grunde auch nicht für den ernſtlichen Zweck, ſondern blos für's Auge auf dem Paradeplatz berechnet werden.

Wer kennt nicht die Montirungsſpielereyen, von der Hutform, dem Zopfe und der Zopfnadel an, bis auf den Rabattenſchnitt und die Kamaſchenknöpfe herab, die mit einer erſtaunlichen Wichtigkeit betrieben wurden, und wodurch man zwey Erfolge herauszukünſteln ſo außerordentlich glücklich geweſen iſt, die der Beſtimmung des Soldaten geradezu widerſprechen: halbe Nacktheit und ermüdende Beengung aller Glieder! Wer kennt nicht die Exercierkünſteleyen, alle die Tempos für das „Rechts- und Linksum,“ für das „Schultert“ und „Präſentirt das Gewehr,“ fürs „Bajonet abzuziehen oder aufzuſtecken!“ Wer hat nicht je einmal gelächelt, der es mit geſunden Augen anſah, über das auf den ganzen Mann Anſchlagen, um in die Luft und (vorzugsweiſe des beſſern Ausſehens wegen) auf den halben Mann Anſchlagen, um zehn Schritte vor ſich in in die Erde zu ſchieſſen, durch welches Manöver man für den halben und ganzen gegenüberſtehenden Mann die größte Sicherheit bereitete! Wer kennt nicht dergleichen Künſteleyen mehr, von denen auf dem Schlachtfelde ſchlechterdings nicht die Rede ſeyn kann, und die alſo recht eigentlich als Verbildung des Soldaten angeſehen werden müſſen?? Dennoch fuhr man fort, mit der wichtigſten Miene von der Welt, den gemeinen Mann damit zu quälen, und durch die damit verbundenen Züchtigungen und pöbelhaften Schmähungen, die den Menſchen empören und niederträchtig zugleich machen, zu entmuthen; während man durch eben dieſe Dinge dem Blick und dem Streben des Officiers theils eine falſche Richtung gab, theils Feſſeln anlegte. Ein Theil derſelben, der an dieſem Stiefelettendienſt gar keinen Geſchmack fand, that gar nichts für ſeine militairiſche Bildung; der andere, der mit hohen Begriffen von ſeiner Wichtigkeit gleich den Käſemilben darin wühlte, mit gleichem Blick und gleichem Effekt, verlor darüber das Weſentliche der Sache aus den Augen. Daher kamen bisher aus langen Standquartieren, die doch Vorbereitung zum Kriege ſeyn ſollen, ſo ſelten Generale mit einem freyen Blick, ſo wenig vorbereitete Officiere und Soldaten, die zwar für Wachtparaden, nur nicht für den Krieg geübt waren, die alle erſt ſich zu bilden anfangen mußten, weil ſie Neulinge in einer Sache waren, der ſie ſich zwar ausſchließlich widmeten, die aber ihrer Natur nach eine ganz andere war, als ſie bis dahin von ihnen behandelt wurde.

Nimmt man zu dieſem allen noch dieß, daß große ſtehende Armeen dem Staate eine Laſt, und als ein unproductiver Theil der Nation die Quelle ſeiner Armuth ſind; daß ſie, zur Geſchäfts- und Eheloſigkeit verdammt, die Quelle des Sittenverderbniſſes werden, als Miethlinge im Frieden eine Despotismus verrathende Scheidewand zwiſchen dem Regenten und dem Staatsbürger darſtellen, und im Kriege ſelten für etwas mehr als eine gehaltloſe Soldatenehre ſtreiten; ſo kann man nicht anders, als ſein Urtheil über ſtehende Heere (wie ſie bisher waren), ſehr herabſtimmen, und den Ausſpruch thun: ſie ſind bisher für das Glück des Staats viel zu groß, und für ſeine Sicherheit bey aller belaſtenden Größe unzulänglich geweſen.

Der Krieg iſt nicht mehr ein Spiel am Schachbrette, für welches Türenne eine Zahl von 60,000 Figuren weder zu groß noch zu klein fand, womit man Jahre lang manövrirte, ohne das Spiel zur Entſcheidung zu bringen; man wälzt jetzt große Maſſen mit mathematiſcher Berechnung ihres durch ihre Schnelligkeit verſtärkten Drucks auf das feindliche Land hin. Durch Maſſen hätte man zu widerſtehen ſuchen ſollen! Während die innere, kleinliche Mechanik des Kriegs, aufs Gebot der nöthigen Beweglichkeit ſich immer mehr auflöſt, vom bloßen Mechaniſchen ſich immer mehr entfernt, und den Streitern ihre ſelbſtthätige Kraft wieder giebt, ſcheint er ſich immer mehr dem Zeitpunkte zu nähern, wo er nicht mehr Angelegenheit einer einzelnen Zunft im Staate, ſondern, wenn das Beſte des Vaterlands es fordert, Angelegenheit aller ſtreitbaren Männer der Nation ſeyn wird. Es iſt der Beruf eines jeden Staatsbürgers für Ehre und Freyheit ſeines Vaterlandes zu kämpfen, und um dieß mit Glück zu thun, bedarf es nicht jener Soldatenſpielereyen, ſondern des Muths, den Vaterlandsliebe und die Gefahr des eigenen Heerdes einflößt, es bedarf Körperkraft und körperlicher Gewandheit, Fertigkeit in irgend einer Waffe, nicht, um damit allerhand Sächelchen zur Ergötzlichkeit des Auges zu machen, ſondern ſie ihrer Beſtimmung gemäß zu gebrauchen; das Uebrige findet ſich unter einer klugen Anführung von ſelbſt.

Ich behaupte keineswegs, daß man alles ſtehende Militair abſchaffen könne und müſſe! Ich verkenne den Nutzen nicht, den es in der Aufrechthaltung der innern Ordnung hat; einzelne Zweige, Artillerie und Cavallerie z. B. möchten auch wohl einer fortwährenden Uebung bedürfen; bey zweckmäßigern Uebungen kann eine ſtehende Armee eine vortreffliche Kriegsſchule ſeyn; durch öffentliche Arbeiten, Straßenbau, Austrocknung der Sümpfe, Waſſerleitung, Anlegung verſchanzter Läger u. ſ. f. kann es für den Staat auch in Friedenszeiten ungemein nützlich gemacht werden, wodurch man ihm zugleich ein beſſeres Auskommen verſchaffte, dem Müſſiggange, der Verweichligung, und denen daraus entſtehenden Ausſchweifungen ſteuerte; nur dieß behaupte ich: daß die eigentliche Streitkraft, eine gewandte und geübte Infanterie, nicht ganz aus den übrigen Staatsbürgern herausgeriſſen, iſolirt, und Jahr aus Jahr ein für thätigen Müſſigang beſoldet zu werden brauche, daß ſie in allen waffenfähigen Männern erzogen werden könnte und ſollte, wodurch man vier Fünftheile ihrer bisherigen Zahl erſparen, und in der Zeit des Bedürfniſſes neun Zehntheile mehr und brauchbarere haben würde!

Nur muß die Zeit ihrer Erziehung für dieſe ihre erſte Bürgerpflicht nicht in das Alter fallen, wo ſie in bürgerlichen Gewerben beſchäftiget, für die Uebungen des

Soldaten entweder ſchon zu verhärtet, oder ſchon verweichlicht ſind, (das bisherige Verfahren iſt mir immer wie die Kindererziehung ſolcher Eltern vorgekommen, die an ihren Kindern alle Unarten und Ungezogenheiten dulden und verwurzeln laſſen, bis, wie ſie ſagen, die Zeit komme, wo ſie zur Schule gehen müßten, und wo das Verdorbene ſelten wieder gut gemacht werden kann), ſondern in die Zeit, wo der menſchliche Körper noch die größte Bildungsfähigkeit hat, wo man bisher in dem Knaben, auf glühendheißen Schulbänken, den Drang nach Bewegung, die Aufforderung der Natur, ſich körperlich zu bilden, gewaltſam unterdrückte, und die eine Hälfte des künftigen Mannes, ſeine Grundlage, verpfuſchte; in die Zeit endlich, wo Ausbildung der Körperkräfte die Ausbildung des Geiſtes unterſtützt, und wo die dunkelgefühlte, von der Natur erhaltene Beſtimmung des Mannes, Beſchützer und Vertheidiger zu ſeyn, ohnedem ſchon in der Vorliebe für eine Waffe und für Soldatenſpiele ſich ausſpricht!

Warum dieſe Zeit der größten Bildungsfähigkeit nicht benutzen? warum der Aufforderung der Natur nicht folgen, und zweckmäßig dieſen Knabentrieb beſchäftigen, um den Knaben zum wahrhaften Manne zu machen?

Die Vernachläſſigung dieſer Körperbildung rächt ſich grauſam durch eine auffallende Plumpheit und Schwerfälligkeit des Körpers und Indolenz an den untern Ständen, an den höhern, durch eine am Manne widerliche, ſchwächliche Unbeholfenheit, Zaghaftigkeit und Feigheit, von der man gewiß nicht zu viel behauptet, wenn man ſagt: ſie ſey nebſt dem Egoismus, der das Ganze zu Grunde gehen ſehen kann, wenn er nur mit einem blauen Auge wegzukommen gedenkt, die Quelle eines unmännlichen Sklavenſinnes in den meiſten neuern Nationen! Wer keine Waffe zu handhaben weiß, beugt ſich auf eine unwürdige, dem Sieger ſelbſt verächtliche Art, im Gefühl ſeiner Schwäche und Wehrloſigkeit, in den Staub, oder macht Gebrauch von der Politik der kleinen Händlein, wenn ſie das Zuſammentreffen mit einem größern, von etwas zu ernſthafter Miene, nicht vermeiden können. Die Klugheit, welche die Furcht überwindet, ſchwänzelt mit erzwungener Freundlichkeit während der läſtigen Ceremonien der Bekanntſchaft, und ſchleicht ſich je eher, je lieber, mit guter Manier wieder hinweg, herzlichfroh der Gefahr entgangen zu ſeyn!

Man theile die Zeit in den öffentlichen Schulen, und benutze den einen Theil zum Unterricht über die Pflichten des Chriſten und des Staatsbürgers, und den andern, der bisher einem gedankenloſen Stillſitzen gewidmet war, wende man zu körperlichen Beſchäftigungen an, die dieſen Unterricht unterſtützen. Man beſchäftige die Mädchen, und laſſe ſie für die Knaben, die künftigen Beſchützer ihres künftigen Haushalts, ſpinnen, nähen und ſtricken; man beſchäftige die Knaben, und übe ihre Muskelkraft, indem man ſie balanciren, laufen, ſpringen, ſchwimmen, ſich zur Erde werfen und wieder aufſpringen, ſich in geſchloſſene Glieder verſammeln, und wieder vertheilen lehrt; man gehe ſtufenweiſe mit dieſen militairiſchen Vorübungen fort, gebe ihnen Waffen in die Hand, übe ſie in jeder Jahrezeit und bey jeder Witterung; ſo wird man nicht nur Wohlthäter an der Geſundheit vieler Tauſende werden, blühende Wangen, und jenes frohe, den Menſchen ſo beglückende Gefühl der

Körperkraft und der Körpergewandheit allgemeiner machen, ſondern man wird auch ohne den mindeſten Nachtheil für bürgerliche Gewerbe, ja zu ihrem größten Gewinn (denn jedes verlangt einen rüſtigen gewandten Mann), eine Menge Streiter erziehn, die auf den erſten Ruf bereit ſeyn werden, das ihnen werth gewordene Vaterland und den eigenen Heerd zu vertheidigen! Sie werden es mit einem Muthe und mit einem Nachdruck thun, deſſen unſere armen Vaterlandsvertheidiger aus unſern militairiſchen Zwingern nicht fähig ſind. Die Armen! bey denen man damit beginnt, daß man ſie wie Verbrecher aus dem Kreiſe ihrer Familien reißt, und ſie nach der Garniſonſtadt ſchleppt, wo ſie vor ihren künftigen Despoten wie Verbrecher mit Furcht und Zittern und mit Verwünſchung ihres Schickſals erſcheinen! — denen man zur Entſchädigung für tauſendfältige Aufopferungen eine jämmerliche Idee in den Kopf prägt (ſo wie man ihnen, wenn man ſie mit Ruthen peitſcht, eine bleierne Kugel zwiſchen die Zähne giebt): „ſie ſeyen nun Fürſtendiener, und als ſolche weit über ihre unmontirten Brüder erhaben,“ — die man nun, geimpft mit dieſem Blatterngifte militairiſcher Brutalität und in ſklaviſche Drahtpuppen umgeſchaffen, bey einem kärglichen Lebensunterhalt dem halben Müſſiggange weiht, und durch Mißhandlungen und Herabwürdigungen aller Art moraliſch verſchlechtert!

Man ſage mir, woher in dieſen Menſchen warme Vaterlandsliebe, williger Gehorſam und militairiſcher Muth aufs Gefühl des eigenen Werthes gegründet, woher der edle männliche Stolz bey ihnen kommen ſollte, der den einzelnen beleben, und in ein harmoniſches Ganzes, durch weiſe Führer vereiniget, den zweifelhaften Sieg erringen muß?

Vom Erringen des Sieges kann bey ſo gebildeten Truppen nicht die Rede ſeyn. Man läßt die Maſchine los, der Soldat lauſcht, ob der Verſuch gelinge, ſie ſtockt durch die Schuld ihrer Dirigenten, und er ſieht ſich als Individuum verloren *). Der Trieb der Lebenserhaltung iſt ſtärker, als der durch den Stock erzwungene Gehorſam, die Stimme des Vaterlandes iſt nie zu den Ohren dieſer Miethlinge gedrungen; herzlos und für alles andere gefühllos, außer für ihre Lebenserhaltung, laufen ſie davon.

Das iſt die Geſchichte unſerer neuern deutſchen Schlachten, nur dadurch und durch den Mangel an Achtung und Vertrauen des gemeinen Mannes zu ſeinen Führern, laſſen ſich ſo gänzliche Auflöſungen erklären, wie wir nach dem 14. October ſahen!

Wenn es im Einzelnen anders war, wenn es Ausnahmen gab; ſo beweiſt dieß nichts weiter, als daß einzelne Führer eine rühmliche Ausnahme machten, und daß der gemeine Soldat beſſer iſt, als man ihn nahm

---

*) Daß die Infanterie der franzöſiſchen Armee erſt durch das Tiralliren geübt wird, iſt gewiß vortheilhafter für ihre Bildung, als unſere Methode, den angehenden Soldaten ſogleich in Reih und Glied einzupreſſen. Durch jene erweckt man den perſönlichen Muth, durch dieſe unterdrückt man ihn. Gerade als wenn man den Soldaten nur hinter Verſchanzungen üben wollte, der auf einem freyen Terrain agiren ſoll. „Auf ſich ſelber ſteht der Mann ganz allein,“ dies lernt der nicht, der zwiſchen Vorder-, Hinter- und Nebenmännern eingepreßt, ſich nur in Verbindung mit dieſen ſicher und wirkſam denken lernt. Wie viel würden auch hierin gymnaſtiſche Uebungen in der Jugend wirken!!!

und behandelte, daß er für etwas Beſſeres empfänglich war, als man bisher glaubte, es beweiſt: daß man mit aller der geſetzlichen Barbarey unſerer militairiſchen Inſtitute das nicht gänzlich unterdrücken und zerſtören konnte, was der von allen Inſtituten unabhängig wirkende Zeitgeiſt aufgebaut hatte! Seine Macht, mächtiger als die aller Geſetze und Inſtitute, iſt noch der einzige Troſt für den denkenden Menſchen, dem die ſittliche Vervollkommnung und überhaupt das Beſſerwerden in der Welt am Herzen liegt. Sein Wirken in der Stille untergräbt den geſetzten Damm, und verſchlingt ihn endlich in ſeinem reiſſenden Strudel, nach deſſen Vorübergang ſeine neue, im Stillen vorbereitete, Vegetation ſichtbar wird.

Es läßt ſich alſo auch erwarten, daß das bisherige militairiſche Syſtem in den deutſchen Staaten durch ſeinen letzten, unglücklichſten aller Erfolge, den letzten Stoß erhalten haben, und daß man bey einer neuen Organiſation des Preußiſchen vorzüglich auf Abſchaffung aller der Barbareyen Rückſicht nehmen wird, die noch immer das Lieblingsſyſtem einiger zu ſeyn ſcheinen, die, in ihrer eigenen Roheit, ſich nur in Mißhandlungen ihrer Untergebenen groß und achtungswerth fühlen; es läßt ſich um ſo mehr erwarten, da man allgemein verſichert, daß ein beſſerer Geiſt bereits unter den Jüngeren des Officiercorps Wurzeln gefaßt habe.

Wie die preußiſche Armee im ſchleſiſchen Kriege bey Mollwitz z. B. manövrirte „wie auf dem Paradeplatze“ und Schlachten gewann; ſo wird ſie wahrſcheinlich nie wieder manövriren, und bey der jetzigen Geſtalt des

Kriegs durchs Manövriren allein keine Schlacht wieder gewinnen. Noch einmal ein Schauſpiel dieſer Art vorzuſtellen, was durch gleiche Mittel erzwungen wäre, iſt vergeblich, und hat, genau betrachtet, wenig Werth. Es gehören Menſchen von dieſem niedrigen Culturgrade, von dieſen Begriffen, von dieſem ſklaviſch-frommen Sinn als Gemeine und Officiere von dieſer bürgerlichen Impoſanz dazu, wie ſie damals beyde waren. Jene waren gerade nur fähig, mit Hülfe des Stocks, der aufmerkſam und willig machte, ohne zu empören, zur Maſchine dreſſirt zu werden, die, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, was mit ihr vorgehe, (ohne ein moraliſches Medium als Triebfeder) die eingebläute Mechanik übte, ſo wie der Bär, unbekümmert um den Beyfall ſeiner Zuſchauer, bloß vom Stocke getrieben, im Kreiſe tanzt. Dieſe damals noch von einem mächtigen Zauber, Ehre, ergriffen, gewannen es über ſich, dem Tod dreiſt ins Auge zu ſchauen, und erſetzten durch dieſe moraliſche Beſonnenheit das zur Bewegung der Maſchine nöthige Leben, und ſo ging es, wohlgemerkt, Feinden gegenüber von derſelben phyſiſchen und moraliſchen Schwerfälligkeit. Keine dieſer Bedingungen aber findet gegenwärtig mehr Statt; weiſe alſo iſt es, dieſen veralteten Kram aufzugeben.

Den größten Theil des franzöſiſchen Militairs ſetzt ein moraliſches Prinzip in Bewegung: Ehre der franzöſiſchen Waffen, Ehre der franzöſiſchen Nation. Es erhält Ordnung in Reih und Glied, es erſtürmt Schanzen, es wiederholt die zurückgeſchlagenen Angriffe; den ruſſiſchen Soldaten treibt der Stock und die Ausſicht auf ein Glas Branntewein; auf ihn paßt noch unſere heutige Militairerziehung, der ſie an den Ufern der Weichſel keine

Schande gemacht haben; der deutſche Soldat ſteht in Rückſicht ſeines Culturgrades zwiſchen beyden, und, wie ich glaube, in den meiſten, hauptſächlich nördlichen Provinzen, dem Franzoſen ziemlich nahe; auf ihn paßt jene alte Barbarey nicht mehr! Sie kann nur dazu dienen, ſeine moraliſchen Qualitäten zu unterdrücken, während ſie zugleich die Abſicht jener blos mechaniſchen Erziehung vereitelt, folglich etwas erzeugt, was weder kalt noch warm iſt. Man muß ihm Achtung und Liebe einflöſen, ſeinem Ehrgefühl und ſeiner Vaterlandsliebe unter die Arme greifen, auf dieſem Wege muß man ihn wieder Schlachten gewinnen lehren; wer dieß nicht einſehen kann, muß ſelbſt noch hinter ſeinem Zeitalter zurück ſtehen.

Es fällt von ſelbſt in die Augen: die Hauptſache beruht auf dem Corps der Officiere, der Bildner und Führer des gemeinen Soldaten. Man ſagt: ein guter General könne bald eine gute Armee bilden; aber umgekehrt ſey es nicht der Fall! Man hat Recht: Von der Güte und Brauchbarkeit des Officiercorps (einzelne können nur Ausnahmen machen, den Geiſt des Ganzen aber nicht verändern) hängt die Güte und Brauchbarkeit des Soldaten der ganzen Armee ab. Man iſt darüber bereits auch ſo einverſtanden, daß man ohne Widerrede die guten oder ſchlechten Verrichtungen dieſer auf Rechnung jener ſchreibt. In der Zeit unſeres tiefen Friedens, wo man den Soldatenſtand meiſt nur nach den hübſchen bunten Uniformen und nach der größern Licenz ſeiner Sitten würdigte, und nach der Beſchaffenheit des eigenen reſpektiven Geſchmacks entweder Liebhaber des Militairs war, oder es geringſchätzte, in dieſer Zeit hab ich viel mit und unter dem Militair gelebt; ich habe beobachtet, und ich darf es ſagen: daß ich wenige unter den Söhnen des Mars gefunden habe, welche die Forderungen ihres Gottes gekannt und anzugeben gewußt hätten, was an Kenntniſſen und Wiſſenſchaft zu einem Officier erfordert werde; ich habe äußerſt wenige gefunden, die ſich für ihre militairiſche Bildung ein Ziel geſteckt, und es durch eine Reihe ernſtlicher Anſtrengung zu erreichen geſucht hätten, alles lief auf ein wenig Wachtparaden und Garniſondienſt hinaus, darauf beſchränkte ſich der größte Theil.

Ich ſah Junker zum Regimente kommen, die oft nicht viel beſſer als die Bauernknaben ihres Dorfs unterrichtet waren, weiter keinen Unterricht genoſſen, und ihren Zweck: Officier zu werden, nicht verfehlten, ſobald die Reihe an ſie kam! Ich habe Junker gekannt, für die ein Multiplikations-Exempel mit 3, 4 Ziffern im Multiplikator eine ungeheuere Arbeit, ein wahrer ritterlicher Drachenkampf war, während dem ihnen die Schweißtropfen auf die Stirne traten, die das Leichteſte des Dienſtes nur ſchwer begreifen konnten, die ſchlechterdings keinen andern Beruf zum Soldaten hatten, als den: daß ihre Ahnherren Uniform trugen; und ich ſah ſie Officiere werden, wenn ihre Zeit kam, ſo leer und ſchwerfällig ihr Kopf auch immer ſeyn mochte. Es ſind mir manche fähige, helle Köpfe vorgekommen, die das alles (wie es denn auch darnach iſt) nur ſpielend lernten; aber auch weiter nichts für ihre Bildung thaten, und von ihren Vorgeſetzten weder gekannt, noch zum militairiſchen Studium angehalten wurden, wenn ſie nur proberecht und parademäßig einher gingen; ein netter Officier hab ich oft, ein geſchickter Officier ſehr ſelten rühmen hören. Sobald der erſehnte lange Degen ſtatt des Pallaſches die linke Seite zierte, hatte es vollends mit Allem, was wie Lernen ausſah, ein Ende. Die jüngern Officiere beſchäftigten die tägliche Wachtparade, die Tanz- und Luſtpartien der Stadt, die hübſchen Mädchen, ihre eigene Figur und der Spiegel, vor welchem man ſich mit vieler Sorgfalt putzte, um von Damen und Vorgeſetzten das faſt einzige intereſſante Lob einzuärnten, vollauf — allenfalls wurde ein Roman geleſen, Tag für Tag ein wüſtes Leben getrieben, und die *Dii majores* ſchienen kaum für etwas weiter zu leben, als für die Freuden der Tafel, für die behagliche Ruhe des Alters oder für die Zerſtreuungen des Spieltiſches, und alle gelangten zum Ziele ungefähr auf die Weiſe, wie die Zuſchauer aus dem **ger Theater, aus Parterre und Logen, über den ſchmalen langen Gang hinweg, nach Hauſe gehen. Zwiſchen den Vorausgehenden und Nachfolgenden eingepreßt, im Rücken gedrängt, von Vorne aufgehalten, tröſtet ſich ein jeder, es wird an ihn kommen, aus der Thüre in die freye Luft zu treten, wenn die vor ihm herausgetreten ſeyn werden; man merkt, daß es zu nichts nützen werde, vorwärts zu ſtreben, und der Drang im Rücken bürgt dafür, daß man nicht ſtehen bleiben werde; man macht alſo mechaniſch ſeine Schrittchen nicht größer und nicht kleiner, nicht geſchwinder und nicht langſamer wie die übrigen, und man kommt hinaus, ohne eine andere Anſtrengung und ohne ein anderes Verdienſt, als das: die Beine untergeſetzt zu haben! Und dabey haben denn die jungen Herren, das iſt wahr! volle Zeit, ſeitwärts durch die halboffnen Thüren in die Logen zu ſpielen, mit den Mädchen zu ſchäckern, die der Zufall oder der eigene Wille in den Zug gebracht hat, und ſonſt noch allerhand langweilenden Spaß zu treiben, der auf dem Wege einer ernſtlichen Anſtrengung unterbleiben müßte. Ich darf es ſagen, daß ich am Militair in der Regel faſt nichts, als einerſeits Barbarey und Sklaverey, und anderſeits Müſſiggang, Unwiſſenheit und Libertinage geſehen habe. Man verſah den Garniſondienſt, exercierte ein wenig; an den großen Beruf, mit ſo mancherley Aufopferungen, ſelbſt mit Aufopferung ſeines Lebens, die heimiſchen Geſetze, die väterlichen Grenzen, den Heerd und den Wohlſtand ſeiner Mitbürger zu ſchützen, daran dachten wenige, darauf bereiteten ſich wenige ernſtlich vor, und alle forderten den Tribut dafür, eine Achtung, die an kriechende Verehrung grenzte, (und die man ihnen, wenn man ihr Weſen ſo mit anſah und den innern Gehalt würdigte, nicht freywillig zollen konnte), aus gewohnter Anmaßung.

So konnte es nicht länger Beſtand haben. Es ſind Armeen geſchlagen worden, aber keine wie die preuſſiſche am 14. October. Keine hat ihre innere ſchlechte Beſchaffenheit, ihren Mangel an moraliſchem Gehalte ſo offen dargelegt, als ſie. Je mehr das, was jeder mit geſunden Augen ſah, und folgerecht erwarten konnte, wenn's zum Treffen kam, gegen das abſtach, was man, vom Weine erhitzt, ſelbſt verſprach; je größer die Demüthigung war, die darauf erfolgte; je ſtürmender das Unglück hereinbrach, deſto empfindlicher rächte ſich der Unmuth des Bürgers an dem ganzen Stande, und ich zweifle, ob die eingetretene oder vielmehr lebhafter gewordene Disharmonie zwiſchen dem Nähr- und Wehrſtande (denn da war ſie ſchon) durch ein Ehrenreinigungstribunal allein gehoben werden möchte *).

Der Wehrſtand will die verlorne Achtung, nach Beendigung der Geſchäfte dieſes Tribunals, wieder fordern, und faſt ſcheint es mit der Drohung: jeden hinter die Ohren zu ſchlagen, der dieſer Forderung nicht Folge leiſte, ernſt zu werden; — man vergißt es, daß Achtung ſich nicht fordern und nicht erzwingen läßt. Sie iſt ein Geſchenk mit der beſondern Eigenheit, die ſie vor allen andern Geſchenken voraus hat; daß das Verdienſt ſie nicht zu fordern braucht, ſondern daß ſie freywillig ihm dargebracht wird, und daß die Forderungen des Nichtverdienſtes vergeblich ſind. Das moraliſche Gepräge jedes einzelnen Würdigen bedarf des Gerichtes nicht, und einem ganzen Stande die verlorne Achtung wieder zu geben, reicht es nicht zu, beſonders bey dem Umſtande, der ſchwerlich Vertrauen erwecken möchte: daß er ſein eigener Ankläger und ſein Richter zugleich iſt. Das erſte kann man nicht wohl ſeyn! An ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen; da wo es Noth thut, iſt es das einzige Rettungsmittel: in Mutterleib zurückkehren und von Neuem gebohren werden!

Niemand, in welchem Stande es auch ſey, wird ohne mannichfaltige Anſtrengungen und Uebungen des

---

*) So gewiß wie man im preußiſchen Militair manche, gegen andere gleichartige Truppen gehalten, viele geſchickte, und was perſönliche Bravour anlangt, ſehr viele muthige, ehrgeitzige Officiere antrifft, ſo gewiß iſt es doch auf der andern Seite, daß, ſo wenig, nachdem Luther da geweſen war, der Catholicismus mit der Hierarchie wieder aufkommen konnte, ſo wenig wird nach dem Jahr 1806 das preußiſche Militair ſeine alte Würde, ſeinen Vorrang und ſeinen Kaſtenſinn wieder erlangen. (??)

Kopfes brauchbar werden, ſelbſt das Genie will ſeine Feile haben, und zum Officier, wie er ſeyn ſoll, gehört nicht nur ein heller, offner Kopf, ſondern auch eine Bildung durch mancherley Kenntniſſe, folglich durch ein ſehr ernſtliches Studium. Was man „den Dienſt kennen“ nennt, macht noch lange nicht den Officier; ſo wenig wie der ſchon einen Brief ſchreiben kann, der nach Vorlegeblättern die Schriftzüge hat machen lernen. Für beyde Fälle ſind dieß blos die Buchſtaben, der Buchſtabe tödtet, der Geiſt aber iſt's, der lebendig macht. Wer in Allem, was zum ſogenannten Dienſt gehört, bey einiger Anſtrengung in zwey bis drey Monaten, nicht Meiſter werden kann, wird beſſer thun und der Welt nützlicher werden, wenn er Schuhe machen lernt, oder ſonſt ein nützliches Gewerbe treibt, zum Officier taugt er nicht, die Natur giebt nur eine Ausſtattung, die Anſprüche erheben darf: Talent und Fähigkeit! Wer ſich für ſeine militairiſche Bildung auf den ſogenannten Dienſt allein beſchränkt, ohne nach anderer Nahrung zu verlangen, und ohne in ſich ſelbſt noch etwas zu finden, mag allenfalls einen guten Corporal und Exerciermeiſter vorſtellen; ein Officier, der ſeine Blicke auf den Commandoſtab wirft, oder bey einzelnen Gelegenheiten kleinere und größere Detaſchements mit Ehren befehligen will, muß ſich für ſeine militairiſche Bildung ein höheres Ziel ſtecken, für den muß der Dienſt blos Nebenſache ſeyn, wie für den die Schriftzüge blos Nebenſache ſind, der im ſchriftlichen Vortrage der Gedanken ſich übt.

Der kleinmüthige Glaube: „ein General müſſe geboren und könne nicht gebildet werden,“ ſcheint durch die betäubenden Thaten des Größten unſerer Zeit abermals neue Stärke zu gewinnen, und dem militairiſchen Fleiße nachtheilig zu werden. Von dem Betäubenden dürfen wir etwas abrechnen, wenn wir auf ſeine bisherigen Gegner ſehen, allein ſollte das Uebrige blos Frucht ſeines Genies, nicht auch ſeines Jugendfleißes ſeyn?

Ich gebe gern zu, daß nicht jeder Menſchenkopf in einen Generalshut paſſe, was man bisher geglaubt zu haben ſcheint, da man ihn der Reihe nach auf alle drückte, die alt genug wurden, und ſo eine Art von militairiſcher letzter Oehlung daraus machte; — ich gebe gern zu, daß nicht jeder Prinzenkopf hineinpaſſe, es muß natürliches Talent und Fähigkeit da ſeyn, bey deren Vertheilung die Natur eben ſo wenig auf Stand und Geburt Rückſicht nimmt, als ſie jeden zum Empfänger macht; allein, daß man ſich im Beſitze natürlicher Gaben ruhig aufs Ohr legen könne, und dem vergeblichen Bemühen anderer mit ſpöttiſchem Lächeln nur zuzuſehen, und wenn die Zeit kommt, wie die neugeborne Fliege blos die Schwingen noch ein wenig zu putzen brauche, um ſogleich als fertiger General emporzufliegen, iſt eben ſo thöricht, wie die ſtillſchweigende Vorausſetzung: daß das Alter den Soldaten, wie den Wein gut mache! Talent und Studium müſſen ſich vereinigen, den General zu bilden, und die Zeit der Praxis muß nicht in das Alter fallen, wo der Geiſt unter der Laſt des Körpers erliegt, wo Körperſchwäche, Schwäche der geiſtigen Thätigkeit zur Folge hat, und wo auf einige rüſtige Augenblicke zehn ſchwache Stunden folgen, wo ſelbſt die mächtigſte Triebfeder menſchlicher Handlungen, Ehrgeiz, unter dem Bedürfniß der Ruhe und der Altersgemächlichkeit erſchlafft; ſondern in die Jahre, die man bey ungeſchwächter

ſchwächter

ſchwächter Körperkraft die beſten nennt. Der rüſtigſte General unſeres Jahrhunderts hat, wie wir alle wiſſen, ſeine Jugendzeit mit eiſerner Anſtrengung zu ſeiner Bildung benutzt, und vielleicht liegt der Grund davon, daß er jetzt alle ſeine Gegner übertrifft, zugleich mit darin, daß er in ſeiner Jugend an Fleiß und ernſten Studium alle ſeine Cameraden übertraf, und dem Mars mehr wie der Venus huldigte.

Civilverfaſſung, Immediat-Commiſſion.

Ich finde dieſes neu eingerichtete Organ der Staatsverfaſſung, einen Präſidenten an der Spitze, ſehr zweckmäßig. Dadurch iſt der Antagonismus zwiſchen Cabinet und Miniſterium gehoben, den ich im zweyten Theil rügte. Was aber den militairiſchen und Civil-Gouverneur für jede Provinz betrifft; ſo ſehe ich in ihrer Ernennung den Saamen zu neuen Streitigkeiten zwiſchen dieſen Behörden ausgeſtreut. Ein jeder dieſer Gouverneure wird die Provinz beherrſchen wollen, ſie werden ſich entgegen wirken, und ſtatt daß künftig Bürger und Soldat nicht mehr ſolche ſcharfgetrennte Stände ſeyn ſollten, wird der Militair-Gouverneur alles anwenden, dieſen verderblichen Unterſchied zu erhalten.

Ich glaube überhaupt nicht, daß es gut iſt, wenn man nicht, wie der Sultan in Conſtantinopel, ein Ausſaugungs- ſtatt eines Regierungs-Syſtems einführen will, zur Verwaltung einer Provinz zwey Chefs anzuſtellen.

Wir bedürfen zur Verwaltung eines Staats Organe zur Auffindung der Regeln, welche wir zur Beſtimmung unſerer gegenſeitigen Verhältniſſe als Staatsbürger aufſtellen wollen (Geſetze). Wir bedürfen andere Werkzeuge, um dieſe Regeln ſtets beobachten und ausüben zu laſſen; wir bedürfen endlich eines Regenten, der jene Regeln prüfen läßt, und ſie als ſolche ſanktionirt, und zugleich ein wachſames Auge auf diejenigen Organe hat, welche ſie in Ausübung bringen ſollen. So ſehr verſchieden die Geſetzgebung von der Ausübung derſelben iſt, ſo ſehr getrennt ſollten die Behörden im Staate ſeyn, welche die Geſetze auffinden, prüfen, und zur Sanktion vorlegen, oder welche ſie in Ausübung bringen.

Wie ſehr hat man in Preußen hierin gefehlt. Geſetzgebung und Ausübung lag vermiſcht unter einander im Generaldirektorio, im Juſtizminiſterio, im Staatsrath und im Cabinet, auch manche Kammern verfügten oft Polizeygeſetze ohne weitere Anfrage. Diejenigen, welche Entwürfe zu Landesgeſetzen einreichten, hatten ſie bald aus Büchern über andere Staaten geſchrieben, oder aus ihrer Phantaſie entnommen, oder ſie waren ohne alle Lokalkenntniß von einem kranken Gehirne erſonnen. Manche wurden höhern Orts verworfen, manche erhielten aber die Sanktion, konnten aber nicht ausgeführt werden, und dann legte man ſie bey Seite, oder es wurde nach dem Gutachten der Unterbehörden eine Deklaration ertheilt, welche jenes Geſetz größtentheils aufhob. Ich könnte hier viele ſolche Geſetze nennen, jedoch nur 1 für Hundert: ich nenne das Religions-Edikt.

Die dabey zum Grunde liegende Idee war recht gut. Man ſah die Verdorbenheit des Zeitalters im ſchnellen Wachſen; man dachte ſich in die Zeiten Friedrich Wilhelm I. zurück; man wollte durch die Religion dem Unweſen Einhalt thun, und erließ desfalls dieß lächerliche Geſetz im achtzehnten Jahrhundert, unterdeß der größte Theil der Obern fortfuhr, im Schlamm der höchſten Unſittlichkeit fortzuleben. Die erhitzte Phantaſie deſſen, der dieß thörichte Edikt ausgeheckt hatte, kannte nicht den hohen Grad der Irreligioſität und Unſittlichkeit, der im ganzen Volke, ſo wie in den Volkslehrern, ſchon feſten Fuß gefaßt hatte. Geſetze geben, die dem Zeitgeiſte, den Sitten und der öffentlichen Meynung widerſprechen, iſt die größte Thorheit, welche man begehen kann; poſitive moraliſche Regeln da ertheilen wollen, wo gar keine Moralität mehr iſt, nützt nichts, in ſolchen Fällen muß Beyſpiel der Regenten und Nationalerziehung einen beſſeren moraliſchen Zuſtand herbeyführen. Die Geſetze ſollen die Verhältniſſe der Staatsbürger unter einander beſtimmen; iſt es nicht weiſe, die beſten Köpfe unter ihnen, ſelbſt durch die Maſſe erwählen zu laſſen, welche dieſe Verhältniſſe kennen, und alſo auch die beſten Regeln zu ihrer Beſtimmung anzugeben wiſſen?

Daher ſollte man in jeder Provinz Comiteen von allen Volksklaſſen ernennen laſſen, welche die zu ertheilenden Geſetze der Immediat-Commiſſion in Vorſchlag brächten, welche dann vom Könige ſanktionirt, und den ausübenden Behörden zur Vollziehung überſandt würden. Dieſe ſollten keine Collegia mit Ausnahme der Regierungen (Juſtizbehörden) ſeyn, ſondern unſere Kammer-Direktionen, Land,- Steuer- und Juſtizräthe ſollten in einem Tage in andere Werkzeuge umgeſchaffen werden, da ſie ſich einander gegenſeitig beſchränken, widerſprechen, die Sachen in die Länge ziehen, und die Geſetze viel zu langſam in Anwendung bringen. Natürlich müſſten die Magiſträte in den Städten auch eine andere Form erhalten, ſo wie die Dorfgerichte auf dem Lande. Zuerſt wären alle Fora privilegiata zu kaſſiren, und in der Juſtiz drey Inſtanzen, ſo wie bisher in allen Sachen, beſtehen zu laſſen. In jedem Kreiſe werde ein Kreisgericht etablirt; die zweyte Inſtanz wäre die Provinzial-Regierung, die dritte das Tribunal.

Statt des Civil- und Militairgouverneurs müßte nur ein Gouverneur an der Spitze der Geſchäfte in der Provinz ſtehen, welcher der Immediat-Commiſſion untergeordnet wäre, und dem alle exekutive Gewalten, keineswegs aber die Stände und ihre Comiteen untergeordnet wären. Statt der Kammern hätte jeder Kreis einen Hauptmann, als Chef, in allen Militair-, Finanz- und Polizeyſachen, dem eine hinreichende Anzahl Polizey-Soldaten zu Gebote ſtänden, durch welche er auch die Urtel der Gerichtshöfe exekutiren ließe. In jedem Kreiſe exiſtirte nur eine Kaſſe, und in der ganzen Provinz wäre nur eine Provinzialkaſſe; alle Poſt-, Acciſe-, Zoll-, Polizey- und andere Unterbedienten ſtänden unter ihm, eben ſo die Domainenbeamten. Ihm werden nur zwey Sekretaire und ein Calculator gehalten. Die Magiſträte würden aufgelöſt; die ſtädtſche Juſtiz zu dem Kreisgerichte verwieſen; die Polizey nach Verſchiedenheit der Umſtände von einem Direktor allein, oder von einem Chef und mehreren Unterbedienten verwaltet. Die Verwaltung der Kämmereygüter würde den ſtädtſchen Repräſentanten unter Aufſicht des Kreishauptmanns übergeben. Auf jedem Dorfe würde ein Polizeygericht etablirt, und dazu die Klügſten zu Schulzen ernannt.

Sämmtliche Kreishauptmänner ſtänden unter dem Gouverneur und übten die Geſetze aus. Alle dieſe Ausübungswerkzeuge müſſen ſich mit keiner Geſetzgebung befaſſen, ſie wären als bloße Werkzeuge anzuſehen.

Dagegen müßten die aus allen Klaſſen der Staatsbürger erwählten Stände einen engeren Geſetzgebungs-Ausſchuß ernennen, die weiſeſten, erfahrenſten Subjekte dazu auswählen, welche ſich dann in einem Collegio vereinigten, in demſelben über die zu erlaſſenden, zu verbeſſernden, oder abzuſchaffenden Geſetze ſich berathſchlagten, und darüber nach den mehrſten Stimmen entſchieden. Natürlich müßten die Mitglieder, ſo wie der Präſident dieſer Kammer oder Landſchaft, (der Name iſt gleichgültig) den Rang vor der ausübenden Dienerſchaft haben, da der Geiſt mehr iſt, wie das Inſtrument, welches er regiert.

Ich würde nicht dafür ſtimmen, daß die allerhöchſte Behörde (jetzt Immediat-Commiſſion) in Rückſicht der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt getrennt würde, wenn ſie ſich auch bey beyden Gegenſtänden in Sektionen theilte:

a) für das politiſche;
b) für das militairiſche;
c) für das juriſtiſche;
d) für das geiſtliche;
e) für das finanziſtiſche;
f) für das polizeyliche

Fach; ſo müßte doch ein Chef allen dieſen Branchen der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt vorſtehen, der dem König Vortrag zu machen und ſeine Sanktion einzuholen hätte. Ich würde aber auch bey dieſer höchſten Behörde nur die kollegialiſche Verhandlung bey der Geſetzgebung, was aber die Ausübung anlangt, dieſe nur bey juriſtiſchen und geiſtlichen Sachen vorſchlagen, in allen übrigen müßte nur ein Vorſteher bey allen politiſchen, militairiſchen, finanziſtiſchen und polizeylichen Gegenſtänden der Staatsverwaltung unter Aufſicht des Premierminiſters ernannt werden. Die Trennung der geſetzgebenden von der ausübenden Gewalt, und die Vereinfachung der letztern, halte ich aus folgenden Gründen für nöthig:

1) Wir finden, durch die Erfahrung beſtätigt, daß der denkende genialiſche Kopf, der die Idee gebiehrt, höchſt ſelten zu ihrer Ausführung und energiſchen Aufrechthaltung etwas taugt. Umgekehrt ſind die pedantiſchen ſtrengen Exekutoren der Geſetze ſelten im Stande, Ideen zur Welt zu bringen. Das Unglück des preuſſiſchen Staats und ſein Untergang, das Verkehrte, welches die beſten Köpfe in ſeiner Staatsverwaltung gefunden haben, hat darin ganz beſonders ſeinen Grund, daß die an Ideen reichen Köpfe regiert werden, und von den ſogenannten Geſchäftsmännern, (ſolche, welche eine ihnen mitgetheilte Idee auffaſſen und verarbeiten, dann aber pedantiſch in Ausübung bringen), Befehle annehmen ſollten. Dieß iſt die verkehrte Ordnung der Natur, wenn das Geſchöpf dem Schöpfer Vorſchriften geben will. Auf der andern Seite, wenn der Zufall einmal ein Genie auf einen hohen Poſten brachte, mit welchem geſetzgebende und ausübende Gewalt verbunden war; ſo pflegte das Genie, wie es gewöhnlich bey ihm der Fall iſt, ſeine Ideen den vorhandenen Geſetzen unterzuſchieben, es

an einer ordnungsmäßigen Ausübung dieſer aber fehlen zu laſſen, woraus Verwirrung und Unordnung in allen Theilen der Staatsverwaltung die Folge war, und nothwendig ſeyn mußte.

2) Es iſt eben ſo ſehr ein durch die Erfahrung bewährter Satz: daß die Idee eines einzigen guten Kopfs, wenn ſie in allen ihren Theilen und Folgen nicht durchdacht und beſtritten wird, zum Geſetz erhoben, ſelten etwas taugt. Daher paßt das kollegialiſche Verfahren zur Ertheilung neuer Geſetze und nöthiger Formen vortrefflich, ſo nachtheilig dieſe Behandlungsart im Gegentheil für die Ausübung der Geſetze wird. Dieſe muß durchaus in der Hand einzelner, verſtändiger, energiſcher und ordnungsliebender Männer ſeyn, wenn nicht die Geſetze verletzt, umgangen oder gemißdeutet, und daher überflüßig gemacht werden ſollen.

3) In der Ausübung der Juſtiz liegt im Grunde eine auf die einzelnen Staatsbürger ſich erſtreckende ſpezielle Geſetzgebung, Anwendung allgemeiner Beſtimmungen der bürgerlichen Verhältniſſe auf ſpezielle Fälle. Hier tritt alſo auch das kollegialiſche Verfahren nothwendig ein. Die ertheilten Sentenzen müßten aber den Kreishauptleuten zur ſchnellen Execution übergeben werden. Die Juſtizbedienten ſelbſt taugen nie etwas zur Execution, weil ſie ihren bedächtigen langſamen Gang nie ablegen und ablegen dürfen, weil ſie ſonſt aufhören würden, gute Juſtizbedienten zu ſeyn.

Aus Obigen geht hervor, daß die Geſetzauffindung von den klügſten Köpfen in der Nation geſchehen; die Geſetzertheilung und die Ausübung derſelben ihren Grund in der einem Einzigen ertheilten oberſten Staatsgewalt haben; die eigentliche Handhabung der Geſetze durch Delegation von der oberſten Staatsgewalt auf ihre Diener übertragen werden ſolle, welches die kräftigſten, muthigſten, und ſolche Staatsbürger ſeyn ſollen, welche Pünktlichkeit und Ordnung lieben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man der ausübenden Dienerſchaft gewiſſe feſte allgemeine Schranken ihres Wirkens ziehe, daß man ſie aber darin unter der Bedingung der Verantwortlichkeit ſich frey bewegen laſſen, und ſie nicht immer im Gängelbande ſpezieller Inſtruktionen führen müſſe. Man wähle rechtſchaffne Männer, dann darf man ſie nicht bey den ſpeziellen Fällen inſtruiren, dann vertraue man ihnen aber auch, und laure nicht auf jeden ihrer Schritte. Fehlt einer gröblich, dann laſſe man auch die ganze Strenge der Geſetze über ihn ergehen. Es war ein großer Fehler der preuſſiſchen Verfaſſung, daß ein dauerndes Mißtrauen der Regierung auf allen Schritten ihrer Untergebenen laſtete; daß man keinem einen beſtimmten Wirkungskreis verlieh, in dem er die Folgen ſeiner Thätigkeit und ſeines Fleißes geſehen, ihn daher lieb gewonnen hätte. Es war ſehr fehlerhaft, daß man Ausländer und Fremde an der Regierung einer Provinz Theil nehmen ließ, die ſie weder ſammt ihren Eigenheiten kannten noch liebten. Man ſah dieſe Beamten als Maſchinen und Inſtrumente des Geiſtes an, der von oben kommen ſollte, zuweilen aber ausblieb. Es war ein großer Fehler, daß man das Wenige, was von ſtändiſcher Verfaſſung noch vorhanden war, vernichtete, oder doch zu zerſtören ſtrebte. Freylich mußten die Grundherren nicht allein eine Stimme in der Geſetzgebung haben, dennoch war dieß beſſer, als daß man ſich durch beſoldete Diener, die oft aus der Fremde kamen, Geſetze für eine Provinz in Vorſchlag bringen ließ, die ſie nicht kannten. Wer hat zum Beyſpiel den Pohlen ſeit 1793 bis 1806 Geſetze gegeben? Die preußiſche Dienerſchaft, welche weder die pohlniſche Sprache, noch die pohlniſchen Sitten oder Lebensweiſe, am allerwenigſten aber die alten pohlniſchen Geſetze kannte.

Ich frage nun: kann man einem Volke Geſetze geben, deſſen bürgerliche Verhältniſſe, Sprache und alte Conſtitutionen man nicht kennt? Es liegt eine Contradictio in adjecto in der Bejahung dieſer Frage.

Alle ſogenannte preußiſche Patrioten, ſo auch Ausländer, welche ſich die Miene geben, als kennten ſie die preußiſche Verfaſſung, ſchreyen jetzt ohne Unterlaß: Wie kann man ſo unbarmherzig eine Staatsform tadeln, aus welcher ſo viel Gutes hervorgegangen iſt? wie kann man einen gebeugten Staat noch mehr beugen? u. ſ. w.

Ich finde dieß lächerlich; der preußiſche Staat hat eine hohe Cultur errungen, wer wird das beſtreiten? Wodurch? durch Friedrichs Kopf! Aus dieſem ging Geſetzgebung und Ausübung der Geſetze zugleich hervor, Preßfreyheit, Belebung des Handels und der Induſtrie, Unterſtützung des Ackerbaues; kurz ſeine ganze Verwaltung mußte wohl eine hohe Cultur hervorbringen. Da Friedrich aber dem Staate keine Verfaſſung gab, ſondern ſeinem Nachfolger nur das Muſter ſeiner Verwaltung zur Anwendung hinterließ; ſo war es ſehr natürlich, daß, da dieſer Nachfolger kein Friedrich war, auch die Verwaltung nicht die ſeyn konnte, welche es ehemals war. Hieraus iſt alles Unheil entſtanden. Den Grundſatz: einen gebeugten Staat muß man nicht noch mehr beugen, finde ich ſehr gerecht. Was will man damit ſagen? Man ſoll nicht von der Gelegenheit profitiren; man ſoll, da man ſich noch vertheidigen könnte, nicht freywillig capituliren; man ſoll nicht zwey ſich widerſprechende Eide ſchwören, dem Beſiegten und dem Sieger, um ſeinen Gehalt zu conſerviren; man ſolle dem Sieger kein Staatseigenthum verrathen; man ſoll den König nicht vermögen, während des Kriegs neue Inſtitutionen zu machen, wodurch das Unheil noch gröſſer wird. Wer aber Mängel der Verwaltung aufdeckt, die ſchlechterdings, wenn ſie Dauer haben, den Staat nicht wieder aufkommen laſſen; wer Schandthaten vor den Richterſtuhl der Publicität zieht, und das im Hintergrunde unbemerkt gebliebene Talent heraushebt, der beugt den Staat nicht, ſondern er ſtrebt nach ſeiner gründlichen Heilung. Es iſt ein ſchlechter Arzt, der ſeinen am Krebsſchaden leidenden Patienten nicht ſchneidet oder brennt, wenn er noch Hoffnung zur Geneſung hat. Schimpft und ſchmäht ihn auch der Patient, der Wundarzt ignorirt es.

Man wird vielleicht jenen Plan zu einer beſſern Organiſation der Staatsverwaltung zu einfach finden, man wird zu wenige Organe angenommen wähnen. Freylich wird man finden, daß jene Organe für die ehmalige Gebirgslaſt von Geſchäften, und für den weitläuftigen Gang ihrer Bearbeitung nicht hinreichen werden. Wenn aber (wie ich im nächſten Abſchnitt zeigen werde) die Geſetze vereinfacht werden müſſen; wenn man mehr Gleichheit unter den Staatsbürgern und ihren Rechten einführt; wenn man ſich nicht mehr ſo ängſtlich um alle Privatverhältniſſe bekümmern wollte, deren wahre Beſtimmung man den Intereſſenten ſelbſt überlaſſen muß; wenn man nicht mehr die Unterbehörden im Gängelbande, voll Furcht, ſie möchten einen Mißtritt thun, umherwandeln läßt; wenn man endlich ſo viele Unterbehörden vereinigt, die bisher getrennt waren; ſo wird man auch nicht mehr ſo vieler und mannichfaltiger Organe bedürfen, man wird unter ihnen eine beſſere Auswahl treffen, und ſie beſſer, wie ehemals, belohnen können.

Da war und iſt noch jetzt für das Intereſſe des platten Landes ein Landrath vorhanden, er muß in der Regel ein begüterter Edelmann ſeyn. Wird dabey das Intereſſe der adlichen Bauern gewinnen? Der Städte wegen iſt ein Steuerrath angeſtellt; wird er auch für den Nutzen des Adels arbeiten? Der Steuerrath ſoll darauf halten, daß die Städte keinen Mangel an Lebensmitteln haben, die Exportation des Getraides iſt verboten, dem Landrath ſteht es aber zu, Landeigenthümern an der Grenze Bedarfs-Atteſte über ihr angeblich erforderliches Brod oder Saatgetraide zu geben, unter welchem Vorwande ſie denn einen Exportationshandel treiben. Wird der Landrath Bedenken tragen, dieſe Atteſte zu ertheilen, da er Landgüther beſitzt, und ihm die hohen Getraidepreiſe nicht gleichgültig ſind? In den Cammern ſitzen größtentheils adliche begütherte Räthe, werden ſie das Intereſſe adlicher Güther dem der Städte opfern? In den Juſtiz-Collegiis giebt es viele bürgerliche Räthe, der Haß gegen den Adel iſt allgemein; wird der Bürger und Bauer in Dubio nicht immer Recht haben?

Was reſultirt? Der Regent muß nicht Behörden anſtellen, die ſich wechſelſeitig bekämpfen, er muß keine Beamten anſtellen, deren Privatintereſſe zuweilen dem öffentlichen geradezu entgegen ſtrebt. Kein Beamter muß adliche Güther oder Pachtungen beſitzen; keiner muß bürgerliche Nahrung treiben dürfen; es müſſe keine Prärogativen, keine ſo ſcharf getrennte Stände mehr geben. Dieß führt mich auf die in Anregung gebrachte

Aufhebung der Erbunterthänigkeit.

Die Regierung hat dabey auf alle Fälle die beſten Abſichten gehabt. Niemand kann den Satz beſtreiten: daß ein Menſch nicht über die Freyheit ſeiner Nachkommen gültig und mit Recht disponiren könne. Es iſt hart, an eine Erdſcholle gebunden zu ſeyn, wenn es nicht freyer Wille iſt, es hemmt die Entwicklungsfreyheit, und iſt der Cultur im Wege.

Jedoch kann ich in das Geſchrey ſo vieler Schriftſteller nicht mit einſtimmen, welche in dem Edikt vom 9 Octbr. eine für den Bauernſtand höchſt wichtige Erleichterung und Begünſtigung erblicken. Dieſe Philoſophen haben keine richtigen Begriffe von den Verhältniſſen des Bauern zu dem Grundherrn. Sie wähnen: Wenn jener nur für die Perſon ganz frey wäre, und die dinglichen Laſten ſeines Guths hätten dann kein Verhältniß zu ſeinem Werth; ſo würde er es wüſte werden laſſen, und ſein Brod weiter ſuchen. Dieß ſcheint logiſch-richtig zu ſeyn, es iſt aber dem armen Bauer damit gar nichts geholfen. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit iſt an und für ſich gut, und ein kleiner Schritt zur höheren Cultur; ehe der Bauer aber ſagen kann:

ich bin frey, oder vielmehr, ich kann nach Willkühr durch meine Arbeit, wo ich will, mein Brod verdienen, hat es noch lange Zeit, beſonders jetzt nach dem Kriege.

Soll dieſer für die geringe Volksklaſſe glückliche Zeitpunkt der Freyheit eintreten; ſo muß eine ſo ſtarke Nachfrage nach Arbeit ſeyn, daß der Bauer nur darnach greifen darf. Dieſe wird nie anders hervorgebracht werden, als durch Commerz und Induſtrie, wie durch Produktion roher Produkte und deren Abſatz ins Ausland: allein ſoll der Bauer wahrhaft frey ſeyn; ſo muß es keine privilegirten Stände, keine Zünfte, Zwangsmeilen, Bann- und Zwangsrechte, keinen Natural-Vorſpann, keine Naturaldienſte, keine Patrimonial-Jurisdiktion mehr geben. Es muß nur einen Stand geben, den eines Staatsbürgers; es muß vor dem Geſetz kein Vorzug gelten. Ob ich Schuhe und Stiefel, Kleider oder Leinwand mache; ob ich pflüge, ege oder ſchreibe, in den Krieg ziehe, predige, reich oder arm bin, daß muß einerley ſeyn. Es muß freylich freyer Wille bleiben: ob ich einem Andern Naturaldienſte zu leiſten übernehmen will oder nicht; die Cultur muß aber ſo hoch geſtiegen ſeyn, daß ſie dieſes unglückliche Verhältniß des auf Grundgüthern haftenden Naturaldienſtes nicht zuläßt. Durch Induſtrie und Gewerbfleiß muß nämlich für die arbeitende Klaſſe ein ſo hoher Verdienſt entſtehen, daß die Möglichkeit eintritt, die großen Landgüther kleiner zu machen, ſo daß der Beſitzer ſich im Stande ſieht, ſie durch eignes Geſpann beackern zu laſſen.

Wenn ich nun wohl einſehe, daß wir noch ſehr weit von dieſem glücklichen Zeitpunkt entfernt ſind, und mich frage: welchen Schritt ſollte die Regierung zuerſt thun, um ſich jenem Zuſtande zu nahen? ſo antworte ich auch: die Erbunterthänigkeit und die Patrimonial-Juriſdiktion, jedoch mit Entſchädigung des Grundherrn, aufheben. Von dieſer Entſchädigung iſt in dem Edikt keine Rede geweſen, und ſie iſt doch ſo gerecht als nothwendig: Reformen, die von oben herab in das Privateigenthum eingreifen, können, nie ohne Entſchädigung der dabey Leidenden geſchehen, ſonſt verliert die Regierung alles Zutrauen. Es iſt lächerlich, dagegen einzuwenden: wegen eines uſurpirten Rechts könne man bey deſſen Aufhebung keine Entſchädigung verlangen. Die Erbunterthänigkeit iſt mit allen ihren Folgen modo conventionis entſtanden, durch geſetzmäßigen Titel und unter Garantie des Staats acquirirt. Wird ſie ſchädlich befunden; ſo hebe man ſie auf, entſchädige aber den Beeinträchtigten.

Man iſt ſchlecht unterrichtet, wenn man wähnt: die Erbunterthänigkeit habe in neueren Zeiten noch eine ſolche Härte mit ſich geführt, als ehemals. Der Dienſtzwang war zwar noch immer hart, hatte aber auch ſein Gutes; alles übrige wurde aber in mäßigen im Geſetz beſtimmten Geldſätzen abgemacht. Der Dienſtzwang hatte viel Hartes aber auch etwas Gutes, das will ich beweiſen:

Jeder Menſch ſehnt ſich eher nach Ruhe und Genuß, als nach ſchwerer Arbeit; bey der Menge von jungem Volke, beſonders in Schleſien, welches unter dem Bauernſtande von der Natur ſelbſt größtentheils zum Ackerbau beſtimmt iſt, gilt dieſe Sehnſucht nach Ruhe und Genuß, ſo wie in höheren Ständen. Der Dienſtzwang ſchob dieſem einen Riegel vor, und hinderte, daß jene für den Ackerbau beſtimmten jungen Leute nicht in die Städte zum bequemeren Dienſt eilten, oder ſich durch Spinnen, Weben, Contrebandiren, Betteln oder Stehlen ernährten. So wurden durch den Zwang dem Staat Ackerbauer gezogen, von denen es ſonſt ein großer Theil nicht geworden wäre. Man hebe den Zwangdienſt auf, man wird ſich aber bald von der Nothwendigkeit überzeugen, eine ſtrenge Geſindeordnung an ſeine Stelle zu ſetzen.

Wichtiger unſtreitig wäre es noch geweſen, den Adel, wie er iſt, die Patrimonial-Jurisdiktion und alle Fora privilegiata aufzuheben. Ich beſtreite nicht das Prinzip, welches dem Adel zum Grunde liegt, und habe es nie gethan, ich verachte nur den Adel ſo wie er jetzt iſt. Sehr wohl fühle ich die Nothwendigkeit der Stände, welche zwiſchen Regenten und Unterthanen in der Mitte ſtehen; will man ſie Adel nennen, ich habe nichts dawider. Ich ſehe es ſehr wohl ein, daß ein Staat, der einen Stand enthält, der die Ehre der Grundlage aller ſeiner Handlungen gemacht hat, beſſer fährt, als ein anderer, wo nur Herr und viele Knechte exiſtiren, und wo das Geld nur Anſehn und Macht giebt. Das kann man aber nicht beſtreiten, daß, wenn ein Mitglied dieſes Mittelſtandes, genannt Adel, das Prinzip deſſelben, die Ehre hintenanſetzt, dieſer augenblicklich aufhöre Antheil an den Standesrechten zu nehmen, wenn das ganze Inſtitut nicht lächerlich und verächtlich werden ſoll. Will der Adel große Vorzüge an Güthern, Rechten und Rang vor andern genießen; ſo muß er auch dafür leiſten, was ſeine Vorfahren leiſteten,

Kriegsdienſte auf ſeine Koſten.

Er muß dieſe Vorzüge verdient haben, auf ſeiner Ehre muß kein Fleck haften. Es muß kein Wucherer, Bankerotierer, Spieler, Säufer, Abentheurer, und mit einem Wort, kein Schurke unter ihm ſeyn dürfen. So lange, wie der vorhandene Adel nicht läugnen kann, daß er nur Rechte und keine Pflichten kennt; daß er nur ſtets nach Exemtionen haſche, und jede öffentliche Laſt von ſich ab auf Bürger und Bauern wälze; daß er nur den Staat regieren will, nicht um ſeiner Mitbürger Wohl, ſondern um ſeines Privatintereſſe willen; ſo lange es noch die gemeinſten niedrigſten Seelen unter ihm giebt, und von ihm ſelbſt geduldet werden, wenn ſie nur Geld haben; ſo lange er mehr Werth auf das Geld als auf die Ehre ſetzt; ſo lange wird der Adel, wie er iſt, verdammt, aber von Vernünftigen dennoch eingeſehen werden, daß ein Adel, wie er ſeyn ſollte, in dem Staat nothwendig iſt.

Sechster Brief.

Mit Vergnügen wirſt Du unſers Freundes G. Ideen über die Zukunft Deutſchlands leſen. Hier ſind ſie mit Bemerkungen von mir:

Deutſchland in ſeiner Verwandlung, oder Betrachtungen eines deutſchen Patrioten über die gegenwärtige Veränderung ſeines Vaterlandes. Zur Erweckung der Trägen, zur Ermunterung der Kleinmüthigen, und zur Berichtigung einſeitiger Urtheile.

I.

Wodurch iſt Deutſchland gefallen?

Das theuerſte Kleinod eines Volks iſt ſeine Selbſtſtändigkeit. Im Beſitz dieſes Kleinods allein iſt freye Wahl der Zwecke und uneingeſchränkter Gebrauch ſeiner Kräfte zu höherer Macht, Wohlſtand und Vervollkommnung möglich. Ein Volk, das ſeine Selbſtſtändigkeit verliert, muß fremdem Intereſſe dienen, muß ſeine Macht, ſeinen Wohlſtand, ſeine Vervollkommnung, der Macht, dem Wohlſtand, der Vervollkommnung eines fremden Volkes unterordnen, und ſinkt auf den beſten Fall in die Vormundſchaft eines ſolchen Volkes herab. Daher wird ein edles Volk eher Gut und Leben, als ſeine Selbſtſtändigkeit ſich entreißen laſſen; ein ewiges Brandmal hingegen wird ſich dem Namen eines ſolchen aufdrücken, welches jenen hohen Vorzug aus Feigheit, oder Nichtachtung und Indolenz hingiebt. Je größer es iſt, und je mächtigere Hülfsmittel ihm zur Behauptung ſeiner Freyheit zu Gebote ſtehen, deſto ſchmähliger iſt ſein Fall *).

Es giebt kein Volk in Europa, welches durch leidenſchaftliche Liebe zur Freyheit und Selbſtſtändigkeit

---

*) Dieſer Fall wird noch ſchmähliger, wenn in der Nation Männer, aus ihrem Adel, ein Hr. von Loen, in dem Journal, die Löſcheymer genannt, ſich erheben, und es der Welt als ein Wunder von Patriotiſmus und Heldenmuth anpreiſen, wenn der in Heſſen entſtandene Bauern-Aufruhr von einem gewiſſen Menſing, den ſich die Bauern zum Anführer wählten, dadurch geſtillt wurde, daß er ſeine Untergebenen verrieth, ſich von ihnen einen Eid der Treue ſchwören ließ, und ihnen dann befahl, die Waffen niederzulegen. Wahrlich, Deutſchlands Schande ruht nicht auf ſeinem rohen Volke, ſondern auf ſeinen ſogenannten gebildeten Standen.

ſich ſo ſehr ausgezeichnet, und dieſelben länger behauptet hätte, als das deutſche. Freyheit, Redlichkeit und Tapferkeit, das ſind die Charakterzüge, mit welchen die Deutſchen in der Geſchichte auftraten. Der ſchwärmeriſchſte Politiker wagt kaum, ſich zu einer ſolchen Idee von Freyheit zu erheben, wie ſie jeder einzelne Deutſche wirklich genoß. Denn obgleich jeder Stamm, oder auch mehrere unter einander ein Gemeinweſen bildeten; ſo war doch alle Gewalt, die dieſes über irgend ein Individuum haben und ausüben mochte, in dem ausdrücklich erklärten Willen jedes Einzelnen ſelbſt gegründet. Wer erſtaunt nicht, ein rohes Volk, deſſen einzige Hülfsmittel ſich auf ſeine phyſiſchen Kräfte, auf ſeine Liebe zur Freyheit und zum Waffenruhm beſchränkten, einen Jahrhunderte währenden Kampf um Unabhängigkeit und Freyheit mit der ausgelernteſten Taktik, mit der raffinirteſten Politik, und mit den ausgeſuchteſten Verführungskünſten eines Volks beſtehen zu ſehen, das faſt alle bekannte Länder und Meere beherrſchte, und alle Völker, gebildete und rohe, ſich unterthänig gemacht hatte? Und die Deutſchen ſiegten, und das ſtolze, weltbeherrſchende Rom ging unter. Deutſche Völker nahmen Italien, Gallien, Spanien, ſelbſt Brittanien in Beſitz, und richteten deutſche Königsthrone auf römiſchem Gebiete auf. Als ſpäterhin der große Frankenſtaat, ein Rieſengebäude, von deutſchen Völkern errichtet, ſich trennte, und die Mehrzahl derſelben ein geſondertes Reich auf urſprünglich deutſchem Boden ausmachte, da breiteten ſie, als wären Sieg und Herrſchaft nur an dieſen Boden gekettet, ihre Gewalt von neuem über das heutige Holland, über einen ſehr großen Theil des jetzigen Frankreich, über Helvetien, ganz Italien, und nach Morgen hin bis jenſeits der Weichſel ſelbſt über die zahlreichen ſlaviſchen Völker aus, die in dieſen bey der großen Völkerwanderung entblößten Gegenden ihren Wohnſitz genommen. Die furchtbaren Normannen wurden nach wiederholten Niederlagen von ihnen gänzlich bezwungen, und die verwüſtenden Ungarn auf immer von ihren Grenzen verbannt.

Das waren die Deutſchen! Unbezwinglich in Behauptung eigner Freyheit und Selbſtſtändigkeit, furchtbar und unwiderſtehlich in Unterwerfung fremder Herrſchergewalt! Und was ſind ſie nun? Wird es die Nachwelt glauben: Ein Volk, von ſolchen Ahnen entſproſſen; ein Volk, das bis 25 Millionen Menſchen zählte, das in ſeiner Lage, in ſeinem fruchtbaren wohlkultivirten Boden, in ſeinem Handel, in ſeinem Gewerbsfleiß, in ſeinem daraus entſpringenden Ueberfluß unermeßliche Hülfsquellen findet; ein Volk, das in Kunſt und Wiſſenſchaften keinem Volk auf Erden weicht, ein ſolches Volk iſt innerhalb weniger Jahre, ja binnen wenigen Monden ſo tief gefallen, daß ſeine Heere ſich nur nach dem Wink einer fremden Macht bewegen, daß die Schätze ſeiner Provinzen fremde Kaſſen füllen, daß fremde Truppen ſeine Küſten und Häfen bewachen, und den Gang des Handels beſtimmen, daß ſeine Länder nach fremder Willkühr vertheilt, und die öffentlichen Staatseinrichtungen nach fremder Vorſchrift neu geordnet werden! Woher dieſe ſchmachvolle Veränderung? Haben die Deutſchen alles Gefühl für ihre Ehre, als Nation, verloren? Sind die großen Thaten ihrer Voreltern, deren Macht, deren Herrlichkeit, gänzlich aus ihrem Gedächtniß verſchwunden? Haben ſie, die in Kunſt und Wiſſenſchaften ſich ſo hoch über ihre Ahnen erhoben, den hohen Werth der Unabhängigkeit gänzlich zu ſchätzen verlernt? Oder iſt alle Kraft aus ihren Armen, aller Muth aus ihren Herzen gewichen? Oder iſt die Natur bey ihnen ſo karg an Gaben des Geiſtes geworden, daß ſie weder tüchtige Befehlshaber für ihre Armeen, noch weiſe Rathgeber für ihre Cabinete finden?

Mit nichten! Noch iſt kein Volk in Europa, welches ſich eines größern Reichthums an trefflichen Köpfen in allen Arten von höhern und niedern Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben rühmen dürfte, als das deutſche; in einigen ragt es ſelbſt über alle übrigen hervor. Noch giebt es kein Volk in Europa, deſſen Krieger an hoher, kräftiger Geſtalt die deutſchen Krieger überträfen, oder denen dieſe, wo kluge und beherzte Führer ſie zu begeiſtern wiſſen, an Tapferkeit und Verachtung der Gefahren wichen. Und daß in den Herzen der Deutſchen das hohe Gefühl fürs Edle, Große, Schöne, für Freyheit, Ehre, Nachruhm nicht erſtorben ſey, beweiſt ihr Enthuſiasmus für das Erſtre, und ihr reges Streben nach dem Letztern, das überall ſich äußert, wo es Reiz und Spielraum ſich zu äußern findet.

Alſo fehlt es den Deutſchen an keiner Kraft noch Eigenſchaft, ſo wenig als an unerſchöpflichen Hülfsmitteln, um Thaten, ihrer großen Ahnen würdig, zu verrichten, ihre Selbſtſtändigkeit gegen jeden Angriff ſicher zu ſtellen, und in der Reihe der Völker eine Rolle zu ſpielen, bey welcher ſie ohne Erröthen ſich an den Glanz erinnern können, der in frühern Zeiten den deutſchen Namen umgab. Eins aber hat ein feindliches Geſchick ihnen geraubt, und mit dieſem iſt ihre Selbſtſtändigkeit und all ihr alter Nationalruhm verloren gegangen — die Möglichkeit, von ihren Kräften und reichen Hülfsmitteln zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Macht und Würde, als Nation, Gebrauch zu machen. Bindet einem Rieſen Hände und Füße, und ſelbſt Knaben treiben ihr Spiel mit ihm.

Der erſte Grund, der ſchon ſeit vielen Jahrhunderten Deutſchland hinderte, von ſeinen Kräften Gebrauch zu machen, und ſeine große Rolle im Staatenſyſtem Europens fortzuſpielen, lag tief und unvertilgbar im Innerſten ſeiner Verfaſſung. In unzählige kleinere Staaten von ſehr verſchiedenem Umfange zerſtückelt, deren jeder nur für ſein beſonderes Intereſſe beſorgt war, konnten weder ſeine Kräfte ſich je zu einem gemeinſamen Zweck auf eine wirkſame Weiſe verbinden, noch konnte ſich in dem Herzen der Nation ein allgemeiner Nationalgeiſt bilden. Nur auf eigene Erhaltung oder Vergrößerung denkend, kümmerte es den einzelnen Reichsſtand wenig, welches Geſchick die übrigen traf; gezwungen half der Kleinere dem Größern für ſeine Plane kämpfen, ungern brachte der Einzelſtaat dem Ganzen die Opfer, zu welchen die allgemeinen Geſetze des Reichs ihn verbanden, und fand ja eine ernſtlich gemeinte Verbindung und eine nachdrückliche Zuſammenwirkung mehrerer Reichsſtaaten Statt; ſo war es eher jedes andre Intereſſe, als das Beſte des geſammten deutſchen Vaterlandes, was zu einer ſolchen Anſtrengung ſie willig machte.

Bey dieſer Lage der Dinge würde man kaum begreifen können, wie ein ſolcher Staat ſich nur ſo lange, als es wirklich geſchehen, erhalten konnte, wenn das Wunder ſich nicht theils aus den häufigen Privatverbindungen, von welchen insbeſondere das Mittelalter ſo voll iſt, theils aus der Eiferſucht der Nachbarſtaaten und der mächtigern Stände ſelbſt erklärte, die ſich gegenſeitig an ihrer Vergrößerung zu hindern ſtrebten.

So war Deutſchland, als Ganzes betrachtet, und in militairiſcher Hinſicht, ſeit vielen Jahrhunderten kaum für eine Macht zu achten. Seine an ſich gewaltigen Kräfte waren durch ſeine eigene Verfaſſung gelähmt; ſie waren ein todtes Kapital, von welchem niemanden vergönnt war, die Zinſen zu ziehn. Zugleich trug dieſe Verfaſſung in ihrem Schooße den Keim zu ewigem innern Zwiſt, und einen raſtloſen Reiz für die mächtigern Stände, ſich auf Koſten der geringern zu vergrößern. Längſt würde daher das mächtige Oeſtreich die übrigen Stände verſchlungen haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein kräftiger Arm ſich unter ihnen erhoben, und wenn nicht benachbarte Staaten, aus Furcht vor dem allzugroßen Uebergewicht jener ohnehin ſchon ſo furchtbaren Macht, ihren Abſichten entgegen gekämpft, und ihrer weitern Vergrößerung Grenzen geſetzt hätten. Anſtatt alſo ſeine ohnehin ſo ſehr zerſplitterten Kräfte zu einer Totalmacht zu vereinigen, mußte Deutſchland ſie vielmehr im innern Parteyenkampfe gegen ſich ſelbſt verbrauchen. Was Deutſchland während dieſes langen Zeitraums an kriegeriſchen Thaten Glänzendes gethan, kommt entweder blos auf Rechnung einzelner Stände, oder es war nicht nach außen, ſondern nur auf innern Parteyenkampf gerichtet.

Sorgfältig unterſtützten äußere Mächte dieſen Parteyenkampf, und breiteten ſtets ihre ſchützende Aegide über die kleinern Stände, wie über die ganze Verfaſſung aus: denn der Augenblick, wo dieſer zerſtückelte, und durch dieſe Zerſtückelung und ſeine innern Spaltungen gelähmte Koloß in ein wahrhaft Ganzes zuſammengetreten wäre, wäre wahrſcheinlich der Augenblick ihres eigenen Falls geweſen.

So durch das innerſte Prinzip ſeines Daſeyns ſelbſt zum ewigen Kampf um ſein Daſeyn getrieben, und in dieſem Kampfe durch äußern Einfluß unabläßig unterſtützt, bedurfte es nur eines heldenmüthigen und unternehmenden Geiſtes, um den Spalt unheilbar, jede ernſtliche und wirkſame Vereinigung unmöglich zu machen, und irgend einem mächtigen Nachbar Gelegenheit zu geben, durch einzelne Niederlagen der mächtigſten Theile das ganze Reich unter ſeine Gewalt zu ziehn. Jener heldenmüthige und unternehmende Geiſt erſchien in Friedrich dem Großen. Durch ſeinen umfaſſenden Geiſt nicht minder, als durch ſeinen gewaltigen Arm, waren den herrſchſüchtigen Plänen Oeſtreichs in Rückſicht auf Deutſchland für immer Grenzen geſetzt. Aber zugleich war auch dadurch ein ewiger Gegenſatz zwiſchen Oeſtreich und Preuſſen begründet, und den kleinern und mindermächtigen Ständen, in ſteter Gefahr, ihre Exiſtenz an einen jener mächtigern Theile zu verlieren, blieb keine Wahl, als, im beſten Fall, einen müßigen Zuſchauer abzugeben, oder ſich an einen der beyden vorherrſchenden Stände anzuſchließen, oder gar einer fremden Macht ſich in die Arme zu werfen.

Was auf ſolche Weiſe vorbereitet war, erfolgte. Zwar traten beym Ausbruch der franzöſiſchen Revolution die feindſeligen Elemente zu einem gemeinſchaftlichen Kampf zuſammen, und zogen zugleich die ſchwächern Stände mit in den Streit. Aber eine ſolche Verbindung konnte weder von dem geſuchten Erfolge, noch von Dauer ſeyn. Auf völlig entgegengeſetzten Wegen verfolgten nun beyde vorherrſchende Stände ihren Zweck nach Befeſtigung und Vergrößerung ihrer Macht: der Eine im ſtandhaften und immer enger zuſammengezogenen Bunde mit dem zuvor befehdeten Staat, der Andere durch immer erneuerten Kampf mit demſelben. Ein beträchtlicher Theil der geringern Stände fiel theils dem Sieger, theils den ſtärkern oder begünſtigten Mitſtänden zu; die übrigen ſuchten ihr Heil unter den immer weiter ſich ausbreitenden Flügeln des preußiſchen Adlers, oder im Schutz einer fremden Macht, und der ganze Reichsverband war ſeiner Auflöſung nah.

Was aus Deutſchland und ſeiner Verfaſſung im fernern Verlauf der Zeit geworden wäre, wenn ſeine beyden Hauptmächte ſich behauptet hätten — wer vermag das mit Sicherheit zu beſtimmen? Vielleicht wäre der Friedensvertrag von Lüneville durch die Eiferſucht der Häuſer Oeſtreich und Preußen, und durch das Intereſſe der auswärtigen Mächte, geraume Zeit in Kraft geblieben; vielleicht auch wäre früher oder ſpäter der Reſt der ſchwächern Stände mit den vorherrſchenden in einige geſonderte Ganze oder Totalmächte zuſammengefloſſen. Aber daß jene Mächte bey einem neuen Bruch mit Frankreich ſich nicht behaupten konnten, davon lag, außer manchen Mißgriffen in der Politik, der wichtigſte Grund ohne Zweifel in der hartnäckigen Anhänglichkeit an den alten Formen, und in der Ungelehrigkeit für die deutlichen, mahnenden Winke, welche die Geſchichte und der Geiſt der neuern Zeit den europäiſchen Machthabern gab.

Die Stärke eines Staates ruht nicht blos in ſeinem Umfange, in ſeiner Volksmenge, in ſeinem Ueberfluß, in ſeiner Truppenzahl, ſondern auch, und ganz vorzüglich, in den intellektuellen Fähigkeiten ſeiner ſämmtlichen Bewohner, und in dem Intereſſe, welches ſie an dem Zuſtand und an den Schickſalen des Ganzen nehmen. Von jenen hängt die Sicherung, Erhöhung, und der möglichſt wirkſame Gebrauch der phyſiſchen Staatskräfte ab, von dieſem die treue Liebe und unbeſtechliche Anhänglichkeit aller Staatsbürger, ihre Bereitwilligkeit zu jeder Art von Aufopferung, und ihr Eifer, das Wohl und den Flor des Ganzen auf alle Weiſe zu befördern. Daher muß ein Staat, der vollen Gewinn von ſeinen Kräften ziehen will, einmal nicht nur alles, was gegründete Unzufriedenheit der Staatsbürger mit den öffentlichen Einrichtungen erzeugt, aus dem Wege räumen, ſondern auch, ſo viel immer möglich, ſolche Einrichtungen zu treffen, und als ſolche jedermann bemerklich zu machen ſuchen, daß ihnen kein Opfer zu theuer wird, um ein Gemeinweſen in Kraft zu erhalten, das ihnen Vortheile gewährt, die ſie in keinem andern, wenigſtens nicht beſſer und ſicherer wieder finden würden. Er muß zweytens alles beſeitigen, was der Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten ſeiner Bürger hinderlich iſt, und jedem Talent, ohne Rückſicht auf äußere Verhältniſſe, Gelegenheit geben, namentlich auch für das gemeine Weſen, im Felde ſowohl, als in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, ungehindert und in vollem Maaße wirkſam zu ſeyn.

Dieß ſind Lehren, deren Befolgung die Gerechtigkeit eben ſo nachdrücklich gebietet, als die Klugheit ſie dringend anempfiehlt, und ein Staat, der dieſen wichtigen Vorſchriften einer eben ſo gerechten, als gründlichen Politik ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Gehorſam verſagt, wird zwar in der Reihe der übrigen ſeinen Platz in der Regel ſo lange behaupten, als auch dieſe von gleichen Grundſätzen, oder vielmehr von gleicher Vernachläſſigung richtiger und geläuterter Grundſätze in der Staatsverwaltung geleitet, den beſten Theil ihrer Kräfte ungenutzt laſſen: aber ſein Fall iſt unvermeidlich, ſobald ein Nachbarſtaat dieſes alte Syſtem verläßt, und eine Ordnung einführt, bey welcher der wichtigere Theil ſeiner Kräfte, die Fähigkeiten aller ſeiner Bürger, Reiz und Gelegenheit findet, zum Beſten des Ganzen in volle Wirkſamkeit zu treten.

Nie hat dieſe Wahrheit eine nachdrücklichere und für die leidenden Theile zugleich ſchmerzlichere Beſtätigung gefunden, als in den neuern Zeiten. Die franzöſiſche Revolution hat alle Bande gelöſt, die den wichtigſten Theil der Kräfte dieſes alten Staats, gleich denen der übrigen, ſo viele Jahrhunderte hindurch gefeſſelt hielten. Sie hat durch Vernichtung des alten Lehnſyſtems und der mancherley Caſtenrechte nicht nur eine ungeheure Maſſe phyſiſcher Kräfte, die todt waren für den Staat, für den Gebrauch deſſelben zum Leben geweckt, ſondern, was weit bedeutender iſt, ſie hat durch die eingeführte allgemeine Gleichheit der Rechte ein allgemeines, lebendiges Intereſſe der Bürger für den Staat, von welchem ſich nun jeder als ein gleichberechtigtes Glied betrachtet, und einen allgemeinen wahren Natio-

Univ. Bibl.

nalſtolz und Nationalenthuſiasmus entzündet, und jedem Talent den Weg zum Antheil an der Verwaltung, und zu Ruhm, Vortheil und Macht in der Vertheidigung, Beſorgung und Beförderung des öffentlichen Wohls geöffnet.

Auf dieſe Umſtände gründet ſich die wahre Uebermacht des franzöſiſchen Staats, und das Gleichgewicht von Europa ward in dem Augenblick vernichtet, als Frankreich die Privilegien des Herkommens und des Zufalls aufhob, und das Dekret der allgemeinen Gleichheit der Pflichten und Rechte, der Laſten und Vortheile, in Erfüllung ging.

Hätten die, in deren Hand das Geſchick von Deutſchland und Europa lag, anſtatt ihrer fruchtloſen Anſtrengungen, das Feuer der Revolution, das die alten Privilegien in Frankreich verſchlang, zu dämpfen, das groſſe, fürchterliche Ereigniß ſich vielmehr zur warnenden Lehre genommen, und durch ruhige Reformen die Reſultate für ſich zu gewinnen geſucht, die dort im wüthenden Sturm der Empörung herbeygeführt wurden; ſo würde es jetzt ſicher ganz anders um Deutſchland und ganz Europa ſtehn.

Was das fordern heiße, ſo verhärtete Formen, die vielleicht nur durch gewaltſame Erſchütterungen aufgehoben werden, oder im langſamen Fortſchritt der Zeit ſich von ſelbſt aufheben, ohne Zeitverluſt und ohne gewaltthätige Mittel aufzulöſen, und wie viel es ſagen wolle, eine ſolche Auflöſung ſelbſt von der Hand oder durch vorzügliche Mitwirkung derer zu erwarten, deren perſönliches Intereſſe die Fortdauer jener Formen gerade am dringendſten gebietet, wird keinem billigen Beobachter des menſchlichen Herzens, ſo wie keinem unparteyiſchen Beurtheiler der mit einer ſolchen Aufgabe verknüpften Schwierigkeiten entgehn, und der Gutgeſinnte wird daher immer eher zu Klagen über die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, und über den Gang des Schickſals, das gerade eine ſolche Ordnung der Dinge herbeyführte, ſeine Zuflucht nehmen, als durch Vorwürfe und bittere Beſchwerden diejenigen kränken wollen, deren Loos bey den eingetretenen Umſtänden ohnehin am wenigſten beneidenswerth iſt. Inzwiſchen kann dieß doch nicht hindern, die Dinge ſo zu ſehen, wie ſie wirklich ſind, und der Deutſche iſt es ſeiner Ehre ſchuldig, vor den Augen der Welt und der Nachkommenſchaft die wahren Urſachen aufzudecken, die Schmach und Elend über ſein Vaterland brachten. Auch iſt es Pflicht, die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und Klugheit, ſo lange laut zu erheben, bis ſie Aufmerkſamkeit und thätigen Gehorſam erlange *).

---

*) Und doch, nach ſo vielen ſchrecklichen Erfahrungen, exiſtiren in Preußen ſo wie in Oeſtreich noch alle alten auf Vorurtheil und Zufall begründeten Inſtitutionen. Sind auch die preußiſchen Provinzen zum Theil noch mit franzöſiſchen Truppen beſetzt, ſo hat man es doch gewagt, die Erbunterthänigkeit aufzuheben; man konnte alſo auch weiter gehen; man konnte, welches die erſte Verbeſſerung hätte ſeyn ſollen, allen Unterthanen gleiche Rechte und Pflichten, und eine gerechte Gerechtigkeitspflege geben, ſtatt daß jetzt vielleicht ſiebenerley Foren exiſtiren, je nachdem ein Unterthan ein Bauer, Bürger, Edelmann, Beamter, Officier oder Geiſtlicher iſt; man konnte, da man die Erbunterthänigkeit als etwas Wirkliches aufhob, den Adel als etwas Scheinbares vernichten, ohne doch die Zwiſchengewalten (Grundherrlichkeit) zu zerſtören. Ich ſchweige von ſo vielen andern Mißbräuchen, und wende mich nach Oeſtreich, welches frey von fremdem Einfluß ſeyn könnte.

Funfzehn Jahre leben ſeine Völker im Kriege, ſie ſind dazu von der Natur mit außerordentlichen Talenten ausgerüſtet, Wenn man alſo unter Deutſchland nicht blos eine einzelne Caſte, die ſich zum Ganzen noch nicht wie Eins zu Hundert verhält, ſondern die ganze Nation verſteht; ſo wäre es die ſchreiendſte Ungerechtigkeit, den Fall derſelben mit all ſeiner Schmach und ſeinen Folgen auf ihre Rechnung zu ſchreiben. Die Heere einer Nation, ſo wie die Behörden, welche ihr Schickſal leiten, und über den Gebrauch und die Verwendung der Nationalkräfte verfügen, können nur dann als ihre wahren Repräſentanten, und, was ſie leiſten, als Maaßſtab zur Beurtheilung deſſen, was die Nation überhaupt zu leiſten fähig iſt, angeſehen werden, wenn dieſe nach ihrem ganzen Umfange auf gleiche Weiſe und ohne Einſchränkung zur Mitwirkung gezogen wird; und man kann aus dem, was die Repräſentanten zweyer Nationen in Beziehung auf einander geleiſtet haben, nur dann einen richtigen Schluß auf den beyderſeitigen Werth, Kraft, Vermögen dieſer Nationen machen, wenn ſie ſich in Hinſicht auf die Beſchaffenheit ihrer Repräſentation in gleichem Fall befinden. Wofern aber die Eine das Beſte und Vorzüglichſte, was die ganze Maſſe der Staatsbürger darbietet, in den Anführern ihrer Heere und in ihren Verwaltungsbehörden, oder mit einem Wort, in ihrer Repräſenta-

---

werden ſie wohl angebaut? Oeſtreich hat die erſten Scharfſchützen, die erſte Cavallerie in der Welt, es iſt alles jetzt bey den Franzoſen auf Beweglichkeit auf leichte Truppen berechnet, ſehen wir wohl, daß Oeſtreich Frankreich darin zu übertreffen ſucht? Mit nichten! Oeſtreich iſt gelähmt durch ſeine Schulden, ſucht es wohl das einzigſte Mittel anzuwenden, um ſich davon zu befreyen? Gott bewahre! Vorurtheil, Privilegien und Prärogativen-Jagd ſind dort mehr wie je zu Hauſe. Alſo müſſen wir fremden Geſetzen gehorchen, und das iſt gut, denn ſonſt würden wir nicht regenerirt.

tion vereinigt, während die Andere den ohne Verhältniß größten und wichtigſten Theil ihrer Staatsbürger bey der Wahl ihrer Anführer und wichtigern Staatsbeamten übergeht, und denſelben nur als Maſchine gebraucht; ſo fällt aller Maaßſtab weg, nach welchem man über den allgemeinen Werth der letztern in Beziehung auf den der erſtern urtheilen könnte, und es kann bey einem eintretenden Kampf, in welchem jene unterliegt, die mit der Niederlage verknüpfte Schmach derſelben ſo wenig zur Laſt gelegt werden, als man mit Wahrheit ſagen kann, daß ſie ſelbſt es ſey, die ſich mit der ſiegenden gemeſſen habe.

II.

Hatte Deutſchland Urſach, die Fortdauer ſeiner alten Verfaſſung zu wünſchen?

Iſt es mit einem Volke dahin gekommen, daß es die Entſcheidung ſeines Schickſals und die Beſtimmung ſeines künftigen Zuſtandes gänzlich in den Händen des Siegers erblickt; ſo iſt nichts natürlicher, als daß ſich ſein ganzes Intereſſe in der Frage concentrirt: Welches Schickſal ſteht uns in Zukunft bevor? Welche Folgen haben wir von unſerm Falle zu erwarten? — Das Unglück macht argwöhniſch. Kein Wunder, wenn der größte Theil der Deutſchen in der allgemeinen Niederlage ſeines Vaterlandes, in dem Elend, in den drückenden Laſten, in den mannichfaltigen Uebeln der Gegenwart, nichts, als neues, unabſehbares Elend und Verderben ahnet. Auch mögen Einzelne, die nur in ihrem Privatintereſſe den Maaßſtab zur Beurtheilung des Ganzen finden, und ihren Blick nicht über den engen Kreis der Gegenwart hinaus erheben, gegründete Urſach haben, ſich von der neubevorſtehenden Ordnung der Dinge wenig Gewinn zu verſprechen. Allein wo von dem Wohl und Weh, von den allgemeinen Zwecken, von dem öffentlichen Zuſtande eines ganzen großen Volks die Rede iſt, da muß alle eigennützige Privatrückſicht verſchwinden, jedes individuelle und vorübergehende Intereſſe in dem allgemeinen, bleibenden Intereſſe untergehen, ſchon darum untergehen, weil es nur aus dieſem in ſeinem größtmöglichen Umfang und ſeiner längſten Dauer nach wieder hervorgehen kann. Welche Uebel auch unſer gegenwärtiger Zuſtand mit ſich führe, und welche Opfer die große Umwandlung unſrer öffentlichen Verhältniſſe im Einzelnen und Ganzen nothwendig machen möge; ſo werden wir doch unſre Unfälle ſelbſt für hohen Gewinn zu achten haben, im Fall unſre alten Einrichtungen und Verhältniſſe von der Art waren, daß ſie theils zur Erreichung der weſentlichſten Zwecke, zu welchen ſie vorhanden waren, überall nicht taugten, theils ohnehin früher oder ſpäter in ſich ſelbſt zuſammenfallen mußten, und im Fall wir von dem gegenwärtigen Umſturz derſelben wenigſtens eine weſentliche Verbeſſerung unſers öffentlichen, mit dem Intereſſe jedes Einzelnen unfehlbar aufs Engſte zuſammenhängenden Zuſtandes uns verſprechen dürfen. Ein ſchärferer Blick auf die bisherige öffentliche Verfaſſung Deutſchlands wird uns alſo am beſten in den Stand ſetzen, ſowohl über unſre jetzige Lage, als über das, was wir von der Zukunft zu erwarten haben, richtig zu urtheilen.

Der urſprüngliche Zuſtand der Menſchen gegen einander iſt unfehlbar ein Zuſtand des Kriegs. Aus dieſem zerſtörenden Zuſtand herauszukommen, verſtehen ſie ſich zu friedlichen Ausgleichungen nach allgemeinen Regeln oder Geſetzen: ſie errichten eine Friedensanſtalt unter einander, und zugleich eine Schutz- und Sicherheitsanſtalt gegen alle nicht in ihren Verein mit Eingeſchloſſene, oder auch innerhalb deſſelben gegen die den Frieden Brechende, die Geſetze Uebertretende. Eine ſolche Friedens- und Sicherheitsanſtalt heißt Staat. Der erſte und bleibende Zweck eines Staats iſt alſo ungeſtörter Genuß der Freyheit unter Schranken allgemeiner Geſetze, oder was einerley iſt, innere und äußere Sicherheit der Rechte. Eben darum ſind auch die Funktionen des Richtens und Beſchirmens die beyden erſten grundweſentlichen Beſtandtheile in dem Amte der oder des Vorſtehers eines jeden Staats, da hingegen die Feſtſtellung, wenigſtens die Genehmigung der Geſetze, von Rechtswegen allezeit der Geſellſchaft, oder dem Volke ſelbſt zukommt.

Den erſten Staatszweck zu erreichen, wird außer den unmittelbar dazu gehörigen Veranſtaltungen auch ein beträchtlicher Koſtenaufwand erfordert. Der Staat muß alſo Einkünfte haben, und dieſe Einkünfte müſſen von dem Vermögen der Bürger oder Staatsmitglieder ſelbſt erhoben werden. Die Kunſt, dieſe Einkünfte zu erheben, und den nöthigen Staatsaufwand davon gehörig zu beſtreiten, iſt die Staatswirthſchaft. Dieſe macht daher den dritten grundweſentlichen Beſtandtheil in dem Amt des Staatsvorſtehers oder Fürſten aus. Je größer die Geſellſchaft iſt, je größere und mächtigere Staaten ſie

ſie zu Nachbarn hat, je mehr deshalb die Sicherheit der Rechte von innen und von außen gefährdet iſt, und je umfaſſendere Veranſtaltungen daher die Handhabung derſelben nothwendig macht; einer deſto größern Maſſe von Einkünften bedarf auch der Staat, und die Erreichbarkeit des erſten Staatszwecks oder die Sicherheit der Rechte verhält ſich wie die Maſſe der möglichen Einkünfte, oder wie der Reichthum des Staats. Der Reichthum des Staats, oder, da dieſer auf dem Reichthum der Staatsbürger ſelbſt beruht, der Wohlſtand der Staatsbürger, iſt alſo der zweyte weſentliche Zweck eines jeden Staats.

Reichthum und Ueberfluß beruhen auf einer künſtlichen Benutzung der Erzeugniſſe und Kräfte der Natur und andrer Mittel, die Zufall, Umſtände, äußre Verhältniſſe an die Hand geben, alſo auf Kunſt — im umfaſſendſten Sinn, — Kunſt aber ſetzt Entwickelung und Bildung höherer, intellectueller Kräfte voraus. Wie die Künſte Kinder des Bedürfniſſes, Reichthum und Ueberfluß aber Wirkungen der Künſte ſind, folglich ſchon eine ſtark und vielſeitig aufgeregte Sinnlichkeit vorausſetzen; ſo dienen ſie auch dazu, dieſer immer mehr Nahrung zu geben, und ein Heer von Leidenſchaften ins Daſeyn zu rufen. Dieſe würden bald zerſtörend auf den Staat einwirken, und den erſten Zweck deſſelben unfehlbar von innen heraus ſelbſt vernichten, wenn ſie nicht in der gleichmäßigen Entwickelung und Bildung der Vernunft, der ſittlichen, religiöſen und äſthetiſchen Anlagen ein innerliches Gegengewicht fänden. Alſo ſetzt der erſte Staatszweck, außer der Bildung zur erwerbenden Kunſt, auch die Bildung zur Humanität als unumgänglich nothwendig voraus. Ferner: je größer die Geſellſchaft iſt, je mehr der Kreis der Zwecke auf Seiten der Individuen ſich erweitert, deſto mannichfaltiger und verwickelter werden die Rechtsverhältniſſe; deſto dringender wird das Bedürfniß einer gründlichen und umfaſſenden Entwickelung aller menſchlichen und ſtaatsbürgerlichen Rechte; deſto ſchwieriger die Schlichtung der Rechtshändel und der geſammten Staatsverwaltung überhaupt, um ſo größere Fähigkeiten, und tiefere mannichfaltigere Einſichten werden zu dieſen ſchwierigen Geſchäften erfordert. Mit einem Wort: Die Möglichkeit, ſowohl eine hinreichende Summe von Staatskräften zu erzeugen, als die große Staatsmaſchine ihren Zwecken gemäß zu leiten, ſetzt vollſtändige Entwickelung aller innern und äußern, pſychiſchen und phyſiſchen Kräfte und Anlagen der Staatsbürger, nach Maaßgabe ihrer Verhältniſſe und ihres innern und äußern Berufs, voraus: und wenn die innere und äußere Sicherheit der Rechte ſich verhält, wie der Reichthum des Staats; ſo verhalten ſich hinwieder beyde zuſammengenommen, wie die Maſſe der Einſichten und Fähigkeiten, und überhaupt wie der Grad der Kultur der Staatsgeſellſchaft — eine Wahrheit, die ſelbſt der Einfalt ſo klar und deutlich in die Augen leuchtet, daß es unbegreiflich iſt, wie ſie ſo häufig verkannt und ſelbſt verfolgt werden konnte. Kultur der Staatsbürger iſt alſo der dritte Zweck des Staats.

Ob übrigens nicht, aus einem andern Geſichtspunkt betrachtet, die hier gegebene Ordnung der Zwecke vielmehr umzukehren, und Kultur als erſter, Wohlſtand und Sicherheit der Rechte aber als untergeordnete Staatszwecke zu betrachten ſeyn, kommt bey der vorliegenden Unterſuchung nicht in Betracht. Genug, daß ſie in jeder Hinſicht als unzertrennliche und unwandelbare Zwecke jedes Staates gelten müſſen.

Die Einrichtung, welche ein Staat trifft, um dieſe Zwecke zu erreichen, iſt ſeine Verfaſſung. Die beſte Verfaſſung iſt ſonach unſtreitig die, durch welche jene Zwecke am vollkommenſten erreichbar ſind. Nach Verſchiedenheit der Umſtände mag allerdings auch eine Verſchiedenheit der Staatsformen ſtatthaft ſeyn; allein ſo gewiß kein Zweck ohne die angemeſſenen Mittel erreichbar iſt, ſo gewiß iſt es auch ein unverletzlicher Grundſatz für jede Verfaſſung: daß eine Gewalt im Staat vorhanden ſey, welche unbeſchränkte Macht beſitze, alles zu verfügen, wodurch die allgemeinen und weſentlichen Zwecke des Staats ſich am vollkommenſten erreichen laſſen. Der wahre und einzige Quell aller öffentlichen Gewalt iſt ſchon vermöge des bloßen Begriffs eines Staats der Wille des Volks: denn kein Staat iſt anders möglich, als dadurch, daß die ihn bildenden Individuen ſich freywillig der Ausübung eines Theils ihrer natürlichen Zwangsrechte begeben, und ihn einem oder mehrern beſtimmten Individuen, zugleich mit der Dispoſition über die Mittel zur Vollziehung derſelben, übertragen. Dieſe Uebertragung kann auf eine dreyfache Weiſe geſchehen. Entweder das Volk bleibt ſelbſt im Beſitz der höchſten Gewalt, und überträgt die Ausübung derſelben blos auf beſtimmte Zeiten einem oder mehrern Auserwählten unter eigener unmittelbarer oder mittelbarer Mitwirkung, oder ohne dieſelbe; oder es tritt die öffentliche Gewalt an eine Mehrheit von Familien, oder an eine einzige ausſchließend und erblich ab. Jede Verfaſſung iſt daher entweder Volksherrſchaft oder Familienherrſchaft, und dieſe entweder Vielherrſchaft oder Einzelherrſchaft. In allen dieſen Fällen aber machen die geſammten Volksindividuen nur eine ungetheilte Staatsgeſellſchaft unter gemeinſchaftlichen Zwecken und Geſetzen, und unter einer gemeinſamen Regierung aus, die über alle Mittel und Kräfte des Staats, in ſofern dieſelben zur Realiſirung der Staatszwecke dienen, ungehindert zu verfügen hat.

Einer von dieſen Staatsformen mußte die Verfaſſung Deutſchlands entſprechen, wenn ſie nicht der Erreichbarkeit der erſten und weſentlichſten Staatszwecke von Grund aus widerſtreiten ſollte. Ein hiſtoriſcher Ueberblick wird uns hierüber hinreichenden Aufſchluß geben.

Die deutſche Nation war urſprünglich in viele kleinere und größere Stämme getheilt, die ſämmtlich eine völlig demokratiſche Verfaſſung hatten: denn ihre Häupter, Heerführer, Richter, wurden nicht nur insgeſammt von dem ganzen Volk — den ſämmtlichen Freyen — ernannt, ſondern dieſes wirkte auch entſcheidend bey der Geſetzgebung und allen öffentlichen Angelegenheiten mit. In der Folge hob ſich ein Hauptſtamm unter ihnen — die Franken — über die übrigen empor, und zwang dieſelben, mit ihm in einen Staat zuſammenzutreten. So entſtand — im fünften Jahrhundert — der Frankenſtaat, der im achten und neunten Jahrhundert, unter Karl dem Großen, den Gipfel ſeiner Macht und ſeinen größten Umfang erreichte. Jetzt war die Verfaſſung Familienherrſchaft, oder erblich-monarchiſch geworden. Unter Ludwig dem Deutſchen, des

Erſten Enkel — im neunten Jahrhundert — trennte ſich durch Erbtheilung der große Frankenſtaat, und Deutſchland bildete von nun an ein eigenthümliches Reich, mit Beybehaltung der vorigen Verfaſſung bis auf Ludwig das Kind, oder bis zum Jahr 911.

Jetzt fiel die höchſte Gewalt wieder an das Volk zurück, welches dieſelbe einem einzelnen Oberhaupt auf Lebenszeit übertrug. Da man indeſſen auch jetzt noch, und bis ins zwölfte Jahrhundert, dem Vater immer einen ſeiner Söhne zum Nachfolger wählte, ſo behaupteten ſich zwey Familien nach einander, die ſächſiſche und fränkiſche, fortwährend in der höchſten Gewalt, und die Verfaſſung blieb bis zum Jahr 1125, oder bis auf das Ableben Heinrichs des Fünften, im Weſentlichen erblich-monarchiſch.

Auch bis dahin war die Verfaſſung Deutſchlands allerdings nicht ohne ſehr bedeutende Mängel, die ihren Grund theils in der urſprünglichen Bildung des Frankenſtaats, theils in der Roheit der Zeiten, theils in andern Urſachen hatten. Inzwiſchen hob ſie doch die Möglichkeit der weſentlichſten Staatszwecke nicht auf. Deutſchland war noch ein reiner Staat. Es gab nur eine Regierung. Die Staatsmitglieder waren nicht ſelbſt wieder Staaten oder Staatenbeherrſcher, ſondern der Inbegriff aller freyen Individuen, die, obgleich an Rang und bürgerlichen Verhältniſſen verſchieden, ſich doch insgeſammt als gleichmäßig Untergebene zu dem gemeinſamen Oberhaupt verhielten. In dieſem allein war alle Gewalt zu richten, zu ſchützen, die Staatskräfte zu verwalten, und über die Kulturanſtalten zu verfügen vereinigt. Wer irgend eine öffentliche Gewalt ausübte, der hatte ſie erſt von dem gemeinſchaftlichen Oberhaupt empfangen.

Das Reich war, nach Maaßgabe der verſchiedenen Völkerſchaften, aus denen das Ganze ſich gebildet hatte, in Provinzen, Grafſchaften ꝛc. getheilt, deren jede ihren Vorſteher hatte, in deſſen Händen ſich die Leitung des Juſtiz-, Militair-, Polizey- und Finanzweſens befand; aber ſie alle waren zu ihrem Amte von dem Könige berufen, und ſeiner Gewalt nicht weniger, als die übrigen Staatsbürger, unterworfen. Die Art, die Staatseinkünfte und Ausgaben zu erheben und zu beſtreiten, war freylich ſehr einfach, und trug ſehr deutlich das Gepräge der erſten Entſtehung des Staatskörpers; doch waren die Einkünfte beträchtlich genug, um die allgemeinen Staatszwecke nicht unerreichbar zu machen. Nicht das Vermögen der einzelnen Staatsbürger ſelbſt war der Fond, von welchem die Regierung ihre Einkünfte zog, ſondern dieſe hatte, gleich einem Privatmann, ihre eigenen Güther, die ſie bewirthſchaften ließ, und von welchen ſie den Aufwand für den Hof und für den Staat beſtritt. Zu ihnen kamen noch die jährlichen Geſchenke der großen Guthsbeſitzer, ein Theil der Strafgelder und andre Emolumente. Die öffentlichen Beamten genoſſen, ſtatt der Beſoldung, öffentliche Lehne, und waren dafür zu unentgeltlichen Dienſten im Kriege und am Hofe verpflichtet. Die Pflicht zu den erſtern lag auch jedem übrigen Freyen ob, der weder ein Lehen beſaß, noch ein öffentliches Amt bekleidete. Bey dieſer Einrichtung beſaß der König nicht allein beträchtliche Hülfsmittel zur Beſtreitung des Staatsaufwands, ſondern es ſtand ihm auch ſtets ein furchtbares Heer zum Schutze des Reichs und zu kriegeriſchen Unternehmungen zu Gebot.

Dieß war die Blüthenzeit für Deutſchlands politiſche Gröſſe. In dieſen Zeiten war es, wo unſre tapfern Ahnen die grauſamen Ungarn und die wilden Normannen tilgten, und die kriegeriſchen Wenden ſich unterwürfig machten, daß Deutſchlands Herrſchaft ſich von der Weichſel bis an die Loire, und von der Nord- und Oſtſee bis an das Mittelmeer erſtreckte, und der deutſche Kaiſer als das Oberhaupt der Erde betrachtet wurde.

Allein auch gerade während dieſer glänzenden Epoche, hauptſächlich während der letztern Hälfte derſelben, arbeitete das Privatintereſſe, die Hab-, Herrſch- und Vergrößerungsſucht der deutſchen Großen ſelbſt am ämſigſten an dem Fall des Reichs. Jeder Reichsvaſall, jeder Biſchof, Erzbiſchof, Prälat, jeder Herzog, Pfalzgraf, Landgraf ꝛc. ſtrebte nach Eigenmacht und Unabhängigkeit, alle wetteiferten darin, die öffentliche Gewalt zu vernichten, und ſich nicht blos zu unabhängigen und erblichen Herren in ihren Gebieten zu machen, ſondern auch alle Domänen, Einkünfte und Rechte des Königs an ſich zu ziehn. Was ſie in dieſem Zeitraum begonnen hatten, vollendeten ſie in den eiſernen Zeiten der nächſtfolgenden Jahrhunderte. Die öffentliche Staatsgewalt in Deutſchland dauerte nur noch im kaiſerlichen Namen fort, aus den vorigen Staatsbeamten wurden theils erbliche, theils durch Wahl beſtimmte größere oder kleinere Staatenhäupter, und zu ihnen geſellte ſich überdieß noch eine zahlreiche Menge bloßer unmittelbarer Gütherbeſitzer, Dörfer und Städte.

Wenn dieſe zerriſſenen Stücke im Aeußern dennoch fortfuhren, ein Ganzes zu bilden; ſo konnte daraus nichts, als eine der monſtröſeſten Staatsformen entſtehen, die je aus den Händen des Zufalls hervorgegangen ſind. Statt eine Geſellſchaft auszumachen, deren eigenthümliches Weſen als erſte Bedingung fordert, daß die Mitglieder eines Theils ihrer Zwangsrechte ſich entäußern, hatten die deutſchen Staatsmitglieder eben dieſe Rechte zurückgenommen; und ſtatt daß die Verfaſſung eines Staats das Mittel iſt, die Zwecke deſſelben erreichbar zu machen, war die nun entſtandene deutſche Reichsverfaſſung gerade das Mittel, jene Zwecke unmöglich zu machen.

Das Lebensprinzip eines jeden Staats, die Gewalt, die Mittel, welche zur Erreichung des erſten Staatszwecks erforderlich ſind, zu erſchaffen, und frey in Gebrauch zu ſetzen, war durch Entſtehung der Landeshoheit erloſchen, und es waren dadurch dem Wohlſtand ſowohl, als der Ausbildung der Nation, folglich zweyen der weſentlichſten Staatszwecke, von deren Realiſirung zugleich die Sicherheit des Ganzen abhängt, unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt.

Soll ein Staat ſich zu dem höchſtmöglichen Grad von Wohlſtand erheben; ſo müſſen alle Kräfte Reitz und Gelegenheit finden, im größtmöglichen Umfang wirkſam zu ſeyn. Eine ſolche Ausbreitung der Wirkſamkeit aller einzelnen Kräfte iſt aber nur möglich durch harmoniſche Zuſammenwirkung derſelben, dergeſtalt, daß alle in dem Zweck ihrer wechſelſeitigen Unterſtützung zuſammenſtimmen. Es verhält ſich mit einem Staat, wie mit einem organiſchen Körper. Jedes Glied kann Leben und Kraft nur durch die übrigen gewinnen, und je mehr alle Glieder ſich wechſelſeitig ſtärken und beleben, deſto höher ſteigt die Geſundheit und Kraft des Ganzen. Wie aber ein ſo genau beſtimmtes Verhältniß der Kraftäußerung aller Theile eines organiſchen Körpers nicht ohne ein gemeinſchaftliches Prinzip der Wechſelwirkung möglich iſt, ſo iſt auch in einem Staat keine harmoniſche Wirkſamkeit der Kräfte ohne eine alle Theile gleichmäßig durchdringende und auf den Gemeinzweck wechſelſeitiger Unterſtützung und Belebung hinleitende Gewalt.

Zum Wohlſtand einer Nation gehören vornämlich drey Stücke: Sicherheit vor Mangel und, ſo viel möglich, Ueberfluß an allen nöthigen Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens, durchgängig ungeſtörter Genuß der Rechte und phyſiſches Wohlbefinden.

Jedes Individuum hat in der Regel ſchon in ſich ſelbſt ein natürliches Intereſſe, ſeine Kräfte zur Production der Bedürfniſſe in Thätigkeit zu ſetzen. Dieſes Intereſſe gründet ſich auf das Verhältniß, in welchem Mangel ſowohl, als Ueberfluß, zu der Sinnlichkeit des Menſchen ſtehn. Den mancherley Uebeln zu entgehen, die der erſtere mit ſich führt, und des behaglichen Zuſtandes, des Schimmers, der lockenden Genüſſe theilhaftig zu werden, die aus dem letztern entſpringen, ſinnt jeder ſchon von ſelbſt auf Mittel, ſeinen Wohlſtand auszubreiten, ergreift ſie willig, wo ſie dargeboten werden, und unterzieht ſich gern den mühſeligſten Anſtrengungen, wenn er nur auf Gelingen ſeiner Arbeit rechnen darf.

Das Geſchäft der Staatsverwaltung iſt daher nur: jenen natürlichen Trieb zu unterſtützen, zweckmäßig zu leiten, die Hinderniſſe deſſelben aus dem Wege zu räumen, und dem Erſchlaffen oder gar Erlöſchen deſſelben in manchen Individuen vorzubeugen.

Es giebt im Allgemeinen dreyerley, von der Regierung anzuwendende, Beförderungs- und Leitungsmittel des Erwerbtriebes: Aufmunterung zu vernachläßigten, oder nützlichen Erwerbszweigen, und Einführung beſſerer Methoden in ſchon betriebenen; größtmögliche Erleichterung des Verkehrs und Umtauſches der gewonnenen, natürlichen oder künſtlichen, in- oder ausländiſchen Produkte; möglichſt ungeſchmälerter Genuß des Erworbenen durch Vermeidung aller nicht zu Erreichung der Staatszwecke erforderlichen Abgaben und durch zweckmäßige Erhebung derſelben.

Zur Aufmunterung zu vernachläßigten Erwerbszweigen und zu Einführung beſſerer Methoden in ſchon betriebenen, dienen öffentliche Auszeichnungen, Privilegien, Befreyung von Abgaben auf gewiſſe Zeiten, Prämien, und nöthigen Falls ſelbſt thätige Unterſtützung der Regierung durch Schenkungen, Geldvorſchüſſe u. dgl. Wie viel eine Regierung zur Beförderung der Induſtrie und des Nationalwohlſtandes durch ſolche Mittel zu thun vermöge, hat insbeſondere Großbrittannien bewieſen.

Eins der wichtigſten Mittel, den Erwerbsfleiß zu beleben, iſt ohne Zweifel Erleichterung des Verkehrs und Umtauſches der Produkte. Je weiter die Sphäre deſſelben, je ſicherer der Abſatz, je weniger Aufopferungen damit verbunden ſind, und je ſicherer und beträchtlicher daher der Gewinn iſt, den die mancherley Gegenſtände des Erwerbes tragen, deſto höher wird auch der Fleiß und die Thätigkeit im Handel. im Fabriciren, und in allen Arten von Gewinnung künſtlicher und natürlicher

Produkte ſteigen, und umgekehrt. Daher wird auch der Grad der Lebendigkeit des Erwerbstriebes immer mit der Größe der Nation im Verhältniß ſtehn, zumal wenn auch die ihr möglichen Handelsverbindungen mit auswärtigen Völkern nicht aus der Acht gelaſſen werden. Allein ſoll die Größe einer Nation jenen ihr entſprechenden Grad der Induſtrie erzeugen; ſo muß vor allen Dingen eine allgemeine Communication, ein durchgängig freyer Umtauſch der Produkte unter ihr Statt finden, und dieſer Umtauſch nicht erſchwert, ſondern durch zweckmäßige Vertheilung der Handelsplätze, durch wachſame Handelspolizey, durch Gleichheit der Münzen, Maaße und Gewichte, durch gute Landſtraßen, durch Verbindung von Flüſſen, und andere erforderliche Vorkehrungen auf alle Weiſe erleichtert und befördert werden.

Die erſte Triebfeder aller Erwerbsthätigkeit iſt Gewinn. Je mehr Vortheil ſich der Menſch von ſeinem Fleiß verſprechen darf, deſto eifriger wird er ſich demſelben ergeben. Die Ausſicht auf den ſteigenden Wohlſtand belebt den Muth zu immer neuen Anſtrengungen. Der Sklav, der gleich dem Stier vor ſeinem Pflug von ſeiner Arbeit keinen andern Vortheil hofft, als ſein mühevolles Leben zu neuer Arbeit zu friſten, wird auch nur träg und gezwungen, wie jener, ſein Tagewerk verrichten. Daher wird auch ein Staat um ſo thätigere und arbeitſamere Bürger haben, je weniger er die Früchte ihres Fleißes mit Abgaben belaſtet, oder je ſtrenger er des Grundſatzes eingedenk iſt, daß die Abgaben der Bürger nur deren eigenes Wohl, oder, was einerley iſt, das Wohl und die Sicherheit des Staats bezwecken, und daß er nicht mehr, als dieſer Zweck erheiſcht, von ihnen fordern darf. Dagegen iſt es ein ſicheres Merkmal einer ſchlechten Verfaſſung, wenn ſie ſchon durch ihre Natur den Staatsbürgern größere Laſten auflegt, als die wohlgegründeten Zwecke des Ganzen nothwendig machen, oder wenn ſie ſelbſt mit der Möglichkeit des Erwerbes ſolche durch die allgemeinen Staatszwecke nicht gerechtfertigte Aufopferungen verknüpft; und die Folge davon kann nichts anders, als eine verhältnißmäßige Lähmung und Verminderung der Erwerbsthätigkeit ſeyn.

Da endlich durch allerley Unglücksfälle, und ſelbſt durch den freyen und allzuſtarken Vertrieb der Produkte leicht der Fall eintreten kann, daß ſelbſt an den unentbehrlichſten Bedürfniſſen Mangel entſteht, oder daß einzelne Individuen oder ganze Gemeinheiten ihr Eigenthum und die Mittel ihres Erwerbs verlieren; ſo iſt es ein ſehr wichtiger Gegenſtand für die Beförderung des Nationalwohlſtandes, einem ſolchen Fall durch zweckmäßige Maaßregeln, durch Anlegung von öffentlichen Magazinen, durch Brandverſicherungsanſtalten u. dgl. vorzubeugen. Auch gehören insbeſondere hierher zweckmäßige Armenanſtalten, durch welche nicht allein wirklich Hülfloſe verſorgt, ſondern auch diejenigen, welche noch Kraft zur Arbeit haben, für den Fleiß und nützliche Thätigkeit gewonnen werden. Nur Mangel an ſolchen Anſtalten iſt es, wenn man in einem Staate ganze Bettlerfamilien aufwachſen ſieht, die, wie Raubbienen, nicht nur den Fleiß der arbeitſamen Klaſſe verzehren, ſondern auch der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden. Jede Art von ſittlicher Verderbniß breitet ſich wuchernd in den Herzen ſolcher Menſchen aus, die, an den Müßiggang gewöhnt, und niedergedrückt unter den Fluch der allgemeinen Verachtung, keinen Reitz zu edler Thätigkeit in ſich finden.

Das zweyte Haupterforderniß zum Wohlſtand einer Nation iſt durchgängig ungeſtörter Genuß der Rechte. Das koſtbarſte Unterpfand, welches die Staatsbürger in die Hände der Regierung niederlegen, iſt die Handhabung ihrer Rechte, und die erſte und heiligſte Pflicht der Regierung iſt, von dieſem Unterpfand den gewiſſenhafteſten Gebrauch zu machen. Denn darum eben treten ſie ja in eine bürgerliche Geſellſchaft zuſammen, unterwerfen ſich dem Zwange der Geſetze, und entäußern ſich der Ausübung des einem jedem ſelbſt von Natur zuſtehenden Zwanges gegen ihre Beleidiger, damit ſie des Genuſſes ihrer Rechte unter dem Schutze der Geſellſchaft deſto geſicherter ſeyn. Daher ſind es zwey unerläßliche Bedingungen für eine gute Verfaſſung: einmal, daß ſie nicht ſchon durch ihre Natur den Rechten eines Theils der Staatsbürger Eintrag thue; zweytens, daß ſie jeder Kränkung der Rechte zuvorkomme, oder wo eine ſolche eingetreten iſt, ſichere und unverzögerte Genugthuung gewähre. In Hinſicht des Erſtern muß Gleichheit der Rechte Grundgeſetz einer jeden guten Verfaſſung ſeyn. Der Grund zu Anforderungen, welche Menſchen an Menſchen zu machen haben, iſt in allen derſelbe, unveränderlich und ewig. Er iſt die einzige Quelle alles Rechts, und Ungleichheit der Rechte iſt gänzliche Vernichtung derſelben. Nun bringt die Natur eines jeden Staats zwar allerdings eine Verſchiedenheit bürgerlicher Verhältniſſe mit ſich; allein dieſe Verhältniſſe müſſen, wiefern dadurch ein Bürger, oder eine

Klaſſe von Bürgern, Vorzüge vor Andern erhält, ſchlechterdings durch die allgemeinen Zwecke des Staats, und folglich durch die Zwecke jedes Einzelnen als Staatsindividuums ſelbſt gerechtfertigt und aufgegeben ſeyn. In dieſem Fall bezweckt der Vortheil oder Vorzug des Einen den Vortheil der Uebrigen, und in der Einheit der Zwecke wird die anſcheinende Ungleichheit der Rechte wieder ausgelöſcht. Jede Begünſtigung des Einen vor dem Andern hingegen, die nicht unter dieſe Regel paßt, iſt eine Aufhebung der Gleichheit der Rechte, und eine Ungerechtigkeit, die die Verfaſſung in ihrem Weſen ſchon über einen Theil der Bürger verhängt.

Was das Andere betrifft; ſo gehört dazu nicht bloß eine, ſo viel möglich, alle rechtlichen Verhältniſſe nach ihrem natürlichen Zuſammenhange umfaſſende, alle ausdrücklichen Fälle klar und genau, die übrigen wenigſtens durch eine leichte Analogie beſtimmende Geſetzverfaſſung, und eine eben ſo beſtimmte und einfache Polizey- und Gerichtsordnung; ſondern hauptſächlich auch Einheit der Geſetz- und Gerichtsverfaſſung — einerley Geſetz, einerley Gericht durch die ganze Nation. Welch ein Feld für die Ränke mancher, welche Schlupfwinkel für die Frevler an der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Recht, welche Verzögerungen und abſchreckende Hinderniſſe für die Rechtsgeſuche, wo das Recht ſich in tauſenderley Geſtalten kleidet, und Sicherheit und Rechtsgenuß von eben ſo vielen gänzlich getrennten, in keiner organiſchen Verbindung ſtehenden Gerichtshöfen abhängig ſind!

Die Beförderung des phyſiſchen Wohlbefindens, als des dritten Haupterforderniſſes des Nationalwohlſtandes, macht dem Staat eine doppelte Art von Maaßregeln zur Pflicht: negative und poſitive, oder Maaßregeln zur Sicherung vor Krankheiten, und Maaßregeln zur Abhülfe derſelben. Zu den erſtern gehört: Entfernung aller Urſachen, welche Krankheiten erzeugen oder fortpflanzen können, als Verbeſſerung der Atmoſphäre durch Austrocknung von Sümpfen, Unterdrückung geſundheitverderblicher Gebräuche, Abwehrung oder Hemmung anſteckender Krankheiten, Ausrottung einheimiſch gewordener, wie der Blattern, durch Inoculation ꝛc. Zu den letztern gehören wohleingerichtete, mit tüchtigen Lehrern beſetzte, und mit allen erforderlichen Hülfsmitteln hinlänglich ausgeſtattete Inſtitute zur Bildung der Aerzte und Wundärzte, ſcharfe Prüfung eines jeden, der ſich der Ausübung der Heilkunſt unterziehen will; Verbannung aller Quackſalberey, ſorgfältige Aufſicht über die Zubereitung und den Verkauf der Arzneyen, mit einem Wort: eine ſtrenge mediciniſche Polizey.

Was endlich die Kultur des Volks betrifft, ſo werden dazu Bildungsanſtalten aller Art, in Abſicht auf Wiſſenſchaften, Künſte, Gewerbe, Handel, Ackerbau ꝛc. erfordert, die nach einem ſolchen Syſtem organiſirt, und ſo verbreitet und verbunden ſind, daß die ganze Nation an ihnen gleichmäßigen Antheil nehmen, und Ausbildung ihrer Fähigkeiten und geſammten Anlagen gewinnen kann. Der Zweck dieſer Anſtalten muß ſich über alles erſtrecken, was in den Bürgern einer Entwickelung bedarf. Sie ſollen eben ſo ſehr den höhern Zweck der Menſchheit befördern, als ſie dem Intereſſe des Staates dienen. Die Beſtimmung des Menſchen darf über der Beſtimmung des Bürgers nie vergeſſen werden. Ein liberaler Geiſt muß über dieſen geheiligten Anſtalten walten. In Abſicht auf ſie darf der Staat nicht kargen. Sie geben mit Wucher zurück, was von den Kräften des Staats auf ſie verwendet wird. Der Flor der öffentlichen Bildungsanſtalten iſt das ſicherſte Kennzeichen der Weisheit der Regierung, wie der Erhabenheit ihrer Geſinnung. Ein Staat, in welchem die Jäger ſchwelgen, und die Schullehrer darben, iſt noch ſehr weit von dem Ziel der Vollkommenheit entfernt. Zugleich müſſen die Bildungsanſtalten das Mittel ſeyn, die beſten Köpfe in der Nation, das Edelſte, was ſie an Bürgern beſitzt, kennen zu lernen, und ſie als künftige Theilnehmer an den öffentlichen Geſchäften jeder Art auszuzeichnen, und mit bloßer Rückſicht auf ihre Würdigkeit emporzuheben. Damit dieſes wichtige Geſchäft der Volksbildung aber immer mehr dem Ziel der Vollkommenheit entgegenrücke; ſo muß eine Auswahl der beſten Köpfe, der edelſten und kenntnißreichſten Männer eine fortdauernde Geſellſchaft bilden, die, bloß der Vervollkommnung der Wiſſenſchaften und Künſte geweiht, raſtlos ihren Blick auf das National-Bildungsweſen richtet, und an dem ſteten Fortſchreiten deſſelben arbeitet.

Man betrachte nun Deutſchland, in welcher von dieſen Hinſichten man will; ſo ſpringt auf den erſten

Blick ins Auge, daß ſeine Verfaſſung ſelbſt mit den erſten Bedingungen der Möglichkeit desjenigen Grades von Ausbildung und Wohlſtand ſtritt, zu welchem es, ſowohl nach den natürlichen Anlagen und Eigenſchaften ſeiner Bewohner, als nach der Beſchaffenheit und Lage ſeines Bodens, ſich hätte erheben können. Da nicht der Wille einer einzigen, oder auch nur einiger wenigen Verwaltungen über das Ganze verfügte, ſondern die Nation unter einer ſehr großen Anzahl von Regierungen, deren jede im Umfang ihres kleinern oder größern Gebiets alle Rechte eines Landesherrn ausübte, getrennt lebte; ſo fielen dadurch alle Anſtalten, welche nur durch den vereinten Aufwand eines großen Nationalvermögens möglich ſind, und alle, das Ganze umfaſſende, und die Beförderung des allgemeinen Wohlſtands betreffende Maaßregeln ſo ganz hinweg, daß es auch nicht einmal jemanden einfallen konnte, den Gedanken davon aufzufaſſen. An ein allgemeines Staatswirthſchafts-Syſtem, welches darauf berechnet geweſen wäre, den Boden und die Lage des Landes, ſo wie das Genie der Bewohner ſo zu benutzen, daß daraus der größtmögliche Gewinn hätte reſultiren müſſen; an allgemeine politiſche Maßregeln zur Beförderung des Ackerbaues, des Gewerbes, der Fabriken, des in- und ausländiſchen Handels; an eine allgemeine zweckmäßige Anordnung der Steuern, Taxen und Auflagen; an Gleichheit der Münzen, Maaße und Gewichte; an Erbauung und Unterhaltung guter Straßen durch das ganze Reich, zur Beförderung des allgemeinen Verkehrs; an allgemeine Benutzung und zweckmäßige Verbindung der Flüſſe und Ströme ꝛc. war ſo wenig zu denken, als an allgemeine Maßregeln zur Abwendung und Milderung der Noth, die einzelne Diſtrikte treffen konnte, als allgemeine Feueranſtalten, Armenanſtalten, Brand- und Witwenkaſſen, Magazine ꝛc. Das größte ſtaatswirthſchaftliche Genie, ein Sülly, ein Kolbert, wäre hier ein ganz unnützes Geſchenk der Natur geweſen.

Die Verwaltung und Benutzung jedes einzelnen Diſtriktes hing von der beſondern Regierung deſſelben ab, und die Maßregeln derſelben waren blos auf den Umfang dieſes Diſtriktes eingeſchränkt. Jede Regierung war nur an das beſondere Intereſſe ihres Landes oder Ländchens gebunden, und traf nur ſolche Verfügungen, welche dieſes Intereſſe beförderten, ohne Rückſicht, ob das Intereſſe der Nachbarſtaaten dabey gewann oder verlor. Solche Vortheile, wie ſie unter der Bedingung aus ihrem Lande hätte ziehen können, wenn Einheit des Verwaltungsſyſtems zwiſchen dieſem und benachbarten Staaten Statt gefunden hätte, mußten entweder völlig aufgegeben werden, oder litten doch großen Abbruch. Wo aber auch das Intereſſe mehrerer Nachbarſtaaten ſich ſehr wohl vereinigen ließ, oder gar erſt durch einſtimmige Maßregeln möglich wurde, da hinderten doch bald Eigenſinn, bald Trägheit, bald andere Urſachen die verſchiedenen Verwaltungen, durch vereinte Thätigkeit gemeinſame Zwecke herbeyzuführen. Colliſionen, Widerſtreit, gegenſeitiger Abbruch der verſchiedenen Intereſſen, und oft völlige Unmöglichkeit wichtiger Vortheile, waren die unausbleiblichen Folgen dieſer Zerriſſenheit. Welch eine mächtige Hemmung der Erwerbsthätigkeit brachten nicht ſchon die Auflagen und Zölle, womit die Stände die Produkte und Bedürfniſſe ihrer Länder gegenſeitig beſchwerten, hervor! Wie manche Unternehmung wurde dadurch darnieder gedrückt, wie manche ſchon in der Geburt erſtickt! Nicht zu gedenken, daß die großen Opfer, welche die Induſtrie dadurch zu bringen genöthigt war, ohne Gewinn für eigene Staatszwecke, die allein ſie rechtfertigen können, verloren gingen.

Aber auch ſelbſt eine in dem Grade vortreffliche Verwaltung, als die aus der Zerſtückelung entſpringende Beſchränktheit noch verſtattete, konnte im Allgemeinen nicht Statt finden. So vortrefflich auch ein einzelner Staat verwaltet werden mochte, ſo ſchlecht konnten es die übrigen ſeyn: denn die Maßregeln der einen Regierung waren kein Geſetz für die übrigen, und paßten auch nicht für jeden andern Staat. Dann fehlte es faſt durchaus den Regierungen an derjenigen Triebfeder, die ſie am meiſten hätte reizen müſſen, zur Aufnahme und zum Flor ihres Landes alle Mittel aufzubieten — es trieb ſie nicht die mächtige Sorge für Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit. Ihre Rechte und Integrität waren durch den Reichsverband in ſoweit geſichert, als ſie dadurch, der Natur der Sache nach, geſichert ſeyn konnten. Sie ſelbſt vermochten darin nichts zu ändern. Die größten Anſtrengungen, die weit getriebenſte Erhöhung ihrer immer unbedeutenden Staatskräfte hätte doch nicht dazu dienen können, ihre Selbſtſtändigkeit auch nur gegen einen mächtigern Mitſtand zu behaupten, oder bey einem entſtehenden, dem Reiche fremden, und gegen das Intereſſe deſſelben ſtreitenden Kriegsungewitter ſich neutral zu erklären, viel weniger ſich einen bedeutenden Einfluß auf andre Staaten zu verſchaffen. Zu ohnmächtig, um ſelbſt eine Macht zu werden, ließen ſie es alſo in der Regel dabey bewenden, die Vortheile zu genießen, die nach dem einmal eingeführten Syſtem ſich ohne große Anſtrengung und mühſelige Verbeſſerungsplane von ſelbſt ergaben.

Dazu kam, daß in vielen Reichsſtaaten die Regierung nicht erblich war, folglich auch nicht einmal die Sorge für ihre Nachkommenſchaft ſie beſtimmen konnte, etwas für die Verbeſſerung und den Wohlſtand eines Landes zu thun, das ſie, war ſie nicht von ſeltnen, edlen und uneigennützigen Geſinnungen belebt, nur in ſofern intereſſirte, als ſie daraus ohne Abbruch ihrer Bequemlichkeit Befriedigung ihrer eigenen perſönlichen Wünſche ziehen konnte. Es iſt Thatſache, welche Schuldenlaſt von Anbeginn dergleichen Länder drückte, ſo wie es Thatſache iſt, wie merklich ſie ſich hoben, ſobald ſie unter erbliche Herrſchaft kamen.

Bey eintretenden Unglücksfällen war ein kleiner Staat allem Jammer der Hülfloſigkeit Preis gegeben. In ſich ſelbſt fand er keine Mittel, ſeinem Uebel abzuhelfen, und über die Hülfsmittel der Nachbarn hatte er kein Recht. Geriethen z. B. die Aernten übel, und benachbarte Staaten fanden für gut, ihren Unterthanen den Verkauf ihrer Vorräthe an Auswärtige zu unterſagen; ſo war der nothleidende Staat dem drückendſten Mangel ausgeſetzt, oder ſah ſich gezwungen, mit vieler Gefahr, und zum großen Nachtheil der Moralität, die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens als Contreband von fremdem Gebiet zu holen.

Wie ſehr bey einer ſolchen Zerſtückelung des deutſchen Staatskörpers der Rechtsgang erſchwert werden, und wie mancher Vorſchub dadurch dem Verbrechen, dem Frevel, der Bosheit geſchehen mußte, fällt von ſelbſt in die Augen. Wenn ein Verbrecher auch eben keinen Schutz auf fremdem Territorium fand; ſo war doch eine Regierung bey der Ahndung von Verbrechen, die fremdes Geſetz und Recht verletzten, und beym Schutz der Rechte fremder Unterthanen lange nicht ſo intereſſirt, als wo es die eigenen betraf. Auch war der Rechtsgang, die Gerichts- und Polizeyverfaſſung dem Auswärtigen, der ſeinen Beleidiger auf fremdem Gebiete verfolgte, und ſein Recht vor fremden Behörden ſuchte, zu wenig bekannt, und der Verfolgte fand zu leicht Mittel, ſich der Verfolgung und Ahndung zu entziehen, oder ſie zu erſchweren, als daß nicht öfters Geſetz und Recht hätten unbefriedigt bleiben müſſen.

Die Rechtsverfaſſung ſelbſt betreffend, fanden ſich in den meiſten Staaten zu wenig Reitz, Veranlaſſung und Mittel, und zu viel Hinderniſſe und Schwierigkeiten, als daß es ſo leicht zu bedeutenden Verbeſſerungen und Umgeſtaltungen hätte kommen können. Mithin blieb alles, wie in der übrigen Verwaltung, ſo auch in Hinſicht auf die Geſetze und deren Vollziehung, gewöhnlich bey dem Alten, und es wurde daher nicht leicht irgendwo ſo viel ſchädlicher, und das Gute, das Fortſchreiten zum Beſſern hindernder Schlendrian angetroffen, als in den meiſten, beſonders kleinern deutſchen Staaten. Auch die Beſtellung tüchtiger Beamten, im geiſtlichen und weltlichen Fach, war großen Schwierigkeiten unterworfen. Denn da die meiſten kleinen Staaten weder Mittel genug beſaßen, um höhere Bildungsanſtalten ſelbſt zu unterhalten, noch ſolche Behörden anzuſetzen, die tüchtig geweſen wären, den ganzen Umfang der zu den verſchiedenen Aemtern erforderlichen Kenntniſſe und Fähigkeiten zu überſehen; ſo war die natürliche Folge, daß auch die Prüfung und darauf ſich gründende Anſtellung künftiger Beamten nicht anders, als ſehr unvollkommen ausfallen konnte.

Daſſelbe war der Fall in Rückſicht auf das Medicinalweſen. Da die Aerzte in den kleinen Staaten ihre Kenntniſſe ſich meiſtentheils auf fremden Univerſitäten erwerben, und dort auch ihre Prüfungen beſtehen mußten; ſo hing es meiſtens von dem Zufall ab, was für Subjekte hier die wichtige Sorge für die Geſundheit der Einwohner auf ſich hatten; und in welchen Umſtänden das Medicinalweſen überhaupt ſich in einem Staate befinden mußte, dem es an höhern Anſtalten zur Aufſicht und Organiſation deſſelben mangelte, ergiebt ſich von ſelbſt.

Kurz, wie das Streben der deutſchen Magnaten in jenen ſtürmiſchen Zeiten, in welchen die neuere Reichsverfaſſung ſich bildete, nicht dahin ging, die Kultur und den Wohlſtand der Nation, oder die höhern Zwecke des Staats zu befördern, ſondern nur ſich unabhängig zu machen, und ihren Privatvortheil auf Koſten des Ganzen, ſoviel ſie vermochten, auszubreiten; ſo ward dieſe Umkehrung der Maximen auch zum Grundzug jener Verfaſſung: der höhere Wohlſtand der Nation, die weſentlichſten Zwecke des Staats wurden unabänderlich den Privatzwecken einer Anzahl mächtiger Individuen zum Opfer gebracht.

Aber ſpricht nicht die That ſelbſt laut gegen die Uebel, die hier der Verfaſſung Deutſchlands zur Laſt gelegt werden? Herrſchte nicht, im Ganzen genommen, in

Deutſchland Wohlſtand und Ueberfluß? Hat nicht die Induſtrie, der Ackerbau, Fabriken, Gewerbe, Handel, in vielen deutſchen Provinzen eine beträchtliche Höhe erreicht? Iſt Deutſchland nicht voll von Bildungsanſtalten zur Entwickelung der ſittlichen, intellectuellen und Kunſt-Fähigkeiten? Sind nicht viele, und darunter mehrere der wichtigſten neuern Erfindungen deutſchen Urſprungs? Hat Deutſchland nicht längſt in der höhern Kunſt und in allen Zweigen der Wiſſenſchaften mit den gebildetſten Nationen des Erdkreiſes gewetteifert, und in manchen es ihnen ſogar weit zuvor gethan?

Allerdings darf Deutſchland ſtolz ſeyn auf die Höhe, die ſeine Bürger in dieſen und andern Hinſichten errungen haben. Aber rechtfertigt dieſes die tiefen Gebrechen ſeiner Verfaſſung? Beweiſt es, daß die Deutſchen ohne die drückenden Feſſeln dieſer Verfaſſung nicht eine noch weit bewundernswürdigere Höhe würden haben erreichen können? Was hat denn die deutſchen Bürger von Anbeginn ſo ſehr empor gehoben? Ihre kräftige Natur, ihr unermüdeter Fleiß, ihr aufſtrebender Geiſt, der allen Hinderniſſen der öffentlichen Verhältniſſe Trotz bot! Dadurch haben ſie ſich im Mittelalter unter dem ſchmählichen Druck der Sklaverey hervorgearbeitet, und im immerwährenden Kampf mit der Raubſucht des müßigen Adels und mit den Gewaltthätigkeiten der Großen ſich Freyheit, Reichthum, Macht und Ueberfluß erworben. Was Deutſchland Treffliches aufzuweiſen hat, verdankt es faſt ausſchließend dieſem raſtloſen Fleiß, dieſem muthvoll gegen alle Hinderniſſe anſtrebenden Geiſt ſeiner geringern Volksklaſſe, ſeiner Bürger. Soll man nun als Wirkung der Verfaſſung rühmen, was die Energie der

Deutſchen ſelbſt erſt durch ihren Sieg über die Verfaſſung ſchuf? Muß man bey dem Anblick einer ſo regen, kräftigen Natur nicht vielmehr bedauern, daß ſo viele Hinderniſſe ihr verwehrten, und günſtigere Verhältniſſe ſie nicht in Stand ſetzten, ſich in einem noch weit vollkommneren Grade zu entfalten?

Laßt uns nur einen Blick auf die Bildungs- oder Unterrichts-Anſtalten in Deutſchland werfen! Zahlreich ſind ſie freylich in ſo einem Grade, daß insbeſondere die Menge der Univerſitäten jeden unkundigen Fremden in Erſtaunen ſetzt. Allein, was ihre Menge erzeugte, erzeugte auch ihre Unvollkommenheit und ihren Mangel an Zuſammenhang — die unerhörte Zerſtückelung des deutſchen Staatskörpers. Wie wenig befriedigend, wie traurig iſt das Reſultat, das eine nähere Unterſuchung derſelben giebt!

Drückende Dürftigkeit iſt faſt durchgängig das Loos der Lehrer, und der größte Theil derſelben muß bis ans Ende ſeiner Tage der bitterſten Armuth ſeine Exiſtenz abkämpfen. Auf einen geringen, oft zum Nichts herabſinkenden öffentlichen Gehalt beſchränkt, ja zum Theil lange Zeit ohne allen Gehalt, müſſen ſie, dem elendeſten Kramer gleich, die Schätze mühſam errungener Wiſſenſchaft, die Lehren der Weisheit und Tugend, ihren Zöglingen und Schülern um einen kärglichen Lohn verkaufen. Mit einem Herzen voll Nahrungsſorgen begrüßen ſie am Morgen die aufgehende Sonne, mit Kummer und Sorgen ſcheiden ſie am Abend von ihr; und wenn ſie am Ziel eines raſtloſen, freudenleeren, verdruß- und mühevollen Lebens die Geſellſchaft verlaſſen, über die ihr Fleiß und ihre Talente reichen Segen ausſtrömten;

ſo können ſie nicht einmal den Troſt ins Grab mitnehmen, ihre Wittwen und Kinder verſorgt zu wiſſen!

Die Organiſation der höhern ſowohl, als niedern Unterrichtsanſtalten iſt im Allgemeinen ſo fehlerhaft und unvollkommen, und ſie hängen ſo wenig nach einem durchgreifenden Plan zuſammen, daß ſie weder zu einer nur in einigem Grade vollſtändigen und vielſeitigen Ausbildung des Bürgers und Landmanns, noch des Gelehrten und Künſtlers zureichend ſind. Und wie an hinlänglichen Fonds zur Beſoldung der Lehrer; ſo fehlt es noch mehr an Fonds zu Anſchaffung und Unterhaltung der, insbeſondere bey den höhern Inſtituten, ſo unentbehrlichen Hülfsmitteln an Büchern, Inſtrumenten, Apparaten, zu Errichtung damit zu verknüpfender Anſtalten für die Heilkunde, Sternkunde, Oekonomie, Handel ꝛc.; und es würde in allen dieſen Hinſichten noch weit ſchlimmer ſtehn, hätten nicht reiche, wohldenkende und patriotiſch geſinnte Privatperſonen dann und wann durch Vermächtniſſe für die Vervollkommnung jener Inſtitute geſorgt.

Was hat nun gemacht, daß Deutſchland, Trotz dieſem mangelhaften Zuſtande ſeiner Bildungsanſtalten, Trotz aller Vernachläßigung, Trotz allem Mangel an Aufmunterung und Unterſtützung ſeiner Gelehrten, der ſo viele treffliche Köpfe ins Ausland trieb, andere, wie einen Keppler, bis ans Ende im tiefſten Elend verſchmachten ließ, dennoch ſtets ſo reich an großen Gelehrten war, und in Wiſſenſchaften, Kunſt und Erfindungen aller Art, mit den gebildetſten Nationen der Erde theils wetteiferte, theils ſogar ſie weit übertraf? Dieſelbe deutſche Kraft, die ſich in frühern Zeiten dem

Ausland und den Feinden durch kriegeriſche Thaten furchtbar machte, die hat ſich den Fremden in ſpätern Zeiten, wo den Arm des Deutſchen ſeine Verfaſſung lähmte, in Wiſſenſchaft und Kunſt und jeder Tugend der Menſchheit aus eignem Drange und im Kampf mit allen Arten von Hinderniſſen und Schwierigkeiten ehrwürdig gemacht! Unter ſtetem Ringen mit Mangel und Sorgen, durch raſtloſe Anſtrengung und Thätigkeit, durch muſikaliſche Talente, durch kärglich belohnten Unterricht der Kinder einzelner Privaten, durch Entbehren und Verſagen, mit immer dabey fortſchreitendem eifrigen Studium, oft bis zu der bewundernswürdigſten Höhe in Kenntniſſen und Wiſſenſchaft ſich im ganz eigentlichen Sinn empor zu arbeiten, und dieß nicht, um dann irgend einmal durch Gemächlichkeit und Ueberfluß, oder durch hohe Auszeichnung an Macht und Würden im Staate belohnt zu werden, ſondern blos um in und für die Wiſſenſchaften zu leben, und an der Menſchheit mit fort zu bilden — das iſt nicht etwa ein einzelner, ſeltener Fall, das iſt die gewöhnliche Geſchichte der deutſchen Gelehrten, die ſich auf andere Weiſe auch bey andern Klaſſen des dritten Standes wieder findet. Hierher blicke alſo der Deutſche, um ſich ſelbſt zu achten, und der Ausländer, um den unterdrückten Deutſchen ehren und bewundern zu lernen!

Wenn nun in einem Lande, wie Deutſchland, das von Natur ſo reich an mächtigen Hülfsquellen iſt, deſſen Einwohner ſo voll von Anlagen, ſo voll Kraft und Eifer zur Ausbildung und nützlichen Anwendung ihrer Fähigkeiten ſind, ſich dennoch diejenigen Anſtalten, von welchen die Bildung, und mittelbar zugleich der Wohlſtand und Flor der ganzen Nation abhängt, in einem ſo dürftigen und unvollkommenen Zuſtand befinden; ſo kann man wohl im Ganzen nicht auf eine Verwaltung ſchließen, die ſich die Entwickelung und Benutzung der Fähigkeiten des Volks, und die größtmögliche Beförderung des allgemeinen Flors des Landes ſehr angelegen ſeyn ließe, noch kann man eine Verfaſſung vortheilhaft finden, welche die zur Unterhaltung und Vervollkommnung ſolcher Anſtalten erforderlichen Kräfte durch Trennung und Zerſtückelung des Ganzen ſo ſehr vereinzelt, und den Regierungen ſo wenig Reiz gewährt, mit Anſtrengung und Eifer für das Emporkommen ihrer Staaten zu wirken. — —

Zwar machte Preußen, wie in andern Hinſichten, ſo auch in Rückſicht auf die Kulturanſtalten ſeiner Bewohner, eine vortheilhafte Ausnahme. Allein das giebt gerade eine eben ſo nahliegende, als in die Augen ſpringende Beſtätigung des hier behaupteten Satzes. Daß Preußen für ſich ein großes Ganzes bildete, daß es, um ſich als dieſes Ganze zu erhalten und zu ſichern, alle Hülfsmittel einer klugen und thätigen Staatsverwaltung aufbieten mußte, das machte, daß wir dort im Verlauf einer kurzen Zeit ſo treffliche Unterrichts- und Bildungsanſtalten aller Art emporblühen, und täglich ſich vervollkommnen ſahen. Preußen, deſſen Boden von der Natur ſo wenig begünſtigt, und deſſen Provinzen ſo zerſtreut waren, hat überhaupt einen auffallenden Beweis geliefert, welch einen Spiel von Macht, welch eine Summe von Kräften ein Staat dadurch erſchwingen kann, daß alle Theile deſſelben, durch einen Willen bewegt, nach einem Syſtem zuſammen wirken. Wenn durch eine Regierung, welche ein großes Ganze umfaßt, aus Preußen werden konnte, was es war bis dahin, wo ſein beßrer Genius von ihm wich, was hätte aus Deutſchland werden müſſen, wenn einem Friedrich dem Großen vergönnt geweſen wäre, dieſe ungeheure Maſſe von Kräften, die es in ſich ſchließt, oder aus ſich zu produciren vermag, zu einem allgemeinen Leben zu wecken, und in durchgängige, wohlberechnete Wechſelwirkung zu ſetzen?

Nach Preußen hat vorzüglich Hannover durch thätige Sorge für ſeine Unterrichtsanſtalten ſich rühmlich ausgezeichnet. Die Univerſität zu Göttingen und das Schulmeiſterſeminarium zu Hannover bleiben ruhmwürdige Denkmale einer weiſen und thätigen Regierung. Allein abgerechnet, daß dieſer trefflichen Inſtitute ungeachtet, die Schulen, ſowohl auf dem Lande, deren Lehrer großentheils ärmlicher, als irgendwo, beſoldet ſind, als in den meiſten kleinern Städten und Flecken noch auf einer ſehr niedern Stufe der Vollkommenheit ſtehen; ſo darf man auch nicht vergeſſen, daß Hannover im Beſitz eines der mächtigſten Monarchen Europa's, des Hauptes eines Staates war, den keiner an kluger und thätiger Verwaltung übertraf.

Ich ſchweige von Sachſen, Bayern, und verſchiedenen andern deutſchen Staaten, wo noch das Meiſte für öffentliche Unterrichtsanſtalten geſchehen iſt. Sachſen iſt reich an trefflichen Inſtituten dieſer Art, die unter der gegenwärtigen weiſen Regierung ſich immer mehr der Vollkommenheit nähern. Dresden, Leipzig, Wittenberg, Freyberg, und mehrere Landſtädte liefern Beweiſe davon. Aber Sachſen war auch nach Oeſtreich und Preußen der bedeutendſte Staat in Deutſchland, das reichſte und geſegnetſte Land, von dem emſigſten, talent- und geiſtreichſten Volke bewohnt, bildete ſchon mehr eine ſelbſtſtändige Macht; ſeine Univerſitäten und großen Landſchulen ſind durch ſeculariſirte Klöſter und Stifter dotirt, genießen die Fonds von vielen Privatvermächtniſſen, und werden noch immer von Zeit zu Zeit durch neue, oft ſehr beträchtliche Vermächtniſſe reicher Privaten unterſtützt. Und dennoch wird kein Sachkundiger behaupten, daß obige Klagen auch auf Sachſen keine Anwendung fänden.

Auch die ſächſiſchen Fürſten erneſtiſcher Linie haben ſeit langer Zeit rühmliche Sorge für die Unterrichtsanſtalten ihrer Lande getragen, und unter ihrem vereinten Schutz hat geraume Zeit einer der erſten deutſchen Muſenſitze geblüht. Aber das neuerliche ſchnelle Sinken deſſelben hat zugleich auch einen ſehr auffallenden Beweis gegeben, wie verderblich die große Vereinzelung der deutſchen Staatskräfte, wie in anderer, ſo insbeſondere auch in Rückſicht auf die Bildungsinſtitute wirkte. Selbſt die Zuſammenwirkung mehrerer Regierungen war nicht im Stande, das Sinken dieſes Inſtituts zu hindern, ſobald ein großer und mächtiger Staat den ausgezeichneteſten Lehrern deſſelben Gelegenheit gab, eine höhere, ihren Verdienſten angemeſſenere Belohnung und mehr Spielraum und Unterſtützung für ihre wiſſenſchaftliche Thätigkeit zu finden.

Was ſich alſo aus der Natur einer Verfaſſung, wie die deutſche, ſchon von ſelbſt ergiebt, das beſtätigt auch

Schritt für Schritt die Erfahrung: Statt ein Beförderungsmittel der Kultur und des höchſtmöglichen Wohlſtands der Nation zu ſeyn, legte ſie beyden vielmehr unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg. Doch geſetzt auch, es wäre Deutſchland möglich geweſen, bey dieſer Verfaſſung einen ſo hohen und ſelbſt einen höhern Grad des Wohlſtands, als bey jeder andern, zu erſchwingen, was hätte es dadurch für ſeinen erſten und nothwendigſten Staatszweck gewonnen? Es blieb in dieſer Hinſicht arm bey dem größten Ueberfluß, ſchwach und hülflos bey den rieſenhafteſten Kräften. Der Reichthum der einzelnen Staaten war kein Reichthum der Nation. Im Gegentheil, je kräftiger der einzelne Staat ſich fühlte, deſto trotziger war er, und deſto weniger zu bewegen, dem allgemeinen Beſten etwas zum Opfer zu bringen.

Die Grundtendenz der Theile ging von Anbeginn gar nicht dahin, ſich in ein Ganzes zu verbinden, und in und für dieſe Verbindung, als wahre organiſche Glieder zum gemeinſamen Zweck des Ganzen zu wirken; ſondern vielmehr ſich dieſen Banden zu entziehen, nur in ſich ſelbſt zu leben, und blos ſo viel für das Ganze aufzuopfern, als das lockere Band, wodurch ſie noch zuſammen hingen, ihnen unvermeidlich auferlegte. Daher die vielen immer vergeblich wiederholten Aufforderungen von Seiten der Kaiſer, und die unendlichen Schwierigkeiten von Seiten der Stände, wo es irgend einen gemeinſamen, auch noch ſo wichtigen Zweck betraf. Daher der langſame, oft unterbrochene Gang aller öffentlichen, von den Ständen ſelbſt gewünſchten und als nothwendig erkannten Anordnungen, wie die des Reichskammergerichts, des Reichsregiments u. a. Die Abneigung, ſich zu irgend einem Aufwand für das Ganze zu verſtehen, ging ſo weit, daß man nicht einmal auf den Reichstagen mehr erſcheinen wollte. Mehrere Stände lieſſen ſich deshalb ausdrücklich von dieſer Pflicht entbinden. Die übrigen verſäumten ſie eigenmächtig, oder ſchickten ihre Deputirten, ſo daß dieſes endlich ganz zur Regel wurde.

Aber auch ohne Rückſicht auf dieſe ſehr natürliche Abneigung der Stände, etwas zum Beſten des Ganzen zu thun, machte ſchon der Umſtand, daß ſo viele über die deutſchen Staatskräfte zu verfügen hatten, ſie größtentheils unnütz. Welcher Gang der Berathſchlagungen und der Uebereinkunft zu einem gemeinſchaftlichen Zweck, zumal wenn derſelbe mit weſentlichen Aufopferungen verbunden war, ließ ſich wohl von einer ſo groſſen Menge von Regierungen erwarten, die in Abſicht auf den Umfang ihrer Staaten, und auf ihr beſonderes Intereſſe ſo verſchieden, nur in ihren Deputirten verſammelt, und überdieß noch von ihren eignen Landſtänden abhängig waren? Jeder Reichstag endete in der Regel damit, daß man die Entſcheidung der Sache auf einen andern verſchob, auf welchem eben ſo wenig ausgemacht wurde; und die wichtigſten Angelegenheiten zerſchlugen ſich, weil niemand geneigt war, die Mittel dazu herzugeben. Als endlich durch Geſetze ein beſtimmter Beytrag zu den öffentlichen Kaſſen feſtgeſetzt wurde, da ward und blieb derſelbe doch ſo ſchlecht regulirt, und ſo unzureichend, daß nichts von Bedeutung dadurch auszurichten war. Die Folge entſprach dann ihrem Grunde. Das ſonſt ſo mächtige Deutſchland ſank zur kläglichſten Ohnmacht herab. Ein Volk, das ſonſt dem ganzen europäiſchen Kontinent Geſetze gegeben, war nicht einmal mehr im Stande, einen einzelnen mächtigen Stand aus ſeiner Mitte in Schranken zu halten. Die Sicherheit des Reichs im Einzelnen, wie im Ganzen, im Innern, wie im Aeußern, beruhte auf zufälligen Verhältniſſen, ſtatt ihren Grund in den eignen Kräften der Nation zu haben, und es war verloren, ſobald jene Verhältniſſe ſchwanden.

Solche Züge ſind wohl hinreichend, um die bisherige Verfaſſung Deutſchlands in einer Geſtalt zu zeigen, in welcher ſie vor dem Richterſtuhl einer gründlichen Politik dem entſcheidendſten Verdammungsurtheil nicht entgehen kann. Indeſſen verdient außer den angezeigten Grundgebrechen unter andern hauptſächlich eins, von welchem ſie aufs innigſte durchdrungen war, noch eine beſondere Rückſicht. Dieß war das große Mißverhältniß in den ſtaatsbürgerlichen Rechten der Unterthanen.

Die ganze deutſche Staatsform hatte ſich durch Dienſtmannſchaft gebildet. Durch Hülfe ihrer Dienſtpflichtigen hatten die fränkiſchen Fürſten ſich die deutſchen Völker unterworfen; durch ihre Hülfe beherrſchten ſie dieſelben. Die ausſchließenden Werkzeuge der höchſten Gewalt waren die Getreuen des Königs. Durch ſie wurden alle wichtigern Aemter im Staate und am Hofe beſetzt. Die Folge davon war, daß ſie dem Volke das Joch überwarfen, ſich in ihren Aemtern und Lehen erblich machten, und ſich zu ſelbſtſtändigen Herren erhoben. Wie abermals der König ihrer Dienſte bedurfte, um über die Nation zu herrſchen, und Glanz um ſeine Perſon zu verbreiten; ſo bedurften ſie nun der Dienſte ihrer Leute, um ſich von der Gewalt des Königs loszumachen, die Selbſtherrſchaft in ihrem Lande auszuüben, und ihrem Hofe Glanz zu geben. So bildete ſich ein Kreis von Territorial-Vaſallen um die Perſonen der Fürſten, wie dieſe ſelbſt zuvor einen Kreis von Reichs-Vaſallen um die Perſon des Königs gebildet hatten. Sie waren die Stützen und Organe der Landesautorität, wie die Fürſten zuvor die Stützen und Organe der Reichsautorität geweſen waren. In ihnen beſtand die Militairmacht der Fürſten, ſie waren berufen, die vorzüglichern Beamten am Hofe, ſo wie die Mitſprecher in öffentlichen Angelegenheiten, die Räthe und Werkzeuge in der Regierung des Landes zu ſeyn. Für ihre Dienſte ward ihnen der Genuß von Lehngüthern. Bald aber wußten auch ſie ſich den erblichen Beſitz dieſer Güther zu verſchaffen, und wenn ſie im Ganzen auch zu ohnmächtig waren, um ſich von ihrem Fürſten unabhängig zu machen; ſo fanden ſie doch in den Umſtänden Unterſtützung genug, um ſich der für ihre Güther unentgeldlich zu leiſtenden Dienſte zu entſchlagen, und übrigens alle ihre ſonſtigen Vorzüge beyzubehalten.

Auf ſolche Weiſe erzeugte ſich in den deutſchen Staaten ein Stand, der das Privilegium hatte, im Beſitz der wichtigſten Güther des Landes nicht nur an allen Vortheilen der bürgerlichen Geſellſchaft Theil zu nehmen, ohne die damit verbundenen Laſten zu tragen, ſondern auch ausſchließend den Glanz des Hofes und die Vortheile und Gewalt der Regierung zu theilen. Alle Laſten fielen ſonach auf den Bürger und Bauer zurück. Daß eine ſolche Verfaſſung den weſentlichſten Rechten dieſer vernachläßigten Klaſſen der Staatsbürger widerſtreitet, fällt von ſelbſt in die Augen. Mit welchen Gründen ließe ſich's wohl vertheidigen, wenn ein Theil der Staatsbürger, der vermöge ſeines Wohlſtands bey der Erhaltung der bürgerlichen Geſellſchaft am meiſten intereſſirt ſeyn muß, ſich der Obliegenheit entzieht, zu dem nöthigen Aufwand für dieſelbe ſeinen angemeſſenen Beytrag zu entrichten, und alle Beſchwerden nur auf die übrigen Klaſſen wälzt? Iſt es nicht ein Raub an dem Vermögen, eine offenbare Verletzung an den Rechten der letztern? Iſt es nicht eben der Zweck jedes Staatsvereins, die geſammten Mitglieder deſſelben vor Beeinträchtigungen ihrer Rechte zu ſchützen? Wie kann er aber dieſem Zweck entſprechen, wenn ſelbſt durch ſeine Organiſation ein Theil der Bürger gezwungen iſt, ſich für den andern aufzuopfern? Iſt ein auf ſolche Weiſe organiſirter Staat, anſtatt vor Gewaltthätigkeiten zu ſichern, nicht vielmehr ſelbſt ein fortwährender Quell von Gewaltthätigkeiten?

Doch wir wollen gar nicht erwähnen, welche Anforderungen ſich aus den klareſten Grundſätzen des Rechts an jede Staatseinrichtung machen laſſen, und wie wenig die Verfaſſung der deutſchen Staaten mit dieſen Grundſätzen ſich vereinigen ließ. Wir wollen auch nicht des kränkenden Gefühls gedenken, welches noch überdieß der Stolz und Uebermuth der ſo begünſtigten Klaſſe ihren zurückgeſetzten Staatsmitbürgern ſo oft erregte. Nur auf den ungemeßnen Nachtheil wollen wir Rückſicht nehmen, der aus dieſer Verfaſſung für den Staat entſprang. Statt daß die Wichtigkeit der höhern Stellen im Staat, am Hof, und bey der Armee die Einſichtsvollſten, Beſten und Tüchtigſten aus der ganzen Nation, ohne alle andere Rückſicht als auf ihr Verdienſt, erfordert hätte, ſtanden jene Stellen nur dem erwähnten Stande offen. So ſchlimm dieß an ſich ſchon war; ſo ward es noch ſchlimmer dadurch, daß eben dieſer Stand, der, vor allen zu den wichtigſten Aemtern berufen, auch nach den gründlichſten Einſichten, nach den größten Verdienſten, und überhaupt nach den ausgezeichneteſten perſönlichen Eigenſchaften hätte ſtreben ſollen, dieß alles in der Regel gerade am allermeiſten verabſäumte, weil die Geburt es war, die ihn ausſchließend zu ſolchen Stellen berechtigte. Die natürliche Folge war, daß das Wohl des Ganzen dem Privatintereſſe eines einzelnen Standes aufgeopfert, die öffentlichen Angelegenheiten aus Trägheit, oder Unfähigkeit, oder Mangel an Patriotismus öfters übel geleitet, nöthige Verbeſſerungen verabſäumt, oder zu ſchläfrig, oder verkehrt betrieben, der Staat auf allen Seiten im Fortſchritt zum Beſſern aufgehalten wurde, und unter verwickelten und gefahrvollen Verhältniſſen ſich ganz ohne Hülfe ſah, daß er, mit einem Wort, einer alten eingeroſteten Maſchine glich, die ſich in ihrem gewohnten Gange träg und unbehülflich fortbewegte, ohne nach dem Bedürfniß und dem Entwickelungsgang der Zeiten neue Modificationen anzunehmen. In der That, einen ſeltſamern und unglücklichern Mißgriff konnte kaum der Zufall thun, als da er zur Verwaltung aller höhern Poſten im Staat einen einzelnen Stand ausſchließend auserſah! Was würde man von dem Verſtande eines Gutsherrn urtheilen, der die Verwaltung ſeines Guts nicht dem Redlichſten, Treueſten, mit allen zu einem ſolchen Geſchäft erforderlichen Kenntniſſen und Eigenſchaften am beſten Ausgeſtatteten, den er finden kann, ſondern nur einem ſolchen anvertrauen wollte, deſſen Eltern zu einem privilegirten Stande gehörten? Wird aber niemand, dem das Seinige lieb iſt, die Beſorgung ſelbſt des geringſten Geſchäfts einem andern, als dem dazu Tauglichſten, überlaſſen, wie reimt es ſich, bey den ſchwierigſten und wichtigſten Geſchäften, welche die Sicherheit und das Wohl ganzer Völker zum Gegenſtand haben, nicht ſowohl auf die dazu erforderlichen Fähigkeiten und perſönlichen Eigenſchaften, als vielmehr auf das Zufälligſte unter allem, auf die bloße Geburt, Rückſicht zu nehmen? Das heiligſte Inſtitut für die Menſchheit iſt der Staat, denn nur in dieſem iſt jede andre, der Menſchheit wichtige und heilige Anſtalt möglich. Ein ſolches Inſtitut zu verwalten, es weiter auszubilden und zu ſchätzen, können nur Menſchen von hohem Sinn, von tiefen vielumfaſſenden Einſichten, von großen Geiſteskräften, von lebendigem Eifer für alles Große, Gute, Schöne, geeignet ſeyn. Dergleichen können ſich nun freylich in jedem Stande finden. Allein die Natur iſt ſo verſchwenderiſch nicht mit ſolchen großen Gaben, daß es gut gethan wäre, die Wahl jener Beamten blos auf einen einzelnen Stand, den kleinſten Theil der Nation, zu beſchränken, der noch überdieß im Ganzen der Gemächlichkeit huldigt, und die Anſtrengung einer tiefern Entwicklung und Anwendung ſeiner Kräfte ſcheut!

Welches Reſultat läßt ſich nun aus dieſen Betrachtungen ziehen? Wenn eine Staatsverfaſſung, Kraft ihrer Natur, nichts anders ſeyn kann, als ein Inbegriff von Einrichtungen und Mitteln, den Wohlſtand und die Ausbildung des Volks im höchſtmöglichen Grade zu befördern, und vor allem allgemeine Sicherheit der Rechte und feſten Schutz vor innern und äußern Feinden zu gewähren; ſo war die deutſche Verfaſſung, die dieſer Beſtimmung nicht allein nicht entſprach, ſondern ihr vielmehr in allen Punkten gerade zu entgegen ſtand, kaum für eine Verfaſſung zu achten; und weit entfernt, die Fortdauer einer ſolchen Verfaſſung, die ohnehin den Grund zu ihrem Untergang ſchon unmittelbar in ihrem eignen Schooße hegte, zu wünſchen, mußte jeder Deutſche, dem das Beſte der Nation am Herzen lag, vielmehr dem Ende derſelben mit Verlangen entgegen ſehn.

Die gewöhnlichen Gründe, durch welche man dieſe Verfaſſung zu vertheidigen, oder wohl gar in ein hervorſtechendes vortheilhaftes Licht zu ſetzen ſucht, mögen als Aeußerungen eines gutgemeinten Patriotismus ihren Werth haben; aber eine tiefere und umfaſſendere Prüfung verträgt ihre Einſeitigkeit nicht. „Die Regierung eines kleinen Staates, meint man, kann denſelben leichter überſehen, und eben darum nachdrücklicher und vortheilhafter auf alle einzelnen Theile wirken. Dieſen wichtigen Vortheil gewährte die deutſche Verfaſſung, und es verband ſich damit noch der, daß die Einwohner dieſer kleinen Staaten alle Wohlthaten der bürgerlichen Geſellſchaft genoſſen, ohne ſie durch einen drückenden Aufwand für ſtehendes Militair und durch das Blut ihrer jungen Mannſchaft erkaufen zu müſſen.“ Mit Schmerzen muß daher jeder kleine deutſche Staat, der in ſeiner Unbemerktheit und politiſchen Unbedeutendheit einer ſo bequemen und vortheilhaften Exiſtenz genoß, ſeine alte Verfaſſung fallen,

„und ſich in eine größere Maſſe verſchmolzen, oder unter neuen Formen gefeſſelt ſehn.“

Was nützt es aber, den erſten Punkt betreffend, daß eine kleine Regierung ihr Gebiet oder Ländchen bequemer überſehen, die Mängel und Bedürfniſſe deſſelben leichter wahrnehmen kann, wenn es ihr in den meiſten und wichtigſten Fällen an Kraft und hinreichenden Mitteln gebricht, dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen, jene Mängel zu verbeſſern, und irgend einen bedeutenden Plan zur höhern Kultur und zur Emporbringung und Sicherung des Wohlſtands der Unterthanen auszuführen? Was nützt es z. B., daß eine ſolche Regierung noch ſo gut die Mittel überſieht, den Wohlſtand der Unterthanen durch Fabriken und Handel zu heben, wenn ihnen benachbarte Staaten durch hohe Taxen und Zölle den Verkehr mit dem Ausland erſchweren, oder durch Ein- und Ausfuhrverbote ganz vernichten, wenn ſie in dem einen Falle den Ertrag ihres Fleißes in hohem Grade vermindern, im andern ihnen nothwendige Bedürfniſſe entziehen, oder den Abſatz ihrer Erzeugniſſe hindern, dadurch die Quellen ihres Erwerbs verſtopfen, und ſie in Unthätigkeit, Mangel und Elend verſetzen? Was nützt es, daß eine ſolche Regierung bey eintretendem Mißwachs noch ſo genaue Kenntniß von der Noth der Unterthanen hat, wenn die Nachbarn ihr den Verkauf ihrer Vorräthe, der erſten Bedürfniſſe des Lebens, verſagen? Was nützt es, daß einer Regierung der geringe Umfang ihrer Staaten die Führung ihres Amts erleichtert, wenn ſie bey dem Anblick ihrer ſo beſchränkten Mittel den Muth verliert, irgend eine wichtigere Verbeſſerungsmaaßregel zu ergreifen, oder jeder Gedanke daran ſchon in dem Keim erſtirbt, und wenn die Unterthanen bey dem Mangel an Reiz zu größerer Thätigkeit, oder bey der eingeſchränkten Ausſicht auf bedeutende Vortheile ihrer Anſtrengungen in Unthätigkeit und Trägheit verſinken?

Und hat denn überdieß der Vortheil, ein kleines Ganze leicht überſehen zu können, in vielen kleinen deutſchen Staaten wirklich dazu gedient, allen Mängeln und Bedürfniſſen in ſo weit abzuhelfen, und das wohlthätige Werk der Verbeſſerung in ſo weit thätig zu befördern, als die geringen Kräfte vergönnten? Konnte man von der Geſetzgebung rühmen, daß ſie mit den unveränderlichen Grundſätzen des Rechts und mit den weſentlichen Zwecken der Geſellſchaft genau zuſammenſtimmte, daß ſie auf den Geiſt und Zuſtand des Volks, auf Orts-, Zeit- und andere Verhältniſſe gründlich berechnet, und von der Gerichtspflege, daß ſie wohl organiſirt, unpartheyiſch, ſchnell und ſicher war? Wurden vermeidliche Proceſſe in der Geburt erſtickt, unvermeidliche ſchleunig, gerecht, und ohne verderblichen Aufwand geſchlichtet? Waren die Beamten thätig und redlich, und die Unterthanen vor Bedrückungen und Erpreſſungen geſichert? Waren Kirchen, Schulen und andre Stellen im Ganzen wenigſtens mit den tüchtigſten Subjekten beſetzt, und dieſe nach Verhältniß der Staatskräfte gehörig beſoldet? Hatte man für öffentliche Sicherheit und Ordnung durch eine gute, wachſame Polizey geſorgt? Mit einem Wort, bot wenigſtens die Mehrheit dieſer zahlreichen deutſchen Staaten eine muſterhafte Staatsverwaltung im Kleinen dar? — — Die Antwort auf dieſe Fragen ergiebt ſich zum Theil ſchon aus dem früher Geſagten; und ſo weit man auch entfernt ſeyn mag, zu leugnen, daß hie und da ein beſſerer Geiſt die Regierung beſeelte, und manche nützliche und weiſe Einrichtung getroffen ward; ſo müßte man doch ſehr Neuling in der Kenntniß der deutſchen Staaten ſeyn, um in Abſicht auf jene Fragen im Ganzen mehr Stoff zum Loben, als zum Tadeln zu finden. Doch dieß bey Seite, ſo iſt es wenigſtens außer Zweifel, daß, in jeder Hinſicht auch den günſtigſten Fall geſetzt, ein kleiner Landſtaat in der Regel nie ein großes Leben gewinnen, nie ein großes Maaß von Kräften in ſeinen Bewohnern und allſeitig entwickeln, nie ſich über einen gewiſſen Grad von allgemeinem Wohlſtand erheben, oder wo dieß etwa durch Induſtrie und Handel geſchehen möchte, nie vor ſchnellem Wechſel und mancherley Launen des Zufalls, denen die Ohnmacht ſtets am meiſten bloßgeſtellt bleibt, geſichert ſeyn kann. Solche deutſche Staaten, wie einige große Reichsſtädte, als Hamburg, Lübeck, Bremen u. a., auch im Innern des Landes, die ihre Lage oder andre Umſtände und Verhältniſſe in Abſicht auf Handel und Gewerbe vorzüglich begünſtigten, unb die dadurch, weil ſie mehr Mittel, und deshalb auch mehr Reiz zu höherm Aufſchwung hatten, ihres geringen Umfangs ungeachtet ſich ſchon zu bedeutendern Staaten erhoben, dürfen eben darum mit den übrigen nicht nach gleichem Maaßſtab gemeſſen werden.

Was den zweyten Punkt anlangt; ſo überſieht man nur zweyerley: einmal, daß, wenn die deutſchen Staaten den läſtigen Aufwand für ſtehendes Militair erſparten, welches jedoch auch bey weitem nicht von allen, und überall nicht in der ganzen Ausdehnung des

Wortes gilt, ſie dafür eine ſehr große Menge koſtſpieliger Regierungen zu unterhalten hatten; zweytens, daß ſie, meiſtens ohne und gegen ihr Intereſſe, unabläßig in Kriege mit verflochten wurden, die ihnen, wenn auch minder das Blut ihrer jungen Mannſchaft, doch häufig genug das Leben vieler ihrer Unterthanen überhaupt, und insbeſondere deren Haab und Gut, Geſundheit und Wohlſtand koſteten. Und die, welche ein ſtehendes Militair unterhielten, waren nebſt dem Druck, den die Unterhaltung deſſelben verurſachte, auch allen genannten übrigen Uebeln zugleich unterworfen. Sie trugen die Laſten einer gerüſteten Verfaſſung, und waren zugleich allen traurigen Folgen eines wehrloſen Zuſtandes bloß geſtellt. Eine verkehrte Einrichtung wird nie ihren ſchlimmen Wirkungen entgehn, und welche Einrichtung kann verkehrter ſeyn, als eine ſolche, welche es an den nothwendigſten Mitteln der Selbſtſtändigkeit und öffentlichen Sicherheit mangeln läßt, oder ſich ihrer ſo bedient, daß aller Nutzen davon unmöglich wird?

Noch auf einen Punkt endlich legen die Verehrer der alten deutſchen Verfaſſung ein vorzügliches Gewicht. „Sie begünſtigte, ſagen ſie, die Freyheit des Denkens „und die Aufklärung des Volks.“ Wenn man dabey an etwas anders denkt, als an die beſtehende Religion, an die Freyheit, die Lehren derſelben öffentlich und ohne Rückhalt zu prüfen; ſo iſt jene Behauptung ohne Sinn. Denn in Hinſicht auf jeden andern Gegenſtand menſchlicher Erkenntniß — politiſche Dinge abgerechnet — Irrthümer zu berichtigen, und Wahrheit zu verbreiten, wird keine civiliſirte Regierung hindern, die nur irgend ihren Vortheil kennt. Was aber die Religion betrifft;

ſo war die deutſche Verfaſſung an ſich ſelbſt eher ein Hinderniß, als ein Beförderungsmittel der Aufklärung in derſelben. Denn jede der ſanctionirten Religionsparteyen war in die ziemlich engen Grenzen feſtgeſetzter Dogmen gebannt, über welche die Regierungen und kirchlichen Behörden ſorgſam wachten, und welche die Eiferſucht der Parteyen ungern überſpringen ließ — ein Zwang, den helldenkende Geiſtliche hart genug empfanden.

Es iſt wahr, die Deutſchen, wiewohl auch nur proteſtantiſchen Theils, haben namentlich in dieſer Art von Aufklärung ſo große Fortſchritte gemacht, daß ſich ihnen in dieſer Hinſicht keine andre Nation vergleichen darf. Allein das iſt Wirkung des, Trotz allen Hinderniſſen, nach Licht und Gründlichkeit kräftig ſtrebenden Geiſtes der Deutſchen, nicht ihrer Verfaſſung. Oder mangelt es etwa an Beyſpielen, daß deutſche Männer, die, ergriffen von dem Geiſte der Wahrheit, die Lichtſtrahlen tieferer Einſicht auf die Truggeſtalten ſanctionirter Dogmen fallen ließen, die Zielſcheibe der bitterſten Verfolgung wurden?

Nur in den preußiſchen Staaten fand, und doch auch nicht ununterbrochen, die Freyheit des Denkens ein Aſyl *). Aber dieß kam nicht auf Rechnung der

---

*) So lange nur, als Friedrich II. lebte, kann man dieß vom preußiſchen Staate ſagen. Unter Friedrich Wilhelms II. Regierung erſchien das berühmte Cenſur-Edikt. Friedrich Wilhelm III. hob dieß zwar wieder auf, und an ihm lag es nicht, wenn die Preßfreyheit unter den beſchränkten einſeitigen Anſichten der Cenſoren ſeufzte; er wollte ſie — dieß beweiſt die berühmte Cabinets-Ordre, wodurch das Verbot des Generaldirektoriums aufgehoben wurde, nicht mehr gegen die Juden zu ſchreiben.

deutſchen Verfaſſung; ſondern es hatte ſeinen Grund in der Weisheit der Regierung und in der Macht dieſes Staates, die ſeine Maaßregeln von der deutſchen Verfaſſung unabhängig machte.

Ueberdieß hängt die ächte Aufklärung überall nicht von der Polemik in der Religion und Politik, ſondern von einer gründlichen Bildung der intellectuellen und ſittlichen Anlagen, von einer tiefgehenden Bearbeitung aller Zweige des menſchlichen Wiſſens, und von der Verbreitung richtiger Begriffe über die Natur, über Recht und Unrecht, Gutes und Böſes, Werth und Unwerth menſchlicher Dinge ab. Die Form des Denkens bleibt in Abſicht auf jeden Gegenſtand dieſelbe, und wer ein gutes und geübtes Auge hat, wird überall im Stande ſeyn, richtig zu ſehen. Ein Volk, dem es nicht an Gelegenheit mangelt, richtig und fertig denken zu lernen, unter welchem die Wiſſenſchaften blühen, vor deſſen Augen die Natur, die Geſchichte, die Völkerkunde, ihre Geheimniſſe enthüllen, das Recht und Unrecht, Gutes und Böſes, Werth und Unwerth zu unterſcheiden verſteht, und einen weitern Umfang von Begriffen, von Urſachen und Wirkungen zu überſehen vermag, wird nie dem Aberglauben zur Beute fallen, und den Werth des Menſchen zu würdigen wiſſen, die öffentliche Verfaſſung ſey, welche ſie wolle.

Doch es ſey, daß ſelbſt aus dieſer beyſpielloſen Zerſtückelung des deutſchen Staatskörpers und aus dem geringen Umfang der meiſten dadurch entſtandenen Staaten manches eigenthümliche Gute hervorging; ſo kann dieß doch gegen die ungeheuern Uebel, unter deren Vorausſetzung es möglich wurde, unmöglich in Betrachtung kommen. Wer wollte ſich wohl bis zu einer ſo abgeſchmackten Behauptung verirren: die Verfaſſung Deutſchlands widerſtritt zwar den erſten und weſentlichſten Bedingungen einer guten Staatsverfaſſung, ſie war aber dennoch wünſchenswerth, weil ſelbſt aus ihren Gebrechen hie und da einiger Vortheil entſprang?!

III.

Was wird Deutſchland bey ſeiner gegenwärtigen Veränderung gewinnen?

Daß Deutſchland einer totalen Umwandlung ſeiner Verfaſſung höchſt nothwendig bedurfte, und eine ſolche über lang oder kurz von ſelbſt erleiden mußte, iſt nach allem Bisherigen keinem Zweifel unterworfen, wenn dieſer Satz ſich auch nicht faktiſch erwieſen hätte. Es fragt ſich nur vorerſt: Mit welcher Verfaſſung hätte Deutſchland ſeine alte vertauſchen ſollen? Im Allgemeinen iſt die Antwort auf dieſe Frage leicht, und ergiebt ſich von ſelbſt aus den vorangegangenen Bemerkungen: Eine ſolche, wodurch es ihm möglich geworden wäre, die höchſtmögliche Ausbildung der geſammten Nation zu bewirken, die größtmögliche Summe von Staatskräften, oder, was einerley iſt, den größtmöglichen Nationalwohlſtand zu erzeugen, und von jenen Kräften einen vollſtändigen Gebrauch zur Sicherheit und unverletzten Selbſtſtändigkeit der Nation zu machen, folglich eine ſolche, wodurch der ganze deutſche Staatskörper in eine wahrhaft organiſche, auf einen Zweck mit ungehinderter und ungeſchwächter Strebkraft hinwirkende Verbindung getreten wäre. Dazu war erforderlich: Erſtens, die ganze Verfaſſung mußte vor allen Dingen nach folgenden beyden Prinzipien reorganiſirt werden: a) Kein Mitglied des Staats kann von ſeinen natürlichen Rechten mehr aufopfern, als durch die Möglichkeit des Staats ſelbſt nothwendig gemacht iſt, folglich nicht mehr, als jedes ſelber aufopfern wollen muß, unmittelbar dadurch, daß es den Staat will. b) Zur Verwaltung des Staats müſſen alle die und keine andern Maaßregeln genommen, und alle die und keine andern Grundſätze berückſichtigt werden, als nach welchen die Zwecke deſſelben ſich am vollkommenſten erreichen laſſen.

Die Wahrheit des letztern Grundſatzes liegt von ſelbſt am Tage. Es fließt aber aus demſelben: Da zur Realiſirung der Zwecke des Staats alles ganz vorzüglich darauf ankommt, daß die Leitung deſſelben und alle auf jene Zwecke ſich beziehenden Aemter den Tüchtigſten und Edelſten aus der ganzen Nation anvertraut ſeyn; ſo mußten bey der Reorganiſation der deutſchen Verfaſſung alle Prärogative und Anſprüche auf ſolche Aemter, die in der bloßen Geburt, oder in irgend etwas außer den perſönlichen Eigenſchaften gegründet waren, ſchlechthin aufgehoben, und keine andern Anſprüche mehr geſtattet werden, als die das **Verdienſt** giebt. Was den erſtern betrifft; ſo beruht das rechtliche Daſeyn jedes Staats auf dem Willen der Staatsmitglieder. Denn außer oder vor dem Staat giebt es keine äußere Autorität, weil jede äußere Autorität erſt durch den Staat entſteht. Mithin kann auch niemand zu einer größern Aufopferung ſeiner natürlichen Rechte, oder zu einer größern Beſchränkung ſeiner Zwecke verpflichtet ſeyn, als zu welcher er ſich nothwendig ſelbſt verpflichtet, unmittelbar dadurch, daß er den Staat will, d. i. aus eigenem freyen Willen an der bürgerlichen Geſellſchaft Theil nimmt. Alles, was dieſer Regel widerſtreitet, iſt ſchlechthin unrecht.

Aus dieſem Grundſatze fließt: Da niemand im Staate mehr von ſeinen natürlichen Rechten aufzuopfern verpflichtet iſt, als er ſelbſt wollen muß, dadurch, daß er den Staat will; ſo iſt jeder im Staat verpflichtet, ſo viel an ſeinem Theile für denſelben aufzuopfern, als die Möglichkeit deſſelben nothwendig macht. Denn die Exiſtenz des Staats beruht auf der freyen Vereinigung des Geſammtwillens der Staatsbürger, eine ſolche Anſtalt ent- und beſtehen zu laſſen, folglich auf dem Vertrag zur gemeinſchaftlichen Unterhaltung derſelben. Jeder kann ſich alſo zur Beſchränkung ſeiner Rechte und Zwecke nur in ſo weit anheiſchig machen, als die Möglichkeit des Staats an ſeinem Theile fordert. Sollten nun Einige an ihrem Theile nicht ſo viel für denſelben leiſten, als die Möglichkeit deſſelben fordert; ſo würden die Uebrigen dieſes Deficit mit zu übernehmen, folglich ihrer Seits mehr für den Staat aufzuopfern gehalten ſeyn, als die Möglichkeit deſſelben fordert, oder wozu ſie ſelbſt ſich unmittelbar dadurch anheiſchig machen, daß ſie den Staat wollen. Dieß widerſpricht ſich aber. Mithin ſind Alle zu einer gleichen Beſchränkung verpflichtet, und Alle haben, als Staatsmitglieder, völlig gleiche Rechte, und völlig gleiche Pflichten.

Mit dieſem Grundſatz ſtreitet nicht die Ungleichheit in den Leiſtungen, zu welchen verſchiedene Staatsbürger verpflichtet ſeyn können: ſie iſt vielmehr eine Folge aus demſelben. Denn da die Verpflichtung jedes Individuums von dem Intereſſe abhängt, welches daſſelbe an dem Staatsverein nimmt; ſo muß auch die Verpflichtung oder die Leiſtung eines jeden ſich verhalten, wie ſein Intereſſe am Staat. Mithin muß der Reichere größere Laſten tragen, als der Aermere, ohne daß darum der Letztere größere Rechte oder geringere Pflichten hätte, als der Erſtere: denn jeder von ihnen leiſtet nur ſo viel, als er ſelber wollen muß, dadurch daß er den Staat will, und jeder leiſtet *verhältnißmäßig* daſſelbe. Der Reichere ſtellt in Beziehung auf den Staat gleichſam eine Mehrheit ärmerer Individuen vor, und ſeine Leiſtungen ſind von denen des Aermern zwar *quantitativ*, aber nicht *qualitativ* verſchieden. Zum Erſatz gewährt ihm der Staat ein plus von Schutz.

Mit jenem Grundſatz ſtreitet auch nicht die Verſchiedenheit der Rechte und Vorzüge unter den Staatsbürgern, ſofern dieſelben in den wahren Zwecken des Staats gegründet, oder angemeſſene Mittel zur Erreichung derſelben ſind. Denn *einmal* muß jeder, der einen Zweck will, auch die Mittel, folglich auch die daraus für ihn entſpringende Beſchränkung wollen; mithin wird hier niemand weiter beſchränkt, als durch ſeinen eigenen Willen beſtimmt iſt. *Zweytens* ſind die Vorzüge und Rechte, die ein Theil der Staatsbürger vor den übrigen voraus haben mag, nichts weiter, als entweder Bedingungen, unter welchen derſelbe dem Staate dienen kann, oder Belohnungen und Entſchädigungen für ſchon geleiſtete und noch zu leiſtende Dienſte. Folglich empfängt hier niemand mehr, als er giebt, und giebt niemand mehr, als er dafür wieder empfängt.

Wohl aber ſtreitet mit jenem Grundſatz jeder Vorzug, und jedes Recht, welches ſich nicht als angemeſſenes Mittel zur Erreichung der wahren Staatszwecke rechtfertigen kann, oder für welches der Beſitzer dem Staate keine verhältnißmäßigen Dienſte leiſtet. Dahin gehören alle Vorzüge und Rechte, welche nichts, als die bloße Geburt zum Grunde haben. Denn dieſe dienen weder als angemeſſene Mittel zur Erreichung der Zwecke des Staats, noch werden für dieſelben verhältnißmäßige Dienſte geleiſtet. Die Geburt eines Menſchen iſt nicht ſein Werk, und kein anderer Staatsbürger hat einen Gewinn davon, daß ein Individuum gerade durch dieſes Elternpaar ins Daſeyn tritt. Es ſtreitet auch total mit jenem Grundſatze, wenn ein Theil der Staatsbürger von den zum Behuf der Staatsunterhaltung auf ihn fallenden Laſten, blos um ſeiner Geburt und Standes, oder um anderer nichtiger Gründe willen, und ohne durch ſeine Dienſte einen angemeſſenen Erſatz zu leiſten, freygeſprochen iſt.

Bey der Reorganiſation der deutſchen Staatsverfaſſung mußten alſo alle Kaſtenrechte verſchwinden, alle Leiſtungen mußten nach Maaßgabe der Vortheile, die ein jeder von dem Staate zog, oder des Umfangs an Schutz, deſſen er bedurfte, gleich vertheilt, und keine Vorzüge, als welche durch angemeſſene Dienſte vergolten, und durch die Staatszwecke gerechtfertigt waren, mehr geſtattet, mit einem Worte, die neue Verfaſſung mußte über dem Grundſatz der völligen Gleichheit der Pflichten und Rechte errichtet werden. Nur durch Befolgung dieſes Grundſatzes konnte der Gerechtigkeit ſowohl, als einer gründlichen Politik, Genüge geſchehn.

denn

denn auf die Anhänglichkeit des Volks an ſeine Verfaſſung läßt ſich mit Sicherheit nur in ſo weit zählen, als dieſe zweckmäßig und gerecht iſt. Die ſichre und bewährteſte Quelle des Patriotismus iſt die Vortrefflichkeit der öffentlichen Verfaſſung; aber eine ungerechte Verfaſſung iſt nie eine gute Verfaſſung.

Es war zu der oben bezeichneten Konſtitution erforderlich, *zweytens*: die einzelnen deutſchen Staaten mußten insgeſammt aufhören, geſonderte und in ſich ſelbſt geſchloſſene Ganze zu ſeyn. Sie mußten aufhören, das Prinzip ihres politiſchen Lebens in ſich ſelbſt zu haben. Alle beſondern Verwaltungsſyſteme mußten in ein einiges, allbefaſſendes zuſammenfallen, und alle einzelnen Gewalten im Reiche durften ferner nichts mehr als Organe der allgemeinen deutſchen Nationalgewalt ſeyn. Es mußte durchgängige Einheit in der National-Staatswirthſchaft, durchgängige Einheit in der National-Staatspolizey, durchgängige Einheit in der National-Geſetzverfaſſung und Gerichtsverwaltung, durchgängige Einheit in der National-Cultivirung, durchgängige Einheit endlich in der National-, Schutz- oder Kriegsverfaſſung hergeſtellt werden. Daraus folgt von ſelbſt: Weder die Erhebung, noch die Verwendung der öffentlichen Abgaben, noch irgend eine dahin einſchlagende, oder die Polizey, die Geſetzgebung, die Gerichtsverwaltung, die öffentlichen Kulturanſtalten, und das Kriegsweſen betreffende Einrichtung durfte der bloßen Willkühr einzelner Regierungen überlaſſen bleiben; ſondern alles dieſes mußte von einer allgemeinen oberſten Staatsgewalt geordnet, und auf die allgemeinen Staatszwecke hingeleitet werden, ſo, daß die einzelnen Verwaltungen nur den Willen der oberſten Reichsbehörde in Vollziehung brachten.

Bey dieſer Einrichtung konnten entweder die alten Regierungen der Einzel-Staaten, doch gänzlich untergeordnet auf die gezeigte Weiſe dem allgemeinen Verwaltungsſyſtem und der oberſten Reichsbehörde, bis zur Erlöſchung ihrer Stämme bleiben, oder beſſer, das Ganze mußte zweckmäßig in bloße Bezirke getheilt, und dieſe mit den tüchtigſten, als lebenslänglichen Beamten, beſetzt werden.

Nur eine ſolche Reform konnte die Hinderniſſe völlig heben, welche die alte Verfaſſung der Erreichbarkeit der weſentlichſten Staatszwecke in den Weg geſchoben. Nur durch eine ſolche Reform konnte Deutſchland ſeine wahre Selbſtſtändigkeit wieder erlangen; nur durch ſie konnte es, wie ein Phönix aus ſeiner Aſche, ſich von Neuem zu ſeinem vorigen Glanze erheben. Die Fortdauer der Selbſtſtändigkeit der einzelnen Regierungen war, mehr oder minder, immer eine Verewigung der alten Gebrechen.

Wie ſollte aber Deutſchland zu einer ſolchen Grundreform ſeiner alten Verfaſſung gelangen? Um durch ſich ſelbſt dazu zu gelangen, gab es nur drey Wege: a) Freywillige Verzichtleiſtung der Reichsſtände auf ihre alten Rechte, und freywillige Vereinigung derſelben zur Herſtellung der neuen Verfaſſung; b) ein allgemeiner Aufſtand der ganzen Nation, um die Fürſten und Stände zu zwingen, ſich ihrer durch Jahrhunderte befeſtigten, und durch Privilegien, Verträge und allgemeine Reichsgeſetze ſanktionirten Herrſchaft und Rechte zu begeben, und unter die Gewalt eines allgemeinen Oberhaupts, gleich allen übrigen Bürgern, zurückzukehren; c) gewaltſame Unterdrückung von Seiten eines oder mehrerer der mächtigſten deutſchen Fürſten.

Deutſchlands Wiedergeburt auf dem erſten Wege zu erwarten, konnte ſich wohl niemand in den Sinn kommen laſſen. Hätten auch einige Fürſten ſelbſt es über ſich gewinnen können, ſich zu einem ſo heroiſchen Schritt, zu einer ſolchen faſt beyſpielloſen Aufopferung zu entſchließen; ſo würden doch ihre Großen die Ausführung gehindert haben. Und hätten auch dieſe an dem großmüthigen Opfer Theil genommen; ſo würden doch die vielen übrigen Fürſten und Stände ſich ihnen entgegengeſtellt haben.

Wäre, was den zweyten Punkt betrifft, ein allgemeiner Volksaufſtand auch überall vereinbar mit den Grundſätzen des natürlichen Rechts; ſo war er doch kaum gedenkbar bey einer Nation, die, ſeit Jahrhunderten unter ſo viele einzelne Regierungen vertheilt, in ihren Intereſſen, in ihrer Denkart, in ihrer Kultur, ſo ſehr von einander abwich, der es an einem allgemeinen Vereinigungspunkte mangelte, und die in Abſicht auf eine ſolche Vereinigung und auf einen ſolchen Zweck ſo viele und wichtige Hinderniſſe fand. Ueberhaupt aber führt ein ſolcher Weg mit zu wenig Sicherheit zum Ziele, und auf jeden Fall hätte man die beabſichtigte Verbeſſerung um dieſen Preis zu theuer erkauft.

Ohne Zuthun des Volks, und auch gegen den Willen der minder mächtigen Stände, hätte die alte Verfaſſung auf dem dritten Wege am Ende wirklich ihre Endſchaft erreicht. Schon drückte das Uebergewicht der mächtigſten Stände mit ſichtbarer Gewalt auf die kleinern Staaten. Der ganze Norden von Deutſchland mußte Preußens Winken gehorchen, der Süden war von Oeſtreich bedroht. Aber eben dieſes geſpannte Verhältniß, dieſe drückende Uebermacht auf der einen, dieſe Ohnmacht und Bedrängniß auf der andern Seite, machte einer auswärtigen Macht den Sieg über das Ganze leicht.

Deutſchland mußte alſo fallen, fallen unter eine fremde Macht. Es hat mithin die Gewalt verloren, über ſein Schickſal nach eigner Willkühr zu verfügen, und nach eignem Gutbefinden ſeine Verfaſſung umzubilden. Dieß iſt eine demüthigende, es ſcheint eine ſchreckliche Wahrheit zu ſeyn. Doch, was ſage ich? Hat Deutſchland wirklich dieſe Gewalt verloren? Wer war denn zuvor im Beſitz derſelben? Das Volk? Es hatte keine Stimme. Oft und laut zwar hat es ſeine Meynung durch ſeine Gelehrten, durch ſeine Weiſen geäußert; aber fruchtlos verhallte ſein Rufen. Niemand merkte darauf, niemand nahm es zu Herzen. Die Stände, die Fürſten, die Regierungen der einzelnen Staaten? Sie hatten zwar das Recht, über Deutſchlands öffentlichen Zuſtand zu verfügen; allein es gebrach ihnen an Macht, ihre Rechte geltend zu machen. — Alſo war es die Willkühr eines oder zweyer mächtiger einheimiſcher Höfe, die auf den Fall, daß Deutſchland nicht in fremde Hände fiel, über ſein Schickſal gebot. Einer gänzlichen Umwälzung war die deutſche Verfaſſung außer Zweifel entgegen gereiſt. Ueber ſie entſcheiden ſollte entweder eine einheimiſche, oder eine fremde Macht. Der Ausgang des Kampfes hat, wie vorauszuſehen war, die Entſcheidung in die Hände der letztern gegeben. Es fragt ſich nun blos: Iſt dieſe Wendung die günſtigſte, welche Deutſchlands Geſchick unter dieſen Umſtänden nehmen konnte?

Dieſe große, vielbedeutende Frage will aus keinem beſchränkten Geſichtspunkt beantwortet ſeyn. Die neuere Geſchichte der Völker darf nicht nach einſeitigen, individuellen Rückſichten beurtheilt werden. Was in den letztern Decennien in Europa vorgegangen iſt, geht nicht blos dem beſchränkten Intereſſe einzelner Kabinetter, es geht dem wichtigſten Intereſſe der ganzen Menſchheit an. Nachdem die Völker lange unter der Herrſchaft willkührlicher Grundſätze und verkehrter einſeitiger Politik geſeufzt, ſtand endlich die Menſchheit auf, ihre unverjährbaren Rechte von der Willkühr und Anmaßung zurückzufordern. Auf Frankreichs Boden begann dieſer große, ewig denkwürdige Kampf der Vernunft mit der herrſchenden Willkühr. Denn dort hatten große Genies im heiligen Eifer für die Rechte der Menſchheit dieſelben aus ihrem Dunkel hervorgezogen, und mit Flammenzügen in die regſamen Gemüther der Franzoſen gegraben. Aeußere Veranlaſſungen brachten bald den auf ſolche Weiſe vorbereiteten Kampf zum Ausbruch. Wie ein Blitzſtrahl ergoß ſich das neue Licht über ganz Europa, und entzündete in allen Völkern die lebendigſte Theilnahme. Das ſchreckte die Willkühr, die auf ihrem morſchen Throne ſorglos eingeſchlummert war. Sie rüſtete ſich, den furchtbaren Streit mit vereinten Kräften zu Boden zu ſchlagen. Allein die Sache der Menſchheit ſiegte. Wie der Kampf allgemein geweſen; ſo mußten es auch die Wirkungen des Sieges ſeyn. Eine allgemeine Revolution in Europa begann ſich zu entwickeln. Dieſe Revolution betrifft nicht blos das Schickſal, oder den Sturz einzelner herrſchenden Familien, auch nicht blos die äuſſern politiſchen Verhältniſſe, ſondern das innerſte Weſen, die Grundmaximen der Verfaſſung. Der Krieg, welchen Frankreich bis daher mit dem übrigen Europa geführt, iſt kein Krieg von gewöhnlicher Art, es iſt ein Krieg um erhabene Grundſäze, um Staatsverbeſſerung, um die heiligſten Rechte der Menſchheit. Sollen fernerhin die Geſetze der Vernunft und gründlicher Politik, oder ſollen die Geſetze der Willkühr und der verjährten Anmaßung die Einrichtung der Staaten und die Verhältniſſe, Pflichten und Anſprüche der Staatsbürger beſtimmen? Dieß war der Gegenſtand des Streits. Da der Ausgang ſich für das erſtere entſchieden; ſo kann auch nichts anders, als eine allgemeine radikale Umkehrung der alten Staatsmaximen die Folge ſeyn. Die Wirkung eines ſolchen Revolutionskrieges zwiſchen den europäiſchen Staaten muß unfehlbar eine Grundrevolution in der Verfaſſung dieſer Staaten ſeyn.

Deutſchland, das zunächſt ſtand, den Kampf zuerſt eröffnete, und in demſelben, vermöge ſeiner Kraft, am längſten aushielt, mußte gleichfalls zuletzt dem kräftigern Gegner unterliegen. Fragen aber: War es gut, daß die Entſcheidung über Deutſchlands öffentlichen Zuſtand Frankreich anheim fiel? heißt fragen: Ob es gut ſey, daß auch in Deutſchland Grundſätze, die mit der Gerechtigkeit und Weisheit einer Staatsverfaſſung in offenbarem Widerſpruche ſtehen, ſolchen Platz machen, die in den heiligſten Geſetzen der Gerechtigkeit und in den lauterſten Ausſprüchen ächter Staatsweisheit gegründet ſind?

Es ſcheint freylich einem Volke kein ſchlimmeres Geſchick begegnen zu können, als wenn es, überwunden, unter die Herrſchaft eines fremden Siegers fällt. Dieß gilt in der That, wenn bloße Eroberungsſucht, oder falſche Ruhmbegier den Krieg entzündete, wenn ein ſtolzer, rauher Völkerſtürmer mit ſeinen wilden Schaaren durch die Länder zieht, und nichts, als Elend und Spuren des ſchrecklichſten Verderbens hinter ſich läßt. Es gilt noch mehr, wenn der ſtolze Sieger die überwundenen Länder als förmliche Provinzen ſeiner Herrſchaft unterwirft, und ihre Schmach und ihr Elend durch despotiſche Statthalter und durch raubſüchtige gefühlloſe Quäſtoren verewigt. Es gilt am meiſten, wenn ein kultivirtes Volk einem Schwarme Barbaren, der, nicht zufrieden, ſeine Schätze geplündert, ſeinen Wohlſtand vernichtet, ſeine Städte und Dörfer in Aſche verwandelt, ſeine Jungfrauen und Weiber geſchändet, ſeine Kinder und Greiſe getödtet zu haben, nun auch die Werkſtätten der Kunſt und Induſtrie zertrümmert, die Wiſſenſchaften von ſeinem Boden verſcheucht, die Altäre umſtürzt, die bürgerliche Ordnung zerſtört, und die hochgeſtiegene Kultur, in tiefe Barbarey verkehrt, zur Beute fällt. In ſolchen Fällen kann der Genius der Menſchheit nur mit thränenden Augen auf den Schauplatz der Zerſtörung und Erniedrigung blicken.

Allein es kann auch einen Fall geben, in welchem einem Volke ſeine Niederlage ſelbſt zur Rettung und zum Heil gereicht. In dieſem Fall befindet ſich gegenwärtig Deutſchland. Es ward beſiegt, aber nicht von einer Horde roher Barbaren, ſondern von der kultivirteſten Nation des Erdbödens; nicht um zur bloßen

Provinz herabzuſinken, oder um blos zum eiteln Siegeszeichen eines übermüthigen Kriegers zu dienen, ſondern um zu einem neuen ſchönen Leben emporzublühen. Zahlreiche Heere durchzogen, ſiegend, von einer Grenze zur andern, ſeine Gebiete; aber ſeine Dörfer und Städte blieben unverſehrt, die bürgerliche Ordnung dauerte fort und ward ſogar unterſtützt, Künſte, Gewerbe, und alle Geſchäfte gingen ohne muthwillige Störung, und ſoweit die Umſtände es immer geſtatteten, ruhig ihren Gang, die Altäre ſtanden ſicher, und die Wiſſenſchaften und alle der Menſchheit heiligern Inſtitute fanden in den Siegern ſelbſt ihren feſteſten Schutz. Alles, was vorgegangen, ſcheint Deutſchland nur begegnet zu ſeyn, um an den Früchten der merkwürdigſten Revolution, und an der dadurch bezweckten Staatsverbeſſerung gegen Opfer Theil zu nehmen, die mit denen nicht verglichen werden können, welche der ſiegende Staat dem nämlichen Zwecke ſelbſt dargebracht hat.

Ich zweifle nicht, daß Viele dieſen Satz ſehr paradox finden, zum Theil ihn gar als Aeuſſerung einer höchſt unpatriotiſchen, frivolen und unwürdigen Denkart verbannen werden. Es giebt Leute, deren Begriff von Patriotismus ſo einſeitig und beſchränkt iſt, daß ſie jedermann als einen offenbaren Feind des Vaterlands betrachten, der die Dinge ſieht, wie ſie ſind, und der nicht blind Parthey gegen Frankreich nimmt: und ſo ſehr es auch ſonſt im Geiſt des Deutſchen iſt, alles Fremde über die Gebühr zu ſchätzen, und insbeſondere dem, was über den Rhein zu uns kommt, einen übertriebenen Werth beyzulegen; ſo weigert man ſich doch, dieſen Nachbarn jenſeit des Rheins in dem Punkt Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, in welchem man gerade die gegründetſte und wichtigſte Urſach dazu hat. Nichts iſt gewöhnlicher, als das, was Frankreich gegen Deutſchland unternommen hat, als eine That zu betrachten, die jeder verabſcheuen muß, der auch zwiſchen Völkern Pflichten und Rechte anerkennt. Auf ſeine Ueberlegenheit trotzend, ſo meynt man, reizte hinterliſtig der Gegner durch Treuloſigkeiten, Anmaßungen und Ungerechtigkeiten aller Art die Deutſchen ſo lange, bis ſie zu den Waffen griffen, und nun ſelbſt ihm den geſuchten Schein gerechter Gegenwehr und Rache gaben. Bald iſt es ungemeßner Ehrgeiz und Länderſucht, bald unerſättlicher Durſt nach Krieg und Beute, bald die Furcht durch einen mißlichen Landungsplan den erlangten Ruhm aufs Spiel zu ſetzen, bald die Nothwendigkeit, der übergroßen Truppenmaſſe Beſchäftigung und Brod zu verſchaffen, bald eine andere Urſache, was den außerordentlichen Mann, der Europens Schickſal leitet, bewogen haben ſoll, auf die erſte ſcheinbare Veranlaſſung ſich über Deutſchland herzuwerfen, und Freyheit, Glück und Frieden von ſeinen Fluren zu verſcheuchen. Zu dem Gedanken erhebt man ſich nicht, daß, kraft des unauslöſchbaren Gegenſatzes, der durch die franzöſiſche Staatsumwälzung zwiſchen Frankreich und den übrigen europäiſchen Regierungen gegeben war, die Reibungen, folglich auch die Kriege, nicht eher enden konnten, als bis die Revolution entweder vernichtet, oder vollendet, das iſt, bis entweder Frankreich, oder alles, was ſich ihm entgegen ſetzte, entſcheidend beſiegt war. Nur in einem Individuum, in Napoleons perſönlicher Sinnesart, ſucht man den Grund zu allen den neuern Veränderungen, und insbeſondere auch zu dem tragiſchen Schickſal, welches Deutſchland neuerdings betroffen hat, anſtatt ihn in dem, von keinem Individuum abhängenden, geſammten Verhältniß Frankreichs zu dem übrigen Europa zu ſuchen. Mit dieſer Anſicht der Sachen hängt es dann freylich auch für natürlich zuſammen, daß man für nichts Augen hat, als für die Uebel, unter welchen die Gegenwart das unglückliche Deutſchland ſeufzen läßt, und für nichts Gefühl hat, als für das Unrecht, das, wie man glaubt, von dem übermächtigen Gegner ihm zugefügt worden iſt.

Doch es kommt hier gar nicht darauf an, die Beweggründe zu unterſuchen, welche Frankreich bey ſeinen Unternehmungen gegen Deutſchland ſowohl, als gegen den übrigen Kontinent geleitet haben. Auch wird niemand behaupten, daß jener Staat hierbey nicht ſowohl ſein eigenes Intereſſe, als vielmehr das Wohl der übrigen Völker, gleichſam wie ein neuer Weltheiland, vor Augen gehabt. Um nicht ſelbſt unterdrückt zu werden und ſeine Staatsumwälzung durchzuſetzen, mußte er ſich wehren, und um Englands feindſeligen Planen ein Ziel zu ſetzen, und ſeine eigene Macht deſto feſter zu gründen, benutzte er ſeine Siege, und die ihm von ſeinen Gegnern immer neu gegebenen Veranlaſſungen, ſeine Gewalt faſt über den ganzen Kontinent Europens auszudehnen.

Allein das hindert nicht, dieſe Entwickelung des Kampfes und die Fortſchritte der franzöſiſchen Waffen als eine Entwickelung und Ausbreitung der Revolution über das übrige Europa anzuſehen; es hindert nicht, daß die ſiegenden Franken, indem ſie die Thronen ſtürzten oder demüthigten, zugleich den Völkern den Segen einer beſſern Verfaſſung brachten, und daß insbeſondere auch Deutſchland ihnen in dieſer Rückſicht die wichtigſten Vortheile verdanken wird. Bedarf es mehr, als eines Blicks auf die Länder, die jetzt der Hoheit oder dem Einfluß Frankreichs unterworfen ſind, um ſich durch die That zu überzeugen, daß dieſes Volk die Vortheile der Revolution, die es mit ſeinem Blut erkämpfte, nicht für ſich allein behält? Sehen wir nicht die nämlichen Grundſätze, auf welchen die jetzige Verfaſſung Frankreichs errichtet iſt, auch in Italien, in Holland, in Pohlen, und zum Theil ſelbſt in Deutſchland ausgeführt, und iſt zu zweifeln, daß ſie auch hier bald durchgängig herrſchen werden? *) Und welche Grundſätze ſind es? Solche, ohne welche ein Staat ſich in ſeinem Grundweſen widerſtreitet; ſolche, ohne welche ein Staat weder ſeine Kräfte vollſtändig entwickeln, noch ſeine weſentlichſten Zwecke gehörig erreichen kann; ſolche endlich, durch welche ein Staat eine Höhe von Kraft und Flor erreichen muß, die ohne ſie nie erreichbar iſt.

Es iſt auch eins von den Vorurtheilen, mit welchen die Köpfe derer angefüllt ſind, die von Frankreich immer nur gern das Schlimmſte denken, und es jetzt eben ſo bitter haſſen, als ſie es in den erſten Zeiten der Revolution enthuſiaſtiſch prieſen, oder die überhaupt alles blos nach oberflächlichen und einſeitigen Anſichten beurtheilen, ohne je einen tiefern Blick in das innere Weſen

---

*) Ich höre hier ausrufen: das hätten wir alles ſelbſt gemacht! Sehr wahr, aber wodurch? durch eine Revolution wie in Frankreich, anders nicht. Sollte dieſe nicht ſchrecklichere Spuren zurückgelaſſen haben, als Napoleons Siege?

der Dinge zu thun — es iſt eins von jenen Vorurtheilen: daß dieſe blutige Revolution ohne den gewünſchten Erfolg geblieben, und faſt alle dadurch beabſichtigten Vortheile am Ende wieder ſo gut als verloren gegangen ſeyen. Man muß aber die jetzige Verfaſſung Frankreichs entweder ganz verkennen, oder ſich ſehr verkehrte Begriffe von den Vortheilen machen, welche eine Staatsumwälzung zur Abſicht haben kann, um an den großen und unſchätzbaren Wirkungen zu zweifeln, die die Revolution für Frankreich hervorgebracht hat. Nie und nirgends hat eine Konſtitution ſich ſo ſehr der Idee einer vollkommenen Staatsverfaſſung genähert, als die, welche Frankreich durch die Revolution erhalten hat. Noch nie haben einer Verfaſſung ſo helle und lautere Begriffe über die Rechte des Menſchen und Bürgers, über die Natur und Zwecke eines Staats, und über die Mittel, dieſe Zwecke zu erreichen, zum Grunde gelegen, und noch nie ſind dieſe Begriffe ſo beſtimmt zu wirklichen Grundgeſetzen der Verfaſſung erhoben worden, als es in Frankreich geſchehen. Noch kann man uns, die amerikaniſchen Freyſtaaten etwa ausgenommen, keine Verfaſſung aufzeigen, welche nicht einen großen Theil der Staatseinwohner ſelbſt der weſentlichſten, unveräußerlichen Menſchheitsrechte, durch Leibeigenſchaft oder vollkommene Sklaverey, entweder förmlich beraubt, oder doch auf eine eben ſo ungerechte als unpolitiſche Weiſe beſchränkt und unterdrückt, einen andern gegen alle Grundſätze der Gerechtigkeit und Klugheit gehoben und begünſtigt; welche nicht der Freyheit und den Kräften aller, oder eines Theils der Staatsbürger engere Grenzen geſetzt, als Gerechtigkeit und Klugheit es vergönnten; welche nicht weſentliche Staatszwecke verkannt, und die Wahl zweckwidriger Mittel zur Erreichung der erſten Staatszwecke zum Geſetz gemacht hätte. Von allem dieſem zeigt uns Frankreich gerade das Gegentheil. Dort wird niemand, ſchon durch die Staatseinrichtung ſelbſt, an ſeinen natürlichen Rechten gekränkt. Alle Bürger ſind, ſo wollen es die Fundamentalgeſetze der Verfaſſung, als Bürger, oder vor dem Geſetz, einander gleich. Alle haben gleiche Anſprüche auf die Vortheile des Staats, und alle ſind, nach Verhältniß ihrer Kräfte, zu gleichen Laſten verpflichtet. Niemand iſt im Gebrauch ſeiner Freyheit und Kräfte enger beſchränkt, als die Möglichkeit des Staates ſelbſt, und die nothwendige Ordnung es fordert; niemand iſt daher auch um ſeines Glaubens oder ſeiner Religion willen, von bürgerlichen Rechten ausgeſchloſſen, noch in der öffentlichen Ausübung derſelben gehindert. Niemand hat eine Gewalt, einen Genuß, eine Ehre oder Vorzug vor dem Andern, wenn nicht ſein Amt, ſein Dienſt für den Staat es fordert, und giebt es auch dort einen beſondern Ehrenſtand; ſo iſt er blos eine Auszeichnung für das Verdienſt, zu welcher jeder, wes Standes oder Berufs er ſey, gelangt, den ſein Verdienſt dazu berechtigt. Die Theilnahme an der öffentlichen Gewalt und an der Realiſirung der Staatszwecke iſt nicht an den Zufall der Geburt und des Glücks, ſondern allein an Talent, Einſicht, Geſchicklichkeit und Verdienſt gebunden, der niedrigſte Beamte ſteigt zum Miniſter, der gemeinſte Soldat zum Marſchall empor, ſobald er ſich vor andern dazu tüchtig beweiſt. Alle rechtlichen Verhältniſſe ſind durch klare Geſetze beſtimmt, und die Gerichtsform zweckmäßig organiſirt, und auf einfache Grundſätze zurückgeführt. Die Ausbildung der Nation iſt in ihrer großen Würde als einer der weſentlichſten Staatszwecke anerkannt, ein groſſes Nationalinſtitut iſt als allgemeiner Lebensquell für Wiſſenſchaft und Kunſt eingerichtet, und die Idee eines allgemeinen Zuſammenhanges aller höhern und niedern Bildungsinſtitute der Nation entworfen. Alle Zweige der öffentlichen Verwaltung ſind in ſich ſelbſt und unter einander nach tiefer Weisheit ſo geordnet, daß ſie mit Nachdruck und raſcher Wirkſamkeit ſchnell und ſicher ihren Zweck erreichen, und die Nothwendigkeit, im vieljährigen Kampf mit feindlichen Mächten ungeheure Wirkungen hervorzubringen, ſo wie das Denken, Forſchen und Wirken der herrlichſten Köpfe, hat hier eine Umſicht, eine Kenntniß, eine Erfindſamkeit von Mitteln, und eine Gewandheit im Gebrauch derſelben zur Folge gehabt, über welche der Beobachter in Erſtaunen geräth.

Dieß ſind die Früchte der Revolution, die hier nicht in bloßen Worten prangen, ſondern in der jetzigen Rieſenmacht des fränkiſchen Staats ſich wohl fühlbar genug zu Tage legen. Daß die Demokratie, auf die es angelegt ſchien, und die nur das Gerüſte zu dem neuen Baue war, in Monarchie wieder übergegangen iſt, hebt die eigentliche franzöſiſche Staatsverbeſſerung ſo wenig auf, daß es derſelben, wie die That uns lehrt, vielmehr erſt ihre Feſtigkeit und Dauer giebt.

Solche Grundſätze mußten auch in Deutſchland eingeführt werden, ſollte es je zu den Wohlthaten einer guten Verfaſſung gelangen. Hätte man dieß aber je erwarten dürfen, im Fall es Preußen gelungen wäre, die deutſchen Staaten ſeiner Macht zu unterwerfen? *) Worauf hätte man wohl eine ſolche Erwartung gründen mögen? Hat es Preußen, im langen Lauf der Revolution, wohl an Gelegenheit gemangelt, die beſſern Grundſätze, welche, nach dem Ausſpruch der Gerechtigkeit und Politik, jeder guten Verfaſſung zum Grunde liegen müſſen, ſo wie die erſtaunenswürdigen Wirkungen derſelben kennen zu lernen? Hat es wohl je gegründetere Urſach gehabt, dieſe Grundſätze ernſtlich zu beherzigen, und die Einführung derſelben ſich zum dringendſten Geſchäft zu machen? Und was hat es gethan? Anſtatt die ungerechten und verderblichen Privilegien aufzuheben, nach welchen ein Stand die wichtigſten Vortheile im Staat genoß, während er ſich zugleich der Theilnahme an den Laſten deſſelben entzog, wurden ſie befeſtigt. Anſtatt die Schranken wegzureißen, welche den Stand der Nichtadelichen, durch deren Bildung, Talente und Kenntniſſe der Staat allein ſeine erforderliche Kraft und Blüthe würde gewonnen haben, von der Theilnahme an den höhern Staatsämtern und an den Befehlshaberſtellen in der Armee ausſchließen, wurden eben dieſe Stellen ſtrenger

---

*) Preußen hätte ſich beſſer wie jede andere deutſche Macht, z. B. Oeſtreich, dazu geeignet, denn wenn es zwar keine auf gute zweckmäßige Geſetze gegründete organiſche Verfaſſung beſaß; ſo ſtrebte es doch ſchon lange dahin, und es waren durch die öffentliche Meynung gewiſſe liberale Geſinnungen zu feſten Grundſätzen in der Regierung gediehen. Dahin gehörte die Religionsfreyheit und die allen Sekten, mit Ausnahme der Juden, verliehenen gleichen Rechte, in Rückſicht öffentlicher Aecker und bürgerlicher Nahrungszweige; das Streben nach Befreyung des Bauernſtandes vom Leibeigenthum, welches das neueſte Edikt wegen Aufhebung der Erbunterthänigkeit beweiſt; die den Bürgerlichen nachgegebene Möglichkeit ſich auf die höchſten Poſten zu ſchwingen ꝛc. N. d. Red.

als je, auf den Adel eingeſchränkt. Anſtatt dem Militair eine beſſere, den Fortſchritten der Zeit angemeſſenere Geſtalt zu geben, und überhaupt die ganze Verwaltung nach den Bedürfniſſen und den hellern Einſichten des Zeitalters umzuſchaffen, wurden die, welche die alten Gebrechen rügten, und auf zweckmäßige Verbeſſerungen drangen, entweder überhört, oder gar verfolgt, und ihrer Freyheit beraubt.

Dieß war der Geiſt, welcher Preußen beſeelte. Durfte nun Deutſchland ſich von dieſer Macht wohl eine Reform in ſeiner Verfaſſung verſprechen, die mit jenem Geiſte geradezu in Widerſpruch ſtand? Würden die, von welchen eine ſolche Reform hätte ausgehen müſſen, deren ganzes Intereſſe aber eben die Fortdauer der alten Mißbräuche und Gebrechen heiſchte, und die zuvor ſchon ſo ſtreng und eiferſüchtig über dieſe Fortdauer wachten, nun, nachdem ihre Gewalt ſich über ganz Deutſchland ausgebreitet hätte, ſich wohl zu einer ſo großmüthigen Aufopferung ihrer Vorzüge und Rechte entſchloſſen haben? Nein, Preußen hätte ſich durch Unterwerfung der deutſchen Staaten vergrößert, ohne die alten Grundſätze der Willkühr und Anmaßung, die ſeine Verfaſſung durchdrangen, abzulegen; es hätte die drückenden Laſten ſeines Verwaltungsſyſtems auf die Völker gewälzt, ohne ihnen durch Herſtellung ihrer natürlichen Rechte den geringſten Erſatz zu geben; und es hätte ihnen nicht einmal einen ſichern Genuß jener Vortheile gewährt, die auch bey einer ſchlechten Verfaſſung aus der Vereinigung in ein großes Ganzes entſpringen, da die Fortdauer ſeines alten Syſtems mit dem beſſern Geiſt der Verfaſſungen, der die neue Revolution hervorgerufen, in allzuſtarkem

Widerſpruch ſtand, als daß es ſich lange würde behauptet haben. Eine Vermehrung der alten Uebel durch noch unerträglichere neue, das wäre der Erfolg geweſen. Die Begebenheiten der neueſten Zeit haben ein zu helles Licht auf den Geiſt geworfen, der den preußiſchen Staat, und insbeſondere den Stand beſeelte, in deſſen Händen ſich die öffentliche Gewalt befand, als daß Deutſchland ſich eines Beſſern von ihm hätte verſehen dürfen.

Da alſo Deutſchland bey ſeiner alten Verfaſſung nicht länger bleiben durfte, noch konnte; da es dieſelbe eben ſo wenig frey und aus eigner Bewegung, es ſey durch den Willen der geſammten Nation, oder durch Einverſtändniß ſeiner Fürſten und Stände mit heroiſcher Selbſtverleugnung ihres Privatintereſſe, umſchaffen konnte, noch wollte; da endlich auch die Unterwerfung unter eine einheimiſche Macht ihm keine Ausſicht weder auf eine Verbeſſerung der weſentlichſten Gebrechen ſeiner Verfaſſung, noch überhaupt auf dauernden Wohlſtand eröffnete — welcher Weg blieb ihm zur Abhülfe ſeiner Uebel noch offen? Nur der: Ein fremdes Volk mußte, gleichviel, wodurch bewogen, ins Mittel treten. Dieſes mußte mit der Macht, die Unterjochung Deutſchlands durch einen einzelnen Reichsſtand zu verhindern, und die Fürſten, gleichſam ſtellvertretend die deutſche Nation, zur Umänderung der alten Form zu nöthigen, zugleich gereifte Kenntniß der beſſern Staatsgrundſätze und hinlängliches Intereſſe verbinden, ſie auch in Deutſchland geltend zu machen. Ein ſolches Volk iſt das franzöſiſche. Indem es ſelbſt den Mißbräuchen, die, mehr oder minder, alle europäiſche Verfaſſungen drückten, Untergang und ewige Feindſchaft ſchwor, und in einem langen ſchrecklichen Kampfe eine beſſere Ordnung der Dinge bey ſich herzuſtellen ſtrebte, gewann es zugleich alle erforderliche Macht, Einſicht und Intereſſe, um dieſelbe auch den übrigen Völkern mitzutheilen.

Betrachtet man alſo Deutſchland nach ſeiner wahren Lage, bedenkt man, daß es eben ſo wenig in ſeiner Gewalt war, in ſeinem alten Zuſtande länger zu verbleiben, als es einer völligen Umgeſtaltung ſeiner Verfaſſung nach neuen, den alten geradezu widerſprechenden, Grundſätzen ſchlechterdings bedurfte, gleichwohl aber ſich außer Stande befand, eine ſolche Veränderung aus eigner Willkühr vorzunehmen; ſo kann man unmöglich verkennen, daß die Wendung, welche ſein Schickſal genommen, und durch welche einer totalen Umformung der alten Verfaſſung und der Einführung beſſerer Staatsgrundſätze auf einmal Bahn gemacht iſt, im Allgemeinen erwogen, die günſtigſte iſt, welche es unter ſolchen Umſtänden immer nehmen konnte. Deutſchlands Niederlage iſt für die deutſche Nation das Medium, wodurch ſie zur Theilnahme an der franzöſiſchen Revolution und zu den Vortheilen gelangt, welche dieſelbe in Abſicht auf die beſſere Einrichtung und Verwaltung der Staaten hervorgebracht hat.

Allein, um eine genauere und befriedigendere Einſicht in die Veränderung, welche mit Deutſchland vorgegangen iſt, und noch vorgeht, ſo wie in die daraus entſpringenden Vortheile und Nachtheile zu erlangen, iſt es nicht genug, bey einer blos allgemeinen Betrachtung ſtehen zu bleiben. Wir müſſen, in ſo weit dieß vor der Hand überhaupt noch möglich iſt, in das Weſen jener

Veränderung tiefer einzudringen, und eine ſpeciellere Anſicht der neuen Verhältniſſe, in Vergleichung mit den alten, und mit Hinſicht auf diejenigen Ideen, welche in ſolchen Verhandlungen nie aus den Augen gelaſſen werden dürfen, zu gewinnen ſuchen.

Eine genaue und detaillirte Darſtellung von Deutſchlands neuer politiſcher Geſtalt iſt jetzt freylich noch nicht möglich, weil ſie ſelbſt erſt noch ihre nähere Beſtimmung erwartet. Indeſſen liegt ſie wenigſtens ſchon in ihren Grundzügen vor Augen, und es ſind Thatſachen genug vorhanden, um daraus weiter fortzuſchließen.

Die erſte Hauptveränderung, welche mit Deutſchlands bisheriger Verfaſſung vorgegangen iſt, betrifft die Verminderung der zahlreichen Einzelſtaaten, aus welchen ſonſt das Reich zuſammengeſetzt war. Die ſämmtlichen geiſtlichen Fürſtenthümer und Reichsſtandſchaften, die Reichsſtädte — nur mit Ausnahme einiger — die Reichsdörfer, Reichsherrſchaften, und faſt ſämmtliche allzu kleine Reichsſtaaten, haben aufgehört, beſondere Staaten zu ſeyn. Die große Menge kleiner Staaten iſt in eine weit kleinere Anzahl größerer zuſammengefloſſen.

Die zweyte Hauptveränderung betrifft den öffentlichen, ſtaatsrechtlichen Charakter der Einzelſtaaten. Sonſt waren die Häupter derſelben nichts, als privilegirte Stände. Alle ihre Rechte waren im Grunde nichts, als Privilegien, die ſie nach und nach, auf dem Wege der Gewalt oder der Gunſt, von dem allgemeinen Oberherrn erhalten hatten. Dabey blieb rechtlich immer das alte Grundverhältniß der Vaſallenſchaft. Jeder Fürſt und jeder Stand war, mehr oder minder, der Obergerichtsbarkeit und Oberlehnsherrlichkeit des Reichsoberhaupts dergeſtalt unterworfen, daß er als Verbrecher angeklagt, und ſeiner Lehen verluſtig erklärt werden konnte. Dieſes Band der Abhängigkeit iſt aufgelöſt. Das Reichsoberhaupt iſt verſchwunden, und mit ihm alle ſeine Rechte. Die Fürſten ſind zum unabhängigen Beſitz ihrer Länder gelangt, die ſie nicht mehr als privilegirte Reichslehnsleute, ſondern mit ſouveräner Gewalt beherrſchen. Dadurch ſind zugleich alle Schranken gefallen, welche die alte Reichsconſtitution der innern Verfaſſung der einzelnen Reichsſtaaten ſetzte, und jedem Staate iſt die Freyheit geworden, ſich nach angemeſſenern Staatsgrundſätzen zu regeneriren.

Die dritte Hauptveränderung betrifft die neue Wiedervereinigung der ſo geſtalteten deutſchen Staaten. Deutſchland bildet nicht mehr einen Staat, ſondern einen Staatenbund. Ein Staat ſetzt das Verhältniß der Unterthänigkeit unter der Herrſchaft und Regierung einer oberſten Gewalt voraus. Ein ſolches Verhältniß widerſtreitet aber der Natur ſouveräner Staaten. Jede Verbindung unter ihnen kann nur eine Uebereinkunft zur wechſelſeitigen Unterſtützung und Beförderung eines gemeinſamen Intereſſe, unter durchgängiger Reciprocität der Rechte, ſeyn. Eine ſolche Verbindung iſt aber kein Staats-, ſondern ein bloßer Bundesverein, und wenn dieſer Bund ein Haupt hat; ſo entſteht dadurch nicht ein Verhältniß der Herrſchaft und Unterthänigkeit, ſondern blos der Geſchäftsunterordnung zur beſſern Erreichung des gemeinſamen Zwecks.

Ein ſolcher Bund iſt der, welcher gegenwärtig zwiſchen den deutſchen Staaten beſteht. Der Zweck deſſelben iſt Erhaltung der Integrität eines jeden ſowohl in

Abſicht auf einander ſelbſt, als in Abſicht auf fremde Staaten. Aus dieſem Zwecke gehen von ſelbſt folgende nähere Beſtimmungen hervor. Erſtens: Jeder Bundesſtaat iſt zu einem verhältnißmäßigen Beytrag zur allgemeinen Bundesmacht verpflichtet. Zweytens: Jeder Bundesſtaat begiebt ſich der Rechte ſeiner Souveränität in ſoweit, als dieſelben mit dem Bundeszweck im Widerſtreit ſtehn. Dahin gehören namentlich alle Verträge mit auswärtigen Mächten, welche die Sicherheit des Bundes, oder eines ſeiner Glieder bedrohen, ſo wie alle eigenmächtige Selbſthülfe eines Bundesſtaates gegen den andern. Zwiſchen den Mitgliedern des Bundes herrſcht ein ewiger Friede. Ihre Streitigkeiten können nicht, wie ſonſt unter unabhängigen Staaten, durch Krieg, ſondern nur, wie zwiſchen Privaten, auf dem friedlichen Wege des Rechts beygelegt werden.

Daraus entſpringt drittens die Nothwendigkeit eines allgemeinen Bundesgerichts, welches von allen Staaten, als gleich intereſſirten und gleich berechtigten Gliedern, ſeine Beſtallung empfängt, und welchem alle Verbündete auf gleiche Weiſe unterworfen ſind; ſo wie

Viertens überhaupt ein Gemeinweſen, wodurch der geſammte Bund in Beziehung auf auswärtige Staaten den Charakter einer beſondern Macht annimmt, und wodurch die Verbündeten in ein inneres Rang- und Rechtsverhältniß treten.

Fünftens: Zur vollkommenen Sicherſtellung des Bundeszwecks vereinigt ſich mit dem Bunde ein auswärtiger mächtiger Monarch als Beſchützer deſſelben. Vermöge deſſen ſteht dieſem Protector die oberſte Leitung zur Organiſation des Gemeinweſens, zur Aufrechthaltung deſſelben, und zur Realiſirung des Zwecks des Bundes zu. Innerhalb dieſer Grenzen liegt das ganze Verhältniß zwiſchen dem Protector und den Bundesſtaaten, und außerhalb derſelben findet zwiſchen dieſen und jenem blos das allgemeine völkerrechtliche Verhältniß Statt. Der Bundesbeſchützer iſt aber ſelbſt mit Bundesgenoſſe, das iſt, der Zweck der Verbindung umfaßt auch ſeine Integrität, und auch er iſt in den allgemeinen Frieden mit eingeſchloſſen, ſo daß alle zwiſchen ihm und den Verbündeten ſich ergebenden Rechtsfälle nur durch das Geſetz geſchlichtet werden.

Was wird nun Deutſchland durch dieſe Veränderung ſeiner Verfaſſung in Rückſicht auf politiſche Kraft und Sicherheit, in Rückſicht auf Wohlſtand, in Rückſicht auf Kultur gewinnen oder verlieren?

Ihren ſicherſten und daurendſten Schutz findet eine Nation freylich in ihrer eigenen Macht. Wohl dem Manne, wohl dem Staate, der auf ſeine eignen Kräfte ſich verlaſſen kann! Nie entſpricht ein Staat der Idee, welche jedem ſolchen Verein zum Grunde liegen ſoll, wenn er nicht ein ſolches Maaß von eignen Kräften umfaßt, daß er im Stande iſt, jedem Widerſacher Trotz zu bieten, und von keiner fremden Gewalt Geſetze anzunehmen. Nur dann würde alſo auch Deutſchland ſich aus vollem Herzen zu der Umbildung ſeiner alten unzweckmäßigen und in ſich ſelbſt zerfallenen Verfaſſung haben Glück wünſchen können, wenn es ſeine zerſtreuten Kräfte dergeſtalt auf einen Punkt vereinigt hätte, daß zur Behauptung ſeiner Integrität jeder fremde Schutz ihm überflüßig geworden.

Blickt man inzwiſchen von der bloßen Idee auf die wirklichen Verhältniſſe, in welchen ein Staat ſich unter andern Staaten befindet; ſo läßt ſich auf der andern Seite eben ſo wenig verkennen, daß jener idealiſche Grad von politiſcher Selbſtſtändigkeit in der Wirklichkeit, und ſtreng genommen, ſelten oder nie, wenigſtens nicht auf die Dauer, erreichbar iſt. Hätte ein Staat einen ſolchen Umfang gewonnen, daß er allein gegen alle übrigen ſich behaupten könnte; ſo würde er, vermöge der Natur der Sache, und laut aller bisherigen Geſchichte, gerade dieſes ungeheuren Umfangs wegen, über kurz oder lang in ſich ſelbſt zerfallen. Darum darf ein Staat, der nicht durch ſeine eigne Größe ſich ſeinen Untergang bereiten will, nie gewiſſe, obgleich im Allgemeinen nicht beſtimmbare, Grenzen ſeines Umfangs überſchreiten, innerhalb welcher er aber allein nicht allen übrigen gewachſen ſeyn kann; und es iſt daher eine unerſchütterliche Wahrheit: Ein Staat, der groß genug iſt, um ſich ganz auf ſeine eignen Kräfte zu ſtützen, kann in ſich ſelbſt nicht auf die Dauer beſtehen; und ein Staat, deſſen Umfang nicht mit ſeiner innern Dauer ſtreitet, iſt zu ſchwach, um allen übrigen das Gleichgewicht zu halten. Daher muß ſelbſt jeder ſolcher Staat, der ſeinen Umfang bis zu den äußerſten Grenzen, welche mit ſeiner Dauer und Conſiſtenz verträglich ſeyn mögen, ausgedehnt, und zugleich den höchſten Gipfel innerer Kraft erklommen hat, doch ſtets einen beträchtlichen Theil ſeiner Stärke in Verbindungen mit andern Staaten, in einer immer geſpannten Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand, die Intereſſen, Abſichten, Tendenzen und Verhältniſſe andrer Staaten, und in einer klugen

Benutzung aller Umſtände, die mittel- oder unmittelbar ſein Wohl und ſeine Integrität befördern können, ſuchen; und bey aller eignen Kraft beruht doch der größte Theil ſeiner Sicherheit und Selbſtſtändigkeit auf ſeiner Politik. Verſteht man alſo unter reiner Selbſtſtändigkeit eines Staats einen ſo hohen Grad von Macht, daß er blos durch dieſelbe ſich behaupten, und zugleich in ſich ſelbſt fortdauernd beſtehen kann: ſo iſt ſie eine bloße Idee, die ſich niemals völlig realiſiren läßt. Der höchſte realiſirbare Grad von politiſcher Selbſtſtändigkeit wird dagegen dann Statt finden, wenn ein Staat ein ſolches Maaß von eignen Kräften beſitzt, daß er in *Verbindung mit der erforderlichen Klugheit* ſich gegen jede Verletzung zu ſichern vermag. Dieß iſt das Maximum politiſcher Macht und Größe, es iſt der Gipfel der politiſchen Wohlfahrt eines Staats, und dieſen Gipfel von Macht und Hoheit würde eine Nation, wie die deutſche, bey einer zweckmäßigen Verfaſſung unter gewöhnlichen Umſtänden zu erreichen vollkommen fähig ſeyn.

Würde ſie ihn aber auch unter ſolchen Verhältniſſen, wie die vor ihrer gegenwärtigen Epoche gegebenen waren, haben erreichen können? Ich glaube aus einem doppelten Grunde: nein! Denn *erſtens*: Frankreich, welches ſchon für ſich allein dem ganzen vereinten Deutſchland das Gegengewicht halten konnte, hatte durch die Ausbreitung ſeiner Macht über ganz Italien, Spanien, Holland, einen ſolchen Umfang gewonnen, daß es Deutſchland nicht allein ohne allen Vergleich überlegen geworden, ſondern auch allen thätigen Widerſtreit der Intereſſen, durch deſſen Benutzung das letztere die erforderliche Ergänzung ſeiner Macht ſich hätte verſchaffen können, gänzlich aufgehoben hatte. Auf eine hinlängliche Unterſtützung von Seiten Rußlands war nicht zu rechnen. Denn abgerechnet, daß die Bewegungen dieſes ungeheuren Körpers viel zu langſam und unbehülflich ſind, um mit ſeiner Hülfe zu rechter Zeit gegen eine Macht zu erſcheinen, die ſelbſt in der Schnelligkeit ihrer Operationen eine Verdoppelung ihrer Streitkräfte findet, und ſchon in der Ausführung begriffen iſt, während andere noch über ihren Planen brüten; abgerechnet auch, daß Rußlands Intereſſe ſich überhaupt mehr auf die Erweiterung ſeiner eigenen Macht und Gröſſe, als auf die Erhaltung andrer Staaten richtet; ſo würde es ſogar ſtärkere Gründe in ſeiner Politik gefunden haben, der Schwächung einer ſo drohenden Nachbarmacht, als Deutſchland in ſeiner Vereinigung geweſen wäre, durch eine, zwar noch mächtigere, aber auch entferntere, ruhig zuzuſehen, als durch eine ernſtliche und nachdrückliche Unterſtützung ſich fortdaurende und wachſende Gefahren an ſeinen Grenzen zu ſchaffen.

Zweytens: Deutſchland würde ſelbſt bey einer Verfaſſung, die es ihm vergönnt hätte, alle ſeine Kräfte in Gebrauch zu ſetzen, und auf einen Punkt zu vereinigen, doch zu viel Zeit gebraucht haben, um dieſe Maſſe von Kräften vollſtändig zu entwickeln, als daß der Verluſt ſeiner Selbſtſtändigkeit nicht früher hätte eintreten müſſen, als die Vollendung ſeiner Macht, um dieſelbe zu ſchützen. Es waren, wie ſchon an einem andern Ort bemerkt worden, nicht blos die phyſiſchen, es waren insbeſondere auch die intellectuellen und moraliſchen Kräfte, an welchen Frankreich eine ſo groſſe Ueberlegenheit über Deutſchland behauptete. Geſetzt nun, dieſes wäre ſo glücklich geweſen, eine ſolche Verfaſſung zu erhalten, bey welcher, wie in Frankreich, die intellectuellen und moraliſchen Kräfte der Nation zum Dienſt des Staats ſich vollſtändig hätten entwickeln und zur ungehinderten Wirkſamkeit gelangen können; ſo würde doch, ehe es möglich geworden wäre, von dieſen Kräften einen vollſtändigen und geordneten Gebrauch zu machen, eine beträchtliche Zeit verfloſſen ſeyn, während welcher Deutſchland unfähig geweſen wäre, ſich in einem Kampf mit ſeinen weit überlegenen Nachbarn bey ſeiner Selbſtſtändigkeit zu behaupten.

Da es ihm alſo unter ſolchen Umſtänden unmöglich war, als ein iſolirter Staat zu beſtehen; ſo blieb ihm, um auch nur ſeine politiſche Exiſtenz zu retten, offenbar kein andrer Ausweg übrig, als an dem großen Völkerbunde, deſſen Stifter und deſſen Seele Frankreich iſt, Theil zu nehmen; und es würde ſchon aus Klugheit ſich zu dieſer Verbindung haben entſchließen müſſen, geſetzt auch, daß es durch die neueſten Ereigniſſe nicht dazu wäre gezwungen worden. Um aber die Vortheile, welche für Deutſchland in Rückſicht auf politiſche Sicherheit, oder in Rückſicht auf ſeinen erſten Staatszweck, aus dieſer Verbindung entſpringen werden, gehörig zu würdigen, muß man den ganzen gegenwärtigen politiſchen Zuſtand Europens zum Geſichtspunkt nehmen. Das vormalige Verhältniß, oder das ſogenannte politiſche Gleichgewicht der Staaten von Europa, hat gänzlich aufgehört. An ſeine Stelle iſt eine große, faſt allgemeine Conföderation getreten, welche von Frankreich geleitet wird. Anſtatt alſo, daß Deutſchland einen namhaften Theil ſeiner Sicherheit durch ſtete Beobachtung und kluge Benutzung jenes ſchwebenden Saatenverhältniſſes hätte gewinnen müſſen, findet es jetzt denſelben unmittelbar in ſeiner Theilnahme an der groſſen Conföderation, oder in ſeiner Verbindung mit dem Staate, welcher der Schöpfer und die Seele deſſelben iſt. Alle Uebel und Gefahren, die es, iſolirt, insbeſondere von dieſem Staate hätte befürchten müſſen, verſchwinden durch die enge Verbindung mit ihm von ſelbſt, und es iſt durch eben dieſelbe zugleich vor jedem andern Feinde auf das Kräftigſte geſchützt. Denn welche Macht dürfte es noch wagen, ein Glied von einem Bunde anzutaſten, der, ſo kräftig geleitet, faſt das ganze kultivirte Europa umfaßt?

Deutſchland iſt alſo durch die neueſten Veränderungen gerade in diejenige Lage gekommen, in welche es ſich werfen mußte, um eine feſte Grundlage ſeiner öffentlichen Sicherheit zu gewinnen; aber dieſe Sicherheit gründet ſich, den Zeitverhältniſſen gemäß, nicht auf Allianzen oder bloße Politik, ſondern auf Conföderation.

„Doch iſt es nicht vielleicht ein bloſſer Traum, wenn
„man unter Deutſchlands gegenwärtigen Verhältniſſen
„noch von politiſcher Sicherheit und Selbſtſtändigkeit
„ſpricht? Freylich wird kein fremder Staat, der aus
„dem groſſen Bunde ausgeſchloſſen iſt, es anzutaſten
„wagen dürfen; aber wird es dieſe Sicherheit auf der
„einen Seite nicht durch eine völlige Sklaverey auf der
„andern erkaufen? wird es, unverletzt von auſſen, nicht
„alle Arten von Verletzung und Gewaltthätigkeit im
„Innern des Bundes ſelbſt erdulden müſſen?“

Dieſe Zweifel laufen einzig auf ein Mißtrauen gegen die Macht hinaus, mit welcher Deutſchland in eins der engſten Verhältniſſe getreten iſt. Es ſtellt eine Verbrüderung freyer, ſelbſtſtändiger Staaten vor, deren Sicherheit blos den Händen jener Macht anvertraut iſt. Bey der großen Ueberlegenheit dieſer Macht hat es freylich keine andere Schutzwehr ſeiner Integrität, als die der Heiligkeit der Verträge und des Rechts. Wird der Protector ſich immer innerhalb der Grenzen dieſer Verträge halten, wird er nicht Eingriffe in die Rechte der Verbündeten, als ſelbſtſtändiger Staaten, thun?

Bey aller Achtung und allem Vertrauen, welches man gegen die Geſinnungen einer Regierung in Rückſicht auf andre Staaten hegen mag, bleibt doch das Intereſſe der ſicherſte Beurtheilungsgrund in Anſehung deſſen, was man von ihr zu hoffen oder zu fürchten hat. Daß die franzöſiſche Regierung ihren Vortheil kenne, wird ſchwerlich jemand in Zweifel ziehen. Es kommt alſo bey der vorliegenden Unterſuchung blos auf die Erörterung der Frage an: Welches Benehmens hat Deutſchland ſich zu Frankreich zu verſehen, geſetzt, daß dieſes blos von ſeinem eignen Intereſſe geleitet werde?

Alle Zwecke eines Staats concentriren ſich, außer der Sicherheit, in ſeinem Wohlſtand und in ſeiner Kultur. Kann nun Frankreich ein Intereſſe dabey haben, daß die deutſchen Staaten in ihrem Streben nach Wohlſtand und Kultur zurückgehalten werden? Kann es ein Intereſſe dabey haben, der deutſchen Induſtrie, dem Ackerbau, dem Gewerbe und Handel, den Fortſchritten in Künſten und Wiſſenſchaften, und überhaupt dem Nationalbildungsweſen Hinderniſſe in den Weg zu legen, und die Nation in den Zuſtand der Armuth und Barbarey herab zu drücken? Es giebt keinen einzigen Grund zur Bejahung, wohl aber hinreichende Gründe zur Verneinung dieſer Frage. Was ſollte Frankreich bewegen, das Emporkommen der Landwirthſchaft in Deutſchland zu hindern? Etwa die Abſicht, ſeinen Ueberfluß an Getraide und andern landwirthſchaftlichen Produkten in Deutſchland abzuſetzen? Es braucht ja ſelber fremdes Getraide und andre Erzeugniſſe auswärtiger Landwirthſchaft. — Was ſollte Frankreich bewegen, die Geſchäftigkeit der deutſchen Werkſtätte, Fabriken und Manufakturen zu vernichten? Etwa die Abſicht, die Deutſchen zu zwingen, ihre Tücher, Zeuge, Geräthſchaften und andre Kunſtbedürfniſſe, blos von den Franzoſen verfertigen zu laſſen? Allein was Frankreich an Kunſt-, wie an Naturprodukten an Deutſchland zu verkaufen vortheilhaft finden kann, zieht dieſes ja ohnehin und längſt von ihm, weil der eigene Mangel es ihm zum Bedürfniß macht. Und iſt denn Deutſchland der einzige Markt, auf welchem Frankreich Abſatz für ſeine Waaren ſuchen kann? — — Was ſollte Frankreich bewegen, ſich dem Flor des deutſchen Handels, nach Außen ſowohl, als im Innern, zu widerſetzen? Wird es dabey verlieren, wenn der Umtauſch der Bedürfniſſe in Deutſchland ein lebendigeres und kräftigeres Leben gewinnt? Wird es weniger Abſatz ſeiner Spitzen, Tücher, Zeuge, Weine, Oele ꝛc. im Ausland finden, wenn auch Deutſchland ſein Getraide, ſeine Wolle, ſeine Farben ꝛc. an fremde Völker verkauft? Sind Deutſchlands Märkte nicht ſelbſt das Bindemittel für einen großen Theil des franzöſiſchen und nordiſchen Handels? Und kann nicht Frankreich deſto mehr Gewinn von ſeinem Verkehr mit Deutſchland hoffen, je wohlhabender dieſes durch ſeinen Verkehr mit andern Völkern wird? Es iſt wahr, daß Frankreich jetzt den deutſchen Handel über See beſchränkt. Aber es beſchränkt von dieſer Seite den Handel des ganzen Continents, ſich ſelbſt mit eingeſchloſſen. Und iſt nicht Deutſchland ſelbſt, ſo gut wie Frankreich und alle übrige Staaten, dabey intereſſirt, daß dem empörenden See- und Handelsdespotismus jener habſüchtigen Inſulaner, deren Stolz und Uebermuth allen Völkern Hohn ſpricht, und die ſchon ſo lange die Schätze Deutſchlands und des ganzen feſten Landes an ſich ziehen, um dafür Verrätherey und Kriege anzuzetteln, endlich ein Ziel geſetzt werde? Wird nicht Deutſchlands Wohlſtand und Deutſchlands Außenhandel ſelbſt ein höheres und freyeres Leben gewinnen, wenn das ſtolze Carthago durch die Anſtrengungen Frankreichs und durch die momentanen Aufopferungen des ganzen Continents gezwungen wird, von ſeinen verderblichen Anmaßungen abzuſtehen, und zu den allgemeinen Grundſätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit zurückzukehren? — — Was ſollte endlich Frankreich bewegen, den Fortſchritten der intellectuellen ſowohl, als ſittlichen nnd äſthetiſchen Kultur der Deutſchen, oder irgend einer Anſtalt zur Beförderung der innern Ordnung und Wohlfahrt in den Weg zu treten? Iſt es etwa ſelbſt ſoweit in höhern Einſichten aller Art, in Sitten, Geſchmack und guten bürgerlichen Einrichtungen zurück, um nur an Rohheit, Barbarey und Verwirrung Wohlgefallen zu finden? Oder fürchtet es, von den Deutſchen in dieſen Vorzügen allzuſehr verdunkelt zu werden? Oder iſt ihm bange, daß Deutſchland, deſſen

Macht ihm ſelbſt in ſeiner Vereinigung, geſchweige bei der noch fortdauernden Trennung, bey weitem nicht gewachſen iſt, durch ſteigenden Wohlſtand und Kultur all zu gefährlich werden möchte? Muß es nicht vielmehr in Deutſchlands Stärke einen Zuwachs ſeiner eignen Stärke finden? Und deuten die Handlungen einer Macht, die ſelbſt im Kriege den Inſtituten für Kunſt und Wiſſenſchaft den ausgezeichneteſten Schutz gewährte, die das Verdienſt in Deutſchland zu belohnen und zu ehren ſtrebt, welche die vernachläßigten und zurückgeſetzten Volksklaſſen empor hebt, durch beſſere Einrichtungen die öffentlichen Kräfte zu beleben und zu mehren ſucht, wohl auf Geſinnungen hin, von welchen Deutſchland Nachtheil für ſeine Kultur, für ſeine innere Ordnung und Wohlfahrt zu befürchten hätte?

Wenn es alſo Frankreichs Intereſſe fremd iſt, den deutſchen Staaten in irgend etwas hinderlich zu werden, was zur Beförderung ihrer weſentlichen und wohlgewählten Zwecke, zu ihrer Ausbildung, Wohlſtand, Sicherheit, dienen mag, ja wenn es ſogar in dem ſteigenden Flor derſelben ſeinen eignen Vortheil findet, welche Eingriffe, Bedrückungen oder Gewaltthätigkeiten kann dann Deutſchland von ihm zu befürchten haben?

Doch dadurch iſt noch nicht alle Gefahr gehoben. Geſetzt auch, daß Frankreich der Betriebſamkeit, der Kultur und der innern Vervollkommnung der bürgerlichen Verhältniſſe in Deutſchland nicht allein keinen Abbruch, ſondern ſogar manchen wichtigen Vorſchub thue, kann es nicht den Wohlſtand der Deutſchen benutzen, um ſeine eigenen Kaſſen zu füllen, oder ſich, auf Koſten jener, beträchtliche öffentliche Ausgaben zu erſparen?

Die Verbindungen der deutſchen Staaten mit Frankreich ſind von der Art, daß die erſtern dem letztern durchaus zu keinem Tribut oder zu irgend einer geſetzlichen Abgabe verpflichtet ſind. Mithin würden alle Forderungen, welche Frankreich an Geld- oder Naturalleiſtungen an Deutſchland machen möchte, in keinem Rechte gegründet ſeyn. Ein ſolches Syſtem aber würde nicht nur bey allen übrigen Völkern des Erdkreiſes, und bey allen künftigen Generationen, ſondern insbeſondere auch bey allen conföderirten Staaten den tiefſten Haß und Abſcheu erregen. Frankreich würde ſich auf allen Seiten von Staaten umgeben ſehn, die, weit entfernt, ſeinen Intereſſen und Planen zugethan zu ſeyn, mit Sehnſucht den Augenblick erwarten würden, ſich von ihm loszureißen, und mit vereinten Kräften, oder doch mit gleichgeſtimmtem Verlangen, zu ſeiner Vernichtung aufzuſtehen. Läßt ſich wohl von dem hohen Sinn eines Napoleon erwarten, daß er ſeinen großen Namen durch ſolche empörende Handlungen, durch eine ſolche Verachtung der heiligſten Geſetze der Menſchheit, bis auf die entfernteſten Generationen hinaus beflecken, läßt ſich wohl von ſeiner tiefen, bis zum Bewundern ſcharfſichtigen, ſelbſt die entfernteſten Möglichkeiten berechnenden, und bey allem Bewußtſeyn der ungeheuren Kräfte, die ſeine Macht, und noch mehr ſein Genie ihm darbietet, doch ſtets mit der höchſten Beſonnenheit und Vorſicht zu Werke gehenden Politik erwarten, daß er mit eigner Hand, und auf ſo unrühmliche Weiſe, den Boden untergraben werde, auf welchem er ſeinen Thron, ſeine Macht ſeine Hoheit, gegründet hat? Wie? ein Monarch ſollte dieſes thun, deſſen eigne Staaten, die ſchönſten

ſchönſten in Europa, ihm überdieß, zumal wenn ſeine großen Plane gegen England zu ihrer Vollziehung gelangt ſeyn werden, unerſchöpfliche Hülfsquellen darbieten? Nein, Napoleon weiß zu gut, daß auch der mächtigſte Thron ſeine Sicherheit und Dauer nur in der Achtung, Liebe und Treue ſeiner Völker und ſeiner Verbündeten findet, und daß dieſe nur aus dem Anblick großmüthiger und gerechter Geſinnungen entſpringen können; er weiß zu gut, daß ſelbſt aus dem Kampfe, zu welchem Härte und Despotismus die verbündeten Völker reizen müßten, ſich mehr und mehr Kräfte entwickeln würden, an welchen endlich alle Anſtrengungen ſeiner Macht und ſeines großen Geiſtes ſcheitern könnten, als daß er ſeinen Ruhm, ſeine Hoheit und Größe, um unerlaubter Vortheile willen, aufs Spiel ſetzen ſollte!

„Aber,“ werden Manche ſagen: „hat nicht Deutſchland wirklich in den letztern Jahren und jetzt große Aufopferungen für Frankreich machen, hat es nicht für daſſelbe ſeine Kaſſen leeren, und die franzöſiſchen Armeen mit Koſt und Kleidung verſorgen müſſen?“ Es iſt wahr. Allein iſt Konſequenz darin, wenn man von dem, was unter den bisherigen Verhältniſſen zwiſchen Frankreich und Deutſchland geſchah, auf dasjenige ſchließen will, was nach hergeſtellter Ordnung, nach geendigtem Kriege und vollendeter Verbindung geſchehen wird und ſoll? Deutſchland hatte lange Jahre feindlich gegen Frankreich gehandelt. Es wurde von dem letztern beſiegt. Iſt es befremdend, wenn dieſes ſich nun durch geforderte Contributionen und mancherley aufgelegte Laſten entſchädigte? Iſt es befremdend, wenn auch nach geſchloſſenem Bunde die deutſchen Staaten noch die Laſten theilen müſſen, welche die gemeinſame Sache fordert? Folgt daraus ein nach hergeſtellter Ordnung und Ruhe, und nach vollendeter Organiſation des deutſchen Bundes fortwährendes Bedrückungsſyſtem?

Es liegt doch gewiß ſchon in dem bloßen Gedanken, den bey ſo Manchen Furcht oder Mißtrauen und Widerwillen gegen Frankreich erzeugt: daß dieſes wenigſtens ſeine Armeen fortdaurend in Deutſchland und auf deſſen Koſten werde unterhalten wollen, eine handgreifliche Ungereimtheit. Wie? Frankreich, das durch ſeine blutige Revolution ſo viele Menſchen, durch die vieljährigen Kriege ſo viele junge Mannſchaft verlor, deſſen Feldbau, Werkſtätte, Fabriken und Manufakturen die ihnen entzogenen Hände ſo dringend zurückfordern, dieſes ſollte ſeine Armeen in Deutſchland, Holland, Spanien, in der Schweiz, und ich weiß nicht, wo ſonſt noch? garniſoniren laſſen, blos um den Aufwand an Koſt und Kleidung zu erſparen? In der That, eine ſolche Finanzoperation iſt den hellen Einſichten der franzöſiſchen Regierung ungemein angemeſſen! Es mag ſeyn, daß, ſo lange die Mächte nicht durch ein allgemeines Einverſtändniß ihre Armeen auf eine geringere Zahl reduciren, Frankreich immer genöthigt ſeyn wird, eine ſehr bedeutende Armee auf den Beinen zu halten, um den hohen Platz zu ſichern, den es in der großen Staatenkette einnimmt. Aber hat dieſes weitläuftige Reich nicht ſchon zur Beſetzung ſeiner eigenen Veſtungen, Grenzen, Küſten, Garniſonen, eine große Anzahl Krieger nöthig? Wird es nicht ungleich mehr gewinnen, wenn es von dieſen Kriegern ſo viele, als immer der Dienſt geſtattet, den Erwerbsgeſchäften des Landes überläßt, als wenn es dieſelben in auswärtige Staaten, zu deren Laſt und Erbitterung, und zu ſeiner eigenen unfehlbaren Schwächung verſtreut? Und fehlt es in Frankreich etwa an klugen und zweckmäßigen Anſtalten, wodurch die Regierung, ſo oft und ſo ſchnell ſie will, ein furchtbares Heer unter die Waffen ſtellen kann, ohne ſeine junge Mannſchaft, auf deren Kraft ſich größtentheils der Reichthum und Wohlſtand des Reichs gründet, den Geſchäften des Ackerbaues und Gewerbes zu entziehn? Oder meynt man, daß der kriegeriſche Geiſt ſeiner Armeen, wodurch es ſich auf der errungenen Höhe zu behaupten genöthigt ſeyn mag, ſich ſicherer erhalten wird, wenn ſie ſich im Ausland dem Müſſiggang und dem Wohlleben ergeben, als wenn ſie zu Hauſe, einer guten Disciplin unterworfen, unter den Augen der Regierung, dem Vaterlande durch nützliche Arbeiten dienen? Und werden endlich Gerechtigkeit und wachſame Politik, in welcher letztern Frankreich allen andern Staaten ſo weit überlegen iſt, nicht ein ſicheres Mittel ſeyn, die conföderirten Staaten ſich treu zu erhalten, als bewaffnete Schaaren, deren Anblick und koſtſpielige Unterhaltung bald einen allgemeinen Geiſt der Feindſeligkeit und Empörung erzeugen, und die gültigſten Rechtsgründe dazu an die Hand geben würden?

„Aber ſpricht nicht die That ſelbſt für die Meynung, daß Frankreich die Schwäche der conföderirten Staaten dazu mißbrauchen werde, um ihnen die Laſt einer endloſen Einquartierung ſeiner Truppen aufzulegen? Iſt Deutſchland, ſeit die franzöſiſchen Armeen die dieſſeitigen Ufer des Rheins betraten, um Oeſtreichs kriegeriſchen Bewegungen ein Ende zu machen,

„wohl einen Augenblick von franzöſiſcher Einquartierung „und allen damit verbundenen Laſten frey geworden? „Dauert ſie nicht noch immer fort, ungeachtet zwiſchen „Frankreich und Deutſchland und allen Continental„mächten Friede herrſcht?"

Dieſer Einwurf iſt ſo ſchwach, daß es nach allem Bisherigen kaum der Mühe lohnt, eine Antwort darauf zu geben. Man muß ganz überſehen, in welchem Verhältniß Frankreich vor den leztern Kriegen mit Deutſchland und dem ganzen Norden, dieſer mit England, und in welchem es mit dem leztern noch immer ſteht; man muß ganz überſehen, daß ſo wichtige Veränderungen, als jezt in den politiſchen Verhältniſſen des feſten Landes, und namentlich in Deutſchland, vorgehen, und deren Seele Frankreich iſt, ſich ohne den Gebrauch einer bewaffneten Macht durchaus zu keinem ſichern Ziele führen laſſen; man muß ganz überſehen, welche Forderungen Frankreich, und welche Plane es in Deutſchland noch durchzuſetzen hat, um aus der Thatſache, daß die franzöſiſchen Truppen ſich in dieſem Augenblicke noch nicht vom deutſchen Boden zurückgezogen haben, den Schluß zu ziehen: man werde ſie ohne Ende den deutſchen Staaten zur Einquartierung und Unterhaltung aufdringen.

Noch ein Gedanke wird nicht ſelten als Grund angenommen, um für Deutſchland aus ſeiner gegenwärtigen Verbindung mit Frankreich nichts als Unheil voraus zu ſagen. „Nie," meynt man, „wird der jetzige „Beherrſcher Frankreichs ſeinem leidenſchaftlichen Hange „zum Kriege Einhalt thun. Mithin wird Deutſchland „ſtets genöthigt ſeyn, ſein Geld und ſeine junge Mann-

„ſchaft für Napoleons kriegeriſche Unternehmungen „aufzuopfern.“

Woraus folgert man denn aber, daß mit Napoleons Exiſtenz ein ewiger Krieg verbunden ſey? Etwa daraus, daß er bisher in faſt ununterbrochene Kriege verwickelt war? Wie folgt aber, daß, weil ein Monarch, ſo lange man ihm ſeinen Thron und die Macht ſeines Reichs von allen Seiten ſtreitig machte, ſich zu Behauptung beyder immer ſchlagfertig zeigte, er auch dann das Schwert nicht aus den Händen legen werde, wenn beyde gegen jeden Angriff ſattſam werden geſichert ſeyn? Giebt es denn im Innern ſeines groſſen, durch Revolutionen und Kriege ſo lange gequälten, Reiches nichts für ihn zu thun, oder zeigt er ſo wenig Sinn für innere Verbeſſerungsplane, oder wird ſeine Staatsklugheit ſo wenig Rückſicht auf das von ſeinen Völkern ſo tiefgefühlte Bedürfniß eines endlichen dauerhaften Friedens nehmen, daß er ohne Ende auf nichts bedacht ſeyn ſollte, als auf kriegeriſche Abentheuer auszugehen? Und iſt durch den außerordentlichen Umfang, welchen Frankreichs Macht durch die bisherigen Kriege gewonnen hat, auf lange hinaus, und wenn zumal die Plane gegen England ausgeführt ſeyn werden, nicht ſelbſt die Möglichkeit zu neuen Kriegen aufgehoben?

Oder ſchließt man es daraus, daß ſein Talent und Glück, welches alle ſeine kriegeriſchen Unternehmungen krönte, ihn immerfort zu neuen Fehden hinreißen werden? Aber hat uns die Erfahrung an einem Heinrich dem Vierten, an einem Friedrich dem Zweyten und andern groſſen Monarchen, die auf gleiche Weiſe vom Talent und Glück im Krieg begünſtigt wurden, eine ſo unerſättliche Begierde zum Kriege kennen gelehrt? Und giebt es denn für einen Napoleon blos auf dem Schlachtfeld Lorbeern zu erringen? Wird es ſeinem Herzen minder angenehm ſeyn, von der Nachwelt als der Urheber großer beglückender Werke, die nur im Frieden gedeihen, denn als Eroberer und Sieger geprieſen zu werden?

Geſetzt aber auch endlich, daß künftige Ereigniſſe, oder neue Plane Veranlaſſung zu einem neuen Kriege gäben, und geſetzt, daß Deutſchland ſich genöthigt fände, Theil an einem ſolchen Krieg zu nehmen, würde es für daſſelbe in der That ein ſo großes Uebel ſeyn, wenn ſeine Truppen Gelegenheit fänden, in Geſellſchaft der geübteſten Krieger des Erdkreiſes die Beſchwerlichkeiten und Gefahren des Kriegs beſtehen, und den Sieg unter ihre Fahnen bannen zu lernen?

Wenn Deutſchland, dem allen zufolge, durch ſeine gegenwärtige Verfaſſung, welche es an Frankreich bindet, von dieſem ſelbſt in keiner Hinſicht etwas zu befürchten hat, und wenn in derſelben jeder deutſche Staat den kräftigſten Schutz ſowohl gegen die übrigen Verbündeten, als gegen alle auswärtigen Mächte findet; ſo kann es wohl keinem Zweifel unterworfen ſeyn, daß es durch die gegenwärtige Umbildung ſeiner Verfaſſung einen Grad von Sicherheit gewonnen hat, den weder ſeine vorige Conſtitution, noch ſelbſt bey den gegebenen Umſtänden eine völlige Vereinigung und Concentrirung ſeiner Kräfte unter eine einzige Regierung ihm hätte gewähren können.

Indeſſen läßt ſich freylich nicht verkennen, daß die Sicherheit, die Deutſchland in ſeiner Verbindung mit

Frankreich findet, auch nicht weiter hinaus ſich erſtrekken kann, als die Verhältniſſe dauern, auf welche Frankreichs eigne Größe, als die Schutzwehr der Integrität der deutſchen Bundesſtaaten, gegründet iſt. Allein auch für dieſen Fall, der Deutſchland nöthigen würde, ſeine Sicherheit wieder in ſeinen eignen Kräften zu ſuchen, bieten die neuern Veränderungen unſrer Verfaſſung erwünſchte Ausſichten dar.

Der wichtigſte Grund der Schwäche des deutſchen Reichs lag ſchon bemerkter Maaßen in ſeiner beyſpielloſen Zerſtückelung. Dadurch iſt es immer tiefer und tiefer geſunken, während Frankreich, ſein Geſchwiſter-Staat, deſſen Verfaſſung in ſeiner Anlage der deutſchen ſo ähnlich war, aber ſich immer mehr in reine Monarchie verwandelte, immer höher und höher bis zu ſeiner gegenwärtigen Größe ſtieg. Nun iſt es freylich auch jetzt noch nicht zu einem einzigen Ganzen erwachſen. Allein es hat ſich doch einer ſolchen Einheit ſehr beträchtlich genähert. Die meiſten kleinen Reichsſtaaten ſind vernichtet, und aus todten Gliedern des Reichs in lebendige Glieder der übriggebliebenen größern Staaten verwandelt, mit welchen ſie vereinigt worden. Dadurch haben die letztern, und mit ihnen Deutſchland überhaupt, einen Zuwachs an thätigen Kräften gewonnen, die für daſſelbe zuvor ſo gut als nicht vorhanden waren. Mithin iſt Deutſchlands innere Kraft in der That um ſo viel gewachſen, als die Zahl der vorigen Einzelſtaaten auf eine geringere Mehrheit zurückgeführt iſt.

Ferner: Abgeſehen von der aus dieſer Reduktion entſtehenden Kraftvermehrung, werden überhaupt auch die Veränderungen, welche theils die Auflöſung der alten

Reichsverfaſſung, theils die Einführung beſſerer Staatsgrundſätze in den einzelnen Staaten zur Folge haben müſſen, eine Menge Kräfte für das öffentliche Beſte in Gebrauch ſetzen, die zuvor entweder unterdrückt wurden, oder nur einer Anzahl Privatperſonen zu Statten kamen. Mit einem Wort: In dem Maaße, als die deutſchen Staaten ſich einer zweckmäßigeren Staatsform, und namentlich dem Grundſatz der durchgängigen Gleichheit der Pflichten und Rechte, nähern werden, in demſelben Maaße werden ſie auch an innerer Kraft und Stärke gewinnen, und in demſelben Maaße wird auch Deutſchland überhaupt an Flor und Macht zunehmen.

Durch die vorerwähnte höchſt wichtige Veränderung iſt auch der Gebrauch der deutſchen Staatskräfte für das Ganze in hohem Grade vereinfacht und erleichtert worden. Alle Schwierigkeiten, Hinderniſſe und Weitläuftigkeiten, welche aus der zahlloſen Menge derer, die ihre Einwilligung zu den das Ganze betreffenden Angelegenheiten geben mußten, und aus der großen Verſchiedenheit ihrer Intereſſen, Rechte und Anſprüche, die noch überdieß nicht ſelten ſtreitig waren, entſprangen, und die heilſamſten Verfügungen und nothwendigſten Unternehmungen entweder gänzlich hinderten, oder doch ſo weit hinausſetzten, daß ſie meiſtentheils ihren Zweck verfehlten, ſind verſchwunden, und es kann nicht fehlen, daß, ſelbſt wenn das entſcheidende Wort eines mächtigen Protectors den Angelegenheiten und Planen des Bundes nicht mehr die Schnelligkeit, die ihre Ausführung fordert, geben ſollte, eine ſo viel geringere Anzahl minder gebundener Glieder ſich leichter und ſchneller vereinigen werde, als eine ſo große Anzahl ſtimmführender Reichsſtände.

So ſehr inzwiſchen Deutſchland durch alle dieſe theils ſchon geſchehenen, theils noch bevorſtehenden Veränderungen an innerer Kraft, und eben dadurch an wahrer Selbſtſtändigkeit gewonnen hat, und noch gewinnen wird; ſo läßt ſich dennoch allerdings nicht in Abrede ſtellen, daß die fortdauernde, wenn auch in hohem Grade verminderte, Trennung deſſelben in mehrere Einzelſtaaten, ein Gebrechen in ſeiner Verfaſſung bleibt, welches nie ohne nachtheiligen Einfluß insbeſondere auch auf ſeine Macht und Integrität ſeyn wird. Indeſſen, abgeſehen, daß durch die neue Bundesorganiſation, an deren Vortrefflichkeit ſich bey der Weisheit und tiefen Einſicht derer, die ſie zu entwerfen berufen ſind, nicht zweifeln läßt, alle Verhältniſſe, Rechte und Anſprüche der Bundesſtaaten unter einander genau beſtimmt, dadurch aller Saame zu möglicher Zwietracht zum voraus aus dem Wege geräumt, oder doch zur leichten und unverzögerten Schlichtung derſelben die zweckmäßigſte Einrichtung getroffen werden wird; ſo giebt ſie auch ein, allen Verbündeten gemeinſames äußerſt wichtiges Intereſſe, welches dieſe ſtets zur nachdrücklichſten Vereinigung ihrer Kräfte nöthigen muß. Es iſt dieſes: daß das Wohl und die Selbſtſtändigkeit eines jeden Bundesſtaates einzig und untrennbar an die Vereinigung mit allen übrigen und an die nachdrückliche Zuſammenwirkung ihrer Kräfte gebunden iſt. Kein einziger unter ihnen iſt im Stande, für ſich allein eine ſelbſtſtändige Macht zu bilden. Trennt er ſich nun von den übrigen; ſo muß er ſich einer größern Macht in die Arme werfen, und es iſt, wo nicht um ſeine Exiſtenz, doch um ſeine Selbſtſtändigkeit geſchehen. Beydes iſt ihm dagegen — es verſteht ſich, daß wir hierbey einen Zeitpunkt vor Augen haben, wo die gegenwärtigen Verhältniſſe zwiſchen Frankreich und den übrigen Continentalſtaaten nicht mehr Statt finden werden — durch das feſte Zuſammenhalten mit dem Bunde in demſelben Grade geſichert, als ob er aus eigner Macht ſich zu behaupten vermöchte. Jeder darf ſich in der kraftvollen Vereinigung Aller als eine Macht vom erſten Range betrachten; jeder iſt vernichtet, ſobald er ſich von dem Ganzen trennt. Ein unabänderliches Geſchick hat dieſes Band zwiſchen den deutſchen Staaten geknüpft. Die Stärke des Ganzen iſt die Stärke jedes Einzelnen, die Schwäche des Ganzen iſt die Schwäche jedes Einzelnen. Es giebt für alle deutſche Staaten nur eine Politik, und dieſe iſt in den einfachen Worten enthalten: *Eintracht und einmüthige Bereitwilligkeit zu jeder Anſtrengung und Aufopferung für das Ganze!* Es bedarf nichts, als dieſe unwiderſprechliche Wahrheit vor Augen zu haben, um jeden Bundesſtaat mit der dringendſten Nothwendigkeit nicht nur zur Eintracht und Treue, ſondern auch zur möglichſten Beförderung der Wohlfahrt und Stärke des ganzen Bundes zu beſtimmen. Es läßt ſich aber wohl erwarten, daß ſo viele und nachdrückliche Erfahrungen endlich ein Licht werden angezündet haben, bey deſſen Klarheit jene hochwichtige Wahrheit ſich nicht mehr verkannt bleiben kann. Es läßt ſich um ſo mehr erwarten, je richtigere Grundſätze und je beſſere Köpfe auch die deutſchen Staaten leiten werden, und je ſtärkern Reiz der dieſen durch die neuern Veränderungen gewordene Vorzug der Souverainität gewähren wird, ſich denſelben nicht wieder entreißen zu laſſen.

Deutſchland, das vor der gegenwärtigen Epoche allen Gefahren der Hülfloſigkeit und Schwäche Preis gegeben war, iſt durch ſeine Verbindung mit Frankreich gegen jeden Angriff geſichert, es hat überdieß an eigner innerer Kraft beträchtlich zugenommen, und iſt auf dem Wege, einſt auch für ſich allein eine völlig ſelbſtſtändige und unüberwindliche Macht zu bilden.

IV.

Was wird es durch die neuen Verhältniſſe an Wohlſtand gewinnen?

Es ſind ſchon oben die Bedingungen entwickelt worden, unter welchen es Deutſchland möglich werden kann, denjenigen Grad von Wohlſtand zu erſchwingen, deſſen es überhaupt fähig iſt. Es ſind zugleich die wichtigſten Hinderniſſe angezeigt worden, die durch die alte Verfaſſung der Erreichung dieſes Ziels in den Weg gelegt wurden. Es folgt alſo von ſelbſt, daß Deutſchland dieſem Zweck durch den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge um ſo viel näher gerückt iſt, als durch denſelben die erwähnten Hinderniſſe entfernt, und die geſetzten Bedingungen realiſirt, oder doch vorbereitet worden ſind.

Die erſte und weſentlichſte Bedingung, unter welcher Deutſchland ſich zu der höchſten, ihm überhaupt möglichen, Stufe des Wohlſtands erheben kann, iſt dieſelbe, unter welcher ihm der höchſte Grad politiſcher Kraft und Sicherheit erreichbar iſt: totale Vereinigung der ganzen Nation in ein ungetheiltes, von einem einzigen Willen bewegtes Ganzes. Denn darauf beruht die Möglichkeit eines allgemeinen ungehinderten Verkehrs unter der geſammten Nation; darauf beruht die Möglichkeit einer allgemeinen wechſelſeitigen Unterſtützung und Belebung der Kräfte; nur dadurch wird es möglich, durchgängige Einheit in die Erwerbthätigkeit der Nation zu bringen, oder die Kräfte derſelben, nach einem allgemeinen richtig berechneten Syſtem, in übereinſtimmende Wirkſamkeit zur Erreichung des Totalzwecks, des höchſtmöglichen Nationalwohlſtands, zu ſetzen; nur dadurch kann jener Umfang von Mitteln gewonnen werden, welcher erforderlich iſt, um dem großen verwickelten Getriebe des National-Erwerbfleißes ein immer freyeres und kräftigeres Leben einzuhauchen, die Schwierigkeiten und Hinderniſſe deſſelben aus dem Wege zu räumen, und überall mit der nöthigen Unterſtützung zu Hülfe zu kommen.

Iſt nun gleich jene erſte und Grundbedingung des höchſtmöglichen Nationalwohlſtands der Deutſchen auch durch die gegenwärtige Verfaſſung noch nicht realiſirt; ſo iſt doch dadurch, daß die vielen kleinen Einzelſtaaten in weit größere zuſammengetreten ſind, wenigſtens innerhalb der Grenzen dieſer größern Körper, eine nähere Verbindung und ein freyerer Verkehr zwiſchen den ſonſt geſchiedenen und einander mehr oder minder entgegengeſetzten Einzelſtaaten hergeſtellt. Man muß aber die mannichfaltigen Hinderniſſe und nachtheiligen Folgen, welche aus der großen Trennung eines Landes in ſo viele Territorien unter von einander unabhängigen und mit landesherrlichen Rechten verſehenen Regierungen für den Erwerbsfleiß und Wohlſtand dieſer Staaten und ih

Bewohner entſpringen, entweder ganz verkennen, oder man muß eingeſtehen, daß die Vereinigung ſolcher Territorien in ein ungetheiltes politiſches Ganzes ſchon durch ſich ſelbſt einen beträchtlichen Aufſchwung des Erwerbsfleißes und Wohlſtandes zur Folge haben müſſe. Die drückenden Ein- und Ausfuhrverbote, welche ſonſt den Einwohnern der kleinen Staaten den Abſatz ihrer Produkte und den Vertrieb ihrer Waaren ſo ſehr erſchwerten, und zu manchen Zeiten ſie der Theurung oder gar dem grauſamſten Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens ausſetzten, müſſen durch ihre Vereinigung unter einer gemeinſchaftlichen Regierung verſchwinden. Die läſtigen Auflagen und Zölle, wodurch die Regierungen den Handelsverkehr ihrer Unterthanen unter einander beſchwerten, und die einen großen Theil der Vortheile, die der Fleiß der Unterthanen der übrigen zu gewinnen ſuchte, an ſich zog, fallen entweder gänzlich weg, oder was davon bleibt, kommt doch dem Ganzen, folglich auch denen, welchen es auf dieſem Wege entzogen wird, auf einem andern wieder zu gut. Da ferner mit den verſchiedenen Regierungen auch die verſchiedenen Einrichtungen und Syſteme in der Staatswirthſchaft ein Ende genommen; ſo iſt es dadurch zugleich möglich geworden, die mannichfaltigen, dem Gewinn der verſchiedenen Staatsverwandten ſo nachtheiligen Differenzen und Abweichungen, wie z. B. die große Verſchiedenheit in Münzen, Maaßen, Gewichten ꝛc. aufzuheben.

Als ein nicht geringer Vortheil, der dem Wohlſtand der ſonſt getrennten Staaten aus ihrer Vereinigung unter eine einzige Regierung erwächſt, muß ohne Zweifel auch das betrachtet werden, daß dadurch der große Aufwand verſchwindet, der mit einer ſo großen Menge beſonderer Regierungen verbunden war. Denn ſollte dieſes auch nicht gerade eine Verminderung der vorigen Abgaben zur Folge haben; ſo wird doch das, was ſonſt unter ſo Viele vertheilt, nirgends zu einer großen Wirkung für das öffentliche Beſte zureichend war, nun, in den Händen einer einzigen Regierung vereint, dieſe in den Stand ſetzen, nachdrückliche und umfaſſende Maaßregeln zur Beförderung des Wohlſtandes im Einzelnen und im Ganzen durchzuführen. Zugleich ergiebt ſich von ſelbſt, daß eine Regierung, die über eine große Maſſe von Mitteln gebietet, um den Wohlſtand ihres Volks, eben dadurch aber auch ihr eignes Maaß von Kräften mit Nachdruck zu heben, und ſich ein größeres Gewicht in der Waagſchale der politiſchen Verhältniſſe zu geben, eben hierin einen mächtigen Antrieb finden müſſe, auf dieſen Zweck mit Eifer hinzuwirken.

Dann kommt hier auch noch der wichtige Umſtand in Betracht, daß eine Regierung, die den Beſitz ihrer Staaten auch auf ihre Nachkommen überträgt, und folglich die Früchte ihrer Arbeiten, und den Glanz ihrer Verdienſte ihrer Familie hinterläßt, bey der Beförderung des Wohlſtandes ihrer Lande überhaupt mehr intereſſirt ſeyn muß, als eine ſolche, deren ganze Plane ſich hierbey blos auf ihr perſönliches Intereſſe beſchränken. Dieß war aber der Fall bey allen geiſtlichen Staaten. Wenn überhaupt ſchon etwas Widerſprechendes darin liegt, daß ein Stand, deſſen eigentliche Beſtimmung auf die Bildung und Leitung der Gemüther zum Ueberirdiſchen geht, ſich mit den irdiſchen Sorgen der

Regierung und Staatsverwaltung belaſſe; ſo mußte es einem geiſtlichen Regenten zu der letztern auch ſchon darum an dem nöthigen Eifer mangeln, weil das Land, zu deſſen Gebieter er ſich erhoben ſah, für ihn im Grunde nichts, als eine große Pfründe war, die nach ſeinem Tode einem Fremden zufiel, und die er, während er lebte, ſo gut zu nutzen ſuchte, als es ſich ohne Abbruch ſeiner Bequemlichkeit thun ließ. Daß der Wohlſtand des Landes hierbey in der Regel mehr verlieren, als gewinnen mußte, ergiebt ſich von ſelbſt, wenn auch die Geſchichte es nicht beſtätigte. Die edlen **Dalberge**, deren höherer Sinn ſeine Befriedigung mehr in der Beglückung ihrer Unterthanen und in einem ruhm- und thatenvollen Leben, als im ſchwelgeriſchen Sinnengenuß und in der ſelbſtſüchtigen Beförderung des eignen Intereſſe findet, die auch gerne ſäen, wo Fremde ärnten, ſind bloße Ausnahmen von der Regel. Dazu kam: in ſolchen Staaten, wo Geiſtliche regierten, wurde auch der geiſtliche Stand vorzüglich begünſtigt und ausgezeichnet. Die Folge davon war, daß dem Erwerbsfleiß eine große Menge thätiger Hände entging, daß ein Schwarm von müßigen Leuten auf Koſten des fleißigen Bürgers und Landmanns ſchwelgte, und daß noch überdieß die Trägheit einer Menge Müſſiggänger in der Freygebigkeit der geiſtlichen Stiftungen Aufmunterung und Unterſtützung fand. Und ſo war es freylich nicht zu verwundern, wenn die geiſtlichen Länder mit Armuth, und ihre Regierungen mit Schulden rangen. Die Aufhebung dieſer Regierungen und die Vereinigung ihrer Länder und Gebiete mit den Beſitzungen erblicher Regenten iſt daher gewiß für keinen geringen Gewinn in Abſicht auf Induſtrie und Wohlſtand zu achten.

Ein anderes wichtiges Hülfsmittel, welches der Wohlſtand der deutſchen Völker in der neuen Ordnung der Dinge findet, iſt die theils ſchon geſchehene, theils noch bevorſtehende Aufhebung der Privilegien, wodurch die großen Güterbeſitzer nicht nur die ganze Laſt der öffentlichen Abgaben und Leiſtungen auf die ärmere Volksklaſſe wälzten, ſondern ſie auch noch mit beſondern Dienſten und Zinſen beſchwerten, und überdieß der Nahrung des Bürgers beträchtlichen Abbruch thaten. Ein Syſtem, welches dem einen Theil der Staatsbürger Muth und Mittel zum höhern Aufſchwung ſeiner Thätigkeit raubt, indem es ihn in den traurigſten Fall ſetzt, mit allem ſeinem vergoſſenen Schweiß doch nur ein dürftiges Daſeyn erringen zu können, während es dem andern Vorſchub thut, ſich ſorgenfrey der Gemächlichkeit und dem Wohlleben hinzugeben, muß nothwendig auf beyden Seiten eine verderbliche Lähmung und Vernachläſſigung der Kräfte zur Folge haben. Dagegen werden ſie ſich in einer allgemeinen lebendigen Strebſamkeit zeigen, wo eine durchgängige gleichmäßige, und darum minder drückende Vertheilung der Laſten für jeden Staatsbürger ein wirkſames Reizmittel zu erhöhter Thätigkeit wird, ohne ſie durch partheyiſche Beſchränkungen zu hemmen, oder durch entnervende Opfer niederzudrücken.

Wenn es endlich ein weſentliches Erforderniß zum Wohlſtand bürgerlicher Geſellſchaften iſt, daß die Mitglieder derſelben eine ſichere, unverzögerte, nicht mit großem Aufwand und Beſchwerden verbundene Rechtshülfe

hülfe finden, und daß zur Erhaltung der Geſundheit zweckmäßige und zu ihren großen Wirkungen zureichende Maaßregeln getroffen ſeyn; ſo muß auch in dieſen Hinſichten die Einheit der Geſetze, des Gerichtsſtandes, des Rechtsganges, verbunden mit einer beſſern Rechtsverfaſſung überhaupt, auf der einem Seite, und die gründlichere und vollſtändigere Einrichtung der Medicinalanſtalten, und der größere Umfang ihres Wirkungskreiſes, den ein großer Staatskörper gewährt, auf der andern, den näher zuſammengerückten Staaten einen Zuwachs an Wohlſtand verſchaffen, den ihre vorige Vereinzelung in ſich ſelbſt unmöglich machte.

Selbſt jenes Maximum von Nationalwohlſtand, deſſen vollſtändige, ungehinderte und daurende Erreichbarkeit freylich eine totale Vereinigung der deutſchen Völker in ein ungetrenntes Ganzes fordert, iſt durch die gegenwärtigen Veränderungen des deutſchen Staatskörpers, durch das oft erwähnte nähere Zuſammenrücken der vereinzelten Staaten, durch die Auflöſung der alten feſſelnden Formen, durch die freyere Dispoſition, zu welcher die gebliebenen oder neugebildeten Staaten über ſich ſelbſt gelangt, durch den ſich bildenden beſſern, das innere Weſen und Intereſſe der bürgerlichen Geſellſchaften tiefer durchdringenden Geiſt der Staatsverwaltung, durch die gründlichere Entwickelung und allgemeine Verbreitung beſſerer politiſcher Grundſätze und Ideen, und durch mancherley andere wichtige Umſtände, in ſoweit möglich geworden, daß wenigſtens nichts Ungereimtes oder Schimäriſches darin liegt, ſich dem Gedanken und der Hoffnung einer bedeutenden Annäherung an daſſelbe zu überlaſſen.

Zur Realiſirung dieſes Maximum gehören hauptſächlich zwey Stücke: größtmöglicher Erwerbsfleiß der geſammten Nation, und größtmöglicher Gewinn von demſelben. Der erſtere tritt in der Regel von ſelbſt ein, wo der letztere Statt hat. Dieſer beruht theils auf dem möglichſt vortheilhaften Abſatz der einheimſchen und ſelbſtgewonnenen Produkte, theils auf dem möglichſt vortheilhaften Einkauf der nöthigen fremden Produkte, beydes aber auf dem dieſen Zwecken angemeſſenen innern und äußern Verkehr. Folglich hängt nun das Maximum des Nationalwohlſtands fürs erſte davon ab, daß die Bundesſtaaten übereinkommen, die läſtigen Feſſeln zu zerbrechen, die bisher den Handelsverkehr im Innern beſchwerten, und alle Mittel zur poſitiven Beförderung deſſelben gemeinſchaftlich in Gebrauch zu ſetzen, kurz daß ſie in dieſer Hinſicht ihre einſeitigen blos auf eines jeden beſondern Vortheil berechneten Commerz- und Staatsökonomie-Syſteme mit allen denſelben anhängenden und daraus abfließenden Abweichungen und Gegenſätzen fallen laſſen, und in Abſicht auf den Handelsverkehr ſich ſoweit als möglich einem reinen Gemeinweſen nähern. Eine ſolche Vereinigung kann ihnen aber um ſo weniger entgegen ſeyn, da jeder an dem daraus entſpringenden und auf andere Weiſe nicht erreichbaren Gewinn Theil nimmt. Auch würde dazu nichts, als eine Veränderung in der Art, die von dem vermehrten Reichthum des Volks zu nehmenden Einkünfte zu erheben, und einige ſehr leicht ins Werk zu ſetzende Vorkehrungen, um nöthigen Falls dem, durch etwa eintretende zu ſtarke Ausfuhr entſtehenden, Mangel an unentbehrlichen Bedürfniſſen vorzubeugen, vorausgeſetzt werden.

Was den äußern Verkehr betrifft: ſo leuchtet von ſelbſt in die Augen, daß Deutſchland, ſo wie jede Nation überhaupt, nur auf den Fall einen vollſtändigen Gewinn davon ziehen wird, wenn es ſeine Produkte ſelbſt verführen, und was es von andern Nationen bedarf, bey dieſen ſelbſt abholen, folglich die ungeheuren Procente, die es jetzt an die zwiſchenhandelnden Völker abgiebt, in ſeine eignen Kaſſen ſtreichen kann — mit einem Wort, wenn es eine eigne Marine und einen eignen allgemeinen Seehandel hat. Ob ſo etwas zwiſchen zwar verbundenen, aber doch zugleich als beſondere für ſich beſtehende Körper getrennten Staaten gedenkbar ſey? Warum nicht? Stellt uns nicht die Geſchichte der Deutſchen ſchon ein glänzendes Beyſpiel davon auf? Spielte nicht im Mittelalter die deutſche Hanſee dieſelbe Rolle zur See, die ſpäter Venedig, Holland, und nun das ſtolze England ſpielt? Warum ſollte aber zwiſchen den deutſchen Fürſten im neunzehnten Jahrhundert eine Verbindung unmöglich ſeyn, die im zwölften und dreyzehnten zwiſchen vielen deutſchen Städten wirklich beſtand?

Entzückender Gedanke, Deutſchlands Flaggen auf den großen Weltmeeren wehen, deutſche Natur- und Kunſtprodukte von deutſchen Schiffen an Afrika's, Aſiens, Amerika's Küſten und in den Häfen der atlantiſchen und Südſeeinſeln abladen, und mit den Erzeugniſſen entfernterer Himmelsſtriche belaſtet wieder in die vaterländiſchen Hafen einlaufen, und die erworbenen Schätze und den mitgebrachten Waaren-Reichthum im regen

Kreislauf ſich durch die Provinzen verbreiten zu ſehen! Nein! Deutſchland wird ſich wieder erheben, es wird nicht mehr den Ueberfluß ſeines geſegneten Bodens und die Früchte ſeines Fleißes von einer habſüchtigen Nachbarinſel verſchlingen, und ſich ſelbſt von ſo vielen unbedeutendern Staaten in Abſicht auf Macht und Handel zur See verdunkeln laſſen! Der mächtige Monarch, der Deutſchlands Schickſal leitet, und deſſen Arm erhoben iſt, um die langen Anmaaßungen und habſüchtigen Anſchläge jener deſpotiſchen Inſulaner zu vernichten, und jedem Volk ſeine natürlichen Rechte zur See zu vindiciren, wird auch ihm die Hände bieten, um ihm ſeinen Rang unter den ſeehandelnden Mächten zu verſchaffen!

V.

Was wird Deutſchland durch die neuen Verhältniſſe an Kultur gewinnen?

So unrühmlich auch die Rolle ſeyn mag, die Deutſchland in neuern Zeiten in politiſcher und militäriſcher Hinſicht geſpielt: ſo wird doch die Jetzt- und Nachwelt der gegenwärtigen Generation ein eifriges, kräftiges Aufſtreben in Abſicht auf intellectuelle ſowohl, als ſittliche und Kunſt-Kultur nicht ſtreitig machen können. Wenn das Ziel aller ächten Kultur kein anderes iſt, als harmoniſche Selbſtthätigkeit aller Anlagen und Kräfte nach ihren eigenen Geſetzen; ſo hat die deutſche Nation ſich dieſem Ziel bis auf einen Grad genähert, daß ſchwerlich eine andere aus irgend einer Zeit ihr hierin vorgeachtet werden darf. Seit der Reformation ſind keine Edikte, keine Reichstagsbeſchlüſſe, keine Concilien, keine Glaubensformeln, keine Verſprechungen, keine Drohungen, keine Kriege und keine Verfolgungen fähig geweſen, dem Forſchungstriebe der Deutſchen zu wehren, ſich von den Feſſeln des Irrthums, des Vorurtheils, der willkührlichen Satzungen immer freyer zu machen, und dem Wahren, Guten und Schönen bis zu ihren wahren, reinſten Quellen nachzuſpüren. Nie aber hat ſich dieſes Streben in einem ſtärkern und ſchönern Lichte gezeigt, nie ſich unverkennbarer in ſeinen Wirkungen ausgedrückt, als in den letztern Decennien. Der ächte Geiſt der Wiſſenſchaft, der ſeine Geſetze nur von der Vernunft entlehnt, und alles Wiſſen auf von ihr diktirte und feſtgeſtellte Prinzipien zurückführt, hat ſichtbar alle Zweige des menſchlichen Wiſſens durchdrungen. Alle Wiſſenſchaften ſchreiten in Materie und Form, in Abſicht auf Vollſtändigkeit, Gründlichkeit und Gewißheit, wie in Abſicht auf Klarheit, Beſtimmtheit, Ordnung und innern Zuſammenhang, und ſelbſt in Rückſicht ihrer fruchtbarern Anwendung aufs Leben einer Vollendung entgegen, deren ſie in dieſem Umfang noch nie theilhaftig wurden.

Ein ähnliches Streben nach ächter vollendeter Ausbildung äuſſert ſich in Abſicht auf Moralität. Noch nie iſt man, weder in den ältern, noch in den neuern Zeiten, ſo tief in das Weſen und in die letzten Gründe ſittlicher Handlungen eingedrungen, noch nie ſind die Begriffe über ſittlichen Werth und Unwerth, über Recht und Unrecht, Gut und Böſe, Tugend und Verbrechen, ſo ſcharf geläutert und ſo genau beſtimmt worden, als es in den letztern Decennien von Deutſchlands Denkern geſchehen iſt. Den Deutſchen, die von Anbeginn durch Wahrheitsliebe, Treue und Redlichkeit, vor andern Völkern ſich ausgezeichnet haben, ſchien es vorbehalten zu ſeyn, was ſie unbewußt, bloß durch ihren reinern und kräftigern moraliſchen Sinn geleitet, in rohern Zeiten ſchon vor andern übten, nun auch zuerſt auf ſeine höchſten Prinzipien zurückzuführen, und dieſe in klaren Begriffen darzuſtellen. Das Intereſſe für dieſe großen und erhabenen Forſchungen hat ſich auch nicht bloß auf den engern Kreis der ſpekulativen Denker beſchränkt, die ganze Nation hat mit Eifer daran Theil genommen. Lange ſchon durchdringen jene geläuterten ſittlichen Begriffe ſelbſt den erſten Jugend- und Volksunterricht, und bilden früh in der Nation jene reinere ſittliche Denkart aus. Daß es aber hierin auch nicht bey den bloßen Worten und Gefühlen ſein Bewenden nehme, beweiſt das in der Nation überall ſichtbare Beſtreben, das Gute, ſowohl durch beſondere Handlungen der Wohlthätigkeit, als auch hauptſächlich durch Errichtung neuer zweckmäßiger Anſtalten, und durch Verbeſſerung der alten, auf alle Weiſe zu befördern, ohne dazu durch frommen Wahn oder andere Triebfedern, als durch beſſere Vernunfteinſicht und reinere Liebe zum Guten beſtimmt zu werden.

Was von der intellectuellen und ſittlichen Kultur der Deutſchen gilt, das muß man auch rühmen von ihrem Fortſchritt in der höhern und niedern Kunſtkultur, und zwar in Hinſicht beydes, der Theorie ſowohl, als der Praxis. Wie Deutſchland in der Philoſophie überhaupt allen andern Nationen mit mächtigen Schritten vorgeeilt iſt, ſo behauptet es auch entſchieden vor ihnen den Rang in der Kunſtphiloſophie. Und was die Ausübung betrifft; ſo kann keine Nation uns einen Dichter aufweiſen, der einem Schiller, Göthe ꝛc. den Rang abzulaufen vermöchte. Auch in den bildenden Künſten darf Deutſchland vor keinem der gleichzeitigen Völker erröthen. Und wenn England und Frankreich in einigen mechaniſchen Künſten vor Deutſchland etwas voraus haben; ſo liegt die Schuld nicht in dem Mangel an Talent oder Erwerbsthätigkeit der Deutſchen, ſondern in den ungünſtigen politiſchen Verhältniſſen, gegen welche aller Fleiß und Eifer des Privatmanns bis daher umſonſt anſtrebte. Uebrigens muß man der deutſchen Nation in dieſen Rückſichten noch den eigenthümlichen Vorzug zugeſtehen: Bey einer ſeltnen Aufmerkſamkeit und Achtung, die ſie jedem Verdienſt und Vorzug fremder Nationen ſchenkt, und bey dem emſigſten Fleiß, ſich fremde Erfindungen zu Nutze zu machen, beſitzt ſie zugleich einen hohen Grad von Forſchungsgeiſt und eigener Erfindungskraft, ſo daß es nichts, als günſtigerer politiſcher Verhältniſſe bedarf, um von dieſem Nationalcharakterzug die wichtigſten Reſultate zu ſehen.

Ein größerer Verluſt könnte Deutſchland nicht treffen, als wenn es in dieſem glänzenden Fortſchritt ſeiner Kultur gehemmt, oder gar auf eine niedere Stufe derſelben zurückgeworfen würde. Wie aller Ueberfluß an Glücksgütern für den einzelnen Menſchen ohne Werth iſt, wenn er nicht dazu dient, ihn über den niedern Kreis ſeines thieriſchen Wirkens und Strebens emporzuheben, und das Höhere in ihm, ſeine intellectuellen, ſittlichen und äſthetiſchen Anlagen zu entwickeln und auszubilden, ſo iſt auch der blühendſte Zuſtand einer ganzen Nation und der ausgebreitetſte Ruf ihrer Macht und Größe nur ſehr gering zu achten, wenn ſie dabey des Vorzugs einer weit gediehenen und immer fortſchreitenden Kultur entbehrt. Dagegen iſt dieſer Vorzug ſchon allein hinreichend, ihr einen hohen Rang unter den übrigen Völkern bey der Mit- und Nachwelt zu ſichern.

Hat nun Deutſchland Urſach, von den neuen Verhältniſſen und eingetretenen politiſchen Veränderungen eine Hemmung oder gar einen Rückſchritt in ſeiner Kultur zu fürchten? Es giebt hauptſächlich dreyerley Umſtände, die eine ſolche Wirkung herbeyführen könnten: Tiefe Verarmung der Nation, despotiſche Beſchränkung der Denk- und Gewiſſensfreyheit, und Verachtung der Wiſſenſchaften und Künſte und aller höhern und ſorgfältigern Geiſtesbildung.

Armuth der Nation kann der Kultur auf eine doppelte Weiſe verderblich werden: einmal, indem ſie den Ankauf und Umlauf neuer Schriften ſowohl, als die Neigung, ſich durch dieſelben zu unterhalten und zu unterrichten, dadurch aber eins der wichtigſten Beförderungsmittel der Nationalkultur aufhebt, oder doch in hohem Grade beſchränkt; dann, indem ſie den Regierungen die Mittel raubt, für die Unterhaltung und das Emporkommen der öffentlichen Bildungsanſtalten die nöthige Sorge zu tragen, und überhaupt den Gelehrten und Künſtlern die erforderliche Aufmunterung und Unterſtützung zu gewähren. Nun hat Deutſchlands Ueberfluß durch den letztern Krieg allerdings einen ſehr bedeutenden Abgang erlitten, und insbeſondere ſind einzelne Provinzen ſo ſehr entkräftet worden, daß ein beträchtlicher Zeitraum zu ihrer Erholung erforderlich ſeyn wird. Auch ſind die nachtheiligen Wirkungen davon für den literariſchen Verkehr bereits nicht undeutlich wahrzunehmen. Inzwiſchen würde es doch eine ſehr übertriebene Vorſtellung ſeyn, in dieſen Umſtänden ein weſentliches und dauerndes Hinderniß für den Fortſchritt der Kultur zu finden. Noch haben die erlittenen Unglücksfälle und die Aufopferungen, zu welchen Deutſchland genöthigt worden, weder das Intereſſe für Lektüre, noch alle Mittel vernichtet, das Bedürfniß derſelben zu befriedigen. Noch giebt es keinen Zweig der wiſſenſchaftlichen und ſchönen Literatur, welcher nicht neue ſchriftſtelleriſche Produkte aufzuweiſen hätte, und wenige Jahre des allgemeinen wiederkehrenden Friedens werden hinreichen, dieſes Feld von geiſtiger Thätigkeit wieder in ſeinem ganzen Umfang angebaut zu ſehn. Was aber die öffentlichen Bildungsinſtitute betrifft; ſo iſt wenigſtens ihre bisherige Subſiſtenzbaſis unverletzt geblieben, der Geiſt der Humanität hat mitten im Kriegesſturm ſeine ſchützenden Flügel über ſie ausgebreitet, und die ruhmwürdigen Beyſpiele mehrerer Regierungen im obern Deutſchland, welches doch vom Anfang der Revolution unter dem unſeligen Zwiſt mit Frankreich ſo viel gelitten hat, beweiſen anſchaulich, daß es den deutſchen Staaten, wenn ſie nur den Willen haben, noch nicht an Kräften gebricht, ſelbſt neue Anſtrengungen zur Aufnahme der Wiſſenſchaften und zur Beförderung der Kultur zu machen. Ueberhaupt können ſolche vorübergehende Aufopferungen für den Wohlſtand eines an innern Hülfsquellen ſo reichen Landes, wie Deutſchland, nie von ſo verderblichen Folgen ſeyn, daß ſie es ganz und dauernd erſchöpfen, und die Mittel zu ſeiner Fortbildung ihm rauben ſollten.

Die Beſchränkung der Denk- und Gewiſſensfreyheit kann nur darin beſtehen, daß man den menſchlichen Geiſt in Erforſchung, Beurtheilung und Mittheilung des Wahren an gewiſſe feſtgeſetzte Dogmen binde, und ihm wehre, ſich in dieſem Geſchäfte blos nach ſeinen eigenen, unmittelbar in der Vernunft gegebenen Geſetzen zu richten. Fragt man nun: Wird Deutſchland in dieſer Hinſicht unter den neuen Verhältniſſen einem ſtrengern Zwange unterworfen ſeyn, oder im Gegentheil vielmehr einer größern Freyheit genießen, als unter ſeiner bisherigen Verfaſſung? ſo muß die Antwort ohne Zweifel, und allen gegebenen Thatſachen zufolge, für die zweyte Hälfte der Frage ausfallen. Um die Richtigkeit dieſes Satzes ohne weitläuftige Erörterung anzuerkennen, bedarf es blos eines Blicks auf die Grundſätze, welche jetzt in Frankreich, und welche vormals in Deutſchland die Gewiſſensfreyheit der Staatsbürger beſtimmten. Nach den erſtern iſt jedermann die Ausübung ſeines Glaubens frey gelaſſen, ſofern er ihn nur nicht hindert, ein ruhiger und getreuer Staatsbürger zu ſeyn. Nach den letztern war jeder von den Rechten eines Staatsbürgers ausgeſchloſſen, der ſich nicht zu einer von den drey im Reiche ſanctionirten Glaubensformen bekannte. Kann es einen härtern Glaubenszwang geben, kann man dem menſchlichen Geiſt im Denken und Erforſchen des Wahren ſchwerere Feſſeln anlegen, als wenn, was in einem weitläuftigen Reiche jeder glauben, lehren, und öffentlich bekennen darf, durch allgemeine Reichskonſtitutionen, Verträge und Friedensſchlüſſe für immer feſtgeſetzt iſt? wenn Rechte, Ruhe, und Friede der Reichsmitglieder von der ſtrengen Beobachtung und Handhabung dieſes öffentlich decretirten und confirmirten Glaubens abhängen? wenn an denſelben die Bürger gekettet, und Lehrer und Beamte eidlich darauf verpflichtet werden? wenn, mit einem Wort, auf ſolche Art *die Vernunft und Einſicht eines rohen Zeitalters zur allgemeinen Vernunft und Einſicht aller künftigen Generationen erhoben werden?* So war es bisher in Deutſchland, und wenn dieſen drückenden Feſſeln zum Trotz die Vernunft ihre Rechte behauptet, und das Licht der Wahrheit einen immer ausgedehntern Horizont gewonnen hat, ſo war dieß nicht eine Folge der öffentlichen Verfaſſung, ſondern des unaufhaltſam emporſtrebenden Forſchungstriebes der Deutſchen, der Nachſicht und beſſern Einſicht einzelner Regierungen, der veränderten politiſchen Verhältniſſe der verſchiedenen Religionspartheyen, der lockerer gewordenen Bande des Reichs, und mancherley zufälliger Umſtände.

Es iſt alſo keinem Zweifel unterworfen, daß die Denk- und Gewiſſensfreyheit, und der davon mit abhängende Fortſchritt in der Kultur, unter den neuen Verhältniſſen nicht blos nicht verlieren, ſondern vielmehr gewinnen wird; und dafür bürgen nicht blos die uneingeſchränkten Duldungsgrundſätze der franzöſiſchen Regierung und die wirkliche Einführung derſelben in die deutſche Bundesverfaſſung, ſondern ſelbſt ſchon die Seculariſation der geiſtlichen Staaten und die mächtige

Beſchränkung aller Hierarchie. Niemand, der nicht ganz bey der Oberfläche der deutſchen Geſchichte ſtehen blieb, wird in Abrede ſtellen, daß die geiſtlichen Fürſten und Stände in Verbindung mit dem päbſtlichen Stuhl und ſeinen Partheygängern den Fortſchritt in der Reformation und Vernunftkultur von jeher am meiſten aufgehalten haben. Und wie konnte es auch anders ſeyn? Von der fortdauernden Herrſchaft des römiſchen Kirchenglaubens hing die Fortdauer ihrer eigenen Herrſchaft, Macht und Größe ab. Je weiteres Feld die Reformation gewann, und je höher ſich der Geiſt in der Erkenntniß des Wahren hob, deſto tiefer ſank ihr Anſehen, deſto enger zog ſich der Kreis ihrer Gerichtsbarkeit und ihrer Einkünfte und mannichfaltigen Vortheile zuſammen, dergeſtalt, daß zuletzt ihre ſämmtlichen Stifter und Klöſter Gefahr liefen, in weltliche Hände zu kommen. Daher ihre geſpannte Aufmerkſamkeit auf jeden Schritt, den die Evangeliſchen in Religions- und Glaubensſachen thaten. Daher ihr beſtändiges Streben, den theuer errungenen Religionsfrieden zu brechen, oder nach ihrem Vortheil auszulegen. Daher die oft gewagte Behauptung jeſuitiſcher Schriftſteller, daß jener Frieden nichtig ſey, weil die Evangeliſchen der augsburgiſchen Confeſſion nicht treu verblieben. Daher jenes gewaltſame Reſtitutionsedikt unter *Ferdinand dem Zweyten*, und die ganze mißliche Lage der Proteſtanten jener Zeit, aus welcher nur die großen Thaten eines *Guſtav Adolph* ſie zu retten vermochten.

Ueberhaupt, nur die Hierarchie kann bey der Fortdauer feſtgeſetzter Dogmen und Kirchengebräuche, und um dieſer willen, bey dem Obſcurantismus ein weſentliches Intereſſe finden. Die politiſche Abſicht, welche eine weltliche Regierung bey dem Anſehn der Religion haben kann, bezieht ſich blos auf die Treue und den Gehorſam der Unterthanen. Da aber dieſe ſich um ſo ſicherer und feſter beſtimmt finden müſſen, ihren Pflichten überhaupt, und denen gegen den Staat und die Regierung insbeſondere, nachzukommen, je würdigere und richtigere Begriffe ſie von der Religion beſitzen, und je gründlicher ſie ihre Pflichten und Rechte, ihre geſammten Verhältniſſe zum Staat, und ihre daraus entſpringenden Laſten und Vortheile zu beurtheilen wiſſen; ſo heiſcht das eigene Intereſſe jeder aufgeklärten und wohlunterrichteten Regierung, die Aufklärung und Vernunftkultur der Unterthanen ſelbſt zu unterſtützen, weit entfernt, ihr Hinderniſſe in den Weg zu legen. Es giebt keine morſchere, keine gefährlichere Stütze für die Sicherheit und das Anſehn der Regierung, als Unwiſſenheit und Blindheit des Volks in Abſicht auf Religion und ſeine Verhältniſſe zum Staat. Der Wille des Volks liegt dann nicht in der Hand der Regierung, ſondern in den Händen der Prieſter, die ihn nach Willkühr gegen die erſtere lenken können. Die weltliche Macht ſinkt mithin unter die Herrſchaft der Kirche herab, und zieht von dieſer ſklaviſchen Abhängigkeit nicht einmal den Vortheil, des Gehorſams der Unterthanen verſichert zu ſeyn. Man darf ja nur einen Blick in die finſtern Zeiten des Mittelalters werfen, wo die Blindheit des Volks, und eben dadurch die Macht der Hierarchie, auf ihrem Gipfel ſtand, um ſich durch das leichte Spiel, mit welchem die Kirche die Nation, ſo oft ſie wollte, gegen ihren Beherrſcher in Aufruhr trieb, und dieſen ſeiner

Macht und Ehre, wo nicht gar ſeiner perſönlichen Sicherheit, beraubte, aufs unwiderſtehlichſte zu überzeugen, daß das Anſehn und die Sicherheit der oberſten Staatsgewalt jederzeit um eben ſo viele Stufen herabſinkt, als die Blindheit des Volks, und dadurch die Gewalt der Kirche ſteigt, ſo wie die ſpätern hellern Zeiten die deutlichſten Beweiſe liefern, daß das Anſehn der Regierungen und die Treue der Unterthanen immer gleichen Schritt mit der Aufklärung des Volkes halten. Dieſe auf der einen, und Energie, Gerechtigkeit und Weisheit der Regierung auf der andern Seite, machen jederzeit die feſteſte Stütze der Regenten, ſo wie des Wohls des ganzen Staates aus, indem ein wohlunterrichtetes und aufgeklärtes Volk ſich durch kein Blendwerk zu Fehltritten und Ausſchweifungen gegen die oberſte Staatsgewalt, und dadurch gegen ſein eignes Intereſſe verleiten laſſen wird.

Aus allen dieſen und andern Betrachtungen kommt uns unſtreitig die angenehme Hoffnung entgegen, daß die Sonne der Aufklärung, ſtatt uns für die Zukunft ihr Antlitz zu verhüllen, ihren allbelebenden Strahl vielmehr immer ungehinderter über Deutſchland und ganz Europa ausgießen wird; eine Hoffnung, die durch die einſeitigen Urtheile und trübſinnigen Einbildungen derer nicht aufgehoben wird, die bey dem geringſten Anlaß nichts, als Zeichen des härteſten Drucks und der ärgſten Geiſtesſklaverey erblicken, ohne irgend einen Verſuch, in die Gründe ihrer Urtheile tiefer einzugehn. Wenn eine Macht unter gegebenen politiſchen Verhältniſſen, und namentlich zu den Zeiten eines Kriegs es nöthig findet, ein aufmerkſames Auge auf die Berichte und Aeußerungen öffentlicher Blätter und Schriften zu richten, und wenn hie und da ein Individuum durch unvorſichtige Urtheile oder zweckloſe Declamationen ſich unangenehme Folgen zuzieht — iſt das ſchon hinreichend, um, gegen den Geiſt jener Macht und gegen die Grundſätze, die ſie durch Thathandlungen und öffentliche Verfügungen ſelbſt deutlich zu Tage legt, auf ein Syſtem von Sklaverey des Geiſtes zu ſchließen? Iſt noch irgendwo, ſeit dem jetzigen Zuſtand der Dinge, ein ernſthaftes, auch noch ſo freymüthig, ſcharf und gründlich, aber zugleich auch ruhig und unbefangen unterſuchendes Werk über die allgemeinen Rechte der Menſchheit, über Staatsverfaſſung, Religion und Moral verboten worden? Gehen nicht die wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Mittheilungen in Schriften und Hörſälen nach wie vor ungeſtört und unangefochten ihren Gang? Beruht aber auf der Freyheit und Begünſtigung dieſes, innerhalb der Grenzen wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen ſich haltenden Forſchens der wahre Fortſchritt der Erkenntniß und der Vernunftentwickelung, was für Hinderniſſe ſind dann dieſer durch die neuen Verhältniſſe in den Weg gelegt?

Was endlich den dritten Punkt betrifft, auf welchen es bey dem Fort- oder Rückſchritt in der Kultur ankommt; ſo hat es wohl nie eine Zeit gegeben, wo die Wiſſenſchaften und Künſte weniger fürchten durften, bey ihrem Zeitalter in Verachtung zu ſinken, als die gegenwärtige. Wiſſenſchaften und Künſte führen überhaupt den großen Vorzug mit ſich, daß ſie in der Achtung und Gunſt der Menſchen um ſo höher ſteigen, je mehr ſie gekannt, und nach ihrem innern Weſen ſowohl, als ihrem großen und mannichfaltigen Einfluß auf das Leben durchdrungen werden. Ars non habet osorem, nisi ignorantem. Daher kann ein Volk, wenn es nicht gewaltſam unterbrochen wird, in der Kenntniß und Kultur der Wiſſenſchaften um ſo weniger ſtille ſtehen, je weiter es in denſelben fortgerückt iſt.

Außer dieſer mit der wiſſenſchaftlichen Kultur ſchon unmittelbar und in ihr ſelbſt gegebenen Tendenz zur Vollendung in derſelben ſind auch die Veränderungen, die Deutſchland neuerdings betroffen haben, ganz beſonders dazu geeignet, die Achtung und den Eifer für die Wiſſenſchaften mächtig zu beleben und allgemein zu machen. Die neueſte Geſchichte Deutſchlands hat uns mit erſchütternden und tief eindringenden Zügen die wichtige Wahrheit vorgehalten: daß der Sieg der Waffen nicht mehr auf roher Naturkraft und blinder Tapferkeit, ſondern auf tiefer Kenntniß, Einſicht und überwiegender und geübter Geiſteskraft beruht, und daß der bloße Vorzug der Geburt zur Behauptung und Regierung der Staaten nicht mehr zureichend iſt. Das dringendſte Intereſſe der Regierungen ſchreibt alſo ſelbſt den Grundſatz vor, ſich zu Werkzeugen ihrer Gewalt im Felde und in der innern Verwaltung des Staats nur ſolcher zu bedienen, die durch Talent und Einſicht zu ſolchen Funktionen berufen ſind. Dadurch werden Viele, die ſonſt das Studium der Wiſſenſchaften entweder ganz verabſäumten, oder doch ſehr lau und oberflächlich betrieben, weil der zufällige Vorzug der Geburt ſie auf einem weit gemächlicheren Wege zum Ziele führte, zur ernſtern Beſchäftigung und zum tiefern Eindringen in dieſelben ſich genöthigt finden; Andere, die ſonſt bey allem Verdienſt, blos wegen ihrer niedern Abkunft, von höhern Wirkungskreiſen ſich ausgeſchloſſen ſahen, werden nun ihre intellectuelle Ausbildung und die Erwerbung tiefer und umfaſſender Kenntniſſe ſich um ſo angelegener ſeyn laſſen, da ſie dadurch ſich Ausſichten auf Ehre, Macht und wichtige Vorzüge öffnen können: und ſelbſt diejenigen, welche ſchon in ihrer natürlichen Neigung einen mächtigen Trieb zu den Wiſſenſchaften finden, werden durch die erhöhte Wichtigkeit, in welcher dieſe auch ihren ſonſtigen Verächtern erſcheinen, ſich zu doppeltem Eifer in denſelben angetrieben ſehen.

Weit entfernt alſo, daß die Wiſſenſchaften durch die neueſten Veränderungen in Verachtung und Verfall gerathen ſollten, werden ſie vielmehr zu einem allgemeinern und kräftigern Leben erwachen, und mehr, als je, die Aufmerkſamkeit, Unterſtützung und Pflege der Regierungen auf ſich ziehen, wovon wir auch in der That ſchon überall, und mitten unter dem harten Druck der Gegenwart, die deutlichſten und erfreulichſten Zeichen erblicken.

Dieß ſind Wirkungen, die ſich aus dem gegebenen Kulturſtande und aus den großen Ereigniſſen der Zeit nach einem nothwendigen Geſetze von ſelbſt entwickeln müſſen. Doch unſre Erwartungen ſind nicht auf dieſe allein beſchränkt. Wer kann ſeinen Blick auf die großen Ideen richten, die jenſeit des Rheins, auch in Rückſicht auf die Wiſſenſchaften und das National-Bildungsweſen wirklich ausgeführt werden, ohne der erhebenden Hoffnung Raum zu geben, daß endlich auch einmal in Deutſchland das elende, planloſe Flickwerk des Schul- und Erziehungsweſens ein Ende nehmen, und die wichtigſte Angelegenheit der Menſchheit nach einem durchdachten, umfaſſenden und zuſammenhängenden Syſtem betrieben werden wird? Die enge Verbindung zwiſchen Frankreich und Deutſchland, der mächtige Einfluß des genialen Protectors auf die Angelegenheiten und Einrichtungen des deutſchen Bundes, der natürliche Hang eines großen Kopfes, ſeine Ideen, ſo weit ſein Einfluß reicht, zur Ausführung zu bringen, die erhabene Denkart, die tiefen Einſichten, der große umfaſſende Blick, der Patriotismus des edlen Fürſten, welcher berufen iſt, an der Organiſirung des deutſchen Bundes ſo wichtigen Antheil zu nehmen — das alles berechtigt uns, der Erfüllung jener herrlichen Hoffnung entgegen zu ſehen. Freylich muß ein ſolches Werk, an ſich ſelbſt ſchon ſo ſchwer, in einem Lande, das noch immer ſo ſehr an Zerſtückelung leidet, ſeine beſondern Schwierigkeiten finden, und große Vorſicht und Behutſamkeit, und ungemeine Weisheit und Geſchicklichkeit in der Ausführung nothwendig machen. Allein den Glauben an wichtige und erhabene Einrichtungen blos um ihrer Schwierigkeiten willen, zu einer Zeit, wo die außerordentlichſten Ereigniſſe faſt zum gewöhnlichen Lauf der Dinge geworden, und was man ſonſt für bloßen Traum geachtet, ſich faſt täglich realiſirt, ungereimt zu finden, würde wenigſtens eine große Steifheit im Urtheilen verrathen.

Geſetzt aber auch, daß dieſer Plan in der noch beſtehenden Trennung der deutſchen Staaten zu große Hinderniſſe fände, um im Ganzen ausgeführt zu werden, oder daß andere dringendere Einrichtungen ihn verdrängten; ſo wird das glänzende Beyſpiel, welches Frankreich gegeben, wenigſtens für die einzelnen deutſchen Staaten nicht verloren gehn. Es wird die Aufmerkſamkeit der Regierungen und denkender Beobachter mit Macht erregen, man wird unterſuchen, vergleichen, anwenden, und aus dem fruchtbaren Schooße der Revolutionen, welche die neueſte Zeit herbeygeführt, wird ſich auch eine weiſe Organiſation des Schul- und Bildungsweſens erheben, deren ſchöne Früchte für Wiſſenſchaften und Kultur uns ſchon allein mit ſo manchem Uebel der Gegenwart ausſöhnen werden.

Wenn wir alſo die neueſte, ereignißvolle Geſchichte unſers deutſchen Vaterlandes mit freyem Blicke betrachten, ohne uns durch den unangenehmen Eindruck vorübergehender Uebel, oder durch die Einflüſterungen und Blendwerke des Partheygeiſtes, oder durch engherziges Privatintereſſe zu einſeitigen Anſichten verleiten zu laſſen, ſo muß uns unfehlbar alles auf das große und erhebende Reſultat hinführen: Die neueſte Geſchichte Deutſchlands iſt der Zeitpunkt einer totalen Regeneration, wodurch es die ungeſtalte Hülle ſeiner alten, nach keinem durchdachten Plan entworfenen, ſondern, im Einzelnen wie im Ganzen, durch Zufall und Anmaßung gegründeten, nur hie und da von Zeit zu Zeit gelegentlich und nothgedrungen verbeſſerten, und zu keinem weſentlichen Staatszweck hinreichenden Verfaſſung abſtreift, um unter einer durch Einſicht und tiefe Staatsweisheit entworfenen, und durch mannichfaltige oft harte Erfahrungen erprobten Staatsform im Einzelnen und im Ganzen zu einem ſchönern und kräftigern Daſeyn wieder aufzuleben.

Dieß muß uns aufrichten bey dem vergleichendem Blick auf Deutſchlands ehemalige Größe und auf ſeinen jetzigen Fall, bey dem Gefühl der Uebel und bey den mancherley Aufopferungen, welche die Gegenwart mit ſich führt; ja es muß uns willig machen, uns mit Zufriedenheit und ohne Murren in unſre Lage zu fügen, weil wir ſehen, daß ſie unter den gegebenen Umſtänden der einzig mögliche Uebergang zu einem beſſern Zuſtand iſt. Dieß iſt zugleich der ſicherſte Weg, die Schmach unſrer Niederlage bey der Mit- und Nachwelt, und bey den Siegern ſelbſt von uns abzuwenden. Ein gefallenes Volk, das ſeinem Ueberwinder nichts, als heimlichen Groll entgegenſetzt, ohne auf die Urſachen ſeines Falls zu achten, und ohne Muth und Eifer die Gebrechen abzuthun, durch die es ſank, und ſich von neuem emporzuſchwingen, muß ſich dadurch nur noch verächtlicher machen. Dagegen wird der mächtige Sieger ſelbſt uns ſeine Achtung nicht verſagen können, wenn er wahrnimmt, daß wir, gleichweit entfernt von ſklaviſcher Muth- und Willenloſigkeit, von todter Betäubung und trotzigem Starrſinn, ernſt prüfend die Mängel erkennen, die uns ſtürzten, und mit Eifer und männlicher Entſagung einer beſſern Ordnung der Dinge entgegen ſtreben; daß wir, mit einem Worte, von dem ächten lebendigen Geiſt einer ſich regenerirenden Nation durchdrungen ſind. Deutſchland wird ſeiner alten Freyheit, Macht und Größe in demſelben Maaße wieder theilhaftig werden, in welchem es Gelehrigkeit für die höchſt nothwendig gewordenen neuen Formen, Redlichkeit, Eintracht, Weisheit und beharrliche Thatkraft in Herbeyführung und Behauptung einer beſſer geordneten Verfaſſung beweiſt.

Siebenter Brief.

Als der Tilſiter Frieden geſchloſſen war, hoffte Preuſſen, die ihm gebliebenen Reſte ſeiner Provinzen würden in Ruhe und Frieden die Wunden heilen können, welche der Krieg ihm geſchlagen hatte; aber vergebens. Englands habſüchtige Kaufleute wollten den oſtſeeiſchen Handel ſichern, ſie nahmen Koppenhagen und die däniſche Flotte. Die Thatſache iſt bekannt, weniger die näheren Umſtände. Ich überſende Dir den Bericht eines Augenzeugen über die dortigen Vorgänge. Da aber derſelbe, wie es mir ſcheint, zuweilen mit blöden Augen geſehen hat; ſo findeſt Du darüber meine Randgloſſen:

Als ich Danzig verließ, glaubte ich wohl nicht das Glück und Unglück zu haben, dieſe ſchöne angenehme Königsſtadt zu ſehen. Ich fand es für nützlich, in Stolpe einige Zeit liegen zu bleiben, und das Ende des Kriegs abzuwarten. Der ſchöne Frühling und ein zufällig gefundener Freund machten mir dieſen Ort intereſſant, und verlängerten meinen Aufenthalt. Während derſelben kamen 600 ruſſiſche und preußiſche Gefangene über Danzig hier an, (der Friede war ſchon abgeſchloſſen), welche hier Raſttag hielten. Sie wurden in dem alten Schloſſe einquartiert, und auf Befehl von den Einwohnern Stolpe's zu Mittag und Abend bewirthet. Die guten Bewohner dieſer Stadt ließen aber nichts von Zwang oder Befehl ahnden, ſie gaben und ſpendeten ſo reichlich und ſo freuntlich, daß es einen erfreulichen Anblick gewährte, da ſie doch ſchon vorher viel gelitten hatten, und noch fortwährend unter einer ungewöhnlichen Laſt des Krieges ſeufzten. Ich ſahe zu Mittage die ſchönſten Suppen verſchiedener Art, ſelbſt Hühnerſuppen, mit allerley Gemüſe im Uebermaaß, und zum Theil von den Hausvätern und Hausmüttern des mittleren Standes mit einem freundlichen Geſichte, worauf die Wonne des Wohlthuns ruhte, hintragen. Eben ſo drückten Geſicht und Mienen der Domeſtiken den guten und gaſtfreundlichen Willen ihrer Herrſchaften aus. Auch wurde Brod, Branntewein und Bier, ſowohl auf Veranſtaltung des Magiſtrats als freywillig, einem jeden gereicht, und noch auf die weitere Reiſe gegeben. Ihre wohlbewirtheten Gäſte zogen erquickt, geſtärkt und beladen von hier ab, und ſegneten dankvoll die Stunden ihres Aufenthalts. —

Das Gebrüll der Feuerſchlünde bey und aus Colberg war in den erſten Tagen meiner Anweſenheit in Stolpe, bey ſtillen Abenden und günſtigem Winde, wie ein verlorner dumpf vollender Donner zu hören, und für mich eine traurige Rückerinnerung.

Den 16. Juny erſchien der erſte Courier, welcher die Nachricht von der verlornen Schlacht bey Friedland und Königsberg überbrachte. Allgemeine Trauer und Beſtürzung hierüber, und Mitleid über die angeblich geplünderten Einwohner, durchdrang einen Jeden. Der einige Tage darauf folgende Friedensbote, und daß Königsberg nicht geplündert ſey, verſchaffte zwar allgemeine Freude, doch nur in ſofern, als man zu einem böſen Spiel eine gute Miene machen muß. Das Rückmarſchiren der franzöſiſchen und badenſchen Truppen nahm ſeinen Anfang, und Stolpe wurde bald mit großen, bald mit kleinern Corps überſchwemmt. Mein Aufenthalt wurde mir endlich zu enge, und mein Ziel war Memel. Eine Reiſe zu Lande war, den Geldaufwand nicht einmal zu rechnen, zu ſchwierig, und für mich durch das Kriegstheater zu traurig, dabey hatte mich das gänzlich zerrüttete Poſtweſen von Danzig bis Stolpe, dieſe Reiſe zur Poſt zu machen, abgeſchreckt, denn man mußte auf einer Station oft ſechs bis acht Stunden auf das Langweiligſte zubringen, ehe man Pferde bekam, und hatte man ſie, ſo lief man wieder Gefahr, auf der Landſtraße liegen zu bleiben, wenn dieſe Pferde von Couriren oder ſonſt zu nöthigen Requiſitionen gebraucht wurden, und vom Landmann war keine Hülfe zu erwarten; dieſer ſuchte ſeine Pferde möglichſt zu verſtekken. Ich wollte es alſo verſuchen, obgleich ich ſonſt immer die See gefürchtet habe, mich in Rügenwalde einzuſchiffen. Dieſer kleine Hafen war von den Engländern unbemerkt und unbewacht geblieben, es treffen wöchentlich einige kleine däniſche Schiffe daſelbſt ein, auch kleine preußiſche liefen aus und ein. Der kurze Aufenthalt verſtrich mir ſehr angenehm, und von aller Bekanntſchaft entblößt, fand ich hier viel gute und freundſchaftliche Menſchen. Es waren Pommern, wie ich ſie mir ſtets vorgeſtellt und bereits in Stolpe gefunden hatte. Obgleich der Ort kleiner wie Stolpe, und ſchlechter gebaut iſt; ſo wird er doch durch den nur etwas mehr als eine Viertelſtunde entfernten Hafen, ſehr lebhaft, und gewährt zur Badezeit ein beſonderes Intereſſe. Der Gang dahin wird durch eine niedliche ſchattenreiche Allee ſehr angenehm, und von beyden Seiten ſieht man fruchtbare noch reichlich mit Vieh beſetzte Ebenen. Die Menſchen ſchienen mir hier mehr, wie in Stolpe, zum Frohſinn geneigt zu ſeyn; ob dieſes aber nur temporair war, weil ſie bis dahin noch das wenigſte durch den Krieg gelitten hatten, und übrigens durch einen kleinen Handel entſchädiget wurden, vermag ich nicht zu entſcheiden. So gern ich auch hieſelbſt länger verweilt hätte; ſo wollten es meine Verhältniſſe doch nicht geſtatten. Da nun kein Schiff nach Memel oder Königsberg ging, ſondern alle nach Kopenhagen: ſo trug ich in dieſer ſchönen Jahreszeit auch kein Bedenken, dieſen Weg einzuſchlagen, da mir die Reiſe allgemein als gefahrlos, und in Kopenhagen zu jeder Stunde eine Schiffsgelegenheit nach Memel zugeſichert wurde; überdem betrugen die Koſten, nach einer mir gegebenen Berechnung mit einem achttägigen Aufenthalt in Kopenhagen, kaum ein Drittel einer Landreiſe nach Memel. Dieſes, der Reiz, eine Seereiſe zu verſuchen und Kopenhagen zu ſehen, beſtimmten mich bald zur Realiſirung meines Vornehmens.

Den 5. Auguſt beſtieg ich, unter Begleitung und Segenswünſchen einiger in Eile gemachten Bekannten, das Schiff, und vertraute mich ohne Furcht den Wellen des Meeres, wie den Wellen des Schickſals. — Hätten wir günſtigen Wind gehabt; ſo hätten wir die Reiſe bis Kopenhagen, nach der Verſicherung des Schiffers, innerhalb 36 Stunden zurücklegen können, wir mußten aber 3 Tage darauf zubringen. Zwar blieb ich nicht von den gewöhnlichen Seeübeln befreyt, indeß wurde ich derſelben bald gewohnt, und verlebte drey der ſchönſten Tage, und ich möchte ſagen: Wir die Allgewalt der

Natur, den Himmel und ſeine Pracht ſehen und erkennen lernen will, der beſuche das Meer. Alle Beſchreibungen, ſie mögen noch ſo dichteriſch ſchön ſeyn, erreichen den Anblick nicht, ſind bloß Schattenriſſe; am wenigſten darf ich es daher wagen, die große makelloſe Natur und deren allgewaltigen Schöpfer mit meinen Federſtrichen zu zeichnen. Die zweyte Nacht führte uns in die Nähe der Inſel Rügen, und wir konnten den Donner des franzöſiſchen Geſchützes über die geängſtigte Stadt Stralſund deutlich hören, und noch einen Theil des folgenden Tages hallte er unſern Ohren nach. Es war mir traurig auf meiner Reiſe, noch immer von dieſen Tönen begleitet zu werden, und bange Ahndungen, wenn es dergleichen giebt, ſtörten meinen übrigens heitern Sinn. Am Abende des zweyten Tages verkündete der Junge von der Spitze des Maſtbaums: Die Thürme von Kopenhagen wären bereits zu ſehen. Mein Herz ſchlug fühlbar vor Freude, und meine Neugierde wuchs mit jeder Minute, für dieſen Abend aber blieb alles unbefriedigt; eine völlige Windſtille ſetzte uns auſſer Stand unſerm Ziele näher zu rücken. Ich ſuchte und fand Ruhe, jedoch war ich bereits träumend in Kopenhagen. — Schon längſt war die Sonne aus dem Meere geſtiegen, ſchon längſt hatte ſich mein Schiffer über das herannähernde Kopenhagen, über den mit Schiffen bepflanzten Hafen und über die Ueberraſchung gefreut, welche die Beſteigung des Verdecks auf mich wirken würde; deshalb hatte er mich nicht früher geweckt, deshalb hatten ſeine Leute alles unnütze Poltern vermeiden müſſen. Jetzt trat er mit einer Stille und Gelaſſenheit in die Kajüte — es war fünf Uhr des Morgens am achten Tage des Auguſts; nie werde ich dieſen

Tag und den Genuß vergeſſen! — lud mich zum Genuß des ſchönen Morgens ein und fragte: ob ich jetzt die Thurmſpitzen von Kopenhagen ſehen wollte? Ohne Verzug beſtieg ich das Deck. Ein ſchöneres Gemälde, eine mannichfaltigere Scene von Gegenſtänden hatte ich noch nie geſehen. Rechts die ſchwediſche Küſte mit verſchiedenen Abwechſelungen, links die däniſche, und beſonders die Inſel Amak, der ſogenannte Küchengarten von Kopenhagen, und auf derſelben unter andern das Dorf Dragöe, welches einer kleinen Stadt mit einem Seehafen gleicht, denn es lagen vor demſelben viele kleine Schiffe, die mehrentheils den Bewohnern zugehören ſollen. Vor uns lag die Kopenhagener Rhede, die mit Schiffen bedeckt zu ſeyn ſchien, und im Hintergrunde die ſchöne Stadt, welche hinten durch ſanfte Erhöhungen und prächtige Environs angenehm gedeckt wurde. In dieſen ſchienen ſich viele neugebaute Landhäuſer auszuzeichnen, und beſonders erhob ſich tief unter dem Horizont das Luſtſchloß Friedrichsberg, der gewöhnliche Sommerſitz des Königs. Ungern trennte ich mich auch nur auf Augenblicke von dieſen Anſichten, denn die Gegenſtände kamen mir ſtets näher, und immer entdeckte ich ſchönere und größere Mannichfaltigkeit. Dieſe wurde bald durch eine große Anzahl auf uns mit vollem Winde von Helſingör herzukommender großer Schiffe vermehrt, die wir anfänglich für Kauffahrtey-Schiffe hielten. Bis dahin war uns die Oſtſee ſehr öde geweſen, und daher wurden wir durch den Anblick dieſer belaſteten Schiffe ſehr erfreut; aber zu unſerm Schreck entdeckten wir bald, daß es engliſche Kriegsſchiffe waren. Wir hatten gerade Gegenwind, und mußten daher laviren, welches uns in die Nothwendigkeit ſetzte, durchſeegeln zu müſſen. Da der Friedensſchluß Frankreichs mit Preußen längſt der Welt bekannt war; ſo wurde meinem Schiffer bange, und hier war es, wo ſchon wieder ein Tropfen Bitterkeit in den von der Freudengeberin Natur mir eben zubereiteten Kelch der Freude durch die mordſüchtige Menſchheit getröpfelt werden mußte; jedoch wurde er nicht vergällt, denn die Neugierde, Kriegsſchiffe zu ſehen, verdrängte alle Furcht, und ein uns bald ſehr nahe vorbeyſeegelnder Kutter, der keine Notiz von uns zu nehmen ſchien, machte uns ſorglos, indem er nicht einmal die Flagge zu ziehen befahl, die der Schiffer aus Furcht nicht aufgezogen hatte, und welche vor jedem Kriegsſchiffe gezogen werden muß. Wir ſahen uns bald mitten in einer Flotte, und hatten Mühe, jedem Schiffe gehörig und in Zeiten auszuweichen, um nicht zerſchmettert zu werden. Dieſes gewährte mir den zweyten überraſchenden Genuß, und da man ſich um uns nicht bekümmerte; ſo wurde er durch nichts geſtört. Nach einer Stunde hatten wir ſie ſchon in weiter Entfernung im Rücken. Jetzt breitete ſie ſich mehr aus, und gewährte ebenfalls ein ſehr intereſſantes Schauſpiel durch ihre vollen Seegel, die in der Entfernung lauter koloſſaliſche Figuren und Ungeheuer bildeten, die von der Phantaſie zur Schlachtordnung gereiht wurden. Wenn gleich mehrere meiner Leſer bey der Annäherung nach Kopenhagen von der Oſtſee die nämlichen Gegenſtände ſo wie ich geſehen und genoſſen habe, von ähnlichen Gefühlen überraſcht und durchdrungen worden ſind; ſo werden doch wenige oder keiner ein Schauſpiel der Größe geſehen haben, und mit ähnlichen Vorgefühlen darunter verſetzt worden ſeyn; daher rechne ich auf das Mitgefühl meiner Leſer, welches mehr wie die Befriedigung ihrer Neugierde mein Zweck iſt. — Dem Anſcheine nach ſeegelte dieſe Flotte nach Stralſund, und unſere Vermuthungen wurden durch das Andenken an das noch geſtern vernommene Bombardement beſtärkt, jedoch bezweifelten wir die Rettung durch eine Flotte, die ſich der Stadt nicht nähern kann, wie mir der Schiffer auf der Charte zeigte, weil das Waſſer zu ſeicht iſt. Unter ſolchen Betrachtungen hatten wir die Rhede erreicht, es wehte ſtark, und der Schiffer trug Bedenken, zwiſchen den vielen eng vor Anker liegenden Schiffen einzulaufen; indeß ließ er ſich doch bewegen, wir ſchlängelten uns durch. Um 4 Uhr Nachmittags freute ich mich, wieder auf feſtem Boden zu ſtehen, auch bey der Zollbude einen däniſchen Officianten zu ſprechen, welcher der deutſchen Sprache ziemlich mächtig war. Meine Sachen wurden ziemlich genau durchſucht, weil ich dabey gleichgültig war, und mich zu keinen extraordinairen Abgaben verſtehen wollte, und hierauf mußte ich doch noch ein gedrucktes Schema ausfüllen über meine Sachen, und daß ich nichts anders und nichts mehr mitgebracht habe. Das Gepäck ließ ich mir durch Arbeitsleute nach meinem Logis bringen, die ſich um meine Sachen und um Arbeit zu zerreißen ſchienen; ich freute mich meiner geringen Bemühung, mußte dieſes aber unglaublich theuer bezahlen, bekam alſo beym erſten Eintritt in Kopenhagen auch die erſte Note, mich für Prellerey in Acht zu nehmen. Vier Männer forderten nämlich für höchſtens eine Viertelſtunde Arbeit vier Reichsthaler, ich mußte ſie bezahlen, wenn ich mich nicht Beleidigungen und Grobheiten ausſetzen wollte. Die Urſache war, wie mir mein Wirth ſagte, weil ich nicht verdungen hatte, dazu hatten die Kerls mir aber keine Zeit gelaſſen, ſie liefen mit meinen Sachen ſogleich voraus, und ich hatte Noth nachzukommen.

Die Stadt ſelbſt von innen gewährt ebenfalls einen ſehr ſchönen und freundlichen Anblick. Sie mit ihren Merkwürdigkeiten zu beſchreiben, iſt nicht mein Zweck, und ich verweiſe auf Küttners Reiſebeſchreibung durch Norddeutſchland, Dännemark, Norwegen, Schweden, worin Kopenhagen mit allem, was nur intereſſant ſeyn kann, vollkommen beſchrieben und geſchildert iſt; ich habe es in derſelben zu meiner Belehrung geleſen, und alles ſehr richtig und wahr gefunden. Man findet über die Stadt, Bauart, Hafen, Befeſtigung, Flotte, See- und Landmacht, Regierung, National-Reichthum, Kunſt und Kunſtſchätze, Lebensart und Charakter der Nation durchgängig richtige Anſichten und Bemerkungen, und Niemand wird dieſe Reiſebeſchreibung ohne Intereſſe und Zufriedenheit aus der Hand legen; für den Reiſenden ſelbſt wird ſie wahrer Gewinn. Weil aber nicht jeder meiner Leſer dieſes etwas koſtbare Buch beſitzen, oder ſich anzuſchaffen geneigt ſeyn möchte; ſo erlaube ich mir ihnen folgendes kleine Skelett darüber vorzulegen, welches ſich in den gewöhnlichen Beſchreibungen nicht befindet.

Der Umfang der Stadt iſt über zwey Stunden von der Landſeite, die Wälle gerechnet. Die Stadt ſelbſt iſt ſchön, obgleich nicht ganz regelmäßig gebaut, denn ſie hat noch viele kleine und krumme Straßen, worunter ſich ſelbſt Hauptſtraßen befinden. Die Häuſer ſind durchgängig maſſiv, und vier bis fünf Stock hoch gebaut, worunter ſich viele durch Größe und einzelne Verzierungen aufzeichnen; die meiſten ſind einfach, gewähren aber einen freundlichen Anblick. Eigentliche Palläſte giebt es aber gar nicht. Das Steinpflaſter iſt unverbeſſerlich, von lauter platt gehauenen Steinen, und daher ſehr eben. An den Häuſern iſt ein ſogenannter Bürgerſteig von lauter groſſen, mehrentheils länglich viereckig gehauenen Steinen, ziemlich ſchmal, und daher bey naſſem Wetter wegen der dicht daran laufenden Rinnſtöcke, weil ſie ſehr glatt werden, nicht bequem. Manche Hauptſtraſſen ließen im Verhältniß mit ihren groſſen ſchönen Häuſern eine gröſſere Breite wünſchen. Unter mehreren groſſen Plätzen oder Märkten iſt der Neue-Königsmarkt wegen ſeiner Gröſſe und Regelmäßigkeit bemerkenswerth, auf welchem die Statue Chriſtian V. zu Pferde in koloſſaliſcher Gröſſe, in Kupfer gegoſſen, ſich befindet. Das Pferd hat durch eine Bombe vor der Bruſt einen Schlag bekommen, die Narbe, im Durchſchnitte ſechs Zoll gerechnet, ſieht einer rohen Wunde ſehr ähnlich. Eben ſo verdient das alte noch durch ſeine Ruinen imponirende Schloß einer Erwähnung. Das neue Schloß nebſt einem Platz, welcher ein vollkommenes Achteck bildet, in der Nähe der ebenfalls früher durch Feuer zerſtörten Marmorkirche, wo des Winters jetzt der König reſidirt, iſt zwar kein künſtliches Gebäude, zeichnet ſich aber durch Regelmäßigkeit und durch den gedachten nicht unbedeutenden Platz aus, der in der Mitte ebenfalls mit einer koloſſaliſchen Figur Friedrichs V. zu Pferde geziert iſt. Beyde gedachte Figuren haben nach der Bemerkung des Herrn Küttner zwar keinen beſondern Kunſtwerth, und ich kann mir nicht anmaßen, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ſeiner Behauptung zu decidiren, es bleiben aber ein paar ſehr würdige Denkmäler, die ihrem Zeitalter Ehre machen, und uns die Anſicht ſeiner Größe gewähren; übrigens kann der nicht routinirte Kunſtkenner Kunſt und Fleiß dabey nicht vermiſſen.

Von den Kirchen iſt nichts beſonderes zu bemerken, indem man ſie ſchon in den weniger beträchtlichen Städten Deutſchlands größer und ſchöner findet, wo ſie mit den größten gar keinen Vergleich aushalten. Die Thürme auf denſelben ſind mehrentheils nicht hoch, nur der Dreikernen-Thurm zeichnete ſich aus, welcher jetzt nebſt der Kirche in der Aſche liegt. Sie ſind ſchmal, von unbeträchtlicher Höhe, und ſehr ſpitz gebaut, daher ſie auch von der See her, beſonders bey dunkelm Wetter, nicht in großer Entfernung wahrgenommen werden können. Durch den abgebrannten Thurm iſt den Schiffern ein beſonderes Merkmal beym Einlaufen in den Hafen entzogen worden. Auf demſelben befand ſich auch ein Glockenſpiel, welches zu dieſer Zeit defekt war, weshalb ich es nicht gehört habe, dem äußern Scheine nach ſchien es unbedeutend zu ſeyn. Außer dieſem muß ich noch auf den ſogenannten runden Thurm aufmerkſam machen, welcher oben ganz platt und mit einer eiſernen Gallerie umgeben iſt. Auf demſelben befindet ſich das Obſervatorium, und man kann ihn mit der größten Bequemlichkeit beſteigen, ja herauf reiten, auch herauf fahren auf einem breiten platten, ſich ſehr allmählich windenden oben ganz ausgelegtem Gewölbe. Jedem Fremden iſt er deshalb, und beſonders der ſchönen Ausſicht wegen, merkwürdig, die man von demſelben genießt. Sie iſt einzig und prächtig. Alles was ich von dem Anblick Kopenhagens von der Seeſeite her geſagt, erblickt man hier in dem ſchönſten Panorama. Es wäre zu wünſchen, daß ein geſchickter Panoramen-Maler, wozu ich den Herrn Thieller zähle, von dem ich Berlin und Rom geſehen, und der auch Danzig abgenommen haben ſoll, ſich an dieſe Arbeit wagte; wenn ich gleich in der Darſtellung dieſer Rotunde von dem angegebenen Punkte wegen der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände zu viel Schwierigkeiten finde, wenn ſie richtig und ohne Lücken geſchehen ſoll. Man zahlt für die Beſteigung dieſes Thurms eine unbedeutende Abgabe von einem Stüber an den Wächter auf demſelben, das übrige iſt freywillig.

Wenn gleich das Schauſpielhaus, dem Aeußern nach, für eine ſo große Königsſtadt nicht bemerkenswerth iſt; ſo kann ich es doch nicht übergehen. Da den Sommer über wegen Abweſenheit des Königs nicht darin geſpielt wird; ſo habe ich keine Gelegenheit gehabt, es im Innern in Augenſchein zu nehmen. Nothwendig muß ich hierüber meine Bewunderung äußern, weil den, ſich den Sommer hindurch hieſelbſt in Menge aufhaltenden, Fremden ein Vergnügen, und der Kaſſe dabey ein nicht unbeträchtliches Einkommen entzogen wird. Wird die Geſellſchaft auf Koſten des Königs unterhalten; ſo iſt es Verluſt des Staats: hängt ihre eigene Subſiſtenz zum Theil oder ganz davon ab; ſo iſt es grauſam, ihr dieſen Gewinn zu entziehen, in beiden Fällen leidet die Kunſt, und ich kann den ſichern Schluß machen, daß es mit der Geſellſchaft nicht ſonderlich ſtehen muß. Kopenhagen iſt eine Stadt, die wegen ihrer Volksmenge und wegen des Zufluſſes der vielen Fremden, die anſehnlichſte

ſehnlichſte Geſellſchaft nicht nur den Sommer hindurch ernähren, ſondern belehren würde.

Die Beveſtigung Kopenhagens von der Seeſeite iſt gut, von der Landſeite aber von keiner Bedeutung. Letztere bildet einen ſtarken Halbzirkel, wodurch drey Thore geſchnitten, das Oſter-, Norder- und Weſterthor genannt; das Amacker-Thor gehört zu Chriſtianshagen. Man ſieht es der Stadt bey der innern Lebhaftigkeit gleich an, daß es eine Handelsſtadt iſt, wenn auch Hafen und Schiffe einem aus den Augen ſind; die Zahl ihrer Bewohner ſoll 100,000 ſeyn. Im Verhältniß mit ihrer Gröſſe iſt dieſes eine außerordentliche Bevölkerung, es iſt daher auch alles ſehr enge und dicht bewohnt, und dabey die Logis auſſerordentlich theuer. Selten bewohnt eine Familie ein Haus allein, die größten Häuſer ſind von mehreren anſehnlichen Partheyen, Kaufleuten, Staatsbeamten, Reſidenten, auswärtigen Geſandten, Conſuls u. dgl. zuſammen bewohnt. Alle Häuſer haben Souterains, in welchen kleinere Kaufleute, Krämer, Höker, Wein- und Branntweinſchenker und Handwerker ihren Wohnſitz haben. Die Juden gehören hier mit zu den angeſehenſten Kaufleuten, man ſieht faſt keine armen oder Bündel-Juden auf den Straßen. Die Gemeine ſoll dieſes nicht leiden, und ſich hier durch Unterſtützung und Verpflegung, ſowohl ihre einheimiſchen als fremden Glaubensgenoſſen, beſonders auszeichnen. Da es an Arbeit und Gewinn auch wohl in keinem Stande mangelt, ſo vermißt man auch Bettler in den Straßen und vor den Thüren. Jeder Bürger iſt Soldat, und der ſtehende oder beſoldete Haufe ſteht bey erſterm in ſchlechten Anſehen und Kredit; es bleibt aber ungerecht, daß man ihn ſogar verachtet, da ebenfalls Landeskinder pflichtmäßig dazu gezogen werden. Das zu dieſer Zeit ſich hier aufhaltende Militair war durchaus ſchlecht, von keinem Anſehn und ſchlecht gekleidet, doch nehme ich hiervon den Theil der noch garniſonirenden königlichen Garde aus, welche, als Grenadiere und Musquetiere, von gutem Anſehn, groß und wohlgekleidete Leute waren, doch ſchien ihnen eine gute Haltung des Körpers abzugehen.

Das ſchöne Geſchlecht zeichnet ſich durchaus vortheilhaft aus; ungewöhnlich viele große und ſtarke Frauenzimmer findet man in allen Ständen, und auf ihren vollen runden Geſichtern eine friſche rothe Farbe; ihr ganzes Weſen zeigt ſtrotzende Geſundheit, und die Bauart ihres Körpers iſt voll, rund, gewölbt. — Das Auge verweilt gern auf dieſen Umriſſen. Bey den höhern Ständen ſcheint noch viel Beſcheidenheit zu herrſchen, der Mittelſtand möchte freyer und verdorbener ſeyn, was die Geſchlechtsliebe betrifft, und hiezu möchte der große Seehandel beytragen. Die weiblichen Domeſtiken zeichnen ſich hier mehr als irgendwo durch Prachtliebe und, wie Einheimiſche ſelbſt verſicherten, durch Liederlichkeit aus. Der gewöhnlichen Dirnen — giebts hier, wie in ähnlichen großen Städten, eine große Menge, jedoch nicht viele zu ihrem Aufenthalt privilegirte Häuſer. Der ſchlicklichſte und bequemſte Ort, Bekanntſchaften zu machen, iſt der Königsgarten, welcher dem Publiko zu jeder Tageszeit und bis 12 Uhr Abends offen ſteht. Bey ſchönen Sommerabenden bleibt er auch bis dahin ſehr frequent von Perſonen beyderley Geſchlechts aus allen Ständen, die ordentlich gekleidet ſind. Man beſucht ihn erſt gewöhnlich Abends nach dem Eſſen um

9 oder 10 Uhr, doch auch zu jeder Stunde des Tages findet man Geſellſchaft. Für Erfriſchungen iſt durch einige Schweizer-Boutiken geſorgt, doch darf man weder Toback rauchen noch Hunde mitbringen, wenngleich übrigens das Tobacksrauchen auf der Straße mit keiner Polizey-Strafe belegt iſt, unerachtet der vielen wichtigen Brände, von denen Kopenhagen heimgeſucht worden. Der Garten zeichnet ſich durch ſeine Größe und durch ſeine nach altem Styl angelegten ehrwürdigen Alleen, nicht aber durch neuere Anlagen aus; er bleibt jedoch als ein Platz mitten in der Stadt ſehr angenehm, gewährt Kühle und Schatten in der drückendſten Sonnenhitze dem einſam wandernden Philoſophen, und reizende Unterhaltung im abendlichen bunten Getümmel dem Weltmann.

Was den Charakter der Dänen betrifft; ſo rühmen ſie ſich einer beſondern Gaſtfreundſchaft; ich habe davon nichts abbekommen, will ſie ihnen aber nicht abſprechen, ſondern meinen Verluſt meinen und den Zeitverhältniſſen zuſchreiben. Dieſe Tugend zu bezweifeln möchte ich aber geneigt ſeyn, denn nach den gemachten Erfahrungen herrſcht hier, wie in allen großen Handelsſtädten, Handlungs- und Geldſtolz; nur durch Handlung und Geld beſteht bey ihnen die Welt. Uebrigens beſitzen ſie dabey einen übertriebenen Nationalſtolz und ſcheinen ſich aus Eigenliebe über alle Nationen zu erheben. Wo dieſe Leidenſchaften herrſchend ſind, da kann die Frucht der Gaſtfreundſchaft nicht Wurzel faſſen, Aufnahmen aus Handlungs-Speculationen und aus Gewinnſucht kann nicht Gaſtfreyheit oder Gaſtfreundſchaft genannt werden. Dazu kommt noch ein unbegrenztes Mißtrauen gegen jedem Fremden, welches ſie beſonders dem Deutſchen, ich weiß keine Urſache dazu anzugeben, oft mit Verachtung und Haß, fühlen laſſen, indem ſie die Deutſchen auf gut Türkiſch mit dem Beynahmen deutſche Hunde oder deutſche Affen zu beehren belieben. Daß ich hier vom National-Geiſte ſpreche, wird jedem klar ſeyn; der gebildete Mann wird ſich deſſen gewiß enthalten, ſelbſt wenn er Mißtrauen nicht aus ſeiner Bruſt verbannen kann, am wenigſten ſolches durch dergleichen Kraftausdrücke zu erkennen geben. Keineswegs will ich auch an guten, jeden Menſchen, und daher auch den Deutſchen ehrenden Dänen verzweifeln. Warum wir Deutſche es aber ſo mit ihnen verdorben haben mögen, weiß ich nicht anzugeben, da ſie doch ſelbſt durch ihre deutſchen Provinzen mit uns amalgamirt ſind; meine Gedanken hierüber aufzuſtellen verbietet mir Zeit und Zweck. Kurz, es war ſo, und wir armen Deutſchen geriethen ſo recht in die Preſſe, die Engländer ängſtigten uns von außen mit ihren Feuerkugeln und die Dänen von innen durch ihr Mißtrauen. Nie iſt wohl den Deutſchen der Aufenthalt in Kopenhagen verhaßter geweſen; mehrere, die ich gekannt und zum Theil Freunde von mir waren, die mit den größten Handlungshäuſern in Verbindung ſtanden, wünſchten aus dieſer doppelten Urſache Kopenhagen zu verlaſſen und es nie wieder zu ſehen. Wie hüpften unſere Herzen von Dankbarkeit und Liebe bey dem Gedanken an unſer deutſches Vaterland und ihre Bewohner; ſie und ihren Boden küſſen zu können war unſer heißeſter Wunſch. Was uns noch mehr den Aufenthalt unangenehm machte, war nicht bloß die temporelle Theurung, ſondern die übertriebene jüdiſche

Gewinnſucht. Ohne ſich vorher von dem Preiſe einer Waare überzeugt zu haben, mußte man ſich fürchten, in einen Kramladen zu treten; denn ſobald man in deutſcher Sprache etwas forderte, wurde man unbändig überſetzt, und wenn man nachher auch den gewöhnlichen Preis bot; ſo blieben ſie — aus Eigenſinn oder Schaam — bey dem geforderten Preiſe ſtehen. Am beſten kam man weg, wenn man ſich bey Bekannten nach dem Preiſe erkundigte, und, wenn es auch der geringſte war, die Sache forderte, und, ohne zu fragen, den bekannten Preis bezahlte; waren ſie zweifelhaft; ſo durfte man nur als Angeber einen Dänen nennen, und ſie waren zufrieden. Ich könnte Beyſpiele aus eigener Erfahrung anführen, doch, ſie ſind zu kleinlich; jedoch muß ich bemerken, daß mir dieſes ſogar bey einem Kaufmanne wiederfuhr, bey dem ich von einem mit ihm in Handlungsverbindungen ſtehenden Fremden eingeführt wurde. Den größten Aerger hatte ich aber darüber, daß man einem meiner daſelbſt gemachten Bekannten und Landsmann um ein kurz vor der Belagerung größtentheils in Gelde eingebrachtes Capital von zwanzig tauſend Reichsthaler, unter dem Vorwande, als wäre es verbrannt, prellen wollte, und dieſer Betrug wahrſcheinlich mit Genehmigung aller Gläubiger des Betrügers geſchehen ſollte. Die Sache kam zur gerichtlichen Unterſuchung, und ich weiß, wegen des Creditors, der die Sache einem Bevollmächtigten übertrug, und wegen meiner baldigen Abreiſe, den Ausgang und die Entſcheidung nicht. Es war der letzte, ſorgfältig mit Angſt und Mühe verwahrte und aus dem Kriegstrubel ſeines Vaterlandes gerettete Reichthum! Ob und wie er den ſelben noch zurückerhalten wird? möchte ich wiſſen. Daß es nicht allenthalben Wucherer gäbe und ähnliche Handlungen bey andern Nationen vorfallen können, will ich nicht bezweifeln; mir ſind ſie aber noch nicht ſo allgemein vorgekommen, daß ich dadurch, wie hier, den Gemeingeiſt einer Nation bezeichnen kann; und ich kann mich auch hier auf Herrn Küttner beziehen, welcher die Dänen in den beſten, friedlichen Zeiten kennen gelernt und von ihnen ein ähnliches Bild entwirft; ja, zum Wohl für Reiſende, die Preiſe der nöthigſten Bedürfniſſe, bis auf ein Butterbrod, zur Richtſchnur feſtſetzt.

Demungeachtet ſpricht faſt jeder gebildete Mann die deutſche Sprache, zum erſten Ton und zur Bezeichnung der höhern Geiſtesbildung bleibt aber die franzöſiſche Sprache an der Tagesordnung. Engliſch lernt man nur wegen der Handlungsverbindungen mit dieſem Lande, zu dieſer Zeit durfte ſich aber die engliſche Sprache weder hören noch ſehen laſſen. So mußte ein Schuhmacher in dieſer unruhigen Periode ſeine Tafel einziehen, weil ſie eine engliſche Inſchrift hatte, und ſeine angeblich engliſchen, aber in Kopenhagen gearbeiteten Schuhe und Stiefeln verbergen.

Die däniſche Sprache hat — vom gebildeten Mann geſprochen — nichts Rauhes oder Unangenehmes; aus dem Munde der däniſchen Damen von gutem Ton etwas wohlklingendes, und ſcheint ſehr zum Singen geeignet zu ſeyn. Beym gemeinen Mann klingt ſie roh und wird durch übertriebene Zuſammenziehungen und Abkürzungen verunſtaltet und unverſtändlich; ſie verſtehen ſich daher oft ſelbſt nicht, wenigſtens ſchließe ich dieſes aus den wiederholten Fragen, wenn ſie unter ſich ſprechen. So ſpricht z. B. der gemeine Mann: God Aften (guten Abend) Gaften aus. Wenn Conſonannten gehäuft ſind, werden ſie wohl verſchlungen, hier muß das D aber, des Wohlklanges wegen, ſonſt gehört, und mehr zur folgenden als zur erſten Sylbe gezogen, ich möchte ſagen, getheilt werden. Der gemeine Mann verſchluckt aber das D, und weil nun die beyden aufeinanderfolgenden Vocale eine zu lange Oeffnung des Mundes erfordern, läßt er auch noch das O aus. Die däniſche Sprache ſcheint durch Wegwerfung mehrerer Conſonannten, durch Beybehaltung mehrerer Vocale und durch ihre Pronunciation einen Vorzug vor der deutſchen zu haben und ſich der italieniſchen zu nähern, obgleich ich ſie in Hinſicht ihres innern Gehalts und Werths der polniſchen Sprache nachſetzen würde, die ſich im Singen auch gut ausnimmt. Die däniſche Sprache iſt ein mixtum compositum aus allen Sprachen Europens, beſonders der deutſchen, engliſchen und holländiſchen, und weicht in Hinſicht ihrer Beugungen und Zuſammenfügungen ſehr irregulair von allen ab. Dieſes iſt es, was ich mir innerhalb 8 Wochen über den Genius der däniſchen Sprache durch geſuchte mündliche Belehrungen und mit Hülfe einer Grammatik habe erwerben können. Da ich dieſe Sprache aber nicht der Erlernung werth hielt, weil kaum eine halbe Million Menſchen ſie ſpricht; ſo habe ich mir auch nicht viel Mühe deshalb gegeben: ſollten alſo in meinen Bemerkungen Irrungen liegen; ſo muß ich den Sprachkenner um Nachſicht bitten.

Das Temperament der Dänen habe ich nicht beobachten können, indeß ſchien wohl mehr Trägheit als

Munterkeit darin zu liegen, welches ſich überall und beſonders beym Gemeinen ausdrückte, ſelbſt die langſam ſchleppenden Geſänge ſchienen dieſes zu bezeugen; ſo wie ihre Muſik als Volksmuſik. Was die Muſik als Kunſt anbetrifft; ſo hatte ich in dieſer Zeit nicht Gelegenheit darüber zu urtheilen, doch verſicherte mir ein ſehr geſchickter Tonkünſtler, daß auch hier die Kunſt nach Brod gehe, welches ſich auch wohl, mit den Bemerkungen über das Schauſpiel verglichen, von ſelbſt folgern läßt. Daß es aber in dieſer großen Stadt nicht viele Dilettanten und reizende Dilettantinnen geben ſollte, die durch ihren melodiſchen Geſang und niedliche Stimme aus einem küſſenswerthen Munde, ſo wie überhaupt durch muſikaliſches Talent, auch das geübteſte Ohr ergötzen könnten, will ich hierdurch keineswegs bezweifeln, und daß ſie Künſtler-Talent nicht zu würdigen verſtünden, nicht beſtreiten; darf daher für die Aeußerung über das Allgemeine mir wohl eine Verzeihung, und wenn ſie mich Läſterer recht begnadigen wollen, ein freundliches Geſicht ausbitten; ſie werden mir aber auch eingeſtehen, daß ihre militairiſche Muſik, ſelbſt von ihren Gardehautboiſten, in Friedrichsberg vor dem Schloſſe des Königs vorgetragen, nichts einzuwenden hat, und mit an allen meinen Vermuthungen, da ich nichts beſſeres hören können, Schuld iſt. Daß ich offenherzig und Gerechtigkeit liebend beſonders gegen ſie geweſen bin, habe ich ihnen ja bereits gezeigt, wenn es auch mit dem Complimentiren nicht mehr ſo recht fort will, und daher werden ſie mir noch eine Bitte verzeihen, wodurch ich ſie erſuche, bey ihrer übrigens geſchmackvollen Kleidung, ihre niedlichen Füße nicht weiter des Sommers mit ſchwarzen Strümpfen zu bedecken, und wären es auch ſeidene, und ſie dadurch blos Verehrer der vaterländiſchen Tracht. Wenn ſie uns Deutſche auch nicht lieben; ſo lieben ſie doch die franzöſiſche Sprache, und dieſer zu gefallen, wird ihnen die Wechſelung eines weisſeidenen Strumpfes mit einem ſchwarzen nicht beſchwerlich fallen. Zu meiner Freude habe ich durch eine kleine verzeihliche Angewohnheit dieſe Wechſelung ſchon hin und wieder bemerkt, ich fürchte daher auch keine Fehlbitte für meine Aufmerkſamkeit zu thun.

Ueber die Gaſthäuſer muß ich mich beſchweren, denn ſelbſt den beſten mangelt es an der nöthigen Reinlichkeit; die ſchlechtern ſind ſchmutzig, und man kommt oft in kleine Geſellſchaften — aus denen man ſich ſehr gerne entfernt, in die ich daher meine Leſer auch nicht introduciren mag. Ueber die verſchrieene Theurung will ich grade nicht ſchreyen, damit geht es noch an, indem der Fremde allenthalben bald mehr bald weniger geprellt wird. Beſonders theuer habe ich den Handwerker mit ſeinen Fabrikaten gefunden.

Ob ich gleich nach verſchiedenen Aeußerungen, Anſichten und Beobachtungen die Kopenhagener nicht für irreligiös halte; ſo vermißte ich doch nicht nur eine polizeyliche Strenge zur äußern Aufrechthaltung des Sonntags, ſondern fand auch überhaupt eine große Gleichgültigkeit für denſelben. Der Sonntag nimmt ſich hier in religiöſer Hinſicht nicht beſſer wie jeder andere Tag aus, alle Buden und Kramladen jeder Art ſind offen, und es iſt auch nicht der geringſte Unterſchied bey Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitsleuten zwiſchen ihn und den gewöhnlichen Arbeitstagen; ich müßte ihn denn im Eſſen und Trinken, in etwas beſſerer Kleidung und in den nachmittäglichen Vergnügungen ſuchen. Die Kirchen fand ich im Verhältniß der Bevölkerung Kopenhagens ſehr leer, und die wenigen Zuhörer, die ich noch fand, ſchienen meiſtens nur Communikanten zu ſeyn. Dagegen führte mich Nachmittags, auf Anrathen meines Wirths, der Weg durch das Weſterthor auf die Promenade nach dem königlichen Sommerſitz Friedrichsberg. Zwey ſchöne, faſt eine halbe Meile lange, dichte Alleen führen dahin, welche blos ein Theil der Vorſtadt mit einer Menge Gartenhäuſer unterbricht. Wenn man um drey Uhr Nachmittags dieſen Weg durch das unbedeutende, höchſt ſchmale Weſterthor (die übrigen ſind eben ſo) paſſirt; ſo muß man mit dem Strom von Menſchen mit fort, ohne ſtill zu ſtehen, wenn man nicht von allen Seiten Rippenſtöße bekommen und ähnlichen Uebeln ausgeſetzt ſeyn will; kommt in dieſer Zeit ein Wagen zur Stadt; ſo kann er wegen der Fußgänger, Reiter und Wagen lange warten, bis er eingelaſſen werden kann. Nach vier Uhr hebt ſich das Gedränge in und beym Thor etwas, und gegen Abend fluthet alles auf ähnliche Art zurück. Vor dem Thore öffnet ſich zwiſchen beyden Alleen ein großer breiter Fahrweg, welchen in der Mitte ein großer, aus Granitſteinen gearbeiteter, achtzig Fuß hoher Obelisk ziert, der zum Denkmal des aufgehobenen Sclavenhandels errichtet ſeyn ſoll. Unter einer großer Menge Menſchen aus allen Ständen langte ich in Friedrichsberg an und fand den dortigen Garten eben ſo, wie den ganzen Spaziergang, frequent. In Hinſicht deſſelben kann ich nicht mehr erwähnen, als daß er auf ähnliche Art, wie der Königsgarten in der Stadt, angelegt iſt, nur einige unbedeutende neuere Abwechſelungen, die man aber bey uns in jedem Privatgarten ſchöner und beſſer findet, in ſich ſchließt, und übrigens faſt ganz mit wilden Bäumen bepflanzt iſt. Auch hier darf man weder Toback rauchen noch Hunde mitbringen; auf dem ganzen Spaziergange bis dahin raucht man aber ungenirt, und wird durch die, einem längs demſelben käuflich dargebotenen, Zigarro's dazu aufgefordert. Daß hier aber an keine Erfriſchungen gedacht wird, iſt für den Fußgänger beſonders übel; man muß ſich mit einem aus einer Felſengrotte dargereichten Glaſe Springwaſſer begnügen, wofür man nach Belieben eine Kleinigkeit bezahlen, auch nichts geben darf. So erquickend dieſes auch für den lechzenden Wanderer iſt; ſo nachtheilig kann es ihm bey einer Uebereilung werden, weil man im heißen Sommer durch die bedeutende Tour ſehr erhitzt wird, und ſich müde und matt im ſchattigten von der Seeluft durchſtrömten Garten einer zwar angenehmen, aber zu ſchnellen Abkühlung ruhend überläßt.

Die ganze Vorſtadt iſt rechts und links mit Boutiken und Wirthshäuſern, Taſchenſpielern, Springern, Bereitern, Puppen- und Marionettenſpielern, fremden Thieren und mehrern Kleinigkeitskrämern zur Beluſtigung des Volks angefüllt, und man wandelt auf einem ewigen Jahrmarkt, im Geſchrey, Geräuſch und Ohren zerreißender Muſik. Alle dieſe Vergnügungen, wozu noch eine Menge Schaukeln, Carouſſels und Wirthshäuſer zu rechnen, die längs der Allee zerſtreut liegen, ſind aber größtentheils für den gemeinen Mann und höchſtens für den Handwerker berechnet; wer ſich zu den gebildeten Ständen zählen will, nimmt daran keinen Antheil, ſondern begnügt ſich an dem vorübergehenden Anblick. Man hat auf der ganzen Promenade hin und zurück kein anſtändiges Gaſthaus, und wenn nicht noch in der Vorſtadt eine Schweizerboutike wäre; ſo müßte man auf dem Wege verſchmachten, denn in die gedachten Geſellſchaften kann man ſich ſelbſt unbekannt nicht einmiſchen, wenn man nicht die Wahrheit des bekannten Sprichworts: Wer ſich unter den Treber mengt, den freſſen die Schweine, empiriſch erkennen lernen will. Den Schweizer beſuchte ich demnach, wo ich mich ungern in eine Stube einſperren mußte, jedoch fand ich einige Unterhaltung an dort einheimiſchen Deutſchen und durch einige deutſche Zeitſchriften, die der Wirth zum allgemeinen Nutzen hält. Zwiſchen dieſen Wirthshäuſern und längs der Allee, rechts von der Stadt kommend, liegen viele große und anſehnliche Gärten und Landhäuſer, die von ihren Eigenthümern und ihren Gäſten ziemlich beſetzt waren, die mit Bequemlichkeit und Ruhe dem Bachus und Ceres ihre ſchuldigen Opfer zu bringen und ſich an dem bunten Getümmel zu laben ſchienen. Hier möchte ich wohl hin und wieder verweilt haben, nicht, weil mich Ceres und Bachus, nein! weil ſchöne, liebenswürdige Geſtalten mich anzogen.

Im Garten auf Friedrichsberg hörte ich vor dem königlichen Schloſſe, welches ſich weder durch Größe noch Pracht und Schönheit auszeichnet, eine ebenfalls an dieſen Mängeln laborirende Janitſcharen-Muſik von den Hautboiſten der ſchon erwähnten Garde; ſie war ſchlecht beſetzt und wurde ſchlecht ausgeführt. Auch hatte ich das Glück, den König, einen alten grämlichen

Mann, ſowohl in den Schloßfenſtern, als beym Eintritte in den Garten bey mir vorbeyfahren zu ſehen. Seine Equipage, Pferde und Dienerſchaft ſind pracht- und geſchmacklos gekleidet, und kamen mir grade ſo vor, als wenn ich in alten Holzſchnitten Friedrich den Großen in Berlin ausfahren ſehe. In Danzig ſind die Privat-Equipagen der reichen Kaufleute, Pferde und Domeſtiken ſchöner, reicher und geſchmackvoller; alles iſt fein Engliſch oder engliſirt. Die Privat-Equipagen ſind in Kopenhagen ſchlechter als irgendwo, Pferde und alles äußerſt ſchwer und geſchmacklos; eben ſo wenig habe ich bey den Bürgern und beym Militair ſchöne Reitpferde bemerkt, alles dicke, ſchwere, ungeſchickte Klepper, die das Steinpflaſter einzuſchlagen drohten und nicht von der Stelle kamen.

Silber- und Goldgeld ſieht man wenig oder gar nicht, es curſiren blos Bancozettel, wovon der geringſte ein Thaler iſt; zur Auseinanderſetzung hat man kleine Silber- und Kupfermünzen, Stüver und Skilling genannt. Der Stüver hat die Größe und den Werth eines Danziger Düttchens oder Zweygroſchenſtücks (nicht Ggr.) Preußiſch; der Silberſkilling iſt dem preußiſchen Gröſchchen und der Skilling in Kupfer des nämlichen Werths, an Größe beynahe einem preußiſchen Thaler gleich. Das Papier hat gegen dieſe Scheidemünze beſtändig einen gleichen Werth und wird in allen öffentlichen und Privat-Caſſen unweigerlich genommen. Keine fremde Geld- oder Silbermünze iſt curſirend: will man ſie einzeln ausgeben; ſo berechnet man nur den innern Werth, um alſo nicht zuviel dabey zu verlieren, muß man ſich an einen Banquier, welches faſt jeder Jude zugleich iſt, wenden, und eine Portion auf einmal gegen Papier auswechſeln.

Aus allen dieſen iſt der Schluß zu ziehen, den Herr Küttner macht, und mit Gründen belegt: daß die däniſche Regierung, ohnerachtet des mehrere Jahre hindurch genoſſenen freyen und durch ihre Neutralität friedlichen Handels, zur Zeit ärmer und ohnmächtiger wie je, und ſelbſt Kopenhagen nicht ſo reich iſt, als es beym erſten Anblick ſcheinen möchte. Ich hielt dieſen kleinen Umriß über Kopenhagen für Leſer, die daſſelbe nicht kennen, wozu wahrſcheinlich die meiſten gehören werden, für nützlich, und hoffe, dabey zweckmäßig verfahren zu haben. Bey Danzig darf ich mehr Kenntniß vorausſetzen, und daher habe ich eine ähnliche Beſchreibung unterlaſſen, obgleich ich ſie vollkommner wie dieſe zu liefern im Stande wäre.

Wenn nun gleich mein Zweck war, meinen Aufenthalt in Kopenhagen möglichſt zu kürzen; ſo wäre es doch Sünde geweſen, nicht einige Tage zu verweilen, denn auch ohne alle Bekanntſchaft gewährt dieſe Königsſtadt in friedlichen Tagen dem Fremden Unterhaltung und Intereſſe mehrere Wochen hindurch; doch kaum drey Tage hatte ich zugebracht, kaum den zehnten Theil der Stadt betrachtet, als ich ſchon wieder die erſte beſte Entfernung für das Wünſchenswertheſte hielt, welches jeden Fremden wie mich intereſſirte; denn die den 8ten Auguſt bey Kopenhagen vorbeygeſegelte Flotte kehrte den 10ten zurück, ſchwärmte vor Kopenhagen, und legte ſich den 11ten blockadeförmig vor Anker. Die Dänen ſtaunten, und fingen an, nichts Gutes zu ahnden. Es hieß: der engliſche Admiral hätte eine verſchloſſene Ordre gehabt, welche er erſt mitten in der Oſtſee eröffnen dürfen, und darin wäre die Rückkehr und Abſichten auf Kopenhagen enthalten; der engliſche Geſandte hatte ſich nicht entfernt, machte auch keine Anſtalten dazu, dieſes ſchien noch ein gutes Zeichen; allein die Dänen fingen an von Vorbereitungen zum Widerſtande zu ſprechen. Die erſten beſtanden darin, daß ſie jeden fremden Schiffer, er mochte auf der Rhede ſeyn oder in der Stadt liegen, aufforderten, heraus- oder hereinzulegen, damit die Seebatterien und Blockſchiffe freyen Spielraum erhielten; die Dänen mußten ſämmtlich zurückbleiben. Von den fremden wagten es einige nicht, andere hatten weder Ballaſt noch Ladung, und ſo mußten faſt alle in Kopenhagen verbleiben. Hierdurch blieb auch den fugitiven Fremden kein Ausweg, die nicht eine Reiſe zu Lande verſuchen wollten, und die auch riskant blieb, weil die Engländer zugleich den Belt geſperrt hatten. Das Parlementiren ging los; nach einigen Tagen bekam kein Schiffer mehr die Erlaubniß auszulaufen, und jeder mußte nun das Schickſal der Stadt und das ſeinige mit abwarten. Die Anforderung der Engländer war Anfangs: die Auslieferung der Flotte, welche ſie bis zum Frieden mit Frankreich in Depot nehmen, und hiernach in statu quo zurückliefern wollten; die Beſatzung der Veſtung Kronenburg, des Kaſtells, der Blockſchiffe und Seebatterien, desgleichen die Beſitznahme von Seeland bis zum Frieden. Sie ließen immer nach und blieben bey der Flotte ſtehen. Auch dieſes wollten und konnten die Dänen nicht einräumen, und ſo erfolgte den 16. Auguſt die förmliche Kriegserklärung, worauf von der däniſchen Regierung ſofort ein Embargo auf alle engliſchen Schiffe und engliſches Eigenthum gelegt wurde, ſo wie die Engländer kein däniſches Schiff mehr paſſiren ließen. In Kopenhagen waren nur 6000 Mann regulairer Truppen, worunter einige Eskadrons Cavallerie waren, die Regierung ließ demnach ſofort 10,000 Mann Landmiliz zuſammenberufen, die ſich in Kopenhagen ſammelten. Dieſes ſind ausgediente Soldaten, aber noch mehrentheils ſehr rüſtige Leute, da jeder Dienſtpflichtige nur zehn Jahre dienen darf. Sie waren militairiſch gekleidet und armirt, jedoch ging ihnen ſchon die gewöhnliche Regelmäßigkeit des übrigen Militairs ab. Der Kopenhagenſche Bürger, der durchaus zur Vertheidigung der Stadt verpflichtet iſt, wurde zum Dienſt aufgefordert, und jeder, von Vaterlandsliebe entflammt, ſtellte ſich mit Eifer zur Vertheidigung. Dieſe Bürgermiliz erſchien nun bald allenthalben in ihren rothen Uniformen, und machte ſich auf den Straßen elegant, wozu auch jeder in Friedenszeiten berechtigt iſt. Sie zeichnet ſich vor dem übrigen Militair durch Eleganz aus, dieſes laſſen ſie denſelben aber auch allenthalben fühlen. Zu gleicher Zeit wurde auch eine Löſchungs-Commiſſion organiſirt, die auf ähnliche Art genau uniformirt war.

Während dieſer ſtürmiſchen Zeit erſchien noch der Kronprinz von der Armee, und rief in einem Proklama alles in Maſſe zur Gegenwehr auf, wobey er die Bürger in demſelben mit dem Namen „Mitbrüder“ beehrte, und vorgab, daß er bey der Armee durchaus nöthig wäre, indeß alles zu ihrem Beſten angeordnet hätte. Der König und der königl. Hof war ſchon früher nach Kiel mit allen Schätzen geflüchtet, und der Kronprinz hielt es für nützlich, ſeinen hieſigen Aufenthalt nicht über vier

und

und zwanzig Stunden zu verlängern. Wenn gleich noch an kein Bombardement zu denken war, ſo wurden doch ſofort alle Bewohner der Stadt aufgefordert, Waſſer vorräthig zu halten, und vor allen Häuſern ſahe man den folgenden Tag eine Menge Waſſergefäße mit Waſſer gefüllt ſtehen, ſelbſt an den Enden der Stadt, welche von der Seeſeite her, und dieſes war zu dieſer Zeit unmöglich, nie eine Bombe oder ähnliches Feuerinſtrument erreichen konnte; von der Landſeite war noch gar nichts zu fürchten, denn noch hatten die Engländer keinen Landungsverſuch gewagt, und waren nur ruhige Zuſchauer geblieben. Eben ſo war auch die Feuerlöſchungs-Commiſſion Tag und Nacht in Thätigkeit, und alle Löſchungs-Inſtrumente ſtanden auf den Märkten und ſonſt beſtimmten Plätzen aufgefahren; Menſchen und Pferde mußten dabey des Tages in der Sonne braten, und des Nachts die nöthigen Erholungen entbehren. Eben ſo ſtellte man auch die Landmiliz auf den Märkten und in den Straßen mitten in der Stadt auf; doch als man zur Beſinnung kam, fing man an dieſe voreiligen zweckloſen Verfügungen abzuändern, man ließ den größten Theil der zur Löſchung angeſtellten Bürger nach Hauſe gehen, ſpannte die Pferde aus und ſchickte ſie in die Ställe, und die Landmiliz brachte man unter die Wälle und Zelte.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit wurde der Bemannung der Blockſchiffe und Kanonierböte gewidmet. Hiezu wurden aber nicht die gewöhnlichen, noch in Menge vorräthigen Matroſen genommen, ſondern zuerſt Freywillige gegen ein Douceur von funfzehn Reichsthalern engagirt. Die Sache war zu gefährlich, und daher die

Anzahl klein, und der kleine etwa aus drey- oder vierhundert Mann beſtehende Haufe war eine wahre Bettler- und Vagabondenhorde verſchiedenen Alters. Sie wurden auf der Polizey-Kammer angenommen, bekamen eine Nummer an den Hut oder das Kleid, und wurden in dem daran ſtoßenden Hofraum unter polizeylicher Aufſicht ſo lange eingeſperrt, bis eine hinlängliche Anzahl da war, die dann an den Hafen getrieben, eingeſchifft, und auf die Blockſchiffe geſchafft wurden. Da dieſe aber nicht hinreichten; ſo griff man zu härtern Maaßregeln; man fing an von allen fremden Schiffen die Matroſen oft bis auf den Steuermann mit Gewalt, und bey Weigerungen und Widerſtand mit Mißhandlungen und Schlägen, zur Schlachtbank zu führen, und eben ſo mußte jeder Fremde, den nicht Qualitäten oder Sicherheitspäſſe ſchützten, ſich auch zum Landdienſt engagiren, die Nationalkokarde anſtecken, die Flinte tragen oder zum Löſchen brauchen laſſen. Ich ſahe mich für dieſe Augenblicke nach Algier und Tunis *) verſetzt, und ergrimmte im gerechten Zorn, wenn ich von den verübten Gewaltthätigkeiten hörte oder Augenzeuge davon ſeyn mußte. Alle diejenigen, welche, geringerer Vergehungen wegen, als Injurianten in gefänglichem Arreſt ſaßen, wurden in Gnaden entlaſſen, und ihnen, zum Dienſt für

---

*) Der Verfaſſer muß wohl in London keinem Matroſenpreſſen beygewohnt haben, wobey es doch ſelten auf Vaterlandsvertheidigung, ſondern in der Regel nur auf Raub, Eroberung und Unterdrückung friedlicher Völker ankommt. In der Gefahr, worin damals Kopenhagen ſchwebte, war keine Maaßregel ſo ſtrenge, die man zur Vertheidigung ergriff, daß man ſie nicht gerecht nennen könnte.

A. d. Red.

die Blockſchiffe, ihre Freyheit geſchenkt, nöthigenfalls ihnen auch ſolche eingeprügelt, wenn ſie undankbar genug auf ſelbige in casu renunciren wollten. Dieſes traf beſonders die Fremden, die ſich nicht durch Stand auszeichneten; ſo z. B. hatte ſich ein deutſcher Matroſe gegen den Hafenmeiſter vergangen, er war zu vierzehntägigem Arreſt condemnirt, und hatte ſeine Strafe auch bereits angetreten; ihm wurde ſeine Freyheit, aber auch zugleich ſeine Verbindlichkeit angekündiget; er wollte ſeine Strafe abbüßen; man drohte, er wurde nicht gerührt; man ſchlug, er widerſetzte ſich, und endlich, da eine Menge Prügel ihn dennoch nicht bewegen konnten, wurde er gebunden zu den Blockſchiffen geſchleppt. Wenn Algier und Tunis ſolche und ähnliche Handlungen mit Profeſſion thun; ſo kann man ſich hüten, und der Unglückliche, den von ungefähr die Wellen des Schickſals und des Meeres in ihre Hände ſpielen, kann kein beſſeres Loos als Sklaverey erwarten; wenn aber Menſchen, die mit Freyheit, Moral und Hospitalität prahlen, ihre unſchuldigen Gäſte aufgreifen, und, ſtatt ſie zu ſchützen, ſie für ſich dem Tode oder einer elenden Verkrüppelung entgegenführen, dieſes iſt verächtlicher, ſchrecklicher, als die bekannte Handlung des Seeräubers. Waren dieſe Unglücklichen weniger wie Galeeren-Sklaven? Arbeit und Tod, bey magerer Koſt zu jeder Stunde, im Nothfall auch Prügel, erwarteten ihrer! Die Blockſchiffe waren von den Engländern leicht zu beſchießen, zu verbrennen und in die Luft zu ſprengen; man erinnere ſich, was dieſen im Jahre 1801 durch Nelſon zugeſetzt wurde; ein ähnliches gilt von den Kanonierſchaluppen, wovon zwey zerſchmettert und in die Luft geſprengt wurden. Die Blockſchiffe haben für dieſesmal zwar ſehr wenig gelitten, und ob viele von der Beſatzung den Tod gefunden haben, davon iſt nichts ins Publikum gekommen. Die Dänen werden hier einwenden: „Thun dieß nicht auch die Engländer?“ Nicht widerſprochen — ſoll man aber den, welchen man verachtet, haßt, nachahmen? Ihr ſchreyet über Ungerechtigkeit, Immoralität und Räuberey eurer Feinde, und übet ſolche in dem Augenblicke an euren unbefangenen Gäſten aus! Ihr glaubtet: die Engländer hätten nicht Leute genug eure Flotte zu bemannen und in Stand des Ausſeegelns zu ſetzen und fürchtetet, ſie würden euch eure Matroſen nehmen. Sie beſiegten euch und eure Stadt, waren eure Feinde, haben ſie eure Leute zum Arbeiten genöthiget, haben ſie eure Matroſen entführt? und könnt ihr ihnen ein Recht dazu abſprechen? Wer iſt der Beſchämte, der Tadler oder der Getadelte? Zwar wollte mir Jemand, mit dem ich dieſe Unterredung, obgleich er ein Däne war, wagen durfte, (die meiſten hätten mich ſofort des Hochverraths beſchuldiget), die Nothwendigkeit entgegenſetzen; als ich ihm aber den wirklichen Ueberfluß ihrer Matroſen, und daß ſie ſich die ganze Zeit der Belagerung nutzlos herumgetrieben, betrunken und Unfug geſtiftet hatten, entgegenſtellte, ſo blieb ihm bey dieſer nicht zu beſtreitenden Wahrheit nichts übrig, als dieſe für eine nothwendige Reſerve auszugeben, dadurch aber keinesweges den Skandal zu heben. Da nun einmal alles Soldat ſeyn mußte, ſo ſuchte jeder, und beſonders der Fremde, ſich den ſicherſten Platz aus, und dieſer war vermeintlich beym Löſchungsdepartement. Damit er nun nicht ferneren Angriffen ausgeſetzt wurde, bekam er eine Kokarde und ein meſſignes Schild, welches, wie ein Ringkragen geſtaltet, vor der Bruſt getragen wurde; hierdurch hatte er nun die gewünſchte Sicherheit, um das Geſchäft ſelbſt war ihm wenig zu thun, wie die Folge ſattſam bewieſen hat.

Außer dem gewöhnlichen Militair und der gedachten Land- und Bürger-Miliz formirten ſich noch zwey freywillige Corps aus Handelsdienern und Studenten. Erſtere hießen Jäger, waren dieſem gemäß nett und mit Geſchmack gekleidet und armirt, und hatten bereits für ihre Bravheit am 2ten April 1801 den Namen kronprinzliche Leibjäger erhalten. Die Studenten hatten nichts Auszeichnendes, als ſich, der Gleichheit wegen, ihre ſchwarzen Leibröcke mit rothen Kragen beſetzen zu laſſen, und waren übrigens wie jeder zum Dienſt verpflichtete Handwerksburſche armirt. Die Truppen beſetzten das Caſtell und die Seebatterien, und die Bürger die übrigen Wälle und die innern Wachen der Stadt; die Landmiliz ſchien als Reſerve benutzt zu werden. Die gedachten Jäger hätten ſehr nützlich werden können, wenn ſie ſtark genug, gehörig gebraucht und unterſtützt worden wären; ſie ſind die einzigen, die ſich durch perſönlichen Muth, aber leider ſtets zu ihrem Nachtheil, ausgezeichnet haben. Die noch nicht geübten Bürger, wozu beſonders Meiſter, Geſellen und Handwerksburſche aller Art gehörten, wurden täglich in den Waffen geübt, und es gab da manche drolligte Scenen. Da die Löſchungs-Commiſſion aus dem angezeigten Grunde zu ſtark geworden war; ſo wurde aus ihr auch noch eine Reſerve für den Wall herausgezogen und in den Waffen geübt, wobey manchem nicht wohl zu Muthe war. — Man ließ ſich den Dienſt recht angelegen ſeyn, und verſäumte dabey auch nicht, ſich gütlich zu thun, wie ſolches auf den Bürgerwachen in Danzig von jeher und noch zuletzt geſchehen. Das als National-Eigenthum bereits gerügte Mißtrauen der Dänen drückte ſich in dieſer Zeit der Noth und Gefahr vollkommen deutlich aus, und war auf ihren Geſichtern zu leſen. Man durfte nur auf der Straße ſtehen bleiben, etwas betrachten oder anſtaunen, in der Kleidung etwas Auffallendes zu haben ſcheinen, nach etwas fragen, gleich wurde man von dem erſten beſten, befugt oder unbefugt, angehalten, examinirt, und, wenn die Antwort ihm unrichtig, oder er ſie nicht zu begreifen ſchien, arretirt, und nach der Polizey oder Hauptwache transportirt; in jedem ſahe man einen Verräther oder Spion: nur die Kokarde, ein Schild oder eine Waffe ſchützten für dergleichen Mißtrauen und daraus entſtehenden Unannehmlichkeiten. Die Päſſe und ſonſtige die Perſon angehende Papiere mußte man ſtets bey ſich tragen; ſonſt riskirte man, eingeſteckt oder wohl gar zum Galeerendienſt geſchleppt zu werden. *) Einheimiſche haben mir dieſes geſagt, und mich warnend verſichert, daß damit nicht zu ſpaßen ſey und hier kein Anſehen der Perſon gelte. Statt ſich vor die Thore zu poſtiren, um das Annähern des Feindes, ſein Landen und ſeine Schanzen-Arbeiten zu verhindern, oder ihn doch wenigſtens durch ſtarke Vorpoſten-Commandos zu beobachten, zog man alles, bis auf den letzten Mann, in die Stadt, und ſchloß die Thore hinter ſich zu, nur

---

*) Ich kann dieſe allgemeine Theilnahme des Volks am allgemeinen Wohl nur löblich finden; anſtatt daß man anderwärts, beſonders in Berlin, nur darnach ſieht, ob der Fremde Geld, nicht, ob er Päſſe hat, und ihn im letzten Falle gehen läßt, er mag ſeyn, wer er will. N. d. Red.

die gedachten Jäger ſchienen dann und wann auf die Rebhühner-Jagd auszuziehen. An Muth fehlte es dieſen jungen Leuten nicht, aber an Uebung und Unterſtützung; ſie zogen kühn heraus, ſuchten den Feind, doch, wenn ſie ihn gefunden hatten, kehrten weniger, und dieſe zum Theil blutend, zurück; denn die Engländer ſchickten ihnen mehrentheils nur ihre Bergſchotten entgegen, welche die geübteſten Schützen ſeyn ſollen.

Eines Tages machten die Dänen einen ſehr großen Ausfall, und wollten die bereits gelandeten Engländer ganz verjagen. Der Angabe nach waren hierzu 7000 Mann von der Landmiliz und einige Escadrons Cavallerie erkohren, die Sache aber wahrſcheinlich ſchon früher den Engländern bekannt, da ſie drey Tage hindurch deliberirt und im Publico herumgetragen wurde. Dieſe ſchickten ihnen ihre vorgedachten Tirailleurs entgegen, ließen ſie immer retiriren, und als die wüthend verfolgenden Dänen da waren, wo ſie ſeyn ſollten, fiel ihnen die verſteckte engliſche Cavallerie von beyden Seiten in die Flanke, die däniſche Cavallerie zeigte ihre Gegenwart durch Abfeuerung einiger Piſtolen und eilte mit verhängtem Zügel, um für die in Unordnung fliehende Landmiliz die Oeffnung der Thore zu beſorgen, die aber 1300 Mann im Stiche ließ, welche die Engländer zwar zu Gefangenen machten, ſie aber mit Ablegung ihrer Waffen in ihre Heymath, zur Betreibung ihrer Wirthſchaft, ziehen ließ. Nun war alles kopfſcheu, und vor den Thoren ward auch nichts weiter von Bedeutung unternommen, als daß ſie einen Theil der beſchriebenen Vorſtadt und eine Menge Gartenhäuſer ausbrennen, die maſſiven Mauern aber, zum Schutz für die Engländer, ſtehen ließen. Mit Schmerz ſahe man von den Stadt-Wällen dieſe ſchöne Vorſtadt, die ſchönſten Gebäude und Gartenhäuſer, welche Danzigs Vorſtädte weit überwiegen, in Flammen, leider! wie allenthalben, umſonſt aufgehen. Das Fliehen aus den Vorſtädten hatte ſchon einige Tage vorher, aus Furcht für einem engliſchen Beſuch, angefangen und vermehrte ſich dadurch; es war aber nicht ſo groß, und das Elend nicht ſo ſchrecklich in die Augen fallend, wie bey Danzig. Faſt alle dieſe Gebäude hatten ihre Eigenthümer in der Stadt, und waren größtentheils nur Sommerſitze, und das Meiſte daher auch nur Möbeltransport. Die Danziger Vorſtädte enthielten aber mehrentheils kleine Häuſer, mitunter Katen und Hütten, und waren der ganze Reichthum, das einzige Obdach eines jedem Bewohners. Noch immer glaubte jeder Däne, die Engländer zu ſchlagen. Die Vertheidigung der Stadt, die Sicherheit der Flotte war ihm unumſtößlich gewiß, und ich möchte keinem zum Widerſpruch gerathen haben, der geringſte Zweifel an ſolchen Behauptungen würde einem Unwillen und Haß, wenn nicht noch andere Unannehmlichkeiten, zugezogen haben. Mit einiger Beobachtung konnte man aber leicht das Reſultat ihrer Vertheidigung finden, denn es herrſchten allenthalben ungemeſſene, ſchiefe Maaßregeln. Hätten ſie ihre innere Stärke mit dem geäußerten Patriotismus und Erbitterung gegen die Engländer zu benutzen gewußt, muthig benutzt, und nicht blos hinter den Wällen geprahlt; ſo hätten ſie das Corps Engländer gewiß von einer Landung abhalten, dadurch Kopenhagen, und vielleicht — die Flotte retten können. Aber ſie hatten keine Idee von Fortificatienen oder zu machenden Vertheidigungs-Anſtalten, ihr Geſchütz war ſchlecht, mehrentheils eiſerne und als Veſtungsſtücke zu kleine Kanonen, und — ſtatt Muth — prahlende Beſchimpfungen und Bitterkeiten gegen ihre Feinde. Auf den äuſſerſten Wällen, bey den Thoren, an den gefährlichſten Spitzen ſtanden oft Dreypfünder, höchſtens Sechspfünder aufgeſtellt, an Schießſcharten, verdeckte Batterien, Faſchinen, Schanzkörbe war gar nicht zu denken, faſt alles Geſchütz ſtand bloß auf dem Walle, und war, wie die Artilleriſten, durch nichts gedeckt; hin und wieder fand man eine Schießſcharte durch den Sand geſchnitten, ſo daß, wenn eine feindliche Kugel hineingekommen wäre, die Leute Naſe und Augen vollbekommen, und dadurch, ohne beſchädigt zu ſeyn, zum Dienſt unbrauchbar geworden wären. So ſtand es mit den Vertheidigungs-Anſtalten. Danzigs Werke waren reſpektabler, noch ehe eine Hand zur neuen Vertheidigung angelegt war. Man wende mir nicht ein: Danzig hatte an vier Monate Zeit ſich in dieſen Vertheidigungszuſtand zu ſetzen; es wäre Thorheit, wenn ich dieſes bey Kopenhagen in der kurzen Vorbereitungszeit von drey Wochen verlangen wollte: aber mehr konnte geſchehen, wie geſchahe, denn es geſchahe nichts, obgleich tauſende von Händen müßig und unbeſchäftigt waren, müßig hingeſtellt wurden, und ſich als geſchäftige Müßiggänger herumtrieben. Bey dem anſcheinenden Eifer für die gute Sache wäre es leicht möglich geweſen, Tauſende mit Bereitwilligkeit in Thätigkeit zu ſetzen, jeder hätte dieſe gefahrloſe Arbeit mit Vergnügen übernommen. Aber man ſahe den Wald vor Bäumen nicht, haſchte im Innern der Stadt nach Spionen, und ließ den ſchlauen Feind draußen einen Vortheil nach dem andern erringen; man ſchämte ſich nicht ſeine Narrheit, wenn man mitten in der Stadt auf offener Straße fremde Uniformen für engliſche hielt, unſchuldige Perſonen darin als Spione arretirte und nach der Hauptwache oder Polizey ſchleppte, wo ſie, ohne irgend einen Grund dazu gegeben zu haben, zur Ruhe und Ordnung ermahnt wurden, welche man ſelbſt nicht kannte.

Nach dem, was ich ſah und hörte, ſchienen die Dänen der Meynung zu ſeyn, die Engländer würden ſich mit Büchſen und Gewehren vor ihre Wälle ſtellen, und ſich geduldig wie die Schaafe todtſchießen laſſen; beſonders ſchien man einen Sturm zu fürchten, und daher wurde die neue Bürgermiliz in einem noch nicht geſehenen Exercitio geübt; dieſes ſchien ein Schuß kurz vor ihnen in die Erde zu ſeyn, nach der mir gegebenen Erklärung beym Sturm anzuwenden. Dieſes kam mir ſehr lächerlich vor, denn ſollte dieſer Schuß vom Walle auf den Feind applicirt werden, ſo mußte der Soldat auf die Bruſtwehr ſteigen, denn hinter derſelben war er ſchwerlich zu machen. Noch muß ich eine Piece ihrer, dem Anſcheine nach, reitenden Artillerie bemerken: ſie beſtand aus einem kleinen Dreypfünder, wovor zwey alte Karrengaule hinter einander angeſpannt waren, das Kanon ſelbſt war ſo klein und leicht, daß man mit mäßiger Stärke es unterm Arm forttragen konnte.

Die Engländer ließen ſich dieſe Spielereyen gern gefallen, hielten ſich von der Landſeite ganz ruhig, und indem ſie den Dänen einige Schauſpiele zur See gegeben, arbeiteten ſie von der Landſeite ruhig fort. Wollte man hieraus ſchlimme Schlüſſe ziehen, und beſorgt über den Ausgang den Kopf ſchütteln, dann erſcholl nichts als Muth und Bravour, und nicht ſelten hörte man aus ihrem Munde: „Wir ſind keine Preußen!“ Traurige Zeit, dachte ich; ehemals wurden die Preußen allenthalben mit Ehren, und jetzt ſpottweiſe genannt; dieſe Aeußerung würde ehemals den Mangel einer Tugend ausgedrückt haben, da ſie jetzt das Daſeyn einer Schwäche bezeugen ſoll. Indeß wer zuletzt lacht, lacht gut, fiel mir dabey ein; Stillſchweigen und Abwarten iſt hier das Klügſte. Mir wurde, Trotz dem Gewimmel, dennoch mein zeitheriger Aufenthalt langweilig und unerträglich; nicht beſſer ging es meinen Landsleuten, denn es blieb täglich bey unbedeutenden Neckereyen, und manchen Tag herrſchte eine vollkommene Stille. Bey ſtillem und ungünſtigem Winde konnten die Engländer zur See nichts unternehmen, und die däniſchen Blockſchiffe, Kanonierſchaluppen und Batterien waren dann ebenfalls nur ſtille Beobachter, nur dann und wann hörte man einige Schüſſe von den Landbatterien auf die ſchanzenden Engländer. Das Kanoniren mochte nun mäßig oder heftig in der Nacht oder am Tage ſeyn, das ſtörte uns nicht, die wir reſpektive die Belagerung Danzigs und Colbergs mitgemacht hatten, und die Dänen blieben nicht weniger unverzagt und ruhig dabey. Einige kleine Seegefechte, die gewöhnlich des Morgens oder Vormittags ihren Anfang nahmen, intereſſirten und amuſirten, man konnte ſie von der ſogenannten Zollbude her in Sicherheit und ohne Furcht bemerken; die kleinen Kanonierſchaluppen gingen den ſich nahenden großen Kriegsſchiffen kek entgegen, und da ſie nur durch Ruder regiert wurden, ſo war ihnen jeder Wind gleich; auch durften ſie wegen ihrer Fläche nirgends zu ſeichtes Waſſer befürchten, ſie thaten daher den engliſchen Kriegsſchiffen manchen Schaden; doch ihre Anzahl war zu klein, und das ganze eine Spiegelfechterey, wofür es die Engländer ſelbſt auch wahrlich hielten. Es kam einem vor, als wenn ein kleiner Bolognoiſer auf eine große engliſche Dogge keift, und bey jeder Bewegung oder Gebrumme der letztern erſchreckt wird; ſo ging es auch dieſen Kanonierſchaluppen. Als die Engländer ſie erſt ein paarmal gut zuſammen genommen hatten, zogen ſie ſich weislich zurück, und ließen ihr Muxen. Ein paar engliſche Angriffe von der See her ſind doch bemerkenswerth, ſie geſchahen zwiſchen den 23ſten bis 30ſten Auguſt; ſie nutzten den Engländern eben ſo wenig, als ſie den Dänen ſchadeten, erſtere büßten dabey zwey Schiffe ein, eins davon gerieth in Brand, und das andere wurde leck geſchoſſen und ſank; die Dänen dagegen verloren zwey Kanonierſchaluppen, die zerſchmettert und in die Luft geſprengt wurden. Nun war aber auch ein Jubel, als wäre Nelſon geſchlagen, denn daß ſie ihn den 2. April 1801 geſchlagen hatten, bildeten ſie ſich ſteif und feſt ein, und ſtets wurde das Volk in Publikandis und Kriegsliedern auf jenen Muth und Tapferkeit zurückgeführt, wenn wir gleich wiſſen, daß Nelſon ihnen weit mehr geſchadet und ſeinen Zweck erreicht hatte. Die Kriegsgeſänge, welche erſchienen, waren alle unbedeutenden Inhalts, Arien gedruckt in dieſem Jahr ꝛc. und wurden wie arme Sünder-Lieder verkauft; ich habe es daher nicht der Mühe werth gehalten etwas davon aufzubewahren und mitzutheilen *). „Sie bekommen die

---

*) Daran haben Sie ſehr Unrecht gethan, Herr Korreſpondent!

Flotte nicht! Sie bekommen die Flotte nicht!“ ſchrie und jubelte man allenthalben in allen Volksklaſſen. Nach dem Seegefechte, Sonntags den 30. Auguſt, herrſchte von beyden Seiten eine unleidliche Stille, denn Niemand ſchien was wagen, Niemand etwas unternehmen zu wollen; ich und meine Landsleute wünſchten dagegen zur baldigen Oeffnung unſers Kerkers, ſo kam uns Kopenhagen vor, ernſthaftere und entſcheidendere Auftritte, ſie möchten ſo toll ſeyn wie ſie wollten; doch immer beſſer wie ein langſamer Hungerstod, den man bey dieſen Nekkereyen fürchten mußte. Daß die Engländer von nun an aber den Angriff zu Lande auf das eifrigſte vorbereiteten, und damit ſobald fertig werden würden, glaubten weder wir noch die Dänen; letztere hielten die Engländer durch das letzte Seegefechte vollkommen geſchlagen und zur Ruhe gebracht, und hofften auf einen baldigen Entſatz durch den Kronprinzen, der ſich angeblich mit einer Armee von 20000 Mann nähere, ohne zu bedenken, daß dieſe weder Schiffe noch Schiffbrücken über den Belt zu kommen, und letzteren auch die Engländer geſperret hatten. Auch zeigten ſich hinter der engliſchen Flotte ſechs ruſſiſche Kriegsſchiffe, und nun hieß es, von dieſer Seite komme eine ruſſiſche Flotte zum Entſatz. Man haſchte, wie in Danzig, nach Hoffnungen, wie das Kind nach bunten Schmetterlingen. Dieſe ſechs Schiffe näher-

Mochten dieſe Lieder ächt-poetiſch ſeyn oder nicht, wenn ſie nur ihren Zweck erreichten, das Volk zum Muthe entflammten. Wie können Sie dieſe patriotiſchen Aeußerungen lächerlich finden? Sie beweiſen, daß Sie kein Däne ſind, ich bin es auch nicht, aber warlich, Sie haben durch ihren Tadel mich dieſe Nation achten gelehrt.

N. d. Red.

ten ſich auch wirklich, ſalutirten, wurden wieder begrüßt, und legten ſich in einiger Entfernung ſeitwärts als müſſige Zuſchauer vor Anker. Die Engländer ſchienen nichts dagegen zu haben, denn ſie lagen zwey bis drey Tage, und nahmen von ihrer freundſchaftlichen Nachbarſchaft wieder Abſchied.

Die Lebensmittel ſtiegen ſchnell und mit jedem Tage: Kopenhagen war nicht verproviantirt, hatte höchſtens Getraide für einige Zeit, in den Gaſthäuſern war nichts mehr für Geld zu bekommen, und was man noch erhielt, war ſchlecht und theuer; übrigens wollte jeder, ſelbſt die Gaſtwirthe, aus Sorgſamkeit für ſich, einige Biſſen behalten, und das war keinem zu verdenken. Die größte Furcht verurſachte aber der Verluſt des Waſſers, welches durch Kunſt von Friedrichsberg bis nach der Stadt geleitet wird, die in ihrem Innern nichts als Seewaſſer hat; dieſen Verluſt hätte Kopenhagen kaum ertragen können, denn wenn es auch einige Grundbrunnen giebt; ſo würden dieſe doch nicht lange und hinlänglich die Stadt haben unterhalten können. Doch die Engländer dachten menſchlich, ſtets auf dem Meere erkannten ſie zu ſehr den Werth des friſchen Waſſers, und machten von ihrer Gewalt hier keinen Gebrauch, ſonſt wüßte ich mir dieſes nicht zu erklären; Unwiſſenheit und Nachläßigkeit war es nicht, nur der Gedanke: Brod und Waſſer iſt ja ſchon des größten Sünders größte Strafe. Es wurde uns bald klar, daß mit Geld wenig, und ohne Geld zur Zeit gar nichts anzufangen war, und dieſes machte doppelte Beſorgniß; dazu kam, daß man offenen Kreditbriefen der ſicherſten auswärtigen Häuſer nicht traute, den Kredit verſagte. Unſere Unzufriedenheit wuchs und — zu unſerer Freude ſahen wir auch die Unzufriedenheit der Einwohner keimen; der Bürger war Tag und Nacht unter den Waffen, und mußte ſich auf elenden Wachen, ohne Verpflegung und Unterſtützung, herumtreiben; er, der des Nachts Ruhe und Bequemlichkeit gewohnt war, murrte nicht nur über den Dienſt, ſondern daß die Regierung nichts zur Erleichterung deſſelben that, und daß der Soldat und die Landmiliz allenthalben geſchont, und in den Hinterhalt geſtellt wurde. Der Meiſter war mit ſeinen Geſellen und Burſchen auf den Wällen oder ſonſt im Dienſt, mußte ſein Gewerbe vernachläßigen, verdiente nichts, und ſollte jetzt, außer ſeiner Familie, auch noch ſeine Geſellen und Burſchen zum Nutzen des Staats beköſtigen. Anfangs erhielten ſie beym Exercieren und auf den Wachen noch etwas Bier, aber auch dieſes wurde bald eingeſtellt. Bald bekümmerte ſich der Meiſter nicht mehr um ſeinen Geſellen, und nun mußte dieſer für ſich ſelbſt ſorgen. Daß alſo auch bey den Handwerksgeſellen, worunter eine Menge Fremde waren, Unzufriedenheit einriß, bleibt wohl nicht zu bezweifeln und zu bewundern, denn was ſie heute verdienen, wird morgen verzehrt; jetzt mußten ſie hungern oder ihre beſten Habſeligkeiten zuſetzen, und dafür einem fremden Staate dienen. Es war ungerecht und unweiſe dieſes zu fordern. Der Soldat wurde auch nicht beſſer, wie gewöhnlich, belohnt, und konnte bey den geſtiegenen Preiſen der Lebensmittel, für ſeinen ungemein wenigen Sold, ſich kaum den Magen füllen. War die Regierung zu arm, und die Dänen ächt-patriotiſch geſinnt; ſo mußten ſie dieſer zu Hülfe eilen; doch der ärmere Bürger that ſeinen Wachen- oder Feuerdienſt, und der reichere bewachte ſeinen Mammon, und wußte ſeinen Brüdern nicht den geringſten Dank, die ihn bewachen und ſchützen halfen. Kurz ich fand in Kopenhagen nicht die im Auslande geträumte weiſe Regierung, ſonſt hätte ſie beſſere und zweckmäßigere Maaßregeln zur Zufriedenheit des Ganzen ergreifen und erzielen müſſen, wozu ich in dieſem Zeitpunkt Spende und Geld, Viktualien und Getränke an den gemeinen Mann, und überhaupt an jeden dienſtthuenden ärmern Bürger zähle. Hatte ſie keinen Schatz, hatte ſie in ſo langem Frieden unter ſo günſtigen durch ihre Neutralität herbeygeführten Umſtänden nichts geſammelt, ſo mußte ſie den dadurch begütert gewordenen Bürger, der im Trüben gefiſcht hatte, dazu auffordern, und nöthigenfalls Zwangsanleihen und Zwangslieferungen ausſchreiben. *Habeat sibi!* —

Unter dieſen Umſtänden fürchtete der muthige Däne noch immer nicht den Angriff der Engländer, die Eroberung der Stadt oder die Wegnahme der Flotte, woran ſein ganzes Herz hing, weil er lieber die Stadt untergehen, als ſich die Flotte entführen ſehen wollte; aber für die Ausdauer in einer langen Blokade wurde ihm bange, denn Holſtein, ſeine Brod- und Holzkammer, Amak ſein Küchengarten, war ihm verſchloſſen, man lebte zur Zeit nur ſo für den Tag; die Wintermagazine waren noch nicht gefüllt, und ſelbſt Brennholz fing ſchon an zu mangeln. Die Regierung fing an einzuſehen, daß die Einnahme Kopenhagens durch Macht und Mangel immer möglicher werde, und machte deshalb Anſtalten, die Flotte, im Uebergebungsfall, zu verſenken, zu welchem Ende in jedem Schiffe im Boden ein

viereckigtes

viereckigtes Loch geſchnitten, und ſolches verdichtet wurde. Durch die Oeffnung deſſelben konnte eine ſolche Menge Waſſer hereinſtrömen, daß in einigen Minuten das Schiff im Waſſer lag. Meines Erachtens hätten ſie dieſe Verſenkung ſogleich vornehmen ſollen, ſie wäre während dem Bombardement fürs Verbrennen geſchützt und auch noch nach der Uebergabe dem Feinde das Herausbringen bedeutend erſchwert worden, und Zeit gewonnen, oft — viel gewonnen. —

Laß Kopenhagen verbrannt, laß es ein Schutthaufen werden! iſt leicht geſagt, dachte ich; ihr kennt noch kein Bombardement, und wenn ihr auch jetzt närriſch genug denkt, euch lieber eure Hütten verbrennen zu laſſen, als den Anblick einer nutzloſen Flotte zu entbehren; ſo werdet ihr doch die Feuerprobe nicht überſtehen, ſo leicht euch auch die Waſſerprobe werden mag, und beſſer iſt es doch, den Winter über unter Obdach in warmen Stuben zu wohnen, als ſich auf dem nackten Eiſe am Anſchauen der eingefrorenen Schiffe zu vergnügen, die euch Millionen koſten, um zu verfaulen. Gebt ſie hin, dieſes koſtbare Spielzeug, erhaltet eure Stadt, und baut dafür eure abgebrannten Palläſte und Kirchen auf, ehe ihr ſelbige noch mehr entſtellen und zernichten laßt. Gern hätte ich ihnen dieſes laut zugerufen, denn ich ſahe das Unglück kommen, es war nach allem, was man ſahe und hörte, zu berechnen, daß Kopenhagen ein Platz des Jammers und dennoch die Flotte nicht gerettet werden würde. Daß man von der Seeſeite wenig befürchten durfte, dieſer Meynung muß ich beytreten, denn alle Verſuche, welche die Engländer hier machten, waren unbeträchtlich, und verurſachten unbedeutenden Schaden, wenn ich auch gleich nicht zu entſcheiden wage, ob es ernſtlicher Wille oder Ohnmacht war; die Stadt wurde vom Wurfgeſchütz nicht erreicht, nur das Kaſtell und die Batterien litten; faſt alles, was von daher nach der Stadt gerichtet ſchien, zerplatzte in der Luft, oder ging kaum über die Wälle. Bey der Zollbude konnte man ſtets ſicher ſtehen und dieſes Schauſpiel mit anſehen, nur durch das Auffliegen eines Kanonierboots hätten mehrere unglücklich werden können, und daher wurde auch für die Folge Niemand dahin gelaſſen, den nicht Dienſtgeſchäfte dahin riefen. Es iſt ein erhabenes Schauſpiel für das Auge und Ohr, Kriegsſchiffe auf der See manövriren zu ſehen, und dabey für ſeine Perſon ſicher zu ſtehen. Dieſe großen mobilen Maſchinen, woraus oft funfzig und mehrere Feuerſchlünde donnern, ihre ſchwebenden geſchickten Bewegungen, das ewige Rollen des Donners, einem Peletonfeuer ähnlich, durch das Schaudernde und Furchtbare erhöht, iſt für die Sinne ein majeſtätiſch-großer Genuß.

Sachkundige wollten behaupten: die Engländer meynten es zur See nicht ernſtlich, wenn ſie mehr aufopfern wollten, möchten ſie mehr effektuiren können; ja es ſchien ihnen nicht unmöglich, auch von dieſer Seite, wenn gleich mit größerer Gefahr und Aufopferung, ihren Zweck zu erreichen, und daher ſagten ſie: ihre Unternehmungen wären nur Spielerey, die Abſicht wäre, die Stadt und Bürger zu ſchonen, und ſich die Flotte, die von hier gefährdet würde, zu erhalten, die ſie lediglich von der Regierung verlangten. Zwar haben ſie für die Folge nicht die Stadt, aber doch die Bürger geſchont. Der Commandant **Paymann**, ein alter ſchwächlicher Mann, der gewöhnlich im Kaſtell wohnte, war indeß durch eine Kugel oder Bombe an dem einen Fuße, jedoch nur leicht, bleſſirt worden; er zog daher nach der Stadt, und ſchlug ſein Hauptquartier bey dem Gaſtwirth **Rauh** auf dem neuen Königsmarkt neben der Hauptwache auf. Dem Einheimiſchen, wie dem Fremden, drängte ſich jetzt mehr, wie je, der Wunſch auf, die Stadt zu verlaſſen; denn daß es endlich hart hergehen würde, fing man an zu ahnden und zu fürchten. Die Engländer machten zu Lande täglich Fortſchritte, und in der Stadt lag man ſtille, ſahe zu, und konnte es nicht verhindern. Was mußte man aus einem zweckloſen, dem Anſcheine nach, wüthenden Zuſtande erwarten? Dachte man ſich noch dabey Tumult und Aufruhr mit allen Gräueln, wozu es kommen könnte, ſo mußte jedem, und beſonders dem verhaßten Fremden, dabey warm, und der Aufenthalt in Kopenhagen eine Hölle werden. Viele einheimiſche Familien ſuchten daher das platte Land und flüchteten nach Amak, wenn ſie gleich hier den Engländern zuerſt in die Hände zu fallen fürchten mußten. Eine Anzahl Fremder faßte mit großen Aufopferungen den Entſchluß nach dem Dorfe Dragoe zu gehen, und von da nach dem Städtchen Malmö an der ſchwediſchen Küſte, welches nur vier oder fünf Meilen über See iſt, zu ſegeln. Sie ließen ſich deshalb in Dragoe ein großes Boot kaufen, und hatten einen ſchwediſchen Schiffer zum Herüberſetzen gemiethet. Das Fahrzeug hatten ſie dreymal über den Werth bezahlen müſſen. Jeder beſorgte ſich Päſſe, die von der Polizey nicht verweigert wurden, weil damit eine anſehnliche Revenue verbunden iſt. Einige aus der Geſellſchaft, acht oder zehn Perſonen, fuhren den Abend vor der verabredeten Abreiſe heraus, um die nöthigen Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen. Sie producirten ihre Päſſe dem dortigen Bürger-Commandanten, der die polizeyliche Ordnung daſelbſt handhabte, ſie wurden auch von ihm unterzeichnet, und ihnen zu ihrer Freude die Verſicherung gegeben, daß ſie ungehindert abfahren könnten. Für dieſe Bemühungen forderte er zwar nichts, ließ es aber auf eine freywillige Gabe an-, und ſich einen Thaler Douceur von jedem wohl bekommen. Nachdem ſie ſich eingerichtet, erfuhren ſie zu ihrem größten Leidweſen, daß die ſchwediſchen Schiffer keine Päſſe bekämen, weil Tags vorher ein ſchwediſcher Schiffer mit einigen Waaren in der nämlichen Abſicht abgefahren, aber ſtatt nach Hauſe zurückzukehren, zu den Engländern übergegangen wäre; doch wurden ſie dadurch nicht abgeſchreckt, und faßten Muth genug, mit Hülfe eines Bootmanns ſich ſelbſt herüber zu rudern, wenn gleich bey ſchnell entſtehendem Sturm die größte Gefahr damit verbunden war. Ich dankte für die Parthie, obgleich ich mich anfänglich auch dazu engagiren wollte, und blieb entſchloſſen, mit hunderttauſend meiner Mitbrüder zu theilen, was nicht zu ändern war, als mich aufs neue den ungewiſſen Wellen des Meeres und des Schickſals anzuvertrauen, zumal da man nicht von den Geſinnungen der Engländer überzeugt ſeyn konnte, und ſchon ganz Schweden in einem furchtbaren Kriegszuſtande verwickelt war, und eine große ruſſiſche Armee in Finnland vermuthete. Incidit in scyllam, qui vult evitare charybdin, und ſo blieb ich fein zu Hauſe. Kaum hatten ſich meine Freunde ruhig niedergelegt, um für die morgende Fahrt Kraft und Muth zu ſammeln, als von einer engliſchen Fregatte ein ſolcher Kugel- und Kartätſchen-Regen auf Dragoe geſchüttet wurde, daß ſie nicht wußten, wo ſie ſich davor verbergen ſollten, und hierin zwey Stunden ausdauern mußten. Nach der mir gegebenen treuen Erzählung eines meiner Freunde ſind ihm dieſe zwey Stunden ſchrecklicher, als das ganze Bombardement, in dieſem Aufenthalte geweſen. Alle Einwohner des Dorfs ſind davon gelaufen, und nur die wenigen Soldaten darin geblieben, jeder Hauseigenthümer oder Bewohner hat eine Flaſche mit Branntewein auf den Tiſch geſetzt, und ſich mit allen ſeinen Hausgenoſſen entfernt. Mein Freund mit ſeinen zwey Geſellſchaftern iſt in ſeinem Logis geblieben, die Soldaten haben Hausviſitation gehalten, und ſich in jedem Hauſe den Branntewein recht wohl bekommen laſſen, die offenen Schränke unterſucht, und jeden Reſt dieſer Flüßigkeit zu ſich genommen, bis ſie Himmel und Waſſer nicht mehr haben unterſcheiden können. Die Urſache dieſes Beſchießens ſoll folgende geweſen ſeyn: Vor Dragoe liegen gewöhnlich, in einer Art dazu aptirten Hafen, einige kleine Schiffe; eine engliſche Schaluppe landete einige Truppen, welche die Abſicht gehabt haben ſollen, dieſe Schiffe in Brand zu ſtecken, ſie wurden entdeckt, es kam zum Lärm und Handgemenge zwiſchen den engliſchen und däniſchen Soldaten; die Dorfbewohner wollten zu Hülfe eilen, darüber ergriffen die Engländer die Flucht, retteten ſich glücklich in ihre Schaluppe, avertirten dieſes ihrer in der Nähe liegenden, die ganze Affaire beobachtenden, Fregatte, und dieſe fing nun an das Dorf in der angegebenen Art zu beſchießen. Von beyden Theilen iſt kein Gefangener gemacht, nur ein däniſcher Soldat ward erſchoſſen und einige bleſſirt, übrigens hat das Dorf, außer einigen zerſtörten Dächern, keinen Schaden gelitten. Nach zwey Stunden wurde allgemein die Ruhe wieder hergeſtellt, und jeder kehrte in ſeine Heimath zurück.

Der Morgen rückte heran, und meine Freunde trafen Anſtalten ihr Schifflein ſeegelfertig zu machen. Der daſelbſt commandirende Officier, verwundert über dieſe Thätigkeit unter dieſen Umſtänden, fragte nach der Urſache, und als man ihm ſolche entdeckte, antwortete er: „Hieraus kann nichts werden!“ Das Vorzeigen ihrer Päſſe, die noch mündlich gegebene Verſicherung, Bitten und Vorſtellung des Bürger-Commandanten, alles wollte nichts helfen; eine nochmalige Antwort: „Meine Herren, ich habe hier zu befehlen, und ſie kommen nicht weg,“ wieß ſie zurück. Sie eilten zu ihrem Bürger-Oberſten, der ihnen auf ihre Vorſtellungen erwiederte: „ich habe hier zu befehlen, und ſie können in Gottes Namen fahren!“ Auf ſolche Erklärung geſtützt, glaubten ſie jetzt, ſtatt zu bitten, fordern zu können, eilten wieder zum Officier, der aber ſein: Ich habe hier zu befehlen, auf ihre jetzt trotzigen Bitten gebietend wiederholte und hinzufügte: „Sie können takeln laſſen und thun, was ſie wollen, beym erſten Verſuch des Abfahrens laſſe ich aber auf ſie Feuer geben.“ Hierauf wollten ſie es nun wohl nicht ankommen laſſen, da ſie aber nicht wußten, woran ſie waren, ſo liefen ſie noch einmal zu ihrem leidigen Tröſter. Zwar hörten ſie auch noch jetzt die Worte:

Ich habe hier zu befehlen; als ſie ihn aber zur Bekräſtigung derſelben zu einer Conferenz mit dem ihm widerſprechenden Officier aufforderten, antwortete er: „Meine Herren, wie können ſie verlangen, daß ich mich mit dem Manne erzürnen ſoll.“ Daß ſie getäuſcht und geprellt waren, ſahen ſie jetzt wohl ein; artig und beſcheiden wollten ſie jetzt noch das Letzte beym Officier verſuchen; doch dieſer verſicherte ſie jetzt eben ſo artig und beſcheiden, daß er ſchon vor drey Tagen den Befehl erhalten habe, keinen vor hier unter keinerley Vorwand abſeegeln zu laſſen, und zeigte ihnen ſogar zur vollkommenen Ueberzeugung dieſen Befehl betreffende ſchriftliche Ordre.

Dieſen an ſich nicht wichtigen Akt habe ich der däniſchen Polizey wegen hier einrücken wollen. Wußte ſie von dem Befehl, ſo konnte ſie keine Päſſe ertheilen, um Geld einzuſtreichen; wußte ſie ihn nicht, ſo war in Kopenhagen die unverantwortlichſte Unordnung, welches auch von dem Bürger-Commandanten auf Dragoe gilt. Noch mehr: Ein ruſſiſcher Officier fordert von der Polizey einen Reiſepaß, und erhält ihn, verſteht ſich gegen Bezahlung, und wie er gleich darauf damit ans Thor kommt, wird er zurückgewieſen, mit dem Bemerken: daß nur vom Commandanten ertheilte oder von ihm mit unterſchriebene Päſſe jetzt gölten. Dieſer verweigert die Unterſchrift und fügt hinzu, daß die Polizey ja ſeine Verordnungen kenne. Er läuft zur Polizey, fordert ſein Geld zurück, und man verweigerts ihm, bis er ohne Rückhalt gegen den Herrn Polizeymeiſter (bey uns Polizey-Director oder Präſident) recht grob wird. Iſt das verzeihlich?

Eben ſo erzählte mir mein Freund, daß ſie noch nirgends mehr, wie in dem Dorfe Dragoe, geprellt, und nirgends ſchlechter und brutaler bewirthet worden wären. Für eine elende Lagerſtätte und ein noch ſchlechteres Abendbrod, einige Bouteillen ſchlechtes Bier und elenden Branntewein hatten ſie für den Mann drey Reichsthaler däniſch bezahlen müſſen. Da lobe ich mir Deutſchland.

Noch ein paar Tage verſtrichen hierauf faſt in vollkommener Stille, man hörte nur dann und wann von den Wällen ſchießen, von den Feinden aber nichts erwiedern.

Den 2. Septbr. Vormittags kam noch ein engliſcher Parlementair in die Stadt, mit der Aufforderung zur Uebergabe und der Vorſtellung an den Commandanten, daß im Weigerungsfall der Angriff von der Landſeite, wo jetzt alles dazu vorbereitet war, mit allem Ernſt unternommen werden, und bey ſeiner Rückkehr mit einer verneinenden Antwort das Bombardement anfangen würde. Der Commandant überlegte es mit der übrigen Generalität, die Uebergabe mußte verweigert werden, und das Schickſal Kopenhagens war entſchieden. Wenn er ſelbſt nach den beſchriebenen Vertheidigungsanſtalten, mit Betrachtung des verwirrten Chaos ſeiner Streiter, auch eingeſehen hätte, daß Kopenhagen nicht zu retten ſey; ſo erlaubte es doch ſeine Ehre und der Volksglaube nicht, dieſes zu äußern, man wollte erſt durch Schaden klug und durch Unglück weiſe werden. *)

---

*) Beynahe möchte ich glauben, Ingerslebens Geiſt ſey in den Hrn. Correſpondenten gefahren: der Commandant ſoll nicht über die Zukunft grübeln, und ſolche der Vorſehung

Mein Wirth gab mir für die Folge Recht, wenn ich ihm, ohne Prophet zu ſeyn, meine Meynung mit Gründen über den Ausgang vorgelegt hatte; ſeine Frau traute mir ſchon früher, und fing an die Regierung zu tadeln und zu ſchimpfen: der König zöge ſeine Soldaten weg, die ſie bezahlen müßten, und die Bürger ſollten ſich und die Stadt ſelbſt vertheidigen und für ſeine Flotte todtſchießen laſſen, wiederholte ſie oft vor dem Bombardement, und unzähligemal während demſelben.

Der Parlementair konnte kaum im engliſchen Lager eingetroffen ſeyn, und dem en Chef commandirenden General der Landtruppen **Katkat** die Antwort des Commandanten von Kopenhagen überbracht haben, als ein ſehr heftiger Angriff von der Land- und Seeſeite anfing, und um 7 Uhr des Abends aus allen Landbatterien die Stadt mit Bomben, Granaten, Kugeln und Brand-Raketten beſchoſſen wurde. Bey der Helligkeit des Tages war mir der Anfang nicht gar zu fürchterlich, obgleich das von beyden Seiten brüllende Geſchütz und das Zerplatzen der Bomben und Granaten die Erde zitternd machte. Man wurde an dem Ende der Stadt, wo ich wohnte, noch wenig Gefahr gewahr, noch keine Bombe reichte hin, die Straße blieb ſo lebhaft, wie vorher, und jeder ſchien langſamen Tritts oder eilig ſeinem Geſchäfte nachzugehen. Auch das weibliche Geſchlecht ſchien wenig zu erſchrecken, es wandelte am Arme ihres geharniſchten Mannes oder Liebhabers ruhig und unbeſorgt fort, und alle Kaufmannsläden,

---

überlaſſen; er ſoll aber den ihm anvertrauten Platz vertheidigen, bis er nicht mehr zu vertheidigen iſt.

N. d. Rd.

Höker- und Krämerbuden blieben offen, man ſahe keine Stockung. Da bey einem jeden Bombardement der ſicherſte Aufenthalt vor der Thüre auf der Straße iſt, ſo wählte ich mir auch dieſen und fand bald Geſellſchaft. Iſt man einmal der Gefahr entronnen, ſo wird man mit ihr vertraut, kühn und trotzt derſelben. So geht es dem Krieger, ſo ging es auch mir, da kein Ausweg mir übrig blieb; übrigens fürchtete ich nicht den Tod, nur eine Verkrüppelung, und der veſte Gedanke: Der Herr iſt mein Schild, ſtärkte mich.

Während wir hier noch in Sicherheit dem fürchterlichen Schauſpiele zuſchauten, den Gang der Feuerinſtrumente beobachteten, und unſere Ohren durch das Krachen und Donnern der Feuerſchlünde erſchüttert wurden, waren in dem der Landſeite zu gelegenem Theile der Stadt in kurzer Zeit ſchon mehrere hundert Häuſer beſchädiget, mehrere Menſchen ums Leben gekommen, und andere jammerten ſchon verkrüppelt auf ihrem Lager. Alles floh jetzt von da nach Chriſtianshagen, welches der neueſte Theil der Stadt und durch einen Kanal ganz abgeſondert iſt. Dieſen konnte der Feind nicht leicht von ſeinen Landbatterien erreichen, und von der See her hielt ihn die Seichtigkeit des Waſſers in ähnlicher Entfernung ab; man hielt ihn aber doch von dieſer Seite in Gefahr, und beſonders dadurch, weil auf den um denſelben herumlaufenden unbedeutenden Wällen die Pulvermagazine zwar maſſiv, aber nur mit Dachpfannen gedeckt und ganz kahl da ſtanden, welche man nicht unerreichbar und daher auch dieſen Ort gefährlich hielt. Deshalb flüchteten mehrere Familien lieber zum Amaker Thor heraus auf das flache Land, welches ſchon vor dem Bombardement, wie ich bereits erwähnt habe, geſchehen war. Auch hier wurde mir das Fliehen in Danzig traurig ins Gedächtniß gerufen. Dort mußte auch ich ein Zufluchts- und Sicherheitsplätzchen zu finden, hier mußte ich, von Freunden und Bekannten entblößt, mein Schickſal abwarten, jedoch blieb ich noch ruhig, weil noch keiner meiner Nachbarn ſich rührte, und hieher noch keine Bombe gekommen war. Den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch dauerte das Bombardement mit gleicher Heftigkeit fort, und wäre es nicht mit ſo vielen Schrecken und Verwüſtungen begleitet geweſen, ich hätte das ſchönſte Feuerwerk zu ſehen geglaubt. Ich hatte die ſchönſte Ausſicht über den Königsmarkt, ſahe in einem Halbzirkel dieſe verſchiedenen Feuerkugeln und Raketten vielfarbig majeſtätiſch in die Höhe ſteigen, und wurde durch keine inkommodirt, obgleich einige den Königsmarkt erreichten; nur eine Batterie vor dem Norderthor, die aus ſechs Mörſern ſpielte, ſchien von hinten meinen Standpunkt beunruhigen zu wollen, und ich mußte mit meinen Geſellſchaftern dieſen die größte Aufmerkſamkeit widmen, die wir leider wegen der hohen Häuſer nicht eher, als bis ſie die größte Höhe erreicht, wahrnehmen konnten. Schon in Danzig, ich ſchreibe dieſes nicht aus Gefühlloſigkeit, ließ ich mir an dem gedachten Sicherheitsorte das Vergnügen nicht rauben, das Spiel der Bomben zu beobachten, wenn mich nicht die größte Abſpannung zur Ruhe zog, und dort ſahe ich doch nur zwey bis vier hinter einander, oder zu gleicher Zeit, hier aber gewöhnlich acht, zehn bis funfzehn, und zwiſchen ihnen die, dem Anblicke nach, ſchönen Raketten zu eben der Zeit in der Luft von mehreren Orten zuſammentreffen, ſich bald durchkreuzen, bald in einem Punkt vereinigen wollen. Das Steigen einer Bombe in der Nacht zu beobachten, iſt wirklich prachtvoll, erſt ſchnell, dann immer langſamer, bis ſie endlich die höchſte Höhe erreicht, dann einige Pulsſchläge auf einem Punkt zu ruhen ſcheint, und nun langſam und immer ſchneller zu ſinken anfängt. Selbſt das Zerplatzen in der Luft, wenn es nicht ſo erſchütternd wäre, gewährt einen überraſchenden Anblick, wenn ſie mit Leuchtkugeln ähnlicher Materie gefüllt iſt, und dieſe, wie aus einer zerplatzten Rakette, ſich in mehrere Sterne theilt. Nie wünſche ich es aber wieder zu ſehen, mit Trauer, Mitleid und Schrecken fühlte ich hier, wie in Danzig, das Unglück meiner Mitbrüder, wenn ſie mich auch nicht dafür erkennen wollten; aber wer möchte nicht gerne aus einem Sicherheitspunkte Augenzeuge einer großen Land- oder Seeſchlacht ſeyn, die er nicht abwenden kann, wo der Tod wüthet, wo Ströme von Blut fließen; hat er Gefühl, ſo wird er durch den Anblick ſolcher Schreckensſcenen den nichts als Elend und Gräuel verbreitenden Krieg haſſen lernen, und dabey ausrufen: Wehe dem, der unſchuldig Blut vergießt!

Wäre ich Sachverſtändiger, ſo möchte ich meinen Leſern noch gern eine Beſchreibung jener Brandraketten liefern, die ſchon in öffentlichen Blättern als eine neue Erfindung die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben; doch beſſer etwas, wie nichts, ich wage als Laie einen Verſuch. Sie fliegen perpendikulair in die Höhe, und hatten dabey eine Birngeſtalt, die ſich in einen dünnen Feuerſchweif verlor, und brannten ganz roth. Hatten ſie die höchſte Höhe erreicht, in welcher ſie ſehr langſam ſtiegen, ſo wandten ſie ſich ſchnell um, und flogen, ohne vorher einen Bogen zu machen, (ſie machten faſt einen ſpitzigen Winkel), mit Blitzes-Schnelle ſchräge in gerader Linie auf die Gegenſtände zu. Sie reichten eben ſo weit, und oft weiter wie die Bomben, weil ſie aber vermöge des geraden Aufſteigens eine größere Tour zu machen hatten, ſo verlöſchten einige ſchon in der Luft, ehe ſie die Gegenſtände erreichten. Für Menſchen hatten ſie keine Gefahr, ein Gebäude ſteckten ſie aber leicht in Brand, wenn man nicht gleich zum Löſchen bereit war. Sie zerſchlugen doch ſelten mehr wie die Dachziegel; an einer Mauer, war ſie auch noch ſo dünn, konnten ſie nichts effectuiren, ihre brennbare Materie klebte nur an, und brannte ſich wie ein Namenszug in hellblauem Feuer bald aus. Ein Sachkundiger gab mir über ihren Bau und über ihren Gang folgende, doch auf ſeiner Muthmaßung beruhende, Erklärung:

Eine birnförmige, an den Seiten durchlöcherte, Büchſe mit brennbarer Materie angefüllt, hinter derſelben ein ſchnelltreibender ſtarker Feuerſchlag, und mit demſelben in Verbindung eine förmliche Rakette mit dem nöthigen zur ganzen Schwere berechneten Stock. Wenn dieſe in die Höhe treibende Rakette ausgebrannt iſt, fällt ſie ſammt dem Stocke ab, entzündet aber zugleich den zweyten gedachten Satz, vermöge der obern größern Schwere wendet ſich nun die Rakette halb, hat aber nicht Zeit ſich ganz zu wenden oder einen Bogen zu machen, und wird jetzt pfeilſchnell in gerader Richtung von ihrem hintern ſtarken Feuerſatze fortgetrieben. Ob hierin etwas Richtiges ſeyn möge, überlaſſe ich dem

Urtheile und der Probe von Sachverſtändigen, und bitte für meine kunſtloſe Beſchreibung Verzeihung.

Bis den 3. Septbr. Vormittags um 9 Uhr ſchienen die Feinde in ihrer Thätigkeit gegen die Stadt nicht zu ermüden, obgleich die Bewohner derſelben, von Schrekken und Angſt ermattet, der Schlaf aufs Lager zog. Dieſe Nacht blieb ich und meine Geſellſchafter aber noch ziemlich ruhig, obgleich zwey Bomben in der benachbarten Querſtraße einſchlugen, jedoch wenig Schaden anrichteten, und eine, mehrere Häuſer von uns, auf die Straße fiel und zerplatzte, ohne Schaden anzurichten, einige Fenſterſcheiben ausgenommen. Bey letzterer blieb das maſſiv gemauerte wohl conditionirte Haus unſer Aſyl, bis das Platzen vorbey war. Noch bis dahin war kein bedeutender Feuerſchade geſchehen, es hatte zwar hin und wieder, zum Theil auch zu gleicher Zeit, gezündet, es waren aber nur einzelne Häuſer beſchädigt worden, und die Löſchungs-Commiſſion hatte mit angeſtrengter Schnelligkeit und Thätigkeit ſtets die Wuth des Feuers verhütet. Doch ſie ermüdete, und da jedes Feuer ſtets das Ziel des Feindes wurde, wodurch ſchon mehrere Menſchen unglücklich geworden, fing man an die Sicherheit ſeines Lebens zu bedenken. — Das gedachte Hauptquartier des Commandanten war dieſe Nacht von Bomben und Granaten nicht verſchont geblieben, und der Aufenthalt deſſelben war auch hier unſicher. Man wußte ſich nicht zu helfen. Ein dort logirender Danziger Kaufmann, der auch zur Zeit des Bombardements in Danzig geweſen war, warnete wohlmeynend, und man kam mit ihm dahin überein, das Steinpflaſter des großen viereckigten

Hofes aufzureißen, für den Commandanten die ſicherſte Stube des Hauſes auszuſuchen, und ſelbige über der Decke und rund herum dick mit Wollſäcken zu belegen; übrigens mußte der Gaſtwirth Rauh alle ſeine Gäſte delogiren; der Grund dazu war Mißtrauen, ein ſchon oft gerügter Fehler *) der Dänen. Rauh proteſtirte zwar wegen des anſehnlichen Verluſtes, die Anzahl der darin Logirenden war groß (das Haus hat 120 Stuben-Nummern), indeß mußte er einwilligen, und wurde ihm für jeden Tag hundert Reichthaler Vergütigung verſprochen, und die Fremden mußten ſehen, wo ſie blieben.

Nach 9 Uhr ſchienen auch die Feinde zu ermüden, das Bombardement legte ſich, und es war um 10 Uhr faſt ganz ſtill, welche Stille nur durch einzelne Schüſſe unterbrochen wurde, und bis 4 Uhr Nachmittags dauerte. Man wollte behaupten, daß während dieſer Zeit wieder ein engliſcher Parlementair in der Stadt geweſen wäre, doch bezweifele ich dieſes, er müßte denn incognito gekommen ſeyn, welches ſich wohl nicht denken läßt. Nach 4 Uhr wurde das Feuer wieder lebhafter, und die Wüſtlinge ſchlenderten in der Stadt herum; heftiger wie die vergangene Nacht war zwar das Bombardement nicht, aber es verurſachte an mehreren Orten Feuer, verſchiedene Häuſer geriethen zu gleicher Zeit in Brand, und die Löſchungs-Commiſſion, abgeſpannt, war theils nicht mehr zur Thätigkeit fähig, theils ihres Geſchäfts aus Mißmuth ſchon über-

---

*) Kein Fehler, ſondern lobenswerthe Vorſicht; das Zutrauen hat Preußen mit zu Grunde richten helfen.

A. d. R.

drüßig. Die Stadt ſtand alſo zu gleicher Zeit an mehreren Orten in Flammen, und ſchon Nachmittags hatte man däniſcher Seits vor dem Oſterthore den ſogenannten Zimmerhof, wo ein großer Holzvorrath war, aus welchem die Engländer ſich eine hölzerne ſchwimmende Batterie errichten wollten, in Brand geſteckt, welches ein ſolches Feuer verurſachte, daß die ganze Stadt heller wie beym klarſten Vollmond davon beleuchtet, und dadurch das Bemerken der übrigen Feuer und Bomben ſehr verhindert wurde. Man kann ſich die Helligkeit denken, wenn ich verſichere, daß man eine Bombe nur erſt beym Sinken und erſt in ziemlich gefährlicher Nähe bemerken konnte. Dieſe Operation um dieſe Zeit ſchien mir daher fehlerhaft, dem Feinde wurde die ſchönſte Ueberſicht der Stadt gewährt, und die Löſchenden wurden irre geleitet. Der Dreykronenthurm wurde durch ſeine glänzenden drey Kronen und übrige Vergoldung eine ſichere Marke, und es gelang den Feinden bald, ihn und die Gebäude in ſeiner Nähe und Nachbarſchaft für dieſe Nacht in Brand zu ſtecken. Das Feuer griff hier heftig und ſchnell um ſich, und die größten Anſtrengungen waren unzulänglich demſelben Einhalt zu thun, das feindliche Geſchoß machte den Ort gefahrvoll, und die Löſchenden kopfſcheu und muthlos; man ließ brennen, was nicht zu löſchen war, und ſchien nur noch bemüht zu ſeyn, neue Brände zu verhüten. Glücklicherweiſe fing es in dieſer Nacht nicht an mehreren Orten mit Bedeutung Feuer, alles wurde durch die Eigenthümer oder Wächter im Keim erſtickt. Ein an einem andern Ende entſtandener heftiger Brand hätte von eben den unglücklichen Folgen ſeyn, und Kopenhagen dadurch gänzlich verwüſten können, denn es fing an allenthalben an Menſchen und Löſchungsinſtrumenten zu fehlen, erſtere zogen ſich aus Furcht, oder ihre eigene Haabe und die Ihrigen in Sicherheit zu bringen, oder von dem Anſtrengen und Wachen der vorigen Nacht und des Tages ermüdet, zurück, und letztere waren durch den Gebrauch, durch das ſchnelle Hin- und Herfahren, oder durch feindliches Geſchoß ruinirt und unbrauchbar geworden; wobey überdem angenommen werden muß, daß Kopenhagen für ſolche Fälle nicht hinlänglich mit Feuergeräthſchaften verſehen ſeyn kann. Uebrigens war die Organiſation der Löſchungs-Commiſſion in ſich fehlerhaft, daher ſah man bald die gehörige Ordnung und Aufſicht mangeln, jeder that was er wollte, und ging hin, wohin er wollte. Auf eine ähnliche Art ging es auf den Wällen, und nur hieraus allein mußte man ſchließen, daß es nicht lange dauern könne, obgleich Egoismus und Prahlerey ſich noch bey vielen Unvernünftigen nicht verſtecken wollte.

Den 4. Septbr. war es des Tages hindurch wieder ziemlich ruhig, und man wagte es, in der Stadt herumzugehen, um die Verwüſtungen in Augenſchein zu nehmen. Viele, die noch größeres Unglück befürchteten, eilten nach dem bis dahin verſchont gebliebenen Chriſtianshagen, und auch ich wollte daſelbſt ein Plätzchen ſuchen, indem die vergangene Nacht auch meine nächſte Nachbarſchaft incommodirt worden, und gerade vor meinem Logis ein Schiff durch den Einſturz einer Bombe geſunken war; doch ich mußte mein Projekt aufgeben, denn in allen Wirths- und Gaſthäuſern ſowohl als bey geringern Bürgern war es gepreßt voll, und das kleinſte Hüttchen von Menſchen angepfropft, Möbeln und Menſchen der Ermern Klaſſe lagen auf der Straße herum. Zwar ſah ich große Häuſer noch ziemlich leer und unbeſetzt, und die Familien in aller Gemächlichkeit darin wohnen, doch ich getraute mich nicht irgendwo um ein Plätzchen zu bitten; denn konnten ſie dem Drängen ihrer Mitbürger ruhig zuſehn, und, ohne Mitleid über ihr Elend, ihrer Gemächlichkeit ſich ruhig pflegen, wie durfte ich als Fremdling etwas Beſſeres hoffen, oder zu fordern mich erdreiſten können? Ob ich Recht dazu hatte, mögen meine Leſer, und beſonders meine auf dem ganzen Erdboden zerſtreuten Brüder, ſelbſt beurtheilen, wenn ich ihnen folgendes mittheilen muß:

Da ich mich in Kopenhagen nur einige Tage geſchäftslos und unbemerkt aufhalten, und mich von hieraus an meinen Beſtimmungsort begeben wollte; ſo hatte ich mir keine Adreſſe beſorgt, um mir und irgend einem andern keine Beſchwerde zu verurſachen, ſo wie ich überhaupt, da ich kein Handelsmann bin, in Handelsſtädten nicht viel von Adreſſen halte; denn hat man kein Geſchäftchen zu machen, ſo wird man kalt oder gar nicht angeſehen, Geld und Gewinn macht hier nur angenehm und liebenswerth. Meine vielen mit Adreſſen verſehenen Landsleute, die wirklich Handelsgeſchäfte wegen hier waren, überzeugten mich davon hinlänglich. Denn da zur Zeit kein Handel zu machen, und wohl nicht ſobald daran zu denken war; ſo wurde auf ſie auch nicht reflektirt. In der Zeit der Noth und Gefahr ergreift man jedoch jedes Mittel, um ſich irgendwo anzuſchließen; ich wagte es daher in meinem Leben zum erſtenmal von der Maurerey Gebrauch zu machen, und an den Meiſter vom Stuhl der deutſchen Loge, Friebrich zur gekrönten Hoffnung, den Herrn Profeſſor Muenter zu ſchreiben, in der Meynung, daß er ein Deutſcher wäre, und die Loge wirklich aus Deutſchen beſtände. Nachdem ich ihm in meinem dießfalſigen Schreiben kürzlich die Urſache meines Aufenthalts und meine weitere Beſtimmung bekannt gemacht, das Schickſal Kopenhagens, und mich als abermaligen Augenzeugen einer unglücklichen Belagerung bedauert, eröffnete ich ihm meinen Wunſch, ſeine und einiger Brüder Bekanntſchaft während dieſer Unruhe zu machen, und mich an ſie anzuſchließen, um in vorkommenden Fällen die Quellen des Raths und der Hülfe zu ſuchen; ich empfahl mich zugleich den Brüdern und verſicherte, daß ich nicht im geringſten ihre Wohlthätigkeit auf die Probe ſetzen wollte, und zu Begründung deſſen und zur Vermeidung aller anſcheinenden Zudringlichkeit ich auch weder ihn noch irgend einen Bruder ohne weitere Aufforderung incommodiren würde. — Ich erhielt eine kalte Antwort, er ſchickte mir jedoch, warum ich gebeten, ein paar unbedeutende Bücher mit dem Vorgeben, daß er nichts Beſſeres beſitze, und außer dieſem hat weder er noch ſonſt Jemand, obgleich er in ſeiner Antwort ſagt: daß er meinen Brief mehreren Brüdern mitgetheilt und ſich um mich bekümmert habe, ſich meiner angenommen, ſondern ich blieb iſolirt, meinem Schickſale bis zu meiner Abreiſe den 2. Octbr. überlaſſen. Zu meinem Troſte bemerkt er in ſeinem Briefe, daß ſie (die Brüder der Loge) zwar deutſch ſprächen, indeß alle Dänen wären. Ich habe daher auch Wort gehalten, und weder ihn noch ſonſt Jemand incommodirt, ſchickte ihm bey meiner Abreiſe die geliehenen Bücher mit Dank zurück und bemerkte: daß ich mit der Trauer aus Kopenhagen ſcheide, daſelbſt keinen Bruder ge- und erkannt zu haben. Die Wahrheit dieſer Angabe kann ich durch die geführte Correſpondenz, welche ich zum ewigen Andenken aufbewahren will, auf Verlangen belegen. Ich ſtelle hiernach anheim, ob meine Gedanken in Chriſtianshagen richtig ſeyn konnten, und freue mich hier einen glücklichen Platz gefunden zu haben, um auch hier über Maurerey etwas zu berühren, da ich bey der Belagerung Danzigs vieles über maureriſche Verhältniſſe geſprochen habe. Beyläufig bemerke ich noch für meine deutſchen Brüder, daß ſich hier auch mit dem Johannisfeſte die maureriſche Arbeit endet, und von da an der Tempel des Momus wie Thaliens Tempel, den Sommer über bis November geſchloſſen bleibt. Mehr habe ich über dieſen Gegenſtand nicht zu berühren, ich kehre zur Beſchreibung des weitern Unglücks der Kopenhagener zurück.

Die Nacht vom 4. bis 5. Septbr. war eine der fürchterlichſten, die Engländer ſpielten mit 25 Mörſern und vielen Kanonen von der Land- und Seeſeite auf die Stadt, das noch nicht gedämpfte Feuer (war Nachläßigkeit) wurde vergrößert und bekam neue Nahrung, allenthalben hörte man Angſt und Klagegeſchrey, und mit jeder Minute ſahe jeder, der nicht in Chriſtianshagen war, wozu auch ich gehörte, Tod und Verderben vor Augen. Rechts und links ſchlugen auch jetzt in meiner Nachbarſchaft die Bomben ein, wovon eine, (ſie kam aus der Batterie vom Norderthor, wie ich ſchon bemerkt) uns ſehr ängſtigte. Sie ſchwebte beynahe über unſerm Haupte und blieb zweifelhaft, ob ſie vor uns auf die Straße, oder in mein oder des Nachbarn Haus ſtürzen würde; ich flohe in mein Haus unter die dicke Giebelmauer, und ſchon ſtürzte ſie dicht beym Nachbar ein, ging durch fünf Stock, fiel in die offene Einfahrt und rollte noch bis vor die Thüre, wo ſie zerplatzte. Die Exploſion und der Dampf benahmen mir Athem und Luft, und über meinem Kopfe ſtürzten die Fenſter zuſammen. Alles kam glücklich davon, ſelbſt in dem nachbarlichen Hauſe war der Schade nicht zu groß, da ſie vor der Thüre platzte. Eine ſchreckenvollere Nacht habe ich noch nicht durchlebt, mit größerer Todesgefahr noch nie gekämpft, und dieſes dauerte bis in den ſpäten Morgen und Mittag. Erſt zwiſchen eilf und zwölf Uhr ließ die Heftigkeit nach, und Morpheus zog mich unwillkührlich, ich war zu ſehr abgemattet, noch unter Kanonen- und Bombendonner mit einem, Gott befohlen! auf irgend eine Ruheſtätte. Um ein Uhr war es ganz ſtill geworden, und nun ermannte ich mich, wanderte noch einmal nach Chriſtianshagen, um mein Glück zu verſuchen, und, es koſte was es wolle, da zu bleiben, im ſchlimmſten Fall unter freyem Himmel bey meinen ärmern Mitbrüdern zu campiren, denn eine ſolche Nacht, wie die vergangene, war nicht mehr auszuhalten; überdem ergriff auch meine ganze Geſellſchaft und Nachbarſchaft die Flucht. Jetzt fielen mir aber auch meine zwey Freunde ein, die ich dieſe drey Schreckenstage hindurch nicht geſehen hatte. Ich faßte Muth ſie aufzuſuchen, und es gelang mir den Br. D... ausfindig zu machen, der ebenfalls das Rauhſche Logis hatte räumen müſſen; wir freuten uns gegenſeitig herzlich uns noch geſund zu umarmen, ſuchten uns nun zu ſtärken und zu laben, und tranken mit gefüllten Bechern uns ein Lebewohl und glückliches Wiederſehn, wo nicht mehr hier, doch jenſeits des Grabes in veredelter Menſchheit. Doch ehe wir ſchieden, irrten wir noch etwas in den Straßen herum, und erfuhren zu unſerer Freude, daß ein engliſcher Parlementair in der Stadt, und bereits ein vier und zwanzigſtündiger Waffenſtilleſtand abgeſchloſſen ſey. Dieſes beruhigte uns zwar, jedoch beſuchten wir noch Chriſtianshagen, wie noch Tauſende unſerer Mitbrüder, zum Schutz bey einem erneuerten Bombardement, fanden aber jedes Unterkommen unmöglich, die Straßen waren mit armen Familien und Mobilien gedeckt; doch in den Häuſern der Reichen ſahe ich noch wenig Veränderungen, ſie genoſſen der Ruhe mit gewohntem Anſtand, und ließen ſich nichts abgehen. Wir faßten den Entſchluß dieſen Bivouak mitzumachen, wenn es nicht anders werden könnte, und unſere Sachen, (Wagen und Arbeiter waren nicht zu bekommen), ſelbſt hinzuſchleppen. Noch brummte der Donner des Geſchützes in einzelnen Schüſſen; indem fiel uns ein, unſern Freund und Br. S.... aufzuſuchen, er wohnte in der Zollbude-Reſſource, und daher ſehr gefährlich; es blieb uns Pflicht, ſein Leben oder ſeinen Tod zu erfahren, und hier hätten wir am Schluſſe noch ſelbſt unſer Leben oder Arm und Bein opfern können; denn vor ſeinem Hauſe, dem wir ſchon auf ſechs Schritte nahe waren, fiel eine Bombe nieder, wir warfen uns an die Erde, ſie zerplatzte, zerſchmetterte ſeine Fenſter, riß einem ungefähr drey Schritte von uns vor einer Spritze ſtehendem Pferde den Leib auf und — wir richteten uns betäubt auf, und eilten mit heiler Haut in das Haus unſeres Freundes, wo wir ihn zwar nicht antrafen, jedoch in unſerer Freude erfuhren, daß er auf Chriſtianshagen ſchon ſeit der erſten Nacht in Sicherheit ſey. Dieſes war die letzte Bombe, die in Kopenhagen mein Ohr zerriß und mir den Tod androhte, den Abend und die Nacht blieb alles ſtill, und man fing an allgemeiner einzuſehen, daß die Engländer die angebetete Flotte doch wohl erhalten würden; ja Vernünftige wünſchten ſogar, daß ſie ihnen gegeben, und die Stadt vom völligen Untergange gerettet würde; denn je längerer Widerſtand deſtomehr Aſchenhaufen und unſchuldige Opfer, und endlich mußte doch die Wegnahme oder die Zerſtörung der Flotte das Reſultat bleiben. Der Commandant Peymann fuhr ſelbſt in der Stadt herum, und beſah die Verwüſtungen; das Unglück, die Klagen und Vorſtellungen der Leidenden ging ihm zu Herzen. Der den 5. Abends angekommene engliſche Parlementair ſoll die Nacht bis zum 6ten in der Stadt im Hauptquartier geblieben, und des Morgens in aller Frühe abgegangen ſeyn. Hierauf beſchloß der Commandant einen Rath, und ließ die ganze Generalität, den Admiral der Flotte, Abgeordnete der Bürgermiliz, aller höhern Behörden und der Kaufmannſchaft zuſammen kommen, ſtellte ihnen das Unglück der Stadt, und die ſeines Erachtens unmögliche Vertheidigung vor, mit dem Bemerken: daß ſelbſt dem Könige mehr an der Erhaltung der Stadt als an der Erhaltung der Flotte gelegen ſeyn müßte, daß er die ſelbſt mögliche Erhaltung der Flotte nicht wünſchen könne, wenn er dafür bey ſeiner Zurückkunft ſtatt einer Stadt einen Aſchenhaufen finden müßte; und dieſes wäre unumgänglich, da der Feind entſchloſſen wäre, nicht nur das Bombardement zu verdoppeln, ſondern auch einen

Sturm zu wagen, wogegen in der Stadt die Löſchungs-Anſtalten zerrüttet und überhaupt alles verwirrt wäre. — Es ſchien auch kein Spaß geweſen zu ſeyn, denn als ich nach abgeſchloſſener Capitulation mit meinem Freunde das engliſche Lager beſuchte, erfuhren wir es ſelbſt von den Engländern, daß bey fernerem Widerſtande beſchloſſen wäre, für die folgende Nacht die Stadt aus 75 Mörſern zu beſchießen, welche bereits gelandet waren, und daß auch die Armee zu einem Sturm vorbereitet wäre. Einen Theil der Mörſer ſahen wir noch, die meiſten waren bereits eingeſchifft, auch jene lagen ſchon dazu bereit. Kanonen und Mörſer, die wir ſahen, waren alle von Eiſen, aber ſchöner, wie ich ſie gewöhnlich bey uns geſehen, gearbeitet, ſie waren inwendig wie polirt, und von außen glatt ohne Politur gearbeitet, und ſahen, wenn ich es recht anſchaulich machen ſoll, an Farbe und Arbeit der ſchönen ſchwarzen engliſchen Steinarbeit in allerley Trinkgefäßen ähnlich. — Doch ich kehre zu meinem Commandanten zurück, der nach geſchehener Darſtellung der Lage der Dinge dem verſammelten Rath noch beſonders folgende Fragen vorlegte:

1) Ob durch die Artillerie nicht nur die Wälle gedeckt, ſondern auch der Feind durch die von Ingenieurs zweckmäßig zu machenden Anlagen aus ſeinen, für die Stadt ſo gefährlichen, Poſitionen verdrängt, und ſeine Werke zerſtört werden könnten?

2) Ob ſie dazu kräftige Ausfälle mit Bürger und Militair unternehmen könnten und wagen wollten, ohne welche erſteres unmöglich ſey? und

3) Ob ſie auch zugleich ſtark genug wären, um einen auf mehreren Punkten vom Feinde zu befürchtenden, nach Maaßgabe ſeiner Stärke zu berechnenden, ſtürmiſchen Angriff abzuſchlagen?

Man konnte alle dieſe Fragen durchgängig mit Ueberlegung nur verneinend beantworten, alles reducirte ſich auf Schwäche und Irregularität, es war weder das Erſte noch das Zweyte möglich zu machen, ja man bezweifelte ſogar die Möglichkeit des Dritten, und meynte: es würden wenige bey einem Sturm auf dem Walle Stich halten, der Einheimiſche würde ſuchen nach Hauſe zu kommen, und der Fremdling, dem der ganze Spaß nichts anginge, würde ſich auch in Sicherheit zu ſetzen ſuchen, viele, ſowohl Bürger als Fremde, hätten ſich ja ſchon jetzt dem Dienſt entzogen, und eine Reſerve wäre nicht da. So ſtanden die Sachen, alles war daher einmüthig für die Capitulation und Uebergabe geſtimmt, und bezweifelte nicht die Großmuth ihres Feindes in Geſtattung billiger Bedingungen. Doch der Admiral, es war dem braven Manne nicht zu verdenken, widerſprach, und ſtimmte für die weitere Vertheidigung. Ihm wurde entgegengeſetzt:

1) Ob er garantiren könne, daß bey einer fortgeſetzten Vertheidigung die Flotte gerettet werden könne, ob und wie er dazu beytragen wolle?

2) Ob er durch ſeine Leute die Flotte vertheidigen und erhalten könne, wenn die Stadt eingeäſchert und durch Sturm erobert würde? und

3) ob er bey einer zu befürchtenden Aufflammung Kopenhagens die Flotte ſicher ſtellen, und fürs Verbrennen ſchützen könne?

„Wenn Sie dieſe Fragen mit Gründen bejahend beantworten können,“ fügte der Commandant hinzu, „ſo will ich auf Ihren einſeitigen Widerſpruch noch die Vertheidigung verſuchen, und den Willen meiner übrigen geängſtigten Mitbrüder und ihrer Familien Klage- und Angſtgeſchrey nicht berückſichtigen.“ Er ſchied widerſprechend aus der Geſellſchaft, welche einſtimmig eine noch zeitige und ehrenvolle Capitulation wünſchte; die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang, und dauerten den 6ten den ganzen Tag hindurch. Ich habe dieſe einzelnen Unterhaltungen in dem gehaltenen Kriegsrathe von einem zuverläſſigen Mann, der ſie aus ſichern Quellen geſchöpft haben wollte, erfahren, und, da ſie weder für den Commandanten noch für die übrigen Mitglieder dieſes Raths etwas Nachtheiliges, vielmehr eine kluge Ueberlegung und vielfältige Beſeitigung enthalten (?), hier treulich überliefert.

Vor dem Hauſe des Commandanten blieben ſtets eine Menge Neugieriger verſammelt, und man zitterte nicht mehr für die Uebergabe der Stadt und der Flotte, ſondern für die Zerſchlagung der Capitulationsunterhandlungen und für ein erneuertes noch heftigeres Bombardement, daher dauerte das Fliehen nach Chriſtianshagen und nach Amak noch immer fort; die größte Lebhaftigkeit herrſchte auf den Straßen und Kanälen, die dahin führten; Nachmittags um 5 Uhr ſah man aber ſchon einige angeſehene, Familien von dieſen Orten zurückkehren, und dieſes gab ein gutes Zeichen, daß die Capitulation entweder ſchon abgeſchloſſen, oder doch nicht mehr zu bezweifeln war. Abends hieß es ſchon beſtimmt, daß die Präliminarien abgeſchloſſen wären, doch noch nicht mit allgemeiner Publicität; jedoch wurden ſchon mehrere Bürger von den Wällen entlaſſen, ihnen die Beſorgung ihrer häuslichen Angelegenheiten erlaubt, und ihnen die nöthige Ruhe vergönnt.

Am Morgen des 7. Sept. erfuhr ich ſchon beym Erwachen, die Capitulation ſey unterzeichnet, und die Punkte wären: die Auslieferung der Flotte nebſt allem, was dazu gehört, und die Beſetzung des Kaſtells und des Holms, ſo wie die Beſetzung Seelands auf 6 Wochen, in welcher Zeit die Flotte von den Engländern ſelbſt betakelt, und nach Ablauf derſelben alles geräumt werden ſollte. — Der Commandant ließ die geſchehene Capitulation ſofort durch Affichen proklamiren, und ermahnte dabey jeden zur Ruhe und Ordnung. Dieſe zu ſtören kam wohl Niemand in den Sinn, vielmehr war jeder über die Beendigung des Unglücks und über die hergeſtellte Ruhe erfreut; nur der Pöbel, wozu beſonders das Chor der däniſchen Matroſen gehörte, und ihre Anhänger murrten und ſchimpften laut, ſammelten ſich in Haufen, und es ſchien zu tumultuariſchen Auftritten kommen zu können. Man ſcheute ſich nicht, den braven Commandanten, der nach Kräften ſeine Pflicht erfüllte, einen Landesverräther zu ſchelten, der Kopenhagen an die Engländer verkauft hätte, weil er angeblich ein Hanoveraner von Geburt ſey. Es rottete ſich auch wirklich ein Hauſe der Tollkühnſten zuſammen, zog ſtürmend auf den Neuen-Königsmarkt und auf das Haus des Commandanten los, mit der Intention, das Haus zu ſtürmen und ihn zu mißhandeln. Die auf dem Markte befindliche Hauptwache war noch von Bürgern beſetzt, nahm ihn aber gegen dieſe Tumultuanten ſofort in Schutz, und war mit edler Entſchloſſenheit im Stande, das Zudringen dieſer Horde zu verhüten; nicht weniger eilte das gedachte Jäger-Corps und das Corps der Studirenden hinzu, und beſetzten ſogleich das Haus des Commandanten, und dieſer beorderte unter der Zeit ein Detaſchement Cavallerie, welches unter dieſe Ruheſtörer ſprengte, und da viele, vom Geiſte des Branntweins beſeelt, nicht weichen wollten, einhauen mußte. So wurde die Ordnung wieder hergeſtellt, und der, Raub, Plünderung und Mißhandlung fürchtende, Bürger beruhiget. Den ganzen Tag hindurch und noch die folgenden blieb aber das Haus des Commandanten in der angegebenen Art beſetzt, und auf dem Markt ein Cavallerie-Commando aufgeſtellt. Auf den Straßen ſah man noch immer betrunkene Matroſen herumſtreifen, die durch Schimpfen und Fluchen den Saamen der Unzufriedenheit unter ihres Gleichen und dem gemeinen Manne zu verbreiten ſuchten, und es blieb wenigſtens für jeden Fremden klug, ihnen zeitig auszuweichen oder die Straße ganz zu meiden; hinlängliche und ſtarke Cavallerie-Patrouillen machten aber auch bald dieſem Spaß ein Ende. Der ganze Aufruhr und die Hebung deſſelben erinnerte mich an den Grünen-Donnerstag 1792 in Danzig, an welchem die Preußen einmarſchiren ſollten, wo vom Pöbel, und beſonders von den Matroſen, mitunter auch Stadtſoldaten, ein ähnlicher Tumult erregt, das Rathhaus geſtürmt, und auf den Wällen ſich der Kanonen bemächtiget wurde, der auf ähnliche Art und durch ähnliche Hülfe geſtillt wurde.

Um 4 Uhr beſetzten die Engländer das Caſtell, und den folgenden Tag um 8 Uhr des Morgens nahmen ſie

Beſitz vom Holm und von der Flotte, die ſie mit ihren Matroſen bemannten, und dann ſofort zur Arbeit ſchritten.

Nach der Angabe der Dänen und den eigenen Behauptungen der Engländer waren vor Kopenhagen 30000 Landtruppen, die das Belagerungs-Corps bildeten, die Stärke der Dänen läßt ſich aus meinen vorigen Angaben entnehmen, und hiernach möchten ſie wohl eben ſo ſtark geweſen ſeyn, nur ging ihnen die Regularität ab, wodurch ſich die Engländer, wie ich unten zeigen werde, beſonders auszeichneten. Wie viele däniſcher und engliſcher Seits geblieben, iſt nicht zur Sprache gekommen; in der Stadt ſelbſt ſollen durch das Bombardement an 800 Menſchen verwundet und getödtet ſeyn, ich möchte dieſe Anzahl aber ſelbſt bezweifeln, wenn ich ſie mit der in Danzig innerhalb vier Wochen vergleiche. Daß verhältnißmäßig hier mehr geblieben ſeyn mögen, iſt nicht zu bezweifeln, und beruht mit auf dem großen Brande, wobey viele beſchädigt wurden, und auf der anfänglich übertriebenen Dreiſtigkeit der Dänen: ſie handelten und wandelten ruhig fort, wenn gleich um ihnen rechts und links Bomben und Kugeln in die Häuſer oder auf die Straße flogen; ob es Unwiſſenheit oder Gewinnſucht war, weiß ich nicht, Muth kann ich es nicht nennen.

Außer der erwähnten Kirche ſind über viertehalbhundert der ſchönſten Häuſer völlig in Aſche und Ruinen durch den großen Brand gelegt, aber mehrere tauſende in- und auswendig beſchädiget, ganze Straßen waren ohne Fenſter, und das Aeußere der Häuſer ließ die innern Verwüſtungen ahnden. Der große Brandſchaden iſt aber mehr der Nachläßigkeit und der ſchon mit dem zweyten Tage ſinkenden Ordnung, als dem Bombardement zuzuſchreiben. Zum Belege muß ich darüber folgendes anführen:

Den zweyten Tag, bey faſt gänzlicher Ruhe, ging ich Nachmittags zu der großen Brandſtätte, fand in den demolirten Gebäuden noch allenthalben Flammen, die noch um ſich zu greifen drohten, und keine Menſchen, die ſolche zu erſticken bemüht waren; beſonders erſtaunte ich aber, daß noch zwey unbeſchädigte Häuſer, deren Einwohner bereits geflohen, vor meinen Augen in Flammen geriethen, und vor denſelben eine Spritze mit ſechs Mann ſtand, die in völliger Unthätigkeit dieſem Aufkeimen der Flammen zuſahen, übrigens ihnen niemand zur Hülfe kam, oder von den in Menge Vorübergehenden zur Hülfe eilte. Gerne hätte ich meine beyden Hände dazu gereicht, gern hätte ich ſie aus Unwillen ſchlagen, und ſie auffordern mögen; allein alles, was ich als Fremdling wagen durfte, war, ſie aufmerkſam zu machen, ſie zu ermuntern Hülfe zu leiſten. Dieſes that ich, und von Branntewein trunken antwortete man mir trotzig und abſchreckend: „Laß es zum Teufel brennen,“ und unternahm nicht das geringſte zur Rettung dieſer und der daran ſtoßenden Gebäude, obgleich ich noch in der Entfernung eine ganze Weile wartete. Was ich vermuthete und auch vorher zu ſehen war, geſchah, noch ehe das Bombardement wieder ſeinen Anfang nahm, ſtanden hier ſchon mehr als zwanzig Häuſer in unauslöſchlichen Flammen. Gegen Abend trat ein ſtarker Regen ein, konnte aber nichts zur Dämpfung beytragen, es war, als wenn man Oel ins Feuer goß, die Zuſchauer gaften, und die Arbeiter überließen ſich wie vor und nach ihrer Bequemlichkeit und dachten: „Laß zum Teufel brennen!“ Auch mußte die innere Bauart der Häuſer zum ſchnellern Zünden und zu den größern Verwüſtungen beytragen; denn ſo maſſiv, wie die Gebäude von außen ausſahen, ſo ſchwach war alles inwendig gebaut, auch waren die Mauern nicht ſo dick, wie ich ſie mir vorſtellte, mehrentheils aus Mappen, und ein bis zwey Ziegel dick; nur wenige Ausnahmen könnte ich machen; die ausgebrannten Mauern ſtanden ſo dünne da, daß man zu jeder Stunde den Einſturz fürchtete. Noch acht Tage hindurch dampften die Brandſtätten, loderten die Flammen, glühten die Schutthaufen von innerer Hitze. Es war ein trauriger Anblick, eine kleine nicht unbeträchtliche Stadt auf dieſer Stelle verwüſtet zu ſehen. Arbeitet die Natur zur Vernichtung; ſo iſt der Krieg Nothwendigkeit. Völker und Städte entſtehen, blühen und erreichen den höchſten Flor, um wieder verwüſtet zu werden, um in ihr Nichts zurückzukehren; oder ſind wir zum Spiel für ſie geſchaffen? Meine innere Würde beſtimmt mich, dieſe Frage verneinend zu beantworten, mein feſter Glaube an eine weiſe Weltregierung glaubt das nicht; es iſt wunderbar und unbegreiflich!

Man verließ endlich die Schreckensplätze, und richtete ſein Augenmerk auf die Zerſtörungen außerhalb der Stadt und auf die engliſchen Truppen, von erſteren habe ich ſchon geſprochen, nur über letztere noch einige Worte:

Sie beſetzten, außer dem Kaſtell und Holm, weiter nichts, ſelbſt die Dreykronen-Batterie, die tief in der See liegt, und den Eingang des Hafens deckt, überließen ſie der däniſchen Beſatzung, ſo wie die Stadt, übrigen Wälle und alle Thore von den Dänen beſetzt blieben. Den Engländern, ohne Ausnahme, blieb der

Eingang in die Stadt in den erſten Tagen verſchloſſen, das Kaſtell und Holm waren indeſſen ſtark beſetzt, ſie erlaubten jeden ſie zu beſuchen, jedoch wurde der Zugang zu ihnen von den Dänen nicht anders als gegen einen beſondern Permißions-Paß des Commandanten geſtattet, zu dem Ende hatten die Dänen ordentlich einen Cordon gezogen, und jeder Zugang wurde durch ein Cavallerie-Commando ſtark bewacht, ja man ſollte ſie nicht einmal ſehen, und deßhalb wurden um das Kaſtell, welches mit der Stadt in Verbindung ſteht, und nur durch einen ſchmalen Graben und eine Brücke getrennt wird, mit vielen Koſten neue Pallisaden geſetzt, und noch Wache herumgeſtellt. Der übrige Theil des Belagerungs-Corps blieb vor der Stadt elend und eingeſchränkt liegen, und ein Theil davon zog ſich nach Seeland zurück. Erſt nach einigen Tagen erſchien ein Bericht: daß den engliſchen Officiers, Commiſſairs nebſt ihrer Bedienung der Eintritt in die Stadt erlaubt worden, wobey die Einwohner sub comminatione ermahnt wurden, ſich artig und zuvorkommend gegen ſie zu betragen. Es waren daher nach dieſer Zeit täglich viel Officiers zu Fuß und zu Pferde in der Stadt, Gemeine dagegen ſahe man faſt gar nicht, außer ſolchen, die zu ihrer Bedienung mit erſchienen. Da man in der Stadt alſo wenig oder nichts von ihnen bemerken konnte; ſo eilte man vor die Thore, dieſe Truppen zu ſehen, und kehrte ſehr befriedigt zurück, denn man wurde überall artig behandelt und ungeſtört durchgelaſſen. Ueberhaupt war das Betragen der engliſchen Truppen und ihrer Officiers in und außerhalb der Stadt muſterhaft, und auch nicht der kleinſte Exceß iſt von ihnen bekannt geworden,

geworden, obgleich ſie vor den Thoren mit mancherley Ungemächlichkeiten zu kämpfen hatten. Die gewöhnliche ernſte Charakterzeichnung des Engländers traf auch bey den Soldaten ein, man ſahe und hörte ſehr ſelten Gelächter, Singen oder Spielen, in kleinen und großen Haufen ſtanden ſie verſammelt, und ſchienen nur ernſthaften Geſprächen ihr Ohr zu leihen, nur dann und wann wurde man heitere Mienen und ein aufkeimendes Lächeln gewahr; die ſich unter ihnen befindenden Deutſchen waren dadurch leicht zu unterſcheiden. Ließ man ſich mit ihnen in ein Geſpräch ein; ſo antworteten ſie gewöhnlich ernſt und beſcheiden, nie zurückſtoßend, doch ſelten mehr als zur Antwort gehörte. Prahlerey und Geſchwätzigkeit ſchien ihnen fremd zu ſeyn, einige waren ſogar gaſtfrey, und wollten ihre Gäſte aus ihren Schnappſäcken mit Rum und Brod bewirthen. Sie hörten lieber, als daß ſie ſprachen, doch blieb ihnen kein ſolides Geſpräch unintereſſant, ſie verweilten und ſammelten ſich gern um den Sprechenden.

Sämmtliche Truppen waren äußerſt einfach und elegant gekleidet, ihre Waffen fein und glänzend, und ihre Kleider zeichneten ſich durchaus durch Feinheit aus. Beſonders intereſſirten uns die Bergſchotten durch ihre Nationaltracht, welche aus einem rothen runden Rocke beſtand, der nur bis ans Knie ging, einer pohlniſchen Jacke oder Kutte ähnlich, dabey trugen ſie roth und blau quadrillirte Strümpfe und leichte, Sandalen ähnliche, Schuhe, die Strümpfe bis unter die Wade, keine Beinkleider, ſondern die Schenkel ganz nackt. Auf dem Kopfe hatten ſie eine platte runde Mütze, die Haare waren hoch aus dem Nacken in einen Knoten geſchlagen, mit einem Kamme aufgeſteckt, und darunter eine ſchwarze, am Rockkragen beveſtigte, große Bandſchleife. Ihre Waffen waren mehrentheils Büchſen und Säbel, weil ſie als Tirailleurs gebraucht wurden und ſchon von Jugend auf die geübteſten Jäger von Profeſſion ſeyn ſollen. Man könnte dieſe Truppen, im Verhältniß gegen das übrige engliſche Militair, mit den ruſſiſchen Koſaken vergleichen, nur waren ſie gebildeter, feiner und regulairer. Den Haarputz hatten faſt alle übrigen engliſchen Truppen mit ihnen gleich, viele auch verſchnittenes Haar, wenige Zöpfe, ſtatt derſelben aber immer gedachte Bandſchleife am Kragen der Montur beveſtiget. Die Officiers trugen faſt alle verſchnittenes Haar, einige noch Zöpfe, und hatten entweder eine ſolche Bandſchleife oder einen kleinen Zopf am Kragen der Uniform beveſtiget. Der Schnitt der Kleider der übrigen Truppen, beſonders der Officiers, war dem preußiſchen am meiſten ähnlich, der der Gemeinen war aber mehr einer Jacke und faſt dem ruſſiſchen gleich. Die Artillerie und Cavallerie präſentirte ſich am ſchönſten, erſtere hatte durchaus ſchöne und wohlgebildete Leute, war dunkelgrün gekleidet, und glich mit ihren ledernen Kaskets den ruſſiſchen Küraſſiers, die ſie aber durch Feinheit der Kleidung übertraf; die Huſaren waren von den preußiſchen nicht zu unterſcheiden, nur ihre Pferde zeigten, daß es Engländer waren; überhaupt zeichnete ſich die Cavallerie durch Eleganz und beſonders ſchöne Pferde aus, die ſo, wie ihre Reiter, vollkommen ſchulgerecht beritten waren. Die ſchönſten engliſchen Pferde ſahe man bey den Officiers, und es war für den Pferdeliebhaber ein erfreulicher Anblick, ſelbige damit paradiren zu ſehen. Das Nämliche gilt auch von ihrer Artillerie, von ihren Bagagewagen und Pferden, allenthalben ſahe man engliſche Leichtigkeit, verbunden mit Stärke und Eleganz. Ein engliſcher Munitionswagen mit Kutſchrädern war ſo ſchwer wie der maſſivſte Wagen bey uns beladen, davor ſpielten ſechs engliſche Packpferde, die ſich kein reicher Kaufmann oder anſehnlicher Staatsbeamte bey uns ſchämen würde, vor ſeine Staatskaroſſe zu ſpannen.

Wenn ich die engliſche Muſik auch nicht zu tadeln verſtehe; ſo kann ich ihr doch auch keine Lobrede halten. Für ihre Nation und ihre Truppen bleibt ſie zu ſchlecht. Die däniſche Muſik iſt meiner Meynung nach ſo vernachläßigt, wie ich je gehört habe. Ich bemerke noch hier, daß obſchon die engliſche allen andern nachſteht, die ich gehört hatte, ſie doch faſt die däniſche übertrifft.

Die engliſche mehrentheils rothe Uniform ſtach ebenfalls durch ihre Feinheit gegen die däniſche außerordentlich ab, ſo wie ſich die Behendigkeit und Zierlichkeit der engliſchen Truppen allenthalben hervorthat. Die zur Zeit in Kopenhagen garniſonirenden däniſchen Soldaten, ſowohl Infanterie als Cavallerie, waren, die gedachten Garden ausgenommen, die Invaliden-Compagnien der Engländer, durch ihren Anzug und durch ihre Armatur; ſo z. B. ritt die Cavallerie mit entblößten Schwerdtern herum, die Jahre hindurch nicht geputzt, und nur mit warmen Waſſer vom Roſt geſäubert zu ſeyn ſchienen, übrigens ganz ſchwarz ausſahen. Zwar bin ich nicht für das übermäßige und zweckloſe Putzen, wodurch dem Soldaten der Dienſt erſchwert wird, jedoch macht Vernachläſſigung der Waffen und der Kleidung einen widerlichen

Eindruck, ſo wie Vernachläßigung in der Kleidung überhaupt bey einem jeden.

Uebrigens waren die Engländer ſämmtlich nicht ausgezeichnete große Figuren, ſondern mehrentheils nur mittlerer Statur, jedoch ſtark und feſt, und dabey munter und raſch, hatten ein gemildertes nicht abſchreckendes militairiſches Anſehen, und mehrentheils wohlgebildete ausdrucksvolle Geſichter, wodurch ſich beſonders die Officiers vortheilhaft auszeichneten. Mit Vergnügen habe ich den engliſchen Soldaten als Schildwache beobachtet, er hielt das Gewehr immer ſo feſt, mit ſolcher Kraft angezogen, als wenn er einem Officier die Honneurs machen wollte, und dabey eilte er auf ſeinem Poſten die wenigen Schritte mit ſolcher Schnelligkeit auf und ab, als wenn er die wichtigſten Geſchäfte hätte oder vor Kälte nicht ausdauern könnte. Dieſes, ſo wie ſein ganzes Weſen, verſprach Kraft und Ausdauer. Bey Unterhaltungen, wo man ſie auf ihre erſten Feinde führte, hörte man weder Verachtung noch Beſchimpfung, aber wohl den Wunſch und das aufrichtige Geſtändniß, ſich einmal mit denſelben ordentlich meſſen zu können; die Zuläßigkeit auf dem übrigen Continent bezweifelten ſie aber, weil ihre Truppen in ihren übrigen Beſitzungen zu ſehr zerſtreut wären, und ſie ſo viel nicht übrig hätten, es mit einer Macht aufzunehmen, die ſich jetzt lediglich auf dem Lande concentrirte, und bald das ganze Continent zu Alliirten hätte. Dagegen bezweifelten ſie weder ihre eigene Vertheidigung, noch ihre fortdauernde Subſiſtenz, auch ohne Zuthun des feſten Landes. Ueber ihr Unternehmen gegen Dänemark und Kopenhagen zuckten ſie mitleidsvoll die Achſeln, hielten ſolches für politiſch-nothwendig, und durch die Unternehmungen und Vorfälle auf dem feſten Lande herbeygezogen. Sechzig Schiffe mehr, und auf der andern Seite dieſe weniger, machte einen Vortheil von 120 Schiffen nach ihrer Berechnung.

Die Dänen, ebenfalls geborne und erfahrne Seeleute, nahmen den ſich von den Engländern gewählten Zeitpunkt von ſechs Wochen zur Betakelung der Flotte zu kurz an, und behaupteten: daß dazu wenigſtens drey bis ſechs Monate gehörten, und ſie dabey noch fremder Hülfe bedürfen würden; denn die Schiffe lagen ſämmtlich kahl, in einigen waren noch nicht einmal Maſtbäume eingeſetzt. Dieſe Behauptung der Dänen ſchien zugleich eine geheime Freude zu erwecken, daß ſie die Flotte wegen dem Eintritt des Winters würden liegen laſſen müſſen, wenn ſie ſich ſelbſt nicht noch Preis geben wollten; aber wie erſtaunten ſie, als ſie das große Werk mit unbegreiflicher Thätigkeit nur mit einer verhältnißmäßig wenigen Menſchenzahl anfingen, und nach Ablauf von vierzehn Tagen beynahe die Hälfte der Schiffe in Stand geſetzt und herausbuchſirt hatten, und nebenher noch alle übrigen vorräthigen Schiffsgeräthſchaften und Baumaterialien herausſchleppten, ja von den drey noch auf dem Stapel ſtehenden Schiffen, die zwey, welche noch nicht bekleidet waren, ſondern nur im Gerippe da ſtanden, mit aller Gemächlichkeit und Klugheit auseinander nahmen, einluden und fortführen. Alles geſchah mit der größten Ordnung, Akkurateſſe und Schnelligkeit ohne Tumult und Lärmen; man hörte bloß kleine Pfeifchen, wodurch alles dirigirt wurde: hätte man dieſe nicht gehört; ſo hätte man nicht gewußt, daß Engländer in der Stadt waren; auch iſt von den engliſchen Matroſen nicht der geringſte Unfug begangen worden. Ihre Thätigkeit und die Art derſelben gewährte Intereſſe und Unterhaltung, beſonders für den, der dergleichen nie geſehen, weshalb ich dieſen Unglücksaufenthalt, als eine große gefüllte Lücke meiner Erfahrungen, auch nicht bedaure. Jetzt zweifelten die Dänen nicht mehr an der Möglichkeit des Herausbringens der Flotte, ſondern ſahen betrübt und traurig ein Schiff nach dem andern fortbringen, bis der Hafen leer war. Dieſe Leere war ſelbſt dem ungewöhnten fremden Auge empfindlich, wie vielmehr mußte ſie die Dänen kränken, ſie blieben deshalb auch auf ihre Gäſte erbittert, ungeachtet ſie weder in ihrem Eigenthum, noch in der Verwaltung ihrer Regierung gekränkt wurden, und manchen ſchönen Gewinn hatten. Denn die Engländer bezahlten in und außerhalb der Stadt alles baar zu den höchſten Preiſen, ſchafften ihr Geſchütz und ihre Munition mit ihren eigenen Pferden und Wagen wieder zu Schiffe, und in ſofern ſie dabey noch fremder Hülfe bedurften, bezahlten ſie auch dieſe, ſo wie ſie es bereits vorher vor der Stadt und auf dem Lande gethan haben ſollen. Bey ihrem Abzuge hinterließen ſie noch zwey Commiſſarien, welche die noch rückſtändigen Rechnungen mit der Regierung reguliren und berichtigen mußten.

Man fürchtete, daß ſie auch noch von den Wällen und Batterien das Geſchütz und dergleichen mitnehmen würden, allein ſie haben außer der Flotte und ihren Zubehörungen nichts mitgenommen. — Mit der Flotte, welche nach der Angabe aus ſechszig Schiffen von verſchiedener Größe beſtand, worunter 22 Linienſchiffe, und das größte von 90 Kanonen, waren, ſagten ſie freundſchaftlich Adjeu und dachten: beati possidentes! Der Admiral **Gambier** erlaubte allen kleinern Schiffen unter 50 Laſt auszulaufen, um Viktualien und Holz zu holen, und durch die Flotte wieder ungehindert zurückzupaſſiren. Die dießfalſigen Päſſe ſtellte die däniſche Polizeybehörde aus, und **Gambier** unterzeichnete ſeine Genehmigung. Außer dieſem erhielten alle fremden Schiffer der mit den Engländern nicht in offenbarem Kriegszuſtande ſtehenden Nationen auf Verlangen ihre Päſſe, nur nicht nach franzöſiſchen oder von Franzoſen beſetzten Häfen. Mit Scheelſucht und Neid ſahen die Dänen dieſen nach, bezweifelten ihr glückliches Fortkommen, und ſuchten allen Furcht einzuflößen, daß ſie in der Oſtſee doch aufgegriffen und aufgebracht werden würden. Alle Päſſe für einzelne Perſonen, ohne Unterſchied des Standes und der Nation, wurden von der däniſchen Polizey gegeben, und durften weder vom Admiral noch von dem en Chef commandirenden General der Landtruppen unterzeichnet werden, und jeder konnte darauf ungehindert paſſiren, nur die Schiffspäſſe oder Certifikate, welche ſich die Schiffer von ihren Conſuln löſen mußten, bedurften einer nachträglichen Genehmigung des Admirals; übrigens war kein Schiffer dadurch entbunden, ſich für ſeine Perſon noch einen Polizeypaß der däniſchen Regierung zu beſorgen, und ſich allen gewöhnlichen Formalitäten der däniſchen Regierung zu unterwerfen. Die Engländer bekümmerten ſich um keine Perſon, die von dieſer die Erlaubniß zur Abreiſe hatte, dagegen ließ ſich letztere ihre Päſſe nicht nur außerordentlich bezahlen, ſondern erſchwerte auch die Erhaltung derſelben dadurch, daß ein jeder Fremde durch einen der Behörde bekannten Bürger für ſich bürgen laſſen mußte, daß er keinem Bürger in Kopenhagen etwas ſchuldig geblieben. Darüber wurde von dem Bürgen ein Revers ausgeſtellt und zu den Akten genommen. Gewöhnlich wurde dieſe Bürgſchaft nun wohl von den Gaſtwirthen geleiſtet, wo man logirt hatte; indeß darf ich wohl nicht erwähnen, daß ſolches, wenn man privatim logirt hatte, oder diſſicilen und chikanöſen Wirthen in die Hände fiel, oft Schwierigkeiten und Aufenthalt verurſachen mußte. Dieſe polizeyliche Maaßregel, welche auch in Friedenszeiten exiſtirt und zum Wohl der Bürger eingeführt zu ſeyn ſcheint, iſt für die Fremden und Reiſenden drückend, und daher überflüßig, denn der Betrüger und Spitzbube wird doch Mittel und Wege finden, fortzukommen; der ehrliche Mann wird nur beeinträchtigt und gekränkt. Man laſſe jedem ſein Intereſſe ſelbſt wahrnehmen, der leichtſinnige oder leichtgläubige Creditor mag büßen. Uebrigens iſt man in Kopenhagen ſchon mißtrauiſch genug, ohne daß die Polizey noch darüber die Obervormundſchaft führen darf.

Ich ſchließe mit der Bemerkung: daß die Dänen oder die däniſche Regierung ſich das erlittene Unglück und den Verluſt der Flotte ſelbſt beyzumeſſen haben. Denn bewaffneten ſie ſich als neutrale Macht zu Lande, warum nicht auch zur See? Es war ihnen möglich, ſich mit der Hälfte ihrer Landmacht und ihrer bewaffneten Flotte, und auch ohne letztere, gegen England zu ſchützen. Ihre Flotte lag in ihrem Hafen ſicher und war nicht anzutaſten, wenn 30 bis 40000 Mann ihrer regulairen Truppen Seeland und Kopenhagen gehörig beſetzten, ſtatt daß ſie unnütz und kraftlos in den deutſchen Provinzen lagen. Es iſt auffallend, daß Dännemark mit einer Armee von 60 bis 70 000 Mann, die doch nicht zu den beſten Soldaten Europens gerechnet werden können, und größtentheils Miethlinge ſind, ein bewährtes kriegeriſches Heer ſich vom Leibe halten wollte, das ſich beliebig vergrößern kann. Der, welcher alle Heere Europens geſchlagen hat, wie würde derſelbe, wenn er den Willen dazu gehabt hätte, dieſes Häuflein zu Paaren getrieben haben! Es war alſo unweiſe und unvorſichtig, die ganze Armee nach Holſtein zu ziehen, und Seeland und Kopenhagen ungedeckt zu laſſen. Hier war wirkſame Stärke nöthig, dort überflüßig und ohne Kraft; eine halb ſo große Armee erreichte als Cordon an den Grenzen Deutſchlands den nämlichen Zweck, und die andere Hälfte erhielt den Dänen auf Seeland und Kopenhagen die Flotte ſicherlich. Denn mit weniger Mühe und Verluſt haben wohl noch die Engländer keine Flotte und Veſtung erobert. Ihre Schanzen und Gräben waren nur höchſt nothdürftig, und an Parallelen, Trancheen, Untergrabung u. dgl. brauchten ſie gar nicht zu denken, indem ſie aus der Stadt nicht incommodirt wurden. Zwar verſchoſſen die Dänen von den Wällen viel Pulver, aber ohne Effekt, ſo z. B. fand ich vor dem Norderthor links einen großen Wieſenplatz zwiſchen zwey Alleen von Bomben ganz durchwühlt, wo keine Spur einer feindlichen Unternehmung, nicht einmal eine Schanze in der Nähe war.

Doch mögen ſie nicht trauern über den Verluſt ihrer Flotte. Verwendet die Regierung die Summen, welche ſie gekoſtet, von nun an auf die Verſchönerung der Stadt Kopenhagen, und überhaupt zur Verbeſſerung des Landes zum Wohl der Unterthanen; ſo wird der Bürger und Landmann einſt die Stunde ſegnen, in welcher ihnen dieſe an den Lungen des Staats nagenden Holzwürmer entzogen wurden. Und da ich dieß nach meinem Alter noch zu erfahren hoffen kann; ſo will ich mit Vergeſſung der überſtandenen Gefahr und mancher mir verurſachten trüben Stunden euers Wohls mich erfreuen; ſollt oder wollt ihr aber dieſen Verluſt erſetzen, dann behängt euch auf ewig mit Trauerflor *).

---

*) Sonderbar! Als wenn England ewig die Meere beherrſchen werde. N. d. R.

Handzeichnungen
aus
dem Kreiſe des höhern politiſchen
und
geſellſchaftlichen Lebens.

Zur Charakteriſtik der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Erſtes Bändchen.

Cöln, bei Peter Hammer.
1811.

Ad
Bibl.
Cleri.
Landi.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Seite

Kanzler Laroche 1

Miniſter Hardenberg 19

Die Ohrfeige 28

Karl Eugen, Herzog von Wirtemberg . . 53

Die Fürſten Pannusky 69

Der Bruder als Liebesunterhändler ſeiner Schweſter 86

Der Zweikampf zwiſchen dem Fürſten Karl von Lichtenſtein und dem Domherrn von Weichs 93

Der Falſchmünzer oder Giftmiſcher . . . 103

Die Veteranenhöhle und ihre Vertheidiger 117

Seite

Die vom Ehemann vermiethete Frau . . 127

Der betrogene Werbeoffizier 138

Auch unter guten Regenten können Böſewichter der Strafe entgehen 148

Gräfin Hohenheim 156

Der betrogene Wiener 173

Für Freunde der Phantaſie 185

Der preuß. General-Lieutenant von Salomon 198

Emmerich Joſeph, Freiherr von Bürresheim, Kurfürſt von Mainz 206

Eheſtandsgeſchichte des Herrn Elliot, Engliſchen Miniſter bei Friedrich II. . . 227

Kanzler Laroche.

Burſche! rief Graf Stadion, Großhofmeiſter und erſter Miniſter des Kurfürſten von Mainz, einem muntern freundlichen Knaben zu, der ſich ihm beim Einſteigen in die Kutſche, mit großen neugierigen Augen, ſchon mehrmals in den Weg geſtellt hatte — „Burſche, willſt du bei mir bleiben? — ſchlag ein! deine Miene gefällt mir, ich will für dich ſorgen!“

Des Knaben Vater, zur Klaſſe der Lohnkutſcher gehörig, bedachte ſich nicht lange. Frank, ſo hieß der Knabe, ward in das Haus des Miniſters gebracht; ſeine Excellenz tauften ihn vornehmer, Laroche; gaben ihm Lehrer, und die Univerſitäten Marburg und Göttingen vollendeten die Bildung des jungen feurigen Adoptivſohns, den der menſchenfreundliche Miniſter nach abſolvirten Studentenjahren zu ſeinem erſten Geheimſchreiber machte.

Heureux le fils dont le pere est damné, ſagte einſt ſehr treffend ein witziger mainzer Höfling zu dem Sohne eines eben verſtorbenen Miniſters. Die Zeitgenoſſen rühmten zwar manchen edlen Zug vom Grafen Stadion, doch hielten ſeine Feinde auch ſcharf über ſeine Sünden Rechnung, zu welcher hauptſächlich die Sucht, ſich auf Koſten des Landes zu bereichern, gezählt ward.

Und wäre dem ſo — die Wohlthätigkeit dieſes Mannes, der Schutz, den er dem Talent und der Wiſſenſchaft zuſicherte, mußte uns für die Willkührlichkeit ſeiner Mittel verſöhnen. Und kam denn das Beiſpiel dieſer Bereicherungsſucht nicht von oben herab? Wer das Kreuz hat, der ſegne ſich, dies ſchöne geiſtliche Sprichwort galt nirgend mehr als eben in geiſtlichen Staaten. Es erhält ſeine Sanktion vom Regenten ſelber. Der Glanz, der ihn und ſeine Familie umſtralt — er erhält ihn durch Wahlrecht, er erbt nicht auf die Seinigen fort, er umſchwebt ſie nur auf kurze Zeit, um bald ein neues Regentenhaupt zu umſtralen. Klug alſo iſt es, den glücklichen Zeitpunkt zu benutzen — die fürſtliche Familie thut es — warum nicht auch der erſte Staatsdiener — eine Ephemere wie ſie? —

Nur zu bald erfuhr dies der Graf Stadion. Mit dem Tode des Kurfürſten verlor er ſeine Stelle, Warthaus in Schwaben, das ſchönſte ſeiner Güter, ward ſein Aſyl, wohin ſein geliebter Laroche in begleitete.

Sehr natürlich mußte dem jungen feurigen Geheimſchreiber der ſchnelle Wechſel angeſtrengter Thätigkeit mit müßiger Ruhe ſehr bald zur

Laſt werden. Er ſehnte ſich nach beſtimmten Wirken. Die Begierde, mit Thätigkeit in die Welt, in das Leben einzugreifen, führte ihn in zwei verſchiedenen Richtungen auf Abwege. Er ward Schriftſteller — und Liebhaber.

Unter dem Titel: „vertraute Briefe eines Pfarrers über das Mönchsweſen,“ vollendete er ein Werk, das äußerſt gewagt, ihm Gefahr drohen mußte, auch wenn er wagte, ſelbſt damit hervorzutreten, obgleich in Maiz längſt keine ſolche Finſterniß mehr herrſchte, wie in andern katholiſchen Staaten, z. B. in Trier. — Nur Münſter und Salzburg ſtritten in dieſer Hinſicht mit Mainz *) um den Vorrang.

---

*) Ein auffallendes Beiſpiel, wie viel man ſelbſt dort bei Hofe ſagte, war das bonmot, womit ein Domherr einſt bei der Cour debütirte.

> „Der römiſche Hof hat mich mit einem Heiligen beſchenkt, der zwei linke Beine hat, vermuthlich iſt's die Reliquie eines Banditen.“

Die Vorſicht Larochens, ſein Werk einem Freunde — einen proteſtantiſchen Pfarrer, auf den Gütern des kaiſerlichköniglichen Geſandten, Grafen von Neuperg, anzuvertrauen, der die Herausgabe veranſtaltete, entfernte auf eine Zeitlang das Ungewitter von ſeinem Haupte.

Doch verderblicher noch, als die Mönche, ward ihm eine Liebe, mit ſo lockenden Farben und poetiſchen Zauberklängen ſie ihn auch anzog, gleich als wollte ſie ihn ſpäterhin nur um ſo graunvoller in wüſte Oede hinausſtoßen. Sie lockte ihn in Geſtalt der berühmten Sophie Gattermann, der gefeierten Freundin unſers Wieland. Mit der glühendſten Jünglingsbegeiſterung huldigte der Dichter Sophiens Reizen — doch auf einer romantiſchen Schweizerreiſe, wo er Julie B. geſehen, iſt er auch von dieſer entbrannt. Im Hochgefühle ſeltner Liebeſeligkeit, erzählt er ſeiner ſchweizeriſchen Huldin von ſeiner Göttin in Schwaben. Doch wer begreift ein Frauengemüth! — Julie ſchreibt dies Sophien. Beide Mädchen ſchließen ächt heroiſch ein Bündniß gegen den Dichter, Sophie beredet ihre Freundin, den Korb auszutheilen, den auch ſie für ihn ſchon bereit halte, und beide verſtoßen den Liebhaber, um ſich die Freundin zu erhalten.

Par depit amoureux alſo — was freilich Laroche nicht wußte — gab die zartfühlende Sophie dem Geheimſchreiber die Hand; und zwar heimlich, denn Graf Stadion konnte das Kopulieren nicht leiden, und kein Hymen ward in ſeinen Kunſtſammlungen gefunden.

Höchſt romantiſch war die Situation der Neuvermählten! — Wenn Sophie ihren Mann in Warthaus beſuchte, ſo erſchien ſie nur unter dem Namen einer entfernten Verwandtin, und Laroche glaubte Elyſiums Quellen rauſchen zu hören.

Erſt nach dem bald hierauf erfolgten Ableben des Grafen, ſeines Pflegevaters, trat das

Leben in ſeiner ernſten, immer mehr nachdunkelnden Geſtalt vor Laroche, die jugendlich blühenden Phantaſien zerronnen vor dem prüfenden Ernſte des Mannes, wie ſpäterhin ſein kühn aufſtrebender Muth an der eiſernen Gewalt ſeines raſch vorſchreitenden Schickſals zerſchellte.

Denn eben in dem Augenblick, da er als Agent in kurtrierſchen Dienſten beim Wiener Hofe angeſtellt, mit ſeiner Gattin dorthin abreiſte, erhob ſich lautes Geſchrei der Mönche — man zerarbeitete ſich, den Verfaſſer der ſchon erwähnten Briefe ausfindig zu machen. Es ward in den Herausgeber gedrungen; doch den Freund zu verrathen, war dem biedern Pfarrer unmöglich. Lieber erduldete er die Schmach, brodlos, mit einer Frau und fünf Kindern, in's Elend geſtoßen zu werden.

Seine natürlichſte Zuflucht war ſein Graf und Schutzherr, Graf Neuperg, doch umſonſt waren die Bitten und Beſchwörungen bei dieſeyn; der Graf war zwar ſelbſt nichts weniger als religiös oder gar bigott, und dem Gelüſte des Lebens feind. Er ſpielte, fuhr, ritt, koſete mit den Schönen, wes Glaubenskinder ſie auch waren, Katholikinnen, Jüdinnen, Lutheranerinnen, Götzendienern, alle waren ihm willkommen; beſonders wenn er ihnen etwa — hinter den Couliſſen eines Theaters, begegnen konnte, wie einſt im Wiener Hoftheater während des Zwiſchenaktes, da Se. Excellenz auf einen in der Mitte des Theaters ſtehenden Lehnſeſſel hingeſtreckt, eine kleine niedliche Statiſtin auf ihren Schooß gezogen hatten, und ein Spaßvogel, die zärtliche Gruppe bemerkend, leiſe, leiſe den Vorhang in die Höhe zog, und das leichtfertige Pärchen, von dem Gelächter des ganzen Publikums beſchämt, die Augen niederſchlagen mußte.

Ungeachtet dieſer und ähnlicher Züge eines nur allzufreien Betragens, war eben dieſer Herr den Mönchen innig ergeben, und ſein

Ohr blieb taub gegen das Flehen eines hülfloſen Familienvaters. Laroche jedoch fühlte ſich von dem unverdienten Schickſale ſeines Freundes bis ins innerſte Mark erſchüttert; aber noch walteten ſeine beſſern Sterne, es gelang ihm für den unſchuldig Verfolgten bei einem proteſtantiſchen Fürſten eine Pfarre zu erflehen, die dieſer, in freudigem Bewußtſeyn ſeines Märtyrerthums, ſogleich antrat, nachdem er durch die kindlichen Aeußerungen ſeiner Liebe und Anhänglichkeit in einem kurzen aber innigen Zuſammenſeyn, einen Theil der Schatten verjagt hatte, die ſich um Larochens Seele immer dichter und dichter zu lagern anfingen.

Denn er vermochte nun nicht mehr gleichgültig darüber wegzuſehen, wie die zwar geiſtreiche aber doch Unheil bringende Zerſtreutheit ſeiner Gattin, ſein Hausweſen immer mehr in Verwirrung bringe. Es konnte ihm nicht mehr entgehen, daß Sophiens ganze Aufmerkſamkeit noch immer mehr ihrem alten, wenn gleich verſchmähten, Liebhaber, Wieland, als dem Gatten gehöre; mehr dem Dichter, der in eben dieſer Periode das erſte litterariſche Unternehmen ſeiner Freundin unter ſeine Aegide nahm, und in Gemeinſchaft mit dem ſinnigen Jacobi, Herausgebers der Iris, ihren zarten Füßen die Adamsſchritte auf der ſchlüpfrigen Bahn erleichterte. Eben ſo tief fühlte Sophiens Gemahl die Unzartheit, mit welcher ſeine Gattin in allen ihren Schriften, durch öffentliche Aufführung ihm werther Namen, ſich und ihn kompromittirte. Unter vielen andern, die zu ſeinem äußerſten Mißvergnügen in Roſaliens Briefen vorkommen, verletzten ihn ganz beſonders die des Grafen Stadion, und der eines Fräuleins, Mariane von Stein, welche letztere gar als Werkzeug einer Contrerevolution dort aufgeführt iſt.

Und dann, ſo vergaß ja die geiſtreiche Frau, an ihrem Schreibtiſche, ſo ganz ihre Kinder — daß es ihr faſt unbemerkt blieb, wie der

Vater — aus übellauniger, früherhin aus der Acht gelaſſenen Politik — ſeine Töchter katholiſch werden ließ — ſo, daß Pfaffengift nun noch die letzte Lieberegung aus dieſer Töchter erkaltetem Herzen gegen eine Mutter erlöſchte, der es genug war, dieſe ſo oft vor dem Publikum geprieſenen Früchte ihrer Mutterſorge auf dem Papiere zu lieben, und eben daſelbſt von ihnen wieder geliebt zu werden.

In dieſem Zeitraume ward Laroche von Wien zuzückberufen, und der Kurfürſt von Trier ernannte ihn zu ſeinem Kanzler. Laroche eröffnete ſeinen neuen ehrenvollen Poſten, dem erſten nach dem Miniſter, welchen der großherzige Domherr von Hohenfeld bekleidete — mit einer zweckmäßigen Schulreform; überzeugt, daß jede vernünftige Verbeſſerung nur ſtufenweiſe mit den Generationen fortſchreiten könne. Ein gleiches hatten die Miniſter von Groſchlag, der Domherr von Hornſtein, und der Kanzler Bengler im Churmainziſchen übernommen. Plötzlich ſetzte der Tod des Kurfürſten Emmerich Joſeph dieſe Männer, zu denen der Baron von Stagenteſch noch gezählt werden muß, außer Thätigkeit. Im Gefühle ihres würdigen Strebens empfanden ſie die Schmach der Zurückſetzung im höchſten Maaße, und übernahmen gemeinſchaftlich die Fortſetzung jener unſeligen Mönchsbriefe, der Jugendſünde Laroches, die die Furie ſeines Lebens war, und jetzt wieder in dem glänzendſten Momente ſeiner Laufbahn, mit ſchwerlaſtendem Schritte, vor ihm hintritt.

Bald zeichneten ſich die neuen Mönchsbriefe durch einen Umblick, durch eine Schärfe und Bitterkeit aus, die den Eindruck der frühern von neuem hervorbringen mußte. Allein, daß Larochens Feinde, um dieſen als den Urheber zu denunziiren, den Augenblick wählten, wo der Kanzler im Thale Ehrenbreitſtein dem Kurfürſten ein neues Schloß erbauen ließ, und durch den Baumeiſter in ein für das Land zu koſtſpieliges Werk verwickelt, die Landſtände gegen ſich empörte, die nun gegen ihn beim Kurfürſten klagten — dies vollendete die ſchwarze Kabale. Denn bliebe gleich dem Kanzler das Mittel ſich zu rechtfertigen, und ſchritt der Bau, wenn gleich langſam, doch unausgeſetzt vorwärts, ſo war Laroche ſeinem Fürſten doch nun einmal gleichgültig geworden, und nur dies hatte man abwarten wollen. Jetzt traten die Mönche hervor, legten dem Regenten die Fortſetzung der Briefe vor Augen, und nannten den Kanzler als ihren Verfaſſer.

So gefühlvoll und liebreich der Sinn dieſes Fürſten auch war, ſo vermochte doch Abbe Beck, der ſein Beichtvater war, mehr über ihn, als die eigne Milde des Herzens. Hart freilich ſchien es ihm, ſeinen Kanzler verabſchieden zu ſollen; härter noch, dem treuen, geſchickten, ehrwürdigen Rathe, dies ſelbſt ankündigen zu müſſen. An demſelben Tage, wo der Kurfürſt auf dem Gemäuer des neuen Schloſſes, deſſen Vollendung Laroche mit der angeſtrengteſten Thätigkeit zu beeilen ſtrebte, mit dem Kanzler zuſammen traf — und die neuen Anlagen lobend auf die ſchmeichelndſte Weiſe ſeine volle Zufriedenheit ihm ausdrückte, fand Laroche, als er am Abend in ſeine Wohnung zurückkehrte, ein eigenhändiges Entlaſſungsſchreiben auf ſeinem Schreibetiſche. Sich ſelber alſo hatte der milde Regent die Pein erſparen wollen, einen ehrwürdigen Mann ihm gegenüber gekränkt zu ſehen; doch das Bild vermochte er zu ertragen, wie es in dem Innern des ſo tief verletzten, nun ſchon dem Greiſenalter ſich nähernden Mannes, in dieſem Augenblicke ausgeſehen haben mochte? —

Ohne Amt, ohne Vermögen, ohne Ausſicht in die Zukunft, trieb Verzweiflung ihn zu ſeinem Freunde Hohenfeld. „Ruhig!“ tröſtete ihn der Miniſter — eilte nach Hofe — und bat um Audienz.

„Ihre Hoheit haben den thätigſten und geſchickteſten Mann aus Ihren Dienſten verabſchiedet, ich werde dadurch außer Stand geſetzt, zu wirken wie vormals, und bitte, ebenfalls um meine Entlaſſung!“

„Unmöglich!“

„So laſſen Ew. Hoheit dem Kanzler ſeine Stelle!“

„Das geht nicht, er hat die Kirche und die Mönche geläſtert.“

„Das iſt noch nicht erwieſen.“

„Hinreichend!“

„Geben Sie ihm Zeit, ſich zu rechtfertigen.“

„Nicht nöthig!“

„Nun ſo bin auch ich hier unnütz, und ich bitte Ew. Hoheit nochmals um meinen Abſchied.“

Der Fürſt ſträubte ſich lange, bat, befahl — allein Hohenfeld war feſt, kehrte in ſeine Wohnung zurück, ließ packen, drang in den Kanzler, das nämliche zu thun, und ſo fuhr er mit der Familie nach Speier, wo er ihr ſein eigenes Haus zum bewohnen abtrat. Von dort, ſich noch einmal beim Landesherrn für ſie verwendend, gelang es ihm, ſeinen Freunden eine Penſion auszuwirken.

So war denn von außen die Ruhe wieder hergeſtellt. Doch Larochens Weſen war gebrochen, in dumpfer Reſignation ſah er einen Tag nach dem andern an ſich vorübergehen. Hohenfeld, ein Mann von edlem Herzen und jugendlich an Gefühlen — nicht, wie viele Domherren, ſeine Zeit im Weinkeller — oder an Pferden ſein Geld verſchleudernd — mit lebendigem Sinne für jede Blüthe der Kunſt und Geiſtesſchönheit, war nicht gemacht, im Umgange mit ſeinem ſtarr vor ſich hinbrütenden Freunde, für jedes andre Glück des Lebens

Schadloshaltung zu finden. Seine Stimmung theilte die geiſtreiche Gattin, und erwünſcht war beiden der nächſte Vorwand, gemeinſchaftlich eine Reiſe nach England zu machen.

Allzu unbekümmert vielleicht überließ die vielſeitig angeregte Frau ihrem Hausgeſinde die Pflege des kränkelnden Gatten, und ihren Töchtern — dieſen ſo hoch von ihr geprieſnen empfindſamen Seelen, die Sorge für ſeine Unterhaltung. Sie ahndete aber wohl nicht, daß dieſe Unterhaltung darin beſtehen würde, dem alten kummergebeugten Vater — zuerſt den hochherzigen Domherrn — dann die eigne Mutter verdächtig zu machen. Es mißlang den Entarteten! Biedre Freunde der Familie, Peterſen in Sparburg und Jung in Marburg, waren kühn genug, ſie laut der Lüge, des Undanks, der Verleumdung zu zeihen. In ſich gekehrt und ſtill ließ der Greis auch dieſe Gewitterſchwüle an ſich vorüberziehen. Ruhig empfing er die an der Seite des Domherrn zurückkehrende Gattin; mit beiden von nun an in Offenbach lebend, wo er ſich Sophiens freundliche Bemühungen um ſeine letzten Tage in ſanftem Hingeben gefallen ließ, mit gläubigem Vertrauen der ſchönen Heimath zugewendet, wo jede Täuſchung ſchwindet — und dem Reinen nur Reine ſich zugeſellen werden.

Miniſter Hardenberg.

Es gab ein Land in Deutſchland, worin alles verkehrt ging, denn der Landesherr hatte in ſechsunddreißig Jahren ſeine deutſchen Beſitzthümer nicht geſehen. Schon Friedrich der Große gab dieſem Lande den Namen **ritterliches Eldorado**. „Gleich wie im allerheiligſten römiſchen Reiche,“ pflegte er zu ſagen, „Neun Kurfürſten, ſo walten hier Neun geheimde Räthe, welche eben ſo wild und geſetzlos darin umherſpuken, als Jene in ihren Reichen.“

Und wirklich ſchalteten und walteten dieſe Herren, als ob es gar keines weitern Regenten bedürfte. Dem abweſenden Fürſten, der in einer glänzenden Reſidenz des Auslandes das Mark ſeiner Unterthanen verpraßte, verſpürte aber doch je zuweilen Verlangen, von ſeinen Staaten etwas zu erfahren; das Land war alſo gehalten, von Zeit zu Zeit einen außerordentlichen Geſandten an ihn abgehen zu laſſen, von dem er ſich dann ganz gemächlich erzählen ließ, was im lieben deutſchen Vaterlande ſo etwa vorging. Dieſer außerordentliche Geſandte war, wie ſich von ſelbſt verſteht, aus der Mitte der übrigen Räthe, und ſagte ſeinem Herrn, was man ihm zu ſagen eben für gut fand. Ja, bei gewiſſer Gelegenheit ſoll ein ſolcher Geſandte den ausdrücklichen fürſtlichen Befehl mit gebracht haben, daß bei Strafe halbjährigen Feſtungsarreſtes, kein Unterthan ſich einfallen laſſen möchte, wegen eines richterlichen Ausſpruchs der Behörden, an den abweſenden Landesvater beſonders zu appelliren.

In dieſem vortrefflich organiſirten Staate ragte unter den erſten — durch den frevelhaſteſten Nepotismus herrſchenden Familien — das Haus Hardenberg empor. Nicht durch reiche Beſitzthümer überſtralte dieſe Familie die meiſten der übrigen. Es war eben von Reichthum in der bis auf achtzig Mitgliedern ſich verzweigenden Sippſchaft durchaus nicht die Rede. — Die Branche des Feldmarſchalls Hanns von Hardenberg war die einzige, welche ſich einiger Wohlhabenheit rühmen durfte.

Ein Sohn dieſes Hauſes ſchien durch ſeine Talente ſowohl, als durch die Vorzüge einer tadelloſen Geſtalt, der Familie neuen Glanz zu verkünden — — — die reizendſte Gemahlin von gräflichem Geſchlechte ſein Glück zu vollenden. An ihrer Seite war es ihm geglückt, jede Staffel der Ehre zu erſteigen. Erſt Geheimderath, dann Miniſter, blieb kein Ziel ſeinen Wünſchen übrig, als er bei nächſt vorkommender Gelegenheit zu einer außerordentlichen Geſandtſchaft an den abweſenden Fürſten erwählt ward.

Von ſtralender Pracht umgeben, an der Seite der reizenden Gemahlin, erſchien der Miniſter in der fremden prunkvollen Hauptſtadt, und die Augen ſeiner wunderlieblichen Fee ſprachen beim erſten Eintritte in die Zirkel des Hofes nicht weniger nachdrucksvoll, als der kunſtreich diplomatiſche Vortrag ihres Gemahls in ſtundenlangen Audienzen.

Doch plötzlich an einem Ballabende, im Hotel des ſpaniſchen Geſandten, ward Herrn von Hardenberg, als fühle er etwas vor ſeiner Stirne brennen. Der fremde königliche Prinz und die Geſandtin, ſie hatten ſich ſchnell aus den Sälen verloren. — Der Miniſter eilt hinaus, hofft ſeine Gemahlin in ihrem Hotel zu finden, doch die Domeſtiken verſichern, ihre Gebieterin ſey noch nicht zurück.

Sogleich wirft er ſich von neuem in den Wagen. Seine Ahndungen leiten ihn ſicher, er befiehlt, vor dem Palais des Prinzen von * * * zu fahren. Die Mienen der Bedienten, als er dort anlangt, beſtärken ſeinen Argwohn; er verlangt die königliche Hoheit zu ſprechen, erreicht den Kammerdiener, und dieſer öffnet — nach langem verdächtigen Weigern, ein Gemach, wo ſeine königliche Hoheit eben aufs angelegentlichſte beſchäftigt ſind, dem Haupte des Geſandten die verhaßteſte Krone aufzuſetzen. Den Degen ziehen, auf den Beleidiger ſeiner Ehre eindringen, die ſchöne Sünderin mit krampfhafter Wuth aus ſeinen Armen reißen, mit gebietriſcher Stimme Genugthuung fordern, die der Prinz — vermuthlich weil er ein Kronprinz iſt — verweigert — unter den gräßlichſten Verwünſchungen ſeine Gemahlin in den Wagen ſchleudern, war das Werk eines Augenblicks.

Die Nacht geht ſchlaflos vorüber, doch am andern Morgen eilt Hardenberg zu ſeinem Fürſten — der ſchwach iſt, aber nicht fühllos —

er will der erſte ſeyn, der ihm das Abentheuer hinterbringt und ſich anklagt.

Mit gerunzelter Stirn ſpricht der Fürſt:

„Sie haben mir als Freund Ihren Unfall erzählt, als Freund muß ich Ihnen rathen, Ihre Stelle niederzulegen und ſich zu entfernen. Sobald der Landesherr die Sache erfährt, ſo muß er Ihrer Perſon ſich bemächtigen. Die Geſetze erklären den Prinz für unverletzlich. Ich kann nichts, als Sie beklagen.“

Hardenberg iſt erſtarrt, er macht eine Verbeugung, eilt nach Hauſe, ſchreibt um ſeinen Abſchied, erhält ihn und kehrt voll Wuth und Trauer nach Deutſchland zurück. Hier trennt er ſich förmlich von ſeiner verbrecheriſchen Gemahlin. Sein Vermögen iſt durch den Verluſt der mit ihr erheiratheten Güter zerrüttet, wie ſein Gemüth; er verläßt ſein verhaßtes Vaterland; Geldmangel nöthigt ihn, fremde

Dienſte zu ſuchen. Schwere Aufgabe für einen geweſenen Miniſter! — Doch Hardenbergs Perſönlichkeit, ſeine Talente, ſeine Konexion — die ſeiner Familie — verſchaffen ihm die Protection des Herzogs von Braunſchweig. Der Herzog hat Mittel, ihn in das preußiſche Kabinet einzuführen. Gleich nach ſeiner Anſtellung werden die Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth ſeiner Adminiſtration übergeben.

Es iſt bekannt, daß Herr von Hardenberg über dieſe Provinzen mit Vaterſorge gewacht, Fabrikfleiß, Landökonomie, und jede Art von Induſtrie, in ihnen zu einer auffallenden Höhe getrieben hat, und ſeiner eignen Erklärung gemäß, in dieſen Beſchäftigungen den einzig tröſtlichen Erſatz, für den Untergang alles häuslichen Glücks, für den Verluſt einer, wenn gleich ſtrafwürdigen, doch noch immer geliebten Gemahlin, zu finden, ſich rühmte. Ihm dieſe Staaten entreißen, oder ſie zu trennen, hieß ſeine Puppe zerbrechen. Niemand zweifelt, daß die von Frankreich neu getroffene Zerſtückelung dieſer Provinzen, ein Grund, des tief und immer tiefer ſich einwurzelnden, für Preußen ſo verhängnißvoll werdenden Haſſes Hardenbergs gegen das franzöſiſche Gouvernement geweſen iſt.

Wenn dieſer Miniſter aber, ſcheinbar inkonſequent — eine gleiche Bitterkeit gegen England, wie gegen Frankreich, in ſich nährte — und dieſe beſonders bei der Beſitznahme von Hannover, und ſpäterhin durch ſeine Annäherung an Rußland, an den Tag legte — ſo möchte nach höchſt einfachen Conjekturen, der Grund ſeines Brittenhaſſes wohl in jener — unglücklichen Ballnacht zu ſuchen, und die königliche Hoheit leicht zu errathen ſeyn, welche in einer ſchnell vorüberrauſchenden Schäferſtunde — Preußen einen Miniſter — Frankreich ein Spielzeug — und ſich ſelber eine Furie erſchuf, die nur ihrer eignen Rachbegierde fröhnend, aus Millionen Wunden den Balſam tröpfeln ließ, der eine Einzige zu heilen beſtimmt war. —

Tacitus fordert, daß der Geſchichtſchreiber keine Verwandten, keine Religion, kein Vaterland habe. Der Nachtheil, der aus Partheilichkeit des Geſchichtſchreibers entſpringt — trifft vielleicht die Nachwelt — doch der Privathaß eines Miniſters! — Er iſt der Zerſtörer deſſen, was da iſt — Millionen ſeiner Zeitgenoſſen ſtehen händeringend an den Trümmern ihres Glücks — und klagen ihn an, als ihren Verderber! —

Die Ohrfeige.

Eine Ohrfeige bewirkte, daß Johann Georg, Kurfürſt von Brandenburg, zur reformirten Religion überging. Eine Ohrfeige, daß der Herzog von Pfalz Neuburg katholiſch wurde.

Eine Ohrfeige, die Guſtav Adolph dem jungen Herzoge, Franz von Lauenburg, in den Zimmern der Königin Mutter gab, hat zu noch größern Folgerungen Anlaß gegeben. Franz von Lauenburg verließ, nach der erhaltenen Beſchimpfung, Schweden, ging in öſterreichiſche Dienſte, und kehrte, als Guſtav Adolph 1630 nach Deutſchland kam — ſcheinbar verſöhnt zu ſeinem Könige zurück. Vergebens warnten Oxenſtierna und die Generale den argloſen König vor der Tücke des Lauenburgers. — Der Herzog war ſein Begleiter in der Schlacht bei Lützen — unmittelbar nach dem Tode des Königs in öſterreichiſche Dienſte zurückkehrend, und niemand kann ſagen, weſſen Mordgewehr die Kugel enteilte, die die tapferſte Bruſt zerſchmettert hat. Der Geſchichtſchreiber darf hier nur andeuten, und wer wagte an ſeiner Statt zu behaupten? —

Doch warum ſollte auch eine Ohrfeige weniger folgereich ſeyn dürfen als ein paar Handſchuh? — Nach Voltaire waren ſie es 1714, welche die Geſtalt von Europa umwälzten, einen großen Feldherrn in den Ruheſtand verſetzten, und den Utrechter Frieden herbeiführten.

So weltgebietend war nun freilich die Ohrfeige nicht, welche einſt im fürſtlichen Redoutenſaale zu Meiningen die Herzogin Mutter austheilte; aber ſie brachte doch den Duodezhof eines kleinen Despoten in Aufruhr und ſtörte einen luſtigen Maskenabend, von dem Erzähler dieſes, in höchſt eigner Perſon, mit — langer Naſe wieder nach Hauſe gehen mußte.

Ein ſchlankgewachſenes, vollbuſigtes, liebeglühendes Mädchen hatte in Leipzig einem Jünglinge ewige Treue geſchworen, und der Jüngling hatte mit pochendem Herzen, im ſeligſten Wahnſinne, den Schwur nachgeſtammelt; aber es ging ihm wie dem Schäfer in dem bekannten artigen Liede:

J'avois juré à ma maitresse
de l'adorer jusqu'au tombeau,
et sur la feuille d'un jeune ormeau
j'avois écrit la promesse;
mais par malheur, il vint un vent
adieu la feuille et les sermens.

Nun ſtand die verlaßne Ariadne allein, rang die Hände, jammerte, rief den Tod an, und beſchloß kurz und gut, wie Sappho, zu ſterben.

Doch da war kein leukadiſcher Felſen, keine Meerflut! „Hab' ich nicht einen Arm! hängen nicht da meines Vaters Piſtolen, rief ſie im taumelnden ſinnverwirrenden Wahne, ſetzte die blinkende Waffe an die Stirn. Der Schuß ging aufwärts. Nur die Haut war geſtreift — ihr Leben gerettet. Doch eine Narbe blieb, und nur ihr heruntergekämmtes, in braunen Wellen die kleine ſchneeweiße Stirn umkräuſelndes, Lockenhaar konnte ſie einigermaßen verbergen.

Ganz Leipzig war voll von dieſem Vorfalle; das Mädchen erhielt durch einen einzigen heroiſchen Akt, eine Celebrität — die zehn Bände Tragödien ihr nicht hätten geben können.

Auch zu den Ohren des Herzogs von Meiningen, den eine Spazierreiſe nach Leipzig führt, dringt die Erzählung. Es war gerade in der Periode, wo die Sagen der Vorzeit, wo Götz von Berlichingen in den Köpfen der Deutſchen ſpukten, und die Sehnſucht nach einer Zeit auflodern ließen, wo Liebe und Ritterthum Hand in Hand gingen, und Waffenklang und holde Minne, eine Muſik des Lebens ausmachten. Der Herzog von Meiningen und einige ſeiner fürſtlichen Nachbarn, thaten ſich beſonders durch Nachahmung alter Sitten und Gebräuche hervor. Man gab ſich altdeutſche Namen, man opferte den Wodan, gab Rittertourniere, an denen holde Jungfrauen die Siegenden krönten, ſogar einen Hofnarren oder witzigen Rath hielt ſich die Durchlaucht von Meiningen, mit dem er auf dem vertrauteſten Fuße lebte, während ſeine an altfranzöſiſche Hofetiquette gewohnte hochfürſtliche Mutter — begabt mit dem aufgeklärteſten Verſtande — nur ſelten des Zuſpruchs ihres Sohnes ſich rühmen konnte. Sogar die in heiliger Taufe von den hohen Eltern empfangenen Namen hatte der Herzog abgelegt, und ſeine Vertrauten mußten ihn bald Wittekind, bald Hengſt, bald Horſt oder Bruno anreden.

Das Leipziger Mädchen, mit der Narbe zwiſchen den großen, blauen, unſchuldigen Augen, war kaum unſerm Herzoge bei ſeiner Ankunft genannt, als er ſogleich nach ihrer Wohnung fragte, und keine Minute bis zu ihrem Anblick verſäumte. Sie ſehen und lieben — war eins. Auch ſie war von dem ſtürmiſchen Andringen des ſchönen Mannes bald überredet — ihre Trauer hinter ſich zu werfen — der Ungetreue war vergeſſen, der quaalvollſte Schmerz mußte unausſprechlicher Liebeſeligkeit weichen — und wer kann das tadeln? —

— „Bertha! Bertha!“ rief der glückliche Fürſt im Taumel ungeahndeter Wonne! „Einzig Geliebte! willſt Du mir folgen?“ —

— „Wohin Du mich führſt, mein Geliebter!“

— „Fort, fort aus dieſen Mauern, die Dir ſo verhaßt ſeyn müſſen.“

— „An Deiner Hand wäre die dunkelſte Oede mir Götteraufenthalt.“

— „Nicht dunkle Oede, ein reizendes Jagdſchloß ſoll Dein Aufenthalt ſeyn. Dein Bruno wird Dich dahin führen.“

— „O Bruno! Bruno! Wie ſoll ich ihn faſſen, den Wechſel von Quaalen und Freuden!“

— „Einzige! Bei Thuiskons und Herthas Andenken ſchwöre ich — nur Freude und Wonne ſoll auf Deinen Wegen lauſchen. Ehe zerſchmettere mich Wodans Donner, ehe ich Dich verlaſſe! unerſchütterlich, wie unſre Eichen, iſt mein Gefühl für Dich. Du biſt zwar keine Fürſtentochter, aber Du haſt ihr Gemüth — an Deiner Seite werde ich ruhig den Walkyren trotzen.“

Doch Thuiskon und Hertha, bey deren Andenken die von ſüßen Wahnſinn Berauſchten ſich ewige Treue ſchwuren, ſahen nicht lächelnd auf ſie herab; der Herzog war vermählt, und Hertha ſegnet nur Gattenliebe.

Der Herzog klingelte, und da Niemand hörte, rief er mit donnernder Stimme:

— „Ottokar!“

Der Kammerdiener, welcher dieſen Namen hatte annehmen müſſen, erſchien.

— „Was befehlen Ihro Durchlaucht?“

— „Die Pferde! Nach Waſingen, auf mein Luſtſchloß!“

— „Nicht nach der Reſidenz, zu den durchlauchtigſten Fürſtinnen?“

— „Thu was ich dir befehle! Schnecke — du ſäumſt! Hurtig! Mache daß wir fortkommen!“

Im leichten Wagen, von vier ſchnellfüßigen Iſabellen gezogen, rollten die Liebenden durch das herrliche Frankenland. Das Jagdſchloß, welches der Herzog ſeiner neuen Geliebten beſtimmte, war, wenn gleich auf das reizendſte angelegt, doch noch nicht völlig eingerichtet; der Fürſt beſchloß alſo, die dazu noch gehörigen ſechs oder acht Wochen mit dem ſüßen Geſchäfte auszufüllen, ſeiner theuern Bertha — jedes romantiſche Plätzchen ſeines Gebiets zu zeigen. Bald zu Fuß, bald zu Roß oder Wagen wallfahrtete das ſchöne Paar — von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf faſt abentheuerlich einher. Bertha oft in Mannskleidern, die der Herzog an dem ſchlanken Mädchen mit großem Wohlgefallen ſah, wie überhaupt jedes, was vom Gewöhnlichen abſtach.

Mit jeder Minute entfaltete die holde Bertha neue Reize eines kindlichen noch unverdorbenen Gemüths, und der Herzog fühlte ſich an ihrer Seite mit Entzücken in die heiligere oft geträumte Heimathswelt ſeiner Knabenträume verſetzt. Oft wenn ſie ſo neben einander durch das Dunkel der Wälder ritten, und vom Gebirge herab in ſanftumkränzte Thäler gelangten, rührte ihn Berthas ſüßes Geſpräch, ihre fromme Freude über die, in unendlicher Zier vor ihnen ſich ausbreitende Gegend, bis zu

Thränen. Es war gerade in den Tagen, wo der Frühling wie ein königlicher Jüngling auf den grünen Matten ruht, in ſüßer Trunkenheit ſein ewig raſtloſes Drängen an Blüthen, Knospen und Halmen einhält, gleich als wolle er nur einen Augenblick Zeit gewinnen, in holdem Anſchaun ſeiner ſelbſt zu verweilen.

Noch immer zu früh kam den Umherſtreifenden die Nachricht, daß in Waſungen zu ihrem Empfange nun Alles bereit ſey. Trumphirend führte der Herzog ſeine Geliebte durch die blanken Gitterthore wie einen lieblichen fremden Vogel in ſeinen ſchön geſchmückten Käfig — um nun eilig zu ſeiner Gemahlin und Mutter zurückzukehren, von denen er erwarten konnte, daß ſie ihn über ſeine lange Abweſenheit gar ſcharf und ausführlich vernehmen würden.

Das poetiſche Leben hatte nun für eine Weile wieder einmal ein Ende. Die Räthe kamen ernſthaftem Geſichts — mit Kammer-

und Kriminalberichten, mit Rechnungen und Klagen — ihrem Regenten den Kopf warm zu machen. Außerdem aber ärgerten ihn die höhnenden Seitenblicke der Kammerfräulein, die neugierigen Mienen der Hofſchranzen — und vor allen die ernſthaft ſpähenden Augen ſeiner Gemahlin und Mutter. Wirklich konnte ihnen der Herzog oft ſelbſt mit der geſchickteſten Wendung nicht ausweichen. Wirklich ſtand er oft in knabenhafter Verlegenheit im Angeſichte des ganzen Hofes, wenn beſonders die Herzogin Mutter ihn durch eine Reihe von Fragen über die Städte und Dörfer, welche er auf ſeiner Irrfahrt berührt habe, abſichtlich zu verwirren ſuchte. Wie mochte auch wohl ein fürſtliches Abentheuer verſchwiegen — in einer kleinen Reſidenz unausgeſpäht bleiben? — Längſt war der ganze Hof von jedem Nebenumſtande unterrichtet. Und Bertha in Waſingen hatte gewiß nicht einen Blumenſcherben vor ihrem Fenſter, von dem die fürſtlichen Frauen nicht Kunde erhalten hätten.

Doch ſo lange es nur zu keiner direkten Erklärung über ſein Geheimniß kam, ſo war der Herzog zufrieden — und gern ließ er ſich die Verweiſe durch Mienen von Seiten der Mutter — die Klagen, durch feucht zum Himmel aufblickende Augen, von Seiten der Gemahlin gefallen, wenn er nur unter dem Vorwande der Jagdliebhaberei, ſein Liebchen — das jedesmal, als ein netter Jägerburſche verkleidet, ihm entgegengeritten kam, wöchentlich einmal beſuchen, und wenn auch nur wenige Stunden — an ihren ſüßen Küſſen ſich laben konnte.

Doch damit war die zärtliche Bertha nicht zufrieden. Der Herzog hatte ſie verwöhnt. Sie beſtand darauf, es nicht länger hier in Waſingen allein aushalten zu können, er dürfe ſie entweder nicht wieder verlaſſen, oder müſſe ſie mit ſich nach Meiningen nehmen.

„Gedulde Dich,“ tröſtete der Herzog ſein Mädchen, als er zu Ende des Herbſtes einſt mehrere Tage auf dem Jagdſchloſſe bei der Geliebten verweilte, „nur noch wenige Wochen. Das Jahr geht zu Ende. Wenige Wochen noch, und wir haben in der Hauptſtadt Redouten. Dann kannſt Du getroſt ſelbſt in der Reſidenz erſcheinen. In der fremden fantaſtiſchen Tracht läßt Du Dich in die Stadt fahren — unerkannt trittſt Du in den Ballſaal — ungehindert dürfen wir mit einander ſprechen. — Wir ſtehlen uns fort — ich nehme Dich mit auf meine Zimmer, und während mein ganzer Hof, gewöhnt den Fürſten an Maskeraden, wie Chamäleon, in hundert verſchiedenen Geſtalten zu ſehen, mich unter den Tanzenden vermuthet, feiern wir eine ſelige Nacht, und noch vor Anbruch des Tages biſt Du ſchon wieder auf dem Wege nach Wafingen.

— „Das klingt wohl alles recht ſchön,“ ſagte Bertha, „iſt dann doch aber nur immer ein Tag — und ich bleibe einſam. Nein, Geliebter, laß uns auf Mittel denken, mich ganz in deine Nähe zu ziehn.“

— „Mir fällt etwas ein, Mädchen. Du trägſt ja ohnehin faſt immer Männertracht, Bertha! So einzig kleidet ſie Dich! Gieb Dich in Meiningen für einen Mann aus. Komm ſo an den Hof. Bei Gott! ich weiß kein ander Mittel, uns zu vereinigen, meine Mutter, meine Gemahlin zu täuſchen, dem elenden Geklatſch des Hofgeſindes ein Ende zu machen.“

— „Mein Gott, wird das gehen?“ —

— „Warum nicht, Du biſt der Baron — Stoll, kommſt von Schleußingen, und verlangſt bei Hofe vorgeſtellt zu werden.“

— „Aber, meine Geſtalt, meine Stimme, das allein wird mein Geſchlecht verrathen.“

— „Du erſcheinſt in Jagduniform, haſt Stiefeln und Sporen, und läßt Dir hohe Abſätze machen.“

— „Und wenn man nach meiner Familie frägt?“

— „Deine Eltern ſind in früher Kindheit geſtorben, Du biſt bei Deinem Vormunde ohnweit Meißen erzogen.“

— „Aber der Hofmarſchall — durch ihn muß ich ja gemeldet werden, ich weiß durchaus nichts von Hofetiquette, wie werde ich vor dieſem beſtehen?

— „Auch das iſt Kleinigkeit. Du reiteſt morgen Abend in die Stadt, trittſt in dem Gaſthofe ohnweit des Schloſſes ab, ſchickſt am folgenden Morgen zum Herrn von Ziefar, und meldeſt ihm, Du ſeyſt angekommen und wünſcheſt den Fürſten zu ſprechen, deſſen perſönliche Bekanntſchaft Du ohnlängſt in Leipzig gemacht habeſt. Dieſer giebt mir ſogleich Nachricht, ich befehle, Dir meinen Hofwagen zu ſchicken, Dich zur Tafel einzuladen. Noch vorher erwähne ich Dich bei den Fürſtinnen, nenne Dich meinen Freund, meinen Waffengefährten. Du giebſt, wenn man zur Tafel geht, meiner Gemahlin den Arm, ſprichſt von Leipzig, von

Studenten, Theater, das übrige überlaß mir getroſt. — Noch Eins! Nimm Dich vor meiner Mutter in Acht, die hat Verſtand wie der Teufel.“

— „Heiliger Gott!“ ſeufzte Bertha, „Du machſt mich ſchon im Voraus zagen — ich bleibe lieber zurück.

— „Nein, das durchaus nicht,“ ſprach der Herzog und ſchloß ſie in ſeine Arme. „Aber weißt Du was wir thun, Liebe? wir warten bis zum nächſten Hoffeſte, dem Geburtstage meiner Mutter, der in zwei Monaten eintrifft, und, wie gewöhnlich, mit dem erſten Maskenballe gefeiert wird. Bis dahin haben wir Zeit, die nöthigen Anſtalten zu treffen — und, nicht wahr? das glänzendſte Feſt belohnt meine Bertha für den Zwang weniger Stunden! — Schlag ein, Bertha! dabei muß es bleiben. Jetzt muß ich fort. Heute gilts vorſichtig ſeyn.“

Wie immer mit heißen Küſſen und Thränen riß Bertha auch heut von dem Herzoge ſich los, doch trocknete ſie die Augen bald wieder, und holdes Lächeln umzog den ſchönen Mund, wenn ſie der Scene gedachte, die ihr bevorſtand.

Zu rechter Zeit hatte der Herzog einen Vertrauten mit den nöthigen Kleidern für Bertha nach Waſingen geſchickt, worunter auch ein prachtvoller Redoutenanzug ſich befand, an dem ſich vorläufig die ſchönen Mädchenaugen des Pſeudobarons recht ſatt ſehen ſollten. Denn nichts geringeres ſollte ſeine Geliebte auf dem Maskenballe vorſtellen, als die Göttin Freia ſelber, während der Herzog den Wodan ſich vorbehielt — wobei er des doppelten Spiels ſich erfreuen wollte, ſeinen Hof durch zwiefaches Blendwerk zu foppen. Dann erſt ſollten die argloſen Fürſtinnen die Beiſchläferin des Regenten an der Tafel neben ſich dulden müſſen, und dann ſpäterhin auch auf der Redoute, in der den Herzog begleitenden Maske, den nämlichen Baron Stoll treuherzig wieder begrüßen, dem Mittags der Platz an ihrer Seite vergönnt war. Doch der Fürſt ahndete nicht, daß die fürſtlichen Frauen, in gerechtem Zorne, den Herzog in ſeine eigne Falle lockten, und ihm die Schmach zu vergelten geſonnen waren, die er ihnen ſelber zuzudenken ſich erfrecht hatte.

Der merkwürdige Tag war erſchienen. Sorgfältig genug hatte Baron Stoll ſeine Toilette gemacht; die ſchöngeſchwungnen Augenbraunen dunkler gefärbt; Wangen und Kinn mit entſtellendem Braun geſchwärzt. Auch die Narbe that ihre Dienſte. Doch nicht ohne Herzklopfen ſtieg das arme Mädchen in den Wagen, ſo ſehr ſie auch den Rath ihres Geliebten befolgt hatte, ja vorher nicht des Rheinweins zu ſchonen, den er ihr eigends zu dieſem Zwecke überſendet habe.

Der Hofmarſchall, als der Fremde ihm gemeldet wurde, lächelte verſtohlen, doch wohl auf ſeiner Hut, hielt er ſeine Zunge im Zaum, und eilte, den Neuangekommnen bei dem Herzoge einzuführen. Der Fürſt, der jetzt zum erſtenmale in Staatskleidern mit hofmäßigem Anſtande, den großen Federhut unter dem Arme, vor Bertha da ſtand, hätte die Zagende vielleicht am allererſten außer Faſſung gebracht, doch die Flügelthüren rauſchten, beide Fürſtinnen in vollem Glanze traten hervor. Bertha ermannte ſich. An der Hand des Herzogs, der ſie dem verſammelten Hofe als einen jungen Mann von Verdienſten präſentirte, beugte ſie ſich tief zur Erde, mit feſter Stimme einige wohlgeſetzte Worte ſagend — die ſie wahrſcheinlich auswendig gelernt hatte. Die Fürſtin Mutter ſahe ihr lange und ernſt ins Geſicht, dann trat ſie zu ihrem Sohne, während der zitternde Baron der Gemahlin des Herzogs den Arm reichte, und auf dem Wege zur Tafel keine andere Beſorgniß hegte, als die Furcht, daß das Beben ſeines Arms ihn der Fürſtin verrathen möchte.

Die Unterhaltung bei Tafel war ſo eingerichtet, wie der Fürſt es gewollt hatte, und alles lief glücklich ab.

Kaum war der Hof nach aufgehobnem Mahle auseinandergegangen, als die Herzogin Mutter den Hofmarſchall auf ihr Zimmer rufen ließ, unter vier Augen lange mit ihm ſich beſprechend, während der Herzog bei ſeiner Geliebten im Gaſthofe war, ſich des Gelingens ſeiner Ungebühr eben ſo ausgelaſſen erfreuend, als Bertha, von dunklen Ahndungen ergriffen, die Größe ihres Wageſtücks bereute, und ſich der tiefſten Niedergeſchlagenheit nicht erwehren konnte. Vergebens tändelte der Herzog an den ſchönen Körper herum, ſie duldete ſtill, daß er ihr die Stiefeln auszog, dann den Rock und die Weſte, wobei er ſie auf das dringendſte bat, das neue prachtvolle Maskenkleid doch nur wenigſtens anzuverſuchen. Sie that, was er begehrte, doch ohne ſich enthalten zu können, ihren

Geliebten über das Gefahrvolle ihrer Lage die beweglichſten Vorwürfe zu machen, die der Herzog, trunken vom Anſchaun ihrer Lieblichkeit, mit dem regſten Muthwillen verlachte.

In der Stadt war es indeß außerordentlich lebhaft geworden, und eine außerordentliche Menge von Fremden füllten Gaſthöfe und Straßen, ſämmtlich von der Redoute nach der Reſidenz gelockt. Auch Referent ſtand mit einer Geſellſchaft von vier Perſonen, im Gaſthofe zum ſchwarzen Bären, und wartete ungeduldig auf Masken und Handſchuhe.

Der Wirth erzählte uns, daß er, um dies Requiſit herbeizuſchaffen, gezwungen ſey, zur Gemahlin des Oberſtallmeiſters von * * * zu ſchicken, welche ſich die Lieferung zugeeignet habe. Nicht lange hernach erſchien ein feines Mädchen und brachte Dominos, Handſchuhe, Federhüte und jedes gewöhnliche Ballerforderniß — zu unmäßigen Preiſen. Man wollte

wollte handeln; aber das ſchöne Kind behauptete, ihre Herrſchaft habe beſtimmte Preiſe. Was war zu thun? — Ihro Gnaden hatten das Monopol, und wir mußten bezahlen.

Endlich zogen wir beſchuht, masquirt und völlig geſchmückt nach dem Ballſaale, der heut, wie man uns ſagte, durch die glänzendſte und pomphafteſte aller Erſcheinungen, durch Wodan und Freia ſelber, verherrlichet werden würde. Die Rolle des Gottes habe der Herzog ſelbſt übernommen, die der Freia ein wunderſchöner fremder Baron, auf den die Damen in unſrer Geſellſchaft vorzüglich neugierig waren.

Die Verſammlung ward reich und glänzend, doch ſäumte der Hof zu erſcheinen. Lange trieb man ſich erwartend herum, bis Wodan und Freia ankamen. Doch da die Tänze nicht eher zu beginnen pflegen, bis der ganze Hof verſammelt iſt, ſo langweilten ſich auch jetzt noch die Masken und ſuchten ihre Ungeduld durch Chocolade und Punſch zu übertäuben, ſich mit Ungebühr um die Schenktiſche drängend. Plötzlich hörte man in der Mitte des Saals eine zarte Weiberſtimme laut aufſchreien. Freia lag zu Boden; eine gewaltige Ohrfeige, die aus einem dicht verhüllenden ſchwarzen Domino hervor ein blendend weißer mit koſtbaren Armſpangen verzierter Weiberarm dem Pſeudobaron verſetzt hatte, brachte den ganzen Saal in Aufruhr. Die Muſik verſtummte. Der Schenktiſch ward leer. Die Masken liefen durch einander. Wodan verſchwand. Der übrige Hof ließ keine Spur von ſich ſehen. Immer leerer wurden die Säle, kaum noch ein Dutzend Masken irrten umher, da kam der Hofmarſchall mit noch einigen Kavalieren und errichteten — die noch Anweſenden zu entſchädigen — eine Pharao-Bank.

Die Herren ſprachen von einer den hohen Herrſchaften plötzlich zugeſtoßenen Unpäßlichkeit — ſuchten uns eine Lüge aufzuheften und zugleich unſre Börſen zu leeren. Aber nicht unbekannt mit den Künſten des Komus und der Fortuna bemühten wir uns, unſre Reiſe und Ballkoſten von ihnen wieder zu erhalten — und um vier Uhr morgens empfohlen wir uns den ſich hinter den Ohren kratzenden Hofſchranzen, und fuhren aus einer Reſidenz, wo uns abwechſelnd Spaß, Aerger, und zuletzt noch volle Geldbeutel zu Theil geworden waren.

Unterwegens brachten die Damen aus unſerer Geſellſchaft die Hiſtoria: wie der ſchönſte Hof- und Maskenball zu Grunde gerichtet ward — in eine Ballade, die ſie Bruno und Bertha betitelten; und dies Gedicht belehrte uns, wie es weiblicher Neugier auch hier gelungen war, was uns Männern zu erforſchen leicht nicht möglich geweſen wäre, nämlich: die — eben erzählte Geſchichte: —

Das herzogliche Abentheuer mit einem leipziger Mädchen, und die energiſche Art, womit eine edle Fürſtin die Verhöhnung rächte, mit der ihr Sohn den Verſuch wagte, ſeine ſchöne **Buhle in die Zirkel des Hofes** einzuführen.

Karl Eugen,

Herzog von Wirtemberg.

Karl Eugen, der älteſte von drei Brüdern, die alle drei in einem Zeitraume von ſechzig Jahren dies Fürſtenthum beherrſchten, war ein durch ſeine Fehler wie durch ſeine Tugenden gleich ausgezeichneter Menſch. Bald Soldat, bald Schullehrer, bald Künſtler, bald Regent, bald Landesvater, bald Despot, machte ihn beſonders ſeine Zudringlichkeit gegen die Frauen ſeines Hofes zum Schreckbild aller Väter und Ehemänner.

Ueber hundert und zwanzig Kinder, die er allein mit gemeinen Dirnen erzeugte, drückten das Land; doch gern würde dies mancher ſeiner Miniſter und Räthe ruhig mit angeſehen haben, wenn er nur ihre eignen Gattinnen und Töchter in Ruhe gelaſſen hätte.

Einer der ehrwürdigſten und biederſten aus der Zahl dieſer Männer war der geheime Rath von Volkſtädt, ſchon faſt ſeit einem halben Jahrhundert hindurch in Dienſten des fürſtlichen Hauſes. — Zu ſeinem Unglücke ward dieſem trefflichen Manne noch in ſpäten Jahren, nach langer kinderloſer Ehe, von ſeiner Gattin eine Tochter geboren, die bald zur blendendſten Schönheit heranwuchs.

Julie von Volkſtädt war lebhaft, eitel, ſinnlich, von den über ſo ſpäten Eheſegen hocherfreuten Eltern verzogen. Fürſt Karl ſah ſie, entbrannte, ließ ſie gewaltſam entführen und auf ein nahgelegenes Jagdſchloß bringen. Er war Fürſt, jung, wohlgebaut, ſprach viel und gut — das Fräulein ſchwach. Sie fiel, und nach einer kurzen Verborgenheit, während welcher die Eltern ſich über das Verſchwinden ihres einzigen Kindes der troſtloſen Verzweiflung überließen, mußte Herr von Wolkſtädt die noch zermalmendere Schmach erleben, ſeine Tochter als Maitreſſe des Fürſten wieder auftreten zu ſehen. Ohne Scheu zeigte ſie ſich dem Hofe in der Farbe ihres Verführers — hellblauſeidne Schuhe war das Abzeichen der fürſtlichen Maitreſſen am wirtembergiſchen Hofe. Geblendet von dem Schimmer, der ſie umgab, übertäubt von dem Geräuſche des Hoflebens ſchien es ſogar gleichgültig von Julien mit angeſehen zu werden, daß ihr grauer Vater den Fürſten um ſeine Entlaſſung bat, und kummergebeugt auf ſeine Güter eilte, wohin auch ſeine Gemahlin ihm folgte, um nur nicht Zeuge von Juliens Schande zu ſeyn.

Der Wankelmuth des Fürſten wurde indeß frühzeitig genug des Fräuleins rächende Nemeſis; eine andere reizte ſeine Sinnlichkeit. — Julie von Wolkſtädt, ſchon früherhin durch Eitelkeit, Laune und manchen andern Zug eines nicht preiswürdigen Karakters, ihm widerwärtig geworden, ſollte durch eine Heirath ihm aus dem Wege geſchaft werden. Es fehlte nicht an Hofbedienten, die mit einem beträchtlichen Brautſchatze das reizende Fräulein ſowohl, als auch die Bürde, welche ſie bereits trug, dem Fürſten abgenommen haben würde; doch ſo läſtig war die Geliebte nun plötzlich ihrem Verführer geworden, daß er ſie nicht weit genug von ſich entfernen zu können glaubte. In der tiefſten Verborgenheit des Landlebens, außer aller Verbindung mit ſeinem Hofe, wollte er ſie ſehen, deswegen fiel ſeine Wahl auf Eduard von Schilling — dem ehrliebendſten, trefflichſten, gebildetſten — aber auch ärmſten Edelmanne im ganzen Lande, deſſen Vater, ein achtzigjähriger Greis in des Fürſten Dienſten, zwanzig Meilen von der Reſidenz, Oberforſtmeiſter war.

— „Hör Er,“ ſagte Karl, „Er nimmt das Fräulein — wird Jagdjunker — und ſeinem Vater adjungiert.“

— „Ihro Durchlaucht Maitreſſe? Meine Ehre — — —"

— „Von der läßt ſich nicht eſſen."

— „Ihro Durchlaucht! wollen Sie meine Schande?"

— „Iſt Einbildung."

— „Die Verachtung der Welt?

(Der Fürſt lacht.)

— „Meine Ahnen — —"

— „Sind todt."

— „Gott! mein Gefühl empört ſich — —"

— „Trink' Er ein Glas Wein mehr."

— „Und mein Vater, Ihro Durchlaucht?"

— „Muß wollen."

— „Gezwungen? Unmöglich!"

— „Mit einem Worte — ich will's, Er muß. Und wenn Er ſie nicht nimmt, ſo iſt Er entlaſſen ſammt ſeinem Vater. Dann könnt Ihr von der Ehre zehren."

Mit dieſen Worten wandte ihm der Fürſt den Rücken. Eduard ſtand wie eine Bildſäule, das tiefe herrliche Auge feſt in den Boden gewurzelt. Wer malt die Furien, die ſich ſeines Innern bemächtigten? — Auf der einen Seite den alten achtzigjährigen Vater brodlos — in's Elend geſtoßen — Mutter und Geſchwiſter, die händeringend das Haus verlaſſen. Er ſelbſt aller Ausſichten für die Zukunft beraubt — ohne Mittel die Seinigen zu ernähren. — Auf der andern, eine ehrloſe, verſpottete Frau, das Verhöhnen ſeiner Kameraden, die Verachtung der Welt! —

— „Hat Er ſich bedacht?“ Mit dieſen Worten trat der Fürſt wieder zu dem noch immer in tiefen Sinnen verlornen jungen Mann.

Keine Antwort.

— „Nun, Er weiß einmal meinen Willen — bis übermorgen geb' ich Ihm Bedenkzeit. Entweder! Oder!“

Am Abend war Cour angeſagt. Eduard kam etwas früher, und als die Hofleute ſich verſammelt hatten, trat er hervor, und bat ſie, einen Kreis um ihn zu ſchließen, und ſeinen Vortrag aufmerkſam zuzuhören.

Sie näherten ſich mit geſpannter Erwartung, denn der Kammerjunker hatte den Ruf eines entſchloſſenen, rechtlichen und ehrliebenden Mannes, Niemand ahndete was kommen ſollte.

Meine Herren, ſagte der Jüngling mit einer hohlen tiefen Stimme, Sie ſehen mich in der quaalvollſten Lage. Ich bedarf Ihres Rathes, — Sie ſind Männer, Ihr Urtheil ſoll den Jüngling beſtimmen.

Sie kennen meine Verhältniſſe und die meiner Familie. Sie wiſſen, daß ich einen Vater habe, der achtzig Jahr alt iſt, kein Vermögen beſitzt, nur ſeine Gage als Oberforſtmeiſter.

Der Fürſt befiehlt, daß ich die Volkſtädt heirathen ſoll; — im Weigerungsfalle bin ich entlaſſen und mein Vater verliert ſeinen Dienſt. Was rathen Sie mir? Kann ich ſie heirathen, ohne ein Schurke zu ſeyn? — werden Sie mich nicht als einen Ehrloſen verachten, wenn ich es thue?

Eduards Augen funkelten, ſeine Bruſt hob ſich, krampfhaftes Zittern ergriff ihn. Eine allgemeine Stille herrſchte in dem Saale; niemand antwortete.

— „Kann ich ſie heirathen?“ fragte lauter Eduard noch einmal, ſein Blick ruhte mit furchtbarem Ausdrucke, auf den ihn umſchließenden Kreis.

Man zuckte die Achſeln, und ſah gen Himmel. Viele hatten Thränen in den Augen.

— „Ich verſtehe Ihre Antwort, ſagte Eduard, und werde handeln.“

Raſch verließ er den Saal, eilte nach Hauſe, und ſchrieb mit bebender Hand wenige Zeilen an ſeinen Vater. Mit erkünſtelter Ruhe ging er dann wieder in das Schloß zurück, lehnte den ihm beſtimmten Platz am Spieltiſche ab, und wartete, ruhig an einen Pfeiler gelehnt, auf Gelegenheit den Fürſten zu ſprechen.

Der Herzog ſpielte nicht, ſondern wanderte, wie gewöhnlich, mit auf dem Rücken übereinander geſchlagenen Händen, in den Zimmern umher, im ſtolzen Selbſtgefühle hier eine Statue, dort ein Gemälde betrachtend — denn mit Recht konnte er ſich als den Schöpfer dieſer Bildungen anſehen — ſo königlich belohnte er das Verdienſt, ſo kraftvoll pflegte er des aufkeimenden Talents, ſo viele aufblühende Kunſtſchöpfungen verdankten ihm ihre Entfaltung. So bemerkte er den Kammerjunker, welcher ſich ihm zu nähern ſchien, dem er nun winkte und mit ſich in ein Seitenkabinet nahm.

— „Hat Er ſich entſchloſſen?“

— „Ja, Ihro Durchlaucht!“

— „Nun, wenn er vernünftig iſt, ſo hör Er was ich thun will. Die Volkſtädt behält Alles bis auf die Juwelen. Er wird Oberforſtmeiſter, ſeinem Vater zur Seite geſetzt, — Kammerherr mit Gage, und ich ſtatte die Braut aus. Iſt Er zufrieden.“

— „Völlig! Nur um eine Gnade bitte ich Eure Durchlaucht.“

— „Laß Er hören.“

— „In meinem Hauſe unbeſchränkt mein eigner Herr zu bleiben.“

— „Das iſt's Alle?“

— „Bei Gott, ja!

— „Das verſprech ich Ihm.“

Der Fürſt reichte ihm die Hand, und wollte ſich entfernen; doch der Kammerjunker ergriff ſie noch einmal mit Ungeſtüm, drückte ſie an die kalten verzweiflungsvoll zuſammengepreßten Lippen, und konnte ſein Gefühl nicht länger zurück halten.

— „Ich ſchwöre Eure Durchlaucht, rief er, und Thränen brachen aus ſeinem Auge hervor; ich ſchwöre, Fräulein von Volkſtädt zu ehlichen. Meinen Namen ſoll ſie führen, — nie will ich ihr die ſchuldige Treue verletzen; — aber nie werde ich ihren Leib berühren, nie wird ſie in meiner Umarmung ruhen — kein Wort, kein Blick wird ihr Liebe heucheln — und in ihr — bin ich dem ganzen Geſchlechte abgeſtorben!“

— „Er iſt ein Narr! das wird ſich von ſelbſt finden. In drei Tagen iſt Eure Hochzeit.“

Man ging zur Tafel.

Beim Deſert brachte der Fürſt die Geſundheit des Brautpaars — das Fräulein erröthete, ein leichtes Zucken überſlog das bleiche Geſicht des Bräutigams.

Man belachte verſtohlen, man ſeufzte, man beneidete auch wohl gar den unglücklichen Eduard.

Der Hochzeittag erſchien, Fürſt Karl ließ mehrere Gemächer des Schloſſes auf das geſchmackvollſte verzieren. Duftende Orangenbäume ſtanden in den Niſchen des Salons, lebendige Blumengewinde, mit Fruchtſchnuren durchwunden, faßten die hohen Geſimſe ein. In einen mit hohen Spiegeln ausgetäſelten Seitenzimmer war ein geſchmackvoller Altar errichtet, und ihm gegenüber waren auf einem Tiſchchen die koſtbarſten Gefäße von Porcellan und Silber aufgeſtellt, mit denen der Fürſt die neue Haushaltung des jungen Ehepaars geſchmackvoll bereichern wollte. Jetzt kam die gefürchtete Stunde; der Herzog führte die Braut, an der Hand des Oberkammerherrn folgte ihr Eduard in ſchön geſtickter Jagduniform, und rührend kontraſtirte das heitre Grün, gegen den matten Ausdruck ſeiner edlen Geſichtszüge, gegen die tiefen Schatten, welche ſeine ſchönen Augen umzogen hatten. Man ſtellte ſich vor den Altar — der Prieſter ſprach die Weihe — die Braut erhielt aus der Hand

des

des Fürſten den Solitair, welchen ſie an das Bräutigams Finger ſteckte, von dem ſeinigen eine ähnliche Gabe empfangend.

Die Ringe waren gewechſelt, doch nicht die Herzen. — Schaam deckte das Geſicht des Fräuleins — Eduards Geſicht ſtumme, kalte Verzweiflung. Ein prächtiges Souper folgte, mit dem glänzendſten Balle beſchloſſen, und nach Mitternacht führte der Herzog das Paar in die auf ſeinem eignen Schloſſe ihm bereitete Brautkammer.

Eduard empfing ehrfurchtsvoll aus der Hand des Fürſten die des Fräuleins, machte eine tiefe Verbeugung — und begab ſich in ein nahgelegenes Bedientenzimmer, das er ſorgfältig hinter ſich abſchloß. Sein Lager hatte er aus ein paar Stühlen eingerichtet. Die Braut zerfloß in Thränen — legte ſich kummervoll auf ihr einſames Bett, und ſeufzte ſchlummerlos den Morgen heran.

Mit Tagesanbruch war Eduard wieder auf den Füßen, und erwartete ruhig, bis das Zimmer ſeiner Gemahlin geöffnet wurde.

— „Ihren Arm" war alles, was er ſagte. — Ein Wagen hielt, und brachte die jungen Eheleute in ihre Wohnung, wo Eduard ſeiner Gattin durch den Bedienten ihre Zimmer anweiſen ließ.

Mit Ablegung von Beſuchen, mit allerhand Einrichtungen, die nahe Abreiſe vorbereitenden Geſchäften, verfloſſen mehrere Tage, dann erhielt der neue Kammerherr ſeine Beſtallung nach L * * * und den Befehl, ſich unverzüglich an den Ort ſeiner Beſtimmung zu begeben. Kalt und ſtumm ſaßen die Gatten im Reiſewagen neben einander — „ſie hat deine Ehre — deines Vaters Ehre gemordet," das waren die Worte, welche aus Eduards tiefgefurchter Stirn zu leſen waren, und hier Niemals erlöſchen ſollten.

Der liebenswürdigſte Mann war in einen Wüthrich verwandelt. Wenn ſeine Gemahlin ihn anreden wollte, ſo wendete er ihr den Rücken, weinte ſie, ſo pfiff er; — lag ſie, von innern Schmerzen zerriſſen, krank und in Fieberhitze auf dem Sopha, ſo ſtürzte er hinaus, befahl ſeine Pferde zu ſatteln, und wildes Jagdgetös mußte die Furien in ſeinem Innern übertäuben. Menſchenfeindlich floh er den Zuſpruch von Freunden und Bekannten. Oft fanden ihn ſeine Jäger noch in ſpäter Nacht weit hinter dem Walde hinaus auf einem einſamen Felsrücken ſitzen, die Augen ſtarr auf den See gerichtet, der unter ſeinen Füßen ſich ausbreitete.

Seine Untergebnen liebten ihn. — Jederman — ſelbſt ſeine Hunde, waren glücklich unter ſeiner Herrſchaft, nur nicht er ſelber und ſeine Gattin.

Und nach funfzehn Jahren einer freudenloſen Kloſterehe zeigte ihr abgeharmtes Geſicht jedem nähern Beobachter, daß bei tiefer Verdorbenheit — Gefühl in Juliens Innern gewohnt hatte. Sie trauerte mehr über den dem Wahnſinne zueilendem Gemüthskummer ihres Gemahls, als über ihr eignes Elend.

Noch zeigte der majeſtätiſche Wuchs, das große ſprechende Auge und der Fuß von ſeltner Schönheit — Trümmer der Reitze, welche zwei achtungswürdige Familien unglücklich gemacht hatten.

Die Fürſten Panynsky.

Selten rächte ſich frevelnde Gleichgültigkeit gegen die heiligſten Naturbande ſo fühlbar, als an den drei letzten aus dem fürſtlichen Geſchlechte dieſes Hauſes.

Fürſt Panynsky, ehemaliger Kronſchatzmeiſter von Polen, Inhaber zweier königlichen Regimenter und Erbe großer Reichthümer an Burgen, Gefällen und Aeckern, war Vater zweier Söhne — Alexanders und Joſephs — die gleich dem Eſtrich, das durch Moor und Schutt am halbverfallnen Gemäuer ſeiner fürſtlichen Burg hinaufrankte, in roher Wildheit emporwuchſen.

Ohne Lehrer und Aufſeher blieben die Knaben, und geſellten, in den von tobenden Luſtbarkeiten widerhallenden Schlöſſern ihres Vaters, ungehindert ihr wildes Geſchrei zu dem Bellen der Koppelhunde, zu dem Wiehern der Pferde. Jeder Ausbruch tollen Knabenübermuths war ihnen vergönnt, bis endlich der Vater auf den Gedanken verfiel, aus Frankreich einen Erzieher für ſeine Söhne zu verſchreiben, wie er von dort her ſeinen Wein verſchrieb.

Der neue Hofmeiſter — Abbee Baudin — kam an, ein feiner, geſitteter, rechtlicher Mann, der indeß kaum vier Tage unter einem Dache mit ſeinen Zöglingen zugebracht hatte, als es ihm — unter ihnen vorkam — wie weiland dem Herkules in den Ställen des Augias. Auf den väterlichen Gütern, unter dem Getümmel wilder Zechbrüder, mit denen der Kronſchatzmeiſter ſorglos ſeine Gelder verpraßte, ohne an die Zukunft, ohne an das

Looſ ſeiner Nachkommen zu denken — die Humaniſirung dieſer rohen Sarmatenbrut zu vollenden, war unmöglich.

Der Abbee zog es alſo vor, mit ſeinen Eleven nach Straßburg zu gehen, mußte aber auch hier es geſchehen laſſen, daß ſie in Kaffee- Wein- und Spielhäuſern bald einheimiſcher waren, als in den Kollegien.

Es hatten indeſſen die immer tiefer einreißenden Unordnungen in den Finanzen des Vaters ſowohl, als auch die Nothwendigkeit, ſo arge Burſche ſtreng im Zaume zu halten, veranlaßt, daß die Remeſſen, für beide Prinzen und ihrem Hofmeiſter, außerordentlich knapp zugeſchnitten waren, und ſehr natürlich alſo konnte der Abbee — für Lebensunterhalt, Kollegien und andere nöthige Ausgaben ſchon ohnehin immer in Vorſchuß — ſich durchaus nicht dazu verſtehen, die Rechnungen für Likőre, feine Weine und Confitüren zu bezahlen, welche für die jungen Herren noch obendrein bei ihm eingereicht wurden.

Doch dieſe ließen ſich darüber kein grau Haar wachſen. Ihr Gelüſt zu befriedigen — ſo ſtolz ſie auch ſonſt auf ihre fürſtliche Abkunft waren — borgten ſie getroſt von Friſeur, Bedienten, Markeur und Kellner — ließen ſich Beinamen, wie „Spieler, Schuldenmacher,“ gleich als wären es gewöhnliche Begrüßungen, von allen Gaſſen herüber, gefallen, und ſelbſt handgreifliche Erinnerungen an das zu Bezahlende erſchreckten ſie nicht mehr.

So geſchah es denn wohl, daß bald Prinz Joſephs Staatskleid, bald Prinz Alexanders Mantel und Ueberrock, in der grimmigen Wucherer Hände gefallen waren; und in ſolchen Fällen mußten dann längſt abgetragene, bereits in die Bedientenkammern gewanderte Kleidungsſtücke wieder hervorgeſucht, oft mit Püffen und Fußtritten dem neuen Inhaber wieder abgenommen werden. Bedenkt man vollends dabei, wie Reinlichkeit dieſer edlen Fürſtenſöhne Tugend durchaus nicht war: ſo kann man begreifen, daß alle honette Studenten ihre Nähe vermieden, die Gefahr ſcheuend, mit allerhand wandernden Inſaſſen beſchenkt zu werden, die, wenn ſie gleich von fürſtlichen Häuptern abſtammten (ein Ausdruck, womit die beiden Pohlen ihren Umgebungen gern imponieren mochten) — dem ſie friſch Beherbergenden, demohngeachtet nicht weniger läſtig vorkamen.

Prahlereien waren überhaupt die einzigen Waffen, mit welchen dieſe ſaubern Prinzen andere ſowohl angriffen, als ſich ſelber gegen Angriffe zur Wehr ſetzten.

So geſchah es einſt, daß dem jungen Prinzen Alexander, als er bei der Aufforderung zu einem Duelle ſo wenig von Schuß als von Hieb etwas hören wollte, eine Fauſtparthie aufgenöthigt wurde. Es war in einem Kollegium, das Profeſſor Ehrmann über Experimentalphyſik las. Der Herausfordernde ging dem Prinzen, in Gegenwart des verſammelten Auditoriums, feſt und mit blitzendem Auge entgegen, doch Fürſt Alexander hielt es für beſſer, einen bedächtigen Rückzug hinter das nahe Katheder einzuſchlagen — und ertrug die laut ausbrechenden Verhöhnungen der Anweſenden mit einer wahrhaft ſtoiſchen Geiſtesgegenwart.

Im Frühjahre 1807 wurden die Umſtände indeß noch verwickelter. Der Kronſchatzmeiſter ſchien völlig vergeſſen zu haben, daß er zwei Söhne beſäße, die ihrem, von beſchränkten Mitteln unterſtützten, rechtlich wirthſchaftenden und gewiſſenhaften Erzieher, drückend zur Laſt fallen mußten. Alle Remeſſen blieben aus; ja der totalſte Geldmangel riß ein, da nun auch die Privatkaſſe des Abbees völlig ausgeleert war. Vergebens ſchrieb der Erzieher die beweglichſten Briefe — vergebens ſtellte er dem im Wohlleben ſchwelgenden Vater die bedrängte Lage ſeiner Söhne — ſeine eigne, als ihrem Hofmeiſter, vor — keine Antwort erfolgte.

Die Prinzen tröſteten ſich dabei ſo gut ſie konnten. Nur Eine von allen ihren Verlegenheiten ſchien ſie zu drücken, der Mangel an Kleidungsſtücken; denn wenn es ſich auch wohl einrichten ließ, Spiel- und Trinkgelage zu begehen, ohne die Zeche zu bezahlen, ſo war es doch nicht wohl möglich, ohne Hut und Stiefeln die dazu ausgeſuchten Orte zu beſuchen. „Wo nehm' ich Beinkleider her?“ rief Alexander. „Wer ſchaft mir einen Hut?“ war Josephs Klage. Eines Abends, da auch der Abbee von einem ihm vorleuchtenden Laquaien begleitet, ſeine immer bedenklicher werdende Garderobe beſuchte, blieb er, in tiefen Sinnen verloren, neben einem paar ſchwarzen manſcheſternen Beinkleidern ſtehen, bei deren Anblick der hinter ihm wartende Bediente einen ſchweren Seufzer ausſtieß.

„Was fehlt dir?“ fragte der Abbee, theilnehmend nach ihm umblickend.

Nur mit Mienen vermochte der verſchämte Laquai auf ſeine eignen kümmerlichen Beinkleider zu deuten, und ſein Verlangen nach der herrlichen Manſcheſterhülle auszudrücken, die der Abbee, mit kundigem Sinne ihre Beſtandtheile prüfend — noch immer nicht aus den Augen ließ.

„Da nimm!“ ſagte der Hofmeiſter, „ob ich gleich ſelbſt bald nichts mehr anzuziehen haben werde,“ und reich wie ein König ſprang der Beſchenkte mit dem Beinkleiderpaare davon.

Doch unvermuthet überfielen ſeine beiden fürſtlichen Gebieter, die Prinzen Alexander und Joſeph, ihren Bedienten in eben dem Augenblicke, wo er ſeinen Schatz in dem noch offenſtehenden Koffer gelegt hatte. Gierig faßten beide nach dem ihnen ſelber ſo ſehr mangelnden

Kleidungsſtücke, zogen es mit wilden Blicken hervor, und beſtanden darauf, es für ſich zu behalten. Doch erzürnt über die freche Zumuthung riß der Diener ſein Eigenthum wieder an ſich, und der lächerlichſte Kampf, den je eine Feder beſchrieb, nahm ſeinen Anfang. Prinz Alexander tobte, ſchimpfte, prügelte, beſtand darauf, die Beinkleider ſelbſt anzuverſuchen; Joſeph unterſtützte ihn — doch alles vergebens. Mit Löwengrimme vertheidigte der Bedrängte das köſtliche Fell, gleich als ob es das goldene Vließ ſelber geweſen wäre. Da zog Alexander ein Meſſer hervor, und faßte ſeinen Gegner bei der Gurgel. Das Angſtgeſchrei des Unglücklichen zog nun auch den Abbee im bloßen Hemde aus ſeinem Schlafzimmer herbei, der, erſtaunt ſeine Zöglinge in dieſem Handgemenge zu erblicken, Augenblicks nach dem Meſſer griff, das wüthend Alexander jetzt ſeinem eignen Hofmeiſter in den Leib zu rennen verſuchte, wobei er die Worte ausrief: il faut que je te marque Coquin.

Nun flüchtete der Abbee durch die eine noch offene Thür in ſein Schlafzimmer, der Bediente durch die andere auf dem Saale, beide faſt im nämlichen Augenblicke, die entgegenſtehenden Thüren hinter ſich abſchließend, ſo daß die Prinzen, wie Mäuſe in der Falle, eingeſperrt blieben.

An die Stelle des furchtbaren Lärms, trat jetzt tiefe Stille. Der Abbee fand ſeine Beſonnenheit wieder, ſein Entſchluß war gefaßt, er ging zu Herrn Delor, damals Lieutenant du Roi, einem eben ſo rechtſchaffnen als ſtrengen Offizier, und bat ihn um Verhaltungsbefehle.

Six mois de pont couvert les rendront plus sages, war deſſen Antwort.

Pont couvert heißt in Straßburg der Ort, wo Militär-Perſonen in Arreſt verwahrt werden. Zugleich ſchickte Delor einen Corporal mit drei Mann in die Wohnung der Fürſten, die lachend und ſcherzend den Beſuch empfingen, und die Folgen ihres Exceſſes durchaus nicht geahndet hatten. Sogleich ſchrieb der Abbee nun von neuem an den Vater, wobei er zuerſt um Entledigung von ſeinem beſchwerlichen und gefahrvollen Hofmeiſterpoſten antrug, dann um Einſendung der für die Befreiung ſeiner Eleven nöthigen Geldſummen bat, und dann zuletzt ſeine eigne Rechnung ihm vorlegte, und die Wiedererſtattung der von ihm vorgeſchoſſnen Zahlungen in den beweglichſten und nachdrücklichſten Ausdrücken von ihm forderte.

Doch Alles vergebens.

Auch jetzt noch wie immer mit frevelhafter Gleichgültigkeit, überließ der alte Fürſt die Löſung dieſer Verwirrungen einzig dem Zufalle.

Niemand erhielt Geld, und ſchon hatten die Prinzen über ein Vierteljahr lang in ſchmählicher Gefangenſchaft hingebracht, ſchon war der Abbee mit Undank und Geringſchätzzung für ſo lange mühſelige Dienſtbarkeit belohnt, und noch obendrein mit Verluſt an baarem Gelde in ſein Vaterland zurückgekehrt — und noch harrten die Fürſten auf ihre Befreiung. Verzweiflung brachte ſie zu gewaltthätigen Entſchlüſſen.

An einem Mittage ward die Tochter des Kerkermeiſters, welche ihnen gewöhnlich das Eſſen brachte, zu Boden geworfen. Die Prinzen banden ihr Hände und Füße, durchſuchten ihre Taſchen und bemächtigten ſich des Schlüſſels zur Gefängnißthüre.

Schon waren ſie bis zur äußerſten Pforte vorgedrungen, als auf das Geſchrei des Mädchens ihr eigner Vater herbeigeeilt kam, die Pforte vertheidigend, nach Wache ſchrie und das kecke Vorhaben vereitelte.

Noch ſtrengerer Verwahrſam in den Kaſematten war nun das Schickſal der Prinzen, und erſt nach einer faſt jährigen Gefangenſchaft gelang es durch höhere Verwendung bei ihrem Vater, ihnen die Freiheit wieder zu verſchaffen.

Sie kehrten in ihr Vaterland zurück — nahmen Militärdienſte, und wurden nachher Zeugen der politiſchen Kataſtrophe, die dem alten Fürſten Paninsky, wie ſo manchem andern übermüthigen Großen zeigte, daß für diejenigen, welche die Natur und jede Pflicht verhöhnen, die ſie auflegt — das Schickſal auch Verhöhnungen bereit hält.

Poniatovsky, Dobrovsky, Madalinsky! Namen, die wie hellglänzende Sterne aus der Nacht hervor leuchten, die Sarmatiens alte Heldengröße verdunkelt — Namen, die der erſte aller Helden — Napoleon, mit Rührung und Beifall genannt hat — verzeihet! wenn die Rüge vom Untergange eines verworfnen, euch vielleicht verwandten, Geſchlechts, einen leichten Schatten auf die Nation wirft, die durch euch in die Reihe der edelſten Völker wieder zurück zu treten berufen iſt.

Einige Jahre nach Joſephs und Alexanders Rückkehr in ihr Vaterland kam das Ungewitter zum Ausbruch. Der Kronſchatzmeiſter ward, als ein Anhänger der Krone, ſeiner Aemter und Würden entſetzt, ſeine Beſitzungen eingezogen, und ſeine Söhne, dieſe Werthloſen, früh von ihm erniedrigten, in erſter Kindheit ſchon von ihm verſäumten, wurden jetzt ſeine Schutzherren.

Die Republik erlangte die Bürgſchaft der jungen Fürſten für die verdächtige Geſinnung des Vaters. Doch man hätte wohlgethan, ſich erſt nach einem Bürgen für dieſe Söhne ſelbſt umzuſehen.

Zwar ſchienen ſie durch ihr Geſuch, um Anſtellung unter Kosziusko's Fahnen, ihre Geſinnungen klar auszuſprechen. Zwar war ihnen — als ſie mit vielen Edlen, die ungeblendet von Preußens Vorſpiegelungen, ſtolz auf ihre Selbſtſtändigkeit, in's Feld rückten — ein Korps von 8000 Mann übergeben. Vier Meilen ſtanden ſie von ihrem Obergeneral entfernt, als er ſich erſt mit Ferſen und dann mit Suvarow in den blutigen Kampf einließ. Zweimal drang die polniſche Infanterie mit dem Bajonette in die ruſſiſche ein, und würde geſiegt haben, wenn nicht die beiden Fürſten müßig in ihrer Stellung geblieben wären. Erkauft von ruſſiſchem Golde, hörten ſie keinen Kanonendonner, keinen Ruf der Ehre, der Pflicht. Kosziuskow mit Wunden bedeckt, verlaſſen, verrathen von den Seinigen, an Seel und Leib gebrochen — geräth in ruſſiſche Gefangenſchaft, und die Rettung ſeines Vaterlandes iſt ein eitles Beginnen!

Paninsky, der Vater, ſtirbt im Elende, beide Söhne ſind aus Pohlen verſchwunden.

Erſt nach der Theilung des Reichs erſcheinen ſie wieder, und zwar in Hamburg.

Dort ſieht man ſie als Spieler bei der Pharaobank auftreten, in Geſellſchaft einer franzöſiſchen Emigrantin, von beiden zu dem frevelhafteſten Bunde überredet, einen Ehekontrakt auf zwei Jahre mit ihnen einzugehen. Feig und niederträchtig, wie immer, iſt auch hier ihr Benehmen am Spieltiſche. Sie gerathen mit einem Amerikaner in Händel und werden beide von ihm gefordert. Aber das Piſtol zittert in Josephs Händen, die Kugel geht vorbei, der Amerikaner ſchießt verächtlich ſein Gewehr in die Luft — Joſeph wird unſichtbar, und man hat keine Spur, wohin er gerathen.

Nicht lange nachher tritt Alexander in ruſſiſche Dienſte. Doch auch dieſem iſt kein rühmliches Loos aufbewahrt. Nicht in rühmlicher Schlacht darf er fallen. In Petersburg endet er ruhmlos, wie Vater und Bruder, wegen Spielhändel im Duelle erſtochen.

„Unglückliche ſchwarze Beinkleider des Abbee Baudin!“ würde vielleicht Sterne hier ausrufen.

Unglückliche ſchwarze Beinkleider! wie Pandorens Büchſe, zahlloſe unglückſchwangre Uebel über die Erde ſchüttete, eben ſo verbreitet ihr Unglück und Verderben über ein alt rühmliches Fürſtenhaus, das von dem Augenblicke an, da die Prinzen euch berührten, die finſtern Mächte des Orkus gefaßt zu haben ſcheinen.

„Unglückliche ſchwarze Beinkleider des Abbee Baudin!“ würde Sterne hier ausrufen, doch die richtende Nemeſis ihm antworten:

„Tiefe Vergeſſenheit begrabe, die ſchon früh durch innere Verworfenheit dem Untergange geweiht waren.“

Der Bruder als Liebesunterhändler ſeiner Schweſter.

Sonderbar, daß manche Familien eigene Schwachheiten und eigene Tugenden haben; gleichſam als ob dieſe erblich wären, und im Blute lägen. So wird Niemand den braunſchweigſchen Prinzen den Muth abſprechen; aber den Prinzeſſinnen aus dieſem Hauſe auch eben ſo wenig den Hang zur Galanterie. Die Bourboniden in Spanien haben den geſchwächten Geiſt ihres Stammvaters, Philipp V., geerbt. Solche Uebel ſind unheilbar. Mit manchen Miniſterien ſcheint es ein gleiches Bewandniß zu haben.

Als im Jahre 1700 der Erzbiſchof von Toledo die Abreiſe des Erzherzogs Carl (er beſtieg nachher unter dem Namen Carl V. den Kaiſerthron) verlangte, ſo machten die Miniſter unendliche Schwierigkeiten und fanden unüberſteigliche Hinderniſſe. Vergebens ſtellte der Erzbiſchof vor, daß nur die Gegenwart des Erzherzogs die öſterreichiſch-ſpaniſche Parthei aufrecht erhalten könnte. Alle Bitten und Vorſtellungen waren umſonſt. Da ſchrieb der Geſandte in ſeinem gerechten Amtseifer:

„Die öſterreichiſchen Miniſter und Generale haben Köpfe, wie die Hörner der Schafe meines Vaterlandes, klein, hart und verdreht.“ So war es im Jahre 1700. — Wie war es ein Jahrhundert ſpäter?

Die Geſchichte zeigt Ludwig XIV. als einen ausſchweifenden Mann in ſeinen jüngern Jahren; im Alter machte er dem lieben Gott die Cour. Sein Enkel, Ludwig XV., folgte dem Beiſpiele ſeines Großvaters ſowohl in der Jugend, als im Alter. Seine Enkel und Verwandten traten in die nemlichen Fußtapfen. Familienübel!

Philipp V. hatte Anfälle von Narrheit, und der jetzt noch lebende Ferdinand, König von Sicilien, aus ſeinem Blute entſproſſen, ſchoß einen Kaminfeger vom Dache, um zu ſehen, ob ſein Gewehr ſo weit trüge. — Familienkrankheit.

Guſtav III. war unerſchütterlich und wollte Rußland demüthigen. Er begann 1788 den Krieg mit dieſer Macht. Von England, ſeinem Volke und ſeinen Verbündeten verlaſſen, mußte er Friede machen. Sein Sohn, unerſchütterlich wie er, kriegt gegen Rußland und Frankreich, verliert Pommern, Finnland und endlich den Thron. Familienübel!

Friedrich der Große hatte wider ſeinen Willen eine braunſchweigſche Prinzeſſin heirathen müſſen, die zwar nur den Namen ſeiner Gemahlin geführt, aber ſich immer mit der reinſten Tugend geſchmückt, und dadurch die Hochachtung der ganzen Welt erworben hatte.

Friedrich der Große glaubte dieſe Tugend allen übrigen Prinzeſſinnen aus dem Hauſe Braunſchweig eigen, und vermählte ſeinen Neffen ebenfalls mit einer braunſchweigſchen Prinzeſſin.

Die Prinzeſſin Friederike war jung, ſchön, feurig, aber — unbeſonnen. Der Kronprinz hatte Temperament und liebte ſie wirklich. Ihr Bruder Friedrich, ein Mann voller Verſtand und Geiſt, aber ſehr verwachſenem Körper, wurde der Mörder des Glücks der Prinzeſſin.

Er, der Ueberſetzer der grecourtſchen Gedichte, theilte ſie ſeiner Schweſter mit, und reizte dadurch ihre Einbildungskraft. Dieſe erſchöpfte ſich in ſchlüpfrigen Bildern und ſtellte ſich manches reizender und üppiger vor, als die

Natur es giebt. Sie fand wenig Genuß in den Armen ihres königlichen Gatten, der ſie zu vernachläſſigen anfing, und ſchwelgte dafür mit den Idealen ihrer aufgeregten glühenden Phantaſie.

Der gute Bruder nahm herzlichen Antheil, beklagte ſie, und ſuchte ihr Zerſtreuungen zu verſchaffen. Von ſeinen Rathſchlägen geleitet, gab ſie Adjudanten und Offizieren, die er kannte und ihr empfahl, Zuſammenkünfte. Er ſuchte dabei jedes Hinderniß zu beſeitigen.

Jede ſchöne vielverſprechende männliche Figur, die dem Blicke der Prinzeſſin auffiel, und ihre Lüſternheit rege machte, ſuchte ſie zu beſitzen, und jedesmal wußte der Bruder Rath zu ſchaffen.

Sie ſchränkte ihre Liebhaberei keinesweges aufs Militär oder die höheren Stände ein. So war auch ein Friſeur einer von den ihr Begünſtigten, und ihr durch den Bruder Zugeführten.

Die Unvorſichtigkeit der Prinzeſſin, und die Dienſtfertigkeit des Bruders, wurden durch die Pralereien dieſes fürſtlich beſchenkten und unterhaltenen Friſeurs ruchtbar, und kamen endlich auch bis vor die Ohren des Königs.

So nachſichtig ſonſt dieſer auch war, ſo ſchonend er manches Abentheuer der Seinigen überſah, ſo konnte er hier doch nicht gleichgültig bleiben.

Die Prinzeſſin wurde beobachtet, in flagranti delicto ergriffen, und ſo ihres Verbrechens überführt.

Der Proceß wurde eingeleitet. Scheidung und lebenslängliches Gefängniß war das Urtheil. Die unglückliche Prinzeſſin wurde nach Stettin gebracht, das ſie nie wieder verließ. Sie bekam einen hinreichenden jährlichen Lebensunterhalt, und ihr Schickſal war ſo leidlich als möglich. Der Friſeur kam nach Spandau und der dienſtfertige Bruder blieb was er war. Auch er beſtätigte die Wahrheit des Satzes: „Jeune libertin, vieux bigôt.“ Er wurde ein Betbruder.

Seine unglückliche Schweſter lebte lange Jahre in der Gefangenſchaft. Verdruß und Kummer ſtürzten ſie in das Laſter des Trunks, und zuletzt war ihr ſchönes Geſicht von einer Weinröthe übergoſſen. Der Tod befreite ſie endlich von ihrem Leiden. Ihre Tochter heirathete den Herzog von York; der Bruder aber erbte hernach von ſeinem Schwiegervater, dem Herzoge von Wirtemberg-Oels, Güter in Schleſien, auf denen er ſein Leben beſchloß, nachdem er ſie ſeinem Neffen, dem zweiten Sohne des regierenden Herzogs von Braunſchweig, (dem nemlichen, der durch ſeinen abentheuerlichen Streifzug, von der böhmiſchen Grenze bis an die Küſten der Nordſee, ſich in unſern Tagen ſo bekannt gemacht hat) vermacht hatte.

Der Zweikampf zwiſchen dem Fürſten Karl von Lichtenſtein und dem Domherrn von Weichs.

Selten hat ein Duell wohl mehr Senſation gemacht, als dieſes. Iſt es denn etwas ſo beſonderes, daß ein Paar Edelleute ſich ſchlagen, und einer das Leben verliert? Das nicht; aber alle die Nebenumſtände, die auf die Sekundanten ein ſo häßliches Licht werfen, und der Tod eines ſehr liebenswürdigen Mannes, trugen wohl das mehrſte dazu bei. Wie oft wurden Kavaliere im Zweikampfe getödtet, und man ſprach nur einige Tage darüber. So das berühmte Duell des Grafen Gersdorf, das Jahr und Tag vorher beſtimmt worden war.

Jn älteren Zeiten machte man noch weniger Aufhebens davon. Jſt etwa der Zweikampf außer der Mode gekommen? Schwerlich. Denn ſo lange der Militairgeiſt die Oberhand behält, ſo lange wird dieſer alte Gebrauch beibehalten werden. Sind die Sitten ſanfter geworden? Dies könnte man wohl nur in einiger Hinſicht zugeben. Aber der Gedanke: nur Blut mag den Schimpf abwaſchen; nur Blut kann Verſöhnung herbeiführen, und Blut muß fließen, ſoll die beleidigte Ehre ſchweigen: dieſer Gedanke hat wirklich für den Soldaten, Edelmann und Studenten ſo etwas anziehendes und romantiſches, daß er eher ſein Leben, als dieſe Lieblingsneigung aufgeben würde. Man errichte immer Ehrengerichte, ſetze Todesſtrafe auf den Zweikampf, richte ſelbſt die Duellanten hin: doch werden die Duelle immer ſtatt finden. Eine Digreſſion über dieſe Materie, in der Erzählung eines Vorfalls, der unter der Regierung Friedrichs des Großen geſchah, iſt hier an ihrem Platze.

Ein junger Graf Ahlefeldt kam nach Berlin. Er war ziemlich lebhaft und unbeſonnen. Bei ſeinem erſten Erſcheinen an der Wirthstafel im Wirthshauſe bemerkte er ein mit Pflaſtern bedecktes Geſicht.

Was iſt das für ein Lazareth-Geſicht? fragte er ſeinen Tiſchnachbar.

Es iſt der Baron Marſchall.

Der Vater von dem ſchönen Fräulein?

Der Nämliche.

Wie iſt es möglich, daß ein ſo abſcheulicher Kerl eine ſo ſchöne Tochter haben kann?

Doch iſt es ſo.

Die Unterredung war zu Ende; aber der Graf hatte ſo laut geſprochen, daß der Baron Marſchall alles gehört hatte. Er wollte die Ungezogenheit des Grafen nicht dulden. Nach dem Eſſen näherte er ſich ihm und ſagte:

Wiſſen Sie wohl noch, was Sie bei Tiſche ſprachen?

Recht ſehr genau.

Auch das, was Sie über mein Geſicht äuſſerten.

Vollkommen.

So werden Sie auch wiſſen, was der Gebrauch iſt —

Mich mit Ihnen zu ſchlagen.

So wählen Sie denn, Herr Graf, die Waffen und den Ort.

Piſtolen.

Ich bitte Sie inſtändigſt, wählen Sie lieber den Degen, denn ich habe mit den Piſtolen bisher immer das Unglück gehabt, meine Gegner zu erlegen.

Juſt deswegen werde ich Piſtolen nehmen, um Ihnen zu zeigen, daß ich Sie nicht fürchte.

Mißdeuten Sie meine Warnung nicht.

Sie wiſſen meinen Entſchluß.

Um 9 Uhr hole ich Sie ab.

Die

Die Reiſe ging nach einem kleinen Gehölz, zwiſchen Berlin und Potsdam. Das Duell ging vor ſich, und Baron Marſchall ſchoß dem Grafen den Hüftknochen entzwei. Unglücklicherweiſe kehrte der Baron Marſchall zurück. Drei Tage nachher ſtarb der Graf Ahlefeldt, Marſchall wurde arretirt, und ſein Urtheil war Todesſtrafe. Friedrich der Groſe milderte es auf ſechsmonatlichen Feſtungsarreſt in Spandau, indem er auf den Rand des Todesurtheils ſchrieb: Meinen Offizieren und Edelleuten muß die Ehre über alles gehen.

Karl von Lichtenſtein war der Liebling Leopolds des Zweiten. Er verband körperliche Schönheit mit Verſtand und einem äußerſt gefälligen Weſen. Bei der Frau von Arnſteiner, wo der geiſtreichſte Zirkel ſich vereinigte, ward er nicht nur ſehr geſchätzt, ſondern auch geliebt.

Hier traf er auf den Baron von Weichs, Domherrn in Osnabrück. Letzterer begleitete die Dame zur italiäniſchen Oper. Fürſt Karl kommt eben hinzu, und ſucht Herrn von Weichs von der Seite der ſchönen Frau wegzudrängen. Es kommt hierüber zu einem kurzen aber heftigen Wortwechſel, den von Weichs nur mit einer Maulſchelle endigen konnte.

Dieſe Thätlichkeit war faſt nicht bemerkt worden, und Prinz Karl würde ſie ſtill ertragen haben, um nicht ein noch größeres Aufſehen zu erregen. Selbſt am folgenden Morgen bot ihm der Baron von Weichs durch ein Billet die Hand zur Verſöhnung. Dem Domherrn konnte man nicht der Feigheit beſchuldigen, denn er war, wie ſein Vater, ein beherzter und unerſchrockener Jäger und focht zu gleicher Zeit vortrefflich. Er war in dieſer Hinſicht ſeinem Gegner überlegen. Fürſt Karl fragte ſeinen Bruder, den Domherrn Moriz von Lichtenſtein, um Rath. Dieſer, aus lauter Leichtſinn und Unvorſichtigkeit zuſammengeſetzte Menſch, ſchlug ſeinem Bruder vor, den von Weichs bei dem Grafen Roſenberg zum Frühſtück einzuladen und dort die Sache auszumachen. Von Weichs erhielt alſo eine Einladungskarte vom Grafen Roſenberg. Die beiden Herren fanden ſich ein und mit ihnen Moriz von Lichtenſtein. Nach eingenommenen Frühſtück wurden Erklärungen gemacht. Bei dieſem drang Moriz durchaus auf das Duell, und verlangte, es ſolle ſogleich in dem Zimmer des Grafen Roſenberg geſchehen. Vergebens ſtellte der Domherr von Weichs vor, der Platz ſey zu beengt; nach dem Frühſtück ſey man nicht aufgelegt, und bei vollem Magen könne die kleinſte Verwundung tödtlich werden. Er fügte noch hinzu, der Fürſt möchte Piſtolen nehmen, denn mit der Klinge ſey er ihm ſowohl an Stärke als Geſchicklichkeit überlegen. Fürſt Karl ſchien einzuwilligen. Indem bot ihm der Baron nochmals die Hand zur Verſöhnung. Aber die beiden Sekundanten, Moriz von Lichtenſtein und Graf Roſenberg, beſtanden auf ein augenblickliches Duell. Der Domherr war wirklich in keiner geringen Verlegenheit; denn er war fremd auf dem Zimmer des Grafen, der ſein Sekundant ſeyn wollte, und doch ein naher Verwandter ſeines Gegners war. — Moriz von Lichtenſtein ſah er als den Sekundanten ſeines Bruders — wie leicht war hier Verrätherei möglich! Dieſer Gedanke mußte ſich ihm allerdings aufdringen, da ihm im Billette vom Duell nichts geſagt worden war. Was ſollte, was mußte er thun? — Die Vorbereitungen machten die Sekundanten auf der Stelle. Das Licht wurde getheilt, und nun ſtellten ſie ſich den Kämpfern zur Seite. Der Domherr verlor nicht den Kopf, und obgleich Fürſt Lichtenſtein ihn raſch angriff, ſo parirte er doch mit kalter Beſonnenheit, und verſetzte ihm eine leichte Wunde am Arme. „Das iſt nichts!“ riefen die Sekundanten und foderten gegen die Regeln des Duells einen zweiten Gang. *) Fürſt Lichtenſtein machte einen neuen ſehr animirten Angriff. Bei dem zweiten Stoß, Quart über dem Arm, parirte der Domherr die Terz und mit der Terz durchbohrte er auch zu gleicher Zeit die Bruſt des unglücklichen Fürſten. Er ſank zu Boden, denn die Lunge war getroffen. Man eilte, ihn nach ſeinem Hauſe zu tragen. Was für ein Anblick für ſeine Gattin, die zwar von ihm vernachläſſiget wurde, indeß ihn doch innig liebte.

---

*) Der Herausgeber war einſt Zeuge eines Zweikampfs zwiſchen zwei alten verſuchten franzöſiſchen Offizieren. Beide waren ſehr erbittert auf einander, und hätten durch ihren Tod den Subaltern-Offizieren ein hübſches Avancement verſchafft. Aber die Ehre foderte es, daß ſie die beiden Alten vom Duell abhielten. Es bedurfte indeß eines halbſtündigen Zuredens, ehe die beiden alten Braven ſich verſöhnten. So müſſen Sekundanten handeln!

Unedel benahmen ſich beide Sekundanten auch darin, daß ſie nicht einmal für die Sicherheit des Domherrn ſorgten. Er wurde arretirt. Ein gleiches Loos traf Moriz von Lichtenſtein und dem Grafen Roſenberg.

Reuig bekannte Karl ſeine Schuld, und ſuchte Alles von ſeinem Gegner abzuwälzen. Nach einigen Tagen verſchied er.

Den Andern wurde der Proceß gemacht. Das Urtheil ſchickte den Domherrn von Weichs auf zwei Jahre auf die Feſtung, den Grafen Roſenberg auf ein halb Jahr, und den Fürſten Moriz, den Urheber, auf ein Jahr nach Gräz. Auch mußte, nach den Statuten des Domkapitels, Baron Weichs ſeine Präbende verlieren.

Der Falſchmünzer oder Giftmiſcher.

Leichtſinn und Verſchwendung ſtürzen bei Charakterloſigkeit gar oft in Verwirrung und Laſter. Den Beweis hiervon liefert ſowohl die Geſchichte der Gegenwart, als die der Vergangenheit. Man werfe nur einen Blick auf die Verbrechen und unterſuche ihre erſten Urſachen.

Bei der ehemaligen allgemeinen anerkannt ſchlechten Erziehung des Adels, bei der Leichtigkeit Schulden zu machen, bei deſſen daraus entſpringender großer Immoralität, war es gar kein Wunder, denſelben Handlungen begehen zu ſehen, welche — Verbrechen waren. Aber ihre Verwandtſchaften, ihr Einfluß, ihr

Anſehen, ihre Macht und ihr ſtolzer Egoism ſicherten dem Uebelthäter nur zu häufig Strafloſigkeit, oder wenigſtens eine ſehr gemilderte Ahndung. Der Grundſatz: la punition retombe sur la famille, rettete in ältern Zeiten faſt immer die adlichen Verbrecher; denn nicht alle Fürſten dachten, wie der Regent, der, als man ihm vorſtellte, der Meuchelmörder, Graf von Horn, wäre mit ihm verwandt, edelmüthig zur Antwort gab: quand j'ai de mauvais sang, je me fais saigner. Selbſt wenn die Gerechtigkeit nicht ſchweigen konnte, ſelbſt, wenn man nicht ungeſtraft dem Publikum Hohn ſprechen durfte, und man gezwungen das Richterſchwerd zucken mußte, auch dann war der Richter ſchonend, und ſuchte Gnade vor Recht gelten zu laſſen. Man nenne ſeit einem halben Jahrhundert einen einzigen adlichen Uebelthäter, der in den fränkiſchen, ſchwäbiſchen und rheiniſchen Kreiſen ſeine Frevel mit dem Leben büßte? Wie viel Künſte koſtete es nicht, um die von Guntersblum und Grehweiler nur in lebenslänglicher Gefangenſchaft zu bringen? Wurde das in den Straßen Bambergs vergoßne Blut durch Einkerkerung geſühnt? Ein Dalberg ließ einen Sekretär in Bamberg durch ſeinen Jäger erſchießen; letzterer ſtarb im Gefängniſſe, und erſterer ward, für wahnſinnig erklärt, in einem Kloſter untergebracht.

Ein Herr von Münſter hatte ein Burgverlies auf ſeinen Gütern, und trieb ſo lange das uralte adliche Räuberhandwerk, bis Truppen gegen ihn marſchirten, und den gnädigen Herrn aufhoben, um ihn zeitlebens einzuſperren. Eine ſolche Gewißheit der leichten Beſtrafung oder gänzlichen Schonung, ermunterte Manchen zu Verbrechen und Uebelthaten.

Auch am mainzer Hofe befanden ſich einige ſolcher moraliſchen Unholde; aber ihre Verbindungen ſicherten ihnen das Leben.

Karl Joſeph von Erthal, der letzte Kurfürſt, war mit der Familie Hatzfeld verwandt.

Natürlich, daß er ſie begünſtigte, daß er ſie zu Ehrenſtellen erhob, und ihnen Rang und Güter zuſicherte.

Ein Hatzfeld war General und Geſandter am Berliner Hofe, der andere war Obriſt bei der Kurfürſtlichen Garde. Letzterer hatte eine junge liebenswürdige Gattin, und lebte mit großem Aufwande. Da es ihm hierzu an Vermögen fehlte, ſo half er ſich mit Schuldenmachen. Aber auch dieſe Hülfsquelle verſiegte, und nun vereinte er ſich mit dem Regierungsrathe von Linden, um einen Plan zum Geldmachen zu erſinnen. Die beiden Herren kamen nach reiflichem Ueberlegen auf die Idee, falſches Geld zu münzen. Aber wie kann man die Stempel bekommen? Dieſe Schwierigkeit räumte der Graf aus dem Wege. Er ließ am folgenden Tage den Medailleur Nohaſcheck zu ſich kommen.

„Höre er, lieber Nohaſcheck, der Kurfürſt hat geſtern bei der Tafel von einem neuen

Stempel geſprochen. Dabei iſt etwas zu verdienen, verſteht er mich. Er macht einige Stempel zur neuen Münze, und auch die Alten dabei. Ich zeige ſie dem Herrn, und das wird vielleicht eine neue Münzreform hervorbringen.“

Nohaſcheck. Wie meinten denn Ihro Gnaden, wie der neue ſeyn müßte?

Der Graf. Das verſteht er beſſer, als ich. Er iſt ein guter Zeichner und hat Geſchmack. Das iſt ihm etwas leichtes. Aber bald, recht bald muß es ſeyn. Der Herr iſt wunderlich. Man muß ſeine Einfälle benutzen, ſonſt iſt es nichts.

Nohaſcheck. Bis wann befehlen Ihro Gnaden?

Der Graf. Je eher, je lieber.

Nohaſcheck. Ich gehe augenblicklich an die Arbeit.

Der Medailleur arbeitete Tag und Nacht; und ahnete nicht, daß er ſich ſeinen Tod bereitete. Indeſſen ging Hatzfeld zum Apotheker Derrillio, und ließ ſich von demſelben Gift geben; und dieſer, einverſtanden oder nicht, leiſtete hülfreiche Hand. Nach einigen Tagen kam Rohaſcheck und überreichte dem Grafen die beſtellten Stempel. Dieſer war äußerſt herablaſſend und zuvorkommend, nöthigte den Künſtler zum Sitzen, und fragte ihn, was er zum Frühſtück verlange, Wein, Kaffee oder Chokolade. Raſch ſagte er: „ich habe vor einigen Tagen vortreffliche Chokolade aus Mailand bekommen, die muß er koſten. — Jäger! Chokolade mit Waſſer für Herrn Rohaſcheck!“ — Ehe der Jäger ſie aber brachte, ging der Graf hinaus, gab ihm das Pulver zur Miſchung und kehrte gleichgültig zurück.

Der Künſtler genoß mit Vergnügen die herrliche Chokolade, und kam entzückt über die Gnade des Grafen zu den Seinigen nach Hauſe.

Aber nicht lange nachher klagte er über Uebelichkeiten, mußte ſich zu Bette legen und den Arzt holen laſſen. Dieſer erſchrak, befragte den Kranken, was er genoſſen, bei wem er geweſen, und verordnete ſogleich Gegenmittel. Allein das Gift war zu ſchnell wirkend und ſtark. Nohaſcheck ſtarb und hinterließ eine Wittwe mit vier unmündigen Kindern.

Sie eilte zum Kurfürſten, um Hülfe und Gerechtigkeit zu erflehen. Es mangelte ihr aber an juriſtiſchen Beweiſen, und ſie konnte ihrer Klage nicht den gehörigen Nachdruck geben.

Die Familie ihres Gegners umgab die Perſon des Fürſten, und ſuchte alles zu läugnen und zu unterdrücken. Die Wittwe mußte andere Zeiten erwarten.

Mit den von Nohaſcheck erhaltenen Stempeln verfertigten nun die Verſchwornen mehrere tauſend Landthaler und andere Münzſorten.

Aber kaum war davon in Kours gebracht, als ſie erkannt wurden. Man ſpähte nach der Fabrik. Sie war in der Reſidenz des Erzkanzlers.

Der Regierungsrath von Linden, der ſein Schickſal ahnete, entfloh nach Neuwied. Hier war in den damaligen Zeiten ein ſonderbares Leben und Weben. Gelehrte, Künſtler, Herrenhuter, Spieler, Chevaliers d'industrie und Diebe bildeten es. Letztere ſtreiften in der Gegend umher, und vermittelſt eines Schutzgeldes, das ſie dem Grafen zahlten, hatten ſie die Erlaubniß in ſeinem Lande zu wohnen, und erhielten auf ihren Reiſen noch dazu hochgräfliche Päſſe.

In dieſer Freiſtätte glaubte von Linden ſicher zu ſeyn, und das Ende des Proceſſes abwarten zu können; denn er hoffte durch Vermittelung des kurfürſtlichen Vetters, des Grafen Hatzfeld, der Strafe zu entgehen. Die öffentliche Meinung und die Kreisſtände hatten aber zu laut und dringend geſprochen, der

Kurfürſt lies ihn requiriren und durch Huſaren abholen.

Der General eilte ſobald als möglich zu ſeinem Bruder; denn das Gerücht: er ſey das Haupt der Falſchmünzer, hatte ſich ſchon allgemein verbreitet. Der Kurfürſt war in Aſchaffenburg. Dies geſchah im Jahre 1787. Der General wollte die Ehre der Familie retten.

General. Das Gerücht ſpricht ſtark gegen Dich.

Hatzfeld. Ich bin unſchuldig.

General. Schone unſrer Ehre, rette Dich.

Hatzfeld. Ich bleibe.

General. Haſt Du Schulden? ſage, ich bezahle ſie. Aber, ich bitte Dich, entflieh.

Hatzfeld. Ich weiche nicht.

General. Geh nach Amerika. Ich gebe Dir die Reiſekoſten und will Dir dort eine Penſion auszahlen laſſen.

Hatzfeld. Niemand kann mir ſchaden.

General. Du biſt verblendet. Du ſtürzeſt Dich ins Elend und brandmarkſt Deine Familie.

Hatzfeld. Der Kurfürſt kann mir nichts anhaben.

General. Die Feſtung erwartet Dich.

Hatzfeld. Ich habe nichts verbrochen.

General. Knieend beſchwöre ich Dich, beſchimpfe die Familie nicht; flieh. Wir alle wollen für Dich ſorgen.

Hatzfeld. Unnütze Mühe! Ich bleibe.

General. Der Kurfürſt kann Dich nicht ſchützen.

Hatzfeld. Er muß.

General. Man beſchuldigt Dich des Falſchmünzens und der Giftmiſcherei.

Hatzfeld. Das iſt nicht wahr. Man kann viel ſprechen, aber nichts beweiſen.

Gene-

General. Um Gotteswillen, Bruder, folge mir, und gehe nach Amerika! Es ſoll Dir weder an Geld noch an Empfehlungsbriefen fehlen.

Hatzfeld. Habe alles nicht nöthig.

General. Nun wohl, ſo bleib. Aber biſt Du ſchuldig, ſo ſey gewiß, daß ich kein Wort um Deinetwillen verlieren werde, ſo wenig, wie Deine übrige Familie.

Auch die Gräfin, ſeine Gemahlin, ſuchte ihn zur Flucht zu bewegen. Vergebens.

Indeſſen beſchloß der Graf, um ſich ſicher zu ſtellen, den Jäger, der Nohaſcheck geholt und vergiftet hatte, aus dem Wege zu räumen. Er löſte Lapis infernalis in Scheidewaſſer auf, und miſchte dies unter ſein Getränk. Die Wirkung war ſchnell. Der Jäger ſchrie: „ich bin vergiftet!“ Der ganze Hofſtaat in Aſchaffenburg nahm hieran Theil. Die Kunſt der Aerzte rettete ihm indeſſen das Leben.

Nun war ein gefährlicher Zeuge da, der um ſo erbitterter war, da er in Todesgefahr geſchwebt hatte. Die Anzeigen gegen den Grafen wurden immer ſtärker. Die Ausſagen des gefangenen von Linden kamen hinzu, und mit blutendem Herzen mußte der Kurfürſt den Befehl, zur Verhaftung ſeines Vetters, ertheilen.

Die Gattin des Gefangenen eilte zum Regenten, fiel ihm zu Füßen und flehte um Gnade. Wie gern hätte Karl Joſeph ſie gewährt! Wie gern hätte er die Schande von ſeiner Familie abgewälzt! Doch er konnte den Seinigen das Opfer nicht bringen, daß er die laute Stimme des Publikums nicht geachtet hätte. Der Mord Nohaſchecks tönte in allen Gaſſen, deſſen Wittwe laut Genugthuung gefordert und noch nicht erhalten hatte. Die intentionirte Vergiftung des Jägers, der ſie ſeinem Herrn auf den Kopf Schuld gab, und endlich das gerichtliche Protocoll über die Gefährten, zwangen den Kurfürſten, dem Verbrecher den Proceß machen zu laſſen. Er gab der troſtloſen Wittwe Thränen des Mitleids, aber keine Hoffnung. Die That war zu ungeheuer, das Verbrechen in ſeinen Details bereits zu bekannt und die Stimme des Volks zu ſehr gegen den Verbrecher, zu laut gegen den beiſpielloſen Mörder erhoben, als daß der Kurfürſt auch bei dem beſten Willen etwas für ihn hätte thun können.

Der Proceß ging nun ungehindert ſeinen Gang fort, und das Urtheil war: — lebenslängliche Gefangenſchaft! Der Graf und von Linden kamen auf die Feſtung Königſtein.

Die Elenden hatten den Muth gehabt, andere zu vergiften, aber ſie hatten nicht die Kraft, ihrem elenden Daſeyn ein Ende zu machen. Man behauptet, daß man ihnen Gelegenheit gegeben habe, ſich ſelbſt von der Schande zu befreien, daß ſie es aber feigerweiſe verſchmäht hätten.

Als in dem franzöſiſchen Revolutionskriege die franzöſiſchen Waffen Königſtein eroberten, erhielten manche Uebelthäter ihre Freiheit. Auch Hatzfeld war unter dieſen. Er ging nach Paris und klagte über erlittenes Unrecht und Verfolgung. Er hatte Recht. Das Blut des vergifteten Nohaſchecks war nicht durch den Kerker geſühnt worden; er hätte auf dem Rade ſterben müſſen. Schonung für den raſchen, unbeſonnenen Mörder; unerbittliche Strenge für den vorſetzlichen und reiflich überlegenden Meuchelmörder.

Die Veteranenhöhle und ihre Vertheidiger.

In dem letzten Kriege zwiſchen dem Hauſe Oeſtreich und der ottomanniſchen Pforte, im Jahre 1788, hat vielleicht keine militäriſche Operation mehr Aufmerkſamkeit im ganzen Europa erregt, als die Vertheidigung der Veteranenhöhle. In der That, wenn man hört, daß 1500 Grenadier dem Anfalle von 20000 Türken widerſtanden, ſich nach einem ſechsſtündigen Gefechte zurückzogen, und dann noch eine Belagerung von 21 Tagen ausgehalten haben, ſo verdient dies allerdings Bewunderung. Referent glaubt, ſeiner alten Verbindung, in der er mit dem Commandanten dieſer Heldenſchaar, dem Obriſtlieutenant von Stein geſtanden, noch dies Blatt ſeinem Andenken weihen, und auch ſeine Privatgeſchichte dem Publikum mittheilen zu müſſen.

Ludwig, Freiherr von und zum Stein, war der zweite Sohn aus der kinderreichen Nachkommenſchaft des Freiherrn Carl Philipp von Stein, des erſten proteſtantiſchen Kammerherrn, und in der Folge geheimen Rathes des mainzer Hofes. Seine militäriſche Erziehung erhielt er von dem trefflichen und unvergeßlichen Herrenſchneider, Profeſſor der Mathematik in Straßburg. Sein Oheim, der General Feldmarſchall-Lieutenant von Gemmingen, verſchaffte ihm eine Offizierſtelle im Infanterie-Regiment Anton Colloredo, das in Ollmütz in Garniſon lag. Schon als Unterlieutenant zeichnete ſich der junge Stein durch ſeltene Redlichkeit, Bravheit und Unerſchrokkenheit aus.

Der baierſche Krieg von 1778 bis 1779, verſchaffte dem Herrn von Stein die Hauptmannsſtelle bei einer Grenadiercompagnie. Unter dem General, Grafen Wallis, ſollte ein Angriff auf Neuſtadt in Schleſien gemacht werden. Hauptmann Stein näherte ſich dem General: „Geben Ew. Excellenz mir vier Grenadiercompagnieen, und das Neſt iſt unſer.“ Vous avez la tête bien chaud, erwiederte kaltblütig der General, und zog ſich nach einigen Kanonenſchüſſen wieder ins Gebirge zurück.

Nach dem Teſchner Frieden 1779, kam der Hauptmann nach Worms auf Werbung.

Im Jahre 1785, bei den Streitigkeiten an der Schelde, formirte er ein Freicorps, das er nach zwei Monaten dem alten Regimente Tillier an die Seite ſtellen konnte.

Der alte Feldmarſchall, Herzog Albert von Sachſen-Teſchen, äußerte nicht wenig ſeine

Verwunderung hierüber gegen ſeinen Adjudanten, dem nachmaligen General Seckendorf, und fragte den Major Stein nach gehaltener Muſierung: „Wie iſt es möglich, daß Sie in ſo kurzer Zeit Ihr Bataillon auf die Art formiren konnten?“ — „Durch Fleiß und durch den Stock,“ erwiederte dieſer, der ungeachtet ſeiner Strenge, von ſeinen Leuten faſt angebetet wurde.

Der Krieg brach aber nicht aus, und der Major von Stein ward zum Regimente Brechainville verſetzt. Mit ſeinem Bataillon rückte er nun 1788 in den Bannat.

Der große Militärreformator Lascy, beſchloß den Krieg defenſive zu führen, und einen 120 Meilen langen Cordon zu ziehen, ohne zu erwägen, daß der Soldat hinter der Bruſtwehr ſchon halb beſiegt iſt.

Unweit der Veteranihöhle, an der Donau, ſchon berühmt durch die Niederlage des öſtreichſchen Generals, Grafen Veterani, der mit 6000 Mann das Leben hier verlor und ſeitdem Veteranenhöhle benannt, ſollte Major Stein, der nun Obriſtlieutenant geworden war, den Uebergang des Feindes verhindern. Dieſe Höhle liegt im Hintergrunde eines Gebirges, das ſich unmittelbar an dem linken Ufer der Donau erhebt. An dem Berge ſelbſt iſt der Eingang derſelben, eine kaum 4 Schuh tiefe und 2 Schuh breite Grube. Die Höhle ſelbſt aber hat einen ſo weiten Raum, daß er dem Umfange des Berges gleich kommt. Es können darin wohl 1200 Mann Platz haben, und man hat für ihre Beſatzung Pritſchen gemacht. Ferner iſt hier Waſſer, ein Backofen, eine eiſerne Thüre, um die Höhle zu verſperren, und ein großer Vorrath von Lebensmitteln und Ammunition vorhanden.

Es war am 8ten Auguſt 1788 gegen Abend, als der Obriſtlieutenant Stein durch einen ſeiner Spione die Nachricht erhielt, der

Seraskier werde ihn am andern Tage, mit Anbruch des Morgens, mit einer Macht von 20000 Mann angreifen. Stein zog ſeine Grenadiere zuſammen, und lehnte ſich, ſo gut er konnte, an den Berg.

Den 9ten Auguſt frühmorgens wollte er dem Seraskier ſelbſt angreifen, aber dieſer zögerte, wegen des dicken Nebels, bis 11 Uhr, wo jetzt der Seraskier den Obriſtlieutenant von Stein aufs heftigſte angriff.

Die Grenadiere fochten mit dem Muthe der Verzweiflung. Gegen 3 Uhr nachmittags wurde jedoch die halbe Diviſion von der Uebermacht abgeſchnitten und niedergehauen. Nun zog ſich Stein in die Höhle, die ſchon mit einer Compagnie Croaten und Jäger, unter dem Befehle des Grafen Thun, beſetzt war, zurück.

Der Kaiſer brach den 10ten von Semlin auf, um die Türken zu vertreiben. Aber die

Türken ſtrömten, 130000 Mann ſtark, über die Donau, und ſchlugen bei Mehadia und Karanſebes ſich tapfer herum.

Stein erwartete Hülfe und Lebensmittel. Die Türken bombardirten die Höhle, und ſchleuderten zuletzt Fäſſer mit Unrath und Aeſern angefüllt hinein. Es entſtand nun ein Gefängnißfieber unter der Beſatzung, doch immer verweigerte der Obriſtlieutenant die Uebergabe. „Lieber todt als gefangen,“ war ſein Wahlſpruch. Seine Leute konnten kaum mehr auf den Füßen ſtehen, und krochen wie Leichen herum. Da bat Stein um freien Abzug. Die Türken fühlten Hochachtung für den Mann mit dem Ordenskreuze, (Stein war deutſcher Ritter) und gingen ſeinen Vorſchlag ein. Der Ausmarſch war beſchwerlich, die Türken mußten ihnen hülfreiche Hand leiſten. Noch beſchwerlicher war der Abmarſch über den Ziegenpfad. Die Türken mußten die äußerſt matten, kranken und erſchöpften Oeſterreicher leiten. Dies geſchah auch von den Barbaren mit der freundlichſten Sorgfalt; und der edle Seraskier hatte dem Obriſtlieutenant ſelbſt den Degen zurückgegeben.

Die ganze Garniſon bedurfte mehrerer Monate der Pflege und der mediciniſchen Hülfe im Hoſpital. Kaum konnte der Obriſtlieutenant vor dem commandirenden Chef erſcheinen, als man ihm vorwarf, daß er ſich in die Veteranenhöhle geworfen, durch Anhäufung der Truppen die Lebensmittel eher verzehrt, die Ammunition früher aufgebraucht, und, mit einem Worte, befehlswidrig gehandelt habe. Stein bewies durch Thatſachen den Ungrund dieſer Beſchuldigungen. Indeß bekam der Graf Thun das Thereſienkreuz. Das Kriegsgericht ließ endlich dem Obriſtlieutenant Gerechtigkeit wiederfahren. Man bot jetzt auch ihm das Thereſienkreuz an. Mein Kreuz erlaubt mir kein anderes zu tragen, verſetzte Stein. Man ſprach darauf von einer Belohnung an Geld. Ich diene nicht für Geld, erwiederte der hochherzige deutſche Ritter.

Laudon erſchien bei der Armee und die Türken flohen. Laudon befahl den Sturm auf Belgrad. „Erlauben Ew. Excellenz, daß ich mit meinem Bataillon dabei ſeyn darf?“ bat Stein. Laudon gewährte es ihm. Er war einer der Erſten in der Stadt und ſo glücklich, von keiner Kugel getroffen worden zu ſeyn.

Preußen drohte im Jahre 1789 mit Krieg. Laudon beorderte mehrere Regimenter an die ſchleſiſche Grenze. Stein marſchirte mit Vergnügen aus einem Lande, wo zwar Ehre; aber auch Verdruß und Krankheit ſeine Schritte begleiteten. In Gran überfiel ihn ein hitziges Fieber, das ſein kurzes aber ehrenvolles Leben endigte.

Der Obriſtlieutenant war mittler Größe, gut und ebenmäßig gebaut, und hatte ein ſcharfblickendes feuriges Auge. Er war ein vortrefflicher Reiter, unerſchrocken, feſt, bieder und grade, aufrichtiger und wahrer Freund. Soldatenfreund bis zum Enthuſiasmus, ſtreng, ſelbſt hart im Dienſte. Seine Fehler waren die Fehler des ſanguiniſchen Mannes. Ich ſage mit Lenz bei ſeinem Grabeshügel:

„Dahin, mein Freund!
„Daß nun ein Edler wen'ger iſt!
„Auch wenn du ſchon einſt wirſt verweſen,
„So ſollens hier noch Edle leſen,
„Wie edel du geweſen biſt.“

Die vom Ehemann vermiethete Frau.

Bei den freien Britten, wie ſie ſich zu nennen belieben, herrſcht unter dem gemeinen Volke der Gebrauch, die Weiber wie Laſt- oder Hausthiere zu verkaufen. In dieſem ſo hochgeprieſenen Lande der Freiheit nun, bindet John Bull ſeiner Frau einen Strick um den Hals, führt ſie damit auf den Markt, und verkauft ſie dort ſo gut wie er kann. Gewöhnlich, ſagen die Zeitungen, zu 4, 5, höchſtens 6 Schilling engliſch. Archenholz erzählt in ſeinen brittiſchen Annalen, daß in Sheffield eine arme Frau, nach dem Tode ihres Mannes, dem Kirchſpiele zur Laſt gefallen wäre. Um ſich derſelben zu entledigen, kauften die

Kirchenvorſteher einen Strick zu drei Pence, und zogen ſie damit nach Lichtfield auf den Markt bringen. Auf dieſer Reiſe mußten die Führer über eine Brücke, wo ſie für ihre Waare, wie für ein Heerdenthier, 4 Pence Brückenzoll erlegen mußten. O du heilige Freiheit! Auf dem feſten Lande gelten unſre Weiber doch noch mehr; denn wenn ſie gleich zuweilen verkauft werden, ſo iſt hingegen auch ihr Preis bei weitem beträchtlicher. Beiſpiele hievon lieferten in neuern Zeiten: 1) Fürſt Palm in Wien, der ſeine Gattin von dem Herrn von Imhoff für 23000 Fl. erſtanden hatte; 2) Kammerherr von Dyherrn im Magdeburgiſchen, welcher die ſeinige von einem gewiſſen Kriegsrath für etliche tauſend Thaler erhielt; 3) Herr von Alvensleben, der des Schauſpiel-Directors Döbbelins Ehehälfte ſich kaufte. Aber gütiger Himmel, wer kennt alle die Damen, die erkauft oder nicht erkauft, andern Männern ſelbſt mit Wiſſen und Willen ihrer Alten zu Theil wurden! Die meiſten dieſer Verträge geſchehen ohne Notar und Zeugen, doch hört man ſelten, daß die Wechſel i. e. die Billets doux proteſtirt würden, und die Bezahlung nicht ganz in der Stille, ohne Reeſpittage, ſchnell und prompt geſchehen wäre. C'est par un revivement des parties. Das alles iſt ganz natürlich und erregt nicht das mindeſte Erſtaunen. Wenn aber ein Gatte ſeine Frau gleich einen Studentenklepper vermiethet und als Pferdephiliſter Reitgeld verlangt, ſo iſt das doch ein wenig zu arg. Unmöglich! werden meine ſchöne Leſerinnen ausrufen. Wenn auch der Mann ſo ſchlechtdenkend ſeyn ſollte, ſo haben wir doch zu viel Ehrgefühl und weibliche Schaam. Ich muß Ihnen widerſprechen, meine Damen! Niemand kann nachgiebiger gegen das ſchöne Geſchlecht ſeyn und demſelben mehr zu Gefallen leben als ich; aber hier darf ich es nicht und muß Ihnen einen Vertrag, wie es vielleicht noch nie einen gegeben hat, mit allen möglichen Nebenumſtänden berichten.

Im Jahre 1779 lebte in der Reſidenz des Herzogs Karl Eugen, der Kammerherr von Lepell mit ſeiner reizenden Gattin. Zur nemlichen Zeit war Mr. de Mackau franzöſiſcher Geſandter. Jung, lebhaft, feurig und einſchmeichelnd, wußte ſich der Letztere bei der Kammerherrin Eingang zu verſchaffen. Er liebte die ſchöne Frau und ſie blieb nicht unempfindlich. Der Kammerherr, deſſen Finanzen nicht die glänzendſten waren, drückte ein Auge zu. Da aber die Beſuche häufiger wurden, da man nicht mehr flüſterte, ſondern laut davon ſprach, faßte er einen ungewöhnlichen und ſonderbaren Entſchluß. Er führte Herrn von Mackau in ſein Cabinet, und leitete folgendes Geſpräch ein.

Lepell. Mein Herr, Ihre Beſuche gereichen mir zur Ehre und Schande.

Mackau. Ich werde nie vergeſſen, was ich Ihnen ſchuldig bin; ich denke zu rechtlich.

Lepell. Um meinetwillen kommen Sie nicht, ſondern wegen meiner Frau, die Sie lieben.

Mackau. Wer kann ſie ſehen und ſie nicht lieben!

Lepell. Verbunden für das Kompliment. Aber es iſt nicht meine Abſicht, dergleichen zu hören, ſondern Ihnen einen vernünftigen Vorſchlag zu thun.

Mackau. Worin kann ich Ihnen dienen? Reden Sie, lieber Kammerherr.

Lepell. Geduld! — Sie beſuchen meine Frau, ſchließen ſich mit ihr ein, und bleiben Stundenlang bei ihr, vermuthlich nicht, um mit ihr zu beten. Wiſſen Sie was, ich will Sie nicht hindern. Meine Frau liebt Sie, und ich wäre ein Thor, mich zu widerſetzen, denn es würde zu nichts helfen. Ich bekümmere mich ins künftige um alle ihre Beſuche gar nicht mehr.

Mackau. Wie meinen Sie das?

Lepell. Sie haben die Güte mir eine Obligation von 16000 Gulden zu geben, damit ich die wilden Sprößlinge, die in meinem Garten etwa gedeihen würden, ernähren kann.

Mackau. Zum Teufel, 16000 Fl.! das iſt verdammt theuer! Dafür könnt ich ein halbes Regiment Weiber haben. Die Hälfte, Baron, wäre auch wohl genug.

Lepell. Sie könnten wohl ein Regiment Weiber bekommen, wie Sie ſagen; aber gewiß kein ſo ſchönes Weib, wie das meinige.

Mackau. Das iſt nun wahr. Sie iſt göttlich!

Lepell. So innig! ſo ſchmachtend!

Mackau. So ſanft! ſo geiſtreich!

Lepell. Bedenken Sie dabei, daß Sie kein Hauskreuz, keine Kinder, keine Sorgen, keine Ausgaben weiter davon haben.

Mackau. Hören Sie, Sie gefallen mir. Ihre Freimüthigkeit entzückt mich. Sie ſind noch ein vernünftiger Mann, wie es wenige giebt. Ich gebe Ihnen 5000 Fl. für ein halbes Jahr...

Lepell. Legen Sie noch 1000 zu, und unſer Handel iſt geſchloſſen.

Mackau (beſinnt ſich ein wenig.) Nun, es ſey! Nach ſechs Monaten fällig. Geben Sie Papier, und ich ſchreibe gleich einen Sola-Wechſel.

Der Kammerherr holte Schreibmaterialien, und **Mackau** fertigte zwei Wechſel aus, die er dem Baron einhändigte.

Von dieſem Augenblick an lebte die Frau von Lepell ungeſtört mit ihrem Geliebten. Man ſprach zwar von dem vertraulichen Umgange; aber Niemand ahnete das wirkliche Verhältniß. Endlich erſchien der entſcheidende Zeitpunct der Bezahlung. Herr von Mackau bat mehrere Kavaliere zum Mittagseſſen, unter andern auch den gefälligen Ehemann. Ueber Tiſche ſprach man von Abentheuern. Dies erwartete der begünſtigte Liebhaber. Meine Herren, fing er an, was denken Sie von einem Ehemann, der ſeine Frau auf Monate vermiethet? — Das iſt unmöglich, erwiederten die Anweſenden. — Und doch trifft hier der Fall ein, fuhr Mackau fort, es giebt einen Kavalier, der ſeine Frau auf einige Zeit und für eine beträchtliche Summe vermiethet hat. Was denken Sie von demſelben? Dem Herrn von Lepell wurde bald heiß, bald kalt; er wußte nichts zu ſagen. Das iſt ein Elender, verſetzten die Gäſte. Nun, meine Herren, ſagte Mackau ganz kalt, ſehen Sie hier den Herrn Baron, welcher mir ſeine Gattin auf ſechs Monate für 6000 Fl. überlaſſen hat.

Die Geſellſchaft war wie vom Donner gerührt.

Soll ich die Summe bezahlen? fuhr Mackau fort.

Nein! erſcholl es aus aller Munde, er verdient Verachtung, der Mann, der ſo niedrig handelt.

Alſo, mein Herr Baron, begann Mackau, werden Sie nichts erhalten.

Sprachlos wankte dieſer vom Stuhl auf. Die Geſellſchaft erhob ſich, und Mackau eilte zur Frau, ihr alles haarklein zu erzählen.

Frau von Lepell ward über dieſen Handel äußerſt aufgebracht, und konnte den Gedanken, ſo unwürdig gemißbraucht zu ſeyn, nicht ertragen. Die Sache wurde ruchtbar, denn die Zeugen konnten, ihrer Ehre wegen, nicht ſchweigen. Der Herzog, davon unterrichtet, ließ den Kammerherrn arretiren. Die Gattin kam beim Conſiſtorium klagend ein, und drang auf die Scheidung. Der Proceß begann, und endigte mit der völligen Trennung. Der Baron wurde zum Lohn ſeiner niederträchtigen That auf die Feſtung Aſperg gebracht. Da die Kinder Vater- und Mutterlos waren, und kein Vermögen beſaßen, ſo nahm der Fürſt ſie in die Militärakademie auf, um ihnen Erziehung und Unterhalt zu geben. Man maß dem Herzog Karl die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ſich manchen armen Teufels annahm und ihn anſtändig verſorgte. So wurden in ſeiner Militärakademie von Normann, Mandelsloh, Batz, Schiller, Maſſenbach, von der Lühe, Miller, von Lehſten und mehrere berühmt gewordene Männer gebildet.

Herr von Mackau ging nach Paris, wohin die Frau von Lepell ihm folgte, um ihn aufzufodern, ihre ſeine Hand zu geben. Die Ehe iſt nach den alten katholiſchen Kirchengeſetzen ein Sacrament, das unauflöslich iſt. Hierauf ſtützte ſich Herr von Mackau, indem er ſich weigerte, ihren Wunſch zu erfüllen. Frau von Lepell ſah ſich alſo in ihren liebſten Hoffnungen getäuſcht, ihren ehemaligen Gatten im Kerker, ihre Kinder ihr entriſſen und vom Regenten für die ſeinigen angenommen.

Das fernere Schickſal der ſchönen, unglücklichen Frau iſt dem Referenten nicht bekannt, da er bald darauf dieſe Gegend verließ. Der ganze Vorfall iſt übrigens ein neues Beiſpiel, wie weit Charakterloſigkeit, Verſchwendung und übertriebener Hang zur Sinnlichkeit die Menſchen auf Abwege leiten können; denn Herr von Lepell hatte ſonſt kein böſes Herz, aber ſein Aufwand, ſeine oftmals bedrängte Lage, ſeine anderweitigen kritiſchen Verhältniſſe riſſen ihn hin, einen Schritt zu thun, den kein rechtſchaffener, ehrliebender Mann jemals billigen noch thun kann. Wie wahr iſt, was Leſſing ſagt:

„Laß dich vom Teufel bei einem Haar
faſſen, und du biſt ſein auf ewig!“

Der betrogene Werbeoffizier.

Die Sucht, große und ſchöne Leute im Militärdienſt zu haben, verbreitete ſich ſeit Friedrich Wilhelm des Erſten Zeiten nicht nur über Deutſchland, ſondern auch über ganz Europa.

Die preußiſchen Werbeoffiziere hatten vorzüglich den Ruf der Verſchmitztheit, und man beſchuldigte ſie ſelbſt öfters der Gewaltthätigkeit.

Um Beiſpiele ihrer Liſt und Verſchlagenheit anzuführen, darf man nicht in all zu weiter Ferne ſich umſehen. Ein gewiſſer Obriſter Collignon unter andern that Wunder in dieſem Geſchäfte. Studenten wurden als Regiments-Feldprediger, Auditöre und Feldärzte angeworben, mußten aber, ſo wie ſie beim Regiment ankamen, gemeine Soldaten werden; ſogar einen Regimentsglaſer hatte man für das Huſarenregiment von Belling engagirt. Jeder Regimentschef glaubte ſein Ruhm erheiſche es, viele und ſchöne Leute herbeizuſchaffen. Gewöhnlich wählte er einen Offizier ſeiner eignen Mannſchaft aus, gewandt, raſch und verwegen, welcher alles anwandte, um der Erwartung ſeines Commandeurs zu entſprechen, und oft that und wagte, was vor dem Richterſtuhle der Gerechtigkeit nicht entſchuldigt werden konnte.

So geſchah es, daß ein franzöſiſcher Dragoner-Lieutenant einen Unteroffizier in ein Benedictinerkloſter in Lothringen, unter der Maske eines reuigen Sünders, abſchickte, der hier Gelegenheit fand, mit den Novizen genauere Bekanntſchaft zu machen. Er malte ihnen den Reiz des Soldatenlebens mit ſo ſchönen Farben, daß drei mit ihm verſchwanden, um Dienſte zu nehmen. Dieſe Herrlichkeit währte aber nicht lange. Zwei von ihnen bereuten den gethanen Schritt und ſchrieben voll Reue an den Prälaten, der ihnen zwar Verzeihung angedeihen ließ, ihnen aber die Buße auferlegte, ſich in ein Kapuzinerkloſter zu begeben. Der Dritte zog das Caſket der Kapuze vor, blieb Dragoner, und wurde, weil er etwas ſtudirt hatte, in Kurzem Unteroffizier.

Die preußiſchen Regimentsinhaber ſparten weder Geld noch andere Mittel ihre Zwecke zu erreichen, deswegen hatten auch die Offiziere, welche auf Regimentskoſten warben, ein freieres Spiel als diejenigen, welche für königliche Rechnung dies Geſchäft trieben. In wie ferne man aber auf ſolche betrogenen und zuweilen mit Gewalt erzwungenen Martisſöhne rechnen konnte, lehrt die Erfahrung, daß in dem Feldzuge von 1778 und 1779 die preußiſche Armee 18000 Mann durch Deſertion verlor.

Das Regiment Kronprinz, das in Potsdam in Garniſon ſtand, hatte Regimentswerbung, und ſchickte einen ſehr gewandten, brauchbaren, verſchlagenen und ſchönen Offizier nach Pforzheim. Herzog Eugen von Wirtemberg, der ſelbſt ein ſchönes Militär hatte, duldete keine fremde Werbung in ſeinem Lande. Seine Garde zu Fuß, ſo wie die zu Pferde, beſtand in auserleſenen Leuten. Natürlich alſo, daß die Fremden an der Grenze darauf Jagd machten; aber auch ſehr natürlich, daß der Herzog ihnen, ſo viel an ihm lag, den Eintritt zu verwehren ſuchte. Wo ſie aber nicht hinkommen konnten und durften, da ſchickten ſie ihre Emiſſäre und Unterhändler; dies waren gewöhnlich Juden, Freudenmädchen, und — Bettelmönche.

Ein Freudenmädchen verführte von der ehemaligen churpfälziſchen Garde vier Grenadiere, mit denen ſie ſich nach einander trauen ließ, jeden einzelnen auf dem Marſch begleitete; aber immer wieder, auf friſche Werbung, in ihr Standquartier zurückkehrte.

Als aber die feile Dirne den fünften wegkapern wollte, wurde ſie entdeckt und ohne weiteres ins Spinnhaus auf zeitlebens einquartirt. — Gewöhnlich iſt unter ſolchen Umſtänden ein verkleideter Unteroffizier der einſegnende Prieſter, folglich konnte von einer ſolchen wilden Ehe nicht groſſe Notiz genommen werden.

Ein andrer preußiſcher Werbeoffizier bediente ſich ſo glücklich der Juden zu ſeinen Abſichten, daß er mehrere von der herzoglichen Fußgarde zur Deſertion verführen und an die Grenze bringen, wo er ſie dann gleich empfing und weiter transportiren ließ. Dieſer vielfältige Raub ſeiner Mannſchaft brachte den Herzog ſehr auf, und er ſetzte eine Prämie auf jeden wieder eingebrachten Deſerteur. Zugleich verſprach er demjenigen eine große Belohnung, der ihm den Werbeoffizier ſelbſt oder auch nur einen ſeiner Leute verſchaffen könnte. Man verſuchte es, den Werber über die Grenze zu locken; aber dieſer war ſorgfältig auf ſeiner Hut. Man gewann endlich einen ſeiner innigſten Vertrauten, einen äußerſt verſchmitzten Juden, der ihm die meiſten Deſerteure zugebracht hatte. Der Plan wurde mit demſelben genau beſtimmt, entworfen und verabredet. Tag und Stunde bezeichnet und der Jude ging an ſein Geſchäft.

Die Grenze zwiſchen Baden und Wirtemberg wird auf der Chauſſee durch einen Pfal bezeichnet. Der Werbeoffizier wagte ſich nie weiter, als bis zu dem Pfale, ſeit er im Wirtembergiſchen für vogelfrei erklärt war.

Der Jude kam eines Tages zu ihm, und ſagte:

„Auf, Herr Lieutenant, wir müſſen wieder vor. Zwei Gardereiter werden heute Abend mit Sattel und Zeug deſertiren, denen müſſen wir entgegen, um ſie zu empfangen.“

„Höre, Mauſchel, bis an den Pfal reite ich nicht gerne, der Teufel kann ſein Spiel haben.“

„O weih geſchrien! hab' ich den Härrn belogen? Hat der Härre nit ſchon manchen ſchönen Fang gethan? Wärlaß er ſich uf mich!“

Die Nacht war ſo finſter, daß man nicht zwei Schritte vor ſich ſehen konnte. Der Jude ging voraus, und der Lieutenant ritt nach.

„Höre Mauſchel,“ fing dieſer endlich an, „ich glaube, wir ſind ſchon dem Grenzpfale vorbei.“

„Nä, nä Härr, es ſind noch über hundert Schritt bis dahin, komm er nur mit!“

Trapp! trapp! hörten ſie zwei Reiter.

„Do ſind ſe! do ſind ſe!“ ſchrie der Jude, und ſprang auf die Seite.

Die Reiter kamen heran, und zu gleicher Zeit ſprangen von beiden Seiten Soldaten hervor, und umringten den Werber. Einige fielen dem Pferde in den Zügel, während andere den Verrathnen entwaffneten. In zwei Minuten

nuten ſah er ſich außer Stand geſetzt, die mindeſte Gegenwehr zu leiſten. Von aller Hülfe entfernt, von Feinden umgeben, blieb ihm nichts übrig, als ſich ſeinem Schickſale geduldig zu unterwerfen.

Der Marſch ging raſch vorwärts, und man brachte ihn auf die Feſtung Aſperg, wo man ihn eng verwahrte. Der Unglückliche hoffte indeß mit Gewißheit, daß ſein Regiments-Chef ſich für ihn beim Könige verwenden würde. Doch nur der Glückliche hat Freunde! im Unglücke treten dieſe meiſtens zurück. Dieſe bittere Wahrheit mußte der Werbeoffizier erſt in ſeinem Kerker kennen lernen. Weder der Regiments-Chef, noch der Commandeur, noch der Geſandte von Madeweis, noch der König ſuchten ſeine Befreiung nach. Von allen verlaſſen, in düſtere Mauern eingeſchloſſen, fiel das unglückliche Opfer ſeines übertriebenen Dienſteifers zuerſt in tiefe Schwermuth, und zuletzt in Wahnſinn. Zwanzig Jahre einer bedauernswürdigen kläglichen Exiſtenz verlebte der Elende hier, ehe der wohlthätige Tod ihn von ſeinen Qualen befreite. Friedrich wollte nichts von ihm hören; er ſagte, that und ſchrieb nie etwas für ihn.

Herzog Karl Eugen war theils durch ſeine Gemahlin, einer Prinzeſſin von Baireuth, ſo wie auch durch ſeine Schwägerin, der Gemahlin ſeines Bruders Friedrich Eugen, einer Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt, mit dem Hauſe Brandenburg verwandt; aber nie verwendete ſich der große Friedrich bei ſeinen Verwandten für die Werber, wenn ſie in ihrem Eifer zu weit gegangen waren. Wie oft wurden ſie von den Bauern gemißhandelt, nicht nur in fürſtlichen Ländern, ſondern auch von ritterſchaftlichen Unterthanen, und nie hat weder das Werbecommando, noch der Geſandte ſich je in dieſe Streitigkeiten gemiſcht. Man möchte beinahe behaupten, ſie wären ſelbſt von ihrem Herrn als priveligirte Räuber angeſehen worden, bei deren Abſendung man etwa zu ſich ſelbſt ſagte: raubt Menſchen, ſo viel ihr könnt. Glückts euch, ſo dankt dem Himmel; glückts nicht, auch gut; man wird ſich nicht um euch kümmern. Tragt eure Haut auf den Markt, ſo gut ihr könnt. Ihr habt ſtillſchweigende Billigung zu allem, was ihr beginnt. Werdet ihr aber ertappt, dann weiß man nichts mehr von euch. Uebrigens iſt's nicht wahrſcheinlich, daß ein ehemalig preußiſcher Commandeur dem beorderten Werbeoffizier ein ſolches Prognoſtickon vorgeſtellt habe; denn ſonſt würden die meiſten für einen ſo gefahrvollen Dienſt ſich bedankt haben.

Auch unter guten Regenten können Böſewichter der Strafe entgehen.

Nur eine Stimme erſchallte vor noch nicht langer Zeit vom Bodenſee bis zum Ausfluſſe des Neckars: unſer Fürſt iſt gut, menſchenfreundlich, leutſelig, weiſe, hört jedermann an, will das Gute, und wir lieben ihn alle! Es iſt nicht übertrieben, wenn ich ſage, der Großherzog Karl Friedrich von Baden ward von ſeinem Volke angebetet. Er war ſeines Volkes Vater, Rath, Wohlthäter und Lehrer! Er war es, der den Landbau vervollkommnete; der ſeinen Unterthanen den Kleebau theoretiſch und practiſch zeigte, ihnen ſelbſt die Saat mehrere Jahre hindurch ſchenkte; er, der nach und nach die Gemeinweiden (Allmenden) unter die Einwohner vertheilte, ſelbſt mit Aufopferung ſeines eignen Intereſſes; er, der bei der Acquiſition des baden-badenſchen Antheils die Leibeigenſchaft aufhob; er, der alles Gute und Nützliche mit Freuden ergriff und beſchützte! Möglich, daß manche über ſeine Sparſamkeit klagten; möglich, daß er manchen Hitzkopf erſt wollte ausbrauſen laſſen, ehe er ihn beförderte. Immerhin! der edelſte, beſte Theil des Volks, der Landmann preiſet ihn, und deſſen Stimme wird ſich über alle andere erheben.

Dieſe Volksliebe, die feſteſte Stütze und Säule der Regierungen, zeigte ſich überall in ſeinen Landen.

Sein argloſes Herz ward öfters von denen betrogen, welchen er ſein Vertrauen ſchenkte. Keinen Trug ahnend, hielt er alle, die ſich ihm unter der Maske der Biederkeit näherten, für ehrliche Leute. Guter Fürſt! unter dem Deckmantel der Religion, der Aufrichtigkeit und der Tugend, täuſchte man dich auf das grauſamſte! Du gabſt alle Woche einmal deinen Unterthanen Audienz, verſprachſt ihnen Hülfe, Linderung und ſelbſt Unterſtützung — doch geſchah ſo häufig das Gegentheil von dem, was du wollteſt und was du befahlſt. —

Den Beweis liefert mir ein Bauer aus dem Amte Baden, der vor etwa 20 Jahren mit dem damals dort regierenden Amtmanne Bkr einen Proceß hatte, der dem Müller Arnoldſchen unter Friedrich II. ähnlich war. Die Bevollmächtigten der Themis verſtehen ſich mit ihren Handwerksgeſellen, den Advokaten, überall ſo gut, daß die armen Kläger ein für allemal gerupft werden, und ſie das Mark ſaugen. Herr Amtmann Bkr war ein Meiſter in dieſer Kunſt, er benutzte ſo trefflich ſeinen Strickius, Quistorp und Senkenberg, daß der Bauer verlieren mußte. Des Klägers geſunder Menſchenverſtand war aber noch nicht gefangen genommen, folglich ſuchte er ſein

Recht weiter — und appellirte. Auch ſein Advokat ſchluckte ein Stück Feld nach dem andern, bis endlich dem Bauer nichts übrig blieb, als ſein Haus. Recht muß doch Recht bleiben, dachte der Unterdrückte, und verkaufte auch dieſes, aber auch dies Geld wurde verproceſſirt, und der arme Teufel hatte nun nichts mehr. Da nun nichts mehr zu verdienen war, trat der Advokat zurück, und der Herr Amtmann hatte freies Spiel. Fürs erſte wurde der arme Teufel feſtgenommen, dann ein Bericht über deſſen Gemüthszuſtand abgeſtattet, der ziemlich mit der Wahrheit übereinſtimmte. Der Bauer ſey wahnſinnig, hieß es, (das war ſehr begreiflich, da man ihn um alles gebracht hatte) er könne durch ſeine Tollheit gefährlich werden, (dem Herrn Amtmanne mochte wohl ſelbſt für ſein Leben bange ſeyn) man müſſe ihn alſo ins Tollhaus nach Pforzheim ſchicken.

Der Bericht ging ab, und da der Amtmann Bkr ein beeidigter Diener der Gerechtigkeit war, maß man ihm Glauben bei. „Der Bauer wird ins Tollhaus geſperrt,“ ſo lautete der Beſcheid. Dieſem zufolge wanderte nun der Verarmte in die Verſorgungsanſtalt. Aber ſie wurde ihm zur Wohlthat — der Verwalter ſowohl, als auch der Arzt beobachteten den Neuangekommenen, prüften ihn ſorgfältig, und überzeugten ſich hinreichend, daß er nichts weniger als toll ſey, vielmehr ſehr richtig, klar und conſequent alles einſehe und ſich ſelbſt als das Opfer ſeiner Rechthaberei anklagte. — Nach dieſer Einſicht berichteten beide Biedermänner und baten um die Befreiung des Bauern.

Der Fürſt verlangte den Unglücklichen ſelbſt zu ſprechen. Er kam in die Reſidenz und klagte dem Landesvater ſein erlittenes Unrecht, ſeine Leiden und ſeine Unterdrückung. Nichts war natürlicher, als daß ihm Schadloshaltung verſprochen, und der geſtrenge Herr Amtmann zur Rechenſchaft gezogen ward. Jedermann ſah begierig der Beſtrafung dieſes juriſtiſchen Raubes und Frevels entgegen, und Mancher wähnte ſchon, daß er, nach der Kunſtſprache, abgeſetzt werden würde.

Doch der Her Bkr hatte Freunde, und der Geheimerath Myr wußte die Sache ſo zu drehen, daß er zwar ſeine Stelle in Baden verlor, doch die zu Etgn, zwei Stunden von der Reſidenz, dafür erhielt.

Die Beſchützer und Freunde des Schuldigen benutzten das vortreffliche Herz des Regenten, zeigten ihm die Gattin und Kinder deſſelben brodlos und darbend, und bewirkten auf die Art die Linderung des Urtheils.

Referent fand ihn nachher in ſeinem Pathmos, wo es ihm nicht ſo übel zu gehen ſchien, als einſt dem Apoſtel.

Die Zeitgenoſſen und die Nachkommen werden den Markgrafen Karl Friedrich als das Muſter eines helldenkenden, wohlthätigen, menſchenfreundlichen, ſparſamen, frommen, gerechten und milden Fürſten verehren, und doch vermochte er nicht alle Gewaltthätigkeiten zu verhindern, alle Ränke und Verbrechen zu beſtrafen.

Sein Herz, das immer tagelang leidet, wenn er ein Todesurtheil unterzeichnen muß, hätte bei einem gerichtlichen, durch die Geſetze gleichſam autoriſirten Verbrechen ſchweigen müſſen.

Die Geſchichte erzählt uns, daß Landgraf Heinrich der Eiſerne, einſt, auf der Jagd verirrt, in die Hütte eines Schmidts kam und dort ein Nachtlager ſuchte. Der Meiſter war bei der Arbeit und rief bei jedem Schlage des Hammers auf den Ambos: „Landgraf, werde hart!“ Heinrich foderte Erklärung, der Schmidt ſagte: „Der Herr iſt gut; aber ſeine Amtleute begehen unter ſeinem Namen Ungerechtigkeiten.“

Heinrich kehrte nachdenkend nach ſeinem Hoflager zurück, und züchtigte in der Folge die Frevler, die ihre Gewalt mißbrauchten. Die Amtleute zitterten, aber das Land ſegnete ſein Andenken.

Gräfin Hohenheim.

Es iſt abermals Fürſt Karl Eugen, Herzog von Wirtemberg, der unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. — So lange ſeine heftigen Begierden, ſeine Sucht zu glänzen, ihn beherrſchten, ſeufzte ſein Land unter dem Drucke der ihm aufgelegten Laſten; ſo bald aber eine edle uneigennützige Frau, die nachherige Gräfin von Hohenheim, über ſein fürſtliches Herz ausſchließend gebot, verwandelte es ſich plötzlich und ſein Volk ward glücklich.

Die Geſchichte dieſer Gräfin iſt zu merkwürdig, um ſie nicht von Anfang an mitzutheilen.

Franziska von Bornedingen, wohlgewachſen, mittlerer Größe, hatte ein ſchönes ſanftes blaues Auge, eine feine weiße Haut, einen wohlgebildeten Mund, ſchöne Zähne, bewundernswürdig fein geformte Hände und Füße. Sie gehörte jedoch nicht zu den erſten Schönheiten; aber ihr Charakter voll Güte, Milde, Herablaſſung, Gleichmuth und Geduld gewann alle Herzen.

Von alter Herkunft, aber arm, ſchätzte ſie ſich glücklich, dem misgeformten und buckelichten Baron von Leutrum, einem ſehr reichen Wirtembergiſchen Edelmanne, ihre Hand zu geben.

Noch war Karl Eugen das Schrecken aller Ehemänner und Väter. Seine Leidenſchaften waren noch nicht abgekühlt, und ſeine Hofleute wetteiferten, ihm gefallig zu ſeyn.

Dies Alles wußte Baron Leutrum, und mit großem Widerwillen nur führte er daher ſeine junge reizende Gattin an den Hof. Die Stelle, die er bekleidete, nöthigte ihn, dort zu erſcheinen.

Mit klopfendem Herzen folgte ihm Franziska. Eine Zigeunerin, ſo ging die Sage, hatte ihr als Kind ſchon geweiſſagt, daß ſie den Fürſtenſtuhl beſteigen werde. — Welche Zukunft zeigte ſich ihren ahndenden Blicken! Mit ſüßer Hoffnung erfüllt, bot Franziska alles auf, dem Fürſten zu gefallen. Der Reichthum ihres Mannes gab ihr dazu noch mehr Gelegenheit; ſie konnte ihre Reize im Juwelenſchimmer zeigen, und vor dem Spiegel, dem geheimen Verbündeten aller Frauen, ungehindert ſich Raths erholen, was zu thun ſey.

Der ſehnlich gewünſchte Tag brach an, und Frau von Leutrum, an der Seite ihres Gnomen, erſchien wie die Liebesgöttin neben Hephäſtion. Der Contraſt mußte dem Fürſten auffallen. Reifer Kenner weiblicher Schönheit muſterte er mit kundigem Auge das Paar, mit

Wohlgefallen auf der jungen Frau verweilend, die nur zu gut bemerkte, was in der fürſtlichen Seele vorging.

Scheinbar gleichgültig ſprach Karl Eugen mit dem Baron, der ſeine Frau wie ein Argus zu hüten vermeinte, und begnügte ſich, ihm einige höfliche Vorwürfe zu machen, ſeine liebenswürdige Gattin auf ſeinen Gütern ſo lange ſchon der Langenweile überlaſſen zu haben.

Von der Stirn des Gemahls troff, ob dieſer fürſtlichen Andeutungen, ſchon der Angſtſchweiß, und feſt war ſein Entſchluß, ſobald als möglich mit Franziska auf ſein Erbſchloß zurück zu kehren. Der Abend verfloß für diesmal ohne weitere Abentheuer, und Leutrum kehrte nicht wenig erfreut mit ſeiner Gemahlin nach Hauſe. — Er wagte ſelbſt ſchon zu hoffen, daß die Gefahr vorüberziehen werde, ohne ihn zu erreichen. — Vergebliche Hoffnung!

Karl Eugen veranſtaltete einen glänzenden Ball, wozu unſer Baron ausdrücklich eingeladen wurde. — Mit welchen Empfindungen er der Einladung folgte, kann nur ein argwöhniſcher Ehemann beurtheilen. — Der Fürſt hatte in den Blicken der neuen Huldgöttin recht wohl geleſen, daß ſie nicht unempfindlich ſey; daß er ihr gefalle; daß ſie ihm ſelbſt zu gefallen ſuche, und es nur auf die Gelegenheit ankommen werde, den Baron in einen Artäon zu verwandeln.

Der Ball war hiezu beſtimmt, und da Leutrum ſeine Gemahlin nie außer Augen ließ, ſo erhielten einige Kammerherren geheime Befehle, ihn zu beſchäftigen. — Der Fürſt war im Anfange gegen die junge reizende Frau ſehr zurückhaltend, und nur äußerſt verſtohlen ſprachen ſeine Falkenaugen aus der Ferne mit Franzisken.

Den Kammerherren war es indeſſen gelungen, den Baron zu beſchäftigen, und da er den Wein liebte, ſo wurde ihm mit den älteſten und berauſchendſten Sorten — an denen der fürſt-

fürſtliche Keller ſehr reich war — ſo lebhaft zugeſetzt, daß er bald Alles um ſich her vergaß.

Jetzt näherte ſich der Fürſt der Gemahlin. — Er machte ſie aufmerkſam auf den Zuſtand des Barons, beklagte ihr Schickſal und ſprach von ſeiner Liebe! — — — — — — Er verſchwand unter dem Getümmel des Balls unvermerkt mit ihr aus dem Saale; und plötzlich befand ſich das junge Weib in einem von allen Seiten Wolluſt athmenden Kabinette, wo Alles, was Liebe, Sinnlichkeit und Genuß verführeriſches und berauſchendes haben konnte, ihr entgegen lachte.

Man ſetze ſich an die Stelle der jungen Frau! Jung, feurig, mit einem geübten Verführer allein, der alles aufbot, um ſie zu gewinnen, der ſo ſüß, ſo ſchmeichelnd ihr die Zukunft ſchilderte! — Dort dagegen einen verwachſenen, eiferſüchtigen Trunkenbold, der mit Trotz und ohne Schonung foderte, was dieſer ſo liebevoll nur zu erbitten wagte.

Alte Damen werden ſchnell genug ſeyn, das Verdammungsurtheil zu ſprechen, aber auch die Jüngern? Vielleicht in Gegenwart des Mannes, oder der Hofmeiſterin! aber auch ins geheim? — — Die Hand aufs Herz! würden Sie immer widerſtanden haben, reizende Feen? Ich zweifle keinesweges, daß Sie nicht alle den ſchönſten Kampf ſollten gekämpft und mit Muth den andringenden Feind zurückgeſchlagen haben; aber wenn nun keine Hülfe herbeieilte, wenn der Feind immer kühner und lebhafter ſtürmte, alle Wege zum Rückzuge abgeſchnitten wären, — dann, meine Damen, würden auch Sie, unbeſchadet aller Taktik und Strategie den Kürzern gezogen und ſich auf Gnade und Ungnade haben ergeben müſſen.

Fürſt Karl war Soldat, und hatte ſeine Taktik in Cytherens Hainen ſtudiert: — ſo ſiegte er auch hier über alle Bedenklichkeiten und Franziska blieb die Nacht in ſeinem Kabinette. — —

Indeſſen wurde der Baron bewußtlos nach Hauſe gebracht.

Als er am Morgen erwachte, und ſeine Gemahlin nicht, wie gewohnt, an ſeiner Seite fand, ſchöpfte er bald Verdacht, der ihm zur Gewißheit wurde, als er vernahm, daß ſie dieſe Nacht gar nicht zurückgekehrt ſey.

Sie erſchien indeß vor dem aufs höchſte gereizten und aufgebrachten Gemahl. — Ihre Entſchuldigungen, ſehr leicht hingeworfen, vermehrten ſeine Wuth, und er würde ſie gemordet haben, wenn ſie ſich nicht durch die Flucht ſeinen Mißhandlungen entzogen hätte. — Sie eilte zum Fürſten zurück, und bat um Schutz gegen ihren Mann und um Sicherheit für ihr Leben.

Karl hatte nicht gedacht, daß der Baron Leutrum ein weniger gefälliger Ehemann ſeyn würde, wie ſo manche andere; er nahm indeſſen die ſchöne Bedrängte gerne in ſeinen fürſtlichen

Schutz, und es wurden ihr ſofort im fürſtlichen Schloſſe ſelbſt eigene Apartements angewieſen.

Der Baron wurde hiedurch vollends aufs äußerſte gebracht; er foderte ſeinen Abſchied; er ſchrieb dem Fürſten eine Herausforderung, die aber, nach fürſtlicher Sitte, nicht angenommen wurde; er verließ endlich die Reſidenz, und ging auf ſeine Güter, wobei er den Muth hatte, dem Herzog unverholen ſagen zu laſſen: er würde ihn erſchießen, wenn er keine Genugthuung erhalte. Karl lächelte; aber als er einſt in die Nähe von Pforzheim kam, und Leutrum wirklich nach ſeinem Wagen ſchoß, da lächelte er eben nicht, ſondern vermied hinführo dieſe Gegend, wenn er nicht von einem ſtarken Gefolge begleitet war.

Niemand wird zweifeln, daß der Fürſt ſich der ſchönen Franziska liebevoll annahm, und nicht nur Sorge trug, daß ſie von dem entflohenen Gatten geſchieden wurde: ſondern auch, daß ſie durch die Schenkung bedeutender Beſitzungen einen anſtändigen Etat erhielt.

In der Folge ließ der Herzog ſeine Geliebte in den Reichsgräflichen Stand erheben, und lebte mit ihr als ſeiner erklärten Maitreſſe, unter dem Namen der Gräfin Hohenheim.

Sie begleitete ihn als ſolche auf ſeinen Reiſen nach Frankreich, Italien und England. — Sie wurde ſeine unzertrennliche Geſellſchafterin, und ſelbſt als er ſeine berühmte ſo oft belachte Bibelreiſe machte, auf der er bekanntlich alle mögliche Arten von Bibelausgaben aufkaufte oder doch beſah, war die Gräfin ſeine beſtändige Geſellſchafterin.

Der Herzog war viel mit böſen Launen geplagt, die er in früheren Zeiten nur zu gerne an ſeinen Geliebten auf das thätlichſte ausließ. — Es war nichts ſeltenes geweſen, ihn mit eigenen hohen Händen in dieſen Anwandlungen ſeine Favoritinnen — mit Stockprügeln, Schlägen und Ohrfeigen mißhandeln zu ſehen. *) Bei der Gräfin Hohenheim erlaubte er ſich

---

*) Auf einer frühern italiäniſchen Reiſe begab es ſich, daß eine italiäniſche Sängerin, auch ſeine Maitreſſe, ihn in Venedig verließ. — Er reclamirte von ihr die ihr geſchenkten oder, wie er angab, nur zum Putz geliehenen Juwelen, wie er ſolches in ähnlichen Fällen immer gewohnt geweſen war. — Die ſtolze Republikanerin verweigerte ihm dieſes. „Ich bin nicht mehr in Ihren Staaten, ſagte ſie, ſondern in Venedig. Ich habe meine Freiheit wieder, und Ihre Geſchenke ſind auch nur eine geringe Entſchädigung für Ihre öfteren Mißhandlungen. Sind Sie es nicht zufrieden, ſo fodern Sie mich vor die Tribunäle meines Vaterlandes, das mich ſchützen wird.“

Dieſes Abentheuer hatte den Fürſten vorſichtig gemacht. Von der Zeit an mußten ſeine Favoritinnen, die Gräfin Hohenheim nicht ausgenommen, ihm jeden Abend den Schmuck ausliefern, den ſie für den Tag von ihm erhalten hatten.

dieſes nicht, ob ſie gleich in groſſem Zwange und ſteter Unterwürfigkeit leben mußte.

Auf dieſen Reiſen mußte die Gräfin Hohenheim jedoch auch manche Kränkung ertragen. — Folgende Anecdote liefert davon einen Beweis: Freiherr von Heinitz, nachmaliger preußiſcher Miniſter und Schöpfer des Bergweſens, hatte die ſchöne Wittwe von Adelsheim geheirathet, und lebte mit ihr in Paris, um von dort aus die Bergwerksgeſchäfte einiger franzöſiſchen Kaufleute zu dirigiren. Seine jetzige Gattin hatte einige Zeit in Stuttgard an dem Hofe des Fürſten Karl Eugen verlebt, und auch ſeine Aufmerkſamkeit, wenn auch vergebens, auf ſich gezogen. Frau von Heinitz beſaß ſehr lange ihre Schönheit, und Fürſt Karl erkannte ſie in den Pariſer Zirkeln gleich wieder, als er mit der Gräfin Hohenheim dort ankam. — Er ging auf ſie zu — erinnerte ſich, ſie einſt an ſeinem Hofe geſehen zu haben, und ſtellte ihr — ſeine Maitreſſe vor! —

Obgleich in dem Reichsgräflichen Stand erhoben, obgleich Gräfin Hohenheim, ſo hatte ſie doch die Kränkung — daß ſowohl die Frau von Heinitz, als auch die Pariſer Damen von dieſer fürſtlichen Vorſtellung ſehr wenige Notiz nahmen und ſie mit vieler Geringſchätzung behandelten. —

Als der Herzog mit ſeiner Geliebten wieder in ſeine Staaten zurückkehrte, waren die Philantropine Mode geworden, und Fürſt Karl errichtete erſt eine Schule für arme Soldatenkinder; dann eine höhere für die Söhne der Hofbedienten und Offiziere. Hieraus wurde nachher eine école militaire geformt und dann wieder eine Militärakademie. Nach dieſem Muſter mußte die Frau Gräfin ein Mädcheninſtitut errichten, ganz und gar auf militäriſche Weiſe mit Subordination und körperlicher Züchtigung, gerade wie in der Militärakademie, nur mit dem Unterſchiede, daß die vierzehn bis zwanzigjährigen Mädchen nicht Stockprügel, ſondern unter den Augen des Herzogs — die Ruthe bekamen.

So dreſſirte Fürſt Karl in der Akademie Juriſten, Offiziere, Kammeraliſten, Mediziner, Künſtler, Bildhauer, Maler und Schauſpieler; während die Gräfin Sängerinnen, Schauſpielerinnen und Hausfrauen bildete. — Ihr Inſtitut hieß die blaue Schule, weil alles darin blaue Kleidung trug, ſo wie auch in der Militärakademie eine blaue Uniform eingeführt war.

Indem die Gräfin ſich nun ganz in des Herzogs Launen fügte, allen ſeinen Wünſchen zuvorkam, und ihm dadurch unentbehrlich geworden war, ereignete ſich der Vorfall, daß der zweite Bruder, Louis Eugen, nach Hofe zurückkam, um ſich mit ſeinem ältern Bruder zu verſöhnen, mit dem er längere Zeit entzweit geweſen, und gerade zu einer Zeit vorgelaſſen zu werden begehrte, wo ſich der Herzog bei der Gräfin befand. — Entſchuldigungen daher Seitens der Dienerſchaft. — „Ich kenne das

Weib nicht,“ ſagte Louis; „meldet meinem Bruder, daß ich ihn habe ſprechen wollen, und daß ich wieder zurück gehe.“

Dieſe beleidigende Rede, verbunden mit der Weigerung der Gemahlin des franzöſiſchen Geſandten, die der Gräfin den Rang abſtritt, bewog den Fürſten im Anfange des Jahrs 1786 einen katholiſchen Prieſter kommen zu laſſen, dem er Befehl gab, eine große Meſſe zu leſen, und in den Gebeten ſogleich die Formel für Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin mit einzuſchließen.

Das Hochamt wurde gehalten, die Hofleute erſtaunten, als der Herzogin im Gebete gedacht wurde, und noch am nemlichen Tage erklärte der Fürſt, daß er ſchon ſeit einem Jahre mit der Gräfin heimlich verheirathet geweſen wäre.

So war Fräulein Franziska von Barnedingen regierende Fürſtin, und die Prophezeihung der Zigeunerin in Erfüllung gegangen.

Ihr Betragen in dieſen neuen glänzenden Verhältniſſen war muſterhaft. — Nie zeigte Franziska Uebermuth und Laune; immer dem Fürſten unterwürfig war ſie über ſich ſelbſt völlig Meiſterin und zeigte in ſchwierigen Fällen einen ſeltenen Gleichmuth, mit dem ſie Milde und Wohlthätigkeit vereinte. — So wie ſie Karln alles aus dem Wege zu räumen ſuchte, was ihm unangenehm ſeyn konnte, ſo wußte ſie auch ſeinen aufbrauſenden Charakter zu begegnen und den Ausbrüchen ſeines Zorns zuvorzukommen. — So wie Karls frühere Jahre durch Ausſchweifungen aller Art, Verſchwendung, Pracht, Luſtbarkeiten und königlichen Aufwand ſich auszeichneten, und dadurch das Land in eine große Schuldenlaſt geſtürzt hatten, ſo zeichneten ſich nun ſeine letztern Jahre durch Schulanſtalten, Ordnung, Sparſamkeit, Mäßigkeit und weiſe Regierung aus. — Die Marotte des Bibelſammlens iſt ſo leicht verzeihlich. Im Laufe eines Jahrhunderts waren die letztern Lebensjahre dieſes Regenten die ſeligſten, die Wirtembergs Völker in dieſem ganzen Zeitraume genoſſen. Ruhe, Wohlſtand, Häuslichkeit, Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Regenten waren eine Seltenheit in den Wirtembergiſchen Staaten geworden. Sein Tod ſtürzte das Land in Trauer, und der ihm folgende Regent, ſein Bruder **Louis Eugen**, von Religionshaß und Verfolgungsgeiſt beſeelt, die Zügel der Regierung mit roher Hand ergreifend, ließ dem Volke den Verluſt ſeines vorigen Fürſten nur tiefer noch fühlen.

Oftmals ſeufzten die Bürger, wenn ſie den Namen Franziska ausſprachen, und wünſchten ihre gute Landesmutter zurück.

Der betrogene Wiener.

Als der vor einigen Jahren in Wien verſtorbene Fürſt Palm ſeinen Vater begrub, fand er in ſeiner Verlaſſenſchaft über eine Million Gulden an baarem Gelde, und 80000 Gulden Revenüen an Gütern in Böhmen. Für das Vermögen, aber nicht für die Bildung ſeines Sohnes, hatte der alte Fürſt geſorgt. Das erſtere war groß; der Geiſt des jungen Palm hingegen, klein und verwahrloſt. Kein Wunder, wenn er bei dem Antritte einer ſo großen Erbſchaft Thorheiten über Thorheiten beging. So begehrte der junge Wüſtling Reichsfürſt zu werden, und Joſeph II. erhob ihn zu dieſer Würde, eingedenk des ſchönen Invalidenhauſes auf der Landſtraße, (eine Vorſtadt) welches der Verſtorbne gebaut hatte. Der junge Fürſt war gewohnt den Damen, der Fürſtin wie dem Stubenmädchen zu huldigen. Aber oft rächten ſich ſeine Favoritinnen empfindlich an der Schmach, welche er ihnen anthat. So die alte Fürſtin Lignowska. Sie erwartete ihn eines Tages und erfuhr, er wäre bei einer andern Bekanntſchaft in der Kärnter Gaſſe. Im Gallopp flog ſie dahin. Palm wollte ihr entgehen, flüchtete durch die Hinterthüre, verfehlte unglücklicherweiſe ſeinen Wagen, und die Dame, die ſeine Flucht gewahr werdend, nach ihrer Kutſche zurück eilte, fand ihn in ihrem eignen Wagen. Sie faßte ſich ſchnell, machte eiligſt den Schlag zu, und — maulſchellirte den ertappten Liebhaber unterweges ganz unbarmherzig. Palm ſchrie und bat umſonſt. Die aufgebrachte Fürſtin kannte ſich ſelbſt nicht in ihrer Wuth, und gab dem Publikum das luſtigſte Schauſpiel.

Ein andermal fuhr Palm in ſeiner gewöhnlichen Wildheit durch das Burgthor im geſtreckten Trabe, nicht achtend des Rufens der Schildwache.

Langſam! tönte es ihm entgegen, aber er hatte keine Ohren. Der Korporal der Burgwache aber hatte indeß ſo das Tempo wahrgenommen, daß er ihm ein paar tüchtige Hiebe über die Schienbeine verſetzen konnte. Die heftigen Schmerzen bewogen ihn, beim Stadtcommandanten zu klagen, und Genugthuung zu fodern. „Ich habe den Kutſcher, aber nicht den Fürſten geſchlagen,“ verſetzte der geſcheute Korporal, „der impertinente Kerl hat der Schildwache nicht gehorcht, und dafür mußte er etwas auf die Knochen haben.“ Der Korporal wurde entlaſſen, und der Fürſt hatte ſeine Schläge weg.

Man könnte ein ganzes Buch von ſeinen Abentheuern ſchreiben, wenn man ſie alle aufzählen wollte; aber das merkwürdigſte und leider zugleich am wenigſten ehrenvolle, darf hier der öffentlichen Rüge nicht entgehen.

Der Fürſt — es war noch vor ſeiner Erhebung — ſah einſt ein äuſſerſt ſchönes und reizendes Wiener Mädchen, das ſich von ſeinen Geſpielinnen ſehr vortheilhaft auszeichnete.

Der Fürſt konnte das ſchöne Nanerl nicht vergeſſen, er wollte und mußte ſie ſprechen, und bot Tauſende für ihren Beſitz. Seine ausgeſandten Boten vermochten nichts bei dem furchtſamen Kinde; nicht als ob ſie unempfindlich und ihr Herz der Liebe verſchloſſen geweſen wäre: im Gegentheil, ſie liebte und ward geliebt.

Mehrere abſchlägliche Antworten entflammten die Begierden des Fürſten noch mehr. „Sollte es mich auch 10000 Fl. koſten, ich muß ſie haben!“ ſchrie er in wilder Begierde und ſchickte einen neuen Boten ab. Umſonſt. Die Liebe iſt die beſte Schutzwehr eines Mädchens

chens gegen die Verführung; deswegen widerſtand Nanerl auch allen Anerbietungen und Verſprechungen ſtandhaft.

Ein Pfaffe ward nun an die Mutter geſandt. Dieſe *erfahrne* und *arme* Matrone hatte weniger Bedenken, und verſprach ihre Tochter zu überreden, wenn eine anſehnliche Summe dabei zu verdienen wäre. Der Unterhändler bot 500 Dukaten, doch für ſo wenig wies ihm die Mutter die Thüre.

Die Traktaten, mit ſo regem Eifer betrieben, kamen in Kurzem zum Schluſſe, und vermöge der kontraktmäßigen Uebereinkunft, ſollte die Mutter ſelbſt ihre Tochter zu dem Fürſten bringen, und dafür 20000 Fl. empfangen. Eine beträchtliche Summe! wird vielleicht mancher ſagen; aber er hatte das ſchöne Mädchen nicht geſehen, und eben ſo wenig deſſen ſchönes Herz gekannt; denn es wies auch dieſen Antrag mit Verachtung von ſich.

Der geiſtliche Herr ging nun ſelber zu ihr, ſprach von kindlicher Pflicht und Gehorſam, und beſtand darauf, daß ſie ihrer Mutter eine ſorgenfreie Zukunft verſchaffen müßte, und ſetzte hinzu, dieſe Handlung wäre ein verdienſtliches Werk, wodurch ſie das Loos ihrer Mutter verbeſſerte und ſich den Himmel erwerben würde. Nanerl wollte von alle dem kein Wort hören, noch weniger ſich zu etwas verſtehen.

Der Fürſt war mit dem Erfolge ſeiner bisherigen Bemühungen indeß nicht ganz unzufrieden. Er hatte die Mutter gewonnen, und ſo nicht übel ſpekulirt; denn dieſe beſtürmte ihre Tochter nun täglich und ſtündlich, ſuchte durch Bitten und Schmeichelworte, durch Gewalt und Drohungen das zu erhalten, was Nanerl durchaus nicht gewähren wollte.

Selbſt Nanerls eigner Beichtvater wurde beſtochen, und dieſer ſprach nun von dem Unterſchiede einer vorſetzlichen und willenloſen

Sünde, und rechnete, mit pfäffiſcher Kaſuiſtik, Nanerls Fall unter die Klaſſe der letzteren.

Nanerl blieb unerſchütterlich. Die Mutter verlor die Geduld. Sie verbot ihrer Tochter von nun an das Haus zu verlaſſen, und ſperrte ſie drei Tage lang bei Waſſer und Brod ein. — Dies fortzuſetzen, widerrieth aber der Pfaffe, weil ſie dadurch an ihrer Schönheit verlieren würde.

Von allen Seiten beſtürmt, von ihrer Mutter gemißhandelt, von den ſchönſten Verſprechungen angelockt, wie ſollte die Arme ſich retten? — Doch, ihr edelſtes Kleinod für Geld hingeben, in die Reihe der feilen Dirnen hinabſinken? dieſer Gedanke war ihr empörend. Die Liſt rieth ihr jedoch, ſich etwas nachgiebiger zu ſtellen, und ſie erhielt dadurch ihre Freiheit. Kaum hatte ſie die Erlaubniß, wieder auszugehen, als ſie zu ihrem Geliebten hinflog, und ihm ihre traurige Lage mit thränenden Augen klagte. „Nie, nie,“ ſchrie ſie, „ſoll man mir den Vorwurf machen können, daß ich Dich betrogen hätte. Dir gehöre ich, mache mit mir, was du willſt. Du biſt mein Herr, Dir und der Liebe opfre ich alles auf, ſelbſt mein Leben, wenn Du es verlangſt. Tödte mich, und ich will Deine Hand ſegnen!“

Der Geliebte umfaßte ſein theures Mädchen, drückte tauſend Küſſe auf ihren bleichen Mund, umſchlang ſie mit ſeinen Armen — und Nanerl hing in ſprachloſer Ohnmacht an ſeiner Bruſt. Raſch hob er ſie auf, trug ſie auf ſein Bette, löſte die Schleifen ihres Mieders, und der ſchönſte Buſen quoll ihm entgegen. Bewußtlos lag das Mädchen auf dem Altare, und erwachte als Weib!

Dem geliebten Räuber konnte ſie nicht zürnen, er hatte die ſchönſte Roſe gepflückt, und nun ſchien ein neuer, ein anderer Geiſt ſie zu beleben. Zwar erröthete ſie, als ſie ſich halb entblößt ſah, ſchlug verſchämt ihre Augen zu Boden und konnte lange nicht reden. Endlich brach ſie das ängſtliche Stillſchweigen. „Du biſt mein auf immer — wir ſind Gatten, auch ohne Prieſterſegen — aber ich bin arm, und Du haſt nichts übrig — Liebe allein kann uns nicht ernähren, daher müſſen wir auf andre Mittel denken. Mag nun der Wüſtling das erhalten, was er ſich wünſchte, und unſer Fortkommen iſt geſichert! Man überlegte. Der künftige Gatte gab ſeine Einwilligung, und Nanerl, nachdem ſie von ihrer Verwirrung und Zerſtörung ſich erholt hatte, eilte zum Unterhändler, und dieſer zum Fürſten. Er bekam 50 Dukaten für die frohe Botſchaft.

Wie ein Lamm zur Schlachtbank und unter bittern Thränen ließ ſich Nanerl vor den Wüſtling führen.

Allein ſo groß auch das Entzücken des entflammten Liebhabers beim Genuſſe war, ſo bemerkte er doch den Mangel der jungfräulichen Roſe. Sogleich entwarf er ſeinen Plan, ſchwieg, und genoß den Kelch der Wolluſt in vollen Zügen mehrere Tage und Nächte hindurch.

Voller Reſignation duldete das ſchöne Mädchen alles. Nach Verlauf einiger Tage kehrte ſie zu ihrer Mutter zurück, welche noch nicht den Preis des ſchändlichen Handels ausbezahlt erhalten hatte, und nicht wenig erſtaunt war, weder den Unterhändler zu ſehen, noch etwas von dem Fürſten zu hören. Sie ſuchte den erſten auf, um ihn zu ſprechen. Er war nicht zu Hauſe. Sie wandte ſich an den letztern, um von ihm die Belohnung ihrer Gefälligkeit einzufodern.

„Hier ſind 50 Dukaten,“ ſagte dieſer, „Sie hat ihr Wort nicht gehalten. Marſch! ich will von Ihr nichts wiſſen.“ Nun ſtand die ſtrafbare Mutter, wie aus den Wolken gefallen; aber ſie hatte mit dem Unterhändler einen ſchriftlichen Kontrakt abgeſchloſſen, das ſchien der Fürſt vergeſſen zu haben. — Wüthend eilte ſie zu einem Advokaten. Dieſer verklagte den Fürſten, der, als er von dem Kontrakte hörte, wie vom Donner gerührt ward. Er ſuchte den Advokaten zu beſtechen. Die Sache nahm einen ſchläfrigen Gang. Nanerl zerfloß in Thränen, denn ſie fühlte die Folgen des ſchwarzen Handels, und klagte es dem Heißgeliebten.

„Auf!“ rief dieſer, „auf zu dem gerechten Monarchen, der jeden Unterthan hört und ſchützt.“

„Auf! zu unſerm groſſen und menſchenfreundlichen Joſeph!“

Nanerl bebte.

„Ich begleite Dich.“

Sie eilten beide in den Kontrolleurgang. Der Monarch ſah mit Wohlgefallen auf die ſchöne Bittende, hörte ihre Klagen, tröſtete ſie und verſprach Hülfe. Sein Wort war nicht Täuſchung. Er foderte die Acten zur Durchſicht, und befahl den Proceß zu revidiren. Nun flogen die Schriften. Pfeilſchnell wechſelten die Partheien Repliken und Dupliken, und bald kam die Sache klar und deutlich zum Ausſpruch vor Josephs des Gerechten Richterſtuhl. Gleich Salomo fällte er folgendes Urtheil:

Die Mutter kommt zeitlebens ins Zuchthaus. Fürſt Palm zahlt dem Mädchen die 20000 Fl., als Erſatz für ihre geraubte Ehre und innere Zufriedenheit, und außerdem noch 1000 Dukaten Strafe ans allgemeine Krankenhaus. Das Mädchen ſoll ihren Bräutigam heirathen, der ſie in der Noth nicht verlaſſen hat.

Für Freunde der Phantaſie.

Der Dichter ſchöpft aus dem Gebiet des Unſichtbaren, um die Herzen der Menſchen zu erfreuen. Seine Gemälde ſind nur Dichtung, exiſtiren nur in ſeinen Ideen, und doch werden ſie ihm ſo wenig gedankt! Wie viel mehr verdient nicht der den Dank gefühlvoller Seelen, der Phantaſie in Wirklichkeit umwandelt?

Daß dieſes möglich ſey, bewies Graf Hoditz, der im Jahre 1774 in Potsdam ſtarb, und dem Friedrich der Große eine ſeiner Oden dedizirte.

Obgleich die frühere Geſchichte dieſes liebenswürdigen Sonderlings und Anhängers des feinſten Epikuräiſmus über die anberaumten 50 Jahre hinausreicht, ſo hoffe ich doch wegen ihrer Originalität, Nachſicht und Verzeihung zu erhalten.

Graf Hoditz ſtudirte in Erlangen, wo damals eine verwittwete Markgräfin ihren Wittwenſitz aufgeſchlagen hatte. Mit mehrern Studenten durchſtreifte er eines Tages die Gärten in der Nähe des fürſtlichen Schloſſes, um Kurzweil zu treiben. Sie verſuchten, ihre Hüte in die Höhe zu werfen, und ſie dann wieder aufzufangen. Der Hut unſers Helden flog zufälligerweiſe in das offenſtehende Fenſter der fürſtlichen Wittwe.

„Wem gehört dieſer Hut und was iſt das für ein närriſcher Streich?“ fragte die Markgräfin.

„Dem Grafen Hoditz, einem mähriſch- und ſchleſiſchen Kavalier,“ war die Antwort.

„Er mag ihn ſelbſt holen, wenn er ihn wieder haben will,“ verſetzte die Dame. —

Hodiz mußte nun vor ihr erſcheinen, und um die Rückgabe des weggeflogenen Hutes bitten. — Man lächelte, muſterte den jungen, raſchen und feurigen Jüngling, der nicht die mindeſte Blödigkeit verrieth, und behielt ihn zur Tafel. Die Augenſprache der Markgräfin machte ihn dreiſter, die Bekanntſchaft wurde unter dem Tiſche lebhafter und inniger, und Hodiz verließ ſie erſt nach der Abendtafel.

Ohne ſeinen Vater etwas hievon zu ſagen, ſetzte er dieſen Umgang ſo lange fort, bis Prieſtershand ſie mit einander vereinte. Der alte Herr war wüthend, daß ſein katholiſcher Sohn eine proteſtantiſche Fürſtin geheirathet hatte, und drohte mit Enterbung; dies Hinderniß reizte den jungen Mann; er eilte auf das Schloß ſeines Vaters, der ihm alle Zugänge verſchließen ließ. Der Jüngling wußte ſich mit dem Beile in der rechten und ſeine Gattin an der linken Hand freien Zutritt zu verſchaffen. — Erſt nachdem er glücklich alle Thüren aufgeſprengt hatte, trat er vor dem Vater und ſagte: „Hier bin ich, und hier iſt meine Frau. Was haben Sie an ihr auszuſetzen?“ Der Vater wußte nun zwar hierauf nicht viel zu erwiedern, ſchmollte aber doch bis an ſeinen ſanftſeligen Tod. Dies Schmollen machte den jungen Grafen, der vom Widerſpruchsgeiſte beſeelt ſchien, zum allerzärtlichſten Ehemanne.

Aber kaum fand er nach dem Tode des Vaters keine Oppoſition mehr, als er ſich von der Gattin entfernte, Reiſen nach Italien machte, und der Kammerjungfer ſeiner Gemahlin die ſchönſten Geſchenke überſchickte.

Um aber doch den böſen Schein zu vermeiden, addreſſirte er ſie an die Lieblingskatze ſeiner Gattin, die ſie dann lächelnd der Zofe gab und ſagte: „hier iſt etwas für dich, das mein närriſcher Mann meiner Katze ſchickt. *)

---

*) Dieſes Mittel können die Männer noch jetzt anwenden, au serin favori; au carlin etc.

Hodiß lebte in Italien theils in der ſchönen Natur, theils in unterirdiſchen Gewölbern, und bereitete hier ſchon ſeine künftigen Pläne vor, bis die Parzen den Lebensfaden ſeiner Gemahlin abſchnitten. Nun ließ er ihr Herz einbalſamiren, den Körper aber verbrennen und die Aſche in eine Urne ſammlen. Als griechiſcher Prieſter gekleidet, brachte er dieſem Herzen täglich ſeinen Weihrauch, bis die katholiſche Geiſtlichkeit darüber klagte, und es verbrennen ließ.

Aus ſeinen leibeigenen Bauern ſchuf er Arkadier und aus ſeinen Mägden Schäferinnen und Nymphen. Sie mußten ihm Schauſpiele, Opern und Ballette aufführen.

Friedrichs Heer bedrohte einen öſterreichiſchen General, der eine gewagte Stellung ge-

---

Nur mit einer geſchickten Veränderung der Addreſſe.

Anmerk. d. Herausgeb.

nommen hatte. Hoditz warnte dieſen, und er zog ſich zurück. Friedrich kam nach Roßwald, an der Grenze gelegen, und bezeigte ſeinen Unwillen, daß der Feind ihm entſchlüpft war. Er wollte den Namen des Warners wiſſen. „Das war ich,“ ſagte Hoditz; „als öſterreichſcher Unterthan war dies meine Pflicht, die ich eben ſo gewiſſenhaft als der Ihrige erfüllen würde.“

Friedrich beehrte ihn hierauf mit dem Namen mon Cousin, und ſah ſeine poetiſch-idealiſchen Anlagen. So überraſchte der Graf den Monarchen durch eine Pigmäenſtadt. Alle Kinder ſeiner Leibeignen bewohnten die kleinen Häuſer und ſtellten die verſchiedenen Handwerker in ihnen vor. Ein andermal befahl er ſeinen Mädchen ſich zu entkleiden, dann ließ er ihnen Fiſchſchwänze auf dem Rücken befeſtigen, und ſo mußten ſie ſich in einen geräumigen Teich begeben, um Syrenen vorzuſtellen. „Chantez mes enfants,“ ſchrie er und drohte mit der Peitſche, und ſie ſangen und ſchwammen um die Wette. Nach verſchiedenen Proben führte er den König unvermerkt an ſeinen Ocean, wo die Syrenen ſich plötzlich aus den Wellen erhoben und Friedrichs Lob zu ſingen begannen. Seine Viehſtälle waren mit Marmor gepflaſtert, ſeine Hirtinnen molken die Milch in kriſtallnen Gefäßen und ſangen bukoliſche Lieder. Hier war eine Grotte, in der eine Nymphe einen Waſſerkrug leerte, und ein kühles Bad zu ihren Füßen entſtehen ließ. Dort überraſchte ein Faun eine ſchlafende Nymphe. Im Schatten der Eichen auf einem Hügel ſtand eine Herrmanns-Säule. In dem Teiche ſpielten und ſcherzten Dianens Nymphen. Ewig wollte er die Freude an ſich feſſeln. Saß er zu Tiſche, ſo durfte er nur beim Deſert in die Hände klopfen oder die Schaale erheben, und bacchiſche Lieder erklangen aus dem Munde der Bedienten; Muſik erſcholl in dem Nebenzimmer, und ſeine Gäſte, ſie mochten wollen oder nicht, mußten mit einſtimmen.

In einer polniſchen, bequemen Kleidung, auf dem Haupte eine polniſche Mütze, ſah der muntere Anakreon die Freude um ſich her erblühen. Freilich war ſie bei ſeinen Leibeigenen erzwungen, denn der Kantſchuh regierte despotiſch über den Rücken des Apolls und der Muſen. — Ein falſcher Ton wurde nachher in der Stille derb gezüchtigt. Jede falſche Declamation, jede unrichtige Accentuation mit dem Prügel geahndet. *)

Sein

---

*) Ein ſolches Mittel wäre den Theaterdirectionen ſehr zu empfehlen, denn mancher Held und Liebhaber verdiente oft 25 Kantſchuhhiebe, wenn er ſich ſelbſt für unnachahmlich hält. Auch ſagt man, daß einſt Vater Mees, während ſeiner Direction in Hamburg, ſeine damalige Truppe à force de la gourmette in Ordnung und Gehorſam gehalten habe, und daß er die Widerſpenſtigen immer par des raisons raisonnantes zu beſiegen wußte. Der Herausgeber kennt viele Geſellſchaften, die eines ſolchen Regiſſeurs bedürften, und leider noch

meh-

Sein Schloß ſelbſt war ein wahres Feenſchloß. Ein Wink, und die Decke des Zimmers öffnete ſich, um einen Regen wohlriechenden Waſſers fallen zu laſſen. Man erhob die Augen, und eine Menge Blumen wurden von unſichtbaren Händen herabgeſtreuet. Dies benutzte der jovialiſche Sonderling zur Exekutirung von mancherlei Poſſen.

Einſt beſuchte ihn die Gräfin Hatzfeld. Er erfuhr, daß dieſe Dame keine Roſen leiden könne. Die Zimmerdecke verſchwindet, und Roſen bedecken ihr Geſicht, Buſen und Körper;

---

mehrere Individuen, denen der Kitzel ihrer läppiſchen Eigenliebe und ihres lächerlichen Künſtlerſtolzes auf keine bequemere und wirkſamere Art vertrieben werden konnte, als vermittelſt der kunſtgerechten Applicirung eines tüchtigen Stocks. Leider haben unſere allzuverfeinerten Zeiten dies kräftige Mittel etwas außer Cours gebracht, welches ein Verluſt für die Kunſt iſt.

Anmerk. d. Herausg.

vergebens will ſie ſie abwehren, körbeweiſe ſtürzen ſo lange Roſen herab, bis die arme Gräfin ohnmächtig dahin ſinkt. Die Decke ſchließt ſich, und ehe ſie wieder erwacht, haben die Gnomen, die unter dem Bette hervorkommen, alle Roſen auf die Seite geſchafft.

Friedrich der Große liebte und ſchätzte den Grafen; gleiche Achtung erzeigte ihm Joſeph der Zweite. Seine im Oeſterreichſchen anſäßigen Unterthanen klagten bei dem Monarchen, daß ſie nicht im Stande wären ihre Felder zu bauen; denn ihr Herr, der Graf, holte ſie vom Pfluge zu ſeinen Feſten, und wenn ſie erndten wollten, müßten ſie Komödien ſpielen; ſie flehten alſo um Hülfe bei ihrem Landesvater, dem Kaiſer. — Joſeph ſagte: „Kinder, es iſt nur ein Hoditz, er iſt alt; Niemand wird ihm je gleichen; tragt eure kleine Laſt geduldig, nach ſeinem Tode wird alles aufhören. Die Bauern, gewohnt aus Joſephs Munde Troſt zu hören, und nicht hülflos zurückgeſchickt zu werden, ſahen ihren Herrn als einen Zauberer an, der ſelbſt die Herzen der Fürſten zu unterjochen verſtände, und von nun an murrten ſie nur insgeheim. Joſeph hatte ſehr richtig geurtheilt, daß die Bauern nicht lange mehr zu klagen Urſache haben würden. Die Einkünfte des Grafen, die ſich auf ungefähr 25000 Kaiſergulden beliefen, reichten nicht mehr hin, die Ausgaben zu beſtreiten. Hoditz machte Schulden. Seine Güter waren Lehngüter, und ſein geliebtes Roßwalde fiel nach ſeinem Tode an den Biſchoff von Ollmütz. Der Graf hatte keine Kinder und keine Erben; er kümmerte ſich alſo wenig um die Zukunft; denn ſeine kaiſerlich und königlichen Gönner boten ihm für das Alter eine ſichere Freiſtätte an.

Er war der feinſte Gourmand, der ſich denken läßt; vortrefflich war ſeine Tafel, und ſein Keller ſpendete Gewächſe aus allen europäiſchen Weinländern.

Sein Intendant kündigte ihm endlich ſein Verderben an. Hodiz lächelte, und ſchrieb dieſe Neuigkeit an ſeinen Couſin, Friedrich dem Zweiten.

Bei ſeinem Tode hinterließ er dem Lehnsherrn ein Schloß voller Maſchienen, keinen ganzen Fußboden, die Gärten in arkadiſche Gefilde verwandelt, die Keller als ausgeleerte Grotten, die Wälder in Haine umgeſchaffen, die Kuhſtälle mit Marmor gepflaſtert, die Mägde als Nymphen und die Knechte als arkadiſche Schäfer, und eine Schuldenlaſt von 400000 Gulden.

Seine letzten Tage wollte der Graf in Breslau zubringen; weil er aber Steinſchmerzen halber das Fahren nicht erleiden konnte, ſo ging er zu Schiffe nach Potsdam, wo er einige Jahre ſpäter, beweint von ſeinen Freunden, in das Elyſium der Alten überging, um es aus dem nachgemachten aus ſeinen Schlöſſern zu vergleichen. —

Viele ſeiner Schauſpieler, Schauſpielerinnen und Sänger haben größere Bühnen bevölkert.

Es wäre ein verdienſtliches Werk der Theaterchroniken, die Namen ſeiner roßwaldiſchen Kunſtjünger zu ſammeln, und ſo noch dem liebenswürdigen Sonderling und Epikuräer ein theatraliſches Denkmal zu errichten.

Er führte ohne fremde Beihülfe das auf ſeinen Gütern aus, was Karl Eugen, Herzog von Wirtemberg, mit Hülfe italiäniſcher Meiſter und ungleich beträchtlicheren Fonds mit Schulden vollführen ließ.

Beide waren Genies, der eine auf dem Fürſtenſtuhle, der andere in ſeinen Grotten; beide liebten das Vergnügen und genoſſen nach ihren Kräften; dem Bacchus und der Cythere die lieblichſten Opfer darbringend!

Der preußiſche General-Lieutenant von Salomon.

Das Andenken an dieſen Mann iſt noch nicht ſo erloſchen, daß einige Züge aus ſeinem Privatleben nicht Intereſſe erregen könnten; deswegen glaubt man, für deren Mittheilung keiner Entſchuldigung zu bedürfen.

Der General war groß und breitſchultericht, und ein guter Soldat; hatte aber viele Sonderbarkeiten, die von einer empfangenen ſchweren Wunde herrühren ſollten. Eine matte Musketenkugel war nemlich ihm dicht über dem linken Auge eingedrungen. Da ſie nicht herausgenommen werden konnte, ſo drückte ſie zuweilen ſeine Gehirnnerven, und verurſachte öfters Anfälle von Tollheit. Dann war es gefährlich, ſich ihm zu nähern. Schlechte Behandlung, als Schimpfen und Prügeln, waren dann das mindeſte, was diejenigen, welche ſich ihm näherten, erfahren konnten. — Sehr oft verfolgte er ſeinen Widerſacher mit bloßem Degen, und würde ihn gewiß erſtochen haben, wenn eine ſchleunige Flucht ihn nicht vor ſeiner Wuth gerettet hätte.

Im Embſer Bade, wo der General alle Sommer, theils wegen ſeiner Geſundheit, theils des Spiels wegen, erſchien, waren ſolche Auftritte nichts Neues.

In dem naſſauſchen Badehauſe ſich befindend, trieb er einſt ſchrecklichen Unfug. Der damalige Badearzt, Hofrath Johann Kaempf, Verfaſſer der einſt ſo vieles Aufſehen erregenden Abhandlung de Infarctibus, kam vorüber, und hörte ein ſchreckliches Fluchen und Toben.

Er trat in die Badeſtube, wo der General über die unerträgliche Wärme des Waſſers klagte, und den Badeknecht zu allen Teufeln wünſchte. Der Hofrath unterſuchte das Waſſer, und ſagte:

„Verzeihen Ihro Excellenz, das Waſſer hat ſeinen gehörigen Wärmegrad. Sie ſind vielleicht ſelbſt ſo erhitzt, daß es Ihnen deswegen unerträglich ſcheint.“

Wie ein Blitz fuhr die nackte Excellenz aus der Wanne, wollte den Arzt bei der Kehle faſſen und ſchrie:

„Du verdammter heilloſer Quackſalber! ſtrafſt du mich Lügen? Das heilige Kreuzdonnerwetter ſoll dir auf den Kopf fahren!“

Der Arzt bat, ſich zu mäßigen; doch der Entrüſtete ſtürzte raſend und mit gezogener Klinge auf ihn los; kaum blieb dem Hofrathe ſo viel Zeit, durch die Thüre zu entfliehen.

Im Gewande der Natur verfolgte ihn der General, doch glücklicherweiſe vergebens; der Hofrath hatte ſich bereits gerettet.

Ein ſolches Abentheuer war übrigens nichts ſeltenes. So wollte er oft ſeine Bedienten erſchießen, wenn ſie ihm nicht ſchnell genug brachten, was er verlangte.

Vor dem ſiebenjährigen Kriege ſtand er in königlich franzöſiſchen Dienſten als Lieutenant im deutſchen Regimente Anhalt. Schon damals liebte er leidenſchaftlich das Spiel. Dieſe Leidenſchaft zog ihn in die Bäder, um ſie ungehindert befriedigen zu können. — Wisbaden, Ems, Schlangenbad und Schwalbach ſahen ihn faſt alle Jahre. Selbſt in ſpätern Zeiten als General erſchien er dort. In Schwalbach wurde er einſt noch als Lieutenant beim Spiele in Streit verwickelt. Dieſer ward ſo lebhaft, daß er den Saal verließ, um ſeinen Gegner zur Rechenſchaft zu ſodern, und mit bloßem Degen erſchien er bald darauf auf der Straße. Der heſſiſche Amtmann eilte herbei, foderte ihm den Degen ab; Wache begleitete ihn; Salomon hatte eine Unbeſonnenheit begangen, verlor jetzt den Kopf, und gab dem Amtmanne den Degen.

Dieſer Vorfall wurde bekannt. Die Offiziere ſeines Regiments waren ſehr aufgebracht, daß einer ihrer Kammeraden einem Civiliſten ſeinen Degen gegeben, und ſich auf ſolche Weiſe habe entwaffnen laſſen. Dies ſchien ihren Begriffen von Ehre zuwider. Sie verlangten, daß der Lieutenant von Salomon ſeinen Abſchied nehmen ſolle.

Dieſer konnte dem Esprit de corps nicht widerſtehen, und mußte ſeine Dimiſſion nehmen.

Nun lebte er vom Spiel, bald reich, bald arm, nach den Launen der blinden Glücksgöttin.

Indeſſen brach der ſiebenjährige Krieg aus. Salomon ſuchte preußiſche Dienſte und erhielt endlich das Commando eines Freicorps. Seine Thaten im Laufe des Krieges gehören nicht hierher. Nur dies iſt zu bemerken, daß er mit Ehre und Glück diente, obgleich er in die Gefangenſchaft der Reichs-Armee gerieth. Aber mit einem Bataillon konnte er einem Corps von 20000 unmöglich widerſtehen.

Es war zu Wittenberg, in Sachſen, wo dies geſchah. Salomon ward nach Ulm transportirt. Hier unterſtand ſich ein öſterreichſcher Offizier in ſeiner Gegenwart auf ſeinen König zu ſchimpfen.

Der Gefangene konnte und durfte dieſe vorſetzliche Beleidigung ſeines Monarchen nicht dulden. Er bat einen andern Offizier, ihm Degen und Piſtolen zu leihen, und foderte den Großſprecher. Das Duell geſchah außerhalb den Ringmauern der Stadt; der Preuße erlegte den Prahler, und mußte entfliehen. Nirgends war er ſicher als bei der Armee ſeines Königs. Dieſer machte nach dem Frieden aus ſeinem Freicorps ein Garniſonregiment und legte es nach Weſel, wo Salomon in der Folge Commandant wurde.

Die Anciennetät hob ihn zum General-Lieutenant, hinderte aber ſeine Tollheiten nicht. Er war ſtreng im Dienſte, und wehe demjenigen, der etwas verſah! Sein Hausweſen tyranniſirte er auf die nemliche Weiſe.

Einſt bringt er ſeine Maitreſſe mit nach Schwalbach. Auf der Rückreiſe entzweit er ſich mit ihr, läßt augenblicklich ſeinen Wagen halten. (es war auf der Heide, ohnweit Naſſau) befiehlt ihr auszuſteigen; wirft den Koffer vom Wagen, und fährt weiter, ohne ſich im mindeſten um ſie zu bekümmern.

Seine Freunde, ſeine liebſten Freunde waren — die Karten. Hatte er ein Glas Wein zu viel getrunken, ſo war ſeine Geſellſchaft nicht nur unangenehm, ſondern auch gefährlich. Dann achtete er weder die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, noch beobachtete er die Politeſſe, die man den Damen ſchuldig iſt, und beleidigte alle, die um ihn waren, ohne Anſehung des Ranges und des Geſchlechts, auf die unverzeihlichſte Art. Doch ſein Kugelparoxismus war allgemein bekannt und man ſchwieg.

Emmerich Joſeph, Freiherr von Bürresheim, Kurfürſt von Mainz.

Es war immer der Gebrauch, daß Intriguen den geiſtlichen Stuhl vergaben, obgleich man bei der Wahl eines geiſtlichen Fürſten recht andächtig das: Komm heil'ger Geiſt ꝛc. anſtimmte. Der heilige Geiſt ward nur pro forma citirt, und Geld, Damen, Privatabſichten und Partheiſucht ernannten den geiſtlichen Hirten. So war es auch bei der Wahl des biedern Emmerich Joſeph. Die Partheien konnten ſich nicht vereinigen. Sein Nachfolger ſtrebte ſchon beim Regierungsantritte ſeines Vorgängers nach dem Hirtenſtabe, aber die Gegenparthei war ihm zu mächtig. Widerſtand, mit Leidenſchaft und

Hartnäckigkeit geführt, ſchien das Wahlgeſchäft ins Unendliche zu ziehen. Da trat eine dritte Parthei von Gemäßigten und Vernünftigen auf, und leitete die Streitenden auf Emmerich Joſeph.

Er war ein Mann von ächtem deutſchen Schrot und Korn, redlich, bieder, wohlwollend, mit reinem geſunden Menſchenverſtande und einem vortrefflichen Herzen. Nepotismus war ihm unbekannt. Eine äußerſt ſeltene Tugend bei den ehemaligen geiſtlichen Fürſten in Deutſchland. Er ſammelte keine Schätze für ſeine Verwandte und drückte nicht das Land. Er hinterließ ſeinen Verwandten nicht mehr als 300000 Fl.

Die ſchreckliche Hungersnoth im Jahre 1771 bewog den Herzog von Wirtemberg Korn aus Holland kommen zu laſſen, und Emmerich Joſeph ſchenkte ihm die Zölle durch ſeine Staaten. „Was kann ich Ihnen dagegen für eine Gefälligkeit erweiſen?“ ſchrieb der Herzog.

„Mein Vetter ſteht in Ihrem Regiment; belohnen ſie den, wenn er es verdient;“ antwortete der edelmüthige Emmerich.

Kurz nach ſeiner Beſteigung des kurfürſtlichen Stuhls kam eine Deputation von den drei Ritterkantonen Ober- Mittel- und Unterrhein, um ihm zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen und zu gleicher Zeit um ſeine kurfürſtliche Gnade zu bitten. „Meine Herren,“ verſetzte der Kurfürſt, „ich werde nie, nie vergeſſen, daß ich aus Ihrer Mitte entſproſſen bin; daß ich früher Edelmann als Fürſt war.“

So ſprach, ſo dachte der edle und biedere Bürresheim! Zwang und Etikette waren ihm verhaßt, und am heiterſten befand er ſich auf dem Lande und zu Aſchaffenburg. Hier, in einer einfachen Jagduniform gekleidet und von einem geringen Gefolge umgeben, lebte er gänzlich ſich und ſeinen Freunden. Ein ſolcher Fürſt verdiente Freunde und er hatte deren auch, die ihm eifrig und treu zugethan waren. Aber der Jeſuitengeiſt vergiſtete nach und nach die Gemüther, und tödtete ihn ſelbſt. Doch ich darf der Geſchichte nicht vorgreifen. Nur noch einige Züge ſeiner Popularität und Leutſeligkeit!

In Aſchaffenburg wanderte er einſt mit einigen Hofkavalieren aufs Feld. Hier ſah er einen Knaben, der die Schweine hütete und dabei freudig umher ſprang. Er näherte ſich ihm und bemerkte, daß der kleine Sauhirt mit einem neuen Kittel bekleidet war und ein Beutelchen in der Hand trug.

„Bube,“ ſagte er zu ihm, „du biſt ja ſo froh wie ein Gott, weswegen denn? was haſt du?

Der Bube. Härre, meinön Johrlohn und än neuen Kittal.

Der Kurfürſt. Biſt du denn nun glücklich?

Der Bube. Jeſes Marie, wie konn der Härre noch frga'n!

Der Kurfürſt. Wie viel Lohn bekömmſt du denn?

Der Bube. Fünf Güldän, ſchön Geld!

Der Kurfürſt. Das iſt nicht viel. Dafür mußt du ein ganzes Jahr dienen?

Der Bube. Hat der Härre denn mehr?

Der Kurfürſt. Weit, weit mehr. Das kann ich dir ſagen.

Der Bube. Da mueß der Härr a'ch (auch) 'ne grüßere Heerde Säu' habä als i.

Der Kurfürſt (lacht und giebt ihm ein Goldſtück.) Eine Heerde habe ich wohl; es mögen auch wohl manche Schweine darunter ſeyn. Lebe wohl und trink auf meine Geſundheit.

Mit Befremden ſah er einſt beim Jahresſchluſſe auf ſeiner Rechnung angegeben, daß mehrere Stückfäſſer Wein ausgelaufen wären. Die mainzer Kelleroffizianten müſſen in den hamburgiſchen Weinniederlagen Unterricht erhalten haben; denn dort lecken die Fäſſer auch ganz außerordentlich, ſo daß von 60 Fäſſern kaum die Hälfte noch Wein enthielten. Nun ſchieben die Herrn Hamburger die Schuld auf den Speditör, und dieſer auf die Fuhr- oder Schiffsleute.

Der Kurfürſt war nicht wenig erſtaunt, als er ganze Fäſſer unter der Rubrik Leckage angegeben fand. Er ließ den Kellermeiſter kommen.

Höre er, iſt es möglich, daß 10 Fäſſer ausgelaufen ſind?

Ew. kurfürſtliche Gnaden, der Küfer muß ſchlechtes Holz genommen haben.

Das ſollte er aber nicht leiden.

Der Küfer ſagt das junge Holz hätte keine Dauer, und altes käme nicht mehr aus dem Speſſart.

Der Kurfürſt wandte ſich zu einem Kammerdiener und ſagte: rufe er mir doch einmal den Küchenmeiſter. (Der Kammerdiener geht.) Kellermeiſter, er muß warten. (Der Küchenmeiſter kommt.)

Was befehlen Ihre kurfürſtliche Gnaden?

Sag er mir doch, wie viel Kapaunen, Welſchehühner und Gänſe ſind dies Jahr verloren gegangen oder krepirt?

Das kann ich nicht gleich ſo beſtimmt ſagen.

Sag er mir nur eine Summe. Wie viel glaubt er wohl ſo ungefähr?

Etwa 2000 Stück.

Das iſt mir lieb zu hören. Die werden wohl in dem ausgelaufenen Weine ertrunken ſeyn. Hat er ſie nicht gefunden, Kellermeiſter?

Ich weiß wahrhaftig nicht, was Ew. kurfürſtliche Gnaden damit ſagen wollen.

Ich meine, daß das Federvieh dem ausgelaufenen Weine nachgefolgt iſt.

Küch- und Kellermeiſter verſtummten.

Geht nur, es iſt alles in der Ordnung, das ſehe ich. Aber, Kellermeiſter, er ſorgt, daß im künftigen Jahre beſſeres Holz zu den Fäſſern genommen wird; und er, Küchenmeiſter, habe er im künftigen Jahre ein wachſames Auge darauf, daß das Federvieh nicht in den Keller kommen und in den ausgelaufenen Wein ertrinken kann.

Mit dieſen Worten verließ er ſie, ohne über die Sache ein Wort weiter zu ſagen, noch ſie zu beſtrafen. Er wußte recht gut, daß an den geiſtlichen Höfen alle Offizianten, ſo wie die Regenten ſelbſt und die hochwürdigen Domherren arge Egoiſten ſind.

Die Favorite (ein Luſtſchloß dicht an der Landſtraße, die nach Oppenheim führt) war ſein Sommeraufenthalt; Aſchaffenburg war für den Herbſt und die Jagd beſtimmt, und die Stadt für den Winter.

In der Favorite genoß er des prächtigen Anblicks des Rheins, der faſt grade ihr gegenüber den Main aufnimmt; der Ausſicht nach Koſtheim und längs der Ufer beider Flüſſe. —

Einſt ſaß er am 1ten Auguſt bei der Abendtafel und ſah an dem jenſeitigen Ufer ein heftiges Feuer. Erſchrocken ſprang er auf; denn er fürchtete eine Feuersbrunſt und ſandte einen Läufer dahin ab. Mit Ungeduld ſah er deſſen Rückkunft entgegen.

„Nun, was iſts? Wo brennts? Geſchwind, geſchwind!“

„Ihro kurfürſtliche Gnaden, es iſt keine Gefahr da. Die Franziskaner haben, dem heutigen Tage zu Ehren, ſieben Feuer angezündet.“

Das war der alte Gebrauch, an Petri-Kettenfeier mehrere kleine Stroh und Reiſighaufen anzuzünden, und dann recht andächtig darüber hinzuſpringen. Der Schein dieſer brennenden Strohhaufen hatte ſich in der Entfernung als ein großes Feuer dargeſtellt, und ſo den Kurfürſten getäuſcht. Unwillig fuhr er auf, indem er den geiſtlichen Herrn vergaß.

„Was ſind das für Fratzen, womit das Mönchspack das Volk täuſcht! hab' Wunder geglaubt, was es wäre.

So war Emmerich Joſeph, der Menſch. Von ihm wußte die Verläumdung weiter nichts zu ſagen, als daß er ein ſtarker Trinker ſey. Und auch das war übertrieben. Der Kurfürſt ſaß gern lange an der Tafel und plauderte mit ſeinen Hofleuten. Hier trank er höchſtens ein Maaß Wein, und zuletzt viel Waſſer. Er ſah es aber nach altdeutſcher Ritterweiſe gern, wenn ſeine Gäſte ſtark tranken. Mönche und deren Anhänger ſprachen von 20 Maaß, die er täglich zu trinken pflege; aber was haben dieſe nicht alles geſagt. Er liebte die Künſte und ermunterte ſie. Ein fremder junger Künſtler ſtudirte bei dem Hofmahler und ſein Talent ſchien in der Folge etwas zu verſprechen. Der Kurfürſt ſah ihm einſt lange und aufmerkſam zu, als er zeichnete. Dann ſagte er wie aus tiefen Gedanken erwachend, indem er den Jüngling auf die Schulter klopfte: „Sey fleißig junger Menſch und werde ein zweiter Albrecht Dürer!“

Nun bleibt die wichtige Frage zu erörtern: Wie war Emmerich Joſeph als Regent? Erfüllte er alle ſeine Pflichten? Suchte er das Land glücklich zu machen?

Ach! ſein Andenken iſt noch jedem ſeiner Unterthanen, den ich kannte, theuer, und noch jetzt ſegnen ſie ſeine Aſche.

Man bemerke wohl, daß ein großer Unterſchied zwiſchen einem ehemaligen geiſtlichen Wahl- und einem erblichen Fürſten war und ſeyn mußte. Erſterer hinterließ ſein Land einem Erben, der ihm gar nichts anging, oft ſelbſt ſein Feind war. Sollte er für dieſen Schätze ſammeln? Genug, wenn der Regent ſein Land nicht in Schulden ſtürzte, und die angeerbten zu tilgen ſuchte. Dies that Emmerich Joſeph. Er bezahlte die Schulden ſeiner Vorgänger, die ihre Familien bereichert hatten. Bei ſeinem Tode waren Keller und Boden nicht ausgeleert, und die Amtskellereien hatten ſogar noch Geld vorräthig.

Daß der Nepotismus (ſey er auch den mehrſten geiſtlichen Fürſten eigen) ſein Fehler nicht war, iſt ſchon geſagt.

Wohl ſchrieen die Kuttenträger über ihn! Er wollte ſein Volk vernünftiger und beſſer machen — dieſen Plan vergeben keine Mönche! Sie fürchteten, weniger Meſſen zu leſen, und weniger Segen und Amulete zu verkaufen. Der Großhofmeiſter (erſte Miniſter) Baron von Grosſchlag, der Kanzler Benzel, der Profeſſor Steigenteſch und einige andere wackere Männer, an deren Spitze Baron von Hornſtein ſtand, unterſtützten den Plan des edlen Fürſten aus allen Kräften. Die Mönche verfluchten ſie.

Voll Unwillen über die Schwierigkeiten, die die Mönche ihm in den Weg legten, ſagte einſt Baron von Hornſtein, ein Schwabe, öffentlich und ungeſcheut, in den Zimmern des Kurfürſten, der gleiche Meinung mit ihm hegte:

„So lange die Pfaffen ſich mit der Erziehung in den Schulen befaſſen, ſo lange kann man nichts Gutes hoffen. Die Pfaffen gehören ins Kloſter, und mögen dort ihre Horas ſingen.“

Trotz dem pfäffiſchen Dräuen wurden ohne Anſehen der Religion gelehrte und geſchickte Männer berufen und angeſtellt. Das Schulweſen gewann eine andere Geſtalt. Die Tabellen, welche dieſe Männer nicht nur über Sprachen, ſondern auch über andere Wiſſenſchaften entwarfen, waren leicht und faßlich. Die Univerſität erhob ſich. Von hier aus ſollte ſich die Verbeſſerung nach und nach über das Land, dem weiſen Grundſatze gemäß, verbreiten, allmählich die Städter und dann die Landleute bilden, ihnen richtigere Begriffe beibringen, und ſo den Fanatismus, Bigotterie, Unwiſſenheit und grobe Laſter vertilgen.

Das Domcapitel, welches nur gar zu oft dem Kurfürſten entgegen wirkte, und ſich ſelbſt als Mitregenten anſah, begünſtigte die Mißvergnügten, und bildete gewiſſermaßen eine Oppoſitionsparthei.

Doch hatte ſelbſt dies Domcapitel noch rechtſchaffene, edle und unterrichtete Männer in ſeiner Mitte, die manchen unweiſen Schritt mißbilligten. Zu dieſen konnte man den Domprobſt von Leyer, den Herrn von Wolderdorf und noch einige edle Männer zählen.

Aber das Domcapitel hatte, wie alle andere ähnliche Corporationen, auch Menſchen in ſeiner Mitte, die nur Spiel, Pferde, Geſchlechtsliebe und andere Ausſchweifungen liebten. Dieſe haßten und verkleinerten ihre Gegner. Von Schuldenlaſt niedergedrückt, vom Schimpf eines befleckten Lebens herabgewürdigt, ſuchten ſie alle Mittel zu ergreifen, um ihre Lage zu erleichtern. Von Betſchweſtern liehen ſie Geld, und dieſe, von Pfaffen gegängelt, wirkten dann auf die hochwürdigen Herren. Undelikat warfen ſie ſich entweder den Mönchen, die ihnen Geld verſchafften, oder den Juden zu Füßen. Dies iſt keine redneriſche Figur, denn ganz Mainz weiß, daß der Domherr Baron von K. vor dem Juden Maaß zu Füßen niederſank, und ihn mit thränenden Augen um einen Laubthaler anſprach — damit Sr. Hochwürden Gnaden — auf den Maskenball gehen konnte. Bei einer andern Gelegenheit jagte Herr von B. den nämlichen Juden mit der Hetzpeitſche aus dem Hauſe.

Zur Ehre des Domcapitels ſey es indeß geſagt, der Herr Baron zeichnete ſich allein auf eine ſo völlig gemeine Weiſe unter den übrigen aus.

Das Mißvergnügen der Mönche und ihrer Spießgeſellen verbitterte die Tage des Kurfürſten. Seine Parthei beſtand gewiß aus den beſten und rechtſchaffenſten, aber auch aus den wenigſten. Seine Gegner wurden durch die vermehrt, welche einen andern Regenten gewollt hatten. Sie wähnten unter einer andern Regierung mehr Einfluß zu erhalten. Der Fall der Jeſuiten begünſtigte ihr Vorhaben.

Emmerich Joſeph war der erſte deutſche katholiſche Fürſt, der die Aufhebungs-Bulle benutzte, um ihre Güter — nicht ſeiner Familie zuzuwenden — ſondern zu einem Schulfond zu beſtimmen. Rache kochte in dem Buſen der Männer, die ſich Nachfolger Jeſu nannten. Dieſer bat ſterbend für ſeine Feinde; jene beſchloſſen Emmerichs Tod.

Ganganelli bekam aqua tofona, weil er den ehrwürdigen Orden der Loyoliter aufhob; Emmerich Joſeph hatte gleiches Schickſal, weil er die Befehle des heiligen Vaters erfüllte. Wie, und auf welche Weiſe er es bekam, mögen Mundſchenk, Leibärzte, oder Kammerdiener verantworten.

Noch kurz vor ſeinem Tode fand man Pasquille auf ihn ans Schloß angeſchlagen.

Einſt wollte er, ſeiner Schwächlichkeit ohngeachtet, auf die Jagd fahren, die ihm von je an die liebſte Erheiterung war, als ſich ein Herr von Frankenſtein melden ließ, und um Audienz bat. Emmerich Joſeph wies niemand zurück, ſelbſt nicht ſeine Feinde. Er wußte, daß Frankenſtein nicht ſein Freund war. Die Unterredung geſchah unter vier Augen, und war lang und heftig. Plötzlich hörte man einen Fall. Noch vergingen einige Minuten, dann kam Herr von Frankenſtein in das Vorzimmer, rief nach den Aerzten, und ſagte: der Kurfürſt iſt todt.

Referent enthält ſich alles Urtheils, obgleich manche glaubwürdige und durchaus rechtſchaffene Männer bei dieſem auffallenden Vorfalle nicht günſtig von Frankenſtein ſprachen.

Das Domcapitel trat nun in ſeine Würde als Interrex. Die Mönche frohlockten. Die Andächtigen ſangen Lob- und Danklieder; der Pöbel ſchlug Schandſchriften an die Straſſenecken an.

Um ſeiner eignen Ehre willen, ſollte und mußte das Domcapitel dieſen Unfug nicht dulden. Der Verſtorbene war aus ſeiner Mitte geweſen, und wer ihn beleidigte, beleidigte zugleicherzeit die Corporation. Das heilige Kardinals-Kollegium in Rom, handelte bei einer ähnlichen Gelegenheit anders und conſequenter.

Kardinal Aquaviva, der ſich für den Protektor Spaniens ausgab, ließ im Jahre 1745 aus ſeinem Pallaſte zu Rom auf das Volk feuern, wodurch über dreißig Menſchen getödtet oder verwundet wurden. Das Kollegium ſchwieg, ſtrafte ihn nicht, und als er, von Reue und Gewiſſensbiſſen gefoltert, öffentliche Buße thun wollte, widerſetzte es ſich ſeinem Vorhaben ob reverentiam purpurae. Im Jahre 1745 nämlich, wurde Franz I. zu Frankfurth erwählt und gekrönt. Die ſogenannte öſterreichiſche Parthei in Rom, nahm den zwölfjährigen Sohn des Mahlers Leandro, kleidete ihn in Flittergold, und ſetzte ihn auf die Schultern eines großen ſtarken gemeinen Kerls, der ihn durch die Gaſſen der Stadt tragen mußte, wobei mehrere den Zug begleiteten, und es lebe der Kaiſer! ſchrieen. Der Zug erſchien zuerſt vor dem Hauſe des Kardinals de la Rochefaucauld, der in Rom die franzöſiſchen Angelegenheiten beſorgte. Dieſer ſah wohl, daß der Aufzug grade nicht zu ſeiner Ehre gereichen ſollte, trat aber auf den Altan, und warf einige Hände voll Münze unter das Volk, das

das ſie ſogleich aufſammelte und dabei ſchrie: „es lebe der Kaiſer! es lebe Frankreich!“ Von da zog der Hauſe nach den ſpaniſchen Platz, um dem ſpaniſchen Protektor, dem Kardinal Aquavives, ein gleiches Ständchen zu bringen. Seine Eminenz zeigten ſich am Fenſter — zugleich aber auch ſeine Bedienten, auf den Pöbel mit Schießgewehr feuernd, welches den goldbeblechten Knaben, und auch Erwachſene tödtete — mehrere Verwundete nicht eingerechnet. Der Pöbel verlief ſich, um Hülfe zu ſuchen, doch als er mit Pechfackeln und Mordgewehr nach dem Pallaſte des Kardinals zurückkehrte, hatte dieſer 1000 Banditen vor ſeinem hôtel verſammelt, und vier mit Kartätſchen geladne Kanonen aufſahren laſſen. Dies flößte dem Pöbel Ehrfurcht ein und er zerſtreute ſich fluchend. Ein ſpäteres Komplott, den Kardinal mit ſeinem Pallaſte in die Luft zu ſprengen, wurde ebenfalls noch zu rechter Zeit entdeckt und die Rädelsführer den Gerichten übergeben.

Das Gerücht der Vergiftung verbreitete ſich allgemein. Das Domkapitel, oder vielmehr die perſönlichen Feinde des verſtorbenen Kurfürſten wußten ſich zu helfen. Der Hofmaler bekam Befehl, das entſtellte Geſicht des Herrn wieder aufzufriſchen. Mit Hülfe ſeiner Lehrlinge vollführte es dieſer. Erhielt ſich die Farbe nur drei Tage lang, ſo war die Liſt gelungen und es ging glücklich.

Das Domkapitel wählte nun denjenigen Domherrn, der ſchon bei der letzten Wahl die meiſten Stimmen gehabt hatte, und welchem Emmerich Joſeph unglücklicherweiſe verdrängte. Mit einem Worte, den ärgſten Gegner des Vergifteten — Verſtorbenen wollte ich ſagen.

Karl Joſeph von Erthal wurde auf den Kurfürſtenſtuhl erhoben. Der letzte Kurfürſt der in Mainz reſidirte.

Eheſtandsgeſchichte des Herrn Elliot,

Engliſchen Miniſter bei Friedrich II.

Herr Elliot hatte ſich heftig in das Fräulein von Krauth verliebt und ſie geheirathet, als ſie noch nicht ſechszehn Jahr alt war; er ſelbſt war noch nicht über die dreißig hinaus. Dies Fräulein, einzige Tochter der Frau von Werles, war ohne Widerrede das ſchönſte im Lande. Glücklich durch ſeine Gattin, war er anfangs mit nichts beſchäftigt, als auch ſie auf gleiche Weiſe glücklich zu machen, und zu dieſem Ende bot er Alles auf, was ſeine Erfindung und ſein Vermögen nur herbeiſchaffen konnten. Er umgab ſie mit allen Vergnügungen des geſellſchaftlichen Lebens, und wählte den ſchicklichſten Umgang für ſie; ſuchte aber auch zu gleicher Zeit ihren Geiſt und ihr Herz zu bilden. Zum Unglück war dieſe junge Dame aber äußerſt bornirt, und eben ſo launigt und eigenſinnig, als eitel und kokett. Die Lexionen machten ihr Langeweile, ſo vorſichtig man auch immer zu Werke gehn mochte; ſie wollte nur die abgeſchmackteſten Romane leſen, und nahm zuletzt die ſchonenſten und liebevollſten Vorſtellungen nur mit Härte und Bitterkeiten auf.

Indeſſen ward ſie ſchwanger, und kam kurz vor der Epoche, als ihr Gemahl den Geſandſchaftsposten in Dännemark antrat, mit einer Tochter nieder.

Der immer noch zärtliche Gatte verſprach ihr bei ſeiner Abreiſe, ſeine ganze Sorgfalt darauf zu verwenden, eine ſchickliche Wohnung für ſie einzurichten und ſie dann abzuholen. Er bemühte ſich auch zu dieſem Ende; hatte aber den Verdruß zu bemerken, daß ſeine Frau in keiner ihrer Antworten irgend einen Wunſch äußerte, bald wieder mit ihm vereinigt zu werden. Selbſt dann, als er ihr meldete, daß der erwünſchte Zeitpunkt nicht mehr fern wäre, ſprach ſie nur von unbeſtimmtem Aufſchube, den ſie auf Rechnung ihrer Geſundheitsumſtände und andrer eben ſo wenig gegründete Ausflüchte ſetzte, worin ein guter Diplomatiker nie irre zu führen iſt. Alle dieſe Umſtände, die ſo ſehr geeignet waren, Herrn Elliot zu beunruhigen, veranlaßten ihn, die Abreiſe feſtzuſetzen und den Tag zu beſtimmen. Auf dieſen Brief antwortete die Dame beſtimmt, daß ſie ihr Vaterland nie verlaſſen würde.

Dieſe ſtolze und beleidigende Antwort ſchien mit vieler Ueberlegung geſchrieben zu ſeyn; und Herr Elliot, der wohl wußte, daß ſeine Frau nicht im Stande war, eine abzufaſſen, die ſo viel Ordnung, Folge und Beſtimmtheit enthielt, ward nun überzeugt, ſie müßte einen Gehülfen haben. Dies verurſachte, daß er ſogleich, bloß von einem einzigen Bedienten begleitet, abreiſte, eines Abends vor Einbruch der Nacht, unter dem erborgten Namen eines hamburgiſchen Kaufmanns, in Berlin ankam, und bei ſeinem Freunde, Herrn Belitz, einem ſeit einigen Jahren daſelbſt etablirten engliſchen Arzte, abſtieg. Er ſchickte Kundſchafter aus, erfuhr, daß ſeine Frau ſich auf einem Pikenik bei Michaelis im Thiergarten befinde, und erſt nach Mitternacht nach Hauſe kommen würde. Er begab ſich nach ihrer Wohnung, verſammelte, ſo wie er ſie betrat, alle Bedienten in ein Zimmer, worin er ſie verſchloß, ging nachher in das Zimmer ſeiner Frau, brach ihren Pult auf, und bemächtigte ſich all ihrer Papiere, unter denen er, von der Hand des ſchönen Kniphauſen, Cavaliers des Prinzen Heinrich und Couſin ſeiner Frau, das Concept zu dem beleidigenden Briefe fand, den er von ihr erhalten hatte. Von da ging er in das Zimmer ſeines Kindes, befahl der Amme, ſogleich ihre und des Kindes Kleider einzupacken, um ihm zu folgen; ſchickte auf die Poſt nach Pferden für Elliot, bevollmächtigten Miniſter Sr. Majeſtät des Königs von England bei dem Könige von Dännemark, um mit ſeinem Kinde und einigen Bedienten nach Copenhagen zu reiſen. Dann ging er in den Stall, und zwang, mit dem Degen in der Hand, den Kutſcher, der ſich anfangs weigerte, ſeinen Wagen anzuſpannen, um ihn nach dem Poſthauſe zu bringen, reiſte endlich ab, und gab am Thore dieſelbe eigenhändig unterſchriebene Erklärung, die man hier geleſen hat.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welches Aufſehn dieſer Vorfall machte. Ein jeder bewunderte die kluge Vorſicht, die dieſer Mann gebraucht hatte, ſich vor allen Dingen ſeines Kindes zu bemächtigen, und deſſen Identität gegen alle Chicanen, die man in der Folge hätte anwenden können, ſicher zu ſtellen.

Sobald Elliot in Copenhagen angekommen war, ſchrieb er an den ſchönen Kniphauſen, und verlangte Genugthuung wegen des in Händen habenden Konzepts. Dieſer Kniphauſen, den man, nicht ohne Urſache, den Schönen nannte, der aber zugleich hochmüthig, läppiſch und eitel war, ſchrieb eine ſtolze Antwort an Elliot, ſo daß dieſer gleich wieder, aber in Begleitung eines Secretairs und zweier Bedienten, und unter ſeinem wirklichen Namen, von Copenhagen abreiſte. Der Prinz Heinrich, der von dem, was vorgegangen war, Nachricht erhielt, und ſich für die Tochter ſeiner Freundin, der Frau von Werles, intereſſirte, begab ſich indeſſen nach dem in der Nähe liegenden Landhauſe, wohin ſich Madame Elliot nach dem verdrießlichen Vorfalle in Berlin zurückgezogen hatte, und verſuchte alle mögliche Mittel, ſie wieder zu ihrer Pflicht und zur Vernunft zurück zu führen; aber umſonſt. Dieſe Thörin antwortete ihm trotzig und aufgebracht, ſie liebe ihren Couſin, und ſie wolle der ganzen Welt zum Trotz ſeine Frau werden; und wenn ſie ihn nicht heirathen dürfte, ſo wolle ſie ſeine Maitreſſe oder gar ſeine Magd ſeyn, und ſie würde, ſo oft es ihr beliebte, genauen Umgang mit ihm haben, ſo wie das auch ſchon bis jetzt geſchehen wäre. Der Prinz, überzeugt, daß mit einer ſolchen ſchamloſen Perſon nichts auszurichten wäre, ging wieder nach Rheinsberg zurück, und ließ Kniphauſen rufen, den er vernünftiger zu finden hoffte; aber da kam er noch übler an. Dieſer Cavalier unterſtand ſich, ihn zu fragen, mit welchem Rechte er ſich in Sachen miſchte, die ihn nichts angingen. Er vergaß ſich ſo weit, daß er ihm ſagte, alle Prinzen wären nur Tyrannen, die, nicht zufrieden mit der Sklaverei, die in ihrem eigenen Hauſe herrſchen müßte, an nichts dächten, als das Joch ihres Despotismus ſogar in dem Innern aller Familien zu begründen. Der Prinz befahl ihm, ſich auf ſein Zimmer zu begeben, wo er ihm andeuten ließ, daß er ihn aus ſeinen Dienſten entlaſſe, und ihm befahl, noch denſelben Tag ſein Schloß zu verlaſſen, mit dem Verbote, nie wieder daſelbſt zu erſcheinen.

Kniphauſen reiſte ab, und zwei Stunden nachher ſah man Elliot ankommen, der, ſo wie er vom Wagen ſtieg, ſogleich zu dem Herrn von Kaphengſt, Adjudanten des Prinzen, ging. „Mein lieber Kaphengſt,“ ſagte Elliot zu ihm, „können Sie mir wohl „ſagen, wo Kniphauſen iſt?“ „Nein,“ antwortete ihm dieſer, „er hat uns vor zwei „Stunden verlaſſen, wie ein Menſch, der in „aller Form vom Prinzen fortgejagt worden „iſt.“ — „Aber welchen Weg hat er ge„nommen?“ — „Ich will an der Poſt „nachfragen laſſen. Aber Sie ſetzen mich in „Erſtaunen; ich hielt Sie für einen Mann „unſers Jahrhunderts, und ich ſehe, daß „Sie noch zur alten Zeit gehören. Wie, „haben Sie keine größere Fortſchritte in der

„Philoſophie gemacht? Mein lieber Elliot, „Sie hätten eine Frau verdient, die Sie „glücklich zu machen ſich beſtrebt hätte, Ihnen iſt aber eine Närrin zu Theil geworden; „und darum wollen Sie ſich mit einem Laffen „den Hals brechen. Lieber Freund! hängt „unſer Glück denn von Narren und Windbeuteln ab?“ — „Sie würden Recht haben, „wenn Kniphauſen nur der Verführer „meiner Frau wäre; aber er iſt auch Urheber „dieſer Briefe; leſen Sie, Sie kennen ja ſeine „Handſchrift?“ — „O, das wußte ich nicht. „Sobald er Ihnen in dieſem Tone geſchrieben „hat, oder Ihnen hat ſchreiben laſſen, bin ich „weit entfernt, Ihnen Unrecht zu geben. Ich „biete mich Ihnen ſogar als Zeugen an, wenn „Sie es wünſchen.“ —

Man erfuhr, daß Kniphauſen den Weg nach Mecklenburg eingeſchlagen hatte. Elliot eilte ihm nach, und kam Abends gegen 3 Uhr in eine kleine Stadt, wo nur ein einziges erträgliches Wirthshaus war. Der Miniſter, der nirgends durchreiſte, ohne die genaueſte Erkundigung einzuziehen, fragte, ob er in dieſem Wirthshauſe logiren könnte. Man antwortete ihm, nein; weil ein anderer Reiſender es ganz für ſich allein bedungen hätte. An dieſer klugen Vorſicht erkannte Elliot gleich ſeinen Mann. Er geht in die obere Etage, bewaffnet mit Degen, Piſtolen und einem guten Stocke. Er tritt in das Zimmer, ſchließt die Thüre hinter ſich ab, thut ſeinen Vorſchlag, worauf eine Weigerung erfolgt. Seiner nicht mehr mächtig, fällt er mit ſeinem Stocke über den lächerlichen Galant her, bis dieſer einwilligt, ſich zu ſchlagen. Wie ſie nun hinaus aufs Feld gingen, fing Kniphauſen an zu behaupten, es wäre nicht mehr hell genug, man müßte die Parthie bis den andern Morgen ausſetzen. Elliot hingegen behauptete, es ſey noch hell genug für den gefühlvollen Mann, der ſich beleidigt finde und nach Rache durſte. Der erſtere ſpricht ſo laut, das die Einwohner wohl endlich merken mußten, die Rede ſey von einem Duell; man lief ihnen alſo nach; und ſo wie ſie aus der kleinen Stadt hinaus waren, ſehn ſie ſich von zwei bis dreihundert Perſonen umgeben. Elliot ſieht alſo, nicht ohne lebhaften Verdruß, ein, daß man ſich nicht mitten unter dieſem Haufen ſchlagen konnte. Er willigt alſo ein, die Sachen bis den andern Morgen bei Tagesanbruch zu verſchieben; und man geht nach dem Wirthshauſe zurück.

Der Engländer, der Ruhe ſehr bedürftig, macht, daß er zu Bette kömmt; als er aber am andern Morgen, bei Anbruch des Tages, aufſteht, erfährt er, daß ſein edler Gegner, mitten in der Nacht, die Flucht ergriffen hatte. Da Jener nun nicht wußte, wo er ihn wieder antreffen ſollte, entſchließt er ſich, nach Berlin zu gehn, wo er nicht ermangelte, Jedem, der es hören wollte, das, was in Rheinsberg und Mecklenburg vorgefallen war, zu erzählen. Der ſchöne Kniphauſen war auch in dieſer Hauptſtadt angelangt, in der Hoffnung, irgend Hülfe oder wenigſtens einen Zufluchtsort zu finden; aber einer ſeiner Vettern, Namens Herr von Keith, ein unterrichteter Mann und ſehr ernſter Philoſoph, ging zu ihm und ſagte: „Ich war Ihr Freund; aber ſeitdem Sie ſich „jeder Infamie preis gegeben haben, erkläre „ich Ihnen, daß ich es nicht mehr ſeyn kann. „Indeſſen ſind Sie immer mein Vetter, und „Sie machen mich ſchaamroth; ich will aber „weder Schande für mich noch für die Meini„gen erdulden; folglich müſſen Sie ſich mit „Elliot ſchlagen, oder Sie kommen von mei„ner Hand um. Sie können nun wählen.“

Kniphauſen, der den ungeſtümen Charakter ſeines Vetters kannte, dachte, ein Duell mit Elliot ſey minder gefährlich für ihn. Keith bekam den Auftrag, die Herausforderung zu überbringen, und Zeit und Ort zu beſtimmen. Man reiſte mit den Secundanten und guten Piſtolen nach Baruth, einer kleinen ſächſiſchen Stadt, ſechs Meilen von Berlin. Man ſprach von Beilegung des Streits. Elliot zog ein Papier aus der Taſche, das eine im Voraus abgefaßte Erklärung enthielt, mittelſt welcher er einwilligen wollte, ſich nicht zu ſchlagen, und verlangte, Kniphauſen ſollte ſie eigenhändig, Wort für Wort, copiren und unterſchreiben. Nicht allein erklärte er darin, er erkenne Elliot als einen Mann von Ehre, frei von jedem Vorwurfe, Tadel oder Unrecht; ſondern er bezeugte auch zugleich, daß die zwei Briefe, die Elliot in Händen hatte, nichts als falſche, lügenhafte und verläumderiſche Behauptungen enthielten, und daß der, wer ſie auch immer geſchrieben oder diktirt haben möchte, nach ſeiner Ueberzeugung ein Lügner und niedriger Kerl ſey. Als Kniphauſen dieſe Schrift geleſen hatte, ſchwur er, er würde ſie nie unterſchreiben. Die Secundanten maßen alſo die Schritte ab; Elliot bot Kniphauſen den erſten Schuß an, welches dieſer auch annahm. Da ſein Schuß nicht traf, wurden wieder Vorſchläge zur Vergleichung gemacht. Kniphauſen verlangte bloß einige Worte abzuändern. Nicht einen Buchſtaben, antwortete Elliot. Jeder trat wieder an ſeine Stelle. Elliot ſchoß. Eine glückliche Bewegung mit dem Kopfe von Seiten Kniphauſens ließ die Kugel vorbei, die in den Baum drang, an den dieſer ſich angelehnt hatte. Die Piſtolen wurden wieder von neuem geladen, und Kniphauſen ſchoß ab. Die Kugel traf Elliot an der Hüfte, der aber nicht davon ſprach. Nun bekam die Furcht die Oberhand, der ſchöne Couſin copirte und unterzeichnete, was man wollte, und Elliot reiſte ſogleich nach Berlin ab, um ſich von einem Fieber kuriren zu laſſen, woran er ſchon ſeit zehn Tagen litt, ohne daß er bis dahin mit Jemand davon hatte ſprechen wollen. Zugleich arbeitete er an ſeiner Eheſcheidung, und nach zwei Tagen reiſte er wieder nach Copenhagen.

Der ſchöne Couſin, der in Baruth hatte ausruhen wollen, ward vom daſigen Magiſtrat arretirt. Als die Eheſcheidung zu Stande kam, heirathete er die ſchöne Couſine, mit der er ſich aufs Land zurückzog. Niemand wollte ſie ſehen. Bald fand ſich die Langeweile bei ihnen ein; hernach kamen die Vorwürfe, welche üble Behandlungen mit ſich führten. Beide ſtarben wenige Jahre nach ihrer Verheirathung. Sie hatten über vieles zu trauren ohne von irgend jemand bemitleidet zu werden. Das Landgut, das ſie bewohnten, war übrigens ſehr anſehnlich, und gehörte den beiden Bredows, Brüder der Frau von Werles, die ſeit mehr als dreißig Jahren, Wahnſinns halber, in einem Flügel des Schloſſes eingeſperrt waren. Dies Gut, wovon das Fräulein von Krauth einzige Erbin war, machte das ganze Vermögen der Madame Elliot aus. Die beiden wahnſinnig gewordenen Onkels waren, wie man ſagt, daſelbſt ſehr vernachläſſigt worden; und wenn die Vorwürfe, die man dieſerhalb dem

Herrn und der Frau von Krauth machen zu können glaubte, gegründet wären, ſo geben die Thorheiten und die Unglücksfälle ihrer Tochter das Bild einer fürchterlichen Strafe.

17a

Vertraute Briefe
über
Oeſtreich
in
Bezug auf die neueſten Kriegsereigniſſe
im Jahre 1809.

Erſter Theil.

Bayer. Arm[illegible]
Fachbibl. Z. [illegible]

Stralſund, 1810.
In Commiſſion bey Heinrich Gräff in Leipzig.

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Universitäts-
Bibliothek
München

90

Inhalt.

Vorbericht S. 1 — 4. Der Verfaſſer erklärt im Voraus, welchen Ton man von ihm zu erwarten habe.

Erſter Brief. S. 5 — 14. Reiſe über Leipzig nach Nürnberg.

Zweyter Brief. S. 15 — 33. Beſchreibung und Zuſtand der Stadt Nürnberg. — Sitten der Einwohner. — Aufſtand bey dem Einrücken der Oeſtreicher am 26. Juny.

Dritter Brief. S. 33 — 40. Bayerſches Poſtweſen. — Regensburg. — Anekdoten.

Vierter Brief. S. 41 — 52. Regensburg. — Erinnerung an die Vorzeit. — Ruinen. — Die Oſtreicher vor und bey Regensburg. — Kapitulation der Stadt. — Anekdoten.

Fünfter Brief. S. 53 — 74. Muſterhaftes Betragen der Oeſtreicher in Bayern. — Wie begann Oeſtreich den Krieg? — Bemerkungen über die erſten Operationen. — Verpflegungsanſtalten. — Anekdoten.

Sechſter Brief. S. 74 — 95. Die Schlachtfelder — Gefechte bey Tann. — Schlacht bey Abensberg. — Was machte ſie verloren? — Anekdoten.

Siebenter Brief. S. 95 — 119. Einnahme von Landshut. Schlacht bey Eckmühl. — Wodurch ging ſie für Oeſtreichs Waffen verloren? — Bemerkungen. — Anekdoten.

Achter Brief. S. 119 — 140. Eglofsheim. — Einnahme von Regensburg durch die franzöſiſchen Truppen. — Bericht nebſt Bemerkungen darüber. — Kriegeriſche Schreckensſcenen. — Anekdoten.

Neunter Brief. S. 141 — 160. Auffallende Erſcheinung während der Plünderung Regensburgs. — Hoffnung der Bewohner. — Beyſpiel menſchlicher Härte. — Regensburgs Zuſtand. — Anekdoten.

Zehnter Brief. S. 161 — 171. Der Baron von Bergheim. — Kriegsſcenen. — Ausgezeichneter Muth öſtreichiſcher Artilleriſten. — Die Domkirche. — Der Dreyfaltigkeitsberg. — Irrthum im öſtreichiſchen Armeejournal. — Anekdoten.

Eilfter Brief. S. 171 — 186. Fortgeſetzte Bemerkungen über Regensburg ſelbſt und die dort vorgefallenen Gefechte. — Weg nach Eckmühl. — Anekdoten.

Zwölfter Brief. S. 186 — 198. Die Vorfälle in Tyrol. — Was hat Tyrol gegen ſeine neue Herrſchaft ſo auf-

gebracht? — Die Bayern in Tyrol im Jahr 1703. — Anekdoten.

Dreyzehnter Brief. S. 199 — 228. Grauſamkeit gegen einen öſtreichiſchen Offizier. — Straubingen. — Brückenkopf daſelbſt. — Albrecht und Agneſe Bernauerin. — Das ſchöne Geſchlecht in Straubingen. — Vergleich zwiſchen den Oeſtreichern und Bayern nach ihren gegenſeitigen Lebensarten und Sitten. — Letzter Verſuch, Bayern mit Oeſtreich zu vereinigen. — Bemerkungen über Straubingen. — Bayern und Sachſen. — Bayerns Zukunft. — Der Däne und der Franzoſe. — Anekdoten.

Vierzehnter Brief. S. 229 — 250. Paſſau. — Befeſtigung der Stadt. — Beſchreibung der Stadt. — Fahrt auf der Donau nach Wien. — Plattling. — Schardingen. — Kriegsſcenen. — Ueber die Plünderungen der franzöſiſchen Truppen. — Marſchall Maſſena. — Anekdoten.

Funfzehnter Brief. S. 250 — 268. Linz. — Der Fürſt. — Das Theater. — Localbemerkungen. — Verwüſtungen bey der Beſitznahme durch die königl. würtembergiſchen Truppen. — Ehemalige Lage öſtreichiſcher Soldaten. — Wer herrſcht in Oeſtreich?

Sechszehnter Brief. S. 268 — 288. Vertheidigung der Brücke bey Ebelsberg durch Hiller. — Der Engländer in Regensburg und Linz. — Wer verliert bey dem jetzigen Blokadeſyſtem? — Anekdoten.

Siebzehnter Brief. S. 288 — 297. Die Franzoſen in Spanien, nach der Erzählung eines franz. Kapitains. — Lager bey Krems. — Stein. — Krems. — Mautern.

Achtzehnter Brief. S. 298 — 319. Wien. — Beſchreibung. — Friedensſchluß. — Sprengung der Feſtungswerke. — Furcht der Wiener. — Die kaiſerl. Familie. — Wucher. — Die Theater. — Kritiken.

Neunzehnter Brief. S. 320 — 330. Geſpräch über Abtragung der Feſtungswerke. — Theater-Kritik.

Zwanzigſter Brief. S. 330 — 338. Die Franzoſen vor Wien. — Vertheidigungsanſtalten. — Der Landſturm. — Anekdoten aus der kurzen Belagerungsperiode.

Ein und zwanzigſter Brief. S. 338 — 348. Poſition der franzöſiſchen Armee vor Wien. — Belagerungsanſtalten. — Bombardement. — Wiens Bewohner. — Anekdoten. — Napoleons Ankunft. — Beſetzung des Praters. — Erzherzog Maximilians Rückzug. — Kapitulation der Stadt. — Bemerkungen über das Sprengen der Feſtungswerke. — Bitte des Verfaſſers beym Schluſſe des erſten Theils ſeiner Briefe.

Vorbericht.

Der Verfaſſer erklärt im Voraus, welchen Ton man von ihm zu erwarten hat.

Wien, den 26. September 1809.

Sie wollen das Kriegstheater beſuchen, rief man von ſehr vielen Seiten mir zu, nun, da werden Sie Gelegenheit genug haben, eine Geſchichte des menſchlichen Elends zu ſchreiben. Ja, dacht' ich, die muß man haben, wenn man hypochondriſch iſt, oder aus Mangel an Einſicht in die Welt und die allgemeine Denkart der Menſchen, Glück und Unglück ſeiner Nebenmenſchen nach eigener Phantaſie mißt, und ſich davon die ausſchweifendſten Vorſtellungen macht, wie man ſie zwar nur unerfahrnen Jünglingen nachſieht, aber doch auch oft gewahr wird, daß bejahrtere Männer ſich davon beſchleichen und bethören laſſen, oder aus Liebe zu gefallen, weil man wähnt oder überzeugt iſt, das große Publikum werde eben durch unſere gewaltigen Lamentationen uns gewogen werden, und uns für ein Weſen halten, das die Leiden der geſammten Menſchheit in ſeinem Buſen trägt, und bey jeder zerknickten Menſchenfreude, an der es vorüber geht, ſein Haupt verhüllt. Da ich nun aber nicht an der Milzſucht leide, die Phantaſie bey mir ſchon ziemlich abgekühlt iſt, und ich mich auch nicht gern in die Gunſt der Leſer hinein lamentiren möchte: ſo wird man mir verzeihen, wenn ich das Elend, was auf meinem langen Wege mir vor Augen kam, gerade nur ſo beſchreibe, wie ich es zu finden glaubte. Gemälde à la Rembrand würden ſich dem ungeachtet noch an mancherley Orten entwerfen laſſen, nur zweifle ich an meiner Geſchicklichkeit, einen ſolchen Pinſel zu führen.

Eine Haupterinnerung anderer Art muß ich vorausſchicken. Nicht mit Unrecht erwartet man etwas Vorzüglicheres von dem Geſchichtsſchreiber oder Materialienſammler, der die Gegenden, welche in der neueſten Zeit beſonders merkwürdig geworden ſind, bald nach den Vorfällen ſelbſt beſucht, und eben darum ſo manches der Vergeſſenheit entreißen kann, was ſpäterhin faſt unausbleiblich dahin verfiele; allein ich erſuche den Leſer, ſeine Erwartungen oder vielmehr ſeine Anſprüche nicht allzu hoch zu ſpannen. Denn Trotz den Lokalkenntniſſen, Trotz den vielen Augenzeugen, die auf einer ſolchen Reiſe ſich abhören laſſen, Trotz dem beſten Willen, recht befriedigende Nachrichten zu ſammeln, geht es einem wie dem heiligen Paulus: das Wiſſen bleibt Stückwerk, und was das Schlimmſte iſt, man kann, und hätte man hundert Augen, ſich des Irrens nicht erwehren. Allerdings läßt ſich durch viel Uebung ein gewiſſer Takt für die Glaubwürdigkeit der Ausſagenden im Allgemeinen erwerben, aber wie nun? wenn die Perſonen, die in ruhigern Zeiten für andere Umſtände, als z. B. über Gelehrſamkeit, Kunſt, Kultur ꝛc. treffliche Gewährsmänner abgegeben hätten, jetzt durch den Parteygeiſt verblendet ſind, und ſichs zur Sünde rechnen, oder wenigſtens ihrem Stolze nicht abgewinnen können, die volle Wahrheit zu ſagen, weil dieſe ihrer Partey allzu nachtheilig ſchiene? Gewiß, es bleibt dann dem Reiſenden faſt kein anderes Mittel übrig, als geduldig zu hören, und dann die Wahrheit von dem allen möglichſt zu errathen. Nun, ich will keine Beſtechungskünſte bey dem Publikum anwenden, aber das kann und darf ich ohne Ruhmredigkeit verſichern, daß es mir ſo recht Ernſt iſt, deſſen Beyfall zu verdienen, und mein Büchlein ſo einzurichten, daß auch nach Jahren noch, wenn die jetzigen Begebenheiten vor den Blicken der Zuſchauer völlig vorüber gerauſcht ſind, mancher Verſtändige daſſelbe des Anſehens würdige.

Erſter Brief.

Nürnberg, den 28. Auguſt 1809.

Wie von einem guten Redner verlangt wird, will ich Dich mitten in die Sache hinein verſezzen, und erſt von hier aus meine Briefe datiren. Dieß iſt kein geringer Beweis von Uneigennüzzigkeit und Großmuth; denn wiſſe, ich mußte erſt 68, ſchreibe Acht und Sechzig Meilen, auf ſchweren Wegen hierher machen, und dieſe ſollen alle unbeſchrieben vorüber gegangen ſeyn. Wenn Dich dieſes nicht rührt, und im Voraus gegen den Verdacht der Schreibſucht mich ſchützt, dann waſche ich mir die Hände; denn wer da reiſt um zu ſchreiben, wie ich lediglich jetzt thue, und dieß gar kein Hehl habe, dem Publikum aber doch 70 Meilen ſchenkt, der hat alles geleiſtet, und darf keck nun erwarten, daß wenn künftig in ſeine Schilderungen und Bemerkungen etwas einfließen ſollte, was nicht Jedermanns Kauf, oder in der That nur für den Verfaſſer wichtiger wäre, daß, ſage ich, man ſich der ſchwerlich aufzubringenden und kaum zu erſchwingenden ſiebenzig-meiligen Koſten in dieſen bedrängten Zeiten immer erinnern, und gutmüthig den Refrain brauchen werde: aber, er hat doch das gethan!

Wäre man mit dergleichen Refrains freygebiger, wie charmant müßte es in der Welt ausſehen! Ein Feldherr verlöre z. B. eine entſcheidende Schlacht, und könnte ſich nicht von bedeutenden Fehlern frey ſprechen, aber ſeine Nation erinnerte ſich der herrlichen, früher durch ihn erfochtenen Siege, und riefe aus: aber, er hat doch das gethan! Ein Herrſcher regierte glücklich und weiſe im männlichen Alter, nur am Abend des Lebens finge allerley Unkraut an, im Staate zu wuchern; das Volk ſeufzte, allein es könnte den Fürſten nicht haſſen, der einſt ſo väterlich ſorgte, es trüge die Laſten und entſündigte ihn durch den Ausdruck: er hat doch das gethan! Ein Miniſter, ſonſt ein zweyter Sülly, ließe ſich ſpäterhin durch ſchlechte oder übelwollende Rathgeber verblenden, der Monarch und der Staat wäre bereit, ihn darüber zur Rechenſchaft zu ziehen, und ſeine grauen Haare mit Schanden in die Grube zu bringen; da käme ein Menſchenfreund, und ließe den Ausſpruch erſchallen: er hat doch das gethan! und alles vergäße die neuern Unbilden, und erinnerte ſich der menſchlichen Gebrechlichkeit. Ein Schriftſteller — denn nach den Miniſtern regieren wir mit Recht und ohne Widerſpruch — hätte das Publikum mit Meiſterwerken beſchenkt, ſein Ruf wäre bis in die entfernteſten Zonen, und was ſonſt noch ſeltner als jetzt war, ſogar über den Rhein erſchollen, im Greiſenalter komponirte er unſchmackhafte Mährchen, oder radotirte im Philoſophen-Gewand. Der Kritiker wäre bereit, ihn wie den Weizen zu ſichten, und alle Spreu mit Feuer zu verbrennen, doch es entſänke ihm die Feder: er hat doch das gethan! Laßt euch das geſagt ſeyn, liebe Menſchenkinder, es iſt nichts Herrlicheres in der Welt, als die Billigkeit, mit ihr geht man durchs Leben, und auch getroſt wieder hinaus. Im Paradieſe, oder im großen Gerichtsſaale, wo wir uns dereinſt werden über den Sternen verſammeln müſſen, ſteht dieſer Spruch gewiß mit ellenlangen goldnen Lettern angeſchrieben; oder das ganze Paradies mit ſammt dem Gerichtsſaale iſt keinen Deut werth.

Billig hätte ich mit meiner Reiſebeſchreibung ab ovo, d. i, von dem Orte des Ausgangs anfangen ſollen, den ich böslich hier dem Leſer verheimliche; denn Du ſiehſt ja ſchon auf dem

Titel, wohin ich ſteure, und welche Gegenſtände ich, der Neu- und Wißbegierde des Publikums zu fröhnen, hauptſächlich aufs Korn genommen habe. Wie nöthig möchte es daher geweſen ſeyn, erſt in den Gefilden des Friedens, wenn's heut zu Tage deren in unſerm Europa noch giebt, alles Launige hervor zu ſuchen, was ſich darbietet, alle liebliche Erſcheinungen hervortreten zu laſſen, die etwa noch übrig und nicht mit dem Geiſte der Zeit verweht ſind, um die Leſer in Abſicht auf das, was nachkommen wird, gegen Milzſucht und Schwarzgallichkeit zu waffnen! Denn wir Schriftmänner ſind es ja, welche über die Geiſter in Menſchengeſtalt den Scepter führen, wenn anders mein Freund F.. vor Zeiten Recht hatte, und mit ihnen machen, was uns gut däucht. Lachen und weinen, hoffen oder verzweifeln, lieben oder haſſen, kurz alle ihre Affekten haben wir im Poſſeß, und ohne uns dürfen ſie nichts thun; es wäre denn, daß einmal der oder jener, gleich einem rüſtigen Eber, nach der Jägerſprache, uns durch die Lappen oder Scheuchbilder ginge, mit denen er von uns umgeben iſt.

Bilde Dir übrigens nicht gar zu ſonderlich viel darauf ein, daß dieſe Briefe an Dich gerichtet ſind: ich müßte verzweifeln, wenn nur Du, und etwa Deine honette Familie mich leſen ſollte, ſelbſt die kleine ſchelmiſche Nichte mit der Adlernaſe würde mich nicht tröſten, wenn ſie auch aus lauter Beyfall mich auswendig lernte. Wer in unſerm Jahrhunderte an einen Freund ganze Konvolute von Briefen auf einer Reiſe ſchreibt, der ſetzt ſo viel Humanität bey dem Empfänger voraus, daß dieſer ſie nicht in das Schreibepult vergraben, ſondern damit stante pede zum Cenſor eilen, mit Angſt und Wehen das Imprimatur herauspreſſen, dann den Drucker in Athem ſetzen, zwey- bis dreyfaches Papier der leidigen Galgenſchwengel von Nachdruckern wegen erkieſen, einen wohlbeſtallten Kommiſſionair aufſuchen, und wenn der Schreiber zurückkommt, den vorläufigen Ertrag, ein Päckchen Geld, ihm in die Hand drücken werde. So iſts Sitte und das von Rechtswegen, denn der Verfaſſer hat gar mancherley an Poſtexpeditionen, Poſtillons, Kondukteurs, Gaſtwirthe, Führer und Rathgeber ꝛc. ꝛc. auslegen müſſen; er muß doch endlich zu etwas kommen. Geſchähe das nicht, ſo müßte die Welt ſehr im Argen liegen.

Ich wollte ſchon ſagen: ſo gut ſoll es Dir doch nicht werden, daß ich erſt mit Nürnberg anhebe! aber warlich, es iſt wahre Freundſchaft, daß ich auf einige Gegenden hinter mir rückwärts ſchaue, denn es ſind gar angenehme Bilder, welche ich Deinem günſtigen Auge vorführen werde. Von was? fragſt Du. Ey! wovon anders, als von den himmliſchen Schweſtern, die großgnädig dort herabgeſtiegen waren, um die Erdenſöhne nicht von allem Ueberirrdiſchen zu entwöhnen. Zwiſchen Gera und Saalfeld auf der Straße, die von Leipzig über Koburg mit der ſogenannten neuen Nürnberger Poſt nach Nürnberg führt, kommt man auf die Städtchen Neuſtadt an der Orla und Pößneck. Daß dort ſchon vortrefflicher Weizenbau iſt, daß die Thüringer Berge und das ſchöne Elſterthal, ſo ſchlecht auch die Wege ſind, viel Vergnügen gewähren, das wäre ſchon etwas, aber was den Werth dieſer Fluren ſo ungemein erhöht, ſind die überaus reizenden Geſtalten, die, ſo zu ſagen, in jedem Winkel Dich überraſchen. Ein Türke könnte hier leicht ſich täuſchen, und ſich hier ſchon mitten im Paradieſe unter ſeinen Houris zu befinden glauben; denn Tracht, Sprache, Leutſeligkeit, ſchalkhafte Laune, angemeſſene Geiſtesbildung; alles iſt vereinigt, um den Reiſenden zu bezaubern. Hier möchte ich heirathen, der Gedanke fällt gewiß jedem noch rüſtigen Junggeſellen ein, nur die, welche Jupiter in ſeinem Zorn ſchuf, und auf ewig für dieſe Sympathie verſtimmte, können ohne ſanfte und freudige Bebung des Herzens vorüberziehen. Ich gönne ihnen den philoſophiſchen Anſtrich, und freue mich dann, daß ich von einem Weibe geboren bin, und an ihrem Buſen zuerſt dieſe Quelle der menſchlichſten Luſt kennen gelernt habe.

Die Männer dieſer Gegend tragen zu dieſem Zauber nicht wenig bey, denn ſie wetteifern mit den Schönen, den Fremden aufs Beſte zu bewirthen, und belauſchen jeden ſeiner Winke, um ſeine Wünſche oder Bedürfniſſe zu errathen, wofür man nur den allerbilligſten Preis bezahlt. Ich erinnere mich auch, unter ihnen mehrere wahrhaft ſchöne Figuren erblickt zu haben, geſtehe aber meinen geringen Grad von Aufmerkſamkeit, weil dieſe ſo ſchon genug zu thun hatte, um ſo wenig als möglich von den lieblichen Weibern und Mädchen ſich entſchlüpfen zu laſſen. Holde Kinder, ich zolle euch willig meinen Dank, denn ihr habt mir den Weg mit den ſchönſten Roſen beſtreut, ſo flüchtig auch der Genuß war; denn der Poſtwagen kehrte ſich nicht an meine Empfindungen, alles mußte nur aufgehaſcht werden; es verſteht ſich ohnehin, daß unter dieſen Umſtänden nur Blicke und Worte Statt finden konnten. Komme ich wieder hier durch, ſo mußt Du abermals davon hören, aber dann wird der eiſige Nordwind dieſe Grazien zum warmen Heerde zurückgeſcheucht haben, und das Wahrnehmen mir ſchwerer werden. Unſere Eheſtandsſcheuen will ich hiermit einladen, dorthin zu kommen; bekehrt man ſie dort nicht, ſo zweifle ich ganz an ihrer Beſſerung.

Ungefähr bis Judenbach, alſo gegen neun Meilen, d. i. auf den Stationen Neuſtadt, Saalfeld, Gräfenthal, Judenbach und den dazwiſchen liegenden Orten, ſollen dieſe aufheiternden Erſcheinungen ſich finden, ich ſage ſollen, denn zunächſt um und in Saalfeld ließ die eingetretene Nacht mich nicht mehr wahrnehmen; aber auf der letzten Station vor Koburg wird der Kontraſt deſto auffallender. Von dieſer Reſidenz kann ich nicht urtheilen, denn leider war es hier auch finſter; wahrſcheinlich wird es dort an hübſchen Geſichtern nicht fehlen, aber von da nach Bamberg unter den niedern Klaſſen, welche Häßlichkeiten! Welche abſcheuliche Tracht! Ein ſchmutziges weißes Tuch um den Kopf gebunden, woran nur ein Knoten gemacht iſt, und die Zipfel mit widerlicher Nachläßigkeit herunterhängen, gerade wie Vogelſcheuchen! Alles hängt ihnen dabey am Leibe, als wäre es auf dem Trödel zuſammengeleſen. Sprache, Betragen, Reinlichkeit, Geiſtesbildung, das iſt alles damit harmoniſch, und man fühlt ſich geneigt zu zweifeln, ob dieſe ihrer Natur nach dieſelben Geſchöpfe als jene Huldinnen ſind, welche einem ſo ſüße Regungen erwecken, oder nicht vielmehr eine Art Wechſelbälge, wie einſt der Aberglaube ſich ſie träumte, und bey dieſem rohen Volke ſich vielleicht noch träumt. Aber Satanas würde ſchwer Spiel bekommen, um etwas Häßlicheres den Eltern in die Wiege zu prakticiren. Dieſe Schönen würden weniger abſchrecken, wenn ſie nicht gerade ſo vorzügliche Nachbarinnen hätten. Weib, was wärſt du, wenn du deine wahre Kraft kennen lernteſt! Welcher Mann könnte dir widerſtehen? Und wie glücklich würde er ſich preiſen, dir nicht widerſtanden zu haben!

Der gemeine Mann bey und hinter Koburg, nach Bamberg zu, befindet ſich ganz in den Händen der Juden. Er hat ſich ſo daran gewöhnt, von ihnen gegängelt zu werden, daß er, ohne ihre Vermittelung, keinen Verkauf zu ſchließen wagt, und bald großentheils nicht mehr ſchließen darf. Denn dieſe liſtige und gefährliche Menſchenart weiß bald auszuwittern, wo ſie Kredit geben kann, drängt ſich dann mit Vorſchüſſen auf, und die einfältigen Opfer ſind dann in ihre Hände gegeben. Der Lohn des Fleißes, der Segen der Natur, er iſt nur für ſie, und ſo muß der ohnehin etwas ſchwache Trieb, ſeinen Erwerb immer zu erhöhen, bey dieſem Völkchen ſtets im Schlummer bleiben. Nichts würde mich mehr wundern, als wenn es einem Herrſcher gelänge, die nächſte Generation ſeiner jüdiſchen Unterthanen ſchon zu nützlichen Bürgern umzugeſtalten, und doch ſcheint es mir nothwendig, die Umſchaffung in einem Zeitraume von 30 Jahren zu bewirken, weil ich ſonſt fürchten müßte, daß ſie nie zu Stande käme. Ganz ohne despotiſche Maaßregeln dürfte es wohl nicht abgehen können.

Zweyter Brief.

Nürnberg.

Politik und neueſte Kriegsgeſchichte nebſt allem, was darauf Bezug hat, ſind zwar eine Haupttendenz dieſer Briefe, doch warum ſollte ich alle übrigen Gegenſtände, die auf meiner Reiſe ſich darbieten, ganz unbeachtet laſſen? Immer von Zerſtörungen ſprechen, kann leicht ermüden, ſo wollen wir denn für einige Abwechslung ſorgen, und uns auch heitern oder ſanftern oder wenigſtens andern Anſichten hingeben, doch freylich nicht ſo ſehr, daß wir den Hauptpunkt zu lange aus dem Geſichte verlieren. Ich fange mit Nürnberg an. Dieſe alte Reichsſtadt von 5000 Häuſern und 30,000 Einwohnern macht beym erſten Anblick auf den Fremden eben keinen ſonderlichen Eindruck; unregelmäßig, winkelich, wie gewöhnlich ſolche Städte ſeyn müſſen, wenn ſie nicht etwa in neuern Zeiten einen großen Brand erfahren haben, ſchmeichelt ſie nur ſelten dem Auge, das ſchon an das Beſſere gewöhnt iſt. Guſtav Adolph, wie die Geſchichte ſagt, konnte ſich bey ſeinem Eintreffen in Nürnberg nicht genug wundern, mitten in Deutſchland eine Stadt anzutreffen, dergleichen er ſelbſt an der See kaum geſehen hatte. Dann müſſen aber damals die Seeſtädte noch ſehr ſchlecht gebaut geweſen ſeyn, oder was mir wahrſcheinlicher iſt, Guſtavs Verwunderung bezog ſich nicht ſowohl auf die Anſicht der Stadt und ihre Umgebungen, als auf das rege Leben, auf die ungeheure Betriebſamkeit und das mannichfaltigſte Kunſtgewerbe; da mußte nun wohl Nürnberg, das, wie man verſichert, in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts gegen 100,000 Einwohner zählte, die alle ihr gutes Auskommen hatten, und zum Theil ungemeine Reichthümer beſaßen, einen König von Schweden imponiren.

Die Pegnitz fließt durch die Stadt, und theilt ſie in zwey Hälften, in die Sebalder- gegen Norden, und in die Lorenzer-Seite gegen Süden. An Merkwürdigkeiten hat ſie keinen Mangel, wie ich Dir aus einem langen Verzeichniſſe darthun könnte. Von den vielen Bibliotheken wäre, wie anderwärts, zu wünſchen, daß ſie in eine einzige große Sammlung vereinigt würden; was ſollen im Felde der Gelehrſamkeit getheilte Güter? Nichts, als ſie weniger genießbar machen.

chen. Welche Weitläuftigkeit für einen reiſenden Gelehrten, alle die Männer zu begrüßen, welche dieſe Schätze unter ſich haben, und zur Beſuchung derſelben bey jeder Sammlung beſondere Stunden abwarten zu müſſen! Ich kann mich nicht überzeugen, daß eine ſolche Vereinigung in Nürnberg große Schwierigkeiten haben könnte, wenn nur guter Wille und, daß ich mich ſo ausdrücke, literariſcher Patriotismus dabey konkurriren. An einem Gebäude, was den ganzen Vorrath in ſich faſſen könnte, wird es in dieſer Stadt, wo ſo manche Häuſer jetzt auf neue Beſitzer oder Bewohner warten, gewiß nicht fehlen.

Am 27. Auguſt ging ich gegen Sonnenuntergang noch um die Stadt ſpazieren, die Strahlen, welche bald verſchwinden ſollten, verbreiteten über das gute Nürnberg noch ein ſehr liebliches Licht, ich hätte ein Mahler ſeyn mögen, um dieſen reizenden Proſpekt getreu aufzufaſſen und wiederzugeben. O, ſagte ich bey mir ſelbſt, möchte doch dieſer wackern Stadt, die ſich ſeit ſo langen Zeiten um Deutſchlands Ruhm ſo verdient gemacht hat, der wir die nützlichſten Erfindungen und die Vervollkommnung ſo vieler Künſte verdanken, auch eine neue ſchöne Sonne aufgehen! Sie ſank nicht durch eignes Verſchulden, nicht durch Unſittlichkeit, Uebermuth, Frechheit, wie andere ihrer Schweſtern, weil ſie ihr Glück nicht mehr zu ertragen wußte, ſondern durch die veränderten Zeitumſtände, durch das Aufkommen von Fürſten, die ſonſt um ihre Freundſchaft buhlten, durch Bedrängniſſe, gegen die eine ſchwache Reichsverfaſſung ſie nicht zu ſchützen vermochte. Freylich gereichte ihr Verfall mit zum Wohl eines weit größern Ganzen, aber wen ſollte nicht ihr unverſchuldetes Leiden rühren? Der Verluſt ihrer alten Freyheit müſſe ſie zwar nicht kränken, denn das war in unſern Zeiten kaum noch ein Scheinglück, aber einen Theil ihres alten Flors darf ſie mit Recht zurückwünſchen, und ihr neuer Herrſcher wird die Verpflichtung erkennen und beherzigen, ſie möglichſt dahin wieder zu erheben, wenn nur für ihn ſelbſt erſt wieder eine ruhigere Periode eintritt. Merkwürdig iſt mir hier die Anekdote von dem Churfürſten von Bayern im Succeſſionskriege (der von 1702 — 1714 dauerte). Er reiſte durch eine Stadt, ich glaube es war Nürnberg, und ſchrieb mit ſeinem Ringe an eine Fenſterſcheibe das Wort Namur, als etwas, was er eifrig zu beſitzen wünſchte. Einer ſeiner Diener drückte hierüber Befremden aus, weil er nicht begreifen konnte, was der Churfürſt mit einer Stadt machen wollte, die von ſeinen übrigen Staaten ſo ganz getrennt läge; allein der Churfürſt erklärte, daß er nicht Namur, ſondern Nürnberg, Augsburg, Memmingen, Ulm und Regensburg damit gemeynt habe. Nach Verlauf eines Jahrhunderts ſind dieſe Städte ohne Mühe durch den Willen **Napoleons** Bayern einverleibt worden, bis auf Regensburg, was gleichſam mit Ungeduld ein gleiches Schickſal erwartet. Damals erwärtete Bayern den Erwerb dieſer Städte auch von ſeiner Allianz mit Frankreich, die Geſchichtſchreiber ſpotteten hinterher bitter über Bayerns getäuſchte Hoffnungen, weil die Erfüllung ſo lange ausblieb; jetzt könnte man über dieſe Geſchichtſchreiber ſpotten.

Alles klagt auch hier über die Fortdauer des Seekriegs, der aber doch, trotz allen ſeinen Schreckniſſen, vielleicht für Europa eine kräftige Wiedergeburt herbeyführen könnte, die England wohl noch weit entfernt iſt als möglich und wahrſcheinlich anzuſehen. Der Luxus bringt den Nationen Segen und Fluch, je nachdem der höhere oder niedere Grad den individuellen Lagen, der Ausbildung, dem Fleiße eines Volks angemeſſen iſt oder nicht; jede Nation muß in ihrem

Laufe wenigſtens einmal den Luxus bey ſich zu einer bedeutenden Höhe haben kommen laſſen, um gleichſam die ihr mögliche Stufe geiſtiger Vollendung dadurch zu erreichen. Wenn aber dieſer Zweck erreicht iſt, muß ſie fürchten, durch eben dieſen Luxus wieder in Verfall zu gerathen, und endlich gar unterzugehen. Sollte daher eine Verkettung von Umſtänden, welche ihr die errungene Kultur wenigſtens direkte nicht raubt, und ohne ihren Willen auch indirekte ihr nicht rauben kann, ſie aber mit Gewalt zu einfachern Sitten, zu ehemaliger Frugalität zurückführt, nicht wohlthätig für ſie ſeyn? Dieſe Frage iſt ſehr ſubtil, und die befriedigende Antwort darauf jetzt noch nicht wohl möglich; allein ſoviel iſt gewiß, daß ein Volk thöricht wäre, wenn es den Ausſpruch über ſeinen Wohl- oder Uebelſtand bloß dem Handelſtande zu fällen überließe. Der nennt alle Zeiten ſchlecht, wo er nicht auf die gewöhnliche Art ſich bereichern kann; wir haben alle Achtung für ihn, beſonders für die Glieder von ihm, die nicht, wie die Krämer, ſich vom Publikum ernähren laſſen, ſondern vielmehr das Publikum ernähren; allein ſind nicht Länder, ſelbſt in Deutſchland, bekannt, wo der Ackerbau und alle dahin einſchlagende Zweige zu nie geglaubter Höhe emporſtiegen, während und ſelbſt weil das Kommerz geſunken war? Durfte man eine ſolche Provinz wohl unglücklich nennen?

Nürnberg ſeufzt unter einer andern Laſt, und wird durch ſie mehr als irgend eine deutſche Stadt zu Boden gedrückt; ich meyne ſein Schuldſyſtem. Dieß war vor dem Ende des deutſchen Kaiſerthums noch durch eine Reichskommiſſion regulirt, und die Möglichkeit dargethan, dieſen Berg von Schulden, ſo ungeheuer er auch iſt, von den Einwohnern Nürnbergs nach und nach abzuwälzen, und ſobald nur hiermit der Anfang gemacht worden, wären auch alle Gläubiger ſchon wieder einigermaßen im Stande geweſen, ihre gemachten Darlehen zu benützen. Aber jetzt weiß keiner, ob und was er noch davon zu hoffen hat; er könnte Tonnen Goldes an die Stadt zu fordern haben, und doch dabey gegenwärtig vor Hunger umkommen. Traurig, höchſt traurig iſt es, daß wirklich viele Familien ihr Vermögen ganz dem gemeinen Weſen anvertraut haben, und jetzt im tiefſten Elend ſchmachten *). Und wenn nur nach hergeſtelltem Frieden Aenderung zu hoffen wäre! Aber, wie man verſichert, ſoll unter der neuen Regierung die Stadt in der That ſchon ſo gut

---

*) Man leſe hierüber des Journals: Friedenspräliminarien 4tes Heft.

als inſolvent erklärt worden ſeyn, kein Wunder iſts alſo, wenn ſo mancher der Verzweiflung nahe iſt.

Das Beſtelmeyerſche Magazin, welches gleichſam alles Kaufbare enthält, iſt ſehr imponirend, und darf von keinem Fremden unbeſucht gelaſſen werden; ein Kaufluſtiger könnte da 100,000 Fl. in einer Stunde anbringen. Es iſt das wahre Gemälde des europäiſchen Luxus, wie weit er bis jetzt gediehen iſt, und ich glaube, dieſes ungeheure Waarenlager darf ſich keck mit den vornehmſten in Paris vergleichen. Der Marktplatz hat ſich gegen ſonſt bedeutend verändert; ſtatt der alten Buden, die zum Theil mit hundertjährigem Moos bewachſen waren, wie ich noch Ueberreſte davon ſah, und in ihrer Unordnung einem türkiſchen Lager glichen, hat man jetzt lauter neue Buden von einer Farbe, von gleicher Höhe und Größe, nach der Linie nebeneinander, und zwar ſo, daß ſie Doppelreihen bilden, und der Marktplatz von außen auf allen vier Seiten eben ſo Buden präſentirt, wie von innen, wenn man ihn betreten hat. Nach den Reſten zu urtheilen, müßte das alte Enſemble ſehr häßlich geweſen ſeyn, aber ſelbſt dieſe Neuerung ſcheint vielen Nürnbergern nicht zu behagen, ſo große Anhänglichkeit haben ſie für die alte Form der Vaterſtadt. Ganz möchte es ihnen nicht zu verdenken ſeyn, weil durch unwillkührliche Ideenverbindung an das Alte ſich auch der Gedanke des alten Wohlſtandes knüpft, der aber freylich darum nicht zurückkehrt, weil man ſo ſteif auf dem Ehemaligen hält. Das Reichsſtädtiſche iſt in Nürnberg noch ſichtbar, und wie ſollte es nicht, da dieſe Stadt zu den erſten ihrer Art gehörte, und erſt ſo kurze Zeit fürſtlich geworden iſt? Die ſtrengen Sitten unſers deutſchen Vaterlandes haben daſelbſt ſich mit am längſten erhalten, und ſind zwar jetzt ſchon etwas modifizirt, aber noch nicht verdrängt. Wie leicht man durch Uebertreibungen etwas aufs Lächerlichſte darſtellen kann, davon giebt das gute Nürnberg ein Exempel. Noch vor kurzem las ich in einer nicht ganz unglaubwürdigen Schrift, die Polizey hätte ehedem alle Kränzchen ihrer Jungfrauen in genaueſter Obſicht gehalten, und von Zeit zu Zeit durch Okularinſpektionen bey der ganzen weiblichen unverehlichten Welt ſich überzeugen laſſen, daß noch alles in statu quo ſey. Ich lächelte über den ſchneidenden Kontraſt zwiſchen zarter jungfräulicher Sittſamkeit und dieſer Viſitation, und hoffte, ſie würde wenigſtens nicht durch Männer verrichtet worden ſeyn, die ſich aber freylich gern bey dergleichen Kommiſſionen aufdrängen. Jetzt erkundigte ich mich genau nach der Wahrheit dieſer Angabe, und man verſicherte mich, dieß Viſitiren ſey kein Grundgeſetz der Nürnberger, es habe auch nicht allgemeine Anwendung Statt gefunden, ſondern eigentlich ſey es nur das Werk eines verſtorbenen Rathsherrn, den man mir nannte, ich aber vergeſſen habe. Dieſer, wetteifernd mit weyland Thereſiens Keuſchheitskommiſſionen, habe ſich über das Betragen der Nürnberger Jungfrauen genauen Bericht abſtatten laſſen, und ſobald er von einer und der andern etwas Verdächtiges gehört, habe er ſie vorbeſchieden, und ihre Blume unterſuchen laſſen. Wie gegen ſie verfahren worden, wenn man dieſe zerknickt gefunden, iſt mir nicht wiſſend geworden, vielleicht wird der harte Präceptor ſich auch, gleich andern Adams Söhnen, durch ein rührendes Schuldgeſtändniß mit Bußthränen begleitet, haben entwaffnen laſſen.

Nürnbergs Umgebungen ſind nicht ſchön, und die Natur hat hier nicht ihr Füllhorn ausgegoſſen. Von Erlangen her führt der Weg durch düſtere Kiefernwaldungen bis nahe an die Stadt, und der Boden iſt lauter Sand, nur etwas minder tief, als bey Berlin. Man kann die Stadt nicht ganz umgehen; ich ging, ſo weit ich kommen konnte, und ſtaunte über die unendliche Menge von Thürmchen und Bollwerken auf der Mauer, die ehedem, als Nürnberg noch für feſt galt, ſehr nützlich ſeyn mochten, jetzt aber wegzuwünſchen wären. Möchte ich dafür um die Stadt ſchattichte Bäume zaubern können, an denen es noch ganz fehlt, ſo daß das Auge nichts als eine leere Fläche, hie und da mit Unrath verſehen, erblickt, und ſich an nichts erquicken kann. Dieſem Uebelſtande wird man gewiß abhelfen, da ſeit wenigen Jahren Nürnberg ſich ſchon in manchen Stücken verſchönert hat. Es ſcheint eine wahre Bemerkung zu ſeyn, daß die Städte erſt meiſtens dann ſich verſchönern, wenn ſie anfangen in Verfall zu gerathen, die Urſachen hievon können verſchieden ſeyn. Rom war minder ſchön als Republik, unter ſeinem erſten Kaiſer gewann es an Pracht und Geſchmack ſehr viel, hatte aber von ſeiner innern Kraft ſchon viel verloren. Eine Stadt, wie Nürnberg, auf der höchſten Stufe ihres Kommerzes, mußte von tauſend Fremden beſucht werden, ihr Anblick mochte gefallen oder nicht, jetzt ſcheint Klugheit es zu fodern, die Reiſenden durch eine reizendere Außenſeite dahin zu locken. In den Zeiten ſeiner höchſten Bevölkerung konnte man nicht Gebäude abbrechen, um freyere Plätze und hübſchere Proſpekte zu haben; denn wo hätten Tauſende dann ihre Wohnung finden ſollen, da man wegen der Sicherheit ſich nicht außerhalb der Ringmauern anſiedeln mochte? Jetzt fallen dieſe Hinderniſſe der Verſchönerung von ſelbſt weg, denn für 30,000 Einwohner iſt Raums die Fülle, und feindlichen Anfällen iſt man auch vor den Thoren nicht ausgeſetzt, man müßte denn ſagen, daß in Kriegszeiten die Vorſtädte immer ſchwerer gegen Plünderung und Gewaltthätigkeiten aller Art zu ſchützen ſind, weil die feindlichen Chefs den rohen Krieger dort nicht ſo im Zaum halten können.

An niedlichen Geſichtern iſt in Nürnberg kein Mangel, und es mag daher den Fremden eine ſchwere Aufgabe geweſen ſeyn, die Schönen nicht in Verſuchung zu führen, und ſie bey jenem furchtbaren Rathsherrn nicht zur Viſitation zu qualifiziren. Da es jetzt keine Beſatzung hat, und vor allem keine Herren Franzmänner dort fouragiren, ſo bleibt dem ehrlichen Deutſchen noch Spielraum, und er darf hier nicht die abſchreckende Bemerkung hören: ja, die Mädchen ſind jetzt rar. Die Tracht der niedern Volksklaſſen möchte dem Fremder nicht ganz behagen; ſie tragen die Hauben bloß auf dem Hinterſchopf, ſo daß vorn bloß die Haare ſind, die leicht in Unordnung gerathen, und dann das Anſehen von Nachläßigkeit haben. — Alles athmet jetzt hier einen gewiſſen Militairgeiſt, der in ehemaligen Reichsſtädten, wie ich glaube, ſich leichter als anderwärts erwecken läßt; die Bürger theilen ſich in Grenadiers, Füſiliers, Kanoniers ꝛc. exerziren fleißig, und ſcheinen ſich dabey recht zu gefallen. Wenn es ſo iſt damit, wie hier, und nicht bloß Uniform- und Gewehrſpielerey Statt findet, ſo iſt das vortrefflich, und muß uns wieder männlicher machen. Denn noch vor wenigen Jahren war ja der deutſche Bürger und Bauer ein ſo hülfloſes Weſen, daß er vor einem bewaffneten Krieger, wenn dieſer Miene zum Angriff machte, gleich in Furcht und Schrecken gerieth. Irre ich nicht, ſo führen die vielen Kriege in der neueſten Periode zu dem alten Syſtem zurück, die Regierungen werden wieder anfangen, in den Armen der Unterthanen überhaupt, nicht bloß in einer ſtreng geregelten Armee, ihr Heil zu ſuchen, und dann könnten eben dieſe Heere, die in keinem Lande in der Welt ſo zahlreich als in Deutſchland geworden waren, wieder auf einen verhältnißmäßigen Fuß herabgeſetzt werden.

Was Du ſchwerlich vermuthen würdeſt, wenn Du bloß nach der Analogie ſchließen wollteſt, das iſt doch hier in Bayern, in Abſicht auf die Freymaurer, eine Thatſache. Bayern, das faſt ein ganz entgegengeſetztes Syſtem im Vergleich mit Oeſtreich ſeit vielen Jahren ſchon befolgt; Bayern, das ſich ſo eng an Frankreich anſchließt, wo die Maurerey mehr grünt und blühet, als je der Fall geweſen iſt; Bayern hat die Freymaurer gleichſam proſkribirt. Kein Beamter darf in dieſe Geſellſchaft treten, oder wenn er ſchon darin war, muß er beym Antritt ſeines Amts derſelben ſogleich entſagen. Ja, man geht noch weiter. In den neuerworbnen Ländern, beſonders in den Reichsſtädten, wie Augsburg, Nürnberg u. ſ. w. verloren viele Beamte ihre Stellen, weil man bey der Organiſation, nach bayerſchem Fuß, ſie nicht beybehalten konnte, und traten in die Stelle der Aſpiranten, die man gelegentlich wieder einſchiebt. Aber auch bloß, um ſeine Anwartſchaft auf einen Poſten nicht zu verlieren, muß man ſchon jenem Orden entſagen, was mir einige Aehnlichkeit mit Julians Verfolgung der Chriſten zu haben ſcheint. Denn dieſer, um den

Chriſten aufs empfindlichſte Abbruch zu thun, verſchloß ihnen die Wege zu ihrer Geiſtesbildung; hier würden alſo auch nach und nach faſt alle, die zum gelehrten Stande gehören, der Freymaurergeſellſchaft entzogen werden. Erſt trennt man ſich von dem, was einem lieb und theuer geworden iſt, weil man muß; ſpäterhin hält man es für unklug, ſich auf dieſe Art zu verbrüdern, weil man ſich bey der Regierung dadurch zu discekommandiren fürchtet. Denn wer ſolche Befehle giebt, muß überhaupt dem Orden, und mehr oder weniger auch den Individuen deſſelben abhold ſeyn.

Verſtehſt Du hievon etwas? Ich würde nichts davon verſtehen, wenn man mir nicht einen Schlüſſel gegeben hätte, der wenigſtens nicht ganz der unrechte zu ſeyn ſcheint. Große Staatsmänner haben ihre Launen ſo gut wie wir kleinern; Herr v. Mongelas. . gehörte ehedem, wie man mir ſagte, zu den Illuminaten, und wollte in der Folge Maurer werden. Hier machte man ihm Schwierigkeit, entweder aus politiſchen Gründen, um die Geſellſchaft nicht mit dem Illuminatenorden, der in Bayern ehedem ſo bitter verfolgt wurde, in eine Klaſſe geſetzt zu ſehen, oder weil zwiſchen den Illuminaten und Maurern eine Spannung oder Entfremdung herrſchte. Genug, dieß ſoll Herrn v. M. gegen die Geſellſchaft aufgebracht haben, was er ſie nun fühlen läßt. Andere ſagen wieder, der Illuminatenorden habe offenbar eine politiſche Tendenz gehabt, und weil M. als ehemaliges Glied dieſes gewußt, und dergleichen Verbrüderungen für die Ruhe der Staaten bedenklich finde, trage er ſeine Bedenklichkeiten auch auf den Maurerorden über, ohne genau zu unterſuchen, ob ſie hier gegründet ſeyen oder nicht. Wer ſoll ihn eines Beſſern hierin belehren? die es könnten, wollen es vielleicht nicht, und andere dürfen es wiederum nicht wagen. Es wäre aber doch Zeit, daß es geſchähe, denn unſer Zeitalter hat ſo ſchon genug zu leiden; warum ſoll es ſich denn auch noch in unſchuldigen Dingen, die ſelbſt der einzige tonangebende Staat billigt, noch Feſſeln anlegen laſſen? Ich wünſchte wohl, von dieſer Sache nach allen Umſtänden unterrichtet zu ſeyn, um ſie noch beſſer zur Sprache zu bringen.

Wenn Du nach Nürnberg kommen ſollteſt, rathe ich Dir, an keinem andern Orte, als in dem rothen Roſſe, zu logiren. Du findeſt bey Herrn Roth die beſte Bewirthung und die billigſte Behandlung, ſo daß Du weder die Freuden der Tafel, noch die des Geiſtes mit Gold aufwägen darfſt. Bey ihm unten iſt auch die gut eingerichtete Harmonie, in die er jeden Fremden einführt, wo Du alle intereſſante Neuigkeiten, politiſche Blätter, Flugſchriften, und die nöthigen Bücher zum Nachſchlagen findeſt. Im vordern Zimmer ſind Billards, Erfriſchungen und Freyheit zum Tabakrauchen; Schade, daß jetzt die Geſelligkeit in Deutſchland ſo viel verloren hat, und man wegen ſeiner politiſchen Meynung gleich verketzert zu werden fürchtet. Wenn aber die Deutſchen ſich einmal im Geſpräch zu geniren anfangen, ſo gehen ſie lieber zu weit, und verfallen in Aengſtlichkeit. In Nürnberg mag man beſonders für nöthig erachten, auf ſeiner Hut zu ſeyn, weil im Frühjahr ſich folgender Vorfall ereignete, der jedem ruhig denkenden Manne ſehr unlieb ſeyn mußte.

Als die Oeſtreicher im April von allen Seiten vordrangen, und ſich hierauf auch der Stadt Nürnberg näherten, entſtanden daſelbſt bedeutende Unruhen. Die Rußigen, unter welchem Titel man dort die Schloſſer, Schmiede ꝛc. begreift, an die ſich auch der niedrigſte Pöbel anſchließt, der faſt überall den Neuerungen und Inſurrektionen geneigt iſt, da für ihn dabey wenig zu verlieren, aber viel zu gewinnen ſteht, wenn auch der Gewinn nur ſcheinbar und momentan wäre; dieſe Maſſe erhob ſich, und öffnete den Oeſtreichern die Thore, die meines Wiſſens aber nur einmal, nämlich den 26. Juny, daſelbſt einzogen. Dieſe hätten ihnen, wenn ſie nur irgend ein mäßiges Korps anrücken ließen, ohnehin geöffnet werden müſſen; die Stadt kam alſo nur durch dieſen Schritt in übeln Verdacht, ohne daß die Oeſtreicher bedeutenden Vorſchub gewannen. Allein den erhitzten Gemüthern war es vielleicht mehr darum zu thun, die neue Regierung zu kränken, ihren Leidenſchaften den Zügel ſchießen zu laſſen, und an einzelnen Individuen ſich zu rächen. So mißhandelten ſie den Kommandanten, und ſchienen auch über den Generalkommiſſair x und den Polizeydirektor herfallen zu wollen; die Kaiſerlichen nahmen aber alle drey Männer ſelbſt in ihren Schutz, und verhüteten fernere Ausbrüche, die traurige Folgen hätten haben können. Vermuthlich hofften die Inſurgenten, durch die Hülfe der Oeſtreicher wieder in den alten Zuſtand verſetzt zu werden, bedachten aber nicht, daß Franz, der ſich als deutſcher Kaiſer nicht zu behaupten vermochte, eine einzige Stadt nicht würde aufrecht erhalten können. Als die Oeſtreicher abgezogen waren, ſandte die

x Graf Thürheim

bayer-

bayerſche Regierung eine Specialkommiſſion hierher, welche ihr Geſchäft am 4. Septbr. d. J. noch nicht beendigt hatte, jedoch alles bey offenen Thüren verhandelte. Die Nürnberger waren ſo bedenklich, daß ſie mir, da ich von jener Kommiſſion auch gehört, und um den Zweck ihrer Sendung mich erkundigte, den ganzen Vorfall verſchwiegen, und einen andern Zweck unterſchoben. Erſt in Regensburg erfuhr ich die Wahrheit.

Dritter Brief.

Regensburg, den 30. Sept. 1809.

Es iſt auf den bayerſchen Poſten eine treffliche Sitte eingeführt, die man andern deutſchen Provinzen wohl auch empfehlen möchte. So wie man ſich als Paſſagier einſchreiben läßt, muß man den Werth ſeiner Effekten im Koffer oder Mantelſack nach Gutdünken angeben; jetzt wird das Paſſagiergut dem Kondukteur überliefert, und wenn es verloren geht, muß er es nach der gemachten Angabe ohne weiteres bezahlen. So iſt man gänzlich ohne Sorge, und quittirt beym Eintreffen den Kondukteur für die richtige Ablieferung. Wer nicht unbillig iſt, wird ihm am Ende der Reiſe mit Freuden etwas für ſeine Mühwaltung geben, zumal da in Bayern weder Kondukteur noch Poſtillon auf Koſten der Paſſagiere zu ſchwelgen verſuchen, ſondern meiſtens nicht anders als auf den Stationen anhalten. Dagegen braucht auch der Kondukteur nicht zu leiden, daß der Reiſende ſelbſt auf dem Wagen herumklettert, unter dem Vorwande, nach ſeinem Eigenthum zu ſehen, und wenn er ſehr vorſichtig iſt, duldet er auch nicht, daß ein Paſſagier in der Kutſche zurückbleibe, wenn ausgeſtiegen wird, wäre es auch anſcheinlich nur, um ſich dem Schlafe zu überlaſſen; denn gerade bey Nacht muß der Kondukteur deſto ſtrenger auf ſeiner Forderung beſtehen. Wenn Du alſo künftig in Bayern reiſeſt, ſo laß Dich das ja nicht befremden, wie es einem meiner Bekannten ging, der auf die höfliche Erinnerung des Kondukteurs, daß er mit den Uebrigen ausſteigen möchte, verneinend antwortete, und als man in ihn drang, ſich entrüſtete, und die Frage aufwarf: wer ihn zwingen könnte, ſobald nicht umgepackt werde, ſeinen Platz zu verlaſſen? Es gelang mir die Streitenden zu beſänftigen, und ich erfuhr nun die Urſache dieſer Bedenklichkeit.

Im vorigen Jahre ungefähr reiſte ein Mann Badio. öfters mit den bayerſchen Poſtkutſchen, und wo er ſich nur blicken ließ, wurde er mit Freuden empfangen, denn er war die Gefälligkeit ſelbſt, hatte ſtets Scherz und Laune in ſeinem Gefolge, und war unerſchöpflich an unterhaltenden Geſchichtchen. Dabey kannte er gar nicht die Knickerey, willig bezahlte er, was der Kondukteur und Poſtillon verzehrten, und drang ihnen immer mehr auf. Bey Nacht aber, wenn angehalten wurde, pflegte er ſich wohl in eine Ecke zu drücken, und große Schläfrigkeit zu äußern: o, hieß es dann, laſſen Sie ſich eine Bouteille Wein geben, ich werde alles bezahlen, ich will ein wenig indeſſen ſchlafen. Niemand fand daran Arges, denn fremdes Gut kann ein Paſſagier ſich nicht wohl zueignen, ausgenommen kleine Packete und Gelder, dieſe aber ſind in einem großen Kaſten verſchloſſen. Allein unſer Mann hatte eine Handwinde, mit dieſer gelang es ihm, den Deckel des Kaſtens ſo weit hinauf zu winden, daß er mit ſeinen behenden Fingern Geldrollen herausziehen konnte. So fehlte alſo immer Geld, und kein Menſch konnte den Thäter entdecken. Erſt nach geraumer Zeit wurde dieſer Mann, der zu einer Diebesbande gehörte, verhaftet, und geſtand alsdann auch dieſe Entwendungen.

Uebrigens hängen dieſe Poſtkutſchen in Federn, und haben ungefähr dieſelben Bequemlichkeiten als die franzöſiſchen Diligencen, nur daß ſie ungleich wohlfeiler ſind. Die bayerſche Regierung, welche in den letzten zwey Jahrzehnten ſo oft das Kriegstheater in ihrem Lande ſah, mit ihrem Finanzſyſtem, das Theodor zerrüttet hinterlaſſen, und was jetzt in dieſen Umſtänden unmöglich aufs Reine zu bringen iſt, alle Hände voll zu thun hat, kann doch auf allen Poſtſtraßen Chauſſeen zu Stande bringen, die meiſtens vortrefflich ſind, und denen man es jetzt gar nicht mehr anſieht, daß vor wenigen Monaten mehr als eine halbe Million Krieger, und gewiß mehr als tauſend Kanonen darauf hin und her gezogen ſind. Das kann Bayern, weil es Verſtand genug hat einzuſehen, daß der Vortheil der höchſten Behörde mit ihrer unnachläßlichen Pflicht, für gute Landſtraßen zu ſorgen, innig verbunden iſt, weil es genug guten Willen hat, das allgemein Nützliche, und als ſolches erkannte, ohne weiteres auszuführen, weil endlich die Anlegung der Chauſſeen gar kein ſo ſchwieriges Werk iſt, als Dummköpfe oder Elende uns vorſpiegeln wollen, denn, wie geſagt, mit ſeinen Schatzkammern hat Bayern das nicht erzwingen können, aber auch nicht erzwingen dürfen.

Das kann Bayern, das können aber Miniſter und Gebietende in andern Ländern nicht, wäre ihnen alſo auch gar nicht zuzumuthen, eben weil ſie dieſe Anſicht und dieſen guten Willen nicht haben, und ſchon ſeit ganzen Generationen entbehren. Sonderbar wäre es daher, ihnen zuzurufen: wie? ihr habt mehr als 40 Jahre Friede genoſſen, und ſelbſt in dieſen Zeiten, wo ſelbſt die Polarländer mit Blut gefärbt werden, ſo gut als kein Blut in eurem Lande fließen ſehen; ihr habt noch jetzt nicht erfahren, was es heißt, Jahre hindurch große Heere in allem auf glänzendem Fuß zu unterhalten; ihr habt nur obenhin gefühlt, was Kontributionslaſten ſind, und doch wird weder allgemeiner Unwille, noch allgemeines Geſchrey euch bewegen, überall, wo ſichs gebührt, gute Chauſſeen anzulegen. Weder das Seufzen der Kreatur, noch der ungeheure Nachtheil für Jedermann, noch ſonſt etwas in der Welt kann euch rühren. Schämt ihr euch denn wirklich nicht, daß jeder Reiſende bald eure Pflichtvergeſſenheit verſpottet, bald ſie mit den härteſten

Verwünſchungen belegt? — Sonderbar, müſſen wir wiederholen, wären dergleichen Exklamationen, denn Verſtand iſt nicht Jedermanns Ding, und guter Wille iſt auch verzweifelt ſchwer zu erwerben, am beſten man wartet es ab, bis er aus freyer Gnade von oben herab uns kommt. Das wird ſchon einmal geſchehen, bis dahin geduldet euch.

Doch eins darf man hier erinnern, weil nur wenig dazu gehört, es zu begreifen. In verſchiedenen Poſtreglements habe ich geleſen, daß man den Paſſagiers für ihre Effekten nicht gut ſeyn könne, indem ſie ſelbſt verpflichtet ſeyen, dafür Sorge zu tragen. Darüber läßt ſich nun freylich nichts ſagen, wo man zur Bequemlichkeit des Publikums viel fahrende, wenn auch ſchlecht konditionirte Poſten hat (gute ſind auf kleinern Wegen nicht zu verlangen), und das Ganze blos einem Poſtillon anvertraut werden muß, der nur dann Konvoi erhält, wenn bedeutende Geldſummen darauf ſind; aber auf Hauptſtraßen, wo wenigſtens Spielarten von Poſtkutſchen und Kondukteurs ſind, da noch dem Paſſagier zumuthen wollen, er ſolle für ſeine Effekten ſelbſt ſorgen, da er doch kein Wort beym Packen ſelbſt mitzuſprechen hat, das heißt des Guten ein wenig zu viel thun. — Der Weg übrigens von Nüruberg nach Regensburg entſprach nicht meiner Erwartung, man verſicherte mich auch, daß dieſe Chauſſee erſt nach bayerſchem Fuße regulirt werden ſollte. Wer mit eigener Equipage oder Lohnkutſchern im Bayerſchen reiſt, erlegt gleich beym erſten Mauthamte ein gewiſſes Geld, wofür er einen Mauthpaß empfängt, und nun ſich ferner um keine Erlegung von Chauſſeegeld kümmern darf; ich mußte z. B. 8 Fl. 24 Xr. in Nürnberg entrichten, und erhielt beym Eintreffen nach Abzug von 6 Xr. pr. Stunde, mein Geld in Regensburg auf dem Mauthamte zurück. Soviel vom guten und ſchlechten Poſtweſen.

Um recht theuer und doch nur mittelmäßig in Regensburg zu logiren, empfehle ich Dir das weiße Lamm, das ſonſt dem Rufe nach unter den Aubergen oben an ſteht. Der Wirth, Herr Cramer, ſoll ein ſehr braver Mann ſeyn, aber wenn er ſo, wie jetzt der Fall war, öfters große Reiſen machen ſollte, würde ſeine Oekonomie daheim wohl ſehr leiden, und die Gäſte möchten mit der Zeit verſcheucht werden. Vielleicht war die Gleichmäßigkeit der Preiſe in Abſicht auf die meiſten Bedürfniſſe in Deutſchland noch nie ſo häufig als jetzt; bis auf einen kleinen Strich im Fränkiſchen habe ich auf einer Route von mehr als 270 Stunden, wenn man das verſchiedene Geld nach dem Konventionsfuße berechnet, ungefähr gleiche Preiſe gefunden. Man muß jetzt überall ſehr gut rechnen gelernt haben, wohl thut aber jeder, wenn er ſich mit noch einmal ſoviel Reiſegelde verſieht, als er vor 10 bis 12 Jahren nöthig hatte; er wird es brauchen.

Zum Schluß dieſes Briefes noch eine Anekdote, welche das ungemeine Billigkeitsgefühl der Franzoſen beweiſt, wenn ſie im ruhigen Gemüthszuſtande ſind. Ein Kondukteur aus Nürnberg führte die Poſtkutſche nach Stuttgard, ſie war ganz beſetzt, und da noch ein franzöſiſcher Offizier hinzu kam, mußte man einen Beywagen nehmen. Dieſem war es ungelegen, daß er dort allein ſitzen ſollte, und beſtand alſo darauf, daß ein junges Frauenzimmer, was auf der Poſtkutſche mit fuhr, ſich zu ihm ſetzen ſollte. Dieſe voll Aengſtlichkeit wendete ſich an den Kondukteur, der verſprach, ſie zu ſchützen, und neben ihm ihr Platz zu geben. Beym Einſteigen erwartete jener Offizier als gewiß die Erfüllung ſeines Wunſches, und gerieth ſogleich in Eifer, als das Frauenzimmer vorn auf die Kutſche ſtieg. Der Kondukteur hielt Wort, und vertrat ſie, mit Wuth ging alſo der Offizier auf dieſen los.

Es dauerte nicht lange, ſo kam es zum Handgemenge, wobey der Kondukteur bald den Meiſter ſpielte, und das Recht des Stärkern völlig geltend machte. Vier andere franzöſiſche Offiziere ſaßen auf der Kutſche, aber auch nicht einer regte ſich, weder mit Worten noch mit der That; ſo mußte alſo natürlich der Schwächere nachgeben, und vielleicht ſelbſt ſein Unrecht fühlend, wurde er bey Fortſetzung der Reiſe mit ſeinem Gegner wieder Freund, präſentirte ihm Wein, und alles war vergeſſen. Was würden wohl alt . . . . . ſche Offiziere in ſo einem Falle gethan haben? Wer zweifelt, daß ſie dem Kondukteur ihre Degen durch den Leib geſtoßen hätten?

Vierter Brief.

Regensburg.

Als ich hier ankam, fühlte ich, ſo wie der Wanderer auf Italiens klaſſiſchem Boden, wenn er ſich der Vorzeit erinnert, einen heiligen Schauer; mir war nicht anders, als ſtünde ich auf den Ruinen von ganz Germanien; denn hier war ja der Sitz des deutſchen Reichstages, hier ſtößt man bey jedem Schritte auf Spuren der alten Verfaſſung, wenn man die ehemaligen Wohnungen der Geſandten und ſo vieles Andere erblickt, ſo wie die verwaiſten Straßen, in denen ſonſt prächtige Equipagen auf- und abrollten. Möchte ſie immer hingeſchwunden ſeyn, die alte morſche Konſtitution, wenn nur Deutſchland ſelbſt die Ehre hätte, ſie zertrümmert und einen ſchönern Bau aufgeführt zu haben! Aber das war ja eben der Hauptfehler an ihr, daß die Mittel zu ihrer Verbeſſerung nicht ſchon in ihr lagen, wohl aber die Keime zu immer größerem Verderbniß. Nun, ſo fahr wohl, altes, graues Germanien, und laß uns hoffen, daß du, wie der Phönix, aus deiner Aſche aufleben werdeſt. Hier kann man nur an Ruinen denken, denn im eigentlichen Sinne liegen ja auch ſeit dem April d. J. Häuſer genug in der Aſche.

Um von Trümmern zu Trümmern fortzuſchreiten, führe ich Dich erſt nach dem bayerſchen Orte Stadt am Hof, welcher bekanntlich nur durch die Donau von Regensburg getrennt iſt, und den man zuerſt paſſiren muß, wenn man von Nürnberg kommt. Hier arbeitet man aber ſchon längſt unverdroſſen, den durch die Oeſtreicher großentheils niedergeſchoßnen und abgebrannten Ort wiederherzuſtellen, um in Anſehung der Brauereyen, die hier ſehr wichtig ſind, nicht allzulange im Rückſtande zu bleiben. Die Neigung, wieder unter eignes Dach und Fach zu kommen, und ſeine bürgerliche Nahrung, wie vorhin, fortzuſetzen, iſt hier ſo groß, daß ſie alle Klugheit und Vorſicht verſchmäht. Man braucht durchaus kein Bauverſtändiger zu ſeyn, und ſieht es doch den ausgebrannten Mauern häufig beym erſten Blick an, daß ſie kein neues Sparrwerk mehr vertragen. Auch die Erfahrung predigt vergebens, denn ſchon haben verſchiedene Maurer und Arbeitsleute bey dem Einſturz ſolcher forcirten Gebäude das Leben verloren; gleichwohl richtet man ein Sparrwerk nach dem andern über den gebrechlichen Wänden auf, ja mancher iſt gar ſo kühn, noch einen neuen Stock anzubringen, dem Himmel vertrauend, daß er ihn von da herab nicht werde zur Hölle fahren laſſen. Was thut hiebey die Polizey, die unter ſolchen Umſtänden mehr Verpflichtungen als je hätte? Sie ſchlummert, und läßt ſich, wie Herodes vor Bethlehem in ſeinem [illegible], nicht gern im Regieren ſtören. Ich rathe Dir wohlmeynend, wenn Dich der Zufall hieher führt, ganz beſcheidentlich Dich irgendwo herumzuſchleichen, denn von den höhern Gebäuden, die ſchon wieder ſtehen, heißt es à la Lichtenberg:

Die Giebel ſehen ringsherum
Sich ſchon nach Menſchenköpfen um,
Um ſich darauf zu ſtürzen.

Kein unbefangner Zuſchauer kann ſich des gutmüthig-barbariſchen Wunſches erwehren, daß von dem, was einmal zerſtört werden ſollte, auch nicht ein Stein auf dem andern geblieben wäre; dann hätte man doch der Sache auf den Grund kommen müſſen.

Kein Menſch konnte begreifen, warum Klenau, der auf den Bergen über Stadt am Hof, welche nach Böhmen führen, poſtirt war, das Korps des Herzogs von Auerſtädt (Marſchall Davouſt) oder eigentlicher, deſſen zahlreiche Kavallerie, ſo ruhig die Straße von Nürnberg her durch Stadt am Hof paſſiren ließ, da eine wohlgeordnete Kanonade gerade der Reiterey hätte empfindlichen Abbruch thun können. Klenaus Vertheidiger ſagen: die öſtreichiſchen Kanonen hätten ſoweit nicht reichen können, aber war es denn gar ſo ſchwer, in größrer Nähe Batterien zu errichten? Wieviel er zu leiſten vermocht hätte, ſah man bald hernach, als die Franzoſen bey

Stadt am Hof auch Batterien aufführten, und dieſe in weniger Zeit von den Oeſtreichern demontirt wurden. Faſt jedermann glaubte damals, daß die Franzoſen, weil es mit ihrem Marſche ſo ſchleunig herging, bey Nürnberg geſchlagen wären, und daher retirirten, aber der Himmel hatte es anders beſchloſſen. Wie oft ein Mann in niedern Verhältniſſen Ueberblick genug hat, die Folgen im Ganzen zu überſchauen, beweiſt das Urtheil, was damals ein verwundeter öſtreichiſcher Korporal in Regensburg fällte. Es iſt wahr, ſagte er, daß die Franzoſen von uns eingeſchloſſen ſind, aber ſie haben ſich in die Wälder geworfen, und können unter ihrem Schutze die Gelegenheit erſehen, da, wo ſie es am vortheilhafteſten finden, gegen uns hervorzubrechen. Wir geben das eingeſchloſſene Korps auf 10,000 Mann an, es ſind aber wohl 50,000, das ändert die Sache gewaltig; Napoleon kommt über U . . her, und wir ſtehen indeſſen hier herum, und thun nichts. Wir werden geſchlagen werden, und bis nach Wien zurückgehen müſſen. An dem Tage, wo er das ſagte, am 20. April, fiel ſchon die Schlacht, bey Abensberg vor, die ſeine Prophezeihung ſchnell rechtfertigte.

Indeſſen hatte **Klenau** den Augenblick benutzt, wo er freye Hand hatte, um die Stadt Regensburg einzuſchließen, worin eine franzöſiſche Garniſon lag. Man will behaupten, daß er nicht ſonderlich ſtark war, ſich aber bey dem Feinde das Anſehen großer Stärke zu geben wußte; öſtreichiſche Parlamentairs foderten den franzöſiſchen Kommandanten zur Uebergabe auf, und gingen mit ihm durch ein Thor, welches zwar verrammelt war, aber ſoweit geöffnet wurde, daß ſie ſich durchzwängen konnten. Dieß geſchah, um den Kommandanten zu überzeugen, daß er überall eingeſchloſſen ſey, worauf er ſich denn zu kapituliren entſchloß. Schon war die Kapitulation verabredet oder ſelbſt unterzeichnet, als ein Kourier eintraf, um den Franzoſen zu melden, ſie möchten ſich nur noch 24 Stunden in Regensburg halten, weil **Napoleon** im Anzuge wäre; jetzt mußte der Kourier ſich ſelbſt mit gefangen geben und geloben, ein Jahr nicht gegen Oeſtreich zu dienen. Dieſer Offizier wurde daher in der Folge, als die Oeſtreicher Bayern verlaſſen mußten, und die Franzoſen nach Wien vordrangen, Kommandant von Regensburg. Sein Glück wollte, daß er hier nicht in den Fall kam, entweder ſeinen Poſten verlaſſen, oder ſein Wort brechen zu müſſen, wie leicht hätte geſchehen können, weil die Oeſtreicher aus Böhmen hereinzubrechen drohten, und ein Kommandant von Regensburg dann hätte die Regensburger Miliz, welche man organiſirte, zum Kampfe führen müſſen.

Die Franzoſen zogen, wie einige wollen, 3000 Mann, nach dem öſtreichiſchen Bericht aber nur 1800, und nach dem franzöſiſchen gar nur 1000 Mann Infanterie ſtark *), aus Regensburg, und ſtreckten vor der Stadt das Gewehr. Das gab einen Jubel für die Oeſtreicher, welche Eſſen und Trinken darüber vergaßen, bis 10 Uhr Abends nicht ans Einquartieren dachten, und ſich ſo lange durch kriegeriſche Muſik ergötzten. Beweis genug, wie ſelten ſolche Glücksfälle für ſie waren, die doch wegen ihrer Unbedeutendheit, wie Jeder leicht begreifen konnte, für den Gang des Kriegs gar nichts entſchieden. Wem fällt hiebey nicht das Vorſpiel der Schlacht bey Cannä ein, wo auch der Konſul Varro hoch triumphirte, daß er 1700 Karthaginenſer kurz vorher gefangen bekam, und den kühnen, erfahrnen und großen Hannibal ſchon vor ſich auf der Flucht

---

*) Wo vielleicht eine Mittelzahl anzunehmen iſt.

wähnte? Die Gefangenen wurden auf der Donau hinunter ſogleich nach Ungarn transportirt, wo ihnen die Ausſicht ſchwand, ſich ſelbſt zu ranzioniren. Für die Regensburger ſelbſt war das ein etwas kritiſcher Moment, ſie durften nicht ganz ohne Theilnahme an dieſem Glück ſcheinen, weil ſonſt die Oeſtreicher leicht aufgebracht werden, und ſie die Härte ihres Arms fühlen laſſen konnten; bezeigten ſie aber Mitgefühl an der Freude, ſo mußten ſie fürchten, die Franzoſen gegen ſich aufzubringen, und wenn dieſe, was nur zu bald geſchah, zurückkehrten, dafür zu büßen. Wohl dem, der bey ſolchen Gelegenheiten ſich durch alle Klippen glücklich hindurch winden kann! Aber das werden die Götter nur wenigen verleihen.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Die Franzoſen hatten auch zwey Adler bey ſich, die ſie aber ſorgfältig verheimlicht, und auf einen Bagagewagen gerettet hatten. Irgend ein Böslichgeſinnter, der vielleicht, der Himmel weiß welchen Lohn zu erhaſchen hoffte, zeigte dieſes den Oeſtreichern an, die, wie ſich denken läßt,

ſolche

ſolche Ehrenzeichen nicht miſſen wollten. Es entſtand ein lebhafter Dispût mit dem franzöſiſchen Kommandanten und den franzöſiſchen Offiziers, das Daſeyn der Adler wurde ſtandhaft abgeläugnet, und man brachte verſchiedene Urſachen vor, warum dieſes Korps ganz adlerlos geweſen ſey, die aber den Oeſtreichern durchaus nicht einleuchteten. Man drohte endlich alles, jeden Wagen, jeden einzelnen Mann ꝛc. unterſuchen zu laſſen, und ſo kamen die Adler hervor; allein man konnte den Offiziers den Schmerz und den verbißnen Zorn auf dem Geſichte leſen, daß ſie dieſe nach ihrer Meynung ſchon geborgene Ehrenzeichen dennoch abliefern mußten.

Zweyte Anekdote.

Vermöge der Kapitulation mußten die franzöſiſchen Offiziere auch ihre Pferde abliefern. In dergleichen Fällen ſucht Delikateſſe das Unangenehme, was bey einer ſolchen Sache iſt, möglichſt zu mildern, und die Regeln des Anſtands, wenn ſie nicht mehr thun kann, wenigſtens genau zu beobachten, ſo geſchah es aber nicht hier. Man wartete nicht, daß die Pferde abgeliefert wurden, ſondern entriß ſie ihnen ordentlich mit Gewalt, als wenn man noch auf dem Schlachtfelde wäre, oder die Offiziere ſich im Beſitz der Pferde behaupten wollten. Marquetender erlaubten ſich dergleichen empörende Grobheiten, und damit zur Vollendung des Gemäldes kein Pinſelſtrich fehlte, geſchah dieß in Klenau's Gegenwart, der das gebilligt zu haben ſcheint, weil er es zuließ. Nein, glaubt es mir keck, liebe Leſer, Oeſtreich iſt nicht dazu geeignet, den geſunkenen Ruhm der Deutſchen wieder herzuſtellen: denn jetzt iſt nicht mehr der Zeitpunkt, wo blos Körper herrſchten; der Geiſt lenkt und regiert die Welt.

Dritte Anekdote.

Ehe noch die Oeſtreicher Regensburg bekamen, plänkelten ſie von Stadt am Hof her ſehr lebhaft mit den Franzoſen, und die öſtreichiſchen Scharfſchützen, oder wie ſie eigentlich genannt ſeyn wollen, die vom öſtreichiſchen Jägerkorps, bewieſen ſich vortrefflich. „Schlimm Mann,“ ſagten die Franzoſen, „mach viel kapot.“ Allein die Oeſtreicher verloren dafür auch manchen Mann durch die Einwohner von Stadt am Hof, der vor den Franzoſen geborgen geweſen wäre; denn gedachte Einwohner feuerten auf die Oeſtreicher von hinten, wenn dieſe ihre ganze Aufmerkſamkeit auf den gegenüberſtehenden Feind gerichtet hatten. Ein Benehmen, das gewiß ernſtlich Züchtigung verdient hätte, weil es nicht nur ganz gegen die Kriegsgeſetze, ſondern auch banditenmäßig war, was aber auch zugleich beweiſt, wie weit die Oeſtreicher noch entfernt waren, die Hoffnung erfüllt zu ſehen, daß alles in Deutſchland aufſtehen, und ſich zu ihnen ſchlagen würde. So ſchoß ein Hutmacher aus Stadt am Hof einen öſtreichiſchen Hauptmann todt. Da dieſe Fakta mir ſehr umſtändlich erzählt worden ſind, ſo kann ich kaum ſie in Zweifel ziehen; unbegreiflich aber iſts mir, daß die Oeſtreicher nicht Rache nahmen. Es hieß zwar, daß es geſchehen ſollte, aber es ſcheint, als hätten ſie über der Einnahme Regensburgs vor Freude die Rache vergeſſen, und dann müßte man wirklich ihre Großmuth bewundern. Vielleicht fürchteten ſie, durch Strenge die Deutſchen abzuſchrecken, und hofften ſie durch Milde zu gewinnen, welches ſich bey den gemeßnen Vorſchriften, die ſie hatten, ja niemanden in den beſetzten Ländern durch Bedrückungen oder Härte aufzubringen, allenfalls denken läßt. Doch aber wurde in der Folge, ſoviel mir wiſſend erſt auf der Retirade, das Haus des Hutmachers, das mit dem Thore zuſammenhängt, und wo deſſen übrig gebliebene Firma noch zu leſen iſt, zuerſt zuſammengeſchoſſen. Man erinnere ſich, wie es einem Dorfe in Thüringen ging, wo nach der Schlacht bey Jena ein franzöſiſcher Soldat von den Einwohnern getödtet worden war; nicht nur der Ort ſelbſt ſollte niedergebrannt werden, ſondern alles was lebte, machte man Anſtalt zu füſiliren, und obgleich das Todesurtheil nicht vollſtreckt wurde, ſchlug doch ein Korps, das die Einwohner umringt, und auf einen Haufen zuſammen getrieben hatte, mit den Gewehren auf ſie an, und ließ ſie die Todesangſt ausſtehen. Dergleichen Beyſpiele von Strenge kann man nicht einmal füglich mißbilligen, ſo ſehr der Menſchenfreund ſie auch beſeufzen muß, weil ſie durch die eiſerne Nothwendigkeit geboten zu ſeyn ſcheinen. Wahrſcheinlich müſſen die Oeſtreicher durch beſondere Gründe zu ſolcher Milde bewogen worden ſeyn.

Fünfter Brief.

Regensburg.

Es iſt eine alte Maxime bey dem muthigen Krieger: der Henker möchte Soldat ſeyn, wenn alle Kugeln träfen, denn er weiß aus Erfahrung, daß die meiſten Schüſſe, vorzüglich aus dem kleinen Gewehr, in die Luft gehen, wenn nicht auſſerordentliche Umſtände dann und wann eintreten. Als die Oeſtreicher noch gegen Regensburg im Vordringen waren, tummelte man ſich auf einem großen flachen Felde herum, was nach dem böhmiſchen Walde zu, am äußerſten Ende von Stadt am Hof, liegt. Die Franzoſen ſtanden hinter einer Mauer, welche das Feld einfaßt, wo ſie ſich in der Geſchwindigkeit Schießſcharten machten, und nun mit aller Gemächlichkeit feuerten. Ein Weinſchenke, der an dieſem Ende wohnt, und der nun einmal nolens volens dieſem Schauſpiele zuſehen mußte, zählte, um ſich die übeln Gedanken zu vertreiben, die Schüſſe, welche fielen, und fand, daß von 120 Schüſſen erſt einer traf, obgleich hier gezielt wurde, was bey größerm Gemenge nicht möglich iſt. Uebrigens verloren die Franzoſen damals viel Leute. Als die Oeſtreicher aber damals die erwähnte franzöſiſche Batterie demontirten, ſchoſſen ſie ſo gut mit ihren Kanonen, daß ſie ſelbſt in die feindlichen Mündungen hinein trafen. Auf dem Steinwege bey Stadt am Hof hatte man aus einem Hauſe gleichfalls auf ſie gefeuert, dieſes Haus ſchoſſen ihre Kanoniere in der Mitte von andern rein zuſammen, ohne die übrigen auch nur zu beſchädigen. In unſern Zeiten, wo die Artillerie ſo erſtaunenden Ausſchlag giebt, müßte das viel werth geweſen ſeyn, wenn man rechten Vortheil davon zu ziehen gewußt hätte; aber was vermag Bravour, Geſchicklichkeit und guter Wille von Individuen und ſelbſt von ganzen Korps, wenn das Ganze nicht nach einem feſten Plane geleitet wird, oder man durch unvorhergeſehene Koups ſich aus der Faſſung bringen läßt?

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Oeſtreicher ſich dasmal in Bayern, und wo ſie ſonſt hinkamen, nicht ſo verhaßt gemacht haben, als ſonſt, wiewohl ſie mitunter auch geplündert haben. Was ſie an Eſſen und Bier in den beſtimmten Mahlzeiten verzehrten, erhielten ſie unentgeldlich, und die Koſten wurden von den ganzen Kommunen getragen. Alles Uebrige bezahlten ſie baar, und ob ſie gleich ihren Vortheil verſtanden, und ſo viel möglich Bankozettel und Kupfermünze ausgaben, ſo ermahnten doch ſelbſt ihre Offiziere die Einwohner, das ſchlechte Geld nicht zu nehmen, weil ihre Leute ſchon hinlänglich mit gutem Gelde verſehen wären. Wahr iſt's, ſagte man mir in Bayern, daß ſie ſehr viel Geld bey uns in Umlauf geſetzt haben, beſonders die Offiziere, die nicht ſelten um große Summen ſich einkauften. In der Hinſicht, meynte man, würde ihr längerer Aufenthalt kein Unglück geweſen ſeyn. Allein es iſt auch gewiß, daß ſie dieſe Art, im Auslande Krieg zu führen, nur kurze Zeit würden haben mit anſehen können, denn die engliſchen Subſidien, wie man ſchon weiß, ſind ſo ergiebig nicht, und mit eignen Hülfsquellen war wohl nicht weit zu reichen. Hätte alſo das Kriegsglück ihnen nicht ſo geſchwind in Bayern den Rücken gekehrt, und ihr Aufenthalt daſelbſt, ſo wie in Sachſen, Franken und andern Provinzen, etwa nur ein Jahr dauern können, ſo wären die Wehen erſt nachgekommen, und da man eher Härte ſich gefallen läßt, wenn nur Milde nachfolgt, als Härte der Milde nachkommt; ſo würde der Haß gegen ſie in den okkupirten Ländern um ſo lauter geworden ſeyn.

Am beſten, ſagen manche Politiker, wäre es für Oeſtreich geweſen, wenn es ſeinen Kriegern auch viel Freyheit geſtattet hätte: das giebt Muth und Begierde nach Sieg, um das fröhliche Leben noch länger zu genießen. Etwas Wahres mag in dem Raiſonnement wohl ſeyn, das wußte Friedrich der Große, der ſein Heer, da wo er ſelbſt kommandirte, nicht durch zu ſtrenge Mannszucht genirte; aber man glaubte einmal am Wiener Hofe feſt an die Inſurrektion von ganz Deutſchland, ohne die Diſpoſition der Gemüther gehörig ſtudirt zu haben. Angenommen, was ſich auch noch nicht einmal beweiſen läßt, daß manche Gegenden von Deutſchland von Alters her große Anhänglichkeit an das Haus Habsburg und den darauf gepfropften Zweig aus Lothringen hatten, ſo gehörte doch weit mehr als dieſe Anhänglichkeit dazu, um bey ihnen eine Inſurrektion zu bewirken. Neigung iſt noch kein Vertrauen, man kann zärtlich einen Freund lieben, dem man doch durchaus nicht ſein Glück anvertrauen möchte, weil man ſeine Schwächen kennen gelernt hat. Durch eine Reihe von Unglücksfällen, durch auffallende Mißgriffe des Wiener Kabinets, durch beurkundete Unfähigkeit ſo mancher von ſeinen Heerführern, die zum Theil auch noch jetzt am Ruder ſtanden, durch bewieſene Schwäche des Oberhaupts nach der Schlacht von Auſterlitz, war es in Deutſchland ſoweit gekommen, daß einmal niemand recht an Oeſtreichs Glück glaubte, dahingegen der bisherige Sieger von Europa als ein Liebling Fortunens ſelbſt von denen, die ihm nicht ergeben waren, betrachtet wurde. Noch weniger Vertrauen ſetzte aber der verſtändigere Theil der Deutſchen auf die Weisheit der oberſten Direktoren, und wenn er gleich Individuen unter ihnen bedeutende Einſichten zugeſtand, ſo zweifelte er doch, ob dieſe ganz würden wirkſam ſeyn können, und vor allem, ob ſie dem erprobten Genie des Gegners die Waage halten würden. Dieſe Zweifel und dieſe Beſorgniſſe bey Oeſtreichs Anhängern in Deutſchland konnten nur dadurch gehoben werden, daß man mit glänzenden Siegen auftrat; um alſo dieſe zu erringen, mußte alles aufgeboten werden, und weit entfernt zu zaudern, zu laviren, mußte man mit Blitzes Schnelle und durch Konzentrirung aller Streitkräfte über den Gegner herfallen. Dann waren die Proklamationen, die ſo freygebig ausgetheilt wurden, und wovon ſich, außer Tyrol, faſt nirgend Effekt gezeigt hat, an der Tagesordnung, und man durfte hoffen, damit wenigſtens die zum Aufſtande zu bewegen, die wirkliche und nicht geträumte Anhänglichkeit hatten. Das konnte dann immer gefährlich ſeyn; denn geſetzt auch, nur der zwanzigſte Theil eines Landes wäre öſtreichiſch geſinnt geweſen, ſo wurde der jetzt der herrſchende, weil niemand aus Furcht vor dem ſiegenden öſtreichiſchen Heere ſich ihm zu widerſetzen wagte.

Ich muß geſtehen, daß, als ich in öffentlichen Blättern die Forderungen las, welche der Wiener Hof an den franzöſiſchen machte, nämlich die Auflöſung des Rheinbundes, die Rückgabe von Tyrol, und allenfalls auch von Venedig ꝛc. ich auch faſt ſtutzig wurde. Wie? ſagte ich mir, er geht nicht bloß auf Erhaltung ſeiner Selbſtſtändigkeit, ſondern auch auf Wiedererwerb alles Verlornen; ſolche Anſprüche wird er ja nicht machen, wenn er ſich nicht ſtärker als je fühlt; wenn er nicht geheime Hülfsquellen hat, die auſſerordentlich viel ihm verſprechen; wenn er nicht mit einer Energie zu Werke gehen will, die beyſpiellos iſt, und ſelbſt einen Napoleon in Verlegenheit ſetzen kann. Daß man noch jetzt von gewöhnlichen Mitteln Wirkung erwartete, hier, wo nicht mehr bloß der größte Held, ſondern auch die größte Macht zu beſiegen war, das zu glauben, wurde mir doch etwas ſchwer. Sollten ſo bittere, ſo oft wiederholte, ſo ganz noch in friſchem Andenken ſchwebende Erfahrungen umſonſt gemacht, ſchon jetzt vergeſſen ſeyn? Man täuſcht ſich wohl; wenn man ſeine Kräfte nicht alle verſucht hat, wenn es einen Gegner betrifft, deſſen Glück, Macht und Weisheit nur etwa obenhin oder noch gar nicht geprüft ſind; man wagt wohl einmal, wenn es unter Umſtänden geſchieht, wo ſchlimmſten Falls eben ſogar nicht viel verloren, umgekehrt aber viel gewonnen werden kann; man bedient ſich einer hohen Sprache, um etwa der Gegenpartey Staub in die Augen zu ſtreuen, überzeugt wie man iſt, daß dieſe aus Liebe zur Gemächlichkeit, oder weil ſie ſelbſt nicht recht in Bereitſchaft iſt, das nicht gar ſo übel aufnehmen, und wenn ſie ſich auch nicht imponiren läßt, doch gern einem den Ausweg offen laſſen werde, mit guter Art umzulenken. Dergleichen Dinge kamen an den europäiſchen Höfen ſonſt oft vor, dergleichen Fechterſtreiche oder Verſuche wurden nach der alten Politik bald von dem, bald von jenem Herrſcher gemacht. Aber, ihr guten Götter! gegen Frankreich? gegen Napoleon? jetzt, wo alles ſich beugt und der Nothwendigkeit gehorcht? Wo ſelbſt das ſtolze

Albion, es ſage, was es wolle, nur für ſeine Erhaltung kämpft? — Kurz, man mußte beynahe, um nicht allzu keck in ſeinem Urtheil zu ſeyn, Oeſtreich etwas Ungewöhnliches zutrauen. Und was war nun dieſes, als es ſichtbar wurde? Weiter nichts als Aufſtellung großer Heermaſſen, die unbehülflich und ſchwerfällig ſich bewegten, und ſo den Zeitpunkt verſäumten, wo in der That etwas auszuführen war. Erzherzog Johann gewann Vortheile bey Sacile in Italien, und Erzherzog Karl verdrängte durch Ueberlegenheit ein bayerſches Korps, während Erzherzog Ferdinand in Polen mit 35,000 Mann, die er doch wenigſtens gehabt haben muß, eine zwar tapfere, aber doch eben nicht ſo ſehr geübte polniſche Armee von 13,000 Mann nicht überwältigen konnte. Hiermit hatte der ganze Offenſivkrieg, Kleinigkeiten abgerechnet, ſein Ende und man dachte nur noch darauf, für ſeine Exiſtenz zu kämpfen. Es muß im Buche des Schickſals geſchrieben ſeyn, daß zu gewiſſen Zeiten alles mit ſchiefen Augen ſieht, was das Schickſal der Völker in ſeinen Händen hat, und nur ein einziger Mann oder ein einziger Staat geſunde Augen behält; die jüdiſchen Propheten nannten das auf ſehr paſſende Art den Taumelkelch, aus dem Herrſcher und Nationen trinken mußten.

Vor der Schlacht bey Eckmühl ſagten viele Oeſtreicher von den Franzoſen: die Sakramenter verſtecken ſich vor uns, wir können ſie ja nicht finden. — Ja wohl ließen ſie ſich nicht finden, aber ſie fanden die Oeſtreicher. Auch noch am 22ſten ſprachen die Oeſtreicher in Regensburg groß, da war von den Franzoſen immer noch hier und da ein bloßer Reſt, den ſie vollends gefangen nehmen wollten. Wie ſoll man ſich dieſe Prahlerey von Leuten erklären, die ſo oft von den Franzoſen geſchlagen worden ſind, und doch wohl jetzt endlich einmal die Furchtbarkeit des feindlichen Oberfeldherrn kennen müſſen? Doch wohl nur durch die außerordentliche Geiſtesbeſchränktheit der Untergebnen, die alles glaubt, was die Obern ihr aufzuheften für gut finden, oder wovon letztere ſelbſt thöricht genug ſind, ſich zu überzeugen; gleich den Schwärmern, die, um Andere zu bekehren, damit anfangen, ſich ſelbſt ihre Hirngeſpinnſte als wahr vorzuſtellen. Guter Himmel, wenn du die Menſchen noch etwas liebſt, ſo ſchaffe doch nur, daß Thorheit und Vernunft ſich wenigſtens bey jedem Volke balanciren, und nicht die erſtere letztere an ſo vielen Orten ganz in die Höhe ſchnellt; denn das iſt ja wirklich im Himmel und auf Erden ein Gräuel.

Am 20. April ging Regensburg an die Oeſtreicher über. Man wirft billig die Frage auf: ob Klenau die Stadt nicht einige Tage eher forciren konnte, zumal da es der franzöſiſchen Garniſon an Kanonen fehlte? Die Möglichkeit haben gleich darauf die Franzoſen dargethan, denn ſie ſchoſſen Breſche, und drangen hindurch. Es iſt zwar keine Kunſt, an den Beſiegten alles zu meiſtern, aber leicht begreiflich wird es doch, daß 1000 oder meinetwegen auch 1800 Mann, und wenn ſie auch den beſten Willen hätten, in einem Orte, der nicht wirklich feſt iſt, ohne Kanonen gegen einen überlegnen Feind, der grobes Geſchütz hat, ſo gut als gar nichts machen können. Allein, wir wollen nicht ſo friſch von der Hand weg gegen Klenau entſcheiden, ſicher aber iſts, daß, wenn Regensburg ſchnell erſtürmt wurde, für Oeſtreich ſehr viel gewonnen war. Man ſieht, daß es den Franzoſen nur darum zu thun war, Zeit zu gewinnen; denn um den Feind zu täuſchen und zu umgehen, mußten ſie Umwege machen, und wie man ſieht, ſehr bedeutende, für die kaum Eilmärſche ihnen gnügten. Wenn in der Minerva geſagt wird, daß die Oeſtreicher im Vortheil geſtanden, weil ſie ſich nur auf einem Raume von acht Meilen zu bewegen brauchten, während die Franzoſen vierzehn Meilen zu durchgehen hatten, ſo iſt dieß noch eher zu wenig als zu viel angeſchlagen. Der Erzherzog **Karl** ſchlug ſich mit dem Korps des Herzogs von Auerſtädt herum, dem er dreyfach überlegen war, und errang keinen Vortheil über ihn; **Napoleon** aber bekam dadurch volle Zeit, mit ſeiner ganzen Macht die andern öſtreichiſchen Korps zu ruiniren, und ſich um des Erzherzogs Armee herumzuziehen. Wahrſcheinlich iſt es auch immer, daß kein Theil gehörige Kenntniß von dem andern gehabt, und **Napoleon** ſo gut als **Karl** da die Hauptarmee vor ſich zu haben geglaubt, wo er es nur mit einem Korps zu thun hatte. Die beſten Spione und Rekognoscirungen konnten hier nicht ausreichen, denn jetzt geſchah zum erſtenmal, was in den ganzen Kriegen von 1792 an nicht geſchehen war; die Oeſtreicher manövrirten eben ſo in getrennten Korps, die ſich nicht unmittelbar die Hände reichten, wie die Franzoſen, und hofften, eben ſo wie dieſe, doch ein großes Ganze zu behalten, indem ſie darauf rechneten, daß jede Abtheilung auf dem rechten Punkte zuſammentreffen, und dann einen großen allgemeinen Effekt hervorbringen werde. Das war nun freylich gegen Feinde, von denen ſie das ganze Manöver ſo eben erſt entlehnt hatten, die, wegen ihrer Bewegfertigkeit bekannt, und in der ihnen abgeborgten Manier in vieljähriger Uebung ſind, ein gewagtes Spiel, wo zu beſorgen war, daß eben ſo, wie man theilweiſe agirte, auch theilweiſe würde geſchlagen werden. Und als der ſchlaue Gegner die Abſicht merkte, änderte er bald ſeine Manier, und agirte mit Vereinigung ſeiner Streitkräfte. Wenn man übrigens das Terrain betrachtet, ſieht man leicht ein, wie unmöglich es war, daß beyde Heerführer über ihre reſpektive Stellungen ganz im Klaren ſeyn konnten; dichte Wälder bey Abensberg, bey Eckmühl ꝛc. dienten beyde Parteyen, um gegen einander, ſo zu ſagen, Verſteckens zu ſpielen. Der verworrene Knäuel konnte ſich nur für den vortheilhaft entwickeln, der die meiſte Geiſtesgegenwart beſaß, und den Moment am ſchnellſten zu benutzen verſtand. Karl hätte vielleicht mit weit beſſerm Glück den Fabius geſpielt, wenn er weniger Truppen unter ſich gehabt; aber mit Recht iſt gleich beym Ausbruch des Kriegs erinnert worden, ehe noch irgend etwas geſchehen war, daß keines Menſchen Genie hinreiche, ein-

allzu-

allzugroßes Heer im ſteten Ueberblick zu behalten, daß Napoleon der erſte Feldherr ſey, der ſehr große Maſſen gehörig zu leiten wiſſe, daß man aber nicht hoffen dürfe, noch weit ſtärkere Maſſen, als er, vollkommen zu lenken.

Man rühmte beym Ausmarſch der Oeſtreicher in ihren Zeitungen die vortrefflichen Anſtalten, welche ſie getroffen, das Heer mit den nothwendigen Lebensbedürfniſſen ſtets im Ueberfluß zu verſorgen. Zu dem Ende war nach der Beſchreibung eine fortlaufende Wagenreihe, die nie abbrach, nie feyerte, ſondern wo die vordern immer abluden, dann umkehrten, und den nächſtfolgenden Platz machten, ſo daß ein beſtändiges Ankommen und Abladen Statt fand. So eine Einrichtung wäre unnachahmlich, wenn man ſtets gewiß wäre zu ſiegen, aber wenn man nur einmal geſchlagen wird, was ſoll dann aus dieſer Transportordnung werden? Die Proviantwagen flüchten, die erſten ſo wie die letzten, und ehe die Reihe wieder hergeſtellt iſt, mag das Heer ſehen, wie es zurecht kommt. Ja oft iſt nicht einmal der Verluſt einer Schlacht nöthig, um dieſe ſchöne Symmetrie zu zerſtören, der Feind darf nur Demonſtrationen machen, und uns zwingen, ſchnell die Poſition zu verändern, da zieht die Transportkette dann herum, verwickelt ſich in ſich ſelbſt, oder fällt gar dem Feinde in die Hände. Ueberhaupt iſts mir unmöglich, dieſe Anſtalt mit der von Oeſtreich nachgeahmten Manier, auch nur in einzelnen Korps zu operiren, zu vereinigen: wohin ſollte denn die Spitze dieſer wandelnden Proviant-Kolonne gerichtet ſeyn? Nur auf ein Korps? Dann mußte man dort erſt doch es repartiren, und den übrigen Korps zuſenden; dann konnte die Kolonne ja nicht in der Ordnung bleiben, oder man hätte dafür wieder andere Wagen und Pferde, alſo einen unermeßlichen Troß in Bereitſchaft halten müſſen; dann wurde ja auch die beabſichtigte Schnelligkeit verfehlt. Ich drücke mich vielleicht hierüber noch etwas dunkel aus, aber der ganze Verproviantirungsplan iſt unter dieſen gegebenen Umſtänden verworren und dunkel. Das muß er auch nicht blos auf dem Papiere geweſen ſeyn, denn das klare Facit war, daß die Leute, noch ehe ſie geſchlagen waren, oft nichts zu eſſen hatten. Mit Unwillen gingen ſie in den Kampf, weil es ihnen an Kraft gebrach, mit Unwillen gehorchten ſie Anführern, die ihnen Dinge geboten, die ſelbſt der edelmüthigſte Krieger nicht beobachten zu dürfen glaubt. Mit

Gewalt ſollten und durften ſie von den Einwohnern keine Lebensmittel verlangen, und gutwillig gaben dieſe nichts her, oder ſetzten ihnen höchſtens Schaugerichte vor, die nur den Appetit reizten aber nicht ſtillten. Man wollte durchaus als Befreyer und Wohlthäter von Bayern und den übrigen Provinzen erſcheinen; hierüber bin ich weit entfernt, zu ſpotten, weil ſowas allemal ein ehrwürdiges Anſehen hat, wenn es auch auf falſchen Prämiſſen, als erwarte und heiſche man dieſe Befreyung, gegründet wäre; aber der Zweck wurde dadurch doch nicht erreicht. Meine Leute müſſen leben, dieß wäre als Feldherr mein Grundſatz, ſie müſſen beſſer leben als in ihren Garniſonen, denn ſie brauchen mehr Kräfte; ſie müſſen ſelbſt einen gewiſſen Ueberfluß haben, um bey guter Laune zu ſeyn, und mir willig zu folgen. Geben ihnen das die Völker nicht, wo ſie hinkommen, ſo iſt das ein ſichrer Beweis, daß ſie meine Krieger nicht als ihre Freunde betrachten, und dann fällt auch die Verpflichtung weg, ſie allzuſehr zu ſchonen. Das Knie iſt mir näher als der Ellbogen, ſagt der Grieche, meine Truppen müſſen mir mehr am Herzen liegen, als die Freunde, die ich in den beſetzten Gegenden mir erwerben will, und vielleicht doch nicht erwerbe:

jeder Vernünftige iſt mit mir ſchon zufrieden, wenn ich meinen Soldaten nur ſonſt keine Exzeſſe verſtatte. Was half es den Oeſtreichern, daß ſie die Ihrigen in Bayern zum Theil verſchmachten ließen? Nicht ein Bayer hat für ſie das Gewehr ergriffen, und wenn auch nicht alle, wie die zu Stadt am Hof, auf ſie gefeuert haben, ſo hat doch auch wohl nicht leicht einer ihnen Schutz und Sicherheit gegeben. Denn hier war nicht Tyrol, hier herrſchte ſeit Jahrhunderten eine Pikanterie; die wird durch Proklamationen und durch gute Disziplin nicht ſo leicht unterdrückt. Ueberhaupt glücken Nachahmungen ſelten. Die Römer lernten zwar von den Karthaginenſern auch die Schiffsbaukunſt, und mußten ihnen das Nöthige im Schiffsmanöver abborgen, aber ſie waren weit davon entfernt, auf dieſe entlehnten Künſte Siegeshoffnungen zu gründen, ſondern erfanden ein eignes Mittel, den ſtolzen Feind auch zur See zu überwinden, indem ſie deſſen Schiffe durch Maſchinen an die ihrigen befeſtigten, und ſo gleichſam ein Seetreffen in ein Landtreffen verwandelten. Was würden die Karthaginenſer geſpottet haben, wenn die Römer in der Fertigkeit, ihnen den Wind abzugewinnen, in der Behendigkeit, die Schiffsreihen zu durchbrechen, mit den Vordertheilen die ſchwächern Schiffe in Grund zu bohren ꝛc. ſie hätten in kurzer Zeit übertreffen, und damit in die Flucht ſchlagen wollen? So aber wurden ſie durch die Neuheit und Kühnheit des römiſchen Manövres ſelbſt überraſcht, und da ſie nicht darauf gefaßt waren, auch ihre Infanterie der römiſchen wirklich an Tapferkeit und noch mehr an gutem Willen nachſtand, mußten ſie zu ihrem großen Erſtaunen auch zur See unterliegen.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

In Stadt am Hof erzählten mir bayerſche Landleute aus ihrem Orte folgenden drolligen Vorfall: Im letzten preußiſchen Kriege hatte ein wohlhabender Bauer unweit Stadt am Hof ſeinen einzigen Sohn mit zu Felde ziehen ſehen, der, als Napoleon zur Verſtärkung auch die Bayern aus Schleſien zu ſich berief, nach Altpreußen zu ſtehen kam. Die Eltern ängſtigten ſich Tag und Nacht um den geliebten Sohn, und hofften von einer Zeit zur andern auf Briefe, die aber nicht mehr eintrafen. Endlich ſchrieb ein Kamerad ihres Sohnes, der nur eine Stunde weit von ihrem Dorfe zu Hauſe gehörte, und meldete in den beſtimmteſten Ausdrücken, daß gedachter Soldat an dem und dem Tage, an dem und dem Orte geblieben ſey, und er ihn ſelbſt habe fallen ſehen. Man ſtelle ſich den Schmerz der Armen vor, die nur dieſen Einzigen hatten; ſie ſuchten ihren Troſt nun noch darin, für den Verſtorbenen alles zu thun, was in ihren Kräften war. Zu dem Ende begnügte man ſich nicht an gewöhnlichen Meſſen zur Erlöſung aus dem Fegfeuer, ſondern es wurde, wie es in Bayern bey vermögenden Leuten Sitte iſt, für ihn ein feyerliches Seelenamt gehalten, und zum Beſchluß ein Leicheneſſen gegeben. Der Schmerz der Eltern erhält in dem Augenblick eine Diverſion, weil ſie ihre Aufmerkſamkeit auf Bedienung der Gäſte richten müſſen, die eben an voller Tafel ſichs wohl ſchmecken laſſen. Auf einmal tritt ein junger Krieger ins Haus, er ſtutzt, und tritt einige Schritte zurück: alles in tiefer Trauer! Und für wen? Die Beſitzer des Hauſes ſind ja am Leben, wie ſein erſter Blick ihm verräth, und Kinder haben ſie ja ſonſt nicht, die ihnen geſtorben ſeyn könnten? Wer ſtellt dieſe Betrachtungen an? Wer anders, als der gefeyerte Sohn, eben dieſer junge Krieger, der ſich hier friſch und geſund in ſeinem Hauſe befindet. Ein Schreckensruf der Eltern ertönt, die Gäſte ſpringen auf, ſtürzen zuſammen, und möchten gern alle das Weite ſuchen, wenn nicht das Phantom zunächſt an der Thüre ſtände. Zum Glück war es heller Tag, und die Bayern alle, nach ihrer Weiſe, von derber Natur, ſo daß weder Krämpfe noch Ohnmachten bey einem und dem andern ſich einſtellten. Dem Schrecken machte bald die ausſchweifendſte Freude Platz, und wer auch weniger für den Todtgeglaubten ſich intereſſirte, der dankte ihm doch darum ſchon herzlich ſein Wiedererſcheinen, weil er nun nicht mit betrübtem Geſichte das bereitete Mahl genießen durfte. — Er war nicht einmal verwundet worden, aber man hatte den Trupp, bey dem er focht, verſprengt; ſein Kamerad hatte vermuthlich ihn für einen andern genommen, der wirklich gefallen war. Jetzt kehrte er mit ſeinem Korps zurück, und hatte, weil der Zug ſo nahe bey ſeiner Heimath vorüber ging, Urlaub auf einige Tage erbeten und erhalten, wo denn der Zufall ihn gerade zum Sterbeeſſen führte. Eine Frage muß jetzt die Herren vom Klerus beunruhigt haben: was jetzt mit dem bereits genoſſenen Seelenamt zu machen ſey? War es vergebens gehalten, das ließ ſich nicht gut behaupten; oder mußte es dem Lebenden für ſein einſtiges Ende zu gut gerechnet werden? Hoffentlich das Letztere, und dann hat der junge Mann den Vortheil, daß er mit leichterm Herzen, als Andere, an den Tod denken kann, weil er gewiß weiß, daß in jener Welt für ihn ſchon die Vorbereitungen getroffen worden ſind.

Zweyte Anekdote.

Höflichkeit iſt zu allen Dingen nütze, ja ſie rettet zuweilen auch das Leben, wie folgender Umſtand beweiſt: Jener Weinhändler, am äußerſten Ende von Stadt am Hof, den wir zu Anfang dieſes Briefs erwähnt haben, ſtand vor ſeiner Thür, als eben das Schießen zwiſchen den Franzoſen und Oeſtreichern am lebhafteſten war. Ein franzöſiſcher Feldherr (vielleicht war es der Herzog von Auerſtädt ſelbſt) ging immer auf und ab, und jedesmal, wenn er bey dem Weinſchenken vorbey kam, zog dieſer in Demuth ſein Mützchen ab. Das dauerte eine ziemliche Weile. Ganz unvermuthet ſendete der franzöſiſche Feldherr einen Officier, der deutſch ſprach, zu dem Weinwirth, und ließ ihm ſagen: er möchte ja in oder vor ſeinem Hauſe bleiben, und weder vor noch rückwärts gehen, weil er ſonſt leicht durch die Kugeln getroffen werden könnte. Dieſe Beſorgniß, für einen fremden Mann, machte dem Sender alle Ehre, aber ohne die Höflichkeit des Wirths hätte kein Intereſſe für ihn entſtehen können, und vermuthlich wäre es dann um deſſen Leben geſchehen geweſen.

Dritte Anekdote.

Die Franzoſen haben durch die anhaltenden und mannichfaltigen Kampagnen in allen Ländern und Zonen mitunter ganz ihre Natur verändert, und zum Theil ganz gewaltig viel Getränke aller Art vertragen gelernt. Eben dieſer Wirth hatte einen kleinen Trompeter von funfzehn Jahren im Quartir. Die übrigen Einquartirten erhielten altes und gutes Bier, weil ſie mäßig tranken; dieſem aber, der gleich ſich zum Saufen rüſtete, gab man Neues und Schlechtes. Du willſt doch ſehen, dachte der Wirth, wie weit er es bringen wird; ſiehe da! er ſoff in einem Tage richtig ſeinen halben Eymer aus. Man erwartete, daß er den andern Tag ganz elend ſich befinden würde, aber er war ſo geſund als vorher, und ihm gar nichts anzuſehen.

Andere Franzoſen tranken den Spiritus, welchen gedachter Mann ſchon beynahe rektifizirt hatte, um ihn als Weingeiſt zu brauchen, in großer Menge hinunter, und konnten ihn eben ſo gut vertragen als die Ruſſen, deren erſtaunende Neigung für den Branntwein ſie ererbt zu haben ſchienen. So abgehärtet, wird dieſe Nation immer unbeſiegbarer, und wenn ſie dann auch in kurzem ihre Adler von der Donau bis an den Ganges tragen müßte, würde die Sterblichkeit bey ihren Heeren verhältnißmäßig geringer, als bey jedem andern Volke ſeyn.

Sechſter Brief.

Regensburg.

Ich führe Dich jetzt auf Schlachtfelder, die für den Menſchenfreund viel werth ſind, weil darauf viel entſchieden, und doch wenig Blut vergoſſen wurde, die aber zu einer unterhaltenden Berichtserſtattung ſich eben darum auch weniger qualifiziren. Ich werde die franzöſiſchen Bülletins dabey zu Hülfe nehmen, aber nicht etwa aus blinder Parteylichkeit die offiziellen Berichte der Oeſtreicher unbeachtet laſſen; doch muß ich mit wenigen Worten erklären, warum ich die Relationen von jenen Schlachten oder Treffen zur Unterhaltung für Jedermann nicht recht geeignet finde. Wenn eine Schlacht zwiſchen zwey Heeren, die ſich einander im Geſicht ſtehen, nach allen Regeln der Kunſt angefangen und ausgefochten wird; wenn man hier ſiegt, und dort weichen muß, bis der Feldherr oder ein friſches Korps die Sache wieder herſtellt; wenn bald der, bald jener Punkt des Wahlplatzes nahmhaft gemacht wird, der uns Vortheil oder Nachtheil gewährte, wo es am hitzigſten herging, oder der Feind am wenigſten ankommen konnte; wenn man gleichſam die einzelnen Regimenter dem Leſer vorführen muß, um jedem den Antheil zuzuerkennen, den es am Siege hatte; wenn wir in ängſtlicher Erwartung faſt eben ſo, wie die Kämpfenden, ſchweben müſſen, ehe wir das endliche Reſultat des blutigen Spiels erfahren; wenn, ſage ich, dieſe und noch viele andere Umſtände bey einer Schlacht eintreten, ſo wird der Bericht allgemein unterhaltend, und es bedarf nicht eben großer Kunſt, ihn durch die Darſtellung dazu zu machen, ſobald dieſe nur nicht verworren und der Wahrheit oder auch nur Wahrſcheinlichkeit gemäß, abgefaßt iſt. Eigentlich ſind nur dergleichen Begebenheiten wahre Schlachten, und auf ſie, ſtreng genommen, Bülows Ausſpruch anwendbar: eine Schlacht ſey allemal ein Fehler, d. h. ſie zeige an, daß der Angreifende, ſo geſchickt er auch ſeyn möge, immer noch nicht völlig geſchickt geweſen ſey, weil er ſonſt auch ohne Schlacht hätte zum Ziele kommen können.

Geſchieht es nun aber, daß der eine Theil, vermöge ſeiner Geiſtesüberlegenheit und Gewandheit, den andern, der ſich nicht recht zu rathen und vorzuſehen weiß, bethört, ihn aus ſeinen vortheilhaften Stellungen wegmanövrirt, ihm die Zufuhr abſchneidet, ihn umgeht, ihm in die Flanke oder in den Rücken fällt, oder ihn gar umzingelt; ſo iſt dieſes zwar das wahre Meiſterſtück der Kriegskunſt, ſo wird zwar dadurch gewöhnlich weit mehr als durch die ſchauderhafteſten Würgeſcenen gewonnen; allein die Aufmerkſamkeit des unmilitairiſchen Zuſchauers oder Leſers hat nicht Nahrung genug, weil ſie wenig oder gar keine einzelne Theile der Begebenheit vor ſich hat, die ſie ſich aus einander ſetzen, bey jedem beliebig verweilen, und ſo ſtufenweiſe zum Reſultate gelangen könnte. Es erſcheint ihr nur ein Faktum, das ſie mit Staunen oder Bewunderung erfüllt: großer Verluſt auf der einen, glänzender Erfolg auf der andern Seite. Was will ein Heer anfangen, das von vorn, von der

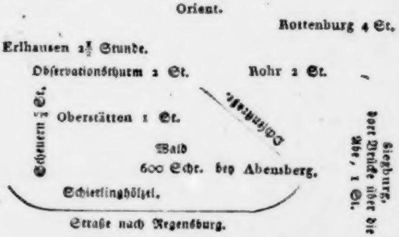
Seite und vom Rücken auf einmal ſich angegriffen ſieht? Es muß nur ſehen, wie es ſich zurückzieht, wenn auch der Schaden, den es dabey leidet, noch ſo empfindlich iſt, und ſo hat die Bataille bald ein Ende. Zwar ſchlägt man ſich wohl noch, aber das gewährt kein großes Schauſpiel; es geſchieht nur um den Rückzug zu decken.

Man ſehe die Stellung der franzöſiſchen Korps und ihrer Bundesgenoſſen am 9. April, als die Oeſtreicher über den Inn gingen; und dadurch den Krieg anfingen. Herzog von Auerſtädt ſtand mit ſeinem Korps zu Regensburg. Das Korps des Herzogs von Rivoli zu Ulm, alſo 24 Meilen von erſterm entfernt. Das Korps des Generals Oudinot zu Augsburg, folglich 17 Meilen vom erſtern, aber nur ungefähr 8 Meilen vom letztern. Das Hauptquartier zu Straßburg, mithin ungeheuer entfernt. Die erſte Diviſion Bayern zu München, die zweyte unter General Deroi zu Landshut, alſo 9 Meilen von erſterer, die dritte zu Straubingen. Die Diviſion Würtemberger zu Haydenheim. Am 12. Abends war der Kaiſer noch in Paris, und am 16. Abends ſchon zu Dillingen bey dem Könige von Bayern, am 18. war das Hauptquartier ſchon in Ingolſtadt. Nichts iſt gewiſſer, als daß die Oeſtreicher den großen Vortheil hatten, ſchon eine große Maſſe zu bilden, als ihre Gegner ſich erſt zuſammenziehen ſollten, und daß ſie, wenn recht raſch zu Werke gegangen wurde, wenigſtens die Bayern total aufreiben konnten. Warum ſie hier zögerten, wo Eile durchaus keine Gefahr brachte, iſt durchaus nicht zu errathen. Oder ſollten ſie nicht ſoviel Kundſchafter gehabt haben, um von dem Stande der Bayern unterrichtet geweſen zu ſeyn? — Man denke den gewaltigen Effekt, wenn die Vortheile bey Sacile, die Erzherzog Johann erhielt, mit dem Ruin der Bayern, und wenn man recht ernſtlich gehandelt, auch mit der Gefangennehmung der ſächſiſchen Armee zuſammengetroffen wären. Hier zeigt ſich doch Napoleons Glück, daß ſeine Gegner ſo gar ſaumſelig waren.

Die Gefechte bey Tann am 19. April unter dem Herzog von Danzig (Marſchall Lefebre) waren eigentlich nur ein Vorſpiel der großen Scenen, die bald nachfolgen ſollten. An eben dieſem Tage hatten die Bayern in und bey Abensberg mit dem Feinde einen harten Kampf zu beſtehen, denn er war ihnen ungemein überlegen, benutzte aber auch hier den Vortheil nicht, durch ſeine Macht die Bayern zu forciren. Hätte er dieſes gethan, ſo würde auch ſchwerlich eine Schlacht bey Abensberg Statt gefunden haben. Nie konnten die Bayern den Plänen Napoleons beſſer in die Hände arbeiten, als daß ſie ſo ſtandhaft in Abensberg ihren Poſten behaupteten. Ueberhaupt muß dieſer Feldzug den Franzoſen große Achtung für die deutſche Tapferkeit einflößen, denn dießmal haben die Deutſchen Gelegenheit gehabt, durch ihre eigenen Kräfte viel auszurichten, man verſichert auch, daß die Bayern ſich jetzt beſſer als vorher fühlen, und die Schüchternheit, welche etwa noch gegen ihre Bundesgenoſſen Statt fand, abgelegt haben.

Das kleine Städtchen Abensberg hatte nicht wenig zu thun, als es ſo einer ungeheuern Menge, ſowohl Franzoſen als Bayern, Lebensmittel verſchaffen ſollte; geplündert wurde aber in Abensberg nicht, und man wußte mir auch nicht einen einzigen Fall der Art anzuführen. Hieraus ſieht man deutlich, daß die Franzoſen und ihre deutſchen Bundesgenoſſen Disziplin zu halten verſtehen, wenn ſie marſchiren, oder gegen den Feind im Anrücken ſind, aber nur dann nicht mehr die Ihrigen im Zaume halten können, wenn eine Schlacht gewonnen oder ein Ort, gleichviel, ob Feſtung oder nicht, erſtürmt worden iſt. — Im franzöſiſchen Bülletin wird ein Dorf unter dem Namen Neuhauſen erwähnt, kein Einwohner wußte aber von einem ſolchen Dorfe, nannten mir aber Erlhauſen, das von Abensberg zwey und eine halbe Stunde entfernt liegt, und ganz zu den Vorfällen paßt, die im Bülletin erwähnt werden. Tauſend Schritte von Abensberg, an der Straße nach Regensburg, liegt das Schierlinghölzel, wo am 19. die Oeſtreicher aus dem Walde hervorbrechen wollten, durch die Bayern aber, welche mit Blitzes Schnelle eine Batterie bey dem Schierlinghölzel anbrachten, noch glücklich zurückgehalten wurden. Sechshundert Schritte vom Städtchen, an der ſogenannten Ochſenſtraße, liegt wieder ein kleines Gehölz. Hier war es, wo Napoleon die bayerſchen ~~und würtembergiſchen~~ Offiziere in einen Kreis um ſich verſammelte und ſie haranguirte. Der Kronprinz von Bayern ſoll verdeutſcht haben, was der Kaiſer franzöſiſch ſprach; da aber dieſer Prinz, wie man mir ſagte, an einem ſchweren Gehör leidet, ſo muß Napoleon außerordentlich vernehmlich geſprochen haben. Ein eigentliches Schlachtfeld kann man bey Abensberg nicht bemerken, denn etwa 2000 Schritte von

von dem Orte, der übrigens gar nicht unfreundlich iſt, und wo man gegen ſein Erwarten gut aufgenommen wird, fängt ſchon ein Kiefernwald an, der ſich, wiewohl hier und da mit Unterbrechungen, mehrere Meilen in die Länge und in die Breite zieht, und bis gegen das ſechs Stunden entfernte Eckmühl ſich erſtreckt. Ich ging durch das Thor, was nach Regensburg führt, und ſtellte mich, das Geſicht nach Morgen gekehrt, und Abensberg im Rücken. Zur Rechten gegen Mittag hatte ich nun Siegburg, 1 Stunde von Abensberg, wo über den Fluß Abe eine Brücke geht. Vor mir erblickte ich nun durch die Oeffnung des Waldes Oberſtätten, eine kleine Stunde von Abensberg, damit war aber mein Geſichtskreis verſchloſſen, und ich mußte die Lage der übrigen Ortſchaften blos nach der Ausſage meines Führers beurtheilen, der aber genaue Lokalkenntniß verrieth, und kurz vorher einem franzöſiſchen Staabsofficier dieſelbe Auskunft hatte geben müſſen. Eine Viertelſtunde von Oberſtätten, etwas links, liegt das Dorf Scheuern und zwey Stunden von Abensberg in gerader Richtung gegen Morgen hatte ich den Obſervationsthurm, der wegen ſeiner Höhe deutlich zu ſehen iſt. Von dieſem, wieder ein wenig links, findet ſich das Dorf Erlhauſen, was in den Bülletins in Neuhauſen umgetauft iſt. In gleicher Entfernung, wie der gedachte Thurm von Abensberg, aber mehr rechts, liegt Rohr, und noch weit mehr rechts, vier Stunden von Abensberg, endlich Rottenburg. Das wäre ungefähr das Allernöthigſte, um die Schlachtdispoſition zu verſtehen, und die franzöſiſchen Bülletins damit zu vereinigen.


Orient.
Rottenburg 4 St.
Erlhausen 2½ Stunde.
Obſervationsthurm 2 St.
Rohr 2 St.
Scheuern ¾ St.
Oberstätten 1 St.
Schanzſtraße.
Wald
600 Schr. bey Abensberg.
Siegburg, dort Brücke über die Abe, 1 St.
Schierlinghölzel.
Straße nach Regensburg.

Bey Oberſtätten fing die rechte öſtreichiſche Flanke an. Davouſt ſtand an dieſem Tage, ſoviel man weiß, weit links von Abensberg nach Regensburg hin. Die öſtreichiſche Armee erſtreckte ſich bis Siegburg, und drüber hinaus. Vandamme zog ſich mit den Würtembergern durch die Waldungen hin, die dort ſehr groß ſind, indem er Abensberg rechter Hand hinter ſich ließ, und ſo gelang es ihm, den öſtreichiſchen linken Flügel zu umgehen. Der Herzog von Danzig mit der Diviſion des Kronprinzen, und der Diviſion des Generals Deroi marſchirte nach dem Dorfe Erlhauſen, griff alſo die Oeſtreicher; die vielleicht von Oberſtätten nach Norden zu ſich mehr ausgedehnt hatten, mehr von vorn an. Der General von Wrede paſſirte bey Siegburg die Brücke über die Abe, und griff eine öſtreichiſche Diviſion an. Der Herzog von Montebello (Marſchall Lannes) muß eben dieſe Brücke mit ſeinen beyden Diviſionen Franzoſen paſſirt ſeyn, und ſich dann ſchleunig rechts gezogen haben, um den äußerſten linken Flügel der Oeſtreicher in die Flanke zu nehmen, worauf er denn nach Rohr und Rottenburg kam. Der Herzog von Rivoli, der nach Freyſing und von da in den Rücken der Oeſtreicher beordert wurde, muß, um dahin zu gelangen, einen ſehr forcirten Marſch gemacht haben, da Freyſing von dem Schlachtfelde gegen ſechs deutſche Meilen entlegen iſt. Auf beyden Flügeln der Verbündeten wäre alſo gleiches Manövre geweſen, ein ſtarkes Korps, das des Herzogs von Danzig, was die Feinde von vorn anfiel, und deren Aufmerkſamkeit beſchäftigte, während Vandamme den rechten feindlichen Flügel umging, und auf der andern Seite das Korps des von Wrede, was ebenfalls die Oeſtreicher auf dem linken Flügel von vorn angriff, und ſo dem Herzog von Montebello Zeit und Gelegenheit verſchaffte, dieſen Flügel auch zu umgehen. Es wird nicht erwähnt, daß der Herzog von Rivoli mit Theil am Gefecht genommen, er hat alſo wohl nur die Folgen der Schlacht glorreicher machen helfen, und die ſchnellere Einnahme von Landshut befördert. Bey Bergen, ein Dorf zwiſchen Oberſtätten und Siegburg, ¾ Stunden von Abensberg, ging es am ſchärfſten her, die Oeſtreicher hatten dort eine gute Stellung, und hielten ſich daher über zwey Stunden. Die armen Einwohner von Bergen wußten bey dem gräßlichen Feuer, was ſie umgab, gar nicht wohin; in den Häuſern konnten ſie nicht bleiben, denn dieſe gingen entweder in den nächſten Momenten in Flammen auf, oder die Kanonenkugeln fuhren hindurch, und begruben ſie unter Trümmern; ſie mußten alſo mit den Oeſtreichern fort, wo doch allenfalls noch eine rima elabendi zu hoffen ſtand, und warfen ſich jedesmal, wenn ſie Kanonen aufblitzen ſahen, platt auf die Erde. Dem Anſehn nach muß ihre Geſellſchaft den

Oeſtreichern ſehr hinderlich geweſen ſeyn. Bey dem Sommerkeller in Oberſtätten, ſo auch bey Scheuern, ging es gleichfalls hart her, es fanden ſich hernach an dieſen Orten ungeheuer viel öſtreichiſche Gewehre, welche der Sieger mit großer Sorgfalt ſammelte, weil er (nämlich die Bayern) damit in ſeinen Zeughäuſern nicht hinlänglich verſorgt iſt. Man ſieht, die Oeſtreicher thaten ſchon ihre Schuldigkeit, wenn es nur von vorn ging, und ſie alſo wußten, woran ſie waren; aber was ſollten ſie anfangen, wenn ihre Feldherren, ſo oft ihnen das auch von Seiten der Franzoſen begegnet war, ſich immer umgehen, in der Flanke und in dem Rücken angreifen ließen? Tapferkeit wurde ja dann unnütz, und ſie mußten entweder ſich für verrathen halten, wozu ſie wegen ihres mißtrauiſchen Weſens ohnehin geneigt ſind, oder ein Zauberwerk vor ſich zu erblicken wähnen. Ich habe alle Achtung für das Wort Strategie, und für die Sorgfalt, mit der man es von Taktik unterſcheidet, allein Friedrich der Große übte dieſe Strategie in der Schlacht bey Leuthen 1757 auch vortrefflich; aber ich weiß nicht, die Dauns, die Laudons waren damals nicht ſo leicht zu umgehen oder in dem Rücken zu faſſen. Napoleon hat bey

Abensberg und Eckmühl bewieſen, daß nicht bloß die Behendigkeit ſeiner Franzoſen dergleichen Manövres gelingen läßt, denn mit den Bayern und Würtembergern hat er ſie eben ſo vollkommen ausgeführt. Napoleon befolgt faſt kein anderes Angriffsſyſtem; muß er aber wie bey Marengo, bey Auſterlitz ꝛc. davon abgehen, weil das Lokal dazu nicht günſtig iſt, oder der Feind nicht ſo gutwillig es anwenden läßt, ſo koſten ihm ſeine Siege auch ſehr viel Blut, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil jetzt alle europäiſche Nationen caeteris paribus, d. h. wenn nicht etwa Unerfahrne alten geübten Truppen gegenüber ſtehen, an Tapferkeit wenig ſich nachgeben.

Die Bayern trieben die Oeſtreicher nach Bachel gegen den Obſervationsthurm und gegen die Straße nach Landshut vor ſich her; endlich kamen die Sieger von beyden Seiten zuſammen, und hatten die Feinde in der Mitte. Dieſe trauten ihren Augen nicht, und waren anfänglich feſt überzeugt, daß die ihnen im Rücken feuernden Truppen ihre eignen Leute wären Siebentauſend mußten ſich hier ergeben, und bey Siegburg wurden auch Tauſende gefangen, ſo daß die in den franzöſiſchen Berichten angegebne Zahl von 18,000 eben nichts Unglaubliches enthält, ob ſie gleich mit den eroberten 8 Fahnen und 12 Kanonen in keinem Verhältniſſe ſteht, wobey aber beſondere Urſachen, die nicht bekannt ſind, zum Grunde liegen können. Nur iſt nicht zu läugnen, daß es für die Franzoſen außerordentlich ſchwer iſt, ihre Gefangene bis nach Frankreich zu bringen, denn einmal ſind ſie ſelbſt gar nicht geeignet, ſtrenge Wächter auf dem Transport abzugeben, weil ihnen das ein läſtiges Geſchäft iſt, und nicht ſelten Mitleid ſie geneigt macht, den Armen ihre Freyheit zu ſchenken; anderntheils, wenn das auch verhütet, und die Gefangenen bloß durch Bundestruppen, die viel ſtrengere Aufſeher ſind, eskortirt werden könnten, ſo geht der Zug durch Deutſchland, und jeder Entſprungne kann, wenn er es nur halbweg verſteht, Weg und Steg, Obdach und Nahrung finden. Daher ich es den Oeſtreichern glauben will, wenn ſie ſagen: wenn wir 2000 Franzoſen gefangen nehmen, ſo haben wir mehr, als wenn die Franzoſen 10,000 von den Unſrigen bekommen haben; denn was ſollen die Franzoſen an den äußerſten Grenzen von Ungarn, wohin wir ſie bringen, machen, als geduldig ausharren? Mit niemandem können ſie ſprechen, das ganze Volk iſt ihnen fremd, zum Theil wohl abgeneigt, und die Straßen nicht ſo gebahnt und geordnet, als in Deutſchland. Nur muß man in Oeſtreich aber auch nicht vergeſſen, daß auch Tauſende von Gefangenen, die den Franzoſen entlaufen, weil es Ausländer ſind, zu ihrer Armee nicht zurückkehren, und alſo nicht minder für das Heer verloren ſind. Gefangene nützen nur dann, wenn ſie bey dem Sieger Dienſte nehmen, oder dieſer ſie daheim mit nützlichen Arbeiten, als Kanalgraben, Straßenbau, Feſtungsbau ꝛc. zu beſchäftigen weiß. Oder ſie nützen indirekte, weil ſie der Feind entbehren muß, und man alſo weniger Streiter zu bekämpfen hat. Außerdem ſind Gefangene eine Laſt, weil man ſie ernähren muß. Behalte alſo Oeſtreich alle Gefangene, die es macht, es zieht doch nur den Gewinn, daß der Sieger ſie entbehren muß; denn Dienſte werden nur wenige nehmen, und man wird aus Mißtrauen ſie nicht einmal engagiren wollen; auch iſt mir nicht bekannt, daß Oeſtreich ſeine Gefangene mit öffentlichen Arbeiten beſchäftige. Doch wir wollen nicht hierüber zu umſtändlich ſeyn.

Der Feind, heißt es im franzöſiſchen Bülletin, durch die Dispoſitionen (welche ſo eben beſchrieben worden), außer Faſſung gebracht, focht nur eine Stunde und zog ſich zurück.

Hiermit ſtreitet die Ausſage der Einwohner, denn die Korps, welche ſich ergeben mußten, mögen wohl einige Stunden zum Theil ſich gewehrt haben. Ein ſolches Manövre kann ſeiner Natur nach nicht viel Blut koſten, daher findet man auch bey Abensberg nicht viel Leichenhügel; vielleicht ſind nicht 200 Mann wirklich todt geblieben. Die Einwohner meynten gar nur etwa 100; da aber das Terrain, wo geſchlagen wurde, etwas weitläuftig war, ſo könnte dieſe Angabe doch allzu gering ſeyn, indem man vielleicht auf der einen Quadratmeile nicht genau wußte, was auf der andern gefallen war.

Bey Abensberg, als noch nichts entſchieden war, rückten zwey öſtreichiſche Kavallerieregimenter aus dem Walde vor. Man begrüßte ſie aus einer bayerſchen Batterie, die jedoch zu entfernt war, um ihnen zu ſchaden. Das verdroß dann die Bayern: wir wollen hin, riefen Chevaux legers, und es ritten von ihnen zwey Eskadrons nebſt einer Eskadron Dragoner auf die Oeſtreicher los, ſprengten durch ſie hin, indem ſie rechts und links Hiebe austheilten, und nun begann eins der komiſcheſten Schauſpiele. Denn dieſe drey Eskadrons ritten nun um den Feind in der

Runde herum, gerade ſo wie auf einer Reitbahn, und hieben auch ſo in der Runde ein; es verſteht ſich, daß das alles ſehr raſch gegangen ſeyn muß, was eben den Feind betäubte. Es dauerte nicht lange, ſo formirten dieſe zwey Regimenter nur noch einen unordentlichen Haufen, warfen die Gewehre weg, und ergaben ſich. Ein einziger Fahnjunker erbeutete bey der Gelegenheit drey Pferde. Reiten, meynten die erzählenden Augenzeugen dieſes Auftritts, reiten können die Oeſtreicher wohl, aber nicht fechten: etwas Wahres mag wohl in dieſem Urtheil ſeyn, denn da ich mehrere Jahre die öſtreichiſche Infanterie exerciren geſehen habe, und gewiß bin, daß ſich niemand darum kümmerte, ob ſie ſchießen lernte, ſo läßt ſich nach der Aehnlichkeit wohl auch vorausſetzen, daß man bey der Kavallerie ſich auch eben nicht darum gekümmert, ob ſie fechten könne. Allein ganz möchte ich das Urtheil nicht unterſchreiben, denn wenigſtens noch vor 9 Jahren war die öſtreichiſche Reiterey von dem franzöſiſchem Fußvolke ſehr reſpektirt, während daſſelbe über die öſtreichiſche Infanterie ſich luſtig machte, und hundert Mann unbedenklich zweyhundert Feinden ſich gewachſen glaubten. Es iſt aber auch gar nicht zu ſagen, wie ſehr die Bayern im Allgemeinen durch die Feldzüge gewonnen haben, welche ſie ſeit 1805 gemeinſchaftlich mit den Franzoſen machen; da iſt ein Wetteifer, ſowohl unter ſich, als hauptſächlich auch mit den Bundesgenoſſen, der für Bayern und vielleicht für ganz Deutſchland die erfreulichſten Reſultate verſpricht. So und nicht anders kann man lächerlichen Anmaßungen begegnen, die ausländiſche Eitelkeit ſich heimlich oder öffentlich erlauben möchte: was kann der Deutſche dafür, daß er eine ſo erbärmliche Verfaſſung hatte? Nur ſtill, dafür kann er wohl, denn er hätte längſt für eine beſſere ſorgen ſollen, iſt auch durch die Türken und den dreyßigjährigen Krieg ſtark genug daran erinnert worden; allein, wenn er hierin ein ſchlechter Politiker war, ſo iſt er doch kein erbärmlicher Wicht, der ehrlos im Kampfe handelt, wenn wackere Männer ihn anführen.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Beym erſten Ausbruch der Unruhen in Tyrol, im Frühjahr 1809, gaben die bayerſchen Beamten entweder ſelbſt ihre Stellen auf, oder wurden derſelben entſetzt; jedoch einer von ihnen wurde durch die allgemeine Stimme aufgefordert, dabey zu bleiben. Gut, ſagte er, ich will es thun, und glaube vor meinem Gewiſſen, und es komme wie es komme, auch vor meinen Vorgeſetzten es verantworten zu können. Ihr habt die neuen Einrichtungen, welche Bayern in Tyrol traf, ſuspendirt, mir kommt es nicht zu, darüber zu entſcheiden, aber ich will euch bloß jetzt nach den alten Gebräuchen und Geſetzen richten; hierauf verſprachen ſie ihm Gehorſam, und hielten Wort. Eines Tages, auch noch im Frühjahre, brachten ſie franzöſiſche Parlamentairs mit von einem Korps, das, weil es durchaus abgeſchnitten und hülflos war, zu kapituliren verlangte. — Dieß Geſchäft, ſagte der Officiant, iſt zwar meines Amts nicht, da ihr aber bloß mich angeht, euch mit den Franzoſen zu verſtändigen, ſo will ich es thun. Vor allem aber fordere ich, daß nicht mehr als einige Tyroler zugleich mit den Parlamentairs zu mir hereintreten. — Doch dieß war für ihren kriegeriſchen Ungeſtüm zu viel gefordert, zum erſtenmale hörten ſie nicht, und es kamen nicht weniger als 20 Tyroler mit geladenem Gewehr. Unwillig wollte er ſich entfernen, doch die Parlamentairs, froh einen ruhigen Mann hier gefunden zu haben, baten ſelbſt ihn recht dringend, zu bleiben. Die Franzoſen verlangten freyen Abzug, auf dieſe Forderung wurden die Tyroler ganz wild, und wollten von keiner Unterhandlung mehr hören.

Nun, ſo geht, ich bin nicht euer Anführer. Ich bin auch nicht gewohnt, dieſen Ort durch wilden Lärm beunruhigt zu ſehen. Mit Ungeſtüm kann man wohl kämpfen, aber nicht unterhandeln. Was wollt ihr jetzt noch von mir?

Dieſe Sprache that Wirkung auf die Tyroler, die Franzoſen aber wichen der Nothwendigkeit, und die Kapitulation ward geſchloſſen. Ehe die Franzoſen aber noch die Waffen geſtreckt hatten, erſchien auf einem Berge ein Korps Tyroler, was von der Kapitulation nichts wußte, und fing auf die Franzoſen zu feuern an. Dieſe glaubten ſich verrathen, fluchten auf die Treuloſigkeit des Feindes, nahmen ihre Gewehre wieder zur Hand, feuerten gleichfalls, und beſchloſſen wenigſtens mit Ehren zu ſterben. Zum Glück eilten jene Tyroler, welche mit unterzeichnet, noch in Zeiten herbey, um größeres Unglück zu verhüten, aber es koſtete nicht wenig Mühe, jenem Korps auf dem Berge begreiflich zu machen, was abgeſchloſſen ſey, wahrſcheinlich weil ſie vom Kriegsgebrauch keine Kenntniß hatten.

Zweyte Anekdote. Kriegsliſt der Tyroler.

Es iſt einem beynahe etwas ganz Neues, bey den Gegnern der Franzoſen von Kriegsliſt zu hören, denn die deutſchen Feldherren haben ſeit 1792 erſtaunend wenig Beweiſe von Kriegsliſt gegeben. Hielten ſie dieſe ihrer unwürdig, ſo handelten ſie ſehr unrecht, den Hannibal, der größte Heerführer ſeiner Zeit, ſetzte darin einen großen Theil ſeiner Kunſt, und noch hat kein Vernünftiger ſich einfallen laſſen, daß Kriegsliſt etwas Unerlaubtes ſey. Eben weil das Kriegsſpiel um nichts Geringeres als um Vermögen, Freyheit, Leben und Ehre geht, hält man es für Recht, daß der menſchliche Geiſt, Verbrechen ausgenommen, alles aufbiete, was ihm den Sieg verſchaffen kann. Doch nun zur Sache. Im Frühjahre 1809 hatte ſich ein Korps Tyroler mitten in einem Sumpfe gelagert, und ſchienen da ganz ſorglos zu ſeyn, als ob ſie von keiner Nähe des Feindes etwas wüßten. Dieſer hörte aber kaum dieſe Nachricht, als auch ſchon ein nicht unbeträchtliches Korps Reiterey auf die Tyroler zueilte. Kaum wurden ſie den Feind anſichtig, ſo ergriffen ſie ſchleunig die Flucht auf eben dem Wege, der ſie hineingeführt, und nur für Fußgänger brauchbar war. Der Feind kannte das Terrain nicht, ſeine Hitze ließ ihm nicht Zeit es zu unterſuchen, und ſo gerieth er, während er die Tyroler verfolgte, mitten in den Sumpf, wo er bald mit den Pferden weder vornoch rückwärts konnte. Darauf hatten die Tyroler gerechnet, und nun wurde es ihnen ſehr leicht, Mann für Mann in der Entfernung durch Schüſſe zu tödten.

Siebenter Brief.

Regensburg.

Eigentlich ſchreibe ich Dir von Eckmühl, wo ich mit keiner kleinen Reſignation drey Nächte zugebracht habe. Dieſer Ort konnte ſchwerlich darauf rechnen, in der Geſchichte einen Namen zu erhalten, denn er begreift nicht mehr als zwölf Feuerſtätte mit einem Schloſſe oder Amthauſe, das ſonſt königlich war, und jetzt an einen Privatmann verkauft iſt. Was dieſen Weiler einigermaßen auszeichnet, iſt der Umſtand, daß die

Chauſſee von Regensburg nach Landshut hindurch läuft, und eben dieſes iſt auch die Veranlaſſung zu ſeiner Berühmtheit.

Ich ſtellte mich gegen Abend, und hatte alſo links vor mir das große Dorf Schierling, drey Viertelſtunden von Eckmühl. Nicht weit davon, etwas mehr rechts, liegt der Kolbingberg, auf den ein Thal folgt; dann der Reiſenberg, und wieder ein Thal; dann der Wagenbautenberg, und abermals ein Thal. Nun kommt das Dorf Leichlingen, ganz im Thale, eine halbe Stunde von Eckmühl, und nun folgt endlich der Teiſenberg, als der höchſte unter ſeinen Brüdern im Abend. Unten an dieſen Bergen ſind Wieſen, und zwiſchen dieſen ſtrömt der große Laberfluß, aber nur deswegen ſo genannt, weil es noch einen kleinern giebt, alſo nicht breit, aber von bedeutender Tiefe. Wende Dich nun mit mir gegen Mittag, was Dir, wenn Du, wie ich, gegen Abend ſtehſt, zur linken Hand iſt, ſo erblickſt Du Lindach, eine halbe Stunde von Schierling und Eckmühl; etwas weiter, d. h. nun auf Morgen zu gerechnet, aber auch in Mittag, findeſt Du Buchhauſen, eine Viertelſtunde von Lindach, wo eine Poſtſtation an der Chauſſee nach Landshut iſt. Eine halbe Stunde von Buchhauſen und Eckmühl kommt

Unterdeckenbach, und grade oben darüber eine Viertelſtunde davon iſt ein Bauergut, das Höſchen genannt, auf dem höchſten Berge in dieſer Gegend. Dieſes Gut iſt ganz in Waldung verſteckt, und nur auf der Seite nach Unterdeckenbach zu ſichtbar. Schon etwas gegen Morgen, alſo Dir ſchon halb im Rücken, zeigt ſich Oberdeckenbach, eine Viertelſtunde von Unterdeckenbach und Eckmühl. Ueber Oberdeckenbach liegt Satzkofen, etwa drey Viertelſtunden von Eckmühl, ein artiges Schloß, das ſich gut präſentirt, und jetzt dem bayerſchen Miniſter **Montgelas** zugehört. Darauf erblickſt Du Rockingen, eine halbe Stunde von Eckmühl, oder vielmehr nur die Gegend, wo es liegt, denn es iſt ſchon durch die Anhöhen verſteckt. In der Mitte der Morgenſeite zeigt ſich ein Thal, und dann der ſogenannte Weinberg, hierauf in größerer Entfernung das Thal Hölle, wo die Straße von Landshut nach Regensburg geht. Eckmühl ſelbſt liegt gegen Mitternacht, dicht davor iſt eine Brücke über den großen Laberfluß, den man dort paſſirt, wenn man auf der Chauſſee von Landshut nach Regensburg geht. Nur der Plan ſelbſt kann dieſes vollkommen deutlich machen.

Vom 18. bis 22. April ſtand bey Eckmühl ein öſtreichiſches Korps von 16,000 Mann, wie dortige Einwohner es ſchätzten. Ihr Lager fing bey Unterdeckenbach an, und erſtreckte ſich bis Lindach und Schierling, in welches letztere Dorf ſie ſich aber aus Furcht vor den Franzoſen nicht hineingetrauten; ſie machten Front gegen den Abend, mit dem Rücken gegen Morgen auf einer ſanften Anhöhe ſtehend, doch reichte ihr linker Flügel ziemlich gegen Mittag hin. Vor der Front hatten ſie die Franzoſen, die aus der Waldung neben Unterlachlingen hervorkamen. Am 18. April war ein unbedeutendes Gefecht mit den Franzoſen, die aus der Waldung her ſich blicken ließen, aber auch bald ſich dahin zurückzogen. Das öſtreichiſche Lager beſtand aus Strohhütten, die ſie von dem aus den Dörfern in der Nachbarſchaft zuſammengebrachten Stroh in der Geſchwindigkeit erbauten; manche bivouakirten auch unter freyem Himmel am Feuer, wovon noch die Rudera jetzt zu ſehen ſind. Die Deutſchen, es iſt wahr, haben dieſe Art ſich zu lagern, den Franzoſen jetzt abgelernt, allein letztere kannten die Erdhütten auch ſchon im ſiebenjährigen Kriege, ob ich gleich nicht weiß, daß ſie im Großen wären angewendet worden. In Abſicht auf das

Lagerſchlagen ſcheint es, daß die Neuern noch hinter den Römern zurück ſind: was für treffliche Erfindungen würden wir über dieſen Punkt den Römern zu verdanken haben, wenn ſie ſchon unſer neues Geſchütz gekannt hätten! Unzählige Fälle ſind aus ihrer Geſchichte bekannt, wo ſie die Lager der Feinde erſtürmten, aber nur höchſt ſelten konnte man in dem ihrigen ihnen ſchaden; ſie wurden oft auch geſchlagen, aber nur auf dem Schlachtfelde, oder wenn ſie nicht Zeit gehabt, ein ordentliches Lager zu wählen.

Bis zum 21. April fiel bey Eckmühl nichts vor, aber an dieſem Tage beſchoſſen die Oeſtreicher das ſchöne Dorf Schierling mit Haubitzen, und brannten fünf Häuſer und eine Scheuer ab; ſie ermahnten die Einwohner insgeſammt zur Flucht, und ſchienen alſo die Abſicht gehabt zu haben, dieſes Dorf ganz niederzubrennen; zum Glück kam es nicht zur Ausführung. Ihr Zweck war vermuthlich, die Franzoſen am Vordringen zu hindern, allein er wurde nicht erreicht, weil die Franzoſen am Abend ſtürmend heranrückten, und ſich in Schierling feſtſetzten. Daß da fleißig geplündert wurde, wer wird das bezweifeln? Wer kann oder darf bey ſolchen Gelegenheiten dem erhitzten Krieger Einhalt thun? Erwarten hätte man freylich ſollen, daß die bayerſchen Soldaten in ihrem eigenen Lande, in ihrem eignen alten Lande (denn dieß iſt nicht neubayeriſch) ſich mäßigen würden; allein ſie thaten es nicht, ja ſie zerſtörten ſelbſt, was ſie nicht brauchen konnten. Von allen wird das nicht geſchehen ſeyn, man kann es alſo wohl auch nicht dem Ganzen imputiren; auch Bosheit, dächte ich, könnte ſich unter ſolchen Umſtänden nicht ins Spiel miſchen; ſondern der rohe Menſch iſt nicht mehr und nicht weniger als ein Kind. Nun weiß aber jeder, welche Freude Kinder am Zerſtören finden.

Ich erkundigte mich genau, aber man wußte durchaus nichts davon, daß die Oeſtreicher bis zum 22. April friſche Truppen im Lager von Eckmühl zur Verſtärkung bekommen hätten, es wären alſo nur die Truppen zu ihnen geſtoßen, die bey Abensberg gefochten, und von da ſich retirirt hatten. Abensberg iſt von Eckmühl ſechs Stunden entfernt, und man hat auf dem Wege viel Waldung zu paſſiren. Zweifeln dürfte man nun vielleicht, ob die Oeſtreicher am 22. bey Eckmühl 110,000 Mann wirklich ſtark geweſen; ungereimt aber möchte es auch ſeyn, wenn man nur 30,000 Mann mit einigen annehmen wollte;

auch hier liegt vielleicht die Wahrheit in der Mitte, jedoch ſo, daß man ſich franzöſiſcher Seits wohl um 10 oder 20,000, aber gewiß nicht um 70 bis 80,000 Mann verrechnet haben kann. Wer ſoviel Kriege geführt hat, wie die Franzoſen, bekommt einen ſehr ſichern Ueberblick, wenn er anders den Feind im Freyen ſehen kann. Und gerade dieſes war hier der Fall, wie Du gleich hören wirſt. Du wirſt nun von einer Stellung der Oeſtreicher leſen, die einzig in ihrer Art iſt, über deren Werth oder Unwerth ich das Urtheil eines Bülow oder ſonſt eines ähnlichen Mannes zu vernehmen wünſchte.

Am 22. April ſtanden die Oeſtreicher von Eckmühl bis Lindach und Schierling, alſo hinten im Morgen ſchon ziemlich viel ausgedehnter, als die vorigen Tage; und nun auch im Abend, nämlich auf allen vier genannten Bergen, dem Teiſenberge, dem Wagenbautenberge, dem Reiſenberge und dem Kolbingberge. So hatten ſie alſo den großen Laberfluß nebſt den anliegenden Wieſen und Hutungen in ihrer Mitte, folglich eine Leere in ihrem Innern von anderthalb Stunden im Umfange. Auf dieſen vier Bergen hatten ſie auch ihre Batterjen, und auf dem Teiſenberge noch einen ſtarken Verhau. Du wirſt fragen: wo war denn da die Kommunikation zwiſchen ihrem Heere? Nirgends als über Eckmühl vermittelſt der Brücke, die dort über den Laberfluß geht. Wurde alſo der Kolbingberg heftig angegriffen, und man hätte von Lindach aus Verſtärkung dahin ſchicken wollen, ſo würde das gegen zwey Stunden Zeit erfordert haben. Eben ſo umgekehrt. Mir däucht, wenn die Oeſtreicher ſchlechterdings dieſe Stellung und keine andre nehmen wollten, ſo mußten ſie es doch nur dann thun, wenn ſie in möglichſt gerader Richtung noch eine Brücke über den Laberfluß angebracht, etwa aus der Gegend von Lindach, oder von Oberdeckenbach her, und eine Brücke dürfte noch nicht einmal vollkommen hinreichend geweſen ſeyn.

Du wirſt ſagen, daß dieſe Stellung auch noch in anderer Hinſicht ſehr gewagt war: konnten nicht die Feinde in den großen leeren Raum eindringen, ſie, die ſchon Meiſter von dem Dorfe Schierling waren, und alſo gleichſam den Schlüſſel zum Laberthale hatten? Konnten ſie nicht dann die Korps, welche auf den vier Bergen im Abend ſtanden, von dem übrigen Heer im Morgen trennen? — Das wäre nun aber wohl ein verzweifeltes Wageſtück geweſen, ſo lange die Oeſtreicher noch von andern Seiten her nicht ſonderlich bedroht waren. Denn mit ihren Kanonen hätten ſie das Thal von beyden Seiten beſtrichen, weil man nur auf der einen oder auf der andern Seite des Laberfluſſes, der dieſes Thal in zwey Hälften trennt, marſchiren konnte, und unter dem feindlichen Feuer ſich keine Brücke ſchlagen ließ, alſo immer fort bis nach Eckmühl dringen mußte. Kam man glücklich dort an, ſo konnte freylich das Ziel erreicht, und das öſtreichiſche Heer in zwey Hälften getheilt, ja ſogar der Rückzug nach Regensburg ihm abgeſchnitten werden. Allein das ließ ſich kaum hoffen, denn wieviel von den verbündeten Truppen würden beym Eintreffen in Eckmühl noch übrig geweſen ſeyn? Und würden dieſe noch einen ſo glänzenden Coup gegen eine Macht haben ausführen können, die Zeit genug gehabt, ſich dort zu konzentriren? Napoleon hatte das beſſer berechnet, er griff auf eine Art an, die jedem Zuſchauer, und wenn er auch nicht die geringſten Kriegskenntniſſe beſitzt, ſobald er nur das Terrain überblickt, und erfährt, wie es benutzt wurde, wahre Bewunderung entlockt, wie ich ſelbſt an Landleuten ſah, deren Augen lebhaft funkelten, als von dieſem Angriff die Rede war.

Ich weiß, man wird heut zu Tage ſogleich verdächtig, wenn man einen allgemein gefeyerten Helden lobt, als wolle man nur die Mode mitmachen, oder ſich Schutz und Schirm oder gar einen Lohn erſchmeicheln, der doch durch eine deutſche Schrift, an Deutſche gerichtet, ſchwer zu erhalten ſeyn möchte; oder was einem ſonſt untergelegt wird. Hierauf antworte ich weiter nichts, als: ſtudiere dieſen Plan, lies vorliegenden Brief mit Aufmerkſamkeit bis zu Ende, und frage dann Dich und jeden Unbefangenen, was Du von des Kaiſers Operation an dieſem Tage zu denken haſt.

Der Erzherzog **Karl** hatte Dienſtag und Mittwoch, den 18. und 19. April, ſein Hauptquartier in Rohr, deſſen oben bey dem Plane von Abensberg erwähnt worden, den 20. im Kloſter Behringen, und den 21. in Eglofsheim, was zwiſchen Regensburg und Eckmühl auf der Chauſſee ungefähr in der Mitte liegt. Hier widerſprechen ſich aber die Nachrichten, denn in Eglofsheim ſagte man mir, daß er den 20. und 21. daſelbſt übernachtet, was vermuthlich ein Irrthum iſt. Die Franzoſen hatten am 22. nur das Terrain vom Kolbingberge bis Schierling nebſt dem Dorfe, alſo eine Linie nur eine Viertelſtunde breit, ſtanden aber bis Behringen und Leiendorf, wovon erſteres eine halbe Stunde, letzteres eine Stunde von Schierling hinterwärts dem Schlachtfelde nach Abend liegt, und erſtreckten ſich bis Langwarts, was gegen ſieben Viertelſtunden von Schierling rückwärts an der Straße von Abensberg nach Eckmühl gelegen iſt. Die Oeſtreicher thaten nichts Entſcheidendes, man kanonirte, man plänkelte, man zog ſich hin und her, und ließ alſo den Franzoſen volle Zeit, die unter Napoleon aus weiter Ferne zu Tod und Verderben gegen ſie anrückten. Unglückliche Krieger, die immer, ihrer Meynung gemäß, ihre Macht da zuſammendrängen, wo der Feind ſie angreifen wird, aber nicht angreift, die zwey Tage hinter einander auf dieſelbe Weiſe ſich überliſten laſſen, und auf die Bewegungen des Gegners, deſſen Schlauheit und Schnelligkeit ſie doch kennen, ſo wenig Acht haben! Und warum ſtimmte man denn gar nicht für raſche Angriffe? Die Franzoſen wollen ja ohnehin nicht durch Defenſive, ſondern durch kühne Offenſive bekämpft ſeyn, wie ja in den Kriegen der Deutſchen mit ihnen ſchon zum Sprüchwort geworden iſt. Hätten die Oeſtreicher am 22. April die Franzoſen bey guter Zeit angegriffen und geworfen, ſo war

Napoleons Plan vielleicht ganz vereitelt, ſo konnte man vielleicht gut machen, was am Tage vorher verdorben war. Klenau, wie man behauptet (oder iſt etwa hier eine Namenverwechslung?), genug, ein ſtarkes Korps Oeſtreicher ſollte bey Kehlheim auf ſchon fertigen Brücken die Donau paſſiren, und den Franzoſen in den Rücken kommen. Warum dieſes Korps nicht eintraf, konnte niemand mir erklären; allein, deſſen Ankunft erwartend, zögerten die Oeſtreicher mit entſcheidenden Schlägen bis Mittag und darüber. Daß ſie von Landshut her keine oder nur geringe Gefahr beſorgten, beweiſt wohl die Stellung ihrer Batterien, von denen die eine bey Linbach, nämlich dieſſeits der Laber ſtand, vier hingegen, wie ſchon erwähnt, jenſeits auf den vier Bergen angebracht waren. Löſe Dir aber, wenn Du kannſt, folgendes Räthſel. Es heißt im franzöſiſchen Armeebericht, wie folget:

Gefecht und Einnahme von Landshut den 21. April.

Da die Bataille von Abensberg die Flanke der öſtreichiſchen Armee und alle Magazine des Feindes blos gegeben hatte, ſo marſchirte der Kaiſer am 21. bey Tages Anbruch auf Landshut. Der Herzog von Iſtrien warf die feindliche Kavallerie in der Ebene vorwärts dieſer Stadt. Der Diviſionsgeneral Mouton ließ die Grenadiers vom 17. Regiment im Sturmſchritt auf die Brücke losgehen. Dieſe Brücke, die von Holz iſt, ſtand im Feuer, war aber für unſere Infanterie kein Hinderniß; ſie ging darüber, und drang in die Stadt ein. Der aus ſeiner Poſition vertriebene Feind wurde ſogleich von dem Herzog von Rivoli angegriffen, der vom rechten Ufer hereinbrach. Landshut fiel in unſere Gewalt, und wir nahmen dort 30 Kanonen, 9000 Gefangene, 600 angeſpannte und mit Munition gefüllte Pulverkarren, 3060 Bagagewagen, 3 prächtige Schiffbrücken, endlich die Hoſpitäler und Magazine, welche die öſtreichiſche Armee einzurichten begann. Kouriers, Adjutanten des Generals en Chef, Erzherzogs Karl, Kranke, die eben anlangten zu Landshut, und ſehr erſtaunt waren, den Feind dort zu finden, hatten daſſelbe Schickſal.

Aus dem allen wird klar, daß man in Landshut nicht daran dachte, daß der Feind eben jetzt hinkommen würde, und daß man alſo in der Eil wenig oder nichts retten konnte. Aber dieſe Einnahme von Landshut ging doch warlich mit hinlänglichem Geräuſch vor ſich, man konnte doch nicht alle und jeden ereilen, daß gar niemand übrig geblieben wär, der es anſagte. Landshut iſt von Eckmühl höchſtens 9 Stunden entfernt, der trägſte Fußgänger mußte doch eher von da nach Eckmühl kommen, als die franzöſiſche Armee, er hatte wenigſtens 18 Stunden Zeit. War denn auch nicht einer, der daran dachte, den Vorfall ſchleunigſt an den Erzherzog Karl zu berichten? War keiner, der es wußte, wo der Erzherzog zu finden war? Hatten ſie alle durchaus die Beſinnung, oder den leiſeſten guten Willen verloren? Gerieth nicht mindeſtens einer durch Zufall, um der Gefangenſchaft zu entgehen, auf die Chauſſeen, und lief darauf fort, bis er auf die Oeſtreicher ſtieß? 600 Pulverkarren waren ſchon angeſpannt, ſchnitt da auch nicht ein Artilleriſt ein Pferd ab, und ſprengte vorwärts? Man denke nach, man frage ſo viel man will, es iſt und bleibt unerklärbar. Aber wie ſchrecklich die Folge hiervon für die Oeſtreicher! Erfuhren ſie auch nur erſt am 22. zu Mittag die Begebenheit mit Landshut, ſo konnte ja ſelbſt der Einfältigſte erwarten, daß N. von daher kommen würde, ſo würde man ſeinen linken Flügel nicht ſo muthwillig Preis gegeben haben.

Ja, Freund, es giebt ein Geſchick, was Staaten erhöht und erniedrigt, laß uns dieſes demüthig erkennen. Menſchliche Thorheit, menſchliche Schwäche, menſchliche Kurzſichtigkeit können viel zum Fallen beytragen, aber warum müſſen auch Dinge, die außer aller Berechnung liegen, zum Verderben gereichen? Als man 1794 in Frankreich nicht wußte, was man mit der Nordarmee machen, und woher man neue Hülfsquellen fürs Ganze nehmen ſollte, gab ein unerhörter Froſt, und die Spinne, als Barometer von einem Naturforſcher betrachtet, Holland in Frankreichs Hände, ſtatt deſſen waren 1792 die deutſchen Heere in der Champagne faſt erſäuft worden. Möge Oeſtreich, wenn es die begangenen Fehler nicht überſieht, oder ſich eitler Weiſe ſie verſchleyert, dann auch einen Theil ſeiner Beruhigung in dem Gedanken finden, daß ſein Unglück in den Büchern des Schickſals geſchrieben ſtand, und alſo nie ganz zu vermeiden war!

Zwiſchen ein und zwey Uhr Nachmittags kam endlich das Ungewitter näher, das ſich Verderben ſchwanger über dem Haupte der Oeſtreicher zuſammenziehen, und plötzlich auf ſie herabſtürzen ſollte. Noch immer ahneten ſie nichts, und ſchmeichelten wohl noch in dem Augenblick ſich mit den ſüßeſten Hoffnungen. So weilen Reiſende ſorglos am Fuße von Gebirgen, während auf den Gipfeln ſchon die furchtbare Lawine ſich ballt, die im Nu ſie zerſchmettern ſoll. Napoleon traf um die bemerkte Zeit mit ſeinen ſiegreichen Schaaren in Buchhauſen, der zweyten Station von Regensburg nach Landshut, eine Viertelſtunde von Lindach, ein. Er ließ ſogleich den Poſthalter rufen, und verlangte von ihm, er möchte ſogleich, außer der ſteinernen Brücke, die ſchon bey Eckmühl über den großen Laberfluß geht, noch eine hölzerne verfertigen laſſen. Der Poſthalter erklärte ſeinen guten Willen, zugleich aber die Unmöglichkeit, weil das öſtreichiſche Heer, wie es bey dem Bivouakiren Brauch iſt, aller Bohlen und Breter in der ganzen Gegend ſich bemächtigt, und ſie großentheils verbrannt, oder noch im Beſitz hatte. Nun dann, lautete ferner Napoleons Wille, ſo zeigen Sie mir eine Fuhrt durch den Fluß, wo Infanterie und Wagen paſſiren können. Der Poſthalter zuckte die Achſeln, denn der Fluß war, beſonders in dieſer Jahrszeit, in der Gegend überall zu tief. Der Kaiſer wurde nicht unwillig, denn er hat von jeher gelernt, ſich in Unmöglichkeiten zu ſchicken, was ſonſt gebornen Erdengöttern nicht leicht iſt, und woran ſelbſt ein Friedrich bey Frankfurt an der Oder ſtrauchelte, und ſein ganzes Reich darüber aufs Spiel ſetzte. — „Gut, ſo unterlaſſen Sie wenigſtens ja nicht, immer Wagen in die Nähe des Kampfplatzes zu ſenden, um die Verwundeten aufzunehmen.“ — Dieß ward eifrigſt zugeſagt, und iſt wahrſcheinlich auch pünktlich erfüllt worden.

Nach dieſen erſten Foderungen des Kaiſers muß er anfänglich einen ganz andern Operationsplan gehabt haben; vermuthlich hätte er die Oeſtreicher bey Deckenbach und Lindach angegriffen, und wenn er ſie dort geſchlagen, und ſie füglich keinen andern Rückzug, als über Eckmühl, wegen der Brücke, gehabt, hätte er den Laberfluß auf einem nähern Wege, vermittelſt der gewünſchten Brücke, paſſirt, und vielleicht das feindliche Heer ganz zerſprengt, und ihm die Retirade nach Regensburg abgeſchnitten. Ungleich entſcheidender konnte dann dieſer Tag werden, dann gab es vielleicht keine Schlacht bey Aspern und Eßlingen, und noch weniger bey Wagram; denn Erzherzog Karl wäre dann nur mit Trümmern in ſein Vaterland zurückgekehrt, und die Sieger möchten ihm ſchwerlich Zeit gelaſſen haben, daraus eine furchtbare Armee zu bilden.

Ein kleiner Vorrath von Bohlen und Bretern, die ſonſt in dem kleinſten Dörfchen nicht fehlen, rettete die Feinde vom gänzlichen Untergange, und verſchaffte ihnen Gelegenheit, mit Ehren zu unterliegen. Der Krieg iſt das beſte Mittel, ſich von dem Werthe der Kleinigkeiten in unſerer Welt zu überzeugen.

Allein Napoleon hatte auch in den nächſten Momenten ſchon wieder einen andern Entwurf gemacht; denn warlich, wie jeder in der Gegend ſelbſt erfahren kann, er zauderte nicht lange. In Buchhauſen brach er ſogleich von der Landſtraße ab, die von Landshut nach Regensburg führt, ging neben Unterdeckenbach hin, und zog ſich auf das Höfchen, von wo er, als dem höchſten Punkte der ganzen Gegend, das ſämmtliche öſtreichiſche Heer nach ſeinen ſtarken und ſchwachen Seiten überſchauen konnte. Und die Oeſtreicher hatten dieſes Höfchen, was gleichſam über ihrem Haupte ſchwebte, nicht beſetzt? Keinesweges, ſonſt wäre ja Napoleon nicht ſo ungehindert paſſirt. Credat Judaeus Apella, ruft nach hundert Jahren vielleicht ein Geſchichtſchreiber aus, aber es iſt nun einmal ſo, die ſtrengſte Wahrheit iſt oft am unwahrſcheinlichſten; hatte doch auch Friedrich einige ſeiner glän-

glänzendſten Siege nur unglaublichen Verblendungen der Gegner zu verdanken!

Die beym Höfchen fortlaufende Waldung, welche ſehr dicht iſt, deckte den Marſch der Franzoſen: weiterhin, da wo der Wald aufhört, deckten ſie die nach Eckmühl zu befindlichen Anhöhen, an und auf deren ſanfter Abdachung die Oeſtreicher dieſſeits ſtanden, während die Franzoſen jenſeits marſchirten. So zogen ſie ſich im Thale fort bis Satzkofen, dem ſchon bemerkten Schloſſe und in das Dorf Rockingen, und kamen endlich auf dem ſogenannten Weinberge an.

Der Kronprinz von Bayern ſtand bey Schierling, d. h. noch im Abend, während Napoleon ſchon mitten auf der Morgenſeite war: erſterer wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte oder nicht; er ſah wohl das heftige Feuern vom Weinberge, konnte aber mit dem Perſpektiv wegen der beträchtlichen Entfernung nicht genau unterſcheiden, ob es von den Freunden oder Feinden herkäme. Erſt die ängſtlichen Bewegungen der Oeſtreicher unterrichteten ihn hierüber, ſie ſahen ſich nun wie in einer Falle gefangen, und durften nicht ſehr an Gegenwehr denken. Eine Schlacht, ſagten die Einwohner, war es gar nicht wohl zu nennen, denn die Oeſtreicher hielten ja nirgends ordentlich Stand: wie ſoll man in ſolchen Fällen ſich auch anders benehmen? Eilten ſie nicht mit dem Rückzuge, ſo ſchnitt man ihnen wahrſcheinlich den ganzen Paß ab, denn nur das Terrain zwiſchen dem Teiſenberge und Eckmühl hatten ſie noch frey. Als die auf dem Teiſenberge ſahen, daß die Ihrigen ſich nicht beſſer wehrten, machten ſie es den Franzoſen und Bayern leicht, dieſen Berg mit Sturm wegzunehmen: der Rückzug der Oeſtreicher geſchah ſehr ſchleunig, und zum Theil ſehr unordentlich; man meynte, wenn die Nacht nicht hereingebrochen, wäre leicht die halbe Armee von ihnen gefangen worden. Die Oeſtreicher verkrochen ſich haufenweiſe in die Ställe, in die Keller, in die leeren Bierfäſſer, und wurden dann größtentheils herausgefiſcht und zu Gefangenen gemacht. Fern ſey es von uns, die Oeſtreicher deswegen zu hart anzuklagen, denn es iſt bekannt, daß ein paniſcher Schrecken bisweilen auch brave Leute um alle Beſinnung bringt, und hier war dieſer Schrecken nicht durch leeren Wahn erzeugt worden; aber unrecht hatten die dortigen Landleute auch nicht, wenn ſie behaupteten, man habe es den Kaiſerlichen angeſehen, daß erſtaunend viel zuſammengelaufenes Geſindel und Ausländer unter ihnen waren; denn dieſes iſt nur zu wahr, und ſchon längſt iſt ihnen gerathen worden, dieſe erbärmlichen Stützen von ſich zu werfen. Im Nu war gleichſam die Erde mit Tauſenden von Gewehren bedeckt, ein einziger unternehmender Bayer nahm acht Oeſtreicher gefangen. Die Retirade ging über Eglofsheim, wo der Erzherzog **Karl** am 21. übernachtet hatte, und **Napoleon** am 22. übernachtete. Nach Geiſelhäringen *), vier Stunden von Eckmühl, zogen ſich höchſtens einige tauſend Mann, und paſſirten bey Straubingen die Donau, die ganze übrige Armee mußte nach Regensburg, und in oder bey dieſer Stadt den Strom paſſiren. Die franzöſiſchen Tagesberichte geben die Zahl der Gefangenen auf 20,000 Mann, und die eroberten Fahnen auf 15, an; wie viel Artillerie ſie erbeuteten, wird nicht beſtimmt namhaft gemacht. Wer aber den Gang dieſes Tages erwägt, wird die Möglichkeit begreifen, daß die Oeſtreicher ſo großen Verluſt hatten. Allein auch hier iſt nach Verhältniß der großen Reſultate nur wenig Blut

---

*) Der Leſer wird verzeihen, wenn ich die Namen der Dorfſchaften ſo ſchreibe, wie ſie deutlich von meinen Führern mir vorgeſagt wurden; will ich mich nach den Charten richten, ſo laufe ich Gefahr eben ſo, wo nicht mehr noch, zu irren.

gefloſſen: wenn man 500 Mann wirklich Gebliebene von beyden Seiten annimmt, ſo möchte das wohl die höchſte Zahl ſeyn. Die Todten, beſonders was franzöſiſcher Seits fiel, wurden immer gleich weggeſchaft, Wagen mit Leinwand bedeckt, nahmen ſie auf, und vermuthlich auch die Gewehre, denn vergebens ſahen ſich die Einwohner aus der Gegend darnach um; ſie waren ſelten zu erblicken. Der Boden um Eckmühl iſt zum Theil noch ſo feſt, daß man ihn nicht pflügen kann, weil die Kavallerie ihn ſo zuſammengeſtampft hat.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Ein Adjutant des Feldmarſchalls **Klenau** nebſt einem Gemeinen waren einige Tage vor der Schlacht in dem Wirthshauſe zu Eckmühl. Die Wirthin ſtürzte herein, und rief ihnen zu: es wären Franzoſen im Orte. Was hier zu thun? An Flucht war hier nicht zu denken, denn der Feind hätte in dem kleinen Dörfchen ſie ſogleich erreicht. Zum Glück hatte man die Pferde der Oeſtreicher abgeſattelt, und da der Wirth ſelbſt Pferde hatte, ſo ließen ſie ſich ungeſattelt leicht mit dieſen verwechſeln. Das Reitzeug wußte man noch eben zu verbergen, der Adjutant verſteckte ſich mit dem Gemeinen auf dem Heuboden. Franzoſen in voller Haſt ſtürzten hinein:

Hier Kaiſerlik, wo verſteckt?

Wirthin. Ich weiß keine, vielleicht draußen beym Dorfe.

Sacre chien de femme, wir dich maßakir, wenn du nik ſakſt.

Mein Gott! ich weiß keine. Ich wollte es Ihnen ja gern ſonſt ſagen.

Sie ſchienen durch die ehrliche Miene der Wirthin überzeugt, denn welche Frau, wäre ſie auch noch ſo beſchränkt an Talenten, verſtünde ſich nicht darauf, im Nothfall Männer zu betrügen, und eilten alſo hinaus, um die Beute nicht zu verfehlen.

Das konnten, ſagte ich, die beyden Oeſtreicher Ihnen danken.

Ey was! ich verlangte keinen Dank, was ich that, geſchah meiner ſelbſt wegen. Noch waren die Oeſtreicher die ſtärkſten, und ganz in unſerer Nähe. Wie würde mirs ergangen ſeyn, wenn ich dieſe beyde den Franzoſen verrathen hätte! Eine Gefahr mußte ich nun einmal beſtehen, ich wählte alſo die, welche mir die geringſte zu ſeyn ſchien, und dem Himmel ſey Dank, ich hatte mich nicht verrechnet.

Zweyte Anekdote.

Ein Stricker in Eckmühl war mit ſeiner Familie in einem kleinen Häuschen, was ihm gehört, und erwartete voll Angſt ſein und des Dörfchens Schickſal; denn er wußte nicht, wohin er ſich bey der von allen Seiten hereinbrechenden Todesgefahr retten ſollte. Plötzlich hörte er einen gewaltigen Schlag vor ſeiner Thür, zitternd wagte er ſich hinaus, und fand eine zehnpfündige Kanonenkugel zu ſeinen Füßen, die gerade in dem Schornſteine herabgeflogen war, und nicht das Geringſte beſchädigt hatte. Er verwahrte ſie ſorgfältig, und ſie wird dereinſt, wenn ruhigere Zeiten kommen, wie wir nach dem ſiebenjährigen Kriege ſie erlebten, noch für den ganzen Flecken etwas Merkwürdiges ſeyn.

Dritte Anekdote.

In Eglofsheim, wie mir an Ort und Stelle ſelbſt erzählt wurde, ſchlief am Tage der Schlacht bey Eckmühl ein öſtreichiſcher General ganz ruhig in ſeinem Bette, und ſelbſt der ſtets näher und näher kommende Kanonendonner weckte ihn nicht auf, bis, ich weiß ſelbſt nicht wer ihn aufſchüttelte, und vor der Gefangennehmung ſchützte. Da konnte man mit Recht mit dem Pſalmiſten ausrufen: ſeinen Freunden giebt er ruhigen Schlaf. In Regensburg verſicherte man mich, dieſer feſte Schläfer ſey Graf Roſenberg geweſen, eben derſelbe, der bey Wagram den einen Flügel kommandirte, und, nach des Erzherzogs Karl öffentlicher Erklärung, ſo ſchlecht ſich dort nahm, und ſeine Dimiſſion dann erhielt. Er war vorher Kämmerer, ſagen die Spötter, und daher, ſeiner Beſtimmung nach, zur Ruhe gemacht: warum hat man ihn ſeinem Elemente entriſſen, und bey Wagram ihn nicht auch das Bette hüten laſſen?

Achter Brief.

Regensburg.

In Eglofsheim brannten am 22. April gegen zwanzig Häuſer ab, ohne daß die Feindſeligkeiten daran Urſach waren. Dieß geſchah Abends, als der ſtürmiſche Krieger die Oeſtreicher ſchon völlig verdrängt hatte, und nun für die Laſten des Tages ſich ſchadlos halten wollte. Mit Kienſpänen wurden alle Winkel in den Häuſern unterſucht, und ſo geſchah es leicht, daß irgendwo Feuer verſtreut wurde. Zwar hätte man unter andern Umſtänden es leicht gelöſcht, aber dießmal legte das Militair, wegen der Unordnung, in der noch alles war, nicht ſo, wie ſonſt, Hand an, die Einwohner aber auch nicht, weil keiner ſich getraute zum Vorſchein zu kommen, um nicht von dem Sieger zur Herbeyſchaffung aller möglichen Bedürfniſſe angehalten zu werden, wobey, wenns damit nicht von Statten ging, Schläge zu befürchten waren. Zudem leidet dieß ſchöne Dorf Mangel an Waſſer, und darum hätte vielleicht auch der beſte Wille nichts geholfen. Maurer und Zimmerleute ſind durch dieſen kurzen Feldzug auf mehrere Jahre hinaus zu vollem Brode gekommen.

Am 23. April, mit Anbruch des Tages rückte man bis Regensburg vor. Napoleon hatte wahrſcheinlich Urſache zu glauben, er werde durch die ſchnelle Einnahme von Regensburg noch einen großen Theil der öſtreichiſchen Armee in ſeine Hände bekommen, obwohl auf der andern Seite die Terrainkenntniß zu widerſprechen ſcheint, die er und ſeine Generale von Regensburg haben mußten, zumal da die Franzoſen ſelbſt noch vor kurzem hier geſtanden hatten.

Hinter Regensburg paſſirt man gleich die berühmte ſteinerne Donaubrücke, von da kommt man, ohne weiteres, nach dem bayerſchen Orte Stadt am Hof, und unmittelbar dahinter fangen die Berge an, wo freylich das Verfolgen nicht recht gut möglich ſcheint. Allein wer ſo oft ſchon geſehen hat, daß die Gegner den Kopf verloren, darf unbedenklich es ihnen abermals zutrauen, und darnach ſeine Einrichtungen treffen. War es nicht allenfalls zu vermuthen, daß die Feinde ſich gleich hinter Regensburg ſetzten, ſich da zu halten hofften, und daß, wenn nun Regensburg ſchneller, als ſie geglaubt, in die Hände der Franzoſen fiel, letztere, wenn ſie geſchwind über die Donau gingen, noch die Oeſtreicher erreichten, und gänzlich zu Grunde richteten? Genug, daher laſſen ſich nur die furchtbaren Maaßregeln erklären, die man gegen Regensburg nahm; die Stadt wurde fürchterlich beſchoſſen, und gerieth in Brand. Wir rücken hierüber den in Regensburg ſelbſt abgefaßten Bericht ein, da er gewiſſermaßen als Aktenſtück gelten kann, und als ſolcher, wenn auch ſchon vielen bekannt, doch hier aufgenommen zu werden verdient.

„Die Stadt Regensburg, ſeit Jahrhunderten
„durch ſo manche glänzende Periode, die ihr
„Loos verſchönerte, auch im Auslande nicht unbemerkt,
„hat in der letzten Hälfte des Monats
„April d. J. ein Schickſal betroffen, das ihre
„friedlichen Bewohner mit tiefem Schmerz erfüllt;
„ein Schickſal, deſſen Beſchreibung einen
„herzzerreißenden Eindruck auf jeden gefühlvollen,
„theilnehmenden Menſchenfreund machen muß.
„Aber wie ſehr muß jede Schilderung ſolcher
„ſchrecklichen Ereigniſſe hinter der Wirklichkeit
„zurückbleiben! — ſelbſt die lebhafteſte Einbildungskraft
„kann nur dürftig dem ſchwachen
„Ausdruck der Worte zu Hülfe kommen.“

„Seit dem 4. April war die Stadt Regensburg
„von kaiſerl. franz. Truppen beſetzt;
„ſchwer drückte die Laſt der Einquartierung auf
„die in der Mehrzahl nicht ſehr wohlhabenden
„Bürger, aber ſie ertrugen dieſes Loos, und die
„damit verbundenen bedeutenden Requiſitionen
„mit Standhaftigkeit. Der Ausbruch des Kriegs
„zwiſchen Frankreich und Oſtreich führte bald
„ſelbſt das Kriegstheater in unſere Nähe, und
„machte Regensburg zur Hauptſcene deſſelben.
„Ein kaiſerl. öſtreichiſches Armeekorps hatte ſchon
„am 13. ſeine Vorpoſten, von der nur 12 Mei-

Univ. Bibl. München

„len entfernten Grenze Böhmens, bis in die
„Nähe der bayerſchen Vorſtadt Stadt am Hof
„avancirt, und von dieſem Tage an bis zum
„19. fielen täglich Gefechte vor, die, obſchon
„an ſich unbedeutend, dennoch in zwey angrenzenden
„Dörfern über 20 Häuſer und Scheunen
„in Aſche legten. Doch ſelbſt der ängſtlichſte Bewohner
„Regensburgs ahnete nicht jene fürchterlichen
„Ereigniſſe, welche dieſe offene Stadt
„betreffen ſollten. Das ganze Armeekorps des
„Herzogs von Auerſtädt hatte eine andre Beſtimmung
„erhalten, und nur 2000 Mann (man
„vergleiche hiermit das Obengeſagte) in unſerer
„Stadt und in Stadt am Hof zurückgelaſſen,
„die durch den tapferſten Widerſtand den in größerer
„Anzahl anrückenden Oeſtreichern den Uebergang
„über die Donau bis zum 20. wehrten.
„Aber ſchon am Morgen dieſes Tages war auch
„die Landſeite der Stadt von einem zahlreichen
„öſtreichiſchen Armeekorps eingeſchloſſen, und der
„würdige franzöſiſche Kommandant 1) Oberſt
„Goutard, ſahe ſich durch die Drohung, daß
„die Stadt beſchoſſen und mit Sturm erobert
„werden ſollte, bewogen, der Uebermacht zu weichen,
„und eine Kapitulation zu unterzeichnen,
„die ihn mit ſeiner Garniſon als kriegsgefangen

„erklärte. Dankbar erkannten Regensburgs Bürger
„dieſe Schonung, die ihre gegründeten Beſorgniſſe,
„ihre Wohnungen zum Theil in Flammen
„und zerſtört zu ſehen, entfernte. Noch
„am Abend deſſelben Tages hielten die kaiſ. öſtreichiſchen
„Truppen ihren Einzug. Am 22. zog
„die Avantgarde der böhmiſchen Armee durch die
„Stadt auf die Straße nach Neuſtadt an der
„Donau. Aber ſchon Abends kamen einzelne
„Abtheilungen wieder zurück, und in der Nacht
„auf den 23. begann der, durch mehrere in unſerer
„Nähe verlorne Gefechte gebotne, Rückzug der
„40,000 M. ſtarken öſtreichiſchen Armee [2]). Schon
„von Morgens 8 Uhr bereitete uns der immer
„näher rückende Donner der Kanonen auf jene
„ſchreckliche Kataſtrophe vor, die uns dieſen unglücklichen
„Tag bezeichnen ſollte. Alle Straßen
„der Stadt waren mit Flüchtenden, mit ordnungslos
„zurückeilenden Kriegern, mit zerſtörendem
„Geſchütz gefüllt, und die Aufſtellung
„des letztern auch auf dem Dreyfaltigkeitsberge
„jenſeits der Donau, ſo wie die Zubereitungen
„in der Stadt zur Vertheidigung derſelben, ließen
„nur mit ängſtlicher Beſorgniß der nahen
„Zukunft entgegen ſehen. Abends 6 Uhr ſchlug
„die gefürchtete Stunde. Die franzöſiſche Ar-

„mee, welche die Südſeite der Stadt umgab, „hatte zwiſchen dem St. Peters- und Oſtenthore „Breſche geſchoſſen, ein nahe dabey ſtehendes „Kloſter in Brand geſetzt, und die Stadt erſtürmt. In allen Straßen wurde gefochten, ſie „lagen bald mit Todten bedeckt; die Brücke über „die Donau wurde mit ſtürmender Hand, unter „beſtändig unterhaltenem Feuer der öſtreichiſchen „Kanonen von den Bergen, genommen, aber dadurch war auch die Vorſtadt Stadt am Hof „in Brand gerathen. Wüthend hatte das Feuer „auf beyden Seiten, bey ſtarkem Winde, um ſich „gegriffen, und jede Hülfsleiſtung wurde den für „ihre eigenen Wohnungen und für ihr Eigenthum „beſorgten Einwohnern zur Unmöglichkeit gemacht. „Mit ſchmerzlichem Gefühl mußten ſie das Geſchrey der Verunglückten, mit dem ſich der „wilde Lärm der Abends 9 Uhr zurückkehrenden „Krieger miſchte, hören, ohne ihren Mitbürgern „jenen thätigen Beyſtand leiſten zu können, durch „den ſich ſonſt die Bewohner dieſer Stadt ſo „ſehr auszeichnen. — Zwar hatte die einbrechende Nacht dem Donner der Kanonen Stillſchweigen geboten, und den gänzlichen Rückzug der „öſtreichiſchen Armee begünſtigt; aber die Leiden „der Bewohner Regensburgs hatten noch nicht

„ihr Ende erreicht. Von zwey Seiten in immer
„weiter greifendes Feuer eingeſchloſſen, wurden
„die geängſtigten Einwohner auch der durch
„quälenden Hunger gereizten Zügelloſigkeit der
„Soldaten, perſönlichen Mißhandlungen und der
„Plünderung, die ganze Nacht hindurch Preis
„gegeben; ſelbſt die wenige, der Flamme entriſſene,
„Habe jener Unglücklichen wurde noch eine
„Beute der Habſucht, und erſt nach zwey Tagen
„war es den franzöſiſchen Offizieren gelungen,
„dieſen wiederholten Exzeſſen gänzlich Einhalt
„zu thun. So wurde der Wohlſtand einer, unter
„einem weiſen und gütigen Fürſten, glücklichen
„Stadt in wenigen Stunden zu Grunde gerichtet.
„Ueber 3000, zum Theil wohlhabende, Bürger
„und Einwohner ſind verarmt; ohne Obdach,
„Nahrung, Gewerbe und Kleidung, irren ſie beſtürzt
„auf den Ruinen ihres ehemaligen Wohlſtandes
„umher, und ſehen nur in dem beſten Fürſten,
„den ihnen die Vorſehung ſchenkte, und
„im Vertrauen auf die Unterſtützung edeldenkender
„Menſchen einen Strahl von Hoffnung
„zur Wiederaufblühung ihres vorigen glücklilichen
„Zuſtandes, die ſie von ihren, zum Theil
„geplünderten, oder durch in wenig Wochen getragene
„Einquartierung von vielleicht 200,000

„Mann erſchöpften Mitbürgern, nicht erwarten
„können. Auch der Staat, der ohne alles Ter-
„ritorium [3]) nur mit möglichſter Anſtrengung
„jenen Aufwand; den die geleiſteten, bedeutenden
„Requiſitionen und jetzt die Verpflegung der
„Spitäler, in denen ſich 2 bis 4000 Kranke und
„Verwundete befinden, zu beſtreiten im Stande
„iſt, kann ſelbſt mit Aufbietung der äußerſten
„Kräfte nichts zur Minderung der Noth jener
„Verunglückten thun. Ein Sechstheil der Stadt,
„bey 150 Häuſer, liegen in Aſche, und manche
„vortreffliche Anſtalt ging damit zu Grunde.
„Das abgebrannte Katharinenſpital war für die
„Ernährung 120 alter, gebrechlicher, bedürfti-
„ger Bürger von beyden Religionstheilen geſtif-
„tet; das Schulinſtitut zu St. Paul, ſo wie
„auch das Mädchen-Schulinſtitut des Frauen-
„kloſters zu St. Klara, in welchem letztern über
„200 Mädchen unentgeldlich Unterricht erhielten,
„wurden mit allen Zugehörungen und Vorräthen
„ein Raub der Flammen. Das ohnedieß nicht
„ſehr begüterte evangeliſche Allmoſenweſen ſieht
„ſeine Einkünfte durch den Verluſt zweyer abge-
„brannter Bauerhöfe, vier Bäckereyen und zweyer
„Brauſtätten bedeutend vermindert; — und alle
„dieſe Unglücksfälle trafen eine Stadt, die nie

„unter die wohlhabenden Städte Deutſchlands
„gezählt werden konnte, der durch die vor drey
„Jahren erfolgte Aufhebung des Reichstages
„und Entfernung der Geſandſchaften eine jährliche
„Konſumtion von vielleicht 1,000,000 Gulden
„fremden Geldes, die vorzüglichſte Quelle
„ihres Wohlſtandes, entzogen wurde; eine Stadt,
„deren Handelsverhältniſſe durch äußern Druck
„leiden *), und deren öffentlicher Kredit nur
„durch die beyſpielloſe Großmuth ihres gütigſten
„Fürſten erhalten wird.“

„Höchſt traurig iſt nun der Anblick, den
„die gute Stadt gewährt; er entlockte ſelbſt dem
„rauhen, mit den Scenen menſchlichen Elends
„vertrauten Krieger eine Thräne des Mitleids,
„und das Bekenntniß, daß Regensburgs Loos
„unglücklicher fiel, als jenes der Städte Lübeck
„und Jena.“

„Möchte doch dieſe nur unvollkommene Darſtellung
„der unglücklichen Ereigniſſe jenes 23.
„Aprils, der mit unverlöſchbaren Zügen in den
„Annalen Regensburgs aufgezeichnet bleiben
„wird, ihren Zweck nicht ganz verfehlen; möchte
„ſie theilnehmende Menſchenfreunde finden, die
„das beſeligende Vergnügen, jene unverſchuldet
„Unglücklichen zu unterſtützen, zu ſchätzen, zu
„genie-

„genießen wiſſen. — Dankbar wird das hieſige Handlungshaus, Georg Friedrich Dittmers Söhne, ihre großmüthigen Beyträge in Empfang nehmen, und das Fürſtlich-Primatiſche Gouvernement darüber öffentliche Rechnung ablegen.“

Regensburg, den 10. May 1809.

Anmerkungen hierzu.

1. **Und der würdige franzöſiſche Oberſt, Kommandant Goutard, ſah ſich bewogen** — das Raiſonnement iſt einfach: eine offene Stadt, wenn man ſie vertheidigt, wird ruinirt, und die Beſatzung muß doch ſich ergeben, oder über die Klinge ſpringen. Die Oeſtreicher wußten, daß nur die eiſerne Nothwendigkeit Herrn Goutard vermochte, ſich zu ergeben, er und ſie kannten die Schwäche der Stadt, warum faßten ſie alſo den unſeligen Entſchluß, ſich darin zu halten? Ja, ſagen ihre Vertheidiger, der Fall war hier anders, es galt die Rettung des ganzen Heers, auf dem gleichſam die einzige Hoffnung eines großen Staats beruhte; ein Heer und ein Staat, da kann freylich eine einzelne Stadt nicht in Anſchlag kommen. Gut denn, ſie glaubten alſo, wie wir annehmen wollen, daß der Erzherzog Karl ſeinen Rückzug nach Böhmen nicht anders vollkommen bewerkſtelligen könne, als wenn Regensburg noch einſtweilen zwiſchen ihm und dem Sieger wäre. Dann müßten wir

bloß ihre Verblendung beklagen, denn ſo lange die Donaubrücke mit Kartätſchenhagel alles vernichtete, was von Regensburg herüber wollte, ſo lange die Anhöhen hinter Stadt am Hof Tod und Verderben auf die kühnen Verfolger herabdonnerten, konnte auch das öſtreichſche Heer ſeinen Marſch nach Böhmen ungehindert fortſetzen. Verband man damit, was ja ohnehin geſchah, die Anſteckung von Stadt am Hof, welches als ein kleineres Unglück zu ertragen war, und durch Kriegsraiſon geboten, ja durch das allzu feindſelige Benehmen der dortigen Einwohner gegen Oeſtreich völlig gerechtfertigt wurde: ſo durfte man eine ſo alte, anſehnliche und ehrwürdige Stadt, wie Regensburg, nicht allen Schreckniſſen Preis geben.

Und wer in die Geſchichte zurückblickt, beſeufzt hier nicht bloß die Verblendung öſtreichiſcher Machthaber, ſondern ſchreibt dieſe Kataſtrophe auch mit zum Theil auf ihre Hartherzigkeit, und auf eine häßliche Laune. Das ſchöne Mannheim im Jahr 1795; der Brückenkopf am jenſeitigen Rheinufer war durch Zerſtörung der Kommunikationsbrücke beym Eisgange, in die Hände der Franzoſen gefallen, und von da konnte man Mannheim in einen Aſchenhaufen verwandeln. Die Oeſtreicher wußten, ſie könnten Mannheim nicht mehr behaupten, es wuchs ihnen auch gar kein Vortheil zu, ob ſie einen Tag früher oder ſpäter ſich herauszogen. Thaten ſie es aber wohl? Keinesweges, die Franzoſen mußten erſt die Stadt beſchießen, das Unglück der Einwohner ſchien die Oeſtreicher für den Rückzug erſt tröſten zu müſſen.

Ein zweytes Faktum. Im Jahr 1796 rückten die Franzoſen mit einem Heere vor Frankfurt am Mayn, das eben ſo offen als Regensburg iſt; nur etwa 1500 Oeſtreicher vertheidigten es. Man forderte die Stadt auf, ſie hörten nicht; man forderte ſie nochmals auf, und fügte die Drohung hinzu, wenn ſie ſich nicht ergäbe, in einer halben Stunde das Bombardement anzufangen; ſie hörten wieder nicht. Nun brach das Unglück herein, in Kurzem lag eine ganze Straße, die Judengaſſe, in Aſche; jetzt hörten ſie, und zogen ſich heraus, was ihnen eine Stunde früher eben ſo frey geſtanden, und eben ſo wenig Nachtheil gebracht hätte. Und daß ſie hörten, darum mußte die ganze Stadt ſie noch flehentlich bitten, und einſtweilen durch den Senior, Doktor Hufnagel, den franzöſiſchen General en Chef beſchwören laſſen, nicht um ſolchen Unſinns willen eine ſo blühende, ſchöne und reiche Stadt zu Grunde zu richten. *

Drittes Faktum. Im Jahr 1795 (im Herbſt) behaupteten die Oeſtreicher Düſſeldorf am Rhein, und die Franzoſen ſtanden jenſeits in der Ebene. Erſtere konnten dem Feinde drüben nichts anhaben, als etwa durch Kanonenſchüſſe hier und da einen Mann tödten; letztere hatten das ganze reizende Düſſeldorf und das fürſtliche Schloß zunächſt vor ſich, um für jeden Schuß tauſendfach ſich zu rächen. Man bat die Oeſtreicher um Gotteswillen, nur nicht hinüber zu ſchießen, ſie ſtrichen ſich den Bart und lachten: habens ja halt drüben keine Kanonen! Als man ihnen aber zeigte, wie leicht ſie Kanonen würden herbeyſchaffen können, machten ſie ungefähr dieſelbe Gebehrde: laſſens halt drauf ankommen, wirds Städtel auch in Grund geſchoſſen, unſer Kaiſer kann zehn ſolche Städtel wieder aufbauen! Sie ſchoſſen alſo eines Morgens auf ein Wachthäuschen, worin ſich gerade ein Offizier und Verwandter des kommandirenden feindlichen Generals befand, und tödteten dieſen; dafür brannte noch an dem Abend Düſſeldorf an allen Ecken, indem es die Franzoſen durch Haubitzen anzündeten.

Solche Fakta können doch wohl mißtrauiſch machen?

Viertes Faktum. Im ſiebenjährigen Kriege ſtand in der durch ihren Handel ſchon längſt ſehr blühenden Stadt Zittau in der Oberlauſitz ein preußiſcher Rittmeiſter mit 150 Mann Huſaren. Die Oeſtreicher, damals aufs Engſte mit Sachſen verbündet, forderten den Rittmeiſter auf, er hörte auch nicht. Fern ſey es von uns, dieſen Muthwillen des Preußen auch nur zu entſchuldigen, aber dann wird man die Freunde noch weniger entſchuldigen dürfen. Dieſe fingen ein hölliſches Feuer an, und brannten einen großen Theil der Stadt ab, um jene 150 Huſaren, ich weiß nicht ob zu verbrennen, oder gefangen zu nehmen. Beydes gelang nicht; als es dem Herrn

Rittmeiſter zu warm werden mochte, zog er ſich auf einer unbeſetzten Seite heraus, und verlor keinen Mann. — Doch da letzteres eine alte Sünde iſt, ſo wollen wir ſie nur als eine Zugabe betrachten, und keine neue Folgerung daraus herleiten.

2. Hier wird die öſtreichiſche Armee, welche ſich zurückzog, nur auf 40,000 Mann angegeben, da ihr Verluſt bey Eckmühl nur höchſtens 20,000 anzuſchlagen wäre, wenn nicht, was freylich auch geſchehen ſeyn mag, vielleicht noch 10,000 ſich verlaufen haben; da ferner nur einige Tauſend nach Geiſelhäringen zögen, und bey Straubingen die Donau paſſirten, um wieder zur Hauptarmee zu ſtoßen: ſo wird hierdurch unſer Zweifel, ob Karl auch wirklich 110,000 Mann bey Eckmühl beyſammen gehabt habe, gerechtfertigt. Wir möchten nicht gern mit Zahlen ſo freygebig als Juſtin ſeyn, da die Weltgeſchichte ohnehin ſchon ihrer Natur nach Unrichtigkeiten genug enthält und enthalten muß.

3. Der Staat, der ohne alles Territorium — Regensburg hat nämlich gar kein Terrain oder Gebiet; ſo wie man nur aus den Häuſern heraus iſt, ſteht man ſchon auf bayerſchem Gebiet. Zwar gehören noch mancherley Beſitzungen dazu, aber nur als Güter, nicht unmittelbar, ſondern unter bayerſcher Landeshoheit.

4. Deren Handelsverhältniſſe durch äußern Druck leiden — Regensburg iſt näm-

lich von allen Seiten durch das bayerſche Gebiet umgeben; es ſteht alſo ganz in Bayerns Willkühr, was es der guten Stadt an Wohlſtand noch laſſen will. Sonſt machten die hieſigen Kaufleute gute Geſchäfte in Weinen, Spezereywaaren ꝛc. mit ihren Nachbarn, aber dieſe ſinken je mehr und mehr: denn ſonſt bezahlten die Regensburger die Rechte, und ihre benachbarten Kunden weiter nichts, oder höchſtens eine Kleinigkeit; jetzt muß von Letztern noch eine anſehnliche Abgabe entrichtet werden, und die Regensburger können mit den bayerſchen Kaufleuten nicht mehr konkurriren. Iſt's doch, als ob man die Stadt Danzig und das Haus Preußen aus der vergangnen Zeit vor ſich hätte, wo auch letzteres den Spruch befolgte: nöthige ſie herein zu kommen.

Wenden wir uns wieder zu den Schreckensſcenen, die am 23. ꝛc. in Regensburg Statt hatten; denn man muß heut zu Tage alles anſehen lernen. Wohl dem, der Gräuel, Angſt und Schrecken genug in ſeinem eignen Leben und an ſich ſelbſt erfahren hat! Er wird in dieſer ſublunariſchen Welt nichts außer der Ordnung finden. — Das Jeſuiterkollegium verbrannte, und mit ihm mehrere Hunderte von kranken Soldaten, die zu ſchwach waren, ſich ſelbſt zu retten, oder ſich aus dem großen Gebäude in der Angſt und in den Rauchwolken nicht herausfinden konnten: einer meiner Freunde ſah noch am andern Tage die abgebrannten Arme, welche dieſe Unglücklichen durch das eiſerne Gitter geſteckt hatten, um ſich zu befreyen, oder andere Menſchen zur Rettung anzutreiben. Mahle Dir die Scene aus, ſie iſt wirklich höchſt gräßlich, nicht das Spiel einer übertriebnen Phantaſie, und danke dann Deinem Schöpfer, das Du während Deines ganzen Lebens bis ins Greiſenalter ſowas nicht mit angeſehen haſt. Gegen einen ſolchen Tod ſcheint mir doch warlich der Richtplatz beneidenswerth; dort ſtirbt man durch einen einzigen Schlag oder Schuß, hier wird man auf dem Roſte gebraten.

Als ich zwiſchen Linz und Krems bey dem ſchönen Benediktinerkloſter Melk auf der Donau vorüber fuhr, erzählte mir ein franzöſiſcher Offizier, daß auf einem Thurme, der mit zu dem Kloſter gehörte, 1805 fünfhundert Ruſſen verbrannten, die dort eingeſperrt waren, und ſich alſo auch vor dem ausgebrochnen Feuer nicht retten konnten. Das iſt ein Pendant zu dem obigen. Melk blickt ſo freundlich den Reiſenden an, wer fiele auf den Gedanken, daß hier vor wenigen Jahren 500 Menſchen in gräßlichſter Verzweiflung ihr Leben enden mußten? Freylich iſt am Ende alles vorübergehend, aber wie? Und was haben tauſend Andere voraus, die bis an ihren Tod kaum die allergewöhnlichſten Leiden der Natur fühlen? Das, Freund, wollen wir nicht fragen, ſondern dankend unſere Hände zum Himmel erheben, und gern unſere Unzufriedenheit ſchweigen heißen, weil ſo manche unſerer Wünſche nicht erfüllt werden.

Die Oeſtreicher hatten höchſtens 2000 Mann in Regensburg, wie mehrere mich verſicherten; unter dieſen war keine Ordnung, viele hatten ſich beſoffen, andere ſteckten während des Angriffs in den Wirthshäuſern, vermuthlich weil der Hunger ſie zwang; denn man hat mir erzählt, daß manche Soldaten am 22. und 23. um Gotteswillen nur um einige Löffel Suppe zu den Einwohnern flehten. Starke Stellen der Mauer waren gut beſetzt, ſchwache nur wenig oder gar nicht: die Mauern ſind alt, und es war nicht ſchwer, Breſche zu ſchießen; ohne große Mühe ſtiegen die Franzoſen auf einigen Leitern in den Graben, und über die Breſche; ſie wurden von den Oeſtreichern nicht bemerkt, und kamen auf die Art ohne Widerſtand faſt bis zur Hauptwache. Hin und her haben wir in Regensburg gefragt, und, wie es ſcheint, weiß noch heutiges

Tages kein Menſch, wer in dieſem kritiſchen Momente Kommandant in der Stadt war; einige wollen, Karl ſelbſt, andre, der Fürſt Lichtenſtein, aber niemand hat ſie geſehen. Zum Theil beſtand die öſtreichiſche Beſatzung nur aus Rekruten, und man poſtirte ſich ungefähr wie es einem gut däuchte; an eine zuſammenſtimmende Vertheidigung war nicht zu denken; viele mochten wohl fühlen, daß ſie bloß zu Schlachtopfern beſtimmt wären, und nur in dumpfer Betäubung fechten. Kein Regensburger fürchtete ſich vor Plünderung, aber deſtomehr vor dem Brande; allein Stürmen und Plündern ſind bey dem Krieger unter allen Nationen zuſammenhängende Begriffe; er philoſophirt nicht lange, ob das Stürmen einer Feſtung oder einer offenen Stadt galt, ob dabey viel oder wenig Widerſtand ſich fand, viel oder wenig dabey zu wagen war. Aber ſonderbar, auch hier waren Deutſche weit ſchlimmer gegen Deutſche, als die Ausländer, die Bayern ungleich härter als die Franzoſen. Unglück macht leicht ungerecht; ich laſſe alſo die Ausſagen derer, welche behaupten, es ſey der verbündeten Armee, um ſie anzufeuern, von hohen Behörden beſtimmt Plünderung zugeſagt worden, in ihrem Werthe. Will man dadurch den gemeinen Krieger auf Koſten ſeines Chefs entſchuldigen, ſo geſchieht es vielleicht, weil man einzelne Männer auf erhabene Poſten auf die Weiſe beſſer haſſen kann, als die Menge, wo einer ſich neben dem andern verliert. Der franzöſiſche Soldat brauchte nun eben ſogar mächtigen Antrieb nicht, um eine Stadt, wie dieſe, zu nehmen; zudem iſt er auch ſo klug, einzuſehen, daß da, wo es zum Sturm kommt, man ihm das Plündern nicht wehren kann, und bedarf auch in dieſer Hinſicht eben kein Verſprechen.

Viele Familien verloren alles, was in ihren Häuſern war; von denen, die ſich auf der Gaſſe ſehen ließen, wurden ſehr viele bis aufs Hemde ausgezogen, andere kamen glücklich durch. Ein Mann glaubte am beſten zu thun, wenn er ſein ganzes Vermögen an Geld und Koſtbarkeiten zu ſich ſteckte, und büßte gerade dadurch alles, d. h. gegen 10,000 rheiniſche Gulden ein. Ein Weinhändler wurde beſonders hart mitgenommen, weil ſein ganzer beträchtlicher Vorrath theils verzehrt, theils verſchüttet wurde. Wenn's die Leute noch genoſſen hätten, ruft man aus, aber daß ſie ſo gewiſſenlos waren, und den Wein in den Keller laufen ließen! — Ja, lieber Himmel, das war eben die Folge des Genießens: wiſſen betrunkne

Menſchen denn, was ſie thun? Und geht nicht da, wo jeder den Zapfen in der Hand hat, der Zapfen am Ende verloren? — Ein Mann, der eine Wachsfabrike hat, ſchätzt ſeinen Schaden durch Brand und Plünderung auf 30,000 Fl., und welch ein langes Regiſter würde hierüber nicht zu machen ſeyn, obgleich vorauszuſetzen iſt, daß auch viele den erlittenen Verluſt aus Politik oder aus Eitelkeit, oder um das Mitleid und die Nachſicht zu erhöhen, weit über die Gebühr anſchlagen werden.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Als es zum Plündern kam, ſteckten verſchiedene Regensburger die franzöſiſche Kokarde auf, oder bekleideten ſich mit einer Uniform, die ſie gebliebenen Bayern oder Franzoſen abnahmen, um auch mit zu plündern. Um es deſto ſicherer thun zu können, waren ſie für die Sieger, die das Lokale nicht kannten, Führer und Angeber, um die Wohnungen der Reichen und Wohlhabenden zu finden. Das iſt dem Pöbel aller Städte eigen, der ſtets den geheimen Wunſch nährt, das Vermögen ſeiner Mitbürger zu beſitzen; man hat gegen dieſe Elenden ſchon längſt Unterſuchungen angefangen.

Zweyte Anekdote.

In einem gewiſſen Hauſe lagen an 30 große Ballen Tabak, welche ein Regensburger Kaufmann dort niedergelegt hatte. Beym Plündern wurden verſchiedene Ballen aufgemacht, vielleicht um etwa verborgnen Sachen nachzuſpüren, und viel Tabak wurde verdorben, das Ganze aber blieb, weil die Soldaten es nicht brauchen konnten. Der Kaufmann ließ in der Folge die Ballen wieder in Ordnung bringen: wie ſtaunte er aber, ſie voller Patronen zu finden! Nur an Kugeln, aus dieſen Patronen, ſammelte man einen ganzen Hut voll. Auch anderwärts in dieſem Hauſe fanden ſich häufig Patronen verſteckt, ſo daß es ſchien, als ob die Sieger das Haus hätten anzünden oder gar ſprengen wollen. Letzteres möchte nun wohl durch dieſe Patronen, weil ſie nicht beyſammen waren, noch nicht möglich geweſen ſeyn, allein von erſterem war auch kein hinreichender Grund zu erdenken; es müßte denn gegen irgend einen Bewohner des Hauſes geheime Rache vorgewaltet haben. Man ſchätzte ſich glücklich, daß wenigſtens dieſes grauſame Spiel keine Folgen hatte.

Neunter Brief.

Regensburg.

Mitten unter dieſen Scenen des Jammers und des Schreckens, mitten unter den Gräueln der Verwüſtung findet ſich eine Erſcheinung, die von dem gewöhnlichen Gange, den ungebundene Leidenſchaften, zumal bey rohen Kriegern, nehmen, durchaus abweicht, und die für den Pſychologen äußerſt merkwürdig iſt. Man erinnere ſich an die Auftritte in Lübeck, an ſo manche andere, an den gewaltigen Trieb der Sieger zum weiblichen Geſchlecht, und man wird ſtaunen, daß in Regensburg auch nicht ein einziges Beyſpiel erzählt werden konnte, daß Gewaltthätigkeit gegen die dortigen Schönen verübt worden wäre. Wer hätte unter dieſen Umſtänden die Krieger abhalten können? Und wie ging es alſo zu, daß ſie ihrem Inſtinkte ſämmtlich Schweigen geboten? Ich kam auf die Vermuthung, daß vielleicht ein ſtrenger Befehl vorläufig an ſie hierüber ergangen, allein dergleichen ſtrenge Befehle der franzöſiſchen Befehlshaber ſind immer da; wie kam es, daß gerade hier alle und jeder ſich ſo gewiſſenhaft daran kehrten? Zu beſondern Polizeyvorkehrungen hatte man, als es auf Regensburg los ging, keine Zeit, und es iſt auch kein Grund abzuſehen, warum man in dieſer Stadt die Sittſamkeit des zweyten Geſchlechts gerade in ganz außerordentlichen Schutz hätte nehmen wollen. Wie alſo dieſe eigene Enthaltſamkeit erklären? Hatte der anhaltende Kampf die Begierden eingeſchläfert? Dann müßte das bey andern Gelegenheiten, wo man eben ſo anhaltend, und mit noch weit mehrerem Blutvergießen kämpfte, auch der Fall geweſen ſeyn. Hatten ſich alle Mädchen und Weiber, die auf Sittſamkeit Anſpruch machten, zu gut hier verborgen? Das iſt wohl anderwärts eben ſo ſorgfältig geſchehen, und hier trieb ja ſo manches Frauenzimmer das Feuer aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Ein Umſtand erklärt uns die Sache einigermaßen: das Gefecht dauerte bis 9 Uhr Abends, eher konnte der Sieger an nichts denken, und in der Dunkelheit war es leichter, ihm zu entkommen; aber dieſe Erklärung reicht bey weitem nicht für das Ganze hin. Es bleibt uns alſo faſt nichts anders anzunehmen übrig, als daß dieſesmal der Hang, ſich zu bereichern, ſtärker als alles geweſen ſey; aber was hatte denn die Gemüther ſo plötzlich verändert?

Was den Erwerbtrieb ſo mächtig emporgehoben? Du ſiehſt, ich begreife es nicht, daher die gehäuften Fragen; gleichwohl wünſchte ich es zu begreifen, muß aber mich gedulden, bis ich den Schlüſſel zu dieſem Räthſel irgend woher erhalte.

Dem guten Regensburg blüht übrigens noch eine ſchöne Hoffnung in der Großmuth Napoleons. Er hat erklärt, daß die Stadt zwey Millionen Franks zum Wiederaufbau der zerſtörten Häuſer erhalten ſolle, und zwar von dem Ertrage der öſtreichiſchen Kontribution, ſo daß alſo der Fond ſchon vorhanden [illegible] Ohne dieſe Hülfe ließe ſich an den Aufbau faſt gar nicht denken, denn die meiſten Verunglückten hatten ohnehin ſchon viel Schulden auf ihren Häuſern: wer würde ihnen jetzt noch neue anſehnliche Kapitale vorſchießen? Und ſelbſt wenn dieß geſchähe, würden ſie gar keinen Vortheil von ihren durchaus verſchuldeten neuen Wohnungen haben, zumal da wegen Entfernung der ehemaligen Reichstagsgeſandten die Miethen ſo erſtaunend geſunken ſind. Der Fürſt Primas ſendete den Grafen Thurn, Präſidenten und Statthalter von Regensburg, an Napoleon, der ihn ſehr gnädig aufnahm, ihn mit einer prächtigen goldnen Doſe beſchenkte, und ſeine Verheißung wegen der zwey Millionen wiederholte. Andere, die es genauer wiſſen wollen, ſagen: Napoleon habe ſich in den Worten ausgedrückt: er werde Regensburg ein Geſchenk machen, was zwey Millionen Franks aufwöge. Es wurde alſo bey dem Miniſter des Fürſt Primas angefragt, worin es beſtünde, allein der wollte es entweder nicht ſagen, oder es war ihm ſelbſt unbekannt; man iſt alſo noch in voller Erwartung. Ich wüßte ein ſolches Geſchenk für Regensburg, ſagte ich zu verſchiedenen Einwohnern: Napoleon dürfte nur es zum Verſammlungsort des Rheinbundes machen. Ey! riefen ſie, dann wollten wir unſer Unglück vergeſſen und gern auf alle Geldunterſtützung Verzicht thun. In der That wird eine ſolche Bundesſtadt doch jetzt immer nothwendiger, je mehr die Konföderation an Ausdehnung gewinnt, und je dringender das Bedürfniß einzelner Staaten wird, ihr gemeinſchaftliches Beſte zu berathen. Zugegeben, daß der Rheinbund jetzt hauptſächlich ein Staatenverein war, um unter franzöſiſchem Schutze unangetaſtet zu bleiben, wofür man natürlich die Verpflichtung auf ſich nahm, dem Protektor Hülfstruppen zu ſtellen; ſo entſtehen doch unter den Verbündeten nach und nach mancherley Beziehungen und Verhältniſſe,

niſſe, die aus der Union ſelbſt hervorgegangen ſind, z. B. Handelsverträge, Kartels, Diskuſſionen ꝛc. wie ſchon jetzt zwiſchen Sachſen und Weſtphalen ein ſehr freundſchaftliches Band ſich geknüpft hat. Die mächtigern Bundesfürſten halten jetzt Geſandte an den Höfen der Union, das kann aber nicht bey den kleinern und ärmern Fürſten Statt finden, und doch haben, je älter die Konföderation wird, alle mit allen ſo mancherley abzureden und ausmachen. Es werden auch für Deutſchland endlich ruhigere Zeiten kommen, es wird wieder Wohlſtand und Handel empor blühen, es werden auch die kleinern Staaten für die größern höheres Intereſſe bekommen. Was die alten Reichsgerichte nothwendig machte, wird ſie auch hier nothwendig machen; was den alten Reichstag herbeyführte, wird ihn auch hier herbeyführen. Zwar ſind die Fürſten jetzt für ſouverain erklärt, ihre Unterthanen können alſo, wenn nicht mit Worten geſpielt werden ſoll, ſie nicht mehr verklagen, wie ſonſt in Speyer geſchah; aber wer ſoll ſie unter einander ſelbſt ausgleichen? Doch nicht die Waffen? Das könnte Frankreich nicht zugeben. Ihm ſelbſt möchte es aber in der Folge läſtig werden, ſtets die Klagen und Beſchwerden zu hören und zu vermitteln, und wenn es das auch wollte, ſo wäre doch ein eigner Gerichtshof dazu nöthig. Kurz, wir glauben an das Entſtehen einer neuen Bundesſtadt, und dann wäre Regensburg, in der Mitte von Deutſchland, immer dazu wieder vorzüglich geeignet.

Wenn die abgebrannten Häuſer alle wieder hergeſtellt ſind, ſoll dieſer Theil von Regensburg Napoleons Quartier heißen. Vielleicht baut man dann auch in dieſer Gegend einen kaiſerlichen Pallaſt, wie Napoleon ſchon dergleichen mehrere in den verſchiedenen Punkten Frankreichs hat, und dann erſcheinen künftig die Kaiſer des Abendlandes auch in Regensburg, um von da Segen über ihre Völker zu verbreiten. Thränen des Danks und der Freude fließen dann, wo jetzt Thränen des Elends floſſen. O Freund, ſollte denn nicht einſt ein Zeitpunkt kommen, wo die Menſchen weiſe würden, wo Groß und Klein, Reich und Arm, Genie und Einfalt die erhabne Beſtimmung beachteten, um derentwillen ſie hier ſind? Zwar die Geſchichte nennt uns wenig erfreuliche Perioden, ſie zeigt nur hier und da lichte Stellen bey einzelnen Völkern, und das nur auf halbe oder ganze Jahrhunderte; früh genug trat wieder Dunkel ein, und die Menſchen ſaßen wieder im Schatten des Todes. Aber es muß mehr Weisheit und Humanität auf Theilen der Erde geherrſcht haben, als die Geſchichte uns ſagen kann, denn dieſer Planet war in der That ehedem weit mehr bevölkert, und ſchon die Schaaren, die, man weiß ſelbſt nicht recht woher, vom fünften bis zum vierzehnten Jahrhundert ſich über Europa ergoſſen, und gar kein Ende nehmen wollten, ſcheinen dieß hinlänglich zu beſtätigen. Ein halbes Jahrtauſend wenigſtens bedürften wir keinen Krieg, um der Ueberbevölkerung zu entgehen, die freylich am Ende auch eintritt, und alle Philoſophie ſchweigen heißt; doch ſtill, Freund, ich träume wohl nur, anhaltendes Glück können ja die Sterblichen durchaus nicht ertragen; ſie bedürfen Zuchtruthen, um nicht unmenſchlich zu werden.

Am 23. April Abends waren die Franzoſen und Bayern zwar ſchon Herren der Donaubrücke, aber der Beſitz wurde ihnen noch ſtreitig gemacht, die Oeſtreicher drangen mehrmals wieder vor, und zwangen die Gegner zum Weichen, wobey die Verbündeten viel Leute verloren, zuletzt aber doch den Platz behaupteten. Mancher von den Siegern erhielt durch ſeine Kameraden, nachdem ſie ihm die Uniform ausgezogen, und gewiſſermaßen dadurch unkenntlich gemacht, ſchnell ein Grab in den Fluthen der Donau. Bey dieſer Eil konnte es nicht fehlen, daß mancher für todt angeſehen wurde, der es nicht war, und im Waſſer wieder zur Beſinnung kam; es iſt alſo nicht unglaublich, daß noch einige die Hände im Waſſer emporgeſtreckt, und um Rettung gefleht haben: wer konnte aber den Bejammernswerthen ſie nun noch leiſten? Die Donau iſt reißend, Schiffe waren in dem Augenblick nicht da, und die Verwirrung, wo ein Gegenſtand den andern verdrängte, ohnehin zu groß. Gräßlich ſind ſolche Auftritte, aber unerhört ſind ſie übrigens nicht, ſie ſind ein Theil aller unſerer Kriegsgeſchichten. Wie oft hat man aus dem ſiebenjährigen Kriege mir berichtet: es wären am Tage nach der Schlacht große Gruben gemacht, und ohne lange Unterſuchung Menſchen und Pferde verſcharrt worden, wobey noch genug geweſen wären, die Spuren von Leben gezeigt!

Die Leichen ſchwammen hinunter, und wurden begraben, da wo die Donau ſie ausſpülte. Vielen Menſchen wurden dadurch die Fiſche aus der Donau verleidet, ob ich gleich überzeugt bin, daß bey einem ſo reißenden Strome ſowas keinen Einfluß haben kann. Zu bewundern iſt es, daß die alte ehrwürdige Donaubrücke bey Regensburg in unſern neueſten Kriegen, wo ſie mehrmals in Gefahr war, der Zerſtörung noch glücklich entgangen iſt; ſie könnte freylich nur durch fürchterliche Anſtalten geſprengt werden, wozu vielleicht mehr Zeit gehörte, als dem flüchtenden Theile frommte. Würde nur ein Bogen geſprengt, ſo würde der Sieger durch Bohlen und Bretter die Verbindung bald hergeſtellt haben. Jetzt ſieht man nur Spuren an dem Geländer, wo Kanonenkugeln einige Stücke herausgeſchlagen haben. Ob ich die Dresdner Brücke gleich zierlicher finde, ſo wurde doch unſtreitig mehr Genie und Anſtrengung erfordert, der Donau ein ſolches Gebiß anzulegen, als der ſchläfrigen Elbe; es iſt alſo kein Wunder, daß der gemeine Mann noch heut zu Tage glaubt, ſo ein Werk habe nur durch Hülfe des Teufels zu Stande kommen können.

Ich habe gefunden, daß nichts mehr ſchmerzt, als wenn man das Seinige aus Muthwillen zerſtört ſieht, und das können eben die Regensburger am ſchwerſten vergeſſen. Ein unbemittelter Mann hatte ſeine ganze Baarſchaft von ungefähr drey Dukaten bey der Plünderung verloren, darüber ſchien er ſich jedoch zu tröſten; aber

Bayern hatten ihm auch den Rock ausgezogen, und als er bey dieſer Gelegenheit einen ſtarken Riß bekam, den Rock völlig zerfetzt, mit Füßen getreten, und dann liegen laſſen. Das ſchrieb er blos auf Rechnung ihrer Bosheit; offenbar war es nur Folge von Wuth, daß ein Kleidungsſtück, das ſie für ſich oder zum Verkauf geeignet hielten, gleich einen ſo häßlichen Riß bekam; ſie rächten ſich alſo an der Sache ſelbſt, und nicht an ihm, wie ſie gethan hätten, wenn ſie unmenſchlicher geweſen wären. Er geſtand ſelbſt, daß ſie auf ſein Flehen ihm den Mantel gelaſſen hätten, den er drüber hatte, ſie waren alſo nur raubſüchtig, aber keine Unmenſchen. Sein Rock mochte nicht halb ſoviel werth geweſen ſeyn, als die erwähnten drey Dukaten, aber das Zerreißen hatte ihn ſo bitter gemacht. Viele meynten, die bayerſchen Krieger hätten aus Rache gegen Regensburg ſo harte Behandlung ſich erlaubt: ſie könnten es nämlich nicht ohne heftigen Unwillen mit anſehen, daß dieſe Stadt mitten in Bayern läge, und doch ihrem König nicht zugehörte. Ob dieß Raiſonnement nicht zu künſtlich ſeyn dürfte? —

Regensburg hat mich durch ſeine Annehmlichkeiten ſehr überraſcht. Vor eilf Jahren paſſirte ich dieſe Stadt, indem ich auf der Donau hinabſchwamm; ich hatte weder Gelegenheit ihr Inneres, noch ihre nächſten Umgebungen zu ſehen. Ich beurtheilte ſie nach ihren alten, niedrigen, ſtumpfen Thürmen, und ſie ſchien mir nicht viel beſſer als ein Steinhaufen, eine alte Ruine zu ſeyn, mit der ſich der damals ſchon ziemlich abgelebte Reichstag ſehr gut vertrüge. Auch hatte ich nicht ganz Unrecht; ihr Inneres war wohl beſſer als ich glaubte, aber das Aeußere wirklich abſchreckend: himmelhohe Wälle ſtarrten einen an, ſo wie man zum Thor hinaustrat, und niemanden fiel es ein, dieſe Abſcheulichkeit, die doch nur im dreyßigjährigen Kriege, der Vertheidigung wegen, von Nutzen geweſen war, wegzuſchaffen; es hätte vielleicht ſoviel Debatten gekoſtet, als die Aufhebung der Gemeintrift einer jämmerlichen Reichsſtadt, wie ſie ein Federſtrich nach dem Frieden von Lüneville zu Dutzenden wegraffte. Deutſchland hat ſeine Förmlichkeit ſo lange fortgeführt, als ſie ſich nur irgend wollte halten laſſen, und verdiente deswegen eine etwas derbe Korrektion. Wer die Deutſchen nach ihren Reichstagsverhandlungen beurtheilen wollte, müßte ſie beynahe für chineſiſche Pagoden anſehen, die bald nicken, bald mit dem Kopfe ſchütteln, und nur darum ſo lange auf ihrem Simſe ſtanden, weil kein einziger muthiger Nachbar da war, der ſie herunter warf.

Kam man indeſſen in Regensburg über die Wälle hinaus, ſo zeigte ſich eine ſchöne Allee, die um die Stadt hinlief, und von der man eine reizende Ausſicht auf die Gegend umher genoß. Der Urheber dieſer Allee war es werth, daß ihm in der jetzigen Promenade ein Denkmal der Dankbarkeit errichtet wurde, wie man jetzt es findet. Sobald der Fürſt Primas, durch den 1801 von Paris und Petersburg aus diktirten Beſchluß der Reichsfriedensdeputation bis dahin Reichserzkanzler, 1806 Regensburg zu ſeinem Antheil bekam, ließ er vor den Thoren die hohen Wälle gleich niederreißen, und nun verwandelte ſich alles in die ſchönſten Anlagen, welche den Einwohnern die reinſten Naturfreuden gewähren. Zwar haben auch ſie bey der letzten Kataſtrophe Manches gelitten, aber der Sieger iſt wenigſtens hier nicht aufs Zerſtören abſichtlich ausgegangen, und man ſieht es den lieblichen Pflanzungen an, daß ſie durch eigne Kraft bey einiger Pflege ſich bald erholen, und neues Leben um ſich her verbreiten werden. Die vielen Gärten um die Stadt, welche hinter der Promenade ſich zeigen, ſind alle erſt ſeit 7 — 8 Jahren angelegt, ohne daß der

Fürſt Primas dabey Unkoſten hatte; er führte zwiſchen den verſchiedenen chriſtlichen Konfeſſionen Gleichheit der Rechte ein, dieß war hinreichend, die Luſt zu neuen Anſiedelungen und zur Erwerbung von Grundſtücken zu erwecken. Jedes Angenehme hat doch auch ſein Unangenehmes, die Gärten ſind zwar hübſch, aber die Spaziergänger haben dadurch verloren; denn ſonſt war aus der Allee die Ausſicht auf die Gegend unbeſchränkt, jetzt iſt ſie durch die Gärten verſchloſſen. Ein Beweis, daß hiernieden nichts vollkommen werden kann.

Sollteſt Du es aber glauben, Freund, daß bis zum Jahr 1806 die Katholiſchen in Regensburg nicht einmal das Bürgerrecht erhalten konnten? Die Stifter und Klöſter in dieſer Stadt waren ſo äußerſt anſehnlich, und hatten ſo große Beſitzungen, Regensburg zählt etwa 7000 Proteſtanten und dagegen auf 15,000 katholiſche Einwohner, gleichwohl waren letztere ſo eingeengt, daß nur zwey katholiſche Bürger dort exiſtirten, die ihr Recht noch von den erſten Zeiten der Reformation her datirten. Das dürfen wir doch wohl ſtark nennen, wir, die beyde Proteſtanten ſind, und nie uns zum Katholicismus geneigt haben, auch nie neigen werden. Und da ſollte man nicht lächeln, wenn in proteſtantiſchen Ländern ſelbſt die aufgeklärteſten Theologen ausrufen: ah! de nobis conclamatum est! Nein, ihr guten Männer, Vernunft und Wahrheit haben nur ihre Rechte wieder eingenommen. Bald werden wir Proteſtanten in Spanien, ſage in Spanien und Portugall, den Höchſten frey und ungeſtört nach unſerer Weiſe anrufen; da werden wir doch wohl ruhig es mit anſehen können, wenn Katholiſche auch unter uns öffentlich ihren Gott verehren, und dabey nicht mehr die erſten, heiligſten Menſchenrechte, da, wo ſie geboren und erzögen ſind, ungehindert ihr Gewerbe zu treiben, entbehren müſſen. In dem Stücke hätte alſo Philoſophie allgemein geſiegt, möchte ſie noch ausgebreiteter ſiegen, und die Menſchheit ganz von einem Mönchsmoraljoche, was wir Proteſtanten ſo gut, ja eigentlich härter, als die Katholiſchen tragen, befreyt werden! Möchte das höchſte Weſen künftig auf eine Art verehrt werden, wie es Weſen unſerer Gattung allein wahrhaft und nicht ſcheinbar möglich iſt! Möchten wir nach Popens ſchönem Ausdruck endlich lernen: mit Menſchen menſchlich ſeyn!

Ein gewaltiger Mißſtand findet ſich noch in Regensburg: man begräbt die Todten mitten in der Stadt, in und bey den Kirchen. Ich bekam Luſt, mich erſtaunend darüber zu ereifern, und den Regensburgern eine lange mediciniſch-philoſophiſch-äſthetiſche Predigt zu halten, um ſie zu bekehren, zum Glück fand ſich ein Mann, der mir das Verſtändniß eröffnete. Wir ſind ſo verkehrt nicht, ſagte er lächelnd, wir wollten das Uebel gern abſtellen, aber wir können nicht. Unſere Geiſtlichkeit muß leben, und wer ihr die alten Accidenzien entreißen will, müßte ihr neue verſchaffen, wozu es jetzt mehr als je an Fonds gebricht. Die Einwohner von Stadt am Hof ſind bey uns eingepfarrt, ſie begraben alſo auch hier ihre Todten; wollten wir dieſe nun zwingen, ihre Todten außerhalb der Stadt zu begraben, ſo würden ſie es ſehr übel nehmen, theils noch aus Bigotterie, theils aus Eigenſinn — denn ihre Geſundheit leidet dabey ja keine Gefahr — theils um nur einen Vorwand zu haben, ſich bey uns auszupfarren. Gegen ein ſolches Argument läßt ſich nichts vorbringen, als der Wunſch, daß die Stadtamhöfer doch künftig, und zwar recht bald, ſo verſtändig, menſchenfreundlich und gerecht werden möchten, ſelbſt auf Abſchaffung dieſes abſcheulichen Begrabens zu bringen. Denn es iſt hier wirklich ungleich abſcheulicher als anderwärts; die Kirchhöfe ſind klein, vollgepfropft, und mit hohen Häuſern umſchloſſen, ſo daß die Leichendüfte durchaus nicht von der freyen Luft fortgetragen werden können, ſondern ſich ſchlechterdings auf die Lungen der Lebenden werfen müſſen.

Der Fürſt Primas hat jedoch auch dieſen Theil einer weiſen Polizey nicht aus der Acht gelaſſen. Sonſt war das Krankenhaus in der Stadt auch mit ſeinem daran ſtoßenden Begräbnißplatze verſehen. Wie hart muß es ſeyn, ſagte der fühlende Fürſt, wenn ein Kranker, ſobald er ans Fenſter tritt, nichts als den Ort gewahrt, der ihn vielleicht bald aufnehmen ſoll! Er blicke dafür lieber in einen Garten, und bekomme dadurch Luſt, bald darin zu wandeln! Der Friedhof ward alſo zum Garten, und man hat für die Kranken außerhalb der Stadt einen Ruheort gewählt. Wer dahin ſeine Todten beerdigen läßt, darf nichts bezahlen, und ſiehe! das liebe Intereſſe bewegt jetzt ſchon viel Katholiſche, ſich auf dem Krankenkirchhofe begraben zu laſſen. Wie leicht kann doch der Beutel die Vorurtheile und alten Gewohnheiten zerſtören! Durch dieſes Zaubermittel kann man Millionen Chriſten zu Heyden, und eben ſoviel Heyden zu Chriſten machen. Die Proteſtanten haben übrigens längſt ihre Begräbnißſtätte außerhalb Regensburg.

Sollte übrigens Regensburg nicht zum Sitz des Rheinbundstages beſtimmt ſeyn, ſo bliebe ihm kein anderes Verlangen, als je eher je lieber unter den bayerſchen Scepter zu kommen. Dieß ſehen alle vernünftige Einwohner vollkommen ein, und ſehnen ſich um deswillen nach dem Zeitpunkte, wo dieſer unnatürlichen Lage der Stadt ein Ende gemacht werde. Selbſt im erſteren Falle würde ſie noch ungemein viel zu leiden haben, wenn nicht durch Stipulationen für ihre freye Exiſtenz geſorgt würde. Und ſelbſt dieſes möchte dem Uebel noch nicht gehörig abhelfen. — Es ſcheint, die Höfe von Paris und Wien haben 1806 unwillkührliche Achtung für eine Stadt empfunden, die eine ſolche Reihe von Jahren, nämlich von 1662 bis 1806, gleichſam der Mittelpunkt des deutſchen Reichs war. Man mußte ſie zwar aus einer freyen in eine unterworfene Stadt verwandeln, aber dieß ſollte wenigſtens mit Auszeichnung geſchehen, niemand ſollte ſie beſitzen, als der bisherige Reichs-Erzkanzler, jetzt nach Stiftung des Rheinbundes Fürſt Primas; das hatte etwas Tröſtlicheres als die Unterthänigkeit gegen Bayern; allein die Grenzen der Natur bleiben ſtets die wahren, mithin konnte ein ſolcher Troſt nicht lange verfangen.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Der ſchon erwähnte Statthalter von Regensburg, Graf **Thurn**, wohnt in dem fürſtlich-primatiſchen Pallaſte, welcher jedoch dem Dom gehört, von dem ihn der Fürſt zur Miethe hat. In demſelben Palais hatte auch am 23. Abends **Napoleon** ſein Quartier genommen, und es war daher auf allen Seiten von kaiſerlichen Garden umgeben. Graf **Thurn** hielt ſich alſo für hinlänglich geſichert, und wagte ſich auf die Gaſſe; aber nur 25 Schritte von dem Palais wurde er von herumſtreifenden Kriegern angefallen, ſehr gemißhandelt und rein ausgeplündert. Man wollte ihm ſogar den Rock nehmen, da wurde er noch zum Glück einen franzöſiſchen Offizier anſichtig, den er um Hülfe rief. Der Offizier ſchien nicht Luſt zu haben, ſich unter den rohen Haufen zu mengen, und vielleicht ſeine Autorität zu kompromittiren; denn man weiß, daß bey den Franzoſen außer dem Dienſte keine ſo ſtrenge Subordination ſich einführen läßt, und der Offizier in Gefahr ſteht, daß Gemeine ſich gegen ihn zur Wehre ſetzen, wo er alsdann freylich einem ſolchen den Degen durch den Leib ſtoßen darf, ſich aber auch unausbleiblich dann höchſt verhaßt macht. Allein Graf Thurn drohte, ſich bey dem Kaiſer zu beklagen, nannte zur Beſtätigung ſeinen Namen, und zeigte ihm ſeine Wohnung; dieß ſpornte den Offizier an, er zog den Degen, und zerſtreute die Menge. Allein noch nicht genug, es ſollte ihm dieſen Abend noch drolliger gehen.

Zweyte Anekdote.

Graf Thurn, als erſte Perſon in Abweſenheit des Fürſt Primas, ging in des Kaiſers Vorzimmer und wartete daſelbſt, um ſeine Befehle zu vernehmen. Wahrſcheinlich mußte er ſich etwas lange aufhalten, dieſe Entfernung benutzten alſo die Krieger, um ſeine Zimmer hinten hinaus, wo er jetzt wohnte, zu erbrechen, und ſoviel ſie konnten, ad acta zu bringen. — Eben ſo ging es den Eigenthümern der Buden, die nur 20 Schritte ungefähr von obigem Palais entfernt ſind; auch ſie wurden aufgeſchlagen und ausgeleert. Man ſieht hieraus, was der Soldat ſich erlaubt, wenn er einmal weiß, daß in dem Augenblicke keine Diſciplin geltend gemacht werden kann. Die Plünderer waren zu klug, um ſich durch die Nähe der kaiſerlichen Garden imponiren zu laſſen, denn die Garden haben ja nur auf ihren Dienſt zu ſehen, können und dürfen ſich alſo nicht, wie die Gensd'armes, mit Militairpolizey beſchäftigen. Uebrigens hat Graf Thurn, wie man verſichert, in den Geſchenken, welche Napoleon ihm machte, hinlänglichen Erſatz für ſeinen Verluſt bekommen.

Dritte Anekdote.

Die Haushälterin des Fürſt Primas verlor an dieſem Abende durch Plünderung auch gegen zweytauſend Gulden, allein der Graf Thurn meldete dieſes dem Kaiſer, und ſie bekam von dieſem ein ſo reichliches Geſchenk, daß ſie wohl gern um den Preis noch oft ſich plündern ließe. Das kann freylich nur den Wenigen glücken, die ſolche Fürſprecher haben, und in ſolchen Verhältniſſen ſtehen. Man darf aber auch ſagen, daß manchem in ſolchen Fällen geholfen wäre, wenn er das Herz hätte, ſich an die rechte Behörde zu adreſſiren.

Zehnter Brief.

Regensburg.

Manche Familien ſcheinen zum Unglück geboren, denn das nenne ich doch Unglück, wenn man von zwey Strudeln, zwiſchen denen man hindurch ſoll, zugleich ergriffen wird. So der Baron von *Bergheim*, zwey Stunden von Regensburg ſeitwärts der Chauſſee, auf der die Oeſtreicher von Eckmühl ſich zurückzogen. Er ging von dem ſonſt ſehr richtigen Grundſatze aus, jeder Mann müſſe in ſolchen Umſtänden ſeinen Eigenthümer ſelbſt vorſtehen, und begab ſich alſo von Regensburg, wo er ſonſt ſich aufhielt, in ſein Schloß. Hunderte haben bey ſolchen Maaßregeln ſich wohl befunden, und weit beſſer ihr Vermögen geſichert, als die feiger Weiſe ſich flüchteten; nur ihm gelang es nicht. War er entweder zu hitzig, zu wenig nachgebend, oder waren die Franzoſen, die in ſein Schloß drangen, gerade die roheſten und unbändigſten, er wurde am 22. April von ihnen mit vier Stichen verwundet. Noch war er im Auguſt dieſes Jahres hiervon nicht geheilt, als ſein Bruder bey ihm eintraf. Er hatte unter den Bayern mit in Tyrol geſtanden, und war von einem Felſenſtücke, was die Tyroler herabgeſtürzt, ſo ſchwer auf die Bruſt getroffen worden, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte, und er nur den Troſt geſucht hatte, in den Armen des Bruders zu ſterben. Welcher von beyden mochte wohl am fähigſten ſeyn, den andern zu tröſten?

Ein Tod iſt des andern Leben, das gilt nirgends mehr als im Kriege, hier alſo ein Gegenſtück. Napoleon ſoll dem Subaltern-Offizier, der zuerſt in Regensburg eindränge, tauſend Napoleond'or und eine Oberſtenſtelle, ſo wie den erſten ſechs Gemeinen jedem hundert Napoleond'or und ein Lieutenantspatent verſprochen haben, und wie man mich berichtete, waren es gerade ein Subaltern-Offizier und ſechs Gemeine, welche dieſe große Nummer zogen. Solche Glücksſchläge muntern wohl auf, und wer beeifert ſich dann nicht, Alles an Alles zu ſetzen?

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
So wird euch das Leben nicht gewonnen ſeyn.

Das iſt großen Geiſtern eigen, die Untergebnen mit Feuereifer zu beſeelen. Beſchränktere Köpfe ſuchen ihnen dieſes Kunſtſtück nachzumachen; es geht aber nicht, und wenn ſie ſichs auch eben ſo viel, ja noch mehr koſten laſſen.

Bey der Beſtürmung Regensburgs muß man oft nur aus den Batterien geſchoſſen haben, um Schrecken zu erregen. Ich ſah dort eine Mauer, wo mehr als 100 Kanonenkugeln angeſchlagen waren, gleichwohl hätte dieſe Mauer hundertmal einſtürzen können, und es wäre nicht das Geringſte zur Einnahme der Stadt dadurch bewirkt worden. Du ſiehſt hieraus, wie man an ſtrenge Planmäßigkeit bey Kriegsſcenen nicht glauben muß, man ſetzt ſie gern bey dem ſiegenden Theile voraus, aber das Wahre an der Sache iſt, daß er überhaupt nur mehr Muth oder mehr Verſtand, oder mehr Glück hatte.

Einige hundert Mann öſtreichiſche Kavallerie waren noch draußen, als Regensburg ſchon geſperrt wurde; man ließ ſie durchaus nicht hinein, ob ſie es gleich bey verſchiednen Thoren verſuchten hineinzukommen, obgleich eben dieſes ungeſtörte Herumreiten zu erkennen gab, daß der Feind ihnen noch nicht auf dem Nacken wäre, und etwa mit ihnen zugleich hereindringen würde. Die Unglücklichen, von ihren Landsleuten ganz der Verlaſſenheit Preis gegeben, mußten ſich endlich, da die Gefahr immer näher kam, entſchließen, über die

Donau zu ſchwimmen; die Donau aber iſt bekanntlich keine Elbe, es fanden alſo gewiß mehr als funfzig ihr Grab in den Fluthen, und werden dort ihre thörigten Kammeraden anklagen. — Beſſer ging es mit etwa 20 Artilleriſten, welche eine Batterie, die man vor Regensburg aufgepflanzt, zu bedienen hatten. Die Zuſchauer konnten nicht begreifen, wie man ſo geſchwind laden könne; unſere Männer ließen durch nichts ſich irre machen, und fügten den Franzoſen großen Schaden zu; endlich aber ſahen ſie die Unmöglichkeit ein, die Batterie zu retten, ſie trennten ſich von ihr wie ein Geliebter von der Geliebten. Als ſie dieſelbe verlaſſen, mochten ſie einen Augenblick trauern, aber nicht um ihrentwillen; um dem Feinde dieß zu beweiſen, gingen ſie unter Scherzen und Lachen nach dem Thore zu, nicht achtend, daß die Franzoſen ſo nahe ſie verfolgten, kamen glücklich in die Stadt, und ließen nicht mehr als zwey Mann gefangen zurück. Dergleichen Beyſpiele ſöhnen Deutſche mit Deutſchen aus, man fühlt, daß die Deutſchen zwar bezwungen, aber nicht erniedrigt wurden; das fühlt ſicher niemand beſſer als der große Mann, der ihnen jetzt Geſetze giebt.

Bey der Plünderung von Regensburg blieben auch ganze Gegenden der Stadt verſchont, wo die Sieger den Weg nicht hin fanden, oder keine Verräther ſie leiteten; man ſieht, es war kein planmäßig angelegtes Werk, ſondern Sache des Zufalls; wer aber dabey viel gelitten hat, iſt geneigt, ſtrenger zu urtheilen, weil das Unglück ihn bitter macht. Die Domkirche enthält große Schätze, die waren zwar gut verſteckt, würden doch aber auch zu finden geweſen ſeyn; zudem hatten auch viele Einwohner ihre Koſtbarkeiten daſelbſt verborgen; allein die Sieger reſpektirten dieſe, ſo wie überhaupt meines Wiſſens alle Kirchen, eines Theils vielleicht, weil ihnen dieß geſchärft geboten war, andern Theils aber doch auch wohl darum, weil eignes Selbſtgefühl ihnen Scheu einflößte. Denn ſo frey der franzöſiſche Soldat noch über Religion und dahin gehörige Dinge denkt, ſo hat er doch unter Napoleon wieder ein gewiſſes männliches, und ſo zu ſagen philoſophiſches Weſen in Abſicht auf alles, was zu irgend einem Kultus gehört, angenommen, wovon nur hier und da noch ſich Ausnahmen zeigen. Die Domkirche ſcheint überhaupt Glück zu haben, denn ſie hat ſelbſt an die fürſtl. primatiſche Regierung zur

Zeit von allen ihren Schätzen noch nichts hergeben dürfen, da hingegen andere, beſonders das Stift Emeran, ungeheure Vorräthe von Gold und Silber geliefert haben, wovon ſchon in Regensburg für 250,000 Fl. geprägt, und nach Frankfurt am Mayn abgegangen ſind, und noch täglich geprägt wird. Die Einwohner haben im Ganzen gar nichts gegen das Einſchmelzen überflüſſiger Geräthe, nur meynen ſie, es wäre gut, wenn das daraus geprägte Geld bey ihnen bliebe und in Umlauf gebracht würde, was ihnen gerade nicht zu verdenken iſt. Der Fürſt Primas hat in dieſer Stadt weit mehr gefunden, als er erwartete; eine Reihe von Jahren hatte da Dinge aufgehäuft, welche man gar nicht ſo hoch anſchlug. Nun, die Zeit bringt alles ins Gleichgewicht, und wer mit Arbeit und Fleiß Spekulationsgeiſt verbindet, weiß immer die Schätze anderer Gegenden wieder in die einheimiſchen Kanäle zu leiten.

Gleich hinter Stadt am Hof liegt eine etwas beträchtliche Anhöhe, der Dreyfaltigkeitsberg genannt. Hierauf hatten die Oeſtreicher ihr Geſchütz poſtirt, und legten von da einen großen Theil von Stadt am Hof in Aſche; ſie dominirten von da hauptſächlich die Straße, welche von der Regensburger Donaubrücke in den Ort führt, ſo daß die Franzoſen gar nicht daran denken konnten, ihnen gleich nachzufolgen; denn ſie hätten durch die volle Glut paſſiren müſſen. Als die Glut am 24. etwas gedämpft war, verfolgten die Franzoſen ihre Gegner weit in den ſogenannten böhmiſchen Wald hinein, brachten aber keine Gefangnen zurück, weil ſie dieſelben durchaus nicht mehr erreicht hatten. Die Oeſtreicher haben ſich, wie auch ſchon anderwärts, und namentlich in der Minerva bemerkt worden iſt, offenbar um einen Tag verrechnet: man ſehe nur ihre Tagesberichte an: in der Nacht vom 22. auf den 23. paſſirten ſie ſchon größtentheils Regensburg und die Donau, und am 23. Abends 6 Uhr erſtürmten die Franzoſen ſchon Regensburg. Gleichwohl wollen ſie nach ihrer Erzählung erſt den 24. Mittag um 12 Uhr über die Schiffbrücke unweit Regensburg gegangen ſeyn, und einige Bataillons, um den Rückzug zu decken, in Regensburg gelaſſen haben. Wer muß bey ihnen wohl das Armeejournal geführt haben? In Zeiten, wo jeder Tag und faſt jede Stunde mit merkwürdigen Vorfällen bezeichnet iſt, pflegt man doch ſonſt leicht die Zeitpunkte zu merken; es gäbe dieſes einen Beweis mehr ab von der Beſtürzung und der unordentlichen Eil, mit der ſie ihren Rückzug angetreten haben. Für den Geſchichtsforſcher müßte es intereſſant ſeyn, genau die Gründe zu erfahren, auf die ſie im Anfang des Kriegs ſo glänzende Siegshoffnungen bauten, und eine Sprache führten, die man eigentlich nur dem wirklichen Sieger nachſieht; ſo ganz ins Blaue hinein können ſie doch, wie wir zu ihrer Ehre annehmen dürfen, nicht gehofft haben.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Nach der Schlacht bey Eckmühl kam ein franzöſiſcher Krieger in einen Bauerhof, der mit Stroh angefüllt war. Hier gewahrte er auch eine Kartouſche (Kanonenpatrone); aus Spielerey zog er ſeinen Säbel, und wollte ſie entzwey hauen, allein der Säbel traf die Kugel, und verurſachte alſo einen Funken, der das Pulver entzündete, und ihn ſehr ſtark verbrannte. Im Nu ſtand auch zugleich das Stroh in Flammen, ſo daß man alle Mühe hatte, den Brand zu löſchen und das Gehöfte zu retten. Solche Scenen, wenn nicht Unpartheyiſche ſie mit anſehen, werden oft als Wirkung der Bosheit betrachtet, da ſie doch nichts als Folgen der Narrheit ſind, und man dichtet dann den Kriegern, gleichviel welchen, kurz denen, gegen die man am meiſten eingenommen iſt, teufliſche Pläne an; nicht anders, als ob der Krieg nicht ſchon an ſich Grauſames genug hätte, daß man noch Gräßlichkeiten dazu erfinden müßte.

Zweyte Anekdote.

Vor der Schlacht bey Eckmühl wurde in der Nähe des Dorfs Schierling ein Bataillon Bayern von den Oeſtreichern geworfen und raſch verfolgt. Die ſonſt ſo mit Recht als tapfer geprieſenen Bayern dachten in dem Augenblick auch nicht anders, als: rette ſich, wer kann, und warfen ihre Torniſter weg, um ſich die Flucht zu erleichtern. Sie mochten ſchon eine ziemliche Strecke Wegs rückwärts gemacht haben, da ſtießen ſie auf ein Korps Franzoſen, welches noch keine Urſache fand, ſich mit zu flüchten.

Vorwärts! Marſch!

riefen die Franzoſen ihnen zu. Die Bayern, durch dieſe Verſtärkung mit neuem Muthe beſeelt, folgten dem Zurufe und kehrten wieder um. das Retiriren traf nun die Oeſtreicher, die noch keine Zeit gehabt hatten, die verſtreute Beute zu ſammeln, und zu unterſuchen. Je mehr die Bayern alſo wieder Terrain gewannen, deſto mehr gab es auch für ſie wieder Torniſter, ſo daß ungefähr wieder jeder zu dem Seinigen kam. — Wir führen dieſes ſo gut an, als wenn es die Oeſtreicher beträfe; Beweis genug, daß wir nicht als Lobredner einer Partey auftreten.

Dritte Anekdote.

Man iſt noch häufig der Meynung, daß die mit Frankreich verbündeten Truppen die größten Gefahren übernehmen müßten, und verhältnißmäßig die geringſten Belohnungen erhielten; über erſteres weiß ich nicht anders, als daß, wie mir es ſcheint, heute die Franzoſen, morgen die Bundesgenoſſen, den härteſten Chok auszuhalten haben, wie es die Umſtände ergeben; gegen Letzteres dient auch folgender Beweis:

Ein bayerſcher Gemeiner fand Gelegenheit, zur Wegnahme öſtreichiſcher Wagen, die theils mit Viktualien, theils mit Monturſtücken, theils auch mit Gelde beladen waren, weſentlich beyzutragen. Kaum erfuhr dieß der franzöſiſche Kaiſer, als er den Bayer vor ſich kommen ließ, ihn beſonders gnädig anredete, und ihm ein Geſchenk von 1000 Gulden machte. Der Bayer war darüber ſo entzückt, daß er in dem Moment zehn Leben für den Helden hingegeben hätte. Wenn nun aber jede brave Handlung eines deutſchen Kriegers auch nicht unmittelbar von Napoleon belohnt wird, ſo muß man bedenken, daß er dieſe Pflicht mit Recht auch ihren eignen Souverains überlaſſen darf, die ſie auch gewiß nicht verabſäumen werden.

Eilfter Brief.

Regensburg.

Es iſt wohl einmal Zeit, daß ich mich erinnere, daß, wenn auch dieſe Briefe nicht ausſchließlich an Dich, liebſter Freund, gerichtet ſind, Du doch zunächſt der Heber und Leger davon biſt, und daher will ich auch einmal für Dich und zugleich für mich etwas ſchreiben, und es darauf ankommen laſſen, ob auch Andere es leſen wollen.

Du beneideſt mich um die Gelegenheit, welche ich habe, ſo Manches in der Nähe zu ſehen, wovon man ſich in der Ferne keinen Begriff machen kann. Es ſey drum, aber vielleicht würdeſt

Du Manches, wenn Du an meiner Stelle wärſt, hernach in der Nähe nicht ſehen oder nicht hören mögen. Wer ein Kriegstheater beſucht, muß viel heitere Laune mit ſich bringen, ſonſt wird er unausbleiblich gewaltig verſtimmt; nicht bloß durch das wirkliche Elend, — daran iſt ſchon, wie leicht zu erachten, kein Mangel — ſondern noch mehr und hauptſächlich durch die Unmännlichkeit, mit der die Einwohner der beſiegten Provinzen ihr Loos tragen. Alle Minuten möchte man ihnen zurufen: aber bedenkt doch, daß Krieg iſt, und daß Ueberwinder keine Freunde ſind. Setzt euch doch an ihrer Stelle, und fragt euch: ob ihr als Sieger in ihrem Lande es beſſer machen würdet? Glaube doch ja nicht, daß ich der Franzoſen ihr Lobredner ſeyn will; ohne ihr vieles Gute zu verkennen, räume ich ein, daß ſie gewaltige Fehler haben, wie die Vernünftigen unter ihnen ſelbſt behaupten; ja ich würde unbedenklich dieſe Fehler aufſtellen, um ihnen dadurch zu nützen, wenn nicht in Deutſchland eine knechtiſche Furcht herrſchte, dergleichen Dinge, wenn auch der Verfaſſer ſie vertreten will, zu drucken. Aber ich kann doch auch nicht leiden, daß man ſo verkehrt über ihre Invaſionen urtheilt. Bleibe jeder was er iſt — ein Deutſcher, aber nur ſey er vernünftig, billig, gerecht gegen jede Nation, ſie mag ihm zur Laſt oder zur Luſt ſeyn.

Du erwarteſt etwas Vorzügliches von mir über dieſe Reiſe, ach! gebe doch der Himmel, daß es nur leidlich wird! Der Egoismus engt einen heut zu Tage ſogar in ſolchen Unternehmungen ein. Bitte die Menſchen um Auskunft, die ihnen ſogar nichts koſtet, ſey an ſie empfohlen, gehöre ſogar zu ihrem engern Cirkel oder ihrer Geſellſchaft, Du wirſt unter zehnen kaum einen Bereitwilligen finden; es iſt nicht Furcht, nicht Geringſchätzigkeit, nicht Kurzſichtigkeit oder Unwiſſenheit, ſondern eine Trägheit, von welcher der Grund in der Selbſtſucht liegt; ihre Leidenſchaften laſſen ſich für dieſen Zweck nicht gut in Bewegung ſetzen, alſo — ſind ſie wie ein ſtehendes Waſſer. Ja, man muß es euch laſſen, deutſche Brüder, in der Mehrheit ſeyd ihr ſo geartet, daß man gar herrlich unter euch einſchlafen kann, und wenn man nicht ſtets an ſich denkt, gewiß auch in tiefen Schlummer verfällt.

Du foderſt mich auf, mit möglichſter Unpartheylichkeit Materialien zur Geſchichte unſerer Zeit zu ſammeln. Als obs an dem Sammeln ſchon genug wäre, Freund! Haben nicht die Staaten Polizeykommiſs in unſerm Deutſchland, denen man das Imprimatur erſt abbetteln, abſchmeicheln, abſtehlen oder abtrotzen muß? Mancher derſelben, wenn er auf einem Katheder paradiren, oder ſeine Chorſchüler in Reſpekt halten kann, glaubt dann in ſeinem beſchränkten Geſichtskreiſe beſtimmen zu können, was ſich zur Publizität eigne oder nicht, und ſchwankt doch wie ein Rohr zwiſchen Erlaubt und Nichterlaubt hin und her. Bedächtig legt er den Finger an die Naſe, und ſpricht mit hochweiſer Miene: ja, dieſes könnte den Franzoſen anſtößig ſeyn; von einer andern Stelle: ja, dadurch möchten wir die Oeſtreicher erbittern; von einer dritten: ja, das könnte man in Weſtphalen übel nehmen; von einer vierten endlich: ja, das dürfte England (das iſt von einem wahren neuern Beyſpiele hergenommen) ſchwer an uns rächen. Dringt man zu ſehr in die Herren, ſo ſchützen ſie hohe Befehle vor, mit denen es auch nicht ſelten ſeine Richtigkeit hat, und die in der That ſehr hoch ſind, weil ſie über und wider den Verſtand gehen. Daß aber ſo ein Cenſor ein Mann wäre, und ſagte den hohen Befehlgebern: cenſirt ſelbſt, wenn ichs nicht recht mache, ich kann mich zu keinem literariſchen Kaffeeriecher herabwürdigen, finde es auch ganz gegen meine Ueberzeugung, daß ein einzelner Gelehrter das Recht haben ſoll, über einen andern Gelehrten ein Certifikat oder ein Bon auszuſtellen; daß, ſage ich, alle Männer, die Hüte tragen, wirklich Männer wären, gehört unter die Regel: a posse ad esse non valet consequentia.

Du wünſcheſt mir überhaupt Glück, daß ich reiſen könne — nun dieſen Wunſch nehme ich mit Dank an: Reiſen, wenn es nur halbwege mit Bequemlichkeit geſchehen kann — zuviel Bequemlichkeit taugt nicht, — hat einen beſonders wohlthätigen Einfluß auf Körper und Seele, wie längſt anerkannt iſt; zumal wenn man, wie ich, aus den Bierländern in die Weinländer reiſt. Da thauen wir arme Biermenſchen erſt auf, und werden Gefühle an uns gewahr, die wir längſt nicht mehr in dem Grade kannten. Da iſt es erſt möglich, Lafontainens Vorſchrift: das weibliche Geſchlecht nicht mit dem Splitterrichterauge, ſondern mit den Augen der Liebe und des holden Erbarmens zu betrachten, gehörig zu befolgen. Da fühlt der gute Menſch ſich zu Handlungen der Wohlthätigkeit, zum Vergeben, zum Verſöhnen beſonders aufgelegt, und trägt williger die Thoren und Gecken um ſich her. Da möchte man aber auch an dem Herzen des Freundes oder der Geliebten ſeine Empfindungen mittheilen — das iſt aber freylich etwas, was man auf Reiſen nicht hat. Sieh nun ſelbſt zu, ob Du dieſes entbehren kannſt, ſonſt darfſt Du Dich wenigſtens nicht, wie ich, zu einer langen Reiſe entſchließen.

Da ich Dir die Beſchreibung einer Menge Sachen erlaſſe, die in Regensburg zu ſehen ſind, und ich aus eigener oder fremder Anſicht Dir keck vormahlen könnte, ſo erlaube mir nur, Dich auf den Haidplatz zu führen. Er wird Dich anfänglich nicht anziehen, aber wenn Du hörſt, daß hier einſt die Tourniere gehalten wurden, und daß es eben hier war, wo der treuliebende Herzog **Albrecht** von Bayern 1436 für ſeine **Agnes Bernauerin** das Ritterſchwerdt zog; ſo wirſt Du gern auf ihm verweilen. — Das ſehr artige Theater, was nach dem ſogenannten **Schikanederſchen** in Wien erbaut iſt, und die vernünftige Einrichtung hat, daß die Logen alle wie verſchobene Vierecke nach der Bühne zulaufen, wirſt Du auch nicht vergeſſen dürfen. Ich bedauerte die wirklich nicht mittelmäßigen Glieder der Geſellſchaft, daß ſie bey jetziger Zeit, wo die vornehmen Familien des Auslandes meiſt weg ſind, wenig Reiſende die Stadt beſuchen,

und

und die übrigen Einwohner ſich ſehr einſchränken, ſo oft mit wenigen Zuſchauern ſich begnügen müſſen. Sie würden jetzt gar nicht beſtehen können, wenn nicht der Fürſt Primas, um dieſes ſtehende Theater zu erhalten, und weil er überhaupt alle Künſte und Wiſſenſchaften beſchützt, jährlich 6 — 8000 Fl. rheiniſch, und der Fürſt Thurn und Taxis auch 2 — 3000 Fl., gäbe. Das Theater iſt auf der einen, und die Harmonie auf der andern Seite, in einem Gebäude, was der Fürſt Primas durch Aktien erbauen ließ. Die Harmonie verbindet alles, was zur wahren Geſelligkeit erforderlich iſt, treffliche Säle zu Konzerts und zu Bällen, helle, freundliche und ſchöne Zimmer zum Leſen, wo die intereſſanteſten Flugſchriften, Zeitungen und Journale vorhanden ſind; wöchentlich wird ein- oder zweymal da geſpeiſt, und zum Rauchen und zu Erfriſchungen iſt ebenfalls ein Zimmer vorhanden, wo man Abends einen Cirkel der gebildetſten Männer antrifft. Jeder Fremde bekommt, wenn er durch ein Mitglied in die Harmonie eingeführt iſt, eine Charte, die ihm erlaubt, dieſe Anſtalt unentgeldlich 4 Wochen lang zu beſuchen; eine Humanität, die man nicht leicht höher treiben kann.

Die Regensburger, ſagte mir ein dortiger Freund, ſind ein glückliches Völkchen. Unſer Unglück war groß, unſere Entbehrungen nicht minder, Brod hatten die Vornehmern ſelbſt mehrere Tage nicht, konnten auch keins bekommen; Tiſchzeug, Meſſer, Löffel, Gabeln, alles gebrach in vielen ſonſt guten Häuſern, und man ſpeiſte wie die Wilden. Noth gähnte einen von allen Seiten an, wo man hinſah; gleichwohl verging keine Woche, ſo heiterten ſich die Geſichter wieder auf, man ſcherzte, man lachte wieder, und freute ſich ſeines Daſeyns. Der Menſch gewöhnt ſich, wenn er nicht ganz verzogen iſt, ohne große Mühe an veränderte Lagen, und lernt ſich ſchicken; nur muß nicht jede Hoffnung ihm zertrümmert, nicht jedes Subſiſtenzmittel ihm abgeſchnitten ſeyn. — Die Ausſicht, welche man, von Nürnberg kommend, wenn man die Naabe bey der Hofmark Etterzhauſen paſſirt hat, auf der Anhöhe über der Donau hat, finde ich zwar auch angenehm, indem man Regensburg ganz vor ſich liegen ſieht; allein himmliſch und entzückend möchte ich ſie noch nicht nennen. Beſſer ſcheint mir auch die Stadt ſich zu präſentiren, wenn man von Regensburg nach Ulm über Obach, Poſtſaal ꝛc. reiſt; eine halbe Stunde hinter Regensburg kommt man da auch auf eine Anhöhe, die freyen Anblick gewährt. An hellen Tagen fehlte es mir übrigens hier wie dort nicht.

Wenn es wahr iſt, daß die Oeſtreicher die ſchöne Donaubrücke bey Regensburg hätten ſprengen wollen, ſo unterließen ſie es gewiß aus dem Grunde, den wir in einem der vorigen Briefe angeführt haben; jedoch wollen wir ihnen auch gern zutrauen, daß ein ſo majeſtätiſches altes Monument deutſcher Kunſt ihnen zu ehrwürdig ſchien, um es ohne die allerdringendſte Noth aufzuopfern. Guter Himmel, wer würde heut zu Tage die Koſten in dieſer Stadt oder Gegend aufbringen, eine ſolche Brücke zu bauen? — Man meynt auch, die Oeſtreicher dürften Stadt am Hof nicht in Brand geſteckt haben, wenn die Einwohner nicht früherhin aus den Häuſern auf ſie gefeuert hätten; möglich, daß manches verſchont geblieben wäre, aber die zunächſt an der Donaubrücke liegenden Häuſer mußten ſie durchaus alle zerſtören, um die Paſſage zu hindern. Ein Wirthshaus, deſſen Beſitzer Tauſinger heißt, liegt gerade unter dem Dreyfaltigkeitsberge, wo die Oeſtreicher ihre Zerſtörungsbatterien hatten; allein Klenau gab den gemeſſenſten

Befehl, dieß Haus zu ſchonen, weil er gewöhnlich daſelbſt ſein Quartier gehabt hatte. Welches unſchätzbare Glück für die Beſitzer! Die feurigen Kugeln gingen immer über ihren Häuptern hin, und nur wenig ängſtigten ſie ſich, weil ſie jenen Befehl kannten, und das Haus ziemlich frey ſteht, alſo von den brennenden Häuſern faſt nichts zu fürchten hatte. Nicht leicht iſt eine Rechnung beſſer ſaldirt worden. — Der Rückzug der Oeſtreicher erfolgte gerade auf demſelben Wege, wie ſie gekommen waren, nämlich durch den böhmiſchen Wald; Spötter gloſſirten, ſie hätten um ſo weniger fürchten dürfen, ſich zu verirren, was ſonſt bey Eilmärſchen zu beſorgen ſey.

Ich machte den Weg nach Eckmühl, als ich es zum zweytenmale beſuchte, über Abensberg, und verließ alſo die große Landſtraße. Der Weg ging durch viele Waldung, die zum Theil aber recht angenehm war. Zwiſchen dem Dorf Bachel und dem Flecken Langwarts fand ich an einem Baume noch einen ächten Ueberreſt alter bayerſcher Orthodoxie, Frömmigkeit und Originalität, nämlich unſre liebe Frau mit dem Jeſuskinde, die vermuthlich, weil ſie auf der obern Hälfte dieſes koſtbaren Gemäldes kontreſeyt iſt, als im Himmel ſitzend betrachtet werden ſoll; unter ihr gleichſam im zweyten Theile der Schilderey, wahrſcheinlich zum Gegenſtück, vier arme Seelen im Fegfeuer, die gar jämmerlich die Hände emporſtrecken, und allen Gläubigen, welche des Wegs ziehen, zurufen:

O Menſch ſteh ſtill, geh nit vorbey,
Schenk uns ein Vaterunſer oder zwey;
Wir bitten auch für dich,
Glaub es uns ſicherlich.

Die honetten Seelen, um ihre Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel zu ſtellen, meynen wohl nur die Gebete, die ſie hinterdrein im Himmel für diejenigen ausſpenden wollen, welche ſie aus den Flammen, die gar furchtbar an ihnen emporſchlagen, herausgebetet haben; denn dermalen möchten ſie wohl nur an ſich ſelbſt denken können, ſo wie Jemand, der auf der Tortur liegt, und immer einen Zoll nach dem andern länger ausgereckt wird, gewiß in dem Augenblick nicht an ſeine liebe Frau denkt, ob ſie etwa Zahnſchmerzen habe, und wie ihr am geſchwindeſten zu helfen ſey. Vielleicht iſts aber doch ein frommer Betrug von den lieben Seelen, ſie meynen: man werde ihnen die treuherzige Verſicherung gutmüthig glauben, und deſto eher Hand ans Beten legen. Das wäre ihnen, da ſie ſo ſchwitzen müſſen, in der Angſt zu verzeihen. — Aber keine Verzeihung hätte der Spötter zu hoffen, welcher behauptete: es ſähe gerade ſo aus, als ob der Maler durch ſeine Schilderung habe andeuten wollen, daß das wahre Fegfeuer unter oder bey einem Unterrocke zu ſuchen ſey; eine Blasphemie gegen das ſchöne Geſchlecht, gegen das Fegfeuer, und am Ende gar gegen die unbefleckte Maria ſelbſt, an deren Unterrocke doch zunächſt hinaufgeſchaut und hinaufgedeutet wird.

Weiterhin, auf eben dieſem Wege findet ſich wieder ein angenageltes Gemälde, nämlich ein Mann in Eremitentracht, deſſen Hände, an denen doch ein langer Roſenkranz herabbaumelt, gar ſänftiglich mit Ketten an ein Ding gefeſſelt ſind, was wie ein großer Bunzlauer Kaffeekrug geſtaltet iſt. Hatte der Ehrwürdige, ſo wie viele unſerer Schriftſteller, namentlich unſer Jean Paul, dem's auch noch zu Hofe kommen wird, etwa im Genuß dieſes Feuertranks peccirt, und mußte er vielleicht dafür die Strafe des Tantalus leiden, d. h. Kaffee ſehen, riechen und betaſten, und doch nicht über die Zunge bekommen? Das zu enträthſeln, hat der Künſtler unſerm Scharfſinne überlaſſen, und wenn ich Manns genug wäre, ſetzte ich darüber eine Preisfrage auf; aber im untern Theil des Gemäldes ſind wieder drey liebe Seelen im Fegfeuer angebracht, mit ausgeſtreckten Händen, was ſich, obgleich ſie den Wanderer dießmal nicht mit Worten anſprechen, doch auch aufs Beten für ſie deuten läßt. Wer kann den armen Dingern dieß wohl abſchlagen? Aber ein Ketzer dürfte ſie wohl gar tiefer ins Feuer hineinbeten, darum nicht zu raſch, lieber Wanderer. Sehr charakteriſtiſch iſt, daß auf dem letzterwähnten Gemälde ſich Raupen eingepuppt haben, die gewiß eher aus ihrem Gewahrſam, als die lieben Seelen, erlöſt werden.

Anekdoten.

Erſte Anekdote. Die . . . Bundestruppen zu Amberg in der Pfalz.

Dieſen Sommer kam ein Detaſchement dahin, um von da weiter nach ſeiner Beſtimmung abzugehen. Es fiel ihnen ein, daß die Bayern in ihrem Vaterlande hier und da ſich hätten Exzeſſe zu Schulden kommen laſſen: ey! dachten ſie, wie wärs, wenn wirs ihnen bey Gelegenheit ein wenig vergölten? Sie fingen alſo, jedoch ganz manierlich, an zu plündern, und ließen ſich durch kein Zureden oder Bitten hierin ſtören. Allein die Bürger, nicht recht geübt in jener hingebenden Geduld, welche die Weiſen bisweilen uns predigen, überſchlugen in der Eil die Zahl der bewaffneten Männer gegen ihre eignen Kräfte, ergriffen ihre Gewehre, umgaben ſie, und nahmen ſie in Verhaft. So wurden ſie entwaffnet durch Regensburg transportirt, und zu ihrem Regimente geliefert, wo ſie vielleicht keinen fröhlichen Empfang zu hoffen hatten.

Zweyte Anekdote.

Etwa einen Monat nach der Kataſtrophe von Regensburg traf ein Korps Franzoſen und Bayern in dieſer Stadt ein. Die Franzoſen und Bayern hatten einerley Gedanken, aber nur letztere getrauten ſich, die Kommiſſion der erſtern mit zu übernehmen, und zu dem Kommandanten (derſelbe, deſſen unterm 20 April d. J. erwähnt worden) zu gehen, mit dem Geſuch:

> Sie hätten einen ſchweren Marſch gehabt, er möchte alſo zum Erſatz ihnen erlauben, ein bischen zu plündern.

Der würdige Kommandant ſuchte anfänglich mit Gelindigkeit die Verkehrten zu belehren. Erinnert euch doch nur an das Unglück, was die arme Stadt ſeit kurzem erfahren hat: ſcheint euch das denn nicht groß genug, daß ihr es noch größer machen wollt? Schämt euch, Leute, ſolcher unwürdigen Bitten.

Sie gingen abgeſchreckt, wie es ſchien, aber nicht überzeugt, denn als ſie zu den Kameraden zurückkamen, ließen ſie ſich leicht bereden, einen neuen Verſuch mit Bitten bey dem Kommandanten zu machen, der Geduld genug hatte, ſie nochmals zur Vernunft zu verweiſen. Als man aber ſeine Güte bey ihrer Rückkehr ſich ſo auslegte, als ob er wohl noch nachgeben werde, und ſie zum Drittenmal erſchienen, ergriff er endlich den Stock, und trieb ſie hinaus. Dabey blieb der wackre Mann aber nicht ſtehen, er fürchtete mit Recht, daß Menſchen, die ſo verblendet waren, Regensburg ordentlich als einen der Plünderung geweihten Ort zu betrachten, weil er einmal dieſes Schickſal erlebt hatte, wohl auch ohne Erlaubniß ihrer Habſucht den Zügel ſchießen ließen. Daher befahl er den Bürgerkompagnien, ſich aufs Schleunigſte zu ordnen, und autoriſirte ſie, jeden, der ſich nicht vom Plündern abhalten ließe, niederzuſchießen. Bis zu dieſem Extrem kam es zwar nicht, allein die Bürgergarde patrouillirte unermüdet die ganze Nacht, und theilte, ihr Recht benützend, tüchtige Schläge aus. Die

Stadt aber ſegnete den Mann, der alles that, um ſie zu ſchützen. Uebrigens kann die Narrheit oder Bösartigkeit eines Detaſchements kein ſchlechtes Licht auf das Ganze werfen, aber wegen des originellen Einfalls, der eben beweiſt, was für verkehrte Anſichten bisweilen ungebildete Menſchen hegen, verdiente die Anekdote nicht übergangen zu werden.

Zwölfter Brief.

Regensburg.

Die Vorfälle in Tyrol haben ſehr große Aufmerkſamkeit erregt. Die Urſache hievon iſt begreiflich. Man gehöre zu welcher Partey man wolle, man wünſche den Tyrolern Gelingen ihres Unternehmens oder das Gegentheil, ſo läßt man als vernünftiger Mann ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie große Anſtrengungen machten, viel Tapferkeit bewieſen, und nicht geringe Beharrlichkeit zeigten. Haben doch ſelbſt die Spanier für den Beobachter viel Intereſſe, ob er gleich unmöglich wünſchen kann, daß das Pfaffen- und Mönchsweſen in dieſem ſchönen Lande ſich wieder erhebe, wie doch geſchehen würde, wenn die dreyfarbige Fahne dort weichen müßte. Wir erlauben uns die Frage:

Was hat Tyrol gegen ſeinen neuen Herrſcher, den König von Bayern, ſo aufgebracht?

und beantworten ſie ſo gut wir können, ohne dabey andere als redliche Abſichten zu haben.

1. Zuerſt wohl ſchon der Umſtand, daß es ein neuer Herrſcher war. Die Tyroler ſcheinen einmal für alle Veränderungen nicht geſtimmt zu ſeyn. Sie fragen nicht erſt lange: iſt das Neue nicht vielleicht das Beſſere? ſondern verdammen es ohne langes Beſinnen. Das darf uns nicht befremden, denn es iſt dieſes Charakterzug aller Völker, die in der Kultur noch nicht genug vorgeſchritten ſind. Das Neue muß ihnen ſeiner Natur nach läſtig ſeyn, weil ſie es nicht kennen, und es ihnen ſchwer fällt, es bald kennen zu lernen; ſie werden alſo kein Zutrauen darauf ſetzen, und erſt nach einer Reihe von Jahren den alten Regentenſtamm vergeſſen.

2. Wenn zwiſchen Oeſtreich und Bayern ſeit langer Zeit eine gewiſſe Antipathie aus dem Grunde herrſcht, weil erſteres ſo oft Spekulation auf den Beſitz von Bayern gemacht hatte: ſo tritt

ungefähr daſſelbe Verhältniß zwiſchen Bayern und Tyrol ein, wo erſteres auch ſchon vor hundert Jahren entſchiedene Schritte that, Tyrol in ſeine Gewalt zu bringen; doch dürfte man einen geringern Grad von Antipathie gegen Bayern bey den Tyrolern vorausſetzen, weil jenes nicht ſo hartnäckig ſeine Abſicht auf Tyrol verfolgt hat, und die Beyſpiele nicht ſo, wie dort bey Oeſtreich, in ſo friſchem Andenken ſind.

[illegible] Haben die bayerſchen Stadthalter in Tyrol ſeit 1805 nicht auf gleiche Weiſe, wie man erzählt, die Kunſt verſtanden, ſich bey dieſem Bergvölkchen beliebt zu machen. Erſt war Graf Arco, Vater des gebliebenen Oberſten, Landesgouverneur, bey dem ging es gut, denn er war klug genug, dieſe Gemüther zu leiten; ſchwieriger wurden ſie ſchon bey deſſen Nachfolger, der vielleicht aber auch andere Befehle zu vollziehen hatte, und es gab ſchon hier und da Unruhen, die nur nicht bedeutend werden konnten, weil ein Anführer fehlte, und kein Antrieb von außen, wie hernach von Oeſtreich, dazu kam.

4. Das Aufheben der Klöſter wollte der Mehrheit nicht gefallen. Der eifrige Katholik kann

nicht füglich dafür ſtimmen, denn in ſeinen Augen geſchieht alles Pſalmodiren und Litaneyen in dieſen Zwingern zur Ehre Gottes, und zum Seelenheil der Weltleute. Wenn nun aber ein ſolcher Katholik zugleich viel Republikaniſches an ſich hat, ſo wird er, im Fall ja das Aufheben der Klöſter vor ſeinen Augen Gnade fände, doch die Kloſtergüter nicht dem Landesherrn zur Diſpoſition ſtellen wollen; ſondern der Meynung ſeyn, man müſſe ſo, wie in neuern Zeiten die Schweizer thaten, dieſe Güter den Familien wieder zuſtellen, von denen ſie erweislich herſtammten, und da, wo die Familien ausgeſtorben wären, oder der Urſprung dieſer geiſtlichen Stiftungen nicht mehr ſicher ſich darthun ließe, von gedachten Gütern durchaus keinen andern Gebrauch machen, als ſie zu andern wohlthätigen Anſtalten verwenden. Letzteres wird zwar ein weiſer und gütiger Regent ohnehin ſich zur Regel machen, aber bey Leuten, wie die Tyroler, muß dieſes auf eine Art geſchehen, die ganz deutlich in die Augen ſpringt.

5. Die Kirchenſchätze ſind für ſolche Menſchen etwas ganz Heiliges, wer ſie antaſtet, greift die Gottheit ſelbſt an. Daß ſolche Ideen bey

ihnen feſtgewurzelt bleiben, dafür ſorgen gewöhnlich die Prieſter, aufgeklärte ſowohl als unaufgeklärte, denn das liebe Intereſſe macht hier alles gleich. Bekanntlich haben die Kirchengeräthe, welche überflüſſig waren, faſt in allen katholiſchen Provinzen Deutſchlands, ſich eine nützlichere Anwendung gefallen laſſen müſſen; man machte alſo von Seiten der bayerſchen Regierung mit Tyrol keine Ausnahme, ob es gleich vor der Hand rathſam geweſen ſeyn möchte. Späterhin, wenn das neue Regiment mehr befeſtigt war, konnte man eher ſich dieſes erlauben. Man behauptet, daß der Fanatismus hierdurch ungemein viel Nahrung erhalten habe. Was
6. die Erbitterung aufs Höchſte trieb, und die neue Inſurrektion im July und Auguſt d. J. bewirkte, war die Amneſtie, welche, wie die Tyroler ſagen, und wie es nach den öffentlichen Bekanntmachungen des Königs von Bayern faſt ſo ſcheinen möchte, ohne Ausnahme verheißen war, und wovon man doch Ausnahmen machte, weil Anführer erſchoſſen wurden. Hierüber ein Urtheil zu fällen, ſo lange man keine beſtimmte Auskunft hat, wäre ſtrafbare Anmaßung; wir mußten es aber bloß der

Ordnung wegen mit anführen. Die bayerſche Regierung zeichnet ſich gewiß durch Weisheit, Güte und Rechtlichkeit aus, ſollte man nicht alſo annehmen dürfen, daß ſie in Tyrol auf eben dieſe Weiſe gehandelt habe? Freylich könnte demungeachtet ein oder der andere Feldherr aus eigener Anſicht zu raſch gehandelt haben. — So viel ſcheint gewiß, daß die Tyroler bey den neueſten Vorfällen verſchiedene Gefangene aus Erbitterung niederſchoſſen oder aufhingen, um, wie ſie ſich ausdrückten, Repreſſalien zu gebrauchen, da ſie doch ſonſt, ſelbſt nach den Berichten der Gegner, die Gefangenen gut behandeln ſollen.

Schlimm iſt es, daß Bayern von Tyrol wenig Einkünfte ziehen kann, man behauptet, daß ſie kaum die Verwaltungskoſten aufwögen, und das iſt leicht zu glauben, wenn auch das italieniſche Tyrol mit dem deutſchen Theile nicht völlig nach einem Maaßſtabe zu beurtheilen iſt; daß, wenn Tyrol wieder unterworfen wird, eine ſehr lange Zeit dazu gehört, ihm nur den alten Flor wiederzugeben. Wenn übrigens öffentliche Blätter, aus Klugheit oder Aengſtlichkeit, den im Auguſt erlittenen Verluſt der Bayern und übrigen Truppen nicht völlig angaben, ſo hatte das die üble Folge, daß Privatberichte ihn über die Gebühr vergrößerten, und man doch häufig dieſen den meiſten Glauben beymaß. Erſt jetzt (zu Anfang des Oktobers) erſcheinen die offiziellen Berichte, welchen man ſchon lange mit Begierde entgegen ſah. — Der Oberſte Arco war außerordentlich tapfer, mußte aber ſeinen Muth mit dem Leben bezahlen. Nichts iſt den gefangenen Franzoſen ſchmerzlicher geweſen, als ſich durch Tyrolerinnen transportiren zu laſſen; man ſparte nämlich die Männer zum Gefecht, und ſolche Amazoninnen, mit Ober- und Untergewehr verſehen, und im Gebrauche deſſelben nur allzuſehr geübt, konnten wohl wehrloſe Männer eskortiren. Man will die Volkszahl in Tyrol auf 600,000 Seelen berechnen, die gäben allerdings ſchon 60,000 Streiter, weil die Buben von 10 bis 12 Jahren ſchon großen Schaden thun. Die Gothaner und Weimeraner haben jetzt allein nach eigner Ausſage 960 Mann in Tyrol verloren, worunter 40 Offiziere ſind. Merkwürdig iſt die Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit.

Im Jahr 1703 drangen die Bayern, 16000 Mann ſtark, auch von der deutſchen Seite in Tyrol ein, während die Franzoſen, unter dem Duc Vendome, nach verabredetem Plane von Italien aus in Tyrol einbrachen. Die Bayern, ihren Churfürſt Maximilian an der Spitze, ſchrieben gleich drückende Kontributionen aus, und erbitterten die Tyroler. Plötzlich erfolgte ein ſchrecklicher Aufſtand, von allen Seiten rollten Felſenſtücke herab, und zerſchmetterten was ſie trafen. Schützen lauerten auf allen Höhen, und tödteten was den Felſenſtücken entrann; ſelbſt der Churfürſt war unausbleiblich verloren. Zum Glück trug er an dieſem Tage einen Oberrock, der ſeinen Stern bedeckte, Graf Arco hingegen (der Urgroßvater des jetzt gebliebenen Oberſten Arco) war prächtig gekleidet, und hatte zwey churfürſtliche Laufer vor ſich her; ein Tyroler Scharfſchütze, der ſich hinter eine Felſenwand verſteckt hatte, nahm ihn für den Churfürſten, und ſtreckte ihn durch einen Schuß nieder. Das ganze Unternehmen ſcheiterte, die Oeſtreicher überſchwemmten Bayern, und Maximilian mußte zu den Franzoſen fliehen. Er kam erſt durch den Raſtadter Frieden 1714 wieder zum ruhigen Beſitz ſeiner Staaten. Martin Sterzinger war damals Hauptanführer der Tyroler, ſo wie jetzt der Gaſtwirth und Viehhändler Hofer, der gegenwärtig zu Inſpruck in der Burg lebt, und, wie es heißt, ſein Anſehen hauptſächlich der gewaltigen Körperkraft zu verdanken hat, um derenwillen er auch ſchon in ruhigen Zeiten der Schiedsrichter ſeiner Landsleute war. Er ſoll noch jetzt ſeinen Viehhandel fortſetzen, vermuthlich aber nicht blos mehr für eigne Rechnung, ſondern für Rechnung des Vaterlandes, das mehr als je unter dieſen Umſtänden für ſeine Verproviantirung zu ſorgen hat. Ob es ausgehungert werden könne, wage ich nicht zu entſcheiden, da hierzu ſehr genaue Lokalkenntniſſe gehören. Die Tyroler prägen jetzt Geld, was an innerer Güte den Zwanzig-Guldenfuß übertreffen ſoll, mit der Inſchrift: 20 Kreuzer, auf dem Revers: Grafſchaft Tyrol.

Sind die Engländer wirklich geneigt, Tyrol ferner mit bedeutenden Summen zu unterſtützen, ſo wird es immer etwas ſchwer ſeyn, dieß zu verhindern, in ſofern es nämlich durch gute Wechſel möglich iſt, wo der Eigennutz der Kaufleute ſo gern die Hand reicht. Haben ſie aber Geld in Ueberfluß, wozu freylich etwas viel gehört, ſo werden ſie die unentbehrlichſten Lebensmittel ſich allenfalls eine Zeitlang zu verſchaffen wiſſen. Wir hoffen, das Schickſal von Tyrol werde auch beym jetzigen Friedenskongreß entſchieden werden.

Anekdoten.

Erſte Anekdote. Lächerliches Betragen deutſcher Bundestruppen in Regensburg.

Als ſie durch dieſe Stadt kamen, erklärten ſie bey vielen Gelegenheiten öffentlich, und wie es ſchien, recht gefliſſentlich: wir haben keinen Krieg mit Oeſtreich, wir wollen auch keinen. Es hat uns nichts gethan, und wenn wir hinkommen, gehen wir zu den Oeſtreichern über. Gerade ſo, wie's dieſelben vor zwey Jahren machten, und ſich der gerechten Verachtung ausſetzten. Es iſt ihnen übrigens damit nicht gelungen, ſie haben doch kämpfen und [illegible] müſſen.

Von eben dieſen Truppen paſſirten ſpäterhin verſchiedene Offiziere Regensburg, weil Napoleon ſie als unwiſſende und untaugliche Subjekte aus Oeſtreich zurück in ihr Vaterland geſchickt hatte. Allein in Regensburg gaben ſie klüglicherweiſe vor, ſie wären auf Kommando geſendet, um Rekruten zu holen. Auch die ſchärfſte Lektion beſſert nicht immer, wird man ausrufen, denn ſonſt würde doch jeder nur einigermaßen vernünftige Edelmann einſehen, daß er heut zu Tage ſchlechterdings Kenntniſſe und

Verdienſte ſich erwerben muß. Aber lieber Himmel! der Thor iſt nicht zu bekehren, ſonſt wäre er kein Thor: wer in aller Welt ſoll Mohren weiß waſchen? Die Klügern haben längſt ſich bekehrt, wenn ſie auch wirklich noch aus mancherley Gründen den Albernen die Brücke vertreten.

Zweyte Anekdote.

Es wird ſchon befohlen werden — mit dieſem Ausdrucke habe der Erzherzog **Karl** in dieſem Feldzuge gewöhnlich die eifrigen Vorſchläge ſeiner unternehmendſten und verſtändigſten Generale zurückgewieſen. Wenn **Karl** nicht mehr, ſo wie vorher, bey dem Heere und bey der Nation beliebt iſt, ſo wäre das in der Ordnung, denn er iſt ja nicht mehr im Glücke, und dann werden unſere Tugenden vergeſſen, oder muthwillig herabgeſetzt. Hierüber in der Folge etwas mehr.

Dritte Anekdote. Aus Tyrol.

Ein bayerſcher Artillerieoffizier trägt noch jetzt einen Ring am Finger, worin ein kleiner Rubin gefaßt iſt. Die Gelegenheit, wo er ihn erbeutete, war folgende: Man hörte aus der Nähe einen Schuß, worauf ein Mann ſtürzte;

ein zweyter Schuß, wieder ein Mann; ein dritter, eben ſo; ein vierter endlich, der einen Mann am Schenkel verwundete. Jetzt brachen die Bayern durch das Gebüſch; wer war der furchtbare Schütze? Wer anders als ein Mädchen von ungefähr 24 bis 26 Jahren, ihr Pulverhorn an der linken Seite hängend, die eben im Begriff war, wieder zu laden.

Stoß ihr den Degen durch den Leib!
rief der Offizier; ſie ſank in ihrem Blute nieder, und der Offizier zog jenen Ring ihr vom Finger. Als dieſes der Geſellſchaft erzählt wurde, bemitleideten alle das Loos dieſes Mädchens, weil ihr Heldenmuth alle zur Theilnahme erweckte. Man war mit dem Offizier nicht zufrieden, vergaß aber freylich, ſich in ſeine Gemüthsſtimmung hinein zu denken, in dem Augenblicke, wo vier von ſeinen Leuten gleich hinter einander gefallen waren.

Vierte Anekdote. Eben daher.

Bey den letzten Vorfällen in Tyrol zeichnete ſich auch ein zehn- oder höchſtens zwölfjähriger Bube aus, der ſich auf einem Felſen verſteckt hatte. Er kam auf einen Moment zum Vorſchein, zeigte den Feinden den Hintern, und dieß war jedesmal das Vorſpiel; dann folgte ein Schuß, der richtig ſeinen Mann tödtete. So hatte ſchon manches Mutterkind vor dieſem Buben ins Grab beißen müſſen. Man meldete es endlich dem Oberſten (dieß wird vermuthlich der erwähnte Graf Arco geweſen ſeyn, weil keines andern gebliebenen Oberſten Erwähnung geſchehen iſt).

Ey! den Donnerbuben muß ich doch auch ſehen!

Er eilte herbey, und durfte nicht lange warten; der Knabe erſchien, zeigte wieder den Hintern, und da lag auch der Oberſte in ſeinem Blute.— Daß ſie ſo gewiß ſchießen, und ſo oft tödtlich treffen, iſt aus der Gemſenjagd zu erklären. Dieſe Thiere, die ohnehin nicht groß, und warlich auch nicht gutwillig ſind, ſich erreichen zu laſſen, ſchießen ſie doch gewöhnlich auf den Kopf, um die Haut zu ſchonen.

Die guten Schützen ſtehen meiſtens vorn, und haben hinter ſich Weiber und Männer, welche für ſie die Gewehre laden; ſo werden erſtere nicht durch zu ſtarke Bewegung erhitzt, und kommen nicht ins Zittern, wie ſonſt der Fall iſt, wenn einer und derſelbe ſtets ſelbſt laden und auch feuern muß. Auf 300 Schritte verfehlen ſie nicht ihren Mann, und wenn ſie ihn nicht ſchußgerecht haben, feuern ſie nicht.

Dreyzehnter Brief.

Straubingen, im Septbr. 1809.

Möge folgender gräßliche Zug, den ein Regensburger mir erzählte, der ſelbſt bey den Bayern gedient, und unter ihnen drey Feldzüge mitgemacht hatte, nichts weiter als ein optiſches Trugbild geweſen ſeyn, wie es bey dem Brande ſo vieler Häuſer, bey dem Getöſe von tauſend Waffen, und bey dem mannichfaltigſten Tumulte wohl denkbar wäre! Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, ihn anzuführen. Ein öſtreichiſcher Offizier, von 18 Jahren, lag verwundet da, und bat ſeine Landsleute (i. e. Deutſche), die als Sieger herbeyſtürzten, flehentlich um ſein Leben. — Man hieb, rufſt Du aus, ihn vielleicht unbarmherzig zuſammen. — Das wäre grauſam, aber noch etwas eben nicht allzu Ungewöhnliches. — Nun was denn? — Man warf den unglücklichen Jüngling ins Feuer. — Iſt das Faktum wirklich vollkommen gegründet, wer ſtraft denn den Verruchten? Seine Obern ſchwerlich, denn wird man ihn dieſer Gräuelthat wohl überführen können? Sein Herz — darin kann ja ein Menſch ſeinen Peiniger nicht finden. Nun, alſo räche du dieſe Unthat, Allgerechter, damit der Glaube an dich und die ewige Gerechtigkeit nicht wankend werde.

Eben dieſer Regensburger hatte 1802 zehn Monate bey dem franzöſiſchen Miniſter Mathieu gedient. Der damalige erſte Konſul ſendete eines Tages ein wichtiges Paquet auf die Poſt, allein der Abgeſchickte kam nicht wieder, und hatte ſich und die Papiere den Engländern verkauft; ſeit der Zeit warf Napoleon ſeine Augen auf den Erzähler, den Mathieu als einen treuen Menſchen ihm geſchildert, und bediente ſich ſeiner häufig zu Verſendungen in der Stadt. Allein der doppelte Dienſt bey N. und auch bey Mathieu, ſtrengte ihn ſo an, daß er endlich gefährlich krank wurde, und erſt im fünften Monat wieder hergeſtellt werden konnte. Ehe aber noch dieſe Krankheit eintrat, ging er eines Tages über die N...brücke, als eben N. vorbeyfuhr. Plötzlich ward Halt gerufen, die zwanzig Mann Garde, welche N...s Wagen begleiteten, ſprengten zum Theil fort, um die Brücke zu beſetzen. Man hatte nämlich auf N. mit einer Windbüchſe geſchoſſen.

Der Rücken des Wagens hatte auch ein ziemlich großes Glasfenſter, N. ſaß nach ſeiner Gewohnheit, den Arm in die Seite geſtemmt; die Kugel flog zum hintern Fenſter herein, zwiſchen dem Arme und der Seite durch, und zum vordern Fenſter wieder hinaus. Alle, die auf der Brücke waren, unterſuchte man genau, fand aber bey keinem einzigen das bewußte Gewehr, und die Begebenheit iſt noch heute ein Räthſel. Mir iſt nicht wiſſend, daß dieſes Attentat wäre damals in den öffentlichen Blättern bekannt worden, vielleicht weil man es für unpolitiſch hielt. N. war in dieſer Zeit ungemein heftig, wenn er mit Jemanden ſprach oder ihm Aufträge gab, ſo daß jeder, der noch nicht daran gewöhnt war, allemal erſchrak, und ihn für erzürnt hielt; dieſe leidenſchaftliche Heftigkeit, die ſich auch leicht in Ungeduld und Zorn verwandelte, erſchwerte ſeinen Getreuen den Dienſt; aber ſpäterhin hat ſich dieſe Heftigkeit verloren, weil die Umſtände nicht gar ſo ſchwierig mehr waren. Der Erzähler wurde, wegen ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, von N. und von Mathieu nach Deutſchland zurückgeſendet, aber ſehr reichlich vorher beſchenkt, und Mathieu ſorgte für ſeine Rückkehr mit der edelſten Aufmerkſamkeit.

Ich habe vielleicht ſchon zu lange mich bey Regensburg aufgehalten, ich führe Dich alſo in eine andere Stadt, die nur ſechs Meilen davon entfernt iſt. Straubingen, wie es ſcheint, wird nicht ſo ſehr von Reiſenden beſucht, weil ſie meiſtens von Regensburg nach Wien zu Waſſer gehen; aber es verdient gewiß geſehen zu werden. In einer äußerſt fruchtbaren Gegend gelegen, überraſcht der Ort ſelbſt durch eine Schönheit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, ob er gleich als die Hauptſtadt von Niederbayern angeſehen wird. Er hat 700 Häuſer und 8000 Einwohner, und liegt mitten in einer weiten Ebne an der Donau. Meinem Hauptzwecke treu zu bleiben, muß ich mancherley Merkwürdigkeiten übergehen, die unter andern Umſtänden Intereſſe genug haben würden; mein Troſt iſt der, daß wir darüber ſchon viel Beſchreibungen haben, wenn gleich vieles ſich auch ſpäterhin verändert hat, oder bey weitem noch nicht alles erſchöpft iſt. In ruhigen Zeiten liebt man Anſichten, die ſich auf Künſte, auf Wiſſenſchaften, auf alte Denkmäler, auf Naturſchönheiten ꝛc. beziehen; in ſtürmiſchen, wie jetzt, vorzüglich nur das, was die Hauptſtürme ſelbſt oder die Begebenheiten ſchildert, welche ſie vorbereitet haben, oder unmittelbar darauf folgen. Ich will alſo, ſoviel als möglich, im Ganzen mich nach dieſer Neigung zu bequemen ſuchen.

Straubingen brannte vor ungefähr zwanzig Jahren zum Theil ab, allein dieß iſt nicht die Haupturſache, daß es ſo gut gebaut iſt; denn die Quartiere, welche vom Brande nichts gelitten haben, empfehlen ſich gleichfalls durch ein hübſches Aeußere. Du findeſt jetzt hier einen Brückenkopf, den kein Militair unbeſucht laſſen darf. Die Franzoſen legten ihn an, als die Oeſtreicher nach dem 23. April Bayern verlaſſen mußten, weil ſie für klug hielten, ihnen auch das Wiederkehren zu erſchweren, oder unmöglich zu machen: da ſind Wolfsgruben in Menge, drey und vierfache Reihen von Palliſaden, Verhaue auf den entferntern Punkten, wo die Beſatzung nicht gleich gegenwärtig ſeyn kann. Und die Hauptſache: man muß erſt über einen Arm der Donau, über den jetzt bloß eine Fähre geht, und dann erſt eine Donauinſel paſſiren, ehe man zur eigentlichen Brücke kommt. Es würde alſo gewaltig viel Blut koſten, hier die Paſſage zu erzwingen, und bey einer nur etwas verhältnißmäßigen Anzahl von Vertheidigern, die ihre Pflicht thäten, dürfte ſie wohl gar nicht zu erzwingen ſeyn.

So vorſichtig ſind Oeſtreichs Gegner mitten in ihrem Glück, ſo wenig laſſen ſie ſich durch die erſten Erfolge blenden; ſo ſchwer muß es aber auch dann ſeyn, ihre Vortheile ihnen wieder zu entreißen. Ich bin nicht einſichtig genug, um zu beurtheilen, ob ein Feind es wagen dürfte, bey einem beabſichtigten Uebergange über die Donau, dieſen feſten Punkt liegen zu laſſen, und an einer andern Stelle überzuſetzen; leicht muß das nicht ſeyn, theils wegen der Donauufer, die anderwärts ganz ungünſtig ſind, theils wahrſcheinlich noch aus andern Gründen, denn ſonſt würde man hier nicht ſo vielen Fleiß aufgewendet haben. Die Franzoſen hielten es der Mühe werth, während ſie in Oeſtreich unaufhaltſam vordrangen, ſich den Rücken zu ſichern, wenn es dem Feinde etwa einfiele, hier herum Diverſionen aus Böhmen zu machen; ſie berechnen gern alles, und nur dem ſchlauſten und kühnſten Feldherrn würde es gelingen, Streiche gegen ſie zu führen, die ihnen ganz unerwartet kämen. Sowas haben ſie dermalen gar nicht zu fürchten gehabt.

Ich ging zu den Karmelitern in der Stadt, um das Grabmal eines Herzogs Albrechts von Bayern zu ſehen, der 1394 geſtorben iſt. Es war der Großvater des Herzogs Albrecht, der Agneſe Bernauerin ehelichte. Das ganze Grabmahl beſteht aus einem einzigen ungeheuern Marmorblock, roth mit weiß geſprengt. Der Herzog in Lebensgröße, oder, wie es ſcheint, in etwas koloſſaler Form auf dem Blocke ausgehauen, ruht auf einem Löwen; ein Hündchen, als Bild der Treue — eine Lieblingsidee unſerer Alten — ſchmiegt ſich an ſeine Füße, und iſt vortrefflich ausgebildet. So ehrwürdig das Ganze iſt, ſo wäre mir das Hündchen doch lieber als alles übrige; es beweiſt, das ſchon im vierzehnten Jahrhunderte Deutſchland gute Bildner hatte, wenn ſie ſich gleich nicht an etwas Großen verſuchen konnten. Das Monument iſt hinter dem Hochaltare verborgen, und was der Dankbarkeit der Karmeliter alle Ehre macht, die dieſen Herzog als Stifter ihres Kloſters verehren, ganz vollkommen erhalten. Es iſt mit einem Tuche überdeckt, und mit einem hölzernen Deckel verſehen, ſo daß nie der Staub es verunziert. In den Geſichtszügen Albrechts findet man nun freylich keine große Meiſterhand, ſie haben etwas Ungeſchlachtes, wie jene Zeiten; deſto mehr Kunſt ſuchte man darin, die Härte des Marmors ſo zu überwinden, daß rund um den Körper der Marmor, wie eine papierne Rolle, dünn ausgehauen herumläuft, worauf der Name und Charakter des Verſtorbenen, nebſt der Jahrzahl und dem Todestage, ſehr leſerlich ausgearbeitet ſind. — Das Altarblatt ſtellt die Ausgießung des heiligen Geiſtes vor, von Unterberger gemalt; es ſoll nicht unglücklich ſeyn; aber es fehlt ihm an guter Beleuchtung, und da nun vollends der Tag ſehr trübe war, ſo konnte ich nicht einmal die Umriſſe gehörig erkennen. — Eine Hundekomödie, ganz nach dem alten Schlage, wie wir vor 16 Jahren ſie in Dresden auf dem Neumarkte zu ſehen die Ehre hatten, machte den Straubingern viel Vergnügen, und lockte auch mich hin, weil ſie in einem Saale gegeben wurde, der ſchon verdient von Fremden beſucht zu werden. Er iſt ſehr groß, und doch ohne alle Pfeiler, welche der Decke zur Stütze dienten, und hat ſehr ſchönes Licht; der Erbauer ſetzte ſich dadurch ſo in Koſten, daß eben ein Bankerott ausbrechen ſollte. Allein der Saal war dankbar, es fanden ſich weit und breit aus der Gegend, ſelbſt aus Regensburg, ſo viel Neugierige ein, um ihn zu ſehen, daß an Schaugebühren und an der Zeche — denn der Beſitzer iſt Aubergiſt ſo viel gewonnen wurde, daß er in wenigen Wochen wieder ein gemachter Mann war.

Böſe Kritiker, Du kannſt leicht denken, daß es Männer ſind, beſchuldigen die Straubinger Frauenzimmer, einen etwas zu ſtarken Hang zu unſerm Geſchlechte zu beſitzen. Als ob das unſerer Eitelkeit nicht wohl thun, und ihrer Natürlichkeit — denn in andern Orten ſind die Weiber und Mädchen oft genug unnatürlich — Ehre machen müßte! Die gekrönte Brüderſchaft ſoll hier sehr zahlreich ſeyn, und ſich mit vieler Ergebung, oder gar Großmuth, in ihr Schickſal zu finden wiſſen; da wäre alſo auf beyden Seiten kein Unrecht, wenn wir anders von der Sittlichkeit abſtrahiren wollen. Durch Schönheit zeichnet ſich hier das reizende Geſchlecht eben nicht aus; aber auch nicht durch Häßlichkeit; ihre feſte Konſtitution, ihr geſundes Anſehen verſprechen ihren Verehrern, daß ſie an phyſiſchem Genuſſe keinen Mangel leiden werden. Und wenn Abbe Raynal Recht hat, was ich hier nicht unterſuchen will, ſo iſt ja das Phyſiſche bey der Liebe das Beſte, weil das Geiſtige oder Moraliſche, nach ſeiner Meynung, zuviel unnütze Unruhen verurſacht. Mein Geſchmack wäre es juſt nicht, aber bisweilen iſt man geneigt, ihm beyzupflichten. — Von der einen Seite, nach der Donau zu, iſt die Gegend bey Straubingen ſehr romantiſch, und es ließen ſich noch die trefflichſten Anlagen machen. — Die Stadt war in ältern Zeiten Reſidenz ihrer Herzoge, was auf die Bauart günſtigen Einfluß behalten hat.

Die Gruft der Nothhaften findeſt Du in eben gedachter Karmeliterkirche vor dem Hochaltare, ſie iſt durch ein Poſtament gedeckt, worauf ein ausgehauener Ritter in voller Rüſtung liegt. Aber ich führe Dich nun auf den St. Peterskirchhof, wo Du mit ganzer Seele verweilen wirſt, denn hier ruht die vaterländiſche Heldin:

Agneſe Bernauerin.

Noch haben tauſend Federn nicht ſie, wie Abälards Heloiſe, verewigt, noch ſind nicht tauſend Grabſtichel beſchäftigt geweſen, ſie in den mannichfaltigſten und rührendſten Situationen vor unſer Auge zu führen; noch hat nicht einmal eine Meiſterhand dieß wahre Trauerſpiel auf unſere Bühnen gebracht; aber doch wird ihr Andenken nicht untergehen. Auf dem Peterskirchhofe hat ſie ihre eigene Kapelle, wie ihr fürſtlicher Gemahl als Sühnopfer es verlangte, und nur unter dieſer Bedingung mit dem harten Vater ſich wieder ausſöhnte. Ein einfacher viereckigter Stein liegt in dieſer Kapelle vor dem Altare mit der Inſchrift:

Agneſe

Agneſe Bernauerin 1436,
als das Jahr ihres Todes oder ihrer Ermordung. Der Stein iſt neu, denn vorher lag ihr Bild, aber nur ſehr flach ausgehauen, in Lebensgröße vor dem Altar. Durch die Menge der Beſuchenden und durch die Nachläſſigkeit derjenigen, welche die Kapelle unter ſich hatten, wurde das Bild ſehr beſchädigt, und auch in neuern Zeiten ſehr ungeſchickt wieder ausgebeſſert. Es ſcheint übrigens auch wenig Aehnlichkeit zu haben, und der Verfertiger iſt mit jenem Bildner des Herzogs Albrecht vom Jahr 1394 nicht zu vergleichen; doch auch ſo erfüllt es mit tiefer Rührung. Man hat es zur beſſern Erhaltung jetzt rechter Hand beym Altare in die Wand eingemauert. Jahr aus Jahr ein wird für ſie wöchentlich in der Kapelle eine Meſſe geleſen. Mehr konnte ihr fürſtlicher Gatte nicht für ſie thun, denn der Hauptgegenſtand ſeiner Rache wäre das Haupt ſeines Vaters geweſen. Die Donaubrücke, wo dieſer, in Abweſenheit ihres Gemahls, ſie herunterſtürzen ließ, iſt dieſelbe, welche jetzt mit dem feſten Brückenkopf verſehen iſt; allein die reißende Donau hat längſt den Pfeiler zertrümmert, von wo herab die Unthat geſchah, und man hat ſeit der Zeit die Brücke ſchon öfters erneuern müſſen;

daher ſich die Stelle ſelbſt nicht genau mehr beſtimmen läßt. Nach der Geſchichte wollte das Waſſer das unglückliche Opfer verſchonen, und ſie würde ſich vermuthlich ans Ufer gerettet haben, wenn nicht der grauſame Fürſt und ſeine eben ſo gearteten Diener mit Stangen ſie in die Fluthen hinabgedrückt hätten. — Sie war, wie man ſagt, die Tochter eines Arztes aus Augsburg, und ihr Gemahl eben kein ſo gar großer Fürſt, weil das Haus Bayern damals in mehrere Herrſcherzweige getheilt war; aber deſto größer war damals noch der alte Ahnenſtolz, der eher zehn ſchreckliche Mordthaten, als die Aufopferung eines Vorurtheils, zuließ. Der Führer in der Kapelle verſicherte uns gutmüthig, ſie ſey eine geborne Fürſtin geweſen, dieß ſey nach ihrem Tode entdeckt worden, und daher habe man ihr dieſe Kapelle erbaut. Der ehrliche Kloſterbruder ſchien nicht zu begreifen, daß die Liebe ihres Gatten fähig war, ein ſolches Denkmal zu errichten. Die bayerſche Geſchichte iſt reich an Gemälden, woher die dramatiſchen Dichter Stoff zu Nationalſtücken ziehen könnten. — Noch ſahen wir zwey Grabmäler dort, die Schauder erweckten: zwey Nonnen, deren Schwangerſchaft auf dem Steine ausgedrückt war, ſo wie die mit

Dolchen durchbohrte Buſen, was ihre eignen Hände freywillig thaten, um der ſchrecklichen Strafe, dem lebendigen Einmauern, zu entgehen. — Sonderbar aber, daß in jenen rohen Zeiten doch die Milde vorwaltete, dieſe in den Augen der Kirche zwiefältige Verbrecherinnen in geweihter Erde, ſogar in der Nähe einer Kapelle, beerdigen zu laſſen. Vielleicht, hoffte man, werde es dadurch deſto mehr Warnung predigen.

Das gemeine Volk in Bayern iſt noch ſehr an Frugalität gewöhnt; Du findeſt in den Wirthshäuſern, theils bey den Wanderern, theils bey den Gäſten, faſt keinen andern Genuß, als gutes trocknes Brod, allenfalls Rettig, und das kräftige Bier; auch der Branntwein wird in der Regel nur ſparſam genoſſen. Ein Sachſe findet da freylich nicht ſeine Rechnung, er, der an warmes Getränk und warme Speiſen ſo gewöhnt iſt, aber der Bayer bleibt dabey geſund und ſtark. Freylich zu Hauſe macht der Landmann täglich ſeine fünf Mahlzeiten, aber es ſind bloß ſeine Erzeugniſſe, größtentheils Gemüſe, Milch und Mehlſpeiſen. Bey dem weiblichen Geſchlechte liebt man noch ſehr ſtarkes Haar, daher die dikken Chignons, die keine miſſen mag, wenn ſie auch zu falſchem Haar ihre Zuflucht nehmen müßte. Bayern iſt das Land, wo man nach den Sitten der Vorfahren im zwölften oder dreyzehnten Jahrhunderte allenfalls noch ganz ohne Geld reiſen könnte; nicht leicht würde ein Bauer ſo hartherzig ſeyn, dem Wandrer Herberge, Abendbrod und Frühſtück abzuſchlagen; frieren würde er hinter ſeinem Ofen auch nicht, denn da findet er eine bequeme, breite und reinliche Lagerſtätte. Allein kein Gaſtwirth würde auch den gaſtfreyen Landmann vor Gericht fodern, und ihn unter dem Vorwande, als ſchmälere er ihm ſeinen Erwerb, in Strafe bringen.

Oeſtreichiſch geſinnt waren die Bayern ſchon vor zehn Jahren nicht, als noch die Franzoſen als Feinde im Lande ſtanden. Oeſtreich hat Bayern oft zu hart mitgenommen, als daß man dieſes ſo leicht vergeſſen könnte. Was duldete Bayern nicht im ſpaniſchen Succeſſionskriege von 1703 bis zum Frieden von Raſtadt 1714! Wie gräßlich hauſten die Panduren und andere, wenn auch minder arg, ſeit dem Jahre 1741 bis zum Frieden von Füeſſen 1745! Was erlaubten ſich die Oeſtreicher nicht alles von 1793 bis 1801 ſelbſt als Freunde! Daher gereichte es den bayerſchen Landleuten damals zur Freude, wenn ſie öſtreichiſche Soldaten debauchiren konnten, und ſie haben deren bis 1801 gewiß mehr als 20000 debauchirt, und ſie mit allen Kleidungsſtücken verſorgt, um ihr Entkommen zu erleichtern. Wäre dieſe Antipathie nicht durch ſolche Urſachen erzeugt und genährt worden, ſo ließe ſich nicht begreifen, wie ein Volk, das mit dem öſtreichiſchen ſoviel Uebereinſtimmendes hat, ſo disharmoniren könnte.

Erſtens: einerley Humor. Zwar iſt der Bayer kein Weinländer, aber die Fruchtbarkeit ſeiner Felder, die Leichtigkeit ſich bey nur mäßiger Anſtrengung reichlich zu ernähren, die Grundſätze, welche man gegen ihn beobachtet, die Vorrechte, welche er ſich von Alters her zu erwerben gewußt hat, geben ihm ungefähr denſelben Humor, wie dem Oeſtreicher; man ſiehts beyden an, daß ſie zwar eben nicht künſtlich das Leben zu genießen verſtehen, aber durchaus keine Luſt haben, demſelben zu entſagen. Beyde ſind geneigt ihre Nebenmenſchen, gleichviel ob Aus- oder Inländer, wenn ſie ſich nur mit ihnen verſtändigen können, an dem Genuſſe Theil nehmen zu laſſen, ohne ängſtlich den Beutel zu Rathe zu ziehen. Man nennt das gewöhnlich Bonhommie, erwägt aber die Worte nicht genau; es iſt nicht Menſchenliebe, ſondern Hang, ſein Daſeyn zu genieſſen, und Andern den Mitgenuß zu gönnen, weil ſie zu unſerm Vergnügen beytragen, oder beyzutragen verſprechen. Hier möchte aber ein Unterſchied zu machen ſeyn, denn, wo ich nicht irre, iſt der Bayer wirklich menſchenfreundlicher als der Oeſtreicher; er läßt auch die an ſeinem Ueberfluß Theil nehmen, die gar nichts, alſo auch nicht Unterhaltung, erwiedern können. Der Oeſtreichet wird behaupten, dieß edle Mitleidsgefühl gehe ihm auch nicht ab; ich bin aber berechtigt, es einigermaßen zu bezweifeln, da in den Jahren 1799 und 1800 Tauſende von öſtreichiſchen Kriegern im gräßlichſten Elende, ſowohl in den Kaſernen, als, und zwar hauptſächlich, in den Spitälern oder Lazarethen verſchmachteten, während alles um ſie her, bis auf den Bettler, im Ueberfluſſe ſchwamm. Hätte man dem Oeſtreicher die abgehungerten, erfrornen, in Verzweiflung verſunknen, Menſchen vorgeführt, und dazu eine herzbrechende Ermahnung gehalten; ſo würde er freylich nicht unempfindlich geblieben ſeyn; aber von ſelbſt that er nichts, obgleich nicht unbekannt war, mit welcher Noth das Militair damals zu kämpfen hatte.

Zweitens: gleiche Lebensweiſe. Der Oeſtreicher trinkt ſeinen Wein, der Bayer ſein Bier, in Oberöſtreich iſt aber auch nicht einmal der Unterſchied, weil da auch das Bier prävalirt, und man höchſtens noch den Moſt oder Aepfel- und Birnenwein hinzufügt. Sonſt ſind beyde ſtarke Eſſer, leben gewöhnlich von ihren Erzeugniſſen, die ſie nicht ängſtlich, wie die Sachſen oder Brandenburger, zu Gelde machen, und halten ungefähr dieſelben Mahlzeiten. Die Tracht iſt bey den bayerſchen und öſtreichiſchen Landleuten nicht ſo ſehr unterſchieden, die Art ſich zu ergötzen faſt dieſelbe. Plumper, derber Witz iſt bey dem Bauer und Bürger in Bayern und Oeſtreich zu Hauſe, und was die Damen und Herren betrifft, ſo können letztere in beyden Provinzen ſich nicht beſſer bey den erſtern empfehlen, als wenn ſie Zweydeutigkeiten vorbringen, welche ein Dresdner oder Berliner Freudenmädchen nicht ohne Ohrfeigen anzubieten anhören würde. Ein öſtreichiſcher Staabsoffizier, wie ich Zeuge war, bekam Beſuch von einer Oberſtin, und empfing ſie mit den Worten:

Searſchen Sie ſich, meine Gnädige. —

Die Dame lachte und fand es in der Regel. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß ſeit Maximilian Josephs Regierung Bayern ſchon einen etwas feinern Ton angenommen hat, da man hingegen in Oeſtreich unter Franz eher rückwärts als vorwärts geſchritten iſt.

Drittens: Grad der Kultur. Hier gilt, was ich ſo eben erinnert habe, ſonſt konnte man ſagen: tout comme chés nous. Die Sprache war in Bayern und Oeſtreich gleich ſchlecht, die Lektüre gleich erbärmlich, die Anſichten gleich beſchränkt, das Geiſtige auf gleiche Weiſe unter dem Joche der Sinnlichkeit gefangen. Aber ein Jahrzehend konnte bey einem ſo kräftigen Schlage von Menſchen, als die Bayern ſind, freylich erſtaunenden Effekt thun; die Bayern unter Theodor und unter Maximilian ſind kaum noch dasſelbe Volk. Allein dieſes Fortſchreiten hat die Bayern nicht mit den Oeſtreichern entzweyt, ſondern die frühern Verhältniſſe, und es iſt alſo wahr, daß die Regierung das unſelige Kunſtſtück bewirken kann, zwey Nationen gegen einander aufzubringen, die geſchaffen waren, ſich wechſelſeitig aufs brüderlichſte zu lieben."

Als Theodor, Churfürſt von Pfalzbayern, ſchon am Rande des Grabes ſtand, machte die öſtreichiſche Politik noch einen Verſuch, das ſchöne Land an ſich zu bringen. Die Schweſter des Kaiſers Franz, (geboren im Jahr 1776, Namens Leopoldine, wurde 1795 mit Theodor vermählt, und man hoffte in Wien eine Nachkommenſchaft zu erleben, welche den Herzog von Zweybrücken, jetzigen König von Bayern, um ſeine Rechte gebracht hätte. Allein des Lebens morſcher Nachen zerfiel in Eiferſucht, die junge Gemahlin eines ganz abgelebten Greiſes konnte keine Erben erzielen. Theodor ſtarb und ſie hatte bis dahin ihre Zeit umſonſt vertrauert. Sie vermählte ſich hierauf zur linken Hand mit dem Graf Arco, Bruder des jetzt gebliebenen Oberſten, und hat jetzt Kinder genug; ſie ſoll eine Dame ſeyn, die den Freuden des Lebens nicht abhold iſt; aber in Theodors Armen war ſie nicht glücklich. Ob Folgendes wahr iſt, kann ich nicht verbürgen, aber in Bayern behauptete man: Theodor habe noch kurz vor ſeinem Ende Bayern an Oeſtreich verſchrieben, und nur der Tod habe ihn verhindert, dieſen Akt gehörig zu vollziehen, der ohnehin keine Gültigkeit gehabt, und nur neue Streitigkeiten und heftige Oppoſitionen von dem damals noch mächtigen Preußen zur Folge gehabt hätte.

In Straubingen ſcheint man ſich noch ſeines Lebens zu freuen, woran man ſehr wohl thut, und worüber ich niemanden beſpötteln mag, weil am Ende doch bey Gelehrten und

Ungelehrten, bey Kultivirten und Unkultivirten alles Streben und Drängen auf denſelben Zweck hinaus läuft, und der bloße Neid oft nur das verdammt, was er ſelbſt nicht hat oder genießen kann. Aber auch in Bayern klagt man gewaltig über die Ungleichheit der Kriegslaſten, und würde eine Ausgleichungskaſſe, wenn ſie anders nicht mit Worten ſpielte, und in möglichſt kurzer Zeit wahre Erleichterung gewährte, an ihrer Stelle finden. Ein Kreis z. B. trägt ſchon ſeit dem April d. J. ſtarke franzöſiſche Einquartierung, liefert Fuhren in großer Menge, und ſtellt erſtaunlich viel Schanzarbeiter nach Paſſau, während andre Kreiſe nichts liefern, nichts thun und nichts tragen. Gebe der Himmel, daß, wenn in Bayern ſolche Ausgleichungen vorgenommen werden, ſie glücklicher als in andern deutſchen Provinzen ausfallen, und man nicht vor der Hand dadurch die Laſten vermehrt und die Gemüther erbittert. — Der Charakter in hieſiger Gegend ſcheint allgemein gutmüthig zu ſeyn: man darf dem Boden nicht hartnäckig ſeine Gaben abtrozzen, und kargt alſo nicht mit den Gütern dieſes Lebens. Unter ſolchen Umſtänden iſt's freylich leichter, leutſelig und menſchenfreundlich zu ſeyn, als da, wo die Menſchen nur unter tauſend Sorgen und Anſtrengungen der Erde den kümmerlichſten Bedarf abgewinnen, und immer, ſo zu ſagen, um ihre Exiſtenz ringen müſſen. Das macht ſie feindſelig; jeden fremden Miteſſer betrachten ſie als einen Broddieb, und glauben ſich gegen ihn auf ihrer Hut halten zu müſſen. Haben ſolche unglückliche Menſchen vollends eine harte Regierung, welche die unter tauſend Mühſeligkeiten erkämpften Biſſen noch zur Hälfte ihnen raubt, ſo iſt das widrige Gemälde vollendet, und man fühlt ſich geneigt, eher zu den Kaffern und Hottentotten, oder ſelbſt zu den Huronen und Irokeſen zu ziehen, als länger in ſo einem Lande zu verweilen.

Man hört in und bey Straubingen nicht die ungeheuern Klagen, wodurch ſich andere Gegenden, und namentlich Nürnberg, auszeichnen; aber Bayern, beſonders auf dieſer Seite, iſt auch ein glückliches Land: der Seekrieg mag hundert Jahre dauern, wenn die Götter einen ſo beyſpielloſen Unſinn zulaſſen könnten, es wird nicht ruinirt werden. Ackerbau iſt die Baſis von allem, man kennt hier wenig oder gar nicht den unnatürlichen Unterſchied zwiſchen Fabrikanten und Feldbauern; Bayern hat auch ſehr viel Weber, aber nicht, ſo wie im ſchleſiſchen Gebirge, hinken Hunger und Verzweiflung, ſobald ihre Stühle ſtehen, hinter ihnen her; denn ſie fahren fort, bey ihrem Gewerbe die nöthigen Erzeugniſſe ſich ſelbſt zu bauen. Der Erwerbtrieb überſpannt in manchen Ländern die Verhältniſſe, und jede Ueberſpannung rächt ſich bitter an ihren Urhebern oder den Nachkommen derſelben. — Der Kronprinz von Bayern wurde gelobt und bedauert, daß ihm das Hören und Sprechen ſo ſchwer falle: wenn aber ſein Herz gut iſt, ſo wird ſein Land dereinſt dadurch nicht unglücklich werden. — Der bayerſche Soldat gehört jetzt mit zu den beſten in Europa; er iſt freylich noch roh, aber mehr gebildet, nach Art des Sachſen, würde er vielleicht mehr raiſonniren und weniger handeln; die Nationalgarden, welche ich in Straubingen ſah, gefielen mir ſehr durch ihre militairiſche Haltung. —

Dürfte es aber wohl leicht ſeyn, Bayern ſo groß zu machen, daß es Oeſtreich künftig allein die Wage halten könnte? Das iſt freylich relativ; denn Oeſtreich könnte außerordentlich klein werden, und dann wäre es leicht, ſich mit ihm zu meſſen; ſollte es aber auch nur die Hälfte ſeiner dermaligen Staaten behalten, wozu es doch vielen Anſchein hat, ſo würde die Lage von

Bayern nur mit großer Mühe bedeutende Vergrößerungen geſtatten, die ihm bequem wären. Doch das ſind Fragen, die jetzt zu Altenburg in Ungarn und zu Wien abgehandelt werden, und die man dort wohl zur Befriedigung löſen wird. Möchte man nur auch dort das große Problem löſen, Europa den Frieden zu geben!

In Straubingen findeſt Du den Appellationsrath Muſinan, einen ſehr thätigen Geſchäftsmann, und dabey ſehr wackern Gelehrten, der ſich für Wiſſenſchaften ungemein intereſſirt, beſonders aber der Geſchichte ſeine Muße widmet, und ſelbſt ein fleißiger Schriftſteller iſt. In Bayern iſt unter Maximilian Joſeph ſo mancher gute Kopf aufgeſtanden, während in Oeſtreich man ſich ſchon weniger dieſem Grade der Kultur näherte. — Angenehm wurde ich auch durch die Buchhandlung Heigl und Compagnie in Straubingen überraſcht, wo ich ein treffliches Sortiment, eine gute Leſebibliothek, und ſoviel Fleiß und Ordnung fand, daß ich nach den Anſichten, die ich ſonſt im ſüdlichern Deutſchland vom Buchhandel gehabt, hier warlich nicht urtheilen durfte. Bald wird gedachte Handlung, die auch durch die Zeitumſtände nicht wenig zurückgeſetzt wurde, ſich noch mehr auszeichnen, und gewiß dann auch das nicht kleine Verdienſt ſich erwerben, zur Erhöhung der geiſtigen Kultur in dortiger Gegend redlich beyzutragen.

Bayern macht ungleich mehr Anſtrengungen für Frankreich als Sachſen, obgleich die Kräfte beyder Staaten ſich die Wage halten, und Sachſen noch das Glück wohlgeordneter Finanzen zum voraus hat. Einestheils iſt es wohl natürlich, daß Bayern kräftiger mitwirkt, weil Oeſtreich, ſowohl 1805 als 1809, hauptſächlich auf dieſes Land ſein Augenmerk richtete; anderntheils mag aber Friedrich Auguſt, der ſeinem Reiche beynahe ein halbes Jahrhundert die Segnungen des Friedens zu erhalten wußte, Napoleon vermögen, ihn nicht mehr, als durchaus nothwendig iſt, an den Begebenheiten des Tages Theil nehmen zu laſſen. Eigentliche Ehrſucht haben die ſächſiſchen Fürſten von jeher nicht in ihren Herzen aufkommen laſſen, denn wie viele Gelegenheiten, ſich neue Länder zu erwerben, hatten ſie nicht in der Vorzeit, die ſie entweder ganz vorübergehen ließen, weil ſie ſich von der Rechtmäßigkeit des Zwecks und der Mittel nicht überzeugen konnten, oder doch nicht in ihrem Umfange benützten!

Bayern ſteht wirklich in jugendlicher Kraft da. Ich bin kein Prophet, aber mir ſcheint, es iſt noch zu hohen Dingen beſtimmt, es wird in der Weltgeſchichte noch eine bedeutende Rolle ſpielen. Ein Staat muß da ſeyn, an den die übrigen deutſchen Völker ſich lehnen, wenn einſt der auswärtige ſtarke Arm, der jetzt alles lenkt, in Staub geſunken iſt: ſollte nicht Bayern dieſe Ehre zu Theil werden? Auf Deinem Studirzimmer wirſt Du über ſowas lächeln, ich wäre in Deiner Lage wahrſcheinlich eben ſo; aber wenn man in Bayern reiſt, und den Totaleindruck empfindet, drängen ſich dergleichen Vermuthungen von ſelbſt auf. Nun, ich glaube nicht, daß Du Deutſchland darum betrauern würdeſt; erinnere Dich an Griechenland, wo erſt Athen, dann Sparta, dann Theben, und endlich Macedonien den Ton angab; in Deutſchland hatte in der neuern Zeit nur das Haus Brandenburg dieſes Glück; Sachſen, das unter Karl V. während der Reformation und im dreyßigjährigen Kriege zu dieſer Rolle berufen ſchien, ſpielte aus mancherley Gründen ſie nur halb; Bayern aber iſt noch nicht eigentlich an der Reihe geweſen, hat aber mehrmals gezeigt, daß es Neigung beſitze, ſich auszuzeichnen.

Erlaube mir, dieſen Brief noch mit einigen Dingen vermiſchten Inhalts auszuſtatten, die mir aber nicht unintereſſant ſeyn würden, wenn ich wo anders ſie läſe. Auf dieſer Reiſe glaubte ich ein deklamatoriſches Koncert von Madame X. hören zu können, weil ſie ſich auf meinem Wege befand; ein Zufall hinderte mich daran. Wie doch alles von der Zeit erwartet werden muß! Schocher, der erſte und größte deutſche Meiſter in der Deklamation, wurde vor 20 Jahren noch immer überſehen; man bewunderte ihn, hatte aber noch keinen rechten Sinn für dieſe Kunſt, und blieb in der Mehrheit dabey kalt. Jetzt iſt der Sinn überall beynahe aufgeſchloſſen, die deklamatoriſchen Koncerts werden im nördlichen Deutſchland überall gegeben, und man beſucht ſie mit Eifer. Mad. X. hat darin beſonders viel Glück gemacht, und, ſoviel das bey unſerer Nation möglich iſt, wird beynahe dadurch reich. Gleichwohl ſoll ſie auf dem Theater keinen ſo auſſerordentlichen Beyfall gehabt haben; ein Beweis, daß theatraliſche Darſtellung und Deklamation zwar zwey Schweſtern ſind, aber doch auch gewiſſermaßen jede für ſich gehen können. Die chronique scandaleuse läßt Mad. X. nicht ungeneckt, und behauptet, ſie würde mit ihren

Talenten

Talenten noch ungleich mehr Glück machen, und vor allem mehr Nutzen ſchaffen, wenn ſie ſich ihrem Temperamente nicht zu ſehr hingäbe, oder wenigſtens ſtrengere Auswahl träfe, und den Genuß des Lebens beſſer verſchleyerte. — Du hebſt drohend den Finger auf, ich verſtehe dieſen Wink, und gebe zu, daß ich im Begriff bin, meine Grenzen als Schriftſteller zu überſchreiten, oder vielleicht ſchon ſie überſchritten habe.

In Regensburg machte ich mit zwey Dänen Bekanntſchaft, welche die Beſuchung des Kriegstheaters ſich auch zum Zweck gemacht zu haben ſchienen; der eine erklärte ſich Militair von Profeſſion zu ſeyn, ich konnte aber von ſeinen Bemerkungen, die ganz originell ſchief waren, durchaus nichts benützen, ob er gleich eben von Abensberg und Eckmühl herkam. Dieſe beyden Männer wurden aber beſonders mir darum merkwürdig, weil ſie mit Leib und Seele gegen England eingenommen waren, und ihre Geſinnung nur Nachhall der öffentlichen Meynung in Dänemark zu ſeyn ſchien, wie ſie auch beſtimmt uns verſicherten. Wundern darf uns freylich dieſe Erſcheinung nicht, denn wer gewaltthätig handeln will, muß wenigſtens den Eclat vermeiden; hier war es aber gerade, als ob die Engländer ihn geſucht hätten, und nun noch zum Uebermaaße Schimpf hinzufügten, nämlich, daß es gerade Dänemarks Hauptſtadt war, die ſie zu Grunde richteten. Ein franzöſiſcher Oberſter ſaß neben mir an der Tafel und lächelte über die Hitze der Dänen.

Sie glauben alſo wirklich, daß ſich England ſehr gegen Ihr Vaterland vergangen hat?

Allerdings. Wer kann das bezweifeln?

Wie aber? Wenn Frankreich die däniſche Flotte wirklich zu nehmen in Begriff ſtand, und England alſo nur ihm zuvorkam?

Das hätte Frankreich nicht gethan.

Und ich behaupte unbedenklich, daß es Frankreich gethan hätte.

Ich wollte dem Oberſten nicht widerſprechen, ſo wenig Gefahr dabey war, da er gegen ſeine eigne Regierung ſprach; allein feſt bin ich überzeugt, daß der franzöſiſche Hof nun und ewig nicht auf ſo grobe Art, wie die Engländer, die Dänen vor den Kopf geſtoßen hätte. Die Flotte? ey! wer auf gute Manier ſie bekommen konnte, dem war es nicht zu verargen, in ſofern man gegen den Feind ſie brauchte; aber nur nicht ſo, ſicherlich nicht ſo, hätte Frankreich ſie erlangen mögen.

Anekdoten. Erſte Anekdote.

In Regensburg brannte, wie ſchon bemerkt, das ehemalige Jeſuiterkollegium am 23. April mit ab, und die Bleſſirten, die ſich nicht retten konnten, kamen alle darin um. Aber es fand ſich für ſie doch auch ein helfender Engel, nämlich der **Regens** der angehenden katholiſchen Geiſtlichen, der ſchaffte gegen dreyßig ſolcher Unglücklichen aus dem brennenden Kollegium heraus. Da ſtand der edle Mann, und freute ſich ſeines Werks, aber ach! jetzt ſtürzten rohe Sieger herbey, und hieben die Geretteten, ohne ihrer Wehrloſigkeit, ohne ihres Elends zu achten, alle nieder. Der **Regens** ſtand da, wie der Schutzgeiſt manches Sterblichen, den er vergebens vom Rande des Abgrunds zurückhielt, und brach bloß in die Worte aus:

Nun, iſt doch alle meine Mühe verloren! Das war ſie hier, mein geliebter Bruder, aber laß dich dadurch in deinem ſchönen Eifer nicht müde machen, denn ſelbſt hier war ja wenigſtens das Beyſpiel, welches du gabſt, nicht verloren.

Zweyte Anekdote. Seltene Impertinenz.

Im Sommer 1809 kam der König von Bayern nach Augsburg, und man hatte für ihn das Abſteigequartier in den **Mohren** beſtimmt. Ein N . . . ſcher Brigadegeneral lag in den Mohren, und weigerte ſich jetzt, dem Könige Platz zu machen. Dieſer dachte ſicher zu groß, um mit einem bloßen General über Decenz zu ſtreiten, und logirte ſich in dem Hauſe ein, was er vorher dem General **Wrede** geſchenkt hatte. In Augsburg herrſchte damals hierüber nur eine Stimme, die des allgemeinen Unwillens, es wurde aber, wie billig, davon nichts in den Zeitungen erwähnt, wir glaubten aber hier befugt zu ſeyn, es öffentlich zu rügen.

Dritte Anekdote. Schönes Beyſpiel von Uneigennützigkeit.

Der Diviſionsgeneral **Moulins**, Kommandant von Augsburg, gab dieſen Sommer einen Ball für ſeine Offiziere und alle Honoratioren der Stadt; ja er hatte ſogar alle gemeine Franzoſen eingeladen, und letztere erhielten Abendbrod, Bier, Schnaps und ſelbſt Wein. Die Väter der Stadt konnten ſich nicht recht freuen, denn man hatte ein neuerliches Beyſpiel in Augsburg, daß ein ſolches Feſt zwar auch gegeben, aber lediglich auf Koſten des Gemeinweſens gegeben worden war. Nicht ſo hier. General **Moulins** verlangte am andern Tage die Rechnung, und bezahlte alles aus ſeiner Börſe.

Vierzehnter Brief.

Paſſau, den 13. Septbr. 1809.

Himmel! welch' eine Arbeit! würdeſt Du ausrufen, wenn Du hier wärſt, und das unermeßliche Werk ſäheſt, was man in Kurzem hier geſchaffen hat. Denke Dir eine Stadt von 888 Häuſern, und 9900 Einwohnern, wie Paſſau, die jetzt in möglichſter Schnelle mit den feſteſten Verſchanzungen umgeben werden ſoll; ſo haſt Du ein Bild von der Thätigkeit, die hier herrſchen muß. Bis auf zwanzig Stunden in die Runde werden die Schanzarbeiter in Requiſition geſetzt, und nicht eher wieder entlaſſen, als bis ſie durch andere abgelöſt ſind. Da giebt es natürlich manches unzufriedene Geſicht, denn an Bezahlung iſt nicht zu denken. „Schläge ſetzt es,“ rief man aus, „als Zugabe.“ — Man muß große Abſichten mit Paſſau haben, ſonſt würde man nicht ſo erſtaunend viel darauf verwenden; es ſoll wahrſcheinlich ein unüberſteigliches Bollwerk gegen jeden Feind werden, der von Oberöſtreich aus in

Bayern eindringen will. Dazu iſt es freylich ſeiner Lage nach vollkommen geeignet; drey Flüſſe, die Donau, der Inn und die Ilz vereinigen ſich dort mit einander, überall ſind Berge, welche die Vertheidigung erleichtern, und das biſchöfliche Schloß Oberhaus, auf einem Berge, iſt ſchon an ſich ein bedeutendes Fort. Man zieht jeden Berg in die Befeſtigung ein, den der Feind noch benutzen könnte, wenn er auch gleich entfernter liegt; wodurch aber freylich auch die Folge entſteht, daß das Ganze nicht unter 50,000 Mann wird gehörig beſetzt werden können.

Funfzigtauſend Mann! — Du ſchüttelſt den Kopf, denn das iſt mehr als Bayern gegenwärtig an regulirten Truppen auf den Beinen hat. Und das alles in eine Feſtung? Warum nicht? könnte ich antworten: wäre es nicht gut geweſen, wenn z. B. im April d. J. Bayern ſeine ganze Armee in Paſſau hätte konzentriren können? Was wäre da aus der öſtreichiſchen Invaſion in Bayern geworden? Sie hätte mit den erſten Schritten über die Grenze bey Paſſaus Belagerung anfangen müſſen. Das konnte man nicht, ohne den größten Theil des Heeres dabey zu verwenden, ſo daß der übrige Theil zu ſchwach war, weiter vorzudringen. Ueber dieſer Belagerung verging aber ſoviel Zeit, daß die Franzoſen mit aller Bequemlichkeit zum Entſatz anrücken konnten. Wie oft hat die bayerſche Armee nicht ſchon vor Oeſtreich ſich zurückziehen, und das ganze Land Preis geben müſſen, blos weil keine ſolche Feſtung vorhanden war! dergleichen Zufluchtsörter ſind alſo immer höchſt ſchätzbar, wenn man in der Noth ſie zu brauchen weiß: was war Magdeburg nicht für den großen Friedrich, freylich aber wie wenig für ſeinen Enkelneffen *)! Einige wollen, dieſe außerordentliche Befeſtigung eines bayerſchen Grenzorts deute eben nicht dahin, daß Bayerns Grenzen in dem jetzt zu erwartenden Frieden weit hinausgerückt werden ſollten; etwas ſpricht für dieſe Vermuthung, allein wenn der König nach franzöſiſchen Grundſätzen handelt, ſorgt er auch da, wo nur mögliche Gefahr vorhanden iſt. — Das Fort Napoleon iſt ſehr ſtark, und das einzige, was man gehörig ſehen kann, weil die Straße nach Schärdingen durchgeht, und es alſo nicht zu verſperren iſt. Andere Schanzen

---

*) Enkelneffe — eine neue Wortprägung! Kleinneffe wollten wir nicht ſagen, weil's eben ſo wenig im Gebrauch iſt.

beſah ich zwar auch, wurde aber in der Mitte angehalten.

Sie dürfen nicht weiter, es müßte denn der Hauptmann es erlauben.

Wo iſt der?

Nicht weit, dort in der Hütte.

Ich ſprach ihn an, aber er konnte, ſeiner Verſicherung nach, mir nicht willfahren, ja er rief mich, als ich ſchon weg war, noch zurück, und warnte mich: meine Neugier nicht bey andern Seiten der Feſtung bemerkbar werden zu laſſen, weil man mich ſonſt leicht in Verhaft nehmen, und mir wenigſtens dadurch, daß ich von einem zum andern geführt würde, Unruhe und Aufenthalt verurſachen könnte. Begnüge Dich alſo an meinem guten Willen, der am Ende auch hinreichend iſt; denn ohne Zeichnungen, die ſelbſt in Friedenszeiten niemand davon verfertigen darf, kann ja ſelbſt der erfahrne Militair aus ſolchen Beſchreibungen nicht klug werden. — Viel Opfer haben gebracht werden müſſen, um Paſſau zu befeſtigen, gegen achtzig Häuſer wurden abgebrochen, deren Beſitzer oft nicht blos ihr Eigenthum, ſondern auch ihr Gewerbe verloren, z. B. Wundärzte, Kaffeeſchenken, Gaſtwirthe ꝛc. Wie hart iſt es für dieſe Leute, wenn ſie auch in die

Stadt ziehen wollen, da ſie jetzt eingeengt iſt, ein ſchickliches Lokale zu finden! Wie ſchwer, wenn dieß auch gefunden wird, die vorige Kundſchaft wieder zu erlangen! Dafür dürften ſie wohl nie Entſchädigung bekommen, und ſelbſt diejenige, die nach dem taxirten Verluſt der Häuſer ihnen gebührt, kann man bey dem jetzigen Finanzzuſtande ihnen noch nicht angedeihen laſſen.

Ruinen ſind an der Tagesordnung, in der phyſiſchen, wie in der moraliſchen Welt; laß uns hoffen, daß auf ihnen ein freundlicher Bau emporſteigen werde. Paſſau beſteht aus drey Theilen, dem eigentlichen Paſſau, der Ilzſtadt und der Innſtadt; letztere gerieth, man weiß nicht wie, dieſen Sommer in Brand, und es blieben nicht mehr als 13 Häuſer ſtehen. Das Feuer fing um 4 Uhr Nachmittags an, die Schanze Napoleon beſchäftigte ſo eben wohl tauſend Arbeiter, die zum Löſchen gebraucht werden konnten, aber man erlaubte ihnen nicht, hinzueilen, weil man den Brand für unbedeutend hielt. Der Inn ſtrömt vor dem Orte vorbey, die ſämmtlichen Einwohner von Paſſau konnten ſo leicht ihre Arme leihen, und doch — wer ſollte es glauben? ward alles von den Flammen verzehrt. Staaten und Städte gehen heut zu Tage unter, ohne daß man die Möglichkeit im Voraus ſich denken kann.

Die Ilzſtadt iſt ſehr ſchlecht gebaut, das ſchwarze Waſſer erinnert unwillkührlich an den Höllenfluß; ich war begierig davon zu koſten, fand aber den Geſchmack von anderem Waſſer nicht verſchieden; vermuthlich kommt die Farbe deſſelben mehr von dem Grunde her, über den es hinfließt. Höchſt romantiſch ſind hier herum die Anſichten, beſonders am Oberhausberge, den wir mit vieler Anſtrengung erſtiegen: von da ſtellt ſich ein Raubſchloß dar, was in Abſicht auf den Umfang und die Feſtigkeit zu den ſeltenſten ſeiner Gattung gehört; es iſt ungefähr eine halbe Stunde von Paſſau entfernt. — Wenn Du wohlfeil reiſen willſt, ſo mußt Du Dich vor Gegenden hüten, wo das Kriegstheater war, Denn Du mußt als Reiſender das wieder einbringen helfen, was man den Kriegern gegeben hat. Ich fand in Paſſau alles voll Militair, und ſchätzte mich glücklich, nur ein Zimmer noch zu bekommen: die Einquartierung war noch mit Beköſtigung verbunden, und alſo ſehr drückend; in dem Monat Auguſt d. J. hatte man allein 148000 Mann zu Paſſau bequartieren und beköſtigen müſſen. Dieß iſt nach den Tagen gerechnet; wenn ein Mann acht Tage bleibt, ſo rechnet man ihn für acht Mann, und den Offizier, nach ſeinem Grade, auf einen Tag auch für vier, oder ſechs oder acht Mann, weil er in der That ſoviel koſtet. Das gäbe 296,000 ordinaire Mahlzeiten, das Frühſtück ungerechnet: iſt es nicht zum Erſtaunen, daß die Menſchen noch ſoviel aufbringen, und wenigſtens noch das Leben dabey erhalten?

Die Reiſebeſchreiber ſagen von den Paſſauerinnen nicht zuviel, ſie ſind wirklich ſehr reizend, wenn man nur flüchtig auf den Gaſſen ſie betrachtet; auf Bällen und Pikniks, die jetzt bey der Kriegsnoth nicht Statt finden, ſoll man ſonſt eine wahre Grazienwelt erblicken. — Ich erkundigte mich auch hier nach dem Benehmen der kriegeriſchen Schaaren. Ja, hieß es, ob wir gleich jetzt Landsleute ſind, haben die Bayern uns doch oft härter als die Franzoſen behandelt, und vieles mit Gewalt uns weggenommen; die Sachſen waren auch nicht viel ſchonender, nur ihre Fußgarde betrug ſich muſterhaft; die Oeſtreicher waren mit allem zufrieden, aber höchſt unvorſichtig, die Gegner konnten auch hier ſie leicht überraſchen. — Die Reſidenz des ehemaligen Biſchofs iſt nicht unangenehm, aber die Domkirche iſt mit lauter bunten Gemälden überladen, dagegen iſt die Pfarrkirche deſto einfacher. — Auf jedem Schiffe, das nach Wien fuhr, fanden ſich Soldaten ein, Offiziere und Gemeine, Reiterey und Fußvolk, in bunter Miſchung, Deutſche, Franzoſen, Italiäner; es wurde nicht gefragt, ob die Schiffer ſie gern ſähen; genug, daß ſie einerley Beſtimmungsort hatten.

Wer die himmliſche Fahrt auf dem Rhein von Maynz nach Kölln mit der gewöhnlichen Waſſerdiligence gemacht hat, der möchte doch auf der Donau einen ſtarken Abſtand finden. Die wild bewachsenen Berge gewähren freylich manches Vergnügen, aber ſie ermüden einigermaßen in die Länge, wenn ſie ohne alle Spur von menſchlichem Fleiße ſo fortlaufen. Dabey hat man mit Menſchen zu thun, die an Stupidität ihres Gleichen ſuchen, ich meyne die Donauſchiffer; wenn ſie auch zum funfzigſtenmale ſchon dieſen Weg machen, ſo ſind ſie oft eben noch ſo unbehülflich als das erſtemal; wenn die Witterung nur etwas nebelicht, oder der Wind etwas ſtark iſt, ſo können ſie nicht fahren, und bey allem Zaudern iſt's doch nicht ſelten, daß ein Schiff verunglückt, wie denn eben wenige Tage vor uns ein Schiff, worauf ſich viele Franzoſen, theils

Offiziere, theils Gemeine befanden, mit Mann und Maus untergegangen war. Die eignen Schiffe ſind jetzt nicht ſo leicht zu haben, und die Geſellſchaften dazu ſchwer zuſammenzubringen, oder es fehlt an Ruderern, weil jetzt die Handwerksburſche, welche ſonſt dieſes Geſchäft gern über ſich nehmen, aus Furcht zum Militair gezwungen zu werden, nicht ſehr ins Kaiſerliche wallfahrten. Mit der Regensburger Ordinary oder dem ſogenannten Kellheimer, iſt die Fahrt ſehr langweilig, und aus Mangel an Raum noch dazu ſehr unbequem. Bey dem Grenzmauthort Engelhardszell kann man zwey, auch drey Tage liegen bleiben, je nachdem viel oder weniger Güter geladen ſind; dort iſt man aber faſt ſo iſolirt, wie auf einer wüſten Inſel, und lernt die Langeweile gewiß kennen, wenn ſie einem noch ſo fremd bisher war. — Hat man ſich aber auf ein Schiff verdingt, ſo iſt man keinen Augenblick ſicher, daß der ehrliche Mann davon fährt. So ging es mir in Paſſau. Viermal war ich am Waſſer des Nachmittags, um nachzufragen, ob er noch den Abend oder den folgenden Morgen fortführe; endlich erhielt ich den Beſcheid, es geſchähe erſt morgen. Früh eilte ich aufs Beſte, ließ aber zur Vorſorge nochmals mich erkundigen, wenn es fortginge, die Antwort lautete: in einer halben Stunde. Ich ging jedoch ſchon mit zehn Minuten hin, und ſiehe! eben war er fort. Ich miethete jetzt einen eignen Kahn, um nachzufahren, und war ſo glücklich, wenigſtens ein anderes Schiff einzuholen, aber kaum hatte ich zwey Stunden darauf verweilt, als bey unſerm Eintreffen ein neuer Unglücksſtern über mir aufging. Aus Gefälligkeit nahm ich für den Fürſten L. in Linz die Naturgeſchichte von **Humbold** und **Bonpland** nebſt den Kupfern und Charten mit; meine Effekten machten keinen Aufenthalt, aber dieſes unſchuldige Werk; das Paquet wurde erſt geöffnet, und dann hinterdrein noch plombirt; mein Schiffer hatte nicht viel auf der Mauth zu thun, wartete alſo nicht länger, und ich ſah mich in Engelhardszell zurückgelaſſen, wo ich nach langen 6 Stunden erſt mit einem Floſſe noch Gelegenheit fand, weiter zu gehen. In Linz lagen wir 24 Stunden, weil wir nicht eher durch die Schiffbrücke konnten; in Stein legten wir um 10 Uhr früh ſchon an, weil der Wind nicht gelegen ſchien; ich war endlich froh, daß ich geſunde Füße hatte, überließ meine Sachen dem Floßmeiſter, und machte die Tour von Stein bis

Wien, die mit Extrapoſt mich 48 Gulden Papier koſten ſollte, ohne Beſchwerde in einem Tage. Verzeihe mir dieſe kleine Darſtellung meiner Reiſeabentheuer, ich muß auf alle Weiſe es verſuchen, die Leſer für mich zu intereſſiren, bald durch mich ſelbſt, bald durch geſammelte Fakta.

Laß mich Dir offen geſtehen, daß ich nicht ſelten in Verlegenheit komme, wenn ich dieß oder jenes von den Siegern erzählen höre, weil ich nicht weiß, in wiefern Partheygeiſt die Farben dazu gemiſcht, oder ob man nicht ungerechterweiſe vielen imputirt, was nur wenigere verſchuldet haben. Fakta, wie die nachſtehenden, habe ich freylich von den Einwohnern der Ortſchaften ſelbſt, die es traf, und ihre Erzählungen lauteten ganz einfach, aber — nun ich wünſchte wenigſtens, daß es ſich anders verhielte.

Von Straubingen nach Paſſau führt der Weg über Plattling und Vilshofen. Im April d. J. kampirten die Franzoſen, auf ihrem Marſche nach Oeſtreich, nicht weit von dem Marktflecken Plattling, und plünderten in der einzigen Nacht, die ſie dort zubrachten, alle benachbarte Oerter aus. Nun habe ich freylich auf dieſer Route nur öffentliche Häuſer im Innern ſehen können, allein nirgends habe ich irgend einen auffallenden Mangel an Hausgeräthe, an Kleidung ꝛc. bemerkt; hier iſt alſo doch wohl Vergrößerung anzunehmen. — Schardingen, die erſte Stadt in Oeſtreich, am Inn gelegen, mit 300 Häuſern und einem Schloß, hatte das Unglück, daß es dort zwiſchen dem Sieger und den Oeſtreichern zu einem Gefecht kam, und erſterer durch Haubitzen das Städtchen in Brand ſteckte. Es brannte ganz ab, und nun, klagt man, plünderte er noch die Keller, wo die Einwohner ihre Effekten etwa hin gerettet hatten. Wie doch aber auch zwey Worte die Sache ändern können! Ganz beſtimmt hat er mit löſchen wollen, denn von der Seite haben wenigſtens die Franzoſen in hundert Fällen ſich ausgezeichnet; ganz beſtimmt hat er auch Effekten gerettet, und dieß hat Gelegenheit gegeben, daß Raubſüchtige auch dabey Exzeſſe begingen; ganz beſtimmt hält man viele Dinge für geplündert, welche das Feuer wirklich verzehrt hat. Ich bin kein Schutzredner der Franzoſen, denn es iſt ausgemacht, daß je länger der Krieg dauert, deſto mehr die Disziplin leiden muß; allein ſo geradehin, ohne mildernde Umſtände, darf man auch nicht Anſchuldigungen ſich erlauben.

Von Landshut aus, auf der Straße nach Regensburg, ſoll auch viel geplündert worden ſeyn —

ſeyn — ſie hatten Landshut forcirt, und wo iſt dann das Heer, welches einen ſolchen Ort und die nächſt anliegenden Ortſchaften nicht hart mitnähme? — In Oeſtreich ruinirten die früher gekommenen Sieger (man nennt darunter, ich weiß nicht mit welchem Recht, die Garden) ſoviel, daß die Nachfolgenden durchaus nichts mehr fanden. Iſt dieſes wirklich geſchehen, ſo iſt das grauſam gegen die Einwohner, und nicht minder barbariſch gegen die eignen Kameraden. Aber man vergeſſe zwey Punkte nicht, welche eben ſo gegründet ſind, als manche Beſchuldigungen:

1. Sey es aus paniſchem Schrecken, weil man die Franzoſen dießmal für ſehr erbittert hielt, oder aus geheimen Inſinuationen der Regierung, welche fälſchlicherweiſe ſich einbildete, man könne hierdurch, wie in den ruſſiſchen Steppen, dem Feinde die Subſiſtenz unmöglich machen: genug viele tauſend Einwohner flohen bey Annäherung der Franzoſen und nahmen alles Bewegliche mit. Da war alſo nun ſo wenig für die zuerſt, als für die zuletzt gekommenen Krieger, etwas vorhanden. Unkundige glaubten dann, es ſey alles ausgeplündert worden.

2. Wenn nun der Krieger nach zurückgelegten Eilmärſchen und harten Sträpatzen Abends hungrig und kraftlos in ein Dorf kam, und alles verlaſſen fand: mußte ihn das nicht erbittern? Wäre es ein Wunder geweſen, wenn er möglichſt alles zerſtört hätte? Indeſſen iſt mir nicht bekannt, daß man deshalb die Dörfer niedergebrannt hätte, Oefen, Fenſter und Thüren mögen allerdings es haben entgelten müſſen. Das iſt wohl das Geringſte, was der ſich verſprechen darf, der ſeine Behauſung völlig Preis giebt.

Im Juny d. J. ging ein Reiſender, der ins franzöſiſche Hauptquartier wollte, durch Oberöſtreich; er fand bey Wels, Linz, Braunau, damals keine andere Nahrung, als Kommißbrod, womit er und ſein Pferd acht Tage ſich behelfen mußten, und was er noch bloß auf vieles Bitten, gegen gute Bezahlung, von Marquetendern erhielt. Was ihn am meiſten rührte, waren zehn Menſchen, die ſich an einen Pflug geſpannt hatten, und ein Feld ackerten. Ein anderer Reiſender, der im July von Wien kam, und den Weg auch zu Lande gemacht hatte, rief mir zu: wenn Sie dieſe Verwüſtungen ſehen, und dann noch nicht an einer Vorſehung zweifeln, ſo muß

Ihr Glaube unerſchütterlich ſeyn. Allein einzelne Scenen des Elends abgerechnet, die gewiß ſo gräßlich ſind, daß ſie jede Schilderung übertreffen, darf ich auch behaupten, daß die Phantaſie hier ihr Spiel getrieben hat: denn Erſtens hielt man alles für verheert, was doch, wie ſo eben bemerkt worden, nur Spuren des Rückzugs der Einwohner waren, die im Grunde hierdurch mehr retteten, als Haus und Hof werth waren. Zweytens vergaß man, daß Oeſtreich kein Pommern oder Oſtpreußen iſt; wo dort halbe Jahrhunderte dazu gehören, um ſich zu erholen, iſts hier in einem halben Jahrzehende gethan. Drittens waren die Landleute jetzt ſchon ſehr vermögend, und haben gewiß ſehr viel Geld oder Papier gerettet, worin der Bauer gemeinhin eher zu vorſichtig und ängſtlich, als zu nachläßig iſt. Viertens war der öſtreichiſche Landmann in der That zu wohlhabend, wenn ihm alſo bloß der Ueberfluß genommen wird, ſo iſt dieß für ihn, ſo wie für ſeine Mitbürger, eine Wohlthat; wahrhaft zu bedauern ſind die bloßen Hausbeſitzer auf dem Lande, die auch das Nothwendige verloren haben.

Der Menſch, er lebe faſt, wo er wolle, wird ein häßliches Geſchöpf, wenn nicht von Zeit zu Zeit die kalte Hand der Noth ihn ſchüttelt; er wird gleichgültig gegen das Elend ſeiner Mitbrüder; denn er weiß ja nicht, was Mangel heißt, und kann ſo, wie jener Praſſer, einem Armen antworten:

> Was! der Kerl nennt ſich unglücklich, und hat doch großen Hunger! Wollte Gott, ich hätte ſeinen Hunger!

In Gegenden, die ſchon ohnehin arm ſind, darf dieſe Arzney nicht ſtark ſeyn, weil ſie ſonſt ſchadet, anſtatt zu nützen, aber in Provinzen, wie Oeſtreich, kann ein ſtarkes Korrektionsmittel an ſeiner Stelle ſeyn, nur könnte freylich auch hier ein nimium eintreten. Du wirſt mich dieſer Aeußerungen wegen nicht für hartherzig ſchelten. Mein Freund, ich darf keck es ſagen, ich weiß, was Leiden ſind; aber ich behaupte auch: es giebt nicht ſoviel Elend in der Welt, als mancher in ſeinem Trübſinne denkt, oder uns ſchildert. So wie faſt keine Freude rein iſt, ſo hat auch jedes Uebel ſein emolliens neben ſich. Ich will, um zu den Kriegsſcenen ein emolliens hinzuzufügen, Dich zu einem originellen Gemälde führen. Ich fand dieſes zu Vilshofen auf der Poſt: ein abkonterfeyter Schwan, der ein Menſchengeſicht, was ſehr ominös ausſieht, zwiſchen den Beinen hat, und es mit dem Schnabel kräftig bey der Naſe zupft; gleichwohl ſteht als Inſchrift: zupf Dich ſelbſt bey Deiner Naſe; das Zupfen antecedens ſoll hier alſo nur auf das Zupfen subsequens hindeuten. Im untern Theile des Gemäldes kehren zwey Weibsleute vor ihrer Thüre, mit der Admonition: kehre jeder vor ſeiner Thür, ſo bleibt es rein bey Dir und mir.

Marſchall Maſſena ſoll der reichſte Privatmann ſeyn, man ſchlägt ſein Vermögen auf 40 Millionen Franks an. Sollte das nicht ein wenig zu hoch taxirt ſeyn? Dieſe Erſcheinung erklärt ſich durch die vielen Siege, welche Maſſena erfocht, durch die hohen Poſten und Kommandos, welche er bekleidete; durch die Großmuth Napoleons endlich, der ſeine Feldherren ja wahrhaft kaiſerlich belohnt. Unwillkührlich erinnert man ſich hier an die Römerzeiten, wo dergleichen Glücksgüter auch nur allein möglich waren. — Die Stadt Augsburg lieferte täglich für ihn 300 Bouteillen Wein. — Den Weinkellern wird jetzt ſtark zugeſprochen; ein Graf Döring zwiſchen Straubingen und Plattling, hatte ſehr anſehnliche Vorräthe, man adreſſirte ſich an ihn, er übte Gaſtfreyheit, und binnen einigen Tagen hatte man um 6000 Gulden bey ihm ausgetrunken.

Ich übernachtete in Oſterhofen, einem Städtchen zwiſchen Plattling und Vilshofen, wo wir bey dem Wirth *Höfer* recht gut bewirthet wurden. Ich wunderte mich ſehr, einen Saal mit Marmor gepflaſtert zu ſehen, der nicht etwa von der ſchlechteſten Art war; man berichtete mich, daß er aus Salzburg in Menge käme, und daher ſo wohlfeil wäre. Man verſicherte mich hier, daß die Franzoſen bey ihrem Einmarſch in Bayern ziemlich brüsk geweſen wären; aber jetzt einen ungleich mildern Ton angenommen hätten. — Die bayerſchen Mädchen aus den untern Klaſſen ſind ſehr körnicht; ich finde aber nicht, daß ſie, wie man ihnen Schuld gegeben hat, beſiegbarer als anderwärts geweſen wären. —

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Ein junger Kaufmann, mit dem ich von Straubingen bis Vilshofen ging, hatte in Bayern den letzten Winter ein Abentheuer gehabt, was ich zur Warnung für Reiſende hier erzähle.

Er traf in einem Marktflecken bey einem bekannten Wirthe ein, und fand dort einen ſehr beredten Mann und angenehmen Geſellſchafter, der als Geiſtlicher von allen geachtet ward. Einige Stunden Unterhaltung reichten hin, ſich bekannter zu machen; der Geiſtliche that ihm alſo den Vorſchlag zu einer Luſtpartie, welche man zu einem alten Fräulein, acht Stunden von da, zu Schlitten machen wollte. Der Kaufmann willigte ein, ſie ſchliefen beyde auf einem Zimmer. Er hatte viel Geld bey ſich, das übergab er jedoch vor der Abfahrt dem Wirth, nebſt einer goldnen Uhr. Sie hatten eine Waldung, fünf Stunden in die Länge, zu paſſiren; mitten darin brach der Geiſtliche auf einmal in die Frage aus: wie, wenn hier Räuber kämen?

Das würde mich nicht ſehr ſchrecken, ich habe nicht viel bey mir, ſelbſt meine Uhr iſt bey dem Wirthe verwahrt; alſo könnte ich wenig verlieren.

Sie kamen an, das Fräulein nahm den Geiſtlichen und deſſen mitgebrachten Gaſt höflich auf; die Bewirthung war jedoch ſehr kärglich. Man wies beyden zu Nacht ein gemeinſchaftliches Zimmer an, und dieſe empfahlen ſich, weil ſie morgen früh ſchon abreiſen wollten. Außer dem Fräulein und ihrem Bruder, einem rohen Landjunker, war noch eine ſehr reizende und verliebte Nichte da; dieſe kam um Mitternacht zu dem Geiſtlichen, und blieb mit ihm noch auf, der Kaufmann ſchlief darüber ein. — Zwiſchen 8 und 9 Uhr wollte man erſt abfahren, allein der Geiſtliche weckte ſeinen Begleiter ſchon um 4 Uhr, ohne einen gültigen Grund anzuführen, warum er ſo eile. Dem Knechte, welcher das Pferd brachte und anſpannte, wurde geſagt: er könne nur wieder ſich niederlegen, weil man ihn nicht mehr brauche. Das junge Fräulein hatte ſich früh bey ihnen wieder eingefunden, und in laute Klagen über die Tante ſich ergoſſen, die ihr jede Freude mißgönne, und ſie ſtets eingekerkert halte. Als es zum Einſteigen kam, war ſie auch da mit einem Reiſebündel. Der Kaufmann ſtutzte; er begriff, daß es hier auf eine Entführung abgeſehen war, und fing an dagegen zu proteſtiren. „Ich bin,“ ſagte er, „in hieſiger Gegend bekannt, komme öfterer hierher, wie könnte ich alſo mich ſolchen Ungelegenheiten ausſetzen?“ — Der Geiſtliche ſagte nicht viel dafür, auch nicht viel dawider; aber das Fräulein weinte bitterlich, zog ſich zurück, und ſie fuhren ab, kamen auch ohne weiteren Anſtoß wieder in ihrem Wirthshauſe an. Der Kaufmann hatte für den Geiſtlichen einige Thaler ausgelegt, die ihm dieſer an einem gewiſſen Orte, wo ſie wieder zuſammentreffen würden, zurückzuzahlen verſprach; aber der Geiſtliche ließ ſich nirgends mehr ſehen, und da, wo er behauptet hatte zu wohnen und als Oekonomieverwalter angeſtellt zu ſeyn, war er gar nicht bekannt. Endlich erſchien ſein Name in den Zeitungen; er war zwar ſeinem Berufe nach urſprünglich ein katholiſcher Geiſtlicher, hatte ſich aber nicht mehr dem gemäß verhalten, verſchiedene Mädchen verführt, und mehrere Große um anſehnliche Summen geprellt, und war jetzt wirkliches Mitglied einer Räuberbande. Das hier Geleſene kann jeden Jüngling warnen, ſich nicht unüberlegt mit dem erſten, beſten Fremden einzulaſſen. Daß es hier ſo ſchlimm nicht ablief, hatte der junge Mann mehr dem Zufalle als ſeiner Klugheit zu danken; denn in der erſten Nacht, welche er mit dem Geiſtlichen auf einem Zimmer im Wirthshauſe ſchlief, hatte er ſein ganzes Geld bey ſich, und man weiß nicht, warum der Betrüger die ſo günſtigen Augenblicke, ihn zu berauben, vorübergehen ließ.

Zweyte Anekdote.

Vor drey Jahren bekamen in Plattling franzöſiſche Soldaten Händel mit bayerſchen Landleuten, dieſe flüchteten, wurden aber mit dem Säbel in der Fauſt verfolgt. Da des Lärmens kein Ende wurde, und der Amtmann einſehen mochte, daß eigentlich das meiſte Unrecht auf Seiten des Militairs ſey; ſo ließ er noch eine Aufforderung zur Ruhe an daſſelbe ergehen, und da auch dieſe nicht fruchtete, befahl er, auf ſeine Verantwortung Sturm zu läuten. In Kurzem waren die Bewohner der Gegend mit Spießen und Stangen bey der Hand, die Krieger ſahen ſich übermannt, und baten um gutes Wetter. Allein der eine konnte ſein Rachgefühl, daß er hätte nachgeben müſſen, nicht unterdrücken, und legte in der Wuth Feuer an, wodurch 8 Häuſer abbrannten; er wurde aber als Thäter bekannt, und bald darauf in Paſſau erſchoſſen.

Funfzehnter Brief.

Linz, den 16. Septbr. 1809

Hier bin ich wieder, Gott weiß mit welchen Empfindungen. Gern hätte ich noch unterwegs verweilt, aber ich ängſtigte mich bey dem Gedanken, der Krieg könne aufs neue ausbrechen, und den Reiſenden hernach die Erlaubniß, nach Wien zu gehen, verſagt werden. Wie peinlich müßte es für mich geweſen ſeyn, nachdem ich über 90 Meilen ſchon gemacht, wieder umzukehren, und meinen ganzen Plan vereitelt zu ſehen! Es war mir alſo wie einem, dem eine große Laſt abgewälzt iſt, als ich von dem Platzkommandanten in Linz herauskam, und mein Bon pour aller à Vienne in der Taſche hatte. Bis hieher frohlockt man mit ſeinen Bankozetteln, denn um 20 Kaiſerkreuzer hat man den Gulden eingewechſelt, und bezahlt doch ſeine Bedürfniſſe kaum noch einmal ſo hoch, als in gutem Gelde; allein hier wurde ich ſchon gewahr, daß man wenigſtens in den Gaſthöfen pünktlich zu berechnen verſtand. Nur das arme Theater dauerte mich, ich nahm einen Zweyguldenzettel, der zu der Entree beſtimmt war, und verlangte ein Billet in den zweyten Rang, es koſtete in Papier — 24 Xr. alſo eigentlich 8 Xr. baar Geld. Ich genoß an Erfriſchungen ein großes Glas Mandelmilch, eine Menge gutes Backwerk, und bezahlte für alles 45 Xr. d. i. 15 Xr. Durch ſolche Wohlfeilheit war ich in meinem Leben nicht überraſcht worden.

Verlaſſet euch nicht auf Fürſten — dieſe Worte hätte ich durchaus nicht vergeſſen ſollen. Aus bloßer Gefälligkeit hatte ich mich mit der erwähnten Naturgeſchichte für den Fürſt L. in Linz befaßt; Zufall und Unverſtand hatten in Engelhardszell mir deswegen den unangenehmſten

Aufenthalt zugezogen, und jetzt fanden Se. Durchl. nicht einmal für gut, mir mit zwey Worten zu danken. Sie hatten zwar die Gnade, eine Stunde mit mir zu ſprechen, aber ohne mir einen Stuhl anzubieten, und ich, dem man dieſen Fürſten als äußerſt human, als ganz frey von Rangſtolz geſchildert hatte, mußte mit der vollſten Ueberzeugung vom Gegentheile hinweggehen. Zwar ſchien er die Notizen, um die mein Korreſpondent ihn für mich gebeten hatte, nicht verweigern zu wollen; da man aber dieſe nicht auf dem Sprunge giebt und annimmt, und er mir kein anderes Mittel zeigte, ſie zu bekommen, ſo mußte ich ſelbſt der brennendſten Wißbegierde Schweigen auflegen.

Faſt könnte ich mich täuſchen, und den ſchönen Linzerinnen, ſo wie überhaupt den Oeſtreichern, Schuld geben, ſie hätten ſeit zehn Jahren ſich eine beſſere Mundart angewöhnt; aber jetzt, da ich ſchon einen Monat wieder hier bin, komme ich von dieſem Irrthum zurück. Mir, dem Fremden gegenüber, zwangen ſie ſich ein wenig; damals hatte ich ſie aber genug unter ſich ſprechen hören, jetzt kommt mir die Gelegenheit allmählig wieder, und ich gebe ihnen das Zeugniß: Es ſind noch meine lieben alten Oeſtreicher, die in zehn Jahren ihre Nationalität nicht vergeudet haben.

Man gab im Linzer Theater dieſen Abend Reue und Erſatz, ein Schauſpiel in fünf Aufzügen von Vogel; ich fand die Ausbildung der dortigen Geſellſchaft noch ungefähr ſo, wie vor zehn Jahren, das heißt, freylich nicht vollkommen, aber doch wirklich achtenswerth; ſo gern man auch in Wien über das hieſige Theater ſpottet, parceque c'est un théatre de province, ein Tik, den die Reſidenzſtädte ſich nicht abgewöhnen können, ſo würde ich es dem ehemaligen Schikaneberſchen an der Wien wohl mit Recht vorziehen dürfen. Madame Reiſinger, als alte Tante, erpicht auf Verläumdungen und Klätſchereyen, kurz als wahrer Hausteufel, ſpielte recht brav; ihr Koſtüm fiel freylich etwas zu ſehr ins Lächerliche, aber hier mußte dem Publikum etwas zu Gefallen geſchehen. Die beyden Kleinen machten ihre Sache vortrefflich; Herr Hölzel, als Comptoirdiener Roſe, führte die Scene, wo er ſich freut, den Kaufmann Baum mit dem Geh. Kommerzienrath v. Arnau verſöhnt zu haben, meiſterhaft durch, und der Kommerzienrath Hr. Wothe, in dem Auftritt, wo er die Wittwe Wieſen nach vieljähriger Trennung aufſucht, und für ſo lange Leiden ihr Erſatz gewährt, erregte lebhafte Theilnahme. Ich würde noch mehr zur Aufmunterung und zum Lobe dieſer Geſellſchaft ſagen können, wenn ich meine Bemerkungen gleich nachher niedergeſchrieben hätte, und nicht ſo mancher Zug dem Gedächtniß ſchon entfallen wäre; gewiß iſts aber, daß kein einziges Mitglied an dieſem Tage ſeine Rolle ſchlecht ſpielte, und an einem Orte, wie Linz, gehört ein ſolches Theater zu den überraſchenden Erſcheinungen, wie ich auch vor zehn Jahren ſchon geurtheilt habe; man darf hoffen, daß es zur Bildung des Geſchmacks und der beſſern Ausſprache glücklich beytragen werde. Denn ich darf wohl nicht erſt erinnern, daß auch von dieſer Bühne der ſchlechte öſtreichiſche Dialekt längſt verbannt iſt.

Das Schloß, welches 1800 abbrannte, iſt recht artig wieder aufgebaut, und trägt zur Zierde dieſer hübſchen Stadt, ſchon wegen ſeiner Lage, das Seinige bey; überhaupt konnte ich keine Spuren von jenem heftigen Brande mehr bemerken. Sollte wieder das Schloß einmal vom Feuer ergriffen werden, ſo dürften die Linzer wohl nicht mehr ſo ſorglos und gleichgültig zuſehen und dabey ausrufen: es iſt ja nur das

Schloß! weil ſie erfahren haben, wie ſehr die Flamme damals ſich rächte, und ehe ſie ſichs verſahen, mitten in der Stadt wüthete. Auch hier wimmelte alles von Militair, und das Unterkommen galt Kunſt. Welche Freude muß es dem Sieger gewähren, nicht nur wieder in das Weinland, ſondern auch in das Land der Schönheit, gekommen zu ſeyn! Die Geiſtesbildung dieſer reizenden Nymphen, die man in den untern Ständen hier noch ſchlechtweg, ohne Arges dabey zu denken, Menſcher nennt, wird er ſo ſehr nicht vermiſſen, wenn ihm die Kenntniß der deutſchen Sprache fehlt, und es auch damit nicht ſo genau nehmen; aber die Mädchen ſelbſt dürften durch den Aufenthalt der Fremdlinge an Einſichten und Politur etwas gewinnen. Es müßte überhaupt ſonderbar zugehen, wenn durch die harten Schläge, die in ſo kurzer Zeit auf einander folgten, nicht auch in Oeſtreich der Geiſt des Nachdenkens mehr geweckt würde, und die Noth Manches lehrte, was der Wohlſtand nicht lehren konnte. Die vielen fähigen Köpfe, welche Oeſtreich ſonſt durch die Reichswerbung neben den Lotterbuben in ſeine Dienſte zog, hätten zur Kultur der Nation Manches beytragen können, wenn ſie nicht in Kaſernen eingepferchet geweſen wären, und nur etwas nähere Verbindung zwiſchen dem Nähr- und Wehrſtande Statt gefunden hätte.

Der jetzige Krieg zeigt ſchon Verwüſtung genug, wenn man an das ſogenannte Ufer, eine Art von Vorſtadt, jenſeits der Donau hinüber blickt. Durch Haubitzen wurden 32 Häuſer eingeſchoſſen und verbrannt, und 80 andere Häuſer hinterwärts ſind wegen der Verſchanzungen abgebrochen worden, welche die Sieger angelegt, und bis zu dem ehemaligen Wallfahrtsorte, der hoch auf einem Berge liegt, ausgedehnt haben. Das ganze linke Donauufer iſt überhaupt ſehr befeſtigt, und wenn das Glück jetzt den Franzoſen den Rücken kehrte, ſo würden ſie andere Anlehnungspunkte, als die Oeſtreicher, finden, und nicht funfzig Meilen weit in einem Striche retiriren dürfen. Auch das rechte Donauufer wurde täglich mehr und mehr befeſtigt, z. B. nach Ens hin, nur nach Wels war es noch offen. Wie kann man bey ſolcher Vorſicht entſchiedenes Unglück haben? Und muß dann nicht ſelbſt der Verluſt einer Hauptſchlacht nur von geringen Folgen ſeyn? Siehe! hier iſt mehr denn Hannibal, muß man unwillkührlich ausrufen, und die Geſchichte, kalt und unbeſtechlich, wie ſie einſt

richtet,

richtet, wird dieſen Ausruf beſtätigen. Sollten ſo große Talente nicht beſtimmt ſeyn, das Glück der Welt zu gründen? Sollten die Gegner ſie nur bloß als Mittel anſehen, ſie für ihre Sünden zu ſtrafen, und nicht auch als Mittel, ihren Enkeln ein froheres Daſeyn zu bereiten? — Deine Meynung hierüber kenne ich, ſie iſt ſchwankend, ſie wird, verzeihe mir dieſe Offenheit, ſo oft durch das Anhören der Unglücksfälle, welche die häufigen Kriege darbieten, modifizirt; Du wirſt oft ſelbſt an Dir, wo nicht an der Vorſehung, irre. Und wir andern hoffen vielleicht zu kühn, geben unſere Anſichten für Wirklichkeiten, verſchleyern uns Manches, was wir mit offenen Augen betrachten müßten. Nun ja, der Himmel weiß allein zuverläßig, welches Gute er der Menſchheit bereiten will.

Haſt Du ſchon gehört, daß man Oerter beſchoſſen hat, die gar keiner Vertheidigung fähig waren, und nicht daran dachten, ſich dem Feinde zu widerſetzen? In unſern Zeiten iſt alles möglich, und mit gedachter Linzer Vorſtadt, das Ufer genannt, trat der Fall wirklich ein. Die Würtemberger ſtanden in Linz, und wollten von da aus ſich der Vorſtadt bemächtigen; zwey Kompagnien Landwehr hielten ſie beſetzt, waren aber, als das Schießen anfing, ſchon zwey Stunden weit retirirt. Um den Rückzug, wäre es auch nur von zwey Kompagnien, zu decken, erlaubte man ſich alles: es war den Einwohnern des Ufers bey Todesſtrafe verboten, ein Zeichen zu machen, als wolle man ſich ergeben; die Unglücklichen mußten alſo ihre Wohnungen eine nach der andern im Rauch aufgehen ſehen. Der oberſte Civilbeamte hatte ſich entfernt, weil er ſeine Pflicht vielleicht auf keine Weiſe mit der Vernunft und Menſchlichkeit zu vereinigen wußte, und der Tod doch bitter iſt; niemand wagte es, den Feind aufzuklären. Dieſem mußte es jedoch endlich auffallen, daß kein Schuß gegenſeitig geſchah, und durchaus kein Krieger ſich zeigte; er fiel alſo auf den Gedanken, überzuſetzen, und da fand er denn, daß er die armen Leute, die nur um Schonung flehten, umſonſt geängſtigt hatte. — Du fragſt, wer die Beſitzer der abgebrochenen Häuſer entſchädigen ſolle? Das Land, denn der Sieger wird es nicht thun; aber auf Entſchädigung von dorther werden ſie auch noch lange genug warten müſſen.

Mit mir traf ein Mann in Linz ein, den ich unterwegs ſchon kennen gelernt, und der einſt bey dem Infanterieregiment Stein in Linz mehrere Jahre geſchmachtet hatte. Wie ein Träumender ging er umher, und ſchien bey jedem Schritt ſich zu fragen: biſt du derſelbe, der einſt als armer Sklave hier herum wandelte, oder herum ſchlich? Frey gehſt du jetzt überall hin, biſt gut genährt, gut gekleidet, geehrt, geliebt, haſt anſehnliche Verbindungen, kannſt auf ein ſchönes oder reiches und geiſtreiches Mädchen Anſpruch machen, freuſt dich deines Daſeyns, und lebſt ſorgenlos und unabhängig, beneidet von Tauſenden, verfolgt von keinem. Was warſt du damals? Aermer als arm, denn der Bettler hat doch wenigſtens ſeinen Sack, ſeinen Stab und ſeine Lumpen, die er ſein nennen darf; du hatteſt, außer deinen Montirungsſtücken, die du nicht veräußern durfteſt, auch nicht um einen Kreuzer Eigenthum. Ungeziefer und Krätze, das brachteſt du mit hieher, und die ſchreckliche Ueberzeugung, das du in die erbärmlichſten Hände gerathen ſeyſt. Ein verlaufener Bube, Namens Triebel, aller Schandthaten fähig, machte deinen Beſchützer, und du, ohne jedoch damals ihn ſchon zu kennen, ſchätzteſt dich glücklich, einen armſeligen Gefreyten zum Protektor zu haben. Die Waſſerkaſerne hielt dich in ihren Mauern, und zu Anfang, wie zu Ende deiner Laufbahn, durfteſt du nicht ihre Thore verlaſſen. Hoffnung auf ein beſſeres Geſchick hatte dich ſchon verlaſſen, und den Gedanken an eine weiſe, gerechte und gütige Vorſehung wagteſt du oft nicht zu denken, um ihn nicht läugnen zu müſſen. Welche Umwandlung! Götter, ihr habt Erbarmen! ihr ſeyd gnädig und gerecht!

Lächeln mußte ich, als eben dieſer Mann, nach kaum genoſſenem Mahle und Unterzeichnung ſeiner Päſſe, es ſein erſtes Geſchäft ſeyn ließ, die Donaubrücke zu paſſiren, und das Ufer zu beſuchen. Immer war's ihm, ſeiner Ausſage nach, als würde ihn Jemand anrufen, und zurückzugehen nöthigen. Dieſe Brücke war nämlich für jeden Ausländer, ſelbſt wenn er ſchon zu den ſogenannten Vertrauten gehörte, völlig verſchloſſen, weil man von da, wenn man des Wegs kundig war, nach Bayern flüchten konnte, und keinen öſtreichiſchen Militairpoſten mehr zu paſſiren hatte. Das Ufer war eben nicht anziehend, zumal jetzt, da ſoviel Häuſer raſirt waren, oder im Schutt lagen; aber es war daſſelbe, wohin er mehr als tauſendmal ſich gewünſcht hatte, bloß weil es verboten war. Menſchen, die ihr nie eure Freyheit verloren hattet, ihr wißt nicht, welches Gut ſie iſt; ihr wißt nicht, daß der Bettler noch gegen den Sklaven ein König iſt. Unglückliches Oeſtreich, Sklaven ſollten dich retten, der Gedanke verdiente ſchon Strafe, du biſt ſelbſt Sklave geworden. Fahre wohl alles Heil, rief ich oft mir zu, ich bin wie ein Geächteter, wie ein Verruchter; der weiße Rock hat alles, alles zu Grabe getragen.

So jener Mann. Er hatte, wie ich weiß, nur zu ſehr Recht; die gemordeten Tauſende, die im Wahnſinn, in Verzweiflung ihr Leben aushauchten, nicht auf dem Schlachtfelde, ſondern mitten im Frieden, mitten im Ueberfluß aller Volksklaſſen, dieſe Gemordeten ſchrieen um Rache, um Vergeltung des unnennbaren Uebels auf den Häuptern ihrer Tyrannen, und Oeſtreich, dieſe Mördergrube für den braven ausländiſchen Krieger, Oeſtreich ſank, unbetrauert von allen, die es näher kannten. Karl, hieß es, habe die Armee und deren Verfaſſung ganz neu organiſirt, und alle die groben Gebrechen abgeſtellt; ich fragte nach den Reformen, niemand wußte ſie zu nennen, bis auf Kleinigkeiten, die auf Menſchenglück wenig oder gar keinen Bezug haben. Nun denn, da du unverbeſſerlich warſt, da alle Erfahrungen ſeit zwanzig Jahren unbeachtet und unbenützt an dir vorüber glitten, ſo haſt du es nicht anders gewollt. Wer deinen Fall bemitleidet, der beſeufzt, daß die Menſchheit nicht mehr unter die Füße getreten werden kann; der wünſcht, um eines Phantoms willen, das bloß in ſeinem Gehirn ſpukt, daß des Jammers nimmer ein Ende werde. Fahr wohl.

Zum Beleg und zugleich, um mich wegen des harten Urtheils zu rechtfertigen, theile ich Dir hier in möglichſter Kürze den Inhalt einer Pieçe mit, die jetzt unter dem Titel: Wer herrſcht nun in Oeſtreich? erſchienen iſt. Er fängt mit der Behauptung an, daß hauptſächlich mit Ferdinand II. und III. die Freyheit der Landſtände, Tyrol und Ungarn ausgenommen, ſey zu Grabe getragen worden, und der landesherrliche Wille unumſchränkt geworden ſey. Dieß habe die Folge, daß, wenn der Fürſt nicht Einſicht und Kraft genug beſitze, Miniſterial-Despotismus eintrete, welches jetzt ganz in Oeſtreich der Fall geweſen ſey. Die Miniſter hätten ſich zuerſt der höchſten Gewalt bemächtigt, und dann für eine Büchercenſur geſorgt, um jeder neuen Idee bey dem Volke den Weg zu verſperren. So werde das Volk immer fleiſchiger, immer geiſtloſer, und gerathe in eine ſtumpfe Behaglichkeit; allein da der Laſten immer mehr würden, ſo könne der Knoten nur durch Empörung oder durch Reibung mit einem kraftvollern Staate zerhauen werden. — Thereſiens Kinder wären nicht für den Thron, ſondern auf dem Throne erzogen worden, denn alles habe ſie durch zu frühe Huldigungen verdorben; beſonders ſey Karolina, Königin von Neapel, für dieſes Reich eine wahre materia peccans geworden. Joſeph wird zwar als Menſchenfreund geprieſen, aber von ihm geſagt, er habe Rieſenwerke, wie Puppenſpiele, vollenden zu können geglaubt; wiſſenſchaftliches Studium habe er nicht geliebt, und daher die nützlichen Ideen, welche er in der Welt ſelbſt geſchöpft, nicht ordnen können. Jede Wahrheit habe er fixirt, aber ſie entweder nur halb, oder außer ihrem Zuſammenhange mit den übrigen, gefaßt. Statt die Geſetze zu verbeſſern, habe man ſogleich in aller Eil ein neues Geſetzbuch verfertigt; wegen des neuen Steuerſyſtems hätte das ganze Reich müſſen ausgemeſſen werden, und aus Mangel an ſoviel guten Feldmeſſern, wäre jeder Brodloſe dazu angenommen worden. Joſeph ſey geſtorben, und habe die Heilung ſo großer Wunden im Staate ſeinem Nachfolger überlaſſen; allein Leopold, ſtatt die Heilung vorzunehmen, habe den Staat für kräftig genug gehalten, neue Wunden zu verſchmerzen.

Jetzt geht der Verf. die europäiſchen Monarchien durch, die ſich gegen Frankreich verbündeten, und ſagt darüber manches Treffende; der König von Preußen wird, im Vergleich mit dem ehemaligen Reichsoberhaupte, das Reichsnebenhaupt genennt. Seit 1801, heißt es, ahmte Oeſtreich Preußen nach, und ſtand mit überſpannten Kräften auch im Frieden da; die Folge war, daß die Finanzen ſich mehr und mehr verſchlimmerten. Bayern wurde 1805 noch beſonders dadurch erbittert, daß ihm Oeſtreich beym Vorrücken ſein Papiergeld aufdrang. — Männer von Kopf und Herz müſſen einem Monarchen fehlen, der ſich nicht im mindeſten darum kümmert, ſie zu ſchaffen, deſſen Unterthanen des Lichts möglichſt entwöhnt werden. — **Franz** hatte die Gefahr kennen gelernt, die raſche Schritte mit ſich führen, er beſchloß alſo, nichts ohne den Rath ſeiner Vertrauten zu thun; dieß benützten die Miniſter, in deren Wahl er unglücklicher, als irgend einer ſeiner Vorgänger, war, und ſchoben ihren Willen dem ſeinigen unter.

Jetzt begann die wahre Verfinſterung; nicht genug, daß man dem Volke das Neue verſchloß, man nahm ihm auch das Alte; denn jedes verkäufliche Buch, was längſt die Cenſur durchgegangen hatte, mußte aufs neue unterſucht und nach Umſtänden in Beſchlag genommen werden. Jetzt erſchraken nicht nur die Buchhändler, ſondern jeder Privatmann; denn wollte er oder ſeine Nachkommen ſeine Bibliothek einſt verkaufen, ſo wurde die Hälfte vielleicht davon durch die Bücherpolizey weggenommen. Ja die Lichtſcheuen verſiegelten ſogar den größten Theil der öffentlichen Bibliotheken, denn die Aufſeher erhielten gemeſſenen Befehl, den Leſeluſtigen nur eine gewiſſe Klaſſe von Büchern in die Hände zu geben. Die Folge war, daß der Bibliothekar noch weiter ging, um ſein Amt nicht zu verlieren, und jedes Buch verweigerte, was er nicht ſelbſt genau kannte, denn es hätte ja ſonſt zu einer andern Klaſſe gehören können. — In allen größern Städten der Monarchie gab es Leſekabinette, in einem einzigen Jahre wurden dieſe Anſtalten in allen Städten zugleich verboten, mit einer Eil, mit einem Eifer, wozu ſich der träge Amtsgang ſonſt nur gegen die Fortſchritte einer bereits wüthenden Peſt zu verwahren pflegt.

Damit nicht zufrieden, ließ man neuerdings Schulbücher verfertigen, welche ein Muſter des menſchlichen Unſinns ſind, und befahl, jedem Lehrer darnach zu unterrichten. — Kriminalfälle wurden heimlich behandelt, bürgerliche in der größten Verworrenheit, und der Fiskus hatte unerhörte Vorrechte. Doch wir ziehen hier wörtlich aus:

„Das waren die Folgen jener Feinde des
„Lichts, welche die Finanzen, ſo wie alles andere
„verdarben. Blieb wohl ein Zweig von ihnen
„unzerknickt? Sie verſagten dem Volke die Mittel,
„den Blick ſeines Geiſtes zu ſchärfen, und
„nahmen ihm ſogar die ſchon vorhandenen. Sie
„ſtellten die Jugend unter die Ruthe, und
„zwangen ſie, Albernheit und Unwahrheit zu lernen.
„Sie verwirrten das Recht, unbekümmert
„ſelbſt um die Pflicht, das Vermögen des Staats
„von ungerechtem Gute zu reinigen. Sie vergeudeten
„auf der Stelle, was zu erwerben kaum
„dreyßig folgenden Jahren möglich iſt; ſie verwandelten
„das Gold des Landes in Papier, übten
„und nährten den Wucher, ſchufen Theurung
„und Mangel, und erwachten doch nicht einen
„Augenblick aus ihrem Dünkel. Welchen Redlichen
„ergriff nicht heiliger Zorn? Welcher wandte
„ſich nicht mit der Frage an die Menſchheit umher:
„Rettet uns denn gar nichts aus ihren

„Händen? oder an den Gott des Eliſa: Kommt
„denn kein Bär, dieſe Buben zu freſſen?“

Freund, bin ich es allein, der dieſe Menſchen anklagt? Bin ich es, der aus Animoſität gegen Oeſtreich ſo ſchreibt? — Jener Verfaſſer fährt fort und ſagt: noch andere zwanzig Jahre unter dieſer Leitung der Feinde des Lichts, und es hätte keiner Franzoſen mehr bedurft, uns überall aus dem Felde zu ſchlagen; die Tatarn wären uns furchtbar geworden. — Vergiß nicht, daß dieſer Verfaſſer nur das Erbärmliche in der Regierung überhaupt ſchildert; aber nicht ſo, wie ich, das namenloſe Elend, ſo zu ſagen, im Detail geſehen hat, was daraus entſprang. Freylich konnte dieß Elend noch höher ſteigen, das gebe ich zu; freylich leuchtete es daher noch nicht jedem ſo in die Augen; freylich war es ſchwer, Völker, die in ſo geſegneten Erdſtrichen wohnen, in hohem Grade unglücklich zu machen; aber man hat wahrlich genug ſchon gethan, und das Uebel wäre nun in progreſſiver Form gewachſen, und würde bald ſchauderhaft geworden ſeyn. Ich begnüge mich, zu ſagen, was ich weiß; aber von einem auf's andere zu ſchließen, iſt der Vernunft gemäß; wenn man gegen die Stütze des Staats, gegen das Militair, in dieſen Zeiten Gräßlichkeiten in Menge ſich erlaubte, ſo wird man gegen andere Stände ſchwerlich menſchlicher verfahren ſeyn.

Sechzehnter Brief.

Linz.

Wir ſind von Regensburg nach Wien, ſagte ein franzöſiſcher Employé, ſpazieren gegangen. Ein Spaziergang von 54 Meilen, das muß für eine feindliche Armee in ſolchen Ländern erwünſcht ſeyn. Streng genommen iſts aber doch nicht ganz ſo; Feldmarſchall Hiller z. B. wollte ſchon in Linz ſich ſetzen, und den Gegnern dort das Vordringen erſchweren. Man bat, man flehte, man beſchwor ihn, die Stadt nicht unglücklich zu machen; er gab nach, und ſetzte ſich bey Ebelsberg, anderthalb Stunden von Linz an der Traun, und vertheidigte dort die Brücke. Es war keine Kleinigkeit, dieſe zu forciren, und es koſtete ungeheuer viel Blut; beſonders zeichneten ſich öſtreichiſche Artilleriſten aus, die mit zwey Kanonen dem Feinde ganz gewaltigen Abbruch thaten. Ich ſchäme mich indeſſen, die Zahl der gebliebenen Franzoſen und Bayern nachzuſchreiben, die man in Linz mir angab, denn ſie kann, auch zwey Drittheile abgerechnet, nicht ſo hoch geweſen ſeyn. Zwey Bataillons Oeſtreicher wurden abgeſchnitten, ſie ertranken theils in der Donau, theils mußten ſie ſich ergeben. Daß ſoviel Todte da gelegen, daß man ſie nicht wegbringen können, ſondern über ſie hinfahren müſſen, als längſt das Gefecht ſchon vorbey war, laſſe ich billig an ſeinen Ort geſtellt ſeyn.

Man glaubte hier, daß das Erzherzogthum Oeſtreich bayeriſch würde, und fing ſchon an, ſich dabey zu beruhigen: ich kann mir es wegen der geographiſchen Lage nicht gut als möglich denken. In Linz war jetzt eben kein Mangel zu ſpüren, und in den Wirthshäuſern an der Donau, wenn man auf dem Waſſer herabfährt, hat man gar nicht damit zu kämpfen. Die Dreyfaltigkeitsſäule, das ſogenannte Wahrzeichen der Stadt, iſt 1723 errichtet, die Aufſchrift lautet faſt ſo, als wenn die Heyden ſie ihrem Jupiter geſetzt hätten; auch die Jungfrau Maria hat man in die Dreyfaltigkeit bringen laſſen, ſo daß auf gewiſſe Weiſe eine Vierfaltigkeit Platz genommen hat. — Als ich bey der Waſſerkaſerne vorüberging, las ich die Ueberſchrift: hopital français; das war ſie, als das Regiment Stein noch darin lag, leider ſonſt nichts, ſondern Ausmergelungshaus, jedoch mit tauſend verderblichen Dünſten geſchwängert. Die ehemalige Regimentskanzley führte jetzt den Titel: Gebär- und Tollhaus; letzteres wie erſteres, verdiente ſie ungefähr ſonſt auch zu heißen; denn hier wurden die unendlichen Stöße Akten geboren, aus denen kein Sterblicher ſich herausfinden konnte, und die nur zu Patronen künftig dienen werden; die Gebärer glichen den Tollhäuslern, nur daß ſie methodiſch toll waren, und auf Befehl Narrenſtreiche trieben.

Die franzöſiſche Regierung ſcheint jetzt von dem Grundſatze abzugehen, ſich nicht wie Oeſtreich, Preußen, England, Dänemark *), mit allerley Volk zu befaſſen, ſondern ſich blos durch Konſkribirte zu ergänzen; denn in Linz ſuchte man die öſtreichiſchen Gefangenen durch phyſiſche Mittel dahin zu bringen, daß ſie Dienſte nähmen, und erreichte auch bey mehr als tauſend Mann ſeinen Zweck. Je anhaltender die Kriege ſind, deſto ſchwerer iſt es freylich, jenem Grundſatze treu zu bleiben, weil es an Menſchen fehlt, und man doch das Mutterland nicht entvölkern kann. Aber ſchmerzlich wäre es für den Menſchenfreund, wenn wir zu dem alten

---

*) Preußen und Dänemark haben es auch abgeſchafft.

Werbſyſtem zurückgebracht werden ſollten. Wir hoffen das Gegentheil, denn in Frankreich hat man über die Schädlichkeit jenes Syſtems ſich vollkommen unterrichtet, und in Abſicht auf die Deutſchen oft mit Recht darüber in Spott ſich ergoſſen.

Ich komme jetzt auf ein Phänomen, was für den Politiker, der etwa noch zweifelt, daß England die Quelle aller neuern Kriege ſey, Ueberzeugung wirken kann. Ein gewiſſer Engländer, Namens **Horn** — welchen Charakter und Rang er bekleidet, mag das brittiſche Kabinet wiſſen — hielt ſich anfänglich zu Regensburg im Schottenkloſter auf; da man aber an ſeinem Berufe zum Mönchsleben zweifelte, und er auch darum ſich nicht zu bekümmern ſchien, ſo gab ihm die Regierung den freundſchaftlichen Rath, ſich zu entfernen. Er ging alſo nach Linz und lebte hier vier Jahre, anſcheinlich als Privatmann, ſchrieb aber viel Briefe und empfing deren viele; die Polizey unterſuchte ſeinen Beruf nicht, und der gewöhnliche Haufen betrachtete ihn wirklich als bloßen Partikulier. Jetzt brach im April 1809 der Krieg aus, und zum Erſtaunen der Einwohner erſchien er auf einmal in engliſcher Uniform, mit einem Orden verziert. Er begab ſich hierauf zur öſtreichiſchen Armee, wo er wahrſcheinlich ſich noch befindet. Engliſche Emiſſaire ſaßen alſo im Herzen von Deutſchland, und reizten, wie ein verborgenes Feuer, zu neuen Verheerungen und Blutvergießen; engliſches Gold lag für jeden bereit, der in die andere Wagſchaale deutſches Blut gießen wollte. Hätte denn alſo Frankreich unrecht gehabt, wenn es die Oeſtreicher ſchon längſt geheimer ſehr freundſchaftlicher Verſtändniſſe mit ſeinen erbittertſten Feinden beſchuldigte? Die traurige Kataſtrophe bey Ulm, die Schlacht bey Auſterlitz, die Schwächen des öſtreichiſchen Heers noch mehr in Abſicht auf die Qualität als auf die Quantität, der nachtheilige Friede, welchen Franz zu Presburg unterzeichnen mußte; das alles reichte nicht hin, England zu vermögen, daß es von ſeinen alten Plänen, den Kontinent gegen Napoleon in Waffen zu erhalten, abließe? Die feindlichen Truppen waren kaum hinaus, ſo war auch ſchon der Emiſſair wieder da? — Das iſt doch wohl Gleichgültigkeit gegen das Wohl des Kontinents, das heißt doch wohl offenbar zeigen, daß man mit dem Glück aller Völker ſpielt, und wenn es die allerbefreundetſten wären. Hätte Oeſtreich auf feſten Füßen geſtanden, hätten ſeine Heere bisher

unwider-

unwiderſtehlich geſiegt, wären Eugens die Gewährsmänner für fernere Siege geweſen; ſo würde man England es nicht ſo übel nehmen können, denn es ſuchte dem natürlichen Feinde ſoviel als möglich zu ſchaden; aber unter den Umſtänden? — Das iſt und bleibt treulos und unmenſchlich, und muß ſelbſt als höchſt unpolitiſch für England gefährlich werden.

Daß man bey der franzöſiſchen Armee ganz andere Maaßregeln, als bey den deutſchen Heeren, in Abſicht auf die Inſpekteurs der Lebensmittel, der Fourage ꝛc. befolgt, davon hatte ich ein Beyſpiel in dem, was zu Linz an den Straßenecken angeſchlagen war:

Jugement rendu par la commission militaire, qui condamne à la peine de mort conformement aux loix militaires les nommés Josef Varlet, garde-magazin des liquides de la garde impériale, Felix Müller, aide-garde-magazin des vivres, employé près l'armée, et à six ans de fer le nommé Rudolphe Woll, employé aux distributions des liquides pour la garde impérale; tous les trois convaincus d'infidélité dans leur gestion et d'avoir vendu à leur profit des vins confiés à leur garde. Ce jour d'hui 25 mois d'Août 1809.

Auf Deutſch.

Urtheilsſpruch der Militairkommiſſion (Kriegsgerichts), welche den Kriegsgeſetzen gemäß die Nachſtehenden Joſeph Varlet, Magazinverwalter über das Getränk bey der kaiſerlichen Garde, Felix Müller, Hülfsmagazinverwalter über die Lebensmittel, angeſtellt bey der Armee, zum Tode, und Rudolph Woll, bey der kaiſerlichen Garde zur Austheilung des Getränks angeſtellt, zu ſechs Jahr Kettenſtrafe verurtheilt; da alle drey der Untreue in ihrer Verwaltung überführt ſind, und daß ſie zu ihrem Vortheil Weine, die ihnen anvertraut waren, verkauft haben. So geſchehen den 25. Auguſt 1809.

Solche Urtheile, die hier nicht nur geſprochen, ſondern auch vollzogen werden, müſſen wohl der Schelmerey kräftig Einhalt thun; Milde machte noch vor wenigen Jahren in manchen Gegenden Deutſchlands, daß zwiſchen dem Manne von Ehre und Pflicht und dem Verbrecher beynahe kein Unterſchied war, und man alles wieder verbeten konnte. Auf der Feſtung, oder im Zuchthauſe, war man dort glücklicher daran, als ſo mancher geſchickte, edle Mann in der Welt, der keine Konnexionen hatte, oder den irgend ein tückiſcher Bube heimlich zu unterdrücken wußte.

Am Abend gerieth ich noch in meiner Auberge ins Geſpräch mit einem Seekapitain, der manche eigne Anſichten hatte, und als zwanzigjähriger Seemann haben mußte, bey dem aber doch eine gewiſſe Parteylichkeit für England durchblickte.

Ich. Aber die Engländer haben doch ein ſchweres Spiel.

Er. Glauben Sie das nicht, ſie allein ſind im Vortheil.

Ich. Das kann ich Ihnen unmöglich einräumen, denn das Blokadeſyſtem muß ihnen empfindlich wehe thun.

Er. Der Handel in Europa darf den Engländern keinen Kummer machen.

Ich. Den können ſie doch wohl nicht entbehren.

Er. Allerdings, ihr Abſatz nach Oſtindien, Afrika und Amerika iſt ungeheuer. (Was würde aber der Seekapitain jetzt ſagen, da die Kommunikation zwiſchen England und Nordamerika wieder ſo ganz abgebrochen iſt?)

Ich. Sie haben doch aus Deutſchland große Summen gezogen.

Er. Das kann ich Ihnen nicht einräumen, denn ſie haben hier wohl mehr gekauft als verkauft. Fragen Sie in Deutſchland nach, ob nicht alle Verkäufer ſie lieben, und nur die Käufer ſie haſſen? daß ſie gut bezahlten, können Sie aus folgendem Umſtande ſehen: kam ein Engländer auf eine deutſche Meſſe, um ſich Vorräthe einzukaufen, ſo mußten gewiß alle andere Käufer deſſelben Artikels warten, bis der Engländer gehörig verſorgt war. Warum das? weil er nicht ängſtlich knickerte, und ihm keiner im Bezahlen es nachthun konnte.

Ich. Sie haben durch Beſetzung von Trieſt durch die Franzoſen jetzt ungeheuer verloren.

Er. Aber durch Eroberung von Seeland ungeheuer gewonnen. Wer wird dieſes Inſelland ihnen wieder nehmen?

Ich. Die Franzoſen und Holländer, wie ich faſt nicht zweifele.

Er. Antworten Sie mir einmal auf die Frage: hat Frankreich die Inſel Sizilien nehmen können, die doch auch nur durch eine ſchmale Meerenge vom feſten Lande getrennt iſt?

Ich. Ob Frankreich Sizilien nehmen kann oder nicht, müßte erſt der Erfolg entſcheiden. Bis jetzt hat es noch gar keinen ernſtlichen Verſuch dazu gemacht, entweder aus geheimen Gründen, oder weil es immer noch zu ſehr anderwärts beſchäftigt war, gewiß aber auch mit darum, weil die Nachbarſchaft dieſes kleinen feindlichen Staats nicht ſehr beunruhigend für Frankreich iſt. So verhält es ſich aber nicht mit Seeland, wenn es in den Händen einer Nation, wie die engliſche, bleibt. Da wird man ſicher, um es wiederzubekommen, ſich ganz anders anſtrengen.

Er. Ich zweifle an dem Erfolge, und welcher Nachtheil wird dann für Frankreich hieraus erwachſen! Durch Vließingen iſt alles geſperrt, kein Schiff kann aus der Schelde mehr heraus, die franzöſiſch-holländiſche Flotte iſt ſo gut als verloren, denn ſie wird in der Schelde verderben müſſen.

Ich. In Kurzem muß, glaube ich, ſich zeigen, ob dieſe letztere Prophezeyung Grund hat.

Er. Und nun ihren Handel, haben ſie durch den freyen Zutritt in das ſpaniſche und portugieſiſche Amerika nicht mehr gewonnen, als ſie je in Europa verlieren konnten?

Ich. Schlagen wir das vor der Hand noch nicht zu hoch an. Das ſpaniſche und portugieſiſche Amerika begreift ungeheuere Erdſtriche, aber nur wenige Millionen Einwohner in ſich, die können doch nicht ſo gar große Vorräthe von Waaren verbrauchen. Zugegeben, daß ſie dieſelben gut bezahlen werden, ſo werden doch erſtaunlich viel brittiſche Fabrikate übrig bleiben, die dort nicht anzubringen ſind. Zuverläßig iſts, daß beynahe in ganz Europa man ſich nach und nach von vielen engliſchen Fabrikaten entwöhnt, und dieſer Verluſt muß für England ſehr empfindlich ſeyn; aber um Ihnen meine Unpartheylichkeit zu beweiſen, räume ich ein, daß die ungleich geringere Konſumtion von Kaffee, Zucker und Gewürzwaaren, welche in Europa jetzt angetroffen wird, für England nur einſtweilen ſo drückend iſt. Jetzt hat man noch große Vorräthe davon, aber dieſe werden aufhören, denn künftig wird ungleich weniger Kaffee und Zucker gebaut werden. Das verſpräche wenigſtens eine erfreuliche Erſcheinung, die Abnahme oder gar die Abſchaffung des Sklavenhandels, weil man keine Sklaven mehr kaufen wird, wenn ſie nicht um den hohen Preis, den ſie jetzt ſchon koſten, mehr zu nützen ſind.

Er. Im Kriege mit Frankreich ſind die Engländer auch ſtets im Vortheile, ſie können mit ihren Flotten und Landungstruppen von einer franzöſiſchen Küſte zur andern ſegeln, immer mit Landungen drohen, und ſo die Armeen der Gegner von einem Departement zum andern ſprengen, ja oft in voller Haſt von dem entfernteſten Oſten bis zum entfernteſten Weſten ihres Reichs, oder vom äußerſten Süden bis zum äußerſten Norden ſie zu marſchiren nöthigen. Dergleichen Anſtrengungen können wohl mürbe machen.

Ich. Haben die Engländer denn das nicht ſchon ſeit 1793 bis 1809 gegen Frankreich verſucht? und iſt es ihnen mit dieſem Bedrohungsſyſtem gelungen?

Er. Zum Theil verſuchten ſie es wohl, aber jetzt erſt fangen ſie an, es gehörig durchzuführen.

Ich. Gut, denn Frankreich würde hierdurch einige Zeit in Athem geſetzt, und ſein Erwerb daheim litte durch das häufige Aufbieten der Nationalgarden; lange kann England ein ſolches Syſtem doch auch nicht aushalten.

Er. Lange genug.

Ich. Sie überſehen den Umſtand, welche Beſchwerden es macht, mit vielen Landungstruppen zu ſegeln. Flotten, ja, die können bald hier, bald da ſeyn, und zehn Jahre hinter einander kann England ſolche Manövres, wie es gezeigt hat, befolgen; aber bloße Flotten ſetzen das feſte Land nicht in Schrecken, kleine Landungskorps auch nicht, und mit Landarmeen auf dem Meere auf gut Glück oder zum Schabernack herumzufahren, möchte noch ſchwieriger ſeyn, als von Oſten bis Weſten, von Süden bis Norden zu marſchiren.

Er. Sie ſind ein gewaltiger Gegenredner, aber ich ſage Ihnen, Sie haben Unrecht.

Ich. (lächelnd) Das freut mich, wenn Sie es nur nicht einſehen.

Er. Aber, was ſagen Sie von Spanien? Da müſſen Sie doch geſtehen, daß England ganz im Vortheile iſt?

Ich. Lieber würde ich ſagen: nicht ganz im Nachtheile.

Er. Sie ſind ein Ungläubiger. Wiſſen Sie denn wirklich nicht, wie es da ſteht? Die Franzoſen haben in Spanien weiter nichts, als einige Landſtraßen, die von Bayonne nach Madrid, und ſo noch einige, aber nicht ſo lang; ſobald ſie ſich davon entfernen, ſind ſie verloren.

Ich. Ein anderer begreife da, wie ſie es angefangen haben, die Engländer vorlängſt bis

Corunna zu verfolgen, und zum ſchleunigen Einſchiffen zu zwingen, und wie ſie jetzt bis nach Portugall hin ſtreifen.

Er. Sie wiſſen alſo auch nicht, daß ihre ganze Kavallerie in Spanien vernichtet iſt?

Ich. Wie ſollte ich das? Welcher böſe Genius hat ihnen dieſes Verderben zubereitet?

Er. Spötter! Das Klima iſt dieſer Genius. Wenn Sie ein Reitpferd haben, und es fault dieſem der Huf ab, was fangen Sie damit an?

Ich. Ich muß es todtſtechen laſſen.

Er. Sehen Sie, gerade ſo geht es den Franzoſen. In Spanien gedeihen nur inländiſche oder afrikaniſche Pferde, begreifen Sie nun?

Ich. Ich begreife wohl, obs aber Wahrheit iſt, was ich begreife, das, verzeihen Sie mir, kann ich nicht behaupten. So eben komme ich mit einem franzöſiſchen Hauptmann, einem ſehr vernünftigen, ruhigen und geſetzten Manne, auf einem Schiffe die Donau hinunter, der noch vor zwey Monaten in Spanien kämpfte; ich habe ihn ausdrücklich, dieſes Umſtandes wegen, gefragt, und er war ihm unbekannt.

Er. Nun ja doch, er war als Infanteriſt ihm unbekannt. Das bezweifle ich ja nicht. Wenn zwey Gewährsmänner eine und dieſelbe Sache, genau zu wiſſen und erfahren zu haben, vorgeben, und doch ganz verſchieden ſie erzählen: ſo iſt der eine entweder ein Thor oder Lügner, oder ſie ſind es beyde, und die ganze Sache iſt nicht richtig. Wenn aber Jemand, der Augenzeuge ſeyn könnte, aber ſich um ein Faktum nicht bekümmert hat, nichts davon weiß; ſo bleibt die Ausſage eines andern hierüber in vollem Werthe, und dieſer andere, mit Ihrer Erlaubniß, wäre ich.

Ich. Gut, denn ich räume Ihnen einſtweilen ein, was ich aus Mangel an andern Nachrichten nicht widerlegen kann; dann können aber auch engliſche Pferde in Spanien nicht gedeihen.

Er. Das mag allerdings der Fall ſeyn. Sie haben geleſen, daß die engliſche Armee damals, als ſie nach Corunna retirirte, und ſich dort einſchiffte, mehrere tauſend Pferde unterwegs hatte todtſtechen müſſen; das paßt zu meiner Behauptung. Allein dann wären die Spanier wenigſtens, in Anſehung der Reiterey, im Vortheil, weil dieſe inländiſche oder afrikaniſche Pferde haben.

Ich. Stoßen wir an auf Herrſchaft der Vernunft in der Welt.

Er. Das haben wir als Kinder in der zweyten Bitte ſchon gebeten, wenn anders in dieſer Bitte nicht Unſinn geſucht wird.

Ich. Um auf unſre erſte Materie wieder zu kommen, ſo glaube ich, daß, wenn es Napoleon gelingt, die Engländer von allem Verkehr mit Europa auszuſchließen, in Kurzem viele tauſend brittiſche Kaufleute falliren werden.

Er. Aus welchem Grunde? Das bin ich begierig zu hören.

Ich. Nehmen Sie einmal einen Londner Kaufmann von beſchränktem Vermögen: er handelte bisher mit Deutſchland, gab 4 bis 6 Monate Kredit, dann kehrte ſein Kapital in den Handel zurück. Jetzt ſoll er nach Oſtindien handeln, 18 Monat bis zwey Jahr Kredit geben, wie ſichs von ſelbſt bey einer ſo ungeheuer entfernten Gegend verſteht, das kann er nicht, oder wenn er aus Noth es verſucht, und halbwege noch ein Zahlungshinderniß von zwey bis drey Monaten über den ſchon genannten Termin eintritt, ſo iſt er unausbleiblich zu Grunde gerichtet.

Er. Man hört, Sie werden nicht für England Ihre Beredſamkeit erſchöpfen, aber wenn ich Ihnen ſage, daß die Regierung dergleichen

Kaufleute von beſchränktem Vermögen unterſtüzzen kann?

Ich. Woher ſollte ſie ſo unermeßliche Summen nehmen, als dieſes erfodern würde?

Er. Sie ſind auf einem falſchen Wege. Wiſſen Sie nicht, daß die brittiſche Regierung einen unſchätzbaren Vorrath von Gold- und Silberbarren liegen hat?

Ich. Ohne Gebrauch davon zu machen? Das finde ich wenigſtens nicht kaufmänniſch, ſobald man um 10 — 12 — 15 Procent Anleihen eröffnet.

Er. Eben die feinſte Spekulation; denn ſobald die Regierung alle ihre Gold- und Silberbarren in Cirkulation ſetzte, würde der Preis dieſer Metalle ſo ſinken, daß der ganze Welthandel in Stocken geriethe.

Ich. Da ich das Daſeyn dieſer ungeheuern Vorräthe nicht kenne, ſo muß ich es auf ſich beruhen laſſen. Wenn aber, wie allerdings wahrſcheinlich iſt, Gold und Silber wegen des Ueberfluſſes an dieſen Metallen den Werth allzuſehr verlieren, ſo müßte man auf ein anderes Tauſchmittel denken.

Er. Das iſt ſeit langer Zeit ſchon im Werke, und man hat ſchon dazu die rothen Korallen vorgeſchlagen; allein ſo eine Handelsrevolution iſt freylich ſo leicht nicht unternommen.

Ich. Ganz gewiß. Allein was halten Sie von der Möglichkeit eines Seefriedens?

Er. Ja der iſt freylich noch nicht in der Nähe, wenn der Himmel nicht Wunder thut.

Ich. Warum wollte aber England Malta nicht herausgeben, und ließ es zu neuem Friedensbruch kommen?

Er. England verſprach Malta zu räumen, wenn Frankreich Italien freygäbe, und ſeine Truppen aus der Schweiz und aus Holland zurückzöge.

Ich. Dieſe Punkte waren aber im Frieden zu Amiens nicht erörtert worden.

Er. Deſto ſchlimmer. England war freylich durch die diplomatiſche Schlauheit der Franzoſen überliſtet, aber was half dieſes, ſo lange deſſen Macht nicht geſchwächt war? Was die Federn vergeſſen hatten, mußten die Waffen nachholen.

Hier machte die Mitternacht unſerm Geſpräch ein Ende.

Anekdoten.

Erſte Anekdote. Aus Spanien.

Ein franzöſiſcher Offizier behorchte zwey ſpaniſche Bauern, die von ihm, weil Kenntniß des Spaniſchen bey den Franzoſen jetzt noch etwas Seltenes iſt, gar nicht verſtanden zu werden glaubten.

Pedro. Sind die franzöſiſchen Durchmärſche bey euch noch häufig?

Antonio. Nicht mehr, wie ſonſt, aber bey euch?

Pedro. Machen ſie noch erſtaunende Laſt, aber wir laſſen ſie auch dafür büßen.

Antonio. Sag, wie rächt ihr euch an ihnen?

Pedro. Jeder Bauer, den ſie als Wegweiſer mitnehmen, iſt auf ſein Gewiſſen verpflichtet, ſie irre zu führen. So gerathen ſie entweder unter unſere Truppen, oder ſie werden durch Mangel und Elend aufgerieben, ehe ſie wieder zu den Ihrigen kommen.

Antonio. Das haben die Bewohner unſers Orts zwar auch gethan, aber einige büßten ihr Leben ein, weil die Franzoſen, als ſie den Verrath merkten, ſie niederſchoſſen.

Pedro. Das iſt mehrern von den Unſrigen auch widerfahren, aber wen kümmert das? Lieber geſtorben, als unſere Erzfeinde zurechtgewieſen; jenes giebt uns ſicher das Paradies, dieſes ſicher die Hölle. Zudem können ſie auch nicht alle niederſchießen; wenn man klug iſt, weiß man ihnen ſchon zu entkommen.

Man glaube nicht, daß dieſe Anekdote erſonnen iſt, der in vorigem Geſpräche erwähnte franzöſiſche Hauptmann hat ſie ſelbſt mir erzählt.

Zweyte ſpaniſche Anekdote.

Ein Franzos. Aber ſagt mir, was euch ſo hartnäckig macht?

Der Spanier. Wir wollen ſchlechterdings keine franzöſiſche Herrſchaft haben.

Franzos. Nun, ihr habt ja euern eignen König.

Spanier. Den erkennen wir nicht.

Franzos. Haltet ihr ihn für unwürdig euch zu beherrſchen?

Spanier. Keineswegeſ. Er erwarb ſich die Zuneigung und Dankbarkeit der Neapolitaner, er iſt weiſe, gütig und gerecht.

Franzos. Wie ſoll man dieß Räthſel ſich löſen?

Spanier. Das will ich euch ſagen: Wir würden König **Joſeph** lieben, und ihm gehorchen, wenn er nicht **Napoleons** Bruder wäre.

Siebzehnter Brief.

Linz.

Mein voriger Brief ſchloß mit ſpaniſchen Gegenſtänden, der gegenwärtige ſoll damit wieder anfangen, ohne jedoch den Faden zu verlieren. Jener Hauptmann hatte in 7 Wochen auf 700 Stunden gemacht: wer weiß, ſagte er, ob ich nicht bey der Rückkehr von Wien in den nächſten 7 Wochen eben ſoviel machen muß? Faſt iſt es mir jetzt bange, wenn ich an einem Orte einige Tage verweilen muß.

> Sein hartes Schickſal das treibt ihn fort,
> Seine Ruhe find't er an keinem Ort.

Eigen iſts doch, daß der Menſch, dieſes ſonſt träge Weſen, ſich auch an ſtetes Herumſchweifen gewöhnen, oder es wenigſtens erträglich finden kann. Wäre dieß möglich, wenn nicht dem Menſchen auch eine gewiſſe Unruhe natürlich wäre, die ihn nach einem unbekannten Gute treibt, was er auf dieſer Erde wohl nimmer findet?

Nach Ausſage dieſes Mannes, gäbe es in Spanien nur eine einzige wahre Straße, die von Bayonne nach Madrid, allein darin ſteckt wohl ein Irrthum, mehrere Straßen muß es noch geben*), ſo ſchlecht es auch im Ganzen damit beſtellt iſt; nur ſind die Franzoſen über die minder bedeutenden Straßen noch nicht Herr. Das Land iſt erſtaunend bergicht, dieß gilt von Spanien überhaupt, nicht bloß von einzelnen Provinzen; hieraus kann man urtheilen, wie ſchwer es dort Krieg zu führen iſt, zumal da man nicht bloß mit der Armee, ſondern mit dem ganzen Volke zu thun hat, und jeder Franzos, den man einzeln erwiſchen kann, unbarmherzig maſſakrirt wird.

Haben Sie, fragte ich ihn, viel Spaniſch gelernt?

Wie ſollte ich? Wo wir hinkommen, ſind ja gewöhnlich alle Einwohner ſchon geflohen.

Die ſpaniſche Küche iſt herzlich ſchlecht, der gemeine Spanier ißt Brod, was ſehr gut iſt, kaut Zwiebeln dazu und trinkt wenig Wein. Kaffee liebt man in Spanien nicht ſehr, deſto mehr aber Chokolade. Statt Butter wird bekanntlich alles mit Oel abgemacht und in Oel geſotten. Ja, hieß es, das iſt aber kein Provencerél, wir Franzoſen finden es herzlich ſchlecht.

---

*) Und giebt es auch, wie uns der eben erſchienene Wegweiſer durch Spanien von Fiſcher zeigt.

Bey der vorletzten Schlacht (die letzte war bey Talaveira zu Ende des July) ſollte kein Pardon gegeben werden; die Franzoſen ſiegten und metzelten fürchterlich; zuletzt mußten ſie aber doch Pardon geben, denn ſie konnten nicht mehr vor Müdigkeit die Beſiegten tödten. Wer ſchaudert vor dieſem Bilde nicht zurück? Und wer darf es bezweifeln, da es aus dem Munde einer mithandelnden Perſon kommt? Wenn die Erbitterung auf beyden Seiten ſchon ſo hoch ſteigt, ſo iſt wenig Heil zu hoffen; wenn Spanien auch gänzlich fällt, ſo wird es doch ſchrecklich verwüſtet und entvölkert ſeyn. — Buenretiro iſt ſo befeſtigt, daß man von da aus Madrid in einen Aſchenhaufen verwandeln kann, daher machten die Madrider auch nicht die geringſte Bewegung, obgleich im July die ſpaniſch-engliſche Armee nur noch 4 Stunden von Madrid entfernt war. Wie muß aber dem guten König Joſeph hierbey das Herz bluten! Wie drückend muß oft das Diadem für ihn werden! — Hier befolgen die Engländer mit Glück jenes Syſtem, was oben der Schiffskapitain erwähnte: werden ſie in einem Theile Spaniens durch die Franzoſen gedrängt, ſo ſchiffen ſie ſich ein, und kommen anderwärts wieder zum Vorſchein. Hier ſind ſie in Freundes Land, bekommen überall, wo die Franzoſen nicht ſtehen, leicht Proviant, und die Spanier verſtärken ſie durch ihre Truppen; das fällt aber in Frankreich ſelbſt alles weg.

Der Eigenſinn oder die Ungeſchicklichkeit unſers Floßmeiſters, der, wie gemeldet, ſchon um 10 Uhr in Stein anlegte, und ſich nicht weiter zu fahren getraute, that mir weſentliche Dienſte, denn er verſchaffte mir Zeit, das franzöſiſche Lager, anderthalb Stunden über Krems, und über zwey Stunden von Stein zu ſehen. Für mich, der ich eins ihrer Friedenslager in Schleſien geſehen hatte, war freylich das hieſige nicht ſo reizend; aber es machte mir Freude wegen ſeiner Zweckmäßigkeit. Dort waren die Gaſſen zwiſchen den Baraken geräumig, hier ſo ſchmal als nur möglich, damit, im Fall eines Angriffs, das ganze Armeekorps ſchon beyſammen wäre; dort beſtanden die Baraken bloß aus Bretern, hier waren es eigentlich lauter Strohhütten. Eine Hütte war genau ſo groß als die andere, in jeder lagey alſo 20 Mann; dem gemäß war es leicht, die Truppenzahl zu beſtimmen. Ich ging vom Anfang des Lagers bis zur Mitte, welche durch den Triumphbogen, ſo wie durch die Straße und durch das Marſchallsquartier genau bezeichnet war, und zählte die vorderſten Zelte; da regelmäßig drey jedesmal hinter einander lagen, ſo durfte ich in der Mitte des Lagers die gefundene Zahl nur mit drey multipliziren, und das Facit noch einmal zu ſich ſelbſt addiren. So bekam ich 738 Zelte, welches mit 20 multiplizirt 14,760 Mann ausmachte. Die Offizierszelte waren hierbey nicht mitgerechnet.

Du lächelſt und meynſt, ich hätte mich gut aufs Kundſchaften gelegt. Nun, die Franzoſen wiſſen ſchon, daß ihnen dieſes nichts ſchaden kann; ſonſt würden ſie, denen es an Vorſicht und Mißtrauen warlich nicht fehlt, das Schauen nicht erlauben. Die öſtreichiſche Armee iſt weit von hier entfernt, wenns der auch etwas nützen könnte, die Zahl der ſiegenden Truppen genau zu wiſſen, und es ihr zu ſchreiben, ginge auch nicht an, da über die Demarkationslinie hinaus keine Briefe gehen.

Nun zu dem Triumphbogen. Auf dem Frontiſpiz ſtand Folgendes:

A Napoleon Le Grand, Père Des Peuples
Et Des Soldats,
Ses Enfans Du 11. Corps D'Armée.

Napoleon dem Großen, Vater der Völker und
der Soldaten,
Seine Kinder vom 11. Armeekorps.

Dieu Veille Sur Ses Jours! Que Sa Vie Par Toi Prolongée Au Delà Du Terme Que Tu As Fixé Toi-Même A La Vie Du Reste Des Hommes. Assure A Jamais Les Destinées De Nos Derniers Neveux Comme Six Ans De Regne Ont Assuré Pour Plusieurs Siècles Les Destinées De Nos Descendans.

Gott wache über ſeine Tage! verlängere ſein Leben über das Ziel hinaus, was du ſelbſt dem Leben der übrigen Menſchen beſtimmt haſt. Sichre auf immer das Geſchick unſerer letzten Sprößlinge, ſo wie ſechs Regierungsjahre auf mehrere Jahrhunderte das Geſchick unſerer Nachkommenſchaft geſichert haben.

Erſte Seite	Zweyte Seite
N.	J.

Wenn man von außen nach dem Lager kam, zeigte ſich oben auf dem Triumphbogen dieſelbe Inſchrift, jedoch ohne den hier angeführten Wunſch. Dafür waren aber die beyden Seiten des Triumphbogens noch mit Folgendem verziert:

Le Troupes Composants Le XI. Corps D'Armée Long-Tems

Le XI. Corps D'Armée Heureux D'Etre Sous Les Yeux De

Tristes Et Affligées De Leur Pénible Oisiveté, Inconsolables De Rester Etrangères Aux Triomphes Qui Ont Donné Une Nouvelle Face A L' Europe, S'Abandonnent Aujourd'hui A La Joie Que Leur Inspire Le Changement Fortuné Survenu A Leur Destinée.

Son Souverain Ne Forme Plus D'Autres Voeux Que de Combattre Pour Sa Gloire Et De Lui Prouver Son Dévouement Pour Sa Personne Adorée.

Die Truppen vom 11ten Armeekorps waren lange Zeit traurig und niedergeſchlagen über ihre peinliche Unthätigkeit; ſie konnten ſich nicht tröſten, daß ſie an den Triumphen, welche Europa eine neue Geſtalt gegeben haben, keinen Theil nehmen durften. Jetzt aber überlaſſen ſie ſich der Freude, welche die glückliche Veränderung in ihrer Beſtimmung ihnen einflößt.

Das 11te Armeekorps, da es ſo glücklich iſt, unter den Augen ſeines Souverains zu ſtehen, hegt ferner keine andern Wünſche, als für ſeinen Ruhm zu kämpfen, und ihm zu beweiſen, wie ſehr es ſeiner angebeteten Perſon ſich weiht.

Um dieß zu erklären, muß ich hinzuſetzen, daß der Kaiſer wenige Tage vorher dieſes Lager beſucht hatte; ſelbſt immer thätig, weiß er die Seinigen auch ſo zu erhalten; er beſuchte nicht nur dieſes, ſondern alle Lager, das hier auf der Donauſpitze, eine Stunde von Wien, die in Ungarn ꝛc. — Das Zelt oder die Barake des Marſchalls präſentirte ſich im Hintergrunde des Lagers, dem Triumphbogen gegenüber; es beſtand bloß aus Bretern, war aber mit einem Vorzimmer, mit Seitenkabinets und mit einem Sallon verſehen. — Die ſchönen Baumreihen, welche den ſchleſiſchen Waldungen ſoviel koſteten, fehlten vor den Hütten hier ganz, und es ließ ſich überhaupt wenig Verſchönerung anbringen.

Stein, Krems und Mautern, dieſe drey Städtchen liegen hier auf einem Fleck beyſammen, nur daß man, um ins letztere zu kommen, die Donau paſſiren muß, zu welchem Zwecke die Franzoſen, da ſchon längſt keine ſtehende Brücke mehr hier iſt, eine fliegende angelegt haben, welches den Bewohnern der dortigen Gegend, als ſie 1805 es zum erſtenmal ſahen, viel Bewunderung entlockte. Ich wollte den ſchönen Nachmittag benützen, und Mautern beſuchen; ich fragte, wo man dort ein gutes Glas Wein tränke, und man rieth mir, auf das Schloß zu gehen. Dort fand ich einen ſehr artigen Amtmann und mehrere Offiziers, ich foderte unbedenklich Wein, und man brachte mir ihn; bald aber merkte ich, daß ein bloßer Irrthum im Spiele war, und man keinen Wein daſelbſt ausſchenkte. — Ach! aber die armen Weinbauern! Es ſieht ſo hübſch aus, die Hügel alle mit Reben bekränzt zu ſehen, aber die Einwohner ſelbſt ſind mehr zu beklagen als zu beneiden. Hier bey Stein, Krems, Mautern, kann man die Treuloſigkeit des Bachus ſehen, und muß bekennen, daß, wo Ceres waltete, es ungleich beſſer mit dem Glück der Menſchen beſtellt ſey. Erſtlich ſind die Weinärnten viel unſicherer, als die Getraideärnten: Winter- und Sommerſaat, Kraut, Kohl, Kartoffeln, daß dieß alles zugleich verdürbe, iſt unerhört, und faſt unmöglich; aber ein paar ſchlimme Nächte in der Blüthenzeit können den Weinbauer um die Hoffnung eines ganzen Jahres bringen. Nun muß er ſo lange bey dem Reichen borgen, bis eine ergiebige Weinleſe ihn frey macht; aber der Wucher treibt auch ſein Weſen, wie ſich leicht denken läßt; ſo kommt der Kleinere nie zu Kräften. Wer Vermögen genug beſitzt, anſehnliche Vorräthe in ſeinen Kellern zu halten, gute Preiſe abzuwarten, und beym Mißwachs einſtweilen vom Baaren zu leben, der wird ſeines Lebens ſchon froh. Männer, die es wiſſen mußten, verſicherten mich im Monat September, daß in der Gegend von Stein ſchon viele Menſchen Gefahr liefen, Hungers zu ſterben; denn der Krieg hatte ihre kleinen Hülfsquellen dießmal weit früher erſchöpft, und die Wohlhabendern zugleich außer Stand geſetzt, ſie, wie ſonſt, mit Vorſchüſſen zu unterſtützen.

Um dieſes traurige Bild ein wenig zu verſcheuchen, führe ich eine Probe von Volkswitz an, die ich in Mautern an einem Hauſe las:

Das Bauen iſt meine größte Luſt,
Daß es ſoviel koſt, hab' ich nit gewußt;
Wer allen Leuten recht thun kann,
Der ſteig hinauf, und ſchreib ſich an.

Da war nun ſeit 30 Jahren, ſeit dieſe Auffoderung hier ſtand, noch niemand hinaufgeſtiegen, auch ich ward nicht verſucht, denn ich dachte an das Schickſal dieſer Briefe, welches mir Angſtſchweiß auspreßte, ſo daß ich ganz kraftlos in meinem Wirthshauſe wieder ankam. Und nun verſetze ich Dich auch, da weiter nichts Merkwürdiges mir vorkam, mit einem Schlage nach Wien, wo ich wohlbehalten eintraf, und im nächſten Briefe Dir die Fortſetzung geben werde.

Achtzehnter Brief.

Wien, den 21. Septbr. 1809.

Man giebt dieſer Stadt jetzt 6917 Häuſer und 250,000 Einwohner, was Du einſtweilen auf Treue und Glauben annehmen mußt. Du weißt auch ſchon, daß die Vorſtädte ungleich mehr Häuſer und Menſchen in ſich begreifen, als die eigentliche Stadt, die als Feſtung ſich nie vergrößern konnte. Ich pflege gern auf die erſten Eindrücke zu merken, wenn ich eine Stadt betrete, es war heiteres Wetter, ich konnte alſo von der Baſtey weit um mich ſchauen; einer meiner erſten Gedanken war alſo: es iſt doch eine wahre Kaiſerſtadt! und faſt ſollte ich glauben, jeder, der nicht mit Vorurtheil hieher kommt, und nur Luſt hat, es ſchön zu finden, wird das mir nachſprechen. Die alte ehrwürdige Stephanskirche mit ihrem 950 Fuß hohen Thurm, war das, was ich in Wien mit zuerſt beſuchte; jetzt bin ich ſchon faſt einen Monat hier, aber wenn ich vorbeykomme, betrachte ich ſie allemal von neuem. Es iſt ſowas Kräftiges in der Bauart, daß man um das Zierliche ſich gar nicht kümmert; bey Mondſchein ſoll ſie ſich wie ein wahres Feengebäude ausnehmen. Es koſtete, ſeit dem Einmarſch der Franzoſen, Mühe, auf den Thurm zu kommen, wenigſtens konnte es nicht füglich, ohne Erlaubniß des franzöſiſchen Kommandanten, geſchehen; allein ich war an einen Kaufmann adreſſirt, der Kirchenvorſteher mit iſt, und das Verbot war auch noch nicht wieder erneuert, daher machte es mir gar keine Schwierigkeit. Werth iſt es immer, dieſe Steigpartie zu machen, denn es iſt ohnehin für gute Treppen geſorgt; wir hatten das ſchönſte Wetter, und konnten alſo uns an der Ausſicht weiden, die Stadt, wie einen Fächer ausgebreitet, zu unſern Füßen zu ſehen. Aber mich vorläufig von da herab auf den Schlachtfeldern von Eßlingen und Wagram gehörig zu orientiren, wollte mir nicht gelingen. Ein großer Mißſtand iſt es, daß dieſer majeſtätiſche Thurm gar keine freye Gallerie hat, und man alſo durchaus nicht anders, als durch die einzelnen Oeffnungen blicken, und ſo zu keinem Totalblick gelangen kann. Wir ſtiegen ſo hoch als nur möglich. Die große Glocke, welche aus lauter Kanonen gegoſſen iſt, die man den Türken abgenommen hat, ſteht der großen

Erfurter Glocke nicht allzuviel nach; ſie kann ordentlich geläutet werden. Das Bombardement hat auch dieſes köſtliche Monument nicht ganz verſchont, ſondern einige große Stücke abgeſchlagen, welches aber von außen, wenn man es nicht genau ſchon weiß, kaum zu bemerken iſt. Die Feueranſtalten auf dieſem Thurm ſind muſterhaft, Waſſerbehälter finden ſich in jeder Etage, ſo weit man ſie nur anbringen konnte.

Wien, den 14. Oktober 1809.
Nachmittags.

Eben donnern von allen Seiten die Kanonen, und ein Anſchlag an den Gaſſenecken macht es kund, daß heute der Friede zwiſchen Frankreich und Oeſtreich unterzeichnet iſt. Noch ſind die Bedingungen nicht bekannt, noch muß von beyden Häuptern die Genehmigung erfolgen; allein es ſcheint, daß alle Zweifel gehoben ſind. Komiſch war mir's, ſchon drey Wochen die guten Wiener von einem geheimen Frieden ſprechen zu hören, der ſchon vor geraumer Zeit abgeſchloſſen ſey. Wie? rief ich, alſo würden jetzt auch die Friedensſchlüſſe geheim? Das macht neue Epoche in der Geſchichte; ſonſt unterhandelte man wohl allenfalls im Geheim, wenn es darauf ankam, einen Bundesgenoſſen zu verläſſen, und einen Separatfrieden zu ſchließen, aber der Schluß ſelbſt wurde nie verheimlicht. Und was könnte vollends hier dazu veranlaſſen, hier, wo keine Bundesgenoſſen vorhanden ſind, die man erſt allmählig vorbereiten, und ihren zu fürchtenden Unwillen einſchläfern müßte? Allein man ließ mich reden, und blieb, wie ich wohl merken konnte, bey ſeiner Meynung.

Vernünftige Männer, mit denen ich hierüber ſprach, urtheilten hierüber anders. Sie behaupteten nämlich: in Altenburg ſey wenig Ernſtliches vorgenommen worden, man habe ſich bekomplimentirt, beluſtiget, und gegenſeitig eingeladen; allein Metternich, als Bevollmächtigter des öſtreichiſchen Kaiſers, habe nicht ganz das Glück, dem größten Monarchen zu gefallen; erſt ſpäterhin habe dieſer mit dem öſtreichiſchen General Bubna die Hauptpunkte verabredet, und dieſe ſeyen hernach in Wien zwiſchen dem Grafen Champagny und dem Fürſten Lichtenſtein geordnet worden; ſo daß man am 14. Oktober damit zu Stande war. Nun Gottlob, daß die Sache da iſt, wenn wir auch das Wie nicht zuverläßig detailliren könnten.

Den 15. Oktober 1809.

Eben wird bekannt gemacht, daß die Feſtungswerke um Wien heute geſprengt werden. Es war dieß ein Mißverſtand, man glaubte, es ſolle ſchon heute den alten Werken von Wien ſelbſt gelten, aber man hat einſtweilen nur die Verſchanzungen, welche die Franzoſen am Spitz, an der Lobauinſel ꝛc. in großer Menge, und mit ungemeinem Fleiße und Geſchicklichkeit angelegt hatten, demolirt; das Rollen des unterirdiſchen Donners dauerte mehrere Stunden. Bald wird nun auch das Sprengen an die Feſtung Wien ſelbſt kommen, zum Heil und Segen der Einwohner, die ſich durch dieſelbe mußten einengen laſſen, ohne zur Zeit der Noth davon geſchützt zu werden. Feinde mußten alſo kommen, um die Ketten zu zerreißen, die man hier nicht zu zerreißen wagte, weil man vielleicht die Manen der Vorfahren, die 1529 und 1683 die der Belagerungskunſt unfähigen Osmanen damit zurückgehalten hatten, nicht beleidigen wollte. Jetzt fürchtet man ſchon wieder, das ſchöne Palais des Herzogs Albert von Teſchen werde, ſo wie andere anſehnliche Gebäude, bey der Exploſion leiden, und geht in ſeiner Aengſtlichkeit ſo weit, daß man meynt, es könnte von den Türkenzeiten her noch irgendwo altes Pulver verborgen ſeyn, was jetzt mit in die Luft ginge.

Furcht iſt überhaupt jetzt das Charakteriſtiſche der Wiener, man ſieht, unter welchem Drucke ſie bißher gelebt haben müſſen. Weil man kein gebenedeytes Wörtchen an öffentlichen Orten ſonſt vorbringen durfte, was nur einem Tadel über die Regierung ähnlich ſchien: ſo wähnt man in den Franzoſen, als dermaligen Machthabern, auch ſolche Popanze vor ſich zu haben, und ſteht keinem, am wenigſten einem Fremden, Rede. Du kennſt mich, Freund, ich laſſe mir nicht gern den Mund verſchließen, aber Trotz dem, weil ich gewöhnlich die Grenzlinie genau ſtudirte, über die man in Frankreich oder Deutſchland oder Holland, oder Dänemark ꝛc. nicht hinausgehen durfte, habe ich nie mit irgend einer Polizey über meine Aeußerungen Verdruß bekommen. — Um nur ein kleines Beyſpiel zu geben, ſo ſprach ich vor kurzem an Table d'hôte mit einigen gereiſten Wienern über die verſchiedene Kultur der Völker; Hr. v. R . . . l lobte es, daß man in Sachſen auf jedem Dorfe bey dem erſten beſten Landmanne ſich unterrichten und unterhalten könne. Ich bekräftigte dieſes, und ſetzte hinzu: nach Verhältniß (nämlich der

Größe und Bevölkerung, weil ſonſt freylich unter 25 Millionen Altfranzoſen mehr Gebildete ſeyn können, als unter zwey Millionen Sachſen), ſey der gemeine Mann mehr in Sachſen kultivirt als in Frankreich. Man gab mir Recht, ich wurde aber höflichſt erſucht, davon nicht weiter zu ſprechen. Zur Entſchädigung führe ich das Urtheil eines franzöſiſchen Staabsoffiziers an, der gar nicht die Miene hatte, als ob er irgend jemanden ſchmeichelte.

> Die Spanier ſind außerordentlich bösartig, die Deutſchen außerordentlich wohlwollend, und wir Franzoſen ſind halb den Spaniern halb den Deutſchen ähnlich.

Er erzählte Beyſpiele aus mehrern Gegenden, wo deutſche Bauern und Bürger, ohne irgend durch Furcht bewogen zu ſeyn, franzöſiſchen Kriegern wahre Freundſchaftsdienſte erwieſen hätten. In Deutſchland, ſagte er, koſtet meine Wäſche mich nichts, wenn ich auch gleich ernſtlich geſonnen bin, meinen Wirth dafür zu bezahlen, höchſtens läuft es auf ein kleines Trinkgeld für das Dienſtmädchen hinaus: in Spanien muß ich oft mehr dafür bezahlen an Waſchgeld, als das ganze Zeug ſelbſt werth iſt.

Die älteſte Prinzeſſin Tochter des Kaiſers Franz, ungefähr 18 Jahr alt, wurde als eine Dame von trefflichem Geiſt und Herzen geprieſen; ſie war durchaus gegen den jetzt beendigten Krieg, und wenn ſie mehr Einfluß gehabt, würde er zuverläßig unterblieben ſeyn. Allein die Brüder der Kaiſerin ſollen, wie ihnen auch in franzöſiſchen Berichten Schuld gegeben wurde, viel zum Ausbruche beygetragen haben, und ſelbſt jetzt ſoll dieſe kriegeriſche Stimmung nicht erloſchen ſeyn. Die Kaiſerin ſelbſt hat Beyfall bey dem Adel, weil ſie gut repräſentirt, und ſich ſehr huldreich benimmt; minder ergeben iſt ihr vielleicht aus obigem Grunde das Volk, wenn auch ſie gerade nicht den Rath ihrer Brüder unterſtützt hatte; überhaupt wünſcht man jetzt weſentliche Erleichterungen, und kann ſich nicht ſo leicht, wie ſonſt, mit Ausdrücken der Huld begnügen.

Heute, als den 15., ſind ſchon die ganzen franzöſiſch-kaiſerlichen Garden aufgebrochen, um die öſtreichiſchen Staaten zu verlaſſen; das Lager bey Krems war ſchon ſeit 14 Tagen geräumt und an den Meiſtbietenden für 17,000 Gulden verkauft worden. Man erinnere ſich, daß jetzt wieder die günſtigſte Jahrszeit eintritt, um in Spanien zu operiren, und man wird dieſen Krieg, der für die Ungeduld des Franzoſen ſchon zu lange dauert, ganz zu endigen ſuchen. — Wenn der Friede noch einige Zeit ausgeblieben wäre, [illegible] würde man hier nicht mehr gewußt haben, wie man im Kleinern kaufen und verkaufen ſollte. Bankozettel und Kupfer waren das gewöhnliche Tauſchmittel; allein der Wucher berechnete längſt, daß auch mit dem Kupfer noch Agio getrieben werden könnte, und man weigerte ſich, Kupfer auf Papier herauszugeben. Nun iſt dieſer Wucher offenbar ſchändlich, denn das Kupfer, weil man jetzt 30 und 15 Kreuzerſtücke geprägt hat, die wegen der kleinen Maſſe, die ſie enthalten, in gar keinem Verhältniß mehr zu dem Silber ſtehen, hat durchaus keinen Kurs mehr im Auslande, den die Bankozettel doch noch haben, und alſo beſſer ſind. Die Gaſtwirthe, Weinhändler, Kaffetiers und andere, quälten einen ſchon häufig mit ihren Marken, und nöthigten einen wiederzukommen. Die Polizey, welche dieſem Wucher begegnen ſollte, ſchien nicht thätig genug zu ſeyn, vermuthlich auch darum, weil man von einer Woche zur andern einer Aenderung der Dinge entgegen ſah. — Dazu geſellte ſich ein anderes Uebel, die zerriſſenen Bankozettel konnten nicht, wie im Frieden, gegen neue vertauſcht werden, und doch wollte man die zerriſſenen nirgends nehmen, weil die franzöſiſchen Behörden ſie nicht nahmen. Unglücklicherweiſe traf dieß gerade wieder hauptſächlich die kleinern Bankozettel, weil dieſe am meiſten kurſiren, und daher am erſten abgenutzt werden. Kurz, ich weiß nicht, wie es hätte in Kurzem hier ausſehen ſollen, das ſah der Himmel, und gab alſo den Frieden. — Uebrigens iſt man nun ſchon gewohnt, auch bey einem ſolchen Ereigniſſe nicht mehr die laute Fröhlichkeit, das Jauchzen des Volks zu vernehmen, weil Jeder jetzt begreift, daß die Handelsverhältniſſe dadurch noch nicht ſehr erleichtert werden.

Da dieſer Brief ein Friedensbrief iſt, ſo will ich auch ihn ſo fortſetzen, und ſtatt militairiſcher Berichte, über die hieſigen Theater etwas beybringen.

Zuförderſt muß ich Dir ſagen, daß ſeit dem Presburger Frieden Wien wieder ganz außerordentlich ſich gehoben hatte, und daß man beſonders auch einen Ruhm darin ſuchte, ein vortreffliches Theater zu haben. Einige Kavaliers hatten die Direktion der drey Theater, nämlich das in der Burg, das am Kärnther-Thore und das ehemalige Schikanederſche an der Wien, übernommen; Fürſt Lobkowitz zog die Schauſpieler zur Tafel, in vertrautere Cirkel, und zeichnete auf jede Art ſie aus, um ſie aufzumuntern und die fremden Künſtler für Wien zu gewinnen. Ifland war hier, man ſuchte ihn zu engagiren, und verſprach ihm jährlich eine Summe, wie kein Feldmarſchall ſie je an Gage gehabt hatte; allein es kam doch nicht zu Stande. Mehrere treffliche Schauſpieler und Schauſpielerinnen ſpielten hier Gaſtrollen, und es ſchien, als ob man nur die Wahl habe, aus den Guten die Beſten zu nehmen; aber die Uneinigkeit zwiſchen den wahren und den vermeynten Kunſtverſtändigen hatte den Erfolg, daß die Direktion nichts Vorzügliches, wohl aber genug Mittelmäßiges annahm, ſo daß man beynahe ſagen konnte, durch jenen Eifer ſey nichts bewirkt worden, und auf den Haupttheatern zeichne ſich nur das aus, was ſchon längſt ſich ausgezeichnet hatte.

Der böhmiſche Adel fing an, mit Wien zu rivaliſiren, um in Prag eine möglichſt vollkommene Bühne zu haben; zwar konnte er die Koſten nicht aufwenden, welche die Hauptſtadt mit leichter Mühe trägt; aber es gelang ihm doch, gute Mitglieder den Wienern wegzufiſchen. Z. B. eine Madame Schmidt war für Wien ſchon engagirt, oder beynahe engagirt; man freute ſich auf ihre Ankunft, da der Ruf einer ſeltenen Künſtlerin vor ihr herging! ſiehe da! die Prager verſtanden es, ſie für ſich zu gewinnen. — Verhältnißmäßig ſind alle öſtreichiſche Theater nicht ſo koſtbar für die Zuſchauer, als in Dresden, Leipzig, Berlin und anderwärts. Im Hoftheater in der Burg, oder am Kärnther-Thor koſtet ein Platz auf dem erſten Parterre zwey Papiergulden, d. i., nach jetzigem Kurs, 10 Groſchen 8 Pfennige Konventionsgeld; allein, wenn das Papier wieder ſteigt, mag es ſchon theurer ſeyn.

Ich will Dir nun meine Kritik über drey Stücke geben, die ich auf dem Hoftheater geſehen habe. Um zu kunſtrichtern, ging ich nicht hinein, ſondern um mich zu ergötzen; ich darf alſo mir ſchmeicheln, daß wenn keine Schönheit des Spiels ſo leicht mir entging, ich manchen Fehler, der nicht geradezu ſich aufdrang, überſehen habe. So ſollten wir, ſcheint es, alle Kunſtwerke betrachten, da ſie aus dieſem Geſichtspunkte verfertigt ſind und dargeſtellt werden.

Am 5. Oktober gab man zum Beneſiz für die Herren Regiſſeurs, Brockmann, Lange und Koch:

Die Sonnenjungfrau.

In der Erwartung, daß Napoleon ſelbſt hineinkommen werde. Unter dem Titel:

Programme
De la Comédie en cinq Actes
Les
Prétresses Du Soleil,

hatte man einen franzöſiſchen Inhaltsauszug drucken laſſen. Den überreichte man Duroc, und er händigte ihn Napoleon ein. Ihm zuzureden, wie die Regiſſeurs ihn erſuchten, mußte er ablehnen, weil der Kaiſer bey ſolchen Gelegenheiten ſich ſelbſt beſtimmt; allein N. mußte doch wohl erklärt haben, ſie möchten an dem und dem Tage das Stück geben, weil ſie, da jener Schritt geſchehen war, ohne dieſen Befehl es nicht aufzuführen gewagt hätten. Mir iſt nicht bewußt, daß N. zugegen geweſen, es müßte denn im ſtrengſten Inkognito geſchehen ſeyn. Allein die k. öſtreich. Hoftruppe hat in Schönbrunn verſchiedene Stücke vor ihm aufgeführt. In deutſcher Sprache den Don Carlos, und Phädra von Racine in deutſcher Ueberſetzung; im Italiäniſchen mehrere Opern.

Damit Du einen Begriff haſt, und Herr von Kotzebue, da ihm meine Briefe doch eher als jenes Programm zu Geſicht kommen werden, ſelbſt bemerken kann, wie man ſeine Sonnenjungfrau dem Kaiſer, für den das Programm ausdrücklich beſtimmt war, verſtändlich zu machen ſuchte, gebe ich Dir hier den Auszug;

Acte premier.

Toute la scène est couverte des arbustes. (Ein guter Franzoſe hätte geſagt: d'arbustes) On apperçoit au fond les debris d'une ancienne muraille et plus loin le domé du temple du soleil. Au premier plan à droite un altre, à gauche une colline, qu'on voit surmonter les arbustes. Crépuscule du soir.

Scène Première.

Rolla suivi de son oncle, le grand-prêtre etc. (Hier iſt nun wirklich der Inhalt richtig angegeben.)

Scène II. III.

Le grand-prêtre cherchant une issue de cet endroit rencontre Diégo. (Ein Oberprieſter in der Nähe des Sonnentempels muß, weil er die Gegend nicht kennt, einen Ausgang ſuchen! Das iſt ſtark!)

Scène IV.

Don Alonzo et Don Juan. Alonzo jadis attaché à Bizarro, qu'il avoit abandonné pour

sa cruauté, demeure depuis long-tems entre les Indiens; le Roi l'honore, la famille des Incas l'estime, le peuple l'aime, il ose même assister au culte de son dieu. Voyant Cora, prêtresse du soleil, assister à un sacrifice solennel, il fut charmé de sa beauté, il cherche à lui parler, il gagne son coeur. (Gerade als wenn es in einem chriſtlichen Nonnenkloſter geweſen wäre, und auch da hätte der Fremdling keinen Zutritt gefunden. Daß ein Erdbeben ins Mittel treten mußte, um die Mauern zu ſpalten, und ſo die Liebenden zuſammenzubringen, das zu erwähnen, ſchien überflüſſig; genug, man hatte geſagt: il cherche à lui parler.)

Don Juan lui réprésente tout son tort en exposant la fille, qu'il aime, aux plus grands dangers. Elle va perdre son honneur, la bénédiction de son père, l'amour de sa famille; enfin c'est la mort, qui la ménace, et de plus la mort la plus terrible, la loi ordonnant, qu'une prêtresse du soleil, qui s'est égarée de ses devoirs (alſo wenn ſie überhaupt ihre Pflichten überſchritten, nicht bloß wenn ſie die Keuſchheit verletzt hat — da möchte wohl keine Prieſterin geworden ſeyn!) soit emprisonné dans un souterrain, où elle doit passer la vie.

(Alſo nicht enterré tout vive, wie er doch hier hätte ſagen müſſen; nein, ſie wird bloß in ein Souterrain eingeſperrt, wo ſie ihr Leben zubringen muß.)

Scène V.

Don Juan et Diégo portent pour se rejoindre au delà du temple; (warum nicht: pour faire la ronde autour du temple? Man ſollte glauben, ſie wären nach Gefallen ſpazieren gegangen.) Don Juan ne desespère pas encore de sauver son ami, il donne à Diégo un pistolet ponr se défendre en cas de surprise. (Wir Dentſche wiſſen, daß er ihm ein Pfeifchen giebt, um, wenn etwas Verdächtiges ſich bey dem Tempel blicken ließe, ein Warnungs- oder Hülfszeichen zu geben.)

Acte II.

Der erſte, zweyte und dritte Auftritt ſo ziemlich richtig, im vierten Auftritt heißt es aber von Idali und Amazili, den beyden Sonnenjungfrauen, welche abgeſchickt waren, die Kora zu ſuchen: elles partent avec Cora, da doch Kora, auf dieſem Theater wenigſtens, nicht mit ihnen ging, ſondern gleich zurückblieb.

Acte IV. Scène IV.

Rolla va chercher son ami qui doit s'unir avec lui. Don Juan arrive; ils trouvent nécessaire d'aller se présenter au Roi, et de supplier pour la vie de Cora et d'Alonzo. Don Juan hésite, parcequ'il prévoit le danger, mais Rolla l'entraine par force. (Das iſt doch gar zu drollig gegeben! Rolla fodert bekanntlich Don Juan auf, die Truppen aufzuwiegeln, um die Liebenden mit Gewalt zu befreyen, Don Juan aber antwortet ihm: alles fodere von mir für meinen Freund, nur kein Verbrechen. Er ſcheut ſich alſo nicht vor perſönlicher Gefahr, die ohnehin gar nicht vorhanden war; wenn man den König bloß um Gnade anflehen wollte, ſo war bloß zu beſorgen, daß man nicht erhört wurde.)

Acte V. Scène VI.

Rolla suivi de sa troupe pénétre dans le temple; il déclare que Cora n'est point coupable, que c'est lui qui lui a donné le conseil de prendre la fuite qu'il l'a cachée dans son antre. Il se jette aux genoux du Roi, et le conjure de la sauver. Ataliba lui ordonne de quitter les armes, il l'ordonne en Roi; Rolla le refuse, enfin Cora le desarme; ému

par ses larmes il se met aux genoux de son prince — le Roi leve la branche du palmier — et soutenu par les instances du grand-prêtre lui-même — il pardonne. (Das wäre nun wohl kurz und gut; aber da gerade dieſe Scene alles erſt löſet, da wirklich viel darin geſagt und gethan wird, da man aus ihr hauptſächlich erkennen muß, wie der König es wagen durfte, hier zu begnadigen — nämlich nicht aus Gutmüthigkeit, ſondern aus Gerechtigkeit, weil Kora den Staat und den König vor Rebellion ſchützte, und ihr Verdienſt alſo ihr Verbrechen vollkommen aufwog, was auch ihr alter Vater andeutet, da er ausruft: nun darf ich dich wieder vor aller Welt als meine Tochter umarmen; — da, ſage ich alſo, dieſe Scene ſo ganz wichtig iſt, ſo durfte ſie nicht ſo kurz abgefertigt werden.)

Wir würden uns die Kritik dieſes Programms nicht erlaubt haben, wenn man unter dieſen Umſtänden nicht berechtigt geweſen wäre, wo nicht eine meiſterhafte, doch wenigſtens eine richtige, Anzeige zu erwarten. Die auffallenden Sprachfehler, welche darin vorkommen, haben wir ohnehin ungerügt gelaſſen. — Nun zu der Vorſtellung ſelbſt. Mit geſpannter Erwartung ſah ich den Vorhang aufrollen, denn in Wien hatte man mir ſchon genug geſagt, um mir nicht etwa eine beſchränkte Idee von dem kaiſerl. Hoftheater zu machen. Allein ich mußte freylich vieles nachlaſſen, denn an ein ſchönes Ganze war hier auch nicht zu denken. — Hrn. Ziegler, als Ynka, gelang es nicht, ſich die Würde eines Monarchen zu geben; ich würde das gar nicht richten, weil ja wirkliche Monarchen das oft nicht vermögen; allein ich hatte dieſe Rolle vor 13 Jahren von einem unwiſſenden Landjunker, der aber allerdings von Natur ein ſehr anmaßendes Geſchöpf war, mit ſoviel Kraft ſpielen ſehen, daß ich von Hrn. Ziegler wenigſtens ſoviel, als von dem Landjunker, erwartete, da er dieſen, in Abſicht auf Kenntniſſe und Geſchmack, ſonſt gewiß zehnmal aufwiegt. Der König iſt übrigens nicht die ſchwerſte Rolle in dieſem Stück.

Ein ungleich ſchwereres Geſchäft hatte anfänglich Herr Lange, dieſer Veteran unter den dramatiſchen Künſtlern, denn der Dichter hatte ihn hier auf eine harte Probe geſtellt; er muß einen Helden erſter Klaſſe darſtellen, der ſich doch jetzt ganz wie der verliebteſte Thor beträgt. Mir däucht, Herr Lange fühlte das ſo wie ich, und ſo konnte ſein Spiel, das zu monotoniſch war, und ſich in den Predigerton verirrte, anfänglich nicht ſo gefallen; aber wie trefflich wußte der wackre Mann zu entſchädigen, als ſeine Rolle natürlicher wurde, als der Held in dem Charakter eines wahren Helden erſchien, der für die Geliebte keine Gefahr mehr kennt, und keinem andern Gedanken Raum giebt, als: du mußt ſie retten! Welches ſchöne Feuer äußerte ſich da bey dem Künſtler in jeder Bewegung, in jedem Wort, in jeder Miene! Wie war da das Eintönige weggeſchwunden, und mannichfaltige Modulation an deſſen Stelle getreten! Zur Ehre der Wiener, wenn gleich ihr Geſchmack noch bey weitem nicht gehörig geläutert iſt, wie ich weiter unten zeigen werde, muß ich hinzuſetzen: ſie wiſſen einen ſo braven Künſtler, als Herr Lange, zu ſchätzen; und ſein ſchönes Spiel wurde auch dießmal durch vielen Beyfall belohnt.

Herr Krüger, als Oberprieſter, verfehlte ſeine Rolle nicht, doch füllte er ſie nicht ganz aus, es fehlte ihm auch an der Erhabenheit des Greiſes, der jedesmal, wo er erſcheint, tiefen Eindruck machen muß; allein bey einzelnen Stellen ſpielte er ſicher auch zur Befriedigung eigenſinnigerer Kenner. — Herr Korn, als Alonzo, hatte freylich hier nicht ganz das Feuer, was man ſonſt wohl von den erſten Liebhabern fordert; man könnte aber zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, daß er ja in dieſem Stücke wirklich nicht der erſte, ſondern nur beglückte Liebhaber iſt. Nach meiner Empfindung wäre Herrn **Klingmanns** Spiel, als Don Juan Velasquez, verdienſtlicher, als das ſeines Freundes geweſen; ich habe ihn auf keiner matten Stelle ertappt, deren ſelbſt Künſtler vom erſten Range ſich wohl ſchuldig machen, jedoch aber auf die Bravourpaſſage deſto mehr ſich rüſten. — Herr **Karl**, als Xaira, gab uns richtig den ſtolzen, herrſchſüchtigen und gefühlloſen Prieſter, der als Eiferer für die alten Gebräuche erſcheinen will, um unter dieſem Deckmantel dem Oberprieſter ſowohl, als dem Inka, wehe zu thun. — Zum Ruhme des Herrn **Roose** ſey es geſagt, daß er als Alonzo's Waffenträger ſich nicht zum Kasperle herabwürdigte, ſondern bloß dem Dichter folgte, der ihn als einen gemeinen Gecken darſtellen wollte. — Mad. **Rivolla** verdarb als Oberprieſterin anfänglich ihre Rolle ganz, und man konnte von ihr auch kein Wort verſtehen; ſpäterhin fand ſie ſich um vieles beſſer zurechte. Es iſt doch eigen, daß das dreymalige Wehe, was die Oberprieſterin, beym Eintritt in den königlichen Pallaſt, ausrufen muß, und was unausbleiblich den erſchütterndſten Eindruck macht, ſo leicht falſch geſprochen wird. Madame Henke ſah ich vor ungefähr 14 Jahren in dieſer Rolle, und ihr gelang jenes Rufen meiſterhaft. — Madame Koberwein, als Kora, verdiente Beyfall, und am Schluſſe, wo ſie Rolla entwaffnet, hohen Beyfall; Madame Albrecht erreichte ſie jedoch als Kora nicht. — Eine unangenehme Eigenheit bemerkte ich bey dem weiblichen Perſonale des hieſigen Hoftheaters: ſie ſprechen ſo leiſe, daß man nicht um die Hälfte ſie verſteht. Ich habe gewöhnlich ganz nahe geſeſſen; wie muß es erſt den entferntern Zuſchauern gehen? In Wien iſt man ſo artig, oder ſo geduldig, ſich das gefallen zu laſſen. — Die kleinen Rollen, welche Demoiſelle Adamberger und Madame Korn als Sonnenjungfrauen übernommen hatten, ſpielten ſie wirklich gut.

Neunzehnter Brief.

Wien, den 16. Oktbr. 1809.

Heute war, wie man auf den Straßen ſich erzählte, eine Deputation, im Namen der Stadt, an Napoleon nach Schönbrunn gegangen, um Se. Majeſtät zu bitten, daß man den Bürgern erlauben möchte, die Feſtungswerke, ſtatt ſie durch die Franzoſen geſprengt zu ſehen, ſelbſt abzutragen.

Aber, lieben Leute, ſagte ich, dazu gehört Zeit.

Die kann man ſich ja nehmen.

Wer leiſtet aber dann den Franzoſen Gewähr, daß die Demolition gänzlich vollzogen wird?

Die Stadt Wien, und ihr Magiſtrat.

Der kann für ſowas nicht bürgen. Feſtungswerke ſind Sache der höchſten Behörde.

Nun alſo die hieſige Regierung.

Dieſe iſt dermalen keine Staats-, ſondern blos eine Provinzialregierung; was ſie für ihren Kopf, im Namen des öſtreichiſchen Kaiſers verſpricht, davon kann er ſich diſpenſirt halten.

Hm!

Hm! ja, es wäre doch ehrenvoller für die Reſidenz, wenn die Einwohner ihre Feſtungswerke abtragen dürften.

Das läugne ich nicht, aber Frankreich hat ſelbſt in keinem neuern Friedensſchluſſe ſtipulirt, daß Feſtungen, die es von dem Gegner inne hatte, geſchleift werden ſollten; ſondern dieſe Mühe allemal ſelbſt übernommen.

Sie werden ſehen, es geht mit der Vorſtellung.

Eine Stunde darauf hörten wir gewaltigen Donner, und ſahen eine dicke Rauchwolke ſich über die Stadt hinwälzen; das Sprengen hatte ſeinen Anfang genommen, und wird vermuthlich die folgenden Tage fortgeſetzt werden.

Bis dahin kehre ich zu den Künſten des Friedens zurück. Am 10. Oktober gab man auf demſelben Theater

die beyden Klingsberge v. Kotzebue.

Da dieſes Stück in Wien ſelbſt ſpielt, und gewiß vieles von den Wiener Sitten hierin treu kopirt iſt, ſo erwartete ich wieder etwas ſehr Vorzügliches. Schwer, dachte ich, iſt es in einem Trauerſpiele oder erhabenen Schauſpiele, alle Rollen gleich gut zu beſetzen; aber in einem Stücke, wie dieſes, was ſo ganz eigentliches

Luſtſpiel iſt, was der Verfaſſer in ſo außerordentlich glücklicher Laune geſchrieben hat, was man Gelegenheit genug hatte, gut einzuſtudiren, muß ſchlechterdings alles nach Wunſche ausfallen. — Nun, ja, ich hatte gleich Anfangs viel Freude, nämlich den Veteran Brockmann zu ſehen, von dem ich im Auslande ſchon ſo lange her ſoviel Rühmliches gehört hatte. Er hatte die Rolle des alten Grafen, die mit ſeinen Jahren ſo gut übereinkam, und gewiß von ihm ſo gut gegeben wurde, als ſie je anderwärts gegeben worden iſt. Einen ſehr glücklichen Eindruck machte es, daß er den podagriſchen Fuß des alten Lebemanns *) nie zu markiren vergaß, das Zucken aber jedoch möglichſt verbarg. So überraſchte er auch durch ein Impromptü. Auf die Frage: was heute für ein Stück gegeben würde, ſagte man ihm: der Ring von Schröder. Ey! antwortete er, dieß Stück hat mir einmal einen Namen gemacht! Wer dieſe Anſpielung verſtand, beklatſchte ſie auch. — Hr. Rooſe, als junger Graf Klingsberg, ſuchte das Luſtige, Naive deſſelben darzuſtellen, und es glückte ihm auch, nur daß er eigentlich noch mehr air degagé hätte

---

*) Lebemann (oberſächſiſch) drückt das Bonvivant vollkommen aus.

haben ſollen; ein Zimmermann würde allerdings ihn weit übertroffen haben. Auf mich haben die Klingsberge, beſonders auch um dieſer Rolle willen, beym Leſen ungleich mehr Eindruck gemacht, als bey dieſer Vorſtellung; und ich ſah es zum erſtenmal, hatte auch längſt mir gewünſcht, es zu ſehen. Das kann von der hieſigen Bühne im Ganzen keinen zu großen Begriff machen. — Mad. Krüger, als Schweſter des alten Grafen, mißfiel nicht, ohne jedoch vorzüglich ſich auszuzeichnen. — Hr. Koberwein, als Lieutenant Stahl, ſtellt eine persona miserabilis vor, in der Hinſicht muß man ihm das Widrige ſeines Spiels verzeihen; es freute mich allemal, wenn er die Bühne wieder verließ. Der junge Graf hatte auf die Art ſehr Recht gehabt, daß er eher den Lieutenant eines Freykorps, als einen wohlerzogenen, ehemals reichen Baron, in ihm geſucht hätte. — Henriette, ſeine Schweſter, wurde von Demoiſ. Hruſchka gegeben; ſelten kommt eine Frauenzimmerrolle in den Kotzebueſchen Stücken vor, die ſehr ſchwer wäre, dieſe nun iſt's gewiß nicht; allein man kann zum Lobe der Demoiſ. Hruſchka in der That weiter nichts ſagen, als daß ſie dieſelbe nicht geradezu verdarb. — Ungefähr daſſelbe gilt von Madame

Friedberg, Gemahlin des Lieutenants, obgleich Mad. Weißenthurn, als dramatiſche Dichterin ſchon vortheilhaft bekannt, ſie darſtellte. In dem Auftritte, wo der alte Klingsberg ihr unwürdige Anträge macht, und ſie ſich darüber entrüſtet, ſieht man durchaus nicht die Dame von Stande und Welt, welche mit Würde dergleichen abweiſt; und doch mußte hier oder nie ſie ahnen laſſen, daß ſie eine Baronin ſey. Denn welche Dame in dergleichen Lagen ihr Inkognito nicht wenigſtens ſo weit vergißt, daß ſie einem Manne, wie dem Grafen, ächte, dauernde Ehrerbietung einflößt, deren Ehrgefühl muß durch einen ſolchen Antrag wirklich nicht ſo tief gekränkt worden ſeyn. — Frau Wunſchel, als Zimmervermietherin, geſpielt von Mad. Schütz, gefiel in der That, nicht mit Unrecht, allgemein; ſie war ganz das, wofür der Dichter ſie gelten laſſen wollte; ein eitles, geſchwätziges, zudringliches altes Weib. — Auch Demoiſ. Goldmann, als Kammermädchen der Gräfin, führte ihre Soubrettenrolle gut aus.

Am 15. Oktober gab man auf dem nämlichen Theater

Das Intermezzo oder: Der Landjunker, zum erſtenmal in der Reſidenz.

Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen von Herrn A. v. Kotzebue.

Dießmal trieb hauptſächlich Neugierde mich hinein, ich hatte das Stück im Frühjahr in Leipzig geſehen, und wollte eine Parallele ziehen. Aber wie ſehr können die ſächſiſchen Hofſchauſpieler ſich gratuliren! Welcher Unterſchied! Faſt möchte ich ſagen, es ſpielte keiner gut, als Hr. Schulz in der Rolle des Lieutenants von Silberforſt, Demoiſ. Goldmann in der kurzen Rolle als Mad. Seelmann, Schauſpielerin, und der Poſtillon, ob er gleich auf dem Zettel nicht genannt iſt, und vielleicht alſo ein wahrer Poſtillon war. Doch ich muß mein ſtrenges Urtheil wohl gehörig motiviren.

Hr. Rooſe, als Junker Hans von Birken, verdarb wohl nicht, aber man ſuchte vergebens in ihm den Meiſter. Sein Koſtüm war nicht übel gewählt, aber warum mußte er während des ganzen Spiels eine krumme Stellung annehmen? Sollte er denn von ſeiner Mutter, die nach den Andeutungen des Dichters Verbindung mit der großen Welt gehabt zu haben ſcheint, nicht wenigſtens angehalten worden ſeyn, gerade zu gehen? Hr. Schirmer in Leipzig kannte nichts von dieſer Affektation, er gab uns den Junker

Hans durchaus als einen edeln, verſtändigen Mann, der nur in der großen Welt unerfahren iſt. Doch man durfte Hrn. Rooſe es verdanken, daß er nicht bedeutender fehl griff, denn, o Himmel! mit welcher abſcheulichen Perſonnage überraſchte uns Hr. Baumann als Matz, Diener des Junkers! Pfuy! pfuy, und nochmals pfuy über ſolche Dorf-Hanswurſtiaden! Freylich, freylich — Hr. Baumann verdient einige Entſchuldigung, denn das wiehernde Gelächter, von einem warlich nicht kleinen Theile des Publikums, belehrte mich, wie ſehr der ganz gemeine Hanswurſt ihnen noch behagt. Aber warum bewies Hr. Baumann, auch als Matz, eine ſolche Unverſchämtheit, da, wo er gerade keine Gelegenheit hatte, das Zwerchfell ſeiner Verehrer zu erſchüttern? Antwort: weil er bey einem ächten Bauer-Hanswurſt in die Schule gegangen zu ſeyn ſcheint, und dieſer ihm geſagt haben mag, daß man in dieſer Qualität nicht unverſchämt genug ſich aufführen könne. — Wie ſo ganz anſtändig, und doch höchſt beluſtigend, wurde dieſe Rolle in Leipzig gegeben!

Demoiſ. Lefevre, als Fräulein von Klingen, eignete ſich ſehr dazu, einen Hans von Birken von einer Heirath mit ihr abzuſchrecken, auch wenn er nicht ſein Herz ſchon anderswo verſchenkt gehabt hätte; denn ſie legte es ordentlich darauf an, den Zuſchauern Langeweile zu machen. — Wenn auch Hr. Karl, als Schulrektor zu Plumpersdorf, minder als in Leipzig gefiel, ſo war das wohl nur Folge der komiſchen Decenz bey der hieſigen Cenſur, welche einen Paſtor nicht auf's Theater laſſen wollte. Wie man aber einen Schulrektor aus Plumpersdorf vorſtellen ſoll, wüßte ich warlich nicht, ſobald man nicht einen Dorfſchulmeiſter, was er doch nur geweſen ſeyn kann, aus ihm machen will. Sehr weislich näherte ſich Hr. Karl in ſeinem Spiel mehr dem Dorfpaſtor, als dem Dorfſchulmeiſter; ſchwerer muß es freylich ſeyn, hier in Wien einen Paſtor vorzuſtellen, da man weit und breit herum, außer den hieſigen proteſtantiſchen Geiſtlichen, kein Urbild ſehen kann. — Hr. und Madame Korn, jener als Schauſpieler und Sohn des Schulrektors, dieſe als Erneſtine, Tochter deſſelben, hielten ſich leidlich. — Aber Hr. Ochſenheimer, als Baron Volta, ſtand Hrn. Weidner bey den ſächſiſchen Hofſchauſpielern, meines Erachtens, weit nach; es war ſoviel Steifes, Ungelenkes in ſeinem Benehmen, als wenn er ſich in dieſe Rolle gar nicht hineinfinden könnte. — Doch dieß, glaube ich, iſt hinreichend, um den Auswärtigen zu zeigen, daß man von der höchſten Stufe der Schauſpielkunſt in Wien noch ziemlich entfernt iſt, und daß mehr die alten Mitglieder, als die neuern, den Ruhm des hieſigen Theaters noch retten. Da, wo jede Geiſteskraft unter dem Druck lag, ließ ſich auch kaum erwarten, daß dieſe Kunſt frey ſich entfalten würde. — Sehr zu loben war folgender Umſtand: Junker Hans kommt bekanntlich aus dem Schauſpielhauſe, und befindet ſich mit ſeinem Diener auf der Straße, da war nun hier nicht, wie in Leipzig, die Straße ganz leer, ſondern man ſah eine Menge anderer Leute im Hintergrunde, die auch aus dem Theater kamen, mit und ohne Laternen, und wieder andere, die aus entgegengeſetzter Richtung herkamen. Dieſen Umſtand hat man in Leipzig überſehen, und es fällt alſo wirklich auf, wenn man gerade nur den Schauſpieler, welcher dieſen Abend den Burkey gemacht hat, gleich als wie gerufen, daher kommen ſieht. — Eben ſo macht es auch gute Wirkung, daß der Junker mit Kutſch und Pferden auf der Bühne erſcheint, als er in Berlin eintrift; das läßt ſich aber auf eingeſchränkten Theatern nicht nachahmen.

Die kaiſerlich - öſtreichiſche Hoftruppe ſpielt auf zwey Theatern, in der kaiſerl. Burg und am Kärnthnerthore; dieß kann ſehr füglich geſchehen, weil die Geſellſchaft ſehr zahlreich iſt, und geſchieht aus dem Grunde, weil ein Theater ſonſt die Zuſchauer bey weitem alle nicht faſſen konnte. Der Hof ſelbſt machte auch bisher keinen großen Unterſchied, und erſchien oft auch am Kärnthnerthore. In den jetzigen bedrängten Zeiten, wo nicht nur der Hof, ſondern auch die meiſten Herrſchaften abweſend ſind, reicht gewöhnlich eins von beyden Häuſern hin. In den Vorſtädten hat man noch drey Theater, an der Wien, in der Leopoldsſtadt und in der Joſephsſtadt. Ich hatte das Schikanederſche Schauſpielhaus an der Wien ſchon auswärts rühmen hören, und ließ mir alſo gern den weiten Weg und das ſchreckliche Gedränge der Zuſchauer gefallen, fand auch das Theater recht artig und zweckmäßig, wie ſchon bey Regensburg erinnert worden iſt, indem die Logen alle ein verſchobnes Viereck bilden, und nach der Bühne hinlaufen. Aber die Kreutzfahrer von Kotzebue mögen ſo intereſſant ſeyn, als ſie wollen, hier konnten ſie mich nicht intereſſiren; ich hatte das Glück, den Helden und die Heldin des Stücks ſchon im erſten

Aufzuge kennen zu lernen, und letztere lamentirte ſo, daß mir angſt und bange wurde, und ich großmüthig auf alle ihre fernern Qualen Verzicht that. Ein Freund, dem ich meine Noth klagte, berichtete mich, daß man dort keinen wahren Geſchmack, ſondern nur das Gepränge und Spektakel ſuchte, und alſo die Zuſchauer nur hierdurch befriedigen müßte. So lebte alſo Schikaneders Geiſt dort fort, obwohl er längſt weder an dem Hauſe, noch an der Direktion mehr Antheil hat, und nur noch in hieſiger Gegend oder in den Vorſtädten als Akteur auftritt. Wenn man an der Wien hat fortgehen müſſen, ſo wäre es ſehr unklug, in der Leopoldsſtadt, und noch unkluger, es gar in der Joſephsſtadt zu verſuchen. In letzterem Hauſe ſoll man gemüthlich ſein Pfeifchen rauchen.

Zwanzigſter Brief.

Arma virosque cano.

Wien.

Jetzt iſt es aber wohl einmal Zeit, daß ich in der Kriegsgeſchichte, da wo ich ſtehen geblieben bin, fortfahre. Wir ließen die Franzoſen auf dem Marſche nach Wien, und finden ſie jetzt hier vor der Stadt ſelbſt angelangt. Ich bediene mich hier eines Berichts, den man mir von verſchiednen Seiten als getreu empfohlen hat. — Wer das Gedränge in Wien kennt, wie es in ruhigen Zeiten iſt, mag ſich einen Begriff machen, wie es jetzt ausſah, jetzt, wo Tauſende abreiſten, wo viele andre Tauſende aus den Vorſtädten herein flüchteten, und ihre beſten Habſeligkeiten mitbrachten; wo man Vertheidigungs- und Verproviantirungsanſtalten traf, wo viele Truppen durchzogen, wo neue Milizen organiſirt wurden, und tauſend andre Dinge ſich zuſammen drängten. Hierzu kam noch die halbjährige Ausziehzeit, und das Abbrechen der Buden, die man zu dem jetzt eingeſtellten Jahrmarkte ſchon errichtet hatte. Am 8. und 9. May war man in Wien ungefähr ſo daran, als wenn das jüngſte Gericht hereinbrechen ſollte. Noch jetzt trauert, wer ſich der ſchönen Franzensbrücke erinnert, die über den Donaukanal führte; ſie wurde von den Oeſtreichern in Brand geſteckt. Am 9. May wurde die Stadt von 16000 Mann Linientruppen und Landwehr beſetzt, und bis auf das Thor nach der Leopoldsſtadt und einige kleine Einläſſe geſperrt. Seit 109 Jahren blieb nun die Wiener Zeitung zum erſtenmal aus; man hörte ſeit dem Sperren der Thore keine Uhren mehr ſchlagen, und keine Glocken mehr läuten. Es wurde jetzt häufig für den Landſturm geworben, *der nun erſt organiſirt werden ſollte.*

Ich habe in den erſten Heften der *Friedenspräliminarien* das Ungereimte eines ſolchen Landſturms ſchon im Oktbr. 1808 gezeigt, und vorhergeſagt, daß er von gar keinem Nutzen ſeyn würde, weil der gemeine Mann ja in Oeſtreich nicht wüßte, für was er Leib und Leben daran wagen ſollte, und man in ſo einem Falle lieber davon läuft, als um nichts und wieder nichts ſich aufopfert. Die *Friedenspräliminarien*, wie ich weiß, denn ich finde ſie unter dem März 1809 mit einem Transeant von der Cenſur bezeichnet, ſind hier geleſen worden; aber achtete man im Oeſtreichiſchen wohl auf vernünftige, auf unwiderlegbare Gründe? Selbſt in Ungarn, wo man ſeit uralten Zeiten an die ſogenannte Inſurrektion gewöhnt war, und man wenigſtens einigermaßen hätte Wirkung ſich verſprechen ſollen, lieſen 50,000 Mann auf einmal auseinander, und plünderten zur Dankbarkeit, daß man ſie aufgerufen hatte, ihre eignen Landsleute ſo aus, daß nichts blieb als was nied- und nagelfeſt war. — Da ich es in einigen Briefen an Anekdoten habe fehlen laſſen, ſo will ich dieſen Fehler wieder gut machen, und den Ueberreſt ganz damit anfüllen.

Anekdoten

aus der, wiewohl ſehr kurzen, Belagerungsperiode von Wien.

Erſte Anekdote.

Man brauchte nur einigermaßen geſunde Glieder zu haben, und ſich auf der Gaſſe blicken laſſen, ſo wurden einem gewiß auch Waffen aufgedrungen. Ein Herr lag krank, und ſchickte ſeinen Bedienten, der ſtark und rüſtig war, in die Apotheke; er brachte die Medicin und zugleich eine Flinte nach Hauſe, die man ihm aufgezwungen hatte. Sein Herr ſendete ihn bald darauf in eine andere Gaſſe nach Tabak, er kam mit dem Tabak und einer zweyten Flinte zurück. Es war ein dritter Gang nothwendig, es begegnete ihm eine Rotte, und machte ihn um eine dritte Flinte reicher. Nun, fing der Herr an, ſo muß ich doch ſehen, ob dir jeder Gang eine Flinte bringt; gedacht, geſchehen; Johann ging aus, und brachte lachend den vierten Schießprügel mit: — Man ſagt, zur Entſchuldigung der Obern, dieſe Werbereyen ſeyen blos eigenmächtig geweſen, aber woher bekamen denn dieſe Eigenmächtigen die unzählige Menge von Gewehren, die ſie ſo freygebig austheilten? — Geſtehen wir lieber offen, daß in Wien, mindeſtens für dieſen Augenblick, der Verſtand nicht recht zu Hauſe war; ſo was iſt ſchon mehr ehrlichen Hauptſtädten paſſirt. Wären im Jahr 1792 die Deutſchen, wie ſie allerdings konnten, wenn ſie's recht anfingen, und die Witterung etwas mehr ſie begünſtigte, vor die Thore von Paris gedrungen, wir würden manchen drolligen Streich der Pariſer zu melden haben.

Zweyte Anekdote.

Ein junger Mann ging über den Platz, der Hof genannt, und mußte nolens volens aus dem daran ſtoßenden Zeughauſe ſich mit einer Muskete bewaffnen laſſen. Das Ding fiel wegen ſeiner Schwere ihm läſtig, er ſuchte es alſo wieder an Mann zu bringen. Zum Glück begegnete er bald einem Unbemusketeten:

Wie Freund? Sie ſind ein Patriot, und haben kein Gewehr? Geſchwind, nehmen Sie dieſes hier!

Jener, erſchrocken nicht für einen Patrioten zu gelten, nahm willig die Muskete, und der Erlöſte entfernte ſich.

Dritte Anekdote.

Um als Spion angehalten zu werden, bedurfte es nur etwas Neugierde, oder daß man aus Angſt ſich etwas umſah; ſo wurden bloß am 9. May über fünfzig Perſonen unter dieſem ehrenvollen Titel ins Gefängniß gebracht. Ein Kavalier wollte ſo eben durch die noch offene Taborſtraße nach Mähren reiſen; ſein Poſtillon bat um einige Minuten Geduld, weil er noch etwas vergeſſen hätte. Allein wer nicht wieder kam, war er; nach einer guten halben Stunde ſprang der Reiſende aus dem Wagen, und ſuchte den Saumſeligen; hörte aber ſchon in der nächſten Gaſſe, daß er als Spion eingefangen ſey.

Vierte Anekdote.

Den Stadtbewohnern war es nicht genug, ſich ſelbſt zu Landſtürmern zu machen, auch die Vorſtädter ſollten dieſe Ehre genießen; wer alſo ſich verpflichtete, Waffen abzuholen, wurde durch einige kleine Pforten in die Stadt gelaſſen; da regnete es alſo Flinten, Kugelbüchſen, Piken, Senſen an Stangen befeſtigt, Morgenſterne und dergleichen altdeutſches Zeug mehr, nebſt guten Vorräthen von Patronen. Der Weisheit eines jeden Vorſtädters blieb es frey geſtellt, damit anzufangen was er nur wollte; die meiſten nahmen alſo dieß als Geſchenk an, womit man in dieſen betrübten Zeiten ſich ein Paar Maaß Wein erobern könnte, und trugen es nach Hauſe. Die Patronen dienten zur Unterhaltung, man nahm die Kugeln heraus, und verplatzte das Pulver anfänglich einzeln, hernach im ordentlichem Peloton- und Bataillenfeuer. Die Franzoſen kamen oft mitten durch ſolche Helden, wenn ſie rekognoſziren ritten, ließen ſich aber durch den Spaß nicht irre machen.

Fünfte Anekdote.

In einer Gaſſe der Joſephsſtadt waren auf beyden Seiten Piken- und Senſenträger ausgeſtellt, die eine Miene machten, als wollten ſie die Gegner in Stein verwandeln. Als aber einer von den Eckmännern eine Patrouille erblickte und ausrief: Franzoſen kommen, liefen ſie ſchnell in die nächſte Gaſſe, und ſtellten ſich dort wieder auf. — Wieviel Scharfſinn gehörte wohl dazu, bey dem Entwurf zur allgemeinen Bewaffnung dieſe lächerlichen Auftritte vorauszuſehen? Aber die es ſahen, durften nicht reden, ſonſt waren ſie holter nicht gut kaiſerlich geſinnt.

Sechſte Anekdote.

Als der (bey Eßlingen hernach tödtlich verwundete) Herzog von Montebello, Marſchall Lannes, am 10. May einen Adjutanten mit einem Trompeter in die Stadt ſchickte, um ſie aufzufordern, wurden dieſe beyde von einem Fleiſcherknechte und von einem Haufen Geſindel angefallen, verwundet, und der Pferde beraubt. -- Solche Ordnung herrſchte in der Stadt, die es doch wagen wollte, dem Helden des Jahrhunderts die Spitze zu bieten. Man fand es auch, meines Wiſſens, gar nicht für nöthig, wegen dieſes groben Verbrechens bey dem Feinde Entſchuldigungen zu machen, oder ihm Genugthuung zu geben.

Ein und zwanzigſter Brief.

Wien.

Ich muß gleich der Ameiſe Vorrath auf den Winter ſammeln: wenn ich nämlich etwas ſpäterhin unſre Korreſpondenz fortſetzen ſoll, muß ich hier einen Stillſtand machen, und hier in Wien, in den Gegenden umher und in Ungarn, neue Data aufſuchen. Dieſer Brief ſoll alſo gerade bis zur Einnahme der Stadt Wien durch die Franzoſen gehen.

Der Mittelpunkt der franzöſiſchen Armee waren die Gegenden um Schönbrunn, der linke Flügel ſtand bey Otagrün, Währing, Döbling bis gegen die Donau, der rechte ging über den Wienerberg bis in die Ebene von Simmering; die Linien Wiens waren alſo ganz eingeſchloſſen. Man verſtärkte auch die Truppen in den Linien, und ließ ſie in mehrern Vorſtädten ſich ausbreiten. Sie ordentlich einzuquartieren, wäre nicht rathſam geweſen, ſie hatten alſo die Hauptſtraßen beſetzt, nebſt den kleinern Straßen, welche zur Verbindung dienen; in die entfernteren Vorſtädte ließ man es bey Streifpatrouillen bewenden. — General Andreoſſy war zum Gouverneur der Stadt ernannt worden, dieſer ſorgte ſogleich für Ordnung in Abſicht auf die Lebensmittel, ſodann ſetzte er die regulirte Bürgermiliz in Thätigkeit, und legte den unbefugten Waffenträgern das Handwerk. — Nachmittags, als den 11. May, fingen die Franzoſen ihre Belagerungsanſtalten an, wozu ſie die kaiſerlichen Stallungen wählten. Da dieſes lange, feſte und prächtige Gebäude ziemlich hoch liegt, und in einer Entfernung von 100 Klaftern der Burgbaſtey gegenüber ſteht; ſo war dieſe Wahl ſehr gut getroffen. Die Generale Bertrand und Navelet leiteten die Anſtalten, ſie ſetzten ihre Leute nicht unnöthig dem feindlichen Feuer aus, ſondern bahnten ſich, indem ſie ein Haus am Spitelberge durchbrachen, von hinten einen Weg in die kaiſerlichen Stallungen, um ihr Geſchütz hineinzuführen. Gegen Abend war alles ſo weit fertig, daß ſie mit zwanzig Haubitzmörſern beginnen konnten, ohne daß ſie zu demontiren waren. Die benachbarten Plätze waren ſtark mit Militair beſetzt, wenn etwa die Oeſtreicher gegen dieſen Punkt, der ihnen ſo gefährlich worden war, einen Ausfall verſuchen ſollten. Um neun Uhr fing die Beſchießung an, und wurde mit unglaublicher Schnelligkeit fortgeſetzt; dafür ſuchte man durch ein fürchterliches Feuer aus der Stadt mit 24 und 36 Pfündern die kaiſerlichen Stallungen zu zerſtören. Nach dem Erfolg zu urtheilen haben die Franzoſen die außerordentliche Feſtigkeit dieſes Gebäudes beſſer gekannt, als die Wiener; ſonſt würden letztere nicht etwas Unmögliches verſucht haben. Wer noch jetzt von dieſer Unmöglichkeit ſich überzeugen will, der komme und ſehe; Kugeln genug haben getroffen, allein wenig mehr gethan, als das Gebäude verunziert. — In vier Stunden mögen ungefähr 1800 Haubitzgranaten in die Stadt geflogen ſeyn, ſie ſchien ganz in Flammen zu ſtehen. — Niemand hatte die Einwohner vor der Gefahr gewarnt, niemand ſie mit den Maaßregeln bekannt gemacht, die unter ſolchen Umſtänden zu ergreifen ſind; ja nicht einmal die nöthigſten Löſchanſtalten waren getroffen worden. Der Ausländer zweifelt, wenn er das lieſt, aber es iſt wahr, Konſequenz durfte man in dieſen Tagen in Wien nicht ſuchen. — Es ſcheint, als wenn ſich die Franzoſen vorzüglich Hauptgebäude zur Beſchießung gewählt hätten, z. B. das Kaiſerſteiniſche Haus, das Trattnerſche Haus, welches ſoviel Zins trug, das ein Fürſt davon lehen konnte; offenbar haben aber die Gegner auch viel Schonung bewieſen, ſonſt würde die kaiſerliche Burg jetzt nicht mehr ſtehen. — Jetzt kam den Wienern zu Statten, daß ihre Häuſer ſo maſſiv gebaut ſind, und daß ſie hiermit noch die weiſe Anſtalt verbinden, die Böden mit 4 – 6 Ellen Schutt zu verſehen, ſo daß ſchlechterdings nur das Dach abbrennen kann. — Man denke ſich aber 60,000 Menſchen in ſo engem Bezirk beyſammen, und ſo eine unvermuthete Noth. Indeß exiſtirt Wien in ſeinen zwey- und dreyfachen Kellern gleichſam unter der Erde noch einmal; hieher flüchtete ſich daher alles, Patrioten und Nichtpatrioten, Furcht machte jetzt alles gleich. Hier waren auch die Helden, welche projektirt hatten, daß, wenn die Wienervorſtädte, wie ein zweytes Saragoſſa, ſich vertheidigten, und nur jede Vorſtadt den Feind einen Tag aufhielte, er unter einem Monate an die Stadt ſelbſt noch nicht kommen könnte.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Ein gewiſſer Herr, den man als großen Jagdliebhaber kennt, hielt es für nöthig, den

Keller ſelbſt zu einem Schlachtfelde zu machen; was er Schießbares hatte, Kugelbüchſen, Flinten, Piſtolen, Terzerole, mußte mit in den Keller wandern. Sich und ſeine Bediente verſah er mit tüchtigen Säbeln, die Gewehre aber ſcharf geladen, lagen und ſtanden alle um ihn her; dabey hatte er den Eingang feſt verrammelt, ſich auf mehrere Tage mit Lebensmitteln verſehen, und ſchien feſt entſchloſſen, eine förmliche Belagerung auszuhalten. Zum Glück für ihn oder für die Feinde, hat ihn der Himmel vor verzweifelten Maaßregeln bewahrt. Man lächelt über dieſe Anekdote, weil dieſe Anſtalt nicht de tempore war, ſonſt müßte man ſie bewundern, vorausgeſetzt, daß die Vertheidigung ſo heldenmüthig als der Entſchluß ausgefallen wäre; was man einſtweilen als gewiß annehmen darf.

Zweyte Anekdote.

Dieſe ſchmeckt freylich ein wenig ſtark nach Unſinn, man kann ſie nur begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß Furcht und Angſt das Gemüth gänzlich zu verwirren im Stande ſind. Ein Herr ließ ſich nämlich in einem Keller in Sand eingraben, und obenher mit Bretern oder mit Betten zudecken, genug ſo, daß er in Gefahr kam zu erſticken, und die Bedienten von Zeit zu Zeit nachſehen mußten. Hätten die Franzoſen in dieſer Poſition ihn entdeckt, ſie würden aus lauter Lachen ihm kein Uebel haben zufügen können, und ſo hätte er am Ende noch den Ruhm davon getragen, es am klügſten angefangen zu haben.

Dritte Anekdote.

Welche unausſprechliche Wohlthat kann zur rechten Zeit die Flaſche gewähren! Dieß bewies Herr R. Er hatte, um ſich in dieſen Bedrängniſſen die Grillen zu vertreiben, und, wenn es ja etwas Ernſtliches ſetzte, nicht nüchtern beym Charon anzugelangen, der bekanntlich ſehr ſchlechte Frühſtücke in Bereitſchaft hat, mehr als ein Gläschen über den Durſt getrunken, und ſich dann mit Anbruch der Dämmerung ſchlafen gelegt. Früh erhielt er einen Beſuch, und man fragte ihn, wie es bey dieſem ſchrecklichen Bombardement ihm gegangen wäre?

> Mein Gott! haben wir ein Bombardement gehabt?

rief er aus, das habe ich richtig verſchlafen.

Vierte Anekdote.

Sehr viele Menſchen, die nun zur Sicherheit der Stadt auf den Straßen vertheilt waren, pochten an die verſchloſſenen Hausthüren, damit man ſie öffnen ſollte. Dieß war in der That nöthig, denn wenn Granaten auf die Straßen fielen, ſo konnte ja ſonſt kein Menſch ſich in ein Haus retiriren, um ſich vor dem Zerplatzen zu ſichern; oder wenn man wo eine Flamme ausbrechen ſah, ſo konnte man nicht gleich hinzu, um ſie zu löſchen. Die furchtſamen Eingeſperrten erriethen aber den Grund hievon nicht, und hielten die Klopfenden für Feinde, welche die Stadt mit Sturm erobert hätten, und jetzt ſchon kämen, ihnen das Meſſer an die Kehle zu ſetzen.

Während dieſes Angriffs auf Wien, begab ſich Napoleon ſelbſt mit dem Herzog von Rivoli (Marſchall Maſſena) an den Donaukanal an der Seite von Simmering, und ließ das ſogenannte grüne Luſthaus im Prater an dem linken Ufer des Kanals beſetzen, wozu zwey Kompagnien Voltigeurs gebraucht wurden; ſchon um 8 Uhr Abends war das Luſthaus beſetzt, und die Brückengeräthſchaften beyſammen. Um 1 Uhr früh wollte der Erzherzog Maximilian durch zwey Bataillons das Luſthaus wieder wegnehmen laſſen, allein die Voltigeurs, unterſtützt von 15 Kanonen, die ſich auf dem rechten Ufer des Kanals befanden, behaupteten ihren Poſten, und trieben die Oeſtreicher mit großem Verluſt zurück.

Der Erzherzog Maximilian fing nun an, die Möglichkeit einzuſehen, daß, wenn die Brücke zu Stande käme, die franzöſiſche Armee auf die Donauinſel überſetzte, und durch den Prater gegen die Leopoldſtadt vorrückte, ihm und ſeiner Beſatzung der Rückzug abgeſchnitten werden könnte. Dieß wollte er nicht abwarten, nahm alſo die Linientruppen und die Landwehr größtentheils mit ſich, zog ſich auf das linke Donauufer, und ließ alle Brücken hinter ſich abbrennen. General O'Reilly übernahm jetzt das Stadtkommando.

Vier volle Stunden, wie eine Dame mir erzählte, deren Mann juſt in dieſem Moment im Sterben lag, hatte das Bombardement gedauert, als man einhielt. Nach einer halben Stunde fing es wieder an, alſo in der zweyten Stunde, währte aber noch nicht ganz 30 Minuten, als es gänzlich aufhörte. Man kann alſo nur ſagen, daß die Wiener 4½ Stunden beſchoſſen worden ſind; ein Glück, was nur wenige Städte gehabt haben, bey denen es zum Beſchießen kam.

Hiermit ſtimmt auch ungefähr der Bericht überein, den ich aus einer hieſigen guten Broſchüre nehme. Nämlich General O'Reilly ſendete am 12. May mit Tagesanbruch zu den franzöſiſchen Vorpoſten, ließ erſuchen, das Feuer einzuſtellen, und es ging eine ſehr anſehnliche Deputation an den Kaiſer Napoleon ab. Gegen Abend unterzeichnete man die Kapitulation, die Garniſon wurde kriegsgefangen, und am 13. früh um 6 Uhr beſetzten die Grenadiere des Oudinotſchen Korps die Stadt Wien.

So wären wir alſo bey dieſer Uebergabe, die im Grunde nichts Merkwürdiges hat, weil der erbärmlichſte Stümper im Kriegsweſen, wenn er nur zwey oder nur ein Auge hat, ſehen muß, daß eine Stadt, wie Wien dermalen iſt, ſich durchaus nicht mehr vertheidigen kann. Heute, als am 17. Oktbr., werden wieder Feſtungswerke von Wien geſprengt, und man wird damit fortfahren, bis dieſes lächerliche Bild, wo 60,000 Einwohner ſich nicht anders vertheidigen konnten, als daß ſie 200,000 Einwohner (in den Vorſtädten) zu Grunde richteten, und ſelbſt, wenn ſie dieſes wollten, mit allem ihrem ſchweren Geſchütz nicht einmal konnten, von der Erde verſchwunden iſt. Beklagen muß ich den unglaublichen Unverſtand derer, die es nicht einmal für möglich halten, den Platz, wo dieſe Feſtungswerke bisher ſtanden, zu ebnen: wer ſo was für ungeheuer hält, und deren ſind leider viele, der hätte doch warlich es für ungeheuerer halten ſollen, einem Helden zu widerſtehen, der ganz andre Koloſſe, als jetzt der öſtreichiſche Staat war, vor ſich niedergeworfen hat.

Sehr viele Wiener nehmen es ihm aber gewaltig übel, daß er auf dem Sprengen der Feſtungswerke beſtanden iſt; nach ihrer Meynung mußte er in den Friedenstraktat ſetzen, daß ſie abgetragen werden ſollten, und von der Rechtlichkeit des Kaiſers Franz erwarten, daß man dieß pünktlich erfüllen würde. Ich bin weder Kriegsmann noch Politiker, aber das weiß ich, daß ich nie über die Abtragung einer Feſtung kontrahiren würde, die in meinen Händen wäre, und daß ich allemal auch zum Schießpulver meine Zuflucht nehmen würde. Wer aber anders geſinnt iſt, der ſpricht von Rache, der meynt, daß Wien durch die Sprengung ein Schimpf geſchehe, daß Wien, wegen ſeines Mitgefühls gegen die franzöſiſchen Bleſſirten, dieſen Schimpf nicht verdient habe, und provozirt auf die Weltgeſchichte, die einſt unparteyiſch den Mächtigen, wie den Unmächtigen, richten werde. Gut, das wird ſie, aber ſie wird auch den Unverſtand richten, und da möchte es für manchen Wiener wohl beſſer ſeyn, wenn er ihr Urtheil nicht erſt aufgefodert hätte.

Gebe der Himmel, Freund, daß die Fortſetzung dieſer Briefe ſo beſchaffen ſeyen, daß man nach zehn und zwanzig Jahren noch etwas Vernünftiges heraus lieſt, wenn auch das Ganze dann nicht mehr Intereſſe hat! Ich ſchließe hier und rechne darauf, uns, wenn der Winter ſeine Flocken geſtreut, und die Natur zum Erſtarren gebracht hat, wieder zu unterhalten. Euch aber, gute, gnädige Götter, flehe ich auch an: laßt unter keinerley Umſtänden mein Herz erſtarren! Möge es für die Leiden meiner Brüder und Schweſtern ſtets offen ſeyn! Möge es ihre Thorheiten, ja ſelbſt ihre Ungerechtigkeit, ihren unverdienten Haß, ihre Verläumdung, ihre Verfolgung mich ertragen lehren! Fehlen wird es mir daran keinesweges, ſo wenig als ſonſt Jemanden, der als gerader unbefangner Mann die Feder führt, und ich will mich immer im voraus auf das Schlimmſte gefaßt machen. — Wer das ſechſte Stufenjahr ſchon überſchritten hat, der hofft nicht mehr viel Großes, weder von der Welt, noch von den Menſchen, der tröſtet ſich aber auch mit dem Gedanken, daß ſeines Bleibens nicht mehr ſo lange ſeyn dürfte, als es bisher geweſen iſt. Lächle nicht über die wehmüthige Stimmung, die, ich weiß ſelbſt nicht ganz beſtimmt warum, beym Schluſſe dieſes Abſchnitts mich ergreift; ich ſchaute ſo eben auf meine Bahn zurück, und da hatte ich eben nicht Urſache, mich der Menſchheit zu freuen. Nein, Freund, genau beſehen, kann man das nicht, wohl aber kann man die Thoren, weil ſie oft ſo unglücklich ſind, bemitleiden, dieſes Mitleid durch Beyſpiele von Einzelnen, und durch ſein Herz erwärmt, in Liebe übergehen laſſen, und dann ihnen beyſpringen, ſo gut als man es vermag. Wir, mein Theurer, ſehen uns vielleicht nicht perſönlich in dieſem Leben wieder; aber wir wollen uns nicht vergeſſen, und bey jeder guten That, die uns gelang, einander gedenken.

Wien, den 18. Oktbr. 1809.

17 d

Vertraute Briefe
über
Oeſtreich
in
Bezug auf die neueſten Kriegsereigniſſe
im Jahre 1809.

Zweyter Theil.

Lag
Fach 27 Reg.

Stralſund, 1810.
In Commiſſion bey Heinrich Gräff in Leipzig

Universitäts-
Bibliothek
München

Wehrkreis=
bücherei VII
München

90

Inhalt des zweyten Theils.

Erſter und zweyter Brief. S. 1 — 7. Einleitung zu dem ſich etwas verſpätigten zweyten Theile.

Dritter und vierter Brief S. 8 — 39. Rückblick auf Regensburg in 17 Fragen mit Antworten. — Erſte Frage: Gab es bey den rohen Ausbrüchen von Habſucht und Grauſamkeit, die bey ſolchen Gelegenheiten ſich finden, nicht auch edle Züge, welche den nach Regensburg eingedrungenen Franzoſen, Bayern oder Würtenbergern Ehre machen? — Zweyte Fr. War der Mangel an Lebensmitteln und Fourage bey der öſtreichiſchen Armee wirklich groß? Zeigte ſich dieſer ſchon viel früher, als am 22. und 23. April, wo die Oeſtreicher Regensburg verlaſſen mußten? — Dritte Fr. Was mag wohl die Franzoſen bewogen haben, ſo ſtrenge Maaßregeln zu ergreifen, um in den Beſitz von Regensburg zu kommen? Erwarteten ſie große militairiſche Vortheile von der ſchnellen Einnahme dieſer Stadt? — Vierte Fr. Beläuft ſich wohl die Zahl der kranken Soldaten, welche zu Regensburg im Jeſuiterkollegium verbrannten, in der That auf mehrere Hunderte? — Fünfte Fr. Weiß man denn nicht, wer am 23. April öſtreichiſcher Kommandant in Regensburg war? — Sechste Fr. Waren die Oeſtreicher, als Regensburg beſtürmt wurde, in der Stadt wirklich zum Theil ganz ſorglos und in Unordnung? — Siebente Fr. Welche Familien oder Individuen haben wohl den größten Verluſt durch Brand oder Plünderung erlitten?

— Achte Fr. Iſt es wahr, daß ſelbſt Einwohner von Regensburg ſich das Anſehen gegeben, als ſeyen ſie franzöſiſche oder bayerſche Militairs, und in dieſer Geſtalt mit geplündert haben? — Neunte Fr. Sind nicht ganze Theile der Stadt von der Plünderung verſchont geblieben, und welche ſind es? — Zehnte Fr. Hat man ganz auffallende Beyſpiele von Habſucht und Grauſamkeit, wie ſie gerade nicht bey jeder Plünderung Statt finden? — Eilfte Fr. Hat Regensburg ſeit dem 23. April bis 9. September 1809 keine Unterſtützung von der Fürſt-Primatiſchen Regierung erhalten? — Zwölfte Fr. Haben auswärtige Städte und Provinzen ſich durch Unterſtützung der Stadt ausgezeichnet? Von woher erhielt man die meiſten Beyträge? — Dreyzehnte Fr. Wer hat eigentlich das meiſte Verdienſt bey den ſchönen Anlagen, die jetzt vor Regensburgs Thoren ſind? — Vierzehnte Fr. Iſt die frappante Erſcheinung wirklich durchaus wahr, daß der ungezähmte Krieger mitten im Gräuel der Plünderung doch das weibliche Geſchlecht in Regensburg nicht gewaltthätig zu Opfern ſeiner Begierden machte? — Funfzehnte Fr. Sind in Regensburg alle Kirchen von Plünderung verſchont geblieben? — Sechzehnte Fr. Hat man nicht auch Beyſpiele von öſtreichiſcher Tapferkeit und Geſchicklichkeit? — Siebenzehnte Fr. Welche Beſchwerden führte man in Regensburg oder in Bayern gegen die Oeſtreicher? Haben ſie wirklich überall gute Diſciplin gehalten? —

Fünfter Brief. S. 40—48. Beichte des Verfaſſers. — Kapuzinergruft in Wien. — Anekdote. —

Sechſter Brief. S. 49—66. Oeſtreichiſche Politik in der Vermählung der Prinzeſſin mit Napoleon. — Der Morgenbote. Eine Zeitſchrift für die öſtreichiſchen Staaten. — Auszug daraus und Bemerkungen darüber.

Siebenter Brief. S. 67—85. Das franzöſiſche Lager am Donauſpitz. — Drey Pyramiden mit ihren

Inſchriften. — Anekdote. — Leopoldsau. Aſpern. Eßlingen. Enzersdorf. — Anekdote. —

Achter Brief. S. 86 — 102. Lobau, Lobauinſel. — Extrakapitel. —

Neunter Brief. S. 103 — 134. Widerſprüche in der Schlacht vom 21. auf den 22. May bey Aſpern und Eßlingen. — Anekdote. — Treues Gemälde von der Lage **Napoleons** und ſeiner Getreuen am 22. May bis ungefähr zum 25. nebſt zwey Anekdoten hierzu. — Was mag wohl den Erzherzog **Karl** abgehalten haben, die Franzoſen auf der Lobau zu forciren? — Fünfte und ſechſte Fortſetzung der öſtreichiſchen Tagesberichte über die neueſten Kriegsereigniſſe.

Zehnter Brief. S. 135 — 148. Fortſetzung der Beantwortung der Frage: Was mag wohl den Erzherzog **Karl** abgehalten haben, die Franzoſen auf der Lobau zu forciren? — Zwey Anekdoten.

Eilfter Brief. S 149 — 158. Schönbrunn. — Menagerie zu Schönbrunn. — Anekdote. —

Zwölfter Brief. S. 159 — 169. Ein Bonze und ein [illegible] in Italien im Wettſtreit. — Ifflands Mündel auf dem Theater in der Burg. — Wiener Kriminal-Anekdote. — Militair-Kriminal-Anekdote —

Dreyzehnter Brief. S. 170 — 181. Franzöſiſche Kriminalfälle in Parallele mit obigen Anekdoten. —

Vierzehnter Brief S. 182 — 205. Schlacht bey Wagram. — Stimmung der franzöſiſchen Armee vom 22. May bis zum 6 July. — Anekdoten.

Funfzehnter Brief. S. 206 — 216. Verfolg des Vorigen. — Sargang oder Ehrengang. — Pisdorf. —

Sechzehnter Brief. S 217 — 228. Fortſetzung der Schlacht bey Wagram. — Anekdoten. —

Siebzehnter Brief. S. 229 — 244. Wanderungen auf dem Schlachtfelde. — Oeſtreichiſche Bauern und Bürger als Flüchtlinge. — Anekdoten. —

Achtzehnter Brief. S. 245 — 263. Gutes Betragen der Sachſen in Oeſtreich. — Fortgeſetzte Wanderungen auf dem Schlachtfelde. — Anekdoten. —

Neunzehnter Brief. S. 264 — 275. Fortſetzung der Wanderungen. — Anekdoten. —

Zwanzigſter Brief. S. 276 — 290. Rückkunft nach Wien. — Degens Luftreiſe. — Wie kann man Jemanden zum Weggehen geneigt machen. — Franzöſiſche Tagsbefehle.

Ein und zwanzigſter Brief. S. 291 — 310. Apolloſaal. — Freudenmädchen in Wien. — Schlußanmerkung.

Erſter Brief.

Im März 1810.

L'homme propose, Dieu dispose. Ich verſprach Dir am Schluſſe des erſten Theils, Dich, wenn der Winter ſeine Flocken geſtreut, und die Natur zum Erſtarren gebracht hätte, wieder zu unterhalten; am Erſtarren hats nicht gefehlt, allein ich konnte nicht Wort halten, und begrüße Dich alſo, wie Du ſiehſt, erſt beym Eintritte des Lenzes. Dieß wird Dich jedoch hoffentlich nicht zurückſchrecken, denn es läßt ſich ja allenfalls da grade noch am erſten etwas erwarten, wo die Natur wieder ihren erhabenen Triumph feyert, und der geplagten ſich ſelbſt jedoch am meiſten plagenden Menſchheit es fühlen läßt: ſie ſey noch die alte, gute Mutter, die ihre Kinder, auch die ausgeartetſten, gern aufs neue wieder unter ihre Flügel verſammeln wolle. Freue Dich, auch mein Flehen haben die guten Götter erhört, und unter ſo mancherley Umſtänden, die ſchnell hinter einander ſeit meiner Rückkehr auf mich einſtürmten, und ſo recht rieſenartig mich ergriffen, mein Herz weder erliegen, noch erſtarren laſſen; denn als der Drang der Gefühle mir zu mächtig wurde, und ich nahe dran war, die Faſſung zu verlieren, da ſchauten die Allerbarmenden vom Olymp herab, und weckten mir einen Freund, der mein Herz an das ſeinige nahm, Balſam in die blutenden Wunden träufelte, und mich mir ſelbſt zurückgab. So gehe es denn, alter Knabe, friſch wieder hin durchs Leben, dem Winde, auch wenn er brauſt und tobt, das Antlitz zugewandt, bis einſt der Genius, der allem Hader ein Ende macht, mir und Dir winkend zuflüſtert: ſo kommt doch, Kinder, ihr ſeyd ja abgelöſt.

Zweyter Brief.

Der erſte Theil meiner Briefſammlung wird nun ſchon da angelangt ſeyn, wo die Natur ein Ende hat, ich meyne in den Eiszonen des ruſſiſchen Reichs, wo es bekanntlich an deutſchen Zungen nicht fehlt. Dort iſt Ambroſia, was wir hier kaum für Pfefferkuchen halten, und ſo iſt man doch irgendwo etwas Großes; ein Troſt, der bey mir nicht ſchlecht verfängt. Schriftſtellereitelkeit, man ſchreye doch nicht darüber, ſie hat ja guten Platz in der Welt; nur ſetze jeder die ſeinige dahin, wo ein anderer den Raum noch nicht okkupirt hat. Seyd eitel, rufe ich von Amtswegen allen Autoren zu, denn das iſt ein gutes Mittel, nicht etwas Schlimmeres zu werden.

Alſo, meine Herren, ich bin ſo glücklich, die Tugend der Eitelkeit mir angeeignet zu haben; jetzt wiſſen Sie hübſch, wie Sie mit mir dran ſind. Je mehr Sie nun über mich hergerathen, und mich der Eitelkeit bezüchtigen, deſto freundlicher will ich in die Hände klatſchen, faſt wie ein altes Mütterchen, der man ſo recht auf den Kopf zuſagt: daß ihre Reize doch noch verdammt gefährlich ſeyen.

Es iſt ein erquickendes Gefühl für den Schriftſteller, wenn er ſich ſo ein feines Weilchen um den Breytopf herumdrehen darf, ehe er den großen Vorlegelöffel ergreift, und jedem Gaſte etwas hinkleckt. Denn der Brey iſt zu zäher Natur, als daß er wie ein Volatile etwa verdünſtete, und der Vorleger hat die köſtliche Augenweide, daß die Gäſte jappen und jappen, und doch nur Luft erwiſchen. Dadurch wird eben ihr Heißhunger erregt, und wenn man ſie recht geneckt hat, ſo fallen ſie am Ende wie die Krammetsvögel ein, bleiben aber, zum Troſte ſey es geſagt, wie dieſe nicht hängen;

ſondern eilen ungehindert, wenn der Brey die erſten Wege paſſirt hat, und glücklich genug geweſen iſt, zum Theil in den Ductus thoracicus ſich einzuſchleichen, oder auch ohne dieß Ereigniß, eilen, ſage ich, zu einem neuen Breytopfe, wo man ihnen abermals etwas vorkleckt.

Komiſches Menſchenvölkchen, das, wenn ihm nichts vorgekleckt wird, die Seinigen bekleckſt! Nun dann, ihr Herren Autoren, ſo kleckt denn drauf los, ich abſolvire euch alle, wie ihr auch ſeyd; der Ehren Blumauer, der ohnehin ein biſſiges Gemüth hatte, ſoll euch mit ſeinen Einfällen, wo er von Dinteweinen nach dem Tode, und zuletzt gar von Prügeln ſpricht — eine Grobheit, die ihm der Satan vergeben mag — gewiß nicht aus eurem Konzepte bringen. Der Guckuck hat ihn auch längſt geholt, wir andern leben und athmen aber noch in roſigtem Licht, und — ſchreiben nach Möglichkeit.

So und nur ſo müſſen wir auftreten, denn bald werden wir Blut in Strömen fließen laſſen, und nicht etwa Tragödien-, ſondern ächtes Menſchenblut; das Marsfeld, wohin ich bald genug Dich führen will, hat deſſen in Ueberfluß getrunken. Sie liegen nun da und ruhen, indeß wir zwar noch lachen können, aber auch bald genug vielleicht uns dafür placken müſſen; manchem mags freylich hart angekommen ſeyn, ehe es ihm das Herz abſtieß; aber dieſe Herrlichkeit haben wir auch noch zu gewarten, und müſſen wohl unter dem Brummen eines böſen Weibes, was viel unlieblicher als das Brummen der Feuergewehre iſt, zur Unterwelt fahren. Die Anſicht, lieben Leute, macht alles aus. Betretet alſo als Philoſophen mit mir die Mordgefilde, und du ſchwaches, zärtliches Geſchlecht, wenn dir auch mein Büchlein in die Hände geräth, beſcheide dich, daß du über Männerſachen nicht urtheilen kannſt, und denke fein nur darauf, wie du deinem Eheherrn oder Geliebten durch

Sanftmuth und Klugheit das Leben ſo heiter machen kannſt, daß er nicht in Verſuchung komme, ſich auf die Gefilde von Eßlingen und Wagram zu wünſchen, um nur des Unholds, der ihm jede Freude verkümmert, quitt und ledig zu ſeyn.

Dritter Brief.

Jetzt, mein Freund, laß uns die ernſte Muſe der Geſchichte nicht länger überſehen, die ſchon drohend den Finger hebt, und uns mißbilligende Blicke zuſendet. Die wackre Göttin hat Recht, aber zu Dank kann ichs ihr doch nicht machen, denn wir halten dermalen uns für überglücklich, wenn wir ihr nur in etwas jetzt die Bahn bereiten können; ſchon an ihrer Hand wandeln zu wollen, würde lächerliche Vermeſſenheit ſeyn.

Die alte, ehrwürdige Stadt Regensburg intereſſirt gewiß Dich und jeden andern genug, um die Nachträge mit Dank anzunehmen, die ich biederherzigen Freunden verdanke. Wir glaubten, heißt es in einer freundſchaftlichen Zuſchrift irgend woher, wie viel wir von unſern Bekannten erhalten würden, allein wir betrogen uns: viel Geſchrey und wenig Wolle. Wenn man da manche Leute ſprechen hört, ſo wiſſen ſie alles und alles genau; kommt man aber näher, ſo haben ſie es bloß vom Hörenſagen. Andre hätten allerdings zuverläſſige Nachrichten, allein entweder ſind ſie für dieſe oder jene Partey eingenommen, folglich einſeitig, oder ihre Verhältniſſe geſtatten ihnen nicht, ſo offenherzig zu ſeyn als ſie wohl möchten, beſonders wenn ſie vermuthen, daß ihre Angaben gedruckt werden.

Hier ſind alſo die Nachträge, und zwar in Fragen und Antworten eingekleidet:

Erſte Frage.

Gab es bey den rohen Ausbrüchen von Habſucht und Grauſamkeit, die bey ſolchen Gelegenheiten ſich finden, nicht auch edle Züge, welche den nach Regensburg eingedrungenen Franzoſen, Bayern oder Würtenbergern Ehre machen?

O warlich, es giebt ihrer genug, allein unglücklicherweiſe vergißt man bey weitem eher das Rühmliche der menſchlichen Natur, als das Unrühmliche; erſteres hebt die gewöhnliche Menge nur dann heraus, wenn etwa irgend ein Vortheil von dem Geprieſenen zu erlangen und zu erwarten iſt. Zuerſt du, braver Jean Joſef Dejean, ein Grenadier aus Paris gebürtig. Du kamſt nebſt ſieben von deinen Kameraden in ein Haus, vier davon plünderten und zogen ſich zurück, drey aßen zu Nacht, legten ſich dann nieder, und machten ſich um 4 Uhr nach ihrem Lager auf. Du aber verſchmähteſt die Ruhe, um für die Menſchlichkeit zu wachen:

> „Es werden,“ ſagteſt du zum Hausvater, „noch mehrere kommen, ich will Sie ſchützen.“

Wirklich kamen bald darauf vier andre, du gabſt dich als Sauve-garde aus, wohl wiſſend, daß dieſe Täuſchung leicht entdeckt werden könnte, nicht unbekannt mit den Folgen, welche dann für dich eintreten dürften; nach einem heftigen Streite wieſeſt du ſie weiter. — Ein andrer Einwohner deſſelben Hauſes wandte ſich auch an dich, und du triebſt zwey verſchiedene Haufen weg, die dieſen beſtürmten. Ein neuer Trupp drang in das erſte Quartier, du bliebſt auch hier Meiſter, jedoch nur mit Aufopferung deiner ſelbſt; denn du mußteſt hernach dein Leben, was die Schlachten verſchont, für fremdes Wohl in einem Duell wagen. Edler Dejean, verſchmähe nicht die Huldigung, die dieſe Blätter dir bringen; die deutſche Nation hat auch noch Herzen, die ſo was zu ſchätzen wiſſen, und ſie wird deinen Namen in Segen behalten.

Dir zur Seite ſtehe ein franzöſiſcher Offizier, ſoviel man ſich erinnern kann, Namens Rohan. Dieſer kam zu einem Hauſe, deſſen untere Etage und Keller ſchon rein ausgeplündert waren; er jagte die Plünderer fort, und rettete das Uebrige. Immer neue Haufen drängten jedoch ſich heran, er wählte ſich alſo den Ehrenpoſten, drey Stunden vor dieſem Hauſe mit bloßem Säbel ordentlich Schildwache zu ſtehen. Dieſe waren verfloſſen, als einer von ſeinen Freunden, dem Vernehmen nach ein Major, herbeykam, und nun ſtatt ſeiner die Wache übernahm. — Im ganzen Hauſe war nichts zu eſſen und zu trinken; der Major öffnete ſeinen Mantelſack, langte Wein und Brod hervor, und nöthigte den Hauswirth, daran Theil zu nehmen. Zum Frühſtück fand ſich noch ein wenig Zucker und Kaffee, womit beyde edle Männer ſich begnügten, und als ihnen der Hauswirth bey der Abreiſe ſtatt der entbehrten Verpflegung ſeine Baarſchaft, die noch etwa in 15 Fl. rheiniſch (ungefähr drey Dukaten) beſtehen mochte, willig darbot, ſchlugen ſie ohne Bedenken ſie aus. — Auch verdienen die franzöſiſchen Offiziere, vom 65. Linien-Infanterie-Regiment, welche in dieſen Tagen als Kriegsgefangne hier waren, unter allen aber der ſpäterhin als Platzkommandant angeſtellte

Generaladjutant des Herzogs von Auerſtädt die ehrenvollſte Erwähnung.

Zweyte Frage.

War der Mangel an Lebensmitteln und Fourage bey der öſtreichiſchen Armee wirklich groß? Zeigte ſich dieſer ſchon viel früher, als am 22. und 23. April, wo die Oeſtreicher Regensburg verlaſſen mußten?

Wahrſcheinlich war die öſtreichiſche Armee mit Lebensmitteln und Fourage genugſam verſehen. (Nämlich aber wohl nur ſo, daß an manchen Orten große Vorräthe waren, die aber auf zweckmäßige Vertheilung warteten. In dieſem Sinne konnten die Franzoſen freylich ſagen: es ſcheine, als ob die Oeſtreicher es ordentlich darauf angelegt hätten, die franzöſiſche Armee zu verſorgen, weil ihnen ſoviel Magazine in die Hände fielen.) Jemanden etwas mit Gewalt zu nehmen, oder auch nur zu verlangen, war bey ſchwerer Strafe verboten. Daß aber der gemeine Mann ſchon vor der öſtreichiſchen Beſitznahme von Regensburg Mangel, ja ſelbſt Hunger leiden mußte, konnte man beym Einrücken in die Stadt von Jedem hören; überall wurde um Brod gebeten, und die meiſten betheuerten, in drey Tagen nichts gegeſſen zu haben.

Dritte Frage.

Was mag wohl die Franzoſen bewogen haben, ſo ſtrenge Maaßregeln zu ergreifen, um in den Beſitz von Regensburg zu kommen? Erwarteten ſie große militairiſche Vortheile von der ſchnellen Einnahme dieſer Stadt?

Regensburg war der Punkt, der beyde Armeen trennte, es mußte daher von den Franzoſen genommen werden, um den Oeſtreichern nachzuſetzen, ihre Unordnung zu vermehren, und ihre Niederlage noch vollſtändiger zu machen. Dadurch, daß die Oeſtreicher Stadt am Hof in Brand ſteckten, wurde jedoch ihre Retirade völlig gedeckt; ſobald ſie über der Donau und dem Regenfluſſe die Berge erreicht hatten, waren ſie faſt unangreifbar. Von dieſen Bergen feuerten die Oeſtreicher die ganze Nacht, indeß ihre Armee retirirte. Dieß alles konnten und mußten die Franzoſen vorausſehen, obgleich ein eignes franzöſiſches Bülletin die Erreichung großer militairiſcher Vortheile als Grund angiebt, und hinzuſetzt: Napoleon mußte ſich verſichern, daß die öſtreichiſche Armee wirklich nach Böhmen gehe, damit er ſicher und einige Tage früher nach Wien käme. (Ich glaube, das Räthſel löſt ſich ſchon durch den Eifer, mit dem jeder des großen Mannes Wünſche und Befehle zu erfüllen ſtrebt. Er wollte Regensburgs Beſitz, und da mochte wohl ein oder der andere Befehlshaber das Schickſal der armen Stadt über der Begierde, ſich auszuzeichnen, minder zu Herzen nehmen.)

Vierte Frage.

Beläuft ſich wohl die Zahl der kranken Soldaten, welche zu Regensburg im Jeſuiterkollegium verbrannten, in der That auf mehrere Hunderte?

Sichere Nachrichten wollen die Zahl nur auf ſechzig ungefähr angeben, allein der Natur der Sache nach läßt ſich dieſes gar nicht beſtimmen; denn zu denen, die ſich ſchon vorher darin befanden, kamen auch Sonnabends Nachts und Sonntags früh immer mehrere hinein, ohne daß man die Zahl angeben kann. (Der Menſchenfreund mag alſo zu ſeinem Troſte die möglich kleinſte Zahl annehmen.)

Fünfte Frage.

Weiß man denn nicht, wer am 23. April öſtreichiſcher Kommandant in Regensburg war?

General Felseis, der auch hier gefangen wurde.

Sechſte Frage.

Waren die Oeſtreicher, als Regensburg beſtürmt wurde, in der Stadt wirklich zum Theil ganz ſorglos und in Unordnung?

Scheint wörtlich bejaht werden zu können. Ein Augenzeuge ſagt z. B.: „Ich wohne in einer abgelegenen Gaſſe, dort fragte ein Offizier nach der Wohnung des Kommandanten, niemand wußte ſie ihm zu nennen (was freylich in einer belebtern Straße wohl eher der Fall geweſen wäre). Es iſt doch eine fatale Sache, ſetzte gedachter Offizier hinzu, wir ſollen uns hier vertheidigen (auf den Platz deutend, wohin er kommandirt war) und haben doch keine Munition.“

Nicht bloß der gemeine Mann, ſondern ſelbſt Offiziere waren noch am 22. April der Meynung, es habe ſich nur ein kleines franzöſiſches Korps in den Wäldern verſteckt, mit dem man bald fertig werden könne. — Sorgloſigkeit und Unordnung zeigten ſich auch dadurch, daß während der ſchrecklichſten Kanonade in Regensburg viele öſtreichiſche Soldaten in den Wirthshäuſern ſaßen und betrunken waren; viele ſchliefen auf den Gaſſen, und wurden im Schlaf von den Franzoſen niedergemacht. Hie und da fand man ganze Haufen von Betrunkenen in den Gaſſen, die ſich gegen den eindringenden Feind wehren wollten; einen ſolchen Haufen trieb ein öſtreichiſcher Offizier über die ſteinerne Brücke nach Stadt am Hof zu, von wo ſie aber mit Gewalt zurückkehrten, er ſelbſt aber eilte weiter, um den kommandirenden Offizier von der Arrieregarde aufzuſuchen. Außerhalb Stadt am Hof fand er den Erzherzog Karl, der noch nichts von der Einnahme Regensburgs durch die Franzoſen wußte, weil der dort kommandirende General Felseis ihm keinen Rapport abgeſtattet. Dieſer war aber ſchon gefangen. Der nämliche Offizier mußte dann nach Regensburg zurück, um noch ſoviel Mannſchaft, als möglich, hinaus zu bringen, wobey er aber in Gefangenſchaft gerieth. Erſt dann, als ſchon auf der ſteinernen Brücke gefochten wurde, ſteckten die Oeſtreicher Stadt am Hof in Brand.

Du ſiehſt, daß hier viel Menſchlichkeit von Seiten der Oeſtreicher obwaltete, und ob ich gleich mehr nur von dem Heere urtheilen kann, wo Erzherzog Karl kommandirte; ſo getraue ich mir doch faſt zu behaupten, daß die Oeſtreicher überhaupt in dieſem letzten Kriege überall ſehr ſchonend ſich betragen haben. Du lächelſt? — nun ja, ſie wollten die Völker für ſich gewinnen, nach reinmoraliſchen Prinzipien mögen ſie ſo wenig als irgendwo Krieger gehandelt haben. Aber iſt es nicht ſchon Ehre genug, wenn die Feldherren im Stande ſind, die Disziplin zu behaupten? Du lächelſt wieder — ich verſtehe, Du meynſt, ich wolle wieder umlenken, weil die Vermählung Napoleons mir imponire. Nun, Freund, Gedanken ſind zollfrey, bey mir wenigſtens. Wollte der Himmel, das Wiener Kabinett hätte mit manchen Dingen, die doch offenbar vors große Publikum gehören, nicht gar ſo heimlich gethan! Daß ich nach dem Suum cuique ſtrebe, das geben alle zu, die mich kennen. Und wo zu loben ſeyn wird, werde ich gewiß loben, ohne durch jene Vermählung mich dazu antreiben zu laſſen.

Da wir aber juſt bey dieſer großen Begebenheit ſind, ſo will ich der Ungeduld der Leſer entgegen kommen, und den frühern Begebenheiten vorgreifen.

Im erſten Theile dieſer Briefſammlung S. 305. heißt es: „die älteſte Tochter des Kaiſers Franz, ungefähr 17 Jahr alt (hätte heißen ſollen, ungefähr 18 Jahr alt, denn ſie iſt den 12. December. 1791. geboren, heißt: Marie Ludovike Leopoldine Caroline, und iſt das zweyte Kind von Franzens zweyter Gemahlin, die bekanntlich eine ſizilianiſche Prinzeſſin war) wurde als eine Dame von trefflichem Geiſt und Herzen geprieſen; ſie war durchaus gegen den jetzt beendigten Krieg, und wenn ſie mehr Einfluß gehabt, würde er zuverläßig unterblieben ſeyn.“ — Habe ich da auch ſchon geſchmeichelt? Oder habe ich, was ein wenig viel wäre, Napoleons Herzensangelegenheit ſchon errathen?

Hier lächle aber nicht, denn dieß würde mich ſchmerzen. Ja, dieſer Held hat ein Herz, er iſt nicht bloßer Kopf, wie man ihm hat Schuld geben wollen, obgleich ſeine frühere Lebensgeſchichte dieſes Vorgeben ganz offenbar widerlegte. Ich erinnere Dich an jenen ausgewanderten Prieſter, der 1796, als N. in Mayland einzog, mitten auf die Straße ſich ſtürzte, und N. zurief: Bürger General, nur die einzige Gnade, laſſen Sie mich hier vor der Fronte erſchießen. Dem Mordbeile in Frankreich entronnen, fand ich in dieſem Hauſe bey dieſer menſchlichen Dame endlich einen Zufluchtsort, ich kann nicht weiter fliehen, laſſen Sie mich ſterben. — N. betrachtete ihn mit den gerührteſten Blicken: „Beruhigen Sie ſich, Sie ſollen ſicher hier wohnen, und von dieſem Augenblick Ihrer großmüthigen Beſchützerin zur Sauvegarde dienen.“

Ein Mann, der ſeine Mutter, ſeine Geſchwiſter, kurz alles, was nur zu ſeiner Familie gehörte, ſo emporhob, der ſollte keiner ſanften Empfindungen fähig ſeyn? Franzoſen würden lächeln, wenn ich ihnen dieſes nur erſt beweiſen wollte, denn ſie würden nicht ſo an ihm hängen, wenn ſie dieſes nicht fühlten; ſie, die ſo lebhaftes und feines Gefühl haben.

Nun alſo, ich bin kein Gazettier, der die Artickel, welche ihm nicht behagen, doch nicht überſchlagen darf; ich könnte überſchlagen, wenn ich nicht aus voller Seele die Erklärung machen müßte, daß Napoleons Vermählung mit dieſer Prinzeſſin die ſchönſte Morgenröthe nach trüben Tagen verſpricht. Im weiten Kreiſe der Schöpfung umher mochte er immer ſuchen, das Herz, was er brauchte, fand er nicht; ſelbſt Freundſchaft ward je mehr und mehr ihm ſeltener, je höher er ſtieg, weil dieſes in der Natur der Dinge liegt. Vergebens ſchmachtete er nach Vaterfreuden, und hätte gewiß einen ſeiner ſchönſten Triumphe darum gegeben, um mit Heinrich dem Guten ſeinen Kleinen zum Reitpferde dienen zu können. — Ich kündige Dir im Voraus an, daß ich noch mehr als einmal auf dieſen Gegenſtand zurückkommen werde, denn ich halte ihn für den wichtigſten in unſerer Zeitgeſchichte, wenn die guten Götter nur einigermaßen ihn begünſtigen.

Vierter Brief.

Fortſetzung der Nachträge über Regensburg.

Siebente Frage.

Welche Familien oder Individuen haben wohl den größten Verluſt durch Brand oder Plünderung erlitten?

Ein gewiſſer Seifenſieder Zöllner hat einen ganzen Katalog ſeiner geplünderten Sachen drucken laſſen, deſſen Inhalt viele Tauſende beträgt. Aſſeſſor und Wachsfabrikant Krämer verlor durch den Brand, der ſeine Wachsbleiche mit einem großen Vorrath von Wachs verzehrte, eine koſtbare Gemäldeſammlung, die nicht leicht ein Fremder, der Kunſtſinn hatte, unbeſucht und unbewundert ließ. — Ueberhaupt giebt es mehrere, die ihren Plünderungsverluſt zu 10,000 — 20,000 rheiniſche

Gulden (13 Gr. 4 Pf. ſächſiſch der Gulden) anſchlagen; viele zu 6000 — 10,000 Fl., und gar ſehr viele zu 2000 — 5000. Viele büßten gar ihre ganze Habſeligkeit ein, und dieſe ſind wohl am allerunglücklichſten, und in jeder Hinſicht übler dran, als die Abgebrannten.

Achte Frage.

Iſt es wahr, daß ſelbſt Einwohner von Regensburg ſich das Anſehen gegeben, als ſeyen ſie franzöſiſche oder bayerſche Militairs, und in dieſer Geſtalt mit geplündert haben?

Dieß wird zwar durchgängig behauptet, iſt aber nicht erwieſen, (weil es ſich freylich etwas ſchwer möchte erweiſen laſſen, wenn nicht beſondere Zufälle die Entdeckung begünſtigten.) Wohl aber haben mehrere Einwohner die ungebetenen Gäſte ihrem Nachbar mit dem Bemerken zugeſchickt, daß ſie dort mehr finden würden. Dieß mag vorzüglich der Fall bey Weinkellern geweſen ſeyn, die man durchaus muß verrathen haben. (So giebt es alſo zur Zeit der Noth auch Sicherungsſtratageme.) Wahr iſt es indeſſen, daß man viele Leute vom Pöbel, ſowohl bey Tage als bey Nacht, auf den Straßen geſehen, die Kleidungsſtücke und Mobilien trugen; dieſe können aber von den Plünderern entweder verkauft, oder weggeworfen und von jenen nach Hauſe getragen worden ſeyn.

Neunte Frage.

Sind nicht ganze Theile der Stadt von der Plünderung verſchont geblieben, und welche ſind es?

Sowohl ganze Theile als einzelne Häuſer blieben verſchont. Hieher gehört größtentheils die obere Donauſeite der Stadt, weil die Soldaten, die ihr Lager vor den Thoren der Landſeite hatten, erſt aus dieſem nach Einnahme der Stadt hereinkamen, ihre Richtung gerade fort nahmen, und den finſtern, durch keinen Brand erleuchteten Theil der Stadt nicht ſuchten, wohl auch nicht fanden. (In ſolchen

Fällen wagt ſich der etwas verſtändige Krieger nicht leicht an Orte, wo man ihm eins verſetzen könnte.) Doch verirrten auch einzelne ſich in dieſe Gegend, die ſich aber, vermuthlich weil ſie einzeln waren, meiſtens mit Eſſen und Trinken abfertigen ließen. (Crede mihi, bene vixit bene qui latuit.)

Zehnte Frage.

Hat man ganz auffallende Beyſpiele von Habſucht und Grauſamkeit, wie ſie gerade nicht bey jeder Plünderung Statt finden?

Ein glaubwürdiger Mann ſagt: „In meinem Logis wurden Leute ausgeplündert, die ſich aus ihren brennenden Wohnungen geflüchtet, und nur das Beſte im Arm mit fortgetragen hatten.“ (Hier käme es freylich, um die Schuld zu mindern oder zu erhöhen, auf die Frage an: ob die Plünderer wußten, daß dieſes ſich ſo verhielte, oder es bloß als Liſt betrachteten, ſein Eigenthum zu retten.) Einer ſoll einem hieſigen Bürger den Finger haben abſchneiden wollen, um den goldnen Ring zu bekommen, den er ſo nicht herunterbrachte; ſeine Kameraden aber gaben dieſes nicht zu. Die Bayern ſollen ſchlimmer geweſen ſeyn als die Franzoſen.

Bey dieſem letztern Faktum, wo ich nach den Zeugniſſen, die ich bis Wien hin ſammelte, unbedenklich ſagen darf: ſie waren ſchlimmer als die Franzoſen, laß mich einen Augenblick verweilen, um vielleicht etwas Tröſtliches für den Menſchenfreund zu ſagen.

Ich könnte die Sache kurz abfertigen durch die Erklärung: hieraus ſieht man, daß die Bayern roher als die Franzoſen ſind, was ohnehin niemand bezweifelt, der Frankreichs glückliches Klima kennt, wie es ſeine Kinder weit mehr begünſtigt, ſelbſt da, wo der Schulunterricht nichts hinzuthut. Allein ich ſähe dann noch immer die ſchmerzliche Frage auf den Lippen vieler Leſer ſchweben: alſo doch wahr, daß Deutſche gegen Deutſche am härteſten ſind? Müßte nicht ein gewiſſer Bruderſinn die Stelle der mangelnden Kultur vertreten?

Aber eben, wenn es Deutſche, und oft noch mehr, wenn es Nachbarn ſind, müſſen ſie der Natur der Dinge nach am ſchlimmſten verfahren. Das klingt parador, und wenn ich Gefallen daran fände, das Publikum zu necken, könnte ichs ſo ſtehen laſſen, es klingt aber nur ſo. Was für Unbilden hätteſt Du wohl zu rächen, wenn Du als Krieger nach Paris, nach London, oder nach Rom kämeſt? Aber in Breslau, in Dresden dürfte es ſchon anders ſeyn. Du handelteſt nach Deinem beleidigten Gefühl, andre Kameraden, Deine ſpeciellen Freunde, handelten in Deine Seele, und noch andere wären zwar nicht von Habſucht und Grauſamkeit frey, hätten ſie aber doch unterdrückt; nun fielen aber die Achtung und das Mitleid gegen eine ſolche Stadt weg, weil ſie durch Dich eine Menge ſchlechter Individuen kennen gelernt hätten. Die übrige Menge wüßte nichts von Deiner Fehde, allein ſie ließe ſich nun durch das Beyſpiel, was Du, Deine Freunde und ihre Nachahmer gäben, mit fortreißen, und nur der ganz unparteyiſche und ganz edle Theil, d. h. wenige würden ſich in den Schranken der Mäßigkeit halten. Sollte nicht mancher Handwerksburſch unter den Bayern geweſen ſeyn, den das Herz voll Galle über vermeyntliche oder wahre Beleidigung kochte, die er einmal in Regensburg erfahren hatte? Sollte nicht der oder jener Bauerkerl ſich in demſelben Falle befunden haben? Könnte nicht das auch von höhern Kriegern gelten? — Das ſind bloße Fragen, die ſich auf kein einziges bekanntes Faktum ſtützen, und nur dazu dienen ſollen, uns und beſonders die unglücklichen Regensburger mit der Menſchheit etwas auszuſöhnen. Es iſt Thatſache, der neuern ſowohl, als der etwas ältern Geſchichte, z. B. unter Heinrich IV., daß die Franzoſen gegen ihre Landsleute auch ſchlimmer als gegen Ausländer waren.

Eilfte Frage.

Hat Regensburg ſeit dem 23. April bis 9. September 1809 keine Unterſtützung von der Fürſt-Primatiſchen Regierung erhalten?

Der Fürſt ſelbſt hat in den erſten Tagen, ich glaube, 10,000 Gulden zur Unterſtützung der Bedürftigſten angewieſen. Geringe abgebrannte Taglöhner haben Unterſtützung bekommen, auch andre Abgebrannte einſtweilen 10 Prozent, nach Angabe ihres Verluſts, erhalten, aber nicht alle.

Zwölfte Frage.

Haben auswärtige Städte und Provinzen ſich durch Unterſtützung der Stadt ausgezeichnet? Von woher erhielt man die meiſten Beyträge?

Durch Verwendung der hieſigen Kaufmannſchaft ſind aus allen Theilen von Deutſchland, vorzüglich vom ſüdlichen, viele und beträchtliche Beyträge eingekommen. Die große Provincial-Freymaurerloge zu Frankfurt am

Mayn hat unaufgefordert an ihre hieſige Schweſter 1553 Gulden 30 Kreuzer geſandt; die hieſige hat eine Sammlung unter ihren Mitgliedern und den auswärtigen Schweſterlogen veranlaßt, und ſo die beſchädigten Brüder größtentheils ganz, einige zum Theil entſchädigt, den Reſt von 1700 Gulden aber der Fürſt-Primatiſchen zu dieſem Zweck aufgeſtellten Kommiſſion eingehändigt.

Nicht wahr? Freund, da bekommt man doch wieder Freude am Leben. Nicht immer der unſelige Eigennutz, die wilde Leidenſchaftlichkeit, die ſteife Unbehülflichkeit! Geben doch die guten Götter, daß ich Dir noch ſo mit ein Dutzend ſolcher Züge das Herz erquicken kann! Man braucht ſolche corroborantia, wenn man ſo in dem Strudel menſchlicher Kleinheit herumgetrieben wird.

Dreyzehnte Frage.

Wer hat eigentlich das meiſte Verdienſt bey den ſchönen Anlagen, die jetzt vor Regensburgs Thoren ſind?

Die

Die erſten Anlagen hierzu hat der letztverſtorbene Fürſt Carl Anſelm von Thurn und Taxis in den 1780er Jahren machen laſſen, deſſen Andenken daher in der Promenade ein Monument geſetzt iſt. Der jetzige Fürſt (Primas) ernannte, bald nach ſeinem Regierungsantritt, eine eigne Verſchönerungs-Kommiſſion (nomen et omen habuit, wie den Reiſenden die Anſicht lehrt), wodurch dieſe Anlagen ihre jetzige Geſtalt erhielten. Der Domherr, Graf von Sternberg, iſt Schöpfer des botaniſchen Gartens, und der Urheber des in demſelben befindlichen Keppleriſchen Monuments.

Vierzehnte Frage.

Iſt die frappante Erſcheinung wirklich durchaus wahr, daß der ungezähmte Krieger mitten im Gräuel der Plünderung doch das weibliche Geſchlecht in Regensburg nicht gewaltthätig zu Opfern ſeiner Begierden machte?

Es iſt nichts Zuverläßiges bekannt, welches dieſer Behauptung widerſpräche; einzelne

Ausſchweifungen, die man jedoch nicht grobe Gewaltthätigkeiten nennen kann, mögen indeſſen wohl vorgefallen ſeyn. (Die Sage, daß eine Frau in Gegenwart ihres Mannes genothzüchtiget worden, möchte ich ſchon deswegen in Zweifel ziehen, weil ich an ſo vielen Orten, wo kriegeriſche Ausgelaſſenheit irgend einmal geherrſcht hatte, ein ſolches Gerücht erfuhr, ſo daß, wie es ſcheint, die Deutſchen dieſen Gräuel als das non plus ultra den Kriegern Schuld geben, die ſich bey ihnen überhaupt durch Gräuel verhaßt gemacht haben.)

Funfzehnte Frage.

Sind in Regensburg alle Kirchen von Plünderung verſchont geblieben?

Das Gegentheil iſt nicht bekannt, und meines Wiſſens wurde nur eine einzige Kapelle in einem Domherrnhofe geplündert. (Mit Raiſonnements hierüber will ich Dich verſchonen, ſie ſind ſchon im erſten Theile dieſer Briefe enthalten.)

Sechzehnte Frage.

Hat man nicht auch Beyſpiele von öſtreichiſcher Tapferkeit und Geſchicklichkeit?

Zwey Augenzeugen haben erzählt, daß in einer Affaire in der obern Pfalz, gleich Anfangs etwa hundert öſtreichiſche Jäger, ohne Kavallerie und ohne Kanonen, mehr als 500 Franzoſen geſchlagen, und ſelbſt den Kommandeur getödtet haben. Selbſt am 23. April thaten einzelne öſtreichiſche Abtheilungen vor den Stadtthoren von Regensburg Wunder der Tapferkeit; allein im Ganzen war keine Ordnung, kein Geiſt mehr, und ſo konnte einzelner Widerſtand nichts nützen. (Das möchte eben der Unterſchied zwiſchen dem gebornen, und dem mehr durch Kunſt, als durch beſondre Anlage, hervorgegangnen Feldherrn ſeyn, daß jener faſt nie die Gegenwart des Geiſtes, dieſer ſie ungleich leichter verliert.)

Siebenzehnte Frage.

Welche Beſchwerden führte man in Regensburg oder in Bayern gegen die Oeſtreicher? Haben ſie wirklich überall gute Disciplin gehalten?

Man giebt ihnen überall das Lob von Gnügſamkeit und exemplariſcher Mannszucht. Auch Papiergeld drangen ſie niemanden auf, ſondern zahlten baar, ſobald man das Papiergeld nicht wollte. Auf der Retirade haben zwar einzelne in der Stadt und auf dem Lande hier und da etwas genommen, allein bloß Nahrungsmittel, oder Schuhe und Stiefeln, wenn ſie Mangel hatten. Wären jedoch Offiziere in der Nähe, ſo geſchah nicht das Mindeſte; dann zahlten ſie auch ſelbſt auf dem Rückzuge alles in klingendem Gelde, und dankten noch, wenn man ihnen etwas brachte.

Ich weiß, Du und kein vernünftiger Leſer wird zürnen, daß ich über Regensburg ſo weitläuftig geworden bin, und manches aus

Andrer Munde wiederholt habe, was ich ſchon im erſten Theile niederſchrieb. Zudem iſt ja entſchieden, daß der ganze Plan Oeſtreichs grade bey dieſer Stadt ſcheiterte, und ſeitdem im ſtrengſten Sinne nur Vertheidigung eintrat. Hiebey noch eine Bemerkung, die überall in dieſen Briefen am rechten Orte ſteht. Jeder Staat hat, ſo zu ſagen, ſein eignes Horoſkop, beachtet er das nicht, ſo geht es unglücklich; ſo wie er aber zur Beachtung deſſelben zurückkehrt, ſind auch gleich wieder freundliche Aſpekten da. Die Geſchichte zeigt unwiderſprechlich, daß das Haus Oeſtreich ſein Glück nicht im Kriege ſuchen durfte. Es hatte die tapferſten, und oft auch die glücklichſten Heerführer, es beſaß alles, was nöthig iſt, Mannſchaft, Geld, Kredit, Lebensmittel und ſonſtige Kriegsbedürfniſſe; es hatte Perioden, wo alles vor ſeinen Waffen zitterte, und doch am Ende jedes Krieges ging es leer aus, oder mußte große Opfer bringen, oder gewann höchſtens etwas Unbedeutendes. Frage nicht, wie das kam; am

Ende läßt ſich für alles ein Grund finden, nur iſt es oft genug der rechte nicht, bleiben wir einſtweilen bey der orientaliſchen Idee eines Verhängniſſes ſtehen.

Wie ganz anders wird nun der Erfolg, wenn wir Oeſtreich das Wohl ſeines Hauſes in Familienpakten und in Vermählungen ſuchen ſehen! Da erwirbt es Ungarn, Böhmen, die fetten Niederlande, kurz das Beſte und Schönſte, was es ſich wünſchen mag. Da gründet es eine Monarchie, die vergebens der halbe Mond im höchſten Glanze ſeiner Macht zu zertrümmern wagt, welche dem raſchen und kühnen Friedrich widerſtehen, und nicht nur gegen das neugeborne Frankreich, ſondern ſogar gegen den erſten Mann ſeiner Zeiten den Ausſchlag der Waage in gewiſſen Momenten zweifelhaft machen kann. Und als die Kräfte dieſes ſo lange für furchtbar gehaltenen Reichs faſt erſchöpft ſind, und wirklich der Gegner damit umgeht, es für immer zu entkräften, überwältigt auf einmal Hymens Fackel die Fackel der Zwietracht, und es ſcheint ein neuer kräftiger Wuchs dem alten Stamme verheißen, worüber allerdings jedoch erſt die Zeit entſcheiden muß. Sie wälze in ihrem Strome herbey, was ſie wolle, wir können als Individuen unſre Selbſtſtändigkeit behaupten, und dieß, mein Theurer, ich bitte Dich, laß nie uns vergeſſen. Dann treten wir beſcheiden und doch dreiſt vor die Zeitgenoſſen, oder meinetwegen auch vor die Nachwelt hin, und laſſen es uns nicht nehmen, daß wir auch als Männer gelebt und geredet haben.

Fünfter Brief.

Ich will Dir meine ganze Schriftſtellergeheimniſſe verrathen. In Wien konnte ich höchſtens 6 bis 7 Wochen bleiben, ſollte da den erſten Theil dieſer Briefe ſchreiben, und doch auch alles Merkwürdige für den Zweck meiner Reiſe, ſo viel möglich, aufzufaſſen ſuchen, mich zerſtreuen, um nicht hypochondriſch zu werden, und zugleich meinen Plan, die Schlachtfelder zu bereiſen, mit der anhaltenden übeln Witterung vereinigen. Was das Härteſte war, ich wartete auf einige Adreſſen, welche mir überſchickt werden ſollten, die ich aber nicht erhielt; daher ich bis auf den letzten Moment darauf rechnete. Allein in Wien wird man nicht milzſüchtig, und wenn man es darauf anlegte: der gute Wein, der ſich ſelbſt da nicht verläugnete, wo die fremden Krieger ihm ſo außerordentlich zugeſprochen hatten, hält Leib und Seele aufrecht. Ich hielt mich, dem Rathe eines Schweizers gemäß, an den guten rothen Ofner, wovon ich das öſtreichiſche Maaß mit zwey Papiergulden bezahlte, und erlebte Wunderdinge davon. Zehn Stunden durfte ich dann mit aller Anſtrengung täglich arbeiten, wo ich zu Hauſe kaum ſechs Stunden in der Art es wagen dürfte.

Aber freylich, als dieſes Stärkungsmittel mir bey der Rückkehr benommen war, und Wucher auch das mir nicht ächt gab, was er ſich vier- und ſechsfach höher bezahlen ließ, da wurde, mit dem heiligen Paulus zu reden, das Fleiſch ſchwach, ſo willig der Geiſt auch blieb. Und nun das creoecoeur, die öſtreichiſchen Tagsberichte, die doch wohl dazu gedruckt waren, um bekannt zu werden, ließen ſich zur Zeit weder in Wien, noch in Prag, noch in Brünn auftreiben. Das ſind Erſcheinungen unſerer Tage, die, wie ſo viele, zu den unbegreiflichen gehören.

Das Publikum rechnet auf die baldige Fortſetzung dieſer Briefe, ich ehre den Willen deſſelben auch in meinen Banden, denn Schwindel und Hemigräne ſind wahre Feſſeln des Geiſtes. Es iſt das Erſtemal, daß ich mit dem Bewußtſeyn, ich ſey ein Kranker, vor der ehrwürdigſten Verſammlung, die es giebt, auftrete; nun ja, auch dieſe Erfahrung mußte ich in meinem Leben vielleicht noch machen.

Kapuzinergruft in Wien.

Sonntag den 22. October war ich in dieſer Gruft auf dem Neu- oder Mehlmarkte bey den kaiſerlichen Todten. Man ſteigt auf einer einzigen nicht allzulangen Treppe hinunter; ich weiß nicht, warum mir das nicht recht gefiel, ich glaubte aber auf eine weit größere Abgeſchiedenheit von der Oberwelt rechnen zu müſſen, eben weil's eine kaiſerliche Gruft iſt. Das volle Tageslicht, was durch die Fenſter hereinfällt, könnte ich ſelbſt bey meinen Todten nicht leiden; die Grabſtätte ſoll gleichſam ein Bild der Unterwelt geben, zu der die Leutchen doch, hoch oder niedrig im Leben, jetzt gehören. Aber durch unſre Religion haben wir nicht nur eine Menge verkehrter Empfindungen aufgenommen, ſondern auch eine Menge wahren verloren, weil alles mehr für den Himmel, als für die Erde, berechnet war. Das iſt nicht herauszubringen, denn es liegt in der ganzen Anlage, immedicabile vulnus ense recidendum est (jedoch mit dem Schwerdt des Geiſtes), ne pars sincera (der ſo nöthige Glaube, wie ihn niemand entbehren kann) trahatur. Jetzt ſuchen die Gelehrten ihn wieder, und leider ſtreben jetzt die Ungelehrten, ihnen denſelben abzudisputiren, indem beyde jetzt die Rollen verwechſelt haben.

In dieſer Gruft iſt jedoch wirklich manches zum Imponiren geeignet, um wie viel mehr ſonſt vor Joſephs Zeiten, als noch die ganze Gruft, ſo viel ich weiß, fortwährend erleuchtet war, und man das ſchöne durchſichtige Altar von Alabaſter, worauf Meſſe geleſen wurde, noch vor ſich ſah! Warum dieſes Joſephen mißfallen, und er es wegſchaffen laſſen, iſt mir nur daraus erklärbar, daß er kein Gepränge liebte, und es bey den Todten am allerunzweckmäßigſten hielt. Auch die Fenſter ließ er zumauern, und bildete alſo einen kleinen Orkus; Leopold ließ ſie aber wieder öffnen, und jetzt iſt es wieder ſo helle, daß man wenigſtens in der Abtheilung, wo die Särge von Maria Thereſia, ihrem Gemahl, und den noch neuern Todten ſtehen, durchaus kein Licht bedarf.

Der Kapuziner, welcher mich führte, war ein ſehr angenehmer Mann, und unterhielt mich mit vielem Witze, der eben nichts zu Geſuchtes hatte, wie man den Religioſen von Seiten der Proteſtanten ſonſt Schuld giebt. Ich redete ihn lateiniſch an, allein ich fühlte bey ihm bald meine Ungeübtheit; denn er ſprach es ſo geläufig, wie deutſch, und auch nicht gewöhnliches

Mönchslatein. Das vestra dominatio, was ich erwartet hatte, blieb weg, er fing, wie wir, mit einem vir clarissime an. Ich war eben daran, von ihm ſehr intereſſante geſchichtliche Notizen zu erhalten, da führte das Unglück Evens Töchter, italieniſche Damen, herein, die wie beſeſſen herumfuhren, und gar nicht geſchwind genug erfahren zu können ſchienen, wer hier und wer da liege, wo ſie denn in der Geſchwindigkeit 40 — 50 Namen erfuhren, und beym Herausstreten gewiß alles rein vergeſſen hatten, aber doch ſagen konnten, daß ſie da geweſen wären. Und ich Armer mußte noch aus Höflichkeit zwiſchen meinem Führer und dieſen herumſpukenden Grazien den Dolmetſcher machen; ich that es in der Angſt, um ſie nur ſchnell fortzubringen. Darüber brach jedoch die Dämmerung herein, die kaiſerlichen Manen erhoben ſich, und jagten uns von dannen.

Das Grabmal Franz I. und Marien Thereſiens iſt in Bronze, ſehr prächtig: an der Seite die Krönung zu Prag, zu Presburg ꝛc. in erhabener Arbeit. Wenn man dieß ſieht, ſo wird es ſchwer, ſich des Gedankens zu erwehren, daß die gute Thereſia auch hier die Eitelkeit dieſer Welt nur halb vergaß. Bekanntlich ſaß ſie ſtundenlang in dieſer Gruft, kam wenigſtens die Woche zweymal, und ließ ſich auch daſelbſt Meſſe leſen. Man zeigte mir die Stelle, wo ſie am Sarge ihres Gemahls ſo viele Thränen vergoſſen. Seit ihrer Zeit ſind die folgenden Särge ganz einfach von außen, ohne alle Verzierung, bloß von Kupfer. Daß ſilberne Särge vorhanden wären, läugnete mein Führer nicht, meynte aber, jetzt werde kein äußerer Sarg geöffnet, und vertröſtete mich auf friedlichere Zeiten, die jetzt für Oeſtreich eingetreten ſind. Es ruhen hier 11 bis 13 regierende Kaiſer, und ſtehen gegen 70 Särge. Unter dieſen Todten war auch ein Kind ohne Namen, ich glaube von der erſten Gemahlin Joſephs II., und zwar im Mutterleibe getauft; eine komiſche Operation, hoffentlich nur durch die Hebamme oder den Accoucheur, und nicht durch einen Hochwürdigen verrichtet; doch dieſe ſuchen ja eben ſo gern wie andre arcana; und werden ſich die Operation wohl nicht haben nehmen laſſen. — Eine liebenswürdige Erſcheinung an Marien Thereſien findet ſich auch hier, nämlich der Sarg einer Oberhofmeiſterin, die, wegen der innigen Zuneigung ihrer Kaiſerin, die ſeltene und meines Wiſſens einzige Ehre genoß, in dieſer Gruft beygeſetzt zu werden.

Anekdote.

Der letzte Kurfürſt von Kölln, Maximilian, ſoll nach ſeinem Tode 7 Centner, ſage ſieben Centner, und alſo noch mehr, als der berüchtigte Paul Butterbrod, gewogen haben. Dafür hatten Höchſtdieſelben auch eine beſſere Tafel, und ſpeiſten ſo viel als ſechs bis acht gewöhnlich geſunde Perſonen. Die Ehre des Beyſetzens in dieſer Gruft konnte man ihm als Prinzen vom Hauſe nicht entziehen; aber die Ehre des Geruchs vermochte Niemand zu ertragen; er hätte am Ende das ganze Kloſter verödet. Daher mußte man zwiſchen dem heiligen Leichnam und den übrigen Todten eine dichte Mauer aufführen. Wenn die heiligen drey Könige, die einſt nach Kölln auf dem Rhein heruntergeſchwommen kamen, ihre Gegenwart auch ſo entſchieden angekündigt hätten, ſo würde man ſie vermuthlich mit allem Reſpekt in den Ocean haben ſpazieren laſſen, um ſie auf dem Meere ad locum unde zu ſpediren.

Sechſter Brief.

Dießmal hat die öſtreichiſche Politik, unterſtützt durch das edle Herz einer deutſchen Prinzeſſin, einen Meiſterſtreich gemacht; es ſcheint lächerlich, in das Herz eines Mannes, wie **Napoleon**, ſehen zu wollen; aber ich wollte wetten, das Projekt zu dieſer Vermählung könnte bey Unterzeichnung des Friedens am 14. Oktober, und ſelbſt noch etwas ſpäterhin, kaum erſt in ſeiner Seele gedämmert haben. Verböte mir die Ehrfurcht nicht, in die Familienverhältniſſe deſſelben mit neugierigen Blicken dringen zu wollen, ſo würde ich Dich erinnern, welche Hinderniſſe noch zu beſeitigen waren, ehe überhaupt an eine neue Vermählung ſich denken ließ. Daß das Opfer, welches vorher von Joſephinen gebracht werden mußte, freywillig war, möchte ich faſt ſicher glauben, wenn freywillig ſo viel heißt, als den Geſetzen der Nothwendigkeit gehorchen, die in dem Gange der Natur und der göttlichen Vorſehung liegen. Die Philoſophen mögen Dir das deutlicher erklären, denn ich fühle, daß ich da in einen gewaltigen Streit über Freyheit und Nothwendigkeit mit ihnen gerathen könnte, wo ich mehr als Metaphyſiker ſeyn müßte, um nur mit halber Haut aus dem Handel zu kommen.

Kennſt Du den Morgenboten, eine Zeitſchrift für die öſtreichiſchen Staaten? — Nun, da ich das nicht weiß, ſo muß ich Dich mit ihm bekannt machen; denn er hat meine ganze Aufmerkſamkeit erregt. Freyherr v. Aretin, erſter Bibliothekar in München (den rechten Titel kann ich aus Unkunde in dem Augenblick nicht angeben), hielt ſich im Sommer 1809 zu Wien auf, und fing hier dieſe Zeitſchrift an, wovon ich durch Güte eines Freundes das erſte Heft in Händen habe, das aber auch, nach Verſicherung der Wiener, nicht weiter fortgeſetzt iſt. Die erſte Nummer in dieſem erſten Hefte iſt gewiß höchſt merkwürdig; ich ſetze ſie wörtlich hierher:

Vorſtellung öſtreichiſcher Biedermänner an den franzöſiſchen Kaiſer, Napoleon den Großen, um Abſtellung der bisherigen Mißbräuche, und um Einführung einer beſſern Regierung in Oeſtreich.

Hiebey die Note des Herausgebers: „Der „Verfaſſer der im erſten Artikel des zweyten „Hefts angezeigten Schrift, ſchließt dieſelbe mit „den merkwürdigen Worten: „ „Vielleicht er„ „halten wir bald ein großes Beyſpiel!“ “ Dieſes große Beyſpiel iſt nunmehr gegeben durch „die hier mitgetheilte, dem Kaiſer Napoleon „überreichte, höchſt merkwürdige Vorſtellung.“ (Der zweyte Heft, wie Du ſiehſt, hat erſcheinen ſollen, iſt aber aus gewiſſen Urſachen nicht erſchienen, ſo wie auch der erſte Heft in Wien ſchon zu Anfang des Oktobers 1809 nicht mehr zu haben war.)

Eure Majeſtät!

„Die Geſchichte überliefert uns die Namen und die Thaten vieler Helden, die Kriege führten, um bewundert zu werden, die auf dem zerſtörten Glücke der Nationen ihre Trophäen pflanzten, und ihre Häupter mit blutigen unfruchtbaren Lorbeeren ſchmückten. Aber einzig iſt das Beyſpiel, das Eure Majeſtät der Mitwelt und Nachwelt vor Augen legen; das Beyſpiel eines Helden, der, des Sieges ganz gewiß, doch nur das Schwerdt gezwungen zieht, um den Frieden zu erobern, oder den hämiſch geführten Streich von dem Haupte ſeiner glücklichen Völker auf den Nacken der Angreifer zu wenden; der aus den Trümmern der alten morſchen Verfaſſungen, mit ſchonender Hand und ſchöpferiſcher Weisheit, neue beglückende Konſtitutionen bildet; der unwillig über die ewigen Kriege der durch Kultur, Religion und Abſtammung engverbundenen Völker unſers Welttheils, den großen Plan gefaßt hat und vollführen wird, Europa zu beruhigen und zu beglücken.“ —

Hier laß mich einen Augenblick verweilen. Frappirt Dich die Idee nicht, daß öſtreichiſche Biedermänner dem Kaiſer Napoleon eine Bittſchrift überreichen, die, wenn ihr Vorſchlag nicht durchgeht, ſie der offenbaren Gefahr ausſetzt, von der bisherigen Regierung als Hochverräther behandelt zu werden? Frappirt es Dich nicht ferner, daß hier beſtimmt in der Note geſagt wird: dieſe Vorſtellung ſey dem Kaiſer Napoleon überreicht worden? Oder weißt Du nicht, daß Napoleon keine Vorſtellungen der Art ſich überreichen läßt, ſobald ſie nicht von einer Korporation herrühren, die ſchon einigermaßen reſpektabel iſt? Frappirt es Dich endlich nicht, daß Freyherr v. Aretin nicht erwähnt, ob die Vorſtellung wirklich bloß im Namen öſtreichiſcher Biedermänner, alſo anonym abgefaßt ſey, wo freylich Napoleon, wenn er ja eine Ausnahme von der Regel gemacht, und ſie angenommen, doch hätte fragen müſſen: aber wer ſind denn dieſe Männer?

Wer ſollte ſich hier nicht beſcheiden, daß er irren könne? Hier, wo er gleichſam zum Irren veranlaßt wird? — Hier iſt indeß meine Meynung, Freyherr v. Aretin muß wiſſen, ob ich recht habe. Unehre bringt ſie ihm warlich nicht, denn ſie giebt ihm politiſche Wichtigkeit. Ich meyne, dieſe Vorſtellung ſey bloß in die Seele wahrer, oder ſogenannter öſtreichiſcher Biedermänner gemacht, und habe ein Probeſchuß ſeyn ſollen, wie man in den öſtreichiſchen Staaten gegen die dermalige Regierung denke. Hätte ſich die Stimme des Volks bedeutend hören laſſen, ſo konnte man weitere Maaßregeln ergreiſen. — Das Volk hat ſich jedoch ſehr wenig geregt, weil die Berührungspunkte zwiſchen ihm und den Franzoſen nicht ſehr häufig ſind, und Franz als gutmüthiger Monarch, wie man ihn doch ſchildert, nicht verhaßt ſeyn konnte. Man kann einen Regenten bitter tadeln, ohne daß man Luſt hat, ſich gegen ihn zu empören, und dieß möchte hier bey dieſem Kriege, obwohl auch lange nicht im Allgemeinen, der Fall geweſen ſeyn. Denn in Wien hörte ich nicht ſowohl den Kaiſer Franz, als den Erzherzog Karl tadeln, was die Wiener vor ihrem Gewiſſen oder vor ihrer Klugheit verantworten mögen, wenns nicht Selbſtäuſchung oder Liſt war.

„Muthig begann Frankreich zuerſt den Kampf gegen den Despotismus, und die weltliche und geiſtliche Ariſtokratie; mit Jugendkraft rang es um die theuerſten Rechte der Menſchheit, und trat ſiegend aus dem Kampfe. Die Wuth der Leidenſchaften im Innern, und der eigennützige Haß aller Ariſtokraten von Außen drohte der jungen Freyheit einen ſchnellen Untergang; allein Eure Majeſtät bedeckten ſie mit dem Schilde der Konſtitution, und die Feinde flohen vor Eurer Majeſtät ſieggewohntem Schwerdte. Nun erſt fing Frankreich an, die Früchte ſeiner Anſtrengungen, ſeiner Opfer zu genießen. Eure Majeſtät führten Ruhe, Sicherheit und Vertrauen nach Frankreich zurück; Eure Majeſtät öffneten die Tempel, und die Religion beſtieg an Eurer Majeſtät Hand ihren geheiligten Sitz. Ackerbau und Gewerbfleiß, Künſte und Wiſſenſchaften (letztre denn doch nicht ſo ganz) lebten wieder auf, ein allgemeines Geſetz ſichert die Früchte des Erwerbes, und das Horn des Ueberfluſſes wird ſich bald ganz über Frankreich und die mit ihm verbündeten Völker ergießen, wenn der Dreyzack aus Britanniens Hand gewunden oder zerſplittert iſt.“

„Im Gefühle ihres Glücks ſetzten die dankbaren Franzoſen den Thron Karls des Großen an die Stelle des Zertrümmerten, und die glänzendſte Kaiſerkrone auf Ewr. Majeſtät Haupt.“

„Zum Wohle der Menſchheit blieben die wohlthätigen Folgen dieſer Zeiten nicht auf Frankreich allein beſchränkt. Auch in den mit

Frankreich verbündeten Staaten wurde der Schutt der alten Verfaſſungen aus dem Wege geräumt, und eine neue Konſtitution nach helleren, tief durchdachten Planen aufgeführt; die Form und die Zweige ihrer Staatsverwaltung genau beſtimmt, die Gerechtigkeitspflege vereinfacht und gleich gemacht, die Abgaben auf einen feſten Fuß geſetzt, der Streitkraft eine unerſchütterliche Baſis gegeben, der Betriebſamkeit, ſo viel es die Umſtände bisher erlaubten, neue Quellen geöffnet, und für die Nationalerziehung durch vernünftige Preßfreyheit, liberale Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften geſorgt. Mit Kummer werfen wir dagegen die Blicke auf unſre eigne Lage.“

„Wir haben keine Konſtitution.“ (Das iſt nun wohl reine Wahrheit.) „Der Adel iſt bey uns nicht der Vermittler zwiſchen dem Regenten und dem Volke, ſondern die Scheidewand, die den Fürſten von ſeinen guten Bürgern trennt. Noch laſten die verroſteten Ketten der Feudalverfaſſung auf einem Theile der Nation.

Der Kaufmann, der Künſtler, der Gelehrte, der Grundbeſitzer haben keine Stimme; ihr Intereſſe wird von fremden Händen beſorgt.“

„Ungeachtet der Anſtrengung mancher verdienſtvollen Männer ſind wir noch ohne vaterländiſche Geſetze, und wenn auch der Buchſtab des Geſetzes keinen Unterſchied zwiſchen den Klaſſen der Staatsbürger macht, ſo zeigt er ſich doch im Verfahren.“ (Im letztern Falle befinden ſich leider auch andre Staaten — ob das nicht gar zur beſten Welt gehört?)

„Unſre Finanzen ſind das Faß der Danaiden, und die arme Nation verdammt, den bodenloſen Schlund zu füllen“ (iſt ein wenig zu ſtark, ſo gar arm oder bedauernswerth waren die Einwohner Oeſtreichs eben noch nicht, ſobald ſie nur nicht geiſtige Bedürfniſſe quälten); „neben ihm ſteht die Hydra des Papiergeldes, die immer neue Köpfe treibt, und ſich von unſerm Gold und Silber nährt.“

„Der Militairſtand iſt eine Laſt, die darum drückend wird, weil ſie über unſre Kräfte geht, und nicht auf alle waffenfähige Bürger gleich vertheilt iſt; weil der Soldat nicht für den Ruhm und die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes kämpft, ſondern für die Privilegien einiger Kaſten ſein Blut vergießt.“ (Dieß gilt hauptſächlich von Ungarn, wo aber der Regent auch manche ſchlafloſe Nacht haben würde, ehe er durch ſich ſelbſt die Mittel fände, ohne großes Blutvergießen den Adel in die wahren Schranken ſeiner Macht und Vorrechte zu bringen.)

„Nur der angebornen Arbeitſamkeit des öſtreichiſchen Volks iſt es beyzumeſſen, daß die Betriebſamkeit der Nation noch nicht der Laſt der Abgaben, dem verfallenen Kredit und dem Drucke des Mauth- und Zollſyſtems erlegen iſt.“ (Wollen wir billig ſeyn, auch den Reichthümern des Bodens ꝛc. kann man dieß mit verdanken.)

„Mit blutendem Herzen ſieht jeder denkende Oeſtreicher, wie die wahre Kultur des Geiſtes abſichtlich unterdrückt, und weſſen Händen die Erziehung eines argloſen, biedern deutſchen

Volks anvertraut wurde. Die Wiſſenſchaften wurden von dem Throne des Regenten, den ſie umgeben ſollten, verjagt, und der Aufſicht der Mönche übergeben, die ſie mit argwöhniſchem Auge bewachen, und zu Sklavinnen des Aberglaubens und ihres Intereſſe machen wollen. Mönche bilden die künftigen Bürger zu blinden Werkzeugen der Regierung, die zu ſelbſtthätigen, klugen, moraliſchen und patriotiſch geſinnten Gliedern des Staates gebildet werden ſollen.“ (Dieſe Züge, ſo viel ich nur irgend habe in Erfahrung bringen können, ſind leider durchaus wahr; aber es ergreift mich die frohe Hoffnung, auch hier werde Napoleons Vermählung, dieſes Ereigniß, was die Menſchheit ſo zu beglücken verſpricht, ihren wohlthätigen Einfluß äußern; Güte mit Seelengröße vereinigt, vermögen ja gleichſam alles, und gehen wir auf den Grund zurück, warum die öſtreichiſche Regierung den Verfinſterern ſo willig ihr Ohr lieh, ſo finden wir ihn in den übertriebenen Beſorgniſſen für die Erhaltung ihres Thrones. Dürfen dieſe Beſorgniſſe jetzt ſchwinden, — und ich ſollte meynen, ſie dürften es nun — ſo wird man auch ſich geneigt fühlen, freyer denkenden und aufgeklärtern Männern ſein Zutrauen zu ſchenken. Von ächter Liebe zu den bildenden Künſten, der Malerey, Baukunſt und Bildhauerey, wodurch ſich Franz II. offenbar ſehr rühmlich auszeichnet, wie jeder in Wien ſehen muß, der nicht abſichtlich die Augen verſchließt, iſt doch eben kein ſchwerer Schritt zu vernünftiger Preßfreyheit, zur Begünſtigung der ächten Philoſophie, zu einem guten Erziehungsſyſtem u. ſ. w. Ich ſage nicht, daß der Schritt nothwendig erfolgen muß, aber wenn der Geſchmack ſich geläutert hat, kann doch leicht auch der Verſtand andre Anſichten gewinnen.)

„Das ſind die Hauptzüge des traurigen Gemäldes unſres Unglücks. Lange ſchon und immer lebhafter fühlten wir das Drückende unſrer Lage, das Mangelhafte unſrer Verfaſſung, und hofften auf Abhülfe, auf Annäherung an den allmächtigen Geiſt der Zeit, auf die verſprochne Heilung der Wunden; ſtatt deſſen dachte man auf Krieg, uneingedenk der großmüthigen Behandlung im Jahre 1806, rüſtete man ſich zu einem Kriege, der unſre Uebel verſchlimmern mußte, der die von ſelbſt heilenden Wunden wieder aufriß, und der uns, ungeachtet aller Vorſpiegelungen erhitzter und leidenſchaftlicher Köpfe, weder gerecht noch nothwendig ſcheinen konnte.“ (Weil das brittiſche Kabinett ſeine verwünſchten Emiſſaire im Herzen der öſtreichiſchen Staaten hatte, und England ſo gern um 100 Millionen Thaler Waaren wieder abſetzen wollte.)

„Dieſer Krieg iſt ausgebrochen, und Oeſtreich eilte ſeinem Verhängniſſe entgegen.“ (Das eilte es wirklich, ſelbſt nach dem Frieden vom 14. Oktober 1809. Heil dem Manne, müſſen jetzt die Treuen Oeſtreichs ausrufen, der die Idee zu dieſer Vermählung zuerſt auffaßte! Seht, Deutſche, ſo könnte das Heil der Welt doch noch von euch ausgehen! So hätte dann doch ein deutſches Weib vermocht, was ihr Männer nicht vermochtet, weil es euch theils an Energie, theils an gutem Willen, theils an Einigkeit fehlte. Man denke nur, welcher Zauberſchlag! Für 440 Papiergulden kaum 100 Gulden in Gelde, und ein Paar Tage ſpäter kann man ſchon wieder 100 Gulden baar für 305 Gulden Papier haben. Das nenne ich doch Umwandlung der Ausſichten!) „Der Steuermann unſers Schiffs iſt unmächtig, es in dieſem Sturme zu regieren, die brauſenden Wogen drohen es zu zerſchmettern, wenn nicht eine andre mächtige und erfahrne Hand das Ruder faßt, und uns in den erſehnten Hafen der Ruhe und Glückſeligkeit führt.“ (Jezt denke ich, wird das Schiff mit gutem Winde ſegeln, denn die Steuermänner werden ſich einander mit Rath und That zu Hülfe kommen.)

„Von wem können wir nun Hülfe und Rettung erwarten, als von Ewr. Majeſtät?“ (Richtig, nächſt Gott immer nur von ihm, wie ſich auch jezt, wenn auch auf einem andern und freundlichern Wege zeigt.) „Wer hat den Willen, es zu thun, und die Macht es zu vollführen, als Eure Majeſtät? In Höchſt Ihrer Hand liegt unſer Schickſal, von dieſer Hand erwarten wir Hülfe und Heilung unſrer Wunden, eine auf das Wohl des Volks wirkende Regierung, und die Abſtellung jener Gebrechen, zu deren Darſtellung uns nicht Haß und Partheylichkeit bewogen hat, ſondern Liebe zum Vaterlande, und der Wunſch, daß es beſſer werde.“

„Mit Zuverſicht hoffen wir, daß Eure Majeſtät die wohlwollenden Geſinnungen, die Allerhöchſtdieſelben auch im Gewühle des Krieges gegen uns zeigten, in dieſen entſcheidenden Augenblicken und in der Zukunft uns nicht entziehen werden.“

„Wenn dann das Getümmel des Kriegs auf immer aus unſern Gegenden entfernt iſt; eine von Eurer Majeſtät Weisheit und Macht gegründete Konſtitution Ruhe, Ordnung und dauerhafte Sicherheit verbreitet; wenn der Bürger

ger gern dem Geſetze gehorcht, das mit gleichem Rechte alle richtet; wenn Künſte und Wiſſenſchaften wieder an die ihnen nicht unbekannten Ufer der Donau zurückkehren; ächte Religioſität den Schwachen ſtärkt, und den geſenkten Blick des Leidenden in eine beſſere Zukunft lenkt; wenn Gerechtigkeit und Moralität, ſchon in der Jugend Herz geprägt, die Handlungen der Männer leitet: dann wird Wohlſtand und geſellige Freude ſich überall verbreiten, Eure Majeſtät werden unſer Glück, das Werk Höchſt Ihrer Güte und Weisheit ſehen, und uns nicht unwerth halten, ein Glied der großen Staaten-Familie zu ſeyn."

„Jeder Gutdenkende wird Eurer Majeſtät die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes danken, und die Verblendeten werden ihren Irrthum erkennen. Noch nach Jahrhunderten wird der Dank von Millionen glücklicher Menſchen ein bleibend Denkmahl ſeyn, das dauerhafter als Aegyptens Pyramiden den Zeiten trotzt, weil es in den

Herzen unſerer Kinder und Kindeskinder immer neu gegründet wird.“

Die rechtlichen Bewohner
Oeſtreichs.

So weit der Morgenbote. Du wirſt finden, daß dieſe Vorſtellung mit vieler Klarheit abgefaßt, und ſehr angenehm vorgetragen iſt. Alles Uebrige kann ich nun füglich dem Urtheile der Leſer überlaſſen.

Siebenter Brief.

An einem der ſchönſten Septembertage hatte ich in Geſellſchaft einiger Freunde das franzöſiſche Lager am Donauſpitz beſucht, und obgleich damals noch kein Friede war, ließ man uns doch, möcht' ich wohl ſagen, volle Freyheit, uns nicht nur im Lager umzuſehen — denn das wäre das Wenigſte geweſen — ſondern uns auch nach der Stärke des dortigen Armeekorps zu erkundigen, die Schanzen in Augenſchein zu nehmen, ſo weit uns das intereſſirte, und ſonſt dieſe oder jene Notizen zu ſammeln. Wer den franzöſiſchen Krieger mit einiger Geläufigkeit in ſeiner Sprache anredet, und dabey eine gewiſſe Beſcheidenheit und Artigkeit äußert, beſonders wer dabey auch nicht finſtre Blicke um ſich wirft, den kann er, vermöge ſeiner Nationalität, faſt gar nicht anders als liebreich entgegnen.

Am 23. Oktober beſuchte ich dieſes Lager zum zweytenmale, jetzt waren die freundlichen Männer alle ſchon fort, und man erblickte nur einige wenige deutſche Schildwachen, um das Wegſchleppen der Breter, Ziegel und Bäume durch die Landleute zu verhüten, weil das Ganze noch auf einen Käufer wartete. Ich führe Dich, wie ich ſelbſt gegangen bin, nämlich jetzt erſt konnte ich daran denken, die Schlachtgefilde von Eßlingen und Wagram in Augenſchein zu nehmen. Vorher hätte ich mich an das interimiſtiſche öſtreichiſche Gouvernement zu Wien, und von da, durch dieſes vorläufig legaliſirt, an den franzöſiſchen Gouverneur wenden müſſen, um einen Gouvernementspaß zu erhalten. Darüber hätte ich einige Tage verloren, da doch jede Stunde mir koſtbar war, und der übeln Witterung konnte ich doch nicht gebieten. Nach dem 14. Oktoder fielen dieſe Weitläuftigkeiten von ſelbſt hinweg.

Du kennſt die Neigung der Franzoſen für Verſe, Inſchriften und Verzierungen, erſchrick aber nicht, ich will nicht aller, ſondern nur einiger Pyramiden erwähnen. Die Fronte am Lager hinunter waren gegen acht aufgeſtellt. Koſten hatten ſie nicht viel gemacht.

Erſte Pyramide, bloß von Latten und Leinwand, das Piedeſtal von Bretern, was gleichwohl nicht übel ausſah. Hier ſtanden die Adler.

Erſte Seite.

A Napoleon (Napoleon geweiht).

Zweyte Seite.

Honneur et Patrie (Ehre und Vaterland.)

Dritte Seite.

Sous Ses Aigles Toujours Se Range La Victoire,
Le Signal Du Combat Est Celui De Sa Gloire.

(Unter ſeine Adler ordnet ſtets ſich der Sieg,
die Loſung zum Kampf iſt die ſeines Ruhms).

Zweyte Pyramide. Ganz von Bretern.

Erſte Seite.

Vive Napoleon Le Grand! (es lebe Napoleon der Große!)

Zweyte Seite.

Discipline. (Kriegszucht).

Dritte Seite.

Obeissance. (Gehorſam.)

Es kann doch warlich nicht ſchaden, wenn man den Soldaten auf die Art öfters an ſeine Pflichten erinnert. Feldprediger haben die Franzoſen einmal nicht, ich würde ihnen auch gerade nicht zumuthen, ſie einzuführen.

Dritte Pyramide. Von Leinwand.

Erſte Seite.

Hommage du 105 Rgmt A Son Auguste Souverain, Napoleon Le Grand.

(Huldigung des 105. Regiments gegen ſeinen erhabnen Herrſcher, Napoleon den Großen.)

Zweyte und dritte Seite.

Il A Sous Nos Drapeaux Enchainé La Victoire,
Et Fait De Ses Sujets Le Bonheur et La Gloire.

(Er hat den Sieg an unſere Fahnen gefeſſelt,
Und macht das Glück und den Ruhm ſeiner Unterthanen aus).

Hier erinnere ich mich noch des Stolzes der franzöſiſchen Krieger im Jahr 1807: nous n'avons pas d'Empereur, nous avons un Général. (Wir haben keinen Kaiſer, wir haben einen General.) O, dacht' ich bey mir ſelbſt, ihr werdet ihn ſchon bekommen, wir andern haben ihn ſchon. On ne vous le mettra pas dans un petit pot à part (man wird euch keine beſondere Wurſt braten). Am häufigſten nannte man ihn bey der Armee in Privatgeſprächen nur Bonaparte, und ſchien ſogar hierin etwas zu ſuchen; ſiehe da! auch dieſes hat ſich gelegt: die Inſchriften in den Lagern ſcheinen jetzt es einander zuvorthun zu wollen, wer am meiſten ſeine Unterthänigkeit ausdrückt.

Das alles iſt ſehr natürlich, denn der Menſch iſt zum Gehorſam geneigt, da wo man ihn Größe ſehen läßt, zumal wenn dieſe in einer gewiſſen natürlichen Progreſſion fortſchreitet, und zu rechter Zeit auch äußerliches Gepränge zu Hülfe nimmt. Geſteht es nur, ihr Menſchen, am Ende gehorcht ihr lieber, wenn ihr nur auch wieder befehlen könnt, als daß ihr ganz frey wäret, ohne irgend jemanden zu haben, der euch gehorchen müßte. Das Lager am Spitz hielt ungefähr 20—25000 Mann, war auch mit vielen Kieferbäumchen verziert, und übrigens reinlich und ordentlich. An den Offizierszelten bemerkte ich keinen Luxus, der eine hatte ſie mit Noten austapezirt, der andere mit Papier, und wieder ein andrer hatte keine Tapeten; bey den vielen Muſikern in und um Wien waren die Notenkanäle (hoffentlich nur die unbrauchbaren) reichlich gefloſſen; ganze Reihen von Offizierszelten waren damit verſorgt. Die Soldaten fand ich aber doch in den Baraken etwas zu enge logirt, der Geſundheit konnte dieſes, zumal in den heißeſten Tagen, die ſpäterhin freylich nicht ſehr eintraten, nicht zuträglich ſeyn. Es iſt unglaublich, wie wenig Raum dieſe Baraken wegnahmen, obgleich der innere Raum um deßwillen nicht geringer als etwa bey anderm Militair war. In Verwunderung ſetzte mich, daß ich, ohne zu fragen — und dieß hielt ich für unnöthig, denn wenn ſich ſowas im heißen Sommer nicht von ſelbſt ankündigt, ſo bedarf es keines weitern Beweiſes für treffliche Lagerpolizey — weder im Lager bey Krems noch hier am Spitz gewahr werden konnte, wo eigentlich die Abtritte wären. Wie ehren die Franzoſen ihre Waffen! Wer erinnert ſich nicht dabey an die alten Ritter, die ihr gutes Schwert wie ihre Schöne verehrten? — Niedliche Raſenbänke, über dieſen ſtehen auf beyden Seiten die Gewehre angelehnt, und zwar ſpiegelblank. Dieſe Raſenbänke ſind etwa 25 Schritte vor den Baraken in gleicher Linie, und was mir auffiel, nicht einer hatte ſo eine Raſenbank vor ſeiner

Hütte, als ob es Profanation wäre, es ſo gut zu haben, als die Gewehre. Bloß hinter den Hütten ſah ich runde Tiſche von Raſen angebracht, die zum Eſſen dienten. Sowas iſt zur Zeit für den deutſchen Krieger noch zu hoch. Er würde, wenn man's ihm ſagte, es nicht einmal nachempfinden können.

Klein Mariataferl (wegen eines Gnadenbildes ſo genannt), oder Jetlersdorf, muß ſonſt recht artig geweſen ſeyn; jetzt iſt es eine gräßliche Ruine: nichts ſieht man da, was noch bewohnbar wäre, nichts was lebte. Hier und da, weil es ein ziemlich hübſcher Tag war, ſchlich wohl ein Einwohner oder Fremder umher, und ſuchte in den Trümmern, was ſich etwa noch vorfände. Es liegt ungefähr ¾ Stunden von Wien. Die Oeſtreicher zogen nach der Schlacht bey Wagram hier vorbey, es wurde alſo ausgeplündert und angeſteckt — letzteres gewiß nicht mit Willen, wenn die Kriegsumſtände es nicht geboten, ſondern aus Unvorſichtigkeit. Hats die oder die Armee angezündet, wer weiß das am Ende beſtimmt? ſie können beyderſeits dazu mitgewirkt haben.

Anekdote.

Im Oktober 1809 kam ein Cirkulare von der Regierung nach Jetlersdorf, man konnte es aber nicht abgeben, weil kein Menſch daſelbſt vorhanden war. Dieſen Winter werden ſie auch nicht haben einziehen können.

Das Dorf Kagram *), etwa 1 Stunde von Jetlersdorf, in der Richtung auf Aspern zu, wohin ich ſteuerte, hat nur 60 Häuſer, und gleichwohl waren vom 22. May bis 22. Oktbr. 1809 ſchon hundert Menſchen geſtorben. Mangel der gewohnten Nahrungsmittel, Furcht, Schrecken, anhaltende Angſt, ſchlechtere Bekleidung und Obdach, Ausdünſtungen der nahen Leichenfelder, und das alles bey Leuten, die ein Jahrhundert und drüber

---

*) In der geraden Richtung kommt man von Jetlersdorf erſt auf Leopoldsau, dann nach Kagram, Hirſchſtetten und ſo nach Asparn. Mein Führer kannte den Weg nicht, und zuletzt gingen wir dem Eſſen nach.

jede Bequemlichkeit und Ruhe genoſſen, welche der ländliche Nachbar einer üppigen Kaiſerſtadt nur genießen kann: dieſe Aufgabe löſt ſich von ſelbſt. Ich fand in Kagram ein großes Wirthshaus und ging hinein, allein an Bewirthung war da nicht zu denken. Eine kranke Frau, ein krankes Kind waren die einzigen Bewohner, der Wirth lag in Wien, um ſich dort kuriren zu laſſen, was überhaupt die Leute in dortiger Gegend jetzt häufig thaten, weils auf dem Lande an allem fehlte. — Etwas weiter nach Aspern hin kommt das Dorf Hirſchſtetten. Hier war auch ein großes Wirthshaus, aber ich fand es ganz verlaſſen. Jetzt logirte ein franzöſiſcher Kommiſſair darin. Wir traten in ein Weinhaus, allein wir mußten mit leeren Magen weiter, denn bloß der Durſt quälte uns nicht. Die Sterblichkeit mochte hier ungefähr denſelben Grad erreicht haben, die bleichen Fiebergeſichter zeigten an, daß der Tod noch manchen abmähen werde. Von mir erwarte nicht, daß ich meine Empfindungen hier noch einmal aufregen ſoll, um ſie dem Leſer mitzutheilen; Engländer müßteſt du hieher führen, denn dieſe konnten dieſe Scenen verhindern. Was würden ſie aber antworten, als: wir haben ja die Deutſchen bezahlt? Freylich nicht alle edle Britten, aber doch die Macht haben, von denen jeder neue treulich in die Fußtapfen des alten tritt, und jenen großen Mann zwingt, ſich abzuarbeiten, und ſeine ſchönſten Lebensjahre zu vergeuden, um Frankreich das gegebne Wort zu halten, daß er deſſen verlornen Handel wieder herſtellen wolle. Wie wichtig es doch ſeyn muß, eine Bowle Punſch mehr oder weniger trinken zu können!

Leopoldsau, ein Dorf, 1½ Stunde von Wien, korrumpirt Apeldau, Opeldau, Eipeldau, daher die Briefe eines Eipeldauers, aus welchem Titel ich immer nicht klug werden konnte, weil ich dieſen örtlichen Umſtand nicht wußte. Und nun

Aspern. Hier gab es doch noch ein Wirthshaus, ſonſt war freylich alles abgebrannt, bis auf einige entferntere Häuſer. Hier konnte man ſehen, daß der Plan, es in Brand zu ſtecken, ſehr ernſtlich geweſen war, denn wo man nur hintrat, traf man auf Stücken von zerſprungenen Granaten, womit auch die Felder herum überſäet waren. Todtenhügel zeigten ſich zwar in Menge, aber doch keine unverſcharrte Leichname, Pferde ausgenommen, von denen noch viele unbegraben da lagen. Da die Oeſtreicher das Schlachtfeld behaupteten, ſo konnten ſie ruhig die beyderſeitigen Todten beerdigen, wozu es ihnen auch nicht an Zeit mangelte. Zwiſchen Aspern und Eßlingen war es, wo die Franzoſen von der Lobauinſel die Brücke ſchlugen, welche jetzt noch beſtand, und zur erſten Schlacht den Uebergang machten.

Eßlingen iſt ebenfalls eine gänzliche Ruine bis auf ein Haus und einen Schüttkaſten. Mit dieſer drolligen Benennung bezeichnet man hier ein Magazin, wohin die Bauern der Gegend das Zinsgetraide liefern müſſen.

Enzersdorf, ein Städtchen, nicht mit Langen-Enzendorf zu verwechſeln, wie es leicht geſchieht, und durch Albernheit des Führers mir auch begegnete. Das Städtchen Enzersdorf liegt 3 Stunden von Wien, und nur ¼ Stunde von der Donau. Der Weg von Enzersdorf nach Wien führt gerade über die Lobau, von der ich bald mehr ſagen werde; es iſt eine große Au, die zu Enzersdorf gehört, und wovon die Inſel ehedem, der Erzählung nach, einen Theil ausmachte, ſpäterhin aber von der Donau, die hier durchriß, und einen neuen Arm bildete, davon getrennt wurde. Das Städtchen muß ſehr nahrhaft geweſen ſeyn, jedoch vielleicht mehr in frühern Zeiten als in ſpätern; noch werden große Kornmärkte da gehalten, als Zeichen ſiehſt Du davon einen Metzen von Stein, und einen ſteinernen Tiſch zum Geldzählen. Der Wiener Metzen hält 3100 franzöſiſche Kubikzoll, mit dem Dresdner Scheffel verglichen, der 5361⅞ franz. Kubikzoll faßt, machte erſtrer ungefähr 9 Dresdner Mezzen aus, und wäre kleiner als der Breslauer Scheffel, der 3524 franzöſiſche Kubikzoll hält und 10 Dresdner Metzen beträgt, aber wieder größer als der Berliner Scheffel, der nur 2741 franzöſiſche Kubikzoll hat. Nach dem Augenmaße zu urtheilen, hätte ich den Enzersdorfer Metzen, der doch hier als feſte Norm vorgeſtellt war, bey weitem nicht für ſo groß gehalten, als er hier angegeben iſt.

In dieſem Orte war vor alten Zeiten ein Kloſter, das jetzt zum Brauhauſe dient. Als ich einige Einwohner darum fragte, erzählten ſie: es ſeyen einmal rothe Pfaffen darin geweſen, die aber alle in einer Nacht ermordet worden. Leider habe ich keine Gelegenheit zum Nachſchlagen, der Hiſtoriker könnte darüber vielleicht einen intereſſanten Aufſchluß geben. Doch wer vermag bey dem Strome von Begebenheiten in der neuern Geſchichte noch jetzt zu beſtimmen, was in der That mehr als gewöhnliches Intereſſe verdient?

Ich kann Dir nicht helfen, Du mußt mit mir leiden, und mit mir Dich freuen: wenn nicht ein gewiſſes Intereſſe an mir ſelbſt ſich hineinmiſcht, ſo verzweifle ich faſt an meinem guten Willen, Dir es einigermaßen zu Danke zu machen. Nimm alſo immer gefälligſt einigen Theil daran, daß es mir in der Herberge zu Enzersdorf ſo ſchlecht ging. Unter Angſt und Wehen harrte ich auf ein Lager, nur ſo gut, wie man's etwa ſeinem Hunde gönnt; oben war noch Raum, aber da hatte eine Bombe die Decke zerſchmettert, und gelegentlich auch die Fenſter mitgehen heißen. Das Jammerbild von Strohſack, worauf ich nach einem Schattenbild von Abendmahlzeit Platz nahm, wurde mir noch durch einen Glücksfall zugeworfen, weil die Wirthin in Wien war. Aber nun kam die Rohheit der ein- und ausgehenden Enzersdorfer, die von dem armen Paſſagier auch nicht die geringſte Notiz nahmen, die Thüren nach löblichem Brauch wie am Tage aufriſſen und zuſchlugen, und ihre Stimme ſo kräftig wie ein Poſthorn erſchallen ließen. Ich war eine persona miserabilis, und der muß man große Nachſicht beweiſen, wenn ſie auch noch ſo ſehr ſtolpert. Das Projekt, in einem ſtattlichen Miethwagen die Schlachtfelder von Eßlingen und Wagram zu bereiſen, mußte ich der kurzen Tage wegen bald aufgeben; ich hätte noch weniger geſehen, weil wir jeden Tag, aus Mangel an Unterkommen, nach Wien zurück gemußt hätten.

Enzersdorf war der Stützpunkt meiner Wanderungen, wohin ich täglich zurückkehrte, und alſo drey Nächte kampirte. Da faſt gar nicht an Nachtruhe zu denken war, ſo verſprach ich mir nichts weniger, als am Morgen noch ſo munter zu ſeyn; zum Glück mochte die freye Luft, weil ſie jetzt rein war, mich ſtärken; ſonſt müßte ich mich hier in Klagelieder ergießen, die noch der entfernteſten Nachwelt Thränenfluthen entlocken ſollten.

Die Einwohner prieſen mir ſehr ihre Stadtmauer, die ſie nicht nur ſchon oft gegen die Donauüberſchwemmungen, wo das Waſſer bis an die Mauern trat, ſondern auch jetzt gegen gänzliche Zerſtörung durch feindliche Kugeln geſichert hätte. Die Donau mag gleichwohl, ſo wie die Kugeln, ein Einſehen gehabt haben, denn ſonſt ſtünden ſie nicht mehr. Das Städtchen wurde mit 125pfündigen Bomben beſchoſſen, wie die Spuren noch zeigen; es müſſen aber auch nicht viele geweſen ſeyn. — Auch hier ſtarben im Oktober 1809 viele Menſchen, man fing an über das Aufräumen und Platzmachen zu ſcherzen: ſo gaben die Götter als Gegengift wider den Schmerz uns den leichten Sinn, und thaten wohl daran.

Es iſt hier eine Kaſerne, wo auch kaiſerliche Truppen ſonſt lagen, die Franzoſen mochten aber nicht hinein, ſondern ließen ſich bey den Bürgern einquartieren. Der Ort, ſo klein er iſt, hat doch vier Thore, das herrſchaftliche mit eingeſchloſſen, was auch jetzt noch feſt verrammelt war, als ſuchten die Einwohner gefliſſentlich das Andenken an jene Tage zu verlängern, die ihnen freylich, wenn ſie eitel ſind, auch angenehm ſeyn müſſen, weil man ſich außerdem um das Städtlein Enzersdorf ſchwerlich ſo viel bekümmert, und deſſen Namen ſo oft hätte erſchallen laſſen.

Anekdote.

Wie die beſte Mühe in der Welt doch ſo ſchlecht belohnt wird! Die guten Enzersdorfer wollten für alle ihre Sorgen und Noth doch etwas haben, da zeigte ſich ihnen denn eine ſehr ergiebige Erwerbquelle: ein Heer von Kanonenkugeln nach dem mannichfaltigſten Kaliber; die laſen ſie ſorgfältig zuſammen, ſchleppten ſie in Reihe und Glied, und verbargen ſie wohl. Aber ein Neidhart, der bey der Aehrenleſe vielleicht zu ſpät gekommen war, oder auch das zu laute Jauchzen über dieſe eiſernen Schätze, brachte die Mähr ins franzöſiſche Lager, und dieſe Siegsmänner waren grauſam genug, den Sammlern dieſen ganzen Fund als etwas, worauf ſie ein Näherrecht hätten, wieder abzunehmen, ohne noch einmal ein „Vergelts Gott!“ beyzufügen. Seitdem haben, der Sage nach, jedesmal, wenn die Franzoſen in dortiger Gegend Erbſen kochten, ſich dieſelben für ſie in eiſerne verwandelt, ohne jedoch die Farbe der wahren Erbſen zu verlieren. Bona fide arbeiteten nun die Frevler auf das Gekoch los, und zerſprengten ſich alle das Gebiß, daß ſie nie wieder eine Patrone abbeiſſen konnten, und endlich höhern Orts der Befehl ergehen mußte, entweder die Kugeln zu reſtituiren, was nicht angieng, weil ſie bereits wieder verſchoſſen waren, oder keine Erbſen mehr ſich auftiſchen zu laſſen. Worauf dann der Zorn des Himmels ſich gelegt haben ſoll.

Achter Brief.

Es iſt jetzt ein wenig Mode geworden, von militaribus mehr zu reden, als man davon verſteht. Der Geſchichtſchreiber greift freylich in dieß Fach nothwendig ein, aber der tritt auch nicht eher auf, als bis ſachkundige Militairperſonen bereits vieles und mancherley für und wider erörtert haben. Wenn der Leſer verlangt, oder es gern ſieht, daß man gleich auf friſcher That die Schlachtgefilde beſucht, ſo muß er auch ſo billig ſeyn, ſich mit Notizen zu begnügen, und nichts Vollſtändiges verlangen. Das thuſt Du auch, lieber Leſer, ich ſehe Dirs an; alſo ohne Kummer weiter geſchritten.

Lobau, Lobauinſel.

Die Einwohner dort herum kannten keinen Unterſchied zwiſchen beyden: ſie hättens immer Lobau genannt, und jetzt erſt das Wort Inſel gehört. Dieß erinnert mich an jenen Engländer, der von einem Wiener Großen gefragt wurde, welchen Weg er genommen habe?

Ich ſchiffte in England mich ein bis nach Hamburg, von da ging ich zu Lande.

Hätten Sie aber nicht die ganze Reiſe zu Lande machen können?

Verzeihen Sie (mit einigem Befremden), England iſt ja eine Inſel.

Ich meyne nur ſo, wenn Sie viele Umwege ſich hätten gefallen laſſen.

Aber England iſt ja eine Inſel.

Nun ja, Sie wollten einmal die nächſte Route einſchlagen.

Der Engländer hatte ſein god dam ſchon auf der Zunge, faßte ſich aber, weil er endlich merkte, daß ſein Gegenredner durchaus keinen Begriff von einer Inſel hatte. — Wird jetzt hoffentlich nicht mehr ſo ſeyn, und dieſe Unwiſſenheit nur noch bey den Kleinſtädtern herrſchen.

Dieſe Lobauinſel mußt Du Dir ja nicht ſo klein vorſtellen, ſie hat wenigſtens eine Quadratmeile Flächeninhalt, und iſt, wenn man ſie etwas genauer unterſucht, zu kriegeriſchen Expeditionen ordentlich wie geſchaffen. Sie hat im Innern ihre Graben, ihre Sümpfe, ihre Brücken, alſo wieder Inſelchen auf der Inſel, und ungemein viel Waldung und Buſchwerk, ſelbſt noch jetzt, wo ſchon ſo ungeheuer viel theils zu den Schanzen, theils zu Verhauen, theils zum Verbrennen niedergeſchlagen war, und ſoviel von den Franzoſen mag verkauft worden ſeyn. Ich ſelbſt ſah im Oktober die Franzoſen emſig bemüht, Klafterholz zu ſchlagen, was ſie doch wahrſcheinlich nur zum Vortheil ihres Beutels thaten; denn das nöthige Brennholz werden ſie ſich wohl nicht ſelbſt gemacht, ſondern die Sorge dafür ihren Wirthen überlaſſen haben.

Dieſe Inſel nun war vor der Schlacht bey Aspern (am 22. May) von nicht mehr als 30 öſtreichiſchen Jägern beſetzt, was doch ein wenig ſchwer zu entſchuldigen iſt. Auf der Inſel gab es damals noch viel Hirſche, die aber jetzt alle niedergeſchoſſen ſind; meine Freunde, die Herren Jäger, wollten ihr Naturell nicht verleugnen, und beluſtigten ſich daher mit der Jagd, die trägern legten ſich ſchlafen. So gelang es dem andringenden Feinde, dieſes ungemein wichtigen Poſtens recht mit aller Bequemlichkeit ſich zu bemächtigen. Der Donauarm, welcher die Inſel von der Lobau trennt, iſt nur ſchmal, an mehrern Orten wohl kaum 200 Schritte breit, die Franzoſen konnten alſo den Oeſtreichern, denen doch ſo viel daran gelegen ſeyn mußte, Zeit zu gewinnen, um die von allen Seiten herbeyeilenden Verſtärkungen an ſich zu ziehen, ſchon das Weiße im Auge zeigen.

Es iſt, glaube ich, hier der Ort, Dir ins Gedächtniß zurückzurufen, was ich in den Intelligenzblättern zu den Friedenspräliminarien Band 3. Nr. 31. ſchrieb.

Am 18. May, 1809.

„Der entſcheidende Schlag iſt geſchehen. Was der Verfaſſer ſeit zehn Jahren, nachdem er die innere Militairverfaſſung von Oeſtreich kennen gelernt, und in den Friedenspräliminarien (1s u. 2s Heft), was ſchon im Oktober 1808 von ihm niedergeſchrieben wurde, über die politiſche Lage von Oeſtreich, als faſt unausbleiblich, ja als gewiß, wenn dieß für ſchwache Sterbliche nicht zu anmaßend ſchiene, vorhergeſagt hat, iſt nun eingetroffen. Der Erzherzog hat eine große Schlacht verloren (die bey Eckmühl, welche freylich, nach den Berichten im erſten Theile dieſer Briefe, nicht wichtig durch Metzeley, aber deſto wichtiger in ihren Folgen war), und iſt von der Kommunikation mit dem Mittelpunkte des Staats abgeſchnitten. Wie ſehr richtig bemerkt worden iſt, kann er auf dem linken Donauufer, das völlig unwegſam iſt, nicht retiriren, und wird alſo nach Böhmen zu kommen ſuchen. (Letzteres hat er gethan, und iſt von da erſt bis nach Aspern und Eßlingen vorgerückt.) Zwar gäbe es vielleicht für ihn noch einen ſehr kühnen, aber, wenn er gelänge, auch deſto rühmlichern Weg, ſollte er aber den wohl einſchlagen? Sollte er ihn, da er zwar Generaliſſimus, aber doch nicht Kaiſer iſt, und am Ende beſtimmten Befehlen zum Rückzuge doch gehorchen muß, wohl einſchlagen dürfen?“

[Welcher kühne Weg? fragt der Leſer. Kein anderer, als die öſtreichiſchen Staaten ihren eignen Kräften zu überlaſſen, den Feind über ſeinen Zweck zu täuſchen, und dann ſchnell gegen den Rhein hin zu dringen. Die Heſſen, die Hannoveraner und einige andere kleinere deutſche Völkerſchaften, dürften mehr auf öſtreichiſche Proklamationen als die Bayern gehört haben. Aber, ſagſt Du, nach einer verlornen

Schlacht? — Nun, dieß Vordringen hätte jene Völker zweifelhaft gemacht, wer eigentlich in den Gegenden bey Regensburg ſiegender Theil geweſen ſey.

Ja, das war doch ein eignes Unternehmen.

Eigen freylich, aber es konnte auch füglich gelingen. Gut jetzt, daß es nicht geſchehen iſt, denn wir hätten ſonſt wahrſcheinlich noch keinen Frieden. Aber daß Napoleon nicht auch umgekehrt wäre, und ſo wie bey der engliſchen Landung in Vließingen den Erfolg ruhig in Oeſtreich abgewartet hätte, davon möchte ich mich ſchwer überzeugen.]

Fortſetzung des Artikels v. 18. May 1809.

„Von den Nebenarmeen wird keine dem Kaiſer von Frankreich widerſtehen, wenn die Hauptarmee ihm nicht widerſtand, das größte Zutrauen ſetzte der öſtreichiſche Krieger auf den Erzherzog Karl, und der allein, aber kein anderer, kann es wiedergewinnen. — Oeſtreich wird nicht aus der Reihe der Staaten geſtrichen werden, in dem Sinne, wie manche es nehmen, aber es wird aufhören, noch mit Frankreich zu rivaliſiren, und die Revolution ſeiner innern Verfaſſung wird erfolgen. Die ungariſchen Magnaten konnten allein ihre ungeheuern Vorrechte nicht behaupten, wenn man faſt in ganz Europa ſie verlor, es iſt alſo kein Zweifel, daß ſie dieſelben verlieren werden.“ [Dieſes Aufhören der Rivalität, ſo wie die Revolution in der innern Verfaſſung, bezweifeln wir auch heute — am 21. März 1810 — noch nicht. Ja, wir möchten noch feſter als vorher daran glauben.]

„Man hat den Einſender vor 6 Wochen, d. i. in den erſten Tagen des Aprils 1809, gefragt, was er von dem neu ausbrechenden Kriege halte: und er gab die Antwort:

Oeſtreich wird mit Ehren fallen.“

So weit meine damalige Prophezeihung mit den jetzt beygefügten Parentheſen. Bringt man ſeine laudes nicht ſelbſt in Erinnerung, wer ſolls denn thun? Das Publikum iſt der gnädige Herr, und wir deſſen unterthänigſt-demüthige- pflichtſchuldigſte Diener. Man ſucht alſo bey dem gnädigen Herrn ſich ſo viel Steine ins Bret zu bringen, als man immer kann, damit nicht irgend ein falſcher Judas als Neben- und Liebediener uns bey demſelben böslich anſchwärze, und wir dann, wie der alte Kammerdiener nach Chodowiecki, mit einem faſt leeren Taſchenbüchlein und einem wahren Jammerblick das Haus räumen müßten.

Extrakapitel,

was jeder, ohne ſein Gewiſſen zu lädiren, den Setzer ausgenommen, überſchlagen kann.

Als ich vor einer Reihe von Jahren in Deßervent in einem N. N. Spitale war, und durch Hülfe meiner angebornen Schlauheit bemerkte, wie wenig ganze Hunderte und Tauſende von ſolchen blutigen Sakermentern, i. e. Soldaten in Anſchlag kämen, zugleich aber auch wahrnahm, welche Zahnnoth jetzt in Deutſchland eingeriſſen wäre, machte ich folgenden Aufſatz:

Unmaßgeblicher Vorſchlag, den auf dem Todbette liegenden Gemeinen noch vor ihrem Ende die Zähne auszubrechen, um ſie unter Leitung guter Dentiſten an die Meiſtbietenden zu veräußern, die ſich dieſelben lebendig wieder einſetzen laſſen.

Ich ſetzte aus einander:

1) Daß ſo ein Kerl raſend viel Geld koſte, ehe er eingefangen werde, ehe man ihn behandgelde, montire, transportire und bewaffne. Spiele er hernach den Streich, bald abzuſegeln, ohne dem Feinde auch nur die Fauſt gezeigt zu haben, ſo ſey das Allerhöchſte Aerarium rein betrogen.

2) So ein betrügeriſcher Lump habe jedoch oft noch ein wahres Kapital in ſeinem Gebiß. Vorſchläger erinnere ſich beſtimmt, in den anatomiſchen Vorleſungen des berühmten Loder gehört zu haben, daß der laufende Preis eines guten Zahns, à 10 Kaiſergulden klingend Silber, lebendig ausgenommen, dem Inhaber ſchon längſt in London von dem Begehrer willig bezahlt worden ſey.

3) Die-

3) Dieſen Preis in Deutſchland herabzuſetzen, ſähe er keinen Grund, zumal in Gegenden, wo man Eſſen und Trinken die Fülle habe, und ſichs auch wohlſchmecken laſſe, eben daher aber auch die Zähne höchſt nothwendig brauche, und jeden Abgang daran ſchleunig erſetzen müſſe.

4) Hätte nun ſo ein ſterbender Hunsfott *) noch zwanzig gut konditionirte Zähne, ſo müſſe man ohne Bedenken zufahren, und ſie ihm alle in Gegenwart der Kompetenten ausreißen. Das gäbe für das Allerhöchſte Aerarium den reinen Ertrag von 200 Gulden in gutem Silber, folglich das Höchſte, was ſo ein Kerl etwa gekoſtet haben könnte. Um jedoch nicht unbarmherzig zu ſeyn, könnte man den moribundus die Tage, welche er noch zu leben hätte, mit Kraftbrühen verſorgen, nur nicht mit zu guten, weil das lecke Schiff nun wohl gar ſonſt wieder flott werden kön-

---

*) Nach der richtigen Etymologie: Hunnus fuit.

te. Die Koſten zu den Brühen ließen ſich erſchwingen, daß man an ihm die letzte Oelung erſparte, ſtatt deren das Zahnbrechen hier einträte. Er würde nun ohne Oelung nach vollbrachter Operation wohl wiſſen, woran er wäre, und daß kein Kraut und kein Pflaſter ihm mehr helfen könnte.

5) Riethe ich jedoch weislich, keine veneriſche Patienten zu dieſem letzten Dinge zu verurtheilen, einmal und zwar hauptſächlich, weil Kupidos Jünger in einem Zeitalter, wo ſo viel mannhafte Deutſche ſich von Weibern müßten hudeln laſſen, beſondre Rückſicht verdienten, und dann auch aus dem kleinen Nebengrunde, weil die entzahnten Freunde, welche einem ſolchen Sterbenden in die Seele des Allerhöchſten Aerariums die ſeinigen abſchacherten, ſo mit und unter etwas böſe Säfte ſich aneignen könnten.

6) Hatte ich ſehr viel philoſophiſch-moraliſchen Senf beygemiſcht, um die Billigkeit und das Vernunftmäßige meines Vorſchlags

nach allgemeingültigen Prinzipien zu beweiſen, und die etwanige Gewiſſenhaftigkeit meines Allerhöchſten Aerariums in Schlummer zu wiegen. Vor leztrer war mir eben ganz außerordentlich bange, denn daran iſt ſchon manches Projekt eines Plusmachers geſcheitert, und man muß ſich alſo eine ſolche gelehrte Deduktion nicht verdrießen laſſen. Dann iſts aber auch gethan, ſie legen, wenn irgend ein unzeitiger Moraliſt ſie beunruhigen will, den Finger auf die Deduktion, und rufen gemüthlich: widerlegt erſt dieſen braven Mann, der alles ſo bündig dargethan hat. Zum Widerlegen kommts aber nicht, wenn anders der Nachmoraliſt nicht ganz ohne Kopf iſt; denn er wittert nun ſchon, daß man Allerhöchſten Orts nicht widerlegt ſeyn will.

7) Horchte ich ſo von weitem hin, ob man die Propoſition, ſolchen Burſchen nach dem Tode auch das Fell über die Ohren zu ziehen, und mehrere Lederfabriken in Großem anzu-

legen, auch annehmlich finden möchte. Aber wie klug, daß ich nur leiſe aufgetreten war! Denn das Collegium medicum hatte kaum ein Paar Worte davon fallen hören, als es ſich auch ſogleich in Bewegung ſetzte, und umſtändlich erwies, oder doch zu erweiſen drohte, daß Leute, die ſo oft in ihrem Leben die s. v. Krätze gehabt, dem Aerarium unmöglich eine gute Haut eintragen könnten. Hatte ich etwa einen dieſer Herren auf den Fuß getreten, weil ich den Plan der Zahnbrecherey nicht zuerſt ſeinem hohen Gutachten empfohlen, genug, man munkelte ſchon ſo etwas von windigen Projektanten. Ich zog alſo weislich die Scheeren ein, womit ich ſelbſt das Fell hatte anzwicken wollen.

Aber meine politiſch- merkantiliſch - thanatologiſche Zahnſpekulation glückte um ſo beſſer, und mein Weizen fing an zu grünen und zu blühen. Schon die Einfuhrzölle auf die Brechinſtrumente, die tauſendweiſe verſchrieben wurden, brachten dem Aerarium ein Erkleckliches ein, und das Heer der Brechkompetenten mehrte ſich täzlich, jedoch nicht ohne Patente zu löſen, die wieder keine Kleinigkeit eintrugen. Freylich bey den Spitälern durfte man nicht vorbeygehen, da wurde geheult, geflucht und geläſtert, aber ich that es doch, und zwar täglich, und zum Bewundern gelang es mir, mich dickfellig zu machen.

Nur eins ſchmerzt mich bis ins Innerſte der Seele: außer gnädigen Blicken, einigen Flaſchen Champagner und Ausbruch,. und der Erlaubniß, eine hohe Kammerfrau zu heirathen, wozu ich mich nicht entſchließen konnte, habe ich bis auf den heutigen Tag für meine ganze Humanität nichts bekommen, und laut darf ich nicht einmal werden, denn man iſt keck genug, mir zu geſtehen: man benütze mich wohl, achte mich aber nicht. Nun, ihr braven Patrioten, verſammelt euch um mich her, und ſagt ehrlich: obs euch nicht auch ſo gegangen iſt? So ſchwatze noch einer von Patriotismus, wir wollen ihm bey geſundem Leibe ſein ganzes Gebiß ausbrechen laſſen. Heilige Selbſtſucht, dir wollen wir Altäre bauen! Doch was Altäre? du lebſt ja ſchon in den Herzen faſt aller braven Deutſchen, ſie verehren dich, ſie beten dich an, und darum dürfen ſie auch hoffen, in dieſer und jener Welt glücklich zu werden.

Und nun zu meiner und fremder Satisfaktion, damit ich nicht als Prahler erſcheine, den Aufſchluß: ich ſelbſt war nicht der Zahnprojekteur, aber es war ein gar wackerer Deutſcher; ich darf ihn nicht nennen, denn der Edle will nicht gekannt ſeyn.

Beſchluß des Extrakapitels.

Neunter Brief.

Mache Dich auf allerley Widerſprüche gefaßt, denn ich komme zu der Schlacht vom 21. auf den 22. May bey Aspern und Eßlingen. Du mußt Dir dieſes Schlachtfeld gar nicht als groß vorſtellen, es reichte noch nicht einmal bis Stadt Enzersdorf; bloß in Aspern und bey Aspern, in und bey Eßlingen, und eine Viertelſtunde ſeitwärts Eßlingen rechts von der Lobau betrachtet, wurde geſchlagen; es ging wie eine Wiege vorwärts und rückwärts. In Eßlingen ſtehen, wie ſchon erinnert worden, noch zwey Gebäude, wovon das eine ein Magazin oder Schüttkaſten iſt; bey letzterm blieben am 22. May ungeheuer viel Menſchen, hauptſächlich Franzoſen; es diente als eine Art von Feſtung, und wurde von dieſen lange beſtürmt. Dasmal haben die Franzoſen und Oeſtreicher ſich warlich recht in der Nähe geſehen, und erſtere doch wohl beſſere Begriffe von deutſchöſtreichiſcher (weil bekanntlich bey der öſtreichiſchen Armee bey weitem nicht alle Krieger Deutſche waren) Tapferkeit bekommen. Die Standhaftigkeit war von beyden Seiten ſehr groß, nach franzöſiſchen Berichten hatten die Oeſtreicher den Vortheil der Truppenüberlegenheit, ja ſelbſt des Geſchützes; die Franzoſen ſagen: der Feind habe gegen 90,000 Mann und 200 Kanonen gehabt. Wäre die Zahl der Mannſchaft richtig, ſo konnten es unmöglich regulaire Truppen ſeyn; denn man erinnere ſich, daß nach dem offiziellen Bericht der Stadt Regensburg, der im erſten Theile abgedruckt iſt, die K. öſtreichiſche Armee, welche dort den Rückzug nahm, nur auf 40,000 Mann angegeben wird. Sollte ſie, die ſo ſchleunig marſchiren mußte, um in die Gegend von Wien zu kommen, Zeit gehabt haben, 50,000 Mann Truppen an ſich zu ziehen? Landwehr — freylich das iſt nicht ganz unmöglich. Wenn die Oeſtreicher in dieſer Schlacht aus 200 Kanonen 40,000 Schüſſe gethan haben ſollen, wie franzöſiſcher Seits angegeben wird, ſo müßte jede Kanone 200 Mal gefeuert haben, wozu ſchon ungemein viel gehört. Beſtimmt darf man aber annehmen, daß nicht alle Urſache und Gelegenheit hatten, in gleicher Proportion zu feuern, ſo müßten manche Stücke 300, 400 — 500 Schüſſe gethan haben, was ich als Laye in einem ſo kurzen Zeitraum nicht begreiflich finde.

Nach dem zehnten Bülletin focht man am 21. May von 4 Uhr Nachmittags bis Abends 8 Uhr, und am 22. von 4 Uhr Morgens beynahe ununterbrochen bis Abends 6 Uhr. Das gäbe ein 18ſtündiges Fechten, wo freylich viel gethan werden kann. Die Franzoſen wollen nur 1100 Todte und 3000 Verwundete gehabt haben; in einem öſtreichiſchen Berichte, gleich nach der Schlacht abgefaßt, behaupten die Oeſtreicher nur allein 6000 todte Franzoſen aufgehoben und beerdigt zu haben. Wäre Letzteres gegründet, ſo könnte man füglich die Zahl der franzöſiſchen Bleſſirten auf 12 — 14000 ſetzen.

Spielte dießmal wohl die Schnelligkeit, mit der N. ſeinen Gegnern zuzuſetzen pflegt, ihm einen Streich? Er konnte, dem Anſchein nach, gemächlich erſt ſeine ganze Armee nebſt den Artillerieparks auf die größere Inſel *), die nach dem Bülletin 7000 Toiſen oder Klaftern im Umfange hat, und die bequem eine ſolche Armee, als er hatte, mit allem Zubehör faſſen kann, übergehen laſſen, ehe er die letzte Brücke von dieſer Inſel aufs feſte Land zwiſchen Aſparn und Eßlingen ſchlug. Dann konnte ihm die Donau keinen andern Streich ſpielen, als daß ſie ihn von Ebersdorf und

---

*) Die eben in der Lobau oder Lobauinſel heißt. Die vordere Inſel, auf die man beym Uebergange von Ebersdorf zuerſt ſtößt, hat nach der Charte keinen Namen.

der kleinern Inſel, alſo etwa von ſeiner Bagage und ſeinen Mund- und Fourageproviſionen abſchnitt. Allein nach dem zehnten Bülletin wäre er ohne das Dazwiſchentreten der Donau, die ſeine Brücken wegriß, unbezweifelt Sieger geweſen, und hätte wieder das ganze feſte Land jenſeits der Donau zu ſeiner Dispoſition gehabt. Dieſes feſte Land war dem zunächſt das geſegnete Marchfeld; eine unüberſehbare Plaine von vielen Meilen, die bis an die ungarſche Grenze reicht.

Konnte N. bey dieſer Schlacht ſein ganzes Talent entfalten? — Wie mans nehmen will, ich möchte mit Nein antworten. Seine Kunſt, wodurch er eben ſeine Ueberlegenheit über gewöhnlich gute Feldherren bewährte, äußert ſich hauptſächlich darin: den Feind irre zu fuhren, ihn ſeinen Plan nicht errathen zu laſſen, ihm die Flanke abzugewinnen, ihn wo möglich gar in dem Rucken zu faſſen. — Ja, ſagſt Du, dann iſt er in Ebenen doch noch nicht im Stande, einen ſo herrlichen Sieg zu erkämpfen, wie Friedrich in der Ebene von Leuthen. — Verzeihe, Freund, ſelbſt bey Leuthen konnte Friedrich noch Verſteckens ſpielen, ich habe das Büſchchen geſehen, was er hiezu benützte, um ſeine Bewegungen zu maskiren. Er wollte in ſchiefer Richtung die Fronte der Gegner angreifen, und ſie erwarteten den Angriff gerade von vorn. Ohne jenes Hölzchen möchte es ihm geradezu unmöglich geweſen ſeyn, den Feind irre zu leiten, und der hätte dann durch ſeine Uebermacht ihn erdrückt. Hier bey Aſparn und Eßlingen gab es aber kein ſolches Gehölz, ſondern durchaus freyes Feld; ſo hatte auch N. keinen Herzog von Lothringen, wie dort Friedrich, ſondern einen Erzherzog Karl zu bekämpfen, ein Unterſchied, der mehr als zu ſehr in die Augen fällt. Konnten die Oeſtreicher, ihren Karl an der Spitze, bey dieſer Schlacht ihr ganzes Talent entfalten? Hier darf ich unbedenklich bejahen. Keine ängſtliche Beſorgniß durfte ihren Muth ſchwächen, denn die Franzoſen waren nur auf einem Punkte über den letzten Donauarm von der Lobauinſel gegangen; hätte man die Oeſtreicher nun tourniren wollen, ſo hätte dieß vor ihren ſichtlichen Augen geſchehen müſſen. Hier alſo hinderte ſie nichts, da wo die Franzoſen am hitzigſten angriffen, Verſtärkung hin zu beordern, ihre Artillerie zu plaziren, und damit Tod und Verderben in die Reihen der Gegner zu ſchleudern; hier bewährten ſie ihre Standhaftigkeit, die vor keiner Gefahr erbebte, ſobald man nur wußte, wie ihr zu begegnen wäre; hier flößten ſie den Franzoſen eine Achtung ein, deren ſich dieſe ſchon zu entwöhnen anfingen. Schon im erſten Theile dieſer Briefe iſt anerkannt worden, daß der öſtreichiſche Krieger ſeinen Mann ſteht, wie wir dieſes ja ohnehin ſchon aus der Geſchichte wiſſen, und daß ſelbſt der paniſche Schrecken, der bey Nennung eines Namens, wie Napoleon, leicht denkbar iſt, das öſtreichiſche Heer auch in dieſem Kriege durchaus nicht allgemein beherrſchte. Nur wußten ſie ſich nicht zu ſichern, daß man ſie nicht umgehen, und in den Rücken nehmen konnte, weil ſie meiſtens eine gewiſſe Meynung, ſo und nicht anders werde und müſſe der Feind angreifen, zu adoptiren pflegten, und dabey feſt ſtehen blieben. Die Schlacht, behaupteten Einwohner der Gegend, endigte ſich damit, daß die Franzoſen auf die Lobauinſel zurückgingen, und die Brücke, welche nur aus 15 Pontons beſtand, hinter ſich abbrachen. Nach dem zehnten Bülletin hingegen zogen ſich die Oeſtreicher in die Stellung zurück, die ſie, um anzugreifen, verlaſſen hatten, und die Franzoſen blieben Meiſter des Schlachtfeldes. Beyde Behauptungen laſſen ſich vereinigen, wenn man bedenkt, daß die Einwohner der Gegend ſo genau nicht wiſſen konnten, wenn eigentlich der Rückzug der Franzoſen erfolgt ſey, obſchon am 22., wie ſie glaubten, oder am 23., wie das Bülletin ſagt. Vom Abbrechen der Brücke erwähnt dieſes nichts, es muß aber Statt gefunden haben, oder die örtlichen Nachrichten, welche ich einzog, müßten alle falſch geweſen ſeyn, was jedoch in und bey Wien auch nichts Unmögliches wäre, weil man ſelbſt zu wenig unterrichtet war, und ſich das nicht anfechten ließ. So habe ich mir vergebens alle nur erſinnliche Mühe gegeben, um zu erfahren, ob bloß das Anſchwellen der Donau die Zerreißung der franzöſiſchen Brücken am 22. May früh um 7 Uhr bewirkt, oder ob die Schiffmühlen und Fahrzeuge mit Steinen beladen, welche die Oeſtreicher darauf, wie es hieß, anſchwimmen ließen, zur Demolirung der Brücken auch viel beygetragen. Letzteres iſt mir darum glaublich, weil die ſpätern franzöſiſchen Bülletins auf Maſchinen des Feindes hindeuten, vor denen ſie ſich ſichern müßten, und davon als von einer ihnen ſchon zugeſtoßnen Gefahr ſprechen.

Völlig geſchlagen können die Franzoſen auch nicht geweſen ſeyn, ſonſt hätte man ſie ja verfolgt, und da ſie von der Lobau bis zur Lobauinſel nur die erwähnte einzige Brücke hatten, ſo wären ſie ja nicht im Stande geweſen, ſich ſchnell zurückzuziehen. Nothwendig hätte ſich alles auf der Brücke geſtopft, die Niederlage hätte furchtbar werden, und die Oeſtreicher zugleich mit ihnen auf die Lobauinſel dringen müſſen. Von dem allen ſagten ſelbſt die vorläufigen Tagsberichte des Erzherzogs Karl nichts. Am Ende iſts mit der Schlacht bey Aspern, wie mit der bey Eylau, ſie war ein Echek, den die Franzoſen erfuhren, wobey ſie ſehr viel Menſchen verloren, dem Feinde aber auch ſehr großen Schaden zufügten. Das Schlachtfeld haben ſie, nach eignem Geſtändniß, am 23. May früh Morgens verlaſſen, mithin konnten die Oeſtreicher wohl im Beſitz deſſelben ſeyn, als ſie die Todten begruben.

Der ſchmale Arm der Donau zwiſchen der Lobau und Lobauinſel hat zwar meines Wiſſens keine Fuhrt, iſt aber durchaus nicht reißend. Jetzt entſteht alſo die äußerſt wichtige Frage: Warum ſuchte die öſtreichiſche Armee nicht auf die Lobauinſel zu kommen, um dort die Franzoſen aufzureiben? Warum bemächtigten ſie ſich nicht einmal der Brückenköpfe,

köpfe, welche der Feind auf der Lobau noch beſetzt hielt? Dieſe Fragen zerfallen wieder in die zwey folgenden: wußte man öſtreichiſcher Seits nicht, daß der Feind ſowohl für ſeine Artillerie, als für ſeine Infanterie, keine Patronen mehr hatte? Daß er ferner auf der Lobauinſel im Rücken durch die Donau ganz abgeſchnitten war, und nichts zu leben hatte? Dieſe Fragen ſind es, die einſt noch den Hiſtoriker, wenn die Geſchichte des großen Napoleons und unſrer Tage ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelt, in tiefes Nachdenken verſetzen werden.

In Wien entſchied man kurz: es ſey dem Erzherzog Karl nicht zu vergeben, daß er die Inſel nicht forcirt und den Feind vernichtet hätte. Manche erzählten, der Fürſt Lichtenſtein habe in ihn gedrungen, dieſe Operation, für deren Gelingen er mit ſeinem Kopf bürge, nicht zu unterlaſſen; ſie werde 10,000 Mann koſten, aber Oeſtreich auf den Gipfel ſeines Ruhms bringen. Andere verſicherten, Feldmarſchall Hiller habe ungefähr dieſelben

Vorſchläge gemacht, allein **Karl** hätte jene, wie dieſe, kalt aufgenommen. Ein Reiſender darf ſolche Gerüchte anführen, da ſich ſelbſt der beſte Geſchichtſchreiber ſo oft ein dicitur erlaubt.

Nicht einen Deutſchen habe ich gehört, der nicht geradezu behauptet, daß die Franzoſen, wenn man die Inſel forcirt hätte, verloren geweſen; das werden aber auch die letzten willig zugeben, aber nur nicht einräumen, daß ſie füglich zu forciren war. **Lichtenſtein** habe nur 30,000 Mann dazu verlangt, **Karl** es aber abgeſchlagen, weil die Truppen zu ſehr ermüdet wären, und Ruhe haben müßten. Nun, ihr Wiener, ihr Oeſtreicher, dießmal dürft ihr wenigſtens nicht von heimlicher Anhänglichkeit an die franzöſiſche Parthey ſprechen, wie ihrs oft genug mit euern übrigen Feldherren machtet; denn der Held, den ihr nicht begreifen könnt, iſt auch über den leiſeſten Verdacht der Art erhaben. Man kann, man ſoll nicht alles begreifen, dieß iſt der Menſchheit Loos, die

Folge ſolls erſt entwickeln, und wenn Deutſchlands ſo oft gefeyerter Karl Memoiren herausgeben wollte, wie es einmal in öffentlichen Blättern hieß, aber dann widerrufen wurde; ſo würden, das bin ich überzeugt, gar manchen die Schuppen von den Augen fallen.

Lichtenſtein ſoll, wenn ihm das Eine nicht erlaubt würde, wenigſtens um das Andere gebeten haben: nach Ungarn gehn zu dürfen, um dort alles aufzubieten, und den Franzoſen eine furchtbare Diverſion in der Flanke oder ſelbſt im Rücken zu machen; doch auch dieſes habe er nicht erhalten. Hiller, der nach öffentlichen Berichten jetzt ſchon in eine andere leidenſchaftsloſere Welt übergegangen iſt, war ſchon ein bejahrter Mann, und, wie man ſagt, ganz Soldat. Ach! wenn doch jetzt die ſchöne Periode einträte, wo auch Feinde ſich mehr Gerechtigkeit widerfahren ließen, und ſich mehr mit den Waffen als mit der Zunge und mit der Feder verwundeten! Es bleiben ſonſt ſoviel heimliche Geſchwüre übrig, die immer wieder aufzubrechen drohen, und auch oft, ehe mans ſich verſieht, wieder aufbrechen. Alle Leidenſchaften, wie der junge Held N. 1797. vor dem Abſchluß der Friedenspräliminarien zu Leoben dem jungen Helden **Karl** zuſchrieb, alle Leidenſchaften müſſen doch endlich ein Ziel haben. Möge er doch jetzt der Welt, wie wir mehr als je nun hoffen dürfen, das unverdächtige Beyſpiel geben, daß er dieſer damaligen Aeußerung jetzt völlig treu handelt!

Anekdote.

Ein nicht ganz gemeiner Wiener erzählte mir treuherzig: die Franzoſen hätten nach der Schlacht bey Aſparn auf der Lobauinſel Mann an Mann geſtanden, und kaum die Hand zum Munde führen können. Das wäre nun in der That eine recht eingeklammerte Armee, ein Heer in summis angustiis geweſen. Als ich von meiner Exkurſion zurückkehrte, und ihm meine Lokalkenntniſſe mittheilte, lächelte er über ſich ſelbſt: „er hätte nimmermehr geglaubt, daß „dieſe Inſel ſo groß wäre.“

Nun aber ein treues Gemälde von der Lage des Helden und ſeiner Getreuen vom 22. May Abends bis ungefähr zum 24. oder 25. Abgeſchnitten von dem feſten Lande dieſſeits und jenſeits, auf eine Inſel beſchränkt, die außer Gras und wilden Kräutern, die aber auch ſchon verunreinigt, und kaum zu der kärglichſten Fütterung für die Pferde tauglich waren, nichts Eßbares darbietet; ohne Munition, folglich bloß auf das Bajonett und den Säbel im Fall eines Angriffs verwieſen; von der Blutarbeit dieſer zwey heißen Tage, wo beyde Theile ihre Kräfte bis zum Hinſinken verſucht, ganz erſchöpft; voll gerechter Beſorgniß, der Feind könne jetzt einen verzweifelten Angriff wagen; ſo ſtand N. nach langem, anhaltendem Glück zum Erſtenmal wieder da, und fühlte ſich von der Natur verlaſſen, die in ihrem brauſendſten und ſchrecklichſten Elemente ihm Trotz bot. Wird er auch dießmal dem Sturme widerſtehen? Wird ſeine Seele nicht auf Augenblicke die ihr inwohnende Spannkraft verlieren? Wird das Vertrauen der Seinigen nicht wankend werden? — Der Hunger wüthet ſchon in ihnen, ſie ſchlachten Pferde, als die noch einzige Speiſe, aber das will nicht hinreichen, und man darf mit dieſem koſtbaren Hülfsmittel, das zur Zeit der Noth noch ganz andere Rettung gewähren kann, nicht verſchwenderiſch umgehen. Vergebens giebt man Zeichen ans rechte Donauufer; wenn auch kühne Schiffer es wagen, und glücklich die Ueberfahrt bewirken, ſo iſt die Hülfe, welche ſie bringen, doch nur unbedeutend; doch auch ſie hilft viel, ſie ſtärkt die Hoffnung und den Muth. Die Tauſende von Verwundeten und zum Theil gräßlich Verſtümmelten jammern unter freyer Decke des Himmels, aber man kann nur wenig zur Linderung ihres Schmerzes thun.

Doch hier verirre ich mich in Phantaſien; dieſe ſind immer ſchrecklicher als die Wirklichkeit, wenn dieſe auch ſehr ſchlimm ſeyn ſollte. Unſern Cäſar verläßt auch dasmal ſein Glück nicht, es wollte ihm nur einen Wink geben, nicht zu kühn auf daſſelbe zu bauen, und wir werden bald finden, daß er dieſen Wink zu benutzen wußte. Die Donau läßt endlich ſich bändigen; am 25. waren, nach dem zwölften Bülletin, mit Anbruch des Tages die Brücken wieder hergeſtellt. Die Bleſſirten, die leeren Munitionswagen und alle Objekte, welche nöthig hatten, erneuert zu werden, paſſirten auf das rechte Ufer. Unter dieſen Objekten möchte wohl ein großer Theil der Armee, die bey Aspern geſchlagen hatte, zu verſtehen ſeyn; die franzöſiſchen Berichterſtatter wiſſen ſich hier ſehr klüglich auszudrücken; ſie deuten die Wahrheit an, doch nur um ſie dem ſchon Unterrichteten verſtändlich zu machen.

Möchte es jetzt glaubwürdigen Augenzeugen aus dem franzöſiſchen Heere gefallen, uns genau mit dieſen angſtvollen Tagen bekannt zu machen! Ich wagte, mein Gemälde getreu zu nennen, das hindert aber nicht, es auch ſehr unvollſtändig zu heißen. Wir ſehen nicht ab, warum die Franzoſen jetzt verſchweigen ſollten, was ſie damals erduldet haben; ſie werden dadurch die Geſchichte ihrer Thaten in den Weltannalen um ſo glaubhafter machen.

Erſte Anekdote.

Wie franzöſiſche Krieger ſagen, verließ Napoleon ſeine Leute auf der Inſel auch in der größten Gefahr nicht, er war aber unbekannt, nur in ordinairer leichter Infanterieuniform.

Er blieb bey euch, ſagte ich, um euch Muth zu machen.

O, wir hätten auch in ſeiner Abweſenheit unſre Pflicht nicht vergeſſen.

Zweyte Anekdote.

Ich. Aber was hätte wohl aus Ihnen werden müſſen, wenn die Oeſtreicher angegriffen hätten?

Ein franz. Grenadier (zuckt die Achſeln). Wir wären verloren geweſen.

Ich. Wie ſtand es denn mit den Lebensmitteln?

Fr. Gren. Ey nun, ich habe in meinem Leben keinen größern Hunger erfahren.

Ich vergaß zu fragen, ob er den Feldzug gegen die Ruſſen im Winter 1806 bis 1807 mitgemacht habe. Dann hätte ich zwiſchen dem damaligen und jetzigen Hunger eine Vergleichung anſtellen können.

Was möchte nun wohl den Erzherzog Karl abgehalten haben, die Franzoſen auf der Lobau zu forciren?

Dieß beſtimmt zu beantworten iſt unmöglich, ſo lange er uns nicht ſelbſt darüber Aufſchlüſſe zu geben für gut findet; wir dürfen uns jedoch einige Vermuthungen erlauben.

Erſte Vermuthung. Daß wirklich das öſtreichiſche Heer wegen der ungeheuern Anſtrengung zu ermüdet war, um gleich in der

Nacht vom 22. bis 23. einen ſolchen gewaltigen Coup auszuführen. Dieſe Vermuthung wird faſt zur evidenten Wahrheit. Dürfen wir annehmen, daß alle Korps bey des Erzherzogs Armee ins heiße Gefecht gekommen, ſo müßten ſie übermenſchliche Kräfte gehabt haben, wenn noch ein einziges zu einem ſolchen Angriffe tauglich geweſen wäre.

Aber es war ja am 23. noch volle Zeit.

Darauf weiß ich hier nichts zu antworten.

Zweyte Vermuthung. Der Erzherzog ſah beſtimmt voraus, wie jeder Sachkundige, daß die Franzoſen da, wo nicht weniger als alles auf dem Spiele ſtand, ſich als Verzweifelte wehren würden. Der Muth der Verzweiflung bey ſonſt als ungemein tapfer erprobten Kriegern iſt wahrlich ſehr in Erwägung zu ziehen, wenn man nicht ganz ſichre Mittel in Händen hat, ihn unkräftig zu machen. Auch nach dem Schwankenden in den öſtreichiſchen Berichten, ſo weit man ſie hat, zeigt ſich,

Univ. Bibl. München

daß Karl nicht vollſtändig geſiegt hatte. Ich muß hier Dich Folgendes zu vergleichen bitten.

Fünfte Fortſetzung der öſtreichiſchen Tagesberichte über die neueſten Kriegsereigniſſe.

Hier wird der 22. May ein heißer Schlachttag genannt (vom 21. aber noch nichts erwähnt), der aber für die K. K. Waffen ein glänzendes Reſultat gegeben. — Der Erzherzog Karl ſey im Augenblick der Entſcheidung vom Pferde geſtiegen, habe eine Fahne ergriffen, ſeine Grenadiere gegen die franzöſiſche Kavallerie geführt und geſiegt. — Am 23. ſey die franzöſiſche Armee auf der einzigen Brücke, die ihr noch übrig geweſen, über die Donau gegangen. (Dieß iſt merkwürdig, denn in der ſechſten Fortſetzung am Schluß heißt es auch: der Kaiſer Napoleon hat ſich in der Nacht vom 22. auf den 23. auf das jenſeitige [rechte] Donauufer zurückgezogen; die Inſel Lobau deckte ſeinen Rückzug. So ſchiene Karl von der verzweifelten Lage des franzöſiſchen Heers auf der Lobauinſel, und der gänzlichen Unterbrechung der Kommunikation zwiſchen dieſer und dem rechten Ufer gar keine Kenntniß gehabt zu haben.)

Sechſte Fortſetzung der öſtreichiſchen Tagesberichte über die neueſten Kriegsereigniſſe.

Hauptquartier Breiterlee, im Marchfeld, am 23. May 1809.

„Am 19. und 20. war der Kaiſer Napoleon, nachdem er alle Verſtärkungen, die ſeine Bundesgenoſſen zu liefern vermochten, an ſich gezogen, mit ſeiner ganzen Macht über den Hauptarm der Donau gegangen, und hatte ſeine Armee auf der Inſel Lobau formirt. Dieſe Anſtalten verkündigten deutlich, daß es auf einen fernern Uebergang über den zweyten ſchmälern Arm der Donau, und auf einen Angriff gegen unſre Armee abgeſehen war.“

„Se. Kaiſerl. Hoheit der Generaliſſimus beſchloſſen, dieſen Uebergang nicht zu hindern, dem Feinde entgegen zu gehen, und ihn ſeine Unternehmung bereuen zu machen. Die Zahl der Truppen war ungefähr gleich auf beyden Seiten. [Wer hat nun Recht, das franzöſiſche, was von ungeheurer feindlicher Uebermacht ſpricht, oder das öſtreichiſche Bülletin? Das wird ſchwer auszumitteln ſeyn.] Napoleon führte die Seinigen in Perſon an. Außer ſeiner geſammten Kavallerie waren 60,000 Mann Infanterie, ſeine Garden und über 100 Stück Kanonen beſtimmt, ſeinen Angriff zu unterſtüzzen. Seine beyden Flügel waren an die, durch Natur und Kunſt möglichſt befeſtigten, Orte, Aspern und Eßlingen, angelehnt.“

„Am 21. um 12 Uhr Mittags gingen unſre Kolonnen dem anrückenden Feinde entgegen. Die Schlacht begann kurz nach 3 Uhr. [Dieß harmonirt einmal ſo ziemlich mit dem franzöſiſchen Bericht, der um 4 Uhr ſie anfangen läßt.] Napoleon wollte mit ſeiner Kavallerie unſer Centrum durchbrechen. Dieſes Vorhaben wurde ſtandhaft und gänzlich vereitelt.

Unſre Armee focht mit einem Heldenmuth, mit einem Enthuſiasmus, die keiner Beſchreibung fähig ſind. — Die Infanterie formirte Maſſen, welche die feindliche Kavallerie auf allen Seiten zurückſchlugen, indeß unſre ſchwere Kavallerie die franzöſiſchen Kürasſierregimenter warf, und unſre leichte Kavallerie ſich in die feindlichen Flanken ſtürzte.“

„Nach und nach wurde die Schlacht bey der Infanterie allgemein. Mehr als 200 Kanonen waren gegen einander in Thätigkeit [hiernach hätten die Oeſtreicher nicht 200 Kanonen allein, ſondern auch nur 100 Kanonen gehabt], Aspern wurde mehrere Male genommen, wieder verloren, von neuem genommen. Eßlingen konnte nach wiederholtem Sturm nicht behauptet werden. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende. Unterdeſſen waren wir Meiſter des Schlachtfeldes. Der Feind war eingeengt, die Donau und die Inſel Lobau in ſeinem Rücken.“

„S. K. Hoheit der Generaliſſimus ließen durch brennende Fahrzeuge, welche den Strom hinabgetrieben wurden, die feindliche Brücke über den Hauptarm durchbrechen. Napoleon war für den folgenden Tag in die Nothwendigkeit geſetzt, für ſeine Exiſtenz kämpfen zu müſſen. Noch in der Nacht zog er alle ſeine disponibeln Truppen, aus Wien und von der obern Donau her, an ſich, ließ mit der äußerſten Anſtrengung an der Herſtellung ſeiner großen Brücke arbeiten, und griff uns am 22. früh um 4 Uhr mit einer heftigen Kanonade an, wobey ſeine geſammte Artillerie wirkſam war.“ [Hier ſcheint ſich das Räthſel zu löſen: Karl wußte, daß ſeine Fahrzeuge an der feindlichen Brücke über den Hauptarm der Donau Schaden gemacht, er hielt aber den Schaden für hergeſtellt; was nun das Anſchwellen der Donau am 22. früh gegen 7 Uhr noch hinzufügte, und wie es die Kommunikation gänzlich auf eine nicht leicht wieder herzuſtellende Art unterbrach, davon ſcheint er nichts gewußt zu haben. Wie konnte das aber ſeyn? er müßte ja unentgeldlich Spione in Menge gehabt, und ſollte er denn nicht auch für ſchweres Geld dergleichen beſoldet haben? Die vielen Fragen werden Dich verdrießen, aber vielleicht ſind ſie noch das einzige Mittel, in etwas zur Wahrheit zu gelangen.]

„Die Schlacht wurde in kurzem allgemein, und verbreitete ſich auf alle Punkte der Linie. Sie dauerte den ganzen Tag. Abends um 7 Uhr waren alle feindlichen Unternehmungen zurückgeſchlagen, und die Anſtrengungen unſrer Truppen durch den vollſtändigſten Sieg gekrönt. Als die Franzoſen in Asparn ſich nicht mehr halten konnten, mußten die Heſſendarmſtädtiſchen Truppen noch einen letzten Verſuch machen, der aber wie alle vorhergehenden fruchtlos ablief.“

„Der Verluſt des Feindes war äußerſt beträchtlich. [Iſt zu glauben, wenn man die Ausſagen der Wiener hört, die gar nicht genug von der ungeheuern Menge Bleſſirter melden können, welche in die Spitäler gebracht wurden.] Beym Abgang dieſer Nachrichten waren

ſchon

ſchon 6000 feindliche Bleſſirte in unſern Verbandhäuſern. [Nach einem andern öſtreichiſchen Bericht hatte man 6000 Feinde unter den Todten gefunden, da ſcheint offenbar eine Verwechslung zwiſchen Todten und Verwundeten Statt zu finden.] Der Totalverluſt des Feindes muß ſich nach einer mäßigen Schätzung auf 20,000 Mann belaufen. [Kann ſeyn, wenn man alle dazu rechnet, die für den Augenblick unfähig zum Streite gemacht wurden. Von dieſen hat doch aber ſchon bey Wagram mancher ſchöne Mann wieder mitfechten können, und manches Hundert oder gar Tauſend wird ziemlich behalten in ſeine Heimath zurückkehren, freyen und Kinder zeugen, und ſich noch lange des Lebens freuen.] Das Gefecht war zu hitzig, als daß wir eine, im Vergleich mit dieſem Verluſt beträchtliche Anzahl von Gefangenen hätten machen können. Es fielen deren jedoch 1500, worunter ſich zwey Generale befinden, in unſre Hände. [Sonderbar! die Franzoſen behaupten gerade auch 1500 Mann

Gefangne gemacht zu haben.] Die franzöſiſchen Küraſſierregimenter haben beſonders gelitten. Unſer Verluſt war ebenfalls nicht unbeträchtlich, ob er gleich ſicher nicht die Hälfte des feindlichen beträgt. Es gereicht unſerm Offizierkorps zur beſondern Ehre, daß im Verhältniß des Geſammtverluſtes, der, welchen wir an Offizieren erlitten, bey weitem der beträchtlichſte war. [Da ſieht man, was das Beyſpiel von oben herab wirkt. Oft genug war ſeit 1792 bey den Oeſtreichern die Klage, daß die Offiziere ſich nicht ſelten hinter die Kouliſſen zögen, wenns zum Ernſt ginge, und die Feldwebel kommandiren ließen. Unter dieſen Lebensfrohen waren nun gar erſtaunend viele von bürgerlicher oder noch niedrigerer Herkunft, ſie hatten aber gerade denſelben Tik, den man ſo manchen preußiſchen und andern deutſchen Offizieren vom Adelſtande, mit Recht ſowohl als mit Unrecht, Schuld gab. Que les beaux-esprits se rencontrent! Aber wenn ein Karl ſelbſt vom Pferde ſteigt, ſelbſt die Fahne ergreift, und aus heiligem Drange zu ſiegen beynahe mehr thut, als er, die Seele des Ganzen, mit dem, wenn er fällt, alles fällt, vor der ruhigern Vernunft verantworten kann: da müſſen wohl die Offiziers auch nach, und ſelbſt den Feigen entflammt Muth, über den er erſtaunt, und den er gar nicht in ſich geſucht hätte.] Glücklicherweiſe ſind die meiſten unſerer Verwundeten nicht in einem ſolchen Zuſtande, daß ſie auf längere Zeit zum Dienſt unfähig gemacht wären.“

„Die zahlreichen Heldenthaten einzelner Generale und Offiziere, ſowohl von den Linientruppen, als von der Landwehr und Ungariſchen Inſurrektion, werden ſpäterhin ausführlich angezeigt werden. Der vorzüglichſte Antheil an dem glücklichen Erfolg gebührt, wie Se. Kaiſerl. Hoheit der Erzherzog Karl ſelbſt erklärten, dem General der Kavallerie, Fürſten Johann von Lichtenſtein. [Er iſt nach allen Berichten, die ich über ihn einzuziehen Gelegenheit hatte, der Stolz und die Krone des öſtreichiſchen Kaiſerhauſes, und der deutſchen Nation.] Das erhabne Beyſpiel des Generaliſſimus begeiſterte übrigens die ganze Armee.“ [Iſt wieder nicht zu viel geſagt. Man gebe wohl Acht, ob wohl die franzöſiſchen Blätter, denen man doch Mangel an Hitze und Leidenſchaftloſigkeit eben nicht zum Fehler anrechnen darf, ſeit der ganzen Reihe von Jahren, wo Karl als Feldherr bekannt geworden iſt, d. i. von 1795 bis 1809 je es gewagt haben, über ihn zu ſpötteln, oder gar noch ſchlimmere Ausfälle ſich gegen ihn zu erlauben? Daß es in offiziellen und halboffiziellen Zeitſchriften franzöſiſcher Seits nicht geſchehen iſt, getraue ich mir zu verbürgen. So erquickend iſt alſo die Erſcheinung, daß ächtes und großes Verdienſt doch ſelbſt in dieſer tollen ſublunariſchen Welt noch Ehrfurcht einflößt. Und hat nicht Napoleon jetzt durch den beſonders ausgedrückten freundſchaftlichen Wunſch, daß Karl ſeine erwählte Louiſe ſich per procuram vermählen laſſen möchte, den Karl auch erfüllte, zur Gnüge gezeigt, daß er in Karln einen würdigen Gegner gefunden zu haben überzeugt iſt? Schäme dich alſo, bethörte öſtreichiſche Menge, daß du deinen Karl, weil er nicht das Glück mit ehernen Ketten an ſeinen Wagen feſſeln konnte, nur auf einen Augenblick ſo ſchief beurtheilen konnteſt! Frage dich doch, ob dir ohne ihn jetzt ſchon wieder ein ſo froher Stern leuchten würde. Doch ich hoffe, du errötheſt ſchon jetzt über deine ſtrafbare Unbeſonnenheit, und fühlſt dich vom Danke gegen den durchdrungen, der die Schmach von dir nahm, kein angeſehenes Volk in Europa mehr auszumachen.]

„Der Feind hatte dieſe Armee in mehrern ſeiner fabelhaften Berichte und Proklamationen für vernichtet erklärt. Sie hat ihm und der Welt an dieſen glorreichen Tagen bewieſen, daß ſie noch vorhanden iſt; ſie wird hoffentlich weiter Gelegenheit finden zu zeigen, daß ſie ihres alten Ruhms ſtets würdig blieb.“

[Der Schluß dieſes ſechſten Tagesberichts, er ſey von Gentz oder von einem andern abgefaßt, iſt in der That über alles Lob erhaben. So ziemt es zu ſprechen, wenn man Wahrheit zu ſchildern oder zu vertheidigen hat; ſo erlangt man Glauben bey der Gegenwart und bey der Nachwelt. Jeder Berichterſtatter muß ſich freylich nach dem Genie ſeiner Nation und Armee richten; ganz anders will man bey dem franzöſiſchen Heere und in Frankreich über die Kriegsbegebenheiten unterrichtet ſeyn, als bey den deutſchen Kriegern und in Deutſchland, und man muß nicht gleich ſchelten, wenn unſer Geſchmack durch das Fremdartige beleidigt wird; allein das darf man rügen, wenn Berichterſtatter den Leidenſchaften zu oft den Zügel ſchießen laſſen, und das iſt beſonders in dieſem Kriege der Fall geweſen.]

Zehnter Brief.

Wir kehren zu Vermuthungen zurück, denn weiter haben wir ja ohnehin wenig auf der Welt. Den größten Theil der Weltgeſchichte könnte man ja faſt ein Aggregat von Vermuthungen nennen. Warum forcirte Karl die Franzoſen nicht auf der Lobauinſel?

Dritte Vermuthung. Er hatte keine ſichere Kenntniß von ihrer Lage. Wohl hätten Spione ihm mittheilen können, daß die Franzoſen auf der Inſel iſolirt ſeyen, aber wie's auf dieſer ſelbſt ſtand, das konnte niemand berichten. Zwey Todesarten ſich zugleich auszuſetzen, der Gefahr zu erſaufen, und von den Franzoſen erſchoſſen zu werden, dazu möchte ſich ſelbſt ein patriotiſcher Spion nicht verſtehen. Und warum haftet einmal in Deutſchland eine Art von Infamie auf dem Namen eines Kundſchafters? Man muthe dieß Geſchäft Leuten zu, die nicht um elende 100 Louisd'ors, ſondern um Ehre und Beförderung ſich ihm unterziehen. Da waren die Juden im A. T. ſchon weiter als die Deutſchen; die Kundſchafter, welche ſie nach Kanaan ſandten, ehe ſie ſelbſt ſich hinein wagten, ſind noch heute in ihren Annalen verewigt. An Vorurtheilen fehlt's den Deutſchen nicht, ſie halten ſo ſtörrig darüber, wie über ihrer Geldbörſe: möchten ſie doch ſo feſt an der Tugend halten!

Vierte Vermuthung. Die K. öſtreichiſche Armee hatte ſich eben ſo verſchoſſen als die K. franzöſiſche. Das ſagen zwar ihre vorläufigen Berichte nicht, davon wußten auch alle in Wien nichts, die ich fragen konnte, das konjekturirte aber ein gewöhnlicher Handwerker aus Enzersdorf, und ich ſchämte mich faſt, daß ich nicht ſelbſt auf dieſen Gedanken verfallen war. Wenn man ſo das Ding beym

Glaſe Wein diskutirt, ſo erboſt man ſich ordentlich über unſern **Karl**. Die ſtehen drüben, und können gar nicht mehr ſchießen, die Deutſchen haben nur ein ſchmales Waſſer vor ſich, und dürfen alſo nur hinüber kanoniren: wenn ſie nun manchen Mutterſohn ſchon dadurch ins Gras geſtreckt, und dem Feind die Luſt benommen haben, ſich ferner dem ſchmalen Donauarm zu nahen, ſo gehen ſie gemächlich auf Brücken oder Kähnen hinüber, lichten da die feindlichen Reihen durch gut unterhaltenes Musketenfeuer, und zwingen die Tapferkeit ſelbſt, Chamade zu ſchlagen, weil der Unmöglichkeit niemand widerſtehen kann. N. ſelbſt wird gefangen, der noch übrige Theil der franzöſiſchen Armee, der in und bey Ebersdorf ſteht, muß ſich entweder ergeben, oder ſchleunigſt retiriren, oder kommt, weil der Landſturm hinter, vor und neben ihm aufgeboten wird, auf der Flucht um; der ganze Krieg iſt beendigt, Oeſtreich wird die erſte Macht in Europa; Frankreich muß froh ſeyn, wenn es nur einen leidlichen Frieden und ſeine alten Grenzen erhält. Und ſo weiter, und ſo weiter.

Nur ein kleines Gegenſtück hierzu aus dem zehnten franzöſiſchen Bülletin. Es iſt, heißt es da, ein großes und ganz unvorhergeſehenes Unglück, daß Brücken, welche aus den größten Donaufahrzeugen beſtanden, die durch doppelte Anker und Schiffstaue befeſtigt waren, fortgeriſſen werden; aber welch ein Glück zugleich, daß der Kaiſer es nicht zwey Stunden ſpäter erfuhr! Die Armee würde in Verfolgung des Feindes ihre Munition aufgebraucht haben, und gänzlich außer Stande geweſen ſeyn, ſie zu erneuern. —

Somit dürfte man alſo glauben, daß N. noch Munition gehabt hätte, und er, ein ſo guter Artilleriſt von Jugend auf, dürfte wohl nicht alles bis auf den letzten Schuß haben konſumiren laſſen. Folglich fiele von dem jenſeitigen begeiſternden Raiſonnement Manches hinweg. Doch kommt wieder etwas hinzu, denn wenn man ſeit der Nachricht von der unheilbringenden Donau noch von 9 Uhr Morgens bis Abends ſechs Uhr, oder nach öſtreichiſchem Bericht gar bis 7 Uhr ſich noch ſchlug, und für ſeine Erhaltung ſchlug: ſo könnte doch wohl der Munitionsvorrath aufgebraucht worden ſeyn.

Wähle nun ſelbſt, was Dir gut däucht, ich will Dich mit meinen Vermuthungen nicht weiter plagen. Aber die Zukunft bringe nun über die Deutſchen, was ſie beſchloſſen hat, ſo haben ſie in den Schlachten bey Eßlingen und Wagram durch Karls Anführung ihre Ehre gerettet. Es kann in der Weltgeſchichte nun nicht heißen: ſie ſanken wie feige oder doch wie thörichte Knaben, nein, ſie wichen als Männer, noch das Geſicht dem Feinde zugekehrt, und zerſtreuten ſich nicht, nachdem ſie beſiegt waren, in alle vier Winde. Du wirſt von ſelbſt den auffallenden Kontraſt bemerken, der zwiſchen den Oeſtreichern in Bayern, und den Oeſtreichern bey Wien Statt findet; es ſind gar nicht dieſelben Truppen, und wohl darf ich hinzuſetzen, auch **Karl** ſcheint hier ganz anders exaltirt zu ſeyn. Es iſt dieſes kein change vite von mir, jeder mit unbefangnen Augen müßte das ſelbſt ohne Lokalkenntniſſe, ſo gut als ich, meiner Meynung nach, finden, und ſich den Unterſchied auch ohne ſonderliche Anſtrengung erklären können. Faſt läßt ſich behaupten, daß **Karl** auch für dieſen Krieg eben nicht entſchieden ſtimmte, und nun die eigne Rolle, die er und ſein Heer bey der Offenſive in Bayern zu übernehmen hatten. Sie ſollten Feinde von Bayern, . und auch nicht Feinde ſeyn; man wollte auf eine eigne, von den Franzoſen entlehnte, Art in einzelnen Korps, die doch, wo es galt, wieder pünktlich zuſammentreffen ſollten, agiren; man war ſtets ungewiß, wie viel oder wie wenig man ſich von den deutſchen Völkerſchaften, die man aufrief, verſprechen durfte. Gleichwohl iſts dem menſchlichen Herzen eigen, wenn man einmal ſolche Schritte thut, darauf etwas zu rechnen, und ſich nicht mehr ganz auf ſich ſelbſt zu verlaſſen.

Schon bey Aſpern und Eßlingen am 22. May fielen dieſe Umſtände weg. Was auch in Tyrol oder anderwärts zu Gunſten Oeſtreichs noch geſchehen konnte, hier oder nie mußte doch deſſen Wohl oder Wehe entſchieden werden; wurde man geſchlagen, ſo ſanken auch den Völkern die Waffen aus den Händen, die jetzt noch ſo muthig ſie führten. Mochte es übrigens weiſe oder unweiſe geweſen ſeyn, einen neuen Krieg anzufangen, hier galt es entſchieden die Rettung des Vaterlandes. Eine große Hauptſtadt war Zuſchauerin, entweder des glorreichen Gelingens oder einer ſchimpflichen Niederlage. Mit der größten Reſignation, die es geben kann, hatte der deutſche Held, der bis jetzt noch unbeſiegt war, den Ruhm aus ſo manchen Siegen auf das ungewiſſe Kriegsſpiel geſtellt, weil die allgemeine Stimme, nächſt dem Willen ſeines Bruders, ihn zum Kommando rief; hier mußte er zeigen, daß er eigentlich noch immer der alte ſey, und auch gegen N. ſeine Faſſung nicht verliere. Hier war er endlich in ſeiner Sphäre auf dem freyen Marchfelde, und durfte den Feind nicht mit entlehnten, ſondern mit eigenthümlichen Waffen und Manieren bekämpfen.

Eigen iſt es, daß in dieſer Schlacht kein Theil ſich rühmt, Kanonen erbeutet zu haben, die Franzoſen ſprechen bloß von 4 Fahnen, die Oeſtreicher aber auch nicht einmal von Adlern. Ich denke mirs unter dem Bilde zweyer Athleten, die mit einer Kraft gegen einander ringen, daß der Zuſchauer jeden Augenblick glaubt, der eine müſſe hingeſtreckt werden. Bald hat der jenen, bald jener dieſen faſt ganz zur Erde gebeugt, aber einer ſchnellt ſo kräftig wieder auf als der andere, das Spiel erneuert ſich und erneuert ſich wieder; endlich ſtehen beyde wie eingewurzelt am Boden, und ſehen einander an, denn beyde ſind durchaus nicht mehr im Stande, ſich gegen einander zu rühren.

Erſte Anekdote.

Als ich zum zweytenmal das ſchon von den Franzoſen verlaſſene Lager am Spitz beſuchte, bekam ich Luſt, einer deutſchen Schildwache gegenüber, die Inſchrift von einer der ſchon erwähnten Pyramiden zu kopiren. Der Freund wollte mir nicht erlauben, mein Portefeuille auf das Piedeſtal zu legen; ob ſich nun gleich leicht ermeſſen ließ, daß dieſes es nicht eindrücken würde, bequemte ich mich doch nach ſeiner Laune, die Pflichtgefühl ſeyn konnte, und ließ es durch meinen Führer halten. Jetzt rief er mir auch zu, ich ſollte nicht kopiren. Darauf hörte ich nicht. Er rief zweymal, er rief dreymal, umſonſt. Ich wandte ihm, wo ſichs nur thun ließ, den Rücken, um zu zeigen, daß ich ihn nicht fürchtete. Vom Poſten durfte er nicht weg, denn es waren wenigſtens 50 — 60 Schritte von mir bis zu ihm. Ich hörte ihn mit der Muskete klirren und Drohungen ausſtoßen. Endlich zupfte mich mein Führer beym Aermel.

Führer. Die Schildwache will ſchießen.

Ich. Ruf er ihm zu, er möge es thun.

Führer. Er ſpannt den Hahn.

Ich. Laß er ihn ſpannen, er wird nicht ſchießen.

So vollführte ich denn meine Kopie, und ging dann ruhig weiter. Den Menſchen zu belehren, ſchien mir überflüßig, denn er war entweder zu dumm oder zu boshaft, oder beydes zugleich, und wo er ſtand, hatte ich kein Recht, und durfte mich eben ſo wenig an ihm, als er ſich an mir vergreifen. Da könnte man alſo in Lebensgefahr oder in Lebensangſt ſelbſt dann kommen, wenn man Dinge lieſt oder ſich merkt, die öffentlich in der Abſicht aufgeſtellt ſind; jedoch nur bey einem rohen, deutſchen Musketier.

Zweyte Anekdote.

Gott ſey Dank, daß die plündern kommen!

Alles, alles hat in der Welt ſeinen Werth, das vergeſſe man doch ja nicht, nur aber nach Zeit und Umſtänden. Geh hin, und frage den

Wirth

Wirth in Ebersdorf an der Donau, wo bald nach dem zu erzählenden Faktum Napoleon ſein Hauptquartier nahm. Der Mann hatte in dieſem Kriege zum Erſtenmal mit dem andringenden Feinde zu thun; in ſolchen Fällen darf man ſich, wie unſres Wielands wackrer Hüon, nicht lange mit Fleiſch und Blut oder mit ſeinem Mammon oder Weinkeller beſprechen, es muß ſchnell gehandelt ſeyn. Das that auch unſer Held. Den Mammon hatte er, wenns deſſen gab, vermuthlich früher bey Seite geſchafft, und nun ſtand er da mit aller Reſignation. Die Franzoſen traten herein, er ſchenkte ſeinen Wein fort nach wie vor, nur daß er es für unbillich hielt, irgend einen Kreuzer Bezahlung zu fodern, und dieſe ließen es ſich auch gefallen. Da erſchien bald ein Huſar, bald ein Dragoner, bald ein Infanteriſt, und ſeine Geſchäftigkeit waltete unermüdet am Schenktiſche. Man fand das en régle, und kein Menſch dachte ans Plündern.

Späterhin foderte man auch Fleiſch.

Gleich, meine Herren.

Er tiſchte Fleiſch auf, ſie ließen ſichs ſchmecken; es kam einer nach dem andern, der ſichs ſchmecken ließ, bis nichts vom Fleiſche mehr vorhanden war. Er geſtand nun ſein Unvermögen, doch es blieb noch Wein, und er en règle.

Niemand machte auch nur Miene zu plündern, bis endlich ſein Unſtern zwey Männer aus Gambia oder Senegal herbeyführte; dieſe ſchwarzen Purſche fielen wie die Bienen ein. Wer weiſt dieſe Unholde zurück? Nun, es iſt ein K. öſtreichiſcher Verwalter in der Nähe, der hat, dem patriotiſchen Uebereinkommen des vorigen Jahrzehnds zum Trutz, nichts Franzöſiſches mehr im Gehirn zu dylden, noch etwas übrig behalten. Dieſen Ueberreſt ſpendet er für den Bedrängten bey einem franzöſiſchen General, der mit 24 Kouverts bey ihm ſpeiſt. Der General fängt die Broſamen des Verwalters auf, und beordert einen Offizier, der den Degen zieht, und die Mohren verjagt.

Schon athmet unſer Held freyer, aber ſein Wirthsgeiſt läßt ihm nicht Ruhe, er muß nachſehen, was die Plünderer verdorben haben. Unglücksſohn, was trieb dich zu dieſem Entſchluſſe? Schon lauert deiner ein Schwarzer, der nur halb verjagt war, und ſticht jetzt nach dir mit dem Mordgewehr. Schon wärſt du unwiederbringlich verloren, und würdeſt nie mehr ein volles Faß anſtecken, wenn nicht die halbgebrochne Thür einer Vorrathskammer dich aufnähme. Dein Genius war es, der den obern Theil dieſer Thür im Schloſſe einroſten ließ, und dir ein Parapet von oben herab gewährte. Da ſticht nun der Mordluſtige, und ſticht, und ſticht, du weichſt aber natürlich ihm aus; um gut zu ſtechen, muß er ſich bükken — da erwiſcheſt du ihn beym Kragen, und läßt ihn fühlen, daß deutſche Fäuſte, ohne an der Sonne gedörrt zu ſeyn, wohl auch noch Kraft haben. Allein wer ſchildert dein Entſetzen, als der andere böſe Mohr dem erſten zu Hülfe eilt? Nun biſt du hin, nichts als ein Deus ex machina kann dich noch retten.

Lacht nicht, ihr Leute, auch außer dem Theater giebts ſolche Götter — da ſind ſie ſchon! Wer anders als Franzmänner, die auch zum Plündern Luſt bekommen haben. Sie nehmen als Philoſophen von dem vorſchwebenden Handel keine Notiz, ſondern nach Realität ſtrebend ſchlagen ſie Kiſten und Kaſten auf. Die Mohren ſtutzen, ſchnell klärt ſichs in ihrer Seele auf, daß es vernünftiger ſey mit zu fiſchen, weil noch was da ſey, als hier Blut zu vergießen. Sie laſſen den ſchon Halbtodten, aber zum Glück noch nicht Verwundeten, los, und eilen zum Partagetraktat. Der Wirth aber, unter den vielen Tauſenden ſeiner geplünderten Brüder vielleicht der Einzige, dem ein ſolcher Ausruf vom Herzen geht, holt dreymal friſchen Athem, und hebt die Hände zum Himmel empor:

Gott ſey Dank, daß die plündern kommen!

Eilfter Brief.

Im März 1810.

Vom Hauen und Stechen, Plündern, Verſtümmeln und Morden, was zur beſten Welt nach Wolf, zum ewigen Frieden nach Kant aber nicht gehört, und darum nur noch sub rosa exiſtirt, führe ich Dich nach dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe Schönbrunn. Es iſt von Kaiſer Joſeph I. erbaut, einem Monarchen, der auch für ſeine Staaten zu früh ſtarb, wie ſoviel andere brave Männer. Eine Stunde von der Stadt Wien findeſt Du dieß Schloß, wenn Du, ſo wie ich, durch die Vorſtadt Mariehülf geheſt. Ich würde es nach meiner Anſicht recht artig finden. Man findet im Garten eine große Menge von Statüen, alle von Alabaſter, ſo wie die Piedeſtals; ſchön dürfte man ſie nennen, ohne daß ſie gerade erhabene Meiſterwerke ſind; wie würden der Faltenwurf und die gleichſam naſſen Gewänder gefallen. Aber was weiß ich Armer von Statüen, da ich nicht in Italien geweſen bin, und auch nicht einmal das Dresdner Antikenkabinett bey Fackelſcheine habe ſehen können! —

Als Napoleon noch dort ſich aufhielt, durfte man nicht in den Garten, jetzt ſtand er wieder für jedermann offen, ohne erſt um Erlaubniß zu fragen. Ein Theil iſt noch im franzöſiſchen Geſchmack, aber doch etwas imponirend, weil die regelrechten Wände erſtaunend hoch ſind. Soviel ich bemerken konnte, herrſchte aber im Ganzen ſchon mehr der engliſche Geſchmack, denn die ſchönen Bäume waren nicht verſchnipſelt. Nun aber welch Belvedere, oder Sieh-dich-um! Warlich ſelbſt ein Podagriſt wird ſich die zwey Hügel, die man erſt hinauf muß, ſo wie die ſechs Treppen nicht reuen laſſen! Da ſiehſt Du ganz Wien vor Dir ausgebreitet, und rund herum die Gegend, bis wo die Berge die Ausſicht hemmen. So eine Maſſe Häuſer, ſoviel prächtige Anlagen! Freylich mag London und Paris ſich noch größer präſentiren, kann man ſie aber ſo überſehen?

Ich bin es ſchon gewohnt, daß mir der Guckuck ſelbſt bey der ſchönſten Gelegenheit ein Ey ins Neſt legt, und ſchiebe es ganz gelaſſen bey Seite. Schon war ich auf dem Belvedere, nur noch eine kleine Treppe blieb übrig, da fand ſich ganz oben eine franzöſiſche Schildwache, und zwar ganz eigner Art, nicht mit Muskete oder Säbel, ſondern mit einem Teleſkop bewaffnet, das er auch recht fleißig gebrauchte.

On ne monte pas ici (Hier darf man nicht hinauf).

Ich blieb alſo um 6 Stufen, die aber keine Ausſicht mehr verhinderten, von ihm getrennt ſtehen, und betrachtete alles mit Muße, worin er auch ſo artig war, mich durchaus nicht zu ſtören. Für mein kurzes Geſicht würde ich lieber ſolche minder erhabne Standpunkte, als die ganz hohen Berge, wählen, aber auch die Scharfſeher haben auf letztern zuviel mit den Dünſten zu kämpfen, und ſehen vielleicht mehr mit den Augen des Geiſtes oder der Phantaſie, als mit den körperlichen.

Kaiſer Franz kommt nur dann und wann nach Schönbrunn, gewöhnlich iſt er in Laxenburg, 4—5 Stunden von Wien; deſto fleißiger beſuchen es die Wiener an Sonn- und Feyertagen, was ihnen Ehre macht; denn hier kann man genießen. Mein Gefühl, als ich dieß Schloß und hauptſächlich die Gegend ſah, konzentrirte ſich in dem Punkte: nein, ſo was hätte ich mir nicht nehmen laſſen! Mit dem Grimm einer Löwin, der man die Jungen rauben will, wäre ich voraus geeilt, und hätte ſelbſt das Unmögliche verſucht.

Dann wäre es aber vielleicht weit eher und ſtärker verwüſtet worden.

Gut, ich beſcheide mich.

Menagerie zu Schönbrunn.

1) Zwey prächtige Elephanten, Männchen und Weibchen. Sie mußten wenigſtens zwanzig Jahr alt ſeyn, und waren nach dem Augenmaaß an neun Fuß hoch. Ein Pferd von ſechs Fuß gehört zu den höchſten ſeiner Gattung, hier mußt Du alſo ein Drittel Höhe noch hinzudenken. Dießmal wäre ich aber für meinen Vorwitz bald ſehr beſtraft worden: ich traute dieſen Thieren, da ich ſo friedfertige Geſinnungen gegen ſie hegte, durchaus nichts Böſes zu, aber nur mit Mühe entging ich dem feindſeligen Rüſſel des einen in dem Augenblick, als der Wächter mir eine Warnung zurief.

2) Wenigſtens ſechs ſehr ſchöne Adler, weiße, graue und ſchwarze, die aber keine lieblichen Ausdünſtungen gewähren.

3) Was mich beſonders ungemein intereſſirte, zwey Beutelthiere, ein Männchen und ein Junges. Es ſpringt durchaus bloß mit ſeinen zwey ſehr langen Hinterfüßen, und bedient ſich

der vordern kurzen nur zum Ruhen. In den Zeitungen las ich: die Franzoſen hätten das Weibchen für ihre Menagerie mit weggeführt; der Führer aber gab bloß zu erkennen, man habe es aus Furcht vor ihnen verſteckt, und der muß es doch wohl am beſten gewußt haben. Da ſiehſt Du, wie man den Siegern auch in ihrer ſelbſt eingeſtandnen Vorliebe für die Weibchen Unrecht thun kann. Doch freylich hatten die Leutchen ſchon den Leopard, den Tiger und den Biber mitgehen heißen.

4) Zwey Steinböcke. Um ſo ſehenswerther, als dieſe Thiere in der freyen Natur ſeltner werden. Wenn man dieſe gewaltige hörnerne Widerlage auf ihren Köpfen ſieht, ſo wird es einem begreiflich, was Naturforſcher verſichern, daß ſie bey hartnäckiger Verfolgung des Jägers ſich damit von den Gipfeln der Felſen ſtürzen, und wohlbehalten unten anlangen. Denn das Thier iſt zu dem ungeheuern Geweih gar nicht groß, und zu fett mag es in ſeinen Wildniſſen wohl auch nicht werden.

Sie waren ſo kirre, daß ſie uns Brod aus der Hand fraßen.

5) Ein arabiſches Pferd. War jedoch bey weitem nicht ſo ſchön, nach meiner Meynung, als die vier ſilberfarbnen arabiſchen Hengſte, die König Friedrich Wilhelm II. im Jahr 1797 durch den türkiſchen Geſandten von ſeinem Hofe zum Geſchenk erhielt. — Auch korſiſche Pferde waren da, ſie ſahen ſehr plump und ſchlecht aus, und glichen kleinen gemeinen Bauerkleppern.

6) Viel leere Behältniſſe, wo man ausländiſches Geflügel, als Gänſe, Enten ꝛc. aufbewahrt hatte. Die Franzoſen, was nun freylich ein anderer, als ich, vertheidigen mag, hatten dieſe fremden Vögel auf ihren Tafeln verſpeiſt; ob nun wirklich aus Mangel an Sinn für Naturmerkwürdigkeiten, oder weil ſie zu wiſſen begehrten, wie dieſe Arten ſchmeckten.

Andere bekanntere Thiere erwähne ich nicht. Beſonders verwahrte man auch hier faſt alle mögliche Arten von Schaafen, wozu man an den mannichfaltigen Provinzen des Reichs ſchon Gelegenheit genug zu ſammeln findet.

Anekdote.

In unſern Zeiten, wo die Leidenſchaften ſo oft die Menſchen über ihr wahres Beſte verblenden, und ſie zu Verbrechen geneigt machen, vor denen der Vernünftigere zurückſchaudert, könnte auch folgendes Gerücht vielleicht nicht ganz ohne Grund ſeyn:

N. hielt in Schönbrunn, während ich in Wien war, alle Sonntage große Parade. Bey einer ſolchen Gelegenheit, die doch an und für ſich ſchon jedem Zuſchauer imponirt, und ihn alſo, wie man denkt, am erſten von ſchwarzen Gedanken entfernen müßte, drängte ſich ein Mann aus einer Stadt, in der Mitte von Deutſchland gebürtig, durch alle Wachen, ſelbſt zuletzt ſogar durch die Marſchälle, und mußte hierdurch wohl auffällig werden. Man hätte glauben können, er habe ein Geſuch, allein da er dieß nicht bemerkbar machte, ſo nahm man ihn in Verhaft, und fand mehrere Dolche bey ihm. Er bekannte ſein abſcheuliches Verhaben, und führte zum Motiv an: er habe es aus Haß thun wollen. Und was würde das für ein Haß geweſen ſeyn? Doch gewiß kein anderer, als ein perſönlicher, weil er etwa durch die Zeitumſtände etwas verloren, oder ihm ein Begehren abgeſchlagen worden, was vielleicht gar nicht an die Allerhöchſte Behörde gelangte, oder als unſtatthaft betrachtet werden mußte. Doch weg von ſolchen Ideen, die auch den vernünftigen Feind mit Entſetzen erfüllen! Was ſollte jetzt aus unſerm Europa werden, wenn die Vorſehung ein ſolches Projekt gelingen ließe? Dann würden wir erſt fühlen, was Krieg und Verwirrung ſagen wollten. Wieviel Jahrzehnde würden wohl nöthig ſeyn, um der faſt unausbleiblichen Anarchie in Europa ein Ende zu machen? Dieſe Fragen legt ſich freylich die verblendete Leidenſchaft nicht vor: wenn ſie aber wird anfangen, die Welt zu regieren, wirds wohl am beſten ſeyn, irgend eine unbewohnte Inſel oder die afrikaniſchen Wüſten aufzuſuchen.

Gefährlich iſts, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn.
Jedoch der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.

Zwölfter Brief.

Am 1. April 1810.

Trotz dem omineuſen Datum fange ich dieſen Brief heute an, honny soit qui mal y pense. Aber da doch jedem Dinge in der Welt ſein Recht widerfahren muß, ſo muß ich mit etwas Aprilmäßigem beginnen.

In einer italieniſchen Stadt hatte ein Bonze mit dem Kruzifix in der Hand ſchon mit ziemlichem Glück einen Trupp Müßiggänger um ſich verſammelt, und ſeinen Senf unter mancherley Zeichen des Beyfalls an den Mann gebracht. Unverſehens ſtand ganz in der Nähe ein mächtiger Nebenbuhler auf, ein Polichinello oder Spaßmacher, der ſeine Kunſt ſo gut handhabte, daß ein Zuhörer nach dem andern von dem geiſtlichen Herrn wegſchlich, und ſich dort anſchloß. Dieſer ſuchte vergebens immer ſalbungsvollere Phraſen hervor, er überbot jenen nicht. Auf einmal ward der Bonze wie inſpirirt, hob ſein Kruzifix in die Höhe und zeigte mit Pathos darauf hin:

„Ihr Thoren, ſeyd ihr denn ganz verblen„det? Hier oder nirgends iſt der wahre Po„lichinello. Den wollt ihr verlaſſen, um „nach dem unächten zu laufen?“

Dieſer ächte Bonzenſtreich, der ſich nach allen Umſtänden zu bequemen weiß, konnte ſeine Wirkung hier nicht verfehlen; im Augenblick waren alle Zuhörer wieder um ihn. In Deutſchland dürfte wohl jetzt noch nicht ein ſolcher geiſtlicher Gaukler das ungeſtraft wagen; in Italien, als dem Sitz der Religion bis auf unſre Zeiten, geht ſo was leicht mit durch, und wird vielleicht gar als etwas Verdienſtliches betrachtet.

Am 27. October 1809 beſuchte ich auf dem Theater in der Burg die Mündel von Iffland.

Iffland. Wenn ich nach meinem Gefühl und nach meiner Einſicht Herrn Ochſenheimer unterm 15. Oktober in ſeiner Rolle als Baron Volta, im Intermezzo von Kotzebue, tadeln mußte: ſo freute ich mich dafür heute recht über ihn. Er ſpielte den alten Böſewicht, wie er, glaube ich, geſpielt werden muß; den Ausdruck: ich bin ſo ein ehrlicher Deutſcher, welchen er nach ſeiner Rolle öfterer wiederholen mußte, ſprach er ſehr richtig. Die Polizey war in ihrer Vorſicht ſo weit gegangen, daß ſie dieſen tückiſchen Kanzler in einen Vizedom verwandelt hatte; denn es wäre ja abſcheulich, wenn man auf dem Theater daran erinnert würde, daß es auch ſchurkiſche Kanzler geben könne. Auch Herr Ziegler ſpielte den Kaufmann Drave gar nicht übel, weniger gefiel mir Madame Weißenthurm als Frau des Drave; doch in der Stelle, wo ſie den Ludwig Brook ſo beſchämt und die Verſicherung von ihm zerreißt, die alles wieder gut machen ſoll, zeigte ſie ſich als Meiſterin. Wenn der Kommiſſair, welcher des Kaufmanns Drave ganzes Mobiliare unter dem Vorwande, er habe das Vermögen ſeiner beyden Mündel, des Philipp und Ludwig Brook, beym Ausleihen aufs Spiel geſetzt, in gerichtlichen Beſchlag nimmt, unaufhörlich nach der Flaſche greift: ſo hat ihm Herr Iffland dieß zwar im Stücke ſelbſt nicht vorgezeichnet; allein Herr Dauer als Kommiſſair verdient Beyfall für dieſe Zugabe. Denn er ſöhnt das Publikum mit der ihm zugemeßnen abſcheulichen Rolle etwas aus, indem er merken läßt, er müſſe zu der empörenden Grobheit und Härte gegen die Draviſche Familie ſich den Muth erſt in geiſtigen Getränken holen. Hätte er aber auch dieſe Abſicht bey jener Zugabe nicht gehabt, ſo erſcheint er doch nun als ein Halbbetrunkener, alſo immer nicht ganz ſo widerlich.

Der alte Mann wurde von unſerm Brockmann vollkommen gut gegeben, und er erndtete hierüber von den Zuſchauern nur verdientes Lob. Aber den höchſten Triumph der Kunſt ſah ich in Herrn Koberwein in der Rolle des Philipp Broek, als er den Kanzler, Aufzug 4, im 17., 18. und 19. Auftritt, zur Schonung gegen Kaufmann Drave zu bewegen ſucht. Sein Lachen, mit dem er den Kanzler verließ, ging durch Mark und Bein. Mit Freuden geſtehe ich, daß ich ſo was in meinem Leben noch nicht geſehen habe, und daß ich Herrn Koberwein darum meine höchſte Achtung zolle. Nach vielen Jahren noch wird dieſes Spiel mir noch ſo lebhaft als jetzt vorſchweben, und zu den angenehmſten Eindrücken gehören, die ich in dieſer alten Kaiſerſtadt erfuhr.

Das Stück ſelbſt war gewaltig verändert, und verwirrte auf die Art die Zuſchauer: man hatte es, weil es freylich ſehr lang iſt, verkürzen wollen; dadurch bekam aber die Rolle des Sekretairs vom Kanzler eine ganz verkehrte Anſicht. Uebrigens hat Iffland dabey uns unbefriedigt gelaſſen; in der Scene, worauf Jedermann ſo geſpannt iſt, in welcher der Kanzler als geſtürzt erſcheint, iſt er zu unſerm Bedauern ſo außerordentlich kurz, als möge er bey der Beſtrafung eines ſo gräßlichen Böſewichts gar nicht verweilen. Vieles begreift man auch in dem Stücke durchaus nicht, man mags noch ſo oft durchleſen. Oder iſt das auch bloß Folge des veränderten Wiener Abdrucks? denn nur dieſen konnte ich hier zur Hand nehmen. Doch die Kritik hat über die Mündel längſt ihre Meynung geſagt, ich will alſo nicht weitläuftig hierüber ſeyn.

Auch eine franzöſiſche Truppe gab es dieſen Herbſt hier, ſie ſpielte im Burgtheater; ich bekam aber nicht Luſt ſie zu ſehen, weil ſie mir von niemanden als vorzüglich geſchildert wurde, doch blieb ſie von den Wienern nicht ganz unbeſucht. Das Theater am Burgthore iſt beträchtlich kleiner, als das am Kärnthnerthore. Es wurde der Plan gemacht, ein eigentlich großes Theater zu erbauen, damit das Publikum, was nur eins von dieſen zwey Theatern beſuchen kann, ſich dann an einem Orte verſammeln könnte. Würde dieſer Plan einmal ausgeführt, ſo dürfte die Frage nothwendig ſeyn: wer alsdann die Schauſpieler, beſonders aber die Schauſpielerinnen, verſtehen ſollte? Bey letztern möchte es wohl nur den allernächſten gelingen.

Zur Wiener Theaterpolizey gehört noch, daß ſonſt weder Don Carlos, noch Maria Stuart gegeben werden durften, faſt alles von Schiller war verboten; jetzt im Interregnum wurde Don Carlos gegeben, doch war, weil die Interimsregierung doch aus Oeſtreichern beſtand, welche die Franzoſen approbirt hatten, der Dominikaner in einen Höfling verwandelt. Maria Stuart war ſchon ſo gut als angekündigt, ſobald aber nach dem 14. Oktober die öſtreichiſche Regierung freyere Wirkung bekam, ward nichts aus der Vorſtellung. Sämmtliche Werke von Schiller ſind hier nicht erlaubt, nur einzelne Kinder ſeines Geiſtes haben Gnade für Recht gefunden, und faſt beſorge ich, die im Herbſt 1809 zu Wien angefangne Ausgabe, ob ſie gleich neuerdings von bedeutenden Perſonen in Schutz genommen war, werde noch ein non admittitur auf den Pelz bekommen. Dürfte man da nicht absque invidia dictum mit Schiller ausrufen:

Wer keinen Menſchen machen kann,
Der kann auch keinen lieben?

Daß, wenn Wallenſteins Lager gegeben wurde, an keinen Kapuziner zu denken war, muß man nicht übel nehmen; aber etwas weit getrieben ſcheint die Gewiſſenhaftigkeit, die in den Räubern den Vater von Karl und Franz Moor in den Oheim der beyden Brüder verwandelt. Es ſollte, war die Abſicht, wie ich billig vorausſetze, auch nicht der Gedanke entſtehen, daß es einen ſo unnatürlichen Sohn gäbe. Glückliches Wien, wenn du in deinen Mauern keine Beyſpiele von ähnlicher Unnatürlichkeit aufzuweiſen haſt!

Wiener Kriminal-Anekdote.

Im vorigen Jahre erſchlug eine junge Grieslerin (die mit trocknem Gemüſe, folglich auch mit Gries handelt) ihren ältlichen Mann, wegen eines jungen Liebhabers, im Bette. Sie hatte ſchon vorher ihn vergebens mit Gift zu tödten verſucht. Dieſen Abend trieb ſie ihn an, ſich doch bald ſchlafen zu legen, der Unglückliche folgte, und als ihn der erſte Schlummer überwältigt, ergriff ſie eine Holzaxt und mordete ihn. Sie hackte ihm Kopf, Hände und Füße ab, that alles zuſammen in eine Butte, und gabs einer Frau mit dem Gebot: die Butte, ſo wie ſie wäre, in die Donau zu werfen. Dieſe verſprach es zu thun, hatte aber ſchon Verdacht geſchöpft, und behauptete unter einem Vorwande, nur erſt noch einmal vorher nach Hauſe gehen zu müſſen. So zeigte ſie es an, der Leichnam ward noch im Hauſe gefunden, und die Verbrecherin leicht zum Geſtändniß gebracht. Sie war reich, jung und hübſch, deswegen hoffte ſie bis ans Ende Pardon; die Unterſuchung dauerte, glaube ich, nur zwey Monate, dann ward ſie mit unten zugebundenen Röcken bey Spinnerin am Kreuze *) aufgehenkt. Vielleicht ſollte grade dieſe Todesart für andre Weiber abſchreckend ſeyn, ſonſt ſcheint ſie mir bey einem Weibe ſonderbar, wie ſelbſt die Vorrichtungen ſchon ergeben. Das männliche Publikum möchte in ſolchen Fällen geneigt ſeyn, ſeine Schauluſt auf eine doppelte Weiſe zu befriedigen. Das Henken iſt überhaupt eine Todesart, welche die Würde des Menſchen entehrt. In Frankreich, wenn der Nachrichter ſich nicht dem Haſſe der Zuſchauer ausſetzen will, nimmt er das Haupt des Guillotinirten, zeigt es dem Volke, zuckt dabey die Achſeln, und giebt durch Mienen zu erkennen, daß er nur nothgedrungen gegen ſeine Empfindung gehandelt habe. Wo die Richter noch zum Henken und Rädern verurtheilen, möchten ſie die Achſeln zucken, und ihre Geſichtszüge ſprechen laſſen, daß ſie in Deutſchland noch ſolche Todesarten nothwendig finden.

---

*) Eine Anhöhe ohnweit Wien, wo man eine vorzüglich ſchöne Ausſicht genießt. Woher es den Namen führt, weiß ich nicht.

Militair-Kriminal-Anekdote.

Einer von der Landwehr kam nach den Unglücksfällen der Oeſtreicher in Bayern von da nach Böhmen, ſein Vaterland, zurück, und erklärte, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, alles für verloren. War ihm der Dorfbeamte nun nicht gut, oder geſchahe ihm wirklich nicht zu viel, was weiß ichs? er ward beſchuldigt, böslicherweiſe Schrecken zu verbreiten, der allerdings wegen der Landwehr, die etwa noch aus Böhmen zur Armee aufbrechen ſollte, üble Folgen haben konnte; vielleicht konnte er ſich auch wegen des Nachhauſegehens nicht ſonderlich ausweiſen. Der Beamte arretirte ihn, und ſendete ihn geſchloſſen zu ſeinem Bataillon, wo man es aufs ſtrengſte mit ihm nahm, und ihn bey Städtl Enzersdorf erſchießen ließ. Bey einer leichten Begünſtigung hätte er ſonſt wohl ganz ungeſtraft durchſchlüpfen können.

Dreyzehnter Brief.

Da ich einmal in die Kriminalfälle hineingerathen bin, ſo will ich gleich hier auch von franzöſiſchen criminalibus etwas beyfügen.

Au nom de l'Empereur et Roi.

Jugement.

Rendu par la commission militaire spéciale séante à Vienne le 25. Sept. 1809, créé en vertu de l'ordre de S. A. le Major-Général, qui condamne à la peine de mort les nommés Frédéric Tugend, armurier à Presbourg, et Marcus Obentreit, juif, négociant à Presbourg, convaincus d'avoir recelé des armes pour les faire passer a l'ennemi.

Les voix recueillies en commencant par le grade inférieur le Président ayant émis son opinion le dernier ou a demandé:

Ledit Frédéric Tugend est-il coupable d'avoir recelé des armes?

Reponse: il est coupable.

Le nommé Frédéric Tugend est-il coupable d'avoir voulu faire passer des armes à l'ennemi?

Les voix recueillies de nouveau par le Président la commission déclare a l'unanimité que le dit Frédéric Tugend est coupable.

Les voix recueillies de nouveau par le Président pour l'application de la peine et dans la forme indiquée ci-dessus la commission condamne à la majorité de cinq voix (7 Stimmen waren in allem) à la peine de mort les nommés Frédéric Tugend et Marcus Obentreit, conformément au code pénal militaire, deuxième partie, section première, article quatre, ainsi conçu:

„Toute manoeuvre, toute intelligence avec les ennemis de la France, tendant, soit à faciliter leur entrée dans les Dépendances de l'Empire français, soit à leur livrer des villes, forteresses, ports, vaisseaux, magasins ou arsenaux appartenans à la France, soit à leur fournir des secours en soldats, argent, vivres ou munitions, soit à favoriser d'une manière quelconque les progrès de leurs armes sur le territoire français, ou contre nos forces de terre ou de mer, soit à ébranler la fidélité des officiers, soldats et des autres citoyens envers la nation française, serait punie de mort."

Ueberſetzung:

Im Namen des Kaiſers und Königs.

Urtheilsſpruch.

Gefällt von der ſpeziellen Militairkommiſſion, niedergeſetzt zu Wien den 25. September 1809, gebildet Kraft des Befehls Sr. Durchlaucht des Major-General, welcher die genannten Friedrich Tugend, Büchſenſchäfter zu Presburg, und Markus Obentreit, Jude, Handelsmann zu Presburg, zur Todesſtrafe verurtheilt, als überführt, daß ſie Waffen verheimlicht haben, um ſie dem Feinde in die Hände zu ſtellen.

Die Stimmen wurden geſammelt, indem man bey dem untern Grade anfing, und der Präſident ſeine Meynung zuletzt ſagte; man fragte:

Iſt bemerkter Friedrich Tugend ſchuldig als einer, der Waffen verheimlicht hat?

Antwort: er iſt ſchuldig

Iſt beſagter Friedrich Tugend ſchuldig als einer, der dem Feinde hat Waffen in die Hände ſpielen wollen?

Als die Stimmen von neuem durch den Präſidenten geſammelt werden, erklärt die Kommiſſion einſtimmig, daß genannter Friedrich Tugend ſchuldig iſt.

Die Stimmen werden von neuem durch den Präſidenten, in Abſicht auf die Anwendung der Strafe, in der oben angezeigten Form geſammelt; die Kommiſſion verurtheilt mit einer Majorität von 5 Stimmen (ſieben Urtheilsſprecher waren in allem, zwey haben alſo nicht für den Tod geſtimmt, ob ſie gleich die Verheimlichung der Waffen, um ſie dem Feinde in die Hände zu ſpielen, als erwieſen gleich den Uebrigen anerkannten) zur Todesſtrafe die genannten Friedrich Tugend und Markus Obentreit, gemäß dem militairiſchen Strafkodex, zweyter Theil, erſte Abtheilung, vierter Artikel, der ſo lautet:

„Jeder Kunſtgriff, jedes Verſtändniß mit Frankreichs Feinden, was dahin abzweckt, ihren Eintritt in die Provinzen, die zum franzöſiſchen Reich gehören, oder davon abhängen, zu erleichtern, oder ihnen Städte, Feſtungen, Häfen, Schiffe, Magazine, Zeughäuſer, die Frankreich gehören, zu überliefern, oder ihnen Unterſtützung an Soldaten, Geld, Lebensmitteln und Munition zu verſchaffen, oder auf irgend eine Art die Fortſchritte ihrer Waffen auf dem franzöſiſchen Gebiet, oder gegen unſre Land- oder Seemacht zu begünſtigen, oder die Treue der Offiziere, Soldaten und der übrigen Bürger gegen die franzöſiſche Nation zu erſchüttern, ſollte mit dem Tode beſtraft werden.

Hierbey bemerke ich folgendes:

1) Mich intereſſirte dieſes franzöſiſche Militairverfahren ſo ſehr, daß ich gern das Ganze, ſo wie es auf der einen Seite eines vollen Bogens enggedruckt an der innern

Thür des franzöſiſchen Platzkommandanten zu Wien da ſtand, geliefert hätte. Aber kopiren konnte ich ſoviel nicht, denn dazu hätte ich wenigſtens 4 Stunden gebraucht, und ſo lange hätte ich nicht daſtehen dürfen. Eine gedruckte Kopie hätte mir die franzöſiſche Artigkeit, im Fall noch eine Kopie da war, nicht verweigert; aber wen darum anſprechen, da ein Geſchäft das andere bey dieſen Herren drängte? Viele Tage hätte ich in Wien herumwandern müſſen, um vielleicht eine vollſtändige Kopie aufzutreiben, und dann hätte man irgend woher deutſcher Seits mir wahrſcheinlich das Kompliment gemacht: ich rücke dergleichen nur ein, um die Bogen zu füllen.

2) Finden wir, welcher gewaltige Unterſchied zwiſchen einer franzöſiſchen Jury (Geſchwornengericht, was ſonſt über Kriminalfälle, die zu den gewöhnlichen Fällen gerechnet werden, abſpricht), und einer franzöſiſchen ſpeziellen Militairkommiſſion obwaltet. Bey der Jury

müſſen alle Stimmen einig ſeyn, eher dürfen ſie nicht aus dem verſchloſſenen Zimmer heraus, und wenn einer ſchlechterdings den Angeklagten nicht mit verurtheilen will, kann dieſer eine ihm das Leben retten. Bey der Militairkommiſſion geht es nach Mehrheit der Stimmen, hier kann alſo eine Stimme dem Angeklagten den Tod bereiten. Ich bitte zu bemerken, daß alle Stimmen hier einmüthig waren, als es die Frage galt: ob Friedrich Tugend und Markus Obentreit Waffen verheimlicht, um ſie dem Feinde zuzuführen? Doch aber waren ſie im Todesurtheile nicht einig. Aus welchen Gründen? — Die ſind natürlich hier nicht angegeben, aber es ſcheint doch, als hätten ſie gezweifelt, daß das Strafgeſetz hier ganz ſeine Anwendung finde.

3) Iſt mir das serait punie de mort am Schluſſe des Strafgeſetzes aufgefallen — doch alſo nicht sera punie de mort, einen Druckfehler kann man füglich hier nicht an-

nehmen — das Geſetz wollte alſo anſcheinlich einen Wink geben, mit dem Todesurtheil nach Zeit und Umſtänden zu verfahren? — Ich enthalte mich weitern Urtheils, um nicht weitläuftig zu werden.

Nun noch etwas über den Beglückten:

Le nommé George Schwarz qualifié ci-dessus est-il coupable d'avoir recelé des armes dans l'intention de les faire passer à l'ennemi?

Les voix recueillies par le Président la commission declare à l'unanimité que ledit George Schwarz n'est pas coupable.

Ueberſetzung:

Der genannte George Schwarz, in der Eigenſchaft, wie oben bemerkt, iſt er ſchuldig als einer, der Waffen verheimlicht hat, in der Abſicht, ſie dem Feinde in die Hände zu ſpielen?

Die Stimmen werden durch den Präſidenten geſammelt, und die Kommiſſion erklärt einſtimmig, daß beſagter George Schwarz nicht ſchuldig iſt.

Er war alſo dem Schwerdte, was über ſeinem Haupte ſchwebte, glücklich entronnen, und wird dieſen Tag gewiß zu den merkwürdigſten ſeines Lebens rechnen.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Ein Bauer auf einem Dorfe bey Wien hatte alle ſein Geld, ſeine Kleider, und was ihm ſonſt lieb war, in die Küche vergraben. Dieſe war mit Ziegeln gepflaſtert, und wenigſtens, wie dieſer ehrliche Mann glaubte, durchaus da nichts zu vermuthen; denn aus Zufall oder Liſt war die ganze Küche noch mit Stroh angefüllt, als wenn etwa Krieger aus Noth da kampirt hätten. Der Bauer entfloh, wie viele ſeines Gleichen, blieb aber wohlgemuth, denn er wußte ſein Liebſtes geborgen. Als die Ruhe ſo ziemlich hergeſtellt war, kehrte er zurück, und ging zuverſichtlich hin, ſeinen Schatz zu holen. Ach! aber der war rein ausgeflogen, und keine Anzeige weiter, wie und wohin er entſchwunden.

War hier auch Verrätherey im Spiel, wie im Preußiſchen ſo oft geklagt worden iſt? — Vielleicht hier, ſo wie dort, mehr Albernheit als fremde Bosheit, wozu noch etwa das Findeglück der Sieger gekommen war.

Zweyte Anekdote.

Als die Einwohner vom Städtel Enzersdorf retirirten, verſcharrte der eine ſein Gut in die Erde, der andere in den Dünger, wieder ein anderer unter die Thürſchwelle. Ja wie die Leutchen zurückkamen, ergriff ſie gleiches Schrekken, wie dort den Bauer; kaum einer konnte etwas wieder finden. Wer hieß euch aber das ſo verbergen? Die Krieger, ſobald nur einige Raſttage eintreten, haben Zeit genug, alles auszuſpioniren; geübt ſind ſie, und was einer nicht weiß, lehrt der andere. In einem beſchränkten Terrain, als Haus, Stall, Scheunen ꝛc. bedienen ſie ſich ihrer Ladeſtöcke, der Spieße und der Säbel, um wie die Plombeurs alles zu viſitiren, und bey dem leiſeſten Takt laſſen ſie ſich das Nachgraben, wenn es auch bisweilen unbelohnt bleibt, nicht verdrießen. Aber in einem großen Terrajn iſts ſchon etwas anderes. Oder fürchteten ſich die Oeſtreicher vielleicht auch vor dem Nachbar, der etwa Zeuge des Verbergens werden konnte? Ja dann waren ſie eben ſo ſchlimm daran, als die verſchrieenen Deutſchen aus andern Provinzen. Es mag wohl überall ein wenig ſchlecht im Punkt der Moral beſtellt ſeyn.

Vierzehnter Brief.

Der Tod iſt los — ſchon wogt ſich der Kampf,
Eiſern im wolkigten Pulverdampf,
Eiſern fallen die Würfel.

Schiller.

Dießmal mache Dich auf einen langen, ſehr langen Brief gefaßt, es iſt die Schlacht bey Wagram, an die ich nicht ohne geheimes Zittern mich wage, weil ſie ſo wichtig war, und doch noch ſo vieles über ſie mit dichtem Schleyer umhüllt iſt. Es iſt das summum bonum, nach **Kant** ein reiner guter Wille; wer dieſen hat, der verdient Schonung. Ob ich ihn aber habe — ja, wie wollte ich das ſelbſt beurtheilen?

Nach dem 25ſten franzöſiſchen Bülletin war ſchon in den erſten Tagen des Monats July die Donau völlig gebändigt. — Hier iſt die Beſchreibung, wie ich am 26. Oktbr. 1809 die franzöſiſchen Brücken ſah, als noch nichts daran verändert war, außer dem, was die Donau daran verändert hatte.

Nr. 1. Frühere Brücke von dem rechten Ufer, ſoviel ich mich erinnere, bis auf die Lobauinſel. Sie war ſo gemacht, daß eine kleine Inſel oder Sandbank mit benutzt war, um ſie darüber zu führen. Nach dem 9ten Bülletin würden die Generale Bertrand und Pernette davon die Verfertiger ſeyn. Sie war auf der Hauptdonau jetzt ganz zertrümmert.

Nr. 2. Iſt meines Wiſſens vom General Bertrand allein von neuem erbaut nach der Kataſtrophe vom 22. May. Davon war auch ein Stück weggeriſſen, und zwar ſchon längſt. Sie geht gerade über den Strom, d. h. ohne Benutzung einer Sandbank oder kleinen Inſel.

Nr. 3. Zweyte neue Brücke von Bertrand, auch gerade über den Strom. Beſtand noch ganz, und hatte nichts gelitten.

Nr. 4. Dritte Brücke von Bertrand über einen Arm der Donau, der jetzt ſehr ſchwach war. Dieſe Brücke war ganz die einzige über dieſen Arm, denn von den vorigen zwey Brücken, die man über dieſen jetzt ſchwachen Arm geführt hatte, und wobey Bertrand, glaube ich, auch mitgewirkt, oder allein dirigirt, waren bloß noch die Jöcher, und ſelbſt dieſe nicht alle zu ſehen. Dieſe Brücke Nr. 4. hing auch ſchon merklich auf die linke Seite, von der Lobau her betrachtet, denn die Pfähle hatten ſich auf dieſer Seite ſehr geſenkt.

Die Wiener, welche ich hierüber ſprach, waren freylich über den franzöſiſchen Brückenbau nicht ſo des Lobes voll, ſondern tadelten ſelbſt viel daran. Sie meynten, wenn die Donau im July noch eben ſo unbändig als im May geweſen wäre, ſo würde die ganze Kunſt abermals geſcheitert ſeyn. Ich bin kein Brückenbauverſtändiger, und General B. bedarf meines Lobes nicht, da die deutſchen Zeitungen ſchon deſſen genug ihm geſpendet haben.

Seit dem 22. May hörten die Leute in Städtel Enzersdorf und in der umliegenden Gegend von den Kaiſerlichen ſtets, daß nichts von dem Feinde auf dem linken Donauufer zu fürchten ſey, und ſchafften daher auch nichts fort. War dieß Verblendung von den Oeſtreichern, als wenn ſie den Sieg feſſeln könnten? Oder war es Politik? Das mäßige Glück, was ſie bey Asparn und Eßlingen gehabt hatten, könnte wohl ihre Hoffnungen über die Gebühr erhöht haben, und von dieſem Fehler möchten ſelbſt höhere Perſonen nicht frey zu ſprechen ſeyn.

Erzherzog **Karl** kletterte mit vieler Mühe auf einem Balken, der oben als Treppe diente, auf den Thurm in Stadt Enzersdorf, um die Franzoſen auf der Lobauinſel und da herum zu rekognosciren. Dieß geſchah öfterer, indem auch das Hauptquartier nach dem 22. May eine Zeitlang an dieſem Orte war. Das Hauptquartier wurde ſpäterhin nach Neuſiedel oder Markgrafen-Neuſiedel verlegt, dort brach durch

Verwahrloſung Feuer aus, eben als **Karl** auf dem Enzersdorfer Thurme war, und beynahe wären ihm alle ſeine Papiere verbrannt. Nun kam das Hauptquartier nach Wagram, was auch dieſer Schlacht den Namen bey Wagram mag gegeben haben.

Stimmung der franzöſiſchen Armee vom 22. May bis zum 6. July.

Wiener behaupteten, eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit habe ſich bey ihr nicht verkennen laſſen: ſie wären ſo ſtill vor ſich hingegangen, das Muntere, Freudige, was die Franzoſen charakteriſirt, und einen großen Theil ihrer Liebenswürdigkeit ausmacht, habe ſich in dieſem Zeitpunkte gar nicht an ihnen gezeigt. Selbſt die Anhänglichkeit an ihre mit Ruhm bedeckten Feldherren ſey gleichſam ſchwankend erſchienen, und man habe wirklich vieles Mißvergnügen an ihnen bemerkt. Ein zweyter Echek, der nun noch gefolgt, dürfte leicht üble Folgen gehabt haben.

Wir halten es der Unpartheylichkeit, nach der wir ringen, gemäß, auch dieſe Wiener Ausſagen anzuführen. Ja wir gehen noch weiter, und geſtehen, daß wir ihnen einigen Glauben beymeſſen. Solche Erſcheinungen liegen in der Natur des menſchlichen Herzens, auch der vollkommenſte Heerführer verliert bey der Menge, wenn ihm etwas nicht vollkommen glückt, oder gar mißlingt. Genug aber, wenn er ſich ſelbſt nicht verläßt, und durch die Größe ſeines Geiſtes doch Gehorſam und Zucht zu erhalten weiß. Daß man dieſes franzöſiſcher Seits in dieſem Zeitraume verſtanden habe, verbürgen eben dieſelben Wiener, und ſetzten auch noch hinzu: daß nach dem Siege bey Wagram ganz das alte Zutrauen, die alte Liebe wieder eingetreten ſey, und alles von neuem Leben beſeelt worden.

Der franzöſiſche Bericht führt als Hauptgrund, warum Napoleon ſich zu jener

Schlacht entſchloſſen, vornehmlich das Princip der Ehre an: nämlich, es nicht einen Augenblick länger zweifelhaft zu laſſen, wer eigentlich unter beyden der geſetzvorſchreibende Theil ſey. Er verheimlicht, wenn man ihn aufmerkſam ſtudirt, die großen Schwierigkeiten nicht, welche es Napoleon koſtete, ſich einen glücklichen Angriffsplan zu entwerfen. So iſt auch die Schilderung von der furchtbaren Stellung, welche Karl zu wählen gewußt, das ſchönſte Lob für dieſen Helden, in dem Munde eines damals noch entſchiedenen Feindes. Man ſpricht auch von Schwierigkeiten, die Volksmenge von Wien mit Lebensmitteln zu verſehen, und ſcheint anzudeuten, als ob dieſe wenigſtens einigen Einfluß bey dem Vorſatze gehabt, eine neue große Schlacht zu wagen.

Ueber letztern Punkt ſuchte ich mir ſo viel Gewißheit als möglich zu verſchaffen. Man lachte geradezu, als ich der fürchterlichen Theurung erwähnte, die nach öſtreichiſchgeſinnten Blättern in dieſer Hauptſtadt, ungefähr vom

12. May bis zum 12. July, geherrſcht haben ſollte. Theurer ſey es geweſen als gewöhnlich, auch ſey einige Tage hindurch wirklicher Brodmangel eingetreten, letzteres aber nicht ſowohl aus Mangel an Getreide und Mehl, als aus Wuchergeiſt, den man erſt wieder hätte in ſeine Schranken zurückführen müſſen. Die höhern Preiſe der erſten Bedürfniſſe ſeyen durch die Umwege veranlaßt worden, welche die Zufuhr hätte nehmen müſſen. Uebrigens habe das Pfund Brod weder 20 Groſchen Konventionsmünze, noch das Pfund Fleiſch einen Thaler gekoſtet; das wäre nichts mehr und nichts weniger als platter Unſinn. Man rief mir bey dieſer Gelegenheit das Benehmen öſtreichiſch-geſinnter Zeitungsſchreiber im Jahr 1799 ins Gedächtniß zurück, die keck uns verſicherten: Napoleon, der damals noch in Aegypten war, habe, als er in Syrien die Belagerung von Acre aufheben müſſen, nicht mehr als 500 Mann übrig behalten. Dieſe hätten ihn gar nicht mehr unter ſich gelitten, ſo daß er

ganz verlaſſen ſeinen Rückweg auf einem Kameele genommen. Dieß hätten ſie in eben dem Jahre von eben dem Manne geſchrieben, wo er durch ſeine Ankunft in Frankreich die ganze Nation, wie aus einem Todesſchlafe, im Nu zum regeſten Leben wieder erweckt, und dann mehr, als die kühnſte Phantaſie zu hoffen gewagt, wieder hergeſtellt oder ganz neu geſchaffen hätte.

So mächtig jetzt unſer Geſchütz iſt, ſo ſind doch die Künſte des Maurerhandwerks oft noch mächtiger. Nach dem 25. Bülletin waren nicht weniger als 64 Feldſtücke, worunter 20 Achtzehnpfünder, 6 Zwölfpfünder und 18 Mörſer (eigentlich alſo wohl nur 44 in allem) in nicht allzugroßer, doch aber, wie ich glaube, nicht in der Kernſchußweite, beſchäftigt, die kleine Stadt Enzersdorf zu raſiren. Gleichwohl habe ich auch nicht eine Breſche in den Mauern wahrgenommen, ob ich gleich keine ſo gar hohe Idee von ihrer Haltbarkeit habe. Den eigentlichen Schaden, der in Enzersdorf zu ſehen war, hatten die Bomben und Haubitzen veranlaßt.

Wollte man im Angeſicht des Feindes, der nicht geneigt zu ſeyn ſchien, den Uebergang zu geſtatten, ihn doch bewerkſtelligen: ſo mußte man durch Liſt ihn irre zu leiten ſuchen. Dieß hat man nach dem franzöſiſchen Bericht wirklich gethan, und die Art des Angriffs beweiſt in der That, daß der Feind in Abſicht auf den weſentlichen Punkt, wo er zu fürchten hatte, getäuſcht worden. Nach den Berichten, die man längſt vor der Schlacht, ſo wie auch nach der Schlacht von öſtreichiſcher Seite erhielt, wünſchte der Feind einen Angriff, und erwartete ihn auch, als man die Bewegungen der Franzoſen ſah; nur ſollte er grade von vorn und nicht in der Flanke erfolgen. Die Finſterniß, der heftige Regen und Sturm in der Nacht vom 4. auf den 5. July, nützten allerdings den Franzoſen, wäre es auch nur in ſofern geweſen, als ſie den Feind in Ungewißheit erhielten, wo man hauptſächlich ſeinen Vortheil gegen ihn ſuchen werde; vielleicht, daß ſie auch ihn in der Meynung beſtärkten, daß vor dem 6. July an keine Schlacht zu denken ſey.

Zur Schlacht bey Wagram gingen die Franzoſen von der Lobauinſel an eben dem Orte aufs linke Donauufer über, wo ſie zur Schlacht bey Aſpern und Eßlingen übergegangen waren, weil hier dieſer Donauarm am ſchmalſten iſt. Eine halbe Stunde von Enzersdorf, Fluß abwärts bey einem Schiffer- oder Fährhauſe, was ſehr romantiſch gelegen iſt, aber jetzt eine romantiſche Wildniß uns darſtellte, war der zweyte Ort des Ueberganges von der Lobauinſel; hier war es, wo ſie in unglaublicher Geſchwindigkeit, d. h. in wenigen Stunden Schiffbrücken ſchlugen.

Dieſes Fährhaus war vor dem Kriege ein Beluſtigungsort für die Enzersdorfer, der Fährmann holte auf dem ſchmalen Donauarm ſie ab, und führte ſie zu ſich herunter. Bey Wein und bey Kegeln freuten ſie ſich ihres Lebens. Jetzt war es nach der Schlacht eine Höhle des

Jam-

Jammers geweſen, der Fährmann hatte längſt ſich geflüchtet, aber eine Menge ſchwer verwundeter Krieger hatten ſich in die Stuben, in die Scheunen, ja ſelbſt bis in den Keller geſchleppt, und waren aus Mangel an Beyſtand in dieſer Abgeſchiedenheit elend verſchmachtet. Sowas thut freylich dem allgemeinen Weltglücke wenig Eintrag, die Unglücklichen werden erſetzt, vergeſſen, ſelbſt von den Ihrigen; aber keiner von den Leſern würde doch wünſchen, an ihrer Stelle geweſen zu ſeyn, ehe ſie's überſtanden. Jetzt waren ſie endlich wohl begraben, und man ſpürte den Leichengeruch nicht mehr. Als ich in den Gebüſchen von Mühlleiten ein wenig um mich blickte, ſah ich einen todten Franzoſen noch unbegraben liegen. Der Anblick war mir neu — ach! nur zu bald ſollte ich ihn gewohnt werden. Die weiſen Griechen erſannen die Mythe, daß die Unbegrabenen am Styx herumirren müßten, um ſo das Begraben zur Religionspflicht zu machen. Wir möchten etwas Aehnliches erfinden, denn, wie es ſcheint, werden wir unempfindlich gegen dieſe Pflicht.

Dießmal mußten ſchon viel Todte unbeerdigt bleiben, weil ſie im hohen Getreide verborgen waren, andre ins Gehölz ſich als ſchwer Verwundete verkrochen hatten, und es an Einwohnern fehlte, die man hierzu ſonſt würde kommandirt haben. Die Franzoſen mußten Leute drey Stunden weit aus Wien kommen laſſen, und ſie mit 3 bis 5 Papiergulden täglich bezahlen. Dazu gaben ſich auch nur die niedrigſten Leute her, weil Jeder ſich vor dem abſcheulichen Geruch ſcheute, und dieſe begruben gerade nur ſo viel, als ſie ſchlechterdings mußten.

Bey Schönau kam ein Korps Franzoſen über die große Donau, brachten gleich Kanonen mit, und warfen im Nu eine Schanze auf, die ſie mit drey Kanonen beſetzten, um ſich im Nothfall den Rückzug zu decken. Wie vorſichtig! Die Vorſicht ſollte das freylich allen Anführern lehren, lehrt ſie's denn aber?

Ein öſtreichiſcher General, der bey Gelegenheit einer Sendung nach Wien kam, weil zwiſchen dem 22. May und dem 6. July, jedoch nicht unmittelbar nach der Schlacht bey Aſpern und Eßlingen, von dem Kaiſer Franz Friedensvorſchläge gemacht wurden, die Napoleon aber verwarf, ſoll erklärt haben:

> Das Anlegen von Schanzen ſey gegen die Regeln der neueſten Kriegskunſt, weil Zeit damit verloren ginge.

Vermuthlich wollte er den Fehler damit entſchuldigen, den man öſtreichiſcher Seits damals gemacht, daß man in Bayern vordrang, und ſich um Stützpunkte nicht ſonderlich bekümmerte, im Fall es zum Rückzuge käme; denn in dem Lager von Neuſiedel und Wagram hatten die Oeſtreicher Schanzen genug, wenn auch nicht überall die vollkommenſten. Allein hier gingen ſie auch nur vertheidigungsweiſe zu Werke.

Aber nun welche Unachtſamkeit von dem öſtreichiſchen Korps, was in der Nähe von

Schönau ſtand, wo die Franzoſen die große Donau auf Barken paſſirten! Ein ſchwer zu entſchuldigender Fehler muß hier vorgegangen ſeyn, wenn man gleich nicht die Perſonen gerade kennt, die ihn ſich hauptſächlich haben zu Schulden kommen laſſen. Da, wo ich meine Schwäche habe, da nämlich, wo die Armee, zu der ich gehöre, ein Ende nimmt, Fälle ausgenommen, wo das Ende eines Flügels beſonders ſtark beſetzt wäre, muß ich doch am meiſten auf meiner Hut ſeyn. Hier war unglücklicherweiſe die Schwäche des öſtreichiſchen linken Flügels ſehr bedeutend, denn bekanntlich ſollte erſt Erzherzog Johann noch aus Ungarn kommen, und wenn die Kommandeurs auf der linken Flanke von der dem Erzherzoge Johann zugeſendeten Ordre, ſo ſchnell als möglich herbeyzueilen, nichts wußten oder wiſſen konnten: ſo war dieſes ein Grund mehr zur höchſten Wachſamkeit. Ganz beſtimmt iſt es wahr, daß die Franzoſen bey Schönau ſo gut als gar keinen Widerſtand während des Landens erfuhren, und alſo hinlängliche Zeit hatten, ſich zu formiren und mit allem Vortheil anzugreifen. Man erzählte mir an Ort und Stelle, wenige Tage vorher ſey ein ſtarkes öſtreichiſches Korps gegen den Platz, wo die Franzoſen landeten, ſchnell vorgerückt, habe ſich aber faſt eben ſo ſchnell wieder zurückgezogen. Wie? wenn dieſes Korps in der Nähe blieb, und von Diſtanz zu Diſtanz, etwa 100 Schritte von einander entfernt, von dieſem Korps bis zur Hauptdonau Huſarenpatrouillen ſtanden, 6 bis 8 Mann breit und 15 Mann hoch, daß ich ſo ſage: ſo waren 800 bis 1000 Schritte des Donauufers, und eine Viertelſtunde rückwärts, wo gedachtes Korps hätte ſtehen müſſen, ſtreng bewacht, und der Feind wäre höchſt wahrſcheinlich beym Landen mit Mann und Maus in die große Donau geſtürzt worden, oder hätte um Quartier bitten müſſen. Wurden aber 800 Schritte vom großen Donauufer ſo bewacht, ſo hätte das hingereicht, denn allzuweit unten konnte der Feind über den Hauptſtrom nicht ſchiffen, weil er die Fahrt doch nur mit einem mäßigen Korps verſuchen durfte, und dieſes ſich alsdann zu weit von dem Gros der Armee, die auf Brücken ſchlechterdings übergehen mußte *), entfernt hätte.

Am 5. heißt es im franz. Bericht, beym erſten Hervorbrechen der Sonnenſtrahlen ſah Jedermann, welchen Plan der Kaiſer gehabt hatte, der ſich damals mit ſeiner Armee (hier wird pars pro toto zu nehmen ſeyn) am äußerſten Ende des feindlichen linken Flügels in Schlachtordnung befand, alle ſeine verſchanzten Lager tournirt, alle ſeine Werke unbrauch-

---

*) Warum dieſes? fragſt Du. Je nun, ſie mußte ja reichlich mit ſchwerem Geſchütz verſehen ſeyn, wenn ſie ein ſolches Heer, wie das öſtreichiſche, bekämpfen wollte. Mit zwey- bis dreyhundert Kanonen, worunter viele von ſchwerem Kaliber, ſetzt ſichs nicht gut über einen Strom, wie die Donau Eben daher kann aber auch das franzöſiſche Korps, was hernach den Oeſtreichern ſo viel Unheil brachte, im Anfange durchaus nicht ſehr furchtbar geweſen ſeyn; denn es wird ſicher nur wenige ganz leichte Feldſtücke mitgebracht haben.

bar gemacht, und ſo die Oeſtreicher gezwungen hatte, aus ihren Stellungen herauszugehen, und ihm auf einem für ihn paſſenden Terrain eine Schlacht zu liefern. Dieſes große Problem war gelöſt, und ohne die Donau anderswo zu paſſiren, ohne irgend eine Beſchützung von den angelegten Werken, zwang man den Feind, ſich drey Viertelſtunden weit von ſeinen Redouten zu ſchlagen. — —

Wie konnte, hörte ich fragen, dieß den öſtreichiſchen Feldherrn ſonderlich in Verlegenheit ſetzen? Er durfte ja nur Bülows Vorſchrift befolgen: wenn der Feind deine Flanke umgeht, ſo mache Fronte gegen ihn, dann haſt du ihn umgangen? Allein

1) Wie ſchon hier angegeben iſt, mußten ſich jetzt die Oeſtreicher außerhalb ihrer Verſchanzungen ſchlagen, was ſie durchaus nicht beabſichtigt hatten, und wozu ſie auch ohne die gerügte Vernachläßigung des Punktes bey Schönau nicht hätten gezwungen werden können. **Karl** war ja ſonſt nicht gewohnt,

ſich hinter Befeſtigungen einzuſchließen, er that es alſo gewiß hier aus guten Urſachen, die ſelbſt von den Franzoſen errathen wurden, vermuthlich weil ein großer Theil ſeiner Truppen zu ungeübt war, um geſchickte Manövres mit ihnen auszuführen. Hier dürfte alſo **Bülow** es ebenfalls für ein Unglück erklärt haben, umgangen worden zu ſeyn.

2) Läßt ſich leicht ermeſſen, daß **Bülows** Vorſchrift, die ich, weil ich das Buch ſelbſt nicht zur Hand habe, auch nur außer ihrem Zuſammenhange betrachten kann, bey einer ſo ungeheuern Armee, als die öſtreichiſche war, ſich gar nicht hätte anwenden laſſen. Die Unmöglichkeit angenommen, daß die Adjutanten, welche **Karln** die Nachricht brachten, daß ſein äußerſter linker Flügel tournirt ſey, in ihrer Geſchwindigkeit den Flug der Vögel übertroffen, und daß die Adjutanten, welche **Karls** Befehl, gegen den Feind Fronte zu machen, an die beyden Enden ſeines Heers befördern mußten, eben ſolche

Schnelligkeit beſaßen: ſo gehört doch warlich nicht wenig Zeit dazu, ehe ſo eine unermeßliche Armee ihre Stellung ſo gewaltig ändert. Die Infanterie mag Doublirſchritte über Doublirſchritte machen, ſo kann ſie doch nicht mehr thun, als menſchliche Kräfte erlauben. Vollends nun gar erſt hier, wo ſo viel ungeübtes Volk dabey war. Nur ein gewöhnlich guter feindlicher General, geſchweige denn ein Napoleon, wird dann warlich dem Gegner nicht ſo viel Zeit laſſen, ſondern friſch angreifen, und vor ſich her die Korps niederwerfen.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Am 5. July waren in Stadt (oder nach öſtreichiſcher Mundart Städtel) Enzersdorf noch ſechs Menſchen zurückgeblieben, worunter eine Kaffeeſiederin nebſt ihren zwey Mägden. Dieſe Frau hatte ſchon mehr Kriegsſcenen erlebt, und war alſo nicht ſo furchtſamer Art, wie manche zur Unzeit es ſind, und dann wieder ihren

Muth an der unrechten Stelle beweiſen. Gedachte ſechs Perſonen flüchteten ſich in einen Keller, wie ſie es wegen der Bomben und Granaten, die mit furchtbarem Gepraſſel niederſtürzten, und auf den Gaſſen wie in den Häuſern zerſprangen, wohl thun mußten. Auf einmal hörten ſie gewaltigen Jubel. Sie trauten kaum ihren Ohren: woher dieſe Töne der Freude mitten unter den Scenen des Jammers? Sollten die Oeſtreicher unvermuthet ein großes Glück erfochten haben?

Nur zu bald klärte ſichs auf: es waren die Franzoſen, die ſich ſo freuten, daß ſie endlich die Stadt erſtürmt hatten. Der erſte Aide du Camp des Herzogs von Rivoli, Namens St. Croix, war der Glückliche, der ſie einbekam; nach der Verſicherung der Oeſtreicher wars den Franzoſen ſauer genug gemacht worden. Zwey Bataillons machten ſie ihnen in dieſem Moment noch ſtreitig, dieſe wurden jetzt in der Stadt einigemal um die Kirche herumgetrieben, dann mußten ſie ſich mit ihrem Oberſten ergeben. Zwar wurde noch aus den Häuſern gefeuert, allein dieß konnte nichts Weſentliches mehr bewirken, und die Eroberer ſetzten ſich bald in völligen Beſitz. Als militairiſche Poſition war dieſes Städtchen an dieſem Tage für beyde Heere ein ſehr wichtiger Punkt; die Franzoſen wären, wenn es ſich länger hätte halten können, was ich nicht zu beurtheilen vermag, in ihrem Vordringen dadurch wahrſcheinlich ſehr aufgehalten worden. Sollte es behauptet werden, ſo hätte man öſtreichiſcher Seits Mittel finden müſſen, das Bomben- und Granatenfeuer des Feindes zu hindern oder zu ſchwächen; dieß war aber nicht Sache des Kommandanten in Enzersdorf, ſondern der nächſten öſtreichiſchen Batterien.

Zweyte Anekdote.

Wer wagt, gewinnt.

So die erwähnte Kaffeeſiederin. Welche freudige Ueberraſchung gewährte ſie den Franzoſen! Eine Perſon vom zweyten Geſchlecht, eine muthige und raſche Frau, und noch dazu Bereiterin eines Getränks, was ſie ſo lieben: ſie wurde ordentlich von ihnen fetirt. Sie bekam ſogleich Sauvegarde, und verdiente ſchönes Geld. Ein Beweis, daß mancher, wenn er da geblieben, doch auch wohl beſſer als beym Fliehen ſeine Rechnung gefunden hätte; was man freylich auch nicht ganz verbürgen kann. Die Menſchen lieben aber in ſolchen Fällen das Gewiſſe.

Hätte denn aber die öſtreichiſche Regierung Recht gehabt, als ſie die Einwohner zu der Zeit, wo ihre Armeen retiriren mußten, zum Fliehen auffoderte oder beorderte? Die Meynungen hierüber können getheilt ſeyn, ſo viel aber iſt ausgemacht, daß die öſtreichiſchen Gefilde, zum Ueberfluß noch von der mächtigen

Donau durchſtrömt, auf keine Weiſe mit ruſſiſchen Steppen Aehnlichkeit haben. Menſchenleere wird alſo mitten im Sommer einen Feind, der nur in etwas ſich zu helfen weiß, wohl nicht zum Rückzuge nöthigen, oder ihm das Vordringen ſehr erſchweren. Doch in unſern Kriegen ſeit 1792 kommen alle Verſuche zum Vorſchein, die man ſonſt in mehrern Jahrhunderten kaum alle durchmachte.

Funfzehnter Brief.

Verfolg des vorigen.

Hierher, dorthin ſchwankt die Schlacht,
Finſtrer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Schiller.

Aufgerollt wurde das öſtreichiſche Heer am 5. July doch warlich nicht, wie man bey dem Ungeſtüm der Angreifenden, und bey dem Umſtande, daß es ihnen gelungen war, an dem äußerſten Ende des öſtreichiſchen linken Flügels eine bedeutende Macht zu verſammeln, ohne daß **Karl** hierauf vorbereitet war, hätte erwarten ſollen. Hätte ein Aufrollen, nur einigermaßen dem bey Leuthen ähnlich, Statt gehabt, ſo würde man nicht von Sonnenaufgang bis Abends 9 Uhr haben kämpfen müſſen, ſo würde dieſer heiße Tag nicht erſt das Vorſpiel einer neuen großen Schlacht am folgenden Tage geweſen ſeyn. Die Franzoſen ſprechen ſelbſt bloß von Manövriren, wodurch ſie den Feind genöthigt, ein Dorf nach dem andern zu verlaſſen.

Wenn es wahr iſt, daß die Größe eines Feldherrn ſich dadurch am erſten bewährt, daß er unglückliche Vorfälle, die er nicht voraus ſah, möglichſt ſchnell wieder zu ſeinem Vortheile zu lenken ſucht: ſo hat Karl an dieſem Tage ſich größer gezeigt, als bey allen ſeinen früher errungenen Siegen. Hatten die Franzoſen ihm auf ſeinem linken Flügel den Rang abgewonnen, ſo war nichts richtiger berechnet, als dafür auf ihrem linken Flügel *) ſie auch zu übermannen. Dieß ließ ſich um ſo eher

---

*) Einmal ſcheint mir in dem franzöſiſchen Bericht ein Druckfehler zu ſeyn, daß es ſtatt des rechten Flügels der linke franzöſiſche Flügel heißen ſollte.

bewirken, als, wie ich glaube, Karl eine ungleich ſtärkere Truppenmaſſe auf ſeinem rechten Flügel konzentrirt hatte.

Saxgang oder Saxengang heißt das Schloß, auf welches die auf der Hauptdonau zu Schiffe gekommene franzöſiſche Kolonne losging. Das zu dem Schloſſe gehörige große Dorf heißt Oberhauſen, und wird in Ober-, Mittel- und Unterhauſen eingetheilt. Oben auf dem Schloſſe ſtand bloß eine Kanone, wie man mich verſicherte, und man hatte, um ſie dort zu poſtiren, das Dach des Schloſſes abgedeckt. Die Beſatzung beſtand aus Jägern, und könnte, meynte man, wohl 600—800 Mann ausgemacht haben; nach dem franzöſiſchen Bericht wären es 900 geweſen. Dieſer ſpricht auch von 12 Kanonen, die dort erobert worden; da müßte alſo in der Nähe eine Batterie geweſen ſeyn, welche die Franzoſen auch weggenommen hätten. Das Schloß iſt gegen einen ſolchen Coup de main wirklich ſehr feſt, ſobald der Gegner keine oder doch keine überlegne

legne Artillerie hat. Die Franzoſen waren jedoch, ſoviel man weiß, an Artillerie überlegen, und zwangen hierdurch die Jäger zur Uebergabe. Verzweifelte Gegenwehr ſcheint freylich nicht Statt gefunden zu haben, und ſo war abermals ein ſchöner Stützpunkt an dieſem Tage (den 5. July) für die Oeſtreicher verloren.

Von Saxgang bewegte ſich eine franzöſiſche Kolonne nach Wittau, einem etwa 1500 Schritt von dem erſtern entfernten Dorfe. Das wurde nun gewaltig mitgenommen, und hatte bald nichts Eßbares, weder Hornvieh, noch Schweine, noch Geflügel mehr aufzuweiſen. Nur die Pferde blieben den Einwohnern, denn dieſer bedienten ſie ſich, um ſich eiligſt aus dem Staube zu machen.

Frage: Würden die Franzoſen ſich über die ſtarke Donau bey Schönau gewagt haben, wenn das anſehnliche öſtreichiſche Armeekorps, das, wie oben erinnert, am 1. oder 2. July gegen Schönau vorrückte, dort ſtehen geblieben wäre? Das möchte ich ſehr bezweifeln. Dann hätte aber auch kein ſo nachtheiliger Angriff auf Karls Heer ſich machen laſſen. Was bewegte die Oeſtreicher, ſich ſobald wieder wegzuziehen? Doch wohl falſche Demonſtrationen des Feindes, wodurch er ſie glauben machte, daß dieſer Punkt von ihm nicht gemeynt ſey. Oder wären ſie durch einfältige oder unredliche Spione irre geleitet worden? Die Franzoſen müſſen gute Kundſchafter gehabt haben, oder ſie beſaßen eine glückliche Divinationsgabe. So ganz aufs Gerathewohl, ſollte man denken, würden ſie eine ganze Kolonne braver Leute nicht dem ihnen ſo gefährlich gewordnen großen Strom anvertraut haben.

Bey Gelegenheit der erſten Schlacht äuſſerten wir die Muthmaßung, dem Spioniren ſey von beyden Seiten die reißende Donau im Wege geweſen; jetzt war ſie aber nicht mehr ſo angeſchwollen: was hinderte nun die öſtreichiſchen Chefs, ſich mit den beſten Kundſchaftern zu verſorgen? Ehedem, und zwar nicht vor gar langer Zeit, wurde keine Ausgabe beym öſtreichiſchen Militair vom Aerarium wieder erſtattet, wenn ſie nicht mit einer Quittung belegt war. Kundſchafter lieben es aber gar nicht, wenn ſie Quittungen ausſtellen ſollen. Der Generaliſſimus, ey! dem wird man freylich ſolche Belege nicht abgefodert haben, aber der kommandirte hier auch zunächſt nicht, und mit andern Feldherren hätte man doch wohl wegen der Quittungen es genauer genommen. Das wäre etwas zur Entſchuldigung derer, welche den Hauptſtrom der Donau ſo nachläßig bewachten; aber ſchwer dürfte es ihnen doch werden, ihr Benehmen als verzeihlich darzuſtellen. Die Zeit birgt noch wichtige Aufſchlüſſe über dieſe zwey höchſt merkwürdigen Schlachttage in ihrem Schooße, die gerade für den Helden am wenigſten nachtheilig ſeyn dürften, über den man im erſten Gefühle des Schmerzes über vereitelte kühne, und nicht ganz unrechte Hoffnungen ſo unbillig zu urtheilen wagte.

Pisdorf liegt ½ Stunden von Enzersdorf. Es war ſonſt eine berühmte Wallfahrtskapelle, ſo klein das Gebäude auch iſt, und ſehr reich; unter Joſeph II., der das Wallfahrten gar nicht liebte, hörte ſie auf, die Gläubigen zu tröſten, und wurde in einen Schüttboden verwandelt. Man findet den Ort auf allen Landcharten, obgleich das Ganze nur aus dieſem Duodezgebäude und einer Scharfrichterey beſteht. Der beträchtliche Jahrmarkt, der ſonſt dort gehalten wurde, ſo wie der Geruch der Heiligkeit, haben dieſem Dinge bey den Geographen einen Namen gegeben. Den Beſitzer der Scharfrichterey ſchilderte man als einen ſteinreichen Mann; er hatte aber zweymal die Ehre des Alleinwohnens genoſſen, 1805 wie 1809, und wollte jetzt nicht mehr dort hauſen. Er flüchtete ſchon mit ſammt ſeinem Schwerdt, als die Oeſtreicher noch da ſtanden, und das Eintreffen der Franzoſen noch nicht zu fürchten war; denn erſtere hatten ſchon zu fleißig ihn beſucht, und mancherley freundſchaftliche Bedürfniſſe ihm geäußert.

Die Oeſtreicher vergaßen die alte Heiligkeit, weil der Schüttboden ſie ihnen verbarg, und holten ſich Breter aus der Kapelle, ſoviel ſie konnten. Nach der Schlacht bey Wagram krochen von den hart Verwundeten viele hinein; ohne ſich um die Nationalfeindſchaft mehr zu kümmern, ächzte hier ein Franzoſe neben einem vor Schmerz ſich krümmenden Oeſtreicher, und gewiß hätte ſich gern einer dem andern geholfen, aber die Natur hatte alle Tröſtungen ihnen verſagt, außer denen, die ſie etwa in ſich ſelbſt fanden, bis die wohlthätige Bewußtloſigkeit eintrat. Ihr Ungerechten, die ihr bey dem Genuß aller Bequemlichkeiten den Himmel mit euern Klagen beläſtigt, tretet her und ſeht, wie der blühendſte Jüngling, durch Talente, Geburt, körperliche Schönheit, feine Sitten und rühmliche Kenntniſſe, der Stolz ſeiner Kameraden, und die Freude des zweyten Geſchlechts, ſo wie überhaupt der Menſchheit, hier in dieſer öden Kapelle, abgeſchnitten von der ganzen Welt — denn die geſunden Krieger ſind längſt fort, und die Einwohner weit und breit herum auch — nur nach einem Tropfen Waſſer ſchmachtet, und wie er ſtatt deſſen ſein reichlich quellendes Blut verſchluckt. Dort in jenem Winkel liegt ein für Götter und Menſchen noch ungleich intereſſanteres Schauſpiel, ein Mann in reifen Jahren, der von der Wiege an gegen ſein hartes Schickſal ankämpfte, deſſen feines und ſtets reges Ehrgefühl man tauſendmal zerknirſchte, und der es doch bis zum letzten Athemzuge behauptete; deſſen warmes Herz die ganze Menſchheit ſo oft hätte an ſeinen Buſen drücken mögen, und den man gleichwohl aufs Schrecklichſte verkannte und mit Wuth verfolgte; der, hätte ein Weib ihm Liebe geſchenkt, dieſe mit allem vergolten hätte, was der kraftvolle, feſte und entſchloſſene Mann einem Weibe gewähren kann, deſſen einzige wahre Geliebte ihm aber ſchon in die fremden Gefilde vorausgegangen war;

dem Freundſchaft das Höchſte und Würdigſte blieb, der aber nur ſelten ſie in ihrem Umfange ſchmeckte, weil auch der Freund nur ſelten in ſein Herz ſich recht hineindenken konnte; den man endlich, weil er, durch ſchreckliche Erfahrungen belehrt, nur zu oft ſchwarze Anſchläge errieth, die man im Finſtern gegen ihn ſchmiedete, mit dem Titel eines Menſchenfeindes beehrte, und ſo gleichſam dem öffentlichen Haſſe weihte. Nun, Bruder, noch einmal friſche Luft geſchöpft, es iſt ja der letzte Kampf, den du zu beſtehen haſt. Die Natur ſcheint noch einmal ihren Zorn auszugießen, aber bald wird ſie huldvoll und gnädig dich in ihre Arme nehmen, und du wirſt den Schlangen Laokoons entwunden ſeyn.

Dieſen Brief will ich mit keinem Humor verderben. Warum ſoll man auch nicht dann und wann einmal ein Nachtſtück aufſtellen? Es giebt ihrer ja wirklich in der Natur, doch das ſchwärzeſte Nachtſtück iſt immer das, wenn der Menſch ſich ſelbſt verläßt. Halte ſich doch jeder dieſe Erinnerung vor, ſie iſt die erſte und letzte im Regiſter der menſchlichen Leiden. Nun dann, Natur, ſo ermanne dich in mir und in jedem, daß wir das Geſicht aufwärts gerichtet erhalten, und was nur irgend möglich, nicht einen Augenblick Würmern ähnlich, am Boden herumkriechen. Heiliges Bewußtſeyn ſtärke uns auf dem Gange durch dieſe halb grimmige, halb freundliche Wildniß, wenn wir einmal ganz den Pfad zu verlieren ſcheinen. Leb wohl.

Sechzehnter Brief.

Auf ihr Brüder! feſten Muthes
Vor den Feind gerückt!
Denkt des alten deutſchen Blutes,
Friſch das Schwerdt gezückt!
Ruhe wird den Kampf belohnen,
Fried' in euern Hütten wohnen,
Nach der Arbeit läßt ſichs ruhn,
Männer müſſen Thaten thun.

Alles, was der Krieg nur Wüthendes hat, ſchien er gleichſam dießmal erſchöpfen zu wollen. Einen langen Sommertag hindurch hatte man ſich unaufhörlich geſchlagen, nun ſollte auch die kurze Nacht mit zu Hülfe genommen werden. Die Sachſen mußten im Dunkeln zum Angriff des Dorfes Wagram mitwirken, und erlitten bedeutenden Verluſt. (Wenn mein

Gedächtniß mich nicht trügt, beläuft ſich ihr Verluſt an Todten und Verwundeten in dieſen beyden Tagen auf 4300 Mann und 143 Offiziere). In Wagram iſt ein kleiner Weiher, der, erzählte man uns, ſey ganz mit ſächſiſchen Hüten, die darauf herumgeſchwommen, während die Körper wahrſcheinlich im Schlamme des Weihers verſenkt waren, bedeckt geweſen.

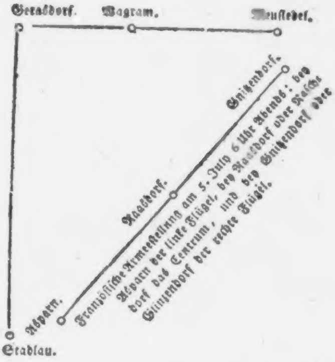
Was N. bey Jena gelang, ohne es ganz vorherzuſehen und zu bezwecken, die feindliche Armee in verſchiedene Korps zu zerſchneiden, die, weder Ordnung noch Ziel mehr kennend, leicht eins nach dem andern aufzureiben waren, das beabſichtigte er nach franzöſiſchem Bericht hier beſtimmt durch die Wegnahme des Dorfs Wagram. Ein Verſehen, durch die Dunkelheit entſtanden, daß eine Kolonne Sachſen und eine Kolonne Franzoſen ſich für Feinde hielten und auf einander feuerten, hätte alſo bloß das öſtreichiſche Heer vor einer eben ſo traurigen und kränkenden Kataſtrophe bewahrt? So meynte es wenigſtens damals der Feind. Es ſteht nicht in unſerm Vermögen, das pro und contra gründlich abzuwägen,

1) weil wir leider bis auf den letzten Augenblick die öſtreichiſchen Tagesberichte erwartet, und ſie doch Trotz allen Anſtrengungen nicht erhalten haben;
2) weil wir nicht wiſſen, ob die Stellung der öſtreichiſchen Armee am 5. July 6 Uhr Abends genau ſo war, als das franzöſiſche Bülletin ſie angiebt, daß der rechte Flügel von Stadlau bis Gernsdorf, das Centrum von Gernsdorf bis Wagram, und der linke Flügel von Wagram bis Neuſiedel (Margrafenneuſiedel) reichte;
3) weil ſich eine Differenz in meinen Charten ergiebt *), die ich nicht heben kann,

---

*) Frage: Warum haſt du dich nicht beſſer zu deiner Reiſe mit allen Hülfsmitteln ausgerüſtet? — Weil es ſehr ſchleunig mit der Reiſe herging. — Warum eileſt du ſo? — Weil die Jahrszeit auf die Neige ging, und ich fürchten mußte, wenn der Waffenſtillſtand zwiſchen dem 3. Auguſt und 14. Oktober aufgekündigt würde, von der Bereiſung der Schlachtfelder ganz zurückgewieſen

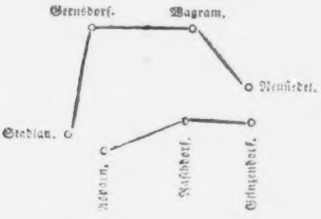
indem, wie ich offen geſtehe, ich nicht nach Gerasdorf, Görsdorf oder Gernsdorf gekommen bin. Nach der etwas alten, aber nicht unverdienſtlichen, Chorographie depromta ex mappa majori Vischeriana, die Wien und ſeine Umgebungen in einem Umkreiſe von ſechs Meilen darſtellt, hätte das öſtreichiſche Heer am 5. July Abends 6 Uhr ſo geſtanden:


Gerasdorf.
Wagram.
Neuſiedel.
Gnitzendorf.
Raasdorf.
Aſpern.
Stadlau.
Franzöſiſche Armeeſtellung am 5. July 6 Uhr Abends: bey
Aſpern der linke Flügel, bey Raasdorf oder Raſch-
dorf das Centrum, und bey Gnitzendorf oder
Glinzendorf der rechte Flügel.

zu werden, und nichts als Schimpf, Schaden und Reue mir zu bereiten.

Nach einer andern Charte des Erzherzogthums Oeſtreich in zwey Blättern von einem Ungenannten, die im Lande ſelbſt verfertigt zu ſeyn ſcheint, war die Stellung am 5. July 6 Uhr Abends folgende:

Oeſtreichiſche Armee.


Gernsdorf.
Wagram.
Neuſiedel.
Stadlau.
Aspern.
Raſchdorf.
Glinzendorf.

Franzöſiſche Armee.

Ich gebe mich für keinen Militairverſtändigen aus, in dem wahren Sinne, wie's genommen werden muß — denn das wäre lächerlich — ich ſtrebe nur nach der Ehre, dem Geſchichtſchreiber vorzuarbeiten; aber das ſehe ich, und jeder, der etwas Augen zum Sehen hat, daß Erzherzog **Karl** warlich keine ſchlechte

Stellung genommen hatte, und ſeinen Feind furchtbar bedrohte. Und das am Ende eines Tages, der ſo unglückbringend für ihn geweſen war? Wo man ſich auf ſeinem linken Flügel ſolcher ſtrafbaren Vernachläßigungen ſchuldig gemacht hatte? Doch es bedarf wohl keines weitern Zeugniſſes, wo der Sieger ſelbſt durch ſein Benehmen bey häuslichen Verbindungen das Bekenntniß ablegt, und wo er ſelbſt ſtillſchweigend geſteht, daß er von Leidenſchaftlichkeit ſich in gewiſſen Momenten übereilen ließ.

Ja, es war eine Rieſenſchlacht, und ohne die außerordentliche Bereitwilligkeit, ohne den raſtloſen Eifer, den Napoleon allen ſeinen Untergebnen einzuflößen weiß, hätte Napoleon ſie nicht gewonnen. Die Franzoſen wurden auf ihrem linken Flügel (nach ihrem Ausdruck freylich mit Willen, woran man aber in Wien wenigſtens zweifelte) bis auf die Lobauinſel zurückgetrieben, und der Sieg ſchwankte wohl mehr als jemals. Da marſchirte Graf Lauriſton an der Spitze einer Batterie von 100 Artillerieſtücken (muß doch alſo lauter reitende, wie es ſcheint, geweſen ſeyn) im Trab gegen den Feind an, näherte ſich ihm ohne zu feuern, bis auf eine halbe Kanonenſchußweite, und fing dort ein bewundernswürdiges Feuer an, wodurch das feindliche zum Schweigen, und Tod in ſeine Reihen gebracht wurde. Das wäre alſo wohl die Gelegenheit, wo Napoleon geſagt haben ſoll:

Il faut que ce jour à jamais mémorable
finisse par un coup de tonnère.
Es muß dieſer auf ewig merkwürdige Tag
durch einen Donnerſchlag endigen.

Freylich, wenn N. im Stande war, 100 Kanonen reitende Artillerie auf einen Punkt zu vereinigen, ſo konnte der Feind nicht länger widerſtehen; denn mag er auch noch ſo viel ſchweres Geſchütz gehabt haben, eine ſolche reitende Artillerie hatte er nicht. Und wenn er ſelbſt Napoleons Kriegsgenie übertroffen, ſo hätte er hier nachgeben müſſen.

Von 10 Uhr Vormittags an, heißt es, ſchlugen ſich die Oeſtreicher nur wegen ihres Rückzugs. Aber wie? Bey der Stallingerhütte, nach Atterklaa gehörig, eine kleine halbe Stunde hinter Wagram, wenn man von Neuſiedel kommt, focht man mit Wuth, und es koſtete viel Menſchen. Von dort zogen ſich die Oeſtreicher wieder links, und nahmen erſt bey Atterklaa eine Stellung. Hier warfen ſie in der Eil einen Erdwall auf, den ich noch vorfand, und nun fing der Tod an zu mähen. Die Franzoſen mit ihrer gewohnten Hitze, jetzt noch durch den Erfolg begeiſtert, gingen darauf an, als ob ſie den Himmel ſtürmen wollten, bedeckten aber im Nu die Erde. Ein mörderiſches Kartätſchen- und Kleingewehrfeuer empfing ſie, ſo wie ſie ſich nahten, und was von den angreifenden Kolonnen übrig war, zog ſich zurück, um ſich aufs neue zu ſammeln. Viermal beſtürmten ſie die Poſition bey Atterklaa, und viermal mußten ſie weichen; erſt bey dem Fünftenmale gelang es ihnen durchzudringen,

ohne

ohne jedoch den Gegner in ſchreckliche Verwirrung zu ſetzen. Der gab nur der Gewalt der Umſtände nach, und zog ſich wie ein Löwe zurück, das Geſicht ſtets dem Feinde zugekehrt. Man hat ſoviel über die retrograden Bewegungen ſeit 1792 geſpottet, ſie ſind nicht angenehm, aber doch weit rühmlicher als eine wilde Flucht.

Anekdoten.

Erſte Anecdote.

Ein großer Monarch ſah bekanntlich dieſer Schlacht auf einem Belvedere bey Wolkersdorf zu; als er zuletzt merkte, daß ſie eine unvortheilhafte Wendung nähme, ſoll er zu einem Begleiter geſagt haben: nun wollen wir nach Hauſe gehen. Man legte ihm dieß, wenn es anders gegründet iſt, in Wien als Phlegma aus, und wollte es ihm übel nehmen. Aber ich wüßte doch in der That nicht, was man über eine Sache, die einmal nicht zu ändern iſt, Beſſeres ſagen ſollte. Anders drückt freylich der Cholerikus, anders der Sanguineus, anders der Melancholikus, und wieder anders der Phlegmatikus ſich über fehlgeſchlagene Erwartungen und harte Schläge des Schickſals aus; aber wer in ſeiner Art am meiſten Recht hat, das wird wohl in Ewigkeit nicht völlig entſchieden werden.

Nach andern Nachrichten, auch in Wien eingezogen, ſoll dieſer Monarch, als er das Belvedere verließ, ganz untröſtlich geweſen ſeyn. Siehe, die Zeit, und ſeine Politik hat ihm den ſchönſten Troſt bereitet.

Una virgo nubendo nobis restituit rem.

Wir lieferten in den Intelligenzblättern zu den Friedenspräliminarien Band 3. Nr. 6. einen kurzen Aufſatz mit der Aufſchrift: Hätte doch nur dießmal ein Weib ihre Reize geltend gemacht! Dießmal, dürfen wir rufen, hat ein deutſches Weib ihre Reize geltend gemacht. Jene hätte ihrem Vaterlande dadurch wahrſcheinlich den dreyßigjährigen Krieg erſpart, dieſe ſichert es vor der noch nicht verdienten Schmach, ganz zu erliegen, und ſchenkt vielleicht der ganzen Welt den ſo lang erſehnten Frieden. Da hat der Philoſoph und der Sänger doch wieder einmal Stoff, die deutſchen Frauen zu loben, die beynahe ganz in Decadence gekommen waren.

Zweyte Anekdote.

In Neuſiedel war faſt alles abgebrannt, und gerade das, was ſtehen geblieben wäre, meynte mein Führer, hätte am erſten wegbrennen können.

Ich. Warum?

Führer. Nun, weil die Beſitzer es am erſten hätten verſchmerzen können.

Es war nämlich ein Dominikanervorwerk, nach Wien gehörig, und das Pfarrhaus, was der Kaiſer doch würde haben wieder aufbauen müſſen.

Ich. Ja, der Weltlauf richtet ſich nicht ſtets nach den Bedürfniſſen.

Dritte Anekdote.

Bey Neuſiedel und da herum fand ich alle Weiden abgeſchält. Das haben, ſagte mein Führer, die Oeſtreicher gethan, ſie nahmen den innern Baſt, um den Weizen, den ſie ſtatt des leeren Strohs brauchten, damit auf die Lagerhütten zu binden, vermuthlich weil ſie nicht Waſſer genug hatten, die aus Weizen zu verfertigenden Seile zu befeuchten, und zum Binden tauglich zu machen, oder weil ſie zu gemüthlich hierzu waren. So gingen alſo auch in dieſer Gegend Bäume zu Grunde, die man ſonſt faſt bey jeder Zerſtörung ruhig läßt, weil ſie ſelten zu brauchen ſind. Aber nur Geduld, die gute Natur wird in Oeſtreich alles bald herſtellen, und in zehn Jahren, wenn nun endlich einmal Friede bleibt, wird jede Kriegsſpur dort völlig verwiſcht ſeyn.

Siebzehnter Brief.

Nun, lieber F., wird das liebe Ich recht wieder hervortreten. Ich benachrichtige Dich hievon, damit Dirs nicht unerwartet kommt, und Du um deßwillen es übel nimmſt. Was hat man ſonſt in der leidigen Welt als ſich ſelbſt? Das muß man warm halten. Damit Du aber nicht zu ſehr erſchrickſt, ſo wiſſe, meine Wanderungen auf dem Schlachtfelde ſind es, die ich jetzt secundum eminentiam zum Beſten geben will. Das wird die Sünde ein wenig guſtöſer machen.

Ich hatte von Wien aus einen Lohnbedienten mit, das war ein geborner Pole; in Enzersdorf wählte ich einen Lokalführer, der war ein geborner Böhme, und ſeiner Profeſſion nach ein Nadler. So führte der Zufall mir die beyden ſtreitenden Hauptmächte in nuce zu, denn der Böhme hielt die öſtreichiſche Parthey, wiewohl, ſeiner Behauptung nach, auf gemäßigte Weiſe, der Pole aber formirte den vollkommnen Antagoniſten in aller ſeiner Leidenſchaftlichkeit, ohne es eigentlich zu ſeyn. Erſterer, wo er franzöſiſche Mützen oder Schakos ſah, freute ſich, eilte auf ſie zu, und ſtieß ſie mit den Füßen fort; letzterer fand Vergnügen, wenn er recht viel öſtreichiſche Helme ſah, ließ ſie aber ruhig liegen, und ärgerte ſich nur im Stillen über des Andern Gewaltſtreiche.

Von Enzersdorf bis Pisdorf, und ſoweit man in dieſer großen Ebne ſehen konnte, war der herrlichſte Weizenboden des Marchfeldes, aber bis Pisdorf nichts eingeerndtet. Die Erde war ſo feſt geſtampft, daß man ſie nicht bearbeiten konnte; es zeigten ſich Spuren, daß man neuerlich mit dem Pfluge den Verſuch gemacht, aber wieder hatte abſtehen müſſen. Deſto reichlicher war Futter vorhanden von dem ausgefallnen Weizen, der aufgeſchoſſen war; aber nur kein Vieh da, was es hätte freſſen können, ſo daß alſo die Natur, wie's ihr oft eigen iſt, ihre Lebenskeime umſonſt verſchwendete. Von Pisdorf hat man nur ſechs Stunden nach Ungarn, was jenſeits des Marchfluſſes anfängt, der dem Marchfelde den Namen giebt, und in die Donau fällt.

Hier hatte ich in mein Tagebuch geſchrieben:

> Etwas ſehr Merkwürdiges, wenns völlig gegründet iſt — die Leute dort herum ſagen es wenigſtens — Erzherzog Johann war ſchon am 5. July zu Schönfeld, alſo kaum zwey Meilen von der rechten Kolonne der Franzoſen, die über und bey der großen Donau herkamen. Er ſoll wieder zurückgemußt haben, weil man ihm ſagen laſſen, man brauche ihn nicht, und ſey ſchon ſelbſt ſtark genug. Wir hoffen dieſes noch verifiziren zu können, weils zu wichtig iſt.

Karl und Johann haben dieſes beyde erörtert, erſterer ſchien der Meynung, letzterer habe nicht genug geeilt; letzterer behauptete, er habe Karls Befehle zu ſpät erhalten, und alſo nicht herankommen können. Faktiſch iſt es aber doch, daß er am 6. July nahe genug war, um mit ſeiner Kavallerie den Feind im Rücken zu beunruhigen, wie er auch that, nur daß es nichts Entſcheidendes gab. Hier möchte man aber doch fragen: wenn Kavallerie, wärs auch nur leichte, wärens auch nur 2000 Mann geweſen, den Feind erreichen konnte, warum nicht auch Infanterie? Konnte dieſe nicht hinten auf den Pferden Platz nehmen, dann ſchnell herunterſpringen, und mit der Reiterey vereint ein reſpektables Armeekorps bilden, was dem Feinde den Sieg entriß, oder ihm gar eine völlige Niederlage beybrachte?

Dieſe Fragen können nur durch treue Berichte von mitwirkenden Perſonen beantwortet werden. Man denke ſich aber Karls gerechten Schmerz, als nicht nur wider Vermuthen der linke Flügel umgangen ward, ſondern auch ſein Bruder nicht eintraf.

Die franzöſiſchen Schanzen waren faſt alle ſehr gut gearbeitet, mit einer Genauigkeit, als ſeyen ſie für die Ewigkeit gemacht, ob ſie gleich vermuthen konnten, wie auch bey meiner Abreiſe von Wien geſchah, daß ſie dieſelben würden wieder zerſtören müſſen. Die öſtreichiſchen Schanzen kann ich nicht ſo loben, ſie ſchienen mir ſo zuſammengeſudelt, da die Oeſtreicher doch annehmen durften, daß ſie auch für folgende Kriege zu brauchen ſeyn würden. Manches hatten franzöſiſche Hände, als ſie die Schanzen in Beſitz nahmen, daran zerſtört, Manches aber auch ganz unverſehrt gelaſſen, ſo daß man wohl von dem Erhaltnen auf das Nichterhaltne ſchließen konnte, das Urtheil derer, die es noch in ſeinem urſprünglichen Zuſtande geſehen, nicht erſt zu erwähnen. Selbſt da, wo die Oeſtreicher von Raſen bauten, geriethen ihre Schanzen leicht in Verfall, weil ſie den Raſen nicht begoſſen, und er alſo auch nicht zuſammenwuchs. Wenn man gemeinen öſtreichiſchen Kriegern das angerathen, möchten ſie einen wohl für halb närriſch angeſehen und geantwortet haben:

Wer wirds halter die Schanzen begießen?

Rasumovski

Der ruſſiſche Graf Roskovski oder Rosnovski, vordem Geſandter ſeines Hofs in Wien, hat in dieſer Hauptſtadt eine ganze Reihe von Häuſern im Beſitz. Er ſcheint an Wien Gefallen zu finden, und ſeine Reichthümer großentheils hieher zu ziehen, welches man ihm ruſſiſcher Seits doch nicht erſchweren muß. Auch in dem Dörfchen Mühlleiten (was man als neuer angelegt, auf ältern Charten nicht findet), nicht weit von dem Orte, wo die Franzoſen am 4. und 5. July auf Schiffbrücken von der Lobauinſel herkamen, findeſt Du eine dieſem Grafen gehörige Faſanerie, die nebſt den Gebäuden unverſehrt geblieben iſt. Bloß ein Luſthaus, mit Stroh gedeckt, aber inwendig gut verziert, hatte man ihm verwüſtet.

Mitten auf einer Wieſe ſtand auch ein Pavillon, den er hatte bauen laſſen. Hier, rief ein Spaßvogel aus, haben die Krieger ſich doch ſehr anſtändig betragen, denn ſie haben doch die Hälfte der Fenſter ganz gelaſſen. Einen großen Vortheil haben die Einwohner von Mühlleiten, Schönau und andern Ortſchaften: die Hirſche, welche auf der Lobauinſel thronten, können ihnen nicht mehr durch Exkurſionen von daher die Felder verwüſten. Schon die Oeſtreicher, und noch mehr die Sieger, haben ihre Zahl gewaltig vermindert, ſo daß ich keinen zu Geſicht bekommen konnte. Dieß wird nicht das einzige Gute ſeyn, was der Krieg hervorgebracht hat, wer Luſt hat dergleichen aufzuſuchen, wird den Oeſtreichern manchen Troſt bereiten können, ohne bloß ſeinem Scharfſinne Ehre zu machen.

Franzöſiſche Ingenieurs nahmen jetzt die ganze Gegend auf, und werden reichliche Beyträge zu ihrem Kriegsdepot geliefert haben, was, wenn es ſo fortgeht, bald die getreuſten und vollſtändigſten Charten und Plane der ganzen bewohnten Erde enthalten wird. Schon jetzt möchte der Fall ſeyn, daß ſie, von der Mehrheit zu ſprechen, alle öſtreichiſche Provinzen, wo ſie als Sieger einzogen, beſſer als die inländiſchen Offiziere kannten. So dachte und handelte auch der alte Friedrich, nur gewöhnliche Menſchen denken und handeln nicht ſo: ihm war das böhmiſche Gebirge und Böhmen ſelbſt in ſeinem Innern bekannter als deſſen Beſitzern, und mitten im Frieden hielt er Offiziere an den Grenzen, die in der ſchönen Jahrszeit, ſoviel ſie konnten, aufnehmen mußten.

Das ſchönſte Weizenfeld ſah ich erſt am 24. Oktober abmähen. Du kannſt leicht denken, wie wenig davon zu brauchen war. Es fehlte an Menſchen, um die Arbeit früher zu verrichten. Ueberdieß, wären dieſe heimgekehrt, um zu erndten, ſo hätten die Sieger den Ertrag ſich ausgebeten. Jetzt wollte man nur den Acker reinigen, um neu zu pflügen. Manche hatten die Erndte doch früher verſucht, wenn auch nicht ganz zur rechten Zeit, aber da hatte der Himmel ſich dagegen erklärt, und es war ihnen in den Mandeln verdorben. Kurz, ſie ſollten einmal nichts haben, und ſich an Ergebung gewöhnen lernen, was ſo übel in dieſer Welt nicht iſt, wenn man es gehörig zu praktiziren weiß.

Zehn Stunden herum habe ich nur ein einziges Stück Rindvieh geſehen, was ſich über ſeine ungeſtrafte Exiſtenz ordentlich zu wundern ſchien; manches mochte aber nur ſeiner Rückkehr entgegenharren, bis die fremden Herren ſich entfernt hätten. Ich fragte die Leute, ob die Nachbarn, welche ihr Vieh behalten, ſie nicht mit etwas davon unterſtützten, oder ſie mit Betten, Kleidern, Hausrath ꝛc. verſorgten, und erhielt zur Antwort:

> Ja, ſo ſind hier herum die Leute nicht, die ſorgen nur für ſich.

Das wollen wir aber doch nicht ſo ganz buchſtäblich nehmen, ſondern vielmehr glauben:

daß die lieben Nachbarn bloß darum nichts hergegeben, weil ſie gefürchtet, es möchte aufs neue in Anſpruch genommen werden. Wir hoffen und erwarten alſo, daß ſie jetzt, da völliger Friede eingetreten iſt, deſto reichlicher ihre Milde ergießen werden.

Als die Einwohner von Enzersdorf vor Abſchluß des Friedens, der aber ſchon nicht mehr bezweifelt wurde, zurückkamen, hatten ſie nichts zu leben. Drey unter ihnen hatten noch einen Schöps, der langte aber nicht für ſo viele. Sie gingen alſo zum Stadtrichter.

Fangt eine Kuh,

ſagte dieſer. Dieß geſchah, ſie wurde geſchlachtet, und es fand ſich, daß ſie einem Bürger gehörte. Dieſer foderte 24 Papierkreuzer für das Pfund, es wurden ihm aber nur 20 Kreuzer zugeſtanden. Dieß war, riefen die Enzersdorfer, das letzte Fleiſch um einen ſo civilen Preis, jetzt müſſen wir 30 Kreuzer fürs Pfund geben, d. i. ungefähr 10 Kreuzer Konventionsgeld. Vor 12 Jahren koſtete das beſte ungarſche 6 Kreuzer. Ich erzähle das von Enzersdorf, weil es ein treues Gemälde der Kriegsdrangſale iſt. Ein Ey koſtete 12 Papierkreuzer, oder 4 gute Kreuzer, das war eigentlich noch nicht viel, denn es gab keine Hühner.

Oeſtreichiſche Bauern und Bürger als Flüchtlinge.

Sie hielten ſich ſechs Wochen in den Wäldern auf, ſchliefen auf Wägen, wenn ſie welche bey ſich hatten, ſonſt mußten ſie etwa ſich Hütten bereiten, wie ſie's bey ihrem Militair, und ihr Militair es bey den Franzoſen gelernt; nur daß die Erdhütten im Walde, wegen der Wurzeln, nicht gut ſich graben ließen. Indeſſen es war gerade im wärmſten Sommer, und dort iſts ohnehin nicht ſo kalt, als in der Nähe des Rieſengebirges, denn in den Wiener Gärten findeſt Du ſüße und bittere Mandelbäume, die im Freyen wachſen, nur daß die Frucht eine dreymal dickere Schale als die italieniſche hat, wie im Norden von Deutſchland der Pfirſchenkern. Indeſſen mochte dieſes Kampiren Oeſtreichern hart genug ſcheinen, zumal da ſie etwas unbehülflich ſind, und manches Erleichterungsmittel nicht kennen. Solche Aufmunterungen aus dem Seelenſchlafe wirken manchmal auf viele Jahrzehnde hinaus; wenigſtens werden die Oeſtreicher manche gute Erinnerung, die ſie ſonſt im Gefühl der körperlichen Behaglichkeit verlachten, nicht mehr närriſch finden.

Wurden ſie nach ihrer Weiſe gepeinigt, ſo erfuhren ſie hinterher zu gerechtem Troſte, daß ihre Gegner auf der Lobauinſel auch ihren Theil bekommen hatten. Denen erklärten die Mücken den Krieg als ächte Beutemacher. Man kann ſich das denken, wenn man die Inſel nur obenhin anſieht: ſoviel ſumpfichte Stellen, ſoviel ſtehendes Waſſer, ſo lang entbehrte menſchliche Bewohner, und wenn den Aeußerungen der Mücken zu trauen iſt, ſo ſüßes Blut als die Tauſende von franzöſiſchen Neukonſtribirten hatten. Vom 22. May bis zum

zum 4. July ſich täglich mit ſolchen Gäſten herumzuſchlagen, war eine große Prüfung der Geduld. Doch gegen das, was dieſe Krieger in Polen erlitten, möchte es immer noch eine Kleinigkeit geweſen ſeyn; ſicher ſind aber die Franzoſen von der Meynung zurückgekommen, die ſie 1807 und 1808 ſo häufig in Schleſien äußerten: daß die Eroberung Oeſtreichs nur ein Frühſtück ſey. So ganz Unrecht möchten ſie indeſſen auch nicht gehabt haben, wenn ſchon damals der Krieg wieder ausgebrochen wäre; denn Oeſtreich hatte damals ſeine Kräfte noch nicht geſammelt, und Frankreich die ſeinigen nicht meiſtens in Spanien konzentrirt.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Die konnten es doch noch beſſer.

Der Nadler Sterzel hatte einen Laden in Enzersdorf, handelte mit Ulmer Pfeifenköpfen, Schiefertafeln und allen Nadlerwaaren. Jetzt kamen die Franzoſen, und nahmen die Pfeifenköpfe als etwas, was ſie brauchen konnten, beſonders in Hinſicht auf die Mücken, welche ihnen, von der Lobauinſel kommend, noch in friſchem Andenken ſchwebten; das übrige ließen ſie aber unberührt. Bald hernach trafen Oeſtreicher ein, im Gefolge ihrer Weiber; die ſtiegen in den Laden, raſten alles Bewegliche zuſammen, und langten es den Weibern durchs Fenſter, die ſchon mit Tragwerkzeugen verſehen waren. Den Weibern ſtand alles an, weil ſie alles zu brauchen wußten, und damit wieder Handel trieben, wobey ſie noch die Freude hatten, von ſich honetter Weiſe ſagen zu können, daß ſie mit kurzer Waare handelten. Die konnten es alſo doch noch beſſer.

Zweyte Anekdote.

Das heiß ich doch eine Sache bedenken.

Die Oeſtreicher plünderten öfters zur Vorſorge, was in der That recht brüderlich zu ſeyn ſcheint. Oft waren nämlich die Franzoſen ſchon auf dem Nacken: laßt's euch immer gefallen, hieß es da, ihr verlierts doch! Im

Grunde hatten ſie oft Recht, nur möchten die Beſitzer es dann und wann noch haben ſelbſt retten können; allein die Nothfälle erlauben kein ſtrenges Gericht. Bisweilen holten ſich auch die Kaiſerlichen etwas mit großer Lebensgefahr aus den Häuſern, wenn dieſe ſchon brannten, und der Feind ſchon im Orte war; das hätten wir, Kraft unſrer Privatmoral, ihnen ohne allen Abzug oder Verkümmerung zugeſprochen, auf welche Sentenz ſie aber nicht erſt gewartet haben.

Dritte Anekdote.

Iſt noch was da, ſo muß es herbey.

Als der Waffenſtillſtand ſchon in völliger Wirkſamkeit war, machten die Franzoſen oder ihre deutſchen Bundesgenoſſen noch öfterer Exkurſionen nach Schönau. Ratio decidens: es fehlte ihnen an Fleiſch, und dort war noch Vieh. Sie umgaben die Heerden aller Art, die im Vertrauen auf die halb vergrabne Axt (nach Art der nordamerikaniſchen Wilden zu reden) ſich ihrer Weiden freuten, und ſuchten, wie Polyphem, cyklopiſchen Andenkens, die fettern Gefährten zuerſt mit dem Troſte für die magern, daß ſie zuletzt dran kommen würden. Das trieben ſie ſo lange, bis wirklich nichts mehr da war. Aber die Leutchen wußten ſich auch nicht zu helfen, denn wenn auch ſelche Exzeſſe dann und wann vorfallen, und bey keinem Heere ganz zu verhüten ſind: ſo kann man doch durch Beſchwerden an gehörigem Orte vorbeugen, daß ſie nicht muthwillig wiederholt werden.

Sinds halt Landler.

Achtzehnter Brief.

Den Königl. ſächſiſchen Truppen kann ich ein großes Lob zubereiten, ſie wurden von den Oeſtreichern ſehr gerühmt und auch geliebt. Jetzt wirds ihnen gar nicht ſchaden, daß ich das anführe, ſechs Monate früher hätte mancher bedeutende Mann wohl eine verdrießliche Miene gemacht, und vor ſich hingeſprochen: wenn doch der Freund mit ſeinem unzeitigen Loben dahinten bliebe! Wir wollen nicht gelobt ſeyn.

Nun alſo, die Sachſen hatten ſich in Oeſtreich ſehr gut betragen, und betrugen ſich noch ſo, als ich abreiſte. Man wußte dieſes, und ſtellte ſie daher als Sauvegarden hin, da, wo Gewaltthätigkeiten von andern Truppen zu beſorgen waren. Sie machten aber auch nicht ſelten die unangenehme Erfahrung, daß rohe Krieger ſie als Wachen nicht reſpektirten. Ob das wohl ganz ohne ihre Schuld geſchah? Eine Wache wird doch wiſſen, was ſie für Rechte hat, und Muth beſitzen, ſie geltend zu machen? Die ſächſiſche Artigkeit iſt da nicht an ihrem Orte, Bajonette und Kolben, wenns auch auf Tod und Leben des Angreifers ginge, ſind da die beſten Repliken. Das wird ſich mit der Zeit wohl noch lernen, wenn die ſächſiſchen Krieger ſich ſo wie die bayerſchen zu fühlen anfangen, wozu ſie, dächt' ich, doch auch berufen ſind.

Wo Licht iſt, muß auch Schatten ſeyn. Viele Sachſen ſteckten ſich in Civilkleidung, und verbargen ſich in Oeſtreich, theils um dort zu bleiben, theils unter dieſer Hülle bey günſtigen Umſtänden ins Vaterland zurückzukehren. Ein etwas unruhiges Völkchen mag es wohl ſeyn, das nicht allemal recht weiß, was es will; hier ſieht man nicht ſo ganz, was ſie (ich ſpreche von der gemeinen Volksklaſſe) gegen Oeſtreich in etwas zu günſtige Stimmung verſetzt hat. Iſt nicht ihr Souverain Napoleons treuer Bundsgenoſſe? Haben ſie nicht oft ängſtlich und ſcheel drein geſehen, daß ihr Fürſtenhaus ſich mit dem kaiſerlich-öſtreichiſchen verſchwägerte, weil ſie ſo ſtrenge Proteſtanten waren, und daher irgend eine Gefahr für ihr Kirchenſyſtem ſich träumten? Die gute Stimmung für Preußen ließ ſich leichter erklären, denn ſeit 1777 war Sachſen aufs engſte mit Preußen verbunden, und hatte manchen Vortheil dabey geerndtet. So war nun die ganze Generation in dieſer Denkart aufgewachſen, und das legt ſich nicht gleich wie ein Kleid ab. Doch wie freue ich mich, daß dem Anſchein nach jetzt den wohlwollenden Neigungen ſo leicht keine Gewalt mehr angethan werden darf!

Ich fahre in meinen Wanderungen fort. Bey Neuſiedel iſt ein ſehr alter Thurm, worauf ehedem Kanonen geſtanden haben. Ich fragte: wozu?

Gegen den Chruzen-Rummel, antworteten die Einwohner. Das hieße, ſo viel ich muthmaßen kann, gegen die räuberiſchen Einfälle von Ungarn her, vielleicht der Slawaken, die von dort nicht weit entfernt ſind, und als Ungarn noch ſeine eignen Könige hatte, ſich vielleicht allerley freundſchaftliche Beſuche erlauben mochten. Der Thurm iſt mit einem anſehnlichen Erdwalle umgeben, und wäre noch jetzt ein guter Vertheidigungspunkt. Er trifft grade auf den linken Flügel der öſtreichiſchen Armee, die hier am 5. July umgangen wurde. Man kann nicht mehr hinauf, weil die Treppe eingefallen, ſonſt iſt er aber noch ſehr feſt, und größtentheils aus Quaderſteinen gebaut, ſo daß er noch manches Jahrhundert erleben kann. Hier oben hätte ein Poſten ſtehen ſollen, um die Bewegungen der Franzoſen gegen die öſtreichiſche linke Flanke zu obſerviren. Auf einem ſo feſten Mauerwerke ließ ſich ſchon ein

Standpunkt anbringen, wenn die Wache auch hätte auf einer Leiter hinanſteigen ſollen. Um gegen einen Feldherrn wie Napoleon zu beſtehen, würde ich meinen Kriegern manches zumuthen, was ſie ſonſt nicht hätten thun dürfen.

Wir gingen nun das kaiſerliche Lager hinunter. Zuerſt fand ich einen Franzoſenfuß bis ans Knie, dann eine unzählbare Menge kaiſerliche Helme, aber auch nicht wenig franzöſiſche Schakos oder Mützen; vielleicht hatte man beym Begraben etwas mehr auf Wegſchaffung dieſer letztern Bedacht nehmen müſſen. Die Pferde guckten überall hervor, bald die Schweife, bald die Köpfe, bald der Rücken; mehr als zu oft hatte man ſichs leichter gemacht und ſie gar nicht begraben. Leicht hätte man viele Hundert Unbegrabne auffinden können. An Düngung dieſes üppigen Weizenfeldes wird dieſes Frühjahr kein Mangel ſeyn, und umgearbeitet wird es auch mehr als jemals, um die tauſend und aber tauſend Löcher, die durch die

Erdhütten entſtanden ſind, wieder auszufüllen. Die heurige Erndte könnte alſo den Einwohnern leicht den Verluſt der vorjährigen mit vergüten.

Nachſtehendes ſchrieb ich zu Baumersdorf, eine gute halbe Stunde von Deutſch-Wagram. Auf ältern Charten iſt es als eine neuere Anlage nicht zu finden. Ich kam den 25. Oktober zu Mittag hier an. Ich konzipirte neben einer Küche in einer Ruine, die das Wirthshaus vorſtellen ſollte, eigentlich war es die Hausflur. Vier Thüren zeigen an, daß man ſonſt wohin hat gehen können, was jetzt nicht mehr der Fall iſt. Ueber mir habe ich einige faſt ganz verbrannte Balken, auf dieſen hat man eine Art von Dach aus Schindeln, Stroh, Spänen ꝛc. formirt, was jedoch augenblicklich einzuſtürzen droht, und meiner Schreiberey ein ſchnelles Ende bereiten kann. Die Leute ſind ruhig darunter, dem Schutze des Himmels vertrauend: im Winkel iſt ein Haufen von Stroh, wo der Dorfhirt ſchläft. Dieſer arme Schelm glaubt in dieſer vollkommnen Ruine wenigſtens des Nachts nicht, daß man ihn ſuchen werde; da ſind aber zum Unglück zwey Hunde übrig, die ſchlagen an, als Franzoſen durchmarſchiren. Wo Hunde ſind, ſind auch Menſchen, argumentiren die Freunde, und ſtöbern ihn auf, um ihnen weit und breit als Bote zu dienen.

In Enzersdorf war es mir gelungen, Fett und Kartoffeln zu bekommen, und meinen Polen, der ein gelernter Koch war, oder ſeyn wollte, ſchickte ich voraus nach Baumersdorf, daß wir uns wieder einmal bey dieſen Schlachtviſiten ſatt eſſen könnten, woran außerhalb Wiens bis jetzt nicht zu denken geweſen war. Der Pole mußte im Namen des zweyten Führers, der dort bekannt war, das beſte Küchengeräth, was ſie noch hätten, requiriren; ſo bekamen wir wirklich eine eiſerne Pfanne, um die Kartoffeln zu braten, drittehalb irdene Teller, einige ganz verbrauchte blecherne Löffel, aber nur ein einziges Glas, und auch nicht einen hölzernen Schemel. Wein fehlte dagegen weder hier noch irgendwo; meine Herren, die Oeſtreicher, wie Du ſiehſt, wußten was noth thut. Um genannte Herrlichkeiten für uns zuſammen zu bringen, hatte die Wirthin den ganzen Vorrath im Dorfe zuſammenborgen müſſen. Wenn ſolche Verwüſtungen Gegenden wie dieſe treffen, dann ſind ſie ein bloßes memento mori; treffen ſie aber eine ſandige Mark, oder ein Königreich Preußen, und es kommt kein Friedrich mit noch gefüllter Schatzkammer und noch vollſtändigerer Einſicht dahinter: ſo giebt das nicht bloß Erinnerung an, ſondern wirklichen Tod.

Das ganze Baumersdorf war bey der zweyten Schlacht in Brand gerathen, Kanonenkugeln lagen hier in allen Winkeln. Von Neuſiedel bis Baumersdorf, wie es mir ſchien, hatten die Oeſtreicher den ſtärkſten Theil ihres Lagers: es waren alles Erdhütten, aber jetzt ſchon zerſtört, weil jeder zuerſt Kommende nach dem Rückzuge der Kaiſerlichen, denen die Franzoſen hitzig folgten, ſich davon nehmen konnte, was ihm gefiel. Eine ſolche Erdhütte fand ich noch ganz; nach dieſer zu urtheilen, waren ſie ſehr ſchlecht geweſen: ſie hatten viel Platz von außen weggenommen, und doch kaum für 3 bis 4 Mann Platz von innen. Die Truppen müſſen alſo ſehr gepreßt gelegen, und an Krankheiten, die beſonders an der Landwehr hinterher ſich noch wüthend äußerten, mag es nicht gefehlt haben. Daß ſie übrigens vom 22. May bis 4. July Mangel gelitten, habe ich nicht gehört, und man darf alſo wohl hier das Gegentheil annehmen. Sie hatten noch große fruchtbare Landſtrecken zur Seite und im Rükken, welche der Feind nicht hatte entamiren können.

Man ſtaunt, wenn man die vortheilhafte Stellung der Oeſtreicher vor der zweyten Schlacht ſieht, es iſt eine faſt ununterbrochene Anhöhe; die Franzoſen mußten daher faſt überall, wo ſie nicht ſeitwärts kamen, Berg an attakiren. Doch ſollte ich meynen, wenn die Oeſtreicher in den letzten Jahren nicht beſſer als ſonſt im Anſchlagen geübt worden ſind, ſo werden die Musketenkugeln dem Feinde nicht viel geſchadet haben. Deſto mehr aber wahrſcheinlich die Artillerie, die ſchon vor zehn und zwanzig Jahren geachtet und gut behandelt war, und daher auch ihren Poſten mit Ehren ausfüllte. Die römiſche Infanterie, als ſie einſt auf einer ähnlichen Anhöhe ſtand, machte auf die anrückenden Gegner eine Generaldecharge mit Steinen, und ſetzte ſie dadurch in große Verwirrung, welche den Römern den Sieg verſchaffte. Unter der Vorausſetzung, daß die öſtreichiſche Infanterie nicht anzuſchlagen verſtand, hätte ſie auch vielleicht mehr gewirkt, wenn ſie den Feind mit einem Steinregen empfangen, und dann mit dem Bajonett auf ihn heruntergeſtürzt wäre. Doch wir wollen das gern nicht weiter ausmalen, die neuere und neueſte Kriegskunſt der Deutſchen, mit der es faſt wie noch vor 12 bis 15 Jahren mit der neuern und neueſten Philoſophie geht, ohne die man nämlich nicht ſelig werden kann, was doch in unſern körperlichen Zeiten nichts Kleines iſt, möchte mich derb auf die Finger klopfen.

Du willſt noch einige Pinſelſtriche zu einem Schlachtfelde, hier ſind ſie. Du ſiehſt dort etwas in die Höhe ragen — es ſind die Füße und Schenkel eines Kriegers, der aus Schmerz über eine erhaltene Wunde, oder aus Furcht vor einer zu empfangenden, in eine Hütte kriechen wollte, die aber treulos über ihm zuſammenſtürzte, und ihn entweder am halben Leibe zerſchmetterte, oder doch wenn er zu ſchwach war, ſich herauszuarbeiten, erſtickte. So kann es geweſen ſeyn, und ſo dachte ich mirs anfänglich mit Schaudern, aber vielleicht iſt auch der bleſſirte Krieger ruhig halb unter dem Dache, halb unter freyem Himmel geſtorben, und die Hütte iſt erſt vier Wochen ſpäter auf ſeinen Leichnam gefallen.

Du guckſt in eine noch ziemlich erhaltne Erdhütte. Ein Todter liegt nackt, wie er aus dem Schooße der Mutter kam, auf dem Rükken ausgeſtreckt, und ſein halb verweſtes Geſicht ſpricht Dich eben nicht freundlich an. Du fährſt mit einem Franzoſen von Atterklaa nach Raasdorf, es fängt ſchon ſtark an zu dämmern, da ſtarrt Dich ein derber muskulöſer Sachſe auf dem Rücken liegend und ſteif ausgeſtreckt, die Zähne fletſchend, weil die Lippen ſchon weg ſind, dicht am Wege an. Mein Franzos nicht faul ſpringt vom Wagen, um zu forſchen, ob der Todte außer dem Obolus für den Fährmann noch ſonſt etwas Ueberflüßiges habe, aber ſie waren hier lange ſchon geweſt. — Du ſchauſt nach Deinen Führern, der Pole hält ſich gut, und würde, obgleich Philoſophie ſeine Sache nicht iſt, doch unbedenklich mit Dir auf dem Schlachtfelde kampiren; aber der andre trippelt und trippelt, es ſcheint ihm im Dunkeln nicht mehr geheuer. Er verſichert Dich mit aller Beredſamkeit, die er auftreiben kann, es ſey durchaus nichts Merkwürdiges mehr zu ſehen; wir würden in Enzersdorf, wenn wir länger weilten, kein Quartier mehr bekommen.

Von Baumersdorf ging das kaiſerliche Lager noch bis Wagram, zwiſchen dieſen beyden Dörfern war aber nichts mehr zu ſehen, denn die Einwohner hatten ſchon viel weggeräumt und die Felder umgearbeitet. Als ſie die Beſtandtheile des Lagers ſich aneigneten, kehrte die alte Regel zurück: pauper ubique jacet, denn wer Pferde hatte, kam und holte ſich gleich etwas Erkleckliches, worunter das Schwerſte und Beſte, die Armen mußten ſich bloß mit dem hinterlaſſenen Geſtrüppe behelfen. Außer Balken, Bretern, ungedroſchnem Weizen wird aber wohl nicht allzu viel von den Kriegern, die auch nichts übrig haben, hinterlaſſen worden ſeyn.

Da, wo die Franzoſen nach geſchloſſenem Waffenſtilleſtande ihr Lager aufſchlugen, galt obige Regel einmal nicht. Als ſpekulative Köpfe mähten ſie den Weizen ab, ſchickten ihn in die Mühle, und ließen ſich den Ertrag ſchmecken. Unter den Hausleuten auf den Dörfern war ſo mancher nicht geflohen, weil er nicht ſo gar viel zu verlieren hatte; dieſe halfen den Franzoſen bey der Erndte, und empfingen dafür reichlichen Antheil. Die Bauern waren nicht da, der Weizen wäre ohnehin verdorben, folglich iſt alles ſo, wie es ſeyn ſollte. — Hier im Marchfelde ſah ich das Getreide mit Pferden ausdreſchen oder austreten, indem ſie im Kreiſe darauf herumgingen. Man verſicherte mich, daß die Körner rein heraus gingen, und ſetzte hinzu: die Bauern hätten viel Feld, und müßten daher auch viel Pferde halten; dieſe aber wüßten ſie im Winter nicht anders gehörig zu beſchäftigen.

Als ich meine alte Chorographie ex mappa Vischeriana deprompta in Wagram ausbreitete, war gerade der katholiſche Pfarrer von N. zugegen. Ich klagte über ihre Mängel, und trug mir neuere Ortſchaften darauf ein.

„Tröſten Sie ſich,“ hub er an, „bey den öſtreichiſchen Offizieren habe ich gewöhnlich auch nur dieſes Blatt geſehen. Sie wußten von Baumersdorf nicht mehr, als Sie, und wunderten ſich, es da zu finden; die Franzoſen kannten es aber recht gut, weil ſie entweder neuere inländiſche oder ihre eignen Charten hatten.“

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Schon nach geſchloſſenem Waffenſtillſtande bemerkten die Franzoſen zu St. Veit unweit Schönbrunn bey einem Bauer zwey fette Schweine, die ihren Appetit gewaltig reizten, weil ſie großen Mangel an Fleiſch, zumal an gutem, hatten. Dort ſie mit Gewalt zu nehmen, war kein Gedanke, denn der Ort iſt nicht ſo abgelegen, wie Schönau, folglich waren auch hohe Behörden in der Nähe; ſie beſchloſſen alſo, ſie zu ſtehlen. Man kaufte ein halbes Pfund Schwefel, verfertigte daraus große

Gebinde von Schwefelfaden, und zündete dieſe im Stalle an. Der Dampf betäubte die Schweine, ſie fühlten ihre Lungen gepreßt, und ſchwiegen ſtockſtill. So gelang es den Appetitsmännern, ſie unbemerkt herauszubringen, und die Thäter blieben unbekannt.

Zweyte Anekdote.

Drey oder vier Stunden von Wien in einem Flecken, deſſen Namen ich entweder vergeſſen, oder den man mir nicht genannt hat, ſollte ſich folgendes Faktum zugetragen haben. Ein Trupp Franzoſen kamen zu einem Wirth, und fingen an zu plündern. Der Mann hatte 70 Eymer Wein im Keller, die wurden nicht alle getrunken, aber alle ruinirt. Auch das nicht genug, man bemächtigte ſich der Frau, und zugleich des Mannes, und zwang letztern, zu einem Geſchäft zu leuchten, was nach der ſtrengern Moral zu den Werken der Finſterniß gehört. Hiebey iſt Folgendes zu erinnern:

1) Daß man im Keller am leichteſten ſich betrinkt, iſt klar, und daß dann zehn- und zwanzigmal mehr von den ihrer Sinne nicht Mächtigen verwüſtet als getrunken wird, iſt es nicht minder.

2) Daß betrunkenen Leuten alles zuzutrauen iſt, was zu den Werken der Sinnlichkeit gehört, ſobald es gemeine Krieger ſind, wird auch niemand bezweifeln.

3) Daß aber dergleichen Hiſtörchen, wie das mit der Frau, in allen Kriegen und in allen Provinzen von Deutſchland auf Rechnung der Gegner herumlaufen, das können wir auch bezeugen.

Dritte Anekdote.

Der wurde nach Verdienſt bezahlt.

Im erſten Theile dieſer Briefe S. 306. heißt es: Wenn der Friede noch einige Zeit ausgeblieben wäre, ſo würde man hier nicht mehr gewußt haben, wie man im Kleinern kaufen und verkaufen ſollte. Bankozettel und Kupfer waren das gewöhnliche Tauſchmittel; allein der Wucher berechnete längſt, daß auch mit dem Kupfer noch Agio getrieben werden könnte, und man weigerte ſich, Kupfer auf Papier herauszugeben. Nun iſt dieſer Wucher offenbar ſchändlich ꝛc., wie Du es weiter nachleſen magſt.

Ein alter Mann ſammelte tauſend Gulden in klingendem Kupfer, um gegen 8, 10 oder nach Umſtänden noch höhere Prozente die Kleinhändler damit zu erfreuen. Die Franzoſen erfuhren es, vielleicht durch einen deutſchen Angeber, der aber hierüber zu preiſen war; ſogleich beorderte man einige Mann, welche den Mammon aufſpürten, und den Eigenthümer zwangen, ihn ſelbſt ins franzöſiſche Lager zu tragen. Hoffentlich hat er davon nichts wieder bekommen, und das ſtrenge Beyſpiel etwas gewirkt. Man ſieht, daß es nirgends an Leuten fehlt, welche aufs allgemeine Elend ſpekuliren.

In Wien würden die Franzoſen, wenn ſie es anders erfahren, und nicht vermeyntlicher Patriotismus oder Furcht die Angeber zurückgehalten, gar manches runde Sümmchen der Art haben wegnehmen können.

Neunzehnter Brief.

Ich hatte, als ich drey Tage bey ziemlich gutem Wetter die Schlachtgefilde durchwandert, am 26. Oktober das Glück, an einem der ſchönſten Herbſttage die merkwürdige Lobauinſel ganz nach meinem Gefallen zu beſehen. Ehe ich noch von Aſparn oder Großaſparn her zu der Brücke kam, die von der Lobau zu der Lobauinſel führt, fand ich ſchon viel franzöſiſche Schanzen und Verhaue, ſeit dem 18. oder 20. May angelegt, welche den Brückenkopf bildeten. Die Verhaue waren faſt undurchdringlich. So wie man von Aſparn her die Inſel ſelbſt betrat, zeigten ſich neue ſtarke Verſchanzungen, und ſelbſt kleine Kaſematten aus Raſen, vermuthlich zur Aufbewahrung des Pulvers und der Kartouchen. Wo dicht an dieſem Donauarm Bäume ſtanden, hatten ſie die Verſchanzungen erſt hinter den Bäumen angelegt, um doppelten Schutz zu haben. Hunderttauſend Mann könnten auf dieſer Inſel bequem ſich mit einander ſchlagen. Wie wird ſich einſt der Geſchicht- und Alterthumsforſcher quälen, wenn er die Gegend, wo in einem ſo kurzen Zeitraume ſo große Thaten geſchahen, genau beſtimmen, und die Verdienſte eines Napoleon und Karl gehörig würdigen will! Denn man ſieht deutlich vorher, daß in zwey Jahrhunderten die eigenſinnige und ſtürmiſche Donau das Terrain bedeutend verändert haben wird.

Ich ſpazierte einige Stunden auf der Inſel herum, und ſah doch nur den kleinern Theil. Jenem Schiffer- oder Fährhauſe nach Mühlleiten hin gegenüber, wo das verbündete Heer zur Schlacht bey Wagram überging, waren Gensdarmes geſtellt, die während der Schlacht zwar jeden hinüber, aber keinen zurückgehen ließen, die Verwundeten und ihre nöthigſten

Begleiter ausgenommen. Denn bey einem ſo gemiſchten Heere konnte es ohne Wunder nicht an Kriegern fehlen, die das Leben ein wenig zu lieb hatten; man muß aber doch auch nicht zu fürchten gehabt haben, daß ſie in Maſſe ankommen würden: ſonſt hätte man ſich nicht auf eine Hand voll Gensdarmes verlaſſen können.

Am 22. May konnte die Inſel noch ſehr wenig verſchanzt ſeyn, denn Napoleon eilte zu ſchnell vorwärts; in den erſten Tagen des July hingegen war ſie ſo befeſtigt, daß, wie es ſchien, 30,000 Mann hätten drauf gehen müſſen, um ſie zu nehmen. Die Schanzen, ſo viel ich ſah, waren meiſt aus Schanzkörben zuſammengeſetzt, weil man viel Geſträuch zur Hand hatte. Mehrere Lager, wo Franzoſen oder Deutſche kampirt hatten, ſah ich noch ziemlich unverſehrt; nach dem Waffenſtillſtande machten auch die Sachſen ſich auf der Inſel ein Lager, das aber am 26. Oktober ſchon wie alle übrige aufgehoben war.

Ungefähr auf der Mitte dieſer Inſel ſteht ein Jägerhaus, das jetzt wüſte war; Scheunen, Schuppen und Haus hatten kein Bret mehr, ſie waren alle abgebrochen; aus Verdruß über die Beraubung war manches gar eingefallen, ſo neu es auch ſchien; Fenſter, Thüren, Oefen durfte man auch nicht mehr ſuchen. Die kleinen Inſelchen auf der Inſel, zu denen man ohne Brücken nicht kommen kann, wären trefflich geeignet zu chineſiſchen Brücken und engliſchen Partien. Ueberhaupt wäre dieſe Inſel das prächtigſte Landgut, ich zittre ordentlich vor Freude, wenn ich mich als deſſen Beſitzer denke. Die Nähe von Wien, um die Produkte gut abzuſetzen, und doch nicht zu große Nähe; die Fruchtbarkeit des Bodens, und die freundlichen Gehölze; und jetzt noch der Gedanke, daß man dicht bey Gefilden hauſe, wo die größten Thaten geſchahen, und Napoleon ſelbſt mit unwillkührlicher Achtung für die zu bekämpfenden Heroen durchdrungen wurde. Erlaube mir immer ein wenig im Reiche der Möglichkeiten zu ſchwärmen, für die Wahrſcheinlichkeit ſtreite ich ohnehin nicht; denn es ſind ältere Kompetenten da. Welche? — wie kannſt du nach Leſung des Vorhergegangenen noch fragen. Die wohlgehörnten und Donau umfloſſenen Hirſche, deren Jagd doch wohl eben ſo viel werth iſt, als meine Exiſtenz, und die von funfzig oder hundert glücklichen Familien. Da ſie aber vor der Hand alle niedergeſchoſſen ſind, ſo würde man mit den etwanigen neuen Anſiedlern aus ihrer Mitte wohl fertig werden.

Ich will mich der Kürze wegen nur gleich ſelbſt widerlegen. Die Lobauinſel iſt bedeutenden Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, wenn auch nicht immer; da würde man alſo, im Fall ein Waſſerbaumeiſter nicht gründlich Rath ſchaffte, einen ziemlichen Theil des Bodens nicht ſo recht ſein eigen nennen können. Allein das Jägerhaus hat meines Wiſſens noch keine Waſſersnoth erfahren, dort herum dürfte man vollkommen ruhig ſeinen Kohl pflanzen können.

Mit den getreuen Nachbarn würde es nur etwas hopern. Die Enzersdorfer behaupten, die ganze Lobau ſey ehedem ihr Eigenthum geweſen, ihre Vorfahren hätten auf der Inſel, damals noch Halbinſel, gepflügt, bis die Donau durchgebrochen, und ſie dem Kaiſer zugeſpült habe. Gegen den mußten ſie die Segel einziehen, gegen mich würden ſie bald ihr Näherrecht behaupten. Schon jetzt machten ſie im Stillen Vindikationsverſuche, und holten ſich daher ſo vieles Holz, als ihre Hände und ihre Kähne vermochten. Die ſtrenge Polizey ſchlief noch, doch gab die böſe Mutter ſchon Zeichen ihres baldigen Erwachens durch Publikanda von ſich, welche dergleichen Holzacquiſitionen zwar noch nicht hinderten, aber doch unterſagten.

Vielleicht iſt es wahr, vielleicht auch nicht, daß die Regierung durch den Ausgang des Krieges im Herbſt 1809 mehr Mißvergnügte als vor vier Jahren in ihrem Lande hatte. Es wäre ſchon darum begreiflich, weil man jetzt die Kriegslaſten ganz anders als im Jahr 1805 empfand. Die vielen zerſtörten Flecken und Dörfer, die ungleich größere Anſtrengung der Staatskräfte, der bey weitem ſtärkere Menſchenverluſt mitten im Lande, wo jeder hellſehende Einwohner ihn berechnen konnte; die ungleich zahlreichere Truppenmaſſe, welche der Feind nach und nach ins Land hereinführte; die Zuverſicht, mit welcher die Regierung einen glücklichen Erfolg verheißen hatte; dieß und manches andre kann mehr Mißmuth als damals erzeugt haben. Allein ſehr guten Eindruck mußte es machen, und hat nach öffentlichen Blättern es gemacht, daß Oeſtreichs Kaiſer, gleich nach dem Abzug der erſten franzöſiſchen Korps wieder in ſeiner Hauptſtadt erſchien. Ein ſolches Benehmen giebt immer zu erkennen, daß der Regent nicht mehr als was durch die offiziellen Berichte bekannt worden iſt, verloren zu haben glaubt, daß er ſelbſt neuen Muth gefaßt hat, und daß alſo die

Noth der am meiſten bedrängten Volksglieder Linderung ſich verſprechen darf.

Ehre brachte es den Oeſtreichern und Wienern nicht, wenn ſie ihren Karl auch nur auf Augenblicke ſo ſehr verkannten; doch aber giebt es zu Karls Ruhm den Beweis, welch beſondres Vertrauen die Mehrheit bis zum geſchloſſenen Waffenſtillſtande auf ihn ſetzte. Dieſer Grad von Vertrauen muß die ganze gemeinere Klaſſe von Streitern beleben, weil er zur Erlangung des Siegs ſehr wichtig iſt; aber denkende Köpfe, oder die es zu ſeyn Anſpruch machen, beurkundeten eben nicht ihren Scharfſinn, wenn ſie Karln unter dieſen Umſtänden geradezu für unüberwindlich hielten, und dann hinterher über ihn unzufrieden ſich zeigten. Doch ich wette, jetzt ſind alle Mißempfindungen über Franzen ſowohl als über Karln rein vergeſſen, und nur ſo lange, als die Wunden des Staats noch lebhaft ſchmerzen, werden jene bisweilen wieder aufgeregt werden.

Anekdoten.

Erſte Anekdote.

Ehe man in Wien noch etwas von den Friedensbedingungen wußte, die neun Tage ſpäter als die Ankündigung des Friedens ſelbſt in den öffentlichen Blättern erſchienen, beſtimmten viel ehrliche Oeſtreicher ſchon Tag und Stunde, wo die kaiſerlichen Truppen wieder einrücken würden, was man zu Ende des Oktobers noch nicht einmal genau ſagen konnte. Es ſchien wenigſtens zu beweiſen, daß die Landesvertheidiger mit Ungeduld erwartet würden. In einem benachbarten Staate beſtimmte man vor einigen Jahren die Ankunft der eignen Armee, ehe ſie noch organiſirt war; das war doch noch ſtärker verrechnet.

Zweyte Anekdote.

Die Einwohner des Dorfs Neuſiedel, deſſen ich öfterer erwähnt, brachten Hunderte von Gewehren zuſammen, und waren damit glücklicher als die Enzersdorfer mit ihren Kanonenkugeln.

kugeln. Vieles wurde ihnen freylich auch wieder abgenommen, aber ſie machten doch gute Geſchäfte mit den Juden und Trödlern. Patrontaſchen, Helme und Schakos müſſen für die Nichtkrieger das Unbrauchbarſte in der Welt ſeyn, kein Menſch hatte ſie in Poſſeß genommen; nur die Schuhmacher hatten die Dekkel von den Patrontaſchen abgeſchnitten, ſo daß auch nicht eine mehr damit verſehen war. Ich würde vorſchlagen, die Helme als Taubenneſter zu benutzen — ein bekanntes Sinnbild des Friedens — offenbar ſind ſie dauerhafter als die Strohneſter, welche einſt der Naturdichter Hiller flocht. Ich würde auch rathen, ſie gleich zu dieſem Zweck zu verwenden, um auf jeden Fall den Schein des Friedens zu haben, wenns wider alles Verhoffen auch jetzt noch an der Wirklichkeit gebrechen ſollte.

Dritte Anekdote.

Aechtes Vaterlandsgefühl.

Der Wirth in Baumersdorf, wo wir ſo patriarchaliſch unſer Mittagsmahl hielten, hatte einen Sohn bey der Landwehr. Nun war nach der Schlacht am 5. und 6. July der größte Theil der Landwehrmänner nach Hauſe gegangen, dieſer dachte nicht daran ſich zu eklipſiren.

> Nein, ſagte er, ich gehe nicht, ſo lange meine Obern mich nicht gehen heißen. Ich bin einmal aufgeboten, und kann nicht nach meinem Kopfe handeln. So lange meine Chefs mich behalten, müſſen ſie auch glauben, daß ich auf meinem Poſten nicht unnöthig bin. Ginge es auch manchmal mit Quartier, Kleidung, Unterhalt und Geſundheit nicht, wie ich es wünſchte, ſo muß ich bedenken, daß ich im Felde bin, wo die beſten Anführer es ihren Kriegern nicht allemal zu Dank machen können.

Er kehrte ſich alſo nicht an den Aufruf der Franzoſen, den Du weiter unten leſen wirſt, wohl aber thaten es die ungarſchen Inſurrektionstruppen, die in der Schlacht bey Raab, nach Wiener Berichten, alle linksum machten, dadurch weſentlich zum Verluſt des Treffens beytragen mochten, und im Nachhauſegehen in den Häuſern noch alles mitnahmen, was nicht niet- und nagelfeſt war.

Zwanzigſter Brief.

Im April 1810.

Jetzt ſitze ich hier und ſinne, was ich Dir zuerſt geben ſoll, in mancherley Materialien vertieft, die, eigentlich genommen, alle intereſſant genug ſind. Eben erhalte ich folgende Ankündigung, die auf den Straßen ausgetheilt wird:

Heute, Sonntag, den 29. Oktober 1809, wenn die Witterung günſtig iſt, werde ich die Ehre haben, den angekündigten öffentlichen Verſuch mit meiner durch einen Luftballon unterſtützten Flugmaſchine in freyer Luft im Prater am Feuerwerksplatz zu unternehmen. Der Aufſchwung wird mit dem Schlag 3 Uhr Nachmittags beginnen.

Drey Signale durch Luftkugeln werden zur Richtſchnur dienen. Das Erſte wird eine Viertelſtunde vor dem Experimente gegeben. Das Zweyte bezeichnet den Augenblick des Aufſchwingens, und das Dritte erfolgt, nachdem ich mich werde erhoben haben, damit auch entfernte Beobachter in den Stand geſetzt werden, den Erfolg meines Verſuchs durch Meßinſtrumente zu beurtheilen.

Sollte, eines zufälligen Hinderniſſes wegen, an dieſem Tage der Verſuch nicht vor ſich gehen können, ſo wird er am nächſtfolgenden günſtigen Tage, welcher öffentlich bekannt gemacht werden wird, gegeben. Zu dieſem Ende erhält Jedermann bey der Kaſſe einen Verſicherungsſchein, der für den Tag des wirklichen Verſuchs gültig iſt.

Dieſen Verſuch des Herrn Degen hätte ich ſo gern mit angeſehen, allein die Witterung blieb, ſo lange ich Zeit hatte, durchaus ungünſtig. Aber etwas nicht ganz Unpaſſendes glaube ich doch darüber ſagen zu können.

Der erſte Gedanke, welcher mir und jedem Leſer bey der Ankündigung einfällt, iſt dieſer: ſobald Herr Degen einen Luftballon zu Hülfe nimmt, iſt ſein ganzes Aufſchwingen nur ſcheinbar, und nichts weiter, als eine gewöhnliche Luftfahrt, die jedoch als ſolche auch ihren Werth hat. Allein man belehrte mich, daß der Ballon, deſſen er ſich bediene, nicht ſo groß ſey, um ihn von der Erde zu erheben, ſondern ihn nur in etwas mit heben helfe. Das giebt freylich ſeiner Unternehmung ungleich mehr Verdienſtliches, indem ſie ſo als etwas ganz Neues zu betrachten iſt. So iſt der Ballon vielleicht nur das Gängelband, daß ich eines ſolchen Gleichniſſes mich bediene, an welchem der kühne Mann in der Luft ſich bewegen lernt, um deſſen, wenn die Götter es geben, einſt ganz überhoben zu ſeyn. Der Menſch iſt nicht zum Fliegen geſchaffen, wird man einwenden, er hat nicht die leichten Bruſtknochen eines Vogels; aber er iſt auch nicht gemacht, mit Löwen, Tygern und Elephanten zu kämpfen, denn er hat weder jener ihre Klauen, noch ähnlicht er auch nur entfernt des letztern Stärke; gleichwohl kämpft er, und mit Glück. Laſſen wir alſo Herrn Degen gewähren, und muntern wir ihn ſoviel auf als wir können: kein Menſch vermag zu beſtimmen, welche Grenzen der Luftſchifferey und dem Fliegen geſetzt ſind, weil man ja ſogar ſchon Mittel entdeckt hat, welche dem Wüthen des ergrimmten Meeres einigermaßen Einhalt thun. Soviel über dieſen Punkt.

Wie kann man Jemanden zum Weggehen geneigt machen?

Dieſe Frage ſteht hier an ſeinem Orte. Denn in den fatalen Herbſttagen, die jetzt hereinbrachen, ſcheute ich mich vor der Heimkehr, und um ſo mehr ließ ſich erwarten, daß die Sieger höhern Ranges, und die als Militairbeamte ſich zu ihnen zählten, bey dieſer Jahrszeit in dem angenehmen Wien zum Theil gern noch würden ihren Aufenthalt nehmen. Geringere Krieger mußten ſtrikter gehorchen, aber jene Männer konnte man nicht ſo ſcharf kontrolliren. Es wurde alſo Folgendes angeſchlagen:

A Messieurs les officiers Généraux et Autres et Mrs. les Employés des Administrations.

Par ordre de Son Excellence le Gouverneur Général, Messieurs les officiers Généraux et Autres ainsi que Mrs. les Employés de différentes branches d'Administration du 2. et 4. corps d'année de l'armée d'Italie et de Dalmatie qui ne sont pas porteurs d'une Permission signée de M. les Maréchaux, Commandans en chefs les corps, ou de leurs chefs d'état majors, doivent être partis d'ici au 7. de ce mois au soir. Son Altissime le Prince d'Ekmühl, Duc d'Auerstädt, Commandant en chef se promet, que cet Avis suffira à des Français et ne le mettra pas dans le cas de punir sévèrement les contrevenans au présent ordre, qui est de rigueur. Vienne le 6. Novembre 1809.

Par le Gouv. Général le Commandant la Place, Baron de l'Empire,

G. F. Dentzel.

Ueberſetzung.

An die Herren Generale und Andre, ſo wie an die Herren Verwaltungsbeamten.

Auf Befehl Sr. Excellenz des Generalgouverneurs, müſſen die Herren Generale und Andere, ſo wie die Herren Beamten der verſchiedenen Verwaltungszweige vom zweyten und vierten Armeekorps der italieniſchen und dalmatiſchen Armee, welche nicht eine beſondere Erlaubniß von den Herren Marſchällen, Oberbefehlshabern der Korps, oder von ihren Staabsobern unterzeichnet, aufweiſen, von jetzt bis Abend zum 7. dieſes Monats abgereiſt ſeyn.

Se. Hochfürſtl. Durchl. der Fürſt von Eckmühl, Herzog von Auerſtädt, Kommandant en Chef, verſpricht ſich, daß dieſe Erinnerung für Franzoſen hinreichen, und ihn nicht in den Fall ſetzen wird, die Uebertreter des gegenwärtigen Befehls, der ernſt gemeynt iſt, ſtreng zu beſtrafen. Wien, den 6. Novbr. 1809.

Durch den Generalgouverneur der
Platzkommandant, Reichsbaron,
G. F. Dentzel.

Ordnung und Gehorſam, wie Du ſiehſt, kündigen ſich überall in dem franzöſiſchen Heere an, und es möchte wohl nicht leicht ein Anſehen der Perſon gelten. Zur Beſtätigung hievon darf ich nur aus den Tagsbefehlen denjenigen anführen, wo die Generale, welche ſich der Artilleriepferde oder der Artilleriſten bedienen, um ihre Bagagewägen fortzubringen, bedroht ſind, daß man ihre Wägen auf der Stelle verbrennen werde. Ein anderer Tagsbefehl meldet, daß dieſes Urtheil auch bey dem erſten Betretungsfalle ſogleich vollzogen werden. Aus dieſen Tagsbefehlen, die nur wenige, und vielleicht jetzt niemand, zu Geſicht bekommen möchten, hebe ich einige aus, wie ſie mir gerade damals am merkwürdigſten ſchienen.

Ordre du Jour. Nr. 7.

Du Quartier Imperial de Schönbrunn,
le 13. Mai 1809.

Un mois après que l'ennemi a passé l'Inn, au même jour, à la même heure, nous sommes entrés dans Vienne; (dergleichen Zuſammentreffen macht auf die Menge Eindruck, und darum mag es der Tagsbefehl bemerkbar gemacht haben;) ses Landwehre, ses levées en masse, ses remparts créés par la rage impuissante des princes de la maison de Lorraine, n'ont point soutenu vos regards. Les princes de cette maison ont abandonné leur capitale, non comme des soldats d'honneur qui cèdent aux circonstances et aux revers de la guerre, mais comme des parjures que poursuivent leurs

propres remords. (Große Männer haben große Leidenſchaften, ſonſt würden ſie nicht groß ſeyn: genug, wenn ſie faktiſch widerlegen, daß ſie dergleichen Aeußerungen als nicht gethan betrachten.) En fuyant de Vienne, leurs adieux à ses habitans ont été le meurtre et l'incendie: comme Médée ils ont de leurs propres mains égorgé leurs enfans. (Das bleibe unüberſetzt, aber deſto weniger das Folgende, wo das unbefangene Herz wieder ſpricht.)

Soldats! le peuple de Vienne, selon l'expression de la députation de ses fauxbourgs, délaissé, abandonné, veuf, sera l'objet de vos égards: j'en prens les bons habitans sous ma spéciale protection; quant aux hommes turbulens et méchans, j'en ferai une justice exemplaire.

Soldats! soyés bons pour les pauvres paysans, et pour ce bon peuple qui a tant de droit à notre estime; ne conservons aucun orgueil de nos succès; voyons y une

preuve de cette justice divine qui punit L'INGRAT ET LE PARJURE.

Napoléon.

Ueberſetzung.

Soldaten! das Wiener Volk, was nach dem Ausdruck der Abgeordneten aus ſeinen Vorſtädten verlaſſen, dem Ungefähr Preis gegeben, und gleichſam Wittwe iſt, wird für euch ein Gegenſtand der Achtung ſeyn: ich nehme Wiens gute Einwohner unter meinen beſondern Schuz. Was die unruhſtiftenden, böſen Menſchen betrifft, ſo werde ich gegen ſie exemplariſche Gerechtigkeit zeigen.

Soldaten! ſeyd gütig gegen die armen Landleute, und gegen dieſes gute Volk, was ſoviel Anſprüche auf unſere Achtung hat; laßt keinen Stolz über unſere glücklichen Erfolge uns übrig; laßt uns darin einen Beweis der göttlichen Gerechtigkeit ſehen ꝛc.

Napoleon.

Nr. 8.

Le 14. May 1809.

1) La milice, dite Landwehre, est dissoute;

2) Une amnistie générale est accordée à tous ceux de ladite milice qui se retireront dans leurs foyers dans le délai de quinze jours au plus tard, après l'entrée de nos troupes dans le pays auxquels ils apartiennent.

3) Faute par les officiers de rentrer dans ledit délai, leurs maisons seront brulées, leurs meubles et leurs propriétés confisquées.

4) Les villages qui ont fourni des hommes à la milice dite Landwehre sont tenus de les rappeler, et de livrer les armes qui leur ont été remises.

Ueberſetzung.

Nr. 8.

Aus dem Kaiſ. Hauptquartier Schönbrunn, den 14. May 1809.

1) Die Miliz, Landwehr genannt, iſt aufgelöſt.

2) Eine allgemeine Amniſtie wird allen, die zu gedachter Miliz gehören, bewilligt, wenn ſie binnen ſpäteſtens 14 Tagen nach dem Einmarſch unſerer Truppen in das Land, woher ſie gebürtig ſind, in ihre Heimath zurückkehren.

3) Wer durch Schuld ſeiner Offiziere *) in gedachter Zeit nicht zurückkehrt, deſſen Haus wird verbrannt, ſein Hausrath und Eigenthum konfiscirt.

4) Die Dörfer, welche zu erwähnter Miliz Leute geliefert haben, ſind gehalten ſie zurückzurufen, und die Waffen abzuliefern, die man ihnen eingehändigt hat.

---

*) Faute par les officiers de rentrer dans ledit delai: Dieſe Stelle iſt dunkel, ich habe ſie mehr zu errathen als zu überſetzen geſucht.

Hier wäre alſo der Erfolg von dem, was ich im Herbſt 1808 unter dem Titel: über die politiſche Lage von Oeſtreich, im zweyten Heft der Friedenspräliminarien S. 15 ꝛc. vorherſagte, und worauf ich Dich hier verweiſe. Durch Schrecken, heißt es dort, würde der Feind dem Landſturme ein ſchnelles Ende bereiten, Dörfer und Städte anzünden, und alle wehrhafte Männer niedermachen, wenn nicht Erbitterung den Landſturm in einem höhern Grade affizirt, als der Schrecken ihn muthlos machen kann.

Meiſtens haben die Drohungen des Feindes hingereicht, und er hat nicht zu der äußerſten Strenge vorſchreiten dürfen.

Ich fahre fort, Dir noch einige Tagsbefehle zu liefern.

Art. 3.

Schönbrunn, le 8. Juin 1809.

Tous jeux de hazard sont défendus à l'armée sous quelque nom qu'ils puissent être désignés, et tous les militaires ou autres indi-

individus employés à l'armée qui contreviendront à cette defense seront sévèrement punis.

Tout individu qui tiendra un jeu de hazard sera chassé de l'armée.

Ueberſetzung.

Alle Hazardſpiele, ſie haben Namen wie ſie wollen, werden bey der Armee verboten, und alle Militairs oder andere Individuen, die bey der Armee angeſtellt ſind, und dieſem Verbot entgegen handeln, ſollen ſtrenge beſtraft werden. [Da hätten wir alſo den Aufſchluß, wenn wir ſo oft uns wunderten, daß die franzöſiſchen Krieger ſo wenig oder gar nicht mit dem Spiel ſich beſchäftigten. Ihr Kaiſer kann es nicht leiden, er verbietet es ſogar ſtrenge, wer mag es da wagen? Andre Fürſten, ſagt man, verbieten es auch, und doch graſſirt es gleich einer Peſt. Wir glauben es gern; wiſſen denn aber alle Fürſten und Feldherren ihre Befehle und Verbote ſo geltend zu machen?]

Art. 7.

On mettra à l'ordre du regiment le nom et la faute de tout militaire qui se sera enivré étant de service.

En cas de récidive il pourra être privé de l'honneur de marcher à l'ennemi pendant un tems déterminé par son colonel, s'il y a des causes aggravantes.

Namen und Vergehen jedes Militairs, der im Dienſt ſich betrinkt, ſollen in den Regimentsbefehl geſetzt werden.

Wird das Vergehen wiederholt, ſo darf ſein Oberſter, wenn erſchwerende Umſtände vorhanden ſind, ihn auf eine gewiſſe Zeit der Ehre berauben, gegen den Feind zu marſchiren. [Wenn das nicht ächt römiſch iſt, ſo weiß ich nicht, was es ſeyn ſoll. Die Franzoſen müſſen alſo doch eben nicht ſchwer ins Feuer zu führen ſeyn; ſonſt dürften ſie, ihr liebes Leben zu ſchirmen, ſich nur betrinken.]

Ein und zwanzigſter Brief.

Es iſt zwar in dem Oſtermeßkatalog 1810 eine eigne Beſchreibung des Apolloſaals angekündigt, allein ich darf überzeugt ſeyn, daß jeder Leſer von Geſchmack gern das hier leſen wird, was ich aus eigner Anſicht davon zu ſagen weiß. Vier Uhr Nachmittags war ich in die Kapuzinergruft zu den kaiſerlichen Todten hinabgeſtiegen, acht Uhr Abends betrat ich den Apolloſaal, um gleichſam das vollkommenſte Bild menſchlicher Schwäche, und das vollkommenſte Bild menſchlichen Genuſſes neben einander zu haben. Die Erwartung, dieſen Saal zu ſehen, war bey Tauſenden, die ihn noch nicht geſehen hatten, um ſo mehr geſpannt, als wir ſchon mehrere Wochen vergebens auf die Eröffnung deſſelben gerechnet hatten. Und dießmal wurde ſie nicht getäuſcht, ſondern bey weitem übertroffen. Ich darf dieſes nicht bloß von mir, ſondern auch von ſehr vielen andern verſichern, ohne zu fürchten, daß man das Gegentheil behaupten werde. London und Paris mögen Anſtalten der raffinirteſten Sinnlichkeit aufzuweiſen haben, wie man in Wien kaum ſich vorſtellen kann; ſo wird doch die letztre Stadt in dieſer Einrichtung ſich jenes Vorzugs rühmen können, den jene nicht beſitzen. Auch die Ankündigung, daß der Saal um acht Uhr erleuchtet ſeyn würde, hielt mehr als ſie verſprach, denn wir kamen um halb acht, und fanden die Erleuchtung faſt ſchon vollendet.

Es ſind eigentlich fünf Säle, alſo eine Beſcheidenheit des Titels, die gar nicht dem Geiſte unſrer Tage angemeſſen iſt. Herr Robertſon, der inkognito 33 Luftfahrten hielt, und doch bey der 34ſten uns in Leipzig ſo ſchön zum Beſten hatte, daß wer nicht acht Tage auf ſeine himmliſchen Erſcheinungen warten konnte, ohne Genuß davon gehen mußte, würde als Beſitzer des Apolloſaals uns im Voraus darunter ein mahometaniſches Paradies ankündigen, ſo daß keine Phantaſie irgend eines Sterblichen etwas Höheres ſich vorzuſtellen vermöchte, und alſo auch hier am Ende über Täuſchung klagen müßte. Doch wir gönnen Herrn Robertſon ſein würdiges Daſeyn, wenn wir auch nicht den geringſten Gewinn davon verſpüren, weil er ſogar bey weitem noch hinter ſeinen Vorgängern Montgolfier und Blanchard zu ſtehen ſcheint, und wenden uns wieder zu unſerm Göttertempel, den ſchwerlich Jemand mit Reue über ſein Eintrittsgeld von fünf Papiergulden (damals ungefähr 1 Thlr. ſächſiſch) verlaſſen hat.

Wie das ſo geht, die Nebenumſtände ſind oft theurer, als die Sache. Sobald es nur ein wenig ſchmuzig iſt — und das wird es in Wien bey aller Polizey wegen der Volksmenge ſehr leicht — muß man hinausfahren. Wer könnte, ohne zu erröthen, in dieſen Prunkgemächern nur mit halb ſchmuzigen Schuhen erſcheinen? Das Fahren konnte Dich aber damals, wenn Du nicht zu handeln verſtandeſt, 20 bis 24 Gulden koſten; jedoch wenn man drey Perſonen noch fand, die mitfuhren, ſo ließ ſichs wohl machen.“

Die erſte Pieçe bildet gleichſam den Vorſaal, und iſt auf die Perſpektive berechnet, weil man da von der Höhe in den untern großen prächtig erleuchteten Saal hinabſieht, und gleich mit Bewunderung erfüllt wird. Man ſteigt nun in dieſen auf Treppen herunter, der auf beyden Seiten mit Fußteppichen belegt iſt, ſo daß nur die Mitte des getäfelten Fußbodens für die Tänzer übrig bleibt, wo ſie aber noch Spielraum genug haben. Hinten ſchließt ſich dieſer Saal mit einer Felſenmaſſe, in der fünf Bogen wie eingehauen ſind, um hierdurch in die andern Säle zu gelangen. Hinten im Felſen, wenn Du durch den einen Bogen gehſt, findeſt Du ein Waſſerſtück, wo mehrere kleine Springbrunnen ſpielen, und allerley Waſſerpflanzen und Waſſerblumen der Täuſchung ſehr zu Hülfe kommen, als ob man ſich in einem Garten befinde. Die Pflanzen und Blumen müſſen natürlich in Töpfen ſtehen, und bey Verſchließung des Saals wieder in die freye Luft, oder in das Gewächshaus gebracht werden. Dieß gilt auch von allem Strauchwerk und Bäumen, womit das Ganze reichlich ausgeſtattet iſt; die Kaſten oder Töpfe, welche ſie einſchließen, ſtehen in Einſchnitten des Fußbodens, ſo daß alles wie aus der Erde hervorgewachſen erſcheint. Schlingepflanzen ziehen ſich an dem Felſen hinauf, und hier und da ſind kleine Blumenbeete. Hierzu wird ein großes Treibhaus erfodert, was auch in der Nähe gleich vorhanden iſt, und dazu gehört.

Um dem Namen ganz zu entſprechen, iſt oben auf dem erwähnten Felſen ein kryſtallner Tempel mit dem Gotte der Muſen, der ſich zauberiſch darſtellt. In deſſen Nähe iſt oben das nur halb ſichtbare Orcheſter, was ungefähr 40 Perſonen ſtark mir angegeben wurde.

Die Muſik war imponirend, aber nicht angenehm. Von Tanzmuſik konnte doch nicht gleich Anfangs die Rede ſeyn, ich erwartete alſo wenigſtens etwas zum Eingange für das ſämmtliche Publikum, fand mich aber getäuſcht. Man muß ſich wahrſcheinlich hierin nach dem Wunſche der größern Menge richten, die gleich etwas verlangt, was die Tanzluſt erregen kann, um ſie nach Verlauf einer halben Stunde, wie es hier der Fall war, deſto vollkommner zu befriedigen.

Aus dem Hauptſaale kommt man rechts in einen etwas ſchmälern, aber eben ſo langen Nebenſaal, an deſſen obern Ende eine Tafel die Erfriſchungen, als Obſt allerley Sorten, Gebacknes, Konfitüren ꝛc. in zierlicher Ordnung darbeut, und woher man auch Kaffee, Thee, Chokolade, Orgeade ꝛc. ſich kommen läßt. Dieſe Tafel ſteht unter einem koſtbaren Zelte, unter einem zweyten der Art erblickſt Du ein höchſt geſchmackvolles Billard; Spieltiſche laden überall zu Partien ein, ich ſah aber bis ein Uhr Nachts niemanden ſpielen, was mir an dieſem Orte ſehr wohl gefiel; denn es ſchien mir, als wenn er durch Gewinnſucht entweiht würde. Auch in dieſem Saale fehlt es nicht an Blumenſtücken, Bäumen und Pflanzen, und belehrte einen nicht das Dach, daß hier kein Sonnenſchein hineindränge, ſo würde man ſich überreden, das alles wüchſe hier. Eine etwas vorlaute Schöne, die gleich mir zum Erſtenmale hierher kam, war im Ernſte dieſer Meynung, und faſt ſchien es mir überflüßig, ſie eines beſſern zu belehren.

Geht man in dem Hauptſaale bey dem Eingange zu dem letztgenannten Saale vorbey, und unter dem Felſen rechts hin, ſo kommt man in eine große Rotunde, wo geſpeiſt wird. Hier findet ſich nichts mehr von den Attributen eines Gartens, ausgenommen in der Mitte des Saals auf einem runden Tiſche ein niedlicher Springbrunnen, der ſo lange ſpielt, als man an dieſem Tiſche nicht ſpeiſt, dann aber ſtillſtehen muß, weil es ſonſt doch bey aller ſeiner Beſcheidenheit und Eleganz nicht völlig ohne Benetzung der Gäſte abgehen würde. Dieſer Saal ſelbſt gewährt einen um ſo mehr überraſchenden Anblick, als man gleichſam durch die Felſenſchlucht zu ihm gelangt; er iſt außerordentlich geräumig, und überall Platz genug, neben den Speiſenden hinzuwandeln, ſo daß man unter beſtändigem Ab- und Zuwogen des Menſchenſtroms ſeinen Magen befriedigt, und doch nicht genirt wird.

An dieſen Saal ſtößt noch ein länglicher auch nicht kleiner Saal, der ebenfalls zum Speiſen dient. Dieſer exiſtirte bey der erſten Anlage nicht, die ſeit 1806 angefangen hat, ſondern iſt erſt zu Anfang des Jahres 1809 fertig geworden.

Oben ſind noch ſogenannte türkiſche Zimmer, weil ſie nach Weiſe dieſes Volks meublirt ſind, und lange Gänge mit Lampen von mattem Glaſe erleuchtet. Durch geräumige Oeffnungen ſieht man von hier auf die Gäſte in den Sälen, in den Gängen ſelbſt herrſcht ein trauliches Dunkel. Da ſind auch Niſchen mit Sitzen, und zugleich Oefen: verliebte Pärchen können da zwar nicht füglich alle ihre Wünſche befriedigen, aber doch kleine A Contos ziehen, und ſich ziemlich ungeſtört unterhalten, weil die Uebrigen, welche ohne Nebenabſichten hier erſcheinen, meiſt flüchtig durchpaſſiren. Zur Ehre der Wienerinnen muß ich jedoch bemerken, daß ihnen dieſe Schlupfgänge, ſcheinbar Cytheren geweiht, nicht heimlich genug waren; denn ich konnte von verliebten Arrangements nichts gewahr werden; was um ſo lobenswerther iſt, als dießmal die Mehrheit der Damen, wie man mich verſicherte, zu den Prieſterinnen der hier genannten Göttin gehörte.

Der Tanz war nicht geeignet, um mich zu ergötzen, nichts als Walzer und wie? Nur ein Gehüpfe ohne Grazie, meiſtens ſogar ohne Geſchick wie Kinder, die zum Erſtenmal nach der Muſik ihre Füße verſuchen. Hillers Impromptü, als er von einem ſolchen Walzer athemlos zurückkehrte, und ſogleich von einer Wiener Dame aufgefodert wurde, ihr etwas ins Stammbuch zu ſchreiben, enthält wirklich viel Wahrheit.

Wer will heftig und geſchwind
Tanzen wie der Wirbelwind,
Gehe nur nach Wien;
Doch wer gerne Weisheit hört,
Und aus Büchern ſich belehrt,
Wandre nach Berlin.

Politiſch war dieß Aviſo freylich nicht, auch nahmen es ihm die Wiener ſehr übel, bis einige luſtige Köpfe dem Dinge abhalfen, und es, da er einmal das Prädikat als Naturdichter führt, für einen Naturſtreich erklärten. Unter dieſem Titel ließen es die Wiener ihm paſſiren.

Man ſieht es den Leutchen an, daß ſie immer noch geſchwinder hüpfen oder herumhumpeln wollen, als die Muſik geht, ob dieſe gleich es an Schnelligkeit nicht mangeln läßt. Der Charakter eines Volks zeigt ſich ſehr in ſeinen Tänzen, und ſo überlaſſe ich es Dir, hiernach den Charakter der Wiener zu beurtheilen, um mich nicht in Gefahr zu ſetzen, ihnen Unrecht zu thun. Nur mußt Du nicht vergeſſen, daß, weil der Eintritt 5 Fl. koſtet, eigentlich doch der Pöbel nicht hierher kommt; die ganz vornehme Welt tanzt aber hier gewöhnlich auch nicht, ſondern begnügt ſich am Zuſchauen, am Herumgehen und an Geſprächen oder ſinnlichen Genüſſen.

Wenn ich mir auch noch ſo viel Mühe geben wollte, Dir eine vollkommene Idee von dieſem ſo reizenden Orte beyzubringen, ſo würde die Beſchreibung doch weit hinter der Anſicht zurückbleiben. Gewöhnlich öffnet man den Saal nur für die Karnevalszeit oder Faſching, wie man es hier nennt, zweymal die Woche, im Ganzen höchſtens ſechzehnmal. Wenn Reiſende ihn bloß ſehen wollen, koſtet es ein anſehnliches Douceur, und gewährt doch nur einen geringern Eindruck, denn er iſt doch einmal nur für den Abend berechnet, und die Erleuchtung giebt ihm erſt den vollen Werth.

Aber welche prachtvolle Erleuchtung! Verſteht ſich, alles mit Wachslichtern, die jedoch hier auch um ein Drittheil weniger als in Sachſen koſten. Bloß für die Summe, welche die Kronleuchter koſten, könnte man ein anſehnliches Landgut kaufen; ſie ſind ſo gut eingerichtet, daß die Kerzen das Licht aufs mannichfaltigſte zurückſtrahlen, und Kronleuchter von ſo ungeheurer Größe, die ſonſt wohl 40 Lichter brauchen würden, doch hier nur 16 bedürfen.

Wenn auch nur zehnmal im Jahre Verſammlung iſt, und dieſe jedesmal aus 5000 Perſonen beſteht, ſo giebt das die Einnahme von 250,000 Fl. Rechnete man 30,000 Fl. Unkoſten, ſo blieben 220,000 Fl. Gewinn. Das ſind freylich zu gutem Gelde nach damaligem Kurs nur 73,333 Fl.; allein auch dieß iſt ſehr anſehnlich. Jedoch ich glaube, daß 30,000 Fl. oder 10,000 Fl. gut Geld für die Unkoſten lange nicht hinreichen, weil hier ja nicht bloß die Erleuchtung und die Bedienten anzuſchlagen ſind, ſondern auch die jährliche Unterhaltung des Gebäudes, der Gewächshäuſer ꝛc. die nicht gering ſeyn kann. Nach Verſicherung mehrerer hätte der Unternehmer, Herr Wolfsſohn, noch 20,000 Fl. gut Geld Intereſſen zu zahlen, und wenn das Ganze 600,000 Fl. gut Geld gekoſtet, ſo betrügen die Zinſen hiervon überhaupt 30,000 Fl.; folglich möchten von dem Ertrage der 73,333 Fl. wohl 45,000 bis 50,000 Fl. abzuziehen ſeyn. Das ſind freylich bloß Berechnungen des Ungefährs, um den Wienern begreiflich zu machen, daß der Gewinn nicht gar ſo ungeheuer iſt, als ſie mitunter ſich vorſtellen; allein reich kann man ſchon dabey werden, wenn die Sache nur einige Jahrzehnde Beſtand hat.

Für einen Privatmann iſt es wohl eins der größten Unternehmen, es iſt, glaube ich, aber durch Aktien möglich gemacht worden, ſo daß alſo der Gewinn mit vielen getheilt werden müßte. Es drohte Herrn Wolfsſohn ſchon jetzt ein ſchreckliches Unglück, was ihn und vielleicht auch den Saal auf immer ruinirt hätte: die Franzoſen wollten aus dieſem ſo ſchönen, ſo einzigen Gebäude, was, ſo zu ſagen, der ganzen Welt gehört, weil jeder Fremde, der nach Wien kommt, es zu beſuchen eilt, ein Lazareth machen. Du ſtutzeſt, und kannſt Dir den Glauben hieran nicht abgewinnen? Nun ja, Freund, es iſt einmal ſo, gegen hiſtoriſche Wahrheit läßt ſich nichts ausrichten. Mehrmals wurde der Apolloſaal in dieſer Hinſicht von franzöſiſchen Behörden unterſucht, ſchwerlich würden Bitten und Vorſtellungen dieſen Tempel des Vergnügens, der uns in die glänzenden Zeiten von Griechenland verſetzt, gerettet haben, wenn nicht das Lokale dieſer offenbaren Barbarey widerſtrebt hätte. Es fehlt nämlich an Fenſtern, weil man dieſe Abends nicht braucht, es hätte alſo an friſcher Luft gemangelt, die bey einem Lazarethe oder Spitale doppelt nothwendig iſt.

Es ſchmerzt mich, dieſen Zug von einer Nation anführen zu müſſen, die ſonſt an Geiſtes- und Geſchmacksbildung ſich ſo rühmlich auszeichnet. Entſchuldigung findet hier auf keine Weiſe Statt, denn obgleich es wahr iſt, daß man bey der ungeheuern Menge von Kranken und Bleſſirten oft um Oerter zu neuen Lazarethen verlegen war, weil man hierzu doch nicht große Bürgerhäuſer wählen, und die Bewohner mitten aus ihrem Gewerbe vertreiben kann, und ſich daher an öffentliche Gebäude oder an Palläſte geflüchteter Großen halten mußte: ſo iſt doch Wien mit ſeinen ungeheuern Vorſtädten ſo reich an geräumigen Gebäuden, daß man ſich noch nicht an dem erſten Kleinode der Hauptſtadt vergreifen darf. Zudem waren die Franzoſen im Sommer hier, und konnten einen beträchtlichen Theil ihrer Kranken in Orten verpflegen, die ſonſt im Winter als unheizbar nicht zu brauchen ſind.

Einige Wiener, die lieber an ſtrenger Rechtlichkeit ihrer Gegner, als an ihrem Kunſtſinne zweifeln wollten, waren geneigt, die wiederholte Unterſuchung des Apolloſaals als einen modus acquirendi zu betrachten. Obwohl ich ihnen hierin durchaus nicht beyzuſtimmen wage, weil doch nur angeſehenere Beamte zur Unterſuchung das Recht haben konnten, und ſich von ſolchen Männern ſo etwas nicht erwarten läßt: ſo geſtehe ich doch gern, lieber wünſchte ich, daß man ſo etwas annehmen dürfte, als daß man ſie eines ſolchen Vandalismus fähig halten müßte. Zu meinem Troſte darf ich nach aller Wahrſcheinlichkeit verſichern, daß alle Franzoſen, und namentlich die Tauſende von Offiziers, welche ich ſpäterhin in dieſem Saale ſich ſo vergnügen ſah, dieſen Hunnenſtreich verabſcheut haben.

Ich weiß nicht, ob die Beleuchtung dieſer fünf Säle an einem Abende mit 800 bis 1000 Konventionsgulden, wie man behaupten wollte, beſtritten werden kann. So viel iſt gewiß, daß die Unternehmer ihn nicht eröffneten, ehe ſie durch die Unterzeichnung auf 2000 Billets ſich gedeckt ſahen. Dieſe 2000 Subſkribenten brachten damals 10,000 Papiergulden, oder 3333

Konventionsgulden ein; hiernach würde man ſchließen dürfen, daß der Koſtenbetrag für einen Abend, alle Ausgaben zuſammengenommen, ungefähr ſo hoch ſich beliefe. Dann hatten ſie am 22. Oktober, wo ich ihn ſah, einen anſehnlichen Ueberſchuß, denn man rechnete 8500 Perſonen. Sechstauſend machen die Säle noch nicht ſonderlich voll, denn ſie können gegen 10,000 ziemlich bequem faſſen. Erſt gegen Mitternacht wurde die Geſellſchaft beſonders zahlreich, viele hatten nämlich vorher zu Abend geſpeiſt und das Theater beſucht, was ſich oft erſt um halb zehn Uhr endiget.

Wer Erfriſchungen wünſcht, laſſe ſie ſich früher als um Mitternacht geben, denn je pünktlicher er im Anfange bedient wird, deſto ſchwerer hält es hernach, etwas zu bekommen. Will man aber zu Nacht ſpeiſen, ſo rathe ich noch mehr, damit zu eilen; ſonſt iſt man in Gefahr, ganz leer auszugehen. Der Platz, wo die Speiſen ausgegeben werden, ſteht in keinem Verhältniß mit dem großen Ganzen, das ganze

Küchendepartement eben ſo wenig. So wie man an einer Tafel Platz nimmt, iſt zwar gleich ein Bedienter zur Hand, der die Beſtellung empfängt, und auch bey dieſer Tafel, wenn ſie nur mit einigen Perſonen beſetzt iſt, ſtehen bleibt; aber er zerarbeitet ſich vergebens, um in der Küche für die Gäſte ſeiner Inſpektion etwas zu erhalten. Ich ſaß gegen anderthalb Stunden in einem Strich weg, wohl zwanzigmal ging der Bediente meinetwegen hin, endlich mußte ich doch unbefriedigt aufſtehen, und mit dem ſchönen Aeußern mich tröſten. Das Unartigſte ſchien mir hierbey, daß Leute, die auf 4 — 6 Perſonen ꝛc. ſich Schüſſeln beſtellen, viel früher bedient werden, als die für ſich allein ſpeiſen. Will oder kann man nicht Portionenweiſe oder einzelnen Perſonen Eſſen geben, ſo verheiſſe man es nicht, denn gerade die Fremden, welchen man ſonſt eher anderwärts den Vorrang gönnt, müſſen ſo am erſten leiden, weil ſie nicht gleich Kotterien beyſammen haben. Ich war zwar auch mit einer

Geſellſchaft zuſammen hinausgefahren, dieſe hatte aber nicht Luſt, zu ſpeiſen; als Wiener Einwohner hätte ich jedoch leicht andre Tiſchgenoſſen zuſammengefunden.

Um gewiß zu ſeyn, daß man keinen andern Wein als den vom Unternehmer gelieferten erhalte, ſind die auf den Stöpſeln befindlichen Siegel auch auf den Speiſezetteln ſorgfältig abgedruckt, und man wird durch letztre erinnert, genau nachzuſehen, ob auch das Siegel auf der Flaſche mit dieſem Normalſiegel zuſammenſtimme. In der That ein feiner Kunſtgriff, die Leſer trinkluſtig zu machen, weil ſie natürlich etwas Vorzügliches von ſolchen Weinen erwarten müſſen. Da finden ſie ſich aber gewaltig getäuſcht, denn wenn auch die Bedienten noch ſo böſen Willen hätten, ſo dürfte es ihnen doch ſchwer ſeyn, einen ſchlechtern Wein unterzuſchieben, als den man mit ſolchen Formalitäten hier empfängt. Daß die Bouteille, welche ich in der Stadt mit 40 Papierkreuzern bezahlte, hier zwey Gulden galt, ließe ich mir gefallen, allein etwas trinkbarer müßte er billig doch ſeyn. Apollo war freylich nicht als Trinker berühmt, aber wenn er dran kam, mag er doch wie ſeine ächten Jünger, z. B. ein Schiller, ein Göthe ꝛc., gern aus dem Mutterfäßchen gekoſtet haben. Hätte er aber auch das nicht in der Art gehabt, ſo ſind wir, ſeine Söhne oder Verehrer hienieden, keine Götter, und können die Begeiſterung, die wir für einen ſolchen Abend ſuchen, nicht bloß und allein in unſerer erhabenern Natur finden.

Doch dieſe gerügten Mängel fallen dem Erbauer nicht zur Laſt, da dieſe nicht zu ſeinem Reſſort gehören. Wie wollte er ſich mit allem befaſſen? Dafür müſſen wieder andre Unternehmer ſeyn, die freylich den Dank des Publikums in hohem Grade ſich erwerben müßten, wenn ſie alles in die vollkommenſte Harmonie brächten. Aber ſie mögen der Meynung ſeyn, daß man wegen des ſchönen Ganzen dieſe Unvollkommenheiten gern überſehen werde, und darin dürften ſie ſich auch eben nicht verrechnet haben. Schwerlich wird unter den Reiſenden ſich ein Doktor Smelfungus finden, der nach eigner Beſchauung dieſer Prachtſäle mich bezüchtigen dürfte, ihm alles in zu hohem Style beſchrieben zu haben. Und daher hat mir dieſer Brief auch wirklich Freude gemacht. Ich wüßte aber auch keine Stadt in Deutſchland, außer Wien, wo ein ſolches Unternehmen gedeihen könnte. Man würde Sinn dafür haben, man würde ſein Möglichſtes thun, es zu befördern, man würde ſtolz darauf ſeyn, eine ſolche Anſtalt in ſeinen Mauern zu beſitzen; und doch würde ſie, aus Mangel an zureichenden Intereſſenten, in nicht gar langer Zeit eingehen müſſen. In Berlin hätte ſie vielleicht unter Wilhelms II. Regierung, aber auch gewiß nicht länger, beſtanden; in Dresden, München, Kaſſel möchten ſich ſchon tauſend bis funfzehnhundert Perſonen finden, die 1 Thlr. 8 Gr. Konventionsgeld Entrée bezahlten, aber auf ein ſtärkeres Publikum würde nicht zu rechnen ſeyn. So wird alſo der Apolloſaal in Deutſchland auch einzig bleiben, und bloß in Paris, London oder Petersburg ſeine Nachahmer finden können, wenn es den ſtolzen Britten und Galliern nicht entgegen iſt, von einer Nation etwas zu entlehnen, über die ſich beyde längſt erhaben fühlten, und ihr alle

Ehre zu erweiſen glaubten, wenn ſie dieſelbe, ſoviel aufs Mein und Dein ankam, ſoviel an ihnen war, benützten. Wir wiſſen aber auch, daß niemand mehr als die Deutſchen beygetragen hat, jenes Gefühl des Uebergewichts in ihnen zu erzeugen, und darum wollen wir uns auch in Abſicht auf das Nachſtehen gern beſcheiden.

Wiener Freudenmädchen.

Zuerſt meine demüthige Entſchuldigung an Dich und alle unſre Moraliſten von ſtrenger Obſervanz, daß ich Mädchen das Beywort Freude beygeſelle, die, wie man oft verſichert hat, gar keine Freude zu gewähren im Stande ſind. Vor zwanzig Jahren ſchlug ein ſonſt ſehr achtbarer Schriftſteller vor, ſie ſammt und ſonders mit dem Titel: Jammermädchen zu beehren, aber das mochte ſelbſt den von Amts- und Rechtswegen Strenggeſinnten etwas zu ſtark lauten; denn ich erinnere mich nicht, daß er auch nur einen einzigen Nachahmer gefunden hätte. Andre tauften ſie Luſtdirnen; das klang zwar nicht honetter, aber doch für den nicht allzu Delikaten minder abſchreckend, und den Namen ſcheint man ihnen von mehrern Orten her beſtätigen zu wollen. Herr v. Kotzebue iſt meines Wiſſens Erfinder einer neuen Benennung, wider die jene Mädchen nicht ſo ſtark proteſtiren dürfen, ja die ihnen ſogar ein Prädikat beylegt, worauf ſie ſehr uneigentlich Anſpruch machen dürften, weil ihr Gürtel ſchon ſo oft gelöſt worden iſt; er nennt ſie ſchmiegſame Jungfern. Das empfiehlt ſich nicht nur dem Ohr, ſondern auch der Phantaſie, und es würde ſchwer halten, was aber nach unſrer Meynung auch eben ſo nöthig nicht iſt, ſich durch dieſen Ausdruck vom nähern Umgange mit ihnen abſchrecken zu laſſen. In Breslau wollte ein Stadtverordneter, im Gefühl ſeiner neuerlangten Würde, gar mit Einemmale über ſie herfahren, und ſie dergeſtalt aufheben, daß ihre Stätte nicht mehr erfunden werde; aber der gute Mann vergaß, daß wofern es ihm nicht gelänge, zugleich den alten Adam bey den Unverehlichten nicht bloß zu dämpfen, ſondern gänzlich auszurotten — wogegen doch die züchtigſten Jungfrauen als gegen etwas, was ihnen auf immer die Ausſicht raubte, je den Lohn für ihre ſo mühſam bewachte Tugend zu empfahen, feyerlich proteſtirt haben würden — er vergaß, ſage ich, daß er nur Uebel ärger machen müßte, und daß das Kollegium der Breslauer Stadtverordneten leicht in den Fall kommen könnte, gleich einem weit höhern Kollegium der Vorzeit, nämlich dem Venetianiſchen Senat in der Periode ſeines höchſten Glanzes, die ſchmiegſamen Jungfern mit den ſchmeichelhafteſten Worten zurückladen zu müſſen, und ſie unſre wohlverdienten Freudenmädchen, nostrae meretrices bene meritas zu nennen. Was denn der lieben Chriſtenheit damals ein großes Aergerniß gab, aber nicht zu ändern war, weil die guten Dinger zu ſehr in ihren Rechten gekränkt waren, und leicht ihren Kopf aufſetzen konnten, nicht mehr in Venedigs Mauern zurückzukehren. Nun ſind wir heut zu Tage zwar faſt ganz entchriſtet, aber man dürfte doch an ſolchen öffentlich ertheilten Lobſprüchen eines reſpektabeln Kollegiums an Jammermädchen auch noch gewaltiges Aergerniß nehmen. Drum wollen wir die frommen Kinder lieber laſſen wo ſie ſind, und wenns nun einmal ohne ſtrenge Philoſophie und Moral kein Heil auf Erden giebt, lieber

durch

durch die Keuſchheit der Männer dieſe Mädchen in einen wahren Nothſtand bringen, und ihr Gewerbe ordentlich zuſammenſchrumpfen laſſen. Sowas darf man ja in unſerm heroiſchen Zeitalter nur in Vorſchlag bringen, um gewiß zu ſeyn, daß unſre Jünglinge und Männer es ausführen werden.

Das nenne ich ausgeholt, wirſt Du ſagen, allein es iſt ja nur in der Ordnung vom Generellen zum Speciellen vorgeſchritten. Letzteres wären alſo Wiens ſchmiegſame Jungfern, über deren Zahl Du doch ein wenig ſtaunen wirſt, wenn ich ſage, daß Sachverſtändige ſie auf 30,000 ſetzen wollten. Vor etwa 25 bis 30 Jahren ſchrie man über die ungeheure Zahl von 40,000 bey einer Stadt wie London, deren Bevölkerung viermal ſo groß als die von Wien ſeyn ſoll. Wollte alſo London, ſo berühmt durch ſeine Opfer, der Venus Vulgivaga dargebracht, weil die andern Frauenzimmer ſich einer ſtrengen Sittſamkeit, vermöge ihres kaltblütigen Temperaments, ohne große Mühe befleißigen; wollte London Wien in dieſem Ehrenpunkte nicht nachſtehen: ſo müßte es eilen, die Zahl ſeiner Freudenmädchen bis auf 120,000 zu erheben, wovor doch ſelbſt der gelindeſte Moraliſt zurückſchaudern würde.

Allein Du mußt nicht vergeſſen, daß jede Armee Tauſende von ſolchen Prieſterinnen her beyzieht, keine aber mehr als eine franzöſiſche; denn jetzt iſt es endlich durch ganz Deutſchland ſchon bekannt, daß die Franzoſen gegen die ſchmiegſamen Jungfern ſich am artigſten betragen, ihnen ihr Recht geben, und ſie am großmüthigſten bezahlen. Rechne alſo, daß Prag, Linz, Ollmütz, Brünn, ja ſelbſt vielleicht Leipzig, Dresden und Berlin ꝛc. ihre Beyträge zu dieſem ehrwürdigen Konvent nach Verhältniß geliefert haben: ſo könnte es doch wohl leicht ſeyn, daß 10,000 fremde Damen unter ihnen geweſen wären.

Das gute Wien war, als ich im Begriff ſtand dahin zu reiſen, ſehr übel im Auslande angeſchrieben; mehrere Fremde kamen nämlich mit ſchlimmen Andenken daher zurück, und von ihnen ſchloß man auf das unſichre Weſen, was dort herrſchen müſſe. Allein man hat vom Einzelnen zu ſehr aufs Ganze geſchloſſen, denn es dürfte vielleicht in dieſem Punkte hier eben nicht viel ſchlimmer als anderwärts geweſen ſeyn. Uebrigens hat niemand in Wien geklagt, daß dieſe Art Schönen durch die ungeheure Menge der konkurrirenden Franzoſen und der Bundestruppen ſelten geworden ſey, wie ich dieſes während der Zeit, als die Franzoſen 1808 ein Lager bey Glogau hatten, in Schleſien hörte. Das wäre auch für die im Wohlleben befangnen Wiener eine ſtarke Probe der Geduld geweſen.

Die ſchmiegſamen Jungfern ſind hier weder ſo ehrlos noch ſo zudringlich, als in Dresden und Leipzig. Liegt dieſes im Charakter der Wiener, oder in der Art, wie man hier dieſe Perſonen behandelt, oder in dem Verfahren der Polizey? Es bleibt immer ſonderbar, daß Provinzen, welche für die gebildetſten in Deutſchland gelten, gerade ſolche Schandflecke der weiblichen Natur aufzuweiſen haben.

Schlußanmerkung.

Noch hätte ich dieß und jenes von meinen Wanderungen bey Wien, von Wien ſelbſt, von der dortigen Univerſität, von dem Grabmale der Erzherzogin Chriſtina, auf Veranſtaltung ihres Gemals, des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, durch Canova verfertigt; von Joſeph II. Statüe zu Pferde, gearbeitet durch Zauner, über die Karl Borromäikirche; über den Zuſtand der hieſigen Literatur und des Buchhandels ꝛc. beyzubringen. Noch ſind viel intereſſante geſchichtliche Züge übrig, die ich ſehr oft nur unter dem Titel Anekdoten gebe, weil ich bisweilen in verbis nimium facilis bin. Noch wollte ich, ſo viel an mir iſt, geſchichtliche Unterſuchungen wagen, die ſich durch mehrere Gründlichkeit, als im erſten Augenblick geſchehen kann, auszeichneten. Allein vielen Leſern möchte die heilige Drey zuviel ſeyn, ich komme alſo wahrſcheinlich ihrem Wunſche entgegen, wenn ich dieſe Briefſammlung mit dem zweyten Theile für geſchloſſen anſehe. Allenfalls läßt ſich ein nicht zu bogenreicher Nachtrag liefern, für diejenigen, denen das Ganze zu theuer iſt. Macht aber dieſer zweyte Theil den guten Eindruck nicht, und gebricht ihm der Beyfall, den jeder Autor ſeinen Produkten wünſcht, wenn ſie gleich in einen eignen Augen weit hinter dem ihm vorſchwebenden Ideal zurückbleiben: ſo mag auch dieſer Nachtrag auf ſich beruhen. Es ſchien mir kein ganz unverdienſtliches Unternehmen, die Scenen dieſes kurzen und ſo thatenreichen Kriegs, wo ein deutſcher Monarch bisher in dem Grade ſelbſt vom Gegner nie geahnte Kräfte ſeines Reichs aufbot, vom 10. April bis zum 14. Oktober 1809 in den Momenten aufzufaſſen, wo ſie noch ganz neu waren, und ehe ſie zum Theil wieder vorüberrauſchten. Wer jetzt die Gefilde von Eßlingen und Wagram beſucht, kann zwar viel gründlichere Belehrungen ſammeln, viel umſtändlichere Darſtellungen als ich liefern; aber daſſelbe Gemälde, was ich ſah, iſt nicht mehr vorhanden, und er vermag mit aller Phantaſie nicht, es ſich zurückzuzaubern. Solche Auffaſſungen ſind jedoch ihrer Natur nach nur etwas flüchtig zu machen, man eilt von einem Gegenſtande zu dem andern, um überall die noch friſchen Spuren zu ſehen, und wird von dem herannahenden Winter gedrängt, der den Totaleindruck gewaltig modifiziren würde. Das muß und wird bey billigen Leſern viel Nachſicht erwarten laſſen; was die unbilligen betrifft, wer könnte je denen etwas zu Danke machen?

Ich bin, wie man mir ſchreibt, auch irgendwo über meinen erſten Theil übel kritiſirt worden. Darauf mit Bitterkeit, noch gröbern Invektiven und noch ſchneidenderer Satyre zu antworten, halte ich unter der Würde eines Gelehrten, und bin feſt überzeugt, daß alle gelehrte Kriege nichts taugen, wenn ſie nicht mit Ruhe, Beſcheidenheit und Wahrheitsliebe geführt werden; ſondern daß die Layen nur daher Anlaß nehmen, von uns geringſchätzig zu denken, was uns warlich zu keinem Nutzen und Frommen bisher gedient hat.

Den 4. July 1810.

Der Verfaſſer.

Verzeichniß von neuen Büchern, welche in der Heinrich Gräffiſchen Buchhandlung in Leipzig theils verlegt worden, theils in Commiſſion gegeben, zu haben ſind.

(Die mit einem * ſind Commiſſions-Bücher.)

---

* **Adolfino**, der ſeltene F...k....t (Freyknecht). Ein Roman für die elegante Welt Von **Carl Fiſcher**. 3 Thle. Mit Holzſchnitten von **Gubitz**. 8. 4 Rthlr.

Man ſtoße ſich aus eingeſogenem Vorurtheil nicht an den Titel, ſondern nehme friſch weg den erſten Theil zur Hand, wenn man ſich zur eleganten Welt zählt; Referent iſt feſt überzeugt, der 2te und 3te Theil werden mit Begierde nachgeholt und geleſen werden, ja man wird bedauern ſchon zu Ende zu ſeyn. Wer die Vorrede, welche dem Buche ſelbſt fehlt, weil der Verfaſſer meynt: Vorreden zu Romanen würden faſt immer überſchlagen (er kann wohl Recht haben), vor einigen Monaten ſchon im Morgenblatt geleſen hat, muß mit einer geſpannten Erwartung das Buch ſelbſt zur Hand nehmen, und gewiß, er wird ſich nicht getäuſcht finden.

Bauers, J. C. A., Alexander Selkirchs ſonderbare Schickſale in Amerika. 8.

Auch unter dem Titel:

Alexander Selkirchs ſonderbare Schickſale zu Waſſer und zu Lande. Zur Erleichterung des geographiſchen Unterrichts für die Jugend der mittlern Stände und zum Selbſtunterricht. 4r Thl. welcher Amerika enthält. 8. Auf Druckp. 1 Rthl. 12 Gr.
Auf Schreibpap. 1 Rthl. 20 Gr.

Die Fortſetzungen dieſes intereſſanten Lehrbuchs für die Geographie erſchienen in den Zeitperioden, wo die Aufmerkſamkeit des leſenden Publikums mehr auf die Geſchichten des Tages, als auf ſolide Werke gerichtet war. Dies hat verurſacht, daß Plan und Nebenbedingungen ganz wie verwiſcht zu ſeyn ſcheinen. Was nun den Plan betrifft, ſo ſpricht ihn der Titel des Werks hinlänglich aus. Man kann ſchwerlich ein für die Jugend beſtimmtes Werk mit mehr Faßlichkeit und Intereſſe zugleich verbunden aufſtellen, als dieſes. Der Herr Verfaſſer beſitzt eine eigenthümliche Gabe des Erzählens; nimmt man hierzu ſeine Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er bey Ausarbeitung dieſes Werkes gehandelt, ſeine Uneigennützigkeit, die faſt beyſpiellos iſt; denn nie konnte der Setzer die Colummen kompreß genug machen, um ja recht viel fürs Geld zu liefern; ſo wie er noch überdem nur eine beſtimmte Anzahl Bogen ſich honoriren ließ, denn was der Theil über 30 Bogen gab, dafür hat er ausdrücklich kein Honorar genommen, ſo muß das Publikum ihn doppelt liebgewinnen. Ich führe dieß an, weil es ſo ſelten geſchieht. Darum verlangte er auch von ſeinen Verlegern den möglichſt wohlfeilen Preis. Darum ward der Pränumerationspreis von ihm zu 1 Rthlr. pr. Theil feſtgeſetzt. Der erſte Band iſt 41, der zweyte 36, der dritte 36, der vierte 40 Bogen ſtark.

Der ordinaire Ladenpreis eines jeden Bandes iſt auf Druckpap. 1 Rthlr. 12 Gr. auf Schreibp. 1 Rthl. 20 Gr.

Um nun bey mehrerer Ebbe auch diejenigen wieder auf ein ſolch nützliches Werk aufmerkſam zu machen, welche, wie oben geſagt, durch die Fluth von Beachtung auf daſſelbe abgehalten worden ſind, hat die Verlagshandlung des 2ten, 3ten und 4ten Theils oder der beſondern 3 Weltgegenden Afrika, Polyneſien und Amerika beſchloſſen, den ehemaligen Pränumerationspreis von 1 Rthlr. pr. Theil noch fernerhin gelten zu laſſen, wenn man ſich unmittelbar an ſie ſelbſt wendet. Noch mehr Vortheile durch Vermittelung einer andern Buchhandlung zu gewähren, erlaubt die Stärke des Werks nicht. Es iſt hier bloß auf Gewinn für die Eltern der Kinder aus dem Mittelſtande Rückſicht genommen, um es als Schulbuch leichter für die Kinder anzuſchaffen. Auch bey den wenigen Exemplaren, welche auf Schreibpap. abgezogen worden ſind, ſoll dieſer Preis von 1 Rthl. 20 Gr. auf den von 1 Rthl. 6 Gr. als Pränumerationspreis reducirt werden, wenn man ſich, wie geſagt, unmittelbar an die Verlagshandlung ſelbſt wendet.

Berghaus, J. J., der ſelbſtlehrende Buchhalter, oder vollſtändige Anweiſung zur leichten Erlernung des italiäniſch-doppelten Buchhaltens. Nach Helwigſchem Plane bearbeitet. 3te anſehnlich vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Nebſt einem Anhange, welcher verſchiedene meteorologiſche und andere damit verwandte Gegenſtände enthält. Erſter Band in 2 Theilen. gr. 8. 4 Rthlr.

Es wäre wohl eine ſehr überflüßige Arbeit, ein Werk anempfehlen zu wollen, das ſchon zum dritten Mal gedruckt wird. Ein ſolches Werk hat ſich klaſſiſches Verdienſt erworben, und es bleibt dem Verleger nichts weiter übrig, als dem Publikum von der Wiedererſcheinung Nachricht zu geben. In wie weit dieſe Auflage Vorzüge vor der erſten und zweyten hat, giebt der Titel beſtimmt an. Zu dieſer neuen Auflage des eigentlichen Buchhalters, gehören zur Vollſtändigkeit immer die zweyte und dritte Abtheilung, welche bey Erſcheinung der zweyten Auflage dem Werke zugeſellt wurden.

Die zweyte Abtheilung enthält:

Sammlung kaufmänniſcher Briefe vorzüglich für die deutſche und holländiſche Correſpondenz, beſonders mit Rückſicht auf den gegenwärtigen, durch den Krieg zerſtörten, Seehandel abgefaßt, und mit hiſtoriſch-politiſch-litterariſchen Erläuterungen, nebſt Anmerkungen begleitet. gr. 8. Preis 1 Rthlr.

Die dritte Abtheilung enthält:

Taſchenwörterbuch für Kaufleute, oder kurze und vollſtändige Terminologie der Handlung. Aus den vornehmſten europäiſchen Sprachen mit Rückſicht auf die neueſten Vorfälle im Gebiete der Handlung, ihrer Politik, Geſchichte und Litteratur. gr. 8. Preis 1 Rthl. 4 Gr.

---

* Briefe, vertraute, über Oeſtreich, in Bezug auf die neueſten Kriegsereigniſſe im Jahr 1809. 2 Thle. 8. 3 Rthl.

Den Inhalt dieſer intereſſanten Briefe anzuzeigen, möchte zu weitläuftig werden. Der Titel giebt gewiſſermaßen an, was man darin zu ſuchen hat. Auch hat ſich der Beyfall hinlänglich bewieſen, indem vom erſten Theile ſchon eine neue Auflage erſchienen iſt.

Campe's, J. H., Robinſon der Jüngere. Ein Leſebuch für Kinder. Fortgeſetzt von C. Hildebrandt. Mit dem Portrait des Herrn Rath Campe, und 2 Holzſchnitten von Gubitz. 8. Neue Aufl. 1 Rthl.

Daſſelbe Buch ohne die Kupf. auf Druckp. 18 Gr.

Es war vorauszuſehen, daß dieſe wirklich gut gerathne Fortſetzung mit Beyfall aufgenommen würde. Hr. Pr. Hildebrandt beſitzt ganz die Gabe des Erzählens, dieß beweiſt auch ſein neues Werk: Der neue Kinderfreund, wovon das erſte Bändchen erſchienen, das zweyte unter der Preſſe iſt. — Von dieſer Fortſetzung des Robinſons iſt von dem Herrn Profeſſor Catel in Berlin eine Ueberſetzung ins Franzöſiſche erſchienen, welche bereits in vielen Erziehungsanſtalten als Leſebuch eingeführt worden iſt. Auch eine lateiniſche Ueberſetzung liegt druckfertig; ſie iſt von einem Manne, der ganz der Sprache gewachſen iſt. Die jetzigen Zeiten haben den Druck nur verſchoben, nicht aufgehoben.

Cramers Anekdoten, Schreckensſcenen und edle Charakterzüge aus der ſpaniſchen Inſurrektion. 1s Heft. 8   8 Gr.

Der Inhalt derſelben iſt:

Prolog. — Schreiben des Augenzeugen an ſeinen Bruder. — Erſter Blick in das Innere von Spanien. — Die Hangematte. — Eine militairiſche Farçe. — Meloda. — Das Gegenpräſent.

---

* **Friedenspräliminarien.** Ein Journal in zwangloſen Heften. 3s bis 6s Heft. gr. 8. 2 Rthl.

Inhalt des dritten Hefts.

Anſichten von Europa. — Paradoxa für die gewöhnliche Welt-Anſicht und doch Wahrheit für den Denker. — Authentiſche Geſchichte der neueſten Ereigniſſe in Portugal und Spanien. — Ueber Fakultäten auf Univerſitäten. — Der Staat als oberſte Auctorität der Schulen. — Ein Beweis der Schwierigkeit, Vorſchläge auszuführen, welche politiſche Schriftſteller mit Leichtigkeit machen. — Ueber die militairiſche Beſtrafung durch Gaſſenlaufen. — Anekdoten von Fr. Wilhelm III. — Einige merkwürdige Schriften. — Inhalt des zweyten Bandes des Intelligenzblattes zu den Friedenspräliminarien.

Inhalt des vierten Hefts.

Authentiſche Geſchichte der neueſten Ereigniſſe in Portugal und Spanien (Fortſetzung). — Paradoxa für die gewöhnliche Welt-Anſicht und doch Wahrheit für den Denker (Fortſetzung). — Einführung des Code Napoleon im Großherzogthum Baden. — Ueber das Schuldenweſen der vormaligen Reichsſtadt Nürnberg. — Aufhebung einer Königlich Preußiſchen Cabinets-Entſcheidung in Sachen der Gebrüder von der Reck ꝛc. — Inhalt des zweyten und dritten Bandes des Intelligenzblatts zu den Friedenspräliminarien.

Inhalt des fünften Hefts.

Authentiſche Geſchichte der neueſten Ereigniſſe in Portugal und Spanien (Fortſetzung). — Betrachtungen über den neuen Krieg zwiſchen Oeſtreich und Frankreich. —

Blicke auf Tyrol. — Guter Rath eines ehemaligen Ritterſchaftlichen Beamten an die ehemaligen Reichsritter. — Noten zu den aphoriſtiſchen Bemerkungen über Würtemberg und Baden. — Kaiſer Franz II. Thaten, bis zum Auguſt 1809. — Paradoxa für die gewöhnliche Welt-Anſicht und doch Wahrheit für den Denker (Beſchluß). — Inhalt des Intelligenzblatts zu den Friedenspräliminarien.

Inhalt des ſechſten Hefts.

Napoleons Beſtimmung. Ein Fragment. — Blicke auf das Königreich Weſtphalen. — Blicke auf das Königreich Bayern. — Bemerkungen über Ungarns Staatsverfaſſung in Bezug auf die neueſten Zeiten. — Einige Nachrichten von dem öſtreichiſchen Operationsplane bey den Ereigniſſen, welche dem Waffenſtillſtande vorangingen. — Kaiſer Franz II. Thaten bis zum Auguſt 1809 (Beſchluß). — Ueber den Frieden zu Wien. — Anekdote vom Tyroler Inſurgentenchef Hofer. — Alphabetiſches Verzeichniß der franzöſiſchen Großen, welche mit Ertheilung des Adels andre Namen bekommen. — Inhalt des vierten und fünften Bandes des Intelligenzblatts zu den Friedenspräliminarien.

Intelligenzblatt zu den Friedenspräliminarien 3r bis 6r Bd. gr. 4. 6 Rthl.

Den Inhalt anzugeben, wäre zu weitläuftig. Er iſt bey den Friedenspräliminarien, wie oben beweiſet, immer angezeigt.

Hildebrandt's, C., Neuer Kinderfreund. 1s Bändchen. 8. Schreibpap. 16 Gr. Druckpap. 12 Gr.

Inhalt.

Einleitung. — Bekanntſchaft mit der Familie des Verfaſſers. — Der Geburtstag. — Die Harzreiſe. — Geſchichte des ehemaligen preußiſchen Heeres. — Das Portrait. Ein kleines Schauſpiel, durch eine Begebenheit im Kriege 1806 veranlaßt.

Daß der Verfaſſer die Gabe beſitzt, ſehr gut und faßlich für Kinder zu erzählen, iſt ſchon oben bey der Fortſetzung von Campe Robinſon geſagt worden.

Das zweyte Bändchen welches auf Koſten des Verfaſſers gedruckt wird, wird bald nachfolgen. Es wird folgenden Inhalts ſeyn:

Fortſetzung der Einleitung, welche die Bekanntſchaft mit der Familie des Verfaſſers enthielt. — Geſchichte der Königl. Sächſiſchen Armee. — Die Gemſe. — Scene aus der Schlacht bey Hochkirchen den 14. October 1758. — Beſchreibung einer Winterreiſe nach dem Roßtrapp im Febr. 1809. — So macht man ſich unglücklich. — Die unverhoffte Freude. Ein kleines Schauſpiel in drey Aufzügen.

* **Jacquin, N. J.**, Hortus botanicus Vindobonensis, Fasc. IV. fol. 4 Rthl.

Koſegartens, L. T., des Herrn Abendmahl. Drey Unterhaltungen mit Serena. Neue Aufl. 8. 4 Gr.

Lappe, Karl, Glaube, Hoffnung, Liebe, Freude. Zu einem Kranze für das Leben gewunden. 8. 8 Gr.

Dieſe vier wichtigen Gegenſtände für den Menſchen ſind hier trefflich und faßlich für jedes Gemüth dargeſtellt. Vom Glauben. Die Exegeſe iſt nach Marci 16, V. 14—20 — Hoffnung — durch die Frage bey dem Grabe unſerer Geliebten: Wo geheſt du hin? Joh. 16. V. 5. u. ſ. w. erklärt. — Von der Bekehrung zur Liebe, Joh. 13, V. 34. — Iſt die Religion eine Feindin der Freude? Joh. 2, V. 1—11.

---

* **Ludwig's, C. F. F.**, Phantaſieen und Reflexionen auf einer Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland in die Schweiz. 1r Band in 2 Abtheil. Mit 1 Kupf. 8. 1 Rthl. 20 Gr.

Die Vorrede mag ſtatt aller weitern Empfehlung dieſes Buchs ſprechen:

Eine Reiſe, deren Plan ſchon viele Freuden gewährt hatte, in den ſchönſten Tagen des Sommers 1808 begonnen, unter den glücklichſten Umſtänden ausgeführt, gab dieſen Blättern ihre Entſtehung. Jeder Menſch fixirt gern die ſchönern Momente ſeines Lebens, des körperlichen wie des geiſtigen, für ſich und andere, die an ihm Theil nehmen — wäre es auch nur um des Rückblicks und der einſtigen Vergleichung willen. Wie man ſein Bild einer geliebten Perſon giebt, ohne die eitle Einbildung, ein würdiger Gegenſtand für die Kunſt zu ſeyn, aber feſt überzeugt, daß es doch willkommener und theurer ſeyn werde, als das vollendeteſte Gemählde, ſo gab ich mein Reiſetagebuch meinen Freunden, in welchem ſich weniger das Beobachtete, als der Beobachtende abſpiegelt. An die Freunde ſchloß ſich ein ausgebreiteter Kreis von Bekannten an, die deſſen Mittheilung wünſchten — dieſe wurde dadurch täglich ſchwieriger und langſamer, und ſo kam es, daß einer der erſtern den Abdruck übernahm, und mein Verleger wurde. —

Aber ich bin entfernt, dieß letztere als verbrauchte Entſchuldigung, als prahlendes Schild der Schwäche gegen die Pfeile der Kritik auszuſtellen. Das Buch iſt nun den ſchützenden Händen dankbarer Freundſchaft entrückt, und den Parteyloſen des Publikums übergeben; dieſes hat ein Recht zu richten, und der Verfaſſer, gleichweit entfernt von Anmaßung und

Freyheit, will ſich dem wirklich parteyloſen Urtheile nicht entziehen.

Er hat eine einzige Bitte an den Leſer und Richter, das Buch gar nicht oder ganz zu leſen, und ſelbſt nicht bey dieſem erſten Theile die Acten zu ſchließen, ſondern ihn mehr als Einleitung für das Folgende zu betrachten, da der intereſſantere Theil der Reiſe auch nur die intereſſanteſte Darſtellung hervorbringen konnte.

Ich habe, ſo wie der Druck beſchloſſen war, nach Vervollſtändigung und Vervollkommnung geſtrebt, und den ſubjektiven Geſichtspunkt mit dem objektiven in der Behandlung zu vereinigen geſucht — aber man fordere keine Vollendung. Nur die Momente der Erholung kann ich den Wiſſenſchaften und ähnlichen Arbeiten widmen; die ſchönſten Stunden, die beſten Kräfte gehören dem ernſten Wirkungskreiſe des Beamten an, den Pflichten des Bürgers gegen ein geliebtes Vaterland, dem der Verfaſſer Erziehung und Bildung verdankt, das einſt den Entfernten, als gerechte Hoffnungen ihn täuſchten, freundlich in ſeinen Schooß wieder aufnahm und ihm gewährte, was den Vernünftigen befriedigen, den Zufriedenen beglücken kann.

So ohne die gewöhnlichen Anſprüche darf der Verf. wohl auch vom größern Publikum Billigkeit hoffen. Er ſagt es ehrlich voraus: wer blos Sachen, und vorzüglich unbekannte, ſucht, wird ſich getäuſcht fühlen — ihn werden die häufigen Betrachtungen und Gefühle langweilen — wer Romane, Sentimentalität, Myſtik vorzieht — auch, denn er wird zu viel Sachliches, zu wenig Poeſie finden.

Der Verf. denkt durch ſein Werk nicht Gelehrte zu belehren, und klugen Leuten viel Neues zu ſagen; wenn auch Wille und Kräfte dazu vorhanden geweſen wären, ſo war die Reiſe dazu zu flüchtig. Wenn nur hier und da ein Denker leidenſchaftlos ausgeſprochene Wahrheit darin findet, wenn nur ein gefühlvolles Herz wärmer ſchlüge für Recht und Tugend, Kunſt und Natur, eine Thräne der Rührung ein ſchönes Auge füllte — wenn nur ein Jüngling ſich aufmachte, das herrliche Alpenland mit ſeinen hochherzigen Bewohnern zu ſehen, und wiederkehrend in einem Händedrucke mir ſagte: „Dir dankt ein beſſerer Menſch reine Freuden!“ dann wäre ich mehr als belohnt.

---

* **Perrin-Vernajon**, von, Geſpräch zwiſchen zwey Gendarmes, einem deutſchen und einem franzöſiſchen, über den Dienſt der Gendarmerie, oder:

Handbuch für deutſche Gendarmen und Leſebuch für Landesbewohner. Nebſt einem illum. Kupfer. Mit Königl. Sächſ. allergnädigſtem Privilegio. Taſchenform. 18 Gr.

Da dieſes Buch für zwey Theile des Publikums beſtimmt iſt, für die Gendarmen und das Landvolk, welche wenig auf Bücher verwenden können, ſo iſt ein ſo billiger Pränumerationspreis von 12 Gr. gemacht worden, daß dieſe des großen Nutzens wegen, den beyde Theile, wenn ſie ſich damit bekannt machen, mit demſelben erwerben, wohl von ihnen dazu erſpart werden können. Dieſes Nutzens wegen, wie um des leichten Anſchaffens willen, will der Beſitzer noch ferner den Pränumerationspreis von 12 Gr. gelten laſſen, wenn man ſich an den Verfaſſer oder die Buchhandlung, die es in Commiſſion hat, ſelbſt wendet.

---

* **Pohl, H. Fr.**, Das Verjüngen der Wieſen. Nebſt einer vorausgeſchickten Reviſion der Wieſenwirthſchaftslehre. 8. 1 Rthlr.

Der Verfaſſer, einer unſrer geſchätzten Oekonomen, hat in 24 Abſchnitten die ganze Wieſenwirthſchaft ſo deutlich und gründlich dargeſtellt, und bewieſen, was jeder Landmann auf ſein Gebiet anzuwenden hat, um gleichen Gewinn, als er ſelbſt da, wo er es angewandt, erhalten hat zu erlangen.

Der Inhalt dieſer 24 Abſchnitte ſteht hier zur Empfehlung dieſes Buches nicht am unrechten Orte.

Erſte Abtheilung. Einleitung in die Wieſenwirthſchaftslehre. — 1ter **Abſchnitt.** Erſte Anſicht der Wieſenwirthſchaftslehre. — 2ter **Abſchn.** Ueber die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Wieſenwirthſchaftslehre. — 3ter **Abſchn.** Ueber das Natürliche der Wieſen. — 4ter **Abſchn.** In wiefern kommt das Erdreich auf Wieſen in Betracht? — 5ter **Abſchn.** Ueber die natürliche Lage einer Wieſe. — **Zweyte Abth.** Anſichten der Wieſenpflanzen. — 6ter **Abſchn.** Ueber den Begriff der Raſenpflanzen. — 7ter **Abſchn.** Ueber die Vermehrung der Wieſenpflanzen. — 8ter **Abſchn.** Ueber die Dauer und Erhaltung der Wieſenpflanzen. — 9ter **Abſchn.** Bemerkungen über das Wachsthum der Wieſenpflanzen. — 10ter **Abſchn.** Die Raſen- und Grasnarbe. — 11ter **Abſchn.** Bemerkungen über das Anordnen der Natur bey den Raſenpflanzen. — 12ter **Abſchn.** Ueber die Unfälle der Wieſenpflanzen? — 13ter **Abſchn.** Welches ſind die beſſern Wieſenpflanzen? — 14ter **Abſchn.** Ueber die Wieſenunkräuter. — 15ter **Abſchn.** Die Wieſengräſer. — 16ter **Abſchn.** Die Wieſenkräuter. — 17ter **Abſchn.** Die Mooſe und Flechten. —

Dritte Abth. Ueber die Verjüngung der Wieſen. — 18ter Abſchn. Einleitung und Ueberſicht der Wieſenkultur. — 19ter Abſchn. Ueber die Grundſätze der Wieſenwirthſchaft. — 20ſter Abſchn. Die Wieſenkulturanſtalten — 21ſter Abſchn. Eintheilung und nähere Anſicht der Kulturanſtalten. — 22ſter Abſchn. Der Wieſenbau. — 23ſter Abſchn. Ueberſicht der Kulturanſtalten bey der Wieſenwirthſchaft — 24ſter Abſchn. Mein Verfahren, die Wieſen zu verjüngen oder die Wieſenverjüngung.

Schulz, D. C. H. L., medizinisch-praktiſches Geſchäfts- und Adreß-Buch auf das Jahr 1810. für praktiſche Aerzte, Chirurgen und Apotheker herausgegeben. Nebſt 12 Monatstabellen und 1 Kupfer, gebunden 22 Gr.

Inhalt.

Pharmaceutiſche Tabellen der alten und neuern Nomenclatur, nebſt angefügter Taxe in alphabetiſcher Ordnung, nach **Tromsdorf** — Verzeichniß deutſcher Akademien, ihrer Lehrer und deren mediziniſchen Vorleſungen. — Alphabetiſches Verzeichniß ſämmtlicher an den Monatstagen bemerkten Gelehrten. — Mediziniſche Neuigkeiten. — Nachricht von dem Wildbade bey Burgbernheim zur Belehrung derer, welche zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit der Bäder bedürfen. — Unterricht für Badende. — Diätetiſche Regeln für Badende. — Phyſiologiſche Beſtimmung des groſſen Einfluſſes unſerer Haut auf die ganze Maſchine.

---

* **Ueber** die Aufklärung. 8. St. Petersburg. 4 Gr.

* **Zapf**, G., Betrachtungen über die Fortdauer nach dem Tode. Ein Handbuch für Jünglinge jedes Standes. 4 Thle. Mit Kupfern. 8. 4 Rthl.

Hier iſt das Reſultat des Nachdenkens bey einem Manne, der durch mancherley glückliche und unglückliche Ereigniſſe in ſeinem Leben auf die Frage bey ſich ſelbſt geführt ward: iſt eine Fortdauer nach dem Tode? Nicht durch philoſophiſches Nachdenken und Grübeln löſt er die Frage auf, ſondern es iſt ihm genug überzeugt zu ſeyn, daß er ſein Daſeyn einem gütigen Weſen zu danken habe, daß dieſes für uns unbegreifliche Weſen nicht ein Geſchöpf zur ewigen Freude, andere zu ewigen Qualen und Leiden willkührlich beſtimmt haben kann; ſondern daß wir ſelbſt es ſind, welche mehr oder weniger Eins oder das Andre erzeugen; daß wir aber, wenn wir unter dem Druck der Verhältniſſe, nicht ſelbſt erzeugter Leiden, hier zu kämpfen haben, mit ſtetem Glauben an Gott und in dem Beſtreben des Rechtthuns ruhig unſer Schickſal nach dem Tode abwarten können. Wie ſchön ſingt **Gellert**:

Was ſeyd ihr Leiden dieſer Erden
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns ſoll werden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen ſie
Iſt doch ein Augenblick voll Müh?

Zimmermanns, E. A. W. von, hiſtoriſch-geographiſch-politiſcher Verſuch über Oſtindien, nebſt der Schilderung von deſſen Handel. Nach **Le Goux de Flaix**. 2 Thle. Mit einem Kupfer in Querfolio, den Tempel von Jagrenat vorſtellend. Mit Noten, Anmerkungen und einer Vorrede. Auf Schreibp. 3 Rthl. 8 Gr. auf Druckp. 2 Rthl. 8 Gr.

Die Gabe der Darſtellung hiſtoriſch-geographiſcher Gegenſtände des Hrn. v. Z. iſt aus ſeinem Taſchenbuche der Reiſen, davon ſchon 9 Jahrgänge erſchienen ſind, hinlänglich bekannt. Hier hat er ſich zwar an ſeinen Autor zu halten; allein ſeine Noten und Anmerkungen zeugen von ſeiner genauen Kenntniß der Länder, und geben dadurch dem Werk das Anſehen als eigne Arbeit.

Kupferſtiche.

Portrait **Napoleon** I. und **Maria Louiſe** en Medaillon. 1 Rthl. 8 Gr.

So gewagt es ſchien, neben ſo vielen bereits erſchienenen Portraits dieſer beyden hohen Perſonen noch Eines folgen zu laſſen, ſo war es doch für den Verleger Bewegungsgrund genug, da er bey Anſicht des Originals, das in Paris ſogleich nach Ankunft der Kaiſerin verfertigt worden, durch den Ausdruck des Charakters mehr als durch alle bereits geſehenen Stücke überzeugt ward, daß dieß das getroffenſte ſeyn müſſe. Dieß haben Pariſer ſpäterhin durch ihre Ausſage beſtätigt. Daß es ſich durch Stich und Ausdruck des Charakters beyder hoher Perſonen ſehr auszeichnet, muß auch der Neid bekennen.

Verzeich-

Verzeichniß
derjenigen
Bücher,
welche
bey Heinrich Gräff in Leipzig
entweder verlegt worden, oder auch in
Menge (*) zu haben ſind.

(Nach den Wiſſenſchaften geordnet.)

1810.

NB. Um den Liebhabern der Schriften der Fr. v. LaRoche, — Ch. Sophie Ludwig, — Koſegartens, — Fiſchers, — Benkowiz und Medicus das Aufſuchen zu erleichtern, habe ich dieſe noch einmal ſeparat aufgeführt, die übrigen ſtehen an ihrem Orte.

Die mehreſten Bücher kann man auch auf Schweizer- oder holländiſchem Papiere bekommen.

Inhalt.

Schriften von Sophie von LaRoche Seite 2
Schriften von Ch. Sophie Ludwig — 2
L. T. Koſegartens Eigne Schriften u. Ueberſetzungen — 3
C. A. Fiſchers Schriften — 3
C. F. Benkowitz Schriften — 4
F. C. Medicus Schriften — 4
Philoſophiſche Schriften — 5
Theologiſche Literatur — 5
Mediziniſche Literatur — 9
Juriſtiſche Literatur — 13
Pädagogiſche Literatur — 15
Phyſikaliſch-Naturhiſtoriſche Literatur — 21
Schrift. üb. Polizey, Cameral- u. Finanzwiſſenſch., Technol., Handl. u. Manufacturen ꝛc. Seite 23
Politik — 28
Hiſtoriſche Literatur — 31
Geographiſche Literatur — 37
Philologiſche Literatur — 40
Aeſthetiſche Schriften — 40
Gedichte — 42
Romane — 43
Theater u. Theater-Schr. — 48
Militairiſche Schriften — 50
Vermiſchte und Freymaurerſchriften — 51
Muſikalien — 54
Holzſchnitte von Gubitz — 55
Kupferſtiche — 55

Schriften von Sophie von La Roche:

Briefe an Lina, 1r Band, als **Mädchen**. 2r und 3r Band als **Mutter**. Ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verſtand bilden wollen. Mit Kupfern. 4te verbeſſerte Auflage. 8. 2 Thlr.

Für Schulen und Erziehungsanſtalten im Parthiepreis bey 12 Exempl. à 1 Thlr. 8 Gr.

Dieſelben franzöſiſch:

Lettres à Nina, ou conseils à une jeune fille pour former son esprit et son coeur. Trad. de l'allemand par. S. H. **Catel** III. Tomes av. le portrait de l'auteur. 12°. broché 2 Thlr. 12 Gr.

Für Schulen und Erziehungsanſtalten im Parthiepreis bey 12 Exempl. à 1 Thlr. 16 Gr.

Schönes Bild der Reſignation. Eine Erzählung. 2 Bände. 2te verbeſſerte und mit Kupfern von Jury verſchönerte Auflage. 8. geh. 3 Thlr.

Erſcheinungen am See Oneida. 3 Theile. Mit Kupfern und Vignetten. 8. brochirt auf Velinpap. 4 Thlr. 12 Gr.

Daſſelbe auf engl. Druckpap. 3 Thlr.

Mein Schreibetiſch. An Herrn G. R. P. in D. 2 Bände. Mit Kupf. 8. brochirt 2 Thlr. 16 Gr.

Schattenriſſe abgeſchiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahr 1799. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

Reiſe von Offenbach nach Weimar und Schönebeck. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Fanny und Julia, oder die Freundinnen. 2 Theile. Mit Kupf. von Penzel, 8. geh. 2 Thlr 16 Gr.

Liebe-Hütten, 2 Theile. Mit Kupf. v. Penzel. 8. 3 Thlr.

Herbſttage 8. Mit einem Kupfer von Penzel und mit Muſik 1 Thlr. 12 Gr

Schriften von Ch. Sophie Ludwig:

Henriette, oder das Weib, wie es ſeyn kann. Aus der Familie Hohenſtamm. Neue Aufl. Mit einem Holzſchnitt von Gubitz 8. 1 Thlr 8 Gr.

Erzählungen von guten und für gute Seelen, 2 Bände. Mit Kupfern. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Lohn der Tugend, 2 Theile. Mit 1 Holzſchnitt von Gubitz. 8. 2 Thlr.

L. T. Koſegartens Eigne Schriften und Ueberſetzungen.

Eigne Schriften:

Poeſieen, 2 Bde. Mit Kupfern von Karcher, Penzel und Schule. Neue verbeſſerte Auflage gr. 8. Auf ord. Papier 4 Thlr.

Dieſelben auf engl. Druckp. und geglättet mit dem 18 Zoll hohen Portrait des Verfaſſers. 7 Thlr. 12 Gr.

Deſſelben Buchs 3r Bd. für die Beſitzer der Erſten Auflage, auf alle 3 Papierſorten.

Pſyche, ein Mährchen des Alterthums. 2te umg. Aufl. 8. 9 Gr.

Rhapſodieen, 1r Band. 2te gänzlich umgearbeitete und verbeſſerte Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Derſelben 2r Band. gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr.

Derſelben 3r Band. Mit dem Portrait des Verfaſſers von Lips. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Des Herrn Abendmahl. Drey Unterhaltungen mit Serena, 2te Aufl. 8. 4 Gr.

Drey Gelegenheitspredigten. gr. 8. 8 Gr.

Euſebia. Eine Jahresſchrift zur Beförderung der Religioſität. M. 1 K. von Penzel. gr. 8. broch. 1 Thlr. 8 Gr.

Ueberſetzungen:

Clariſſa. Neu verdeutſcht und Ihro Majeſtät der Königin von Großbrittannien zugeeignet. In 16 Bänden. Mit 24 Kupfern, gezeichnet und geſtochen von D. Chodowiecky. 8. 16 Thlr.

Der Freudenzögling. A. d. E. des Hrn. Pratt überſ. 8. 1 Thlr.

A. Smiths Theorie der moraliſchen Gefühle. Ueberſezt, vorgeredet und hin und wieder kommentirt. 2 Thle. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Der Prediger, wie er ſeyn ſollte. Oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften des **Robert Robinſon**, geweſenen Baptiſten-Predigers zu Cambridge. Nach dem Engliſchen des George Dyer, für den Standort des deutſchen Publikums bearbeitet. 8. 1 Thlr.

C. A. Fiſchers Schriften:

Eliſa, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte, 2ter Theil, oder: **Ueber den Umgang der Weiber mit Männern.** Ein nothwendiger Anhang zu Eliſa, 2te Auflage, 8. 10 Gr.

Gemälde von Valencia, 3 Thle. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Deſſelben Buchs 3ter Theil apart, ſiehe Sauveur Reiſen S. 39.

Briefe eines Südländers, 8. Schweizerp. 1 Thlr. 16 Gr.

Daſſelbe auf feinem Poſtpapier, 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Daſſelbe auf Schreibpapier, 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Daſſelbe auf Druckpapier, 8. 1 Thlr.

Reiſeabentheuer, 2te verbeſſerte Auflage, 2 Bände, 8. Schweizerpapier 2 Thlr. 8 Gr.

Dieſelben auf Druckpapier 1 Thlr. 16 Gr.

Leſebuch, neues franzöſiſch diplomatiſches ꝛc., ſiehe S. 30.

Collection générale etc. ſiehe S. 29.

Neueſtes Gemälde von Spanien im Jahr 1808. Nach Alexander Laborde. 2 Thle. 8. Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. Druckpap. 2 Thlr. 4 Gr.

Daſſelbe Buch auch unter dem Titel:

Neuer allgemeiner und vollſtändiger Wegweiſer durch Spanien. 2 Thle. Preiſe wie oben.

C. F. Benkowitz Schriften:

Abbadonna, ein Buch für Leidende. Aus fremden und eigenen Schriften geſammelt. 2 Theile, 8. 2 Thlr.

Das italieniſche Cabinet, oder Merkwürdigkeiten aus Rom und Neapel, 8. 1 Thlr.

Helios der Titan, oder Rom und Neapel. Eine Zeitſchrift aus Italien. 1s bis 3s Heft, gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Hilarion, oder das Buch der Freude. Aus fremden und eignen Schriften geſammelt. 8. 1 Thlr.

Kriegsſcenen ſeit dem 10ten October 1806. Glogaus Belagerung ꝛc. 2 Hefte. 8. 12 Gr.

Natalis, oder die Schreckensſcene auf dem St. Gotthard. Eine Geſchichte zur Beherzigung aller, denen Gewalt auf Erden verliehen iſt. Mit Kupfern von Penzel. (Wird neu gedruckt.)

Savonarola, der Märtirer in Florenz. Eine Wundergeſchichte aus dem 15ten Jahrhundert. Mit 1 Kupf. v. Penzel. 8. geh. 18 Gr

F. C. Medicus Schriften.

Unächter Acacienbaum. Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieſer in ihrer Art einzigen Holzart. 4 Bände compl. und 5r Bd. 1s bis 4s St. 7 Thlr. 2 Gr.

NB. Wenn Jemand dieſes Werk ganz compl. bey mir unmittelbar nimmt, erhält er es für 4 Thlr.

Beyträge zur Forſtwiſſenſchaft. Aus obiger Schrift II. Bd. 2s Heft apart abgedruckt. 8. 4 Gr.

Bericht über die in den Jahren 1800, 1801 und 1802 geführten Schläge in der Churfürſtlichen Accacienanlage neben dem botaniſchen Garten zu Mannheim, 8. (in Commiſſion) 6 Gr.

Ueber die wahren Grundſätze des Futterbaues. Allen Staaten, vorzüglich jenen, die durch den gegenwärtigen Krieg ſo außerordentlich gelitten haben, gewidmet. 8. 4 Gr.

Forſtjournal. 1r Bd. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Beyträge zur Pflanzen-Anatomie und Pflanzen-Phyſiologie, vorzüglich für Forſtmänner. 1s bis 7s Heft. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

Deſſelben Pflanzenphyſiologiſche Abhandlungen. Drey Bändchen. 8. (Commiſſion.) 2 Thlr. 6 Gr.

Oekonomiſche Abhandlungen. 2 Bändchen. 12. 1 Thlr.

Philoſophiſche Schriften.

* Dorſch philoſophiſche Geſchichte der Sprache und Schrift. gr. 8. 9 Gr.

* Fragmente aus der Philoſophie des Lebens. 8. 6 Gr.

* Ueber die Freuden des Lebens. 1r Thl. Neue Aufl. gr. 8. 6 Gr.

Iſt es im 18ten Jahrhundert zu früh, ſich zur natürlichen Religion zu bekennen. gr. 8. (Commiſſion.) 16 Gr.

Kunhardt, M. H. Anti-Stolberg; oder Verſuch die Rechte der Vernunft gegen Friedrich Leopold Grafen von Stolberg, in Beziehung auf deſſen Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti zu behaupten. gr. 8. 12 Gr.

* Maimon's Verſuch einer Logik, oder allgemeine Theorie des Denkens, gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

* Derſelbe. Die Kathegorien des Ariſtoteles. Mit Anmerkungen erläutert, und als Propädeutik zu einer neuen Theorie des Denkens dargeſtellt. 8. 18 Gr.

* Muth über die wechſelſeitigen Verhältniſſe der Philoſophie und Theologie, nach kantiſchen Grundſätzen. 8. 4 Gr.

Schlegel, D. G. der Grundſatz der Vernunftmoral: Handle nach dem Urtheil der die Dinge lauter betrachtenden Vernunft dargeſtellt und angewandt. 8. 16 Gr.

* Schlüſſel des Buchs: Irrthümer und Wahrheit oder Rückweis der Menſchen zu dem allgemeinen Prinzip der Vernunft, von einem bekannten Schloſſer. 8. Auf Holl. Pap. 13 Gr. auf Dekp. 10 Gr.

Smiths Theorie der moraliſchen Gefühle. Siehe Koſegartens Sch.

* Stevenhagen's Verſuch den Begriff des Rechts zu beſtimmen. 8. 4 Gr.

Ueber den mit Unrecht verfolgten Erbadel. Von einem Patrioten. kl. 8. brochirt 4 Gr.

* Ueber Wahrheit und Irthum. Ein nothwendiger Nachtrag zu der Schrift: Ueber Aufklärung. 8. 6 Gr.

* Verſuch einer kurzen hiſtor. kritiſchen Ueberſicht der Lehren und Meinungen unſrer vornehmſten neuen Weltweiſen von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, gr. 8. 12 Gr.

* Was werde ich künftig ſeyn? Einige Vermuthungen der räſonnirenden Vernunft. 8. 3 Gr.

* Was wird aus der Religion werden? 8. 3 Gr.

Theologiſche Literatur.

Abbadonna, ein Buch für Leidende. S. Benkowitz Schriften.

Des Herrn Abendmahl. S. Koſegartens Schriften

Pragmatiſche Abhandlungen über die Dauer der Höllenſtrafen. 8. 16 Gr.

• **Ackermann's** Ermunterungen an junge Chriſten zur würdigen Erfüllung ihrer Beſtimmung. 8. 4 Gr.

• **Deſſelben** Sonntagsbüchlein. Zur nützlichen Unterhaltung für Bürger und Landleute. 2. Samml. 8. 16 Gr.

• **Anleitung**, kurze, zu einem gründlichen Studium der Theologie auf Univerſitäten. 8. 12 Gr.

• **Audainel's** Bericht an Frankreichs Katholiken über die Mittel, wodurch die Nationalverſammlung die katholiſche Religion in Frankreich zu vernichten ſucht. Aus dem Franzöſiſchen. gr. 8. 18 Gr.

Auszüge aus dem Tagebuch einer trauernden Wittwe. Nebſt einer kurzen Biographie der Verfaſſerin. gr. 8. auf franzöſiſch Druckpapier, mit 1 Kupfer. 1 Thlr. 12 Gr., ord. 8. auf Druckpapier. 1 Thlr.

• **Bambergers**, J. P. Predigten. Neue Aufl. gr. 8. 12 Gr.

Beleuchtung, freymüthige, einer merkwürdigen Begebenheit unſrer Tage, des Uebertritts des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg zur römiſch-katholiſchen Kirche. Mit Bemerkungen über katholiſchen Glauben und Religioſität. 8. auf Schreibpapier. 10 Gr. auf Schweizerp. 14 Gr.

• **Betrachtungen** über die jährl. Sonn- und Feſttags-Evangelien, aus dem Däniſch. überſ. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

• **Brameрell's** Geſchichte der Kirchenreformation in der Grafſchaft Hanau-Münzenberg vom Jahr 1523 bis 1610. Mit Beylagen. gr. 8. 10 Gr.

• **Calvins** und **Bezas** Schriften, nach der Zeitfolge geordnet, mit hiſtoriſch-kritiſchen Anmerkungen von Ziegenbein. 8. 5 Gr.

Campe und **Beithuſen**, confrontirt von Euſebius Freymuth. 8. 5 Gr.

• **Deusdedit** responsio fraterna ad epistolam familiarem Fr. Deo gratias. 4. 5 Gr.

• **Dreſſel's** Predigten über einige Sonn- und Feſttags Evangelia. Zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniſſe und Geſinnungen bey häuslicher Andacht. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

• **Eckartshauſen** über Religion, Freydenkerey und Aufklärung. gr. 8. 12 Gr.

• **Entwurf** einer Kirchen- und Religionsgeſchichte des Herzogthums Zweybrücken. 2te Aufl. 8. 8 Gr.

• **Erklärungen** der Sonn- und Feſttäglichen Evangelien, Katoliſche. 2 Thle. 8. 20 Gr.

• **Evangelie** inu branje ali pisme na vse nedele inu jimenitne prasnike zielega leta resdelene. 8. 18 Gr.

• **Gebetbuch** für evangeliſche Chriſten. 8. 8 Gr.

• **Freie Gedanken** über die Religion, die Kirche und den Wohlſtand des Volkes. Aus dem Engl. 2 Bde. 8. 1 Thlr.

• Gute Gedanken zur Beförderung des Chriſtenthums. 8. 8 Gr.

Geſangbuch, Chriſtliches, für Stadt- und Landſchulen. Von Kämpfe und Wokenius. Nebſt einem Anhange zum vernünftigen religiöſen Geſange bey feyerlichen Gelegenheiten, für Landſchullehrer, Seminariſten und Chorſchüler. 8. 1 Thlr.

NB. Dieſes Buch, das 34 Bogen Text und 5½ Bogen Muſik in gr. Folio hat, wird in Parthieen zu einem äuſerſt billigen Preiſe beym Verleger erlaſſen.

* Geſangbuch, Neuwieder. 8. Auf holl. Pap. 1 Thlr. 4 Gr.
auf Schreibpapier 20 Gr.

* Geſchichte der chriſtlichen Kirche für chriſtliche Leſer aus allen Ständen von Chriſti Geburt bis auf unſere Zeiten. 2 Theile. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

* Gibbons, die Ausbreitung des Chriſtenthums, aus natürlichen Urſachen, aus dem Engl. überſetzt und mit einer kurzen Prüfung begleitet. 8. 12 Gr.

* Häfeli Predigten über den eigentlichen Grund und Zweck der göttlichen Gebote und über die Pflicht der öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung. 8. 12 Gr.

* Hane's Schrifterklärungen. Voran eine Abhandlung von der Metapher, in aſcetiſchen Vorträgen. gr. 8. 12 Gr.

* Hartmanni systema chronologiae biblicae. 4. 3 Thlr.

* Deſſelben kurze Betrachtungen über wichtige Stellen der heiligen Schrift, Ausführung der drey gegründeten Religionswahrheiten und hinzugefügten Anwendung zur Beförderung der Hausandacht. 2te Aufl. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

* Deſſelben fortgeſetzte Betrachtungen über wichtige Stellen der heiligen Schrift, oder auch unter dem beſondern Titel: Lehre der heiligen Schrift von dem dreyeinigen Gott und ſeinen Werken überhaupt. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Heckels, J. C., chriſtliche Beruhigungen unter den Leiden und Beſchwerden dieſes Lebens. 2te verbeſſerte und vermehrte Aufla- gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

* Deſſelben Lieder für leidende Chriſten. 8. 12 Gr.

Jeniſch, D., ſollte Religion den Menſchen jemals entbehrlich werden? Ein theologiſches Sendſchreiben an Spalding. gr. 8. 1 Thlr.

Der Jeſuitismus in nuce, oder Charakteriſtik des heil. Ignaz von Loyola, und des Geiſtes des von ihm geſtifteten Ordens. 8. 9 Gr.

Koſegartens drey Predigten. S. deſſen Schriften.

Deſſen Euſebia. S. ebendaſelbſt.

* Laaß Predigten und Homilien über die Sonn- und Feſttags-Evangelien des ganzen Jahres. 1r Bd. gr. 8. 1 Thlr.

* Lalemont, der Chriſt auf dem Krankenbette, oder: geiſtreiche Betrachtungen und Troſtgründe ſowohl für Seelſorger, welche Kranke und Sterbende zu einem ſeligen Tode vorbereiten wollen, als auch für alle Chriſten, die ein ſeliges Ende zu erlangen wünſchen. 3 Theile. Neue Aufl. gr. 8. 1 Thlr.

* Langhans heilſame Betrachtungen der wichtigſten Wahrheiten der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach Anleitung der Sonn- und Feſttäglichen evangeliſchen Texte, inſonderheit zur Beförderung der Hausandacht. 2 Theile. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

* Deſſelben heilſame Betrachtungen über den Anfang und Fortgang, über die Eigenſchaften und Annehmlichkeiten eines gottſeligen Lebens, nach Anleitung der gewöhnlichen epiſtoliſchen Texte auf alle Sonn- und Feſttage. 2 Theile. 4. 3 Thlr.

* Deſſelben abgekürzte Vorträge göttlicher Wahrheiten, welche zur Erbauung an den gewöhnlichen Sonn- und Feſttagen weitläufiger ausgeführt worden. 3 Thle. 2te verb. Aufl. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Lappe, Karl. Glaube, Hoffnung, Liebe, Freude. In einem Kranze für das Leben gewunden. 8.

Liscov, F. E., über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit. Eine beſcheidene wohlgemeynte Erinnerung an Herrn M. L. — Herausgegeben aus deſſen nachgelaſſenen Schriften, als Probe einer Herausg. der ſämmtlichen Liscoviſchen Werke. 8. 8 Gr.

* Loy. Auserleſenes kaſuiſtiſches Magazin; 1r Bd. gr. 8. 1 Thlr.

* Magazin, neues, des neueſten Kirchenrechts und der Kirchengeſchichte katholiſcher Staaten. 1s Heft. 8. 10 Gr.

* Mantzels meklenburgiſche Kaſualbibliothek. 3 Bände. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

* Die Meſſe an allen Sonn- und Feiertagen des Jahrs, aus dem Latein. überſetzt, mit einem Anhange der nöthigſten Gebete. Auf Schreibp. gr. 8. 20 Gr.

Middletons, C., vermiſchte Abhandlungen über einige wichtige theologiſche Gegenſtände. Aus dem Engl. überſetzt und mit Zuſätzen begleitet. gr. 8. 18 Gr.

* Morgen- und Abend-Gedanken eines jungen Frauenzimmers. 8. 6 Gr.

Oemlers, Ch. W., Reſultate der Amtsführung eines alten Predigers für ſeine jüngern Amtsbrüder, die nachdenken wollen. 2 Bde. gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

* Oettels, J. P., Paradiesgärtlein. 8. 4 Gr.

Petiſcus, J. C. W, Predigt zur Empfehlung der neuen Armenanſtalt der Stadt Leipzig, in der reformirten Gemeinde daſelbſt gehalten. Zum Beſten der neuen Armenanſtalt. gr. 8. 3 gr. baar.

Pipers, D. T. C, Predigten über verſchiedene beſondere Materien und Veranlaſſungen. 2 Theile. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Proteſtantismus, für, und proteſtantiſche Geiſtlichkeit, eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften. 2 Hefte. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

* Regierungsform, über die kirchliche, bey den Katholiken. 8. 6 Gr.

* Reimkaſten über Kirchenbücher. 4. 3 Gr.

Reinhards, D. F. V., Geiſt des Chriſtenthums in Hinſicht auf Beruhigung im Leiden Nach dem Lat. herausgegeben von J. G. Feſt. 8. 1 Thlr.

* Ueber Religion, religiöſe Macht, Kirche und Toleranz in einer Reihe auserleſener theologiſcher Gutachten. gr. 8. 1 Thlr.

* Allgemeines homiletiſches Repertorium, oder möglichſt vollſtändige Sammlung von Diſpoſitionen über die fruchtbarſten Gegenſtände aus der Glaubenslehre, Moral und Weltklugheit. In alphabetiſcher Ordnung mit einem dreyfachen Regiſter. 4r Band. 2r Theil. gr. 8. 1 Thlr.

* Deſſelben Buchs 5r B. 1r und 2r Th. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

* Auch die erſteren Bände bis 4r. Band 1r Theil ſind bey mir für 4 Thlr. 14 Gr. zu bekommen.

* Riem über Religion, als Gegenſtand der verſchiedenen Staatsverfaſſungen. 8. 16 Gr.

* Schäblens offne Briefe an Prediger. 8. 12 Gr.

* Deſſelben offene Briefe an Kirchenräthe, Doktoren und Profeſſoren der Theologie, Superintendenten und Prediger. 8. 8 Gr.

* Deſſelben Entwürfe wirklich gehaltener Predigten. 1s Bdchen. 8. 6 Gr.

Schlegel, Pr. G. kleines liturgiſches Handbuch in Anreden und Gebeten bey der Ordination und Inſtitution der Prediger, der Taufe, Confirmation der Kinder, Beichte, Communion und Trauung, nach den Einſichten u. Beyſpielen verſtändiger Gottesgelehrten. 8. 8 Gr.

Derſelbe über den Stand und die Verpflichtung der Gelehrten und über die Wiſſenſchaften eines künftigen Religionsgelehrten und Religionslehrers. 8. 4 Gr.

Tag der ſchöne. Ein rührendes Feſt, gefeiert in der Kirche zu Schottenſtein und als Beytrag zum Guten gezeichnet von einem Augenzeugen. 8. 10 Gr.

* **Thieß**, J. O., Entwurf einer Handbibliothek für angehende Theologen. 8. 14 Gr.

Ueber die Krankencommunionen, mit beſonderer Hinſicht auf ihre Mißhandlung und Schädlichkeit. 8. 8 Gr.

* **Uhlig** über Popularität im Predigen. 8. 2 Gr.

Würzers, D. H., Bemerkungen über das preußiſche Religionsedikt vom 9. July 1788. Nebſt 1 Anh. über die Preßfreiheit. 8. 12 Gr.

Mediziniſche Literatur.

* **Auguſtin's** Verſuch einer vollſtändigen ſyſtematiſchen Geſchichte der galvaniſchen Electricität und ihrer mediziniſchen Anwendung. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

* **Balk**, L., Rechtfertigung der Lazareth-Anſtalten in Preußen ꝛc. gegen D. Böttchers Beſchuldigung. gr. 8. 4 Gr.

Becker, Dr. G. W. Ueber Pollutionen und die untrüglichſten Mittel dagegen. Mit 1 Kupfer. 8. geh. 8 Gr.

Deſſelben Rathgeber vor, bey und nach dem Beyſchlafe oder faßliche Anweiſung den Beyſchlaf ſo auszuüben, daß der Geſundheit kein Nachtheil zugefügt, und die Vermehrung des Geſchlechts durch ſchöne, geſunde und ſtarke Kinder befördert wird. Nebſt einem Anhange, worinnen die Geheimniſſe des Geſchlechts und der Zeugung des Menſchen erklärt ſind, auch einer Nachricht, die Erfindung eines Schaamgürtels zur Heilung des männlichen Unvermögens betreffend. Fünfte, wiederum ſehr vermehrte Auflage, wodurch jeder Nachdruck der vier erſten Auflagen unbrauchbar gemacht wird. 8. geheftet 16 Gr.

Becker, Dr. G. W., Geheimniſſe des weiblichen Geſchlechts, ſeine Krankheiten und die Mittel dagegen. 8. geheftet 1 Thlr.

* **Bemerkungen**, mediziniſche und chirurgiſche über Gift und Gegengifte. 8. 8 Gr.

* **Caldani** commentationes academicae medicinales, praesertim anatomiam spectantes. fasc. I. 8. 6 Gr.

* **Careno** observationes de epidemica constitutione anni 1789 in civico nosocomio Viennensi. 8. 8 Gr.

* Idem liber charta holland. 12 Gr.

* **Commentaria** über Gebers Werke, wodurch aus ihm ſelbſten, wie auch aus vielen andern Schriftſtellern Misteria proxima lapidis universalis ſowohl als aller Partikular-Arbeiten erwieſen wird. gr. 8. 20 Gr.

* **Coopmanni**, G., opuscula physico-medica. Tom. I. 8. maj. 1 Thlr.

* **Evers** kurze Geſchichte der Geburt eines Kindes mit zwey Köpfen. 8. 4 Gr.

* **Gautſch**, F. W., Mediziniſcher Extract von dem Gebrauche der ſo heilſamen Medicamente, welche ſowohl in neuen, als ſchon alteingewurzelten Krankheiten die erwünſchte Hülfe leiſten. Zweyte Aufl. 8. 4 Gr.

* Derſelbe, über die Erkennung und Heilung der veneriſchen Krankheiten. Für Nichtärzte. 8. 8 Gr.

* **Geiſt** Hippokrates. Nach dem Lateiniſchen des Burnets. Aus dem griechiſchen Urtext von A. Ecker. gr. 8. 18 Gr.

Gilliberts, J. E., Sammlung praktiſcher Beobachtungen und Krankengeſchichten. Aus dem lateiniſchen überſetzt u. ſ. w. von D. Hebenſtreit. Mit 1 Kupf. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hagedorn, M., Abhandlung über den Bruch des Schenkelbeinhalſes. Nebſt einer neuen Methode, denſelben leicht und ſicher zu heilen. Mit 2 Kupf. gr. 8. 16 Gr.

Henning, Dr. F., Analecta literaria Epilepsiam spectantia. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Deſſelben diätetiſch-mediziniſches Handbuch für Seeleute, beſonders in Hinſicht auf die Kauffartheyſchiffer der ſchwediſch-pommerſchen und benachbarten oſtſeeiſchen Häfen; nebſt einer, nach Anleitung des Handbuchs, eingerichteten Schiffsapotheke. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Derſelbe von den Pflichten der Kranken gegen die Aerzte. 8. 8 Gr.

* **Heuermanns** Abhandlungen der vornehmſten chirurgiſchen Operationen am menſchlichen Körper. Drey Bände, mit Kupfern. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

* **Heuermanns** Phyſiologie. 4 Theile, mit Kupf. 8. 4 Thlr.

* **Hoffmann's** C. L., Abhandlung von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit der Theile. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. gr. 8. 16 Gr.

* Derſelbe, von den Arzneikräften des rohen Queckſilbers, des Sublimats, des abgeſüßten Queckſilbers und der Queckſilber-Panacee. 8. 12 Gr.

Ihling, Dr. Ueber Geſundbrunnen und Bäder. Eine Schilderung und ein Wort zu ſeiner Zeit. 2 Gr.

* **Ingen-housz**, J. Miscellanea physico-medica. ed. J. A. Scherer. 8. maj. 18 Gr.

Jörg, Dr. Ueber Klumpfüße. 2 Gr.

Deſſelben Beiträge zu Diätetik neugeborner unehlicher und kleiner Kinder. 8 Gr.

* **Kannegiesseri** Institutiones medicinae legalis. 8maj. 1 Thlr. 6 Gr.

Kauſch, Dr. Fragmente der militairiſchen Staatsarzneykunde, 2 Fragmente. 6 Gr.

Derſelbe, über Schußwunden. Ein Wort vermuthlich zur rechten Zeit geſprochen. 2 Gr.

Kilian, Dr. Ueber die Nützlichkeit und Beweisfähigkeit außergerichtlicher Leichenöffnungen. 2 Gr.

Derſelbe Ueber den Charakter des Keichhuſtens, Scharlachs und der Maſern, nebſt einigen allgemeinen Regeln für das Verfahren dabey. 2 Gr.

Deſſelben Haus-Arzneien, als Eier, Milch, Rahm, Butter, Buttermilch und Käſe. 6 Gr.

Derſelbe, das Scharlachfieber. Ein Wort zur Beherzigung für Eltern und Aerzte. 8 Gr.

Derſelbe: Iſt die Vaccination an der bisherigen Bösartigkeit des Scharlachfiebers wirklich Schuld? 4 Gr.

Derſelbe, über die Bäder. Ein Beitrag zur Diätetik überhaupt, und der Geſundbrunnen insbeſondere. 10 Gr.

* **Krankengeſchichten**, merkwürdige, von verſchiedenen chroniſchen Krankheiten, 1r Bd. Waſſerſuchten. 8. 12 Gr.

* Die **Kunſt** ſtets geſund zu ſeyn. Aus dem Engliſchen. 2 Bände. gr. 8. 3 Thlr.

* **Laune**, C., des Herrn Lenhard Geſundheitstrank, das größte Wunder unſerer und aller Zeiten. 8. 4 Gr.

* **Löffler**, A. F., Beyträge zur Wundarzneykunſt. Zwey Bände. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Masius, D. Georg. Heinr., Untersuchungen und Beobachtungen über natürliche, zufällige und gemischte Kuhpocken. 8. 16 Gr.

Mende, D. L., Beyträge zur Prüfung und Aufhellung ärztlicher Meynungen für Heilkünſtler, 1s Bändchen. 8. 8 Gr.

Menzmann, M. C. G., giebt es kein Schutzmittel gegen das Scharlachfieber und gegen die ſchrecklichen Menſchenblattern? Eine

Unterredung zwiſchen dem Schulmeiſter und Richter von Liebdorf, dem Wirthe und der Wirthin zu Altheim und dem Cantor von Lobethal. Zur Belehrung für den Bürger und Landmann 2te ganz umgearbeitete Auflage. Mit einem Holzſchnitt. 8. 6 Gr.

Millot, J. A., die Kunſt, ſogleich beym Beyſchlafe das Geſchlecht des zu erzeugenden Kindes zu beſtimmen, nebſt einer kritiſchen Beleuchtung aller Zeugungstheorien, und einem vollkommenen Syſteme dieſes ſo wichtigen Naturgeſchäfts. Aus dem Franzöſiſchen. Zweyte revidirte, zum Theil ganz umgearbeitete und mit vielen Anmerkungen und Zuſätzen von Dr. G. W. **Becker** bereicherte Auflage. Mit 9 Kupfern. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

* **Mohrenheim**, J. Freyh. v., Abhandlung über die Entbindungskunſt. Verfaßt auf hohen Befehl der Kaiſerin von Rußland zum Nutzen ihres Reichs. 139 Bogen Text, 46 Kupfertafeln, und 21 eingedruckten Vignetten. Royalfolio. Koſtete ſonſt 30 Thlr. wird jetzt bis auf eine kleine Anzahl Exempl. zu 2 Frd'or **baar** erlaſſen.

— die Kupf. beſonders nebſt ihren beygefügten Erklärungen. Royalfol. Koſtete ſonſt 16 Thlr. und jetzt bis auf einige Exempl. 2 Dukaten.

* **Mollitor**, Weikard der Empyriker. gr. 8. 4 Gr.

* **Plenk's** Hygrologie des menſchlichen Körpers, oder phyſiologiſch-chemiſche Betrachtungen der flüſſigen Beſtandtheile des menſchlichen Körpers. Aus dem Latein. überſetzt mit Anmerkungen von Davidſon. Mit einer Vorrede und Anmerkungen von Hermbſtädt. gr. 8. 12 Gr.

* **Reyher**, D. J. G., Entwurf einer mediziniſchen Encyklopädie und Methodologie. 8. 6 Gr.

* Deſſelben Entwurf einer Anleitung zum Receptſchreiben. 8. 5 Gr.

* **Rigels** de usu glandularum superrenalium in animalibus nec non de origine adipis disquisitio anatomico-philosophica. 4. 10 Gr.

Idem liber Charta holland. 12 Gr.

* **Roſenbachs** Nachtrag vom Gebrauch der Brechmittel. 8. 3 Gr.

* **Sömmering** vom Hirn- und Rückenmark. 8. 8 Gr.

* **Spiering**, D. H. G., mediziniſche Beobachtungen und Erfahrungen, 1r Theil. gr. 8. 1 Thlr.

* **Sybel's** Erfahrungen über die Kuhpocken. Ein ſicheres Mittel, um Menſchen vor der Entſtellung, der Verkrüppelung, und dem Tode durch Pocken zu bewahren. Mit einem Kupfer, gr. 8. 16 Gr.

* **Sydenham**, D. Th., ſämmtliche Werke. Aus dem Lateiniſchen in einem Auszuge. Herausgeg. v. D. Spiering. gr. 8. 1 Thlr.

* **Tiſſots**, W., neues mediziniſches Noth- und Hülfsbüchlein für alle Menſchen, 2 Theile. 8. 1 Thlr.

* Deſſen Sammlung von verſchiedenen ſympathetiſchen, magnetiſchen und andern Curen; wie auch von andern wunderbaren und in der Haushaltung nützlichen Kunſtſtücken und Experimenten, 2te Auflage. 8. (Wird neu gedruckt.)

- * **Tiſſots**, M., von der Schönheit der Frauenzimmer, und Mittel, ſelbige zu erhalten. 8. 4 Gr.
- * Deſſen phyſiſche Venus. 8. 4 Gr.

Deſſen Heimlichkeiten des weiblichen Geſchlechts. Neue ganz umgearbeitete und für unſer Zeitalter brauchbar gemachte Auflage von Dr. G. W. Becker. 8. 1 Thlr.

Ueber Menſchenblattern und Kuhpocken.

Ueber die Kuhpocken und die neulich erſchienenen Bedenklichkeiten gegen dieſelben, v. W. 2 Gr.

Beherzigungswerthe Beiträge zur neueſten Geſchichte der Schutzblattern. Von C. A. Menzmann. 2 Gr.

Die ächten Kuhpocken. Ein Wort zur Warnung, Beherzigung und Belehrung für Eltern, denen die Beförderung einer wahrhaft guten Sache und das phyſiſche Wohl ihrer Kinder gleichmäßig am Herzen liegt. Von Dr. Richtſteig. 2 Gr.

Auch etwas über die Pocken von K—l. 2 Gr.

Noch ein paar Worte an das Publikum über die Schutzblattern. Von Dr. F. Ch. G. Heſſe. 2 Gr.

* * *

- * **Wallis**, die Kunſt Krankheiten vorzubeugen und die Geſundheit wieder herzuſtellen. Ein Buch für Jedermann. Aus dem Engl. mit Anmerkungen und Zuſätzen. 2 Bde. gr. 8. 3 Thlr.
- * **Weber** von den Urſachen und Zeichen der Krankheiten. Aus dem Latein. mit Anmerk. 1r Bd. 18 Gr.

Juriſtiſche Literatur.

- * **Ancher**, P. K., Däniſches Lehnrecht. gr. 8. 1 Thlr.
- * **Beytrag** zum Pütterſchen rechtlichen Bedenken über eine merkwürdige Vormundſchafts-Geſchichte. Fol. 8 Gr.
- * **Beyträge** zur Geſchichte der römiſchen Eingriffe in die Freiheiten der deutſchen Kirche. gr. 8. 6 Gr.
- * **Codex** criminalis Hetruriae **Petri Leopoldi**. 8. 7 Gr.

Collectio Dissertationum ac Tractat. Jus Lubecense illustrantium. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

- * **Cunibert** dissertatio de juribus Electori Moguntino etc. 4. 8 Gr.
- * **Eckartshauſens** Form eines Hexenproceſſes aus den alten Zeiten. 8. 3 Gr.
- * **Engau's** Abhandlung vom Recht Evangeliſcher Fürſten über die auf den Kanzeln ſtehenden Lehrer. 8. 2 Gr.

Erkenntniß des königl. Kammergerichts zu Berlin in der bekannten Sache des Dokt. der Philoſophie, **Heinrich Würzers**. Mit Anmerk. Als ein Beytrag zu den merkwürdigen Rechtsfällen. 8. 5 Gr.

* Van-Espen jus ecclesiasticum universum; additament. et observat. Silvestri et Gilbert. 3 Tomi. 4maj. 7 Thlr.

* Geiger. ſind die K. K. peinlichen Strafgeſetze der Politik und dem Staats- und Naturrechte gemäß. 8. 4 Gr.

Gräffe, E. M., Verſuch einer einleuchtenden Darſtellung der Eigenthumsrechte des Schriftſtellers und Verlegers, und ihrer gegenſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten. Mit 4 Beylagen. Nebſt einem kritiſchen Verzeichniſſe aller deutſchen beſondern Schriften, und in periodiſchen und andern Werken ſtehenden Aufſätze über das Bücherweſen überhaupt und den Büchernachdruck inſonderheit. 8. 1 Thlr.

Grevenitz, v., Unterricht zur Kenntniß der vorzüglichſten und wichtigſten Abweichungen der geſetzlichen Vorſchriften des Code Napoleon von den in den jetzt abgetretenen Provinzen, und zwar ſowohl den deutſchen als pohlniſchen bisher gültig geweſenen. gr. 8. 12 Gr.

* Herzoglich-Meklenburgſche Grund-Geſetze, oder Landesgrundgeſetzlicher Erbvergleich, welchen die Herzoge zu Meklenburg mit ihrer Ritter- und Landſchaft errichtet haben. 4. 5 Thlr.

* Hartleben's Fortſetzung der Schott'ſchen Bibliothek der neueſten juriſtiſchen Literatur für das Jahr 1789. 2 St. gr. 8. 19 Gr.

* Deſſelben allgemeine Bibliothek der neueſten juriſtiſchen Literatur für das Jahr 1791. 1s Stück. gr. 8. 9 Gr.

* Hennemann über die Gültigkeit der ohne Lehnherrliche Bewilligung im Lehne errichteten Fideicommiß- und Primogenitur-Verordnungen nach Meklenburgiſchen Rechten. 4. 8 Gr.

* Koppe Sammlung von Aufſätzen rechtswiſſenſchaftlichen Inhalts. 1r Theil. 8. 16 Gr.

* Deſſelben niederſächſiſches Archiv für Jurisprudenz und juriſtiſche Literatur. 2 Bde. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

* Leopolds II. Geſetze und Verfaſſungen im Juſtizfache. Fol. 20 Gr.

Meineke, J. H. F., Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der nothwendigſten Strafgeſetze wohleingerichteter Staaten. Ein Handbuch für Väter, Lehrherrn und Erzieher. 8. 1 Thlr.

Deſſelben Abriß der nothwendigſten Strafgeſetze wohleingerichteter Staaten für die erwachſenere Jugend in Bürger- und Landſchulen, od. als Taſchenb. bey ihrem Eintritt in die große Welt. 8. 4 Gr.

* Nencke's Unterricht von rechtlichen Willenserklärungen überhaupt, als auch beſonders von Schenkungen unter Lebendigen und von Todeswegen, Darlehnsverträgen und Grundgerechtigkeiten, ihrer Form und daraus erwachſenden Rechten und Pflichten. Ein Lehrbuch für den Nährſtand. gr. 8. 12 Gr.

* Deſſelben Unterricht über die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens. Nach Anleitung des Geſetzbuches für die Königlich-Preußiſchen Staaten. gr. 8. 16 Gr.

* Deſſelben Unterricht von den Pflichten der Kinder gegen die Aeltern und Vormünder, wie auch des Geſindes, der Geſellen und

Lehrlinge gegen Herrſchaften, Brodherren und Meiſter u. ſ. w. Ein Lehrbuch für Stadt- und Landſchulen. gr. 8. 5 Gr.

* Rencke's Unterricht von Verbrechen und Strafen, nach Anleitung des allgemeinen Geſetzbuchs für ſämmtliche Preußiſche Staaten. Zum Gebrauch für Stadt- und Landſchulen. gr. 8. 3 Gr.

* Deſſelben Noth- und Hülfsbüchlein in politiſchen und Rechtsangelegenheiten. 8. 8 Gr.

Pächter, der, Karl Friedrich Sabin. Ein merkwürdiges Opfer der Ungerechtigkeit im preußiſchen Staate. Nebſt einem Schreiben an Friedr. Wilh. III. und Bemerkungen über den Großkanzler Goldbeck, Kabinetsrath Beyme u. ſ. w. 8. 1 Thlr.

* Plitt analecta juris criminalis 8. 1 Thlr.

* Prehm von Verbindlichkeit der Vaſallen und Unterthanen zum Beytrag des Reichs- und Kreis-Contingents. 4. 16 Gr.

* Privilegien der Schleswig-Holſteiniſchen Ritterſchaft. Herausgeg. von J. C. Jenſen und D. H. Hegewiſch. 4. 2 Thlr. 20 Gr.

* Das Recht der Fürſten über die Religion ihrer Unterthanen aus verſchiedenen Geſichtspunkten geprüft. 8. 6 Gr.

* Rudloff, Codex diplomaticus historiae megapolitanae medii aevi, 1 fasc. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

Ruſch, M. D. B., Unterſuchung der Wirkungen öffentlicher Strafen auf die Verbrecher und auf die Geſellſchaft. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 8. 4 Gr.

* Sammlung, vollſtändige, aller derjenigen Stücke, welche über den 15ten Artikel des Teſchner Friedens, betreffend das Privilegium de non appellando illimitatum für die Herzogl. Meklenb. Lande, herausgekommen ſind. 4. 2 Thlr.

* Siggelkow's Handbuch des Meklenburgiſchen Kirchen- und Paſtoralrechts. gr. 8. 1 Thlr.

* Ueber die Verwerflichkeit der Träge als Zwangsmittel zur Erforſchung der Wahrheit in peinlichen Fällen. 8. 2 Gr.

* Unterricht eines alten Beamten an junge Beamte, Kandidaten und Praktikanten, 3 Bde. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

* Wagner, J. H., Sammlung derjenigen Verordnungen und Ausſchreiben, welche in den Geſetzen Zelliſchen Theils nicht befindlich. 1r Theil. 4. 1 Thlr.

Weiß, D. C., Lehrbuch der Philoſophie des Rechts, zu Vorleſungen und zum Privatgebrauch. gr. 8. 18 Gr.

Pädagogiſche Literatur.

Erziehungskunde, Erziehungsſchriften.

NB. Hierher gehören beſonders diejenigen, welche der Herr K. Ct. C. Weiße, Verfaſſer des Kinderfreundes, zum Beſten der Jugend nach dem Engl. bearbeitet hat. Es ſind folgende:

a) Zwölf kleine auf einander folgende Weihnachtsgeſchenke, als:

1s **Intereſſante und rührende Geſchichte des Prinzen Li-Bu**, eines Eingebohrnen der Pelew-Inſeln, vom Kapitain Wilſon nach England gebracht. Nebſt einer kurzen Erzählung von dieſen Inſeln und den Sitten der Einwohner. Mit Kupf. Taſchenf. roh 10 Gr. geb. 14 Gr.

2s **Der kleine Jack.** Eine Volksgeſchichte. Mit Kupf. Taſchenf. roh 10 Gr. geb. 14 Gr.

3s **Das blinde Kind.** Eine kleine Familiengeſch. von einem Frauenzimmer. Mit Kupf. Taſchenf. roh 12 Gr. geb. 16 Gr.

4s bis 12s **Das geöfnete Schreibepult**, zum Unterrichte und Vergnügen junger Perſonen. Mit Kupfern und Vignetten. Neun Bändchen. Taſchenformat, roh 4 Thlr. 12 Gr. gebunden 6 Thlr.

NB. Das 7te und 8te iſt auch unter dem Titel:

Der Beſuch von einer Woche, oder Winke zum nützlichen Gebrauch der Zeit, in Erzählungen und Unterhaltungen aus der Natur- und Sittengeſchichte. 2 Bändchen roh 1 Thlr. geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Und das 9te bis 12te unter dem Titel:

Ländliche Spatziergänge in Geſprächen von Charlotte **Smith** 1s bis 4tes Bändch. roh 2 Thlr. geb. 2 Thlr 16 Gr. zu haben.

b) F. **Burtons** Vorleſungen über weibliche Erziehung und Sitten. Zwey Theile. Mit vier Kupfern. Zweyte verbeſſerte Auflage. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

c) **Dramatiſche Unterhaltungen, zur Belehrung und zum Vergnügen junger Perſonen.** Von der Verf. des blinden Kindes. Mit Kupfern. 8 18 Gr.

* * *

Berichte, pädagogiſch-amtliche, an das Publikum, über die Lautmethode des Hrn. Prof. Olivier; von einigen Schulmännern, die ſie aus eigener Erfahrung kennen. Herausgeg. v. Kirchenrath **Perſchke**, mit einer Einleitung von Dr. **Ernſt Tillich**. 8. 16 Gr.

Beyträge zur Erziehungskunſt, zur Vervollkommnung ſowohl ihrer Grundſätze als ihrer Methode. Eltern und Erziehern gewidmet. Herausgegeben von Chriſtian Weiß, Prof. der Philoſophie und Ernſt Tillich, Profeſſor und Mitvorſteher der neuen Erziehungsanſtalt zu Deſſau 2 Bände. 8. 2 Thlr.

* Zur **Bildung** des ſchönen Geſchlechts. 8. 4 Gr.

Böckh, C. G. Der Rathgeber junger Leute beyderley Geſchlechts. 2 Bände. Mit Kupfern und einer Karte. 8. 1 Thlr. 22 Gr.

Briefe an Lina. S. LaRoche Schriften.

Dieſelben franzöſiſch ſ. ebendaſelbſt.

* **Buchſtabir- und Leſebüchlein**, politiſches, 8. 2 Gr.

* **Büſchings**, A. F., Unterricht für Informatoren und Hofmeiſter. 8. 6 Gr.

Campe's, J. H., Robinſon der Jüngere. Ein Leſebuch für Kinder. Fortgeſetzt von C. Hildebrandt, Prediger zu Weſerlingen.

Mit dem Portrait des Herrn Rath Campe und zwey Holzſchnitten von Gubitz. 8. 1 Thlr.

Derſelbe ohne Kupf. 18 Gr.

Auch unter dem Titel:

Robinſons Kolonie. Fortſetzung von Campe's Robinſon. Ein unterhaltendes Leſebuch für Kinder.

Canzlers, Dr. F. G., Engl. Sprachlehre für Deutſche, zum Gebrauch beym Unterricht; nebſt Engliſchen und Deutſchen Bruchſtücken zum Leſen und Ueberſetzen. 3 Theile. 3te verbeſſerte und ſtark vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr.

Für Schulen im Parthiepreis bey 12 Exemplaren. 8 Thlr.

Chreſtomathie, neueſte Deutſche, zum Ueberſetzen ins Franzöſiſche und Italieniſche. Nebſt untergelegten Phraſen v. P. J. Flathe. 2 Bände. 8. 1 Thlr.

Für Schulen im Parthiepreis bey 12 Exemplaren. 8 Thlr.

Claudius, G. C., allgemeiner Briefſteller, nebſt einer kurzen Anweiſung zu den nöthigſten ſchriftlichen Aufſätzen für das gemeine bürgerliche Geſchäftsleben. Ein Handbuch zum Selbſtunterricht für die mittlern und niedern Stände. Fünfte, durchaus verbeſſerte und vollſtändigere Auflage. 8. 47 Bogen. 18 Gr., ſauber gebunden in Maroquin-Papier. 1 Thlr.

Für Schulen im Parthiepreis zu 12 Exemplaren, roh 6 Thlr.

Colonie, la, de Robinson. Lecture interessante et instructive pour la Jeunesse. pr. Ch. Hildebrandt. **Traduite** de l'Allemand pr. S. H. Catel. Avec Figures. 8. 1 Thlr.

* **Dippoldts**, hiſtoriſche Beſchreibung der Churſächſiſchen Landſchule zu Grimme. Mit Kupf. und Dokumenten. 8. 10 Gr.

Droyſen, C. L., über die beſte Art, die Jugend in der chriſtlichen Religion zu unterrichten. 1r Theil. 3te umgearbeitete und verbeſſerte Auflage, nebſt einem Anhange. 8. 20 Gr.

Deſſelben Buchs 2r Theil. 2te verbeſſerte Aufl. 8. 16 Gr.

— — — 3r Theil. 8. 12 Gr.

Deſſelben: Elementarbuch der chriſtlichen Lehre, oder die faßlichſten Lehren Jeſu zum chriſtlich guten und frommen Verhalten mit kurzen Beyſpielen und Gleichniſſen für Anfänger. Vor und bey einem andern Katechismus brauchbar. Zweyte verbeſſerte Auflage, welches den 2ten Thl. von obiger Schrift ausmacht. 8. 16 Gr.

Derſelbe: Wie kann und ſoll man jungen Leuten helfen, wahre Chriſten zu werden? Ein Anhang zum 1ſten Theil der obigen Schrift. 3te umgearbeitete und verbeſſerte Aufl. 8. 8 Gr.

Alle 3 Theile nebſt Anhang für Schulen im Parthiepreis zu 12 Exempl. 16 Thlr.

Deſſelben kurze Hauptſätze der chriſtlichen Lehre. Erſter Catechismus für Kinder. Ein Auszug aus ſeinem Elementarbuch der chriſtlichen Lehre. 8. 2 Gr.

Für Schulen im Parthiepreis 50 Exempl. 2 Thlr.

* **Erleichterung**, die größte, des Leſenlehrens, bewirkt durch eine gedruckte Tabelle. Fol. 2 Gr.

• Etwas zum Chriſtgeſchenk für Kinder. 8. 2 Gr.

Gegenſtände, einige geographiſche, hiſtoriſche und moraliſche, für gute und fleißige Kinder geſammelt von einem Freunde derſelben. Ein Weihnachtsgeſchenk. 12. roh 16 Gr. gebunden in Marroquinpapier und in Futteral. 21 Gr.

Geſpräche mit Kindern über die wichtigſten Gegenſtände der mathematiſchen Geographie; mit Rückſicht auf Gaſparis erſten Curſus der Erdbeſchreibung. Ein Hülfsbuch für angehende Schul- und Hauslehrer. 8. 8 Gr.

Für Schulen im Partiepreis bey 12 Exemplaren zu 3 Thlr.

• Gregory, D., Unterredungen und Vermächtniß eines Vaters für ſeine Töchter. A. d. Engl. 8. 4 Gr.

Hildebrandt, C., Neuer Kinderfreund. 1s und 2s Bändchen. 8. auf Schreibp. 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpap. 1 Thlr.

Ihn's, J. C., patriotiſcher Verſuch über die Bildung eines würdigen Officiers. gr. 8. 14 Gr.

Ith, J., amtlicher Bericht über die Peſtalozziſche Anſtalt und die neue Lehrart derſelben, 8. (in Commiſſion.) 16 Gr.

Kern, Dr. W., pädagogiſche Fragmente. Peſtalozzi gewidmet. 8. 12 Gr.

Krug's, J. F. A., erſtes Lehr- und Leſebuch für Bürger- und Landſchulen, auch beym Privatunterricht zu gebrauchen. Verbeſſerte Auflage. 8. 4 Gr.

Deſſen Syllabir- und Leſebuch für Bürger- und Landſchulen ſowohl als für den Privatunterricht. 8. 8 Gr.

Deſſen hochdeutſche Sprachelemententafel zum Rechtſprechen, Leſen- und Schreibenlernen. 1 Bogen Royal-Folio, illuminirt. 8 Gr.

Deſſen ausführliche Anweiſung, die hochdeutſche Sprache recht ſprechen, leſen und ſchreiben zu lehren; nach ſeiner in der Leipziger Bürgerſchule betriebenen Weiſe. gr. 8. 20 Gr.

Ladomus, J. F., (ehemal. Lehrer der Mathematik am Peſtalozziſchen Inſtitut.) Zeichnungslehre nach Peſtalozziſchen Grundſätzen. Erſtes Heft. Mit Kupfern, gr. 8. 8 Gr.

• Leçons de langue françoise donnees à quelques Academiciens et autres auteurs françois de Berlin; par un maitre de langue. 8. 6 Gr.

Lindner, M. Fr. W., Unterhaltungen über einige Gegenſtände der Natur nach Peſtalozzi's Ideen zum Gebrauch für Mütter bearbeitet. Nebſt 24 Abbildungen in ſtehenden Figuren illuminirt und ſchwarz 20 Gr.

Derſelbe über die hiſtoriſch-genetiſche Methode. Ein Beytrag zur Verbeſſerung und Vereinfachung der Erziehung. 8. 6 Gr.

Deſſen Anweiſung zu einem zweckmäßigen Unterrichte im Geſange für höhere und niedere Schulen. 8. (unter der Preſſe).

Deſſelben muſikaliſcher Kinderfreund. 8. (unter der Preſſe.)

• Livre pour apprendre à lire françois et allemand. 3e edit. 8. 2 Gr.

Meynier, Luiſe, mythologiſche Unterhaltungen für Deutſchlands gebildete Töchter, 1s und 2s Bändchen. 8. 1 Thlr.

- **Monatſchrift** für Kinder und ihre Freunde. Erſter Jahrgang. 4 Stücke. 8. 1 Thlr. 20 Gr.
- Deſſelben Buchs 2r Jahrg. 6 Stücke. 8. 1 Thlr 8 Gr.
- Deſſelben Buchs Zugabe zum 2ten Jahrg. 6 St. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
- Deſſelben Buchs 3r Jahrg. 6 Stücke. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
- Deſſelben Buchs 4r Jahrg. 3 Stücke. 8. 20 Gr.
- **Muſterbüchel** zum gründlichen Schreiben kleiner und groſer lateiniſcher Buchſtaben. 8. 3 Gr.
- **Notizen** über die Entſtehung der Erziehungsanlagen zu Hofwyl bey Bern in der Schweiz. gr. 8. 2 Gr.
- **Peſtalozzi's** Elementarbücher 1s bis 5s H. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Deſſelben Buchs 6s Heft. gr. 8. 18 Gr.

Die Hefte ſind folgendermaßen einzeln zu haben:

- Buch der Mütter 1s Heft. 12 Gr.
- A B C der Anſchauungslehre der Maaßverhältniſſe 1s Heft 8 Gr. 2s Heft. 12 Gr.
- Anſchauungslehre der Zahlenverhältniſſe. 1s Heft. 12 Gr. 2s Heft 18 Gr. 3s Heft 18 Gr.
- Deſſen Anweiſung zum Buchſtabiren- und Leſenlehren. 8. Mit Tabellen. 6 Gr.

Daſſelbe Buch ohne Tabellen. 3 Gr.

Deſſelben Anſichten, Erfahrungen und Mittel zur Beförderung einer der Menſchennatur angemeſſenen Erziehungsweiſe. Eine Zeitſchrift in freien Heften. 1s Heft. 8. 12 Gr.

- Deſſelben Wochenſchrift für Menſchenbildung. 3 Bände. gr. 8. 4 Thlr.

NB. wird fortgeſetzt.

מודע לבני בינה oder Kinderfreund und Lehrer. Ein Lehr- und Leſebuch für die Jugend jüdiſcher Nation und für jeden Liebhaber der hebräiſchen Sprache. Von Moſes Philippsſohn, Lehrer an der jüdiſchen Haupt- und Freiſchule zu Deßau. 1r Theil. 8. 14 Gr.

ספר מודע לבני בינה אדער קינדערפריינד אונד לעהרער.
איין לעהר - אונד לעזעבוך פיר דיא יוגענד יודישר
נאציאן אונד פיר יעדן ליבהאבר דער העברעאישן
שפראכע. מקת משה בן לא״א כ״ה אורי פיליפשאהן
Gr. 14. וצ״ל מיושבי דעסויא. ערשטר טהייל.

- **Philoſophie**, die, der deutſchen Sprache für junge Leute beyderley Geſchlechts beym öffentlichen und Privatunterrichte ꝛc. Nach den beſten Schriftſtellern entworfen. 2 Theile. 8. 20 Gr.
- **Proſpekt** des Peſtalozziſchen Inſtituts zu München-Buchſee, in Verbindung mit den Erziehungsanlagen zu Hofwyl. gr. 8. 4 Gr.
- **Röding's** Beſchäftigungen für junge Leute zum Nutzen, zur Lehre und zum Vergnügen. 8. 1 Thlr.

Robinson, le Nouveau. Livre de Lecture pour les enfans, par J. H. **Campe**; continue par C. Hildebrandt; traduit de l'allemand pr. S. H. Catel. Avec figures. 8. 1 Thlr.

Schmagers, Dr. J. L., Vorlegeblätter zum Zeichnen für Schulen und Handwerker, vorzüglich mit Rückſicht auf richtige Schattengebung und Zeichnung architektoniſcher Gegenſtände in geometriſchen und perſpektiviſchen Riſſen; beſonders der Säulenordnungen und ihrer zweckmäßigen Anwendungen in der ſchönen Baukunſt und andern Künſten und Gewerben. 1s Heft. Mit 7 Kupfern in gr. 4. und 5 Bogen Text. Querfol. 1 Thlr. 6 Gr.

* **Sittenſpiegel** für Kinder. 8. Mit illum. Kupf. Mit ſchwarzen Kupfern (wird ganz neu umgearbeitet.)

Tillichs, D. E., allgemeines Lehrbuch der Arithmetik oder Anleitung zur Rechenkunſt für Jedermann. 1r Theil. 8. 18 Gr.

Deſſelben Lehrbuch der geometriſchen Verhältniſſe. Mit vielen Kupf. 8. 1 Thlr.

Tiſcher, C. v., die kleinen Schmetterlingsfreunde, ein Weihnachtsgeſchenk, mit 4 illum. Kupf. roh 1 Thlr. 12 Gr.

Daſſelbe gebunden und in Futteral 1 Thlr. 18 Gr.

Türks, W. C. C. von, Beyträge zur Kenntniß einiger deutſchen Elementar-Schulanſtalten, namentlich der zu Deſſau, Leipzig, Heidelberg, Frankfurt am Mayn und Berlin. 8. 1 Thlr.

Daſſelbe Buch auf ordinär Druckp. geringere Aufl. 18 Gr.

Deſſen Briefe aus München-Buchſee über Peſtalozzi und ſeine Elementar-Bildungsmethode. Ein Handbuch für alle die, welche dieſelben anwenden und Peſtalozzi's Elementarbücher gebrauchen lernen wollen, vorzüglich für Mütter und Lehrer beſtimmt. Mit vier Kupfer-Tafeln. 8. auf fein franzöſiſch Druckpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Daſſelbe Buch auf ordinär Druckpapier 1 Thlr.

* **Unterhaltungen**, gemeinnützige, dem Nutzen und Vergnügen der Jugend gewidmet. 8. 16 Gr.

* **Unterhaltungen**, monatliche, zum Unterricht und Vergnügen der Jugend. 1s Bdchen. 8. geh. 8 Gr.

* **Unterhaltungen**, wöchentliche, für Jünglinge und Mädchen. 1s Bdchen. 8. 12 Gr.

* **Unterhaltungsbuch** für die gebildete Jugend, oder Abendſtunden Vater Roberts unter ſeinen Kindern. Der geſitteten Jugend gewidmet und in Campes Manier vorgetragen, 3 Bdchen. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Das 3te Bändchen auch apart unter dem Titel:
Merkwürdigkeiten der Natur u. ſ. w. 8. 4 Gr.

* **Unterredungen** und Geſpräche für die Jugend. 8. 15 Gr.

* **Urſinus** Anweiſung im practiſchen Briefſtellen oder Formular-Brief-Buch in claßiſch-alphabetiſ. Abtheil. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Villaume über die Erziehung zur Menſchenliebe. Eine Preisſchrift. Aus dem Franz. 2te Aufl. 8. Wird neu gedruckt.

Vollbeding, M. J. C., Praktiſches Lehrbuch zur Bildung eines richtigen mündlichen und ſchriftlichen Ausdruckes der Gedanken, zum Gebrauch für Schulen. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 8. 16 Gr.

* **Vollbedings** Verſuch in richtiger Beſtimmung der Verhältni Gegriffe und Gegenſätze der deutſchen Sprache. 8. 8 Gr.

* **Weißenſteins** Fragmente zur Erziehung und zum Unterrichte Kindern und Kinderfreunden gewidmet. 6 Thle. 8. 2 Thlr.

Phyſikaliſch-Naturhiſtoriſche Literatur.

Naturlehre, Naturbeſchreibung, Naturgeſchichte, Chemie, Natürliche Magie, Mineralogie, Botanik, Zoologie u. ſ. w.

* **Albertus** Magnus der Andre, d. i. Geheimniſſe der Natur und Kunſt für alle Stände, als Künſtlern, Jägern, Oekonomen und Profeſſioniſten zum Beſten herausgegeben von Fiſcher. 2 Theile 2te Aufl. 8. 18 Gr.

* **Aurora**, in Miniatur. Der Verjüngungsleiter und Schönheitserhalter für Jedermann; oder wahrhaftes Geheimniß der ſchönen Ninon, wie Jedermann ſich bis ins höchſte Alter, in jugendlichem Anblick erhalten könne, mit Kupfern. 12. auf holländiſch Papier 1 Thlr.
Auf Druckpapier 20 Gr.

Berger, C. G., die botaniſche Pflanzkunſt, nach Dümont-Courſet. 2 Theile. gr. 8. 4 Thlr.

Beyträge zur Pflanzen-Anatomie ꝛc. S. Medicus Schriften.

* **Brünnichii** Zoologiae fundamenta, praelect. academ. accommodata, Latino-danice. 8maj. 16 Gr.

Butſchany, M., Unvollkommenheit der Blitzableiter, nebſt ihrer Verbeſſerung. 8. 2 Gr.

* **Erläuterung** zweyer Stromkarten Meklenburgs. 4. 6 Gr.

Gautſch, F. W., ſächſiſches Kunſtbuch, oder: Anweiſung zu vortheilhafter Selbſtbereitung künſtlicher und nützlicher Bedürfniſſe für Jedermann, 8. 12 Gr.

NB. Dieſes Buch koſtete beym Verfaſſer 1 Thlr., ich habe es an mich gekauft, und gebe es um die Hälfte.

* **Geheimniſſe**, 274 bewährte, oder allerhand magiſche und ökonomiſche Kunſtſtücke. 8. 12 Gr.

Gröning, Dr. C. G., Nomenclator Linaeanus in Elisabeth Blackwell Herbarium select. emend. et auct. etc. etc. 8. maj. 10 Gr.

* **Hempels** pharmaceutiſch-chemiſche Abhandlung über die Natur der Pflanzenſäuren und die Modificationen, denen ſie unterworfen ſind; nebſt einer chemiſchen Unterſuchung der Winter- und Sommereiche. 8. 10 Gr.

Hochheimers, C. F. A., chemiſche Farbenlehre, oder ausführliche Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Mahlerey. 1r Theil. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage. Herausgeg. von M. J. C. Hofmann. 8. 1 Thlr.

Deſſelben chemiſche Farbenlehre ꝛc., 2r Theil. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage 8. 14 Gr.

Deſſelben 3r Theil, fortgeſetzt von J. C. Hofmann. Mit illuminirten Farbenmuſtern. 8. 20 Gr.

Deſſelben 4r Theil. 8. 1 Thlr.

Hofmann, J. C., Etwas über das Blei und die Bleiglaſur, und wie man eigentlich die Auflöslichkeit der Leztern betrachten müſſe u. ſ. w. 8. 4 Gr.

Hose, J. A., Herbarium vivum Muscorum frondosorum cum descript. analyt. ad Normam Hedwigii. Pars I. 8. 8 Gr.

Ejusd. Pars IIda. 8 Gr.

Jacquin, N. I. Hortus botanicus Vindobonensis seu plantarum rarior in illo cultarum descriptio. fascicul. I — IV. gr. Fol. 16 Thlr.

Künſte und Geheimniſſe, von Philadelphia, zur Beluſtigung für Jedermann; oder Anweiſung, wie ſolche Künſte und Geheimniſſe zu erlernen. 3te Aufl. 8. 8 Gr.

* Ueber Leuchtſtoff. Oder Etwas über die Natur des menſchlichen Auges, deſſen natürliches und eigenthümliches Leuchten betreffend u. ſ. w. 8. 3 Gr.

* Link Dissertationes botanicae quibus accedunt primitiae horti botanici et flora Rostochiensis. 4. 16 Gr.

* Meidingers, K. v., akademiſche Vorleſungen über die Naturgeſchichte. Das Thierreich. 8. 14 Gr.

Nettesheim, das Ganze der Taſchenſpielerkunſt, ohne großen Apparat und Koſten die ſeltenſten und auffallendſten Zauberſtücke zum geſelligen Vergnügen zu machen. Nach Eckartshauſen, Guyot und Pinetti. Mit 2 Kupf. 8. 20 Gr.

* Das Planetenſyſtem der Sonne, nach den neueſten aſtronomiſchen Beobachtungen gemeinfaßlich erklärt und durch 2 Kupfertafeln erläutert. 4. 5 Gr.

* Poiger Theologia ex-magica, seu Magia ex theologia proscribenda. 4. 4 Gr.

* Pontoppidans Bedenken über die natürliche Urſache der vielen und ſtarken Erdbeben ꝛc. 8. 2 Gr.

* Deſſelben Abhandlung von der Neuigkeit der Welt. Aus dem Däniſchen überſetzt. 8. 9 Gr.

* Reyher, D. J. G., Ueberſicht der ökonomiſchen Pflanzenkultur. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

* Schröders Abhandlung vom Brocken und dem übrigen alpiniſchen Gebürge des Harzes. Mit Kupf. und 1 Karte. 1r Theil. Neue Aufl. gr. 8. 20 Gr.

Senebier über die vornehmſten mikroſkopiſchen Entdeckungen in den drey Naturreichen, nebſt ihrem Einfluß auf die Vervollkommnung des menſchlichen Geiſtes. Aus dem Franzöſ. von *** und mit Zuſätzen begleitet von J. A. Donndorf. 8. 15 Gr.

• Siemſen's Magazin für die Naturkunde und Oekonomie Meklenburgs. 2 Bände, gr. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

• Deſſelben Naturgeſchichte der großen Tannenraupe nebſt Anweiſung zu deren Vertilgung. 8. 4 Gr.

• Deſſelben vorläufige Nachricht von den Mineralien Meklenburgs. 8. 7 Gr.

• Deſſelben ſyſtematiſches Verzeichniß der meklenburgiſchen Conchylien. 8. 4 Gr.

Fiſcher, K. v., encyklopädiſches Taſchenbuch für deutſche angehende Schmetterlingsſammler, zum Gebrauch auf Excurſionen. Mit illuminirten und ſchwarzen Kupfern. 8. 16 Gr.

Univerſal-Lexicon der Handlungswissenschaften, bearbeitet nach Savary, etc. Erster Theil. gr. 4. 2 Thlr.

• Unterhaltungen über Gegenſtände aus dem Reiche der Natur, 4 Bändch. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

• — — — in der Naturgeſchichte der Vögel; oder des ganzen Werks 2r Theil, 2te Aufl., mit illuminirten Kupf. 1 Thlr. 12 Gr. mit ſchwarzen Kupfern 1 Thlr. 4 Gr.

• — — — in der Naturgeſchichte der Amphibien, oder des ganzen Werks 3r Theil, 2te Aufl., mit illuminirten Kupf. 1 Thlr. 12 Gr. mit ſchwarzen Kupfern. 1 Thlr. 4 Gr.

• Verſuch einer freimüthigen Prüfung des antiphlogiſtiſchen Syſtems in Rückſicht auf Grens Theorie. 4. 3 Gr.

• Voigt, J. C. W., mineralogiſche Beſchreibung des Hochſtifts Fulda und einiger merkwürdigen Gegenden am Rhein und Mayn. Mit einer petrographiſchen Landcharte. N. Aufl. gr. 8. 18 Gr.

• Deſſelben mineralogiſche Reiſen durch das Herzogthum Weimar und Eiſenach, und einigen angränzenden Gegenden. In Briefen. 1r Theil. Mit 6 illum. Kupfern. Neue Aufl. gr. 8. 15 Gr.

Schriften

über Polizey, Cameral- und Finanzwiſſenſchaft, Technologie, Handlung und Manufacturen, Haushaltung, Landwirthſchaft, Forſt- und Jagdweſen, Gartenbau u. ſ. w.

• Almanach gemeinnütziger, für Kaufleute, Bankiers und Geſchäftsmänner, mit 12 Kupf. 8. 1794. 95. 96. à 1 Thlr.

• Anweiſung, gründliche, alle nur denkbare Conditoreywaaren ſelbſt zu verfertigen. Ein Handbuch zum Gebrauch für Hausmütter, Köche und Haushälterinnen. Dritte mit vielen Zuſätzen vermehrte und durchaus verbeſſerte Aufl. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 12 Gr.

• Aſimanns Betrachtungen über Wucher, und Mittel gegen denſelben nach politiſchen und rechtlichen Grundſätzen. gr. 8. 10 Gr.

Armenweſen, das, in Abhandlungen und hiſtoriſchen Darſtellungen. Herausgegeben von einer Geſellſchaft deutſcher Armenfreunde. Erſter Band. 8.

NB. Da der Ertrag dieſes Buches für **die**, und zum **beſten der Armen** beſtimmt iſt, ſo thut mit mir jeder Buchhändler auf jeden Gewinn Verzicht, und um ſelbſt den weniger begüterten Theil an dieſer wohlthätigen Handlung nehmen zu laſſen, ſo ſoll das Exemplar dieſes erſten Bandes von jezt an um 1 Thlr. zu bekommen ſeyn. Derjenige, welcher 2 Thlr. dafür zahlt, erhält eine aparte Beſcheinigung.

* **Behrens** praktiſche Mühlenbaukunſt. Mit 31 Kupfertafeln. 4. 2 Thlr. 4 Gr.

Freymüthige Bemerkungen über Volkserziehung, Volksſittlichkeit und Volkswohlſtand. 8. 12 Gr.

Berger, M. C. G., Taſchenbuch für Blumenfreunde, oder kurze Charakteriſtik und Anweiſung zur Cultur der vorzüglichſten in neu-deutſchen Gärten befindlichen Gewächſe und Zierſträuche. 8. 2 Theile. (NB. der erſte Theil iſt neu verbeſſert aufgelegt) 2 Thlr.

Deſſelben ausführliche Anweiſung zur richtigen Ausſprache der lateiniſchen Pflanzennamen aus dem 2ten Theil des Taſchenbuchs apart abgedruckt. 8. 7 Gr.

J. J. **Berghaus** der ſelbſtlehrende doppelte Buchhalter, oder vollſtändige Anweiſung zur leichten Erlernung des italiäniſch-doppelten Buchhaltens. Nach Helwigſchem Plane bearb. 3te anſehnlich vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Nebſt einem Anhange welcher verſchiedene meterologiſche und andere damit verwandte Gegenſtände enthält. 1r Band in 2 Theilen, gr. 8. 4 Thlr.

Deſſelben Buchs I. Bd. 2te Abtheil. (zu der 2ten Auflage des Buchhalters gehörig, doch nicht in der 3ten Auflage mit enthalten) oder:

Sammlung kaufmänniſcher Briefe, vorzüglich für die deutſche und holländiſche Correſpondenz, beſonders mit Rückſicht auf den gegenwärtigen, durch den Krieg zerſtörten Seehandel abgefaßt, und mit hiſtoriſch-politiſch-literariſchen Erläuterungen nebſt Anmerkungen begleitet. gr. 8. 1 Thlr.

Deſſelben Buchs I. Bd. 3te Abtheil. oder:

Taſchenwörterbuch für Kaufleute, oder kurze und vollſtändige Terminologie der Handlung. Aus den vornehmſten europäiſchen Sprachen, mit Rückſicht auf die neueſten Vorfälle im Gebiete der Handlung, ihrer Politik, Geſchichte und Literatur. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

NB. Dieſe 3 Abtheil. des Buchhalters führen auch den Titel: **Verſuch eines Lehrbuchs der Handlungswiſſenſchaft nach ihren mannigfaltigen Hülfskenntniſſen** u. ſ. w. und machen den erſten Band dieſes Werks aus.

Bergius, P. J., von Obſtgärten. gr. 8. 8 Gr.

• Bermüller, der kluge Landwirth, eine Geſchichte unſrer Zeiten, oder kurzgefaßter Unterricht von der Landwirthſchaft nach ihrem ganzen Umfange. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

• Blumſcheins vollſtändige Sammlung praktiſcher Heilungsarten aller Viehſeuchen, aus Beobachtungen und Erfahrungen gezogen. 8. 4 Gr.

• Brandenſtein, noch Etwas über die Schiffbarmachung der Elbe. 8. 12 Gr.

• Brockdorf, Gedanken zur Errichtung einer Förſterſchule. 8. 4 Gr.

Broſenius, H., Technologie für Lehrer in Schulen und zum Selbſtunterricht, 2 Theile. Mit 9 Kupfern in 4to. 8. 3 Thlr.

Claudius, G. C., der Rathgeber bey den vorzüglichſten Geſchäfts- und Handelsangelegenheiten für Manufacturiſten, Handelsleute, Krämer und alle, welche Handlungsgeſchäfte betreiben; insbeſondere aber für diejenigen, welche die Handlung erlernen wollen. In Verbindung einiger ſachverſtändigen und erfahrnen Kaufleute herausgegeben. 8. Auf Schreibpapier 2 Thlr. 12 Gr.; auf Druckpapier 2 Thlr.; gebunden ſauber in Maroquin-Papier-Band à 12 Gr. mehr.

• Döhrens Hamburgiſches Wechſelbuch, neu umgearbeitet und berechnet. 8. 5 Thlr.

• J. A. Engelbrechts Materialien zum nützlichen Gebrauch für denkende Kaufleute, 2 Bde. 8. 3 Thlr.

Fritſch Rumfordiſche Suppenanſtalt für Hülfsbedürftige zu Glogau. Bey dieſer Gelegenheiten auch ein Wort über eine zu verbeſſernde Kochkunſt. 8. 3 Gr.

• Gedanken über die Korn-Ausfuhr, von Meklenburg 8. geheftet. 4 Gr.

Gehlers, Dr., Anrede an die Theilnehmer der zu errichtenden neuen Armenpflege in Leipzig, bey ihrer erſten allgemeinen Verſammlung gehalten. Zum Beſten der neuen Armenanſtalt. gr. 8. 3 Gr. baar.

• Geiſt, von, ſonſt von Beren genannt, auch etwas über Hofedienſte der Unterthanen auf dem Lande und deren Abſchaffung. gr. 8. gehef. 16 Gr.

• Gerhard, der Buchhalter; oder Verſuch einer Lehrart zu gründlicher Erläuterung der kaufmänniſchen doppelten Rechnungsführung oder des ſogenannten italieniſchen Buchhaltens. 1r. Bd. 4. 2 Thlr.

Das deutſche Geſindeweſen, ſowohl im Allgemeinen als Beſondern zu verbeſſern. Zwey Vorſchläge. 8. 6 Gr.

Götzens, J. A. E., Beſchreibung einer bequemen Studier- und Sparlampe. Nebſt 1 Kupfer. 8. 4 Gr.

• Hampels praktiſche Anweiſung zur nützlichſten Magazin-Bienenzucht, nebſt einer Anweiſung zu einer nützlichen Wald-Bienenzucht. 8. 8 Gr.

• Hennings, A., kleine ökonomiſche und cameraliſtiſche Schriften. 2 Samml. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

* **Hennings, A.**, ökonomiſche Beobachtungen einer Reiſe durch Jütland. gr. 8. 12 Gr.

* Derſelbe über die wahren Quellen des Nationalwohlſtandes. gr. 8. 1 Thlr.

Kochbuch, neues niederſächſiſches, welches eine genaue, allgemein verſtändliche Anweiſung über die Zubereitung der Speiſen und Gerichte aller Arten und Gattungen enthält. Neue, auch für die oberſächſiſchen Gegenden eingerichtete, verbeſſerte und mit den Erklärungen der ausländiſchen bey der Kochkunſt noch üblichen Ausdrücke vermehrte Auflage. 8. (unter der Preſſe).

Kreeft, die Taucher-Maſchine. Herausgegeben von einem Augenzeugen und einem Freunde des Nützlichen. Mit Kpf. gr. 4. 8 Gr.

* **Krünitz** Manufaktur- und Fabriken-Kabinet mit Darſtellung ſämmtlicher Berliner Taxen u. ſ. w. 1r Abſchnitt. gr. 8. 20 Gr.

* **Lamprecht**, von der Kameralverfaſſung und Verwaltung der Handwerke, Fabriken und Manufakturen in den preußiſchen Staaten. gr. 8. 2 Thlr.

Lange und **Iſrael** Ueberſicht und Berechnung aller Münzen, Längenmaße und Handelsgewichte von allen Welttheilen ꝛc. gr. 8. (in Commiſſion.) 3 Thlr. 12 Gr.

* **Leopold**, J. L., wohlerfahrner Landwirth u. ſ. w. 8. 8 Gr.

Medicus, L. W., Bemerkungen über die Alpenwirthſchaft. Auf einer Reiſe durch die Schweiz geſammelt. 8. 10 Gr.

Medicus, F. C., unächter Acacienbaum u. ſ. w. ſ. Medicus Schr.

Deſſelben ökonomiſche Abhandlungen ſ. ebendaſ.

* **Mengotti's** Abhandlung über den Kolbertinismus oder die Freyheit des Kommerzes. Aus dem Ital. 8. 12 Gr.

Moſer, H. C., die weſentlichen Kennzeichen der deutſchen und nordamerikaniſchen Holzarten und Forſtkräuter, zum Gebrauch der Oekonomen und Förſter herausgegeben. Mit 3 illum. Kupf. 2te verbeſſerte Aufl. 8. 21 Gr.

Deſſelben, die praktiſch geometriſche Aufnahme der Waldungen mit der Bouſſole und Meßkette. Ein Beytrag zur Forſtwiſſenſchaft. Mit Kupfern und 1 illum. forſtw. Charte. Nebſt einer Vorrede von Jung. gr. 4. 1 Thlr. 6 Gr.

* **Müllenkampfs** Sammlung der Forſtordnungen verſchiedener Länder. 1r Theil. gr. 4. 1 Thlr.

* Deſſelben vermiſchte Polizey- und Kameralgegenſtände des praktiſchen Forſt- und Jagdweſens. gr. 8. 14 Gr.

Müller, C. C., Wünſche eines Patrioten und Chriſten zur Ausrottung des Straßenbettelns und zur Beförderung der Induſtrie, durch Errichtung eines allgemeinen Arbeits-Armenhauſes in Litthauen und Curland. gr. 8. 6 Gr.

v. **Perrin-Parnajon's** Handbuch für deutſche Gendarmen und Leſebuch für Landesbewohner um Erſtere die ſchweren Pflichten ihres Amts und Letztere die Würde und Autorität dieſer polizeilichen Staatsbeamten kennen zu lehren. Taſchenf. 12 Gr.

Pfeifer's Grundſätze und Regeln der Staatswirthſchaft. Herausgegeben von Moſer. 8. 14 Gr.

Pohl, H. Fr., Das Verjüngen der Wieſen. Nebſt einer vorausgeſchickten Reviſion der Wieſenwirthſchaftslehre. 8. 1 Thlr.

• **Pöſels** gründlich und vollſtändiger Unterricht ſowohl für die Wald- als Garten-Bienenzucht. Mit Kupf. 2 Thle. 8. 20 Gr.

• **Sammlung** ökonomiſcher Schriften. Herausgeg. von der Geſellſch. des Ackerbaues und nützlichen Künſte in Steyermark. 4. 22 Gr.

• **Schabol's** theoretiſche und praktiſche Abhandlung vom Gartenbau. Aus dem Franz. Mit Kupf. 3 Bde. 8. 3 Thlr.

Schochert, Fr. D., der Gärtner aus Erfahrung, oder immerwährender Gartenunterricht auf alle Monate des Jahres, 3te ſtark vermehrte Aufl. 8.

NB. Eine ganz neue und durch M. C. G. **Berger** umgearbeitete Aufl. iſt unter der Preſſe.

A. **Schumanns** compendiöſes Handbuch für Kaufleute, oder encyklopädiſche Ueberſicht alles Wiſſenswürdigen im Gebiet der Handlung 4 Thle. gr. 8. 6 Thlr. 8 Gr.

Deſſelben kaufmänniſche Tabellen; enthaltend eine praktiſche Anleitung zum doppelten Buchhalten, eine Ueberſicht des neueſten Geld und Wechſelcourſes; Produkten und Gewerbanzeigen u. ſ. w. gr. 8. 2 Thlr.

NB. Dieſes Buch iſt mit dem 4ten Theile des Handbuchs gleichen Inhalts.

• **Schwabe's** Vorſchläge zur Holz-Vermehrung und Anweiſung zum Holzbau, nebſt vielen fremden und eigenen Anmerkungen. gr. 8. 1 Thlr.

• **Schwitzens** Inſtruktion für Staatsgüter-Beamte, und für jene, welche bey ſolchen angeſtellt zu werden ſuchen. Fol. 1 Thlr. 16 Gr.

Sinapius, F. C., Briefe für Kaufleute. Nebſt einer Abhandlung über Wechſelbriefe und 13 Schema's zu Anweiſungen und Wechſelbriefen. Neue verbeſſerte Auflage. 8. 16 Gr.

• **Steindoff's** Kenntniß und Heilung der ſogenannten Rotz-Krankheit bey Pferden. 4. 7 Gr.

• **Taſchenbuch**, ökonom., für Hausväter, wie auch zum Nutzen und Gebrauch für jedermann, 3 Thle. 8. 1 Thlr.

Tennekers, S. v., Journal der praktiſchen Roßarzney- und Reitkunſt. 2 Hefte. 8. 20 Gr.

• **Unterſuchung** des Berichts an das Publikum über die Nutzbarkeit der inländiſchen Zuckerraffinerien. 2te verb. Aufl. 4. 4 Gr.

Verſuch einer landwirthſchaftlichen Geographie, oder Nachrichten von der Landwirthſchaft einzelner Länder und Landgüter. Ein Lehrbuch für jeden praktiſchen Oekonomen. 1r Bd. 8. 16 Gr.

• **Verſuch** über Stutereien. Nach dem Franzöſiſchen von C. v. G. 8. 8 Gr.

• **Vogelgeſang**, J., unentbehrliches Küchenbuch für alle Haushaltungen ꝛc. 2te verbeſſerte Aufl. 8. 8 Gr.

* Vollraths Vorſchläge zur Beförderung des Wohlſtandes der Preußiſchen Provinzialſtädte. 8. 8 Gr.

Neueſte allgemeine anwendbare Vorſchläge zur Verbeſſerung der Pferdezucht und Thierarzneykunde. 8. 12 Gr.

* Wäſers gründliche Anleitung zum Bierbrauen, zur Beförderung richtiger Grundſätze der vorzüglichen Bereitung, das Braun-, Weiß-, Engliſch-Bier betreffend. 8. 16 Gr.

Weber, Dr. F. B., über den Zuſtand der Landwirthſchaft in den preußiſchen Staaten, und ihrer Reformen. gr. 8. 16 Gr.

Weinligs ökonomiſches Taſchenbuch. 8. geb. 1 Thlr.

* Widerlegung des Berichts über die Zuckerraffinerien, gr. 8. 3 Gr.

Winkell, G. F. D. aus dem, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, 3 Theile. Mit Kupfern, Muſik und Tabellen, gr. 8. Auf Druckpapier 7 Thlr.

Daſſelbe Buch auf Schreibpapier. 9 Thlr. 12 Gr.

* Wochenſchrift für Kaufleute. Herausgegeben von der berliniſchen Handlungsſchule, 1s Quart. 8. 14 Gr.

* Zwickers Depoſitorium des Wiſſenswürdigſten und Nützlichſten aus den weiten Gebieten der Forſt-, Jagd- und Naturkunde und deren Hülfswiſſenſchaften. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Politik.

D'Alembert an Friedrich II. über die Theilung Pohlens. Eine erfüllte Prophezeyhung von einem Augenzeugen und Zeitgenoſſen der erſten beyden Sächſiſchen Regierungen in Pohlen. 8 1 Thlr.

* Apocalypſe, politiſche, Marat des Jacobiners, verdeutſchet durch Hermes. 8. 10 Gr.

* Betrachtungen, flüchtige, über die Churbraunſchw. Miniſterialnote in Betreff der Elſaſſer Angelegenheiten des deutſchen Reichs. gr. 8. 12 Gr.

* Beutell Aufklärung des Volkes Glück und der Regenten Stütze. 8. 4 Gr.

Beytrag zur Geſchichte des Krieges in Preußen, Schleſien und Pohlen in den Jahren 1806 und 1807. Von dem Verfaſſer der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältniſſe am Preußiſchen Hofe, herausgeg. 5 Thle. Mit Kupfern und Planen. gr. 8. (in Commiſſion.) 9 Thlr.

Dieſelben kl. 8. 5 Thlr. 8 Gr.

* Briefe eines Staatsminiſters über Aufklärung. 8. 12 Gr.

Briefe über die jetzigen Zeiten, 2 Hefte. 2te Auflage. 8. (in Commiſſion) 16 Gr.

Briefe vertraute, über die innern Verhältniſſe am preußiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs II. 6 Bände, (in Commiſſion) in gr. 8. 11 Thlr., in kl. 8. auf Schreibpapier 8 Thlr. 4 Gr. auf Druckpapier 6 Thlr. 8 Gr.

Briefe, vertraute, über das innere Verhältniß der deutſchen Staaten. Ein Seitenſtück zu den vertrauten Briefen über die innern Verhältniſſe am preußiſchen Hofe ꝛc. (unter der Preſſe.)

Briefe, vertraute, über Oeſtreich, in Bezug auf die neueſten Kriegsereigniſſe im Jahr 1809. 1r Theil. 8. auf Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr. auf Druckpapier 1 Thlr.

Bruchſtück aus dem XVIIIten Buche des Polyb. Nach der zweyten Auflage aus dem Franzöſiſchen des Grafen d'Antraigues frey überſetzt. Nebſt einem Nachtrage. 8. (In Commiſſion.) 12 Gr.

Cölln, Fr. von, Gedanken über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Schleſien. Beylage zu den Neuen Feuerbränden. gr. 8. 6 Gr.

Collection générale et complète de Lettres Proclamations, Discours, Messages etc. etc. etc. de **Napoleon le Grand**, Empereur des français, Roi d'Italie, Protecteur de la confederation du Rhin. etc. etc. Redigee d'après la Moniteur etc. classee suivant l'ordre du tems (1796 — 1807) accompagnée de notes historiques, publiee pr. Chr. A. **Fischer**. On trouvera à la fin un recueil choisi de pièces officielles, rapportes, discours etc. de M. M. Talleyrand, Cretet, Champagny, Chaptal, Fontanes, Marbois, etc. gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Die **Conſtitutionen**, oder Frankreich und England in Parallele. Ein hiſtor. Fragment. 8. 7 Gr.

• **Ehre**, die, der Freyheit der Römer und Britten, nach **Gordons** Betrachtungen über den **Tacitus**. Aus dem Engliſchen, gr. 8 1 Thlr. 8 Gr.

• **Europa**. In ſeinen politiſchen und Finanzverhältniſſen. 4 Hefte. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

• **Europa** auf der Wagſchale, oder das Staatsverhältniß des Kaiſers mit der Ottomanniſchen Pforte. 8. 5 Gr.

Feuerbrände, neue, Marginalien zu der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältniſſe am preußiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs II. Von demſelben Verfaſſer. 1r bis 6r Band, jeder Band in 3 Heften. Mit Kupfern, 3te Aufl., jedes Heft mit einem allegoriſchen Umſchlage, illuminirt à 16 Gr. (in Comiſſion) 12 Thlr.

Frankreich und Schleſien. 8. geh. 4 Gr.

• **Friedenspräliminarien**. Ein Journal in zwangloſen Heften. 1r und 2r Band, jeder in 3 Heften. gr. 8. 3 Thlr.

Gedanken über die Wiederherſtellung des Gleichgewichtes in Europa, zur Begründung eines dauerhafteren Friedens, als bisher möglich geweſen. Von einem Staatsmanne. kl. 8. brochirt 6 Gr.

* **Hane's**, über ältere Republiken, mit Hinſicht auf die neue franzöſiſche Republik. 8. 4 Gr.

* Ueber **Hierarchie** und Preßfreyheit, gr. 8. 3 Gr.

Hume und **Rouſſeau** über den Urvertrag. Nebſt einer Abhandlung über Leibeigenſchaft, den liefländiſchen Erbherren gewidmet von G. **Merkel**. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Intelligenzblatt zu den Neuen Feuerbränden. Marginalien zu der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältniſſe am Preuß. Hofe ſeit dem Tode **Friedrichs** II. 3 Bände. Mit Kupfern und Beylagen. gr. 4. (in Commiſſion.) Jeder Band 1 Thlr. 12 Gr. Pränumerationspreis, ſpäterhin à 2 Thlr. 12 Gr.

* **Intelligenzblatt** zu den Friedenspräliminarien. 6 Bände, jeder Band 1 Thlr. 12 Gr.

* **Landtag**, der meklenburgiſche, des Jahrs 1795. 4. 10 Gr.

* Derſelbe auf das Jahr 1798. 4. 10 Gr.

* Derſelbe des Jahrs 1799. 4. 14 Gr.

Leſebuch, Neues franzöſiſch-diplomatiſches, oder Sammlung franzöſiſcher Original-Aufſätze, über diplomatiſch-politiſche Gegenſtände der neueſten Zeit. Ein unentbehrliches Hülfsmittel zur gründlichen Erlernung des höhern franzöſiſchen Geſchäftsſtyls. Enthaltend eine vollſtändige Sammlung aller Briefe, Reden, Proclamationen, Bothſchaften u. ſ. w. des Kaiſers **Napoleons** des Großen, nach der Zeitfolge 1796 bis 1807 geordnet, und mit hiſtoriſchen Bemerkungen begleitet. Herausgeg. von Dr. C. A. **Fiſcher**. gr. 8. 2 Thlr. 4 Gr.

Lettres confidentielles sur les relation interieures de la Courde Prusse depuis la mort de **Frederic** II. T. I, II et III. 8. (en Commission.) 4 Thlr.

* **Maximen**, Bemerkungen und Prophezeihungen aus den Werken Friedrichs II. Königs von Preußen, nicht geachtet von ſeinen Folgern. Mit Bemerkungen und Anwendungen von einem Verehrer des großen Königs. 8. 8 Gr.

* **Ob** auch wohl in Deutſchland eine der franzöſiſchen ähnliche Revolution zu fürchten ſey? 8. 2 Gr.

* **Regentenabſicht** und Völkerglück, 8. 4 Gr.

* **Reichscontingent**, das Meklenburgiſche, gegen Frankreich: in einer Reihe öffentlicher Verhandlungen, mit Anmerkungen. 2 Lieferungen. 4. 1 Thlr. 6 Gr.

Schluß: Was iſt den größern Fürſten zu rathen, um das Wohl und Glück der Länder zu befördern. 8. 8 Gr

Tisons d'Hercule, ou Fragments pour servir de supplement et de suite aux Lettres confidentielles sur les relations interieures de la Cour de Prusse depuis la mort de Frederic II. Cahier I — XII. Avec figures. gr. 8. (en Commission.) 8 Thlr.

Hiſtoriſche Literatur.

Geſchichte der Menſchheit und ihrer Kultur, allgemeine und beſondere Geſchichte, Literaturgeſchichte, Alterthumskunde, Biographie, Statiſtik u. ſ. w.

• **Abrégé** de tout ce qu'il y a de rémarquable à voir à Munich, par **Bermiller**. 8. 8 Gr.

• **Albrechts** philoſophiſch-pragmatiſche Darſtellungen aus der Weltgeſchichte. 1r Bd. 8. 16 Gr.

• **Almanach** der Heiligen, aufs Jahr 1788 mit 13 ſaubern Kupf. und Muſik. 16. 16 Gr.

Anekdoten, Schreckensſcenen und edle Charakterzüge aus der ſpaniſchen Inſurrection 1808. Von einem Augenzeugen. Herausgegeben von C. G. Cramer. 1s und 2s Heft. 8. 16 Gr.

• **Anekdoten** und Charakter-Züge zur Veredlung des Herzens 8. 4 Gr.

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben des Grafen von Mirabeau. 3 Hefte. 8. 22 Gr.

Baur's Gallerie der berühmteſten Perſonen des 18ten Jahrhunderts, 1r Band. (Deutſche Dichter.) Mit Klopſtocks Portrait. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Beckfords, W., Geſchichte von Frankreich, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten ꝛc. ꝛc. Aus dem Engliſchen überſetzt 1r bis 4r Band. gr. 8. 4 Thlr. 20 Gr.

• **Begebenheiten**, ausführliche, der Türken von ihrer Entſtehung an. 1r Theil, neue Aufl. 8. 12 Gr.

• **Belagerung**, die, der Stadt Mainz durch die Franzoſen im Jahr 1792 und ihre Wiedereroberung durch die deutſchen Truppen im Jahr 1793. gr. 8. 16 Gr.

Borghaus, J. J., Geschichte der Schiffarthskunde bey den vornehmsten Völkern des Alterthums. Ein Versuch 2 Bde. nebst einem Anhange. Mit 12 Kupfertafeln und 1 Karte. gr. 8. 7 Thlr. 12 Gr.

Beſchreibung der Bürgerſchule in Leipzig, mit der Abbildung derſelben ſauber illuminirt auf engl. Velin-Papier gr. 4. 16 Gr.

Bragur. Ein litterariſches Magazin der deutſchen und nordiſchen Vorzeit. Herausgegeben von D. F. D. Gräter 3 Bände. 8.

NB. Nur noch wenige Exemplare auf holländiſchem Papier ſind compl. zu haben, der 1ſte Band auf Schreibpapier fehlt ganz.

Derſelbe 2r und 3r Band. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Derſelbe 4r., 5r., 6r. und 7r Band oder **Braga und Hermode** u. ſ. w. 1r. bis 4r. Bd. 8. 8 Thlr.

• **Briefe** über jetzt lebende Aerzte von einem reiſenden Arzt aus der Schweiz. 8. 6 Gr.

• **Briefe** von und über Augsburg. 8. 9 Gr.

• **Briefe** über Berlin, 1te Sammlung. 8. 8 Gr.

* Bruchſtücke von Menſchen. 8. 12 Gr.

Charakteriſtik Friedrich Wilhelm III. und der bedeutendſten Perſonen an ſeinem Hofe. Geſammelt und bekannt gemacht von M. W. Aus dem Franzöſiſchen überſ. 8. (in Commiſſion.) 1 Thlr.

* Davidſon, über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden. 8. 10 Gr.

Der enthüllte Deſpotismus der franzöſiſchen Regierung, oder merkwürdige Geſchichte des Hrn. von Latüde während ſeiner 35jährigen Gefangenſchaft in verſchiedenen Staatsgefängniſſen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von C. F. A. Hochheimer. 2 Theile. Mit Latüde Bildniß. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

* Dom Bedos de Celle's Geſchichte der Orgel, aus dem Franz. Nebſt Herons Beſchreibung der Waſſerorgel, aus dem Griechiſchen, überſetzt von Vollbeding. Mit 1 Kupf. 4. 6 Gr.

* Eckartshauſen ſkizirte Biographien von Verbrechern aus der gemeinen Menſchenklaſſe. 8. 12 Gr.

Ehrmanns, T. F., Denkmal der Freundſchaft und Liebe; ſeiner verewigten Gattin errichtet, und allen ihren Gönnern, Freundinnen und Leſerinnen geweiht. 8. brochirt. 16 Gr.

* Ephens, F. L., weibliche Biographieen. Mit dem Portr. der Heloiſe. N. Aufl. 8. 12 Gr.

* Deſſelben Leben des Seneka, nach Diderot. Neue Auflage. 8. 18 Gr.

* Florenkourts Mittheilungen. Niedergeſchrieben auf einer Reiſe in Briefen an einen Freund. 8. 1 Thlr.

* Deſſelben ſittliche Schilderungen, entworfen auf einer Reiſe von Braunſchweig, über Pyrmont ꝛc. nach Caſſel. 8. 1 Thlr.

* Fragmente zur Geſchichte der Menſchheit und Charaktere der Völker unſers Erdbodens. 8. 8 Gr.

* Frank's aſtronomiſche Grundrechnung der bibliſchen Geſchichte Gottes und der alten Völker. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

* Frankenau Pyrmont und ſein Geſundbrunnen im Sommer. 8. 18 Gr.

* Frontini, S. F., de aquae ductibus urbis Romae Commentarius, adsperſis I. Polenti aliorumque notis una cum suis, editus A. G. C. Adler. cum fig. 8. maj. 16 Gr.

* Galanterien der Türken, zwey Theile. 8. Mit ſchwarzen Kupfern 1 Thlr.

Geſchichte der Belagerung und Einnahme von Danzig. M. d. Portr. des Graf. v. Kalkreuth u. einem Plan v. Danzig. 8. geh. 1 Thlr.

Geſchichte der Emigranten-Armee, von ihrer Entſtehung bis zur Auflöſung, mit Belegen von einem Augenzeugen. Ein Zuchtſpiegel für Fürſten und Völker, und noch mehr ein Beytrag zur Geſchichte des Revolutionskriegs und der Donkiſchotiaden. 2 Thle. 8. Mit Calonne's Portrait. 2 Thlr. 8 Gr.

Geſchichte der Päbſtin Johanna; unterſucht und mit ähnlichen Beyſpielen aus der neuern Zeit verglichen von M. J. A. L. 8. 4 Gr.

Geſchichte Libu. ſ. Erziehungsſchriften.

Geſchichte der ſieben Säcke. ſ. Romane Althings.

* Geſchichte des römiſchen Königs Adolphs, nach den Urkunden und gleichzeitigen Geſchichtſchreibern. 8 8 Gr.

* Geſchichte der Erbhuldigungen der Preußiſch-Brandenburgiſchen Regenten aus dem Hohenzollerſchen Hauſe. Von — — ,eck und Wippel. 8. geh. 1 Thlr.

Gräters, Dr. F. D., nordiſche Blumen. 8. 1 Thlr.

* Gutsmann's deutſch-windiſches Wörterbuch, mit einer Sammlung der verdeutſchten windiſchen Stammwörter, und einiger vorzüglichern abſtammenden Wörter. 4. 3 Thlr. 16 Gr.

* Händlowicks ausführliche und wahrhafte Schilderung der Saporoger Koſaken. 8. 2 Gr.

* Handbuch, chronologiſch-genealogiſches, der Reiche und Staaten Europens. Zur Erleichterung des Studiums und der Bearbeitung der neuern Geſchichte. A. d. Franzöſiſchen. Mit Anmerkungen und Zuſätzen, gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Hinke, P. A. W. von, Beſchreibung der Affaire bey Halle zwiſchen den franzöſiſchen und einem preußiſchen Reſerve-Corps, den 17 October 1806. Nebſt einem Plane der Stadt und Gegend von Halle und drey Beylagen. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

* Histoire de la maison et des etats de Mecklenbourg 2 Tomes. 4. 2 Thlr. 16 Gr,

* Historia Caroli XII. Sueciae Regis. Ex gallica origine latine reddita ab A. G. Z. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

* Höcks Verfaſſung der vereinigten Niederlande, aus authentiſchen Quellen. 8. 4 Gr.

* Huber, über den Einfluß der neuern ſo wie der praktiſchen Philoſophie überhaupt, auf die Beförderung des zweckmäßigen Zuſtandes des Menſchen. 8. 3 Gr.

Der kleine Jack. ſ. Erziehungsſchriften.

Das blinde Kind. ſ. daſelbſt.

* Kohlbrenner wie er war, oder Anmerkungen und Anekdoten zu Weſtenrieders Leben Kohlbrenners. 8. 6 Gr.

Kriegsſcenen, ſiehe Benkowitz Schriften.

Lavater, I. K. Ueber ihn und seine Schriften. Mit Erinnerungen aus meiner Reise in die Schweiz im Sommer 1800, in Beziehung auf Lavater und seine letzten Tage. 8. geh. auf Schweizerpapier 1 Thlr. auf Schreibpap. 16 Gr.

* Leben Calvins und Bezas. Aus dem Franz. des Herrn Senebier, mit Anmerk. und Zuſätzen von Ziegenbein. 8. 10 Gr.

* Lebensgeſchichte eines Niederſächſiſchen Edelmanns, 3ter Theil, vide Briefe eines Niederſ. Edelm. Seite 51.

• Lebensſcenen des Ritters Alkala de Los Ganzulek, ſonſt auch Kaſpar Sprengel genannt. 8. 7 Gr.

• Lenfant Geſchichte des Huſſitenkriegs und des Conciliums zu Baſel. Aus dem Franz. 4 Thle. 8. 4 Thlr.

• Lichtenſterns Staatsverfaſſung der öſtreichiſchen Monarchie im Grundriſſe. gr. 8. 1 Thlr.

• Deſſelben ſtatiſtiſch-geographiſche Beſchreibung des Erzherzogthums Oeſtreich unter der Ens. Mit 1 Charte. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
Auch unter dem Titel:

• Beyträge zur genauen Kenntniß der öſtreichiſchen Staaten und Provinzen. 1r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Johann Heinrich Liden. Ein kleiner Beytrag zur Gelehrtengeschichte Schwedens von Johann Georg Eck. 8. 4 Gr.

• Lignets Denkſchrift über die Baſtille. gr. 8. 16 Gr.

• Materialien, neueſte, zur Staatskunde, oder das itztlebend. Meklenburg. Schweriniſchen Antheils. 2 Theile. 8. 16 Gr.

Menſchenkunde. Sammlung der beſten und vorzüglichſten Wahrnehmungen und Erfahrungen über den Menſch. Mit einem Anhange intereſſanter Belege und Beyſpiele zu der Geſchichte ganzer Nationen und einzelner Menſchen u. ſ. w. 2 Bände. 8. 2 Thlr.

Merkel, G., die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts. Ein Beytrag zur Völker- und Menſchenkunde. 2te ſehr vermehrte und verbeſſerte Aufl. Mit Kpf. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

• Moſer's J. J. Einleitung in das Churfürſtlich-Bayerſche Staatsrecht. 8. 9 Gr.

• Origines Boicae domus. 2 Tomi. 4maj. 5 Thlr. 16 Gr.

Oxenstierna, J. G. Graf, Lobrede auf König Gustav III. Aus dem Schwedischen übersetzt v. Gröning. Mit dem Bildnisse des Königs, von Stölzel und 1. Vignette gr. 8. 1 Thlr.

Der Prediger, wie er ſeyn ſollte. Oder Leben Robert Robinſon. ſ. Koſegartens Schriften.

• Protokoll, ächtes vollſtändiges, des churfürſtl. hohen Wahlkonvents zu Frankfurt im Jahre 1790. Mit allen Beylagen nach einem Original pünktlich verglichen. Mit kurzen praktiſchen Anmerkungen. 15 Hefte in 2 Bänden. gr. 4. 5 Thlr. 18 Gr.

• Protocollum comitiale de dato Malchin den 25. November seq. 8. 20 Gr.

• Rambach's Abriß einer Mythologie für Künſtler zu Vorleſungen. 8. 1 Thlr.

• Deſſelben Darſtellung der Mythologie für Künſtler und Kunſtfreunde 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Nave, J., chronologiſche Verſe zu Brandenburgs Geſchichte bis auf Friedrich II. König von Preußen. Im Geſchmack von Voltairs und Kroneck's Kaiſergeſchichte zur Erleichterung der Jahrzahlen für Kinder von 10 bis 14 Jahren. 8. 3 Gr.

• **Raynal** l'orateur des Etats-généraux pour 1789. 8. 3 Gr.

• **Raynal** der Redner der Nationalverſammlung im Jahr 1789. Aus dem Franz. überſezt von Bartoldy. 8. 3 Gr.

• **Recueil** de traites caracteristiques pour servir à l'histoire de Frederic Guillaume III. et de plusieurs personnages marquants de sa cour, tires de Lettres et de conversations familieres recueillies et publies pr. *** (In Commiſſion.) 1 Thlr.

• **Rußland** in hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſcher und literariſcher Hinſicht in den Jahren 1788 und 89 herausgegeben von **Chantreau**. Aus dem Franz. 3 Bde. 8. 2 Thlr.

• **Laura de Sades**, ein Gemälde vom Verfaſſer der weiblichen Biographien. 8. 3 Gr.

• Neue **Sammlung** geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Schriften. 7 Abtheilungen in 3 Bden. 8. 7 Thlr.

Savonarola, ſiehe Benkowitz Schriften.

Schilderung des Zuſtandes von England, Schottland und Irland unter der Regierung Karls des Erſten. Nebſt einem Verſuch über das Leben des Grafen **Strafford**. Aus dem Franz. des Grafen **Lally Tolendal**. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

• **Schilderungen** und Anekdoten von Paris; oder Beyträge zu den Franz. Revolutionsbegebenheiten. 8. 12 Gr.

• **Schönfeld** Herrſcher-Einzug Leopold II. in Wien. Italieniſch und Deutſch. 8. geh. 4 Gr.

Schuberts, J. G., hiſtoriſch-theol. Abhandlung v. d. Thaten Carls des Großen bey den Römern, A. d. Lat. ꝛc. von **Buchholz**. 8. 8 Gr.

• **Semlers**, D. J. S., hiſtoriſche Abhandlungen über einige Gegenſtände der mittlern Zeit ꝛc. Neue Auflage. gr. 8. 12 Gr.

• **Skizzen** aus dem Leben des Lord Fox. Aus d. Engl. 2 Thle. 8. 12 Gr.

• **Spiegel** ohne **Queckſilber**. Ein kleiner Beytrag zur Geſchichte der Menſchheit für Deutſchland. 8. 6 Gr.

• **Urkundenlieferung** zur Kenntniß der Meklenburgiſchen Vorzeit. 2 Hefte. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

Suhm's, P. F. von, Geſchichte der Dänen. Aus Liebe zu dem Studium derſelben und aus Ehrfurcht für ihren Verfaſſer ins Deutſche übertragen von F. D. Gräter. Erſter Band in 2 Abtheilungen. gr. 8. 3 Thlr.

Auch unter dem Titel.

Geſchichte der nordiſchen Fabelzeit vom graueſten Alterthum an bis zum Ende des achten Jahrhunderts.

• **Tagebuch** des Proceſſes der Gemeinen von England gegen Warren Haſtings, Esq. Aus dem Engl. 3 Stücke. 8. 6 Gr.

Tagebuch der Blockade der Feſtung Stralſund und deren Folgen, geführt von einem unterrichteten Augenzeugen bis zum 5ten April 1807. Nebſt einen neuen Grundriß der Stadt und Feſtung. 8. 12 Gr.

Ueber die politiſche Wichtigkeit des Herrn von Grothaus, beſonders in Rückſicht auf die franzöſiſche Revolution. 8. 8 Gr.

Unterſuchung, ob dem Kriegsrath Zerboni zu viel geſchah, als er nach Glatz, nach Spandau und nach Magdeburg auf die Feſtung gebracht wurde. Nebſt Prüfung der von ihm herausgegebenen Aktenſtücke. 8. 14 Gr.

Kritiſche Unterſuchungen über das Geſchlechtsregiſter der ſogenannten Gräfin de la Motte. Aus Schlözers Staatsanzeigen gezogen 2 Hefte. 8. 10 Gr.

• Verdienſte, die, Baierns und ihre Belohnung. Dargeſtellt in einem periodiſchen Auszuge aus der pragmatiſchen Geſchichte Baierns. 1r Thl. 4. 16 Gr.

• Verſuch über die holländiſche Armee, vornehmlich in Hinſicht auf ihren Feldzug wider die Neu-Franken. Aus dem Franzöſiſchen. gr. 8. 5 Gr.

• Verzeichniß von mehrentheils ſeltenen Medaillen und Münzen der Herzoge von Meklenburg, wie auch der Städte Roſtock und Wismar. 8. 6 Gr.

Vienne et Berlin, mis en Parallele. Observations faites dans un voyage de Berlin à Vienne par la Silesie. Ouvrage qui sert de supplement aux Lettres confidentielles sur les Relations interieures de la cour de Prusse depuis la mort de Frederic II. par F. de C—n. Enriche de deux gravûres en taille douce pr. Penzel, de quatres gravûres en bois pr. Gubitz et de trois estampes enluminees pr. Geisler. gr. 8. broche (en Commission) 2 Thlr. 12 Gr.

• Voigt's Unterhaltungen über die vorzüglichſten Epochen der alten Geſchichte in Beziehung auf die neuern Begebenheiten. 8. 5 Gr.

• Deſſelben rheiniſche Bilder. 8. 8 Gr.

Einige der vorzüglichſten Vorleſungen, welche in der Kön. Schwed. Akad. d. Wiſſenſch. zu Stockholm von dem jedesmaligen Präſidenten derſelben gehalten worden und einzeln erſchienen ſind. A. d. Schwed. überſ. u. herausgegeben v. D. C. G. Gröning. 2 Bde. gr. 8. 2 Thlr.

NB. Die in dieſen 2 Bänden enthaltenen Vorleſungen ſind auch einzeln zu haben unter folgenden Titeln:

1) Roſenſteins Abhandlungen über Aufklärung ꝛc. 15 Gr.
2) Wilke über den Magneten. 3 Gr.
3) Bergius von Obſtgärten. 8 Gr.
4) Roſenſteins Lobrede auf v. Stockenſtröm. 3 Gr.
5) Schönbergs Lobrede auf Scheffer. 6 Gr.
6) Modeer von gewiſſen Dingen ꝛc. 2 Gr.

7) Nordenankers Strömungen der Oſtſee. 2 Gr.
8) Triewald von dem Grundſtoffe ꝛc. ꝛc. der Metalle ꝛc. 2 Gr.
9) Tilas Geſchichte des Steinreichs. 2 Gr.
10) Melanderhjelms Nothwendigkeit der beſtändigen Fortſetzung aſtron. Beobachtungen. 5 Gr.
11 Thunberg über die Japaniſche Nation. 4 Gr.

* Vorſtellungen, dringende, an Menſchlichkeit und Vernunft um Aufhebung des eheloſen Standes der katholiſchen Geiſtlichkeit. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

* Weißenſteins erſte Kenntniß der Staaten in Europa. 8. 6 Gr.

* Wening's hiſtoriſche und moraliſche Erzählungen für den gemeinen Mann und die Jugend. 8. 10 Gr.

* Weſtenrieders Jahrbuch der Menſchengeſchichte in Bayern. zwey Theile. gr. 8. 2 Thlr.

* Deſſelben Beſchreibung des Wurm- oder Staarenbergerſees, und der umherliegenden Schlöſſer u. ſ. w. Mit 1 Landcharte. 8. 12 Gr.

* Deſſelben Leben Kohlbrenners. 8. 12 Gr.

* Deſſelben Reden und Abhandlungen. 8. 16 Gr.

Deſſelben, der Traum in dreyen Nächten. 8. 12 Gr.

Wien und Berlin in Parallele. Nebſt Bemerkungen auf der Reiſe von Berlin nach Wien durch Schleſien, mit beſondrer Hinſicht auf den Feldzug 1807. Ein Seitenſtück zu der Schrift: Vertraute Briefe u. ſ. w. Von dem Verfaſſer derſelben. Mit vielen Kupfern, gr. 8. auf Velin-Papier 4 Thlr. auf Schreibpapier 3 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier 3 Thlr.
Daſſelbe in ord. 8. M. 2 Kupf. (in Com.) 1 Thlr. 12 Gr.

Witte's Iſrael oder der edle Jude. Eine wahre Geſchichte mit dem Portrait Iſraels. 8. 8 Gr.

* Zäpfelin die Variner und Varnaver. Ein Beytrag zur ältern Völkergeſchichte Deutſchlands. 4. 4 Gr.

* Zeittafel aller Regenten der vornehmſten europäiſchen Staaten ſeit Karl dem Großen, Royal-Folio. 4 Gr.

Züge aus dem Leben edler und unedler, glücklicher und unglücklicher Menſchen. Herausgegeben von Seb. Lange. 1r Theil. Mit 1 Holzſchnitt von Gubitz. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

* Zwickers Beyſpiele von edlen ſchönen Handlungen zur Erweckung und Beförderung der Humanität. 8. 20 Gr.

Geographiſche Literatur.

Geographie, Topographie und Reiſebeſchreibungen u. ſ. w.

Arndts, E. M. Reiſen durch Deutſchland, Italien, Ungarn, und Frankreich in den Jahren 1798 und 1799. 4 Bände. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage, welche die 6 Bände der Erſten Auflage enthält. Mit Holzſchnitten von Gubitz gr. 8. 8 Thlr.

Dieſelben ohne die Holzſchnitte 6 Thlr.

Von der Erſten Auflage ſind noch zu haben:

Bruchſtücke aus einer Reiſe durch einen Theil Italiens im Herbſt und Winter 1798 u. 1799. 2 Bände geh. 2 Thlr. 16 Gr.

Bruchſtücke aus einer Reiſe durch einen Theil Frankreichs im Frühling und Sommer 1799. 3 Bände, geheftet 4 Thlr.

• **Badens**, G. L., Geschichte des Dänischen Reichs bis auf die neueste Zeit. Aus d. Dänischen, von L. H. Tobiesen gr. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Bauers, J. C. A., **Alexander Selkirchs** ſonderbare Schickſale in Afrika, Polyneſien und Amerika. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Daſſelbe Buch unter dem Titel;

Alexander Selkirchs ſonderbare Schickſale zu Waſſer und zu Lande. Zur Erleichterung des geographiſchen Unterrichts für die Jugend der mittlern Stände und zum Selbſtunterricht. 2r Theil welcher Afrika, 3r Theil welcher Polyneſien, 4r Theil welcher Amerika enthält. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

• **Beckers** topographiſche Beſchreibung des heiligen Dammes bey Dobberan. gr. 8. 10 Gr.

Aechte und deutliche **Beſchreibung** der Baſtille, von ihrem Urſprunge an bis zu ihrer Zerſtöhrung; nebſt einigen dahin gehörigen Anekdoten. Mit 2 Kupfern, 2te vermehrte und verbeſſerte Aufl. 8. 8 Gr.

Beſchreibung der **Dardanellen**. Durch einen freundſchaftlichen Brief aus Conſtantinopel mitgetheilt. Mit einer in Kupfer geſtochenen perſpectiviſchen Einſicht in den Canal der Dardanellen gegen das Meer von Marmora und Conſtantinopel und einer Charte des Canals zwiſchen Europa und Aſien, von dem Eingange bey den Dardanellen bis zu ſeinem Ausgange in das ſchwarze Meer, nebſt der europäiſchen Küſte bis Conſtantinopel. 8. 8 Gr.

Fiſchers, C. A., Gemälde von Valencia, ſiehe Fiſchers Schriften.

Deſſelben Briefe eines Südländers, ſiehe ebendaſelbſt.

Deſſen neueſtes Gemälde von Spanien ſiehe ebendaſelbſt.

Daſſelbe Buch auch unter dem Titel: Wegweiſer durch Spanien ꝛc.

• **Fortſetzung** der Briefe eines Reiſenden während ſeines Aufenthalts in München. 8. 6 Gr.

Geſpräche mit Kindern ꝛc. ſ. Erziehungsſchriften.

Göttingen. Nach ſeiner eigentlichen Beſchaffenheit, zum Nutzen derer, die daſelbſt ſtudiren wollen, dargeſtellt von einem Unpartheyiſchen. 8. 10 Gr.

• **Handbuch**, itinerariſches, oder ausführliche Anleitung die merkwürdigſten Länder Europens zu bereiſen. 8. 1 Thlr.

• **Hoff's** Skizze von Linz. 8. 10 Gr.

• **Hwids** Reiſe durch Deutſchland. 8. 8 Gr.

- * Jacobi geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſche Tabellen von Deutſchland, zum zweckmäßigen und nützlichen Unterricht der Jugend. 2 Abt. 8. 2 Thlr.
- LaRoche Reiſe, ſiehe Schriften von LaRoche.
- * Lichtenſterns kleine Kosmographie, oder Entwurf zu einer allgemeinen Weltbeſchreibung. 8. 6 Gr.
- * Derſelbe, über das Studium der Geographie nach einem Plane zur Beſchreibung einzelner Länder und zu Beobachtungen auf Reiſen. 8. 6 Gr.
- * Lokalkenntniß, genaue, des Königreichs Bosnien. 8. 4 Gr.
- * Moltke, A. Graf, Reiſe nach Mainz, (zur Zeit des Bombardements) 2 Bde. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
- * Raynals Gemälde von Europa. A. d. Franzöſiſchen. N. Aufl. gr. 8. 12 Gr.
- Reiſeabentheuer, ſiehe Fiſchers Schriften.
- * Reiſe eines Engländers durch einen Theil von Schwaben und einige der unbekannteſten Gegenden der Schweiz. 8. 6 Gr.
- * Reiſen eines Engländers durch Mannheim, Baiern und Oeſtreich nach Wien. 8. 9 Gr.
- * — — eines Erdbewohners in den Mars. 8. 8 Gr.
- * — — ins Land rerum. 8. 6 Gr.
- * — — Kommodore Philips, nach der Botany-Bay auf Neuholland. Aus dem Engliſchen überſetzt, mit 1 illuminirten Landkärtchen. 8. 6 Gr.
- * Reiſe, meine, im Wonne- und Brachmond. 8. 2 Thlr.
- * — — empfindſame, der Prinzeſſinn Ananas nach Groß-Glogau. 8. 6 Gr.
- * — — neue empfindſame. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 8. 12 Gr.
- * Sammlung auserleſener Briefe aus dem Plinius, Cicero und Seneka. 2 Thle. 8. 16 Gr.
- Sauveur, Großer St., Reiſe durch die Baleariſchen und Pitiuſiſchen Inſeln in den Jahren 1801 bis 1805. Frey nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von C. A. Fiſcher. 8. 1 Thlr.
- * Schrank's baieriſche Reiſe mit Kupf. gr. 8. 20 Gr.
- Taſchenbuch auf einer Reiſe von St. Petersburg bis Moskau, nebſt einem Anhange über die landesüblichen Reiſearten und ihren Koſtenbelauf. Aus dem Ruſſiſchen. Mit Kupf. 12 1 Thlr. 4 Gr.
- * Ueberſicht, ſtatiſtiſch-geographiſche, der Herzogthümer Steyermark, Kärnthen, Krain, und der Grafſchaft Tyrol, dann topographiſche Beſchreibung des Hochſtifts Augsburg u. ſ. w. gr. 8. 18 Gr.
- * Ueberſetzungen, auserleſene, aus d. Werken d. Homers. 8. 4 Gr.
- * Ueberſetzungen, auserleſene, aus den beſten griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern. 8. 16 Gr.

• **Virgils** vier Bücher, von der Landwirthſchaft, aus dem Latein, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Jacobi. 2te verbeſſerte Aufl. 8. 12 Gr.

Vogels, H., Beſchreibung ſ. 30jährigen, zum Theil glücklichen, zum Theil unglücklichen Seereiſen, nebſt der Geſchichte ſeines Lebens. 3 Thle. Mit 1 Kpfr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wolff, der merkwürdigſte Tag meines Leben. 8. 6 Gr.

Zimmermanns, E. A. W. von, hiſtoriſch-geographiſch politiſcher Verſuch über Oſtindien, nebſt der Schilderung von deſſen Handel. Nach Le Gouz de Flaix. Mit Noten und Anmerkungen. 2 Bände. Mit einem Kupfer. 8. auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. auf Druckpap. 2 Thlr. 8 Gr.

Philologiſche Literatur.

Cicero, M. T., de officiis lib. III. cum delectu commentar. in juventutis gratiam. 8. 1 Thlr.

Für Schulen im Parthiepreis bey 12 Exempl. à 16 Gr.

• **Cicero**, Rede für den Dichter Archias mit Anmerk. 8. 3 Gr.

• **Epistolae** criticae, una ad C. G. Heynium, altera ad T. C. Tichsenium. 4. 1 Thlr.

• **Fabeln**, auserleſene, aus dem Aeſop u. **Phädrus**. 8. 2 Gr.

• **Heinatz** Verſuch eines möglichſt vollſtändigen ſynonymiſchen Wörterbuchs der deutſchen Sprache, 1r Bd. und 2ten Bandes erſte Abtheilung. gr. 8. 2 Thlr.

HIΕΡΟΚΛΕΟΥΣ ΑΣΤΕΙΑ, mit einem griechisch-deutschen Wortregister für Anfänger, und einer deutschen Uebersetzung. Taschenformat. 6 Gr.

Für Schulen im Parthiepreis bey 12 Exempl. à 4 Gr.

• **Klopſtock**, F. G., grammatiſche Geſpräche. 8. 1 Thlr.

• **Lexicon** Phaedrianum, oder lateiniſch-deutſches Wörterbuch über des Phädrus äſopiſche Fabeln. gr. 8. 16 Gr.

• **Marius** Rede an das römiſche Volk. 8. 2 Gr.

• **Moritz** grammatiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache. 1r bis 3r Theil. gr. 8. 3 Thlr.

P. **Ovidius** Naso Kunst zu lieben. Ein lyrisch dydaktisches Gedicht in drey Gesängen. Metrisch verdeutscht und mit Anmerk. erläutert. Mit Vignetten. 8. 1 Thlr.

Aeſthetiſche Schriften.

Neue Leipziger gelehrte **Anzeigen**, oder Nachrichten von neuen Büchern u. s. w. für die Jahre 1790 und 1791. gr. 8. 6 Thlr.

Benkowitz, C. F., das italieniſche Cabinet. ſ. Benkowitz Schriften.

• **Briefe**, Fortſetzung einiger verrätheriſchen, von Hiſtorie und Kunſt. 8. 5 Gr.

Büttners Licht- und Schattenlehre für Zeichner und Maler. 8. 4 Gr.

Dialogen, muſikaliſche, oder philoſophiſche Unterredungen berühmter Gelehrten, Dichter und Tonkünſtler, über den Kunſtgeſchmack in der Muſik. Ein Nachlaß des Verf. des Ardinghello und Hildegard von Hohenthal, (Heinſe) 8. 16 Gr.

• **Groth's** Verzeichniß der Gemälde in der herzoglichen Gallerie zu Schwerin. 8. 12 Gr.

Helios der Titan. ſ. Benkowitz Schriften.

• **Hüsgens** Nachrichten von Frankfurter Künſtlern und Kunſtſachen. 8. 18 Gr.

• **Jeniſch**, D. Ueber die hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten von Meiſters Lehrjahren: oder über das, wodurch dieſer Roman ein Werk von Göthen's Hand iſt. Ein äſthetiſch-moraliſcher Verſuch. 8. 16 Gr.

Kattfuß, J. H., Choregraphie, oder vollſtändige und leicht faßliche Anweiſung zu den verſchiedenen Arten der heut zu Tage beliebteſten Tänze, für Tanzliebhaber, Vortänzer und Tanzmeiſter. 2 Theile. Mit Kupf. Taſchenf. 1 Thlr. 20 Gr.

Daſſelbe unter dem Titel:

Taſchenbuch für Freunde und Freundinnen des Tanzes. 2 Thle. niedlich geb. u. in Futteral. 2 Thlr. 4 Gr.

Koſegarten, L. T., Rhapſodien. ſ. deſſen Schriften.

Die **Kunſt** zu Tuſchen und mit Waſſerfarben, ſowohl in Miniatur als in Gouache und Abertiſcher oder Aquarell-Manier, Landſchaften, Porträte und andere Gegenſtände zu mahlen. Nebſt voraus geſchickten Bemerkungen über die Kunſt zu zeichnen. Mit Kupfern und mit und ohne Farbtabelle. 8. Mit der Farbtabelle 1 Thlr. 12 Gr.; ohne dieſe 1 Thlr.

Die Farbtabelle auch apart 12 Gr.

Ladomus Zeichnungslehre, ſiehe Pädagogiſche Literatur.

Nachtgedanken über das ABC-Buch von einem Spiritus Asper. Mit Holzſchnitten und Noten. Ein Leſebuch für alle die buchſtabiren können. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

• **Naſer**, G. A., Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Poeſie. 1r u. 2r Band, gr. 8. auf holländ. Papier 3 Thlr. Auf Druckpapier 2 Thlr. 10 Gr.

• Deſſelben 2r Bd. apart gr. 8. auf Drckp. 1 Thlr. 16 Gr.

Prizelius, J G. Der Bereiter. Mit 9 Kupfern. 3te ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. (unter der Preſſe).

Schmagers Vorlegeblätter, ſiehe Pädagogiſche Schriften.

Taſchenbuch der Laune und des Scherzes. Dreyhundert Nummern aus dem Raritäten-Kabinette eines Einſiedlers. 8. 12 Gr.

Gedichte.

Ameiſen- und Mückenkrieg, der, Künſtlich beſchrieben und nicht allein luſtig und kurzweilig, ſondern auch ſehr nützlich zu leſen, von Balthaſar Schnurr von Lendsiedel, der Poeterei beſondern Liebhaber. Von neuem herausgegeben durch J. G. B. 8. 12 Gr.

Daſſelbe auf Druckpapier, wohlfeile Ausgabe. 8 Gr.

• Barby's römiſche Anthologie oder Sammlung einiger lateiniſcher Gedichte, die gewöhnlich in den Schulen geleſen werden. gr 8. 16 Gr.

• Brumbey's Geſänge frommer Empfindung gewidmet. 8. 12 Gr.

• Catulli, Horatii, aliorumque vet. poetarum latin. Carmina graeca, ed. J. A. Naſer. 8. 10 Gr.

Elegie auf C. F. Weiße. Seinen trauernden Freunden und Verehrern geſungen, gr. 4. geh. 4 Gr.

• Gedichte, lyriſche, a. d. Lat. von Naſer. 8. 7 Gr.

Ländliche Geſänge deutſcher Dichter, geſammelt von J. F. Bramigk. 1ſte Samml. Taſchenf. 10 Gr.

• Gleims, F. W., ſämmtliche Schriften, 4 Bände, 8. ſonſt 4 Thlr. 16 Gr. itzt 2 Thlr. 16 Gr.

• Helfrich, J. H., Lieder und Gedichte zur Ermunterung und zum Vergnügen. 8. 12 Gr.

Horazens poetiſche Kunſt, für Gymnaſiaſten erläutert. 8. 4 Gr.

• Keppler, die ſchöne Beata oder der Kapaun in 12 Geſängen. 8. 7 Gr.

• Kliſching Blumen und Blüthen. 8. 10 Gr.

L. T. Koſegartens Poeſieen ſ. deſſen Schriften.

• Leiden Jeſu, das, Ein Gedicht. 2 Thle. gr. 8. 6 Gr.

Zwey anacreontische Lieder, zergliedert u. beurtheilt von Dr. Fr. D. Grater, Eine Vorlesung. 8. 3 Gr.

• Liederbuch, akademiſches, 2ter Theil ohne Melod. 8. 14 Gr.

Lottchens Lieder. 8. 16 Gr.

• F. Matthiſons Lieder. Vermehrte Aufl. 8. 4 Gr.

Pignotti del Dottore Lorenzo. Favole e Novelle. VII. Edizione. 8. 12 Gr.

• Millers (Verfaſſer des Siegwart) Lieder, mit Muſik und einer Einleitung von Eſchſtruth. 1ſter Theil. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

• Oden, auserleſene, aus dem Horaz. 8. 5 Gr.

• Sammlung poetiſcher und ſcherzhafter Geſundheiten. 8. 12 Gr.

• Sammlung von Silbenräthſeln. 8. 4 Gr.

• Schillings Lieder fürs Erzgebürge, 2 Thle. Neue Auflage. 8. 2 Gr.

• K. E. K. Schmidts poetiſche Briefe. Mit dem Kupfer Abeillard und Heloiſe von D. Berger. Neue Auflage. 8. 10 Gr.

Selmars Gedichte, 2 Bde. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

* **Der Taſchenpoet** oder die Kunſt ſelbſt Neujahrwünſche zu machen. In Futteral. 10 Gr.

* **Volksliederbuch** oder frohe Geſänge für Bürger und Landleute. 8. 6 Gr.

Romane.

Adolfine, der ſeltne F...k....t. Von Carl Fiſcher. 3 Thlr. Mit Holzſchnitten von Gubitz. 8. 4 Thlr.

Adolphine. Von der Verfaſſerin der Reiſe Emiliens nach Paris. 8. 1 Thlr.

* **Althaus**, Wilhelm von, oder: So geht's in Deutſchland zu! 2 Bdchen. 8. 1 Thlr.

Althings, Ch. erotiſche Schriften 1r bis 5r Theil. Mit Kupfern von Penzel, Taſchenf. 5 Thlr.

— — Hannchens Hin- und Herzüge, nebſt der Geſchichte dreyer Hochzeitnächte. 3 Bändchen. Zweyte verſchönerte Auflage Taſchenformat. 3 Thlr.

— — Der Hahn mit 9 Hühnern, 8. 16 Gr.

— — Doſenſtücke. Zwey Bändchen. Zweyte verſchönerte Auflage. Taſchenf. 2 Thlr.

— — Geſchichte der 7 Säcke. Taſchenf. 10 Gr.

— — Dramatiſche Tändeleien. Taſchenf. 12 Gr.

— — Das Glöckchen. Taſchenf. 12 Gr.

Aurora. Ein romantiſches Gemälde der Vorzeit. In 6 Büchern. Von dem Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini. 2 Theile. 4te Auflage mit Holzſchnitten von Gubitz. (iſt unter der Preſſe.)

* **Beytrag** zu der Geſchichte der Frauenzimmer des 18ten Jahrhunderts, oder merkwürdige Begebenheit der Fräulein Sophie. 8. 12 Gr.

Bild, ſchönes, der Reſignation. ſ. La Roche Schriften.

Blumbach. Ein Gemälde für Gottesverehrer und Tugendfreunde. 8. 18 Gr.

Briefe, geſammelte, herausgegeben von Julie. 4 Bände. Mit 1 Holzſchnit von Gubitz und 3 Kupfern von Penzel. 8. 5 Thlr.

* **Caroline** in der Laube. Ein Beyſpiel der Tugend und edlen Sitten. 8. 16 Gr.

Clariſſa. ſ. Koſegartens Schriften.

* **Evane** und Amandor, eine Schweizergeſchichte von **Friederike Brun**. 8. 4 Gr.

* **Dialogen** des Küſters Ehrentraut mit den Honoratioren ſeines Dorfs. Voran des ſeligen Küſters Lebenslauf. **Vom Verfaſſer des Elpizon; oder meine Fortdauer nach dem Tode.** 2 Theile. Neue Aufl. 8. 3 Thlr.

Don-Quixotte, der deutſche, oder Einer der Zwölfe. Eine Geſchichte neuen Inhalts. 8. (in Commiſſion) 20 Gr.

• Eduard der Schöne, oder die Freuden der Liebe. Mit 1 Kpf. 8. 12 Gr.

Eliſa, oder das Weib wie es ſeyn ſollte. 6te verbeſſerte und mit 12 neuen Kupfern verſchönerte Aufl. 8. geb. 1 Thlr. 8 Gr.

Deſſelben Buchs 2r Theil; oder über den Umgang der Weiber mit Männern ſ. Fiſchers Schriften. 8. 10 Gr.

Elise ou le modele des femmes. Roman moral. Traduit de l'allemand sur la sixième Edition originale pr. S. H. Catel. La IIme Edition revue et corrigée. Avec six gravures. 12. 1 Thlr.

Für Schulen und Erziehungsanſtalten im Parthiepreis zu 12 Exempl. 8 Thlr.

Le même livre seconde Partie, qui traite du commerce des femmes avec les hommes. 12. 8 Gr.

Elisa or the pattern of women a moral romance. Translated upon the German by Joh. Ebers. With six priets 12. 1 Thlr.

Erſcheinungen am See Oneida, ſ. La Roche Schriften.

Erzählungen von guten ꝛc. ſ. Ludwigs Schriften.

Eudocia, Gemahlin Theodoſius des Zweyten. Eine Geſchichte des fünften Jahrhunderts. Von der Verfaſſerin des Walther von Montbarry u. a. m. 2 Theile. Mit Kupfern. Auf Schreibpapier 3 Thlr.

Daſſelbe Buch auf Druckpapier 2 Thlr.

Euphemion der Unerforſchliche. Szenen aus den letzten Jahren des franzöſiſchen Krieges, von Guſtav Erle. Mit 1 Kupfer. 8. 16 Gr.

• Euridane. Schäferroman mit Romanzen von Beaufort. 8. 10 Gr.

• Everts, moraliſche Erzählungen. 1r Bd. 8. 1 Thlr.

Fanny und Julia, ſiehe Schriften von LaRoche.

Ferrandino. Fortſetzung des Rinaldo. ſ. Rinaldo Rinaldini, 4r, 5r und 6r Theil.

Der Freudenzögling. ſ. Koſegartens Schriften.

Fontanges, oder das Schickſal der Mutter und der Tochter. Eine Geſchichte aus den Zeiten Ludwigs XIV. Von der Verfaſſerin des Walther v. Montbarry, der Thekla v. Thurn u. a. m. Mit 1 Kupfer von Penzel. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Daſſelbe Buch auf Druckpap. 8. 1 Thlr.

• Gerhard von Felſen. Ein hiſtoriſcher Roman von Mercier von Compiegne. Aus dem Franzöſiſchen. 8. 14 Gr.

• Geſchichte Sophiens in Briefen zweyer Freundinnen, geſammelt und herausgegeben von einem Bürger zu Genf. 2 Theile. 8. 10 Gr.

• Geſchichte Adolph Wandus und Kornelia von Rooſe. 8. 5 Gr.

Guſtavs III. Tod. Ein pſychol. moral. Gemälde der Verirrungen des Enthuſiasmus und der Leidenſchaften. Dramatiſch dargeſtellt in 4 Büchern. Mit 4 Kupfern und dem wohlgetroffenen Portrait Guſtavs III. 2 Theile. 8. 2 Thlr 12 Gr.

Guſtavs Verirrungen. Ein Roman in 5 Büchern. Mit Kupfern von Jury. 8. geh. 1 Thlr.

• **Handwerker,** der gelehrte, eine komiſche Erzähl. 8. 12 Gr.

Henriette ꝛc. ſ. Ludwigs Schriften.

• **Hoffs,** F. G., intereſſante Schilderungen und Gemälde zur Erholung des Geiſtes, für empfindſame und denkende Leſer. 8. 9 Gr.

• **Juliette,** oder geheime Geſchichte eines Frauenzimmers von Gefühl und Weltkenntniß. 2 Bände. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Unſre Kaufmanns-Töchter, oder über deren Erziehung, häusliches und geſellſchaftliches Leben und den Einfluß, den ſie auf Familien- und Handlungswohl haben. Von dem Verfaſſer des kleinen Tabletkrämers (C. Meyer.) 2 Theile. Mit Kupfern von Penzel. 8. 3 Thlr.

• **Klimmii N.** Iter subterraneum, novum telluris theoriam exhibens etc. cum fig. 8. 16 Gr.

• — — Voyage de Nicolas Klimius dans le monde souterrain, contenant une nouvelle theorie de la terre et l'histoire d'une cinquième monarchie inconnue jusqu'à present; trad. du latin par Mr. de Mauvillon. Avec fig. 8. 16 Gr.

• **Klippen und Sandbänke** auf der Lebensreiſe Adolphs und ſeines Steuermanns Paul. Zwey Theile. Mit einem Kupfer. 8. 2 Thlr 8 Gr.

• **Kühnemund von Thoreneck.** 2 Theile. Mit einem Kupfer. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Die **Lazaroni.** Vom Verfaſſer des Romans: Albano, der Lautenſpieler. 2 Theile. Mit Kupfern von Penzel und mit Muſik. 8. 2 Thlr.

Leben und Meinungen des Johannes Steifruck und ſeines Vaters Martin. Karrikaturroman aus den Papieren des lachenden Philoſophen. Mit Kupfern von Jury. 1r und 2r Band. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Kurze **Lebens- und Kriegsgeſchichte** des Grafen Alexander Suworow-Rimnikski, nebſt einer Karakteriſtik dieſes Helden und Anekdoten aus ſeinem Leben. Mit einer Nachricht von den Koſaken. Vom Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini. Mit Suworows Portr. 2te Aufl. 8. 8 Gr.

• **Lebensſcenen,** vielleicht aus der wirklichen Welt, nebſt einigen andern Aufſätzen. 1r Abſchnitt 8. 6 Gr.

Leiden der Familie des Baron von W. oder die unglückliche Kette des Schickſals. 8. 6 Gr.

Liebe Hütten ꝛc. ſ. La Roche Schriften.

Lohn der Tugend, ſiehe Ludwigs Schriften.

Louisa or the Cottage on the Moor. By Mrs Helme. The Fifth edit. correct. 2 Vol. 8. (Neue Auflage unter der Presse).

Ludwig und Julius. Eine Geſchichte nicht aus der Ideenwelt von Juſt am Walde. 2 Bände. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Luiſe oder die Bauerhütte im Marſchlande. Aus dem Engl. der Miſtreß Helme. 2 Bändchen. 8. 18 Gr.

Der Maltheſer. Von dem Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Thlr.

* **Mappe**, die himmelblaue, von Karlo Jokoſo. 8. 16 Gr.

* **Marano und Onira**, oder die Kette des Schickſals. 8. 8 Gr.

Die beyden **Murillo's.** Eine italieniſche Geſchichte von C. F. W. R...r. Verfaſſer von den Zöglingen meiner Phantaſie. Mit Kupf. von Arndt. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Daſſelbe Buch ohne die Kupfer 1 Thlr.

Menſchen aus den Papieren der braunen Soubiſe. Mit 1 Kupf. 8. 1 Thlr.

Juliane Mohrenheim. Eine Biographie zur Warnung für Viele. 8. 9 Gr.

Müller, Wilhelm, von C. Hildebrandt. Mit 1 Kupf. von Penzel. 8. 20 Gr.

* **Myrthenthal**, L. W., kurze Geſchichten über die Leiden und Widerwärtigkeiten der Menſchheit. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Natalis, oder die Schreckensſcene auf dem St. Gotthard. ſ. Benkowitz Schriften.

Pſyche. Ein Mährchen ꝛc. ſ. Koſegartens Schriften.

* Das **Rad des Schickſals**, oder die Geſchichte Tſchoangſees von S. v. Seckendorf. 1r Theil. Neue Auflage. 8. 8 Gr.

Rinaldo Rinaldini. 4r, 5r und 6r Theil, oder 10s bis 18s Buch. Zu den erſten beiden Auflagen gehörig. Mit 9 Kupf. von Schule. 8. 4 Thlr.

Rinaldo Rinaldini. Der Räuber-Hauptmann. Eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts, 6 Bände. 4te Auflage. Mit 18 Kupfern von Penzel, und mit Muſik. Mit didotschen Lettern. Auf Postpapier 9 Thlr.

Derselbe ohne Kupfer, mit Muſik 5 Thlr.

Desselben Buchs 4r, 5r und 6r Band apart. Eine ganz anders bearbeitete Fortsetzung der 3 ersten Theile der vorigen Auflage. Mit Kupfern 3 Thlr.

Dasselbe ohne Kupfer 1 Thlr. 12 Gr.

* **Sagen** aus der Geiſter- und Zauberwelt. Vom Verf. des Carolo Carolini. Neue Aufl. 8. 16 Gr.

Sandhagens, Daniel, Lehr- und Reiſejahre. Ein komiſcher Roman. 4 Theile. Mit Kupfern von Penzel. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Savonarola, der Märtirer in Florenz. ſ. Benkowitz Schriften.

* **Seelenwanderer**, der, oder der polniſche Fündling. 8. 20 Gr.

* **Skizzen**, romantiſche. 8. 12 Gr.

Sophie und Ottokar. Ein Roman von Guſtav Moll. Mit Kupfern. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

* **Sorgenfrey.** Wilhelm, oder die Folgen des Romanleſens. 8. 4 Gr.

Der **Spanier** mit der **Mandoline**. 2 Theile. Mit Kupfern von Penzel. 8. 2 Thlr.

Die **Grafen Strozzis.** Von dem Verfaſſer der beyden Marillo's. 2 Theile. Mit Kupfern von Penzel 8. geh. 2 Thlr.

Szenen in Paris, während und nach der Zerſtöhrung der Baſtille. Nach franz. und engl. Schriften und Kupferſt. (von dem Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini). Mit Kupfern, die intereſſanteſten Szenen darſtellend. 5 Sammlungen. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Neue **Szenen** in Paris und Verſailles. 3 Theile. (von Ebendemſelben) Mit Kupfern und Muſik. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Tablet-Krämer, der kleine, von E. Meyer. 1r und 2r Band. 8. 3 Thlr.

* **Tag** und **Nacht** in Madrit. Nach le Sage. Neue Aufl. 8. 12 Gr.

* **Teufel** Asmodi Hinkebein und ſein Befreyer in England. Eine Fortſetzung des lahmen Teufels von le Sage. Nach dem Engl. 2 Bde. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Thereſe. Eine erotiſche Erzählung in acht Geſängen. Mit einem Kupfer von Penzel. 8. 1 Thlr.

* **Theudegilde** Königin von Neuſtrien. Eine Novelle aus den Zeiten der Merovinger. 8. 1 Thlr.

* Die **Verirrungen** des menſchlichen Verſtandes, oder die Thorheiten des Poinſenet. Eine komiſche Geſchichte, aus dem Franz. überſ. 8. 6 Gr.

Vierzehn Tage in Paris. Von dem Verfaſſer von Guſtavs Verirrungen. Mit Kupfern. 8. 20 Gr.

Volksmärchen, vaterländiſche, von Guſtav. 1s Bändchen, mit 1 Kupfer. 8. 1 Thlr.

* **Waldenburg**, Rudolph von, Szenen des 12ten Jahrhunderts. 2 Thle. 8. 1 Thlr.

* **Wallendorfs**, Henriette von, erſtere unglückliche Lebensjahre. 8. 10 Gr.

Die **Weiber** in **Stambul** ꝛc. Mit einem Kupfer. 8. (In Commiſſion) 1 Thlr. 8 Gr.

Weidmanns moraliſche Erzählungen. 8. 1 Thlr.

* **Weltweiſe**, der indiſche. 8. 10 Gr.

Antonie Weſtau. Eine Geſchichte aus dem ſüdlichen Deutſchland. Mit Holzſchnitten von Gubitz und mit Muſik. 8. (Wird neu gedruckt.)

Wittekind der Große und ſeine Sachſen. Romantiſche Erzählung aus der grauen Vorzeit, bearbeitet von H. C. G. Flamme, in 3 Büchern. Mit drey Kupfern von Penzel. 8. 2 Thlr.

Züge aus dem Leben unglücklicher Menſchen. 2 Bände. Mit Kupf. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Züge aus dem Leben glücklicher Menſchen. Mit Kupf. 8. 14 Gr.

Theater und Theater = Schriften.

* Der Abſchied. Trauerſpiel. 8. 4 Gr.

* Der Adliche wie er weyland war. Luſtſpiel. 8. 6 Gr.

* Die Ahnen. Ein dramatiſirtes Sittengemälde. 8. 8 Gr.

Arndt, E. M. Der Storch und ſeine Familie. Eine Tragödie in 3 Aufzügen nebſt einer Zugabe. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

* Blankenſtein, Baron von, oder die bereuete Uebereilung. Schauſpiel. 8. 6 Gr.

* W. H. Brömels Beytrag zur deutſchen Schaubühne. Neue Aufl. 8. 18 Gr.

Dieſelben einzeln, als

Gerechtigkeit und Rache. 8. 6 Gr.

Stolz und Verzweiflung. 8. 4 Gr.

Gideon von Tromberg. 8. 6 Gr.

Wie machen ſie es in der Komödie. 8. 3 Gr.

* Carl von Dahlfeld. Luſtſpiel. 8. 12 Gr.

* Cenſor, der dramatiſche, 6 Hefte. 8. 18 Gr.

* Eberls, F. neueſte Schauſpiele. 2 Bände. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eppelein von Gailingen, dramatiſch bearbeitet von Hanſing. Mit Kupf. 8. 15 Gr.

* Etwas über das Verhältniß des Publikums und der Schauſpieler zu einander; und über den Beifall im Schauſpielhauſe. 8. 4 Gr.

* Die Folgen einer minderjährigen Verlobung. Luſtſpiel. 8. 16 Gr.

Das Geheimniß. Ein Trauerſpiel vom Verf. des Rinaldo Rinaldini. 8. 6 Gr.

* Grünberg, Kaufmann aus Sachſen, oder Liebe nach der Mode. Luſtſpiel 8. 3 Gr.

Die Hand des Rächers. Fortſ. der Jäger. Familiengemälde in 5 Aufzügen von C. Steinberg. Mit 1 Kupf. 8. 12 Gr.

* Der Hypochondriſt, oder die Eheſcheidung. Ein Luſtſpiel von Ephens. 8. 4 Gr.

* Les Indiens en Angleterre. Comédie, trad. de l'allemand de Kotzebue. gr. 8. 12 Gr.

* Kalliſte. Ein Trauerſpiel von S. v. Seckendorf. Neue Aufl. 8. 3 Gr.

* Die Kette des Edelmuths, Luſtſpiel. 8. 4 Gr.

* Kleinigkeiten, einige theatraliſche, nebſt mehrern Beilagen zur angenehmen Lectüre. Mit Muſik. 8 8 Gr.

* Krieg im Haus oder Liſt gegen Liſt. Schauſpiel. 8. 5 Gr.

Leichtſinn und Größe. Ein Familiengemälde von C. Steinberg. 8. 10 Gr.

Leidenſchaft und Liebe. Ein Trauerſpiel von C. A. Vulpius. 8. 8 Gr.

* Das Luſtlager. Schauſpiel. 2te Aufl. 8. 3 Gr.

Makaria. Drama von Theodor Hell. 8 16 Gr.

* Merinval. Ein Trauerſpiel. Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. v. Arnaud. Neue Aufl. 8. 3 Gr.

* Die Mitternachtſtunde. Oder wagen gewinnt, wagen verliert. Luſtſpiel. 8. 5 Gr.

* Alla Moddin. Schauſpiel. 9 Gr.

Eduard Montroſe. Ein Trſp. Neue Aufl. 8. 8 Gr.

* Phädar und Hippolitus. Trſp. von Düſſeldorf. 8. 6 Gr.

Priſen aus der hörnernen Doſe des geſunden Menſchenverſtandes (Briefe über das deutſche Theaterweſen) 8. geh. 12 Gr.

* Reck über den gegenwärtigen Zuſtand des deutſchen Theaters, den Einfluß der reiſenden Theatergeſellſchaften nebſt der Unterſuchung, was das Theater ſeyn ſollte und wie es ſeiner Beſtimmung näher gebracht werden könnte. 8. 12 Gr.

* Reinhold von Schenk, Hauptmann zu Oſterwitz, oder: Margarethe mit der Maultaſche. Schauſpiel v. Anton. 8. 6 Gr.

* Revolution, die groſe. Poſſe von Hedemann. 8. 5 Gr.

* Ring, der theure. Luſtſpiel, von Graf K. v. Törring-Seefeld. 8. 6 Gr.

* Roſenmädchen, das neue. Schauſpiel. 8. 4 Gr.

* Rubin, Marſchall, und ſein Sohn. Ein Trauerſp. 8. 4 Gr.

Saffar, König in Kambaja. Ein Trſp. 8. 8 Gr.

* Sandino von Waldburg. Trauerſpiel. 8. 6 Gr.

* Schaubühne, deutſche, 8. 1 Thlr. 8 Gr.

* — — — ſpeieriſche, 2 Bde. 8. 2 Thlr.

Hieraus einzeln:

* Die Mönche in Niederland, und Kaiſer Joſeph II. Trſp. 12 Gr.
* Die Entführung. Schauſp. 4 Gr.
* Adolph und Minna. Trauerſp. 8 Gr.
* Die Rebellion. Schauſp. 8 Gr.
* Das Turnier. Schauſp. 4 Gr.
* Johanna Benno. Trauerſp. 6 Gr.
* Robert ohne Land. Ritterſchauſpiel. 6 Gr.

• Schletters Beyträge zur deutſchen Schaubühne. Neue Aufl. 8. Auf Schreibpap. 1 Thlr. 4 Gr.
Auf Druckp. 1 Thlr.

Hieraus einzeln:

• Der Familienzwiſt. Luſtſp. 8 Gr.
• Die Schule der Freundſchaft. 8. 9 Gr.
• Die Wette. 8. 8 Gr.

• Schletters drey neue Nachſpiele. 2te Aufl. 8. 6 Gr.

• Ein Schurke über den Andern, oder die Fuchsprelle. Luſtſpiel. 8. 9 Gr.

• Die Schwärmereyen der Liebe und des Haſſes. Trauerſpiel. 8. 3 Gr.

• Shakeſpear's Beruf und Triumph. 8. 12 Gr.

• Sophonisbe. Ein Trſp. von Epheus. 8. 6 Gr.

• Strafford, der Graf. Trauerſp. 8. 12 Gr.

• Das Urtheil von Paris. Farçe. 8. 8 Gr.

• Vaterfreuden und Leiden. Familiengemälde. 8. 4 Gr.

• Wer iſt ſie denn? oder: Wette man nur mit Frauenzimmern. Luſtſpiel. 8. 6 Gr.

• Zauberflöte, die, eine Operette v. Schikaneder. 2te Aufl. 8. 5 Gr.

Militairiſche Schriften.

Kriegswiſſenſchaft, Mathematik.

• Braubach, D. Vorübungen in der höher Geometrie. 8. 16 Gr.

Dippoldts, D. Handbuch für Unter-Officiers und gemeine Soldaten. 15 Bdchn., zunächſt für die Churſächſiſche Armee. 8. 12 Gr.

Feldzug, der, der Franzoſen und alliirten nordiſchen Völker im Jahr 1806 und 1807. Herausgegeben von Friedrich von Cölln. Erſter Theil. Nebſt zehn Plänen, wovon acht illuminirt, zwei ſchwarz ſind. gr. 4. mit den Kupfern 6 Thlr. gr. 8. mit den Kupfern 5 Thlr. gr. 8. ohne Kupfer 3 Thlr.

• Gräve's holländiſche Plankenberechnung nach Inhalt ihrer Travelen und cubiſchen Ausrechnung nebſt angenommenen Satz von Difference gegen Cubicfüße und Travele. 4. 6 Gr.

Hayne, J. C. G., deutliche und ausführliche Anweiſung, wie man das militairiſche Aufnehmen nach dem Augenmaaß ohne Lehrmeiſter erlernen könne. Mit 10 Kupfertafeln. Neue Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

• Schelliesnigs vollſtändige Rechenkunſt. 8. 6 Gr.

• Schlöſers vollſtändiges Rechenbuch für Kauf- und Gewerbsleute, Bürger, Künſtler und Profeſſioniſten, nebſt allgemeinen, durch ganz Europa eingeführten Kurstabellen. gr. 8. 1 Thlr.

Spohrs, G. L., Anweiſung zur Differential- und Integral-Rechnung für Anfänger. Mit 1 Kupfert. gr. 8. 20 Gr.

* **Tabelle** zur leichten Ausübung der ſogenannten 4 Species oder Rechnungsarten. Fol. 2 Gr.

* **Tabellen**, vollſtändige, von dem Verhältniß der Meklenb. Münzen gegen andere Geldſorten, ferner von dem Verhältniß verſchiedener Goldmünzen gegen Reichs- Crans- auch nachbarl. und innländ. Münzen u. ſ. w. 4. 12 Gr.

Tillichs, Prof. E., allgemeines Lehrbuch der Arithmetik oder Anleitung zur Rechenkunſt für Jedermann. 1r Theil. 8. 18 Gr.

Deſſen Lehrbuch der Geometrie. Mit 16 Kupf. 8. 1 Thlr.

* **Trunessek**, V. Q. paragoge de Geometrica angulorum etc. 8. 1 Thlr.

* **Unterricht** für die Königlich-Preußiſche Infanterie im Dienſte der Garniſon, auf Werbungen und im Felde. 8. 16 Gr.

Vermiſchte und Freymaurer Schriften.

* **Adreſſen-Vademecum**. 8. 3 Gr.

* **Anleitung**, gründliche, zum richtigen Gebrauch der Titulaturen. gr 8. 18 Gr.

* **Archiv** der Auswähler, oder Sammlung der beſten zerſtreuten Aufſätze; zur Unterhaltung für jedermann. 8. 10 Gr.

* **Archiv**, neues hamburgiſches, zur Verbreitung nützlicher und angenehmer Kenntniſſe unter Ungelehrten und jungen Perſonen beyderley Geſchlechts. 5 Hefte. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

* **Arten**, alle, der neueſten Scherz und Pfänderſpiele für luſtige Geſellſchaften. 2te Aufl. 8. 5 Gr.

* **Vermiſchte Aufſätze** zum Nachdenken und zur Unterhaltung. 2 Theile. Mit Kupf. Neue Aufl. gr. 8. 1 Thlr.

* **Auszug** aus dem Wörterbuche der Thorheiten. 8. 8 Gr.

* **Bemerkungen**, kosmopolitiſche, über die Sperrung der Elbe und Weſer durch die Franken, zur Vernichtung des engliſchen Seehandels, nebſt ein paar Worten über die Veranlaſſung des Gerüchts, daß Hamburg, Lübeck und Bremen ihre Reichsfreyheit verlieren würden. 8. 4 Gr.

* Der **Beobachter**, eine Wochenſchrift, politiſch-moraliſch-ſatiriſchen Inhalts. Mit Kupfern und Muſik. 2 Jahrgänge. 8. 5 Thlr. 8 Gr.

* **Beyträge** zum deutſchen Muſeum. 8. 8 Gr.

* **Briefe** eines Niederſächſiſchen Edelmanns an ſeine Söhne. 8. 1 Thlr.

* — — über die Galanterien von Frankf. a. M. 8. 16 Gr.

* **Commer**, J. F. geheimverſuchte experimentirte Geheimniſſe zum Nutzen junger Künſtler und Handwerker, 6 Abtheilungen. 8. 8 Gr.

* **Cranz** Journal von Berlin, 3 Stücke. 8. 1 Thlr.

* Deſſelben philoſophiſche Träumereyen. 8. 12 Gr.

* Deſſelben Fragmente über verſchiedene Gegenſtände der neueſten Zeitgeſchichte. 5 Hefte. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Derſelbe an mein Vaterland. 8. 7 Gr.

Erfahrungen Jonas Frank, des Koſmopoliten. Neue Auflage. 8. 10 Gr.

Meine **Erholungsſtunden**, in Briefen, Abhandlungen und Erzählungen über intereſſante Gegenſtände aus dem menſchlichen Leben. Ein Geſchenk. Erſtes Geſchenk. Für Eheluſtige und junge Eheſtandsgenoſſen. Mit einem Kupfer. 12. 18 Gr.

Das **Ganze** aller geheimen Ordens-Verbindungen. Ein Buch zur Belehrung und Warnung für Nichteingeweihte, und zur Ueberſicht für Ordensbrüder. Aus ächten Quellen und den beſten Schriftſtellern gezogen von einem Freunde der Menſchenveredlung. gr. 8. 2 Thlr.

* Der **Geizhals**, ein neuerfundenes Spiel. Fol. 3 Gr.

* **Gedankenſpäne**, mitunter manch Paradoxon. Aus der Brieftaſche eines von der Spaniſchen Inquiſition Verurtheilten. 8. 8 Gr.

* **Geiſtesfreuden** des Naturfreundes über Gottes Werke in der Natur. 4 Bände. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Georgia, oder der Menſch im Leben und im Staate. Herausgegeben von Medicinalrath D. **Kilian**. 2 Bde. 4. 8 Thlr.

Herbſttage, ſiehe LaRoche Schriften.

Hierokles Schnurren. Nebſt einem Anhange neuerer Schnurren für luſtige Leſer. 8. 3 Gr.

Hilarion, oder das Buch der Freude. ſ. Benkowitz Schriften.

* **Hoff's** Magazin nützlicher und angenehmer Lektüre aus verſchiedenen Fächern für denkende Leſer aus allen Ständen. 4 Thle., mit Kupf. 8. 2 Thlr.

* **Kipp.** Weniges und doch Vieles. Ein Sakkatechismus nicht für Wölfe und Tyger, ſondern für Menſchen. 12. 4 Gr.

Kirchhoffs moraliſche Aufſätze zur Verbeſſerung der menſchlichen Einſichten und Erkenntniſſe. 8. 6 Gr.

Kunſt, die, alle Arten der beſten und neueſten, ſowohl ſchwarzen als buntfarbigen, Tinten zu machen, 4te Auflage der Schrift: Geheimniß alle Arten Tinten zu machen. ꝛc. 8. 5 Gr.

* **Lützendorfs** Schriften. 1r Bd. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

* **Magazin** der Moden, 1s Heft. Mit Kupf. 8. 16 Gr.

* **Mancherley** brauchbares und angenehmes zur Geiſteserholung aus verſchiedenen Fächern der Literatur und ſchönen Wiſſenſchaften. 8. 16 Gr.

* **Monatsſchrift** von und für Meklenburg. 4 Jahrgänge. 1788 bis 1791. 4. à 4 Thlr.

* **Monatſchrift**, neue, von und für Meklenburg. 6 Jahrgänge. 1795 bis 1800. 4. à 5 Thlr. 8 Gr.

* Deſſelben Buchs Jahrgang 1801. 8 Stücke. 4. 2 Thlr. 16 Gr.

* Muſterungskalenders, des allgemeinen deutſchen, erſtes Probeſtück. Mit 2 Kupf. 4.	7 Gr.
* Nunn's reine Liebe im Kampfe mit Luxus und Sittenverfall. 2 Bde. 8.	1 Thlr.
* Original Letters a Correspondence, sentimental instructive and entertaining between Frederick and Felicia 8.	12 Gr.
* W. F. H. Reinwalds poet. Launen, Erzählungen, Briefe und Miſcellaneen. Neue Auflage. 8.	6 Gr.
* Sammlung freundſchaftl. und galanter Briefe. 8.	9 Gr.
* Sammlung aufgefangener Briefe einiger Generalſeminariſten zu Löwen an ihre geiſtlichen Oberhirten, mit den Antworten derſelben. gr. 8.	16 Gr.
* Sammlung merkwürdiger, rührender und moraliſcher Geſchichten, Anekdoten und Gedichte. 8.	16 Gr.
* Schmiedts neuſter Briefſteller für Liebende u. ſ. w. 8.	14 Gr.
Schattenriſſe ꝛc. ſ. La Roche Schriften.	
Mein Schreibetiſch. ſ. ebendaſ.	
* Neueſte vermiſchte Schriften. 2 Bde. Neue Aufl. 8.	20 Gr.
* Schriftſteller, der allezeit fertige, oder kurze, doch gründliche Anweiſung, wie man mit dem möglich kleinſten Aufwande von Genie und Wiſſenſchaft ein großer und fruchtbarer Schriftſteller werden könne, u. ſ. w. gr. 8.	16 Gr.
* Schütz. Was iſt oder vielmehr was ſoll die Maurerey ſeyn? 8.	2 Gr.
* Sind die Frauenzimmer Menſchen? Von einem Verehrer des ſchönen Geſchlechts. 8.	2 Gr.
* Schön Spielzeug zum Neuen Jahre. 8.	2 Gr.
* Spukgeſchichte, Walkendorfer, den lieben Bürger- und Bauersleuten zur Lehre und Warnung beſchrieben. 8.	2 Gr.
Stimme eines Wanderers im Thale Josaphat. 2te mit einigen Reden und 2 Kupfern in Quartformat vermehrte Aufl. 8.	2 Thlr. 16 Gr.
Zusätze zu selbiger für die Besitzer der ersten Aufl. Mit 2 Kupf. in Quartf. 8.	2 Thlr.
Letzte Stunden eines Maurers. Mit 2 Kupfern in Quartformat. 8.	2 Thlr. 4 Gr.
* Syſtem und Folgen des Illuminatenordens. Aus den Originalhandſchriften deſſelben. 8.	12 Gr.
* Taſchenbuch zur Beluſtigung für Jedermann. 8.	8 Gr.
* Taſchenkalender, ſcherzhafter, für Frauenzimmer, mit 12 Kupfern die zwar beſchrieben, aber ſich gedacht werden müſſen. 16.	3 Gr.
* Toiletten-Almanach, oder Handbuch für Frauenz. 8.	6 Gr.
Ueber die Poſteriora. Eine phyſiol. hiſtor. philoſ. Litteratur-Abhandl. von A. T. Pruzum. 8.	4 Gr.

Ueber die Priora, als Nachbarn der Poſteriora. Ein Gegenſtück zur erſtern Abhandl. von Pruzum dem Jüngern. 8. 4 Gr.

• **Unterhaltungen**, gemeinnützige, dem Nutzen und Vergnügen der Jugend gewidmet. Taſchenform. 16 Gr.

• **Unterweiſer**, der, und Unterhalter. 2 Quart. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

• **Der Volksfreund**, zur Aufklärung und Belehrung des Bürgers und Landmannes. Eine Monatſchrift von Köhler. 1r Band. 8. 10 Gr.

• **Vorfälle**, tägliche. Eine Wochenſchrift zur Zierde der Menſchheit. 1s Quart. 8. 12 Gr.

Werke, hinterlaſſene, des Verfaſſers. Herausgegeben von Irenikos Irenepſt. 1s Bändchen. Mit Holzſchnitten. 8. 12 Gr.

• **Wielands** Auserleſ. 3 Theile. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kanonikus **Ziegra's** Standrede am Sarge des weil. hochwürd. und hochgel. Herrn J. M. Götze. 8. 5 Gr.

Muſikalien.

Canzonetten und Romanzen aus dem Roman Rinaldo Rinaldini, für die Guitarre und Pianoforte. Von Bornhardt und Schulze. gr. Querfol. 1 Thlr.

Hunger 6 Polonaises pour le Clavecinà 4 mains. 4. 16 Gr.

Lieder der geſelligen und einſamen Freude. Gedichtet von Voigt und fürs Klavir geſetzt von Kirſten. 4. 1 Thlr.

Lieder und Geſänge aus dem Roman: Die Lazaroni. Mit Begleitung der Guitarre und des Pianoforte von J. H. L. Bornhardt. gr. quer Folio. 12 Gr.

• **Pygmalion**. Eine Cantate von Rammler, im Klavierauszuge von Benda. Querfol 18 Gr.

• **Schale** leichte Vorſpiele für die Orgel und das Klavier. 4 H. Querfol. 3 Thlr. 4 Gr.

• Deſſelben leichte Nachſpiele für die Orgel und das Klavier. Querfol. 20 Gr.

• **Seckendorfs** Volks- und andere Lieder, mit Begleitung des Fortepiano. 3te Samml. Neue Aufl. 4. 8 Gr.

• **Uber** 3 sonates pour le Clavecin avec accomp. de Violon et Violoncelle obliges et de 2 Cors de Chasse ad libitum. Collection. Iere. 1 Thlr. 8 Gr.

• Du même 3 sonates pour le Clavecin avec accomp. de Violon et Violoncelle obliges et de 2 Cors de Chasse ad libitum. Collet. 2e. 1 Thlr. 8 Gr.

• Du même 6 sonates pour le Clavecin ou Pianoforte à l'usage des commençans. Coll. Iere. 8. 16 Gr.

• Du même sonate pour le Clavecin avec accomp. de Violon et Basse.	6 Gr.
• Du même 6 Divertissemens pour le Clavecin avec accomp. de Flûte, Violon, 2 Cors de Chasse et Basse.	3 Thlr 12 Gr.
• Wagenſeil's Ehrlichkeit und Liebe. Ein Schauſpiel mit Geſang. Klavierauszug von Wolf. Neue Aufl. Querfol.	18 Gr.
• Wolf 6 Sonaten fürs Klavier. Neue Auflage. Querfol.	15 Gr.
• Deſſelben Oſterkantate. Neue Aufl. Fol.	1 Thlr. 16 Gr.

Holzſchnitte von Gubitz.

Peſtalozzis Portrait in 4to	20 Gr.
Anſicht von Dobberan.	1 Thlr.
4 Holzſchnitte zu Arndts Reiſen.	2 Thlr.
1 — zu Juliens Briefen.	8 Gr.
1 — zu Lange Züge.	8 Gr.
2 — zu Robinſons Kolonie.	16 Gr.
2 — zu Wien und Berlin.	16 Gr.
1 — zu Henriette oder das Weib ꝛc.	8 Gr.
1 — zu Lohn der Tugend.	8 Gr.
3 — zu Adolfino ꝛc.	18 Gr.
1 Umſchlag zu Wien und Berlin.	16 Gr.
1 Vignette zum Armenweſen.	4 Gr.
1 — zu Claudius Brieſſteller.	4 Gr.
1 — — — Rathgeber.	4 Gr.

Kupferſtiche.

Peſtalozzis Portrait, gemalt v. Schöner, in getuſchter Manier bearbeitet von Freidhoff. Fol.	3 Thlr.
Marſch der Franzoſen nach dem Bivouac bei Leipzig den 18ten October 1806.	1 Laub-Thlr.
Der 18te October 1806 in Leipzig.	1 Laub-Thlr.
18 Kupfer zu Rinaldo v. Penzel.	3 Thlr.
18 verſchiedene Kupfer v. Jury und Penzel.	3 Thlr.
2 Kupfer zur Stimme eines Wanderers.	2 Thlr.

24 Kupfer zu Koſegartens Clariſſa.	5 Thlr. netto.
Koſegartens Portrait	2 Thlr.
Die Bürgerſchule zu Leipzig.	16 Gr.
Napoleons Portrait in 4to ill.	12 Gr.
— — — ſchwarz.	4 Gr.
— — in ſtehender Figur ill	16 Gr.
— — — ſchwarz.	8 Gr.
— — zu Pferde in Begleitung der Generale Hülin und Clarke ill.	1 Thlr.
— — — ſchwarz.	8 Gr.
8 illum. Kupfer zu Wien und Berlin.	18 Gr.
